Digitized by Google

4° Per. 15 (39,2
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Neununddreissigſter Jahrgang.

1845.

Juli.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

# I n h a l t.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

## Gedichte.

Des Vaters Tod. Von A. Schults. 162.
Wahrzeichen. Von Schanenburg. 165.
Reliquien von Karl Valentiner. 171.
Wenerſee. Von Th. Fontane. 172.
Gedichte von J. Thomſen in Schleswig. 174. — 176. — 179.
Lieder aus Tirol. 181.

## Charade.

Liebhaber. 156.

## Erzählungen.

Ein alter Name. Von Louiſe von G. 156 — 168.
Das Edelſteinmährchen. Von A. v. Sternberg. 175 — 182.

## Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Ueber ein Gemälde von E. Schorn. 156.
Ueber Volkstracht im Gebirge. 157. 158. 159. 160. — 170. 171. 172.
Drei Briefe Schubarts. 161.
Die Londoner Straßen. 165. 164. — 169. 170.
Des Erzherzogs Johann lezte Reiſe in Tirol im Mai 1845. 166 — 169.
Aus Friedrich de la Motte Fouqué's Briefwechſel. 171. 172. 173. 174. — 176. — 180.
Beſteigung des Pic du Midi. 175 — 175.
Die Stadt in England. 177 — 179.
Aus dem Leben Herzogs Ernſt II. zu Sachſen-Gotha und Altenburg. 182.

## Korreſpondenz.

Berlin. 156. — 168. 169. 170. 171. 172. — Elberfeld. 157. — 175. 174. 175. — Frankfurt a. M. 158. 159. 160. — Dresden. 161. 162. 163. — Paris. 165. 164. 165. — 181. 182. — Baden-Baden. 165. 166. — Wien. 167. 168. 169. — Leipzig. 176. 177. 178. — Köln. 178. 179. 180.

---

# Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Nationalökonomie. 1) Das nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie. Von Dr. Friedrich Liſt. — 2) Poſitives Syſtem der Volkswirthſchaft oder Socialtheorie. Von Dr. Hugo Eiſenhardt. — Novellen. Erzählungen und Novellen von A. v. Sternberg.

Nro. 68.

Lyriſche Dichtkunſt. Lieder der Sehnſucht nach den Alpen. Von J. L. Pyrker. — Länder- und Völkerkunde. Die heutigen Syrier oder geſellige und politiſche Zuſtände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und dem Druſengebirge nach den Aufzeichnungen eines Reiſenden (1841—1845). Aus dem Engliſchen mit ſtatiſt. Nachrichten aus der Handſchrift des Verfaſſers vermehrt.

Nro. 69.

Trauerſpiele. Arnaldo von Brescia. Tragödie von G. B. Niccolini. Nebſt der Biographie Arnaldos. Ueberſezt von B. v. Lepel. — 2) Arnaldo da Brescia, tragedia di Niccolini, Nro. 11 des teatro italiano. — Vermiſchte Schriften. Volksbuch für 1845 mit beſonderer Rückſicht auf Schleswig, Holſtein und Lauenburg. Mit Beiträgen von Vielen, herausgegeben von Biernatzki.

Nro. 70.

Dramatiſche Dichtkunſt. Ausgewählte dramatiſche Werke von J. L. Heiberg. Aus dem Däniſchen von Profeſſor Dr. Kannegießer. — Statiſtik. Kirchliche Statiſtik oder Darſtellung der geſammten chriſtlichen Kirche nach ihrem gegenwärtigen äußeren und inneren Zuſtande. Von Dr. Julius Wiggers.

Nro. 71.

Kunſt. Die Dresdner Gemäldegalerie in ihren bedeutungsvollſten Meiſterwerken erklärt von Dr. Julius Moſen. — Geſchichte. Politiſches Vermächtniß Sr. Majeſtät des verſtorbenen Königs von Schweden, Karl Johann. Von dem hohen Verſtorbenen.

Nro. 72.

Politiſche Schriften. E. M. Arndts Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen. Zum erſtenmal geſammelt und durch Neues vermehrt.

Nro. 73.

Politiſche Schriften. E. M. Arndts Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen ꝛc. (Schluß.)

Nro. 74.

Romane und Novellen. 1) Ausgewählte Bibliothek der Claſſiker des Auslandes. 41ſter und 42ſter Band. Skizzen aus dem Alltagsleben von Frederike Bremer. In Delekarlien. Aus dem Schwediſchen. — 2) Neue Novellen von Theodor Mügge. — 3) Hölty. Roman von Friedrich Voigts. — 4) Cypreſſenblätter von Ottar Baldur. — 5) Die todte Tante. — Länderkunde. Topiſche Geographie von Bayern. Von Friedrich Wilhelm Walther.

Nro. 75.

Alterthumskunde. Text zu Eduard Gerhards antiken Bildwerken. — Dramatiſche Dichtkunſt. Amadäus. Dramatiſches Mährchen von Wilhelm Gärtner.

Nro. 76.

Roman. Paul. Von A. v. Sternberg. — Topographie. 1) Beſchreibung Roms. Ein Auszug aus der Beſchreibung der Stadt Rom von Ernſt Platner und Ludwig Urlichs. 2) Römiſche Topographie in Leipzig. 3) Topographie Athens. Von M. Martin Leake. 4) Die Akropolis von Athen. Ein Vortrag im wiſſenſchaftlichen Vereine zu Berlin. Von Ernſt Curtius.

Nro. 77.

Länder- und Völkerkunde. Iſtrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. — Adelsbuch. 1) Hiſtoriſches und genealogiſches Adelsbuch des Großherzogthums Baden. Nach offiziellen, von den Behörden erhaltenen und andern authentiſchen Quellen bearbeitet von Fr. Caſt. 2) Genealogiſches Jahrbuch des deutſchen Adels für 1844. 3) Daſſelbige für 1845.

---

# Kunſt-Blatt.

Nro. 52.

Die Liebfrauenkirche zu Halberſtadt und die in ihr enthaltenen Kunſtdenkmäler der Bildnerei und Malerei. — Kunſt-

Digitized by Google

ausſtellung in Wien im Jahr 1845. (Fortſetzung.) — Perſönliches. — Verſteigerung. — Ausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 53.

Die Liebfrauenkirche zu Halberſtadt ꝛc. (Fortſetzung.) — Kunſtausſtellung in Wien im Jahr 1845. (Schluß.) — Akademien und Vereine.

Nro. 54.

Die Liebfrauenkirche zu Halberſtadt ꝛc. (Fortſetzung.) — Neuer Kupferſtich. S. Antonius. Nach dem Originalgemälde des Eſt. Murillo in dem königl. Muſeum zu Berlin gezeichnet und geſt. von J. Caspar. — Akademien und Vereine.

Nro. 55.

Die Liebfrauenkirche zu Halberſtadt ꝛc. (Fortſetzung.) — Beiträge zur Kunde Dürer'ſcher Holzſchnitte. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen.

Nro. 56.

Italieniſche Kunſtgeſchichte. 1) Nuova raccolta di Lettere sulla pittura, scultura ed architettura, scritte da' più celebri personaggi dei secoli XV a XIX, con note ed illustrazioni di Michelangelo Gualandi, in aggiunta a quella data in luce da Mons. Bottari e dal Ticozzi. — Die Liebfrauenkirche zu Halberſtadt ꝛc. (Schluß.) — Muſeen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 57.

Italieniſche Kunſtgeſchichte. (Fortſetzung.) 1) Nuova raccolta di Lettere sulla pittura, scultur a a[illegible]tettura, scritte da' più celebri personaggi dei s ecoli XV a XIX etc. — Zur Geſchichte des Holzſchnitts und [illegible] K[illegible]pferſtichs. — Bauwerke. — Malerei. — Plaſtik.

Nro. 58.

Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. Geſchildert von F. Oſten. — Italieniſche Kunſtgeſchichte. 2) Memorie originali italiane risguardanti le belle arti. — Plaſtik. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 59.

Archäologie. 1) Von dem Einfluſſe der Gottheiten auf die Ortsnamen. Akademiſche Abhandlung von Dr. Th. Panofka. 2) Die Heilgötter der Griechen. Akademiſche Abhandlung von Th. Panofka. — Italieniſche Kunſtgeſchichte. 3) Memorie storiche di Ottaviano Nelli pittore Eugubino illustrate con documenti da Luigi Bonfatti. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Kunſtgeſchichte.

Nro. 60.

Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Archäologie. 1) Von dem Einfluſſe der Gottheiten auf die Ortsnamen ꝛc. 2) Die Heilgötter der Griechen ꝛc. (Schluß.) — Nekrolog. H. Gensler. — Statiſtik und Kunſt. — Neue Kupferſtiche. — Bilderwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Nr. 61.

Moderne Literatur und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Die neue Londoner Börſe. — Perſönliches.


[189] Im Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Morgenland und Abendland.

## Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Paläſtina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien Portugal und Südfrankreich.

Vom

### Verfaſſer der Cartons.

Zweite Auflage.

2 Bände gr. 8. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

**Inhalt des erſten Bandes:**

Türkei, Griechenland, Aegypten. 1. Reiſeluſt. 2. Die Donaureiſe. 3. Konſtantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwiſche. 6. Türkiſche Badeſcene. 7. Die Reform. 8. Die Caſernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Seraskier. 11. Europäiſche Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne des Piräus. 16. Athen. 17. Der König und ſein Haus. 18. Das Reiſen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Meſſene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechiſche Zuſtände. 29. Die Phäakeninſel. 30. Alexandrien. 31. Mehemed Ali. 32. Aegyptiſche Beſteuerung und Juſtiz. 33. Einrichtung zur Nilreiſe. 34. Die Nilbarke. 35. Reiſe nach Cairo. 36. Die Kalifenſtadt. 37. Ibrahim Paſcha. 38. Aegyptiſche Lehranſtalten. 39. Die Pyramiden. 40. Nilfahrt nach Theben. 41. Theben. 42. Hermonthis und Ombos. 43. Philä und die Katarakten. 44. Das Beduinenlager. 45. Die Felſengräber. 46. Rückreiſe auf dem Nil. 47. Tentyra. 48. Das Sklavenſchiff. 49. Der Paſcha und die Alterthümer. 50. Die ſchöne Safie. 51. Ritt durch die Wüſte.

**Inhalt des zweiten Bandes:**

Paläſtina, Syrien, Spanien, Portugal, Südfrankreich. 1. Jeruſalem. 2. Bethlehem. 3. Das todte Meer. 4. Paläſtina. 5. Nazareth. 6. Gang über den Jordan. 7. Damaskus. 8. Chriſtenmord in Damaskus. 9. Der Antilibanon. 10. Balbek. 11. Der große Libanon. 12. Beyrut. 13. Cypern und Rhodus. 14. Das geſtrandete Schiff. 15. Die Dampfſchiffe im Mittelmeer. 16. Malta. 17. Die franzöſiſche Berberei und die Spitze von Europa. 18. Malaga. 19. Die andaluſiſche Landkutſche. 20. Granada. 21. Die Alhambra. 22. Reiſe nach Aranjuez. 23. Aranjuez. 24. Madrid. 25. Das Stiergefecht. 26. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 27. El Escorial. 28. Drei Tage unter Räubern. 29. Das Land der Mauren. 30. Sevilla. 31. Die Cigarren-Fabrik. 32. Cadix. 33. Liſſabon. 34. Cintra. 35. Der Phénicien. 36. Die Provence. 37. Die Rhone.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

## Vierteljahrs-Schrift 1845. 3tes Heft.

[188] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# das 3te Heft der deutſchen Vierteljahrs-Schrift für 1845.

**Juli—September.**

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

**Inhalt:**

Die deutſch-katholiſche Kirche. — Ueber Cretinismus und das Hoſpiz auf dem Abendberg. — Das literariſche Eigenthum und ſeine Fortbildung in Deutſchland durch Geſetzgebung und Praxis nachgewieſen an dem Schelling-Paulus'ſchen Rechtsſtreite. — Die Selbſtverwaltung der Gemeinden und Diſtrikte. — Die Encyclopädien, ein literar-hiſtoriſcher Rückblick. — Die Reform der deutſchen Rechtswiſſenſchaft und der Beruf der Geſetzgebung. — Die militäriſche Benutzung der Eiſenbahnen. — Die däniſchen Ständeverhandlungen über die Staatseinheit. — Kurze Notizen.

---

## Johannes von Müller's Weltgeſchichte in Schillerformat.

[101] In unterzeichnetem Verlage iſt ſo eben erſchienen:

# Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geſchichten,

beſonders der

**europäiſchen Menſchheit**

von

**Johannes von Müller.**

Taſchen-Ausgabe. 4 Bände.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Dieſe neue Ausgabe eines unübertroffenen Geſchichtswerkes iſt aus dem Grunde veranſtaltet worden, daß auch dem minder Bemittelten die Anſchaffung eines Buches ermöglicht werde, welches allein ſchon dem Verfaſſer den Namen des „deutſchen Tacitus“ erworben haben würde, wären auch ſeine übrigen unſterblichen Werke nicht geſchaffen worden.

Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, die Freunde der Werke Joh. von Müller's darauf aufmerkſam zu machen, daß

# die ſämmtlichen Werke

**von J. v. Müller,**

Taſchen-Ausgabe in 40 Bänden.

Preis 12 fl. oder 7 Rthlr.

fortwährend durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

Digitized by Google

№ 156.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 1. Juli 1845.

A great perturbation in nature! to receive at once the benefit of sleep, and to do the effects of watching! — What a sigh is there! The heart is sorely charged.

Shakespeare.

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Wieder im Gaſthof angekommen, riegelte Auperg ſeine Thüre und nahm aus ſeinem Koffer eine einfache kleine Ledermappe, die in der einen Seitentaſche eine Menge des feinſten Poſtpapiers enthielt, in der andern viele kleine zierliche Briefe. Einen derſelben nahm er heraus und durchlas ihn, aber man ſah ihm an, daß er ihn auswendig wußte; traumeriſch hingen ſeine Augen an den feinen Zügen, und das glückliche Lächeln, das in dieſem Augenblick ſeinen Mund umſpielte, gab ihm einen Anflug von wirklicher Schönheit. — Er beantwortete nun den kleinen feinen Brief; ſeine Wange wurde röther, ſein Auge leuchtete, es war offenbar, der Geiſt kam über ihn — der Geiſt der Liebe.

Am andern Morgen, nachdem er ſeine Dienſtgeſchäfte abgemacht, ging er nach dem Hauſe der Madame Ahlen. Er war allein; die Magd öffnete ihm wieder, aber ſie führte ihn nicht wie geſtern zu ihrer Herrin, ſondern ſchloß ihm gleich unten eine Thüre auf, die zu ſeiner Wohnung führte. Man hatte Laden und Fenſter geöffnet und die friſche Winterluft drang in zwei hohe, gewölbte, düſtere Zimmer mit ſchweren verblichenen Seidentapeten; in einem ſtand ein ungeheures Himmelbett und eine abgetackelte Toilette mit einem ovalen Spiegel darüber.

„Kann ich denn heute meine Sachen herbringen laſſen?“ fragte Alexander. — „Gewiß, und die gnädige Frau läßt Ihnen ſagen, Sie möchten nur, bis Sie ſich ſelbſt Holz gekauft, von dem übrigen gebrauchen; ich werde jetzt gleich einheizen, damit es warm iſt, bis Sie kommen.“ — Auperg fragte ſich, warum die alte böſe, verrufene Frau ſo freundlich gegen ihn ſey. „Sie ſieht mir meine Harmloſigkeit an,“ dachte er lächelnd.

Wer weiß nicht, welche ſonderbare Empfindung es iſt, wenn man in einer neuen Wohnung, in der man längere Zeit zu verweilen gedenkt, das erſtemal ſich zur Nachtruhe begibt? Beſonders grell iſt aber dieſe Empfindung, wenn man allein iſt und nichts einen von der Betrachtung der ungewohnten Umgebung abzieht. — Alexander hatte ſich in ſein großes Himmelbett gelegt, und war im Begriffe, das Licht zu löſchen, als ihn eine gewiſſe ſchauerliche Empfindung einen Augenblick zögern ließ; aber er ſchämte ſich dieſer Regung, die ihn zum erſtenmal in ſeinem Leben überkam, und das Licht erloſch. Hell ſchien der Vollmond durch die Fenſter, deren untern Theil nur dünne Mouſſelinvorhänge verſchleierten. Das Zimmer ſchien rieſig groß; Alexander zog die ſchweren Vorhänge des Himmelbettes zuſammen, ſo daß Dunkelheit ihn umgab, aber er konnte das kalte

Mondlicht draußen nicht vergeſſen. Endlich fiel er in ſüßen Schlaf.

Er mochte einige Stunden geruht haben, als er plötzlich aus dem tiefſten Schlafe auffuhr; ein Geräuſch hatte ihn geweckt. Er horchte. Deutlich hörte er die Thüre ſeines erſten Zimmers ſchließen und dann leiſe, leichte Schritte. Er ſezte ſich aufrecht im Bett, und mit kalter, aber feſter Hand theilte er die Vorhänge. Ein grauſiger Anblick! Auf der Schwelle ſeines Schlafzimmers — er hatte die Thüre offen gelaſſen — ſtand, vom grellen Mondlicht beleuchtet, eine kleine weiße Geſtalt, mit bleichen verwelkten Zügen und brennenden dunkeln Augen, die ſchauerlich weit offen ſtanden. Eine kleine altfränkiſche Nachthaube deckte den ſpitzen Kopf, ein weiter Pudermantel umhüllte die dürftige Geſtalt. Nun ſchritt ſie in's Zimmer, gerade auf Alexanders Bett zu; aber ſie ging vorüber und ließ ſich langſam auf dem Stuhle vor der Toilette nieder, die zu Häupten des Bettes ſtand. Alexander mußte ſich vorbeugen, um ſie zu ſehen; er that es, obgleich ihm das Herzblut ſtockte.

Nun hörte er einen tiefen Seufzer und dann vernahm er deutlich die Worte: „O wie bin ich ſo häßlich! Wird nie der Tag kommen, wo mir dieſer Spiegel ſchönere Züge zeigt? O wie häßlich! wie häßlich! und dieſe hohe Schulter — iſt ſie denn gar nicht zu verbergen? kann kein Pariſer Spitzenkragen ſie verdecken? O ich armes, häßliches, unglückliches Weib!“ Und ſie ſchlug die Hände vor das Geſicht und weinte laut.

Nach einer Weile erhob ſich die Geſtalt und trat an's Fenſter, dann wandte ſie ſich und ging langſam, wie ſie gekommen, durch das erſte Zimmer wieder fort und Alexander hörte ſie wieder die äußere Thüre ſchließen.

Er athmete auf. Was war das? ein Geſpenſt? Die Worte: kann kein Pariſer Kragen dieſe Schulter verdecken? erinnerten ihn auf barocke Weiſe an Lady Macbeths: „alle Wohlgerüche Arabiens verſüßen dieſe kleine Hand nicht!“ und er war nun überzeugt, daß auch ſeine Erſcheinung eine Nachtwandlerin, und daß es ſeine Hausfrau geweſen. Alles Grauſen ſchwand vor dem feſten Vorſatz, die Sache zu erforſchen.

## III.

Im Hauſe des Miniſters von Berſtorff war alle Tage Geſellſchaft. Da die Miniſterin kränklich war und Abends nie ausging, ſo konnte man ſicher ſeyn, täglich bei ihr eine Taſſe Thee und einige Menſchen anzutreffen, und man war des freundlichſten Empfangs gewiß. Es gibt zweierlei Höflichkeiten, die erlernte und anerzogene, und die, die aus dem Herzen kommt. Ein recht gutmüthiger Menſch wird immer höflich, nie grob ſeyn, weil er Andere nicht verletzen kann. Von der zweiten, beſſern Art war die Höflichkeit der Miniſterin, und das empfanden ihre Gäſte. Sie war ein Edelfräulein vom Lande, nicht ſchön, nicht geiſtreich, nicht einmal gebildet, d. h. auf die Art, wie man es heutzutage verſteht. Sie kannte keine fremden Sprachen und wußte nichts von Literatur und Kunſt, ja ſie war eigentlich ganz unwiſſend, und dennoch unbeſchreiblich liebenswürdig.

Als ſie ſich vor zwanzig Jahren verheirathete, damals achtzehn Jahre alt, behauptete alle Welt, ihre Unwiſſenheit ſey charmant, aber eben nur mit großer Jugend gepaart, könne man dieſen Mangel alles Unterrichts reizend finden. Ihr Gemahl, der damals Aſſeſſor war, fürchtete daſſelbe und ließ ihr allen möglichen Unterricht ertheilen; aber ſie lernte nichts. Das Wenige, was man ihr mit unendlicher Mühe beibrachte, haftete nur kurze Zeit, um dann ſpurlos zu verfliegen. Dabei wurde ſie blaß und kränklich, das viele Sitzen, das ungewohnte Leſen und Lernen machten ihr Kopfweh, und als ihr Mann ſah, daß es ernſtlich ihre Geſundheit angriff, verabſchiedete er die Lehrer und Gouvernanten, und Annette war wieder das alte freie fröhliche Weſen. Herrn von Berſtorff ſchmerzte es freilich noch oft, wenn ſie, zwar mit dem lieblichſten Erröthen, ihm eines ihrer allerliebſten Briefchen brachte (denn ohne ſeine Cenſur durfte nichts von ihr aus dem Hauſe) und er darin manchen orthographiſchen Fehler fand; denn wir müſſen es leider geſtehen, Ihre Excellenz die Frau Miniſterin von Berſtorff konnte nicht einmal orthographiſch ſchreiben.

Nach vierjähriger Ehe hatte ſie ihrem Gemahl eine Tochter geboren, wobei man ihr eigenes Leben nur mit Mühe erhalten, und ihre Geſundheit blieb von da an äußerſt ſchwankend. Ihr Kind hatte Herr von Berſtorff gleich nach der Geburt einer Jugendfreundin übergeben, die es mit ihren Kindern erzog. Annette klagte und jammerte vergebens nach ihrer Kleinen, man brachte ſie ihr nur zuweilen auf einen Tag. Mit acht Jahren kam ihre Tochter in eine Penſion, um ſie erſt im ſechzehnten wieder zu verlaſſen. Das war der unabänderliche Wille des Vaters, dem ſich Annette mit ſchwerem Herzen, aber kaum eine Klage wagend, fügte. Herr von Berſtorff wollte nicht, daß ſeine kleine Stephanie der Mutter ähnlich werde, ſo ſehr er die Mutter liebte; aber als er ſie heirathete, hatte er geglaubt, ganz andere Dinge mit ihr ausrichten zu können, und das verzieh er ihr denn doch nicht.

So hatte Annette eine Tochter, ohne je das Glück der Mutter gekannt zu haben; nichts als die Schmerzen waren ihr zu Theil geworden. Sie war nun faſt vierzig Jahre alt, und trotz allen Prophezeiungen der Welt, liebenswürdig wie mit achtzehn, beinahe noch liebenswürdiger, denn ihre Leiden hatten über ihre Heiterkeit, die ihr dennoch geblieben, einen Schleier geworfen, unter dem ſie doppelt anmuthig hervorſchimmerte. Seit vier

Digitized by Google

Wochen hatte ſie nach ſiebzehnjähriger Entbehrung ihr Kind bei ſich, und Stephanie war ihr wie eine Weihnachtsbeſcheerung; ſie konnte ſich nicht ſatt an ihr ſehen.

Stephanie glich äußerlich gar nicht ihrer Mutter. Sie war groß und voll, blühend und kräftig, im vollen Glanze des erſten Frühſommers, ſie hatte, was ältere Mädchen und Frauen la beauté du diable nennen, im höchſten Grade. Ihre Mutter dagegen war klein und zierlich, blaß und ſchmächtig, aber durch dieſe kleinen feinen Formen ſah ſie viel jünger aus, als ſie war, höchſtens dreißig Jahre. Zu dieſem jugendlichen Ausſehen trug auch der Ausdruck ihres Geſichtes viel bei, aus dem noch ganz die Güte und das offene Vertrauen der erſten Jugend ſprachen. Ihre großen blauen Augen waren ehrlich und unſchuldig, wie die eines Kindes, ſie waren wie ihre Seele.

(Fortſetzung folgt.)

## Ueber ein Gemälde von C. Schorn.

(Schluß.)

Da iſt eine hochgewachſene Blondine, die mit einem unnachahmlich ſchönen Zug von Stolz und Kälte mißtrauiſch prüfend im Saale umherſieht, ob unter dieſen maskirten Henkersknechten, dieſen brutalen Siegern Niemand ſich findet, der mit ihrem glühenden Herzen ſympathiſirt, der die Sprache ihrer ſcharfen und milden Augen verſteht. Wie herrlich iſt dieſe Figur! Wenn wir uns entſchließen und auf Treu und Glauben die Geſchichte annehmen, ſo wie ſie uns hier gegeben wird, ſo iſt dieſe hoheitgebietende Geſtalt die Seele jenes ſchwachen und träumeriſchen jungen Mannes geweſen. Sie hat ihn zum Aeußerſten getrieben und den Purpurmantel über ſeine Schultern geworfen, eine That, zu der er nie den Muth in ſich gefunden hatte. Jezt, da es zum Tode geht, ſteht ſie mit dem ganzen Ingrimm ihres ſtolzen, gefolterten Herzens kalt und höhnend da und ſpürt in der Menge umher, ob ſich nicht doch noch Rettung zeige. Sie iſt die wahre, echte Königin und bleibt es auch auf den Stufen des Schaffots.

Die übrigen Frauen ſind ſehr ſchön, aber da ſie in ihrem Schmerze nur rühren wollen, ſprechen ſie nicht ſonderlich zum Geiſte und geben dem Gange des Dramas keine neue Entwicklung; in der blonden, hochaufgerichteten Frau aber iſt die Zukunft wie die Vergangenheit der Sekte angedeutet. Eine ſolche Frau konnte in der Nähe eines Mannes nicht verweilen, ohne ihn zum Wahnſinn oder zur Größe zu treiben. Aehnliches hat Schiller in der Gräfin Terzki gegeben, die auch Zukunft und Vergangenheit des Helden, dem ſie ſich zur Seite geſtellt, in ihrem Buſen trägt. — Von der einen Frau ſieht man nur ihr ſchönes blondes Haar, das iſt genug, von der andern nur die ſchlanken Formen der Taille, auch das iſt genug. Der Schneider hat Geſchmack, wir glauben ſchon, daß die abgewendeten Geſichter nicht minder reizend ſind, als die wir ſchauen. Eine junge Frau, vielleicht erſt vor Kurzem zu der problematiſchen Königswürde gelangt, ſcheint mehr um die Krone als um den Mann zu trauern, eine andere zeigt einen ergreifenden Liebesſchmerz, und ihre Geberde, wie ſie bittend die Hände dem Biſchof entgegen ſtreckt, iſt erſchütternd und zugleich peinigend für das Gefühl, denn man ſieht zu deutlich, daß ihr keine Gewährung wird.

Gewänder und Putz bei dieſen Frauen ſind mit dem zierlichſten Geſchmack der modernen Toilettenkunſt im Styl des Mittelalters geordnet. Weich, voll und üppig iſt dieſer Sammt und die blonden und brünetten Damen wiſſen recht wohl, welche Farbe ihnen gut zu Geſichte ſteht. Dann gibt's künſtleriſche Uebergänge, Farbeneben, im Himmel des guten Kolorits geſchloſſen, glücklich improviſirte Schatten, klare Tiefe und ſchmeichelnde Reflexe. Die trockene braune aſcetiſche Farbe, wie ſie ſonſt von Düſſeldorf her das erſchreckte Auge der Kunſtenthuſiaſten traf, iſt hier in muſikaliſchen Wohllaut der Farbenharmonie aufgelöst, und es ſcheint, daß jene famoſen niederländiſchen Bilder von Biefve und Gallait nicht ohne Einfluß auf unſeren Künſtler geblieben ſind.

Noch hervorzuheben iſt eine allerliebſte Kindergruppe auf den Stufen des biſchöflichen Throns. Der Himmel weiß, welch arge Schalkheit der Künſtler wieder mit dieſen Kindern beabſichtigt hat; doch abgeſehen von jedem andern Zweck, konnte ihn der glückliche Gedanke geleitet haben, in dieſen lieblichen, blühend friſchen, unſchuldigen Kindergeſichtern einen Gegenſatz mit den ſchroffen, verlebten Zügen des tyranniſchen Greiſes auf dem Throne aufzuſtellen. Die Kleinen betrachten mit neugierigem Blick die goldenen Ketten und die andern Kleinodien der gefangenen Wiedertäufer. Es iſt ein hübſcher Gedanke daß das, weßhalb die Alten und Mächtigen oben zanken, in niederer Region von den Kindern als Spielzeug betrachtet wird. Eine liebliche Philoſophie.

Ein Page und der Narr ſind ebenfalls noch hervorzuheben. Der erſtere, ein noch knabenhafter Jüngling, ſieht mit einem hübſchen Zug von Poeſie und Trauer in dem jugendfriſchen Geſichte auf das gefangene Weib zu ſeinen Füßen. In ihm erwacht gewiß einer jener milden und edeln Geiſter, welche in der Nacht jener Zeiten, die, dem Himmel ſey Dank, weit hinter uns liegen, als Lichtbilder glänzen. Der Narr iſt vortrefflich gedacht und ſehr gut poſtirt. Im Winkel des Bildes ſitzt er und

Digitized by Google

lacht. In dieſem Lachen iſt der cyniſche Spott des Weltmanns ausgedrückt, dem alles und jedes, was paſſirt, gleich iſt, und dem Irrthum wie Wahrheit nur dient, um für den Moment einem guten Einfall Platz zu geben. So ruft er, indem er den gefangenen Schneiderkönig betrachtet, innerlich gewiß die Worte: „Nicht übel! Gleich acht Frauen auf einmal, und gleich die allerſchönſten im ganzen Lande! Ja, Freund, wenn das ſo ginge, ich wäre gleich der Erſte, der zu deinem komiſchen Prophetenthum überginge. Aber du ſiehſt, es gibt andere Leute, die ganz eben ſo denken, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie das Gute nicht dir gönnen, ſondern ſich. Zum Unglück haben Jene die Macht und folglich das Recht, und ſie ſchlagen dich todt wie einen tollen Hund, und ich — lache über beide Theile.“ — Das iſt die ſatte Indifferenz der Welt! Wir wollen ihr das lezte Wort auch hier laſſen, ſo wie ſie's überall in allen irdiſchen Händeln behalt, und hiemit die Kritik eines Bildes ſchließen, das uns viele Freude gemacht hat.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, Juni.**

(Schluß.)

Die Reform des Judenthums.

Mit ſichern Schritten gehen die Juden an ihre Reform. Es iſt wohl Niemand, der das Bedürfniß im Ernſt läugnete, und die Frage dreht ſich nur darum, ob der Zeitpunkt jezt dafür da iſt und wie weit eine Reform gehen könne und dürfe? woran ſich die ſchließt, ob dann noch überhaupt etwas vom Judenthum übrig bleibe, wenn alles Ueberflüſſige und Veraltete entfernt werden ſoll? Warten wir deßhalb auf die Kritiken über Dr. Sterns berühmtes Werk: „die Bedeutung des Judenthums,“ welches eben die Preſſe verließ; weniger auf die lobenden, denn ſie dürften eben nur das, was der Autor ſelbſt ausſprach, mit andern Worten wieder ſagen, als auf die feindlichen der Vertheidiger des Alten. Das Buch iſt ein Compendium von dem, was Bildung und Humanität vom alten Geſeze gelten laſſen; die Gegner werden, wenn ſie wirken wollen, ſich nicht darauf beſchränken dürfen, uns zu ſagen, daß man keine Religionen machen kann, ſondern ſie werden poſitiv die Sazungen hinſtellen, welche ihnen für unverbrüchlich gelten. Dann wird man ſehen, ob die Kluft untrennbar weit und tief iſt, oder ob ſich Brücken darüber ſchlagen laſſen. Das Bedürfniß ging der Reform hier, wie bei den Katholiken, voran, aber bei dieſen ging ſie gewiſſermaßen aus dem Volke, hier geht ſie aus der Intelligenz der Gebildeten hervor. Es iſt nicht das Streben nach Befreiung von veraltetem Formelweſen, denn dieſes iſt bei den jüdiſchen Anhängern, wie bei den Gegnern der Reform, längſt verfallen und beſeitigt; es iſt vielmehr das Verlangen nach einer neuen religiöſen Weihe, einer Wiederverkörperung des entſtellten Gedankens. Die Gegner der Deutſchkatholiken könnten ihnen vorwerfen, ſie wollen aus der poſitiven Religion hinaus in das Unbeſtimmte der Vernunftreligion. Hier umgekehrt will man aus dem Unbeſtimmten, in welchem man in der That lebt, zurück zu etwas Poſitivem; es iſt nur das Uebel, daß dieſes erſt beſtimmt werden muß, denn von dem Alten paßt ſo wenig. Man muß neue Ritualgeſeze, einen neuen Gottesdienſt machen; denn alles Ueberkommene ſtarrt von obſoleten, widerwärtigen, oder nur durch das Klima bedingten Vorſchriften. Hier finden die Gegner reichen Stoff zur Anklage: einen Gottesdienſt machen und woraus denn? Stern tadelt ſelbſt in ſeinen Vorleſungen das Beſtreben, welches ſich anderwärts gezeigt, den jüdiſchen Gottesdienſt dem chriſtlichen nachzubilden, inſofern man darin ſchon eine Reform ſuche. Dieſer Punkt war in der konſtituirenden Generalverſammlung der Reformfreunde denn auch der erſte Gegenſtand des Streites. Die prinzipielle Anſicht war, die Bildung eines Gottesdienſtes der Generalſynode zu überlaſſen, aber die Nothwendigkeit, das Bedürfniß entſchied, das Prinzip Prinzip ſeyn zu laſſen, und für die nach einer gemeinſamen Gottesverehrung dürſtenden Gemüther eine Form einſtweilen zu finden, welche der ſpätern Billigung unterliegen muß. Die jüdiſchen Reformer haben eben ſo intelligente als durchgebildete Männer an ihrer Spize, und auf der andern Seite keinen Papſt, keine Jeſuiten und keine conſervativen Regierungen zu Gegnern, ſondern nur eben ſo gebildete und aufgeklärte Männer, als ſie ſelbſt, welche die Reform für unnöthig halten, weil es nichts einzuſtürzen gibt, was nicht ſchon in Trümmern läge. Die ſtrengen Altgläubigen kommen bei dieſer Bewegung einſtweilen gar nicht in Betrachtung, außer daß ſie ihre Kinder mit rührenden Vorſtellungen angehen, von dem gottloſen Werke abzuſtehen und nicht eine 5000jährige Religion aus purem Uebermuth umſtürzen zu wollen. Dieſes Moment, dieſer moraliſche Widerſtand wird freilich bei allen Reformen eintreten. Die Jüngern machen ſie und die Aeltern ſchaudern über den Frevel.

---

## Charade.

1.

Woran dein Herz hängt, nennſt du ſo,
Es ſey Menſch oder Rock,
Buch oder Stein, fein oder roh,
Frucht oder Blumenſtock.

2. 3. (als Hauptwort).

Den Pferden bin ich 1, den Kindern
Mit Milch und Zucker mich zu lindern
Iſt üblich auch, und Hebel ſpricht
Darüber ein berühmt Gedicht.

1. 2. 3.

Für mich, o Mädchen, gäbeſt du
Buch, Rock und Stock und Stein
Weg freudig, könnt' ich hier im Nu,
Wie du mich wünſcheſt, ſeyn.
Und hätteſt du nichts auszuſtellen,
Du würdeſt gern dich mir geſellen,
Und fragt' ich: Mädchen, biſt du mein?
Du ſprächeſt ganz gewiß nicht Nein.

J. G. Moſer.

---

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 52.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 157.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 2. Juli 1845.

— Revel
With ruffs, and cuffs, and farthingales, and things,
With scarfs, and fans, and all this knavery.
Shakespeare.

## Ueber Volkstracht im Gebirge.

### Dritter Artikel.

Mußte ich ſchon während der im Bisherigen verſuchten Geſchichte und Darſtellung der männlichen Gewänder meine Zeichnung auf den einfachen Contour beſchränken und die Ausführung gleich anfänglich als eine lückenhafte anbieten, wie ſie aller Eifer und alle Luſt zu dem gewählten Vorwurfe wohl kaum auszufüllen vermöchte, ſo zwingt mich die Natur der Sache ſelbſt, bei der Muſterung der weiblichen Tracht die buntere Maſſe der Abarten, das kurzlebige Gefallen daran und die Tändelei mit all den geringfügigen Siebenſachen zum voraus in Erinnerung zu bringen, um nicht eben ſo leicht fahrläſſig als kleinkrämeriſch zu erſcheinen. Nehme ich die Beſchuldigung auf mich, um Weibertand und Schneiderruhm mich allzukritiſch bemüht zu haben, ſo wird man deſto geneigter ſeyn, da keine Details zu verlangen, wo man ſelbſt eine Sennerin und eine Traubenverkäuferin nicht um Aufſchlüſſe anſprechen kann, ohne zu viel oder zu wenig galant zu werden.

Es dürfte ſchon ſehr ſchwierig zu entſcheiden ſeyn, ob in der noch vorhandenen Volkſtracht die des ſchönen Geſchlechts an Verbreitung und Werth die männliche überwiege oder umgekehrt. A. Schott ſtellt die Regel auf, daß das weibliche Geſchlecht ſich durch treueres Feſthalten an dem überlieferten Gewand vor dem männlichen auszeichne; auf meinem Boden darf ich für beide Theile Lob wie Rüge gebrauchen.

Vollſtändigkeit, Sonderung nach einzelnen, geſchichtlich begründeten Gruppen möchte ich mehr für die Männer anſprechen, den Frauen gehört die Mannigfaltigkeit, und deßhalb wohl die Menge, Gutes und Schlechtes, Altes und Neues unter einander. Auf ein Syſtematiſiren dieſer Dinge mag man billig verzichten; mit der Chronologie nahmen es die Frauen nie ſo genau. Eher noch haben ſie Sinn für das, was mit Familie und Verwandtſchaft zuſammenhängt, für Sitte und Brauch ihres Stammes, und in ſo ferne könnte man an einer bojoariſchen Haarborte oder einer alemanniſchen Miederneſtel ſich aus dem Irrgarten heraushelfen. Aber wenn ſchon der männliche Patriotiſmus ein Gelüſte nach fremden Verſchönerungsbehelfen nicht abzuweiſen vermag, wie ſoll der weibliche ſtarkmüthig im heimathlichen Schmucke ein Genügen finden? — So helfe denn, was helfen kann. — Um einigermaßen aufzuräumen, werden Jahreszahlen und Stammeigenthümlichkeiten handlangern müſſen, und am Ende ſogar die Modebilder des Courier des Dames. Unerklärliches legen wir in Antiquarien nieder, als willkommenes Futter der Etruſko-, Kelto- und Germanomanen,

Digitized by Google

die beſonders um unſern Acker mit hartnäckigen Federn fechten.

Während wir im Oſten des von uns abgegrenzten Feldes bei den bajuwariſchen Enkeln Aelteſtes und Aechteſtes auffanden, reichen uns im Weſten die Enkelinnen ſchöne, erfreuliche Reſte vom züchtigen und ſinnigen Putz ihrer alemanniſchen Eltermütter. Die Frauen und Mädchen des Bregenzer Waldes, bei welchen das Kleid noch nicht Arme und Reiche ſcheidet, möchten viel vom urſprünglichen Brauche mit der ſteten Einfalt bewahrt haben, die überhaupt jenen grünen Winkel zur verborgenen Schatzkammer deutſcher Väterſitten werden ließ.

Beinahe überall nämlich findet man Mieder und Rock, der ältern Form ganz entgegen, getrennt; die Wälderinnen dagegen, und mit ihnen die Frauen in den Thälern, wo Alemannen als Anſiedler gelten, haben an dem feinfaltigen Rock von glänzender ſchwarzer Leinwand das Mieder, oder beſſer Leibchen feſtgeheftet, ohne irgend einen Taillenſchnitt. Die mäßig weite Juppe (ſo nennen ſie dieſes Kleidungsſtück) wird um die Leibesmitte mit einem Riemen gegürtet. Die älteſten Zeugniſſe für deutſche Frauengewänder deuten nun auf dieſelbe Form; der Oberleib, als beſonderes Kleid geſchnitten, gehört ſpätern Zeiten an, der Gürtel blieb aber noch in Ehren, als er ſchon nicht mehr ſeinen Zweck, die Zuſammenhaltung des Kleides über den Hüften, zu erfüllen hatte. Ueber der Bruſt iſt jenes Leibchen gerade in's Eck geſchnitten und läßt den Bruſtfleck (Bleatz) ſehen und darunter das Goller, das züchtig am Halſe ſich ſchließt. Aus ſchwarzem Sammet ſind dieſe Stücke gefertigt, der Bruſtfleck mit bunten Blumen geſtickt in Seide und Goldfaden, und eben ſo die breite Verbrämung des Leibchens. Ein funkelnder „Keaderſtreif," wie ſie ſagen, gilt als einziger Stolz neben dem mit Nägeln zierlich beſchlagenen Riemen, den die Prunkſchnalle aus Silber ſchließt, während an einem aus feinen Ledernesteln geflochtenen Riemen ein Schnappmeſſer (Häggel) davon niederhängt. Die Arme bedecken halbweite Aermel von dunklem Tuche, die einem unſichtbaren Unterleibchen angehören. Ueber Rock und Aermel wird zeitweiſe, beſonders zum Feſtputze, der „Schalk" getragen, eine Jacke mit Aermeln von glänzendem ſchwarzen Linnen, ringsum blau verändert, kurz genug und vorn ſo weit offen, daß die Herrlichkeiten des „Keaderſtreifen" und „Bleazes" den Blicken der Nachbarinnen nicht entzogen werden.

Der Schalk iſt indeſſen um vieles jünger als Goller und Juppe und möchte ſein Vorbild im patriziſchen Prunke vom Ende des ſechzehnten Jahrhunderts finden. Um wie viel ehrwürdiger erſcheint der Faltenmantel, den Braut und Ehrenmutter umhangen, ein gut mittelalterliches Gewand, noch üblich unter dem alten Namen „Flocke," in das ſich auch die Trauernden hüllen. Zu dieſem Mantel iſt aber die wohl noch ältere Stauche geſellt, ein langes Stück Leinen, das mit eigener Kunſtfertigkeit um Kopf, Geſicht, Nacken und Bruſt gewunden wird, zu einer ehrwürdig klöſterlichen Hülle. Im Walde umhüllen ſich nicht allein die Klagfrauen mit dem „Stuche," nach der älteſten Bedeutung wahlt die Braut ſchon bei der Trauung dieſen Frauenſchmuck, dem ſie noch für wenige Stunden ein Kränzlein aufheftet, und eben ſo „geſtaucht" iſt ihre Ehrenbegleiterin. Im Stauche laßt ſich das alte „Gebände," des Weibes Kopfzier, im Gegenſatze zum Schappel der Jungfrau, von dem wir in den Dichtungen der ritterlichen Sieger leſen, nicht verkennen. Wie vielfach ſehen wir auf alten Bildern, auf verwitterten Gräbern Reihen frommer Frauen in dieſen feierlichen Gewändern knieen!

(Fortſetzung folgt.)

---

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Mutter und Tochter ſaßen beiſammen auf dem Divan eines großen Empfangzimmers. Ihre Stellung war eine Umkehrung des natürlichen Verhaltniſſes: Annette ruhte am Arm ihrer Tochter, den Kopf an ihrer Bruſt, während Stephanie mit beinahe mütterlicher Zärtlichkeit auf das zarte Geſichtchen an ihrer Schulter herabſah.

„Iſt es auch wahr, Stephanie?" ſagte Annette mit ihrer ſüßen, unwiderſtehlichen Stimme, „iſt es auch wahr? haſt du wirklich alle Tage an dein Mütterchen gedacht, wie ſie an dich jede Stunde dachte?" — „Gewiß, gewiß, Mama. Wie habe ich mich auf das Wiederſehen gefreut! wie habe ich darnach geſeufzt, dir mein Herz auszuſchütten, offen, rückſichtslos, ohne eine Falte, und vier Wochen bin ich nun bei dir, und — und —" — „Nun, und was?" — „Und habe es doch noch nicht gethan," ſagte die Siebzehnjährige ſtockend und feuerroth. „Aber daran iſt Cornelie ſchuld," ſetzte ſie raſch hinzu, „Cornelie, die uns nie allein läßt."

Als habe eine Ahnung aus Stephanie geſprochen, ſo öffnete ſich jetzt die Thüre und Cornelie trat ein. Mit leichter Freundlichkeit grüßte ſie Mutter und Tochter, die wie ein erſchrecktes Liebespaar bei ihrem Eintritt auseinander fuhren, und nahm dann in einem Seſſel Platz, indem ſie langſam eine Tapiſſeriearbeit auseinander rollte.

Cornelie war die Nichte Herrn von Berſtorffs, die Tochter ſeiner Schweſter, die man an einen Bürgerlichen

Digitized by Google

verheirathet hatte. Dieſe war nicht ſchön und etwas beſchränkt geweſen, ſo daß ihre Familie froh war, als Regierungsrath Pidoll um ſie warb. Sie ſtarb, als Cornelie und ihre beiden Brüder noch kleine Kinder waren. Cornelie hatte kürzlich nun auch ihren Vater verloren und hielt ſich ſeitdem im Hauſe des Oheims auf. Sie war noch in Trauer. Der ſchwarze Anzug kleidete ſie nicht gut; ſie hatte einen dunkeln Teint und ihre übrigens gutgebaute Geſtalt war zu mager. Sie wußte das auch und trug deßhalb immer hoch am Halſe ſchließende Kleider und Halbhandſchuhe bedeckten ihre Hände. Haar und Augen waren dunkel, lange Wimpern gaben ihnen jugendlichen Reiz, Mund und Naſe waren etwas zu groß, daran war aber beſonders der Mangel an Fülle des Geſichtes ſchuld, den die lang herabhängenden glänzenden Locken ſo viel als möglich zu verbergen ſtrebten. Uebrigens machte ihre Erſcheinung immer einen bedeutenden, wenn auch nicht auf Jedermann einen angenehmen Eindruck.

Der Bediente öffnete jezt die Thüre und meldete den Grafen Auperg. Der Genannte trat einige Augenblicke darauf ein; es war Reinhard. Die Miniſterin und ihre Tochter grüßten ihn mit unbefangener Freundlichkeit, aber Corneliens Geſicht blieb unverändert ernſt, indem ſie ſich halb erhob und dann ſogleich wieder fortbeſchäftigte. Nachdem Reinhard eine Höflichkeitsphraſe an die Hausfrau gerichtet, fragte er Stephanie, wie ihr der geſtrige Ball bekommen.

„Gut, gut,“ ſagte ſie eifrig. — „Wie immer, wenn man ſiebzehn Jahre alt iſt,“ ſezte die Mutter lächelnd hinzu. „Das iſt ja die Zeit, wo einem Alles ohne Ausnahme gut bekommt.“ — „Haben Sie nicht den Tanz leidenſchaftlich geliebt, gnädige Frau?“ — „Ich? Nein, ich habe überhaupt nichts leidenſchaftlich geliebt als die Blumen und —“ Sie ſtockte, ein unendlich liebliches Erröthen glitt über ihr ſanftes Geſicht und machte es jung und blühend erſcheinen, im Nachglanze der Liebe zu ihrem Gemahl, der einzigen ihres reinen Lebens.

Cornelie ſah auf und ihre Tante an. Ihr großes Auge hing mit einem eigenen Ausdruck von Verwunderung an dem erröthenden Geſicht der älteren Frau. Reinhard begegnete dieſem Blicke und ſagte ſcharf: „Daß Fräulein Pidoll leidenſchaftlich gerne tanzt, weiß ich.“ — „Woher?“ fragte Stephanie neugierig. — „Als ich Fräulein Pidoll mit ihrem Vater in Wiesbaden traf, da ſah ich ſie zuerſt auf einem Ball, tanzend, und zwar im vollen Enthuſiasmus der Jugend.“ — „Der Jugend — ja wohl!“ verſezte Cornelie bitter; „ich war damals auch ſiebzehn Jahre alt; es ſind jezt ſechs Jahre her, jezt iſt der „Enthuſiasmus der Jugend“ dahin.“ — „Ich wußte gar nicht, daß Sie ſich früher gekannt,“ ſagte Frau von Berſtorff verwundert. „Das haben Sie mir nie geſagt, Graf Auperg.“ — „Habe ich nicht? Ich dachte wohl, Ihre Fräulein Nichte werde Ihnen von unſerer früheren Bekanntſchaft erzählt haben.“ Und der kaum merkliche höhniſche Zug flog wieder um ſeinen Mund.

„Ich erzählte dir nichts davon, Tante,“ ſagte Cornelie, „weil ich dachte, es ſey nicht der Mühe werth. Daß Herr Graf Auperg und Cornelie Pidoll einmal in einem Badeort zufällig zuſammengetroffen, ein paar Walzer zuſammen getanzt, ein paar Worte zuſammen geſprochen, die ſie dann beide wieder vergeſſen (ſie betonte das Wort „beide“ ſcharf), was iſt daran Erzählenswerthes?“ — „Cornelie, liebes Kind! rede nicht ſo altklug! Man ſollte wahrhaft meinen, dir ſey nichts der Mühe werth, und ſo biſt du doch nicht.“ — „Tante, wäre ich nur ſo! Was iſt denn aber eigentlich der Mühe werth? Das Beſte, Höchſte, was der Menſch erſtreben kann, erreicht er entweder nicht oder verliert es nach kurzer Friſt.“ — „Nein, nein,“ ſagte Annette eifrig, „du haſt Unrecht, völlig Unrecht! Alles iſt der Mühe werth. Jeder bunte Kieſel am Wege, jede kleine Blüthe an der Hecke iſt werth, daß man ſich darnach bückt und die Hand ausſtreckt. Alles, was der Menſch erreichen kann, ſoll er erſtreben; gelingt es ihm nicht, ſo hat er doch im edlen Bemühen ſeine Kraft geübt; hat er es erreicht und verliert es wieder, ſo hat er zum Troſte die Erinnerung.“ — „Es gibt aber Erinnerungen,“ ſagte Cornelie kalt und ernſt, „die einem läſtig, ja ſogar beſchämend ſind. Wie oft kann es kommen, daß das, was uns früher als ein Glück, als ein Fortſchritt vorgeſchwebt, uns jezt als eine Beſchämung, als eine Erniedrigung erſcheint!“

(Fortſezung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Elberfeld, im Juni.

Berichtigung.

In einer Korreſpondenz dieſer Blätter aus Elberfeld vom April dieſes Jahres (Nr. 78–81), welche über die hier gehaltenen kommuniſtiſchen Verſammlungen berichtet, wird auch meiner und meines Antheils an denſelben erwähnt. Die Art und Weiſe, wie dieſes geſchieht, läßt mancherlei Mißdeutungen zu, ſo daß ich mich genöthigt ſehe, Einiges zu berichtigen. Der Berichterſtatter läßt mich als „Wortführer der angeſehenſten Kaufleute“ auftreten und läßt mich „Gründe gegen die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Reform des Beſtehenden“ vorbringen. Dieſe beiden Punkte ſind geradezu falſch. Nie bin ich der Wortführer Anderer geweſen, ſondern habe nur meine eigene Ueberzeugung vertreten, nie habe ich gegen die Reform des Beſtehenden geſprochen, ſondern nur gegen die Mittel der Reform, welche der Communismus anwenden will. Eingangs meiner Rede

Digitized by Google

habe ich mich ausdrücklich für Reformen des Beſtehenden ausgeſprochen, habe aber eben ſo entſchieden den Communismus bekämpft. Die Gründe, mit welchen ich dieß that, ſind im Weſentlichen folgende: Der Communismus findet die Wurzel alles Uebels im Rechte des Privateigenthums, und will dieſes deßhalb aufgehoben wiſſen. Allein das Privateigenthum (mit Ausnahme des Grundeigenthums) iſt nicht durch ein willkührliches Geſetz, ſondern das Eigenthumsrecht iſt naturwüchſig von ſelbſt entſtanden. Das Erzeugniß der Arbeit eines Menſchen iſt ſein Eigenthum. Aus dieſem nicht umzuſtoßenden Satze entwickelt ſich das ganze Recht des Eigenthums. Dieſes Recht iſt ſo ſehr im Gefühle des Menſchen begründet, daß es niemals angetaſtet worden, ſo vielfache Verſuche zu verſchiedenen Staatsformen uns die Geſchichte auch aufweist. Selbſt wenn man, wie die Communiſten wollen, dieſes Recht durch freie Uebereinkunft aufheben wollte, würde es ſich nach und nach von ſelbſt wieder heranbilden. Doch wollte man auch annehmen, innerhalb einer communiſtiſchen Gemeinde wäre das Privateigenthum aufgehoben, ſo wäre damit noch nichts gewonnen. Der Communismus will zwar ſeine Grundſätze über die ganze Erde verbreiten, will aber auch, wie nicht anders möglich iſt, bei der Durchführung derſelben eine Menge einzelner Gemeinden bilden, welche unter einander ihre Bedürfniſſe austauſchen ſollen. Hier haben wir den Begriff des Eigenthums ſchon wieder, denn Tauſchen ſezt das Recht einer freien Verfügung über eine Sache voraus, und dieſes Recht iſt eben das Eigenthumsrecht. Der Unterſchied wäre, daß hier nicht einzelne Perſonen, ſondern Gemeinden Eigenthum beſäßen, und wenn ſich jezt einzelne Perſonen auf Rechnung anderer bereichern, ſo würden dieß dann einzelne Gemeinden thun, und damit wäre nichts beſſeres erreicht, wären wenigſtens Habſucht und Egoismus, welche Leidenſchaften die Communiſten als die Grundurſachen der beſtehenden Mißſtände betrachten und eben durch die Aufhebung des Privateigenthums wegſchaffen wollen, nicht weggeſchafft. Gegen den Communismus habe ich mich erklärt, weil alle individuelle Freiheit in communiſtiſchen Staaten zu Grunde gehen müßte. Die Geſchichte liefert uns dafür ein paſſendes Beiſpiel. Lykurgs ſpartaniſche Verfaſſung war von den weſentlichen Grundzügen des Communismus durchdrungen. Und welche Folgen hatte dieſe Verfaſſung? Die freie Perſönlichkeit ging in der Idee des Staates unter, und Tapferkeit, das heißt die brutalſte Kriegerſtärke, iſt die einzige Tugend, welche man den Lacedämoniern nachrühmen kann. Dieſes Untergehen der individuellen Freiheit in der Idee des Staates iſt überhaupt in allen alten Staaten zu finden, und deßhalb iſt das Chriſtenthum, welches die Individuen wenigſtens vor einem außerweltlichen Forum für gleich berechtigt erklärte, der große, weltgeſchichtliche Fortſchritt. Der Communismus ſcheint zwar noch einen Schritt weiter zu thun, indem er alle Menſchen für gleich berechtigt auf Erden erklärt. Allein dieſe gleiche Berechtigung wird ſo lange eine Redensart bleiben, als nicht auch eine gleiche Befähigung hervorzubringen iſt, ſie wird nutzlos bleiben, ſo lange die Erde verſchiedene Klimate, in dieſen verſchiedene Erzeugniſſe und dadurch verſchiedene Genüſſe darbietet. Auf der andern Seite iſt zu bedenken, daß, wenn jede Geſellſchaft überhaupt nur möglich iſt durch Aufopferung eines Theils der perſönlichen Freiheit, in einer ſo engen Gemeinſchaft, wie der Communismus einführen will, der lezte Reſt perſönlicher Freiheit aufgeopfert werden muß. Der Communismus wäre daher entſchieden ein Rückſchritt; denn ohne perſönliche Freiheit gibt es keinen ſittlichen Werth des Menſchen. (Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier nicht von religiöſer Moral, ſondern von rein menſchlicher Sittlichkeit ſpreche.) — Schließlich habe ich mich gegen den Communismus erklärt, weil vor der Hand in Deutſchland noch andere Dinge zu thun ſind, als die von den Communiſten erſtrebten. Ein politiſch kräftiger Staat könnte es verſuchen, den Communismus einzuführen. Allein in Deutſchland muß das Streben aller Gutgeſinnten dahin gehen, Deutſchland zur Einigkeit und dadurch zu jener politiſchen Stellung zu bringen, die ihm unter den Staaten der Erde gebührt. Wie viel zu dieſer Einigkeit und zu dieſer Stellung aber noch fehlt, bedarf wohl keines Beweiſes. Unter dieſen Umſtänden bewirkt der Communismus nur eine Zerſplitterung mehr. Deutſchlands Aufgabe iſt es, dem Egoismus ſeiner Nachbarn einen gleich ſtarken Egoismus entgegen zu ſetzen. Wollte ſich Deutſchland zu communiſtiſchen und den damit eng verbundenen kosmopolitiſchen Grundſätzen bekennen, ſo würde es bald eine Beute ſeiner Nachbarn werden. In dem politiſch ſtarken England wäre Kosmopolitismus eine Stärke, in Deutſchland iſt er eine Schwäche.

Dieß ſind die Gründe, die ich gegen den Communismus in jenen Verſammlungen ausgeſprochen und weiter entwickelt habe. Daß ſich gegen die Begriffe der Communiſten von der Ehe, von der Religion, gegen die chimäriſchen Hoffnungen vom Erblühen der Kunſt und der Wiſſenſchaften, endlich gegen die Ausführbarkeit der ganzen Sache noch unendlich viel ſagen läßt, braucht nicht erſt erinnert zu werden.

Wenn ich nun in jener lezten Verſammlung nicht erſchien, was mir als Zeichen der Niederlage ausgelegt wird, ſo hatte ich dazu folgende Gründe. Erſtens hatte ich erfahren, daß dieſe Verſammlungen polizeilich gehindert werden würden, und es widerſtrebte meinem Gefühl, eine Sache zu bekämpfen, die man durch ein Verbot zu unterdrücken für gut hielt. Zweitens verfuhr der Vorſitzende, ſelbſt ein eifriger Communiſt, gegen allen parlamentariſchen Brauch in den Verſammlungen. Gegen ſechs communiſtiſche Redner war ich der alleinige Opponent. Statt mir das Wort immer abwechſelnd zu geſtatten, ward mir daſſelbe immer erſt dann vergönnt, wenn drei meiner Gegner vor mir geſprochen hatten. Da dieſe ihre Vorträge größtentheils ausgearbeitet hatten und ablaſen, ich aber ganz aus dem Stegreif ſprechen mußte, ſo waren ſie ohnehin im Vortheil gegen mich, und mich durch die Menge zu erdrücken, war unbillig und taktlos. Dieſe Unbilligkeit zu ertragen hatte ich nicht länger Luſt und ging deßhalb nicht mehr hin. Drittens wurden in den Anfangs reinen Meinungsſtreit bald Perſönlichkeiten gemiſcht, wenn man anders Ausdrücke, wie „ein plumpes Mißverſtändniß,“ „elende Liberale,“ ſo nennen kann, und gegen ſolche Gründe, das fühlte ich, hatte ich keine Waffen. Intereſſant waren jene Verſammlungen indeſſen durch die lebhafte Theilnahme und die ſehr würdige Haltung der Verſammelten. Höchſt ehrenwerth von den Communiſten war es, daß ſie ſich mit ihren Vorträgen gerade an die Klaſſe der Geſellſchaft wandten, wo ſie wenig Empfänglichkeit vorausſetzen konnten. Dieß beweist wenigſtens die redlichſte Abſicht und ein völliges Durchdrungenſeyn von ihrer Ueberzeugung.

Roderich Benedix.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 158.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 3. Juli 1845.

Thou art false to thy brother, and thy father,
And, from the extremest upward of thy head,
To the descent and dust beneath thy feet,
A most toad-spotted traitor.

Shakespeare.

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Reinhard ſah Cornelie ſcharf und aufmerkſam an. „Warum," fragte er, „ſind Sie ſo ernſthaft und kalt und iſolirt geworden, Fräulein Pidoll?" — „Bemerken Sie das?" lächelte ſie ſpöttiſch. — „Gewiß," erwiderte er, „und was iſt auffallend daran, daß ich dieſe Veränderung an Ihnen bemerke?" — „Weil es überhaupt auffallend iſt, wenn Graf Auperg auf das Innere eines Andern achtet." — „Warum denn?" — „Weil Sie ein Egoiſt ſind."

Annette vermuthete einen Scherz und ſah lächelnd zu Cornelien auf; als ſie aber den ernſthaften, ſtrengen, beinahe feindſeligen Ausdruck ihres Geſichts gewahrte, ſagte ſie naiv: „Wer wird das Jemand ſagen?" — „O," lachte Reinhard, „das iſt nur liebenswürdige Offenheit. Schelten Sie mich immerhin einen Egoiſten, das iſt ein gutes Gegengewicht für die Vorwürfe meines Onkels, der mich immer der Unbedachtſamkeit und des Mangels an ſelbſtſüchtigem Ehrgeiz beſchuldigt. Aber dennoch kränkt es mich," ſezte er mit einer leiſen Vibration der Stimme hinzu, die ganz natürlich klang und Corneliens feinem Ohre auch nicht verloren ging, „dennoch kränkt es mich, daß Sie es ſind, die das von mir ſagt."

Cornelie ſah ihn an; ein Zittern überflog ihre hohe Geſtalt bei dem Blick ſeines Auges, und ihre Hände vermochten nur ungeſchickt die Stickerei fortzuſetzen, an der ſie ſogleich wieder eifrig mit tiefgebeugtem Haupte arbeitete. — Stephanie hatte mit einem kleinen Lieblingshunde ihrer Mutter geſpielt und von alle dem nichts vernommen; auf einmal ſagte ſie: „Iſt es wahr, Herr Graf, daß Sie von einem Manne abſtammen, der ſeinen eigenen Bruder ermordet hat und daß ſeitdem die Brüder in Ihrer Familie immer uneins ſind?" — „Das erſte iſt wahr," erwiderte Reinhard, „das leztere nicht immer; jezt wenigſtens iſt es nicht der Fall, denn mein Bruder und ich, die einzigen Aupergſchen Brüder, ſind ganz gute Freunde." — „Das Gegentheil wäre aber auch — —" — Stephanie brach plözlich ab. — „Kennen Sie meinen Bruder?" fragte Reinhard.

Stephanie bückte ſich zu dem Hunde nieder und ſagte nur: „Ja." — Frau von Berſtorff hatte aber geſehen, daß ein heftiges Roth die Wangen ihres Kindes bei dieſem Ja überzog, und ein ſtechender Schmerz fuhr durch ihr mütterliches beſorgtes Herz. Reinhard hatte es nicht bemerkt und fuhr gleichgültig fort: „Ich wüßte nicht, wie man mit Alexander Streit haben ſollte; er iſt der verträglichſte, beſte Menſch von der Welt; aber da er leider immer ein Einſiedler, ein halber Gelehrter war, ſo hat ihm dieſe Verträglichkeit noch wenig genüzt.

Digitized by Google

Er paßt aber außerdem nicht für die Geſellſchaft.“ — „Warum nicht?“ fragte das Fräulein in gereiztem Tone. — „Weil er zu wenig Aeußeres hat. In Uniform ſieht er erträglich aus, aber in Civil wie ein Schulmeiſter. Er begreift nicht, daß es einen Unterſchied zwiſchen den Kleidern gibt, ihm iſt Alles gleich. Dann hat er auch gar kein Talent zur geſellſchaftlichen Unterhaltung, zum small talk, wie es die Engländer nennen. Bringt man kein bedeutendes Thema auf's Tapet, wie Politik, Literatur, Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion, ſpricht man nur, wie es in unſern Geſellſchaften gebräuchlich iſt, vom Theater, von kleinen Intriguen, Toilette, Bällen und dergleichen, ſo iſt er im Stande, den ganzen Abend nicht den Mund zu öffnen, durch ſeine wiederholten Anſtrengungen, das Gähnen zu verbergen, die Hausfrau zu erſchrecken, und uns Alle, die wir uns vortrefflich amüſiren würden, durch ſeine pedantiſche Gegenwart zu lähmen.“

„Er kann aber doch nichts dafür, daß er beſſer iſt als wir,“ ſagte Annette, „denn das iſt doch wohl eigentlich der Fall.“ — „Ja wohl,“ bekräftigte Stephanie. — „Nein, nein,“ lächelte Reinhard; „nur ſchwerfälliger iſt er, nur unbiegſamer und pedantiſcher. Man kann recht gut eine kleine frivole Unterhaltung führen und doch Sinn für Ernſtes, Bedeutendes haben. Das iſt eben die Liebenswürdigkeit, daß man ſich in Alles zu finden weiß, und freundlich zu finden weiß, daß man ſich zu der Geſellſchaft und ihren Intereſſen neigt und nicht immer verlangt, andere Menſchen ſollen unſere Intereſſe theilen.“

Stephanie ſtand auf und ſagte leiſe zu ihrer Mutter: „Vertheidige ihn!“ dann ging ſie zur Thüre hinaus. Betroffen und erſchrocken ſah ihr die Mutter nach. So iſt es wahr! dachte ſie in Seelenangſt und bemerkte kaum in ihrer Gemüthsbewegung, daß Reinhard aufſtand und ſich empfahl.

## IV.

In ſeiner Wohnung fand Reinhard ein Billet ſeines Oheims, worin ihm dieſer ſeine Ankunft in der Reſidenz anzeigte und ihn zu ſich einlud. Reinhard beeilte ſich, dieſem Wunſche Folge zu leiſten. — Er fand bei dem Grafen mehrere Beſuche. Einer derſelben, der Kammerherr und Oberſchenk von Graveneck, ein alter Bekannter ſeines Oheims, war ihm beſonders unangenehm. Der Mann gehörte zu den Leuten, die dafür berühmt ſind, daß ſie aller Welt die Wahrheit ſagen. Er war geachtet, aber Achtung war auch alles, was er den Menſchen hatte abzwingen können; denn freiwillig gewährte man dieſem finſtern Geſichte gewiß nichts. Ehemals Soldat, aber in Folge mehrerer Feldzüge dienſtuntüchtig, hatte er ſeinen Abſchied nehmen müſſen. Geizig und peinlich, ordentlich und pünktlich, war er der Schrecken des ihm untergeordneten Theils des Hofperſonals. Jedem Menſchen ſagte er rückſichtslos die volle und ganze Wahrheit, das heißt jedem, der ihn darum befragte, den Fürſten ſelbſt nicht ausgenommen, den, einen gutmüthigen alten Herrn, dieſe Rückſichtsloſigkeit als Curioſum beluſtigte. Obgleich eine der erſten Perſonen des Hofſtaates, war Graſeneck das vollſtändige Gegentheil eines Hofmanns; es war ihm augenſcheinlich erfreulich, wenn er höher Geſtellten und Glücklicheren irgend eine unangenehme Nachricht, eine bittere Wahrheit mittheilen konnte. Eben wegen dieſer Eigenſchaft hatte ihn jezt der alte Graf zu ſich beſchieden. Ernſt und auffallend kalt ſagte er zu ſeinem Neffen, als die übrigen ſich entfernt hatten und nur noch Graveneck gegenwärtig war:

„Ich habe den Herrn Oberſchenk gebeten, mir Einiges über dich und deine Lebensweiſe zu ſagen; er iſt mein alter Freund und als ſolchen mußt du ihn auch betrachten. Was er mir über dich mittheilt, iſt durchaus nicht erfreulich.“ — „Wie ſo?“ fragte Reinhard, indem er einen herausfordernden Blick auf den Kammerherrn warf, worauf dieſer trocken entgegnete: „Ich bin mit Abſicht hier geblieben, um Ihnen gegenüber meine Aeußerungen über Sie zu vertreten. Was ich geſagt, ſind einfache Thatſachen, die Sie als Mann von Ehre nicht leugnen werden — vielleicht aber anders beleuchten,“ ſezte er mit einem ſtechenden Blick hinzu. — „Ich bitte Sie, Herr von Graveneck, mir kurz zu wiederholen, weſſen Sie mich bei meinem Oheim beſchuldigen,“ ſagte der junge Graf mit gewaltſam erzwungener Faſſung.

„Ich will es dir ſagen, Reinhard,“ ſprach der ältere Auperg ſehr ernſt. „Du biſt ein Verſchwender, nicht nur an Geld — das läßt ſich erſetzen — nein, auch an Zeit. Deine Tage bringſt du auf die leichtfertigſte Art zu mit Spazierenreiten, Viſitenmachen, Diners und Bällen.“ — „Ich thue, was jeder junge Mann meines Standes und meines Alters thut.“ — „So? Geht auch jeder junge Mann deines Standes und deines Alters Abends auf einen Maskenball und führt dort eine Tänzerin ſpazieren, deren Herz er einige Tage vorher einem armen Maler abſpenſtig gemacht durch allerlei glänzende Geſchenke? und wenn nun der arme Menſch dem leichtſinnigen Mädchen einige wohlverdiente Vorwürfe macht, gibt dann auch jeder junge Mann deines Standes ihm, der Demaskirte dem Demaskirten, eine laute Ohrfeige? und dann, verweigert auch jeder junge Mann deines Standes ihm die billige Satisfaction, weil er nicht „von Stande“ ſey?“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

# Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortſetzung.)

Bei den Seelenmeſſen für Kaiſer Ludwig den Bayer in der Münchner Liebfrauenkirche erſcheinen die betenden Pfründnerinnen in Stauche und Flocke, in einer Tracht, die ſchon 1423 die Frauen und Fraulein daſelbſt vom Rathe als Vorrecht ſich erbaten. Und mußte man nicht der beleidigten Frau im Gottesgerichtskampf, nach dem Augsburger und manch anderem Rechtsbuche, „ainen Stain in ir Stauchen geben,“ als Waffe gegen ihren Ehrenfeind?

Die ſchwarzen Mäntel galten ehedem rings im Gebirge; zu Mittelberg im Walſerthale, dem Nachbarort des Innerwaldes, hat ſie erſt 1785 der Pfarrer Reichhard ſeinem andächtigen Weibsvolk abgepredigt, um Vorhänge zum heiligen Grabe daraus zu machen. Dafür iſt der Stauch dort noch in Ehren und gilt vielverbreitet als Trauerzeichen, beſonders in Vorarlberg, draußen auch in den Bergen des Allgäus und in ihren Abdachungen im Lechrain, wie im Chiemgau, als „Klagtüchl.“

Den Nachbarinnen der ſittigen Walder Mägdli und Frauen in den Walſerthälern und jenſeits des Schröckens mangelt ſchon vieles von jenen älteren, geheiligten Formen. An ihrem mit Tuch belegten glänzenden Linnenrock haftet zwar das Mieder noch feſt; die Unterwalſerinnen, obwohl gegen ihres Stammes Brauch die ſchwarze Farbe liebend, wählen aber ſchon beſſere Stoffe. Ihre über der Bruſt geſchloſſenen Schälke, ganz genau vom Schnitte, wie ſie um 1570—80 die Geſpielinnen der ſchönen Philippine Welſer trugen, mit den Achſelneſtern und dem reichen Sammtgebrame, glänzen von feinem ſchwarzen Tuche; ſtatt des einfachen Gollers falten ſich breite ſchwere Seidentücher mit langabhangenden Enden um Hals und Kinn. — Die Lechthalerinnen, beſonders die reichen Handelsfrauen, erinnern wohl nur noch durch ihre feſtlich ſchwarze Farbe an die Nachbarinnen im Walde; da ſchneidert ſchon ſtädtiſche Mode Korſett, Rock und Fürfleck aus koſtbarem Gros de Naples, und kaum das Goller von gepreßtem Sammet findet noch Gnade neben dem Mailändertuche, während Atlasbänder ſich in den langen blonden Flechten winden und den feinen Felberhut beſchleifen.

Den ſchwarzen, „progelnden“* Holzgauer und Elbingwalder Frauen ſetzen wir zum grellen Kontraſte die Walſerinnen auf Damüls und vom Sonntag entgegen, die brennroth zwiſchen ihren grünen Matten und grauen Hütten umherwandeln. Vom häßlichſten, buſenzerquetſchenden Zuſchnitte iſt ihr kurzes grünes Mieder, aber Rock und Aermeljacke von rothem Wollſtoffe, noch vervollſtändigt durch rothe Strümpfe. Die Jacke (Juppe) bleibt an der Bruſt offen, wie die ältere Lechthaler und Tannberger.

Wenn wir raſch hineinwandern in die Talfer Schluchten und hinauf nach Mölten, Vöran im Sarnthal, finden wir ebenfalls Rock und Leib gut alemanniſch ungetrennt; erſterer, ſchwarz und grün gerändert (Galonenrock), hängt an dem hochrothen, oft auch grünen, hübſch geformten Mieder, das rings einen breiten ſchwarzen Sammtbeſatz und über den Rücken nach der Naht zwei purpurne Schnürlein (Amarellen) zum Aufputz hat. Den Schalk fertigen die Sarnerinnen von weißer Leinwand mit weiten Aermeln bis zum Ellenbogen, eigentlich als feines Ueberhemd; mit Spitzen beſetzen ſie den weißen Goller. Die Schürze wird in zwei Hälften getheilt, oben blau getupft und unten dunkelblau; auch in Paſſeier und anderswo iſt dieſer Brauch nicht ſelten. Dieſe Vorliebe für zweifarbige Kleider erinnert ernſtlich an die „getheilte Watt“ des Mittelalters, die ja auch Frauen ſchön fanden, und gerade doppelfarbige Schürzen finden ſich noch im ſechzehnten Jahrhundert. Ueberhaupt ſind die Frauentrachten der verſchiedenen Stände einander viel näher gerückt, als die der Männer. So wunderherrlich und glänzend die „Kuniginnen“ und die „minniklichen Maiden“ der Heldenzeit auch einherſchreiten, ſo konnten ſie, was Form und Schnitt anbelangt, vor dem Weib und der Tochter des Baumanns, allen Angaben nach, wenig voraus haben. Erſt das vierzehnte und die folgenden Jahrhunderte brachten eine Unmaſſe fremden Prunks herbei. Die deutſche Frauentracht des früheren Mittelalters beruhte vielfach auf chriſtkirchlichen Elementen, die freilich dem Morgenland angehören. Gebände, Stauche, Mantel, weite Aermel und Gürtel finden ſich bei jedem Regelkleid einer Nonne. — Dem züchtigen Kleide (Hemd), wie es das Weib des Germanen trug, ward zwar im romaniſchen Süden die Herrſchaft eingeräumt über die antiken Reſte, und in dem der Alemannin ſehe ich den unverfälſchteſten Sprößling deſſelben; dennoch hat wohl auch die Fremde daran geformt, wie ſie fremde Namen ihm aufdrang: Juppe (giubba, jupe) und Kutte (cotta*) im Bregenzer Wald und Lechthale, gerade rein alemanniſchen Thälern.

(Fortſetzung folgt.)

* progeln — ſchwäbiſch: prunken, ſtolz und vornehm thun.

* Auch bei den Deutſchen am Montroſa: Gotto — obwohl für Kleid überhaupt.

Digitized by Google

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Frankfurt a. M., Juni.**

Witterung. — Das Spiel in den Bädern. — Eiſenbahnen.

Wir ſchiffen jezt mit vollen Segeln dem Sommer entgegen. Am Frühling ſind wir dießmal vorbeigekommen und haben ihn kaum geſehen. Kaum ſind es vier Wochen, daß der nahe Feldberg ſein Haupt mit Schnee färbte, die Zimmer wieder eingeheizt, die Winterkleider von Neuem hervorgeſucht wurden, und jezt haben wir eine Temperatur von $26^0$ R. im Schatten. Zwiſchen jener Maikälte und dieſer Junihize liegt ein abermaliger großer Waſſerſtand, der um dieſe Jahreszeit ſeit mehreren Jahrhunderten nicht vorgekommen war. Alle Flüſſe, namentlich aber die zweiten und dritten Ranges, ſchoſſen plözlich ihre Fluthen hoch empor und goßen ſie weithin. Der Main ſchritt aus ſeinen Ufern und lugte durch die niedern Thore in die Stadt. Es ſchien ihm aber nur darum zu thun, einen blinden Schrecken den guten Bürgern Frankfurts einzujagen, denn er eilte eben ſo ſchnell ſeinem Bette wieder zu, als er ihm entſtiegen, und nach wenigen Tagen war die Schifffahrt und alles auf dem Main wieder im Gange, als ſey nichts vorgefallen. Bemerkenswerth iſt, daß man nicht genau erfahren hat, wodurch dieſe ſeltene Naturerſcheinung entſtanden. Man ſprach und berichtete von ſtarken Wolkenbrüchen, die auf dem Fichtelgebirge und dem Thüringerwalde gefallen. Aber ſo ungeheure Waſſermaſſen entladen ſich keinem Wolkenbruche, verlaufen ſich auch raſch wieder, wie wir in den leztern Tagen ein Beiſpiel im nahen kurheſſiſchen Amte Bergen hatten, wo am Abend ein Wolkenbruch fiel und mehrere Orte ſo ſehr bedrohte, daß das Vieh fortſchwamm; am Morgen war nur noch die Verwüſtung, aber kein Waſſer mehr zu ſehen. Wahrſcheinlicher iſt, daß auf den Gebirgen und namentlich auf den nördlichen Abdachungen noch viel Schnee lag, zu dem noch neuer Schnee im Mai kam. Die darauf eingetretene warme Witterung und die ſtarken Regengüſſe brachten ihn zum Schmelzen. Es wird in dieſem Sommer eine dritte Waſſerfluth prophezeit. Wir wollen der Erfüllung ruhig entgegenſehen, und haben nur zu bedauern, daß die lezte Fluth der Landwirthſchaft wieder großes Unheil brachte. Im Allgemeinen ſind aber die Ausſichten auf die dießjährige Ernte und beſonders die des Getreides überall die beſten. Es iſt ein recht maſtiges Jahr. Regen wechſelt mit Hize ab und die Natur ſucht raſch nachzuholen, was ſie im Frühjahr verſäumt hat. Nur dürfte dieß bei dem Wein und dem Obſt nicht der Fall ſeyn, da der ſtrenge und lange Winter den Weinſtock ſtark heimgeſucht hat und das Obſt keine rechte Blüthe gewinnen konnte. Mit dem Eintritt der heißen Witterung fängt es in dem großen Wirthshauſe an der Heerſtraße, in unſerem Frankfurt, auch an regſamer zu werden. Es ſind dieß die Vorboten der baldigen größeren Bewegung in den vielen nahen Bädern. Bis jezt iſt es überall, Wiesbaden nicht ausgenommen, noch ſehr ſtille geweſen, und ſelbſt das Spielbad Homburg ſah nur ein Duzend Glücksritter ſich zeitig einniſten; in Wiesbaden ging es an der Bank noch langweiliger her. Doch kommen ſie nun aus allen vier Winden gezogen, und Le Blanc und Chabert werden wahrſcheinlich bald heiterer Laune ſeyn. Ihre Ernte iſt vor der Thüre. — Die Hoffnung, die Bundesverſammlung werde die Spielbanken durch einen Machtſpruch ſchließen, ſcheiterte an der Scheu, die man vor abgeſchloſſenen Verträgen hegt, und Spielbankverträge werden gewiſſenhafter gehalten als andere. Was hilft es aber, wenn, wie behauptet wird, im Schooße der hohen Verſammlung beſchloſſen worden, es dürften die Pachtverträge mit den Bankhaltern nicht mehr erneuert werden? Die Gebrüder Le Blanc haben die Spielbank in Homburg auf 25 Jahre gepachtet, und wie viele Menſchen können ſich während dieſer Zeit in Homburg ruiniren! Wenn das Spiel zu den nobeln Paſſionen gehört, ſo ſollte wenigſtens der niedrigſte Saz auf einen Dukaten feſtgeſtellt werden, und es würden höchſtens die Reichen einander ausplündern. So aber iſt in Homburg und Wiesbaden der niedrigſte Saz ein Gulden, und in Aachen gar ein Drittelthaler, alſo fünf-und-dreißig Kreuzer. Mit den Spielbanken müßten aber auch die Lotterien und das Lotto fallen, oder mindeſtens einſtweilen das Hauſiren mit Looſen zum Heile der unbemittelten Klaſſen überall verboten ſeyn. Wie die Heuſchrecken verbreiten ſich die ſchachernden Juden mit den Looſen über das ganze Land und dringen in die ärmſten Bauernhütten ein. Ja ſelbſt in Frankfurt, wo das Straßenſchachern verboten und gute Polizei iſt, ſtößt dem Fremden jeden Augenblick ein ſchmuziger Jude auf und bietet ihm Looſe von Frankfurt, Berlin, Braunſchweig u. ſ. w. an. All dieß iſt eine moraliſche Proſtitution. Die Deutſchen bleiben aber in dieſem Punkte immer noch die alten Bärenhäuter mit den Würfeln in der Hand. — Verharren wir hier in einem kläglichen Stillſtand, ſo verlieren wir andererſeits die Pflege unſerer materiellen und intellektuellen Intereſſen nicht aus dem Auge. Obenan ſteht hier, wie überall, der Eiſenbahnbau. Ich will heute nicht darauf zurückkommen, welche Bahnen mit Berührung unſerer Stadt gebaut werden, ſondern nur bemerken, daß an der Main-Neckar-Eiſenbahn rüſtig fortgearbeitet wird und auch auf unſerem Gebiete eine Strecke weit bereits die Schienen liegen. Möglicherweiſe kann noch in dieſem Jahre die Station von hier nach Darmſtadt befahren werden. Der Bau der Brücke über den Main wird aber in dieſem Sommer weniger gefördert werden können, da der Waſſerſtand hoch iſt und die Arbeiten erſchwert. In Bezug des Baus der Kaſſel-Frankfurter-Eiſenbahn wird ſich nun erſt die techniſche Commiſſion über den Zug der Bahn verſtändigen, wiewohl die Hauptrichtung feſtgeſtellt iſt. Die Taunuseiſenbahn erhält in der nächſten Zeit eine Verlängerung bis Rüdesheim am Rhein durch den Bau der Bieberich-Rüdesheimer Bahn, die zwar von einem hieſigen, von der herzoglich naſſauiſchen Regierung conceſſionirten Bankierhauſe (Gebrüder Bethmann) ausgeführt, aber von der Taunuseiſenbahngeſellſchaft betrieben wird. Dieſe Bahnverlängerung kann aber nur dann von kommerzieller Wichtigkeit werden, wenn Rüdesheim einen Hafen erhält. Obgleich der Hafen von Bieberich wegen ſeiner Seichtigkeit dem Landen der Schiffe Schwierigkeiten bietet, hat doch der Gütertransport der Taunuseiſenbahn über Bieberich außerordentlich zugenommen, und Mainz verliert immer mehr an ſeiner Spedition. Die Taunusbahn geht in ihrem Betrieb einen ſichern und für die Aktionäre erfreulichen Gang fort, und die Direktion Beils hat weithin einen guten Klang und findet Anerkennung und Vertrauen. Beil wird unaufhörlich von den Regierungen faſt aller Länder um Begutachtung vieler auf das Eiſenbahnweſen bezüglichen Gegenſtände angegangen. Er iſt durch ſeine Geſchäfte bis jezt verhindert worden, den Stand und die Ergebniſſe aller Eiſenbahnen im Jahre 1844 zu liefern. Das Material dazu hat er indeſſen gewiß zur Hand, und in dieſem Augenblicke geht er an die Herausgabe alles deſſen, was er über das Eiſenbahnweſen geſchrieben und geſammelt.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 159.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 4. Juli 1845.

Lawn, as white as driven snow,
Cyprus, black as e'er was crow;
Golden quoifs and stomachers,
For my lads to give their dears!

Shakespeare.

## Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortſetzung.)

Beſonders die Kreuzzüge lehrten ſeltſame Zuthaten, die gerade von den romaniſchen, nach Farbe und Form lebhafter haſchenden Völkern aufgegriffen wurden, und von ihnen pilgerten ſie erſt hinauf in die einſamen deutſchen Burgen und ſtiegen von da herab in die Städte oder die Hütten der Frohnleute. Selbſt unſere bewegliche Zeit vermag in ihren Moden keinen ſo reichen Wechſel und keine ſo durchgeführte Ausbildung eigentlich nur weniger Grundformen, noch weniger in ſo reizender, erfreulicher, farbiger Pracht darzulegen, wie die Frauentracht der Zeiten, wo das Ritterthum einen Altenweiberſommer erlebte neben der vollprangenden Blüthe des Bürgerthums, an der Scheide des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts. Sollten dabei die Weiber des Bauernſtandes, der ſich auch ſchon bemerkbar genug gemacht hatte, und beſonders im alemanniſchen Weſten und im Gebirge ſeine Freiheiten ſich zu nehmen begann, wenn man ſie ihm nicht geben wollte, nur Zuſchauerinnen geblieben ſeyn? Das wäre etwas zu viel verlangt von den Töchtern Evas, wenn ſie auch im primitiven Hirtenzuſtande verblieben; wo die andern ſchwelgten, mußten ſie wohl naſchen.

Vögte und Rathsherrn ſchrieben ja auch alsbald zur Rechtsverwahrung ihrer Ehefrauen die rügenden Kleiderordnungen, und knapp ward dem Landvolk das Bischen Flitter zugemeſſen. Indeſſen belehren uns dieſe Modezeitungen veteris testamenti, daß ſich die derben Hände der Dörferinnen faſt gleichzeitig mit den geſtrengen Frauen an dem unſcheinbarſten Tande vergriffen. Dieſelben Dokumente beweiſen auch deutlich, daß gerade jene Zeit, die wohl eine ſchwere heißen konnte, am meiſten Einfluß übte auf die beinahe gänzliche Umgeſtaltung der Außenſeite der niedern Stände, beſonders im ſchönen Geſchlecht. Wo noch ein charakteriſtiſcher Zuſchnitt ſich erkennen läßt, gehört er ſicher dem ſechzehnten und ſiebzehnten Säculum an; die Rococomoden ſind nur in unvollſtändigen Bruchſtücken übrig geblieben, weil ſie meiſt in zugänglicheren Gegenden Wurzel faßten, wo man raſch pflanzte und jählings wieder ausreutete.

So ſehen wir — im Alpachthal, Paſſeier, Sarnthal, Pfitſch, auf Kaſtelrut u. ſ. w. — noch häufig die Weiber mit einem Ueberkleide angethan, das genau den Schnitt der Männerjuppen hat, auch aus demſelben Stoff gefertigt wird. Es wird da nicht, wie man etwa glauben möchte, ein zufälliger Gebrauch gemacht von dem warmhaltigen, waſſerdichteren Gewand der Eheherren und Buben; dieſe Ueberwürfe ſind eine wohlberechtigte Weibertracht und eine ſehr hochgeborene obendrein. Am

Digitized by Google

Hofe Karls IX. von Frankreich finden wir ſie, aber auch in deutſchen Reichsſtädten, und eine Zeitlang ſcheint eine Geſchlechterin oder ſonſt eine vornehme Ehefrau nicht aus dem Hauſe gegangen zu ſeyn ohne ſolch ein Ueberkleid. Sie erhielten ſich auch, als ſchon die reizenden Trachten, die eine Marion de l'Orme und eine Ninon l'Enclos zu ordnen wußten, die bereitwilligſten Nachahmerinnen fanden, und in den Contuſchen, Saloppen, Criſpinen darf man kühn lauter Abarten dieſer zahlreichen Familie der Juppen erkennen.

Noch immer haben die Ehefrauen ein Vorrecht auf dieſe Tracht, Mädchen wählen ſie nur ausnahmsweiſe. Im Sarnthal gilt ein ſchlichtes, braunes, grüngerändertes Hemd als Trauerkleid. Grüne, mit den zierlichſten helleren Doppelknopflöchern, tragen die Jachenauerinnen, roſenfarb beſetzte die Kaſtelruter Hochzeitmütter. Zu Raitenbuch im Ammergau kommen ähnliche hochrothe mit purpurnem Beſatze vor, und alte Verlobungstafeln belehrten mich, daß dieſes ſtolze Gewand um 1600 und ſpäter von den Weibern der wohlhabigen Lechrainer Bauern kaum ſchlechter getragen wurde als von den Augsburgiſchen Patrizierinnen. Im weißen Ueberwurf der Bſchlabbſerinnen im unwirthlichen Thale Pfafflar erkennen wir ohne Mühe die weißen Hemden der Lechthalerinnen und Bregenzerwälderinnen wieder, die ſie bei ihren Gefechten mit den ſchmalkaldiſchen Bündnern und den Schweden trugen (1546 und 1647), welchen Hemden die Erzähler dieſer Heldenthaten eine etwas unchroniſtiſche Aehnlichkeit mit kaiſerlichen Uniformen beilegen, wegen welcher die Feinde Reißaus genommen hätten. Wann und warum ſich dieſe ſchneelichten Kittel in ihr heutiges puritaniſches Schwarz verdunkelt haben, iſt wohl kaum zu ermitteln; vielleicht mag der Umſtand beigetragen haben, daß man in jenen Gegenden ſehr lange Zeit für die Verſtorbenen „in der Klag" geht, oft durch ein ganzes Jahr. Ueberhaupt ward um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, beſonders in den proteſtantiſchen Reichsſtädten, ſchwarz die Staats- und Feſtfarbe bürgerlicher Kleidung und kann ſomit aus den vielen nahen Schwabenſtädtlein ſich leicht bis in die nachahmungsluſtigen Dörfer verbreitet haben. In Münſter wie im übrigen calviniſchen Engadin mußte alle und jede Farbe weichen vor dieſer ernſten Schattentracht.

Suchen wir unſere Juppe allenfalls an der Etſch im Burggrafenamt und daherum, ſo treffen wir ſie verkürzt bis zur Leibesmitte und wohlpaſſend mit Aermeln, welche bis an die Ellenbogen reichen, unter dem Namen „Tſchoapp," dem verunſtalteten Giubba, welches leztere Wörtlein ſich als Taufname für die entgegengeſezteſten Stücke mußte brauchen laſſen, wie ſchon 1520 daſſelbe Weiberrock und Männerüberwurf (Schaube) zugleich bedeutet. Ueber der Bruſt im Viereck und im Nacken tief ausgeſchnitten, an den Aermeln mit zurückgeſchlagenem Stulp, zeigt ſie Modereſte aus dem Anfang des lezten Säculums. Der Spitzenbeſatz und das loſe geſchlungene ſchwarz und purpurne Seidentuch, das in koketter Unordnung die vollen weißen Nacken lockend aufdeckt, ſtatt verhüllt, verrathen nicht undeutlich die Einflüſſe vornehmer Gefallkünſte, die aus den zahlreichen Edelſitzen wirkſam ſich hinaus erſtreckten, wie ſich denn im Grundzuge der Putz der Meraner Bäuerinnen durch die ſeidenen und feintüchenen Stoffe und die ältere Modegemäßheit ziemlich „vornehm" darſtellt und vielfältig an die Porträts unſerer rathsbürgerlichen Ahnfrauen mahnt. Wie ihre Männer, befleißen ſie ſich einer lobenswerthen ſtrengen Gleichheit in den Farben, und leztere ſind gut gewählt.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Reinhards Augen flammten. „Genug, Onkel! übergenug! Ich leugne dieſe Sachen nicht im Entfernteſten, will ſie aber jedem gegenüber vertreten. Meinen Muth habe ich, Gott ſey Dank, oft genug gezeigt, und mehr als einer meiner Mitſtudirenden tragt den Beweis davon auf ſeinem Geſicht; aber als Offizier mußte ich mich dem Ausſpruch meiner Kameraden fügen, die den Maler für einen meiner unwürdigen Gegner erklärten." — „Du wirſt noch heute um deinen Abſchied einkommen und dann dich dem Maler ſtellen." — „Wohl, aber ich werde auch einen Andern zwingen, ſich *mir* zu ſtellen," ſagte Reinhard mit vor Zorn zitternder Stimme, indem er raſch das Zimmer verließ, nachdem er dem Kammerherrn einen wüthenden Blick zugeworfen.

„Er grollt mir," lächelte dieſer ſchadenfroh; „er will ſich mit mir ſchlagen! Für den jungen Menſchen da habe ich mir aber wahrhaftig nicht meine Knochen nach der Schlacht bei Leipzig zuſammenflicken laſſen." — „Ja wohl," ſagte Graf Auerg, „morgen ſieht er auch ſelbſt den Unſinn dieſes Gedankens ein; ich aber danke dir herzlich für deine offene Mittheilung." — „Iſt nicht dankenswerth; wer nachfragt, erfährt, was ich weiß. Ich ſehe nicht ein, wozu ich lügen ſollte. Ich ſtehe glücklicherweiſe allein in der Welt, ohne Anhängſel; ich bin ein freier Mann." Und bei dieſen Worten ſchlug der Kammerherr auf ſeine Bruſt, als ob ſie ihn nicht ſchmerze, und blickte ſiegreich um ſich, als ſey die Leere, die ihn

Digitized by Google

jezt und immer umgab, ein Verdienſt, ein Vortheil, ein Glück.

Denſelben Abend war Graf Auperg zum Miniſter geladen; ſeinen Neffen fand er auch dort, aber an dem Weltmanne war keine Spur der Scene vom Morgen zu entdecken. Freundlich, als ſey nichts vorgefallen, ging er dem ältern Grafen entgegen und erzählte ihm unbefangen, daß er nach ſeinem Wunſche um den Abſchied eingekommen und bald zu ſeiner Dispoſition zu ſtehen hoffe. Obgleich Graf Auperg über dieſe Unbefangenheit und dieſen geſellſchaftlichen Takt ſtaunte, ſo konnte er doch nicht umhin, dieſe Eigenſchaften an einem ſo jungen Manne als Beweiſe einer gewiſſen Falſchheit und Herzenskälte anzuſehen. Er wandte ſich unfreundlicher als je von ihm ab. Herr von Berſtorff ſtellte ihn auf ſeine Bitte den jungen Damen des Hauſes vor. Stephanie betrachtete er mit offenbarem Wohlgefallen und mit Cornelie ſprach er lange und eifrig. Er hatte ihren verſtorbenen Vater gekannt und die Tochter zog ihn an, die auch ihm gegenüber eine eigenthümliche Liebenswürdigkeit entfaltete, vielleicht deßhalb, weil er ſie anders behandelte als alle Welt hier. Den übrigen Beſuchenden war ſie nur die Nichte des Miniſters, nur als ſolche ſchien ihnen das reizloſe Mädchen im Trauerkleid etwas zu gelten, und dieſes Verhältniß war gerade das lezte, in welchem Cornelie ſich heimiſch fühlte. Sie war in dieſem Hauſe fremd; wäre ſie ein halbes Jahr früher darin eingetreten, ſo würde die Liebenswürdigkeit der Frau von Berſtorff ſie zu feſſeln gewußt haben, ſo ſtarr und ſtählern ihre Seele auch war; aber unglücklicherweiſe betrat ſie zu gleicher Zeit mit der jungen, heiß erſehnten Tochter das Haus, und auf dieſe richtete ſich natürlich die ganze Aufmerkſamkeit, die volle Sorge der zärtlichen Mutter. Cornelie fühlte ſich als Stiefkind, und das mit Unrecht, denn die Seele ihrer Tante umfaßte auch ſie mit Liebe, wie alle Welt; aber die leidenſchaftliche Liebe Annettens für ihr lang entbehrtes Kind ließ Cornelien ihre milde Freundlichkeit matt und kalt erſcheinen, und weckte im Herzen der Nichte eine Bitterkeit, die ſie den beiden verwandten Frauen gegenüber in eine ganz iſolirte Stellung drängte. Sie erſchien deßhalb auch ſelten Abends im Salon.

„Wie gefällt es Ihnen in der Hauptſtadt?" fragte ſie Graf Auperg, nachdem er lange mit ihr von ihrem Vater geſprochen. — „Ich bin beinahe zwei Monate hier und weiß dennoch keine Antwort darauf zu geben." — „Sie warten wohl das Ende Ihrer Trauerzeit ab, um die Stadt und die Menſchen auch auswärts kennen zu lernen?" — „Nein, auch dann werde ich nicht ausgehen. Da ich durch meine bürgerliche Geburt vom Hofe ausgeſchloſſen bin, ſo würde ich wohl auch in den Häuſern des Adels nur als ein Hors d'oeuvre aufgenommen. Ich bin gewiß nicht rangſüchtig, aber es iſt oft ſehr unangenehm, in einer durchaus adeligen Geſellſchaft einer Reſidenz die einzige Bürgerliche zu ſeyn. Sie kennen ja" — ſezte ſie lachend hinzu — „die komiſche Sitte, alles, was zum Adel gehört, mit „gnädig" zu bezeichnen. Nun nennt man mich aus ſüßer Gewohnheit auch „gnädiges Fräulein;" das ſezt mich in Verlegenheit, ja es beſchämt mich, ſo nichtig es auch iſt, als etwas mir nicht Gebührendes. Sie ſehen mich verwundert an, Herr Graf, daß ich bei einer erſten Unterhaltung Ihnen ſo unwichtige Dinge wie einem alten vertrauten Freund mittheile; verzeihen Sie aber, ich rede ſo ſelten, daß ich gar nicht mehr weiß, was man redet."

„Mein liebes Fräulein!" ſagte der alte Herr freundlich, indem er ihr ſeine Hand entgegen ſtreckte; ſie legte die ihre mit einer gewiſſen Freudigkeit hinein. In demſelben Augenblick ging Reinhard vorüber, verwundert blickte er ſie und den Oheim an; aber Cornelie drehte haſtig den Kopf, und mit den Worten: „Ich muß den Thee einſchenken," eilte ſie weg vom alten Grafen.

Reinhard ging ihr nach. „Cornelie," tönte ſeine tiefe Stimme in ihr Ohr, „warum ſind Sie ſo fremd, ſo kalt gegen mich? zürnen Sie mir?" — Sie ſtanden am Theetiſch in einer Ecke des Zimmers. Cornelie rückte die Taſſen klirrend zuſammen, aber ſie gab keine Antwort. — „Cornelie, zürnen Sie mir ernſtlich, daß ich Ihnen nicht geſchrieben, wie ich verſprochen? Verzeihen Sie mir, Cornelie. Daß ich nicht ſchrieb, war ein Reſultat meiner Ueberlegung: — zu was ſollte es führen? wir waren Beide ſo jung!" — „Ich bitte Sie, keine Entſchuldigung! Sie beleidigen mich dadurch." — „Iſt es möglich! So ſpricht nichts mehr in Ihrem Herzen für mich? Gott! wie ſchlug das meinige, als ich Sie hier im Hauſe wieder ſah! aber keinen Augenblick konnte ich finden — —" — „Graf Auperg, wenn Sie mich nicht augenblicklich verlaſſen, ſo verlaſſe ich den Saal, um dieſen Abend nicht wiederzukehren," ſprach Cornelie mit zitternder, tonloſer Stimme.

Reinhard trat zurück und miſchte ſich langſam wieder unter die übrige Geſellſchaft; Niemand hatte dieß Zwiegeſpräch bemerkt, als Graf Wolf. Aus der Ferne war ihm ſelbſt Corneliens Gemüthsbewegung nicht entgangen. Er trat jezt in das zweite Zimmer, wo ſich auch Reinhard befand, und beobachtete ihn wiederum, obgleich er anſcheinend ganz in ein Geſpräch mit ein paar alten Kriegskameraden verſenkt war. Reinhard ſprach mit Stephanie, die ihn mit einem gewiſſen unfreundlichen Groll behandelte, den der eitle Mann ſich zu ſeinen Gunſten auslegte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

## Frankfurt a. M., 20. Juni.

(Fortſetzung.)

J. P. Wagner. — Gewerbsweſen. — Die deutſchkatholiſche Gemeinde.

Zu bedauern bleibt es, daß J. P. Wagner die elektromagnetiſche Kraft dem Dienſte der Eiſenbahnen nicht zuführen konnte. Er iſt zwar immer noch damit beſchäftigt, dieſes Ziel zu erreichen, allein es fragt ſich ſehr, ob es ihm gelingt. Er ſollte deßhalb ſeine Erfindung nicht länger der Welt vorenthalten, denn wenn ſie auch auf der Eiſenbahn den Dampf nicht erſetzen kann, ſo kann ſie doch vielleicht in anderer Beziehung als Bewegungskraft große Dienſte leiſten. Wagner widmet unterdeſſen ſeine Kräfte und Kenntniſſe mit regem Eifer unſerem Gewerbeweſen, das ihm viel zu danken hat, wiewohl die Pulſe deſſelben immer noch nicht ſo lebensfriſch ſchlagen, wie in andern Städten. Das kommt nun freilich auch daher, weil von oben herab, vom Staate, die gewerblichen oder vielmehr induſtriellen Intereſſen nicht vorzugsweiſe berückſichtigt ſind und vermöge des Charakters unſerer Stadt als Handelsſtadt nicht berückſichtigt werden können. Unſer Handwerkerſtand hat dabei immer mehr den Nahrungsſchutz, als ſeinen Fortſchritt mit den Anforderungen der Zeit im Auge. Daß die Gewerbe ſo gut der Freiheit bedürfen, wie der Handel, das will unſerem Gewerbeſtand nicht einleuchten. Er verkennt die Urſachen ſeines Rückgangs. Deßhalb iſt er auch beim Senat gegen die Eingriffe des Handels in ſeine Privilegien, gegen die Ausbreitung des Fabrikweſens in unſerem kleinen Staate, welch lezterem unſer theures Grundeigenthum ſchon von ſelbſt Schranken ſezt, aufgetreten, natürlich ohne Erfolg. Der Senat hat in ſeiner Reſolution ſein Befremden über den Schritt der Handwerker zu erkennen gegeben und erklärt, daß er ihr Begehren nicht verſtehe. Die Handwerker beruhigen ſich indeſſen, da ſeitdem vom Senat zwei Geſuche wegen Fabrikanlagen abgewieſen wurden. Dem Aſſociationsdrange unſerer Zeit huldigend, haben unſere Handwerker indeſſen einen Unterſtützungsverein gegründet, welcher die hülfsbedürftigen Arbeiter nicht bloß mit der That, mit Geld und Arbeit, ſondern auch moraliſch unterſtützen ſoll. Die Abſicht des Vereins iſt löblich und mancher Kaufmann lieferte gern einen Beitrag dazu; aber auch dieſer Aſſociation verſagte der Senat ſeine Anerkennung, da er mehr einen politiſchen Zweck darin erkennt. Dabei iſt unſere Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften, die eigentlich den Namen patriotiſche Geſellſchaft verdient, wiewohl ſie ſich mit Politik nicht abgibt, unabläſſig bemüht, den Gewerbeſtand zu heben. Ihre Handwerkerſchule iſt ein Muſter und erhält nun eine noch höhere Bedeutung, da ihr auch der Unterricht in Chemie und Phyſik beigefügt werden ſoll, weil eine höhere Gewerbeſchule hier nicht zu Stande kommt. Da es ferner nicht möglich iſt, eine allgemeine Gewerbeausſtellung dahier zu Stande zu bringen, hat die Geſellſchaft eine jährliche Ausſtellung von Lehrlingsarbeiten veranſtaltet. Wie ſegensreich ſie durch die von ihr in's Leben gerufene Sparkaſſe und Erſparnißanſtalt, durch die Preisvertheilung an alte und treu dienende Dienſtboten für Hebung der Moralität der niedern Stände wirkt, iſt genugſam bekannt, und die angeſehenſten Männer des Auslands rechnen es ſich zur Ehre, Mitglieder dieſer Geſellſchaft zu ſeyn. Um einer mächtigen Forderung unſerer Zeit zu entſprechen, hatte die Geſellſchaft auch den Plan gefaßt, ein Schiedsgericht mit öffentlichem und mündlichem Verfahren in's Leben zu rufen. Die Debatten, welche über dieſes Projekt in der Generalverſammlung geführt wurden, waren ſehr intereſſant und zeugten von der hohen Intelligenz, welche die Geſellſchaft aufzuweiſen hat, allein bei der Abſtimmung wurde der Antrag mit ſchwacher Majorität verworfen. Damit iſt aber die Sache nicht aufgegeben, ſondern nur vertagt.

Dr. Scheve hielt hier phrenologiſche Vorleſungen, und fand, wie überall, heftige Antagoniſten an unſern Heilkünſtlern. Er hatte ſich indeſſen hier einen zahlreichen, namentlich aus Damen beſtehenden Zuhörerkreis erworben, der ſeinen Vorleſungen die größte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Faſt noch ſchlimmer als die Aerzte ſind die Geiſtlichen auf die Phrenologie zu ſprechen, weil ſie ſich erkühnt, die kirchliche Bewegung unſerer Zeit von ihrem wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus zu erklären. Damit bin ich aber zu einem Gegenſtand gelangt, bei dem ich verweilen muß. Die kirchliche Strömung, welche ganz Deutſchland durchfurcht — und moraliſch auch da, wo die politiſche Gewalt ſie noch dämmt — iſt auch in unſerer Stadt angelangt und ſcheint ſich ein breites Bett bilden zu wollen. Auch Frankfurt hat nun eine ſogenannte deutſchkatholiſche Gemeinde. Dieſes Faktum iſt von beſonderer Wichtigkeit, da Frankfurt der Sitz der Bundesverſammlung iſt, in deren Schooß die Unterdrückung der neuen kirchlichen Lehre beantragt worden war, aber ohne Erfolg. Den erſten Impuls zur Bildung einer ſolchen Gemeinde gab ein in Jahren ſchon vorgerückter hieſiger Bürger, der ein geborener Konſtanzer iſt und deſſen Namen in frühern Jahren manchmal in politiſcher Beziehung genannt wurde. Es wurde ihm ſchwer, einen Kern für die neue Gemeinde zu bilden, denn wenn auch viele Elemente dazu hier vorhanden waren, ſo herrſchten doch der Rückſichten ſo viele vor, daß Mancher das nicht auszuſprechen wagte, was er im Herzen glaubte. Endlich traten doch mehrere Katholiken, die in gemiſchter Ehe leben und der kirchlichen Plackereien längſt müde waren, zuſammen. Man verabredete eine öffentliche Zuſammenkunft und ſezte ſich mit den Geiſtlichen Kerbler und Licht in Korreſpondenz. Beide verſprachen zu kommen und trafen auch zuſammen hier ein; allein nur Pfarrer Licht wohnte der erſten Verſammlung der Deutſchkatholiken bei. Die Leiter der Bewegung hatten ſich zuvor der Erlaubniß der Polizeibehörde verſichert. Dieſe ward ihnen ohne Schwierigkeit, allein dennoch war der Cenſor, nach ſpeziell erhaltenen Inſtruktionen, nicht zu beſtimmen, in den hieſigen Blättern eine Mittheilung über das, was ſich hier im Katholicismus vorbereitete, paſſiren zu laſſen. Erſt zwei Tage, nachdem die erſte Verſammlung der Deutſchkatholiken hier ſtatt gehabt, trat eine mildere Cenſur ein. Jene Verſammlung vom 1. Juni wurde aber in dem Saale des großen Mülhens'ſchen Hauſes auf der Eſchenheimer Straße (das einer alten katholiſchen Patrizierfamilie angehört) unweit des Bundespalais gehalten. Dieſelbe Wohnung hatte früher der königlich preußiſche Geſandte v. Nagler bewohnt, und die Decke des Saals iſt unter anderem mit einem Aar, der der aufgehenden Sonne zufliegt, geziert. In jener Verſammlung hatte Pfarrer Licht die geiſtliche Aſſiſtenz übernommen. Er mag ein guter Seelſorger, ein trefflicher Menſch ſeyn, ein Redner iſt er nicht, und er verſchwand auch bald wieder vom hieſigen Schauplatze.

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 160.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 5. Juli 1845.

> Être franc et sincère est mon plus grand talent,
> Et je ne puis souffrir cette lâche méthode
> Qu'affectent la plupart de vos gens à la mode,
> Et je ne hais rien tant que les contorsions
> De tous ces grands faiseurs de protestations
>
> Molière.

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Auf einem Eckdivan, ziemlich geſondert von der übrigen Geſellſchaft, ſaß die Hausfrau, neben ihr der Oberſchenk von Graveneck. Sie war das einzige Weſen, dem er freundlich begegnete, das einzige, gegen welches er wohlwollende Geſinnungen zu hegen ſchien; eben aber befand er ſich im heftigen Streit mit ihr. Der Oberſchenk behauptete, die ganze ſogenannte gute Geſellſchaft gehe nur in Soiréen, um einer den andern zu täuſchen, zu verläumden und zu ärgern. „Schadenfreude," ſagte er, „iſt die einzige Freude unſerer Gebildeten, denn für jede andere ſind ſie zu blaſirt." — „Wie kommt es aber," lachte Annette, „daß alle dieſe Menſchen ſich vor Ihnen fürchten wie harmloſe Lämmer, und nur, weil Sie ſo ſchadenfroh ſeyen?" — „Das machen ſich die Leute ſelber weiß. Sie fürchten mich nur, weil ich nicht ihre Sprache rede, weil ich immer ein Licht in der Hand trage und nicht in halber Dämmerung einherſchreite, daß ſie ſich einbilden können, ich habe nichts geſehen; weil ich z. B. nicht, wenn einer von ihnen vergebens ſich um eine Stelle bemüht hat, alſo ſpreche: „Der arme X. hat trotz der vielen Mühe, die er ſich gegeben, trotz allen ſeinen unläugbaren Meriten, die Stelle doch nicht erhalten." Nein, ich ſage einfach: „Der einfältige Menſch hat ſich vergebens die Beine abgelaufen; er hätte doch voraus wiſſen können, daß er dieſem Poſten nicht gewachſen iſt." Das iſt der Unterſchied zwiſchen der „Geſellſchaft" und mir: ihre Schadenfreude hüllt ſich in den falſchen Mantel des Bedauerns, während die meinige offen einhertritt; ſie wühlen mit heuchleriſcher Theilnahme zu ihrem Vergnügen in Wunden, die ich, raſch vorübergehend, unangetaſtet laſſe." — „Nein, nein, Sie thun dieſen Leuten Unrecht; ich habe immer unendlich viel mehr freundliche Theilnahme als kalte Gleichgültigkeit gefunden. Wie freuten ſich Alle mit mir, daß Stephanie zurückkehren werde!" — „Weil ſie hofften, daß um der jungen Tochter willen mehr Fêten in Ihrem Hauſe ſeyn würden, daß ſie mehr Gelegenheit zum Pavaniren und Moquiren erhielten." — „Graveneck! Graveneck!"

Stephanie trat in dieſem Augenblick hinzu. Sie wollte ſich dadurch, wie es ſchien, von Reinhards Unterhaltung befreien; es half aber nichts, er begleitete ſie bis zu ihrer Mutter, und ſelbſt da vermochte die widerwärtige Gegenwart des Oberſchenks ihn nicht zu verſcheuchen.

„Fräulein Stephanie," ſagte dieſer mit ſeinem gewöhnlichen ſpöttiſchen Ausdruck, „wie alt ſind Sie?" — „Schon ſiebzehn." — „Gut, alſo ſchon ſiebzehn, wie

Digitized by Google

Sie ſagen, erſt ſiebzehn, wie ich ſage. Nun, trotz dem, daß Sie erſt ſiebzehn Jahre alt ſind, ſehe ich dennoch in Ihren aufgeweckten Augen etwas, das jezt ſchon einen Schritt weiter iſt als die ſich ewig gleich bleibende Engelsunſchuld Ihrer Mutter. Glauben Sie, daß die Menſchen hier im Zimmer alle in freundſchaftlichen, theilnehmenden Geſinnungen Ihr Haus beſuchen?" — „Nicht alle," ſagte Stephanie lachend, „aber doch Einige." — „Nein, Keiner, kein Einziger!" rief Graveneck. Sein Auge überflog noch einmal wie prüfend die Geſellſchaft, blieb zulezt an Reinhard haften, und dann ſagte er noch einmal mit der höchſten Beſtimmtheit: „Nein, dieſe Leute kenne ich alle; da iſt kein einziger wahrer Freund darunter." — „Alſo ich auch nicht?" fragte Reinhard in ſcheinbar komiſcher Laune. — „Nein, Sie auch nicht. Ihre Geſinnung für dieſes Haus ſieht aus wie Anhänglichkeit, iſt aber doch nur baarer Egoismus." Er lachte ſchadenfroh, Reinhards Gedanken ſo enthüllt zu haben, und ſtand raſch auf. — Annette hatte ihn nicht verſtanden, wohl aber Stephanie, die dem Oberſchenk folgte.

Die Miniſterin wandte ſich zu Reinhard. „Wenn mein alter Freund nur nicht ſo beißend und mißtrauiſch wäre!" — „Laſſen Sie ihn, wie er iſt; er iſt ein Original und ein Ehrenmann. Ich liebe und verehre ihn außerordentlich, wäre aber nie ſo keck, ihm dieß zu ſagen." — „Da haben Sie Recht, er würde es nicht glauben und Sie zum Dank vielleicht beleidigen. Aber daß Sie ſeinen Werth, trotz des rauhen Aeußern, ſo richtig beurtheilen, freut mich an Ihnen; junge Leute laſſen ſich ſonſt ſo leicht vom Schein beirren." — „Ich gehöre nicht mehr zu den „jungen Leuten." Ich bin heute um meinen Abſchied eingekommen und werde mich nun als ein ſolider alter Herr auf einem der Güter meines Oheims niederlaſſen."

„Erſt wirſt du reiſen," ſagte eine tiefe Stimme hinter Reinhard. Er wandte ſich raſch und ſtand vor ſeinem Oheim. — „Ja, ich habe es mir überlegt; es iſt grauſam, dich jezt im Winter auf das Land zu verbannen; gehe lieber noch auf einige Zeit nach Paris. Habe ich nicht recht, gnädige Frau?" — „Sie ſind ein gütiger Oheim." — „Soll ich allein nach Paris?" fragte Reinhard mißtrauiſch. — „Wie du willſt." — „Nein, ich will lieber bei Ihnen bleiben."

(Fortſetzung folgt.)

## Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortſetzung.)

Bleibt gleich in den nördlichen und weſtlichen Gegenden das „Weiß-Aermelt-Gehen," d. i. das Tragen ſchöner weißer Hemdärmel, ſie mögen nun beſondere Aermel ſeyn (wie im Sarnthal, Chiemgau ꝛc.) oder am gröbern „Pfaodrocke" aus feinem Linnen angehängt, die feſtlichſte Jungfrauentracht, die ſelbſt hie und da die Weiber noch beibehalten, ſo wird der Janker, die Juppe, der Schalk nicht verſchmäht. Im Unterinnthale wie im obern hat er ſich vielfach verſtädtert; die ältere Form von 1700 tragen nur noch alte Mütterlein, beſonders den Schalk mit einem Kräglein, deſſen Urbild in den Spitzenbeſätzen aus den Tagen Ludwigs XIII. zu finden iſt, welche wir an unſern Damen wieder zu Ehren kommen ſehen. Wo ſich das Kleidungsſtück noch von modehaften Tendenzen rein erhielt, gibt es ſich in ſchlichter Form, ſehr knapp am Leib, überkurz, an der Bruſt offen und rund ausgeſchnitten, mit engen Aermeln, die mitunter zum Wintergebrauch bis an's Handgelenk reichen. Die ſaubern „Kuntinen" von Miesbach, Schliers und Tegernſee lieben ſolche ſeidene Schälke oder Juppen von hellfarbiger Seide, vielfach violett, mit Goldbörtlein oder Roſaband geſäumt, und auf der Bruſt mit hellblauer Schleife ſo wenig geſchloſſen, daß die Fürſtecker und die ſilbernen Schnürhacken mit den Schnürriemen ſichtbar werden, während ober dem Ausſchnitte das roſenfarbig gefütterte feine Goller leuchtet und um den Hals der ſchwarze Flor mit der filigranenen ſilbernen Schnalle ſich maleriſch windet. Als Knöpfe finden wir oftmals altbayeriſche Zwölfkreuzerſtücke an dieſen Schälken. Die Iſarwinklerinnen verwenden auch hier wieder ihre liebe grüne Farbe.

Vielfach bedrängt aber auch im Oberland das ſtädtiſche Korſettlein von grellem Pers, und beſonders der ſchon früher beliebte Janker aus Modeſtoffen (Aermeljacke unterm Mieder getragen), die alten Schälke. Die Zillerbergerinnen, Wildſchönauerinnen, die Duxerinnen und Puſterinnen müſſen freilich auch bei dieſem Gewande wieder nach ihrem heimiſchen Loden greifen, und ſomit erſcheinen ſie nicht weniger grau als ihre Männer, weil auch der Kittel daraus geſchneidert wird. Entſtellend an dieſen Schalken und dem Körper ganz ſeine natürliche Geſtalt raubend, bleibt die gerade in den genannten Thälern und auch im bayeriſchen Hochlande übliche übergroße Kürze der Taille. Unſere Mütter ſehen wir freilich auf Medaillons und Silhouetten auch mit derſelben Modeuntugend behaftet, die mit den Ohnehoſen über den Rhein kam, von den Schönen der „Kaiſerzeit" in Schutz genommen und ſelbſt dann noch nicht verſchmaht wurde, als man ſich ſchon wieder „altdeutſch" gebärdete; aber wir wollen ihnen nicht die Schuld aufbürden, die Hirtinnen der Alpen zu dieſem Greuel wider die Natur verlockt zu haben. Vielmehr ſchieben wir den Anlaß dazu ſo weit als möglich in die barbariſchen Fauſtrechts- und Finſternißzeiten zurück, damit die Aeſthetik unſerer Mamas ja keinen Schaden erleide.

Digitized by Google

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts werden die Leibchen der Kleider allmählig kürzer, halten aber noch immer ein ſchönes Maaß, bis ſie immer weiter ausarten, aber am Schluſſe des ſechzehnten in den Gegenſatz, in die ſteifen, ſpitzen, langen Taillen umſchlagen, die ſich ja noch unſern Großmamas tyranniſch um die Rippen zwangten. Die kurzleibigen Mieder und Schalke der Gebirglerinnen ſind jedenfalls die ältere Form, wenn wir auch z. B. im Chiemgau, Kaſtelrut oder ſonſt an grauen Mütterlein und auf alten Bildern die ſtarren geſtreckten Fiſchbeinpanzer mit den weitabſtehenden Achſelbandern ſehen, die weit mehr Rococo ſind als erſtere. Ueber dem kurzen Mieder, deſſen prunkreichſten Mittelpunkt der bortenbeſezte Fürſtecker mit den Schnürriemen ausmacht, und dem blendenden, oft gefälteten feinleinenen Schalk oder im Viereck geſchnittenen, am Halſe züchtig ſich anſchmiegenden Goller, welches Seidenbänder (im Iſarwinkel und Achemthal ſelbſt Kettchen), unter den Achſeln durchgezogen, zu beiden Seiten der Bruſt feſthalten, wiſſen die meiſten Gebirglerinnen, z. B. die Wippthalerinnen, ihren ſchwarzen Flor, der, durch einen Ring gezogen, in Facherfalten die volle Bruſt zierlich umſpannt, in's Aermelloch zu ſtecken, eine der maleriſchſten Gefallkünſte der lebfriſchen Dirnen.

Der Rock (Kittel), wie er zu allen dieſen Oberkleidern gehört, wurde ſeit ältern Tagen meiſt aus einem halbleinenen, halbwollenen Stoffe gefertigt, der da und dort Wifling genannt wird, welcher Name ſich auf das Kleid ſelbſt übergetragen hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß beſſere Zeuge, gutes Tuch, ja Seide nicht ausgeſchloſſen blieben. Er wechſelt chamaleoniſch ſeine Farbe, mag aber doch als ſchwarz oder dunkelbraun am gemeinläufigſten ſeyn. Die nachſtbeliebten ſind wohl die von dem vornehmen Roth, welches die Vintſchgerinnen blau, wieder andere gelb verändern. Weinbraun gilt er um Botzen, im Puſterthale floriren gelbe, in der Mitte von einem ſchwarzen Streifen durchzogen, grüne fehlen nicht, der geblümten und geſtreiften neumodiſchen zu geſchweigen. Die Wippthalerinnen und die um Innsbruck und im Pſitſchthale theilen den Wifling und wählen für die obere Halfte blau, für die untere ſchwarz mit einem violetten Saume, dem zur beſondern Fürnehmheit einzelne Scharlachflecke eingenaht ſind.

Spahen wir nach der ältern Form, ſo ſehen wir die Röcke in ſchwere dicke Falten gelegt und über einen Wulſt an den Hüften hoch gepauſcht, und brauchen nicht erſt zu erörtern, daß hier abermals das gute Beiſpiel der Herrenleute mitgewirkt hat. Zugleich erfreut ſich der altere Kittel vor dem neuern einer ſo auffallenden Kürze, daß er mit den heutigen aſcetiſchen Tendenzen in den bedenklichſten Widerſpruch gerathen müßte. Die Enge der Röcke am Vordertheil, die beſonders im bayeriſchen Oberlande unſchön herrſcht, iſt ebenfalls weit eher den nach vorne faltenloſen Frauenröcken älterer Tage, als den modiſchen Zwickelkleidern vom Jahre IV. der Republik zur Laſt zu ſchreiben.

Die Schürze wurde in der älteſten Zeit nie als Putzſtück angeſehen und diente allzeit als Kennzeichen häuslicher Arbeitſamkeit; erſt die Trachtbücher von 1523 an zeigen uns ehrbare Bürgertöchter und Frauen, die zum Staat die ſchmalen langen Schürzen tragen, im Gegenſatz zu den unbeſchürzten Edeldamen, und in eben dem Sinne nehmen ja auch heute Weiber und Töchter gut bürgerlicher Häuſer das ſchwerſeidene Fürtuch, als ein beſcheidenes Abzeichen gegenüber den gnädigen Frauen und Fraulein im flüchtigen Perskleide. Beſonders das vorige Jahrhundert hielt ſtreng auf dieſe Schürzenunterordnung, und dazumal bildeten ſich auch die vielfachen Abſtufungen dieſes Kleidungsſtücks vom aſchgrauen rupfenen Spühlfürtuch bis zur Spitzenſchürze der Braut. Ich kenne ein altes Mütterlein, das hat ſogar eine eigene „Apoſtelſchürze," die es an den nur noch halb gültigen Apoſteltagen trägt. Für jede Abart von Feſt= und Feiertagen beſizt wohl jede Dirne ihre Auswahl. Blaue, oft glanzende Leinwand, lichter und dunkler, iſt der verbreitetſte Stoff dafür. In Alpach und Wildſchönau rahmt die Schürze um den Bund eine breite, nach beiden Seiten ein Stück weit niederlaufende dunklere Borte ein, aus der erſt die Falten quellen, eine ſehr alte Form. Bei Gelegenheiten, wo es darauf ankommt, die jungfräuliche Würde geltend zu machen, gilt nur das keuſche Weiß; Weiber und Anrüchige ſind hie und da ſtreng an das Blau gewieſen.

Strumpf und Schuh werden von den Gebirglerinnen nicht minder Augenmerk geſchenkt als von den putzkundigen Städterinnen. Freilich walten da eigene Begriffe; eine Durerin, Aetzthalerin, Sarnerin hält ihre dicken Ringelſtrümpfe für äußerſt wirkſam; die Miesbacher Dirnen tanzen am Kirchtag und auf der Hochzeit in ihren Loſeln, während eine Etſchlanderin nur den rothen Strumpf zu loben vermag. Wo der feine Weißſtrumpf paſſirt, iſt ſicherlich ein Hinneigen zum ſtädtiſchen Kleiderweſen nicht ferne. Jene farbigen aber, beſonders der viel verbreitete rothe, ſchreiben ſich her aus guten alten Zeiten. Noch zu Anfang des lezten Jahrhunderts prunkten Leibgardeoffiziere in Scharlachſtrümpfen, und früher ſehen wir ſie an den Füßchen von Reichsgräfinnen und Rathsfrauen. Scharlach iſt von jeher die leuchtende Farbe aller Vornehmheit geweſen, und ſich damit zu behängen, galt dem Bauer als ein Mittel, ſich ſeinem Herrn gleich zu ſtellen. Daher die rothen Hemden und jene rothen Mäntel, in welchen, nach den Ueberlieferungen meiner lechrainiſchen Heimath, die überreichen hoffärtigen Haslacher Bauern zur Kirche ritten.

Daß zum alterthümelnden Staatsſtrumpf der ausgeſchnittene Schuh, oft roth abgenäht und mit rothem Abſatz beliebt wird, bedarf kaum einer Erwähnung, und

Digitized by Google

wie ſehr kontraſtirt er bei aller Geziertheit noch immer gegen die raffinirten befranſten Stiefeletten der vielbeliebten Zillerthalerinnen, der Naturſängerinnen!

Zum Schluß haben wir nun in einem fernern Artikel noch die Kopfbedeckung unſerer Schönen zu muſtern.

(Schluß des dritten Abſchnitts.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Frankfurt a. M., Juni.**

(Schluß.)

Die Deutſchkatholiken.

In der Verſammlung der Deutſchkatholiken vom 1ſten Juni, in welcher etwa dreihundert Perſonen, darunter viele Proteſtanten, anweſend waren, und welche von dem bekannten Romandichter Heribert Rau verſtändig und zweckmäßig geleitet wurde, zeichneten ſich neun-und-neunzig als Glieder der neuen Gemeinde ein, und der hundertſte, der Tags darauf beitrat, war ein Gensdarm. Von Bedeutung iſt es auch, daß die Stelle eines Seniors des Vorſtandes der neuen Gemeinde von einem Staatsbeamten, dem Fiskal Dr. Burkardt, übernommen wurde. Die übrigen Mitglieder des Vorſtandes ſind geachtete Bürger; Heribert Rau aber übernahm die Stelle eines Sekretärs und bereitet auch die Herausgabe einer Broſchüre, als Denkmal der Gründung der deutſch-katholiſchen Kirche dahier, vor. Nachdem die neue Gemeinde ſich konſtituirt hatte, erſtaunte man darüber, daß dieß ſo unter den Augen der Bundesverſammlung, in deren Schooße manch bedrohliches Wort gegen die neue Gemeinde gefallen war, geſchehen konnte. Die nächſte Sorge der Gemeinde war aber, ihre Konſtituirung dem Senat anzuzeigen, die Anerkennung nachzuſuchen (die ſie nicht erhalten wird), und um eine Kirche zu bitten. Man verfiel auf die allerdings ſehr geeignete reformirte Kirche, und obgleich ein Geiſtlicher dieſer Gemeinde der ſtreng pietiſtiſchen Richtung angehört, erklärte ſich der Gemeindevorſtand doch einſtimmig bereit, die Kirche der jungen Gemeinde für ihren Gottesdienſt zu überlaſſen. Man hatte von oben herab nichts dagegen einzuwenden und konnte es auch nicht hindern, da die reformirte Gemeinde nicht vom Staate abhängig iſt und, gleich der katholiſchen, ihre Geiſtlichen von auswärts berufen darf, während die Geiſtlichen der hieſigen Staatskirche, der lutheriſchen, geborene Frankfurter ſeyn müſſen. Dieſer erſte Gottesdienſt der Deutſchkatholiken fand denn in der Bundesſtadt Frankfurt am 15. Juni ſtatt. Man hatte die Anfangsſtunde auf 6 Uhr Morgens beſtimmt, um die reformirte Gemeinde nicht in ihrem Gottesdienſt zu hindern. Schon um 5 Uhr waren die Zugänge der Kirche von einer Menſchenmaſſe belagert, und als jene eine halbe Stunde ſpäter geöffnet wurden, überzeugte man ſich, wie überflüſſig es geweſen, Eintrittskarten auszutheilen, denn die Menſchenmaſſe ſchob die Vorſtandsglieder bei Seite und drang in die Kirche ein. Die Kirche war bald ſo angefüllt, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte, auf den Straßen drängten ſich noch Hunderte nach den Thüren, und troz der weiblichen Ohnmachten, welche durch die furchtbare Hize entſtanden, hielt die Menſchenmaſſe zwei und eine halbe Stunden in der würdevollſten Haltung aus. Alle Stände waren in der Kirche repräſentirt. Man bemerkte die erſten Adeligen, unter andern die Gemahlin des Kurfürſten von Heſſen, Diplomaten und Senatsmitglieder, proteſtantiſche Geiſtliche und ſogar einen katholiſchen Kaplan; ferner Deputationen der Gemeinden in Hanau, Offenbach, Darmſtadt (an der Spize der Deputirten dieſer Stadt Dr. Ed. Duller, der Darmſtädter Bürger geworden iſt), Wiesbaden, Worms und von dem fernen Stuttgart. Um äußerlich an den katholiſchen Ritus zu erinnern, war die Rückwand des Altars unter der Kanzel mit Blumen geziert und mit brennenden Kerzen in prächtigen ſilbernen Leuchtern beſezt. In der Mitte war ein großes Krucifix aufgeſtellt. Der Senior des Vorſtandes, Dr. Burkardt, führte den Pfarrer Kerbler an den Altar und ſtellte ihn der Gemeinde vor. Kerbler iſt ein Mann von ſlaviſcher Geſichtsbildung, und ſein jugendliches Geſicht hat einen männlichen, Vertrauen erweckenden Ausdruck. Ich will den Gottesdienſt in ſeinen Einzelnheiten nicht verfolgen und bemerke nur, daß er dem katholiſchen Ritus entſprechender als dem proteſtantiſchen gehalten wurde. Die verſchiedenen Geſänge führte der Liederkranz aus. Eine Predigt hielt Kerbler eigentlich nicht. Es war eine geharniſchte Rede zur Vertheidigung des neukatholiſchen Glaubens, eine Abwehr der in politiſcher und religiöſer Beziehung den Neukatholiken gewordenen Verdächtigungen. Er ſprach mit Kraft, Bedachtſamkeit und in wahrer Begeiſterung. Kerbler iſt wirklich ein Volksredner; das Wort ſteht ihm ſehr zu Gebot und er ſcheint ſeine Rede nicht zuvor auf dem Papier auszuarbeiten. Sein ſchleſiſcher Dialekt bei ſonorer Stimme hat etwas Naives, und die Eigenthümlichkeit, daß er allen Worten, die mit r endigen, ein e leiſe nachtönen läßt, ſtört nicht. Seine Rede ſchien auf die Tauſende, die ſie gehört, großen Eindruck zu machen. Hundert-und-ſechs Männer und fünf-und-dreißig Frauen der neuen Gemeinde nahmen darauf das Abendmahl mit ſichtbarer Rührung. — An äußern Ehrenbezeugungen fehlte es Kerbler hier auch nicht. Am Abend des Sonntags brachte ihm der Liederkranz vor ſeiner Wohnung (im Hauſe des Dr. Burkardt) eine Serenade. Er trat unter die Sängerſchaar und hielt eine Rede, die mit wahrer Begeiſterung aufgenommen wurde. Am 16. veranſtaltete eine unſerer erſten Damen, die noch mehr durch ihre Geiſtesbildung hervorragt, in ihrer Gartenvilla Kerbler zu Ehren ein Feſt, das überaus glänzend war. Die neukatholiſche Gemeinde ſelbſt vereinigte ſich im Kreiſe der Familien auf dem nahen Sandhof zu einem heitern Mahle. Ein Feſteſſen in der Stadt mit Toaſten und Reden hatte man abſichtlich vermieden. — Die Zahl der ſogenannten Deutſchkatholiken ſtreift jezt hier an zweihundert, iſt alſo noch ſehr gering, wenn man bedenkt, daß in Frankfurt 16,000 Katholiken leben. Kerbler will auf ſeiner Rückreiſe noch einmal Gottesdienſt halten; unterdeſſen verſammelt ſich die Gemeinde jeden Sonntag im Mühlens-ſchen Saale, wozu Jeder Zutritt hat. — Auch das Judenthum rüttelt an ſeiner urſprünglichen Geſtalt und will ſich verjüngen. Der hier beſtehende Verein zur Reform des Judenthums hat zwar in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nicht recht durchdringen können, da er zu negativ war, er hat aber nun eingelenkt und glaubt mit einigem Glauben eher zum Ziele zu kommen. Dr. Ludwig Wihl will ſeinerſeits beſondere Vorſchläge zur Reform des Judenthums in einer Broſchüre machen. Mit einiger Spannung ſieht man auch dem Reſultate der im nächſten Monat hier ſtattfindenden Rabbinerverſammlung entgegen, da dieſe von vornherein von den Orthodoxen und den Indifferenten ſo ſehr angefeindet wird. — Das ganze kirchliche Leben liegt in einer Kriſis, noch aber iſt ſchwer zu ſagen, was dieſe Gährung ausſcheiden wird.

---

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 25.

Sonnabend, 5. Juli 1845.

[180] So eben ſind in unſerm Verlage erſchienen:

**E. M. Arndt's**

## Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

Zum erſten Mal geſammelt
und
durch Neues vermehrt.

Drei Theile. 8. (106 Bogen.) In Umſchlag brochirt.
Preis: n. 3 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, 1. Juni 1845.
Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[179] Im Verlage von Friedrich Fleiſcher in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

**Die fünfte Auflage von:**
Sammlung ausgewählter Stücke
aus den Werken
**deutſcher Dichter und Proſaiker.**
Zum Erklären und mündlichen Vorträgen
in den verſchiedenen Klaſſen der Gymnaſien.
Von Dr. G. K. A. Hülſtett.
Erſter Theil. Zweite Abtheilung. Für die fünfte Claſſe.
Preis 15 Ngr.

Es bedarf dieſe neue, ſorgfältig berichtigte Ausgabe eines ſo weit verbreiteten Schulbuches gewiß keiner beſondern Empfehlung. Eine indeſſen möchte die wohl immer ſeyn, daß der Preis, obſchon Druck und Papier ſchöner geworden, von 17½ Ngr. auf 15 Ngr. ermäßigt wurde, ein für 18 Bogen ſolchen Druckes ganz ungewöhnlicher Preis.

Die Preiſe der übrigen Abtheilungen ſind folgende:
Erſter Band erſte Abth. f. d. ſechſte Claſſe. 6. Aufl. 15 Ngr.
Zweiter Band erſte Abth. f. d. vierte Claſſe. 3. Aufl. 25 Ngr.
Zweiter Band zweite Abth. f. d. dritte Claſſe. 2. Aufl. 25 Ngr.
Dritter Band erſte Abth. f. d. zweite Claſſe. 2. Aufl. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die letzte Abtheilung (III 2) für die erſte Claſſe wird ſo eben gedruckt und zu Michaelis erſcheinen. Allen Gymnaſien und Schulanſtalten, welche dieß Werk einführen wollen, ſichert der Verleger die billigſten Bedingungen zu.

---

[182] In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Reiſe-Erinnerungen aus Belgien.

Von
**Luiſe von Plönnies.**
8. 23 Bog. geh. 2 Thlr.

Dieß Werk will nicht allein eine Erzählung von Erlebtem und Reflexionen darüber geben; ſondern es iſt vielmehr das Streben der Verfaſſerin dahin gerichtet, für zwei ſtammverwandte, kürzlich auch durch die materiellen Intereſſen naher verknüpfte Länder, auch einen größern geiſtigen Verkehr zu vermitteln. Deßhalb verweilt ſie hauptſächlich bei der ſogenannten flämiſchen Bewegung, welche dem germaniſchen Elemente in Belgien wieder zu ſeinem Rechte zu verhelfen ſucht, ſchildert die Haupthelden der jungen aufkeimenden flämiſchen Literatur und gibt endlich in einem Anhange Proben ihrer Poeſieen. Je weniger bisher in Deutſchland auf dieſe uns doch ſo nah berührenden Bewegungen in Belgien geachtet worden, um ſo mehr empfiehlt ſich dieß Werk, den Ernſt und die Begeiſterung ihrer Führer kennen und achten zu lernen.

Duncker und Humblot in Berlin.

---

[177] **Auguſt Lewald's**

## geſammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zwölf Bände.
**Dritte Lieferung, oder 7ter bis 9ter Band.**
Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Der zehnte bis zwölfte Band dieſer Geſammtausgabe der Schriften des beliebten Verfaſſers werden ebenfalls noch in dieſem Jahre ausgegeben.

Leipzig, im Juni 1845.
F. A. Brockhaus.

---

[185] **Zweite vermehrte Auflage von der gekrönten Preisſchrift:**
Ueber
## engliſche Landwirthſchaft
und deren
Anwendung auf andere landwirthſchaftliche Verhältniſſe,
**insbeſondere Deutſchlands.**
Nach eigener Anſchauung
von
**A. v. Weckherlin.**
gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gGr.

Dieſe Schrift iſt der ſechſten Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe gewidmet, welche der Verfaſſer als zweiter Vorſtand der Verſammlung mit Ueberreichung derſelben bewillkommnete und wurde nach dem Antrage der Centralſtelle des großherzoglich badiſchen landwirthſchaftlichen Vereins mit dem zur Feier der Verſammlung deutſcher Landwirthe in Carlsruhe von Seiner Hoheit dem Herrn Markgrafen Maximilian von Baden ausgeſetzten Preiſe von 100 Ducaten gekrönt.

Hauptabſchnitte des Inhalts: Erſter Abſchnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und

Digitized by Google

den jetzigen Stand der engliſchen Landwirthſchaft und über eine Vergleichung derſelben mit der deutſchen Landwirthſchaft. I. Ueber den früheren landwirthſchaftlichen Zuſtand in England, als Einleitung. II. Neuere engliſche Landwirthſchaft. III. Einzelne Gegenſtände, welche bei der engliſchen Landwirthſchaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthſchaftlichen Verhältniſſen Deutſchlands Intereſſe erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthſchaftliches Bauweſen. — Zweiter Abſchnitt: Spezieller Vergleichung des engliſchen mit andern, insbeſondere deutſchen Wirthſchaftsſyſtemen und der Anwendbarkeit des engliſchen Syſtems in andern Verhältniſſen. I. Durchſchnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieſer Vergleichung Erſchöpfung und Erſatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verſchiedener Wirthſchaftsſyſteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältniſſes bei den verſchiedenen Wirthſchaftsſyſtemen, beſonders aber des Einfluſſes der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebſt Schlußfolgen daraus und Berechnungen für das Hohenheimer Wirthſchaftsſyſtem.

---

Von demſelben Verfaſſer wird im Laufe dieſes Jahres noch bei uns erſcheinen:

## Die landwirthſchaftliche Thierproduktion

in drei Theilen,

I. Allgemeiner Theil. II. Rinderzucht. III. Schafzucht mit Wollkunde.

worauf wir bei dieſer Gelegenheit vorläufig aufmerkſam zu machen uns erlauben.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Der deutſche Zollverein in ſeiner Fortbildung.

Von

**Guſtav Höſken.**

gr. 8. Velinp. br. Preis 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 8 Gr.

**Inhalt:**

1) Einführung in das Bedürfniß einer kräftigen Organiſation des Zollvereins. 2) Die Bedeutung und Fortbildung der Zollvereinstage, entwickelt aus der Geſchichte ihrer Entſtehung. 3) Der Vereinstarif als Grundlage der politiſchen Oekonomie des Zollvereins. 4) Der Eingang in den zweiten Zeitabſchnitt des Zollvereins. 5) Die Stellung des Zollvereins zu Oeſterreich; Ausſicht und Mittel zur Annäherung beider Handelskörper. 6) Des Zollvereins Beziehungen zu den Niederlanden, den Hanſeſtädten und Dänemark, im Zuſammenhange dargeſtellt mit der Handelspolitik dieſer Staaten und ihrem Verkehr mit den übrigen Ländern. 7) Deutſche Beziehungen zu Großbritannien. 8) Organiſirung der deutſchen Schifffahrt. 9) Die Theorie der Continentalſperre gegenüber der Colonialausbreitung. Schlußwort. — Nachtrag zur Staatsökonomie des Zollvereins: Das Schutzbedürfniß der Gewerbe im Zollverein.

Die Erfahrungen unſerer jüngſten Geſchichte lehren, daß die Zeit gekommen, wo nur noch ein das Geſammtvaterland umfaſſendes Streben fruchtbar iſt, auf jedem andern aber der Unſegen des Mißlingens ruht. Und ein ſolches Streben auf dem Gebiete des Zollvereins fruchtbar zu machen, zu ſeiner Kenntniß wie zu ſeiner Fortbildung beizutragen, dazu ſoll gegenwärtige Schrift dienen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

**Für Leihbibliotheken und Leſevereine.**

In Unterzeichnetem ſind erſchienen:

## Geſammelte Erzählungen

von der

**Verfaſſerin der Bilder des Lebens.**

Zwei Bände.

8. broch. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 16 gGr.

Inhalt: I. Dürftigkeit und Ueberfluß, in zwei Doppelſchilderungen. — Die Nacht im Juragebirge. — Paul und Joſephine, oder die Schmuggler vom Jura. — Der ſchweizeriſche Pflanzer am Ohio. — II. Herr und Sklave. — Meine Schweizerreiſe. Epiſode aus einem Tagebuch. — Der Vorabend des Weihnachtsfeſtes. — Liebe! Liebe waltet überall! Einfach aber wahr.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nro. 34, Jahrg. 1840, der Blätter für Literatur und bildende Kunſt ſtehende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geiſt, welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in dieſen Blättern beurkundet haben, findet ſich auch in dieſen geſammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen ſich durch Innigkeit ſowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein echt religiöſes und rein ſittliches Gefühl vor ſo vielen Tageserſcheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verflüchtigen, nicht das Gemüth zu erheben ſuchen. Und darum eignen ſie ſich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lektüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverdorben, und deren Geiſt auf das Höhere und einzig Wahre im Menſchenleben gerichtet iſt. Sie ſind dabei eben ſo fern von jeder pedantiſchen Trockenheit und von zelotiſcher Eiferung, ſondern die lebenvollſte Liebe ſpiegelt ſich in ihnen anmuthig und mit den wärmſten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigſten Empfindungen. Nur ſteht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der ſeines innern Werthes ſich bewußt, doch von der liebenswürdigſten Demuth durchdrungen iſt. Unſre Leſerinnen beſonders werden mit uns übereinſtimmen, wenn ſie dieſe Erzählungen in Geiſt und Herz werden aufgenommen haben."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[136] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen:

## Verkehr auf den deutſchen Eiſenbahnen im Jahr 1844.

Fahrbar Ende Decembers 326 deutſche Meilen oder etwa 2434 Kilometer (15 geographiſche Meilen = 115 Kilometer).

**Aus der Allgemeinen Zeitung für die Eiſenbahn-Direktionen beſonders abgedruckt.**

gr. Folio, ein Bogen. Preis 15 kr. oder 4 gGr.

und kann durch alle Sortiments-Buchhandlungen bezogen werden; welchen dieſe Tabelle auf Verlangen geliefert wird.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

[186] In Unterzeichneter ſind ſo eben erſchienen:

# Monatblätter

zur Ergänzung der

# Allgemeinen Zeitung.

1845. Junius.

Inhalt.

Ueber Litteratur und Kunſt in den Vereinigten Staaten. — Die Handelsverhältniſſe der Schweiz. — Thorwaldſen. — Zur Kritik Hegels und namentlich ſeiner Rechtsphiloſophie. — Karl Gutzkow. — Der Mendelsſohn-Jakobi'ſche Streit über Leſſings Spinozismus. — Franzöſiſche Plane am Senegal. — Mittheilungen aus Spanien.

Dieſe Monatblätter ſtellen ſich die Aufgabe: Gegenſtände der Politik, Litteratur und Wiſſenſchaft auf eine erſchöpfendere Weiſe, als es der Raum eines Tagblattes geſtattet, zu beſprechen. Sie bieten den mannigfachen Strebniſſen des geiſtigen Lebens, ſowie den materiellen Intereſſen im Vaterlande ein förderliches Organ und ergänzen ſomit nicht allein die Augsburger Allgemeine Zeitung, ſondern werden auch als ſelbſtſtändiges Ganze jedem Gebildeten vom größten Intereſſe ſeyn.

Jedes Heft umfaßt nach Maßgabe des Stoffes 6—8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung und der Jahrgang von 12 Heften koſtet im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gGr.

Auch durch die Poſt können dieſelben bezogen werden, in welchem Falle der Preis ſich von uns nicht für jeden Verkaufsort, ſondern nur durch die betreffenden Poſtämter beſtimmen läßt; jedoch darf er im Bereiche des Königreichs Bayern und des Königreichs Württemberg 8 fl. nirgends überſchreiten.

Stuttgart, im Juli 1845.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

# Gedichte

von

# Nicolaus Lenau.

## Zwei Theile.

8. Velinpapier, mit dem in Stahl geſtochenen Bildniß des Verfaſſers.
Preis 5 fl. 42 kr. oder 3 Rthlr. 9 gGr.

Der erſte Theil enthält ſämmtliche Gedichte, welche in unſerm Verlage bereits fünf Auflagen erlebten, der zweite Theil bildet die vierte vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte." Der Beifall, den dieſe Gedichte voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantaſie ſtets gefunden, berechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Geſammt-Ausgabe derſelben ſehr willkommen ſeyn wird.

---

# Fauſt.

# Ein Gedicht von Nicolaus Lenau.

## Zweite, ausgeführtere Auflage.

Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Des Dichters ſeltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden ächter Poeſie dieſes Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeſchylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung begrüßt und von den alten Kunſtrichtern jede in ihrer Perſönlichkeit anerkannt. So wird auch unſere Zeit in dieſem Fauſt die Fortbildung des Dichtergeiſtes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einſicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterſcheiden.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Bei gegenwärtiger Reiſe-Saiſon erlauben wir uns auf nachſtehende Handbücher wiederholt aufmerkſam zu machen:

# Der Bodenſee

nebſt dem Rheinthale

## von St. Luzienſteig bis Rheinegg.

Von

**Guſtav Schwab.**

**Zweite, verm. und verbeſſerte Auflage.**

Mit 2 Stahlſtichen und 2 Karten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Die Brauchbarkeit dieſes Handbuchs iſt durch den vollſtändigen Verſchluß der erſten Auflage bewährt worden. Der Verfaſſer hat es nun durch ſorgfältige Durchſicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abſchnittes über die Dampfſchifffahrt, über die Flora des Bodenſee's, über die denſelben betreffenden Kunſtwerke, und durch ſehr bedeutende Zuſätze in topographiſcher Beziehung noch praktiſcher, ſo wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reiſenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meiſterhand gezeichnete und in Stahl geſtochene Anſichten, ſo wie durch zwei vortreffliche Karten vom Bodenſee und vom Rheinthale aufs Einladendſte ausgeſtattet.

**Taſchenbuch auf Reiſen durch Württemberg,** mit einem Anhang über die beſuchten Bäder Württembergs, einem Ortsregiſter und zwei lithographirten Abbildungen, und auf Verlangen mit einer Karte von Württemberg. 12. Preis broch. mit Charte 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr., ohne Charte 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Ein Handbuch, das, wie dieſes, ganz Württemberg umfaßt, das der Reiſende unterwegs zu Rathe ziehen kann, um ſich mit den Schönheiten, Merkwürdigkeiten, den verſchiedenen Entfernungen der einzelnen Orte, ſo wie mit den beſuchteren Straßen und deren Richtung und Verbindung mit der Schweiz und den andern Nachbarländern bekannt zu machen, wird gewiß Vielen willkommen ſeyn, vor allen Anderen Denjenigen, welche die vaterländiſchen Bäder beſuchen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

Handbuch

der

# Dampfmaſchinenlehre

für

## Techniker und Freunde der Mechanik.

Von

**Dr. Chriſtoph Bernoulli.**

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

**Mit 9 Steindrucktafeln.**

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Statt aller Anrühmung glauben wir hier nur die Hauptabſchnitte aus dem reichhaltigen Inhalt dieſer neuen, gänzlich umgearbeiteten Auflage anführen zu dürfen:

Einleitung. Wichtigkeit der Dampfmaſchinen für die menſchliche Geſellſchaft und allmählige Verbreitung derſelben. I. Hiſtoriſche Mittheilungen. a) Erfindung der erſten Dampfmaſchine durch Savery. b) Von früheren Verſuchen, die Kraft des Dampfes anzuwenden. c) Erfindung der erſten Kolbenmaſchinen durch Newkomm. d) Fortſchritte bis auf Watt. e) Umgeſtaltung der Dampfmaſchinen durch J. Watt. f) Klaſſifikation der bis jetzt erfundenen Arten von Dampfmaſchinen. g) Erforderniß einer wirklichen Dampfmaſchine. h) Darſtellung einer Dampfmaſchine in ihrem Zuſammenhange, und zwar einer doppelt wirkenden mit niedriger Preſſung, nach Watt und Boulton. II. Phyſik des Dampfes. a) Von den Geſetzen der Dampfbildung und den Eigenſchaften des Dampfes überhaupt. b) Specielle Phyſik des Dampfes. III. Von der Erzeugung oder Produktion des Dampfes. 1) Vom Ofen und der Feuerung. 2) Von den Dampfkeſſeln oder Dampferzeugern. 3) Von der Alimentation oder Speiſung des Keſſels. 4) Von den Veränderungen des Dampfdruckes im Keſſel und deſſen Meſſung. 5) Von den Mitteln, eine Exploſion des Keſſels zu verhüten. IV. Von den verſchiedenen Organen der eigentlichen Dampfmaſchinen. a) Von Dampfcylindern. b) Von Dampfkolben. c) Von der Admiſſion des Dampfes und deren Regulirung. d) Von der Diſtribution des Dampfes oder der Steuerung. e) Vom Condenſator oder den Verdichtungsapparaten. f) Von den Organen zur Erzielung einer rotirenden Bewegung. V. Von der Stärke oder dem Nutzeffekt der Dampfmaſchinen, mit einem Anhang, ob Hochdruckmaſchinen vortheilhafter als andere ſind. VI. Von noch ungewöhnlichen Vorrichtungen und Dampfmaſchinenſyſtemen. VII. Von der Dampfſchifffahrt oder den Schiffmaſchinen. 1) Geſchichtliches über die Erfindung und Verbreitung der Dampfſchifffahrt. 2) Beſondere Erforderniſſe einer Schiffsmaſchine. 3) Verbindung der Maſchine mit der Radwelle. 4) Erhältliche Schnelligkeit. 5) Ueber die erforderliche Kraft der Dampfmaſchinen. 6) Uebelſtände der Ruderräder. 7) Archimediſche Dampfſchiffe oder Schrauber. 8) Dimenſionen von 2 amerikaniſchen und 2 franzöſiſchen Dampfſchiffen. 9) Schiffmaſchine von Galy-Cagalat. VIII. Von den Locomotiv-Maſchinen. a) Beſondere Erforderniſſe einer Locomotiv-Maſchine. b) Ueberſichtliche Beſchreibung einer Locomotive und ihrer Verrichtungen. c) Speciellere Betrachtung der verſchiedenen Theile und ihrer Verrichtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[382] **Zedlitz Waldfräulein.**

**Zweite unveränderte Auflage.**

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

# Waldfräulein.

## Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

**Zedlitz.**

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetſcher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf ſey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poeſie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernſten Todtenkränze, ſehr verſchiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meiſterſchaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfriſche, mit der heiterſten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 161.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 7. Juli 1845.

Ach meiner Freiheit Bild! Nicht flieh' ſo ſchnelle!
Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es raſten,
Es ſchwebt als Mewe über dunkler Welle
Und klammert ſchreiend ſich an deine Maſten.

Anaſt. Grün.

## Drei Briefe Schubarts.

### An ſeine Frau.

Hohenaſperg, den 8. December 1786.

Liebſtes Weib,

hier iſt ein Brief von mir an den preußiſchen Geſandten mit beigelegten Abſchriften Herzbergs, Himburgs und der Karſchin. Du ſiehſt, wie herrlich Gott unſerm Sohne den Weg zu ſeinem Glücke bahnt. Das iſt die Erhörung meines Thränengebets, für ihn im Kerkerſtaube ausgeſchüttet.

Wir wollen nun die Vaterhand Gottes küſſen und ſein Werk nicht durch Läſſigkeit oder weibiſche Bedenklichkeit hindern, ſondern fördern. Ludwig kann nach allen Theilen ein äußerſt glücklicher Menſch werden. Auf den Herzog trau und bau ich kein Haar. — Welche Menſchen ſind Friedrich Wilhelm, Herzberg, Himburg! — Wir wollen Herzbergs Brief mit Geduld erwarten und dann unſern Sohn mit unſerem Segen entlaſſen. Er gehört nicht unſer, er gehört der Menſchheit, dem Vaterlande, Gott! — Wie das preußiſche Bombardement auf meine Freiheit wirken wird, das bin ich begierig. — Wenn der Herzog wieder unbeweglich bleibt, was iſt dann zu thun? — Gewiß iſt's, daß ich nach zehnjähriger Gefangenſchaft keine Minute mehr in dieſer Jammerlage ausharren mag und kann. — Daß dir's in deiner neuen Wohnung ſo behaglich iſt, freut mich gar ſehr. Gott gebe dir nur Geld genug, um in dieſer neuen Lage aushalten zu können. — Der Obelisk hat gegen unſere Erwartung weit weniger eingetragen. Sieh nur, daß du den Reſt anbringſt, um keinen Schaden zu leiden. — Die ſechs Louisdor von Decker ſind auch wie gefunden. Auch verſprech ich mir von Berlin aus immer noch ein anſehnliches Geſchenk. — An das Gedicht auf den Geiſtmann Luther will ich mich mit all meinem Seelenvermögen machen. Sieh nur, daß du ſeinen Lebenslauf von Miller in Ulm bald möglichſt bekommſt. — Ich gedenke dieß wichtige Gedicht mit Anmerkungen herauszugeben, um es deſto lehrreicher zu machen. Ich laſſe etwan 2000 Exemplare abdrucken, und die werd ich wohl unterbringen.

Dein

Schubart.

### An den König.

Ew. königlichen Majeſtät leg ich hiemit das koſtbarſte Geſchenk zu Füßen, das mir mein grauſames Schickſal übrig gelaſſen hat — meinen einzigen Sohn. Der erſte Wunſch meiner Seele, unter dem Schatten des preußiſchen Adlers mein Leben zu verathmen, ſollte nicht an mir, ſondern an meinem Sohne erfüllt werden. — Mit

Digitized by Google

welchem Wonnegefühl überlaß ich mein Vaterrecht einem Könige, der dem Allherrſcher die große Kunſt ſo glücklich abgelernt hat, der Vater Seines Volks zu ſeyn. — Wenn mein Sohn durch Fleiß, tiefen Gehorſam, Feuereifer für ſein neues Vaterland, treue Verwendung und Vermehrung ſeiner erworbenen Kenntniſſe ſeine heiligen Gelübde erfüllt, ſo fleh' ich Ew. königliche Majeſtät mit der verzeihlichen Zudringlichkeit eines Vaters an, ihn mit gleicher königlicher Huld zu umfaſſen, womit Allerhöchſtdieſelben Ihr glückliches Volk zu umfaſſen pflegen. — Ich weiß nicht, welche frohe Ahnung mein Herz in dieſem Augenblicke durchzittert: mein Sohn wird Ew. königlichen Majeſtät das Glück ſeines Lebens und ich Allerhöchſtdenſelben meine Freiheit zu danken haben!! — Eine freudeweinende, durch Ew. K. M. gottnachahmende Milde glücklich gemachte Familie wird ſich dann unter die Millionen geſellen, die die feurigſten Gebete für den beſten Monarchen der Welt täglich gen Himmel ſchicken. — Gott ſegne Ew. Majeſtät! — Mit dieſem dem Herzen ſo tief entquollenen Wunſche erſterbe in tiefſter Ehrfurcht ꝛc.

S.

### An Herzberg.

Mein Sohn war ſchon auf der Reiſe, als Ew. Excellenz höchſtverehrungswürdiges Schreiben vom 17ten dieß an ſelbigen vom Herrn Geſandten v. Madeweis meiner Gattin eingehändigt wurde. — Noch blutete mein Herz von den Wehen des Abſchieds, denn ich trennte mich von einem Sohne, der beinahe die einzige Freude war, die mich unter dem anhaltenden Drucke meines Jammers ſtärkte. Aber der Troſt, den mir Ew. Excellenz in Hochdero leztem Schreiben ſo großmüthig zu ertheilen geruhten, „das Schickſal meines Sohnes ſo gut als möglich zu machen,“ hob mein Herz ſo hoch empor, daß ich in ſüßer Beruhigung die Hand der Vorſicht küſſen konnte, die ſo ſichtbar über meinem Sohne ſchwebt. — Empfangen Sie alſo, erhabener Menſchenfreund, dieſen meinen einzigen Sohn aus der Hand eines unglücklichen Vaters, dem es Wonne iſt, ſein koſtbarſtes Kleinod in ſo ſichern Händen zu wiſſen. — Mein Sohn hat Gefühl für Größe, Güte und Wahrheit. Er iſt nicht *halb*, er iſt *ganz* ein Preuße, und unter der weiſen Leitung Ew. Excellenz ahnd' ich in ihm einen brauchbaren Mann für den preußiſchen Staat. Mit ſeiner, durch ſtrenge Erziehung, vieles Studieren und Gram über ſeines Vaters Schickſal in etwas geſchwächten Geſundheit bitte Ew. Excellenz gnädige Nachſicht zu haben. Ich hoffe, ſeine Geſundheit ſoll ſich bald befeſtigen und ihn zur treuſten Verwaltung ſeiner Geſchäfte geſchickt machen. — Und hiemit überlaſſ' ich dieſen meinen Sohn ganz der gnädigen Obſicht Ew. Excellenz und bitte nur Anfangs um gnädige Nachſicht mit Fehlern, die gewiß nie Fehler des Herzens, ſondern Fehler ſeiner bisherigen ſo eng geſchnürten Lage ſind. Ich und meine Gattin wollen in der einſamen Klauſe meines Gefängniſſes für Ew. Excellenz beten, daß Hochdieſelben noch lange die Zierde der Welt bleiben und erſt ſpät den Lohn Ihrer Herzthaten vom Allbelohner im Himmel empfahen. — Herr Dr. Poſſelt aus Karlsruh, der es ſo ſehr verdient, von Ew. Excellenz gekannt zu ſeyn, war vor wenig Tagen bei mir. Da feierten wir hoch das Andenken des unſterblichen Herzbergs und vereinigten unſere Wünſche für den ſeltenen Mann, der an der Seite des *Großen* in *Größe*, an der Seite des *Guten* in *Güte* mit ſeinen Herrſchern wetteifert.

Mit einer Empfindung, aus Dank, Ehrfurcht und Bewunderung gemiſcht, erſterbend ꝛc.

S.

Ob meines Sohnes Schritt Einfluß auf mein Schickſal hat, will ich erwarten. Sollt' ich, wie einige trüb ahnen, ein Opfer für ihn werden, ſo ſey's! — Wir ſchwebten bisher wie geſcheitert auf dem Meere — nur auf einem ſchwachen, zuckenden Trümmer. — Ich glitſche von dem Trümmer willig in's Meer, wenn nur mein Sohn an's Ufer ſchwimmt.

---

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Auf den alten Grafen wirkte dieſes Opfer nicht, weil er es durchſchaute und darin nur die Beſorgniß um das Erbtheil ſah. — Als er nach Hauſe kam, fand er einen Brief ſeines jüngern Neffen Alexander. Troz der ſpäten Stunde, ſchickte er ſeinen Kammerdiener noch einmal weg und ſezte ſeine Brille auf, um den Brief ſogleich zu leſen. Hier iſt ein Auszug deſſelben.

„Beſter Oheim, Ihr lezter liebevoller Brief hat mich tief gerührt. Sie ſind im vollen Sinn des Wortes mein zweiter Vater, und darum will ich auch zu Ihnen ſprechen, wie ich zu meinem guten verſtorbenen Vater geſprochen haben würde. Zürnen Sie mir aber nicht, wenn meine Wünſche Ihren Abſichten mit mir entgegen laufen. Sie äußern, ich ſolle Militär bleiben; leider aber habe ich durchaus keine Freude am Soldatenſpiel im tiefen Frieden. Dieſes ewige Exerciren von Menſchen, die wohl nie im Ernſt eine Muskete abfeuern werden, hat für mich etwas unbeſchreiblich Entmuthigendes; es iſt eine wahre Syſiphusarbeit! Dagegen fühle ich in mir den größten Trieb zu einem andern Fache, und zwar zur Landwirthſchaft. Ich liebe den Aufenthalt in Städten nicht und beſitze Alles, was mir nöthig ſcheint, um ein erträglicher Oekonom zu werden; nur

Digitized by Google

müßte ich dann freilich noch in eine gute Schule. Von dem, was Ihre Großmuth mir ſeit Jahren geſchenkt, habe ich eine Summe erübrigt, die hinreichen würde, mich einige Jahre in meinen landwirthſchaftlichen Studien zu unterſtützen, und dann, lieber Oheim, verpachten Sie mir das kleine Gut Flörsheim. In Ihrem Briefe ſagen Sie ja, Sie wollten es mir für meine alten Tage ſchenken; aber das kann ich nicht mehr annehmen; Sie haben ſchon ſo viel für mich gethan! Meine Mutter, mein Bruder leben reichlich von Ihnen beſchenkt; es wäre zu viel. — Verbergen darf ich Ihnen nicht, was ohnedieß mein Bruder Ihnen vielleicht ſchon mitgetheilt hat. Ich rede von meiner Liebe, die einen großen Antheil am Wunſche hat, meinen Abſchied zu nehmen. Als Lieutenant kann ich Fräulein von Berſtorff meine Hand nicht bieten, eher aber als ein Mann, der ſelbſtſtändig für ſeine Exiſtenz ſorgen kann. Sie iſt ja erſt ſiebzehn Jahre alt und wird mir zu Liebe wohl noch einige Jahre warten; denn ſie iſt mir wirklich gewogen, was ich aber Reinhard verſchwieg, weil ich ſeine Geſchwätzigkeit in Dingen dieſer Art wohl kenne. Er weiß nur von meiner Liebe. — Antworten Sie mir bald, beſter Oheim. Ich wohne hier in einem ſonderbaren Hauſe voll dunkler Räthſel, wo jedes freundliche Zeichen aus der Außenwelt mir doppelt willkommen iſt."

„Alſo er liebt Stephanie? und ſie liebt ihn? Abſcheulich, daß Reinhard dem eigenen Bruder das Mädchen rauben will!" So rief der alte Graf, nachdem er geleſen, in gerechtem Zorn. In tiefen Gedanken ging er zu Bett und konnte lange nicht ſchlafen.

Im Hauſe des Miniſters waren auch noch viele Augen offen. Stephanie hatte ihre Mutter in ihr Schlafzimmer begleitet, die Kammerfrau weggeſchickt und ſie ſelbſt entkleiden helfen; und nun kniete ſie vor der Mutter Bett, das Haupt in den Decken verborgen, und beichtete ihre Liebesgeſchichte mit Alexander Auperg. „O Mutter, ich kann dir nicht ſagen, wie es kam, daß ich ihn nach und nach ſo lieb gewann. Er wohnte dem Erziehungshauſe gegenüber, und oft geſchah es, wenn ich mit den übrigen Penſionären ſpazieren ging, daß ich ihm begegnete. Er gefiel mir Anfangs gar nicht. Er iſt nicht ſo ſorgfältig und elegant gekleidet, wie ſonſt unſere Offiziere, ſein Geſicht iſt ernſt, ſeine Haltung nachläſſig. Im Hauſe der Tante, das ich zuweilen beſuchen durfte, lernte ich ihn kennen. Mit wahrhaft rührender Güte las er ihrem blinden Sohne vor, deſſen Freund er iſt. Anfangs bewunderte ich nur ſein ſchönes Organ, dann die gute Wahl deſſen, was er las, dann wie er es las. Es dauerte lange, ehe er auf mich aufmerkſam wurde; aber dann ſprach er viel mit mir. Ich ſah ihn oft im Garten, wo ich mit dem blinden Vetter ſpazieren ging; ich merkte, daß er Freude über mein Kommen, Betrübniß über mein Gehen empfand. — — Seine erſte Liebeserklärung hat er in den Sand des Gartens geſchrieben, als wir Zwei mit dem blinden Eduard auf der Gartenbank ſaßen," ſezte Stephanie ſtockend und weinend hinzu.

„In Sand! Das iſt ein böſes Omen," lächelte Annette durch Thränen der mütterlichen Angſt. — „Das thut nichts, Mama, ſeine Worte ſtehen unvergänglich wo anders. Ach, Mutter! Mutter! verzeihſt du mir?" rief ſie plötzlich in Thränen ausbrechend. Annette ſchloß ihr Kind an das Herz und ſagte, ſobald Herr von Berſtorff zu ihr komme, wolle ſie ihm Alles mittheilen; „denn es ziemt ſich, daß der Vater es erfährt."

Herr von Berſtorff ſaß nicht weit davon in ſeinem Arbeitskabinet und las eifrig eine diplomatiſche Depeſche, die er dieſen Abend erhalten, nicht ahnend, was eben ſeine Tochter, die er auf das Zärtlichſte liebte, ſeiner Frau vertraute. Es war für das Verhältniß zwiſchen ihren Eltern gut, daß Stephanie zurückgekehrt war. Obgleich ſich beide im Herzen nahe ſtanden, ſo hatte ſich doch nach und nach ein falſcher Ton zwiſchen ihnen eingeſchlichen. Annettens Demuth, ihre Unſchuld und Unwiſſenheit verleiteten ihren Mann, ſie wie ein Kind zu behandeln und ihr oft in Gegenwart eines Dritten einen begangenen Irrthum im Tone eines Lehrers zu verweiſen. Dieß war ſo nach und nach gekommen, daß beide es nicht wußten. Erſt die Gegenwart der Tochter machte ſie aufmerkſam. Herr von Berſtorff fühlte, daß er die Mutter nicht dem Kinde gleich behandeln müſſe; er wurde rückſichtsvoller, galanter gegen Annette um Stephanies willen, die mit ganzer Seele ſich an die Mutter hing, während ſie dem Vater gegenüber in ſcheuer Ferne blieb. Herr von Berſtorff war auch kein Mann, zu dem ein junges Mädchen, ſelbſt wenn ſie ſeine Tochter war, großes Zutrauen faſſen konnte. — Er lachte beinahe nie, ſeine ſcharfen Züge, ſeine durchdringenden Augen verriethen Nachdenken und Menſchenkenntniß; er ſprach nicht viel mehr als nöthig war und zeigte ſich möglichſt ſelten in Geſellſchaft.

Als Miniſter ſtand ihm dieſe Zurückhaltung wohl an; ſie verlieh ihm einen gewiſſen Nimbus, den er durch ſeine Amtsführung nicht erlangen konnte, ſo wenig als irgend ein Miniſter der neuern Zeit. Das fühlte er auch recht gut und hatte zu Annetten geſagt: „Unſere Tochter muß eine reiche Partie machen; ich beſitze kein Vermögen und will das Portefeuille in zwei bis drei Jahren abgeben, um mit einer wohlverdienten Penſion in Ruhe zu leben. Ein Anderer mag dann meine Märtyrerkrone tragen, ein Anderer mag fühlen, was es heißt, zwiſchen neuen übertriebenen Forderungen und veralteten, nirgends ausreichenden Mitteln zu ſtehen, zwiſchen dem Haupt und den Gliedern eines Rieſenkörpers vermitteln zu ſollen, welche alle einen Willen haben, und

Digitized by Google

jedes einen verſchiedenen. Ein Anderer mag ſeinen ehrlichen Namen leihen, um ihn dem Fluch der Guten, denen er nicht genug gethan, preiszugeben; ich will es nicht mehr.“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden, Juni.**

Zezſchwitz. — Brunnow. — Eberhard.

Die Nachwehen des ungewöhnlich langen und ſtrengen Winters zeigen ſich noch wöchentlich in den Sterbeliſten, worin die gewöhnliche Zahl der Todten mitunter verdoppelt erſcheint. Das Todesloos ſcheint die Hochbejahrten verhältnißmäßig am meiſten betroffen zu haben. Zu den Opfern dieſes Winters gehört ein ſowohl in ſeinem Fache, der Kriegswiſſenſchaft, als überhaupt in Kenntniſſen und Intelligenz ausgezeichneter Mann, der vormalige Staatsminiſter von Zezſchwitz. Erſt vor wenigen Jahren war ihm die Verwaltung dieſes Poſtens wegen zunehmender Kränklichkeit nicht länger möglich geweſen, doch wurde ihm die Kommandantſchaft der benachbarten Feſtung Königſtein übertragen, wo er die Genugthuung hatte, ganz in der Nähe der zu Struppen errichteten Erziehungsanſtalt für Soldatenkinder zu leben, welche ihm, als Vorſitzendem der vormaligen Kriegsverwaltungskammer, zunächſt ihren Urſprung verdankt und deren Fortkommen und Gedeihen er als einen Lieblingspunkt nicht aus dem Auge ließ. Wie ſehr das nützliche Inſtitut ihm am Herzen gelegen, beweist unter anderem der Umſtand, daß er ſelbſt ſich bewogen fand, Vorträge über Mechanik darin zu halten. Er hatte auch noch bei ſeinem Hintritt die Freude, daſſelbe in ſchönſter Blüthe ſtehen und ſich von den Zöglingen als Vater betrachtet zu ſehen. Dieſe ſind übrigens keineswegs durch den Unterricht in demſelben an die militäriſche Laufbahn gebunden, können vielmehr eben ſo gut in andern Fächern ihr Fortkommen ſuchen, und finden in Struppen Gelegenheit zu vielfacher Ausbildung. — Der Tod des als Schriftſteller und Dichter von einem nicht unbedeutenden Kreiſe Gebildeter freundlich begrüßten Ernſt von Brunnow war um ſo unerwarteter, da derſelbe erſt das neun-und-vierzigſte Jahr erreicht hatte und trotz ſeines ſehr verwachſenen Körpers einer ziemlich guten Geſundheit ſich zu erfreuen ſchien. Er begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit der Ueberſetzung von Hahnemanns Organon der Heilkunde in's Franzöſiſche und andern homöopathiſchen Schriften, um ſich bald darauf faſt ausſchließend in der deutſchen ſchönen Literatur zu verſuchen. Die von ihm erſchienene Gedichtſammlung zeugte von Talent und Geſchmack, und wenn auch ſeinen Poeſien das Gepräge der Originalität meiſt abging und der Schwung Schillers, dem er nachſtrebte, ihm unerreichbar blieb, ſo mußten doch viele ſeiner Produktionen durch Reichthum an Gefühl und Gemüthlichkeit die Gebildeten gefällig anſprechen. Sein ſpäter erſchienenes Werk: „der Troubadour,“ eröffnete ihm ein weiteres, dankbareres Feld für ſeine ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen, und durch den hiſtoriſchen Roman „Ulrich von Hutten“ wußte er die mit dem Troubadour errungene Gunſt des Publikums zu befeſtigen und zu erhöhen. Außer einem ſpäter unter dem Titel „Oberſt von Carpezan“ von ihm herausgegebenen Werke dieſer Gattung, veranſtaltete er noch vor wenigen Monaten eine vermehrte und verbeſſerte Ausgabe ſeiner Gedichte, unter dem Titel „Epos und Lyra.“ Mit vielen hieſigen Schriftſtellern befreundet, erwarb er ſich durch wohlwollende Geſinnung die Zuneigung der Mehrzahl ſeiner Bekannten, und war in vertrauteren Cirkeln als Vorleſer eigener und fremder Dichtungen ſo bereit als willkommen. Im Kreiſe, welcher den Dichter Tiedge bis zu deſſen Tode gewöhnlich umgab, fehlte er ſelten und ließ es nie an Beweiſen ſeiner beſondern Verehrung für den Hochbejahrten mangeln. — Kurz darauf wurde ein anderer, noch weit inniger mit dem verewigten Tiedge Befreundeter von der Welt abberufen: A. G. Eberhard, im hohen Alter von mehr als 76 Jahren. Schon im Jahre 1798 von den Freunden der Lektüre durch eine unter dem Titel: „Yſop Laſleurs ſämmtliche Werke“ gegebene, zum Theil mit leichtem Scherz anmuthig gewürzte Reiſebeſchreibung durch die ſogenannte ſächſiſche Schweiz empfohlen, bildete er ſich immer erfreulicher zu einem Schriftſteller aus, deſſen größtentheils mit vielem Beifall aufgenommene Produktionen mannigfacher Art ſein reges Intereſſe an einer Menge von Gegenſtänden darthun. Neben Romanen, Novellen und lyriſchen Ergüſſen wußte ſeine geiſtvolle Feder auch anderes mit der jedesmaligen Zeitperiode in beſonderem Zuſammenhang ſtehendes Material recht angenehm zu verarbeiten. Sein drolliges „Taſchenbuch zur Ehre alter und neuer Moden und Methoden“ erfreute ſich namentlich wohlverdienten Beifalls, und mehrere unter dem Namen Ernſt Scherzer geſchriebene Erzählungen enthielten, nebſt vielem andern damals Verfänglichen, eine beißende Satire auf den ſo übermüthigen als großen korſiſchen Emporkömmling, die dem kühnen Verfaſſer wohl hätte den Hals koſten können, wenn der Gewaltige erfuhr, wer unter dieſem Namen ſich zu verbergen ſuchte. Daß Eberhards wirklicher Name noch immer in gutem Andenken ſich erhält, davon zeugt das in der Form mit Goethe's Hermann und Dorothea und Voßens Louiſe verwandte Gedicht: „Hannchen und die Küchlein,“ von welchem noch im Jahre 1841 die zehnte Auflage erſchien, deren ungemein ſchöne Ausſtattung beweist, daß die Verlagshandlung auf einen großen Abſatz mit Sicherheit rechnen zu können glaubte. Eberhard hatte ſchon früher von Zeit zu Zeit Dresden beſucht und dann, gewöhnlich bei ſeinem Freund Tiedge wohnend, in dem literariſchen Cirkel, der dieſen und die Gräfin Eliſe von der Recke umgab, ſich einheimiſch gefühlt. Als beide bereits entſchlafen waren, wendete er ſich aus Hamburg, wo er in der vorlezten Zeit ſich aufhielt, durch den dortigen Brand im Jahr 1842 hart betroffen und verſcheucht, gänzlich hierher. Obſchon vom Alter gebeugt und von den damit verbundenen körperlichen Uebeln nicht verſchont, hatte er doch neben ſeiner Herzensgüte und Geiſtesthätigkeit auch die ihm eigene Jovialität zu behaupten gewußt. Hand in Hand mit ihr ging ſein lebendiger Sinn für Literatur. Beſonders erhellt dieß aus ſeinem erſt im vorigen Jahre erſchienenen Werke: „Blicke in Tiedge's und Eliſa's Leben,“ welches zunächſt den Zweck hatte, ſeinen verewigten Freund gegen gehäſſige Gerüchte in Schutz zu nehmen, und nebenher zum Theil ſehr intereſſante Reminiscenzen aus der literariſchen Vergangenheit darbietet. Ging er doch eine Zeitlang in vollem Ernſte damit um, ſein Idyll „Hannchen und die Küchlein“ dadurch völlig umzugeſtalten, daß er an die Stelle des Hexameters, da ſolche neuerlich vom Reimverſe faſt ganz verdrängt worden, lezteren ſetzen wollte; bei ſeinem weit vorgerückten Alter würde das eine Rieſenarbeit geweſen ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 162.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 8. Juli 1845.

Ach ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr.
Claudius.

## Des Vaters Tod.

Von Adolf Schults.

1.

Nachtigallenſang zu hören,
Gingſt du jüngſt noch in den Hain;
Daß kein Laut dich ſollte ſtören,
Biſt du gangen ganz allein.

Wenig Tage drauf vergingen —
Und wir trugen dich zur Gruft!
Jubelnd regte da die Schwingen
Eine Lerch' in blauer Luft.

2.

Die Blumen, die du täglich
Mit treuer Hand getränkt,
Wie haben ſie ſo kläglich
Die Häupter nun geſenkt!

Sie ſollen doch nicht minder
Gepflegt ſeyn wie zuvor:
Die Thränen deiner Kinder,
Die richten ſie empor.

3.

Wenn am Abend von den Deinen
Du vermißteſt irgend Einen,
Hatteſt du
Nimmer Ruh —
Standſt am Fenſter harrend immerzu.

Stillvereint nach alter Weiſe
Sind die Deinen nun im Kreiſe,
Härmen ſich
Bitterlich —
Vater, haſt du denn verſpätet dich?

4.

Wenn wir in früher Jugendzeit
Mit dir zu Felde gingen,
Schrittſt du voraus ein Streckchen weit,
Und ließeſt frei uns ſpringen.

Und friſch und fröhlich folgten wir,
Die Söhne, dir von ferne;
Der Eine dort, der Andre hier
Brach ſich ein Blümlein gerne.

Digitized by Google

Den Dritten lockte Käfergeſumm,
Ein Schmetterling den Vierten: —
Du aber blickteſt ſorglich um,
Ob wir uns nicht verirrten.

Nun biſt du heut uns Kindern doch
Zu weit vorangeſchritten!
O Vater! blickſt du rückwärts noch,
Ob Keines ausgeglitten?

5.

Du haſt den Vater funden,
Wie ſtill er ſaß, geſtorben ſchon;
O, denke dieſer Stunden,
Mein Bruder, du, ſein liebſter Sohn!

O, denke dieſer Stunden
Dein ganzes, ganzes Leben lang;
Du haſt ihn lächelnd funden —
Er lächle Segen deinem Gang!

6.

Am Mittag hat des Vaters Hand
Die Fenſter all' verſchloſſen,
Zu ſchirmen vor der Sonne Brand
Die lieben Hausgenoſſen.

Am nächſten Morgen waren ſie
Zum andernmal geſchloſſen,
Daß Keiner ſäh', die Thränen, die
Dem theuren Todten floßen.

7.

Ich ging, Geneſung mir zu holen,
Denn ich war krank an Leib und Sinn;
Du ſprachſt beim Abſchied: Gott befohlen!
Und voller Hoffnung zog ich hin.

Die Hoffnung iſt nur Trug geweſen,
Es trieb mich heim nach kurzer Friſt;
O Gott! wie ſoll ich nun geneſen,
Da du von hinnen gangen biſt?

8.

Beſtürmt' ich dich mit Klagen,
Entſank mir ſchier der Muth,
So pflegteſt du zu ſagen:
Es wird noch Alles gut!

Nun aber ward es ſchlimmer —
Du ſtarbſt, du treues Blut!
Doch klingt dein Wort mir immer:
„Es wird noch Alles gut!"

9.

Und könnt' ich auch erwecken dich,
Ich wollt es doch nicht thun;
Kein Weh ſoll fürder ſchrecken dich,
Du ſollſt nun ewig ruhn.

Ich will dir nimmer klagen nun,
Was auch mich trifft fortan;
Mein Schickſal will ich tragen nun,
So ſtill, wie du's gethan.

10.

Vom müden Pilger hörteſt du
So gern das fromme Lied,
Wie er zur langerſehnten Ruh,
Zur ew'gen Heimath zieht.

Am Abend hat des Liedes Ton
Dich Müden noch erquickt —
Und früh am Morgen haſt du ſchon
Das Land der Ruh erblickt.

11.

Dein Sarg iſt aus dem Stamm der Eichen,
Doch Roſ' und Lilie prangen drauf;
Den dreien warſt du zu vergleichen
In deinem ganzen Lebenslauf.

Du fragteſt nicht, ob Sturmwind wüthe —
Du ſtandeſt, wie die Eich' im Hain;
Wie Roſenduft war dein Gemüthe,
Dein Wandel war wie Lilien rein.

O möcht' ich dir, mein Vater, gleichen
In meinem ganzen Lebenslauf!
Dein Sarg iſt aus dem Stamm der Eichen,
Und Roſ' und Lilie prangen drauf.

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Im Zimmer gerade über dem des Miniſters, im zweiten Stockwerk des Hauſes, brannte auch noch eine

Digitized by Google

Lampe und Herr von Berſtorff hörte heftige auf und ab wandelnde Schritte. Es war Corneliens Zimmer. — Sie war noch nicht ausgekleidet, das ſchwarzſeidene Kleid rauſchte in ſchweren Falten um ihre ſich heftig bewegende Geſtalt. Sie hatte die Locken zurück aus dem Geſichte geſtrichen, ihre ſehr gewölbte Stirne war ganz frei, und ſtark geröthet, aber thränenlos flammten ihre dunkeln großen Augen. — Sie trat an's Fenſter und öffnete es. Die eiskalte Nachtluft ſtrich um ihre Schläfe; ſie fröſtelte, ſchloß es wieder und warf ſich auf ihren Divan, in die Worte ausbrechend: „Eiskalte überall! nur in mir dieſe unſelige Glut! — Dieſe Liebe für den Mann, von dem mir eine innere Stimme ſagt, daß er mich nie geliebt, daß er überhaupt keiner Liebe fähig iſt! Sechs Jahre lang, ſechs bange fürchterliche Jahre lang habe ich auf ein Liebeszeichen von ihm gewartet! Und mein Stolz hat mich aufrecht erhalten, als ich ihn wieder ſah, daß ich ihm nicht zu Füßen fiel und ſeine Kniee umklammerte im unendlichen Jubel, ihn wieder zu ſehen. Seine hohe Geſtalt trat beinahe unverändert vor mich, nur bedeutender, männlicher. Und ich" — Sie trat vor den Spiegel und betrachtete ſich mit ſchmerzlicher Neugierde. „Drei-und-zwanzig Jahre alt — und wie ſehe ich aus!" — Und dennoch hatte ſie vielleicht nie vortheilhafter ausgeſehen, als in dieſem Augenblicke, wo der rührendſte Schmerz ihre Züge verklärte.

Im weiblichen Herzen, das zum erſtenmale liebt, liegen Himmel und Hölle beiſammen, und die brennenden Qualen, die eines Weibes Stolz verbergen muß, wenn ſie ſich verlaſſen, aufgeopfert ſieht — davon hat kein Mann eine Ahnung. Cornelie galt für kalt und gefühllos, und nie hat ein leidenſchaftlicheres Herz in einer Frauenbruſt geſchlagen. Sie wußte das zu ihrem Unglück. Sie haßte ſich ſelbſt um ihrer ſtarken Empfindungen willen; ſie fand ſtille, ruhige Frauen allein liebenswürdig, ſie verbarg um jeden Preis ihren wahren Charakter und ging darin, wie in allem, zu weit; ſie erſchien herzlos und hart.

## V.

Wir ſind wieder bei Alexander. Er liegt krank im Bette und zu deſſen Häupten ſitzt ſeine Hausfrau, gehüllt in ihren unabänderlichen ſchwarzen ſeidenen Mantel, und beobachtet ihn. Sein Fieber iſt eine Folge des Schreckens jener Nacht, wo er in ſeinem Zimmer jene Erſcheinung geſehen, die übrigens jezt alles Unheimliche in der Erinnerung verloren hat, denn er kennt den Zuſammenhang.

Es war wirklich ſeine Hausfrau geweſen; das erfuhr er von der Magd. Dieſe hatte ſie oft, wenn Vollmond war, Nachts die Treppe hinabgehen ſehen, aber nicht gewußt, was ſie unten trieb, denn ſie wagte es nicht, ihr zu folgen. Als Alexander der Magd erzählte daß ſie nichts gethan, als vor dem Toilettentiſch ſich im Spiegel gemuſtert, da erklärte ſich auch, warum ſie ſchlafwandelnd gerade jenes Zimmer beſuchte. Sie hatte beim Einzug in das Haus alle Spiegel entfernt und nur jenen im Fremdenzimmer übrig gelaſſen, das ſie bei Tage nie betrat. Dieſe nächtlichen Gänge und ihr ganzes ſcheues, menſchenfeindliches Weſen ließen Alexander vermuthen, daß ſie eine ſehr traurige Vergangenheit gehabt, und ein großes Mitleid mit der alten verlaſſenen Frau zog in ſein Herz.

Als ſie von ihrer Magd hörte, daß er erkrankt zu Bette liege, ging ſie hinab in ſein Zimmer und ſaß Tag und Nacht an ſeinem Bette, eine treue, aber anſcheinend theilnahmloſe Wärterin. Sie ſelbſt that für ſeine Pflege weiter nichts. Nur wenn die Stunde kam, wo er Arznei nehmen ſollte, ſtand ſie auf und klingelte ſeinem Bedienten, ſobald aber dieſer oder Alexanders Kameraden gegenwärtig waren, ging ſie in das Nebenzimmer; nur wenn der Kranke ſich ganz allein befand, blieb ſie bei ihm.

Nach wenigen Tagen befand ſich Alexander in vollkommener Geneſung. Er ſaß im vordern Zimmer auf dem Kanape und träumte von Stephanie. Es war beinahe ſchon ganz dunkel, aber er wollte kein Licht; in der Dämmerung wurde es ihm leichter, ſich das holde Bild der jugendlichen Geliebten vorzuzaubern, als beim grellen Schein der Lampe. Da öffnete ſich leiſe die Thüre, und troß der Dunkelheit konnte Alexander leicht die Geſtalt ſeiner Hausfrau erkennen, die ſchüchtern eintrat.

„Sind Sie hier, Graf Anperg?" fragte ſie. Alexander ſprang auf und ſchellte nach Licht, indem er Madame Ahlen einige freundliche Worte ſagte. Nachdem man die Lampe gebracht, nahm ſie neben ihm Platz; es war das erſtemal, daß ſie bei heller Beleuchtung ihm ſo nahe gegenüber ſaß, und dennoch konnte er wenig von ihr ſehen. Ihr ſchwarzes Mäntelchen ließ von ihrer Geſtalt nichts errathen, eine große altfränkiſche Haube mit breiter Garnirung umhüllte ihren Kopf, ein großer grüner Schirm verdeckte ganz und gar ihre Augen. Alexander ſah nichts von ihrem Geſicht, als den welken, eingefallenen Mund mit ſchlechten Zähnen.

„Wie dankbar bin ich Ihnen, beſte Madame Ahlen, daß Sie einige Nächte ſo aufopfernd bei mir gewacht; ich wußte es nicht, ſonſt würde ich es nicht geduldet haben." — „Sie brauchen ſich bei mir nicht zu bedanken," verſezte die Wittwe trocken; „ich lebe nur um Eines Zweckes willen, und dieſen zu erreichen, daran hindert mich Ihre Krankenpflege nicht." — „Kann ich Ihnen nicht vielleicht nützlich ſeyn?" — „Nützlich? o ja; es kann ſeyn, daß ich Sie brauche; ich werde Sie dann

Digitized by Google

an Ihr Anerbieten erinnern. Sie haben wohl keine Mutter mehr?“ — „Meine Mutter lebt noch; ich habe aber nur kurze Zeit meines Lebens bei ihr zugebracht. Schon als kleine Knaben ſchickte mein Oheim uns Brüder in eine Schweizer Penſion, dann trat ich in's Regiment. Mein älterer Bruder, der künftige Majoratsherr und Erbe meines Oheims, iſt der Liebling meiner Mutter; doch das iſt natürlich; ſie iſt ſelbſt eine ſchöne elegante Frau, am Hofe erzogen, mit den höchſten Anſprüchen auf Eleganz und Pracht. Mein Bruder theilt dieſen Geſchmack und auch das Talent dafür; denn es iſt ja ein Talent, elegant zu ſeyn. Mir hat es die Natur verſagt, zum großen Kummer meiner Mutter und auch wohl meines Oheims, der aber als Mann ſich weniger darüber ausſpricht.“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden, Juni.**

(Fortſetzung.)

Rietſchels Atelier. — Die Elbbrücke.

Im Lokal des ſächſiſchen Kunſtvereins erfreut man ſich jezt der von Bürkner radirten vier erſten Blätter nach den Fresken, welche Profeſſor Bendemann für den Thronſaal im hieſigen Schloſſe erfand und ausführte. Der Gegenſtand iſt die Geſchichte des Menſchen nach Moſes von ſeiner Schöpfung an. Die großartigen, mit ſehr reicher Phantaſie entworfenen Geſtalten und Situationen ſind durch den äußerſt ſaubern Kupferſtich mit Geiſt und Zartgefühl wiedergegeben. Schade iſt's, wenn in dieſem Lokal die Beſichtigung von vier andern, höchſt intereſſanten Blättern, Zeichnungen Genelli's in München: den ſeine Fabeln erzählenden Aeſop, Apoll unter den Hirten, Homer u. ſ. w. darſtellend, an einem dunkeln Regentage vorgenommen werden muß. Beim ungünſtigen Lichte, in dem dieſe Blätter hängen, wird dann der Genuß der trefflichen Kunſtwerke doppelt erſchwert und verkümmert. — Profeſſor Rietſchels Atelier auf der Brühlſchen Terraſſe iſt, wie immer, eine Fundgrube neuer Kunſtwerke. Seine Wände ſind ringsum mit Sehenswerthem geſchmückt. Im jetzigen Augenblick beſchäftigt ihn hauptſächlich ein Denkmal für den Begründer des ſpäter zur königlichen Akademie des Landbaus erhobenen landwirthſchaftlichen Inſtituts zu Mögelin, den berühmten Thaer. Das Modell verſpricht ſehr viel. Der Künſtler hat die für die Skulptur ſo erhebliche Schwierigkeit, im Coſtüm den guten Geſchmack dem Zeitgeſchmack nicht ganz aufzuopfern, auf ſehr genugthuende Weiſe zu beſeitigen gewußt. Mantel, Stiefel und Alles gewinnt durch die ſcheinbare Nachläſſigkeit, mit der er ſolches in gefällige Falten hinwarf, eine dieſen Dingen an ſich wenig eigene maleriſche Geſtaltung. Thaers ganze, ſtehende Figur, welche koloſſal ausgeführt werden ſoll, iſt voll Leben und Seele, und der ausgeſtreckten rechten Hand nach ſo eben in eifriger Demonſtration begriffen. Gerade wie es dem Bildhauer Hähnel bei deſſen trefflichem Monumente für Beethoven ſo wunderbar gelang, die eigentlich einzig auf edle Körperformen angewieſene Skulptur durch den in dieſes Tonkünſtlers Phyſiognomie gelegten Ausdruck hoher Begeiſterung mit den von der Natur wenig begünſtigten Zügen auszuſöhnen, hat auch Rietſchel gewußt, Thaers obſchon keineswegs unedles, aber doch dem Idealen zu wenig ſich näherndes Geſicht durch den ihm eingeflößten kräftigen Charakter des Praktiſchen zu einem würdigen Gegenſtand ſeiner erhabenen Kunſt zu machen. Gleichzeitig vollendet Rietſchel das koloſſale Bruſtbild des vor einiger Zeit zu Tharand verſtorbenen hochverdienten Vorſtehers der dortigen Forſtakademie, Oberforſtraths Cotta. Obgleich der nach dem Tode abgenommenen Geſichtsmaske nachgebildet, gibt dieſes Werk das Antlitz mit dem dem Lebenden eigenthümlichen regen Geiſte vollkommen wieder. Dieſe Büſte wird auf den Bergen Tharands, dem Orte von Cotta's vieljährigem und gemeinnützigem Wirken, in Bronze aufgeſtellt werden.

Bei den zunehmenden Anſprüchen der Gegenwart auf Intelligenz, Betriebſamkeit, praktiſche Umſicht und Gewandtheit, gehört die ſo eben hier entſtandene neue Handelslehranſtalt unſtreitig zu den zeitgemäßen Inſtituten. Die gehörige Ausbildung für einen Stand, deſſen Wichtigkeit und zunehmender Umfang auch auf hieſigem Platze immer klarer hervortritt, erforderte, daß der Lehrling die ſchöne Jugendzeit nicht länger im ſeitherigen Schlendrian einbüßte, um ſpäter, wo es auf Anwendung erworbener Kenntniſſe ankam, mit Schrecken gewahr zu werden, daß er getroſt das Lernen von vorn wieder anzufangen habe. Da der Vorſtand des Unternehmens durch Kenntniſſe, Einſicht und die übrigen angemeſſenen Eigenſchaften alles Vertrauen erweckt, die Zahl der Lehrlinge auch bereits ſechzig überſteigen ſoll, ſo ſteht beim Antheil, den man im Allgemeinen der Sache zuwendet, ein günſtiger Erfolg zu hoffen.

Die immer noch nur für Fußgänger zu benutzende Elbbrücke iſt fortdauernd ein ſtereotyper Geſprächsartikel. So lange Fuhrwerk und größere Laſten aller Art nur auf Fähren einen Weg über den Elbſtrom finden, iſt der ſo unentbehrliche Zuſammenhang und Verkehr zwiſchen der Alt- und Neuſtadt nur höchſt unvollkommen hergeſtellt. Außer dem Zeitverluſt müſſen auch die Mehrkoſten in Anſchlag kommen, die, wenn auch noch ſo gering an ſich, doch von der Armuth in vielen Fällen nicht zu erſchwingen ſind. Mündlich und durch die Preſſe erſchallen auch ununterbrochen die Klagen darüber, häufig im Gefühle des Unmuths zu wenig erwogen. So hängt ſich ein, gewiß mitunter höchſt ungerechter Tadel faſt an alle zu Herſtellung einer Schiffbrücke für Fuhrwerke und ſonſtige Laſten getroffenen Veranſtaltungen. Während ununterbrochen eine große Schaar Werkleute und Soldaten die Arbeit daran vom früheſten Morgen bis zum ſpäten Abend fördert, und gemeiniglich auch an Sonn- und Feiertagen keine Pauſe erfolgt, ſchreit Alles über Mangel an einer Beſchleunigung, wie ſie ſeit Abſchaffung der Feerei ganz unmöglich iſt. Die neue Interimsbrücke wird kaum etwas Weſentliches zu wünſchen übrig laſſen, da ſie, dem Vernehmen nach, 30 Ellen breit und zu beiden Seiten mit Trottoirs für Fußgänger verſehen werden ſoll.

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 163.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 9. Juli 1845.

Here, to the houseless child of want
My door is open still.
Goldsmith.

A tumbler of blue ruin fill, fill for me!
Bulwer.

## Die Londoner Straſsen.

(ſ. Nr. 128.)

### 2.

### Seven Dials.

Inmitten jenes dichtbevölkerten Londoner Stadttheils, welcher weſtlich von der Monmouthſtraße, öſtlich von Drury-lane, nördlich von der Highſtraße St. Giles und ſüdlich von Long Acre umgrenzt wird, befindet ſich ein Straßencomplex, der ſeit lange unter dem Namen the seven Dials bekannt iſt — auf Deutſch die ſieben Sonnenuhren. Es ſind ſieben Straßen, die um das Jahr 1694 entſtanden ſeyn mögen. Wenigſtens heißt es in einem alten Buche, in Evelyn's Tagebuche, unterm 5. October 1694: „Bin heute nach St. Giles's gegangen, mir den neuen Bau zu beſehen. Sieben Straßen bilden einen von einer doriſchen Säule auslaufenden Stern, und die Säule ſteht im Mittelpunkte eines runden Platzes. Ich hörte, Herr Neale habe ſie errichtet, derſelbe, der die venetianiſchen Lotterien bei uns eingeführt hat." Und daß der Bau 1712 vollendet war, erhellt aus einer Stelle des zweiten Geſanges in Gay's, im erſten Artikel erwähnten Scherzgedichte: „Trivia, or the art of walking the Streets of London," wo er ſagt:

»Where famed St. Giles's ancient limits spread,
An inrailed column rears its lofty head,
Here, too, seven streets, seven dials count the day,
And from each other catch the circling ray.«

Mancherlei Veränderungen ſind ſeitdem eingetreten. Die „umgitterte Säule" iſt längſt verſchwunden, mit ihr die ſieben Sonnenuhren. Aber die ſieben Straßen ſtehen noch, ſind unberührt geblieben von den um ſie vorgehenden Verſchönerungen und münden nach wie vor auf den kleinen runden Platz aus. Als ich vor etlichen Monaten das leztemal dort war, hatten von den ſieben Eckhäuſern der Straßen vier im oberſten Stock jedes eine Uhr mit mächtigem, des Nachts erleuchteten Zifferblatte. Die Häuſer waren Branntweinpaläſte und ſie nebſt den Zifferblättern ſind die charakteriſtiſchen Merkzeichen der ſieben Straßen. Ringsum Armuth und Elend, Straßen und Zwiſchengäßchen voll jahrealtem Schmutz, die Hälfte der Fenſterſcheiben zerbrochen und mit Lumpen oder Papier verklebt, die unzerbrochene Hälfte ſchwarz von Rauch und Staub, Trottoir und Fahrſtraße bedeckt mit Schweinen, Geflügel und zerlumpten Kindern. So ſehen die Straßen aus, wenn man vom Mittelpunkte hinab blickt. Nicht ſo der Mittelpunkt ſelbſt, der runde Platz, the dials; da fällt das Auge auf die vier glänzenden Paläſte, ihre Stuckaturfaçaden und vergoldeten Geländer, ihre blanken Spiegelſcheiben und

Digitized by Google

ihre Flügelthüren vom feinſten Mahagoni, die nach innen und außen dem leichteſten Drucke weichen und dem Vorübergehenden von ſechs Uhr Morgens bis zu Mitternacht einen Einblick in ihre geräumige Halle gönnen. Den ganzen Tag wird hier das flüſſige Gift ausgeſchenkt, drei halbe Pence das Glas, und von denen, die es trinken, ſind die Meiſten Müſſiggänger und liederliche Weiber.

Niemand verſteht es beſſer, durch die Augen auf die Phantaſie der Menge zu wirken, als die Londoner Branntweinſchenken. Sie entfalten vor ihren Kunden eine Pracht, welche der Pöbel nicht aus der Ferne bewundern, deren es theilhaftig werden ſoll, die ſein Eigenthum und ausdrücklich für ihn geſchaffen iſt. Der Bettler in ſeinen Lumpen, der Gaſſenkehrer in ſeinem Kothe, der geringſte Mann, die ärmſte Frau — alle dürfen ihre Augen weiden am Glanz und Reichthum hinter den Fenſtern der Goldſchmiede und Modehändler; aber eintreten dürfen ſie nicht. Und dieſe Bewunderung, die nichts betaſten darf, weckt Neid und Eiferſucht, auch ſchlimmere Begierden. Der Glanz und Reichthum des Branntweinpalaſtes iſt ihnen zugänglich, er wird dem Schmutzigſten, dem Aermſten, dem Laſterhafteſten geboten, wenn er die Kleinigkeit von drei halben Pence daran ſetzen kann. Hat er dieſe, ſo empfängt ihn eine große, im Winter angenehm durchwärmte, im Sommer kühle Halle, von Gasflammen erleuchtet, die ſich tauſendfach in den längs der Wände von der Decke bis zur Diele reichenden Spiegeln brechen. Hinterm Ladentiſche von fein polirtem, oft kunſtreich geſchnitztem Holze iſt ein Diener oder eine Dienerin, ein hübſcher Mann oder ein ſchmuckes Mädchen, der Forderung des Eintretenden gewärtig, heißt ihn freundlich willkommen und reicht ihm in friſch gereinigtem, blanken Kryſtallglaſe mit lächelnder Miene den farbloſen Trank der Berauſchung. Weiter hinten, unter mächtigen Bogen lagern ungeheure Fäſſer, glänzend grün angeſtrichen, mit breiten Eiſenreifen und den gaumenkitzelnden Aufſchriften: „Das Beſte aus dem Thale" — „Lebensmilch" — „der alte Thomas" u. ſ. w. An den Wänden hängen Anſchläge von buntem Papier, die leſerlich kund thun, daß „millions of gallons" in den Kellern liegen. Wie erquicklich und aufregend für die Phantaſie des Armen!

Bei Strafe des Verluſtes ihrer Licenzſcheine hat die Legislatur den Branntweinſchenken verboten, ihren Gäſten Sitzmittel zu gewähren; kein Stuhl, keine Bank; das ſoll der Trunkenheit ſteuern. In einzelnen Fällen mag die Vorſchrift ihren Zweck erreichen, in den Branntweinpaläſten von Seven Dials ſcheint es nicht der Fall zu ſeyn. Von früh bis in die Nacht ſind die dortigen Ladentiſche von Begehrlichen umſtanden, die für ein Glas „Lebensmilch" gern auf den Sitz verzichten, und lieber auf Bett und Brod verzichten würden, als auf ein Glas vom „Beſten aus dem Thale." Männer führen ihre Frauen ein, Mütter ihre Kinder. Neulich wurde eine Frau vor den Polizeirichter gebracht. Es ergab ſich nebenbei, und ſie hatte es kein Hehl, daß ſie ihrem Kinde, einem bleichen, hagern ſechsjährigen Mädchen, ein volles Glas Branntwein aufgezwungen. „Abſcheuliches Weib!" rief der Richter; „wollt Ihr Euer Kind morden?" — „Nein, Ew. Gnaden," verſezte die Frau, „dazu liebe ich mein Kind zu ſehr; aber es bricht einer Mutter das Herz, ihr Kind hungern zu ſehen, und für drei halbe Pence Branntwein ſtillt dem Kinde den Hunger länger als für dreimal ſo viel Brod. Es waren meine lezten Pence."

(Fortſetzung folgt.)

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

„Was iſt Ihr Oheim für ein Mann?" fragte die Alte näher rückend. — „Ein vortrefflicher, ein Ritter, ein Edelmann im ganzen, beſten Sinne des Worts. — O wäre ich wie er!" — „Reden Sie nicht ſo, junger Mann! Man ſoll ſich nie wünſchen, wie ein Anderer zu ſeyn, weder was den Charakter noch was die Verhältniſſe betrifft. Wie oft habe ich vielbewunderte, hochgeprieſene Menſchen Handlungen begehen ſehen, deren ſich der Verachtete, Geſchmähte geſchämt hätte. Ich habe immer ein Mißtrauen gegen die Geprieſenen. Wenn Sie Ihres Oheims ganzes Leben kennten, würden Sie vielleicht zurückſchaudern vor einem Vergleich mit dieſem Manne." — „Sie beleidigen mich auf's Tiefſte, Madame, indem Sie einen Zweifel gegen den Charakter meines Oheims ausſprechen." — Sie lachte bitter. „Junger Mann, ich kenne ja Ihren Oheim nicht; ich ſprach nur das Reſultat meiner Lebenserfahrungen aus."

In dieſem Augenblick erſcholl die Klingel am Thore, und gleich darauf hörte man eine tiefe Stimme auf dem Gang. Wie von *einem* elektriſchen Schlage getroffen, fuhren Alexander und die Wittwe empor, und: „Er iſt's!" erſcholl aus Beider Mund. — Die Thüre ging auf und auf der Schwelle ſtand Graf Wolf. Alexander flog an ſeinen Hals.

Als die erſte ſtürmiſche Freude ſich gelegt, fragte der Neffe: „Aber, um Alles in der Welt, Oheim, wie kommen Sie hieher?" — „Einer deiner Kameraden hatte ſeiner Schweſter geſchrieben, du ſeyeſt bedeutend krank, und dieſe erzählte es mir in einer Geſellſchaft; ich

Digitized by Google

hatte erſt den Tag vorher deinen Brief erhalten. Da entſchloß ich mich denn, gleich herzukommen und nach meinem armen Jungen zu ſehen. Nun, Gott ſey Dank, daß du wieder beſſer biſt; nun brauche ich nicht zu deiner Pflege bei dir zu bleiben, ich kann dich mit mir nehmen nach Auperg bis zu deiner gänzlichen Wiederherſtellung.“ — „Ich war,“ erwiderte Alexander, „hier im Hauſe ſehr gut aufgehoben; aber — —“ Er ſah ſich um nach ſeiner Hausfrau, doch ſie war verſchwunden, ſie mußte bei der Ankunft des alten Grafen menſchenſcheu die Flucht ergriffen haben, ohne daß er es in ſeiner Freude über die ungewohnte und unerwartete liebevolle Sorgfalt des Oheims bemerkt hatte.

Während Alexander bei ſeinem Oheim auf dem Lande war, hatte ſeine junge Geliebte traurige Tage zu beſtehen. — Reinhard, von dem ſich Graf Wolf auffallend kalt und unfreundlich getrennt hatte, wurde nun wirklich um die Gunſt ſeines Oheims beſorgt, um ſo mehr, da er zufällig erfuhr, daß derſelbe die landesherrliche Bewilligung, ein Majorat zu ſtiften, erhalten hatte. Es mußte ihn befremden, daß er ihm kein Wort davon geſagt. Er betrieb ſeinen Abſchied und beſchloß, um die Hand Stephaniens geradezu bei ihrem Vater anzuhalten; ſeine Ausſichten in die Zukunft gaben ihm ja das Recht, als Freier eines ſolchen Mädchens aufzutreten.

Herr von Berſtorff nahm ihn freundlich auf, verſprach, mit ſeiner Tochter zu reden, und bat ihn, morgen wieder zu kommen, um die Antwort zu erhalten. Daraus, daß er ſelbſt die Antwort holen ſollte, ſchloß Reinhard, daß ſie eine günſtige ſeyn werde. — Als der Miniſter ſeine Tochter rufen ließ und ihr Reinhards Antrag mittheilte, warf ſie ſich weinend in ſeine Arme.

„Ich kann nicht, Vater, es iſt unmöglich!“ — „Und warum nicht, thörichtes Kind? Iſt der Graf nicht ein liebenswürdiger Mann, ein vollkommener Cavalier?“ — „Das mag er ſeyn, und noch viel mehr, aber — aber —“ „Du liebſt doch nicht einen Andern?“ — „Ich bin eines Andern Braut!“

Als Stephanie nun, gedrängt von ihres Vaters heftigen Fragen, ihm geſtand, daß ſie den jüngern, unbemittelten, unbedeutenden Bruder liebe und um ſeinetwillen den künftigen Majoratsherrn ausſchlagen wolle, machte er es wie alle Vater; er vergaß, daß er einſt ſelbſt jung geweſen, ſelbſt ſo gedacht und an ihrer Stelle auch ſo gehandelt haben würde. Er wollte ſeines einzigen Kindes Herz dem Reichſten verkaufen, und der Miniſter war doch kein böſer Menſch, er war nur ein Mann der Welt.

Als Annette von ihrer weinenden Tochter vernahm, was vorgefallen war, eilte ſie zu ihrem Manne. Mit düſterem Geſicht ſah er ihr entgegen. „Ich komme um Stephaniens willen,“ ſagte ſie, ſchüchtern in der Mitte des Zimmers ſtehen bleibend. — „Ich weiß; du biſt wahrſcheinlich auf ihrer Seite?“ — „So iſt es. Ich meine, da ſie Graf Alexander Auperg liebt und —“ — „Ihr verſteht Beide nichts. Es handelt ſich hier nicht darum, ob ſie den einen oder den andern Bruder heirathen ſoll, ſondern ob ſie Graf Reinhard oder keinen nimmt; denn Alexander kann ſie gar nicht heirathen; er hat nichts als ſeine Gage und vielleicht ein paar hundert Thaler Zulage von ſeinem Oheim, der ihm auch wohl ſpäter einmal ein kleines Legat vermacht, während Graf Reinhard, wie er mir ſelbſt geſagt, jezt ſchon die Verwaltung der großen Güter ſeines Oheims antreten ſoll und alſo in dieſem Augenblick eine der erſten Partien des Landes iſt.“

„Karl,“ rief Annette mit Thränen in den großen rührenden Augen, „Karl, als wir uns heiratheten, hatten wir auch Beide nichts als deinen Gehalt, und du biſt jezt der nächſte nach dem Fürſten!“ — „Was wir gethan,“ erwiderte der Miniſter in etwas verlegenem Ton, „ob das recht oder unrecht war, davon iſt jezt nicht die Rede, ſondern daß es jezt unſere Pflicht iſt, auf's Beſte für unſer einziges Kind zu ſorgen, ſtatt, wie du thuſt, ſie in ihren kindiſchen, unhaltbaren Gedanken zu beſtärken.“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Juni.**

Promenades vénitiennes. — Theater.

Schon lange hat Paris keinen öffentlichen Luſtgarten mehr, wo, wie ſonſt im Tivoli, Sonntags und in der Woche allerlei Luſtbarkeiten den zahlenden Beſuchern zum Beſten gegeben würden. Wo ſonſt das Tivoli ſtand, ſieht man jezt prächtige Straßen, welche wegen der Nähe des Bahnhofs der Verſailler Eiſenbahn ſogleich ſtark bevölkert worden ſind. Das Tivoli iſt darauf in einen großen Garten verlegt worden, welcher ehemals einem ſehr reichen Finanzmann zugehörte. Aber dieſes zweite Tivoli war nicht ſo groß und bequem als das erſte und hat nur wenige Jahre beſtanden. Es mußte ebenfalls einer neuen Straße Plaz machen. In dieſem Sommer hat man ein Landgut vor einer der Barrièren zu einem Luſtgarten eingerichtet; bis jezt aber unterſcheidet er ſich nicht von den vielen Schenken außerhalb der Barrièren, welche zwar ſehr ſtark beſucht werden, beſonders an Sonntagen, in denen aber die vornehme Welt ſich eben ſo wenig zeigt, als in den Gärtchen der Kaffeehäuſer der Champs élysées. Die ſtarke Hize dieſes Sommers hat etwas Neues ausgeheckt, nämlich abendliche Luſtpartien auf der Seine, ſogenannte Promenades vénitiennes, in einem zum Kaffeeſaal eingerichteten und ſchön illuminirten Boote. Aber es iſt ein Dampfboot, und bei

der drückenden Hitze iſt die Nähe des Keſſels keineswegs erfreulich. Vermuthlich ſind die Eigenthümer des Dampfboots, welches von Paris nach St. Cloud fuhr, auf dieſen Einfall gekommen, um doch einigen Nutzen aus ihrem Fahrzeug zu ziehen, da die Fahrten nach St. Cloud durch die Eiſenbahn in's Stocken gerathen ſind. Die Leute ſollen mit Muſik und Gefrorenem bewirthet werden; trotzdem wird die Spekulation ſchwerlich einſchlagen. Die Pariſer können jezt ſo leicht in die ſchönen Anlagen der Luſtſchlöſſer von St. Cloud und Verſailles und in die Dorfſchaften um Paris gelangen, ſo daß ſie die Sommervergnügungen in Paris ſelbſt verſchmähen. Obgleich die Sommerhitze erſt ſeit vierzehn Tagen begonnen hat, fangen die Journale doch ſchon an, über die traurige Lage der Theater zu klagen. Im Winter hat Paris kaum Theater genug, um die Schauluſt der Bewohner zu ſättigen; aber im Sommer hat es deren viel zu viel. Man hat berechnet, daß die meiſten Schauſpiele durchſchnittlich 300 Francs tägliche Ausgabe zu beſtreiten haben, ohne die monatlichen und die jährlichen zu rechnen. Nun läßt ſich leicht denken, wie ſie zurückkommen müſſen, wenn das Publikum, durch die Hitze abgeſchreckt, ausbleibt. Da ſchlägt nun ein Journal vor, man ſolle jährlich eine gewiſſe Anzahl von Theatern während des Sommers ſchließen und alle darum looſen laſſen. Dieß wäre aber bei der gegenwärtigen Einrichtung ſämmtlicher Theater durchaus unausführbar. Die Journale ſelbſt wiſſen nicht recht, was ſie wollen, denn indem ſie einerſeits vorſchlagen, mehrere Theater im Sommer zu ſchließen, verlangen ſie immer noch die Errichtung einer zweiten Operettenbühne, damit die jungen Tonkünſtler Gelegenheit bekommen, ihre dramatiſchen Compoſitionen hören zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

## **Dresden**, Juni.

(Schluß.)

### T h e a t e r.

Vom hieſigen Theater läßt ſich in der lezten Zeit nicht viel Neues berichten, als daß mehrere, zum Theil ſehr gefallende Künſtler auswärtiger Bühnen, in Gaſtrollen auf der unſrigen erſcheinend, dieſer einen Theil der gebildeten Zuſchauer wieder zuführten, die an vielen Tagen des vorigen und des jetzigen Monats von der Pracht des blauen Himmels und der ſmaragdgrünen Erde den die Welt bedeutenden Breitern abtrünnig gemacht wurden. Daß R ä d e r, unſer erſter Komiker, an die Berliner Bühne verloren gehen ſoll, iſt ſeinen zahlreichen Gönnern und Freunden ſehr verdrießlich. — H i l l e r s früher bereits beſprochene Oper: „der Traum in der Chriſtnacht,“ wurde neuerlich wieder aufgeführt, auch widerfuhr der Zuſammenziehung derſelben aus vier Akten in drei volle Gerechtigkeit von Seiten des Publikums; deſſen ohngeachtet beſorgt man ſehr, daß ſie, bei aller Anerkennung ihrer einzelnen Vorzüge, auf dem ſpröden Boden des Repertoires keine tiefen Wurzeln faſſen wird, und wünſcht um ſo mehr, daß der geniale Tonſetzer ſeine Kunſt bald einem Werke zuwenden möchte, mit deſſen beſſerem Organismus ſich von vorn herein ſeine willkommenen Melodien zu einem hinreißenden Ganzen verſchmelzen könnten, was nun einmal bei dieſer Oper außerhalb der Grenze des Möglichen liegt. — Das Sommertheater auf Reiſewitzens ſtrebt auch dießmal nicht ohne Erfolg, der Natur, in der es unmittelbar ſeinen Sitz genommen, einen Theil ihrer Freunde wegzufangen. Das auf der Hofbühne nach Th. Hells Bearbeitung aufgeführte Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen: „ich gehe auf's Land,“ wurde vom Sommertheater ebenfalls, jedoch nach einer Ueberſetzung von Börnſtein, kurz nachher an ſieben Abenden raſch nach einander gegeben, während auch in der Stadt die Hell'ſche Bearbeitung mehrmals wiederholt wurde. Die Verſchiedenheit des Inhalts der beiden Stücke ſoll ſich hauptſächlich davon herſchreiben, daß in die Börnſtein'ſche Bearbeitung Manches eingelegt worden, was im franzöſiſchen Originalſtücke nicht ſtehe. Uebrigens wird dem Sommertheater allgemein das Zeugniß ertheilt, daß der Unternehmer mit gutem Erfolg bemüht geweſen, ſein Perſonal weſentlich zu verbeſſern. Es ſind auch dießmal bereits mehrere Schauſpieler bedeutender auswärtiger Bühnen, wie der Leipziger und Hamburger, in Gaſtrollen auf dem Reiſewitz'ſchen Sommertheater aufgetreten. — Allgemeine Verwunderung erregte die im Anzeiger erfolgte Ankündigung eines z w e i t e n Sommertheaters, das ſeine Reſidenz in dem drei Viertelſtunden entfernten Blaſewitz aufgeſchlagen. Im Voraus ſind die Abende angezeigt, an denen der Kunſttempel regelmäßig ſich öffnen ſoll. Allerdings könnte der Sache eine bloße Myſtifikation zu Grunde liegen, ſie könnte aber auch buchſtäbliche Wahrheit ſeyn. Schon lange gab es in Dresden zwei kleine Familien, welche unter dem Beiſtand einiger Gehülfen und Gehülfinnen ein theatraliſches Nomadenleben, von einer Tabagie zur andern ziehend, Jahr aus Jahr ein führten und ſo der Schauſpielkunſt ihren Unterhalt abgewannen. Im Anzeiger pflegten dieſe modernen Theſpiſſe Tag und Ort kund zu thun, wo ſie der Genügſamkeit der untern Volksklaſſen ihre Kunſt zum Beſten zu geben dachten, und da auch die Forderungen beider Theatertruppen auf die äußerſte Genügſamkeit baſirt waren, ſo kam ihr Publikum mit ihren Leiſtungen ſo gut fort, als ſie mit dem Publikum, obgleich ſich dieſes mitunter auf ein paar Perſonen reducirte. Fand es ſich doch öfter hübſch zahlreich ein, da der geringe Preis, wofür die Herrlichkeiten zur Schau kamen, das magiſche Band war, durch welches Schauſpieler und Publikum an einander gekettet wurden. In der lezten Periode ſcheint indeß nur noch eine der beiden Truppen übrig geblieben zu ſeyn, deren Unternehmer Magnus heißt. Leicht konnte dieſer auf die Idee gekommen ſeyn, ſeine Kunſt für den Sommer nach Blaſewitz zu verpflanzen. Recht anmuthig am Elbufer gelegen, iſt das reinliche Dörfchen ein Lieblingsort und der Ausflug dahin durch einen alle Nachmittage fortdauernd hin und her laufenden Omnibus ſehr erleichtert. Es könnte aber auch ſeyn, daß ein fremder Unternehmer auf den Einfall gerathen wäre, ſein theatraliſches Glück in Blaſewitz zu verſuchen und durch die Lockſpeiſe des geringen Preiſes ein Publikum zu erwerben.

Vom alten F. L a u n ging ſo eben hier eine in Reime gefaßte Adreſſe an die Zeitgenoſſen, mit dem Titel: „die Macht des Wortes.“ aus der Preſſe hervor. Er ſoll in ihr darzuthun geſucht haben, daß die allgemeine Menſchenvernunft, durch endlich erlangte feſte Haltung und die Kraft der Rede, bereits zu viel Terrain gewonnen, um vor den Angriffen der rohen Gewalt nicht von Tag zu Tag ſicherer zu werden. — Merkwürdig iſt der Eifer, womit im Dresdener Anzeiger alle Tage die religiöſen Parteien in Schimpf und Ernſt Lanzen brechen. Ohne großen Antheil hieran zu nehmen, intereſſiren ſich die übrigen hier erſcheinenden Zeitblätter hauptſächlich mehr oder weniger für die deutſchkatholiſche Meinung.

B e i l a g e: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. C o t t a'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

Digitized by Google

№ 164.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 10. Juli 1845.

Alas! the love of women! it is known
To be a lovely and a fearful thing,
For all of theirs upon that die is thrown.
Byron.

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Annettens dringende Bitten halfen nichts, der Miniſter beauftragte ſie nur, Stephanie zu eröffnen, daß ſie morgen Reinhard freundlich zu empfangen und ihm das Jawort zu ertheilen habe. Die beiden Frauen weinten nun den Abend und die ganze Nacht zuſammen. Annette ſagte: „Es bleibt dir nichts übrig, als dich zu fügen;“ aber Stephanie ermannte ſich plötzlich: „Nein, Mutter, ich werde dem Vater ſchreiben, ich wolle mit Alexander brechen, ihm alle Hoffnung nehmen; aber Graf Reinhard kann ich nicht heirathen, und wenn er zu mir käme, würde ich ihm das ſelbſt ſagen.“

Sie that, wie ſie ſich vorgenommen, und als ihr Vater ſie rufen ließ, erklärte ſie ihm mit der größten Feſtigkeit, daß ſie Reinhard, ſobald er zu ihr komme, unwiderruflich ihre Abneigung offen geſtehen werde. — Man zwingt heutzutage keine Tochter mehr mit Gewalt zum Heirathen; die Tage, wo man eine weinende, widerwillige Braut zum Altar ſchleppte, ſind vorüber. Die Männer unſerer Zeit haben mehr Zutrauen zu ſich gewonnen und denken immer noch, eine Frau mit ihrem Willen bekommen zu können; daß es eine andere iſt, darüber tröſten ſie ſich. — Das ſah der Miniſter auch bei Reinhard voraus, und er mußte deßhalb den Gedanken an dieſe Heirath aufgeben, ſo ſchwer es ihm auch wurde. Er ſchrieb dem Grafen einen Abſagebrief, der ein diplomatiſches Meiſterſtück wurde, dergeſtalt, daß Reinhard ihn zweimal leſen mußte, ehe er begriff, ob er ein Nein oder ein Ja enthielt. Der Miniſter hatte beim Ausarbeiten der fürſtlichen Antworten auf die Adreſſen der Stände gelernt, mit ſchönen Worten fortwahrend zu verneinen. Des Fürſten Charakter war von der Art, daß er nie beleidigen oder kranken wollte, wenn er auch nicht Liebe genug beſaß, zu beglücken. Seine Natur war eine von denen, die niemals Ja oder Nein zu ſagen ſich entſchließen, und er war ärgerlich, daß die Sprache kein Wort enthielt, das ein Juste-milieu zwiſchen beiden war. Herr von Berſtorff hatte deßhalb bei ihm einen harten Stand; alle abſchlägigen Antworten wollte der Fürſt auf eine Weiſe gefaßt haben, daß ſie klangen wie gewährende.

### VI.

Reinhard empfing den Korb Stephaniens mit großer Gelaſſenheit; er hatte eben einen Brief ſeines Oheims erhalten, der ihn für den Augenblick für alles Andere gleichgültig machte. Derſelbe lautete wie folgt:

„Du weißt, Reinhard, daß das einzige Intereſſe meines Lebens noch iſt, meiner Familie für die Zukunft eine geſicherte Stellung zu geben. Ich habe deßhalb ein Majorat gegründet und erſah dich von deiner früheſten Kindheit an zum erſten Beſitzer dieſer neuen Herrſchaft.

Digitized by Google

Schon deine Erziehung war darauf berechnet, dich für deinen künftigen Stand auszubilden, während dein Bruder nur gelehrt wurde, was einer braucht, um ein guter Offizier zu ſeyn. Wie kommt es nun, daß er ſo ſehr viel mehr weiß wie du, obgleich er nicht ſtudirt hat, obgleich er nicht, wie du, Jahre lang zu ſeiner Ausbildung gereist iſt? Aber er weiß nicht nur mehr, er *iſt* auch unendlich viel mehr als du; er hat als Menſch einen unberechenbaren höheren Werth. Das habe ich jezt erſt einſehen lernen, ſeitdem er bei mir iſt, ſpät, aber, Gott ſey Dank! nicht zu ſpät. — Er iſt innerlich, was du äußerlich biſt — ein vollkommener Cavalier. Darum wird er mein Erbe und Majoratsherr, dir aber, um den Erwartungen, die ich in dir gepflegt, nicht eine zu grauſame Niederlage zu geben, dir legire ich ein Kapital von hunderttauſend Thalern mit der Bedingung, daß du Fräulein Cornelie Pidoll, die du vor Jahren unwürdig verlaſſen, deine Hand reichſt. Daß ſie nicht von Adel, iſt gleichgültig, da du nicht der Stammherr einer neuen Familienfolge werden ſollſt. Auf jeden Fall macht dir die Verbindung mit ihr mehr Ehre als die mit Fräulein Stephanie, deren Hand du unwürdig deinem Bruder ſtehlen wollteſt, deſſen Leidenſchaft für ſie du kannteſt, aber mir wohlweislich verſchwiegſt.“

Reinhard verlor alle Faſſung über dieſen Brief. Er eilte damit zu ſeiner Mutter, die ſogleich anſpannen ließ und zu ihrem Schwager fuhr, um für ihren Liebling zu bitten; aber vergebens, ſie kehrte entmuthigt zurück und rieth nun ſelbſt ihrem älteſten Sohn, um Cornelien anzuhalten, da dieß das einzige Mittel ſcheine, ſeines Oheims Gunſt nicht ganz und gar zu verſcherzen. Was blieb ihm auch anders übrig?

Cornelie ſaß wie gewöhnlich mit ihrer Arbeit bei der Tante im Salon, als zwei Briefe gebracht wurden, der eine an Frau von Berſtorff, der andere an ſie. Sie kannte die Handſchrift nicht und legte ihn deßhalb ruhig und theilnahmlos in ihr Arbeitskörbchen, während die Tante neugierig den übrigen erbrach. Stephanie ſtand am Fenſter, die Stirne an die Scheiben gedrückt, in tiefe, traurige Gedanken verſunken. Da rief ihre Mutter mit einem Tone, deſſen jubelnder Klang an den Schlag der Lerche erinnerte: „Stephanie!“ — Verwundert wandte ſie ſich um. Als ſie der Mutter verklärtes Geſicht ſah und den Brief in ihrer Hand, ahnte ſie, daß es *ihr* Glück gelte.

„Stephanie! der Himmel erhört meine Bitten! du wirſt glücklich!“ Sie reichte ihr den Brief, in dem Graf Wolf für Alexander um Stephaniens Hand anhielt und zugleich die Erklärung beifügte, daß ſein jüngerer Neffe Majoratsherr werde. — Für Herrn von Berſtorff lag ein Brief bei. Stephanie flog mit den beiden Briefen zur Thüre hinaus, hinüber zum Vater, die Mutter eilte ihr nach, in Freude und Beſorgniß.

Cornelie war allein geblieben, ihr hatte Niemand etwas mitgetheilt, aber ſie hatte alles errathen. Wem ihrer Couſine überſchwängliche Freude galt, das wußte ſie freilich nicht, aber ſie wußte genug, um in ihr eine glückliche Braut zu ſehen. Mit einer unausſprechlich bittern Empfindung ſtand ſie auf, da fiel ihr der Brief ein, der ihr gebracht worden, und ſie ging damit in ihr Zimmer. — „Er wird auch einen Antrag enthalten,“ ſagte ſie höhniſch zu ſich ſelbſt. Und ſo war es. Reinhards Mutter ſchrieb an ſie und bat ſie um Verzeihung im Namen ihres Sohnes, der nun endlich vom Oheim in eine, wenn auch nicht glänzende, doch unabhängige Stellung verſezt ſey und um ihre Hand bitte. — Erſchüttert ließ ſie den Brief fallen, ſie war wie verſteinert. Endlich aber konnte ihr betäubter Kopf den Inhalt faſſen, und in unermeßlichen Jubel ausbrechend, warf ſie ſich auf die Knie und hob die Arme zum Himmel. „Zuviel des Glücks, zuviel! allmächtiger Gott, ich trag es nicht! Er liebt mich noch, er erwählt mich vor allen Frauen des Landes zu ſeiner Gemahlin! O Gott, verzeihe, daß ich ihm Unrecht gethan und ihn keiner wahren Liebe fähig gehalten!“ — Thränen entſtürzten ihren Augen, Thränen der Freude. Sie trocknete ſie nicht, ungehindert ſtrömten ſie ihre Wangen hinab und fielen Tropfen um Tropfen auf ihre fliegende Bruſt.

Der Brief der Gräfin Auperg ſchloß mit den Worten: „Kommen Sie zu mir, liebes Kind, und bringen Sie mir Ihr Jawort, das ich ſelbſt nicht bei Ihnen abholen kann, da ich unwohl bin. Ich bin allein.“ — Cornelie warf ihre Mantille um, ſezte raſch den Hut auf und wollte forteilen, als ſchon an der Thüre das Gefühl über ſie kam, das bisher ihre einzige Stütze im vereinſamten Leben geweſen — ihr weiblicher Stolz. Sie kehrte beſchämt langſam wieder um, legte den Hut ab und ſezte ſich auf ihr Ruhebett, den Kopf auf die Hand geſtüzt. Was hatte ſie thun wollen? Augenblicklich ihr Jawort geben? Nach jahrelangem Warten — liebte er ſie auch wirklich und ächt? Daran zu zweifeln, hatte ſie keinen Grund, konnte ſie doch die Urſache ſeiner Bewerbung nicht ahnen. Mußte ſie aber nicht durch würdevolle Ruhe beweiſen, daß ſie nicht auf ſeinen Antrag gewartet, gehofft? Mußte ſie nicht durch den Schleier ſcheuer Zurückhaltung ihre Liebe an den Tag treten laſſen? mußte ſie nicht die ſchwere Pflicht der Frauen üben, ihre *Leidenſchaft* zu verbergen? „Ja,“ ſagte ſie laut und langſam, „wir dürfen nie und niemals zeigen, daß wir *heftig* empfinden. Eine Frau, die aus Liebe blaß iſt, mag dieſe Liebe nun eine glückliche oder unglückliche ſeyn, iſt ja den Männern nur ein Gegenſtand des Spottes, den Frauen — der Verachtung!“

(Fortſetzung folgt.)

## Die Londoner Straſsen.

(Fortſetzung.)

Wer Seven Dials im Zenith ſeines Glanzes und ſeines Elends ſehen will, muß es Sonnabends beſuchen, in den Abendſtunden von acht bis zwölf. Da herrſcht inmitten der zerlumpteſten Armuth und der niedrigſten Verworfenheit eine Art wilde Aufregung und ausgelaſſene Luſt. Die Hallen der vier Branntweinſchenken ſchwimmen in einem Meer von Licht und haben kaum Raum für die Zahl der Gäſte. Verworrenes Stimmengeſumme wird von gellendem Geſchrei, von lautem Gelächter, von gotteslaſterlichen Verwünſchungen unterbrochen. Wenn eine Thür ſich öffnet, einen Taumelnden heraus, einen Durſtigen einzulaſſen, werden die Stimmen deutlicher, die Worte hörbar, und der herausſchallende Lärm übertäubt die leiſe Bitte des Bettlers, der unweit der Thür ſteht, weil Trunkene oft das meiſte Mitleid für Bettler haben und, wenn ſie können, am freigebigſten ſind. Auf der Straße drängen ſich Verkäufer von Zündhölzern, Kinder, die mit ſchwachen Stimmen Zwirn und Nadeln zum Kauf anbieten, alte Männer mit kahlen oder weißgelockten Schädeln, die zitternd und heiſer Liebeslieder ſingen, Obſthöcker und Fiſchverkäuferinnen, und die Lärmendſten von Allen, die Ausrufer der neueſten Balladen, „Stück für Stück einen halben Penny. Von einer der Schenkſtätten wälzt ſich der Haufe eine der ſieben Straßen hinab: ein zänkiſcher, ſtürmiſcher Trunkenbold iſt zur Thüre hinausgeworfen worden. Die Menge beluſtigt ſich an ſeiner Wuth, jauchzt ihm Beifall, reizt ihn zu friſchen Angriffen, zu lauteren Flüchen. Fürchterlicher iſt das Getümmel, herzzerreißender der Anblick, wenn ein betrunkenes Weib ſich gegen Männerfäuſte wehrt. Ihre kreiſchende Stimme dringt durch das wildeſte Gebrüll. Der betrunkene Mann, von der Polizei gefaßt, folgt meiſt ohne Widerſtreben, das Weib nicht. Kein Polizeidiener ſoll die Hand an ſie legen, gehen will ſie auch nicht; ſie will fahren oder getragen ſeyn. Zähneknirſchend, alle Züge verzerrt, wirft ſie ſich auf's Pflaſter oder in den Rinnſtein; ſie ſtößt und ſchlägt, ſchreit und heult, und mit einer Geläufigkeit von Flüchen, deren keine männliche Zunge mächtig iſt, droht ſie jedem, der ſich ihr nahe, die Augen auszukratzen. Sie wird endlich von vier Polizeidienern überwältigt und mit gebundenen Händen fortgetragen. Ein Menſchenhaufe folgt, ſchimpft die Polizei und zerſtreut ſich, weil die Handhaber der öffentlichen Ruhe nur Thätlichkeiten, nicht Schmähungen beachten.

Eine Zeitlang bleibt es verhältnißmäßig ſtille. Dann kommen wohl Muſikanten, die ihre luſtigſten Weiſen ſpielen und dafür mit Kupferſtücken belohnt werden; ſchlechter Lohn für ſchlechtere Muſik. Es ſchlägt drei Viertel auf Zwölf. Um Mitternacht müſſen die Schenkſtätten geſchloſſen ſeyn; ſo wird jezt ſchon mit dem Ausſchenken inne gehalten. Die Laden werden vorgeſezt, die Gasflammen erlöſchen, das Getümmel verrinnt. Wer gehen kann, geht wahrſcheinlich nach Hauſe; Viele werden geführt, ein Trunkener geleitet den andern. Einige wählen unbewußt die Hausthürſchwellen zum Lager, ſchlafen und ſchnarchen und träumen ſich in ihren Betten. Solche, die der Trunk weniger betäubt als begeiſtert, ſtürmen ſingend und ſchreiend durch die Nachbarſchaft, bis der ſtarke Arm der Polizei ſie erreicht und ihnen freies Nachtquartier anweist. Das iſt Sonnabends die Phyſiognomie von Seven Dials.

Neben der Trunkenheit zeichnet ſich Seven Dials durch — ſeine Literatur aus. Es iſt ſeit lange der große, in London faſt ausſchließende Markt für Volkslieder, Balladen, Biographien hervorragender Mörder und ſonſtiger Miſſethäter, vorgeblicher oder auch gehaltener Schaffotreden, Traumbücher und Schickſalsorakel (Oracles of Fate). Drei Druckereien — die berühmteſte die eines gewiſſen Catnach — finden volle Beſchäftigung. Der Vertrieb geſchieht durch Männer, die deßhalb England, Schottland und Irland durchwandern und unglaublich viel abſetzen. So weiß ich zufällig, daß von den neueſten Bänkelgeſängen: „Black eyed Susan“ — „All round my hat“ — „Meet me by moonlight alone“ — „We met, 'twas in a crowd“ — „The soldier's tear“ u. ſ. w. von jedem zwiſchen zwölf- und fünfzehntauſend Exemplare verkauft worden ſind. Das erklärt zugleich den wohlfeilen Preis von einem halben Penny Stück für Stück. Nicht genug aber, daß jene Sachen und Sächelchen in Seven Dials gedruckt werden, auch die literariſchen Notabilitäten, die ſie ſchreiben und dichten, die Dichter der Balladen und die Verfaſſer der Traumbücher und Schickſalsorakel, wohnen meiſt daſelbſt. Ich habe Gelegenheit gehabt, einen derſelben in ſeinem Atelier — Studirzimmer will nicht paſſen — von Perſon kennen zu lernen, und beruhige mich im Voraus über den Vorwurf der Indiskretion, falls ich Zeit finde, eine Beſchreibung meines Beſuchs den Leſern vorzulegen.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Juni.**

(Fortſetzung.)

T h e a t e r.

Daß es den jungen Tonkünſtlern an Gelegenheit fehlt, ſich hören zu laſſen, iſt freilich wahr. Jährlich kommen

zwei derſelben von ihrer auf Staatskoſten unternommenen Kunſtreiſe nach Italien zurück. In 10 Jahren werden alſo Frankreich zwanzig neue Tonkünſtler beſcheert; geſezt, von dieſen zwanzig geben acht aus verſchiedenen Urſachen ab, ſo bleiben doch immer noch zwölf übrig. Was ſoll nun aus dieſen werden, wenn ſie nicht für's Theater komponiren können? Die Kirchen geben den franzöſiſchen Tonkünſtlern wenig Beſchäftigung; ſie ſind nicht vermögend genug, um Kapellmeiſter zu beſolden, und zudem hat ein Theil der am Alten hängenden Geiſtlichkeit eine Abneigung gegen Muſik, ſo erbaulich ſie ſeyn mag. Privat-Kammermuſik hält in Frankreich Niemand; ſomit kann ein Tonkünſtler nur auf's Publikum rechnen; er muß vom Muſikſezen oder vom Unterricht leben. Um aber bekannt zu werden, iſt das Theater das beſte Mittel, jeder andere Weg iſt lang und unſicher. Es iſt ein bloßer Zufall, daß Felicien David auf einmal berühmt geworden, ohne den gewöhnlichen Weg über die Breter einzuſchlagen. Das Operettentheater nimmt wohl von Zeit zu Zeit ein Stück von einem noch nicht bekannten Tonkünſtler auf, meiſtens aber nur Operetten in einem Aufzuge, welche eine Zeitlang geſpielt werden und dann auf immer verſchwinden. Die Operetten in mehreren Aufzügen vertraut die Direktion natürlich lieber Tonkünſtlern an, welche beim Publikum in Gunſt ſtehen und bei denen ſie alſo keine Gefahr läuft, Zeit, Mühe und Koſten zu verlieren. Auber z. B. hat ſtets Beſtellungen von Seiten der Direktion der Operettenbühne, und Scribe gibt ihm natürlich lieber einen Text als einem angehenden Tonkünſtler. Der junge Maler hat mit ſolchen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen. Er bringt jährlich ſeine Kunſtprodukte zur öffentlichen Ausſtellung; gefallen ſie, ſo wird er in einem Duzend Journale geprieſen, er bekommt Beſtellungen vom Staate, von Privatperſonen, von Kunſthändlern. Aber freilich kommen zehn Maler auf einen Tonkünſtler. Natürlich iſt der Sommer nicht die Jahreszeit, in welcher Dichter und Tonkünſtler wünſchen, ihre Geiſtesprodukte auf die Bühne zu bringen, ich meine ſolche, die bereits bekannt ſind, denn was die andern betrifft, ſo haben ſie nur Einen Wunſch, ſo bald als möglich zur Bühne durchzudringen, wie und wann es auch ſey. Jene vermeiden es, Neuigkeiten im Sommer aufführen zu laſſen, weil dieſe dann Gefahr laufen, im Winter bereits vergeſſen zu ſeyn. Es iſt daher auch ganz natürlich, daß Sommers die Bühnen andern Prätendenten geöffnet ſind. Mit Unrecht klagen alſo, wie mich dünkt, manche Tageblätter über den Verfall der Kunſt, weil ein Rieſe, ein Zwerg, ein Affe, ein Taſchenſpieler jezt die Meiſterwerke der Dramatik verdrängen. Wie können die Meiſterwerke der Dramatik bei 25 Grad Hize gehörig genoſſen werden? Die Exhibition eines Rieſen oder Zwergs muthet dem Geiſte keine Anſtrengung zu und kann alſo mitten im Sommer füglich genoſſen werden, desgleichen ein Affe beſonderer Art, der im Circus der Bereitertruppe ſich ſo gut als die Bereiter ſelbſt auf's Pferd ſchwingt und auf ihm herum galoppirt. Ein anderes Theater hat einen Engländer oder Amerikaner Namens Sands, welcher mit ſeinen Kindern Ball ſpielt, das heißt, ſie in die Höhe wirft und wieder auffängt, und in dieſer troſtloſen Kunſt noch gewandter iſt, als der Engländer Risley, welcher vor zwei Jahren mit einem ähnlichen Spiel die Pariſer beluſtigte. Freilich ſollte man ſich an ſo etwas nicht ergözen; die armen Kinder, mit denen Ball geſpielt wird, ſchweben in Lebensgefahr bei jedem Wurf, zu welchem ſie ſich hergeben müſſen; allein ſie ſteigen und ſinken mit einem ſo holden Lächeln, daß man ſich zulezt einbildet, es könne ihnen nichts Schlimmes zuſtoßen, und als ſeyen ſie zu ſolchem Spiel geboren. Weil man im Sommer die Schauſpiele nicht liebt, welche einige Anſtrengung des Geiſtes fordern, hat Einer den Einfall gehabt, einen neuen Circus außerhalb der Barrière der Champs elysées anzulegen, in welchem Thiergefechte dem ſchauluſtigen Publikum gegeben werden ſollen. Das iſt wieder eine der unſinnigen Unternehmungen, bei denen Kapital und Mühe verloren gehen. Die Pariſer ſind keine Spanier, und wenn auch der Reiz der Neuheit ſie einigemale hinlockt, ſo werden doch dabei nimmermehr auch nur die Baukoſten gedeckt werden. Vielleicht iſt es ein Verſuch, die Stiergefechte hier einzuführen, welche bisher die Pyrenäen ſelten überſchritten und nur hie und da in einer Stadt des ſüdlichen Frankreichs nachgeahmt wurden. Da ſich neulich junge Diplomaten, franzöſiſche und engliſche, beim Stiergefecht zu Madrid an die Stiere gewagt haben, ſo ſoll vielleicht etwas der Art in Paris verſucht werden. Aber an den Pferderennen kann man ſehen, wie ſchwer es hält, die Luſtbarkeiten eines Volks einem andern einzuimpfen. Man hat nichts geſpart, um aus dieſen Pferderennen ein angenehmes Schauſpiel zu machen und die ausgeſezten Preiſe ſind zahlreich und beträchtlich, und dennoch beſchränkt ſich die Zahl der Theilnehmer auf eine Hand voll Pferdeliebhaber und junge Leute, welche den ſogenannten Jokeyklub ausmachen. — Die Jowais-Indianer müſſen noch immer, ſchrecklich bemalt und verkleidet, ihre Kriegstänze und Geſänge den Schauluſtigen vormachen. Eine der Frauen iſt an einer Bruſtkrankheit geſtorben; die Geiſtlichen haben ſie zuvor in der Eile getauft. Der Himmel weiß, wo und wie man dieſe angeblichen Wilden, welche mehreren Stämmen anzugehören ſcheinen, wenn es wirklich Wilde ſind, zuſammengetrieben hat. Das einzige Intereſſante bei dieſem Schauſpiele ſind die Waffen, Puzſachen, Zeichnungen und Gemälde, welche ein gewiſſer Catlin auf ſeinen Reiſen in Nordamerika geſammelt und verfertigt hat. Ein Naturforſcher hat ausgefunden, daß die Jowais mit Neuſeeländern auffallende Aehnlichkeit haben. Wie wenn es wirklich Neuſeeländer wären, welche als Matroſen in einem engliſchen Schiffe nach Europa gekommen ſind? Wie kämen aber alsdann Weiber und Kinder mit dazu? Die Pariſer hätten viel zu thun, wenn ſie dem wahren Urſprung all der zu ihrer Beluſtigung auftretenden Leute aus allen Weltgegenden nachſpüren wollten; wer ſie beluſtigt, der hat ſie. Aber die Londoner ſcheinen noch ſchauſüchtiger als die Pariſer. Wer hätte es ſich hier z. B. einfallen laſſen, daß der berüchtigte Vidocq durch die Ankündigung, daß er öffentlich auftreten, den Leuten von der Pariſer Polizei vorerzählen und ihnen allerlei von berüchtigten Verbrechern herrührende Sachen vorzeigen wolle, eine Menge Neugieriger anziehen werde? In Paris hat Vidocq ſeine Rolle längſt ausgeſpielt. Alles, was er wußte und vielleicht auch nicht wußte, hat er den Franzoſen in ſeinen ſogenannten Memoiren erzählt, und als Eugen Sue's Mystères de Paris ſo großes Aufſehen machten, wollte Vidocq ſich dieſen Umſtand zu Nuzen machen, indem er die „Geheimniſſe der Pariſer Polizei“ dem Publikum auftiſchte. Er hatte aber ſeinen Vorrath von Kenntniſſen ſchon vorher ausgekramt, und was er zulezt gab, war nicht des Aufhebens werth.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 165.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 11. Juli 1845.

Weltbefreien kann die Liebe nur!
Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
Dem Dämonen in den finſtern Stätten
Mit den Waffen ſchmieden ſeine Ketten.
Lenau.

## Wahrzeichen.

Du zürnſt und ſchweigſt und wirfſt in edlem Schmerz
Die lezten Blumen aus den wilden Locken,
Aus deiner ſtolzen Bruſt brichſt du das Herz,
Das ſtarke Feuerherz, als ſollte ſtocken
Fortan der Liebe Puls, und kalt wie Erz
Und feſt wie Erz willſt du, das Auge trocken,
Die Welt verfluchen, willſt die Sitte morden
Und niederſtürzen Alles, was geworden?

Mit der Geſchichte liegt der Menſch im Streit
Und weiht das Werk von Geſtern der Zerſtörung;
Stets lauter ſpricht das Aechzen dieſer Zeit,
Halb klingt's wie Klageruf, halb wie Empörung.
Ein kreißend Weib, das um Erlöſung ſchreit,
Es ringt zugleich und bittet um Erhörung,
So iſt die Gegenwart. Aus ihren Wehen
Muß bald das Heldenkind Freiheit erſtehen.

Wir fühlens All' und heben unſre Hand
Zum Schwur empor dem ſiegenden Gedanken:
Was hemmend unſrer Väter Geiſt umwand,
Daß früher nicht die alten Feſſeln ſanken,
Zerriſſen iſt dieß bunte Glaubensband,
Nur halbe Fetzen ſehn wir irr noch ſchwanken; —
Weh uns, die einſt auf unſern Gräbern leben,
Wenn ſie um halbe That uns auch vergeben!

Kampf iſt dein Erbtheil, und dein ganzer Lohn,
Auf blut'gem Wahlplatz ruhigen Blicks zu ſterben,
Ein ehrenvoll Gedächtniß deinem Sohn
Und ein gerettet Leben zu vererben. —
Doch ſollſt du nicht, mein Freund, mit ſchnödem Hohn,
Was einem Guten heilig iſt, verderben,
Zerſtören nicht im hitzigen Beginnen
Den ganzen Tempel und das Volk darinnen.

Dein iſt die Kraft, du wirfſt die Schlacke fort,
Dir im Entſagen gleich und im Genießen,
Doch glaube mir, es ſtehen Viele dort,
Sie bleiben Tiger nach dem Blutvergießen.
Jezt lauſchen ſie begeiſtert deinem Wort,
So lang aus ihm nur Kampfbefehle ſchießen;
Gebeutſt du Friedenswerke ihnen ſpäter —
Sie ſpotten dein und nennen dich Verräther.

Unnütze Wuth dem armen Volk erlaß,
Mit guten Körnern miſch' nicht gift'ge Saaten,
Was ſie zu wahren Menſchen macht, nur das
Gib ihnen hin, das iſt's, was ſie erbaten.

Digitized by Google

Füll' ihre Bruſt mit Bosheit nicht und Haß,
Sonſt wird die Ernte nimmer dir gerathen.
Die ſchwachen, guten Geiſter wirſt du irren
Und unſer Wirrſal nur noch mehr verwirren.

Zieh in den Kampf, doch nicht mit ſcharfem Stahl
Die Fauſt bewehrt, ein blutiger Sansculotte,
Laß nicht Sturmglocken heulen durch das Thal
Und dich umſtehn der Uebermüth'gen Rotte.
Der Menſchheit würdeſt du zu Angſt und Qual,
Und machten Jene dich zu ihrem Gotte,
Sie würde händeringend vor dir fliehen
Und wieder vor den alten Götzen knieen.

Zieh in den Kampf, doch ſey dein Schwert das Wort,
Das Frieden predigt, Freiheit, Liebe, Güte,
Durch Lehre tilg' den Frevel, nicht durch Mord,
Schneid' aus dem Lebensbaume nicht die Blüthe;
Die Leidenſchaft war nie des Heiles Hort,
Wenn ohne klaren Sinn ſie wild entglühte.
Drum ſeyen dir, die immer ſich bewährten,
Muthvoller Sinn und Weisheit ſtets Gefährten.

Gerechtigkeit iſt dieſer Beiden Kind,
Ein ſelten Kind, weil ſich die Eltern grollen,
Die Weisheit ſchwach und Muth des Geiſtes blind,
Wenn ſie nicht Liebe ſich einander zollen. —
Die Liebe ſieg' und winde kühn und lind
Von ihrem Haupt den Myrthenkranz, den vollen,
Zur Schwertesſcheide dir. So wirſt du ſiegen,
Ermatten wohl, doch nimmermehr erliegen!

Schauenburg.

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Und vielleicht hatte ſie recht. Wohl den Frauen, und glücklicherweiſe ſind die meiſten ſo, deren Gefühle, wenn auch tief und innig, doch mild und ſanft ſind, nicht heftig und erſchütternd wie der tobende Sturm; ſo dürfen nur Männer empfinden. Bei den Frauen iſt gewaltſame Empfindung — und eine ſolche äußert ſich auch immer ſo — unangenehm, zurückſtoßend, oft erſchreckend. Was ſie aus dem feſt vorgezeichneten Gleiſe des Anſtandes oder der Sanftmuth, die ihr höchſter Reiz iſt, wirft, nimmt ihnen den Zauber. Es gibt freilich Männer, die eine leidenſchaftliche, glühende Frau ſchön finden, aber doch nur ſo lange ſie ſelbſt dieſe Leidenſchaft, dieſe Glut theilen, und Leidenſchaft und Glut können ja nicht währen; und ſonderbarerweiſe, wenn man leidenſchaftlich liebt, geht immer beim Manne die Liebe zuerſt aus, und die überlebende Leidenſchaft hat dann ein trauriges Loos.

Das alles wußte Cornelie, ſie hatte es ſich ſchon hundertmal vorgeſagt, und doch war ſie eben im wichtigſten Augenblicke ihres Lebens nahe daran geweſen, all die mühſame Verſchleierung ihres wahren Charakters zu vereiteln, indem ſie ſich zeigte, wie ſie war — feurig und liebend. — Sie ging im Zimmer auf und ab und ſagte dabei zu ſich ſelbſt: „ruhig! ruhig!" aber ihr Buſen flog, ihre Hände zitterten und die wankenden Kniee konnten ſie kaum tragen. Endlich war ſie gefaßt genug, um an ihren Schreibtiſch zu treten und der Gräfin zu antworten, was ihr jezt als das einzig Paſſende erſchien. Dieſe wenigen Zeilen koſteten ihr mehr Mühe, als alles was ſie bisher in ihrem Leben geſchrieben; ſie zerriß einmal um das andere den begonnenen Brief; endlich hatte ſie folgendes Billet zu Stande gebracht:

„Gnädige Frau, muß ich Ihnen ſagen, daß der Inhalt Ihres Briefes mich auf das Höchſte überraſchte, da ich nach ſechsjährigem Stillſchweigen mich von Ihrem Herrn Sohne gänzlich vergeſſen glaubte und mich auch längſt in mein Loos gefunden hatte? — Ich habe außer ihm nie einen Mann geliebt, ihn aber Jahre lang für einen Treuloſen, Meineidigen gehalten. Geben Sie mir Zeit, gnädige Frau, in meinem Herzen dieſe Vorſtellung mit der, die ihm gebührt, zu vertauſchen; laſſen Sie mich die klare Anſchauung ſeines Werthes nach und nach gewinnen. — Heute Nachmittag aber erlauben Sie mir perſönlich eine Bekanntſchaft zu machen, die für mich die glückbringendſte meines Lebens werden kann."

Cornelie hatte zufällig noch nie die Gräfin geſehen. Nachdem ſie das Billet weggeſandt, ging ſie zu ihrem Oheim und theilte ihm Reinhards Werbung mit. Kein Zug im Geſichte des Diplomaten verrieth, daß er ihrem Freier erſt vor wenigen Tagen im Namen ſeiner Tochter einen Korb gegeben. Er ſondirte Cornelien, ob ſie von der veränderten Willensmeinung des alten Grafen Auperg etwas wiſſe, und daß Alexander, ſein künftiger Schwiegerſohn, Majoratsherr werde; er fand ſie aber ganz unwiſſend in dieſem Punkte, und da die Worte im Briefe der Gräfin: „eine unabhängige Stellung," ihn über ihre Zukunft beruhigten, ſo fand er für gut, ihr auch nichts davon mitzutheilen, ſondern ihr nur von der bevorſtehenden Verlobung ſeiner Tochter mit dem jüngeren Bruder zu ſagen.

Cornelie ſah ihn verwundert an. „Den jüngeren Bruder? und dazu geben Sie Ihre Einwilligung?" — „Warum nicht? die jungen Leute lieben ſich längſt, ſein Oheim wirbt ſelbſt für ihn und gibt mir die beſten Zuſicherungen wegen ſeiner Zukunft, und ich erwarte nur ſeine perſönliche Ankunft, um ihm das Jawort zu ertheilen."

Digitized by Google

Cornelie ſah ihn beſchämt an und dachte, ihr Oheim ſey der zweite Mann, von dem ſie heute einſehe, daß ſie ihm Unrecht gethan. Sie hatte nicht anders gedacht, als er ſuche für ſeine Tochter eine glänzende Partie.

Herr von Berſtorff verbot ſogleich ſeiner Frau und Stephanie, Cornelien von des Oheims Entſchluß zu Gunſten Alexanders etwas mitzutheilen. „Reinhard mag es ihr ſelbſt erzählen,“ ſagte der Miniſter; „durch uns ſoll kein Wermuthtropfen in den Kelch ihrer Freude gegoſſen werden.“

Nachmittags ſchmückte ſich Cornelie für die Mutter mit einer Sorgfalt, wie ſie ſich nie für den Sohn geſchmückt hatte. Im Hauſe der Gräfin wurde ſie offenbar erwartet; ein auffallend reich galonnirter Bediente führte ſie, ohne zu melden, in das Zimmer. — Die Dame ſaß in einem Fauteuil in einem höchſt eleganten Negligé und ſtickte an einem Teppiche, worauf in der Mitte in ungeheurer Größe das Auperg'ſche Wappen prangte. Sie erhob ſich langſam und ſtreckte Cornelien eine ſchmale weiße beringte Hand entgegen. Als Cornelie dieſe ergriff, beugte ſie das Haupt und reichte ihr die Wange zum Kuſſe, indem ſie die Augen ſchloß. Cornelie hauchte einen flüchtigen Kuß darauf; dann ſagte die Gräfin in ſchleppendem Tone, indem ſie wieder Platz nahm: „Willkommen, liebes Kind; ſetzen Sie ſich zu mir.“

Dieſer Empfang war ſo himmelweit verſchieden von dem, was Cornelie erwartet, daß es eine ganze Weile dauerte, bis ſie einige Worte hervorbringen konnte, und doch fand Gräfin Auperg in ihrem Innern, daß ſie das Unermeßliche gethan für eine „Demoiſelle Pidoll,“ der die fabelhafte Ehre zu Theil wurde, die Braut ihres hochgebornen Sohnes zu ſeyn.

Der Diener der Gräfin trat ein: „Der Bediente des Fräuleins fragt an, ob der Wagen wegfahren darf und wann er wieder kommen ſoll?“ — „Er ſoll warten,“ ſagte Cornelie raſch. — „Warum denn?“ rief die Gräfin; „ich denke, Sie bleiben hier, mein Kind, und trinken den Thee mit mir?“ — „Ich bedaure, Frau Gräfin, aber meine Tante erwartet Geſellſchaft und kann mich nicht entbehren.“ — „Wie ſoll das denn in Zukunft gehen, wo ſie Sie doch entbehren muß?“ ſagte die Gräfin mit gezwungenem Lächeln.

Sie glaubte etwas ſehr Liebenswürdiges geſagt zu haben. Sie gehörte zu den Menſchen, die durch den Verluſt *einer* Eigenſchaft zur Nullität herabſinken können. Seitdem ſie nicht mehr ſchön war, war ſie nichts mehr. Wie es Leute gibt, die durch den Verluſt ihres Vermögens null werden, bei denen man, ſobald der Nimbus des Luxus nicht mehr ihr Haupt umgibt, einſieht, daß ſie *unter* den gewöhnlichen Menſchen ſtehen, eben ſo geht es auch vielen Schönheiten. Die Schönheit adelte alle übeln Eigenſchaften dieſes Weibes, ihr Hochmuth galt für Stolz, ihre Laune für Originalität, ihre Unhöflichkeit für Selbſtgefühl. Das kommt denn traurig zu Tage, wenn die Schönheit ſchwindet. Das ſind bedeutende Menſchen, die einen Rang in der Welt einnehmen, ohne ſchön oder reich zu ſeyn, denn die Welt iſt äußerlicher als ſie ſelber glaubt. Durch die Großmuth ihres Schwagers hatte die Gräfin ſich mit einem gewiſſen Luxus umgeben können, der für ſie die Lebensluft war, in der ſie athmete. Corneliens ſcharfem Auge entging ſchon bei dieſem erſten Beſuch keine der Schwächen dieſer Frau, und ſie fühlte ſich davon angewidert. Im Laufe des Geſprächs hörte ſie wohl heraus, wie die Gräfin alles hervorſuchte, was der Aupergſchen Familie in den Augen des bürgerlichen Eindringlings Glanz verleihen konnte, und Corneliens Begriff von Reinhards Leidenſchaft für ſie wurde immer größer, je mehr ſie die Hinderniſſe einſah, auf die ſeine Wahl bei dieſer Mutter ſtoßen mußte, mit welcher er ſeit ſeiner Kindheit in der vollkommenſten Harmonie lebte. Indem ſie ſo an Reinhard dachte, vernahm ſie draußen Sporengeklirr, ihr Athem ſtockte — Reinhard trat ein.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Baden-Baden, Juli.**

Die Saiſon.

Weder das Verſprechen der Gasbeleuchtung, noch der Zweigbahn fand ich für jezt in Baden gelöst. Bis zur Vollendung der lezteren, welche durch das Waſſer gelitten hat, dürfte wohl der September heranrücken. Ein öder Fleck mit wimmelnden Arbeiterhaufen mitten im Mattenthale bezeichnet den künftigen Bahnhof, und ich hörte ſchon manchen vorübergehenden Franzoſen — die bekanntlich im Verſtändniß der Natur nicht eben die Glücklichſten ſind — ſich des Moments freuen, wo mit dem flammenſprühenden Ungeheuer dieſer grünen Bergrunde ein neuer Schmuck würde. Wollen wir uns von dem Einfluſſe Rechenſchaft geben, welchen die Eiſenbahn überhaupt, die eine Umwälzung der Zuſtände im Gefolg führen muß, auf den Kurort ſelbſt übt und üben wird, ſo machen ſich zwei, wie es ſcheint, ganz entgegengeſezte Wirkungen geltend. Der Mechanismus des ganzen Badlebens ſcheint einen minder energiſchen Umſchwung zu nehmen; es ſtehen prächtige Wohnungen leer und manches Hôtel zeigt eine Façade von geſchloſſenen Läden, vermuthlich weil der geflügelte Waggon, welcher das Jahrhundert athemlos mit ſich fortreißt, dem Monopol einzelner Orte nicht hold iſt. Ich berufe mich auf die Autorität meines Kutſchers, der mir auf der Reiſe immer wie das Fatum erſcheint. Er berichtete, daß es hier noch ziemlich leer ſey, hinzufügend: „Es geſchieht ihnen ganz recht; ſie haben's auch gar zu arg gemacht, die Badner; das ſind lauter Kammerdiener, ſolche, die die Leute ausziehen, aber nimmer anziehen.“ — „Zwiſchen Heidelberg und Karlsruh,“ fuhr er fort, „da iſt ein Wirth, der iſt einmal 'rein kommen, wie wir Kutſcher g'rad

Digitized by Google

beiſammen in der Stuben gegeſſen haben. „„Nun, ſchmeckt's euch?““ ſagt' er; „„bald werdet ihr's noch beſſer kriegen, wartet nur bis die Eiſenbahn kommt.““ — Und jezt iſt's g'rad umgekehrt gegangen. Wir Kutſcher leben noch und er iſt ganz auf der Seite, ganz penſionirt.“ — Dieſelbe Urſache aber, welche ſich dem Verweilen an bevorzugten Stellen nicht günſtig zeigt, treibt zugleich einen raſcheren Wellenſchlag an dieſe Ufer. Daher die glänzenden Fremdenliſten, deren Summe frühere Jahre überbietet. Da iſt kein Welttheil, keine Geſellſchaftsregion, welche nicht ihren Tribut brächte. In einem ſolchen Weltbade, das auf kleinem Raume alle Menſchenkontraſte zuſammendrängt, ſchärft ſich der Blick auch für die feinſten ſocialen Schattirungen. Das Hauptbett des Stroms aus beiden Hemiſphären bleibt die Promenade. Mir dünkt als trage ſie in dieſer Saiſon die Phyſionomie einer erleſenen, ſelbſt vornehmen Geſellſchaft bei minder drängendem Gewühle. Du ſiehſt — ein Bild der Zeit — neben einem Herzog von Rohan den engliſchen Lord im nachbarlichen Geſpräch, und kannſt in Gedanken zwiſchen zwei Königinnen der Saiſon, einer Miß und einer deutſchen Gräfin entſcheiden, wenn der unbarmherzige Regen nicht die ganze Phantasmagorie von den Colonnaden zurückſcheucht, gleich Rhein und Vogeſen, die auch nur für Augenblicke, wie eine Fata Morgana, in blauer Silberklarheit den dampfenden Wäldern voll oſſianiſcher Wolkengeſtalten entſteigen. Hier fehlte ſeither nichts als gutes Wetter.

(Schluß folgt.)

## Paris, Juni.

(Schluß.)

Polizei. — Populäre Muſik.

Mit der Polizei, wie ſie gegenwärtig iſt, kann man in jeder Beziehung ſehr wohl zufrieden ſeyn. Was ſie in den Augen des Publikums vorzüglich gehoben hat, iſt, daß die Verwaltung derſelben einem Mann anvertraut wurde, welcher längſt als ein Liebhaber der Wiſſenſchaft und Kunſt bekannt war und einer ſehr achtbaren Bankierfamilie angehört. Deleſſert iſt ein ſanfter Mann, welcher nie Luſt bezeigt hat, die Leute mit der Polizei zu beläſtigen, noch dieſelbe zu irgend einem deſpotiſchen Zwecke zu mißbrauchen. Die Preſſe, welche im Aufdecken von Mißbräuchen jeder Art ſo eifrig iſt, hat auch dem jezigen Polizeipräfekten faſt nichts vorzuwerfen, und es geht nicht mehr wie zur Zeit Gisquets, welchem troz ſeiner Memoiren nicht gelungen iſt, ſich vor dem Publikum wegen der ihm öffentlich gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen. Deleſſert hat es freilich noch nicht dahin gebracht, daß man in Paris ganz ſicher leben und wohnen kann; es wird nach wie vor geſtohlen und geraubt. Dieß iſt aber bei einer Volksmenge von beinahe einer Million Seelen ganz unvermeidlich. Aus der ſo eben vom Juſtizminiſterium herausgegebenen ſtatiſtiſchen Tabelle geht hervor, daß die aus den Zuchthäuſern Entlaſſenen mehr Verbrechen begehen, als die aus den Bagnos Entlaſſenen. Guten Fortgang ſcheint der Verein zu haben, welcher zum Zweck der Beſſerung junger Sträflinge durch Erziehung und Arbeit das Landgut Petit-Bourg eingerichtet hat, und viel Unterſtüzung von Seiten wohlhabender und wohlthätiger Menſchen findet. Dieſe Anſtalt wird hoffentlich fortbeſtehen und ſich immer mehr entwickeln, ſich auch wohl in Filiale ſpalten. Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat geglaubt, durch Einführung guter Geſänge die moraliſche Bildung des Volks fördern zu können, und er hat eine Kommiſſion niedergeſezt, welche aus den beliebteſten Dichtern die paſſendſten Stücke wählen und denſelben eine beliebte Muſik anpaſſen oder eine dazu ſetzen ſoll. Gleich in der erſten Sitzung der Kommiſſion erkannte man die große Schwierigkeit der Aufgabe. Eines der Mitglieder, Botté de Toulmon, Bibliothekar des Muſikconſervatoriums, zeigte, daß ſich zum franzöſiſchen Alexandriner, in welcher Versart die meiſten franzöſiſchen Dichter gedichtet haben, ſchwerlich eine gute Muſik ſetzen läßt, daß es überhaupt ſelten glückt, einen klaſſiſchen Text mit einer klaſſiſchen Muſik zu vereinigen, daß bei der Vereinigung der Dichtkunſt und der Muſik eine der beiden Künſte der andern ſich unterordnen muß, daß die meiſten Tonkünſtler ihre beſte Muſik zu ganz ſchlichten und anſpruchloſen, zuweilen ſogar einfältigen Texten geſezt haben u. ſ. w. Dieſe Behauptungen fanden natürlich ſtarken Widerſpruch. Einige führten die Griechen und Römer an; Botté de Toulmon lehnte aber dieſes Argument ab, da wir die klaſſiſche Muſik, die beide Völker zu ihren klaſſiſchen Texten geſezt, gar nicht kennen; Andere beriefen ſich auf das Beiſpiel der Deutſchen und Italiener, welche, wie ſie behaupteten, vortreffliche Muſik zu vortrefflicher Poeſie beſizen ſollen. Ihr Gegner verlangte dieſe Meiſterſtücke zu ſehen; es ſcheint aber nicht, daß man ſie ihm zeigen konnte. Auch führte man das Beiſpiel des berühmten Marſeillermarſches an, der die franzöſiſchen Heere ſo lang begeiſtert hat, und wo Geſang und Verſe ein wunderbares Ganzes bilden. Allerdings hat in der neuern Zeit kein Geſang einen ähnlichen Erfolg gehabt; an dieſem Stücke iſt Alles wie aus Einem Guſſe; aber Rouget de Lille iſt nur ein einzigesmal ſo inſpirirt geweſen. Er hat eine Menge anderer Lieder gedichtet und in Muſik geſezt, welche auch patriotiſche Geſänge hießen; ein zweiter Marſeiller Marſch iſt aber nicht darunter. Ueberhaupt, meinte Botté de Toulmon, frage es ſich, ob man mit gutem Erfolg Geſänge fürs Volk machen könne. Ein Lied wird populär durch Zufall oder weil es gerade den Geſinnungen und Ideen der Zeit entſpricht; aber etwas Populäres m a c h e n, mit andern Worten, dem Volke Lieder aufdringen wollen, iſt eine mißliche Sache, von welcher ſich wenig Frucht verſprechen läßt. Dennoch hat die Kommiſſion beſchloſſen, aus den Dichtungen der berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller Stücke auszuwählen und denſelben gute Melodien anzupaſſen, oder eigens verfertigen zu laſſen. Somit wird der Abſicht der Regierung entſprochen werden. Ob aber dieſe Lieder und Melodien je volksthümlich werden, iſt eine andere Frage, und der Einfluß der Regierung iſt in dieſem Punkte null. Eine von der Stadtbehörde unterſtüzte Anſtalt, das Orpheon, gibt ſich ſchon ſeit mehreren Jahren mit unentgeldlichem Geſangunterricht ab, und eine Menge Knaben werden hier unterwieſen, ſo wie auch viele junge Handwerker; man hat für dieſelben eigens Lieder gedichtet und geſezt, und dieſe werden zuweilen in öffentlichen Verſammlungen ganz gut vorgetragen; aber von dieſen Liedern iſt bis jezt keines populär geworden. Es iſt zu befürchten, daß der Miniſter mit allem guten Willen, und troz der Bemühungen der Kommiſſion, wenig zu Stande bringt. Nicht das Beſte gefällt dem Volke, ſondern das Leichtfaßliche, das Verſtändliche, das ſeinem Geſchmack, ſeiner Neigung Entſprechende. Dieß ſehen Gelehrte und Gebildete nicht immer ein, und geben ſich daher vergebliche Mühe, wenn ſie fürs ſogenannte Volk ſchreiben. Dg.

---

**Beilage: Literaturblatt Nr. 71.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 166.

# Morgenblatt
für
# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 12. Juli 1845.

Die Hand, die Segen ſtreuete, wird geküßt;
Wer wohlthut, hat der Wache zum Schutz nicht noth;
Wer nicht erſchrecket, darf nicht zittern;
Ruhe der Seele gebietet Frieden,
Und fähret ſicher über den Wogen her
Und lenkt den Pöbel mit dem gelindeſten Zaum,
Unmerklich.

Herder.

## Des Erzherzogs Johann lezte Reiſe in Tirol im Mai 1845.

Wir durften den Leſern dieſer Blätter zeitweiſe dieſen oder jenen Fund unſerer Bergwanderungen vorlegen, „war's eine ſchöne Alpenblume, ein Ammonshorn, wie es der Wandrer findet auf den Bergen;“ dießmal bringen wir die Skizze einer Tagesbegebenheit. Vielleicht verrathen die Umriſſe, was uns die Hand dabei führte, und halten uns manchen Blick länger feſt, dem wir ein Vorübereilen nicht verargen können, wenn ihm die Ueberſchrift ſagt, es handle ſich um die Reiſe eines Prinzen.

Erzherzog Johann beſuchte in dieſen Tagen das Land Tirol. Es ſind nicht die ſchlichten Begebniſſe dieſer Reiſe, die, im gewohnten Styl geſchehen, auch im alten Tone abzuſingen wären; es iſt der Sinn und das Gemüth, das plötzlich die verbrauchten Formen bedeutungsvoll belebte, und weil in Kopf und Bruſt Einſt und Jezt ſich warm umfingen, nun auch nach Außen hin wirkten mit wenigen Mitteln und unabweisbarem Erfolg. So erſcheint uns der Wanderzug des Fürſten durch das Bergland wie das ſich fortſpinnende Bild eines Frieſes, Gruppe an Gruppe, wohlthuend und ordnend durchflochten von andern, die die Erinnerung dazwiſchen zeichnete, das heitere Farbenbrett der Gegenwart borgend. Waffenbündel hängen zwiſchen den Fruchtgewinden und die Geſtalten grauer Geſchichten wandeln unter freudigen Hirten.

Die meiſten hohen Herren reiſen mit Empfehlungsbriefen. Für ſolche können die Ordonnanzen gelten, welche die Gefühle des Volkes und ihre Aeußerung polizeilich entwickeln helfen; man weiß aber auch, wie man auf Empfehlungsbriefe hin empfangen wird. Kein bureaukratiſcher Modebefehl darf der öffentlichen Freude das Coſtüm vorzeichnen, in dem ſie zu erſcheinen hat; der Aktenſtaub legt ſich ſonſt als Puder auf die munteren Locken, der berechnete Enthuſiasmus ſchnürt die Bruſt in einen Fiſchbeinpanzer, und die warmblütige Maid wird zur Dame de Cour, die der joyeuse entrée der Hoheit zu aſſiſtiren die Ehre hat. Seyen auch die Regiſſeurs dieſer Staatskomödie geſchickt genug, ſogenannte Volksthümlichkeiten zum Feſtſpiele zu verbrauchen, ſie werden immerhin den Huldigungen eines Corps de Ballet gleichen. Warum iſt das Mittelalter in ſeinen Feſten ſo reich an Sinn und Wirkung? Weil die bewegten Maſſen aus ſich ſelbſt die Formen herausbildeten, in welchen ſie ihre Stimmungen auftreten und ſprechen ließen. Und überall, wo man heutzutage dieſen Trieb der freien Gefühlsaußerung gewähren laßt, wird das Volk nicht minder glücklich ſeyn in der Wahl ſeiner

Digitized by Google

Freudenſprache. Ein Häuflein armer Durer Bauern, das, eine alte Trommel und eine Hirtenpfeife an der Spitze, ein Fähnlein ſchwingend, dem Erzherzoge bis zum höchſten Jochgrate entgegen zog, wie ich es im Jahre 1835 geſehen, machte keinen geringern Eindruck als die Pracht des Mailänder Krönungszuges.

Das war wohl kein Empfang auf Rekommandationsſchreiben, und wer nun ſo manchen amtlich dekorirten Feſttag geſehen, der wird ſich zu erklären wiſſen, wie ganz anders es ausſah, wenn Erzherzog Johann und die Tiroler Gruß und Gegengruß tauſchten. Die Liebe dieſes edlen Herrn und des Tiroler Volks iſt eine Jugendliebe, eine ernſte, und es iſt ihr bis heute die ganze urſprüngliche Kraft geblieben, jene unbegrenzte Hingebung, jene uneigennützige Luſt an der Empfindung ſelbſt, wie ſie den jungen Herzensregungen allein eigen iſt. Wohl mag man ſehen, daß die Liebenden älter geworden und daß ſie den Ernſt der Tage erfahren haben; aber ſie verſtehen ſich um ſo beſſer, ein Händedruck ſagt jetzt mehr als ehedem der laute Herzensjubel, und in einer vergönnten Minute tauſchen ſie die Jahre lang im Buſen verſchloſſenen Reichthümer. — Ein Jüngling war der Erzherzog, als er zum erſtenmale das Land Tirol ſah. Es war in den Jahren, als der „Eroberer“ ſeine lüſterne Hand auch nach der rhätiſchen Jungfrau ausſtreckte. Nie hat ſie einen treuern Ritter gefunden als den Fürſtenſohn von Oeſterreich. Er hat das Schwert nicht freiwillig niedergelegt, als 1805 ſein Tirol dem Feinde ſich ergeben mußte. Treffend reden darum die Patrioten von Anno Neun, wenn ſie der Heimath und des Erzherzogs erwähnen, in ihren Briefen wie von der ſehnſüchtigen Braut und dem zum ewigen Bündniß nahenden Bräutigam. Es war ihm nicht vergönnt, bei jenen zu ſtehen, die ihn im Geiſte bei jedem Wachfeuer herantreten ſahen, ihm auf jedem Bergweg zu begegnen meinten. Aber auch getrennt blieb ſein Herz und ſein Wirken den Geliebten, die Bande waren nicht zu löſen, ſelbſt als ihren Knoten Argliſt und Trug verwirren wollte. — Im Jahre 1816 ſprachen die Tiroler zu Kaiſer Franz, da ſie ihm huldigten:

„Es iſt unſer oanziges Wünſch'n, daß döcht
Dei Bruader, der Hannes, no herkommen möcht.“

Er kam nicht. Dreißig Jahre lagen zwiſchen der Trennungsſtunde und der des Wiederſehens im Juni 1835.

Damals wurde der Erzherzog auch empfangen, und das Programm des Empfangs in der Herzkammer des tiroliſchen Volkes diktirt. In der Neuſtadt zu Innsbruck ſtanden etliche Hundert eilig herbeigekommener Landſchützen, der alte Ignaz Straub von Hall als ihr Führer. Als der Erzherzog dieſe Mannen ſah, als ſie ihm zum Gruße den Schützenmarſch ſpielten, da überfloß ihm Herz und Auge und mit ihm Allen, die dabei waren. Die Straße vor ſeinem Fenſter in der goldenen Sonne wollte ſich nimmer leeren. „Habt Ihr ihn geſehen?“ fragte Einer den Andern und die Schützen ſchoßen ihre Büchſen in die Luft trotz Polizei und ohnmächtigen Stadtdamen. Da hört' ich einen alten Bauern ſagen: „Er iſt woltern alt word'n, hätt's nicht gemeint.“ Der Mann hatte noch immer den Jüngling in der Erinnerung, wie er ihn Anno Fünf geſehen, und hatten ſich gleich ſeine eigenen Haare gebleicht, ſo hatte ſeine Liebe doch den Erzherzog jung erhalten. Damals unternahm der Prinz jene Bergfahrt über's Joch in's Dur, bei der ihm auf unwirthlichen Höhen die Thalleute entgegen kamen, Mann, Weib und Kind, und ihn umringend in Neugier und Freude niedergeleiteten zu ihren Hütten. Das war der Mann, wie ſie ihn wollten, er verſtand ihre Sprache, nicht allein ihr rauhes, uraltes Deutſch, auch ihrer Worte Grund und Meinung, und er wußte ſie um Dinge zu fragen, worauf ihnen die Antwort leicht und bedeutend war. Der Wildbach da, das karge Feld dorten, das Vieh vor der Sennhütte, das Stück Käſe, das ſie ihm boten, hielt er der Rede werth; er that da nicht, wie einer, der dieſe gemeinen Dinge halb mit Neugierde, halb mit Eckel zum Nothbehelfe einer abgedrungenen Converſation macht; er kannte Alles, und Alles war ihm beachtenswerth. Nicht daß man mit ihm ſpricht, gewinnt den Bauer; daß man ihm im Geſpräche darthut, man habe früher ſchon ſeinen Stand nicht überſehen, das gilt ihm als Beweis, man behalte den „Herrn“ nicht allein im Auge. Solche Art iſt dem Erzherzog zu eigen neben der angeborenen Leutſeligkeit der Habsburger; ihm iſt der Gebirgsbauer mehr als die maleriſche Staffage eines wildſchönen Landes, es kennen auch Wenige den Boden ſo gut, auf dem jener baut und wohnt. Und man darf nie überſehen, daß hier die Rede iſt von Tiroler Bauern, die in ihren Thälern leichtlich vergeſſen lernen, daß ein Fürſt zu ihrem Wohle nöthig iſt, und dennoch daran denken, ſie ſäßen mit im Herrenrathe und könnten auch ein Wort darein reden, wenn auch weniger vernehmlich als ehedem. Der Erzherzog kennt aber auch vollkommen die Geſchichte dieſes Völkleins, und darum iſt ihm nie bange geworden unter ihnen, wenn ſie auch den Kopf gerade halten und manche bündige Rede freiſam herausſprechen vor Schreibern jeden Ranges.

(Fortſetzung folgt.)

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

Reinhard ging mit ſeinem gewöhnlichen ſichern Anſtande, ſeinem verbindlich lächelnden Geſicht, indem

Digitized by Google

ſeine hohe Geſtalt ſich höflich beugte, auf Cornelien zu, nahm mit ſeiner behandſchuhten Hand ihre Fingerſpitzen und berührte ſie mit ſeinem langen Schnurrbart; bis zum Munde brachte er ſie nicht, das fühlte Cornelie; dann ſagte er halb flüſternd: „Dieſe Hand gehört mir — nicht wahr, Cornelie? ich habe Ihren Brief an Mama recht verſtanden?“ — „Mein Gott! warum wollen Sie ſie denn?“ — Dieſe Worte ſprach Cornelie, ohne es ſelbſt zu wiſſen; ſie dachte laut, denn plötzlich, überwältigend kam die Ueberzeugung über ſie: der Mann liebt mich nicht!

„Warum ich ſie will, dieſe Hand?“ fragte Reinhard. „Bedarf das einer Erklärung? Wiſſen Sie nicht, daß ich ſchon vor ſechs Jahren —“ — „Nein, nein, nichts weiß ich, will auch nichts wiſſen!“ Damit ſtand ſie auf, denn ſie fühlte ſich einer Ohnmacht nahe, und ging nach einer halben Verbeugung nach der Seite, wo die Gräfin ſaß, ohne ſie und Reinhard anzublicken, langſam, mit wankenden Schritten der Thüre zu.

„Wo wollen Sie hin, Cornelie?“ rief Graf Reinhard, indem er ihr nachging und ihre Hand ergriff. — „Nach Hauſe — ich bin unwohl.“ — Dieſe Worte brachte ſie kaum heraus. Reinhard nahm ihren Arm, legte ihn in den ſeinen, und indem er ſeiner Mutter einen bedeutenden Blick zuwarf, führte er das zitternde Mädchen aus dem Zimmer.

„Cornelie, was iſt Ihnen? hat Sie meine Mutter beleidigt?“ — „Nein, o nein! nur nach Hauſe, nach Hauſe!“ — „Nicht eher,“ ſagte der Graf ernſt, indem er ſie im Vorzimmer feſt hielt, „nicht eher, bis Sie mir ſagen, warum Sie ſo plötzlich fort wollen — am Verlobungstage!“

Sie konnte nicht antworten, ein krampfhaftes Schluchzen nahm ihr den Athem; er legte beide Arme um ſie, weil ſie wankte, aber mit einer plötzlichen verzweiflungsvollen Anſtrengung riß ſie ſich los und ſtürzte auf die Thüre zu. Reinhard legte die Hand auf's Schloß. — „Cornelie, bei meiner Ehre! ich laſſe Sie ohne Erklärung nicht fort! was iſt Ihnen?“ — „O Gott!“ brachte das Mädchen endlich heraus, „er fragt noch, er fragt noch! nachdem er mich ſo fürchterlich getäuſcht!“ — „Getäuſcht! in was?“ — Und in die Knie ſinkend, die Hände vor die Augen gepreßt, während zwiſchen den Fingern die endlich fließenden Thränen durchtropften, rief ſie mit herzzerſchneidender Stimme: „Du liebſt mich nicht!“ — „Iſt es nur das!“ Und das herzlichſte Lachen erſcholl von dem Munde Reinhards. „Wenn es weiter nichts iſt, dann ſey ruhig! Warum würde ich dir nach ſechsjähriger Trennung noch meine Hand anbieten, wenn ich dich nicht liebte?“

Corneliens Thränen waren bei Reinhards Lachen plötzlich verſiegt. Sie erhob das Haupt und ſah ihn mit ihren großen Meduſenaugen drohend an. — Es gibt Blicke, die auch der keckſte Lügner, der verdorbenſte Mann nicht erträgt; das ſind Blicke, die aus dem Herzen an's Herz gehen; ſolche Blicke machen die Augen niederſchlagen. Reinhard ſchlug ſie nieder, und hätte er nicht die Fähigkeit zu erröthen längſt verloren gehabt, er wäre roth geworden, ſo aber wurde er nur ein klein wenig bleich.

„Reinhard, warum wollteſt du mich heirathen?“ — „Sie fragen mich aus, als wenn ich ein Unrecht zu begehen im Begriffe geweſen wäre!“ — „Das waren Sie! nicht nur ein Unrecht, nein, ein Verbrechen. Das will ich Ihnen ſparen!“ — Sie ſtand auf und öffnete die Thüre; er hinderte ſie nicht mehr; ſie ging die Treppe hinunter, der Wagen rollte mit ihr fort, wie ganz anders als da ſie gekommen!

Zu Hauſe legte ſie ſich zu Bett, ließ die Läden ſchließen, ſchützte Kopfweh vor und war für Niemand zu ſehen. Am andern Morgen aber, ganz in der Frühe, ſchrieb ſie an Reinhard: „Sie ſind frei. Mir iſt aber Ihr freudiges Lächeln nicht entgangen, als ich ſagte, ich wolle Ihnen ein Unrecht erſparen; der Korb von mir war Ihnen willkommen. Aber zum Dank verlange ich von Ihnen als von einem Edelmann, daß Sie mir offen ſagen, was Sie antrieb, mir Ihre Hand zu bieten. Bei Ihrer Ehre, die Wahrheit! Ich will Sie nie wiederſehen — ſo ſchwöre ich!

Cornelie.“

Sie erhielt gleich darauf ein Billet, worauf von Reinhards Hand die Worte: „meines Oheims Befehl“ ſtanden, ſonſt nichts. Cornelie hüllte ſich wieder in ihre Decken und wollte Niemand ſehen. — Den andern Morgen brachte man ihr die Karte des alten Grafen Wolf Auperg, worauf mit Bleiſtift die Worte ſtanden: „Bittet dringend um eine Unterredung mit Fräulein Pidoll in eigenen Angelegenheiten.“

Cornelie beſtimmte ihm eine Stunde, ſtand auf, kleidete ſich an, maſchinenmäßig, ohne ein Wort zu reden. — Der Graf kam; er betrachtete Cornelien mit Theilnahme. „Sie haben die Hand meines Neffen ausgeſchlagen?“ — „Das habe ich, und danke Gott, daß er mir die Kraft gab.“ — „Sie ſind eine ſeltene Frau, Cornelie; denn Sie lieben Reinhard. Ich wollte Sie glücklich machen, Sie haben es nicht gewollt!“ — „Und dennoch, Graf, könnten Sie mir auch jezt noch einen großen Gefallen thun. Gehen Sie zu meinem Oheim, dem Miniſter, und ſagen Sie ihm, daß — daß es nichts iſt. Er wird mir zürnen, denn ich habe ihn nie freundlicher geſehen, als da ich die Ausſicht hatte, Gräfin Auperg zu heißen und bald ſein Haus zu verlaſſen. Er hat Recht, ich paſſe nicht hinein; aber ich kann jezt keine Vorwürfe ertragen. Darum ſagen Sie es ihm und laſſen Sie ſich ſein Wort

Digitized by Google

geben, nie mit mir von der Sache zu reden; denn es iſt vergebens — eher ſterben!“

Graf Wolf ſah ſie lange an. „Es gäbe noch eine andere Auskunft. Sie könnten dem Miniſter zu Gefallen Gräfin Auverg werden und brauchten doch meinen Neffen nicht zu heirathen. Ich nehme Sie vor Gott als meine Tochter, vor den Menſchen als meine Frau an! Kommen Sie mit mir und leben Sie bei mir, verſchönern Sie die lezten Tage eines alten Mannes, der Sie unendlich liebgewonnen hat.“ — „Das will ich!“ ſagte Cornelie, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, und legte ihre heiße Hand in die kalte des Grafen.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Baden-Baden**, Juli.

(Schluß.)

### Die Saiſon.

In den lezten Tagen wurde die Sonne uns geneigter, je mehr wir uns ihrem und dem Glanzpunkte von Baden näherten, den Monaten Juli und Auguſt, für deren Herrlichkeit alles bereitet iſt. Die Zugvögel mögen herbeifliegen. Alles wartet auf ſie. Für ſie ſchmettern die Muſikchöre, die Lampen in den goldnen Sälen ſind angezündet, nur die elfenhaften Silberhörner fehlen, welche an den vorjährigen Sonntagen über all das Gewoge ganz eigenthümlichen Schmelz ergoſſen. Die Spielſalons ſind zum Theil neu, und nur zu einladend gemalt, die Schornſteine rauchen, die köſtlichſten Toiletten, aller Luxus von Paris liegt ausgebreitet — wohlverſtanden ohne die abſcheulichen Reif- und Steifröcke, die noch in einigen deutſchen Städten herrſchen — die tauſend allerliebſten Nichts für Eva's Töchter; hier ein ganzes Feenreich aus Glas, dort Armbänder, aufgethürmt zu kleinen Caſtellen, da eine Madonna von Raphael auf Porzellan, reich gefaßt, dort ein blitzendes Schild von Juwelen. Man kann hier alles neu und trefflich haben: Haare, Zähne, ſchlanke Taillen, feine Füße. Und die Spielwaaren! Was ſind dagegen alle Nürnberger Traditionen? Hoffmann müßte ſeinen Nußknacker noch einmal ſchreiben. Wer da ſeiner Puppe ein Trouſſeau wählen, oder gar ſelbſt dieſe Puppe ſeyn dürfte! Freuen ſich denn aber auch dieſe Kinder des Fortſchritts, wie wir uns einſt unſerer Spiele freuten? Schreiben wir nicht alle ein wenig wie Shakespeare unſere beſten Dramen für die ſchlechteſte Bühne? Alles wartet: Bälle, Theater, Zauberkünſtler, Alpenſänger, Gletſcher im Kleinen, köſtliches Eis, bereit im Kuſſe zu ſchmelzen. — Auch die Natur wartet mit ihrer ſteten Magie. Dieſe Tannenkronen, dieſe Felſenſtirnen blicken unverändert in's Thal, während ſich zu ihren Füßen alljährlich eine ganz andere Menſchenfluth bricht. Noch immer umklammern zärtliche Ranken die abendrothen Burgtrümmer da oben. Das ſind noch die blauſchwarzen Berggipfel, die Blumenauen von Lichtenthal; Roſen und Jasmin vom Stephaniendad, blühende Linden der Allee hauchen über den ganzen Weg ein Meer von Duft; überall Gruppen der Heuernte; Bild an Bild. Dazwiſchen ſprengt eine britiſche Amazone, oder vierſpännige Hofwagen machen den Gegenſatz zur Idylle noch augenſcheinlicher. Den Garten von Ludwigsbad beleben Gäſte der Lichtenthaler Nymphe, zu denen ſeit geſtern auch Juſtinus Kerner gehört. — Am 1. Mai dieſes Jahres beging das Kloſter ſeine ſechshundertjährige Jubelfeier. Von nah und fern ſtrömte das Volk herbei. Den Großherzog, der mit ſeinem Thronerben, einem der Markgrafen und mehreren Miniſtern dem Feſte beiwohnte, empfingen an der Pforte der Erzbiſchof von Freiburg und die Aebtiſſin; die Nonnen reihten ſich in grünen Laubniſchen zu beiden Seiten der Treppe. Das Pluviale, welches der Erzbiſchof nach beendigtem Hochamte anlegte, ſtiftete dieſem Tage zu Ehren die Großherzogin Stephanie. Das prächtige Kirchengewand iſt aus ihrem Brautkleide gefertigt, das ſie nur einmal am Altare trug und nun an deſſen Stufen niederlegte; ſie hatte es einſt zu ihrem Sterbekleid beſtimmt. Im Sprachſaale ließ der Landesfürſt der Aebtiſſin als Denkmal für das Kloſter ein ſchönes Gemälde der Künſtlerin M. Ellenrieder überreichen, ein Bruſtbild: der Engel, welcher die Thränen der Leidenden zum Himmel trägt. Der Großherzog führte die Aebtiſſin zur Tafel. Während ſich die Geſellſchaft im Kloſtergarten erging, führte die Bürgergarde von Beuren (das Dorf beim Kloſter) auf dem Cäcilienberg ein kleines Manöver auf, das für die Nonnen wenigſtens den Reiz der Neuheit haben mochte. Im Bureau der hieſigen Badzeitung iſt bereits die zweite Auflage einer Feſtſchrift erſchienen: „Die Geſchichte des Kloſters nebſt Schilderung der Jubelfeiern 1845 und 1745,“ worauf ich verweiſe. Bis zum Herbſte ſoll ein Album veröffentlicht werden, das ſeine Entſtehung gemüthlichen Zuſammenkünften verdankt, welche ſeit vorigem Jahre zur geſelligen Vermittlung zwiſchen beiden Rheinufern jeden Monat in Achern ſtatt finden. Es herrſcht mehr geiſtige Bewegung im Elſaß, ein beſſerer Geiſt, als man ſich vorſtellt. „Ich meine, da iſt noch das alte Deutſchland!“ ſagte mir jüngſt mit ſchlagender Wärme ein ſilberhaariger Straßburger. — Ein Gerücht kündigt den Verfaſſer des „ewigen Juden“ an. Als Eugène Sue noch nicht berühmt war, ſchrieb er einige Sachen, in denen mehr Poeſie iſt als in den ſpäteren, und die Niemand mehr kennt: z. B. „le salamandre,“ und „eine kleine Sammlung von Geſchichten“ (La coucaratka.) Auch einen Beſuch von Balzac verſpricht man ſich, der gegenwärtig unter den „frais ombrages de Cannstadt“ weilt, wo die Einen an dem jovialen Lebemann Aehnlichkeiten mit dem Doktor von Weinsberg, die Andern mit Mirabeau's Maske finden wollen. Franzöſiſche Blätter tragen ſich bereits mit einer Anekdote aus dieſem Aufenthalte in Württemberg: von einem mit Goldſtücken ſtatt der Knöpfe beſäeten Frack des Autors, welche Knöpfe am deutſchen Ofen einer Großherzogin im Juni geſchmolzen über das Parket rollten. Dieſer Schriftſteller, dem man ein hervorragendes Talent nicht abſprechen kann, ſcheint jezt, wo das undankbare Paris und die noch undankbareren Revuen ihn vergeſſen haben, Triumphe bei den Hyperboräern ſuchen zu wollen; ich zweifle aber, ob er viel bei uns und von uns erfährt, denn dergleichen Perſonen kommen nicht nach Deutſchland, ſondern bringen Frankreich mit, zum Theil auch durch die Schuld unſerer bereitwilligen Landsleute, weßhalb für Aus- und Inländer bei der Geſchichte nicht viel heraus zu kommen pflegt. Und ſo glaube ich denn auch nicht, daß bei den Schwaben „la canne de Monsieur de Balzac,“ von welcher einſt Mad. Emilie de Girardin anmuthig zu erzählen wußte, die Wunderkraft bethätigen wird.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 26.

Sonnabend, 12. Juli 1845.

[178] Neu erſcheint bei F. A. Brockhaus in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

## Das Land Tyrol
und
## der Tyrolerkrieg von 1809.

Auch unter dem Titel:

### Geſchichte Andreas Hofers,
### Sandwirths aus Paſſeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809.

Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militäriſchen Operationsplanen, ſowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofers, Speckbachers ꝛc. ꝛc.

**Zweite, durchaus umgearbeitete und ſehr vermehrte Auflage.**

Zwei Theile.
Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

---

[181] So eben iſt bei uns erſchienen:

## Hans von Held.

Ein preußiſches Charakterbild.

Von

**K. A. Varnhagen von Enſe.**

**Mit Porträt.**

8. broch. Preis 1½ Rthlr.

Leipzig, 1. Juni 1845.

**Weidmann'ſche Buchhandlung.**

---

## Savonarola.

Ein Gedicht

von

**Nicolaus Lenau.**

Zweite durchgeſehene Auflage.

**Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.**

Gründliche hiſtoriſche Studien haben in unſrer Zeit ein neues Licht auf den florentiniſchen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darſtellung die Fackel der Geſchichte, und ſie wirft in ſeiner Hand den verklärenden Schimmer der Poeſie über einen der edelſten Kämpfer für eine Sache, deren — zu ſpät, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden iſt. Dabei hat der Verfaſſer allen Verſuchungen widerſtanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenſtand ſeiner Dichtung gewählt hat, mit ſpätern Erſcheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künſtleriſcher Beſonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola ſtarb, zur poetiſchen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem hiſtoriſchen Boden, in welchem ſeine Thätigkeit und ſeine Geiſteseigenthümlichkeit wurzelte, losgeriſſen, um ihn in ein ideales Vacuum zu ſtellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geiſt jener Zeit mit all ſeinen Zügen, ſeinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenſo der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetiſche Wirkung rein erhalten und verſtärkt. Savonarola erſcheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenſtand ſelbſt liegende Poeſie iſt, wie man es von dem Verfaſſer erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eiferſüchtigen Selbſtſtändigkeit der Muſe unverträglichen Zwecken dienſtbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieſer Dichtung, in welcher ächte Poeſie aus einer friſchen und tiefen Begeiſterung für die Herrlichkeit des chriſtlichen Glaubens Hand in Hand geht, ſich wie die erſte recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

[187] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Zukunft
von
## Deutſchlands Wollerzeugung
und
## Wollhandel.

Ein Buch für Landwirthe, Kameraliſten und Kaufleute

von

**J. G. Elsner.**

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Einleitung. I. Die Vergangenheit. — Die deutſche Wollerzeugung in der alten Zeit. — Dieſelbe in der jüngern Zeit. — Der deutſche Wollhandel in der alten Zeit. — Derſelbe in der jüngern Zeit. — II. Die Gegenwart und Zukunft. — Der gegenwärtige Standpunkt unſrer Wollerzeugung als Baſis für die Zukunft. Standpunkt nach Quantität und Qualität. — Geſtalt und Gang des gegenwärtigen Wollhandels und die darin liegende Andeutung für die Zukunft. — Parallele zwiſchen Erzeugung und Verbrauch von Wolle. — Die europäiſchen und auswärtigen Länder gegen einander geſtellt. — Nothwendige Harmonie zwiſchen den Wollerzeugern, Wollhändlern und Fabrikanten, wenn ihr Gew.rbe beiderſeits in Zukunft in Deutſchland blühen ſoll. — Höhe und Mannigfaltigkeit der Qualität, zu welcher die deutſche Wolle bereits geſtiegen iſt und noch ferner gebracht werden kann, was auf die Sicherung ihrer Zukunft von weſentlichem Einfluſſe ſeyn muß. — Vergleich zwiſchen den Fortſchritten unſrer Merinozucht und der des Auslandes und daraus gezogene Folgerungen und Schlüſſe. — Wird das Verhältniß der Wollerzeugung

Digitized by Google

nach Quantität und Qualität in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands in Zukunft daſſelbe bleiben, welches es gegenwärtig iſt? — Wie kann und wird ſich der Wahrſcheinlichkeit nach das Verhältniß zwiſchen Erzeugung und Verbrauch von Wolle in der Zukunft ſtellen, welche Rolle wird Deutſchland dabei ſpielen, und wie wird es den Anſtrengungen der Engländer begegnen, die ſich von dem ſeitherigen Tribute zu befreien ſtreben? — Kann und wird Deutſchland jemals mit ſeinen ſich aufſchwingenden Wollen-Manufakturen, beſonders wenn ſein Handel an Ausdehnung gewinnt, ſo weit kommen, daß es nicht allein ſeine erzeugte Wolle verarbeiten, ſondern noch fremde bedürfen wird? und welchen Einfluß muß dieß auf die Erzeugung haben? — Beſondere Urſachen, welche die Zukunft der Wollerzeugung und des Wollhandels in Deutſchland günſtig oder ungünſtig geſtalten können. — Von den Wollpreiſen, und zwar von den natürlichen und den künſtlichen; ſo wie von ihren Schwankungen. Können und ſollen Aſſociationen, z. B. Aktien-Geſellſchaften u. dgl. und Staatsregierungen hierauf einwirken? — Die Wollmärkte, wie ſie ſind, wie ſie ſeyn ſollten, und wie ſie wahrſcheinlich in Zukunft ſeyn werden. — Einige allgemeine Betrachtungen und Muthmaßungen.

Ein Mann, deſſen Gründlichkeit und Klarheit in dem, was er über ſein Lieblingsfach ſchreibt, bekannt iſt, behandelt hier einen Gegenſtand der National-Induſtrie, welcher unſerm Vaterlande bisher goldene Früchte getragen. Er widerlegt ſiegend die Beſorgniß, die man wegen ſeines Verluſtes hegen könnte, und gibt zugleich eine vollſtändige Anweiſung, wie Deutſchland mit dem glücklichſten Erfolge jeder verſuchten Konkurrenz von außen begegnen muß. Wir halten jedes Wort, was wir weiter zur Empfehlung des Buches beifügen könnten, für überflüſſig, weil es ſonſt ſcheinen möchte, als bedürfe es derſelben und werde ſich nicht ſelbſt empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Amrilkais,

der Dichter und König.

## Sein Leben dargeſtellt in ſeinen Liedern.

Aus dem Arabiſchen übertragen

von

## Friedrich Rückert.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Amrilkais Ben Hodſchr. — I. **Seine Jugend.** Die Liebesabenteuer. Die Sorgennacht. Die Lebensmühen. Der Jagdritt. Die Regenſchau. **Aus dem Diwan des Amrilkais.** Erinnerung an Selma. Besbaſa. Der gefährliche Beſuch. Ommo Dſchondob. Umeima. Eine Ungenannte. Die Trennung in Jemama. Suleima. Esma. Mawija. Selma's Reiz. Hind's Freier. Die geliebte Hirr. An die Tochter des Ameri. Trotzgedicht gegen Sabi Ben Auf. Gegen die Drohungen und Anſprüche ſeines Vetters Abul Aßwad. Der gute Kamerad. Der Belehrte. Schamus. Die Zeltgenoſſenſchaft. Die vier vorbehaltenen Stücke. Die Geſendete. Der Regen. Der Wettgeſang. II. **Sein Leben in ſeinen Liedern.** Als ihn die plötzliche Nachricht von der Ermordung ſeines Vaters traf. An ſeine Tochter Hind. Ueber ſeine fehlgeſchlagene Unternehmung gegen Ben Eſſid. Siegeslied. Loblied auf Oweir. Der Treuloſe und der Treue. Abermals zu Ehren Oweir's und der Beni Auf. Als er in ſeiner Bedrängniß ſich an die Beni Schemedſcha Ben Dſcherm wendete (oder wenden ſollte). Zu Ehren des Tarif Ben Malek. In Ungeduld und Unmuth über ſeine geraubten Kamele. Muthiger Ritt. Ein Sinnſpruch. Als er bei Abu Hanbal von den Beni Thoal einkehrte. Während er am Berg Adſcha in Tai, bei den Beni Thoal, den berühmten Bogenſchützen, ſich ſicher fand. Der Bogenſchütze von Thoal. Zu Ehren zweier Jäger von Tai. Betrachtung. Erinnerung an die erſte Niederlage ſeines Geſchlechts. Er gedenkt ſeiner Schweſter. Hinfälligkeit. Der Kranke. Des Dichters Lebensweisheit. Er verſenkt ſich in Erinnerungen. Auf der Reiſe durch Syrien nach Konſtantinopel. Krank, auf der Rückreiſe vom Kaiſer. Sein letztes Gedicht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Der praktiſche Bäcker,

oder

vollſtändige und faßliche Anweiſung,

ſchmackhaftes und nahrhaftes Brod

aus

## jeder Fruchtgattung und mit jedem üblichen Gährungsmittel

zu erzeugen.

Ein Hülfsbuch

für

## Bäcker und Haushaltungen.

Nebſt einem Aufſatze über Gemeindebäckereien und einigen geſchichtlichen Bemerkungen.

Von

## S. Th. Frank,

gewesenem Bäckermeiſter in Wien.

Erfahrung iſt nicht vieler Jahre, ſondern
vieler Beobachtungen Frucht.

Mit einer Lithographie und einer Scala der öſterreichiſchen Brodtaxe.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Hauptabſchnitte des Inhalts:

Einleitung. I. Von den Stoffen aus welchen das Brod erzeugt wird. II. Von der Gährung und Bildung des Brodteiges. III. Vom Backen des Brodes. IV. Von dem Baue der Backöfen, von der Bäckerwerkſtätte und den Bäckerwerkzeugen. Anhang: Ueber Gemeindebäckereien, als ein Mittel, wodurch der Erzeugung eines ſchlechten und ungeſunden Brodes auf dem Lande vorgebeugt werden könnte.

Der Verfaſſer, ein eben ſo verſtändiger als thätiger Techniker, hat in dieſem Werke erprobte Thatſachen, Regeln und Anleitungen gegeben, die nicht bloß dem Mann vom Fache ſehr willkommen und belehrend, ſondern auch bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes dem Laien überaus ſchätzbar ſeyn werden.

Es iſt keine Kunſt, aus den beſten Materialien und bei den vollkommenſten Arbeits-Vorrichtungen, ein geſundes und ſchmackhaftes Brod herzuſtellen; es erfordert aber gründliche Kenntniſſe und Umſicht, bei ſchlechten oder minder guten Materialien und bei unvollkommenen Back-Einrichtungen, das erſte und wichtigſte aller Nahrungsmittel wohlſchmeckend, geſund und kräftig zu bereiten.

In dieſer, für den Bäcker wie für das gemeine Beſte, gleich redlichen Abſicht, hat der Verfaſſer noch am Abende ſeines Lebens ſeine durchdachten Beobachtungen und Erfahrungen der Veröffentlichung übergeben, und damit ſich ein weſentliches Verdienſt erworben, weßhalb wir ſein Werk allgemein empfehlen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

[189] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Morgenland und Abendland.

## Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Paläſtina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien Portugal und Südfrankreich.

Vom

**Verfaſſer der Cartons.**

Zweite Auflage.

2 Bände gr. 8. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

**Inhalt des erſten Bandes:**

Türkei, Griechenland, Aegypten. 1. Reiſeluſt. 2. Die Donaureiſe. 3. Konſtantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwiſche. 6. Türkiſche Badeſcene. 7. Die Reform. 8. Die Caſernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Seraskier. 11. Europäiſche Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne des Piräus. 16. Athen. 17. Der König und ſein Haus. 18. Das Reiſen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Meſſene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechiſche Zuſtände. 29. Die Phäakeninſel. 30. Alexandrien. 31. Mehemed Ali. 32. Aegyptiſche Beſteuerung und Juſtiz. 33. Einrichtung zur Nilreiſe. 34. Die Nilbarke. 35. Reiſe nach Cairo. 36. Die Kalifenſtadt. 37. Ibrahim Paſcha. 38. Aegyptiſche Lehranſtalten. 39. Die Pyramiden. 40. Nilfahrt nach Theben. 41. Theben. 42. Hermonthis und Ombos. 43. Philä und die Katarakten. 44. Das Beduinenlager. 45. Die Felſengräber. 46. Rückreiſe auf dem Nil. 47. Tentyra. 48. Das Sklavenſchiff. 49. Der Paſcha und die Alterthümer. 50. Die ſchöne Oaſe. 51. Ritt durch die Wüſte.

**Inhalt des zweiten Bandes:**

Paläſtina, Syrien, Spanien, Portugal, Südfrankreich. 1. Jeruſalem. 2. Bethlehem. 3. Das todte Meer. 4. Paläſtina. 5. Nazareth. 6. Gang über den Jordan. 7. Damaskus. 8. Chriſtenmord in Damaskus. 9. Der Antilibanon. 10. Balbek. 11. Der große Libanon. 12. Beyrut. 13. Cypern und Rhodus. 14. Das geſtrandete Schiff. 15. Die Dampfſchiffe im Mittelmeer. 16. Malta. 17. Die franzöſiſche Berberei und die Spitze von Europa. 18. Malaga. 19. Die andaluſiſche Landkutſche. 20. Granada. 21. Die Alhambra. 22. Reiſe nach Aranjuez. 23. Aranjuez. 24. Madrid. 25. Das Stiergefecht. 26. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 27. El Escorial. 28. Drei Tage unter Räubern. 29. Das Land der Mauren. 30. Sevilla. 31. Die Cigarren-Fabrik. 32. Cadix. 33. Liſſabon. 34. Cintra. 35. Der Phénicien. 36. Die Provence. 37. Die Rhone.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Vierteljahrs-Schrift 1845. 3tes Heft.

[188] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## das 3te Heft der deutſchen

# Vierteljahrs-Schrift

## für 1845.

**Juli—September.**

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Die deutſch-katholiſche Kirche. — Ueber Cretinismus und das Hoſpiz auf dem Abendberg. — Das literariſche Eigenthum und ſeine Fortbildung in Deutſchland durch Geſetzgebung und Praxis nachgewieſen an dem Schelling-Paulus'ſchen Rechtsſtreite. — Die Selbſtverwaltung der Gemeinden und Diſtrikte. — Die Encyclopädien, ein literar-hiſtoriſcher Rückblick. — Die Reform der deutſchen Rechtswiſſenſchaft und der Beruf der Geſetzgebung. — Die militäriſche Benutzung der Eiſenbahnen. — Die däniſchen Ständeverhandlungen über die Staatseinheit. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Gedichte

von

## Franz Dingelſtedt.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Eine dichteriſche Perſönlichkeit der neueſten Zeit, durch Schickſal und Talent gleich hervorragend und innerlich wie äußerlich reichbewegt, erſcheint vor dem deutſchen Publikum zum erſten Mal in einer vollſtändigen, kritiſch geordneten und künſtleriſch geſtalteten lyriſchen Sammlung, welche ſich in drei Abtheilungen (Heimath — Wanderſchaft — Rückkehr) naturgemäß gliedert. Es ſind darin weder bloße individuelle Eindrücke noch bloße politiſche Gelegenheitsgedichte loſe an einander gereiht; vielmehr zeigt ein poetiſches Geſammtbild den ganzen Frühling eines deutſchen Dichterlebens in ſeinem Fortſchritt und Kampf, mit allen Verirrungen und Widerſprüchen in warmen, treuen und offenen Zügen. Neben der Idylle vom Weſerufer ſteht das Nachtſtück aus Paris und London, mit heißen und grellen Farben gemalt; gleich nach dem Liebesliede klingt das Kriegsgeſchrei der Zeit empor; Ironie und Elegie wechſeln, auf und ab fluthend, wie das ſtürmiſche Meer der eigenen Stimmung oder der fremden Umgebung. Nur aus der erſten Abtheilung wurden einzelne Blätter fliegend bekannt, und wir brauchen nur an das beredte Fürwort vor Jordans Kerker, an die begeiſterte Feier Uhlands und der Brüder Grimm, an die zürnende Todtenklage für Chamiſſo oder Schomburg zu mahnen, um aufs Neue für ſie zu intereſſiren; „Wanderſchaft" und „Heimkehr" erſcheinen dagegen hier zum erſten Male. Durch die ganze Sammlung geht, charakteriſtiſch für deren reichen und mannigfachen Inhalt, eine düſtere, zur Verneinung neigende, mit ſich ſelbſt unzufriedene Weltanſchauung, während die Form überall eine ſeltene Leichtigkeit und Glätte mit ſtrenger Correktheit vereinigt.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

— J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Andenken

an

## Bartholomäus Fiſchenich.

### Meiſt aus Briefen Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.

Von

**Dr. J. H. Hennes.**

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Dieſe dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreiſe geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum erſten Mal gedruckten Briefe Schillers und ſeiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben ſich beziehende Mittheilungen der vertraulichſten Art machen, eine der anziehendſten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerſte ſeiner häuslichen Verhältniſſe ein Blick vergönnt wird, und wir hier ſehen, wie ſehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unſerem Herzen näher. Vor Allem, was dieſe Schrift enthält, ſind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers intereſſant und bedeutend. Neben der hohen Geſtalt des Dichters ſehen wir ein anderes, nicht minder edles und ſchönes Bild vor uns ſtehen, das Bild ſeiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer ſeelenvollen Innigkeit, als ihm geiſtig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß ſie, ohne ſelbſt je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unſerer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unſere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweiſen, gleichſam inhaltleer ſind, uns kalt laſſen und nur der ſchönen Form wegen Gegenſtand der Bewunderung ſind: ſo werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die ſchöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutſchen Literatur eintreten und als eine ihrer ſchönſten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März 1842 äußert ſich über dieſe Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fiſchenich erhalten wir hier manche authentiſche Nachricht, ſondern auch über Schiller, in ſehr intereſſanten, von ihm und ſeiner Gattin an Fiſchenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller beſſer aufſchließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein beſtimmte Mittheilungen. Schiller und Fiſchenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menſchlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Memminger's

## Beſchreibung von Württemberg.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### J. D. G. v. Memmingers

# Beſchreibung von Württemberg.

**Dritte, gänzlich umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage.**

Herausgegeben von dem

K. ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureau.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr. und mit einer Karte des Landes 5 fl. oder 3 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt:

Geſchichte: Vorwürttembergiſche Zeit. Die Grafſchaft Württemberg. Das Herzogthum. Das Königreich. — Landeskunde: Geographiſche Verhältniſſe. Natürliche Beſchaffenheit. Gebirge und Thäler. Gewäſſer und Seen. Geognoſtiſche Verhältniſſe. Boden. Klima. Fruchtbarkeit. — Natürliche Erzeugniſſe: Mineralreich, Pflanzenreich. Thierreich. — Volkskunde: Einwohner. Wohnplätze. Nahrungsſtand. Landbau. Kunſt und Gewerbfleiß. Handel. Münze, Maaß und Gewicht. Volksvermögen. Volks-Einkommen. — Staatskunde: Verfaſſung. Standesverhältniſſe. Verzeichniß der Standesherren, der Ritterſchaft. Bürgerſtand. Staatsdienſtverhältniſſe. Regierung. Der König. Hofſtaat. Orden. Geheime-Kanzlei. Geheimerrath. Staatsverwaltung. Auswärtige Verhältniſſe, innere. Kirchen- und Schulweſen. Gemeindeverwaltung. Oberamtsverwaltung. Kreisverwaltung. Centralverwaltung. Allgemeine Anſtalten. Wohlthätigkeitsverein. Sparkaſſe. Evangeliſches adeliges Fräuleinſtift. Waiſenhäuſer. Evangeliſche Kirche. Katholiſche Kirche. Israelitiſche Kirche. Volksunterricht. Anſtalten für höhere und gelehrte Bildung. Kriegsweſen. Finanzverwaltung. Ausgaben. Einnahmen. Hauptfinanz-Etat. — Ortsbeſchreibung: Neckarkreis. Schwarzwaldkreis. Donaukreis. Jagſtkreis. Höhenverzeichniß. Gefälle der Flüſſe Württembergs. Waſſermenge derſelben. Tabellen über Einwohner, Orte und Gebäude, über Grundeigenthum und Viehſtand.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 167.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 14. Juli 1845.

Here's four that must take hands,
To join in Hymen's bands,
If truth holds true contents.
Shakespeare.

## Ein alter Name.

(Fortſetzung.)

### VII.

In dem früher von uns beſchriebenen Hauſe des Grafen Wolf von Auperg war Alles in voller Thätigkeit. Zimmer, Corridore und Treppen wurden mit Blumen geſchmückt. Der feſtliche Tag ſtand bevor, an dem zwei Bräute auf einmal einzogen in das alte Haus, Cornelie und Stephanie, an Einem Tag getraut mit Oheim und Neffen. — Der eine Flügel des Hauſes, der die ſchönſten Gemächer enthielt, ſollte ſeit dreißig Jahren zum erſtenmale wieder bewohnt werden; es waren die Zimmer Bertha's, der erſten Gemahlin des Grafen, geweſen. Cornelien hätte der Graf in dieſen Zimmern nicht ſehen können, aber für die liebliche Stephanie hatte er ſie einrichten laſſen, denn Alexander ſollte mit ihr für's Erſte bei ihm wohnen, bis auf einem andern Gute eine paſſende Wohnung für ſie eingerichtet war. Für die junge, zärtlich geliebte Frau konnte dieſe Wohnung nicht von übler Vorbedeutung ſeyn. Für Cornelien hatte er die Zimmer einrichten laſſen, welche die ſchönſte, freiſte Ausſicht gewährten, aber viel einfacher als die Stephanies. „Dieſe iſt noch ein Kind," ſagte der Graf zu Cornelien, „ein Kind, das an Glanz und Schmuck ſeine Freude hat." — War aber Corneliens Wohnung auch nicht glänzend eingerichtet, ſo war ſie doch ungemein behaglich, und ein vortrefflicher Flügel, eine gewählte Bücherſammlung, gute Gemälde und vor Allem herrliche Blumen zeigten, daß ein feiner liebevoller Sinn hier einem geliebten Gegenſtande einen Aufenthalt bereitet. — Reinhard war nach London gereist, um dort durch die Hand einer reichen Erbin ſich die Stellung zu erringen, die er von Kindheit auf als ſein Anrecht betrachtet hatte. — Die Trauung ſollte in der Dorfkirche ſtattfinden, die zu der Auperg'ſchen Beſitzung gehörte. Sie war von der Dorfjugend auf's ſchönſte mit Guirlanden und Kränzen geſchmückt.

Wenn Ruhe Glück iſt, ſo war Cornelie offenbar die glücklichere der beiden Bräute. In den lezten Wochen hatte ihre Leidenſchaft für Reinhard den Charakter einer überſtandenen, aber unverdienten Prüfung angenommen. Sie fühlte, daß ſie nach ihm nie mehr einen Mann würde lieben können; aber Freundſchaft, Verehrung konnten ja ihr Herz ausfüllen und es beglücken. Eine ganz und gar hoffnungsloſe Liebe, eine wo jede Ausſicht auf Erwiederung für immer dahin iſt, hat ihren ſcharfſten Stachel verloren; ſie wird, wie jeder hoffnungsloſe Schmerz, zur ſtillen Wehmuth, die in vielen Gemüthern kein Unglück mehr iſt, und Cornelie

Digitized by Google

war ein ſolches Gemüth. Tiefe, ſtark fühlende Menſchen ſind ja ohnedem genügſamer als oberflächliche, herzloſe. — Die Ueberzeugung, daß ſie dem alten Grafen, deſſen ehrenwerther Charakter ihr das Muſterbild eines Mannes war, durch kindliche Liebe und Sorge ſein klares Alter verſchönern könne, erhob und erfreute ſie unendlich. Dabei die Ausſicht, Herrin ihrer ſelbſt und ihrer Zeit zu ſeyn, mit reichen Mitteln zum Wohlthun verſehen — ihr ſchien ihr Zuſtand oft beneidenswerther als Stephanies, die in der leidenſchaftlichſten Unruhe ſich abquälte. Hundert Sorgen peinigten ihr armes kleines kindliches Herz, für das es das Bitterſte war, daß Alexander für alle dieſe Sorgen und Leiden keinen Sinn hatte.

Ein Hauptunglück war, daß die Mama ein Spitzenkleid mit Schleier von Brüſſel verſchrieben hatte, von dem ſehr zu befürchten ſtand, daß es nicht mehr zur rechten Zeit ankommen werde. — „So läßſt du dich in einem andern weißen Kleide trauen," ſagte der Bräutigam. — „Alexander!" rief die ſiebzehnjährige Braut traurig, „das verſtehſt du nicht; es wäre mir unbeſchreiblich ſchmerzlich, an meinem Ehrentage in einem alten Kleide gehen zu müſſen; dieſer Tag kommt ja nie wieder." — „So laß dir ein anderes neues machen für den Nothfall." — „Hier bekomme ich nichts Schönes, und dann — der neue Mantel, der mir beim Weggehen aus der Kirche umgehängt werden ſoll, du wirſt ſehen, auch er kommt nicht von Paris!" — So ging es mit der ganzen Ausſtattung.

Eine große Klage Stephanies war auch Alexanders Mangel an Eleganz. Sie bat ihn, ſich friſiren zu laſſen, ſeine Kleider einem beſſern Schneider anzuvertrauen, ſeine Stiefel von Wien oder Paris kommen zu laſſen; aber alles vergeblich. Er lachte ſie aus; nur Eines opferte er ihr, eine ſteife abſcheuliche Militärcravatte, die er aus Bequemlichkeit auch bei Civilkleidern trug. Sie gelobte ihm, jeden Tag die Atlasbinde ſelbſt knüpfen zu wollen, ſobald ſie ſeine Frau ſey.

Stephanie war aber deßhalb keineswegs ein äußerliches, leichtſinniges, eitles Geſchöpf. Sie war nur wie die meiſten jungen Mädchen, die in einer Penſion erzogen ſind. Ihrem Manne war es vorbehalten, die innerlichen Schätze ihres Weſens, ihre Sympathie für Beſſeres und Edleres als die Außenſeiten des menſchlichen Lebens an's Licht zu locken. Wohl ihr und ihm, daß er es fähig war. Uebrigens liebte ſie ihn aus voller Seele, und gerade daß ſie, das geſchmeichelte, hübſche, verzogene Mädchen, den unſcheinbaren Alexander liebte, bewies, daß ſie ohne ihr Wiſſen eine edlere und beſſere Natur beſaß, als man ihr anerzogen. Wäre Alexander von ihr getrennt worden, ſie hätte bewieſen, daß ihr andere Dinge am Herzen lagen, als das Brüſſeler Spitzenkleid. — Hätte ſie übrigens einen Salonmenſchen, wie Reinhard, geheirathet, ſo würde auch ſie untergegangen ſeyn im Schlendrian des geſellſchaftlichen Lebens, wie ſo manche begabte Frauennatur.

(Schluß folgt.)

---

## Des Erzherzogs Johann lezte Reiſe in Tirol im Mai 1845.

(Fortſetzung.)

Um dieſes Verſtändniſſes willen freute ſich ganz Tirol, als der Kaiſer bei der Huldigung im Jahre 1838 wiederum den Prinzen Johann an ſeiner Seite hatte. Wir haben uns beim lieben Gott Patrone und Fürbitter beſtellt, warum ſollten die Völker nicht ihre Patrone haben bei den Gewaltigen der Erde? — Gebt dem Prinzen Johann immerhin die Fahne mit dem rothen Adler in die Hand und ſtellt ihn neben des Kaiſers Thron; es iſt das Volk gewohnt an ſolche Mittlerſchaft. Seit nun der hohe Herr wieder eingeführt worden war in ſeine Lieblingskammern in den Alpen, hat er auch nichts unterlaſſen, was ihnen zur Zierde und zum Nutzen gereichen konnte; man hat neulich geleſen von ſeinem Wirken in der Steiermark; Tirol iſt nicht undankbarer, wenn es auch ſeine Wohlthaten noch nicht erzählt hat.

Von allem aber, was er für Tirol gethan und thun wollte, traf nichts ſo ſehr in das Centrum aller ihm zugewandten Gemüther, als ſeine ausgeſprochene Abſicht, den einzigen lieben Sohn aufzuziehen in der gleichen Geſinnung, und ihn darum heimiſch zu machen im Tirolerland. Der Kaiſer, ſeines Oheims Wünſche kennend und ehrend, gab dem Knaben ein ritterliches Lehen, die Burg Sankt Valentin auf der Eppaner Hochebene; man ſchrieb ihn ein zu den „Landmännern von Tirol" und bald darauf ſchenkte ihm der Landesherr den Namen eines „Grafen von Meran." — Denſelben hatte ſein Vater ſich beigelegt, als er am Rhein — in Köln und Düſſeldorf 1842 — erſchienen war und jenen Trinkſpruch ausbrachte, der den Hoffenden im deutſchen Vaterlande die Gewißheit gab, daß auch Fürſten ſchöne Träume haben und Einer vielleicht einmal den Muth, ſie zur Wahrheit zu machen. Im Gebirge wohnt der Wiederhall und jene Worte hatte er nicht überhört.

Mit dem neuen Namen wollte der Prinz den Sohn auch ungeſäumt einführen in das Land, zu deſſen Edlen er fürder ſich zählte. Noch ehe aber die Gäſte erſchienen, erfuhr man, es habe der Erzherzog dem jungen Grafen

Digitized by Google

Land und Leute erworben bei jener Stadt, nach der er genannt worden, die ſtolze Burg von Schönna, die Thorhüterin von Paſſeier und Etſchland. Das mehrte ſichtlich die Freude, und beſonders zu Meran harrten die Getreuen ungeduldig des neuen Landsmannes. In der Wahl des Namens ward die Bedeutung nicht verkannt. Meran heißt des Landes älteſte Hauptſtadt, noch jezt ſpricht ihr Vertreter am Landtag zuerſt unter den Bürgern; Herzoge von Meran hießen die andechſiſchen Landesherrn, und weiß auch die geſchichtliche Kritik, daß der Name nicht entlehnt iſt von der damals nicht vorhandenen Stadt, ſo knüpft der gleiche Klang die Meinung des Volkes an die heimiſche Stelle, und die Berchtunge der Heldenſage werden uns näher gerückt.

Mit Anfang Mais zog nun endlich der Prinz ein in den tiroliſchen Marken, die Seinen an der Hand, zu ihnen ſprechend: „Da ſeht das Land, das ich liebe.“ Zu Brunnecken im Puſterthale ſchlug ihm ein friſches Lied in's Ohr, einer einſamen Nachtigall ſehnſüchtiger Gruß. Weiterziehend die Brennerſtraße bis zum Iſel, mochte er zum Sohne ſagen: „Sieh', jede Handbreit Bodens iſt heilig.“ In Innsbruck bot man ihm entſprechende Feſte, des Muſeums neue Säle öffneten ſich unter ſeiner Hand, die Mineralogen erbaten ſich ſeinen Vorſitz, ein Freiſchießen gab ihm Zeugniß, daß die alte Tirolerluſt für Büchſe und Scheibe noch florire, der Landwirthſchaftsverein beging in ſeiner Gegenwart ein volksthümliches Feſt auf den Feldern von Wilten. Das ſchönſte Vieh der nächſten Thäler ward vorgeführt, bekränzt wie bei der Alpenheimfahrt, und im nahen Gallwieſenhof bewirtheten geputzte Sennerinnen die Gäſte mit ächter Berglerkoſt. In der Mitte der Landleute erſchien der erlauchte Herr ſo recht an Ort und Stelle. Nicht oft wird dieſer Stand von einem Fürſten mit ſo kundigem Blicke erfaßt worden ſeyn nach allen den Strömungen hin, wodurch er Leben gebend eingreift in die große Geſellſchaft. Wie Johann im Bauer den beſten Wehrmann im Kriege für's eigene Land erkannt hatte, ſo ſtrebte er längſt ihn nun auch zu belehren und anzueifern bei der Bebauung deſſelben.

Daher überall die gleiche ungeheuchelte Freude über ſeine Ankunft, als die fortgeſetzte Reiſe die Gäſte hinaufführte zum obern Inn und über den Arlberg an den Bodenſee nach Bregenz. Auch im Vorarlberg rüſtete man Feſte und Ehrengrüße aus freiem Antriebe; denn es liegt nicht in der Art dieſes denkenden Völkleins, viel um ceremoniöſe Pflichtſchuldigkeiten beſorgt zu ſeyn, und ungewohnt an herrlichen Hofhalt und ſeine Sitten, haben dieſe alemanniſchen Bergſaſſen keinen Begriff von verordnetem Volksjubel. Ueber die Finſtermünze, das Vintſchgau herab naheten endlich die Reiſenden dem Kernlande, ihrem eigentlichen Wanderziel, der Meranerſtadt und dem Etſchthale. Mit den Menſchen verbündet half hier die Natur mit feſtlichem Schmucke nach; blinkende Lenzespracht leuchtete von Berg zu Berg und die jungen Reben wanden ſich als Ehrenpforten über die Wege.

Beim Einzuge in Meran warteten des Erzherzogs und der Seinen im Waffenſchmucke tiroliſche Kaiſerjäger und zwei Schaaren der ſchönen Landesſchützen, der braun und rothen Buben mit den luſtigen grünen Hüten. Ihre Spielleute ſpielten das Kaiſerlied, jene unwiderſtehliche Weiſe, und den Tiroler Schützenmarſch mit Trommel und Schwögel. Seiner Gemahlin, der Freiin von Brandhof, gingen Töchter der Stadt entgegen in ſittiger Tracht aus der Blüthezeit deutſchen Bürgerthums, das Krönlein im offenen Haar, Blumen bietend der Willkommenen. Den jungen Grafen aber wollte die Stadt, deren Namen er trug, vor allem erfreuen und ſeiner Jugend jugendliche Luſt entgegenjauchzen laſſen. In dieſem Sinne gedachte man des guten Brauches, womit man im Mittelalter jungen hochgeborenen Herrn gern eine Schaar von Altersgenoſſen zum Empfange entgegenführte, im Feſt- und Waffenſchmucke ſich ihnen in Treuen bietend als eine freiwillige Gefolgſchaft und fröhliche Kumpanei. Es war eine Schaar blühender, tüchtiger Knaben geordnet worden; ſchmucke Junkherrn aus den Edelgeſchlechtern der Stadt und des Etſchlands gab man ihnen zu Führern. Die bildſame Tracht aus den Tagen, wo das Ritterthum ſeinen abendlichen Schimmer über das deutſche Vaterland ausgoß, und der Bürger ſich mit dem Landsknechtſpeer neben den panzerloſen Edlen ſtellte, ſollte den Bund der Stände im gemeinſamen Hochgefühl verſinnlichen helfen. Dem wohlgemeinten Gedanken ward eine gelungene Ausführung. Es wollte der kleine Graf, ein lebhafter, lieber Knabe, nicht mehr vom Fenſter, ſeit er die Reihen ſeines ritterlichen Geleithäufleins an der Hand ſeines Vaters durchſchritten hatte, und der altväteriſche Marſch, den ihre Trommler und Pfeiffer aufſpielten, füllte die Gaſſen, ſo oft er erſcholl. In prunkhaften Gewanden ſchritten die Führer einher; getheilte Tracht in grün und weiß, und roth und weiß — Tirols und Oeſterreichs Farben — war der Schaar gegeben. Farben und Waffen blizten luſtig in den dunkeln Gaſſen. Die Pfaufeder, Oeſterreichs Abzeichen, ſchmückte die Barette, oder Roſenkränze umſchlangen die Locken; ob den Speeren flogen die mächtigen Banner mit dem Reichsaar, mit Habsburgs Löwen, dem Tiroler und Meraner Adler.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, Juni.**

Kunſtausſtellung. — Gewerbeausſtellung.

Es ſcheint doch an der Zeit, die verſprochenen Nachträge über unſere Kunſt- und allgemeine Induſtrieausſtellung zu liefern, wenn wir anders uns den Stoff nicht über den Kopf wachſen laſſen wollen. Dieſer Fall würde wenigſtens bei der lezten der beiden Ausſtellungen eintreten, die nun den Culminationspunkt erreicht hat. — Die Kunſtausſtellung iſt ſeit wenigen Tagen geſchloſſen. Die überwiegende Thätigkeit der Hiſtorienmalerei bewegt ſich auf religiöſem Boden, eine erklärliche Erſcheinung in einem katholiſchen Lande; in Berückſichtigung des lezten Umſtandes könnte man eine noch lebendigere Entfaltung nach dieſer Seite hin erwarten und verlangen, denn genau betrachtet, ſind die vorhandenen Altarbilder keine genügende Vertretung des religiös Geſchichtlichen. Prof. Kupelwieſers „Kreuzesabnahme“ iſt ein verdienſtliches Bild im ſtrengkirchlichen Style; weniger läßt ſich dieß von A. Patters „Verurtheilung“ des heil. Johann von Nepomuk ſagen, die durch grellen Lichteffekt zu blenden ſucht. Ein Altarblatt voll Kraft und Würde iſt Engerth's, eines ganz jungen Künſtlers und zur Zeit noch Schülers der Akademie, „heil Nikolaus.“ Engerth hat bei der heurigen akademiſchen Preisbewerbung den erſten Preis davon getragen, den zweiten Wurzinger, in dem wir ein ſchönes Talent begrüßen. Des Lezteren „traumerzählender Joſeph“ — dieß war die Preisaufgabe — iſt ein tüchtiges, aber faſt à la Horace Vernet aufgefaßtes und ausgeführtes Bild; ſein College Engerth hat ſich bibliſcher gehalten. Beide Bilder befinden ſich auf der Ausſtellung und ſind vom kaiſerlichen Hofe angekauft. Schnorr von Karolsfeld brachte einen für Glasmalerei beſtimmten Carton: „Mariä Opferung“ mit zwei die HH. Severin und Rupert darſtellenden Seitentheilen. Andere religiöſe Bilder von untergeordnetem Verdienſte übergehend, werfen wir einen Blick auf die profane Hiſtorienmalerei. Sie friſtet nur mühſam ihr mageres Leben. Eine Erörterung der Urſachen dieſes Zuſtandes dürfte wohl von mancher Seite übel genommen werden. Manſchgo's „Rudolph von Oeſterreich,“ zugenannt „der Stifter,“ den Ausbau der Stephanskirche beſichtigend, wäre bei etwas mehr Wärme und Leben ein gutes Bild; Ritter v. Pergers „Ferdinands II. Rettung“ verräth einen Künſtler, dem Talent und Mittel zu Gebote ſtehen, nur hätten wir etwas mehr Ernſt in die hiſtoriſche Auffaſſung hineingewünſcht. Daſſelbe Thema behandelte Brenner (es iſt die bekannte „Rettung Ferdinands II. durch Dampierre aus den Händen der den Kaiſer drängenden proteſtantiſchen Stände“) mit dramatiſcher Lebendigkeit, nur ſtört der im Bilde vorherrſchende Typus der Gemeinheit. Mehrere andere hiſtoriſche Verſuche erheben ſich, wenn man auch vielleicht der Technik einige Zugeſtändniſſe machen wollte, nicht über das Gewöhnliche. Unter den Schlachtgemälden tritt l'Allemands „Epiſode aus der Schlacht bei Znaim, 10. Juli 1809“ in den Vordergrund. — Das viel cultivirte und reichlicher belohnte Genre ſteht im offenbaren Vortheile gegen das Hiſtorienfach. Die Gründe hiefür ſind nicht weit zu ſuchen. Ein ſieggewohnter Held auf dieſem Gebiete iſt Prof. Waldmüller. Welche Natürlichkeit und Wahrheit, welcher Humor neben außerordentlichem Fleiße der techniſchen Ausführung in den Schöpfungen dieſes Meiſters! Dieſer „Chriſttagsmorgen,“ wie köſtlich! Die „Andacht zum heil. Johann,“ wie ausdrucksvoll! Die „Gratulation,“ wie allerliebſt ausgeführt und humoriſtiſch gedacht! Waldmüller iſt einer der vielſeitigſten Künſtler, denn auch in der Landſchaft, im Portrait, und ich glaube ſelbſt in der Blumenmalerei leiſtet er Gelungenes. — Zwei Drittel der Ausſtellung gehören der Landſchaft an. Sie bildet gleichſam die Propyläen zum eigentlichen Kunſtheiligthum, daher auch die große Frequenz auf dieſem ſo zugänglichen Gebiete. Trifft es ſich dann, wie wir beinahe auf jeder Ausſtellung die Erfahrung machen, daß gewiſſe Künſtler immer und immer wieder nur zur Behandlung derſelben ſtereotypen landſchaftlichen Objekte zurückkehren, ſo iſt am Ende Routine etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes. Gauermann bildet den eigentlichen Uebergang von der Landſchaft zum Thierſtück, in welchen beiden er Meiſter iſt, beſonders wenn es die Darſtellung der Alpennatur gilt. Er hatte ſich heuer mit einigen anziehenden Thierſtücken mit Alpenhintergründen eingefunden. — Wenn ich nicht irre, ſo habe ich bereits früher der von einem Vereine von Künſtlern und Literaten zum Beſten der Ueberſchwemmten in Böhmen vorbereiteten Lotterie geſprochen und komme, nachdem dieſelbe kürzlich wirklich ſtattgefunden, darauf zurück. Dieſes Unternehmen hatte ſo reichliche Unterſtützung gefunden, daß in kurzer Zeit ein anſehnliches Kunſtmuſeum gebildet war. Die Zahl der Gewinnſtnummern belief ſich über 300. Die Mehrzahl derſelben beſtand aus einem Muſikalbum von Originalcompoſitionen. Auch ein literariſches Album mit Originalbeiträgen wird ausgegeben werden. Die für die verunglückten Böhmen in der Kaiſerſtadt geſammelte Summe muß bereits weit über 100.000 fl. betragen, da die von dem Magiſtratspräſidium veranlaßten Sammlungen allein 90.000 fl. überſtiegen. Und doch iſt mit all den gebrachten Opfern nur ein kleiner Theil all des Elends gemildert, das über die Bewohner verſchiedener Theile der Monarchie theils durch Elementarunfälle des heurigen, theils durch Conjunkturen früherer Jahre hereingebrochen iſt. Beſonders ſchmerzlich tönt die Klage der ungariſchen Nothleidenden herüber. Auch zu ihrem Beſten iſt ſchon Manches geſchehen, allein dem Nothſtande ganzer Landestheile kann freilich nicht ſo raſch und mit bloßen Geldſpenden überhaupt nur für den nächſten Augenblick geholfen werden. — Die Induſtrieausſtellung iſt noch immer der Central- und Glanzpunkt der Wiener Schauwürdigkeiten. In meiner früheren Mittheilung habe ich bereits den Umfang derſelben im Allgemeinen gezeichnet. Die Zahl der Einſendungen hatte ſich in der lezten Zeit ſo ſehr vermehrt, daß ſie die Summe von 1800 überſtieg und man ſich genöthigt ſah, neue Lokalitäten dem ſich beſtändig mehrenden Zuwachſe einzuräumen. Da indeſſen der erſte Entwurf des Verzeichniſſes nur den Ausweis über 1622 Einſender enthält und hiernach das offizielle Schema der Vertheilung dieſer Ziffer auf die einzelnen Provinzen und auf die einzelnen Gewerbszweige entworfen worden, ſo müſſen auch wir uns an dieſe Grundlage halten. Von der genannten Summe der Einſender kommen 859 auf Niederöſterreich (Wien allein iſt mit 614 betheiligt), auf Oberöſterreich 148, Böhmen 199, (Prag allein 50), Mähren und Schleſien 110, Steyermark 65, Tyrol 96, Illyrien 40, Lombardei und Venedig 67, Gallizien 15, Ungarn 57, Siebenbürgen 14, Militärgrenze 6, Dalmatien 6.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 168.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 15. Juli 1845.

Hic ames dici pater atque princeps.
Horat:

## Des Erzherzogs Johann lezte Reiſe in Tirol im Mai 1845.

(Fortſetzung.)

Die jungen Geſellen brachten dem neuen Landsmann Namens der tiroliſchen Jugend einen Willkommsbecher und einen Gruß in Verſen, denen es vielleicht gelungen iſt, wie ſelten ſolchen Feſtreimen, zu ſagen, was von Allen empfunden worden. Drei Strophen daraus geben wohl Zeugniß dafür.

„Dein Vater iſt's, bei deſſen theurem Namen
Das Auge unſrer Väter hoch erglüht',
Als ſie die Büchſen von den Wänden nahmen,
Da unſers Adlers Kränzlein ſchier verblüht,
Als ſchlachtenfroh vom Berg herniederſcholl
Das alte Lied der Schützen von Tirol.

Ihn nennt der Hirt, bei dem Er eingeſprochen
Als ſchlichter Gaſt, dem Bauer wohlvertraut;
Der Schütz, dem Er den Siegeskranz gebrochen,
Der Bürger und der Ritter preiſt ihn laut;
Wer immer denkt und ſchafft für's Heimathwohl,
Der ſpricht von Ihm, dem Freunde von Tirol.

So hoffen wir dereinſt von dir zu ſagen,
In unſrer Mitte wollen wir dich ſchau'n,
Wenn wir, gelangt zu unſern Mannestagen,
Am heil'gen Dom des Vaterlandes bau'n.
Graf von Meran, dann führeſt du uns wohl,
Wenn's wieder gilt für's theure Land Tirol?"

Am Nachmittag erſchien der Erzherzog in der Schießſtätte, wo ſeidene bethalerte Beſtfahnen und die Zieler in buntem Gewand die eigenthümlichen Reize dieſer mannhaften Volksluſt bezeichneten. Als der hohe Herr die gemalten Scheiben beſah, hielt er mit ſichtlichem Wohlgefallen vor der einen an, welche den Kaiſeradler und den rothen Tirols aufwies, die in ihrem Horſt zwei gleichfarbige Jungen umfliegen, mit der Inſchrift:

„Wie die Alten ſungen,
„So ſingen die Jungen."

Der nächſte Morgen ſollte die Reiſenden einführen in die Burg, welche den Erzherzog nun ihren Herrn nannte. Schönna, die ſtattliche Veſte, eine Wegſtunde von Meran, ruhet am linken Paſſerufer unter den Spitzen des Iffingers. Ueppige Pflanzenfülle umrankt den Weg. Die goldgrünen Schatten mächtiger Kaſtanien ſpinnen ihr Blätternetz über die lockenden Fernen. Eine tüchtige Anſtufung des Schönnaer Berges, auf dem ſich die Höfe der Gemeinde weit ausgeſtreut lagern, trägt das Schloß und die Kirche mit dem Häuſerkern des Dörfleins. In der Burg ſaßen in älteſten Tagen die gleichnamigen Edlen. Petermann von Schönna wird

Digitized by Google

obenan genannt, wenn von den Tiroler Landherrn die Rede geht, welche es verſtanden, am veilchenblauen Minneſeil die launige Gebieterin, Margarethe die Maultaſche, zu gängeln. Ihr trotziger zweiter Gatte, der bayeriſche Ludwig, hat einmal mit bewehrter Hand gar unfein beim boſebaren Petermann angepocht auf Schönna und ihm grob genommen, was er fein erworden. Dann kennen wir die gewaltigen Starkenberge, die Oberinnthaler, als Inſaßen, und da ſie in der Fehde mit dem Friedl, dem „mit der leeren Taſche," ſchon Alles verſpielt hatten, wehrte ſich hier noch Ulrichs Hausfrau, Urſula Truchieſſin von Waldburg. Erſt nachdem ſie des Gatten Bedrängniß erfuhr, gab ſie das Banner mit den drei Kronen und die Thorſchlüſſel in des Feindes Hand. Später hielten hier die Lichtenſteine einen verſchwenderiſchen Hof; ſie bauten auch das Schloß um in ſeine jetzige Geſtalt. Gedehnte Saalfluchten ſetzten ſie über die alten Gewölbe; nur noch die Treppe mit den Spitzbogen und der derbe halbrunde Brückenthurm konnten ſich in wehrhafter Form retten vor der prunkhaften Renaiſſance. Mit dem Grafenleben, mit den verhängnißvollen „ſechs Schimmeln," die in allen Prachterinnerungen der Landleute ihre Rolle ſpielen, fuhr aber auch des Schloſſes beſte Zeit von dannen, und dem Verfall hat es nur ein günſtiger Zufall entriſſen. Das reiche Urbar feſſelte die unritterlichen Beſitzer, und ſo ſtand doch Mauer und Dach ſicher genug, ehe der neue Schloßherr als erſehnter Wiederherſteller einzog.

Dieſen empfingen an der Markung die Grundholden mit ihrem Pfarrer und den Gemeindevorſtänden; alte Landesſchützen von 1799—1809 ſchilderten an der Burg. Mit Aufmerkſamkeit und Wohlbehagen durchſchritt der Erzherzog ſein Beſitzthum. „Ich will hier wohnen," ſagte er unter anderem, „wie die alten Ritter da ringsherum ehedem wohnten, einfach und behaglich." — Jedweder, dem die Perſönlichkeit des erlauchten Burgherrn bekannt iſt, muß es verſtehen, wie durchweg dieſe Worte auf ihren Sprecher paßten. Mir kam dabei ein Bildniß deſſelben in's Gedächtniß, das ich zu Laxenburg im Ahnenſaal jenes großen Nürnbergerſpielzeugs, der „Franzensburg" ſah. Die Glieder des Kaiſerhauſes hangen dort gemalt in reichſter Königs- und Rittertracht, Erzherzog Hanns darunter im ſimpeln Eiſenpanzer. Das hat mir damals über die Maßen gefallen, und als der Herr die obigen Worte ſagte, war er ganz der ſchlichte Rittersmann aus dem „Ahnenſaal." So wird ſich nun auf Schönna ein Haushalt heranbilden im günſtigſten Zuſammenhang mit allen ſeinen Umgebungen, in ſeiner familiären Einfachheit innigſt dem Volke zuſagend, dazu ein guter Schutz und Schirm den Grundholden, und endlich ſicherlich beſtimmt, in den erneuten Mauern aufzunehmen, was Alterthum und Geſchichte des Etſchlandes Rettenswerthes bieten. Wir träumen nicht von Ambras und Hohenſchwangau, wandeln aber doch ſchon mit hochſchlagender Bruſt durch die Gemächer der verjüngten Schweſter der Burg Tirol, die im Wittwenſchleier niederſchaut auf ihr Erbland.

(Schluß folgt.)

---

## Ein alter Name.

(Schluß.)

Graf Wolf hatte beſtimmt, daß erſt die jungen Leute und dann Cornelie und er getraut werden ſollten. Er ſah am Trauungstage ganz jugendlich aus, die Freude an Anderer und am eigenen Glück, an deſſen Möglichkeit er in ſeinem ſpäten Alter wieder zu glauben anfing, verklärten und verjüngten ſein Geſicht.

Cornelie war heute ſchöner als die jugendliche blühende Stephanie. Sie ſah aus wie eine griechiſche Antike in ihrem weißen wallenden Gewand, das dunkle Haar in einen Knoten geſchlungen, den Myrthenkranz ohne Schleier gleich einem Diadem auf dem Scheitel. Stephanie, obgleich ſie ihr Brüſſeler Kleid an hatte und ein koſtbarer Schleier bis beinahe auf die Ferſen herabfiel, wurde von Cornelien verdunkelt. Sie war ängſtlich und bewegt. Dunkel flammten ihre Wangen, ihre ſonſt ſo klaren Kinderaugen waren von Thränen der Angſt gefüllt, ein Zittern hatte ſich ihrer ganzen Geſtalt bemächtigt, und als Alexander ſie aus dem Wagen gehoben, ſtand ſie vor ihm wie ein armes bangendes Opfer.

„Was iſt dir, Kind?" flüſterte er zärtlich. — „O Alexander," ſchluchzte ſie kaum hörbar, „ich hätte noch nicht heirathen ſollen; ich glaube, ich bin noch lange nicht vernünftig und gut genug zur Frau!" — Der Bräutigam küßte ſtumm und gerührt ihre beiden Hände und bald darauf ſtand er mit ihr vor dem Altar der hellen freundlichen Dorfkirche, und mit einem kaum hörbaren Ja wurde ſie ſein für das Leben. — Nun kam die Reihe an den Grafen Wolf; mit feſtem Schritt trat der ſchöne alte Mann vor den Prieſter. Er war heute ein unendlich glücklicherer Bräutigam als vor dreißig Jahren, jetzt wo er doch nur Gefühle väterlicher Liebe für das Mädchen an ſeiner Seite hegte; aber er war ſtolz auf ſeine Wahl, während er damals im Grunde ſeines edlen Herzens ſich derſelben ſchämte.

Der Prieſter begann ſeine Rede, aber Niemand achtete auf ihn; Aller Blicke waren auf eine Geſtalt

Digitized by Google

gerichtet, die eben aus der Maſſe der zuſchauenden Bauern des Dorfes hervortrat. Sie trug einen ſchwarzſeidenen Mantel, ein altmodiſcher grauer Hut umſchloß ihr bleiches, eingefallenes Geſicht, aus dem ein paar ſcharfe unheimliche Augen funkelten. Sie trat dicht hinter den Grafen und legte die Hand auf ſeine Schulter. Graf Auperg fuhr herum und ſah ihr lange in's Geſicht; der Prieſter hielt ein mit ſeiner Rede. Endlich fragte die Fremde: „Kennſt du mich nicht mehr, Graf Wolf von Auperg?“ Beim Ton dieſer Stimme durchzuckte ein furchtbarer Schreck den Grafen. „Bertha!“ rief er und ſeine Haare ſträubten ſich vor Entſetzen. — „Ja, Bertha! Bertha! deine gemordete Bertha! Sie lebt, um ſich zu rächen,“ ſagte mit höhniſcher Stimme die Alte, in der Alexander mit Entſetzen jezt ſeine Hausfrau erkannte. „Seit dreißig Jahren warte ich auf meine Rache — ſeit dreißig Jahren erflehte ich zu jeder Stunde dieſen Augenblick! Ja, ſchmiege dich nur an ihn, den falſchen Mann, der meine argloſe Jugend ſeinem Familienſtolze geopfert, ſchmiege dich nur bange an ihn, ſchöne Braut, bald wirſt du ihn verlaſſen müſſen, denn mir gehört ſeine Treue — ich bin ſeine Gemahlin! Mit welcher Sehnſucht erwartete ich den Moment, wo er mit einer geliebten, ſchönen, jungen Braut vor den Altar träte und ſich meines Todes freute! Dank dir, großer, rächender Gott! es iſt mir gelungen, nach dreißigjähriger Verborgenheit, nach dreißigjährigen Leiden und Schmerzen; ich habe ihn endlich unglücklich gemacht, wie er mich!“

„Nein, das haſt du nicht!“ ſagte der Graf mit wieder gewonnener Faſſung, „das haſt du nicht! Sie wird nun meine Tochter, nicht meine Frau; dir aber ſtatte ich deine Reichthümer zurück, deren Verluſt mich nur wegen der Kinder hier ſchmerzt. Meine Cornelie aber iſt ein edles Mädchen, ſie wird auch ein beſcheidenes Loos mit ihrem Vater theilen.“

Eine dunkle Röthe ſchoß in das Geſicht der Alten, ſie erhob beide Hände, ſie wollte ſprechen, aber der leidenſchaftlichſte Zorn raubte ihr die Sprache. Sie mußte ehen, wie Cornelie freudig lächelnd ſich über des Grafen Hand beugte und dieſer ſie mit milder Freundlichkeit auf die Stirne küßte. Der Gedanke der Rache war das Einzige geweſen, was die ſchwindenden Lebensgeiſter dieſer Frau in ihrer morſchen Hülle zurückgehalten, an das Daſeyn gefeſſelt hatte. Sie hatte kein Leben ohne ihn. Als ſie ſah, daß ihr auch jezt, da ſie ihrer Rache gewiß zu ſeyn meinte, keine geworden, ſchwanden ihr die Sinne; ein Schrei — und mit plötzlicher ſchrecklicher Zuckung ſank ſie zu Boden; der Schlag hatte ſie gerührt — ſie war todt.

Es bedurfte Wochen, bis die arme Stephanie ſich vom Schreck an ihrem Hochzeittage erholte. Cornelie und der Graf, obgleich es ſie ſo viel näher anging, blieben ruhig und gefaßt; ſie vermählten ſich aber nicht mit einander. Cornelie hat jedoch die Freude, an ihm noch heute den beſten Vater zu beſitzen, deſſen Freude und Troſt ſie iſt. Alexander und Stephanie ſind umgeben von einer Schaar blühender Kinder, und die Jungen ſind ächte Aupergs: ſie wiſſen nichts von brüderlicher Liebe, ſie prügeln ſich den ganzen Tag.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, Juni.**

Die Ausweiſungsfrage.

Zwanzig und etliche Grad Hitze kochen das Blut, und dazu Fragen von ſolcher Wichtigkeit für den Blutlauf unſeres Gemeinweſens, daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn es ſelbſt ohne jene Temperatureinflüſſe aus der Ordnung gekommen und aufgewallt wäre. Aber die Gewitter und Stürme ſcheinen glücklich vorüber gegangen. Unſere nordiſche, dauerhaltige Natur hat ſich bewährt; ſie iſt geduldig und hofft, auch wenn es überwallt. Die Ausweiſungsfrage, ſo bedeutungsvoll ſie nach innen und außen iſt, tritt wieder in die zweite Reihe. Es iſt inſofern die allerſchmerzlichſte, nicht weil eine Partie dadurch gekränkt, ſondern weil das preußiſche Gefühl durch dieſelbe tief verwundet iſt. Laſſen wir einſtweilen die traurigen Folgen ruhen, die vielleicht noch ein Menſchenalter ſich hindurchziehen, die den Riß in der ſo emſig gepflegten deutſchen Einheit wieder größer gemacht, die vielleicht in dieſem Augenblicke bei der Schutzzollfrage ſchon in bedauerlicher Weiſe ſich geltend machen. Ihr Korreſpondent kann ſeine Natur nicht verleugnen, die gern durch die ſchwärzeſten Gewitterwolken die rothen Streifen verfolgt, welche die Sonne am Himmel andeuten. Darüber iſt hier wohl Niemand uneinig, daß eine Uebereilung, ein Mißverſtändniß zum Grunde liegt. Wie dieſes vor der Geſchichte, der Diplomatie, vor andern Nationen wieder gut gemacht werde, iſt eine Sache, die uns hier nicht berührt. Das ſtillſchweigende Eingeſtändniß iſt uns einſtweilen ein Troſt. Noch iſt in keiner preußiſchen Zeitung, ſelbſt in denen, welche unter offiziellem Einfluß ſtehen, eine Rechtfertigung verſucht, und ſelbſt die einzige, die Schubert'ſche in Königsberg, welche ein entſchuldigendes Wort darüber verlauten laſſen, that es in einem Tone, der das Bedauern über dieſe ſogenannte „Präventivmaßregel“ nur zu deutlich ausdrückt. Dieß Zugeſtändniß iſt ein Fortſchritt, den wir nicht verkennen dürfen. Es iſt weit wichtiger als eine Miniſterialveränderung, von der man ſpricht, oder gar der Verſuch, die nächſte Schuld irgend einem untergeordneten Polizeibeamten zuzuſchreiben: es iſt das Zugeſtändniß, daß menſchliche Irrthümer in allen Klaſſen begangen werden können. Nach der ältern Beamtenobſervanz war dieß unmöglich. Den Schein der Unfehlbarkeit zu retten, galt für unerläßlich, um keinen Flecken auf die Autorität kommen zu laſſen. In einer bewegten Zeit wie die unſere, wo hüben und drüben im Eifer gefehlt wird, möchte ich es für einen moraliſchen Sieg anſehen, den Irrthum zu bekennen. Daß es ungeheure Ueberwindung koſtet, dieß offen zu thun, daß tauſend Rückſichten dagegen ankämpfen, verſteht ſich von ſelbſt. Wo wir dieſe Rückſichten in ihrer Totalität nicht kennen, mögen wir uns einſtweilen mit der Negative begnügen.

Digitized by Google

An dieſe erſte Ausweiſungsfrage knüpft ſich die andere von der Ausweiſung der hieſigen Schriftſteller in Maſſe. Wir halten es für eine ſolche Mißgeburt der Erfindung, daß ſie nur, wo ein ſo außer aller Berechnung liegendes Ereigniß vorausgegangen, Glauben finden konnte. Aber einige Tage hindurch hat ſie ihn wirklich gefunden. Selbſt die äußerſte Uebertreibung, in der ſie von Mund zu Munde ging, erſchütterte den Glauben nicht. Wahn und Furcht fragen, reflektiren und vergleichen nicht. Man fragte ſich weder, ob eine ſolche Maßregel mit den beſtehenden Geſetzen verträglich, noch ob etwas Aehnliches jemals in unſerem Staate vorgekommen, noch endlich, ob denn eine Kriſis da ſey, welche eine ſolche Ausnahmsmaßregel auch nur nach dem Satze inter arma silent leges rechtfertige? Nach der Anſicht Vieler geſchieht freilich Vieles, was mit den ältern Begriffen von geſetzlicher Ordnung ſich nicht verträgt, aber wie konnte man ein ſolches ſich ſelbſt Ueberbieten der Polizeigewalt für möglich halten, da in unſerer ganzen Geſchichte nichts Aehnliches vorliegt! Unſere Preſſe iſt durch ſtrenge Geſetze, die noch ſtrenger gehütet werden, überwacht; dieſelbe Ueberwachung findet innerhalb der Grenzen des Bundes ſtatt. Was von hier nach auswärts geſprochen wird, ſchallt nur unter dieſen Bedingungen zurück. Daß manche Ausdrucksweiſe, manche Bekanntwerdung mißliebig betrachtet wird, iſt eine Sache für ſich, aber ändern läßt es ſich nicht, und die denkbar ſtrengſten Geſetze vermögen nicht einen Autor, der verſtimmt iſt, zu zwingen, daß er heiter ſchreiben ſoll. Denkbarerweiſe ließe ſich alles Schreiben und Drucken verbieten, aber nicht machen, daß die Unzufriedenen in ihren Schriften Zufriedenheit athmen. Wo iſt nun in der ganzen deutſchen Preſſe etwas mehr zu bemerken? Wo iſt eine Aufreizung zur Empörung, wie ſie in Frankreich, England, Amerika vielfach vorgekommen iſt, ohne etwas zu bewirken, weil man ſich nicht darum kümmerte? Nur von Seiten des Communismus könnte eine wirkliche Gefahr drohen, und es iſt zu bedauern, daß einige jüngere Schriftſteller die Miene annehmen, als ob ſie das überlebte Hirngeſpinnſt einer eben ſo wohlmeinenden als verirrten Phantaſie vertheidigten. Ich ſage, die Miene annehmen; denn im Ernſt iſt es unmöglicher als je. Die große materiell induſtrielle Hauptſtrömung der Welt geht auf den Erwerb, Beſitz, auf das Eigenthum los. Die communiſtiſche Gegenſtrömung hat dagegen keine Macht; gefährlich könnte ſie nur werden durch die Verzweiflungsakte einer effektiven, maſſenhaften Noth, theoretiſch iſt und bleibt ſie ein philoſophiſches Begriffsſpiel. Wenn junge Literaten ſich mit ihr beſchäftigen, iſt es ein Spiel des Unmuths oder Uebermuths; es lenkt ſie ſelbſt ab von ihrer feſteren Baſis, wo ſie allein zu fürchten wären.

(Fortſetzung folgt.)

## Wien, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Induſtrieausſtellung. — Neubauten.

Außer der induſtriellen Produktivität der Provinzen muß auch die Entfernung vom Ausſtellungsorte und die Beſchaffenheit der Transportmittel in Berückſichtigung kommen. So erklärt ſich z. B. die ſchwache Vertretung Illyriens durch die erſt im vorigen Jahr ſtatt gefundene beſondere inneröſterreichiſche Ausſtellung in Laibach, welche 280 Einſender zählte. Die Statiſtik der einzelnen Induſtriezweige geſtaltet ſich folgendermaßen: Bergwerksprodukte, Brennſtoffe und ſonſtige rohe Mineralien und Foſſilien 45 Ausſteller, Stein- und Thonwaaren, künſtliche Steine 31, Porzellan- und Steingutwaaren 17, Glaswaaren, Glasmalereien u. ſ. w. 54, Roh- und Schmiedeiſen, Stahl u. drgl. 52, Eiſenſchmiedwaaren, Senſen, Nägel, Draht und Eiſenzeugwaaren 121, verſchiedene verarbeitete Eiſen- und Stahlwaaren 123, verſchiedene andere Metallwaaren 85, phyſikaliſche, mathematiſche und chirurgiſche Inſtrumente und Apparate 24, muſikaliſche Inſtrumente 62, Maſchinen, Modelle, Uhren und Uhrenbeſtandtheile 88, chemiſche Produkte, Farben, Firniſſe, Parfümerien, Seifen, Wachs, Talg, Stearinkerzen u. A. 65, Flachs, Garn und Leinenwaaren 75, Baumwolle- und gemiſchte Waaren 104, Schafwolle und Schafwollewaaren 112, Seide und Seidenwaaren 102, gewirkte Waaren, Bänder, Wachstaffet, Stickereien u. drgl. 30, Poſamentier- und Tapeziererarbeiten, fertige Kleider, Strohgeflechte, Haargeflechte, künſtliche Blumen u. drgl. 71, Tiſchler-, Drechsler-, Bildhauer-, Fiſchbein- und Hornarbeiten 82, Papier, Buntpapier, Spielkarten, Schreibmaterialien und Cartonnagearbeiten 36, Buch-, Stein- und Kupferdruck, Schriftgießerei, Gravirungen und Zeichnungen 58, Lederwaaren 29, Sattler-, Riemer-, Taſchnerarbeiten und Wagen, Schuhmacher- und Handſchuhmacherarbeiten 79, vermiſchte Gegenſtände 151. Welche von den angeführten Induſtriekategorien am ſtärkſten vertreten iſt, ergibt ſich aus dieſer Ueberſicht von ſelbſt. Von den verſchiedenen Reſultaten der Ausſtellung werden wir wohl ſpäter zu ſprechen Gelegenheit erhalten, beſonders dann, wenn der Moment der Preisvertheilung und Veröffentlichung der Gutachten der Prüfungscommiſſion eingetreten iſt. — Noch immer findet die Bauluſt reichliche Nahrung im alten Wien, das auf alle mögliche Weiſe Anſtrengungen macht, ſich in ein neues umzuwandeln. Wo es etwa an freiwilligem Metamorphoſirungstriebe fehlt, da tritt die Nothwendigkeit ein, und was ſich nicht biegen will, muß am Ende brechen. Neuerdings taucht das Projekt einer Stadterweiterung auf, nur daß demſelben dießmal ein anderer Punkt, als in einem frühern, ſogar bereits plaſtiſch ausgeführten und zur Schau ausgeſtellten Plane, angewieſen wird. Handelte es ſich ehedem um ein neues Stadtviertel zwiſchen dem Schotten- und Neuthore, ſo ſteht nunmehr ein minder großartiger, aber immerhin bedeutender Neubau zwiſchen den beiden Kärnthnerthoren in Frage. So viel iſt gewiß, wenn irgend welche Veränderungen auf dieſer Stelle vorgenommen werden, ſo muß vor allem das Kärnthnerthortheater eine Umgeſtaltung erleiden, was aus vielen Rückſichten wünſchenswerth iſt und längſt an der Zeit war. Sollte die Kaiſerſtadt, die muſikberühmte, nicht auf einen würdigeren Kunſttempel, der den Namen eines Hofoperntheaters führt, Anſpruch machen können? — Seit geraumer Zeit iſt auch der Bau der neuen Hauptmauth auf dem Glacis wieder aufgenommen und ſchreitet rüſtig vorwärts. Eines der Hauptgebäude iſt bereits vollendet, eine Zeitlang war aber die Fortſetzung des großartigen und jedenfalls koſtſpieligen Baues in's Stocken gerathen. Der die Leopoldſtadt umgürtende Donaukanal wird eine neue Kettenbrücke erhalten, die an die Stelle der bereits abgebrochenen Franzensbrücke tritt. Dem Entwurfe nach zu urtheilen, wird dieſer ſchwebende Eiſenpfad eine Zierde Wiens werden.

(Schluß folgt.)

---

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 56.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 169.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 16. Juli 1845.

Nil habet infelix paupertas durius in se,
Quam quod ridiculos homines facit. —
Juvenal.

## Die Londoner Straſsen.

### 3.

### Die Hintergaſſen.

Ich kenne nicht alle Hintergaſſen in London, und vielleicht kennt ſie Niemand; aber vor Jahren wohnte ich in einer Straße mit einer Hintergaſſe. Jezt iſt das wieder der Fall, und da die Hintergaſſe von damals und die von jezt ſich ähneln, und alle Hintergaſſen, die ich inzwiſchen geſehen, denſelben Typus haben, ſo bin ich wohl zur Vermuthung berechtigt, daß, wenn nicht alle, doch die meiſten Londoner Hintergaſſen mindeſtens in den weſentlichſten Punkten ſich vollkommen gleichen. Jede iſt eine arme Gaſſe, allein ihre Armuth hat einen eigenthümlichen Ausdruck. Wie in einem abgelegenen Landſtädtchen ein Mann, der juſt ſo arm iſt wie die Mehrzahl der Einwohner, ein ganz anderes Geſchöpf iſt als ein armer Mann in London in der unmittelbaren Nähe reicher Leute, eben ſo unterſcheidet ſich in London eine gemeinhin arme Gaſſe von einer, die außerdem eine Hintergaſſe iſt. Bei lezterer macht der Kontraſt die Armuth fühlbarer. Es gibt dort Sachen und Perſonen, die an Reichthum erinnern, ohne ihn zu beſitzen. Eine unglückliche, aber unabweisbare Vergleichung iſt der Fluch der Hintergaſſe. Man beugt um die Ecke einer wohlhäbigen Straße und plumpt in eine Gaſſe, deren Häuſer und Verkaufsladen etliche hundert Procent geringer ſind. Unwillkührlich zuckt man zuſammen. Ich gehe unbefangen durch Stadttheile, wo die niederen Stände wohnen; ich ſehe die Armuth, aber ich empfinde ſie nicht. Betrete ich aber eine Hintergaſſe, ſo fühle ich die Armuth und bemitleide die Armen.

Die Erbauer einer Hintergaſſe ſcheinen ſich ſtets mit dem Gedanken zu ſchmeicheln, es werde eine hübſche, anſtändige Gaſſe werden, und hübſche, anſtändige Leute werden darin wohnen. Das geſchieht auch die erſten drei, vier Jahre. Dann aber bekommt der Anſtand einen unangenehm ſchäbigen Anſtrich, nicht auf einmal, ſondern nach und nach, und nicht ohne Kampf und Widerſtand. Die Hauseigenthümer bemühen ſich nach Kräften, dem Verfall zu wehren; es hilft nichts, das Rad rollt bergab und kein Hemmſchuh bringt es zum Stehen. In meiner Hintergaſſe von ſonſt war das moderne Eckhaus noch ein hübſches, anſtändiges Haus. Mit einer Art von verzweifeltem Ernſt wurde jedes Jahr um Oſtern die Hausthür grün angeſtrichen, und ich erfuhr zufällig, daß der Eigenthümer ſich zu einem für ſeine Umſtände beträchtlichen Opfer erboten, wenn der Trödler wegziehe, der ihm gegenüber alte Meſſingleuchter und wurmſtichige Stühle nebſt andern verdrießlichen et cetera zur Schau ausſtellte. Der Trödler

blieb, der Hauseigenthümer räumte das Feld. Einige Thüren von ihm wohnte ein gleich heroiſch geſinnter Eigenthums-Leonidas. Seine Fenſter waren die einzigen mit weißen Vorhängen. Eines Tages vermißte ich ſie; um ſeiner Kinder willen, hörte ich, ſey er weggezogen. Das war der Todesſtreich für die Anſtändigkeit meiner Hintergaſſe. Bald wimmelte ſie von kleinen Verkaufsladen, von zerbrochenen Fenſterſcheiben und von Kindern. Selbſt der Straßenfeger behandelte ſie mit Verachtung und kehrte ſie nur, wenn's ihm beliebte. Und ſo verhält es ſich noch heute.

Wovon eine ſolche Hintergaſſe lebt, wovon die Bewohner ſich ernähren und kleiden, das gehört zu dem Vielen, was in London ſich ſchwer begreift. Dem Anſchein nach ſind ſämmtliche Bewohner bettelarm; gleichwohl iſt gewöhnlich je im zweiten Hauſe ein Laden für die „materiellen Intereſſen." Da ſind Bäcker, Fleiſcher, und es fehlt keineswegs an Fenſtern, hinter welchen Naſchwerk in gläſernen Flaſchen, Obſt in Körbchen, etliche Krautköpfe und thönerne Pfeifen ſtehen. Wer ſind die Kunden? Das iſt das Räthſel, denn ſo viel iſt gewiß, die wohlhäbigen Straßen kaufen dem armen Nachbar nichts ab und Durchfahrt findet in der Regel nicht ſtatt. Dem ungeachtet wohnt in meiner jetzigen Hintergaſſe ſogar ein Gewürzkrämer, ein Kolonialwaarenhändler, vor deſſen Laden ich, ſo oft ich, an der Gaſſe vorübergehend, einen Blick hinab werfe, ein mächtiges Zuckerfaß ragen ſehe. Meine Hausfrau verſichert allerdings, es ſey angekommen und ausgepackt worden, als der Krämer ſich vor mehreren Monaten etablirt habe; wegen Mangel an Raum, oder „um dick zu thun," werde es jeden Morgen vor die Thüre geſezt, und die Gaſſenjungen hatten längſt das lezte Stäubchen Zucker herausgeleckt. Zu leugnen iſt aber nicht, daß das Faß dem Geſchäft einen Anſchein von Schwunghaftigkeit gibt, der jeden minder gut Unterrichteten überraſchen muß, und das muß ſelbſt meine Haushälterin einräumen, daß außerdem ein kleiner Allerhandkrämer in der Gaſſe lebt, hinter deſſen Fenſtern zwei Anſchläge hängen, von welchen der eine ihn „Agent for Crey's polishing Fluid" nennt, der andere „Fresh butter from the country every thursday" verkündigt. Wer kauft in dieſer Hintergaſſe Putzpulver oder Stiefelwichſe, und wer iſt hier reich genug, ſich Donnerſtags friſche Butter vom Lande anzuſchaffen? Sein unmittelbarer Nachbar iſt ein Mann, der mit Eſelsmilch handelt; „die beſte Eſelsmilch in London," beſagt ein ſchmutziges Brett über ſeiner Thür. Er ſchläft im Stall bei ſeinen Eſeln und ſcheint an das Geſchrei derſelben beſſer gewöhnt als „die Leute in der Hauptſtraße." Die Polizei iſt wiederholt um Abſtellung des Unfugs angegangen worden; aber der Mann in der Hintergaſſe beruft ſich auf ſein Recht und behauptet es. Still und friedlich verhalten ſich dagegen zwei Putzmacherinnen. Das Aushängeſchild nennt nur Einen Namen; es ſind Mutter und Tochter. Neben der Armuth haben ſie ein zweites Kreuz, einen liederlichen Gatten und Vater, der ihren mühſamen Erwerb vergeudet. Unweit von ihnen iſt ein kleines Verkaufsgeſchäft von Kartoffeln, Mehl, Kleie und andern ländlichen Produkten. Proben liegen im Fenſter; das Geſchäft ſcheint aber flau zu gehen; die Proben ſind mit Staub bedeckt.

Den Inhaber dieſes Geſchäfts kenne ich zufällig, auch ſeine Tochter, die den Laden verſieht, und ihre Mutter, eine alte, brave Frau. Der Mann iſt bejahrt und kraftlos; er ſizt am liebſten im hölzernen Lehnſtuhl am Fenſter, eine abgeleſene Zeitung in der Hand, und ſchaut zwiſchendurch den Fliegen zu, die an den ſchmutzigen Scheiben ſich erluſtigen. Es iſt unmöglich, in ſeiner Gegenwart eine Bemerkung über das Wetter zu machen, ohne daß er mit der Beſorgniß einfällt, es habe zu viel oder zu wenig geregnet. Er war früher Landwirth, ein Pächter, der nicht proſperirt und am Ende eines langen, arbeitsvollen Lebens ſich genöthigt geſehen hat, für ſich, ſeine Frau und ſeine Tochter in einer Londoner Hintergaſſe eine Zuflucht zu ſuchen. Als er ſeine kleine Pachtung verließ, konnte er wenig mehr mitnehmen als ſein altes Hausgeräth. Aus Mitleid eröffneten ihm einige Nachbarn einen Kredit auf ihre Erzeugniſſe, und damit erhält er ſeinen Laden, ſich, ſeine Frau und Tochter.

(Fortſezung folgt.)

---

# Des Erzherzogs Johann lezte Reiſe in Tirol im Mai 1845.

(Schluß.)

In der Erinnerung an dieſe Vorliebe des hohen Gaſtes für geſchichtliche Reliquien, wurde er mit den Seinen eingeladen, nach der Rückkehr in die Stadt dem Kelleramtsgebäude ein paar Augenblicke des Beſuches zuzuwenden. Dort hatten die alten Tiroler Grafen, wenn ſie von ihrer Veſte zur Stadt kamen, ihre Wohnung aufgeſchlagen, in der Kapelle wurde die Trauung der Gräfin Margarethe Maultaſche mit Ludwig von Bayern-Brandenburg vollzogen, und auch die ſpätern Landesherrn aus dem Hauſe Habsburg hielten manchmal daſelbſt ihr Einlager. Wunderliche Fresken ſchmücken Kirchlein und Sakriſtei; hart daran ſtoßen ein paar Gemächer, ehrwürdig, wie man ſie ſelten findet, unentſtellt erhalten in ihrer älteſten Art. Des braunen Getäfels Fügung und Ornament, die behaglichen Wandbänke, der ſonnige Erker, wie der zierlichſt bemalte und gemodelte Ofen, vor allem vier Wappenbilder, meiſterhaft geſchnizt,

Digitized by Google

ober den Thüren, deuten auf die Zeit ihrer Einrichtung, den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Bindenſchild und die fünf Lerchen reden von einem öſterreichiſchen Herrn, der Tiroleraar bezeichnet ihn als Landesfürſten, der braunſchweigiſche Löwe gilt als Zeichen ſeiner Hausfrau. Die Schilde alle bezeichnen uns Herzog Friedrich mit der leeren Taſche als den, der dieſe Stuben eingerichtet. Man weiß, daß er im Jahr 1414 im Oktober zu Meran Papſt Johann XXII. empfing, der, ſeinem Geleite ſich überlaſſend, gen Konſtanz zum Concilium fuhr. Damals mögen dieſe Gemächer den Kirchenfürſten und ſeinen Gonfalonier beherbergt haben. Später, als der „Getreue“ ſeine Redlichkeit mit Acht und Bann büßte und mit dem Adel ſeines Landes focht, der, auf alten Landsbrauch trotzend, den Fürſten nur neben, nicht über ſich dulden wollte, ſchirmten die ſtillen Stuben wohl auch den geplagten Herrn, wenn er müde heimkam mit ſeinem Bauernhäuſlein, das ihm die Burgen brechen half. Dieſe Traditionen hatte man raſch aufgefaßt und an die feſtliche Gegenwart angeknüpft.

Friedrich mit der leeren Taſche, Erzherzog Johann — wem fiel nicht die Verwandtſchaft auf, die, mehr noch als im Geblüt, im Weſen dieſer Fürſten ſich offenbart, in ihrer ſchlichten, volksthümlichen Erſcheinung? Es ſollte alſo der Volksliebling der Heutzeit den Bauernfreund von ehedem finden an ſeiner Wohnſtätte, eine heitere Zauberei ſollte die Vergangenheit der verwandten Gegenwart nahe rücken. Allerlei Aufputz, nach Schick und Sinn geordnet, Teppiche, Fahnen und Rüſtzeug, Wappenſchilder und Laubwerk, verwandelten die öden Gänge und Treppen in fröhlich prangende Raume; als entſprechende Staffage ſchilderten überall die bewehrten Knaben, Pagen und Mädchen begrüßten die Beſuchenden. Als nun der Prinz die Thüre jener ehrwürdigen Gemacher betrat, erſchien im lebenden Bilde der theure Herzog Friedl unter ſeinen Getreuen. Am Schachſpiel ſitzend mit Wilhelm Müllinen, dem Gefährten in Luſt und Noth, wendet er ſich eben huldreich ab, den Meraner Bürgermeiſter und den alten Hendlmüller von Mais zu begrüßen, deſſen Dach ihn als Flüchtling geſchirmt hatte. Aus der Seitenthüre tritt ein Edelknabe mit einem Willkommstrunk für die Beiden, im Vordergrunde mahnt ein Jagdknecht den wachſamen Hund zur Ruhe. Die Abendſonne, durch die Rundſcheiben des Erkers brechend, warf ihr wärmſtes Licht gerade auf die Gruppe um den Fürſten, auf ſein treuherziges Antlitz, auf des Müllers greiſe Locken, der ſich niederbeugte, ſeines Herrn Hand zu küſſen.

Der Erzherzog war tief ergriffen von dem, was man ihm bot, das gab ſich kund in den Worten, die er darüber ſprach; er war hoch erfreut. Mit einem Blicke auf die ärmlichen Wände der Stube ſagte er: „Nur aus ſolchen Räumen konnten die gewaltigen Gedanken und Empfindungen, wie ſie jene Zeiten bewegten, hervorgehen.“ — Die flüchtige Dichtung gab bleibende Erinnerungen. Den freudenreichen Tag aber ſchloß am ſpäteſten Abend ein Fackelzug der Bürger, die mit bekränzten Standarten und Chorgeſang aufzogen; die Paſſerufer waren erleuchtet, dabei hörte man laute Lebehochrufe, ſonſt bei den ſchweigſamen Etſchländern ungewohnt und kaum ſchicklich erachtet den hohen Gäſten gegenüber. Es gibt überhaupt wohl kaum ein Völklein, das ſich in ſo ernſthafter und ruhiger Art erweiſt auch an ſeinen höchſten Jubeltagen, als dieſe deutſchen Markenhüter mit ihren ſchönen, klugen Geſichtern und ihren ſtolzen, gemeſſen bewegten Leibern.

Nach einem Ausfluge auf das Hauptſchloß Tirol ſchied der Erzherzog mit den Seinen von Meran, das ſich bemüht vor allen Städten und Landſchaften, ihm Dank und Neigung darzulegen. Er ſchied in allen Hulden, wie er kam, gewiß zufrieden, ſolche gute Nachbarſchaft zu wiſſen bei ſeiner und ſeines Sohnes Burg. In Botzen verdarb übles Wetter manches Vorbereitete. Die Kinderpaare in den Volkstrachten des Etſchlandes erſchienen als eine freundliche Verjüngung alten Brauches und alter Geſinnung.

Ueber die wälſchen Confinen verließen die erlauchten Reiſenden das Tirolerland. Es iſt keine Phraſe, wenn ich ſage: „ſie ſind bei uns zurückgeblieben, ob ſie auch ſchieden.“ — Wir meinen, ſie ſagen ſich daſſelbe. — Es bedarf deßhalb für ſolche Erinnerungen wohl nicht der Nachhülfe durch Zeitungsartikel; indeſſen: „wovon das Herz voll, davon fließt der Mund über,“ und damit will ich dieſe Zeilen entſchuldigt wiſſen, wenn ſie etwa deſſen bedürften.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, Juni.**

(Schluß.)

Der Stephansthurm. — Gasbeleuchtung. — Theater.

Was iſt nur wieder unſerem Stephansthurm begegnet, daß wir ihn ſeit Kurzem wieder von Gerüſten, Klammern und Seilen umzingelt und umſchnürt ſehen müſſen? Und warum dieſes läſtige Bollwerk gerade um den neu aufgeſetzten Theil? Es ſcheint ſich nachträglich herausgeſtellt zu haben, daß man wohl daran gethan hätte, die ſchadhafte Thurmſpitze noch tiefer abzutragen, als geſchehen iſt, und daß ſich nun morſche und verwitterte Stellen zeigen, die Gefahr drohen. Ueberhaupt macht ſich der Einfluß der Zeit am ganzen ehrwürdigen Thurmobeliske geltend, was nicht verwundern kann, wenn man die ſtürmiſchen Schickſale, die dieſer germaniſche Gigant erlebt und überdauert, in Erwägung zieht. Wind und Regen, Blitz und Hagel, Erdbeben,

Digitized by Google

Türken- und Franzoſenkugeln: welcher Bau müßte da nicht mürbe werden! Um die ſämmtlichen vorhandenen Schäden zu ermitteln, wurde vor Kurzem eine genaue und mit nicht geringer Mühe verbundene Unterſuchung des ganzen Thurms vorgenommen und hierauf vermuthlich das gegenwärtige Reſtaurationsſyſtem baſirt. Die untern Stockwerke des Thurms ſind mit Gerüſten bedeckt und auch am Dome ſelbſt befinden ſich mehrere dergleichen. Leider liefern unſere einheimiſchen Blätter keine Notizen über dieſe jedenfalls nicht unintereſſanten lokalen Vorgänge. — Die Gasbeleuchtung erfreut ſich eines immer günſtigeren Fortſchritts. Vom 1. Juli l. J. an ſollen bereits ſämmtliche Hauptplätze und Straßen der innern Stadt mit dieſer Beleuchtungsart ausgeſtattet ſeyn; eine weſentliche Verſchönerung und eine auch polizeilich ſehr zweckmäßige Maßregel. Tritt man aus einer von Gasflammen taghell erleuchteten Straße in eine noch von den alten Oellaternen nothdürftig beſchienene Gaſſe, wie wird man da von dem Gegenſatze überraſcht! Und wie lange iſt es her, daß man ſich auf die ſogenannten Argandſchen Oellampen als auf eine neue großartige Erfindung außerordentlich viel zu gute that! Auch in den Gewölben und öffentlichen Lokalitäten wird das Gas der Oelbeleuchtung vorgezogen. — Das Hofburgtheater ſteht am Vorabend ſeines Ferienmonats. Von ſeinen Leiſtungen in der lezten Zeit iſt nicht viel zu berichten. Erwartungsvoll ſehen wir aber ſeiner Wiedereröffnung entgegen, um ſo mehr, als der in jüngſter Zeit eingetretene Wechſel der Verhältniſſe der höchſten Intendanz dieſer ausgezeichneten und ſo ſehr bevorrechteten Kunſtanſtalt zu ſchönen Hoffnungen ermuntert. Graf Moritz Dietrichſtein, nunmehr kaiſerlicher Oberſtkämmerer und als ſolcher Chef der kaiſerlichen Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Inſtitute, ein Mann von hoher Geiſtesbildung und liebenswürdigem Charakter, wird, eingedenk einer frühern blühenderen, und man kann mit Recht ſagen klaſſiſchen Periode des Hofburgtheaters, während welcher er ſelbſt an der Leitung der Bühne weſentlichen Theil genommen, gewiß nichts unverſucht laſſen, was der Würde eines ſolchen Kunſtinſtituts gemäß iſt. — Die italieniſche Stagione naht gleichfalls ihrem Ende. Sie hat im Ganzen genommen wenig Erfolg gehabt; die Kräfte der Geſellſchaft beſtanden aus zu ungleichartigen Elementen, und auch die Wahl der neuen Stücke war keine glückliche. Auch Fanny Elsler iſt wieder von uns geſchieden, nachdem ſie an ſechzehn Abenden getanzt und entzückt hatte. Ihr lezter Abend galt der Wohlthätigkeit. — Was wird uns wohl die deutſche Oper bringen? Dem Vernehmen nach iſt der nunmehrige Oberregiſſeur des Kärnthnerthortheaters, Wild, der ehemals Berühmte, im Intereſſe dieſer Bühne in die weite Welt gezogen, um nach Sängern und Sängerinnen zu forſchen; noch vernimmt man nichts von dem Reſultate dieſer artiſtiſchen Entdeckungsreiſe. Mit deſto größerer Beſtimmtheit verlautet, daß der neue Eigenthümer des Theaters an der Wien, Pokorny, glänzende Engagementsgeſchäfte gemacht habe. Unter anderem ſoll es ihm gelungen ſeyn, die intereſſante Marra und ſogar unſern trefflichen Staudigl zu gewinnen. Wenn dem ſo iſt, dann beginnt für das Theater an der Wien vom 1. September, wo es mit Glanz wieder eröffnet werden ſoll, eine neue Aera. Im Leopoldſtädter Theater ſtehen die Dinge ſo ziemlich auf dem alten Fuße. Im Joſephſtädter Theater debütirt ſo eben der bekannte Gymnaſt Risly aus Philadelphia mit ſeinen Söhnen John und Henry. — Wien iſt in dieſem Augenblicke eine große Gaſtherberge; der Sommer und die Gewerbeausſtellung ſind mächtig anziehende Magnete. Es iſt ein ewiges Kommen und Gehen.

## Berlin, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Ausweiſungsgeſchichte. — Auftritte bei Kroll.

Man hat von anderer Seite allerdings den Verſuch gemacht, die Oppoſitionspreſſe als inficirt mit communiſtiſchen Ideen darzuſtellen, man hat Geſpenſter gemalt, über die man ſelbſt lachen mußte, als ſie fertig waren. Vor Anſtrengungen der Preſſe in dieſer Art durfte alſo auch der beſchränkteſte Verſtand ſich nicht fürchten. Aber anzunehmen, daß ſie durch eine rechtswidrige Ausnahmsmaßregel eingeſchüchtert oder ganz unterdrückt werden könne, hieße doch dem Glauben zu viel zugemuthet. Unangenehm berührt wird freilich Mancher auch von dieſer ſo gezügelten Preſſe, die Haut der Mehrzahl iſt noch jungfräulich, ſie hat noch nicht die Schwielen, um die Nadelſtiche ruhig hinzunehmen. Das iſt ein Unglück, aber eine Injurie wäre es, zu glauben, daß darum eine Regierung plötzlich 50 bis 60 Perſonen, die nichts gethan, als was ſie ihren Beruf nannten, und unter dem Schutz der Geſetze, wie Vagabunden aus dem Lande ſchicken ſollte. Dem Unſinn die Krone aufzuſetzen, nannte man unter den Proſcriptionskandidaten Familienväter, Bürger, angeſeſſene Männer, ja ſelbſt Schriftſteller von ſo gemäßigter Geſinnung, daß ſie wegen derſelben den Angriffen von der radikalen Seite oft ausgeſezt ſind. Der Dr. Wöniger hat dieſen Unſinn in einem leitenden Artikel der Voßiſchen Zeitung, wie er es verdient, beleuchtet. Und dennoch glaubt man noch immer, daß es doch möglich ſey, denn — Itzſtein und Hecker ſeyen ja doch ausgewieſen. So wird hierdurch das Reich des Argwohns in's Unendliche erweitert.

Was wird nicht Alles vermuthet, und was will man nicht Alles in Berlin vermuthen, wenn die Neugier nach Nahrung und der Witz nach Stoff ſucht! Jezt iſt Alles möglich! lautet ein Eckenſteherwitz, der in mannigfachen Anwendungen gebraucht wird. Selbſt die Ausweiſungscalamität bleibt nicht verſchont. Ein Gensdarm trifft in der Nähe der Spree einen verdächtig ausſehenden Menſchen. „Wo kommſt du her?“ — „Vom Baden.“ — „Arretirt!“ — „Warum?“ — „Das fragſt du noch und kommſt aus Baden?“ — In der chineſiſchen Nacht bei Kroll (einer Variation für die italieniſchen Nächte) ließ der Pöbel, nach dem Berliner Ausdruck, Witze los, die über den Spaß gingen. Er ſtürmte die Staketen und wollte auch China ſpielen. Die Sache wurde leider ſehr ernſthaft. Weder die dringenden Bitten des Wirths noch die aufgeſtellten Gensdarmen und Polizeibeamten konnten dem Ungeſtüm des Pöbels wehren. Das Publikum, darunter einige unſerer Prinzen und Gäſte des Hofes, mußten in die Säle flüchten. Staketen, Tiſche, Stühle wurden zertrümmert und Steine und Knittel flogen. Endlich, nachdem die zu ſchwache Gensdarmeriewache hatte weichen müſſen, rückte der Polizeipräſident mit einem Bataillon Infanterie an, vor dem die Tumultuanten in Maſſe allerdings wichen. Dennoch leiſteten noch einzelne Verwegene Widerſtand, es ſezte ernſthafte Verwundungen auf beiden Seiten und viele Verhaftungen. Bedauerliche Exceſſe der Rohheit, die aber ganz iſolirt daſtehen und nur im feigen Muthwillen des Pöbels ihren Grund haben.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 170.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 17. Juli 1845.

Man konnte weiße Hände am Kränzlein rücken ſehn.
Nibelungenlied.

This cap was moulded on a porringer;
A velvet dish! Fye, fye! 'tis lewd and filthy!
Shakespeare.

## Ueber Volkstracht im Gebirge.

### Lezter Artikel.

Zum Schluß unſerer Muſterung der Gebirgstrachten haben wir noch ein Hauptſtück, den Kopfputz der Gebirgsbewohnerinnen, in's Auge zu faſſen.

Wenn wir den älteſten Kopfſchmuck in wohl erhaltener Form zugleich mit dem alten Namen finden wollen, müſſen wir an dem blanken gepanzerten Häuslein im Bregenzer Wald anklopfen und eine Jungfrau heraustreten laſſen mit dem „Schappel“ im zurückgeſtrichenen Flachshaar. Wer hat je geblättert in den Büchern unſerer „Nachtigallen,“ ohne einer ſchönen Frau zu begegnen mit dem „Schapelin“ auf dem lichten Haupt, mit jener Zierde, um welche die Sänger höflich ſangen und kühne Degen fochten? — Im Nibelungenlied flicht man ſolche Kränze, in Triſtan und Iſold verderbt ein verlorenes Schappel die beiden Liebenden. Und wie gern umwindet, als der Ritterſang verklungen, das Volk in ſeinen Liedern die Mägdlein mit den friſchen Schappeln, wie werben die Meiſterlieder darum, und wird es nicht noch heute auf vielen Bauernhochzeiten von den Mägdlein den Buben in allen Ehren geſchenkt? Schon in alter Zeit genügten zu dieſem Putze nicht immer Blumen und das grüne Laub; wir leſen von goldenen Kränzen, mit Edelſteinen und Perlen umwunden; auch aus Sammet und Seide flocht man ſie, und noch heute blitzen vom Scheitel der Landmädchen Rubinen und Smaragden und goldenes Geflecht, freilich nur eitel Flitter und Glas. Im ſpätern Mittelalter erhielten die reichen Schappel, wahrſcheinlich im Gegenſatze zu dem „Kränzlein“ aus natürlichen Roſen und Grün, den Namen „Krönlein,“ und alſo werden ſie auch jezt faſt allgemein genannt, wo ſie noch vorkommen. Im bayeriſchen Oberland iſt das „Krönl“ ein zierlicher kleiner Kronreif, überladen mit Glasſteinen und dergleichen, der aufrecht am Haupte ſteht; im Innthal iſt's eine Art von Neſt aus denſelben Stoffen, das am Hinterkopf mit großen Silbernadeln feſtgeſteckt wird. Die Walſerinnen und Kaſtelruterinnen ſah ich förmlich gekrönt einherſchreiten mit wunderbar gefertigten hohen fürſtlichen Kronen aus Gold- und Silberdraht, Flittern, kleinen Röslein und Sternen mit rothen Seidenſchleifen daran, die in den Nacken niederfielen.

Gold und Perlen dürfen nie fehlen. Hierin folgten die baueriſchen Jungfrauen genau den vornehmen; noch im vorigen Jahrhundert verſchmähten die höchſten Bürgerstöchter zum gepuderten Haare dieſe flimmernden Ehrenzeichen nicht. Die neuere Zeit bewahrt aber die Kränze, welche ſonſt wohl öfter zur Schau kamen, meiſt nur noch für die ſeltene Feier einer Hochzeit oder für die Prozeſſionen. So iſt auch der Gürtel, der früher ſo

Digitized by Google

allgemein geweſen, was uns viele Bilder und einzelne Landſchaften, wie der Gurt der Bregenzer-Wälderin und Puſterin noch belegen, zum bräutlichen Abzeichen geworden, das nur einmal im Leben verwendet wird, z. B. im Iſarwinkel, wo er ſo maleriſch ſich um die Hüften ſchlingt und das feine Spitzentuch tragen muß, und auf Kaſtelrut, wo er, von ſtahlernen Schuppen glänzend, ächtdeutſch Schlüſſelbund und Meſſer tragt.

An manchen Orten erſezt irgend eine ſeltſame Art von Haube den jungfraulichen Kranz; ſo im Etſchland und Vintſchgau die ſogenannte Heiligengeiſthanbe aus ſchwarzen Spitzen, in drei große Ecken gebogen, der bäuriſchen Phantaſie wohl als die ſymboliſche Taube erſcheinend. Auch dieſe Form reicht in jene Zeiten zurück, wo ſich Bürger- und Bauertracht noch verwandter waren als heute, beſonders in den Gegenden, wo von Alters her freiſames Gebaren und nachhaltige Wohlhabenheit den Bauer nicht unter, ſondern neben den Herrn, oder beſſer geſagt, ihm gegenüber ſtellte. Alle Traditionen im Etſchlande zum Beiſpiel und vielfältige Vergleiche mit den Porträts herriſcher Frauen deuten darauf hin, daß faſt noch im ganzen vorigen Saculum die Bürgerfrauen wenig voraus hatten vor einer reichen Maiſerin oder Algunderin. Noch ſind ja die werthvollſten Prunkſtücke unſerer Ahnfrauen bei den Bäuerinnen in Ehren, wie die ſammtenen, mit Pelzwerk oder Borten beſezten Halbhandſchuhe („Armſtützlen“), im Unterinnthal die Halsſchnüre aus Granaten, im Kloſterthal und in Gröden die korallenen „Halsnuſter,“ im Lechrain und Allgäu die Tücher mit Goldſpitzen und Aehnliches.

Sollen wir nun auch beſtimmen, welche Kopfbedeckung unter dem Frauenvolke überhaupt die üblichſte iſt, ſo könnten wir wohl ſagen, daß es eben ſo ſchwer ſey, es unter einen Hut als unter die Haube zu bringen, wenn gleich der eine wie die andere mit Macht allerwarts ſich der Köpfe bemächtigt haben. Je häßlicher jedoch manche dieſer Formen erſcheinen, deſto ſchneller wollen wir ſie in unſerer Erläuterung abfertigen. — Faſt durch's ganze Gebiet unſerer Kleiderſtudien ſtülpt ein unerklärlicher Geſchmack ſelbſt auf die jüngſten und hübſcheſten Köpfe jene abſurde Art von Wollenmütze in Kegelform, die man von ihrem Fabrikorte „Schwazer Hauben.“ auch „Pfötſchlhaube, blawe Haube“ nennt. Sie ſind von dunkelblauer, oft geſprengelter oder auch weißer Wolle dicht und dick geſtrickt und rauh geſchoren, und mögen ſie nun ſich höher ſpitzen wie im Wippthal, im Etſchthal, bei Brenzen im Puſterthal, oder breiter auseinander quetſchen wie in Paſſeier, Bregenzer Wald u. a., nicht leicht mag man ein häßlicheres Unding erfinden als dieſe ſchweren läſtigen Wollberge. Sie hatten aber auch ihre Glanzperiode, und man weiß, daß adelige Damen der Maiſer Edelſitze noch um 1790 dieſelben Mützen, wenn auch etwas kleiner und feiner und ſchneeweiß, am Werktage zu tragen beliebten, während ſie bei allen Staatsactionen mit den hohen „Schöpfen“ am Haupte einherrauſchten. Ganz klein zuſammengeſchrumpft zeigen ſie ſich beſonders bei alten Weiblein im bayeriſchen Oberlande, und da meiſt ſchwarz gefarbt und glatt.

Geht man ihrem Urſprunge nach, ſo möchten ſich nach den Trachtbüchern des ſechzehnten Jahrhunderts adelige Ahnen dafür finden; das Pelzwerk derſelben verwandelte die bäuriſche Sparſamkeit in Wolle, wenn ſich auch einzelne wirkliche Pudel- und Otternhauben damals ſchon eingefunden haben, die erſt in neuerer Zeit ſtrichweiſe, z. B. im Oberinnthale, an den ſchwabiſchen Marken, im Garniſchgau, zur allgemeinen Sonnagstracht ſich ausgebreitet haben. Das ſechzehnte Jahrhundert liebte es beſonders, die Sonderlichkeiten der einzelnen Völker durcheinander zu würfeln, und ſeit die ſpaniſchen Habsburger ſich viel mit Böhmen, Ungarn und Polen zu ſchaffen machten, fand man am ſlaviſchen und magyariſchen Kleiderweſen des Nachahmungswerthen zum Ueberfluß, und ſo unter andern auch die Pelzmützen. Aeltere Exemplare mit höherem Rücktheile und rundem Boden, auch unter Männern gangbar, laſſen den ächten ungariſchen Zuſchnitt nicht verkennen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die Londoner Straſsen.

(Fortſetzung.)

Ein ſolcher Mann als Krämer kommt mir — sans comparaison — vor wie ein ehrlicher Schafhund, der aufwarten ſoll. Sein Geſchäft kann unmöglich gedeihen, und wenn es gedeiht, ſo thut er gewiß nichts dazu. Vor Jahr und Tag konnte er noch bis an's Ende des Regentspark gehen, konnte von dort hinausblicken in Gottes freie Natur; jezt tragen ihn ſeine Füße kaum bis an's Ende der Straße, und er weiß und ſagt ſich, daß die Blüthen und Blumen des Frühlings für ihn bloß noch in der Erinnerung blühen. Nur von Zeit zu Zeit erhellt ein heiterer Strahl ſein und der Seinigen dunkles, freudenarmes Leben. Ich meine, wenn ein alter Nachbar vom Lande — und wäre er noch ſo wenig mit ihnen bekannt geweſen — ſich zufällig einfindet. Dann brechen die kalten, von Kummer gebrochenen Stimmen in lebendige Glut und fröhliche Aufregung aus. Laute herzliche Begrüßungen und Fragen verdrangen die gewohnte Stille und mit halber Gewalt wird der Gaſt in das Ladenſtübchen und auf einen Stuhl gezogen. Da erzahlt er

eine Viertelſtunde lang von den alten Nachbarn und was ihm und ihnen begegnet iſt, und die Tochter ſchafft das Beſte herbei, was Küche und Keller vermögen; viel und Leckeres freilich nicht, aber es wird mit Herzlichkeit gegeben. Kommt während deſſen Jemand in den Laden, ſo wird er von der Tochter, die überhaupt nicht zum Ladenmädchen geboren ſcheint, mit ſtürmiſcher Haſt abgefertigt. Es zieht ſie in die Stube zurück, um von den Worten des Gaſtes keines zu verlieren. Nur zu bald ſteht er auf; Alle erſchrecken, er muß fort; wenn Landleute zur Stadt kommen, haben ſie ſtets Eile. Vergebens bittet die Familie um längeres Bleiben; er geht, und ſobald er fort iſt, kehrt die frühere todte Stille zurück. Es mag in den Londoner Hintergaſſen viele Menſchen geben wie der alte Landmann ſammt Frau und Tochter.

Nach dem, was ich Gelegenheit gehabt habe zu bemerken, wechſeln die Bewohner einer Hintergaſſe außerordentlich ſchnell. Eine oder zwei Familien halten vielleicht drei oder vier Jahre aus; das ſind ein Pfandverleiher und ein Schenkwirth, die, wenn ſie nicht kreditiren, gute Geſchäfte machen. Sie ſind die Ariſtokraten der Hintergaſſe und betragen ſich dem gemäß. Für die Uebrigen iſt ein einjähriger Aufenthalt ſchon lang. Manche ziehen ſchon nach einem Vierteljahr, einem Monat, einer Woche wieder fort; man miethet auch in der Regel wochenweiſe. Dieſer ſchnelle Wechſel erklärt ſich daraus, daß die Hintergaſſe nur ein pis-aller iſt, eine Zuflucht für Menſchen, die nicht wiſſen wohin. Ein Bedienter heirathet, ſeine Herrſchaft erfährt es und verabſchiedet ihn. In der Verzweiflung weiß er nichts Beſſeres anzufangen, als daß er einen Laden in einer Hintergaſſe miethet. Junge Männer, die ſtudiren wollen, aber durch Armuth oder andere ungünſtige Verhältniſſe daran gehindert wurden, nehmen Quartier in einer Hintergaſſe, kündigen eine Schule an und geben der Hoffnung Raum, damit ihren Unterhalt zu erwerben. Thörichte Menſchen, die noch lernen müſſen und bald lernen, daß da wo die meiſten Kinder ſind, die wenigſte Neigung iſt, Schulgeld zu bezahlen. Kramer, die in Hauptſtraßen eingepackt haben, denken ſich in einer Hintergaſſe durchzubringen. So treten jeden Monat neue Laden in's Leben, die häufig ſchon im nächſten wieder ſterben. Dann kommen die unabweisbaren Affichenankleber und bekleiſtern den Laden und das Haus von unten bis oben, kreuz und quer. Der Hausbeſitzer tobt dagegen; die Ankleber überliſten ſeine Vorſicht und kleiſtern fort. Unerwartet ſind eines ſchönen Morgens die Affichen verſchwunden und das Haus getüncht; der Laden ſpringt auf und ſtellt ſich als Speiſehaus dar. Hinterm Fenſter dampft ein ſaftiger Rindsbraten — a round of beef — zwanzig Pfund ſchwer, ihm zur Linken eine Schüſſel mit Bratwürſten, zur Rechten gehackte Fleiſchſchnitte — mince collops. All das ſieht ſo appetitlich aus, daß man glauben ſollte, ganz London müſſe zum Genuſſe herbeiſtrömen. Der Speiſewirth glaubt es wohl auch, denn Tag für Tag ſtellt er ſeine Lockungen zur Schau. Sey es aber, daß die Menſchen aufgehört haben, Speiſehäuſer zu beſuchen, oder daß ſie den Werth und die Trefflichkeit des neuen Inſtituts bezweifeln, Niemand ſpricht ein, und nach ſpäteſtens einem Monate fällt Haus und Laden wieder den Affichenanklebern in die Hände, die gleich den Leichenbeſtattern jeden Todesfall ſchon in der Ferne wittern. Mit einem Worte, Alles und Jedes wird in einer Londoner Hintergaſſe verſucht; ſie iſt der Platz für verlorene Hoffnungen und hoffnungsloſe Auswege, ein Sammelplatz derer, die anderwärts nicht reuſſirt haben, eine Stufenleiter von wenig zu nichts. Und das iſt ſie, ein Dutzend Ellen entfernt von den ſpiegelblanken Hinterfenſtern üppiger Salons, wo der Reichthum ſchwelgt und Kopfſchmerzen Folge der Ueberſättigung ſind.

Die Phyſiognomie der Hintergaſſen iſt, wie man ſieht, eine eigenthümliche und markirte, aber ſie iſt nicht immer dieſelbe. Sie verändert ſich je nach den Tageszeiten. Am häßlichſten iſt ſie Morgens, verdroſſen, ſchläfrig, hohläugig, in jedem Zuge die Sünden der vergangenen Nacht. Unerquickliche Ueberbleibſel — zerbrochene Töpfe und Glasſcherben ſind nicht das Schlimmſte — bedecken das Pflaſter. In herabhängendem Rocke und ungekämmtem Haar hebt ein Mädchen die Vorſetzer des Ladens aus. Gegenüber thut es ein Mann, die Nachtmütze auf dem Kopfe, die Pantoffeln an bloßen Füßen. Ein Karren mit einem Faſſe Buttermilch lockt Schlaftrunkene aus den Häuſern, und langſam fängt das erwachte Leben an ſich zu regen. Bis Mittag hat die Phyſiognomie ſich verbeſſert. Die Scherben ſind weggeräumt, der Unrath iſt verſchwunden. Wenige Einwohner ſind ſichtbar; ein Arzt, der ſeinen Wagen am Eingang der Gaſſe hat ſtehen laſſen, ſucht die Hausnummer eines in der Nacht zu Schaden Gekommenen; Kohlen werden abgeladen und Schellfiſche und Häringe ausgerufen. Abends gehört die Gaſſe zahlloſen Kindern, und ein Erwachſener kann von Glück ſagen, kommt er die Gaſſe hinab, ohne über ein Springſeil zu ſtolpern, von einem Reif an das Schienbein, von einem Ball in's Geſicht getroffen zu werden. Zu Zweien oder Dreien, beſchäftigt und müßig, ſtehen die Mütter in den Hausthüren und ſehen den Spielen der lieben Kinder zu. Hie und da zeigt ſich eine Dirne, die Backen friſch gewaſchen, mit ungeheuern Locken, die laute Bewunderung des von der Arbeit heimkehrenden Zimmergeſellen, die ſtille Sehnſucht des herüber blinzelnden Gewürzkrämerlehrlings. Inzwiſchen hat die Sonne ſich ſo weit nach Norden gedreht, daß ſie zum erſtenmale ihr Licht in die

Digitized by Google

dunkle Gaſſe wirft. Das gibt der Phyſiognomie einen Ausdruck von Heiterkeit. Nicht lange, ſo gleitet er vorüber, und die Nacht führt Dinge herbei, welche die Scene verändern. Die Verkaufsladen werden geſchloſſen, aber man braucht nicht durch Klinzen in die Trinkſtuben zu lugen, um von der Völlerei ſich zu überzeugen, die hier im Schwange geht. Bachantiſches Singen und wildes Jauchzen iſt von außen zu hören. Eine Thür geht auf; zwei Madchen ſtürzen hervor, zwei Männer ihnen nach; aus Geſchrei wird Kampf, das Getümmel verliert ſich, dagegen brüllt es aus einem Fenſter: „Polizei, Polizei!“ Niemand erſchrickt, jeder iſt daran gewöhnt. Und ſo endigt der Tag einer Londoner Hintergaſſe.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, Juni.**

(Fortſetzung.)

Die jüdiſche Reform. — Die neukatholiſche Bewegung.

Auch hier wollen ſich proteſtantiſche Freunde zuſammen thun; es iſt aber zu beſorgen, daß die Sache in der Reſidenz, wenn nicht gerade aus Mangel an Ernſt, doch an der mephiſtophetiſchen Begleitung, welche ſich an alles Ernſthafte hier hängt, ſcheitern dürfte. Alle konfeſſionellen und religiöſen Bewegungen von heut haben ihren Kern mehr in den Provinzen; dort iſt es Bedürfniß, hier miſcht ſich in den Ernſt und die Begeiſterung Mode und Spielerei. Nur die jüdiſche Reformbewegung dürfte davon eine Ausnahme machen. Das eigentliche Bedürfniß wird von der Maſſe, die in den kleineren Städten nur dem Erwerb nachgeht und mit dem Formelweſen ſich abfindet, weniger empfunden; in den größeren Städten aber ſtoßen Bildung, Umgang mit Chriſten und ein wirklich empfundenes religiöſes Bedürfniß ſich an dieſe Formen, die dem Geiſt nicht mehr genügen, und mit rühmenswerthem Eifer arbeiten ſich die Reformfreunde hier in die Hände. Nach auswärts ſcheinen ihre Verbindungen jedoch erſt mit Breslau und Frankfurt am Main ernſthafter zu werden. Nach der leztern Stadt wird eine Commiſſion von hier aus, an deren Spitze Dr. Stern ſich befindet, reiſen, um die Verbindungen feſter zu knüpfen und die beſprochene Synode vorzubereiten. Früher hatte Stern Aufforderungen erhalten, ſeine Reformreden auch vor dem dortigen Publikum zu halten. Seit ſie gedruckt und daher Jedem zugänglich ſind, würde dieß unpaſſend ſeyn. — Die Neukatholiken freuen ſich des entſchiedenen Uebertritts Theiners zu ihrer Sache. Ob derſelbe hier ſeinen Wohnſitz aufſchlagen wird, iſt nach dem vorhin Angedeuteten zweifelhaft. Breslau, wo, nach Schneidemühl, der nächſte und mächtigſte Impuls ſich hervorgethan, hätte als Hauptſtadt des katholiſchen Schleſiens und da ſich dort bereits eine ſehr bedeutende Gemeinde zuſammengethan hat, mehr Anſprüche auf ſeine leitende Gegenwart. Der Katholicismus in Berlin iſt eine Kolonie in einem fremden Lande. Wenn in dieſer Kolonie ſich eine neue Kolonie, in der Ausnahme eine neue Ausnahme ſich bildet, ſo hat das nur Bedeutung, weil die Augen des Landes auf ſeine Hauptſtadt gerichtet ſind. Die hieſigen Vorſteher ſind eifrig, der neue Prediger Brauner ſpricht in ſeinen Vorträgen an, aber bedeutend vergrößern kann ſich die neue Gemeine nicht, da der Stoff dazu fehlt. Der Stamm der hieſigen Katholiken beſteht aus von auswärts her verſchlagenen Individuen, aus Beamten, Künſtlern, Soldaten, Handwerkern, wozu einige eifrige Neukatholiken kommen. Dieſe laſſen ſich nicht bekehren, ſondern möchten lieber bekehren; unter jenen möchte aber eine große Anzahl von Indifferenten ſeyn, die, gleich ſo vielen Juden, es nicht der Mühe werth halten, überzutreten, was ja immer mit einem Eclat verbunden iſt und andere Rückſichten verlezt. In den öſtlichen Provinzen iſt die Sache eine Wahrheit, ein Bedürfniß und Leben darin, weil ſie mit Kampf verbunden iſt. Von großer Wichtigkeit bleibt die Reform in Danzig, wo bereits 700 Familien zur neuen Kirche gehören. Wenn dieſe Reform durchſchlüge und ein Feuereifer ihre Jünger begeiſterte, wäre dort im Caſſubenlande viel zu gewinnen, ohne daß die römiſch-katholiſche Kirche darum etwas verlöre. Denn das verdumpfte, im finſterſten Aberglauben, in Faulheit, Schmutz und Aberglauben verſunkene Volk an der weſtlichen Mündung der Weichſel, wo der Hexenglaube noch gäng und gäbe iſt und Hexenprozeſſe vorkommen, iſt eine pars, welche die römiſche Kirche denen der infidelium ruhig zuſchreiben mag. Es iſt von dorther für ſie keine Ehre und kein Vortheil zu holen. Der lutheriſchen Reformation war es nicht gelungen, in dieſes verſumpfte Slaventhum einzudringen; gelänge es der neukatholiſchen, hier zu lichten und Kultur, Vernunft und Moral in das Volk zu ſeinem eigenen Beſten zu bringen, ſo wäre das ein vortreffliches Werk. Man verwechſele den Katholicismus hier übrigens nicht mit dem im eigentlichen Polen. Bei den Polen iſt er mit Begeiſterung, allenfalls mit Fanatismus und ſarmatiſchem Nationalſtolz verbunden; in jenen abgetrennten Theilen, die mit der Verbindung ſelbſt die Erinnerung an die polniſche Nationalität verloren haben, iſt es nur ein dumpfes, bewußtloſes Feſtkleben am Hergebrachten. Die katholiſchen Prieſter ſelbſt verdumpfen oder fühlen ſich unter dieſer Bevölkerung unglücklich. Ganz anders iſt es wieder in dem gewerbfleißigeren Ermeland, rechts von der Weichſel. Hier iſt der Katholicismus mit Bewußtſeyn gepaart; man iſt bigott und ſtolz darauf. Die Reform dürfte wenig Anhänger finden. Es war hier, in Braunsberg, wo Czerski von der Gymnaſialjugend mit Steinwürfen empfangen und hinausbegleitet wurde. In Königsberg wieder möchte die kleine katholiſche Kolonie viel Aehnliches mit der Berliner haben, und wenn ſie ſich daſelbſt hervorthut, möchte man die Motive wohl in der allgemeinen politiſchen Bewegung Oſtpreußens ſuchen. Die Gemeinen hier und in Danzig haben einen erſten Sieg gegen die Regierungsmaßregeln errungen, indem beiden die ihnen dargebotenen evangeliſchen Kirchen geöffnet geblieben ſind. Bei der Anzahl der Neukatholiken in Danzig, den eigenthümlichen Verhältniſſen der alten freien Stadt, ihrem lokalen Charakter und dem allgemeinen Intereſſe, welches Magiſtrat und Bürgerſchaft an der Reformbewegung nehmen, war dieſe Verwendung beim König und die Gewährung zu erwarten. Uebrigens dürfte ſie bald überall zu erwarten ſeyn, denn das poetiſche Schauſpiel der Andachten im Freien und der Wald- und Bergpredigten könnte ſo anziehend werden, daß man es von Polizei wegen doch für gerathener hielte, den Gemeinden, obgleich ſie im geſetzlichen Sinne keine ſeyn ſollen, lieber die proteſtantiſchen Kirchen wieder aufzuſchließen.

(Fortſetzung folgt.)

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 57.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 171.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 18. Juli 1845.

Entzaubre dir Verſtand und Herz!
Lerne das Ewige kennen,
Und faß es in dein Herz!
Herder.

## Reliquien von Karl Valentiner. *

### Reſignation.

Entſage Allem, fordre Nichts,
Laß alles ſtolze Wünſchen fahren;
Denn nur wer fordert, dem gebrichts,
Und nur den Reichen ſiehſt du ſparen.

Sey du ſtets arm, auch arm an Sorgen,
Dann iſt ein jedes Glück dir neu,
Und unverhofft kommt jeder Morgen,
Daß er dir zum Genuſſe ſey.

### Haß und Liebe.

Kennſt du die Welt und mußt ſie haſſen,
So klage ſelber dich mit an;
Selbſt haſſend kannſt du ſie nicht laſſen,
Die auch von dir nicht laſſen kann.

So lerne denn die Welt zu lieben,
Nicht, wie ſie iſt in ihrem Schein: —
Siehſt du ſie erſt vom Geiſt getrieben,
Wirſt du von ihr begeiſtert ſeyn.

* Pfarrer in Holſtein, geſt. 1844.

### Neue Hoffnung.

Alle Menſchen wollt' ich meiden,
In die Wüſte wollt' ich gehn,
Denn ich mochte ſolche Freuden,
Solche Leiden nicht mehr ſehn.

Schwäche war mir all ihr Lieben,
Ihre Arbeit eitles Mühn,
Keiner war vom Geiſt getrieben,
Fühlte ſeine Feuer glühn.

Doch ich Thor! als ich gedachte,
Was der Heiland hat gethan,
Wie Er ſtill Sein Werk vollbrachte,
Ungeſtört von Menſchen-Wahn;

Als ich Seine Liebe ſchaute,
Als ich Seine Kraft verſtand,
Da es Ihm vor uns nicht graute,
Ob Er uns gleich ſchwach erfand:

Bin ich ſtill umhergegangen,
Hab' bei Jedem ernſt gebüßt;
Neue Hoffnung, ohne Bangen,
Hat mich wieder froh begrüßt.

Digitized by Google

### Gottes Sohn.

Ja wohl, Er iſt und heißet Gottes Sohn;
Wer ſolche Welt nicht gab verloren,
Wer ſolchem Haß geboten Liebeslohn,
Wer ſo gepredigt tauben Ohren,
Wer ſolches Leid in ſeiner Bruſt getragen,
Der iſt aus Gottes ew'gem Geiſt geboren,
Denn nur Gott ſelbſt kann ſolches Leben wagen.

## Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Fortſetzung.)

Will man mit den Pelzvorbildern für unſere Haubenungethüme ſich nicht beruhigen, ſo treffen wir ſchon im vierzehnten Jahrhundert, gerade als Margarethe, die Maultaſche, in Tirol Hof hielt, neben anderem Plunder eine Art von Toque franzöſiſchen Urſprungs, ein turbanartiges Ding, das, freilich aus edlern Stoffen aufgebauſcht und mit Juwelen behängt, dennoch der Schwazer Mütze zwillingshaft gleicht. Sollte von der guten Gräfin, die in den tiroliſchen Zuſtänden allerlei Neuerungen herbeizuführen wußte, auch zu dieſer der Anſtoß gegeben worden ſeyn, ſo möchte man ihr dafür noch weniger verbunden ſeyn als für manche andere.

Laſſen wir indeſſen die Maultaſche und die Pfötſchelhauben in Frieden ruhen und beſehen wir lieber die zweite ſchönere Kopfbedeckung der Berglerinnen — den Hut. Wir wiſſen wohl, daß gleichzeitig mit dem Schappel und der Stauche der Hut als eigenthümlich weibliche Tracht vorkommt (als Schattenhut), und daß er ſeine beſondere Form hatte neben den Männerhüten; nichts deſto weniger werden wir nicht irren, wenn wir ihn als vom Haupte des Mannes durch weibliche Selbſtherrlichkeit entlehnt betrachten. Von der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts an bis zum Ausgange deſſelben dürfte der Hut als gleichförmige Tracht am verbreitetſten geweſen ſeyn, beſonders im Bürgerſtande, und als einzelne Ausnahme, z. B. wenn man in der Klag ging, auch zum Hochzeitputz, erhielt ſich derſelbe noch in den darauf folgenden Zeiten; die Trauerweiber des Münchner Spitals tragen ihn noch heute, ſpitz und breitrandig, gleich dem Unterinnthalerhut. Er erfreute ſich, wie ältere Bilder beweiſen, im Lande einer weiten Verbreitung und erſcheint in einzelnen Nachzüglern da, wo er faſt ganz ausgerottet wurde, wie im Ammergau. Im Gebirge hielt er ſich tapfer gegen alle Arten von Hauben und wird vom jüngern Geſchlecht in der bildſamen Zillerthaler Form häufig angenommen, wo er früher nie gegolten hat, wie auf den Innthaler Mittelbergen rings um Innsbruck, ſelbſt hart an Schwaz, wo die häßliche Mützenbrut ihr Neſt hat.

Es begegnen uns alle Abarten des Männerhutes auch auf weiblichem Scheitel; als da ſind der Durer Hut in ſeiner Heimath, in Alpach und Wildſchönau, ja ſelbſt in Deffereggen, das ſchmalrandige Spitzhütl der Miesbacherinnen mit den Bandroſen und dem „Büſchel,“ der Zillerthaler Hut, der mehr gleichweite mit zierlicher Hängſchnur geputzte der Unterinnthalerinnen, welcher den mit großen ſchwarzſeidenen Schleifen behangenen der Chiemgauerinnen und den mit breitem Sammtband und Silberſchnalle aufgeputzten der Weiber im Algau, um Tölz und Benediktbeuern zu Brüdern hat. Das lange Regiſter wird von dem flachen ſchwarzen der Sarnerinnen und Ultnerinnen, der Berglerinnen um Meran und im Vintſchgau in monſtröſer Geſtalt abgeſchloſſen, und der chineſiſch wunderliche „Knödelhut“ der Kaſtelruterin hinkt nach.

Hier könnten wir auch noch die randloſen ſchwarzen Kegelmützen der Pfafflarinnen und Montavonerinnen („Stotz, Maßle“), die denen der griechiſchen Popen auf ein Haar gleichen, einſchalten und tiefſinnige Forſcherideen darüber entwickeln, wenn nicht die Belege allzu gering oder die Vermuthungen allzu weit aus romaniſchrhätiſchen Urzeiten herzuholen wären, wobei uns auch das Bedenken abhält, des Guten bereits zu viel gethan zu haben. — Aber die niedliche „Schwobkappe,“ das „Schläpple,“ das bunt und bildſam die Zopfkrone bedeckt und feine Spitzenſchatten über das Vorderhaupt breitet, dürfen wir an den Deutſchnofnerinnen und Kaſtelruterinnen ſo wenig überſehen als an der Montavonerin und Patznauerin, weil es uns den Satz vertheidigen hilft, „daß die Germaniſirung Tirols vorzugsweiſe von den Alemannen herrührt,“ wie Bernhardi bemerkt, welcher Theſe wir nur die nähere Bezeichnung des „ſüdweſtlichen“ einſchalten.

Werfen wir einen ſchlichtenden Blick in die Unmaſſe der aufgezählten weiblichen Garderobeſtücke und einen vergleichenden auf die oben verſuchten Gruppirungen der männlichen, ſo müßten wir, um einige chronologiſche Ueberſicht zu erzielen, das Urhemde neben die Juppe der Bregenzerwälderin, die kurzen Schälke in Dur und im Oberland neben das Meraner Hemd u. ſ. w. hängen, und würden am Ende erſehen, daß am eheſten noch immer eine Uebereinſtimmung männlicher und weiblicher Tracht ſich erhalten habe aus dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

## W. Neumann an Fouqué.

——Ihr Sigurd, den ich, durch eine kleine Reiſe bisher verhindert, jezt erſt leſe, gibt mir herrlichen Genuß, und ich danke Ihnen recht innig dafür. Wie ſchön und kraftvoll haben Sie dieſe ungeheuren Felſenmaſſen der Urzeit zu einem hehren, kühnen Bau zuſammen gethürmt und gefügt, daß man Grauſen und Luſt zugleich dabei empfindet! Wie ſoll man nicht klagen, daß uns alle dieſe großen vaterländiſchen Mythen ſo ſehr fremd geworden ſind, ſo daß wir faſt als Ausländer leben auf dem heimiſchen Boden! Unſere ganze Natur aber bildet mit jener einen ſo ſcharfen Gegenſatz, daß ſie dagegen nicht als eine veränderte bloß, ſondern faſt als eine ganz andere erſcheint. Freilich iſt es großentheils dem Chriſtenthum zuzuſchreiben, das uns durch eine tiefe Kluft abriß von jener phantaſtiſchen Welt; aber haben wir nicht auch ſeine ſchönen Gebilde, ſeine Kinder, erzeugt von der alten Kraft mit der neuen Liebe, dahin ſterben laſſen und vergeſſen? So iſt der Deutſche wie einer, der ein paar ſelige glänzende Träume zu vergeſſen ſucht, damit ſie ihn in ſeinem Alltagswerke nicht konfus machen, das doch der elendeſte Traum iſt von allen. Da muß denn ein ſinniger Baumeiſter uns kühne Brücken ſchlagen in die alten ſeligen Inſeln, damit wir uns dahinüber retten können aus dem Schlamme der Gegenwart! Aber wie wenige wagen ſich mit hinüber! Der Bogen iſt ihnen zu hoch, zu dreiſt; ſie wollen lieber waten und klettern, und hinab zu ſtürzen fürchten ſie mehr als zu verſinken, denn dieſes geht langſamer. Das poetiſche Leben iſt bei uns um nichts beſſer, wie das politiſche, oder vielmehr beide leiden an Einer Krankheit. Wenn ich dieſe Geſichter anſehe (und leider muß ich's jezt zum Theil), die zu Rath geſeſſen haben bei uns in Krieg und Frieden, und ihre Worte höre, ſo geht mich ein Grauſen an; ich kann's gar nicht gewohnt werden, und ich finde jezt, daß wir vor unſern Unfällen weit mehr zu beklagen waren, als nachher; denn was helfen die rothen Backen, wenn die Lunge verfault? und für dieſe Geſpenſter hat denn doch nun der Hahn gekräht. Faſt möchte man zu Gott beten: „Vater, gib uns noch mehr Unglück!" denn wahrhaftig, der Trank hat uns gut gethan, nur bei vielen lange noch nicht genug. Doch über dieſe Materie ließe ſich unendlich vieles ſagen, und bei einiger perſönlicher Freiheit kann ein geſundes Gemüth wohl Verwahrungsmittel genug finden gegen dieſes Uebel, das an dem großen Körper nagt, bis all die verdorbenen Theile abgeſchnitten ſind und geſunderes, friſcheres Blut die Adern wieder füllt.

Berlin, 25. October 1808.

Ihr Freund W. Neumann.

c. c. a. a.

## Heinrich von Kleiſt an Fouqué.

Mein liebſter Fouqué.

Ihre liebe freundliche Einladung, nach Nennhauſen hinaus zu kommen und daſelbſt den Lenz aufblühen zu ſehen, reizt mich mehr, als ich es ſagen kann. Faſt habe ich ganz und gar vergeſſen, wie die Natur ausſieht. Noch heute ließ ich mich in Geſchäften, die ich abzumachen hatte, zwiſchen dem Ober- und Unterbaum über die Spree ſetzen, und die Stille, die mich plötzlich in der Mitte der Stadt umgab, das Geräuſch der Wellen, die Winde, die mich anwehten — es ging mir eine ganze Welt erloſchener Erinnerungen wieder auf. Inzwiſchen macht mir eine Entſchädigungsforderung, die ich, wegen Unterdrückung des Abendblatts, an den Staatskanzler gerichtet habe und die ich gern durchſetzen möchte, unmöglich, Berlin in dieſem Augenblick zu verlaſſen. Der Staatskanzler hat mich durch eine unerhörte und ganz willkührliche Strenge der Cenſur in die Nothwendigkeit geſezt, den ganzen Geiſt der Abendblätter in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten umzuändern; und jezt, da ich wegen Nichterfüllung aller mir deßhalb perſönlich und durch die dritte Hand gegebenen Verſprechungen auf eine angemeſſene Entſchädigung dringe, jezt läugnet man mir mit erbärmlicher diplomatiſcher Liſt alle Verhandlungen, weil ſie nicht ſchriftlich gemacht worden ſind, ab. Was ſagen Sie zu ſolchem Verfahren, liebſter Fouqué? Als ob ein Mann von Ehre, der ein Wort, ja ja, nein nein, empfangt, ſeinen Mann dafür nicht eben ſo anſähe, als ob es vor einem ganzen Tiſch voll Räthen oder Schreibern mit Wachs und Pettſchaft abgefaßt worden wäre? Auch bin ich mit meiner dummen deutſchen Art bereits eben ſo weit gekommen, als nur ein Punier hätte kommen können; denn ich beſitze eine Erklärung, ganz wie ich ſie wünſche, über die Wahrhaftigkeit meiner Behauptung von den Händen des Staatskanzlers ſelbſt. Doch davon ein Mehreres, wenn ich bei Ihnen bin. — Müllers Buch iſt eines von denen, welche die Störrigkeit der Zeit langſam wie eine Wurzel den Felſen ſprengen können, par explosion. — Was ſchenken Sie uns denn für dieſe Meſſe? Wie gerne empfinge ich es von Ihnen ſelbſt, liebſter Fouqué! ich meine von Ihren Lippen, an Ihrem Schreibtiſch, in der Umringung Ihrer theuern Familie! Denn die Erſcheinung, die am meiſten bei der Betrachtung eines Kunſtwerks rührt, iſt, dünkt mich, nicht das Werk ſelbſt, ſondern die Eigenthümlichkeit des Geiſtes, der es hervorbrachte, und der ſich, in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit, darin entfaltet.

Den 25. April 1811.

H. v. Kleiſt.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, Juni.**

(Fortſetzung.)

Die religiöſe Reaktion.

Es iſt unbezweifelt, daß der freiere Sinn innerhalb der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit in der lezten Zeit Fortſchritte gemacht hat, und daß ſelbſt ſolche, welche die junghegelſchen Tendenzen verwerfen und die populären Einwirkungen der Köthener Lichtfreunde nicht ganz billigen, durch manche Maßregeln von der andern Seite zurückgeſchreckt, ſich jenen, wenigſtens in der Maſſe, wieder nähern. Abgeſehen von den andern Verſuchen, den proteſtantiſchen Geiſt wieder in engere Formeln zu bannen, hat die evangeliſche Kirchenzeitung dazu das Ihrige beigetragen, ſo gut als der Trierſche Rock zur Ronge- und Czerski'ſchen Bewegung: die Bannformel gegen die Verflachung, welche durch ſo viele Jahrzehnde vor den geiſtigen Deutſchen ihre Kraft ausübte, fängt dieſe an zu verlieren. Langſam zwar, aber doch bricht die Erkenntniß durch, daß die tiefſte Wahrheit ſich nicht in ein dunkel faltenreiches und vornehmes Kleid zu hüllen habe, daß ſie vielmehr, ſchlicht und einfach ſich gebend wie ſie iſt, denſelben Anſpruch auf Anerkennung habe. Das bedeutungsvollſte in Köthen ausgeſprochene Wort möchte das ſeyn, daß der Freund des Lichts ſtark ſeyn müſſe auch gegen die Anſchuldigung der Trivialität. Die Aufgabe iſt ſchwer; bringt ſie aber durch, ſo iſt damit eine tiefe Breſche in die Ummaurung der Gegner gelegt. Die Proteſtation der Mehrzahl, wenigſtens der angeſehenſten unter den hieſigen Geiſtlichen gegen die Imputation, als hätten ſie in der Wisliceus'ſchen Sache auf deſſen Amtsentfernung gedrungen, iſt gewiß das Zeichen einer veränderten Richtung. Es ſind Namen darunter, welche der ſtreng ſymboliſchen Richtung angehören; aber unerwartet hat das Prinzip der Gewiſſensfreiheit auch auf dieſer Seite geſiegt. Möglich, daß Einige darunter mit bei jener Synodalverſammlung auf die Knie gefallen ſind und mit gebetet haben um Erleuchtung der irrenden Köthener Brüder, aber der Strahl des Lichts hat ſich auch in ihnen nicht verdunkeln laſſen, daß nicht die Staatsgewalt es iſt, welche die irrenden Brüder zum rechten Wege zurück zu nöthigen berufen iſt. Andere haben ſich jener Erklärung nicht angeſchloſſen, obgleich in ihren Anſichten damit einverſtanden, weil dieſelbe eine Rüge gegen diejenigen ihrer Amtsgenoſſen einſchließe, welche einen ſolchen Antrag bei der Behörde gemacht haben können. Denn auch über das vorangehende Faktum waltet noch eine Dunkelheit ob. Man bemüht ſich, es in Abrede zu ſtellen: es ſey nicht ſo weit gegangen, als das Gerücht ſagt. Auch das iſt ein Zeichen des Wetterumſchlags. Liegt in jener Gewiſſenhaftigkeit, Amtsbrüder um eines falſchen Schrittes willen nicht anſchuldigen zu wollen, nicht auch ſchon eine indirekte Rüge gegen diejenigen, welche einen Andern ſogar anklagten? In der Hauptſache ſcheint man zu dem Reſultat gelangt, die Sache ſiſtiren zu wollen. Ein unbedingtes Vorwärts um ein unbedingtes Zurück zu erzwingen, wäre bei der Stimmung, welche ſich in der Provinz Sachſen manifeſtirt, bedenklich. Einſtweilen bleibt die Suspenſion des Predigers Wislicenus bis auf Weiteres verlängert, und der Erklärung der vierzig und einigen ſeiner ſächſiſchen Amtsbrüder wird nur die Deutung gegeben, daß ſie ſeine Anſichten als in der proteſtantiſchen Gewiſſens- und Lehrfreiheit inbegriffen erachteten. Man hat den Geheimerath Goeſchel als Präſidenten des Conſiſtoriums nach Magdeburg geſchickt. Er ſoll den Rationalismus der Provinz Sachſen durch ſeine Frömmigkeit und Philoſophie bekämpfen. Er wird kein Inquiſitor ſeyn; daß Inquiſitoren überall in Deutſchland nicht aufkommen, lehrt uns das Beiſpiel Konrads von Marburg zur Ehre unſerer Nation. Ueberhaupt ſcheint es an der Zeit, ſich von der Furcht vor der religiöſen Reaktion zu erholen; ſie ſpukt jezt nur noch zum Ueberfluß in den Zeitungen. Die Anſätze, um nicht Angriffe zu ſagen, welche allerdings einſt verſucht wurden, ſind zurückgeſchlagen, der freie Geiſt in der Allgemeinheit iſt dermaßen erwacht, alert und gewaffnet, daß weder eine Ueberrumpelung noch ein wirklicher ſtrategiſcher Angriff mehr zu beſorgen iſt oder etwas ausrichten könnte. Weder neue Präſidenten noch ſonſtige Perſonalveränderungen können dem, deutlicher als ſonſt wo, hierin ausgeſprochenen Sinn der Mehrheit der Nation gegenüber etwas bewirken. Vor einer ſo kompakten Maſſe hören auch die Experimente von ſelbſt auf, und wenn jezt noch etwas erſchreckt, ſind es vielleicht nur die Reiterevolutionen bei einem geſchickt dirigirten Rückzuge, um die eigentliche Richtung der Armee en gros dem Feinde zu verbergen. Der Prediger Otto von Gerlach hier erſcheint Vielen noch immer als ein Schreckbild, weil er ſich weigerte, Ehen einzuſegnen, wo der eine Theil aus einem früheren Ehebunde gerichtlich geſchieden war; er weigert ſich dem Geſetz und den Behörden gegenüber. Wird er zum Einſegnen, wird er ſeine Entlaſſung zu nehmen gezwungen werden? Die beiden Juſtizminiſter ſollen zwei Gutachten mit völlig entgegengeſezter Anſicht entworfen haben. Die liberale Meinung ſcheint mir in dieſem Falle von ihrer Furcht zu einer falſchen Annahme geführt zu ſeyn. Wenn der Prediger v. Gerlach es gegen ſein Gewiſſen erachtet, Geſchiedene zu trennen, wer ſoll ihn dazu zwingen? Derſelbe Staat, gegen deſſen Einmiſchung in Gewiſſensſachen ihr eifert und mit Recht proteſtirt? Aber er iſt ein Beamter. Das iſt freilich ein ſchlimmes Ding; wenn aber Herrn von Gerlachs religiöſe Meinung ſo feſt darin iſt, daß er dadurch eine Sünde zu begehen wähnt, darf der Staat ihn dann zwingen, zu ſündigen, oder um ſeiner Gewiſſenhaftigkeit willen ihn nöthigen, ſeinem Amt zu entſagen? Wäre dieß nicht ein umgekehrter Wislicenusſcher Fall? Es ſind Prediger genug in Berlin, welche keinen Anſtand nehmen, Geſchiedene wieder zu trauen, daß man die immer ehrenhafte Gewiſſenhaftigkeit des Einen um deswillen nicht anzugreifen braucht. Eben verlautet, daß die Altlutheraner als geduldete Religionsgenoſſenſchaft anerkannt werden ſollen. Freuen wir uns darüber, ſo lange es in Religionsfragen der Duldung in einem europäiſchen Staate noch bedarf. Der Prediger Jonas hier hält in den Nachmittagsſtunden vor einem großen Kreiſe ſeiner Gemeindeglieder Vorträge über kirchliche Fragen im Sinn chriſtlicher Liebe und Freiheit, welche großer Theilnahme ſich erfreuen. Das Gerücht, welches, während ich dieſes ſchreibe, mir zugeht, bedarf wohl noch ſehr der Beſtätigung, daß Wislicenus und ſeine Anhänger ſich erboten hätten, aus der unirt evangeliſchen Kirche auszutreten, falls ihnen die Rechte der Altlutheraner ertheilt würden. Das wäre ein ſpärlicher Ausgang einer ſo weitausſichtig unternommenen Bewegung, Zerſplitterung ſtatt Einigung!

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 172.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 19. Juli 1845.

— Du warſt der Bote
Von eines Volkes Auferſtehn,
Geſandt noch vor dem Morgenrothe,
Und bei der kuhlen Lüfte Wehn.
G. Schwab.

## Wilhelm Müller an Fouqué.

Berlin, den 14. Februar 1816.

— — Es wird Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſeyn, eine durch die Herausgabe unſerer Bundesblüthen veranlaßte Anekdote zu hören. Unſer Büchlein erſchien nämlich unmittelbar nach der königl. Verordnung wegen geheimer Bünde und ward mit beiliegenden Ankündigungsverſen dem Cenſor, Herrn Geheimen Staatsrath Renfner, überſchickt. Dieſer gab es aber ungeleſen mit der Frage zurück: ob die Maurerſche Buchhandlung das königl. Verbot nicht kenne? Dieſes Mißverſtändniß ward nun zwar bald gehoben, aber die Verſe zur Ankündigung wollte der Cenſor durchaus nicht paſſiren laſſen, meinend, ſie könnten mißdeutet werden. Dafür ſchob er uns wider unſer Wiſſen und Willen die Anzeige unter, die in den Berliner Zeitungen abgedruckt iſt und die ich Ihnen hier ebenfalls beilege. Wir beſchwerten uns deßwegen bei dem Cenſor, aber er ließ ſich verlauten, das Wort Freiheit käme zu oft in jenen Verſen vor, und als ich ihm erwiderte: ob denn der König nicht ſelbſt aufgerufen hätte, für die Freiheit zu kämpfen? ſo meinte er: Ja, damals! — Der Dr. Müllner in Weißenfels, dem wir dieſe Geſchichte mittheilten, hat ſeinen Satyr Paroli darauf biegen laſſen und uns das Epigramm geſchickt, deſſen Mittheilung Ihnen vielleicht nicht unangenehm iſt. — Sie erhalten auch einige von meinen neueren Liedern.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren dankbarer
Wilhelm Müller.

---

Deſſau, den 15. November 1821.

Mein verehrter und geliebter Freund,

Ihre innige Theilnahme an der griechiſchen Sache und an meinen Liedern für dieſe Sache iſt mir ein kräftiger Sporn, weiter zu ſingen. Auch ſind ſchon wieder fünf Lieder fertig und werden jezt mit der zweiten Auflage abgedruckt. Die erſte von 1000 Exemplaren iſt in ſechs Wochen vergriffen worden. Mit Sehnſucht ſehe ich Ihrer Schrift über Griechenlands Freiheitskampf entgegen. Bis dahin bleibt meine Anſicht feſt:

„Hoff auf keines Herren Hülfe gegen eines Herren Frohn'!“

Sollte Rußland auch jezt den Krieg gegen die Türkei erklären, ſo wär' es jezt leider nichts mehr als ein Krieg gegen die Pforte, kein Krieg für die Chriſtenheit, für die Menſchheit, für Griechenland. Worte und Zeichen werden mich nicht blenden, und ſollte man auch wiederum Gott und das Kreuz in Proklamationen und Feldzeichen politiſch handhaben und damit gelegentlich begeiſtern — ſo lange es dienlich iſt. Was geſchehen

Digitized by Google

iſt, kann nicht ungeſchehen gemacht werden, und der Kongreß von Laibach wird eine Seite der künftigen Weltgeſchichte füllen, von der der freie, fromme Mann ſeufzend zurückblicken wird, ob auch das Wort heilig oft darauf vorkömmt. So mein' ich's, ich kann nicht anders! — Man will, wie es ſcheint, die Welt retour ſchrauben, wie es im Prinz Zerbino mit dem Schauſpiel geſchieht. Geht es mit dieſer Maſchinerie ſo rüſtig fort, wie man anfängt, ſo kommt man nächſtens zu der Inquiſition und den Auto-da-fé's ꝛc. zurück. Und der Kaiſer gab ſeine Stimme zur Verbannung ſeines Schwiegerſohnes nach St. Helena — weil er — ei, weßwegen doch?

Seyn Sie mir nicht böſe, weil ich bitter bin. Ich wollte lieber ein Loblied, als eine Satyre auf die Zeit ſchreiben. Aber — ich kann nicht anders. Ich habe mit gekämpft, drum ſteht's mir zu, auch mit zu klagen und zu zürnen. — Ich weiß, Sie haben ein feſteres Vertrauen auf die Machthaber der Zeit, und ich möchte Sie darum beneiden. Wie freue ich mich oft, in Ihren neueſten Arbeiten noch dieſelbe Begeiſterung wehen zu fühlen, die uns auf dem Schlachtfelde von Lützen umfing! Auch in Ihrem Bertrand du Guesclin, den ich mit Henſel geleſen habe, regt ſich dieſer alte Geiſt mächtig und reißt auch die Kaltgewordenen mit ſich fort. Wenn ich noch beſonders über die Form etwas ſagen dürfte, ſo möchte ich die leichte Beweglichkeit der deutſchen Stanze in Ihrem Gedicht als muſterhaft preiſen.

Mit alter Liebe und Verehrung

der Ihrige W. Müller.

---

Deſſau, den 7. März 1822.

Ich danke Ihnen für die beiden Neujahrsgaben: — Ihren innig freundlichen Brief und Ihren erbauenden Pſalm, die ich bis heute ohne Erwiederung, ja ohne Empfangsanzeige gelaſſen habe. Als meinen Entſchuldiger laſſe ich dießmal einen alten würdigen Namen auftreten — Martin Opitz von Boberfeld. — Mit dieſem unſerm poetiſchen Ahn hatte ich in dieſen Wochen ſo viel zu thun, daß ich die Briefe meiner Freunde ſeit acht bis zehn Wochen erſt jetzt zu beantworten anfangen kann. Ich gebe nämlich bei Brockhaus eine „Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts" heraus in acht bis neun Bändchen, deren erſtes, das zur Oſtermeſſe erſcheint, den alten pater poeseos germanicæ, wie Opitz ſonſt titulirt wurde, enthält. Dann folgt der von ſeinem Deutſchland beinahe ganz vergeſſene Weckherlin, der fromme, kräftige Andreas Gryphius, auch der feurige Flemming, von dem Schwab zwar ſchon eine neue Ausgabe geliefert hat, der jedoch in meiner Sammlung nicht fehlen darf, endlich minder bedeutende und weniger liefernde Dichter: Tſcherning, Gerhard, Logau, Riſt, Günther ꝛc.

Von mir fliegen nächſtens mit der erſten Frühlingsluft neue griechiſche Freiheitslieder mit den alten (d. h. mit einer neuen Auflage der alten) in die Welt. Sie werden ihnen ſchon ein Fenſter auf Ihrem Schloſſe öffnen wollen, wenn Sie draußen anklopfen hören.

Wir fühlen uns hier in Anhalt jetzt etwas freier und wohler, ſeitdem die freien Wogen der Elbe an unſern Ufern rauſchen, und trinken unſern Wein mit dem wonnigen Gefühl, daß kein fremder Herrſcher und ſeine Beamten von jedem Glaſe mittrinken. Nun darf ich auch das wahrhaft drückende Gefühl, das ich, als Anhaltiner, oder richtiger, als Unterthan eines deutſchen Bundesſtaats, gegen Preußen hegen muß, das ich eine Zeitlang als mein Vaterland geliebt und dafür gekämpft habe, von mir werfen. — In der Anſicht der größeren Welthändel geht es mir nicht ſo wohl. Der Troſt, den Sie neulich für unerfüllte Hoffnungen in Ihrem Gedicht an den Verfaſſer von Pſeudo Meiſter aufſtellten, genügt mir nicht. Freilich ſtarb der Sieger bei Marathon im Gefängniſſe — aber Athen ward frei. Miltiades hatte ja nicht für ſich gekämpft, alſo ward ſein Sieg durch ſeinen ſchmählichen Tod nicht fruchtlos. — Meinen Griechen bleibe ich treu, ob Alle wanken, und ſollte auch einſt das Motto meiner Lieder ſeyn:

*Victrix causa Diis placuit, sed victa Ca-moenae.*

Von ganzem Herzen der Ihrige

W. Müller.

---

## Ueber Volkstracht im Gebirge.

(Schluß.)

Noch eines aber dürfen wir nicht übergehen, ehe wir unſere Leute zum Abſchied flüchtig überblicken, den Haarputz der Weiber, denjenigen Theil der weiblichen Tracht, der am längſten aushält und am ſicherſten über Verwandtſchaft der Stämme entſcheidet, wie A. Schott richtig bemerkt. Er ſcheidet unſer Gebiet in zwei große Stammhälften, denn ſtädtiſche Nachbareinflüſſe dürfen wir nicht beachten. Im bayeriſchen Norden flechten Mädchen und Frauen das Haar in zwei Zöpfe, die ſie kranzartig um's ganze Haupt winden, eine Art, die etwas durchweg Edles hat, Krone und Heiligenſchein in ſich vereinigend und faſt jedem Geſicht wohl ſtehend. — Vielfach werden Bänder, im bayeriſchen Oberland rothe, im Pongau blaue, im Unterinnthal ſchwarze eingeflochten und noch beſonders um's Haupt geſchlungen. — Im Etſchland und Vintſchgau und den Nebenthälern, vom obern Inn bis hinüber an den Bodenſee und oben im Sarnthale und auf den Bergen am linken Etſchufer

Digitized by Google

ſehen wir jenes aus der Stirne nach hinten zurückgeſtrichene Haar, das A. Schott als Abzeichen des alemanniſchen Stammes angibt. Die Zöpfe ſind dann verſchlungen nach dem Nacken hin mit einer Nadel befeſtigt, und gerne laſſen die Schönen loſe krauſe Löcklein um Stirne und Schläfe ſpielen, eine eben ſo verlockende, neckiſche, als ſchon in alten Tagen wirkſame Sitte. Im Lechthal und Pfafflar fallen die langen Flechten frei über den Rücken hinab nach burgundiſchem Brauche, der hier vielleicht als Nachahmung ſich erhielt, während unter den nachbarlichen Walſern die Schwabenſitte das Vorbild verdrängte. Keiner dieſer Arten möchte man an Alter und Bildſamkeit den Vorzug geben können, denn plaſtiſche und ſchriftliche Dokumente beweiſen eben ſo gut das Vorkommen der Kranzflechten wie des zurückgebogenen Haares beinahe durch's ganze Mittelalter. Letzteres florirte zumeiſt im ſechzehnten Säculum und gab die Winke zu der ſpätern Puderfriſur. Wenn ſie ihre Krönlein tragen, nehmen auch die Mädchen im Oberlande und im Innthale dieſen Haarputz ausnahmsweiſe an; die Vorbilder in Stadt und Schloß aus beſagten Zeiten ſcheinen ihm einen gewiſſen Nebenwerth von Vornehmheit verliehen zu haben.

---

Im Vogelflug ziehe ich nun zum tröſtlichen Schluſſe mit den Leſern noch einmal hin und wieder über den Jochen und Almen, den Tobeln und Thälern, wo wir uns die Kleidertruhen ſelbſt geöffnet und fromme Kirchgänger wie luſtige Hochzeitleute über die Gebühr genau beſehen haben. — Im Nordoſt, wo unter ernſthaften grauen Schröfen die Almen, Seen und Flüſſe ihr verſöhnendes Grün mengen und eine gewiſſe Zähigkeit und Stetigkeit unverkennbar iſt ſelbſt in der Natur, überdauert alte Form und Farbe jede Neuerung; und wie Sebaſtian Frank in ſeinem Weltbuch 1534 ſagen konnte: „die Bayer ſind gemeinlich in blaw gekleidet," ſo kann man von den Leuten dort ſagen, ſie gehen in grau und grün. — Der Weſt, beſcheiden und milden Ernſtes in ſeiner Erſcheinung, kleidet ſeine Bewohner in dunkle Farben mit dem ſinnigen Zuſchnitt der Alemannenſitte. Dagegen wuchert ſüdlich die farbigſte Welt, der Himmel ſcheint allzeit feſtlich, ſtolz und wohllebig ſteht der Menſch auf dieſem dankbaren Boden, und ſein Gewand wählt er darum prunkend, farbig und licht, wie Rebland und Traubenblut.

Wir können uns noch immer von Herzen freuen, daß unter dem Volke ſo viel Würdiges, Schönes und Volksmäßiges vorhanden iſt an ſeinen Kitteln und Hüten. Wird aber in den nächſten Zeiten, die mit all ihrem Neuen ſich Bahn brechen werden ſelbſt in die ödeſten Thalſchluchten, nicht verloren gehen, was noch geblieben iſt aus einer weniger behenden, aber nachhaltigeren Welt? Was auch noch abfallen möchte vom ältern Laube am Baume des Volkslebens, wir rechnen hoffnungsfroh auf kräftige neue Schößlinge. Immer wird die in den offenen Landen raſche und ungehemmte Verbreitung alles Neuen, es ſey nun von Haus aus ephemerer Natur oder auf ewige Weltdauer berechnet, ihre Hemmniſſe finden in den Päſſen des Gebirgs, und was die Natur nicht verbaut hat mit Wall und Klauſe, da verlegte der Menſch die Pfade mit ſeinem Glauben und Aberglauben, ſeinem Urtheil und Vorurtheil, ſeinem Sinn und Eigenſinn. Jahrzehnte, ja ein Jahrhundert und darüber werden wenig verändern an den Reſten der Volkstracht, und dürfen wir bis dorthin nicht erwarten, daß die vornehme Welt dem Bauer für ſeinen abgelegten Rock ein tüchtigeres Vorbild zu bieten vermöge als unſern Frack? — Bis zu jenen ſchönen Tagen haben wir mit Gottes Hülfe wohl allerlei Gutes und Schönes gelernt, und unter anderem wiſſen wir dann wohl auch einen honetten Rock zu ſchneidern. Vorerſt muß das Volk fertig ſeyn, dann findet ſich gewiß ein ſchicklicher Kittel für daſſelbe. Wir haben bereits damit begonnen, die Geſchichte nicht mehr zu überſehen, wenn etwas geſchehen ſoll, und warum könnte ſie nicht am Ende uns auch als Modejournal dienen? Bei einem recht emſigen Suchen finden wir vielleicht doch eine deutſche Tracht heraus, ohne nach dem Bärenfell zu greifen und dem Turnerrock. Dann wird auch der Bauer ſeinen redlichen Antheil haben, und daß die Leute in den Bergen das Rechte und Gerechte dabei ergreifen, dafür bürgt mir ihr geſunder, heller Blick und ihre feſte Hand.

J. F. Lentner.

---

## Wenerſee.

Mit dem Meergott die Giganten kämpften heißer einſt denn je; —
Siegreich, aus des Nordmeers Armen, riſſen ſie den Wenerſee,
Bauten zwiſchen Sohn und Vater einen länderbreiten Damm,
Stellten vor das Thor, als Wächter, einen ganzen Felſenkamm.

Oft erfaßt den See ein Zittern tiefer Sehnſucht, und er lauſcht,
Wenn's, gleich fernem Meeresbrauſen, in den Tannengipfeln rauſcht;
Beim Geheul der Wölfe wähnt er, daß die Windsbraut nahe ſey,
Und im heiſren Lied des Hähers hört er nur der Möve Schrei.

Digitized by Google

Frühling wird's, und dreißig Ströme zahlen plötzlich ihm Tribut,
Dreißig Ströme, die ſonſt meerwärts niederſtürzten ihre Fluth,
Mit der Waſſer Steigen ſteigt auch das Bewußtſeyn ſeiner Kraft,
Und dem Freiheitsdrang geſellt ſich jezt der Zorn ob ſeiner Haft.

Hoch ſchon überſteigt der Spiegel ſeiner Fluth den Rieſendamm,
Zwiſchen ihm und ſeiner Heimath hebt ſich nur der Felſenkamm,
Da, in ſiegesſichrem Muthe, ruft er: „Vater, meine Hand
Streck' ich dir noch heut entgegen durch das felsbewachte Land!“

Und der dreißig Ströme jeden ſchleudert er als Wurfgeſchoß
Auf den Wächter, und zertrümmert Haupt und Glieder des Koloß,
Den gewalt'gen Rumpf des Felſens überſchäumt ſein Waſſerſchwall,
Und, zum erſtenmal, zur Tiefe donnert der Trolhätta-Fall.

In dem Rieſendamme wühlt er ſich mit leichter Müh' ein Bett,
Und das Meer kommt ihm entgegen, nnd ſie graben um die Wett',
Jauchzend reichen Sohn und Vater zum Willkommen ſich die Hand; —
Felſenglieder, wie Trophäen, decken rings umher das Land.

Th. Fontane.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Schluß.)

### Mancherlei.

Die auswärtigen Zeitungen berichten, daß die Anſichten über und zu Gunſten des mündlichen Verfahrens hier Fortſchritte gemacht hätten, daß mehrere der juriſtiſchen Notabilitäten beim Juſtizminiſter Uhden convocirt ſich für daſſelbe auch in Civilſachen erklärt. Wir danken den auswärtigen Zeitungen für eine Nachricht, von der unſere inländiſchen Zeitungen noch nichts wiſſen. Unwahr braucht ſie um deßwillen nicht zu ſeyn. — Ein grauenhafter Criminalfall fand in Spandau ſtatt. Ihre Leſer werden von dem unſeligen Mörder, einem Schuhmacher, ſchon aus andern Quellen gehört haben, wie derſelbe ſeine ganze Familie convocirte, um ſie einen nach dem andern und dann ſich ſelbſt umzubringen. Nur ein oder zwei Kinder entkamen, weil ſie ein Vorgefühl der Unthat hatten. Das Gerücht will wiſſen, daß man bei dem Mörder fromme Traktätlein und Blätter der Hengſtenbergſchen Kirchenzeitung gefunden habe. Ich will es nicht verbürgen; möglich iſt es. — Gegen zwei ſehr bekannt gewordene Aerzte iſt eine Criminaluuterſuchung eingeleitet, welche für beide ernſthafte Folgen nach ſich ziehen könnte. Der Eine, durch glückliche Praxis und auch als Schriftſteller von Namen, hat ſich im Handel mit Gemälden ein Etwas erlaubt, das unter andern Umſtänden als eine erlaubte Schlauigkeit wäre ausgelegt worden. Beim Pferde- und Gemäldehandel geſtattet die Praxis in der alten wie in der neuen Welt ſehr laxe Grundſätze. Dießmal ſoll die Verwechſelung zwiſchen Original und Kopie indeſſen doch zu grell auffällig geweſen ſeyn. Der Andere iſt von einer ehemaligen Wirthſchafterin wegen eines doppelten Verbrechens denuncirt worden; einmal wegen eines allerdings ſchweren Verbrechens, das in der Wirklichkeit indeß leider nur zu oft von Aerzten aus Gefälligkeit gegen ſchöne Sünderinnen begangen werden ſoll; das anderemal, ſo verlautet wenigſtens, ſogar wegen eines Majeſtätsverbrechens. Die corpora delicti von dergleichen Uebertretungen ſind nach der Praxis einiger Gerichte jezt ſehr leicht hergeſtellt, da unbeſonnene Redensarten, beim Glaſe, im Affekt, in traulicher Geſelligkeit ausgeſtoßen, ſchon dazu genügen. Das iſt ein ſchlimmes Zeichen, aber noch ſchlimmer, wenn ſich Delatoren finden, die eine Tugend zu üben vermeinen, wenn ſie ſolche Aufwallungen des Unmuths angeben. Dießmal wird die Sache noch verdächtiger, wenn man weiß, daß die genannte Wirthſchafterin, welche auch früher eine Art bedeutender Rolle ſpielte, durch ihre zur Schau getragene Frömmigkeit und als Vorſteherin von Vereinen zur Hebung der Sittlichkeit unter den Frauen, von demſelben Arzte, deſſen Hausweſen ſie vorgeſtanden, wegen Diebſtahls denuncirt, verurtheilt worden und ihre Strafe abgeſeſſen hat. Das iſt ein fauler Grund und Boden. Daß beide Aerzte bei ihren Kollegen nicht ſehr in Anſehen ſtanden, mögen wir als einen zufälligen Umſtand ganz abſeits liegen laſſen. Gewiß dürfte keiner unter denſelben ſich nicht im Intereſſe des ganzen Standes freuen, wenn die Anſchuldigungen als unhaltbar zurückgewieſen würden. — Schelling verfolgt unermüdlich ſeinen Rechtsſtreit gegen den Buchhändler Mittler als Vertreter des Paulusſchen Nachdrucks. Seltſame Wendungen! Der Kläger hat das hieſige Stadtgericht perhorrescirt als voreingenommen gegen ihn, der Verklagte das Kammergericht, als gleichfalls gegen ihn eingenommen. Nun iſt dem hieſigen Landgerichte, einem Spezialgerichte, die Sache überwieſen, wo Sachen der Art bisher ſo wenig vorgekommen ſind, als es üblich iſt, theologiſche Streitigkeiten von Militärgerichten entſcheiden zu laſſen. Der Direktor dieſes Gerichts ſoll ſich ſelbſt für inkompetent erklärt und darauf angetragen haben, die Sache dem hieſigen Sachverſtändigenverein zur Begutachtung zu übergeben. Wenn dieß geſchieht, muß zuvörderſt der Präſident dieſes Vereins austreten, Hitzig, welcher lebhaft in der Sache Partei genommen, demnächſt eines der thätigſten Mitglieder deſſelben, Buchhändler Mittler, weil er der Verklagte iſt, und es fragt ſich, ob nicht ſämmtliche Mitglieder, welche Buchhändler ſind, gleichfalls glauben werden, ſich des Votums enthalten zu müſſen, weil vielleicht nicht einer darunter iſt, welcher, gleich Mittlern, es für ein Verbrechen hielt, das Paulusſche Werk nicht zu verkaufen, wenn er einen Käufer dafür fand.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 27.

Sonnabend, 19. Juli 1845.

[192] In Unterzeichneter ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Klopſtocks ſämmtliche Werke.

Supplemente

zu der früheren Taſchen-Ausgabe von 1839.

Zwei Bände

(10ter und 11ter Band dieſer Ausgabe).

Preis 20 Ngr.

Dieſe zwei Supplementbändchen enthalten dasjenige, um was die neueſte Taſchen-Ausgabe in 10 Bänden bereichert worden iſt und werden daher den meiſten Beſitzern oben genannter Ausgabe willkommen ſeyn.

Leipzig, im Juni 1845.

G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.

## Kosmos von Alexander von Humboldt.

[193] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Kosmos.

Entwurf

einer phyſiſchen Weltbeſchreibung

von

Alexander von Humboldt.

Erſter Band.

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Der gefeierte Name des Autors überhebt uns jeder lobpreiſenden Anzeige des vorſtehenden Werkes. Wir beſchränken uns alſo darauf, den Inhalt dieſes erſten Bandes anzugeben, und bemerken nur, daß er ein für ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet, und durch die Anſchaffung deſſelben die Abnahme der beiden noch folgenden Bände nicht bedingt iſt.

Inhalt des erſten Bandes:

Einleitende Betrachtungen über die Verſchiedenartigkeit des Naturgenuſſes und die Ergründung der Weltgeſetze. — Begrenzung und wiſſenſchaftliche Behandlung der phyſiſchen Weltbeſchreibung. — Ein allgemeines Naturgemälde als Ueberſicht der Erſcheinungen im Kosmos.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

## Gedichte von Nicolaus Lenau.

Zwei Theile in engliſchem Einband mit Goldſchnitt.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.

Der erſte Theil erſcheint hier in der ſiebenten Auflage, der zweite bildet die fünfte und ſehr vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte."

In gleichem Format und gleicher Ausſtattung ſind ferner zu haben: Goethe's Hermann und Dorothea, Egmont; Schiller's Tell, Wallenſtein; Tegnér's Frithiofsſage, Simrock Nibelungenlied, und die Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland, Freiligrath, Hölderlin, Platen, Oehlenſchläger und Zedlitz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Handbuch

für

# Officiere des Generalſtabs,

mit beſonderer Rückſicht auf die

**Organiſation des K. Württembergiſchen**

und des

## achten deutſchen Armee-Corps,

von

**F. v. Baur,**

Hauptmann im K. W. Generalquartiermeiſterſtab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsminiſteriums.

$32\frac{1}{2}$ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ſter Abſchnitt. Heeresverfaſſung. Stärke und Eintheilung der deutſchen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutſchen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergiſchen, Großh. Badiſchen und Heſſiſchen Armee-Corps, je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüſtung, Aufſtellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abſchnitt. Organiſation des Hauptquartiers des 8ten deutſchen Armee-Corps. — 3ter Abſchnitt. Eintheilung und Funktionen des Generalſtabs der 3 Diviſionen des 8ten Armee-Corps. — 4ter Abſchnitt. Organiſation des K. Württembergiſchen Generalquartiermeiſterſtabs. — 5ter Abſchnitt. Vorſchriften und dienſtliche Beſtimmungen über den Wirkungskreis des Generalſtabs. 1ſte Abthl. Bureaugeſchäfte. 2te Abthl. Geſchäfte im äußern Dienſte. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — 6ter Abſchnitt. Heeresverpflegung. — 7ter Abſchnitt. Militäriſche und allgemeine Notizen.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# Schillers Leben.

Ein Nachtrag zur neuen Octav-Ausgabe der Werke in 10 Bänden.

Das kürzlich im Formate der letzten Octav-Ausgabe fertig gewordene

# Leben Schillers.

Verfaßt aus den

**Erinnerungen der Familie,**

ſeinen eigenen Briefen

und

**den Nachrichten ſeines Freundes Körner.**

gr. 8. Velinp. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

empfiehlt ſich durch treuſte Darſtellung des Lebens unſres unſterblichen Dichters vor allen anderen Compilationen neuerer Zeit. Verfaßt nach authentiſchen Quellen, aus dem Nachlaß ſeiner Gattin, aus ſeinen eigenen Briefen, aus den Mittheilungen ſeiner Schweſter und ſeines innigſten Freundes Körner kann der Leſer verſichert ſeyn in dieſem Buche das treuſte Bild eines Mannes zu finden, der ganz Deutſchland, ja der ganzen gebildeten Welt lieb und theuer geworden iſt und es wohl immer bleiben wird.

Da ſich dieſes Buch in Format und Ausſtattung ganz der neuen Octav-Ausgabe von Schillers Werken in 10 Bänden anſchließt, ſo dürſte es auch beſonders den Beſitzern derſelben als würdiges Supplement willkommen ſeyn.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

[190] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

# Dingler's
# Polytechniſches Journal.

## Sechsundzwanzigſter Jahrgang.

### Erſtes Juniheft 1845.

Inhalt: Vorrichtung zur variablen Bewegung, ſowie zum gänzlichen Ausſetzen der Pumpen bei Lokomotiven, von J. F. Lausmann, Maſchinenmeiſter der Düſſeldorf-Elberfelder Eiſenbahn. Mit Abbildungen. – Kolmanns Verbeſſerungen an den Lokomotiven und Eiſenbahnen. Mit Abbild. – Beſchreibung der Turbine mit vielen Schützen des Hrn. Fontaine. Mit Abbild. (Bericht der Civilingenieure Alcan und Grouvelle über die Verſuche, welche mit einer von Hrn. Fontaine erfundenen und erbauten Turbine in der Mühle zu Vadenay bei Châlons-ſur-Marne angeſtellt wurden.) – Anleitung zur Berechnung der Kraft von Expanſions-Dampfmaſchinen. – Dentons Maſchine zur Anfertigung von Hohlziegeln, Waſſerleitungsröhren u. dgl. aus Thon. Mit Abbild. – Irvings Maſchine zum Schneiden und Schnitzen des Holzes für eingelegte Arbeiten und Verzierungen. Mit Abbild. – Stimmſchlüſſel mit Radverzierung. Mit Abbild. — Wilſons Verbeſſerungen in der Konſtruktion der Kamine, Oefen, Feuerkanäle, Roſte. Mit Abbild. – James Boyds verbeſſerte Schornſteinkappe. Mit Abbild. – Konſtruktion der Keſſel zum Abdampfen von Salzauflöſungen behufs ihrer Kryſtalliſation, von Higham und Bellhouſe. Mit Abbild. — Ueber Roh- und Stabeiſendarſtellung mit Hülfe von Gaſen, von Thoma. Mit Abbild. — Ueber den Gas-Weißofenbetrieb zu Königshütte in Schleſien, von Debette. Mit Abbild. – Ueber die Fabrikation des grünen Eiſenvitriols mittelſt Schwefelkies. – Ueber die ſchwere gebrannte Magneſia, von Dalpiez. – Ueber die Zuſammenſetzung der beſten, bisher gekannten Formſande, von Dr. L. Elsner. – Ueber die Anwendung von Gußſtahl zu Bergbohrern, Bergeiſen und Keilhauen. – Die Stereochromie. — Ueber anaſtatiſche Druckerei, von Prof. Faraday. – Ueber den Einfluß des Holzes der Fäſſer auf die Weine und ein Verfahren, die Wirkung deſſelben aufzuheben, von Mabier. — Fitchs Verfahren, das Salz zum Einſalzen des Fleiſches und der Fiſche mit Rauch und Dämpfen zu imprägniren. Mit Abbild. – Miscellen. Verzeichniß der vom 30. Dec. 1844 bis 25. Febr. 1845 in England ertheilten Patente. – Ueber Lokomotiven mit innenliegenden und ſolche mit außenliegenden Cylindern. – Mittel, die durch Phosphor entſtandenen Brandmale zu heilen. — Ueber den Einfluß der Tabakfabrikation auf die Geſundheit der Arbeiter. — Ueber einen krankhaften Weizen.

### Zweites Juniheft.

Petrie's Verbeſſerungen an Dampfmaſchinen. Mit Abbild. – Hallette's atmoſphäriſche Eiſenbahn. Mit Abbild. — Mechanismus zur Vervielfältigung einer Bewegung. Mit Abbild. – Walkers Maſchine zur Verfertigung von Nägeln. Mit Abild. – Ruſſells Verbeſſerungen in der Fabrikation zuſammengeſchweißter eiſerner Röhren. Mit Abbild. – Das Münzverfahren in der königl. Münze zu London; eine Vorleſung in der Royal Inſtitution von Profeſſor Brande. — Praktiſche Bemerkungen zur Daguerreotypie, von E. Knorr. — Wilſons Verbeſſerungen in der Behandlung der Fette behufs der Kerzenfabrikation. – Ueber das bayeriſche Bierbrauereiverfahren. — Gniges Verbeſſerungen im Drucken auf Leder und Felle. – Ueber die Mittel, die Bäume durch krankhafte Einwirkungen zur Fruchtbildung zu zwingen, von Braconnot. – Miscellen. Arago, über elektriſche Telegraphen. — Wheatſtone's Apparate zum Meſſen der Geſchwindigkeit der Kanonen- und Flintenkugeln, des Schalles, der Dauer des Blitzes. — Nachtrag zu der Vorſchrift eines Deckgrundes für galvaniſche Vergoldungen. – Ueber die nicht gänzliche Fällbarkeit des Goldes aus deſſen Auflöſung durch Eiſenvitriol. – Graham, über Anwendung des zum Reinigen von Steinkohlengas benutzten Kalks. – Blaßgelbe Metalllegirung zur galvaniſchen Verſilberung beſtimmt. – Erkennungsmittel, ob Wollen- und Seideſtoffe Leinen oder Baumwolle enthalten. – Ueber die Anwendung des gekörnten Klebers in den Spitälern der Seemannſchaft und am Bord der Schiffe. – Gegen die übertriebenen Anpreiſungen des Guano's als Dünger.

* * *

Von dieſem alle Zweige der Technik umfaſſenden Journale erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

**Die Verlagshandlung kann vom**

## Polytechniſchen Journal

**noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1—25ſter Jahrgang oder Band 1 bis 94 zu 233 Rthlr. 8 gGr. oder 400 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge ſind fortwährend zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.**

---

# Real-Index
## zu Dr. Dingler's
# polytechniſchem Journal.
### Von Band 1 bis LXXVIII.

Von

**Dr. Michael Stecker,**

k. k. Univerſitäts-Profeſſor und Sekretär der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Fabeln
und
# poetiſche Erzählungen
von
## Gottl. Conr. Pfeffel,
in Auswahl herausgegeben von
## H. Hauff,
Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taſchen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlſtich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutſchen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ſehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und ſeine Werke werden überall geleſen und hochgeachtet. Sein Geiſt ergoß ſich vorzugsweiſe in die Form der Fabel und der derſelben durch moraliſche oder ſatiriſche Pointe zunächſt ſtehenden poetiſchen Erzählung. In dieſen Gattungen, denen er auch vorzüglich ſeinen Ruhm verdankte, ſpricht ſich ſein lebendiger, liebenswürdiger Geiſt bei weitem am eigenthümlichſten aus,

Digitized by Google

und nur auf ſie konnte Rückſicht genommen werden, wenn es ſich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'ſchen Fabeln und poetiſchen Erzählungen ſind, nicht ſelten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich franzöſiſchen Muſtern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe ſind meiſt den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereigniſſen entnommen; beſonders bot ihm die franzöſiſche Revolution reiche Gelegenheit, ſein ſchönes Talent zu üben und die Wechſel der großen Zeitgeſchichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele ſeiner Schöpfungen in dieſem Fache ſind den beſten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu ſetzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe ſind faſt alle Fabeln und ein großer Theil der poetiſchen Erzählungen vereinigt. Beigegeben iſt aus den proſaiſchen Werken die Biographie eines Pudels, in der ſich Pfeffels munterer Geiſt ſo rein ausſpricht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[173] Die Unterzeichnete macht die vorläufige Anzeige, daß in ihrem Verlag folgendes intereſſante Geſchichtswerk erſcheinen wird:

# Der Ausgang des Ordens der Tempelherrn

von

**Dr. Wilhelm Havemann,**

Profeſſor an der Univerſität Göttingen.

Deſſen Hauptmomente, auf hiſtoriſchen Grundlagen beruhend, Verhaftung, Anklage, Proceß und Untergang des Ordens bilden werden.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1845.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

Ueber

# Maulbeerbaumzucht

und

## Erziehung der Seideraupen.

Aus dem Chineſiſchen ins Franzöſiſche überſetzt

von

**Stanislaus Julien.**

Auf Befehl

**Sr. Majeſtät des Königs von Württemberg**

überſetzt und bearbeitet

von

**Fr. Ludwig Lindner.**

Zweite Auflage

vermehrt mit Zuſätzen und Anmerkungen

von

**Theodor Mögling.**

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Der Titel dieſer intereſſanten Schrift zeigt an, unter welchem Allerhöchſten Schutze die deutſche Bearbeitung derſelben den Freunden vaterländiſcher Induſtrie vorgelegt wird. Bei dem neueſten Aufſchwung aller Gewerbe in Deutſchland kann die öffentliche Aufmerkſamkeit einer Anweiſung zur Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seideraupen nicht fehlen, welche die Erfahrung und Beobachtung der Chineſen, d. i. der älteſten und geſchickteſten Seidebauer, mittheilt. Die erſte nicht kleine Auflage wurde in wenigen Jahren vergriffen und wiederholte Nachfragen machten eine neue Auflage nothwendig, welche durch Zuſätze und Anmerkungen, wie Praxis und Erfahrung in Württemberg ſie an die Hand geben, bedeutend vermehrt worden iſt. Die deutſchen Bearbeiter durften mit Recht in der Vorrede die Vorzüge ihrer Bearbeitung vor der franzöſiſchen geltend machen, indem ſie ſich durch größere Präciſion und lichtvollere Ordnung auszeichnet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[143] In dem Unterzeichnetem ſind erſchienen:

**Der Menſch und die elementariſche Natur.** Erſter Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 4 gGr.

**De fragmento Vegoiae,** cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

**Erlinde.** Der Menſch und die elementariſche Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Leitfaden

der mathematiſchen und allgemeinen phyſiſchen

# Geographie

von

**Dr. J. H. Mädler,**

Kaiſ. Ruſſ. Hofrath, Ritter, Profeſſor der Aſtronomie und Director der Sternwarte zu Dorpat.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gGr.

Der durch ſeine Vorträge in Berlin und Dorpat berühmte Herr Verfaſſer, beabſichtigte in gegenwärtigem Leitfaden die Lehren der mathematiſchen und allgemeinen phyſiſchen Geographie ſo darzuſtellen, wie ſie ſich nach den neueſten Forſchungen geſtaltet haben, ohne jedoch dabei mehr vorauszuſetzen, als die Elemente der Geometrie, Trigonometrie und Algebra, ſo daß es für die mittlern Klaſſen der Gymnaſien und höhern Bürgerſchulen als Lehrbuch brauchbar, und zugleich dem Selbſtſtudium dienlich ſeyn könne. — Für die in der Geographie vorkommenden Berechnungen iſt das Detail möglichſt ausführlich gegeben; ebenſo wurde den Veränderungen, welche der Erdkörper erlitten hat, ein eigener Abſchnitt gewidmet. Im phyſiſchen Theile iſt das die Meteorologie betreffende ausführlicher als gewöhnlich gegeben und man wird auch hier die neueſten Unterſuchungen nicht vermiſſen. Am Schluſſe iſt eine Ortstabelle hinzugefügt, welche die geographiſchen, hypſometriſchen und thermiſchen Conſtanten, ſo viel als möglich vollſtändig angibt. Dieſer Leitfaden, welcher einem wirklichen Bedürfniß entſpricht, enthält überhaupt Manches was in ähnlichen Werken theils gar nicht, theils zu kurz, oder in einer jetzt veralteten Geſtalt vorzukommen pflegt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 173.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 21. Juli 1845.

Geſchwind, geſchwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geſchwätzig plaudernd.
Goethe.

## Beſteigung des Pic du Midi.

Wir kamen Abends in Barèges bei grauem Himmel an und hatten wenig Hoffnung, den beſchloſſenen Ritt auf den Pic du Midi am folgenden Tage auszuführen. Es ward daher berathſchlagt, ob wir uns vor Sonnenaufgang wecken laſſen und die Führer beſtellen ſollten, oder ob es nicht vernünftiger ſey, von den bisherigen Strapazen durch einen längeren Schlaf ſich zu erholen und in dem viel beſuchten Orte ſich vier-und-zwanzig Stunden zu verweilen. Die Einen, des Wanderns überhaupt müde, ſtimmten für die unmittelbare Weiterreiſe, wenn es der Stand des Wetters nicht ſchlechterdings verbiete. Andere dagegen, von dem zurückgelegten mehr als zwölfſtündigen Ritt etwas zerſchlagen, dabei durchaus nicht ungeduldig nach Hauſe zu kommen, und mehr geneigt, ſich in Bequemlichkeit als in Eile zu vergnügen, waren der Meinung, man thäte beſſer, etwas länger in Barèges zu bleiben. Es ſey ein gefüllter und bewegter Ort, die beſondere Heilkraft ſeiner Waſſer mache es zu einem Sammelplatze von Militärs, man könne da einige Reſte der alten Garde und die tapferſten Soldaten des jungen afrikaniſchen Heers, die zur Pflege ihrer Wunden hieher geſendet worden, zu ſehen bekommen und kennen lernen, und ſo manche verlorene Züge aus den Kriegen des Kaiſerreichs, manches Bild aus den Steppen Rußlands und den Wüſten Syriens, oder auch jüngere Abenteuer aus den Schluchten des Atlas mit nach Hauſe nehmen. Außerdem hatten wir beim Eintritt in die Stadt eine Menge friſcher, jugendlicher Mädchengeſtalten bemerkt, denen die rothe Decke auf dem Kopfe ein recht maleriſches Anſehen gab, und an das Gitter eines Balkons gemächlich und zerſtreut gelehnt, eine Pariſerin von zartem Bau und leiſem Incarnat in dem feinen Geſicht, mit kleinen, aber fleiſchigen weißen Händen, niedlichen Füßen und etwas einladend Weichem im ganzen Weſen, die Einzigen von uns durch zufällige Begegnung auf den Spaziergängen der Hauptſtadt bekannt war. Da gäb' es, wurde geäußert, Gelegenheit zu galanter Muſterung, und man könnte ſich vom Morgen bis zum Abend gewiß hinlänglich unterhalten. Ein Amerikaner, der in Geſchäften nach den Pyrenäen gekommen war und ſich uns bloß um der zahlreichen Geſellſchaft willen angeſchloſſen hatte, gab ohne viel Verhüllung zu verſtehen, der Pic du Midi ſey ihm ganz gleichgültig, wer am Niagara geweſen und von der Höhe des Jura herab den Genfer See mit der Alpenkette überſchaut habe, der habe Nichts mehr zu ſehen, wenigſtens in Europa nicht; höchſtens bleibe der Montblanc zu beſteigen übrig; das aber ſey zu unbequem.

Digitized by Google

Dieſe Gründe, Anſichten und Grillen machten jedoch kein Glück; die Ungeduld, wieder aus den Bergen herauszukommen, wovon ein Theil der Geſellſchaft befallen war, ſezte gleichfalls ſinnreiche Mittel in Bewegung und drang mit allerlei Sophismen auf baldiges Weiterziehen. Einige Kaſernen- und Lagergeſchichten mehr oder weniger zu wiſſen, mache weder glücklicher noch geſcheidter; ſich einige Stunden an dem Anblick ſchöner Frauen, die man Tags darauf wieder aus dem Geſicht verloren, zu weiden, möge wohl für den Augenblick verlockend ſeyn, wäre aber keineswegs hinreichend, um das Faſſen oder Aufgeben eines Entſchluſſes zu beſtimmen; und dann ſcheine nichts bedenklicher, ward im Scherze beigefügt, als wenn einer der Herrn, getroffen von ſchönen Augen, mit einer Wunde am Herzen, eine Reiſe fortſezte, die zu Genuß und Erquickung beſtimmt ſey. Kurz, es wurde von dieſer Seite ſo gut geſtritten, daß man zu dem faſt einſtimmigen Beſchluſſe kam, wenn das Wetter ſich aufhellte, gleich morgen aufzubrechen, wo nicht, einen günſtigeren Himmel abzuwarten.

In den erſten Frühſtunden des andern Tages hing eine graue Wolkendecke von den Bergen in das enge, öde Thal herunter, ein feiner Regen hatte den Staub der Straßen gelöſcht, und diejenigen, welche einen längeren Aufenthalt in Barèges empfohlen hatten, waren berechtigt, ſich den Triumph ihrer Meinung und ihres Rathes zu verſprechen. Allein der älteſte Führer erklärte ſogleich bei Verkündigung des Standes der Dinge, man könne nichts voraus ſagen, es ſey ſchon oft vorgekommen, daß es erſt gegen neun oder zehn Uhr rein und heiter geworden. Man entſchied ſich daher zu warten, obgleich ſich mancher von uns mit einem Sonnenaufgang-Panorama geſchmeichelt hatte. Was der Führer als möglich angegeben, trat wirklich ein; wir ließen daher die Pferde ſatteln und zogen weiter. Ganz heiter war es jedoch nicht geworden und das Gelingen unſeres Unternehmens blieb immer noch zweifelhaft. Die hohe Mitte des Himmels war zwar völlig geſäubert und die Sonne ſtrahlte in ungetrübter Bläue. Am Horizont aber ſah es noch unheimlich aus; auf den Bergrücken, die im Weſten uns umſchloſſen, lag noch dichtes Grau; etwas höher wälzten ſich zerriſſene, von der Sonne durchbrochene Wolken hin, andere ſchwammen um Felſenſpitzen, allenthalben jedoch ſenkten, je mehr die Sonne ſtieg, ſich die drohenden Maſſen; nur an wenigen Orten hoben ſich neue Dämpfe aus den Senkungen des Gebirgs.

Die Gegend ſelbſt, die wir durchzogen, gehört nicht zu den anmuthigſten der Pyrenäen. Wir hatten keines jener heckenreichen, triſtengrünen Thäler vor uns, die von Bächen und Quellen durchrauſcht, von Dörfern und Weilern in der Tiefe, von Hütten und Heerden auf den Anhöhen belebt, und hie und da mit ritterlichen Burgen romantiſch geziert ſind, wie etwa das Thal von Argeles und das Land zwiſchen Argeles und Bigorre. Wir hatten im Gegentheil durch eine ſtrenge, einförmige Natur zu ziehen; nicht viel Waſſer, einige Waldung, keineswegs fette Wieſen, ein paar ſchwarze Schafe darauf zerſtreut, ein braunes Füllen, das uns im Vorüberreiten grüßend anwieherte, viel Steine, nackte Berge, wenige Menſchen — das etwa waren die Hauptzüge des Gemäldes, aber dabei ein Hintergrund, der ſich immer großartiger aufthat.

Für die traurige Oede der Gegend entſchädigten uns nebſtdem lebhaft muntere Geſpräche. Viel wurde geſcherzt und noch mehr gelacht. Da die Karavane zahlreich war, ſo hatten wir mancherlei Typen, und die Originale, in Frankreich, wo Jeder ſich gern voranſtellt, ſo häufig, fehlten natürlich auch nicht. Noch in Barèges hatte ſich ein feiſter, rothbackiger, vergnügter Herr zu uns geſellt, Condukteur der Mallepoſt ſeines Zeichens, der einen kleinen Urlaub benuzte, um von Pau aus eine raſche Einſicht des Pyrenäengebirgs zu nehmen. Er zeigte ſich ſehr geſprächig, ritt bald vor, bald rückwärts und redete wenigſtens die Hälfte der Mitreiſenden der Reihe nach an, wie der Hauptmann eines bewaffneten Haufens, der gegen den Feind rückt, ſeine Soldaten, einen nach dem andern, um ſie zu ermuntern, anſpricht.

(Fortſezung folgt.)

## Franz Horn an Fouqué.

Berlin, den 1. Juni 1811.

Ich habe, mein theurer Freund, Ihre vaterländiſchen Schauſpiele erhalten, von denen man, wie Hamlet von ſeinem Vater alles geſagt zu haben glaubt, wenn er ihn einen Mann nennt, nur zu ſagen braucht, daß es wahrhaft vaterländiſche Dramen ſind. Sie ſind, man darf es mit der ruhigſten Beſtimmtheit ſagen, der Einzige in Deutſchland, der das eigentliche Weſen der Ritterlichkeit in ihrem innern Weſen und äußern Walten mit vollendeter Klarheit erfaßt hat und ſtets ſicher darzuſtellen weiß. Selbſt in Ihrem nordiſchen Helden, den ich ſo ſehr liebe, gibt es doch, dünkt mich, noch Scenen, von denen man ſich beſonders angezogen fühlt; in Ihrem „Ritter und die Bauern" kann auch davon nicht mehr die Rede ſeyn, denn alles iſt hier Eins: ſtillkräftig, rein ſchön. Man fühlt es recht, daß ſich nur zeigen läßt, wo Nicht-Poeſie iſt, ſo wie man denn das mit Einem oder mit Millionen Beweiſen recht

Digitized by Google

klar darthun kann; doch wo Poeſie wirklich iſt, da hört die Kritik wahrhaftig auf, ſo wie man ja den Mondenſchein und die Sternennacht nicht beweiſen kann und mag, ſondern ſie nue anſchaut und ſich ihree recht freut. Laſſen Sie es mich geſtehen, daß Ihr Waldemar mir nicht ganz ſo hoch ſteht, als das genannte Stück; denn es war mir zuweilen, als gäbe es hie und da zuviel, ſo wie ich denn auch das Vielherrliche dem Einherrlichen nachſetze. Sollte nicht zuweilen der dramatiſche Cirkel — von dem Theater rede ich nicht — überſchritten worden ſeyn? Soll ich mein Urtheil mit einem Worte zuſammenfaſſen, ſo würde es ſo lauten: Im Waldemar iſt eine herrliche Freiheit, faſt möchte ich ſagen: die Schlange der Ewigkeit, die noch in dee Tendenz zur Ewigkeit iſt; im Ritter und die Bauern iſt Nothwendigkeit und Freiheit eins, das poetiſche ἓν καὶ πᾶν. Der friſcheſte Lorbeerkranz gebührt Ihnen dafüe. Mie haben Sie durch beide Stücke die herrlichſten Stunden bereitet. — Um was ich Sie ſchon lange habe bitten wollen, iſt: nehmen Sie ſich doch auch der Kritik an, die jezt größtentheils in gar ſchlechten Händen iſt. Iſt es nicht ein Jammer, zu ſehen, daß ſo mancher feuchtöhrige Bube, der nie ein Werk, ſelbſt nicht einmal ein ſchlechtes, hat geben können, über die Erzeugniſſe unſerer beſſeren Dichter in eben ſo viel Minuten aburtheilt, als jene Jahre koſteten! Gottiched, Triller und Schwabe ſind wahre Heroen gegen die Mehrheit dieſer Sprecher. Wäee es nicht zweckmäßig, wenn Sie auch einen kleinen Theil Iheer neuen Quartalſchrift der Kritik einräumten?

Berlin, 21. Auguſt 1811.

Ich las neulich Ihre Undine wieder, abee ſeltſam genug, ſie eegriff mich zu ſehr, und ich vermochte dießmal nicht damit zu Ende zu kommen. Es gibt Gedichte, bei denen ich das Künſtleriſche ganz vergeſſe und mich ſo tief in ſie verſenke, daß die Wellen über mir zuſammenſchlagen. Es gibt Gedichte, an die ſich keine Kritik wagen darf, weil ſie der Kritik ſelbſt eine Frage aufgeben, die ſie früherhin noch nicht beantwortet hat. Ich würde Sie ſchon für einen großen Dichter halten und wenn Sie auch nue ein paae Kapitel, die ich nicht zu bezeichnen brauche, von dieſer Undine geſchrieben; aber es kann mich empören, wenn ich die Zeit bedenke, in die ſie fällt. Wie Viele ſind, die da wiſſen, was Seele heißt und Liebe und das Leben dee Natur und Thränen? und wie Viele, die es nicht wiſſen und fühlen, ſonbeen anſchauen? Ueberhaupt iſt es mir (wenn ich eine frühece Empfindung bei einem Bürger'ſchen Sonett, und deſſen Gedicht: „Als Molly ſich losreißen wollte," ausnehme) noch bei keinem Werke ſo ſeltſam gegangen, als bei dieſer Undine, über die ich immer zu reden anfange, und die doch nicht durch Rede, ſondern durch ein Gedicht nue, oder durch Muſik wieder gegeben werden könnte. Jean Paul hat Sie einſt Schillern gegenübergeſtellt und wie billig vorgezogen. Ich ehre den trefflichen Schiller gar ſehr, dennoch denke ich unwillkührlich zuweilen bei ihm an Caſſius Severus, von dem mein großee Lehree Tacitus ſagt, er habe plus vis quam sanguinis. Dieſe Worte können am beſten Licht geben über Sie, denn Sie haben beides, und welch ein unendliches „Blut" iſt in der Undine!

Berlin, 5. Sept. 1811.

Ihre Idee, über meinen „Kampf und Sieg" ein öffentliches Woet zu ſprechen, iſt mir recht ſehr theuer. Möchten Sie ſie ausführen! Es würde mir ſeyn, als empfinge ich mein liebſtes Buch von Neuem aus den Händen meines liebſten Freundes. — Des Grafen von Loeben Arkadien habe ich noch nicht erhalten können. Bis jezt iſt es noch in keiner Leſebibliothek, ja man wußte mir nicht einmal den Verleger zu ſagen. Ueberhaupt herrſcht hier jezt im Allgemeinen eine Gleichgültigkeit gegen Dichterwerke, von der man ſich kaum einen Begriff machen kann. Unſere Zeit veeliert über der Zeit und über dem oft dunklen Moment, das was mehr iſt und allein ſtärken könnte. Vor etwa acht Wochen kam mir in einer ſchönen Nacht die Idee eines deutſchen Dichterbundes; ein Woet, deſſen reine Bedeutung Hunderten wohl müßte erklärt werden, Ihnen natürlich nicht.

Franz Horn.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Elberfeld, Juni.

Die Umgegend. — Das gebildete Publikum.

Es iſt Sommer geworden, das Theater iſt geſchloſſen, und die „darſtellenden Künſtler" ſind gleichzeitig mit Affen, Giraffen und Rhinozeros aus unſern Mauern fort in die weite Welt gezogen. Wir müſſen uns alſo wieder mit der Natur, mit unſerer ſchönen Gegend begnügen. Ja, die Gegend iſt ſchön; aber „Schleſien iſt auch eine ſchöne Gegend!" Wenn man am Abend nach vollbrachtem Tagewerk einen Gang macht, um außerhalb der Stadt die friſche Bergluſt zu athmen oder dem Sonnenuntergang zuzuſchauen — wie Wenigen begegnet man da, die eine gleiche Erholung ſuchen! Wie klein iſt die Zahl derer, die den friſchen, offenen, empfänglichen Sinn für die Schönheiten der ſie umgebenden Natur bewahrt haben! Nur Einzelne ſind es, nur Ausnahmen; die überwiegende Mehrzahl hat kein Auge mehr für Waldesgrün und Abendroth, kein Ohr für Nachtigallenſang und Lerchenwirbel. Die Einen ſind taub und blind

Digitized by Google

geworden, weil ſie ſeit langen Jahren nur am Klang und Glanz des Goldes ſich geweidet; die Andern wurden es, weil ſie die Schatzgräber ſeyn mußten, um Jenen zum Beſitze ihres Eins und Alles zu verhelfen. Oder kürzer: die Kaufleute haben keine Luſt, die Arbeiter keine Zeit, ſich in der freien Natur zu ergötzen. Nur Sonntags trifft man Spaziergänger in größerer Anzahl, indeſſen faſt ausſchließlich auf den Chauſſeen, und hier fahren die Einen zu Wein und Kaffee, die Andern gehen zu Bier und Branntwein; eigentlicher Naturgenuß iſt und bleibt faſt Allen fremd, ſie ſchlucken ihr Quantum Staub auf dem Wege, um ihn durch ein Lieblingsgetränk baldmöglichſt und gründlich hinunterzuſpülen. — Eigentliche Promenaden, rings um die Stadt, wie man ſie ſonſt in größern Städten findet, hat Elberfeld nicht; außer einer Anlage dieſer Art, die Haardt genannt, hat die Kunſt nichts geſchaffen, um dem Spaziergänger ein einladendes Terrain für ſeine Wanderungen zu bieten. Dieſe „Haardt" iſt freilich ganz und gar nicht zu verachten, denn mehrere Punkte dieſer buſchreichen, terraſſenförmigen Anhöhe gewähren eine wunderſchöne Ausſicht auf das Wupperthal, namentlich nach Barmen hin, bis Schwelm und weiter. Der ſchönſte Punkt iſt die ſogenannte Eliſenhöhe, woſelbſt eine alte Windmühle vom Beſitzer in einen ſehr wohnlich ausgeſtatteten Thurm umgewandelt worden, von deſſen Höhe herab man ſtundenweit die lachenden Fluren, Wälder und Felder des Thals überſchaut. Im Ganzen aber wird die Haardtanlage vom Publikum ſehr vernachläſſigt und faſt gar nicht mehr beſucht, außer von übelberüchtigtem Geſindel und allenfalls einer Karawane Kindermägde, die ſich gern hier aufhalten, um den ihnen anvertrauten Kleinen friſche Luft, ſich ſelber aber die ſtillen Freuden des zärtlichen Rendezvous zu verſchaffen, namentlich an Montagnachmittagen, wo die Handwerksgeſellen gern einen „blauen" machen, um von den Strapazen des Sonntags auszuruhen. Iſt genannte Haardt die einzige Promenade, die der Kunſt ihr Daſeyn verdankt, ſo hat uns die Natur dagegen deſto freigebiger bedacht, und man mag ſeine Schritte wenden nach welcher Seite man will, allerorten bieten ſich anziehende Waldpartien mit mannigfaltigen An- und Ausſichten. Nur darf der Beſucher unſerer Umgegend das Bergſteigen ſich nicht verdrießen laſſen, oder beſſer geſagt, das Hügelanſteigen, denn anmuthige Hügel ſind es, die unſere Stadt rings umkränzen. Unſere Gegend iſt keineswegs mit der romantiſch großartigen des Rheingaues zu vergleichen; der eigenthümlich zauberhafte Hauch, der den Pilger am Rhein anweht, iſt hier nicht zu ſpüren. Wenn es dort, wie Freiligrath ſich ausdrückt, den Geiſt ſieghaft von hinnen reißt, ſo iſt der Anblick des Wupperthals dagegen mehr geeignet, uns zu beruhigen, uns zum ſtillen Verſenken in uns ſelbſt zu ſtimmen. Iſt jene Rheingegend ein blühendes und glühendes Mährchen, eine farbenſchimmernde Romanze, ſo tritt uns das Wupperthal, namentlich gegen Sonnborn hin, als ein liebliches Idyll entgegen, innig und traulich, friſch und anmuthig, harmoniſch und verſöhnend. Was uns perſönlich anbelangt, ſo möchten wir dieſem Idyll auf die Dauer ſogar vor jenem romantiſchen Gedicht den Vorzug geben; das mag freilich eine einſeitige Vorliebe für den heimathlichen Boden bekunden. Dem ſey nun aber wie ihm wolle, jedenfalls bleibt es wahr, was wir oben ſchon erwähnten: „Schleſien iſt auch eine ſchöne Gegend!"

Unſer Schauſpielhaus iſt, wie geſagt, geſchloſſen, doch weilt der ſeitherige Lenker des Bühnenweſens, Roderich Benedix, noch unter uns und wird wohl den Sommer hier zubringen. Benedix hat kürzlich ſechs Vorleſungen über den Goethe'ſchen Fauſt hier angekündigt, deren er früher in Köln und an andern Orten bereits gehalten. Einige davon haben ſchon ſtattgefunden; wir waren indeß verhindert, ſie zu beſuchen, können daher weder Gutes noch Böſes darüber ſagen. Auch wiſſen wir nicht, auf wie viel Köpfe die Subſcribentenliſte ſich belaufen mag; das aber iſt authentiſch, daß bei der erſten Vorleſung ſieben, bei der zweiten neun Zuhörer ſich eingefunden haben. Steigt die Zahl der Anweſenden bei jeder Vorleſung in dieſem Verhältniß, ſo kann Benedix in der lezten immerhin auf ſechzehn bis ſiebzehn Perſonen rechnen. Uebrigens ſind wir der Meinung, daß dieſe Theilnahmloſigkeit dem hieſigen „gebildeten" Publikum wenig Ehre macht; eine erſte Vorleſung ſolcher Art pflegt denn doch ſonſt immer beſucht zu ſeyn, d. h. wenn man ſich nicht von vornherein für alle verbindlich zu machen braucht. „Wenn über Krapp und Baumwolle geleſen würde," meinte Jemand mit Recht, „ſo wären gewiß dreißigmal ſoviel Zuhörer da." Wir ſind indeß der Anſicht, daß dieß auch dann der Fall geweſen ſeyn dürfte, wenn Benedix den glücklichen Einfall gehabt hätte, ſeine Vorleſungen über Fauſt, anſtatt in deutſcher, in franzöſiſcher Sprache zu halten. Das Deutſche verſteht jedes Kind — aber franzöſiſch, wer franzöſiſch verſteht, iſt zweifelsohne gebildet. Für die Richtigkeit dieſer unſerer Annahme ſpricht der Umſtand, daß ein im Winter 1845 von einem hieſigen Lehrer gegebener Cyclus von zwölf Vorleſungen über franzöſiſche Literatur, in franzöſiſcher Sprache, ſich des Beſuchs von 120 bis 150 Perſonen, beſonders Damen, zu erfreuen hatte. Ein Witzling ließ damals in einem benachbarten Lokalblatt folgendes Epigramm einrücken:

In Schilda gehört es zum guten Ton,
Die franzöſiſche Sprache zu verſtehn,
Und Herren und Damen ſind Viele dort,
Die wirklich parliren verſchiedene Wort.
Nun iſt ein Magiſter in Schilda auch,
Der nuzt gar klüglich den guten Brauch:
Er lieſt dem erleuchteten Publicum
Ein quasi franzöſiſch Collegium.
Und all die gebildeten Damen und Herrn
Die ſtrömen herbei von nah und fern,
Auf daß ſie beweiſen, Weib und Mann,
Daß Jeder franzöſiſch — gähnen kann.
Erhalte dich Gott, Magiſterlein,
Zum Heil der Schildaer Philiſterlein.

Das war freilich etwas derb, aber der Mann hatte doch wohl ſo Unrecht nicht. Wer weiß, wäre der Fauſt nur eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, vielleicht hätten ſich auch dann etliche Liebhaber mehr gefunden; aber ſo — er iſt ja von Goethe, das weiß Jeder längſt, auch wer ihn niemals geleſen hat.

(Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 156:

Liebhaber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 174.

# Morgenblatt
für
# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 22. Juli 1845.

Cimbri, parva nunc civitas, sed gloria ingens, veterisque famæ late vestigia manent.

Tacitus.

Die von Urſprung aus
Einer Mutter entſtammen,
Als ein großes Haus
Sollten ſie wohnen beiſammen.
Rückert.

## Gedichte von J. Thomſen in Schleswig.

### Ein Gruß aus dem Norden.

Aus der Grenzmark deutſcher Zungen
Tön' zu euch mein deutſches Lied,
Das, im Norden fern erklungen,
Zum verwandten Süden zieht!
An der deutſchen Sänger Pforten
Klopft es leiſ' und ſchüchtern an:
Wird den einlaßflehn'den Worten
Eure Thür auch aufgethan?

Wo die Schlei um Cimbria's Hüften
Schlingt ihr ſilbern Gürtelband,
Wo das Meer mit friſchen Lüften
Kühlt aus Oſten an den Strand,
Wohnt ein Völkchen, ausgeſchloſſen
Aus dem Reich, verſchollen faſt,
Doch dem deutſchen Stamm entſproſſen,
Schattet' weithin einſt der Aſt.

Ja! glorreich in alten Tagen
Zählt' es zu den deutſchen Gau'n,
Und noch heut, dran mahnend, tragen
Seinen Namen Bretlands Au'n.

Angeln heißt das Land, das ſchöne;
Wenn du wanderſt nordenwärts,
Freu'n zuletzt die ſüßen Töne
Deutſcher Sprache hier dein Herz.

Wunderlieblich iſt's zu ſchauen,
Rings an ſchönen Dörfern reich;
Schatt'ge Wälder, grüne Auen,
Einem großen Garten gleich.
Eingehegt von grünen Hecken,
Trift an Trift und Feld an Feld,
Drauf ſich pracht'ge Heerden ſtrecken,
Drauf das Saatmeer wogt und wellt.

Denn zuſammen in die Ecke
Einſt die Macht der Dänen trieb,
Was noch auf der weit'ren Strecke
Seiner Heimath haften blieb.
Doch ſeit vierzehnhundert Jahren,
Die verfloſſen ſeit der Fahrt,
Wußte ſich das Volk zu wahren
Namen, Land und Sinnesart.

Wußt' als Stamm ſich zu erhalten
Eigenthümlich, unvermengt,
Ob von drängenden Gewalten
Fremder Völker eingeengt.

Digitized by Google

Von den Dänen, von den Sachſen,
Von den Frieſen ſtets getrennt,
Seht ihr's heut auch grünend wachſen
Als ein deutſches Element.

Denn ein ſeltſames Erſcheinen
Seht von Land zu Land ihr heut,
Wie ſich ſammeln und ſich einen,
Die der Sturm der Zeit zerſtreut;
Auf dem Friedhof der Geſchichte,
Aus den Gräbern ſteigt's empor,
Wie zum lezten Weltgerichte,
Was ſein Leben längſt verlor.

Neu belebt hat ſich's erhoben,
Neue Kraft ward ihm zu Theil.
Tief von Unten, nicht von Oben
Kommt der Welt das neue Heil.
Rings in's Leben ſeht ihr's treten,
Was geahnet im Gedicht;
Wie's gekündet die Propheten,
Wird erfüllt das Weltgericht.

Alle Zweige treiben Blüthen,
Alle Aeſte ſtehen grün.
Dieſen auch wird Gott behüten,
Daß kein Nord zerſtört ſein Blüh'n.
Aus des Stammes fernſtem Zweige
Weht die Blüthe euch herbei,
Daß ſich's an der Blum' euch zeige,
Welcher Art die Pflanze ſey!

## Beſteigung des Pic du Midi.

(Fortſezung.)

Der Inhalt ſeiner Unterhaltung war mit Jedermann derſelbe. Zur Einleitung dienten ihm einige Worte über die jüngſten Ereigniſſe in Afrika, dann kam er auf Napoleon, dann auf den Einfall der Fremden in Frankreich vor dreißig Jahren; da angelangt, zog er aus ſeiner Taſche ein gedrucktes Papier und übergab es ſeinem Partner im Geſpräche mit dem mehrmals wiederholten Zuſatze: „Das bin ich! das bin ich!“ und ritt ſodann, um daſſelbe Spiel zu beginnen, zu einem andern Reiſenden. Dieſes Blatt war nichts anderes als der beſonders abgedruckte Aufſatz einer Zeitung, worin die Heldenthat eines zehnjährigen Knaben umſtändlich und weitläufig erzählt war. Dieſer zehnjährige Knabe hatte während des lezten Krieges einem Trupp Preußen, die gerade in der Champagne ſtanden, durch Liſt und Verwegenheit einen Streich geſpielt, die Pyramiden ihrer Gewehre, wenn ich mich recht entſinne, aufgerollt, den Pachthof, wo ſie gelagert waren, angezündet, dadurch ſeinen Landsleuten einen kleinen Vortheil verſchafft, und dieſe Begebenheit ward von einem patriotiſchen Provinzialblatt, ich weiß nicht ob mit oder ohne Zuthun des muthigen Thäters, ausgeſpürt und in die Annalen vaterländiſcher Tapferkeit eingetragen. Derſelbe Knabe, der ſeitdem Conducteur und Genoſſe unſeres Zuges geworden, hatte ſpäter das Glück, einige Menſchenleben zu retten, und wurde deßhalb durch Denkmünzen und andere Auszeichnungen geehrt. Herr Salvandy ertheilte, als er zum erſtenmale Miniſter des öffentlichen Unterrichts war, ihm in eigener Perſon ein ſolches Zeugniß, und begleitete dieſe Handlung mit einer höchſt ſchmeichelhaften Rede. Dieſe Rede nun trug der damals Angeredete mit pathetiſcher Stimme, lebhaften Geberden, ſtrahlendem Geſichte, wie ein Dichter ſein Lieblingsgedicht, der ganzen Geſellſchaft Sylbe für Sylbe vor, und ſo kamen wir denn, ohne es zu vermuthen, an dem Orte an, wo unſer Weg in doppelter Richtung nach dem Campanerthal und dem Pic du Midi auseinander ging.

Hier wurde von Neuem berathſchlagt, ob man wirklich der Spitze zuſtreben oder geradeaus über Genippe nach Bagnères de Bigorre ſich begeben ſollte. Die Ausſichten waren wieder drohender geworden; auf verſchiedenen Seiten erhoben ſich von Neuem ſchwere Wolken, und was uns die Führer als den Pic ſelbſt bezeichneten, kam Allen wie eine bewegliche, weiße Nebelkuppel vor.

Lange jedoch wurde nicht verhandelt, und kaum waren einige Dutzend Worte gewechſelt, ſo trennte ſich die Geſellſchaft in zwei Gruppen, wovon die eine gerade zum Campanerthale, die andere, dem Wort der Führer, es müſſe am Ende doch die Sonne ſiegen, guten Muths vertrauend, die Beſteigung des Berges unverdroſſen fortſezte. Für das Leztere entſchieden ſich auch die Frauen, die von Barèges aus uns begleitet hatten. Sie machten über die Herrn, die uns verlaſſen hatten, und die eine derſelben ſcherzend die Diſſidenten nannte, ſich aus vollem Herzen luſtig, und wurden den ganzen Weg nicht ſatt, ironiſch von männlicher Tapferkeit zu reden. Eine bejahrte Dame aus Paris namentlich, klein, aber rüſtig und äußerſt munter, geſtattete ihrem ſpottgeübten Geiſte mit wunderbarer Zungenfertigkeit die freieſte Entwicklung.

Der Weg ward immer ſteiler und ſteiler, der Schritt der Pferde nahm ſichtlich den Charakter des Klimmens an, und die Männer, welche zur Erleichterung der Thiere abgeſtiegen waren, ſahen ſich alle fünf Minuten genöthigt, anzuhalten; ſo gebieteriſch verlangten nach der kürzeſten Bewegung ihre gebrochenen Knie Raſt und

Digitized by Google

Erholung. Sie fanden es daher, einer nach dem andern, gerathener, ihre Sattel wieder zu gewinnen und die ganze Beſchwerde ihren Pferden zu übertragen. Dieß ſind allerdings zwar kleine und anſcheinend zart geformte, aber nervige Naturen, gemacht, um den härteſten Entbehrungen zu trotzen und auf den unwegſamſten Pfaden ihre Bürde ſicher zu tragen. Nachdem wir auf einem vielgewundenen, aber wohlgebahnten Wege, nach einer ſtarken halben Stunde etwa, ein faſt ſenkrechtes Stück Berg klimmend überwunden hatten, ging es in einem weiten, heidebewachſenen Becken wieder eine Zeitlang eben fort. Wir fanden ſchon hie und da kleine Schneeplatten, wie zerſtreute Vorpoſten vom ewigen Eislager des Hochgebirges ausgeſtellt. In der Tiefe entdeckten wir einen See, unbedeutend wie alle Seen der Pyrenäen und des übrigen Frankreichs, durch ſeine Einſamkeit jedoch und die Oede, die ihn umgab, von ernſter, feierlicher Wirkung. Er war an ſeinem Rande und eine ziemliche Strecke in's Waſſer hinein mit einer blendenden Eisrinde überzogen, und an ſeinen ſteilen Ufern weideten ſchwarze Schafe, von einem braunen Hund, der an der Stelle ſeines ſchlafenden Herrn regierte, geleitet und bewacht.

Indem wir ſtiegen, ward unſer Entſchluß, die Beſteigung fortzuſetzen, mehr und mehr gerechtfertigt; die Wolken ſanken mit jedem Momente oder wurden durch ihre Zerſtreuung ungefährlich, die Formen traten aus ihrer Nebelverpuppung ſtolz und glänzend hervor. Schon entfaltete ſich zu unſern Füßen eine ganze Felſenſtadt von Thürmen und Kuppeln, ringsum ward mit jedem Augenblicke das Panorama größer und großartiger; bei jeder Wendung des ſtets gekrümmten Weges trat eine neue Scene theils aus der Tiefe, theils aus den Wolken; die Luft ſchien uns reiner, friſcher und doch nicht kalt. Kein Geräuſch ließ ſich hören, als der Hufſchlag unſerer Pferde, oder das Knarren und Knirſchen derſelben auf den Schneefeldern, kein Vogel ſchwazte in den Lüften, kein Hirte ſang auf der Trift, kein Geier ſchrie nach der fern erblickten Beute, und wir ſelber waren durch die Majeſtät, die uns umfloß, in andächtiges Schweigen verſunken.

Endlich kamen wir, etwa hundert und fünfzig Schritte unter dem Gipfel, zum Theil reitend, denn der Weg iſt vortrefflich gebahnt, zum Theil zu Fuß emporkeuchend, an einer Art von Rundel an, das die Natur auf drei Seiten mit einer Felſenmauer eingeſchloſſen. Hier wurden die Pferde eingeſtellt und dann ging es ungeduldig, ungeſtüm, grüßend und jauchzend dem nahen Ziele zu. Von Sekunde zu Sekunde erweiterte ſich der Geſichtskreis; die Tiefe, die allenthalben immer gähnender vor uns auftauchte, ſchien etwas Flimmerndes und Flüſſiges, wie eine Waſſerfläche, und als wir endlich den Gipfel erreicht, lag ein ſtilles, ſonniges, unendliches Meer vor uns.

(Schluß folgt.)

## Franz Horn an Fouqué.

Berlin, 24. Novbr. 1811.

— — Laſen Sie Goethe's Leben? Davon nicht ſchriftlich, denn ich würde zu weitläufig werden über einen gewiſſen exoteriſchen Geiſt, der oft nur Exponenten gibt, wie er hier zuweilen waltet. Freilich erkennt man Raphael auch an Strichen und Linien, aber warum ſo oft nur Linien! Aber Jean Pauls Fibel möchte ich (einen halben Bogen, den ich haſſe, ausgenommen) unendlich rühmen, über Alles den „Uebergreis." Schreiben Sie mir doch, wie es Richtern geht, denn ohne Zweifel korreſpondiren Sie mit ihm; ich verhehle es nicht, er ſteht meinem Herzen viel höher als Goethe. Auch ſchon um deßwillen liebe ich ihn, weil er der Erſte war, der Sie öffentlich anerkannt hat. — Ich habe jezt in jener Geſellſchaft ſchöne Leſeabende, beſonders alle vierzehn Tage einen fröhlich heiligen Shakſpeareabend. Shakſpeare ſollte man eigentlich nicht mehr einen Dichter nennen, ſondern die Poeſie ſelbſt, die ſich in ihm verklärt hat, wie Gott in Chriſtus.

Der Tod Heinrichs von Kleiſt hat mich ſo überaus bewegt und bis in das Innerſte ergriffen, daß ich ſeit leztem Sonntag auch nicht das Mindeſte zu arbeiten, ſelbſt nicht einmal dieſe wenigen Worte zu diktiren im Stande war. Jener Tod iſt faſt fortwährend in meinen Träumen und ich muß mich oft mit Gewalt zurückhalten, der tiefen allegoriſchen Bedeutung deſſelben nicht zu tief und das eigene Herz verletzend nachzudenken. Einen edeln kräftigen Menſchen und herrlichen Dichter hat die Zeit und die Sehnſucht nach einer beſſeren getödtet. Die Empfindung, die ein ſolcher Gedanke gibt, iſt unendlich herber, als die bei der Erinnerung an Huſſens und anderer Märtyrer Tod. Selig ſind die Sanftmüthigen u. ſ. w.

Berlin, 11. Febr. 1813.

Lieber, Theurer, alſo dieß iſt dein Geburtsmonat? Ich habe den Tag nicht erfragen können; doch ſey es, welcher es ſey. Tauſend Glück und Segen über dich, den Menſchen, den Krieger, den Dichter, den freundlichen Freund! — Der Weltgeiſt rauſcht jezt ſo gewaltig, und ſchwingt die Flügel ſo ſtark, daß die Dichterharfe doppelt mächtig angeſchlagen werden muß, um gehört zu werden. Doch, ſo wie du ſie im nordiſchen Helden

ertönen ließeſt, tönt ſie doch ſicher durch. Die alte Sphinx ſitzt jezt wieder da und gibt übergewaltige Räthſel auf, und wieder iſt die Löſung des Räthſels: der Menſch. Aber Viele finden keine Ruhe und die Sphinx verfinſtert ihre Sinne. Die nur, die Jeſum Chriſtum kennen und lieb haben, ſind mächtiger und glücklicher, und halten ſich rein und ſtolz und demüthig ergeben in Gott. Du ſtehſt feſt, Friedrich. — Wahrlich, du hatteſt wohl Recht, als du hier mit gewichtig ernſtem Scherz ſagteſt, es ſey viel Ehre, aber wenig Vergnügen, in unſerer Zeit zu leben. Doch auch das Vergnügen wird kommen. Ein neues, friſches Leben geht auf. Begrüße es heiter, mein liebſter Friedrich! — Ich möchte dir recht viel ſagen, und mein Herz iſt ſo voll, aber die Worte fließen mir nicht aus der Feder in die Dinte auf's Papier. Wie wahr findet man doch zuweilen die alte Klage von dem weiten Wege, den das alles machen muß! Alſo nur die Hauptſache: Es bleibe in uns im neuen Jahre bei dem guten Alten: Gott, Vaterland, Poeſie!

Franz Horn.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Elberfeld, Juni.**

(Fortſetzung.)

Krummacher und die Deutſchkatholiſchen. — Der Geſellſchaftsſpiegel.

Von F. W. Krummachers mehrerwähnten Palmblättern erſchien kürzlich wieder ein Heft. Vor einiger Zeit hieß es in einem rheiniſchen Blatte, Krummacher trete auf der Kanzel ſowohl als in Schriften polemiſirend gegen die deutſchkatholiſche Bewegung auf und ſchleudere ſeinen Bannſtrahl den Häuptern derſelben in's Geſicht. Dem iſt aber nicht ſo, vielmehr verhält er ſich ziemlich ruhig und gemäßigt gegen dieſelben und iſt z. B. mit dem Benehmen Hengſtenbergs gar nicht einverſtanden. Krummacher iſt allerdings weit entfernt, in Ronge einen neuen Luther zu ſehen, wie dieß einzelne Enthuſiaſten und Phraſenliebhaber gethan; er ſpricht ſich darüber auch in den Palmblättern aus, man könne Ronge allenfalls eher mit Hutten vergleichen, wenn denn einmal verglichen werden müßte. Dagegen erklärt Krummacher ſich entſchieden gegen die Glaubensbekenntniſſe einiger deutſchkatholiſchen Gemeinden, z. B. der Breslauer und Dresdener, was von ſeinem Standpunkt auch gar nicht befremden kann. Mit den hieſigen Deutſchkatholiſchen ſteht Krummacher auf ganz friedlichem Fuße, und hat an dem Feſteſſen, das man bei Einſetzung des Pfarrers Licht veranſtaltet, Theil genommen. Die hieſige neue Gemeinde zählt gegenwärtig über 200 Mitglieder, wiewohl der römiſchkatholiſche Pfarrer hieſiger Stadt in einem vielbeſprochenen Beſchwerdebrief an den Oberpräſidenten von Schaper immerfort von „etlichen zwanzig Sektirern“ ſpricht, denen man ihre ganz ungeſetzlichen Zuſammenkünfte nothwendig verbieten müſſe, wenn die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten werden ſolle. Dieſer kurioſe Brief fand in der Elberfelder Zeitung, die ihre Polemik gegen Rom eifrigſt fortſezt, kürzlich eine ſcharfe Beleuchtung; ſie brachte ſogar das Schreiben eines Katholiken aus Köln, der, obgleich römiſch geſinnt, dem Elberfelder Paſtor jenes Briefes wegen den Krieg machte. Ob dieſes Kölner Schreiben ächt war, läßt ſich freilich nicht entſcheiden. — Das zweite Heft des „Geſellſchaftsſpiegels“ iſt dieſer Tage in's Publikum gekommen und macht hier nicht weniger Senſation als das erſte. Dieſes zweite Heft bringt im erſten Artikel die Fortſetzung der Schilderung der geſellſchaftlichen Zuſtände des Auslandes, und zwar dießmal Frankreichs. Es wird darin behauptet, daß in Paris wenigſtens die Hälfte der ganzen Bevölkerung der Unterſtützung bedürftig ſey, während die offiziellen Berichte verkünden, die Pariſer Armuth verhalte ſich zur Nichtarmuth wie 1 zu 12. Im folgenden Artikel wird die „Hausgeſetzgebung unſerer Fabrikanten“ weiter beſprochen und wiederum verſchiedene Paragraphen der hier eingeführten Fabrikbüchelchen ſcharf beleuchtet. Der Aufſatz ſagt am Schluſſe ganz richtig: „In dieſen ſogenannten freiwilligen Verträgen iſt alſo auch nicht ein Wörtchen *für*, *Alles gegen* den Arbeiter.“ Dieſe Verordnungsbücher müſſen übrigens, um vollgültig zu ſeyn, vom Fabrikengericht beſtätigt werden, und manche ſind ſchon vorgekommen, die nicht die Anerkennung deſſelben erlangten. Dieſer Fall ereignete ſich noch kürzlich, wo von einem Barmer Hauſe eine Geſetztafel vorgelegt wurde, die unter andern folgende Geſetze enthielt: „Wer in's Zimmer ſpuckt, ſoll 2½ Sgr. Strafe bezahlen. Wer am Liefertag zu ſpät erſcheint, wird hiemit ſeines Lohns verluſtig erklärt“ u. ſ. w. Drittens gibt der Geſellſchaftsſpiegel den Schluß des Aufſatzes von Dr. König in Oſterode über die Arbeit, und läßt ſodann eine kurze Abhandlung über *Organiſation* der Arbeit folgen, die dem kölniſchen allgemeinen Volksblatt, deſſen in dieſen Blättern ſchon gedacht worden, entnommen iſt, wie auch eine Betrachtung über die Mittel, den Beſitzloſen die Concurrenz mit den Wohlhabenden möglich zu machen; ferner den Schluß der Geſchichte des allgemeinen Hülfs- und Bildungsvereins zu Köln. Eine Schilderung der Spinnerei zu Hammerſtein im Wupperthale, die nun folgt, iſt ſchon aus dem ſächſiſchen Gewerbeblatt bekannt geworden; der Geſellſchaftsſpiegel behält ſich übrigens vor, dieſelbe im nächſten Hefte zu ergänzen und zu berichtigen, da dieſe Spinnerei, in der nächſten Nähe gelegen, doch nicht ein ganz ſo erfreuliches Bild bieten ſoll, als jene Schilderung zeigt, in Folge deren der Bürgerverein zu Dresden dem Eigenthümer unlängſt eine Dank- und Anerkennungsadreſſe zugeſchickt. „Lieder aus Lancaſhire“ von einem in England wohnenden jungen Rheinländer, Georg Weerth, geben engliſche Lebensbilder in recht volksthümlichem Ton. Eines derſelben beginnt: „Der alte Wirth in Lancaſhire, der zapft ein jämmerliches Bier; er zapft es geſtern, zapft es heute, er zapft es immer für arme Leute.“ Die Redaktion des Geſellſchaftsſpiegels macht hiezu folgende Randbemerkung: „Das erinnert uns unwillkührlich an einige der erſten Bierwirthſchaften Elberfelds, in welchen zweierlei Bier gezapft wird, gutes für Herren und jämmerliches für die Arbeiter, die in der Regel nur Sonntags hingehen. *Das Arbeiterbier koſtet aber nicht weniger als das Herrenbier.*“ Auch dießmal bilden den Schluß des Heftes ſehr mannigfaltige Notizen und Nachrichten von nah und fern, beſonders aber aus dem Bergiſchen, vom Rhein und der Ruhr.

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 175.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 23. Juli 1845.

Wenn wir ſchön ſind, ſind wir ungeputzt am ſchönſten.
Leſſing.

## Das Edelſteinmährchen.

Von A. v. Sternberg.

### Das Armband.

Es wird Zeit, daß ich für meine Braut einen Schmuck beſtelle, ſagte ein junger Dichter. Aber was wähle ich? Einen koſtbaren Ring? Nein, ſie hat ſo ſchöne Hände, und eine ſchöne Hand zeigt ſich, wie überhaupt die Schönheit, am vortheilhafteſten ganz ohne Putz. Trägt die Venus von Medicis Ringe? Aber ſie trägt weder Ringe noch ſonſt etwas; das iſt alſo etwas Anderes. Aber wie ſchön kleidet die Frauen, die Rubens und Paul Veroneſe gemalt haben, der Schmuck an Händen und Hals! Ja, dieſe epigrammatiſchen Farben haben ihren Reiz; ſie erhöhen den blaßgelbröthlichen Fleiſchton, ſie ſtrömen tauſend eigenſinnige ſpringende Lichter über eine warmfeuchte Carnation aus. Aber dennoch — meine Braut ſoll keinen Ring tragen. Es gibt da eine Stelle an ihrer Hand — es iſt ein Grübchen, oder es iſt kein Grübchen; der Himmel weiß, was es iſt — aber ich küſſe dieſe Stelle ſo gern, und wenn nun ein fataler Ring da ſäße! Nein, die weiche, kleine Hand, dieſe Hand, die, zum Unterſchied der Hand der Lady Macbeth, noch von den Wohlgerüchen Arabiens verſüßt werden kann, dieſe Hand, die ſie mir gegeben hat zum Zeichen, daß die ganze Perſon, das kleinſte Lächeln wie die kleinſte Thräne, der tiefſte Seelenſchmerz und der Schmerz, den ein zu enger Schuh verurſacht — alles, alles mein ſeyn ſoll, dieſe Hand will ich mit keinem, auch nicht dem koſtbarſten Ringe ſchmücken.

Alſo den Hals? Auch nicht. Ich hab' einmal eine Geſchichte geleſen, wo eine guillotinirte Frau durch allerlei Zaubermittel den abgehauenen Kopf ſich wieder auf die Schultern paßte, ſo geſchickt, daß Niemand merkte, was ihr eigentlich mit ihrem Kopfe paſſirt war. Nur einen ganz dünnen, blutrothen Streifen rund um den ſchneeweißen Hals herum, den konnte ſie nicht vertilgen und verſteckte ihn daher unter einem koſtbaren goldenen Halsbande. Einſt in der Nacht löste ſich dieſes künſtliche, geheimnißvolle Halsband, und der Kopf rollte aus dem Bette auf den Teppich hin, zum Entſetzen des jungen Mannes, der die wunderſame Schöne heimgeführt hatte. Zwar meine Braut, die wird Niemand guillotiniren; ſie iſt ſo ſanft und engelgut, und dabei wird ſie ſich wohl in Acht nehmen, ſich in eine Revolution zu miſchen. Wo es irgend gefährlich hergeht, da bleibt mein Schätzchen weg; da kenne ich ſie. Zu den genialen Frauen gehört ſie nicht, und ich danke dem Himmel dafür, daß ſie weder Tabak raucht noch Pferde beſteigt.

Digitized by Google

Doch wenn ich hierin unbekümmert ſeyn kann, das Halsband will ich doch nicht. Die fatale Idee mit dem herabrollenden Kopfe könnte mich zu Zeiten nicht ruhig ſchlafen laſſen.

Was aber? Welchen Theil meines lieben Kindes ſoll ich mit Gold und Edelſteinen umſpinnen? Soll ich ihr kleines Ohr zum Träger eines Edelſteinbouquets machen? ſoll ich ihm eine langgeweinte Thränenperle anheften? Nein, nein; dieſes Ohr iſt ſo hübſch und zierlich geformt, daß man es ſehen und bewundern muß auch ohne Schmuck. Ich kenne eine häßliche alte jüdiſche Bankiersfrau mit ſaffrangelben, innerlich wie eine ſchlechte Perlmuttermuſchel ſchmutzigrothen, ſchlappen, lederweichen Ohren; und dieſe müden alten Ohren, dieſe Ohren, die ſo viel Böſes und Gemeines gehört hatten, das von keinem fremden, nein vom eigenen Munde ausgeſprochen worden, ſie trugen einen ganzen Chatoulleninhalt an Gold und Edelſteinen. Nie ſah ich dieſe Frau im Gedränge, ohne daß ich fürchtete, eine dreiſte Hand möchte die kleinen Kronleuchter ſammt einem blutigen Fetzen des alten Ohrs abreißen und triumphirend in die Taſche ſtecken. Himmel! wie ſahe die Frau dann aus! In meinen Träumen ſah ich ſie immer mit halben Ohren blutend und erhizt ihrem Räuber nachſetzen.

Alſo keine Ohrgehänge! Etwa ein Edelſteinſchmuck an der Bruſt, eine Agraffe, um einen faltigen duftigen Florſhawl feſtzuhalten, um die auseinandergehenden Falten des ſchweren Seidenſtoffs, der die ſchön modellirte Schulter umſchließt, effektvoll zu markiren? Auch das nicht. Ich würde immer an die Frau von Sevigné denken, nach der dieſe Art Schmuck benannt iſt, und auf deren Portraits auch ſo ein kleines jüdiſches Hohenprieſterſchild in Miniatur zu ſehen iſt. Die Sevigné iſt nicht meine Schwachheit. Sie und ihre berühmten Briefe, die ich als Stylübung unzähligemal habe überſetzen müſſen, ſind mir gleicher Weiſe zuwider, und ich weiß gar zu genau, wie Madame Grignon, ihre Tochter, ausſah, welch ein Kleid ſie trug, wie ſie ſich geberdete, als der Rumpelkaſten von Wagen auf der Chauſſee nach Verſailles umfiel und Madame Grignon auf's Pflaſter ſtürzte, zum großen Schmerz ihrer geiſtreichen Mama. Alles das iſt nicht nach meinem Geſchmack. Meine kleine Dame ſoll keine Geiſtreiche ſeyn, ich habe ihre unorthographiſchen Briefe, ihre niedlichen Streitigkeiten mit der Grammatik, ihr hübſches Zerwürfniß mit dem Artikel tauſendmal lieber als die Muſterbriefe der Madame de Sevigné, und dann werde ich mich wohl hüten, eine ſo launenhafte Tochter mir heranzubilden, wie Madame Grignon war. Lieber verzichte ich von vornherein auf alle Töchter.

Ein Armband? — Ja, ein Armband, das iſt es! Es gibt deren ſo ſchöne. Man hat ſie in Form von Schlangen; aber ich werde mich wohl hüten, eine Schlange zu wählen, ſchon wegen der alten ärgerlichen Geſchichte, die das erſte Weib und die erſte Schlange mit einander gehabt haben. Es fehlte noch, daß wir Männer den Weibern ſelbſt Schlangen zuführten, als wollten wir mit aller Gewalt von ihnen betrogen werden, als könnten wir's nicht erwarten, das Paradies, in dem wir nur erſt eine Viertelſtunde geweſen ſind, wieder zu verlieren. Nein, meine kleine Eva ſoll kein ſo bösartig ſymboliſches Armband erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Beſteigung des Pic du Midi.

(Schluß.)

Was iſt das? riefen wir Alle verwundert, Alle freudig aus. Iſt das nicht die hohe See? Reicht der Ocean ſo weit in's Land? Wir hatten uns gut ſagen, es ſey die Ebene von Tarbes, die da unten, vom Mittagslichte verklärt, zu wogen ſcheine; unſere Sinne verſicherten uns beharrlich, es ſey Poſeidons Reich. In den Geiſtern war keine Täuſchung, aber aus den Augen wollte ſie, ſo lange wir oben waren, keinen Augenblick ganz verſchwinden. Nach langem, ſtarrem Hinſehen erſt gewann ein Theil des Gemäldes feſteren Boden, und man konnte dunkle Wieſen von wallenden Maisfeldern unterſcheiden. Auch Hütten, Dörfer, Städtchen wurden kenntlich; das niedliche Bagnères de Bigorre nahm ſich am Eingange des Gebirges wie eine ſchmucke, freundliche Pförtnerin aus, und in fernem Flimmern glaubten gute Geſichter das pferdereiche Tarbes zu erblicken. Bis nach Toulouſe zu dringen, erlaubte die etwas belegte Luft nicht mehr. Auf der andern Seite, gegen Bayonne zu — denn die ganze Kette der Pyrenäen, vom atlantiſchen bis zum Mittelmeere, überſahen wir mit einemmale — gaben die Wolken, die ſich aus den Schluchten und Thälern emporrangen oder wieder hinabgetrieben wurden, das Bild einer ſturmbewegten Fluth, und wie nach einem Nachtgewitter der Oſten manchmal von goldenem Leben glüht, während in andern Regionen des Himmels noch die lezten Trümmer des zerfließenden Wetters hauſen, ſo ſtellte uns auch hier die allgütige Fürſtin Natur, die für die Vergnügungen und Bedürfniſſe der Menſchen mit gleicher Liebe ſorgt, von dem Aufruhr und dem heitern Schlummer der Elemente in einem und demſelben Augenblicke durch nachahmenden Schein ein entzückendes Schauſpiel dar.

Digitized by Google

Wäre der Himmel ganz rein geweſen, ſo hätten wir eine größere Anzahl bewohnter Punkte entdeckt; der Anblick wäre dann aber gleichförmiger geweſen und hätte uns kaum ſo lange gefeſſelt. So aber wechſelte die Scene immer fort; eine Berggruppe trat aus den Wolken hervor, die andere in die Wolken. Der Cirkus von Marboré mit ſeinen Zacken und Baſtionen tauchte empor, als die Maladetta, die ihren Namen nicht umſonſt trägt, ſo vieler Grab iſt ſie bis auf die jüngſte Zeit geworden, eben verſchwand, und von drüben aus Spanien grüßte uns einige Minuten lang der Montperdu, um einige Minuten darauf wieder in undurchdringlichen Nebel zurückzukehren.

Das ganze Gebirg zog wie ein ordnungsloſes Heer in wilden Schwärmen an uns vorüber. Die ganze Geſellſchaft ſchien von einem glücklichen Erſtaunen ergriffen, über das unſere Führer ſchwatzhaft ihre Freude an den Tag legten, und erſt als die Sonne immer tiefer und raſcher ſank, ließen wir uns bereden, von dem einzig ſchönen Gemälde Abſchied zu nehmen. Der größere Theil der Reiſegefährten kehrte nach Baréges zurück; nur drei von uns wanderten durch Schluchten und Schneegefilde über unwegſame Abſchüſſe und lebloſe Thäler dem Campanerthale zu.

Wir mußten unſere Pferde nicht bloß führen, ſondern, da ſie von dem jähen, gebrochenen, über Geröll hinweglaufenden Wege oft zurückſchreckten, förmlich ziehen, und waren mehr als einmal genöthigt, uns in den Schnee oder das Erdreich mit unſern Ferſen einzugraben. Es ward immer dunkler, wir ſahen keine Sonne mehr am dämmernden Himmel; nur die Verklärung der Gipfel zeigte uns an, daß ſie in der Glorie ihres Untergangs ſey. Keine menſchliche Seele begegnete uns in dieſen tiefen Gründen, kein Lied, keines Hundes Bellen ließ ſich vernehmen, nur aus dürftigen Gebüſchen drang hie und da, kaum hörbar, das Rauſchen eines kleinen Bachs hervor. Schaurig und dabei doch traulich war es uns zu Muthe; wir ſprachen nur wenig; mitunter eine ärgerliche oder auch launige Aeußerung über den holperigen Weg, ein paar Sylben zur Erinnerung an den Genuß des Tages, von Zeit zu Zeit ein Wort der Sehnſucht nach Einkehr, Mahlzeit und erquicklicher Ruhe.

Endlich ſahen wir wieder menſchliche Wohnungen und gelangten an eine Sennhütte, deren Beſitzer uns zur Erfriſchung von dem Seinigen das Beſte gaſtlich anbot, und nach der Ausſage unſerer Führer die Weigerung, davon Gebrauch zu machen, für unfreundlichen Stolz genommen hätte. Wir trafen dort eine kleine Truppe junger Landleute, die acht Stunden Wegs unter Leitung ihres Pfarres herkamen, um auf dem Pic du Midi den Aufgang der Sonne zu ſehen und den aufquellenden Tag durch eines der ſchönſten Lieder ihrer Heimath, wie durch eine Hymne zu begrüßen. Sie hatten einen Schlauch Wein bei ſich, von dem ſie uns zu koſten aufforderten, und ließen nicht nach, bis wir es gethan. Mit dem Wunſche geſunden und heiteren Wiederſehens nahmen wir herzlich Abſchied, und längs des Adour, der hier noch ein Bach iſt, ſezten wir auf einem ſchmalen Pfade bis nach Grippe im Campanerthal, wo wir eine Stunde nachher eintrafen, gemüthlich unſere Wanderung fort.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Leipzig, Juli.**

### Witterung.

Zwiſchen meinem lezten Bericht und dieſem Briefe liegt ein langer Zeitraum, in dem ſich mancherlei Wichtiges und Unwichtiges zugetragen hat. Wollte ich dieß Alles getreu referirend hier nachholen, ſo würde ich Ihnen nur ſchon vielfach Beſprochenes erzählen und Sie höchlichſt langweilen. Ich müßte dann ein Langes und Breites über die erſte Schriftſtellerverſammlung, über ihre ausführlichen und vortrefflichen Debatten, über die gedruckten und nachgedruckten Toaſte, mit denen ſie beſchloſſen wurde und die zu mancherlei Streitigkeiten Anlaß gaben, erzählen; ich könnte ferner bald ein hohes Lied Salomonis, bald einige Klagelieder Jeremiä anſtimmen über unſer Theaterweſen und Unweſen, über öffentliches und mündliches Verfahren zwiſchen Publikum und Schauſpielern, über befugten und unbefugten Lärm, was vielleicht ganz erquicklich zu leſen wäre, ich jedoch aus tauſend und einem Grunde unterlaſſen will; ich hätte ſodann, wenn es mir Vergnügen machte, die vortrefflichſte Gelegenheit, eine ſpitzfindige Kritik über Laube's Tragödie „Struenſee und die Deutſchen in Dänemark" zu ſchreiben, wodurch ich mir beliebig Verfaſſer und Darſteller zu Freunden oder zu Feinden machen könnte, je nachdem ich mich pſalmodirend oder in anderer Weiſe vernehmen ließe; es wäre mir außerdem geſtattet, Ihnen eine Liſte von Gaſtſpielern und Spielerinnen zuzuwerfen, beinahe ſo lang wie jene des Leporello von Don Juans ſehr entſchuldbaren Liebſchaften; ich könnte die nicht erfolgten Triumphe der Madame Birch-Pfeiffer maleriſch ſchildern, und die ſeltenen Blumen mit ihren gelehrten botaniſchen Namen einzeln nennen, die ſich in den zahlreichen Abſchiedskränzen vorfanden, welche unſer ſeit langer Zeit wieder einmal enthuſiasmirtes Publikum der liebenswürdigen Nachtigall, Fräulein Tuczeck, zuwarf; ich müßte endlich das große Thema der materiellen Intereſſen beſprechen, was mir Anlaß geben könnte, ein ganzes Buch von über zwanzig Bogen zu ſchreiben und mir zu guter Lezt weiter nichts einbrächte, als eine Confiscation in optima forma. Alle dieſe höchſt erſprießlichen, unterhaltenden, ärgerlichen und aufregenden Themata will ich aber als der Vergangenheit anheimgefallene Dinge hiemit auf ſich beruhen laſſen und es ruhig abwarten, wie Sie mein Schweigen ertragen werden. Statt deſſen wende ich mich ungenirt der Gegenwart zu und ſpreche ausſchließlich von ihr. — Die

Witterung hat ſich in dieſem Jahre mit ſolcher Energie der Herrſchaft auf Erden bemächtigt, daß Sie es verzeihlich finden werden, wenn ich meine Unterhaltung mit dieſem verſchrieenen Thema beginne. Daß ich es nicht aus Mangel an Stoff oder aus Langeweile ergreife, davon will ich Ihnen ſpäter den Beweis liefern, denn ich habe noch ganz andere Dinge auf dem Herzen. Die Witterung hat uns ſeit dem großen Schneeſchmelzen faſt ununterbrochen zu ſchaffen gemacht und namentlich den ackerbautreibenden Theil der Bevölkerung in nicht geringe Sorgen der Zukunft wegen verſezt. Es heißt zwar nach uraltdeutſcher Bauernregel: „Mai kühl, Juni naß, füllt dem Bauer Scheuer und Faß,“ allein Froſt im Mai und faſt volle 31 kalte Tage, die uns glauben machten, wir gingen gerades Weges auf den November zu, war doch eine gar zu wortgetreue Auslegung des erprobten Sprüchworts. Erwies ſich der Mai als orthodoxer Exeget, ſo blieb der Juni im Anfang nicht im mindeſten hinter ihm zurück. Der froſtigen Herbſtkühle folgte eine ſo abundante Näſſe, daß unſere Gewäſſer wieder eben ſo hoch und weit anhaltender die Ufer überſchritten, als zu Ende März und Anfang Aprils. Zwei Ueberſchwemmungen folgten einander auf dem Fuße und vernichteten in weitem Umkreiſe die Heuernte, die ausgezeichnet zu werden verſprach. Zerſtörende Wolkenbrüche, die raſch hinter einander in den gebirgigen Theilen unſeres Vaterlandes gefallen waren, entſendeten außerordentliche Waſſermaſſen in die fruchtbaren Niederungen und trübten die Ausſichten manches rüſtigen, wackern Landmanns.

(Fortſetzung folgt.)

## Elberfeld, Juni.

(Schluß.)

Der Geſellſchaftsſpiegel. — Separatiſten.

Mehreren für den Geſellſchaftsſpiegel beſtimmt geweſenen Arbeiten hat die Cenſur, die beim zweiten Hefte ſich ſchon bedeutend ſchärfer zeigte als beim erſten, das Imprimatur verſagt. Ein Gedicht, das wir den Leſern dieſer Blätter hier mittheilen wollen,

### Ein neues Lied von den Webern.

Die Weber haben ſchlechte Zeit,
Doch wer iſt ſchuld an ihrem Leid?
Einleuchten muß es Jedermann:
Sie ſelber nur ſind ſchuld daran.
Das alte Wort bewährt ſich ſteis,
Das Sprüchwort: wie man's treibt, ſo geht's!
Sie ſollten, ſtatt zu klagen, weben,
So könnten ſie gemächlich leben!

Die Weber haben ſchlechte Zeit,
Doch wer iſt ſchuld an ihrem Leid?
Wozu denn all der eitle Putz?
Wozu iſt der dem Volke nutz?
Braucht denn zum Rock ein Weber Tuch?
Iſt ihm ein Kittel nicht genug?
Sie ſollten, ſtatt zu prunken, weben,
So könnten ſie gemächlich leben!

Die Weber haben ſchlechte Zeit,
Doch wer iſt ſchuld an ihrem Leid?
Was hungern ſie nach Fleiſch, nach Bier?
Sie ſollten zügeln ihre Gier!
Das Sprüchwort ſagt: Geſundes Brod
Und Waſſer färbt die Wangen roth.
Sie ſollten, ſtatt zu praſſen, weben,
So könnten ſie gemächlich leben!

Die Weber haben ſchlechte Zeit,
Doch wer iſt ſchuld an ihrem Leid?
Sonntag wird's Keinem je zu bald;
Da heißt es denn um Mittag: Halt!
Dann gehn ſie dem Vergnügen nach
Den ganzen Sonntagnachmittag.
Sie ſollten, ſtatt zu ſchwärmen, weben,
So könnten ſie gemächlich leben!

Die Weber haben ſchlechte Zeit,
Doch wer iſt ſchuld an ihrem Leid?
Die Morgenſtund hat Gold im Mund,
Früh aufſtehn iſt dem Leib geſund;
Sie ſollten wach ſeyn früh am Tag,
Punkt viere mit dem Glockenſchlag.
Sie ſollten, ſtatt zu träumen, weben,
So könnten ſie gemächlich leben!

Die Weber haben ſchlechte Zeit,
Doch wer iſt ſchuld an ihrem Leid?
Vier Stunden ſind zum Schlaf genug,
Drum fragen wir mit gutem Fug:
Wie heißt die Faulen denn um Zehn
Am Abend ſchon zur Ruhe gehn?
Sie ſollten hübſch bis Zwölfe weben,
So könnten ſie gemächlich leben!

circulirt hier in verſchiedenen Abſchriften; der Verfaſſer hat ſich nicht genannt, doch glaubt man, daß es von Adolph Schults herrührt. — Poſſirlich war es, vor einigen Wochen in hieſiger Zeitung eine Art negativer Anzeige des Geſellſchaftsſpiegels zu leſen. Eine Anzahl Weber drückte nämlich ihren Dank gegen die Fabrikanten aus, dafür, daß leztere ſich entſchloſſen, jenes Vorrichten (wovon in unſerem vorigen Brief die Rede war) wieder zu vergüten; bei dieſer Gelegenheit hieß es denn ſehr naiv, die humanen Herren würden „auch ohne den Geſellſchaftsſpiegel“ dieſen Entſchluß gefaßt und zur Ausführung gebracht haben. Sollten ſie wirklich?

Auffallend iſt die große Anzahl der kürzlich hier vorgekommenen Selbſtmorde und plözlichen Todesfälle. Unter erſtern machte namentlich der Tod einer Frau Aufſehen, die ſich in die Wupper ſtürzte, weil ihr Mann nicht hatte zugeben wollen, daß ſie dem Abendgottesdienſt in der reformirten Kirche beiwohnte. Beide Eheleute nämlich gehörten zu der hier beſtehenden Separatiſtenſekte, deren wir voriges Jahr in einem Briefe Erwähnung thaten, und deren Mitglieder, obgleich Myſtiker, niemals die Kirche beſuchen. Die Frau hat, wie es ſcheint, ſich nicht mehr wohl gefühlt bei dieſem Separatismus und vielleicht in die kirchliche Gemeinſchaft zurückkehren wollen, wodurch ſie ſich mit ihrem Gatten entzweite. Dieſer Fall ſoll übrigens auf die ſämmtlichen Schismatiker ſo gewirkt haben, daß ſie an der Aechtheit ihrer Ueberzeugungen auch zu zweifeln anfangen; vielleicht laſſen ſie ihre Kinder nun doch wieder taufen und konfirmiren, was bei ihnen ganz aus der Mode gekommen war. „Es muß auch ſolche Käuze geben!“ ſagt Goethe.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 28.

Mittwoch, 23. Juli 1845.

[200] Bei C. F. Kius in Hannover iſt erſchienen:

## Pombal
### und die Jeſuiten.
Von H. A. Oppermann.
Preis 12 gGr.

---

[198] Bei **Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen** iſt erſchienen:

**Berthold**, Dr. A. A., Lehrbuch der Zoologie. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gGr.

**Huber**, V. A., Skizzen aus Spanien. 1ſter Theil: Dolores. 2te Auflage. 8. 2 Rthlr.
(Der zweite Theil, enthaltend Jaime Alfonſo, genannt el Barbudo, koſtet 2 Rthlr. 18 gGr.

**Ruhſtrat**, Dr. A. W. C., Ueber die Pflichten der Frauen und Mütter gegen ihre Männer und Kinder in Krankheiten. Grundriß der Krankenwärterlehre. 2te verb. Aufl. gr. 8. 16 gGr.

---

[202] Bei **Ed. Anton in Halle** erſchien ſo eben:

**Leo, H., Lehrbuch der Univerſalgeſchichte**, zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanſtalten. 5ter Band, enthaltend der neueſten Geſchichte erſte Hälfte. 2te Auflage. gr. 8. 2 Rthlr. 15 Sgr.

**Bernhardy, G., Grundriß der griechiſchen Literatur; mit einem vergleichenden Ueberblick der römiſchen.** 2ter Theil: Geſchichte der griechiſchen Poeſie. gr. 8. 4 Rthlr. 20 Sgr.

---

[201] **Für Männergesang-Vereine.**

Im Verlage von C. A. Klemm in Leipzig erschien so eben und ist durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Becker, Jul., Dr., Männergesangschule, eine die Zwecke und Einrichtungen von Männergesang-Vereinen zugleich berücksichtigende theoretisch-praktische Singschule für Tenor, Bariton und Bass, sowie überhaupt für den Chorgesang. — Mit einer Beigabe, bestehend aus 5 dreistimmigen und 15 vierstimmigen vom Leichten zum Schwereren fortschreitend geordneten Gesängen in Partitur und 4 Stimmheften. cart. 1⅓ Rthlr.

---

[199] Neue Musikalien im Verlage von Friedr. Hofmeister in Leipzig:

Czerny, Op. 791. La Jeunesse docile. Rondinos p. Pfte. sur des motifs d'opéras favoris. Cah. 4. 15 Ngr.

Heller, Op. 50. Scènes pastorales p. Pfte. Liv. 1 (15 Ngr.), Liv. 2 (17½ Ngr.)

Lutz. Op. 13. Fantaisie p. Pfte. 10 Ngr.

Panofka, Bibliothèque du jeune Violoniste. Mosaïque des opéras du théatre italien p. Viol. av. Acc. d'un second Viol. (ad lib.) Cah. 2. Anna Bolena. 1 Thlr.

Reinecke, Op. 6. Andante mit Variationen f. 2 Pfte. 25 Ngr.

Riccius, Op. 1. Capriccio p. Pfte. à 4 Mains. 22½ Ngr.

Rosenhain, Divertissement (Thèmes de la Sirene) p. Pfte. 20 Ngr.

Schad, Op. 31. 12 Etudes faciles et progressives p. Pfte. 25 Ngr.

— Op. 32. La Pensée. Melodie p. Pfte. 10 Ngr.

— Op. 33. Souvenirs de Munich. Valse p. Pfte. 15 Ngr.

---

## Gedichte
von
## Karl Egon Ebert.
### Vollſtändige Ausgabe in drei Büchern
in dritter ſtark vermehrter Auflage.
8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:
Erſtes Buch: **Natur und Liebe. Lieder. Sonette.**
Zweites Buch: **Kunſt und Literatur.**
Drittes Buch: **Sage und Geſchichte.**

In Karl Egon Ebert's Gedichten begrüßt uns die Muſe, wie ſie Einer ſeiner Landsleute und Dichtergenoſſen ſchildert, „die traute, keuſche, wahre, fromme Muſe," die einſt friedlich durch Deutſchlands Auen ſchritt, der Heimath Recht und Sitte vertrat, die Saat des Friedens beſchwichtigend ausſtreute, Paläſte und Hütten als Botin einer ſchönern Flur heimſuchte, jedem Dinge den ächten und ungeſchminkten Namen lieh, die noch einen Gott im Bilde ſeiner Schöpfung verehrte, und ihr ſchlichtes Lied noch für ein Gebet hielt. Dieſer Muſe wird ein unverwöhntes Ohr immer gerne lauſchen, wenn ſie in Liedern und Sonetten die Segnungen der Natur und das Tröpſchen Liebe preist, ohne welches Leben nicht Leben wäre, für ächte Künſtler und Dichter ſich begeiſtert, den Spott ſich nur da erlaubt, wo er hingehört, Sage und Geſchichte in lichten, verſtändlichen Bildern ſpiegelt. Dieſe neue Sammlung bringt neben Vielem, das dem Publikum ſchon bekannt und werth iſt, auch vieles Neue, das gewiß ſeine Zuneigung erwerben wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Gedichte
von
## Franz Dingelſtedt.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Eine dichteriſche Perſönlichkeit der neueſten Zeit, durch Schickſal und Talent gleich hervorragend und innerlich wie äußerlich reichbewegt, erſcheint vor dem deutſchen Publikum zum erſten Mal in einer vollſtändigen, kritiſch geordneten und künſtleriſch geſtalteten lyriſchen Sammlung, welche ſich in drei Abtheilungen (Heimath — Wanderſchaft — Rückkehr) naturgemäß gliedert. Es ſind darin weder bloße individuelle Eindrücke noch bloße politiſche Gelegenheitsgedichte loſe an einander gereiht; vielmehr zeigt ein poetiſches Geſammtbild den ganzen Frühling eines deutſchen Dichterlebens in ſeinem Fortſchritt und Kampf, mit allen

Digitized by Google

Verirrungen und Widerſprüchen in warmen, treuen und offenen Zügen. Neben der Idylle vom Weſerufer ſteht das Nachtſtück aus Paris und London, mit heißen und grellen Farben gemalt; gleich nach dem Liebesliede klingt das Kriegsgeſchrei der Zeit empor; Ironie und Elegie wechſeln, auf und ab fluthend, wie das ſtürmiſche Meer der eigenen Stimmung oder der fremden Umgebung. Nur aus der erſten Abtheilung wurden einzelne Blätter fliegend gekannt, und wir brauchen nur an das beredte Fürwort vor Jordans Kerker, an die begeiſterte Feier Uhlands und der Brüder Grimm, an die zürnende Todtenklage für Chamiſſo oder Schomburg zu mahnen, um aufs Neue für ſie zu intereſſiren; „Wanderſchaft“ und „Heimkehr“ erſcheinen dagegen hier zum erſten Male. Durch die ganze Sammlung geht, charakteriſtiſch für deren reichen und mannigfachen Inhalt, eine düſtere, zur Verneinung neigende, mit ſich ſelbſt unzufriedene Weltanſchauung, während die Form überall eine ſeltene Leichtigkeit und Glätte mit ſtrenger Correktheit vereinigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[191] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

# Das Ausland.

## Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

### Monat Juni 1845.

#### Größere Aufſätze.

Die neuen Bewegungen des Gräcoſlavismus. — Spaniſche Reiſebriefe. — Die deutſchen Kommunalgarden in Cincinnati. — Die Milderung der Quarantänemaßregeln in Frankreich. — Jalapa und ſeine Umgebungen. — Singhapura. Zweiter Artikel. Dritter Artikel. — Die Backwoodsmen in Nordamerika. — Das himjaritiſche Alphabet. — Briefe aus Weſtindien. Erſter Brief. Zweiter Brief. — Die buddhiſtiſche Bücherſammlung in Neapel. — Das Geldweſen in England. — Die Bäder der Pyrenäen. — Apure und Barinas. — Die vierfüßigen Thiere in Siam. — Mexico im fünften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Nach chineſiſchen Quellen. — Die Bemannung der Schiffe in England. — Fragmente aus Südfrankreich. — Einfälle der Madecaſſen in die Comorn-Inſeln. — Beſuch bei einem Gutsbeſitzer im Caucathal. — Der neue Vertrag zwiſchen England und Frankreich gegen den Sklavenhandel. — Die neuorientaliſche Kirche. — Montreal. — Mangup Kale. — Fahrt auf dem Lorenzſtrom. — Malacca, Singapur und die Malayen. — Sutſchau-fu. — Strzelecki's Anſicht von den Eingebornen in Auſtralien. — Sonora und Sinaloa. — Die Payaguas. — Eiſenbahnliteratur in England. — Erdbeben in Europa. — Vögel in Siam. — Die Reiſen des Venetianers Marco Polo. — Bilder aus dem innern Columbien: Popayan und ſeine Umgebungen. — Mittheilungen über Neuſeeland. I. Coloniſationsplane. — Der Sinai. — Archäologiſche Reiſe nach Ninive. 1. Architektur. — Die engliſchen Colonien: die Schafzüchter in Neuſüdwales. — Die Staaten Centralamerikas. — Die Paſſatwinde.

#### Chronik der Reiſen.

Dubois' Reiſe um den Kaukaſus. — Sturts Reiſe nach Darling.

#### Kleinere Mittheilungen.

Neue Art eiſerne Häuſer zu bauen. — Höhe des Landes über dem Meere in Algerien. — Eine merkwürdige griechiſche Antiquität in Syrien. — Die Jeſuiten in den Laplataſtaaten. — Neue eiſerne Dampfboote. — The Asiatic Journal. — Amerikaniſche Eiſenproduktion. — Schottiſche Eiſenproduktion. — Die iriſche Geſellſchaft in London. — Der geſchichtliche Kongreß in Frankreich. — Der Volney-Preis. — Lunds Anſicht über die alte Bevölkerung Amerikas. — Ertrag der Silberminen in Spanien. — Bevölkerung von Unterkanada. — Verwerfung der atmoſphäriſchen Eiſenbahnen in England. — Ueber den Tarantelſtich. — Die nordamerikaniſche Flotte. — Die franzöſiſche Flotte. — Statiſtiſche Notiz über Algier. — Arteſiſche Brunnen in der Oaſe Tuggurt. — Die Yuracares. — Erſatzmittel für das Eiſen. — Intereſſante Sammlung altiriſcher Manuſkripte. — Medaillen der geographiſchen Geſellſchaft in London. — Punchs Mittel gegen den Journal-Diebſtahl. — Die Stellung der weſtindiſchen Pflanzer. — Fortſchritte der Vereinigten Staaten in der Wollfabrikation. — Heidniſche Reſtauration. — Gasbeleuchtung in Spanien. — Deutſche Auswanderer in Auſtralien. — Der Welland-Kanal in Canada. — Eiſenbahnplane in Canada. — Eiſenbahnen in Demerara. — Der alte Hafen von Oſtia. — Die Keilinſchriften von Biſitun. — Veränderung des Kalenders in Manilla. — Schwedens Handelsflotte. — Ein Rieſenſkelett. — Auſtraliſcher Indigo. — Geologiſcher Unterricht in Indien. — Seltſame Geldſpeculation.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche reſp. Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf dieſe Zeitſchrift an. Erſtere liefern ſie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunſche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

## Die Krankheiten und Störungen der menſchlichen Seele

(ein Nachtrag zu des Verfaſſers „Geſchichte der Seele“)

von

### Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

gr. 8. Velinpapier, brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Hauptabſchnitte des Inhalts.

I. Aeußere wie innere Bedingungen des Seelenlebens. 1) Das Licht. — 2) Das Kommen und Vergehen des wachen Lebens. — 3) Abſterben und neues Aufleben. — 4) Geſetz und Freiheit. — 5) Der Vorgang des Athmens. — 6) Die innere Welt des Werdens. — 7) Von der Iſolation der einzelnen Regionen des Seelenlebens. — 8) Das verborgene Leben des Geiſtes. — 9) Vernunft und Sprache. — 10) Die Macht des Menſchenwillens. — 11) Die urſachlichen Momente der Seelenſtörungen. — 12) Behandlung der Seelenkrankheiten im Allgemeinen. — 13) Die Zurechnungsfähigkeit des Wahnlebens. — II. Die Nervenkrankheiten. 14) Abgränzung des Gebietes. — 15) Der Fiebertraum oder das Delirium. — 16) Die Epilepſie und einige andere ihr verwandte Nervenkrankheiten. — 17) Die Katalepſie und das Nachtwandeln. — 18) Die Zuſtände der abſoluten Unterdrückung des Nervenlebens. — 19) Hypochondrie und Hyſterie. — III. Die Seelenhemmungen. 20) Entwicklungskrankheiten der Menſchenſeele. — 21) Der Cretinismus. — 22) Veranlaſſende Urſachen und ärztliche Behandlung des Cretinismus. — 23) Die Albinos oder Kakerlaken. — 24) Die Cagots — 25) Der Idiotismus des tiefſten Grades oder die Sinnloſigkeit. — 26) Der Blödſinn. — 27) Die Verwirrtheit. — IV. Die Seelenſtörungen. 28) Unterſchied zwiſchen Seelenhemmung und Seelenſtörung. — 29) Seelenſtörung im engern Sinne. — 30) Die Tobſucht. — V. Die Geiſteskrankheiten. 31) Abgränzung der Geiſteskrankheiten von den Seelenſtörungen. — 32) Die Melancholie. — 33) Der unentſchiedene Irrwahn. — 34) Der Wahnſinn in engerer Bedeutung. — 35) Schlußbetrachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Gedichte

von

# Nicolaus Lenau.

## Zwei Theile.

8. Velinpapier, mit dem in Stahl geſtochenen Bildniß des Verfaſſers.
Preis 5 fl. 42 kr. oder 3 Rthlr. 9 gGr.

Der erſte Theil enthält ſämmtliche Gedichte, welche in unſerm Verlage bereits fünf Auflagen erlebten, der zweite Theil bildet die vierte vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte." Der Beifall, den dieſe Gedichte voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantaſie ſtets gefunden, berechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Geſammt-Ausgabe derſelben ſehr willkommen ſeyn wird.

---

# Fauſt.

# Ein Gedicht von Nicolaus Lenau.

## Zweite, ausgeführtere Auflage.

Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Des Dichters ſeltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden ächter Poeſie dieſes Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeſchylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung begrüßt und von den alten Kunſtrichtern jede in ihrer Perſönlichkeit anerkannt. So wird auch unſere Zeit in dieſem Fauſt die Fortbildung des Dichtergeiſtes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einſicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterſcheiden.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

[203] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

# Die Mündlichkeit,

## das Anklageprinzip,

die

## Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht

in

## ihrer Durchführung in den verſchiedenen Geſetzgebungen

dargeſtellt

und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit

**mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder**

geprüft von

**Dr. C. J. Mittermaier,**

Geheimerrath und Profeſſor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Anſichten in Bezug auf die Umgeſtaltung des deutſchen Strafprozeſſes. Verhältniſſe, welche Einfluß auf dieſe Anſichten haben. §. 2. Ueber den neueſten Stand der Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Verbeſſerung des Strafprozeſſes. §. 3. Engliſcher Strafprozeß in ſeiner praktiſchen Bedeutung und in ſeiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des ſchottiſchen und des iriſchen Strafprozeſſes. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Franzöſiſcher Strafprozeß. Entwickelung und Anwendung deſſelben. Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Frankreich. §. 6. Entwickelung des franzöſiſchen Strafprozeſſes in Belgien. §. 7. Strafprozeßgeſetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgeſetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Braſilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geſchwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergiſche Strafprozeßordnung, preußiſcher Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachſen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortſchritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgeſetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgeſetzgebung in der Schweiz. Statiſtiſche Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgeſtaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holſtein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Anſichten über Umgeſtaltung des Strafprozeſſes. Verhältniß des engliſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Hinderniſſe und Schwierigkeiten bei Abfaſſung neuer Strafprozeßgeſetzbücher. §. 22. Zuſammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozeſſes mit der Gerichtsverfaſſung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieſes Grundſatzes und Beſchränkungen deſſelben nach den verſchiedenen Geſetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Unterſuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltſchaft.

Digitized by Google

§. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geſchwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angeſtellte Richter.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkes bezweckte die Hauptgrundſätze, von deren Annahme die Umgeſtaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Weſen und Einfluſſe, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange unter ſich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verſchiedenen Länder vergleichend darzuſtellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche ſtatiſtiſche Nachweiſungen Materialien der Prüfung ebenſo den mit Geſetzgebungsarbeiten Beſchäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Skizzen aus dem Leben und der Natur.

## Vermiſchte Schriften

von

## H. Hauff.

Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfaſſer ſeit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, deſſen Redakteur er iſt, und in andern Zeitſchriften Aufſätze verſchiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er ſich entſchloſſen, eine Auswahl derſelben in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unſerer geſellſchaftlichen und literariſchen Zuſtände und populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des erſten Bandes iſt folgender: 1) Madelon. 2) Poſtdiluvianiſche Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verſchiedenheit und die Urzeit des Menſchengeſchlechts. 8) Miß Dyck. Zur Geſchichte des Elephanten. 9) Die große Waſſerſchlange.

Der zweite Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literariſche Grillen: 1) Das Jahr 1740. 2) Schalksnarren. 3) Der deutſche und der franzöſiſche Feuilletoniſt. 4) Ueber deutſche Dramatik, beſonders über das Luſtſpiel. 5) Der Holzſchnitt als typographiſcher Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geiſterglauben. — Geologiſche Briefe: 1. Das Verhältniß der Geologie zu unſerer Zeit. 2. Orientirung. 3. Aeltere Anſichten. 4. Werner. 5. James Hutton. Leopold von Buch. 6. Elie de Beaumont. 7. Neueſte Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Gedichte

von

## Annette Freiin von Droſte-Hülshof.

8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Freunde ächter Poeſie werden dieſe geſammelten Gedichte einer deutſchen Sängerin von ſchon anerkanntem Rufe hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraſchenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet die Dichterin die glücklichſte Naturempfindung und Naturanſchauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verſchwommene Naturſchwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Weſens in allen Sphären und Elementen mit ſcharfem Sinn zu erfaſſen, mit der keckſten, prägnanteſten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranſchaulichen weiß. Eine entſchiedene Originalität, welche vor dem Höchſten und Tiefſten nicht zurückſcheut, und das anſcheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernſt, Humor und Phantaſie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbſt manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache erhöhen nur das ſcharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht ſelbſt den Reiz dieſer Dichtungen, da ſie mit großer Klarheit, innigſter Zartheit und Weichheit und dem ſchönſten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechſeln. Ein großer, umfaſſender, edler Sinn, der ſich ſchon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt ſich auch in umfangreicheren Compoſitionen hiſtoriſcher Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muſe der Dichterin, den Kreis des Lyriſchen durchbrechend, nach epiſcher Geſtaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit ſtrebt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[382] # Zedlitz Waldfräulein.

## Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

# Waldfräulein.

## Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

## Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetſcher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf ſey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poeſie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernſten Todtenkränze, ſehr verſchiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meiſterſchaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfriſche, mit der heiterſten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

Ueber

# das Weſen der Gletſcher

und

## Winterreiſe in das Eismeer.

Von

## F. J. Hugi.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Dieſe Schrift, ſo ſchroff ſie andern Arbeiten über die Gletſcher entgegenſteht, hat ſicher ihr Gutes, wenn es auch nur in dieſem Widerſpruch und in vielen früher noch nicht beobachteten Thatſachen beſtünde. Ueber das Weſen der Gletſcher iſt bis jetzt nur noch ſo wenig bekannt, daß die hier mitgetheilten ſchwierigen Unterſuchungen der Wiſſenſchaft in vielfacher Beziehung förderlich ſeyn werden und als ein nicht unbedeutender Gewinn für dieſelbe betrachtet werden dürfen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 176.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 24. Juli 1845.

— Kaum hegt einfachere Menſchen die Erde;
Ja kaum hegt ſie ſie noch, es ernährt ſie die ſchäumende Woge.
Platen.

## Gedichte von J. Thomſen in Schleswig.

2.

### Auf dem Deiche.

Mein Auge ſchaut vom Deich hinaus
Weit über der Weſtſee Meer,
Die Segel geblähet, mit ſchrägem Maſt,
Kreuzt's draußen hin und her
Gen Süd, gen Nord; es ebbt, die Fluth
Rollt mählig weiter zurück
Ueber des Vorlands Wieſengrund
Grün weithin vor dem Blick.

Die Heerden kehren vom ſicheren Deich,
Wohin ſie der Fluth enteilt,
Ahnend Gefahr; wer warnte ſie?
Meerſchaum an den Halmen weilt.
Vom üppigen Kraute ſie lecken das Salz;
Reiche Weide deckt nun den Raum,
Wo jüngſt noch ſtrich der flücht'ge Kahn
Hin an des Deiches Saum.

Sieh! hin und wieder auf grünendem Grund,
Wo ſchwelgriſch vom Gras' ſie genaſcht,
Blinken ſilberne Fiſche, welche die Fluth
Beim Schmauſe überraſcht.
Ein Alter watet, ſie ſammelnd, umher;
Er ſondert jegliche Art,
Murmelt wohlgemuthet ein altes Lied
In ſeinen grauen Bart.

Mein Auge ſchaut vom Deich hinaus
Weit über der Weſtſee Au.
Am Horizonte hie und da,
Was tauchet aus dem Blau
Im Fernegrün? Die Halligen!
Sie ſcheinen zu ſchwimmen umher,
Wie Meerſtaudenblätter rieſenhaft,
Wurzelnd tief unten im Meer.

Auf jenen Schollen — drauf ragt kein Baum,
Es braust um ihren Raum
Die Fluth, und naget Jahr für Jahr,
Nimmerſatt, von ihrem Saum —
Auf jenen Schollen — es ſpület vielleicht
Hinweg ſie die nächſte Fluth —
Inmitten der See, rinnt lauter und rein
Ein ächtes germaniſches Blut.

Digitized by Google

Vom alten Stamme ein grünender Aſt,
 Der friſch im Marke bewahrt
Der Väter Sitte, der Väter Sinn,
 Die deutſche biderbe Art.
Im Sommer fährt ihr Schiff umher
 Weit, weit, von Port zu Port,
Sie ſuchen im Winter, ſo ſicher kaum
 Als ihr Schiff, den Heimathort,

Das Heimatheiland, inmitten der See,
 Spielwerk in der Stürme Hand;
Oft überſchwemmt, daß brandend die Fluth
 Aufſchlägt an der Dächer Rand.
Hoch unter dem Dache bergen ſie dann
 Ihr Theuerſtes, Weib und Kind,
Und ſiechen im Sommer vor Heimweh faſt,
 Wenn in Südens Häfen ſie ſind.

---

## Das Edelſteinmährchen.

(Fortſetzung.)

Hiemit nahm der junge Dichter Hut und Stock und eine Viertelſtunde darauf befand er ſich in dem reichen Bijouterieladen des Hofjuweliers Nathan. Das Kiſtchen mit Armbändern wurde hervorgeholt und auf dem Ladentiſch vor den Käufer hingeſtellt. Da lagen ſie nun, die ſchönen Goldreifen, die ſchimmernden Spangen, an denen mancher Mädchenblick ſehnſüchtig gehaftet, an deren ſcharfen Steinſpitzen ſich manche Tugend blutig geritzt hatte; da lagen ſie nun, für dünne, für volle Arme, für die Arme einer Hebe und einer geadelten Küchenmagd berechnet, Allen paſſend, Allen recht, nur nicht für den Arm der Armuth. Da paßte kein auch noch ſo weiter Ring; die dünnen Handknöchel des Elends zu umſpannen, war dieſes vornehme Gold nicht gemacht, waren dieſe edlen Steine nicht geſchliffen. Die Hände, die ſich zum verzweifelten Gebete zuſammenkrampfen, die gebräunte grobe Haut der hagern Arme, die man im Sarge zuſammenbiegt über die eingeſunkene Bruſt, dieſe Hände, dieſe Arme, ſie trugen nie Ringe und Spangen.

Doch nun ſchnell gewählt! Da — dieſes Armband! Der Preis iſt etwas hoch, aber die Börſe iſt voll. Wie geſchmackvoll iſt der ſchwarze Emailguß rund um das leuchtende Auge des Rubins, und dann läuft ein zierlicher grüner Kranz um den Reif und als Früchte, tief im Laub, ſitzen zwei Edelſteine. Es iſt das halb durchſichtige feuchte Milchweiß des Opals, dicht daneben ein ſchöner violetter Amethyſt.

Das Armband iſt gewählt, bezahlt, es iſt in die Kapſel gelegt und der junge Dichter bringt ſeinen Schatz nach Hauſe. Ermüdet wirft er ſich in einen Stuhl am Fenſter, öffnet dieſes und läßt von der Abendluft die erhitzte Wange fächeln. Er ſieht nochmals ſein erhandeltes Kleinod an, ſetzt dann das Etui offen auf's Fenſterbrett und — was Dichter ſo gerne thun — verſinkt in Träumereien. Unterdeſſen geht der Mond auf, ſtreut ſein Silber über die Gipfel der Pappeln und ſchleicht ſich dann neugierig in das offene Fenſter herein, alle Dinge genau beäugelnd, die ſich auf dem Fenſterbrette finden.

Da liegt die kleine Ausgabe der Goethe'ſchen Gedichte; er beachtet ſie nicht; wahrſcheinlich iſt ihm der Druck zu klein und fein, er will ſein altes Auge nicht damit verderben. Dann liegt da ein oſtindiſches ſeidenes Taſchentuch, roth und weiß gewürfelt; auch das beſieht er ſich nur flüchtig, und nicht mehr Aufmerkſamkeit ſchenkt er einer kleinen Blumenvaſe aus gebranntem Thon, in welcher ein verkümmertes Veilchen wie ein penſionirter Dichter ſchmachtet. Aber nun kommt er zum offenen Sammtkäſtchen — da, wie gierig greift da ſein Blick über die Edelſteine hin, wie kann er nicht wegkommen vom Lächeln des Opals, von der hellen Glut des Rubins und der Kühle des Amethyſts! Und wie gräbt er ſich lüſtern in die goldgrünen Blätter ein, als wollte er ſagen: „Das iſt einmal ein vernünftiges Laub, wie ich's gern habe; das wendet und dreht ſich nicht immerfort, das hält hübſch ſtill, wenn ich's mit Muße betrachten will!“

Aber horch! welch Geflüſter! welche Stimmen! Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Erwache, Dichter, erwache! Hörſt du nicht die Edelſteine plaudern mit den Mondesſtrahlen? Aus dem feuchten glänzenden Bette jedes dieſer farbigen Steine ſteigt, kaum erkennbar, wenn du aber ſchärfer hinſiehſt, in unendlich zarten Umriſſen, wie auf Blumenblätter mit Mondesſtrahlen gemalt, ein kleiner Geiſt hervor, der Geiſt des Steins. Und dieſer Geiſt, vom Monde aus ſeiner farbigen Wiege wach geküßt, erzählt die Geſchichte des Steins, aus dem er geſtiegen. Erwache, Dichter, erwache! Schlummre jetzt nicht, da du Gelegenheit haſt, die wunderlichſten kleinen Geſchichten zu hören. Verſchlafe alles meinethalben, verſchlafe die Liebe, verſchlafe dein Glück, nur verſchlafe nicht dieſe Geſchichten. Sieh! da hebt ſich eben aus dem milchweißen Opaltropfen eine kleine ſchlanke Figur! Wie fein! wie iſt das Leibchen ſo gar nicht für das Umfaſſen irdiſcher Arme gemacht! Dieſe ſchimmernden kleinen Arme und Beine — entzückend! Das Coſtüm griechiſch, durch die wallenden

Digitized by Google

Locken ein antiker Goldreif, Sandalen an den Füßen. — Still! was ſpricht der anmuthige Geiſt?

(Fortſetzung folgt.)

## Franz Horn an Fouqué.

Berlin, 2. April 1815.

Welche Wochen waren das, die zulezt hingingen, und was haben wir erlebt, geliebter Freund! Ich geſtehe dir, daß ich an einigen Tagen durch die ungeheuern Begebenheiten ſo erſchüttert ward, daß ich wie im Traum lebte, und nur mit großer Mühe mich zu faſſen vermochte. — Endlich bin ich wieder ſtill geworden, und in ſo weit das ſündige Menſchenkind die Hand Gottes in den Wolken und ſeine unendliche Weisheit zu ahnen im Stande iſt, ſuche ich ſie zu ahnen. — Er wird das freventliche Spielen mit heiligen Eiden zu ſtrafen, und die faſt lächelnden Verräther jenſeits der Ardennen zu finden wiſſen, er wird Alles zu einem großen Ende bringen. Unſer alter Vater Shakſpeare hat auch das alles gekannt und hingeſtellt im Richard und im Lear. Das ſind nicht mehr Schauſpiele, das iſt Weltgeſchichte. Ich kann mir ganz denken, wenn Lear ſagt: „O Undank, du marmorherziger Teufel!“ und: „Ich bin ein alter Mann, gegen den doch mehr geſündigt worden iſt, als er geſündigt hat.“ — Und dennoch, Friedrich, wie du geſagt: „Herr Gott, dein Wille ſoll geſchehen,“ wie du geſagt, auch in der Stunde des Schmerzes, ſo ſey es.

Berlin, 30. Aug. 1818.

Zuvörderſt meinen Dank für ſo manches Schöne und Herrliche in deinem „Jäger und Jägerlieder,“ dann aber muß ich, was dir höchſtens ein Achſelzucken des Scherzes erregen wird, mir aber allegoriſch traurig iſt, hinzuſetzen, daß bisher alles, was ich für den Verlag des Werkes hier gethan, vergeblich geweſen. Die Sache ſteht ſo: Dümler, Reimer und Dunker ſcheinen dir ſelbſt nicht paſſend, mit Maurer ſtehe ich ganz ſo wie du mit Dunker; deßhalb blieben mir für dieſe Angelegenheit Nicolai (Parthey), Schäppel, Enslin, denen ich nach einander von der Handſchrift Nachricht gab. Alle drei erkannten die Ehre, lehnten aber wegen Ueberhäufung ab. Wer bleibt nun? So viel ich weiß: hier keiner, der ſich ganz eignete. Manche ſind arm, einige auch wohl unſolid, andere lediglich auf das ſogenannt Wiſſenſchaftliche, Philologiſche ꝛc. geſtellt. Die Forderung von drei Louis, ſo ſehr, ſehr, ja überbillig ſie mir ſcheint, dürfte manchem eine Ohnmacht zuziehen. — Dahin alſo wäre es gekommen, daß ein preußiſches Werk von dir, dem doch ſelbſt ein ehrlicher Feind den Namen des berühmteſten Dichters des neunzehnten Jahrhunderts zuerkennen muß, hier in der Hauptſtadt nicht ſogleich einen Verleger findet! Soll denn der Kaiſer Joſeph wirklich Recht behalten mit ſeinem Dictum über den deutſchen Buchhandel? Es ſind wackere Leute unter den genannten, aber dem Parthey bin ich eigentlich gram. Was könnte der wirken mit ſeiner halben Million für Literatur! Seit vier Jahren iſt meine Literaturgeſchichte faſt ganz vergriffen, nach ſeinem eigenen Wort, aber er hat nicht den Muth, eine zweite Auflage zu machen, weil er die Koſten ſcheut. Doch denke ich jezt nur an die Ablehnung deines Werks. — Schreibe mir nur, Beſter, was du wünſchſt, daß mit der Handſchrift geſchehe. Als bloße Verlagsangelegenheit im Allgemeinen kann dich die Sache nicht geniren, da du ja unter deinen auswärtigen Verlegern zu wählen haſt; dennoch bin ich traurig darüber. — Ich habe neulich eine große Freude gehabt. Goethe hat zu meinem ſehr lieben Freunde, dem Baron Rutern, der ihm in liebenswürdiger Gemüthswarme von den wohl hundert Abenden erzählt, die wir zuſammen gehabt, ausdrücklich erklärt, (wie ein König!) er habe mich ſehr lieb und habe in meinen Schriften ſehr viel Liebes und Freundliches gefunden, und er ſchätze mich ſehr. — Es iſt ein großes Glück, daß mein liebſter Friedrich ſeinen alten Franz kennt, der, Gott ſey hoch geprieſen! nach vielen blutigen Thränen ſeit etwa ſechs Jahren die Eitelkeit gänzlich unter die Füße gekriegt hat (wofür ihn freilich andere Fehler noch gewaltig ſchütteln) und der deßhalb das Goetheſche Reſcript abſchreiben kann. — Noch iſt komiſch merkwürdig: Goethe bittet Rutern, ihm von der Abnahme ſeines rechten Arms und von dem Abhacken der großen Zehe (das leztere geſchah hier im vorigen Winter) zu erzählen; aber ſo mild und leiſe R. das auch gethan, ſo „war es doch ſehr natürlich und angenehm (?), wie ſich das ſchöne Geſicht des lieben bequemen Mannes dabei verzog.“

Ewig der Deinige

Franz Horn.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

(Fortſetzung.)

Hitze. — F. Davids Wüſte. — Theater.

Unmittelbar nach dieſen Verheerungen gefiel es dem Wetter, ſeine ſonnigſte Miene anzulegen und uns mit ſo heißem

Digitized by Google

Flammenauge zu betrachten, daß wir ohne Phraſe ernſtlich über dieſen urplötzlichen Wechſel ſeiner Laune erſchracken. Die Wärme verwandelte ſich in eine Hitze, die an Afrika's Küſten Jubel unter der dortigen civiliſirten ſchwarzhäutigen Bevölkerung erregt haben würde. Wir Weißhäute begannen die Köpfe wie verſchmachtende Blumen zu hängen, nicht aus Eitelkeit und Sorge um unſern Teint, ſondern aus wahrhaftiger Angſt um das bischen Menſchenverſtand, das wir mit Noth und Mühe aus dem ſibiriſchen Winter heil herübergerettet hatten. Die Dryaden und Oreaden hörten auf zu koſen in den Wipfeln der Bäume, die Nymphen erbebten in ihren krystallenen Wellenpaläſten und glaubten ſich von ſchmelzenden Metallpanzern umgeben, da kein ſäuſelndes Lüftchen den tiefblauen Aether durchfächelte, kein Wölkchen einen mildernden Schatten auf die heißglühende Erde warf. Eine Hitze, die binnen wenigen Tagen die unerhörte Höhe von $28-30^{\circ}$ R. im Schatten erreichte und mit kurzer Unterbrechung ſich einigemale wiederholte, war denn doch ein Gegenſtand, der ſelbſt die materielle Grundlage unſerer modernen Unterhaltung ſtörte, der die deutſchkatholiſche Frage und die Landtagswahlen in den Hintergrund drängte und den Menſchen ſich bloß als ohnmächtige Kreatur in der Hand des Schöpfers fühlen ließ. Es trat eine allgemeine Sieſta in allen Geſchäften ein, und der fleißige, nie raſtende Deutſche verzieh auf einige Zeit dem faulen Orientalen ſein Phlegma, dem lungernden und con amore hungernden Südländer ſein geprieſenes dolce far niente. Jedermann begriff, daß Nichtsthun unter Umſtänden weniger ein Genuß als eine Pflicht der Selbſterhaltung ſeyn könne. Einige Donnerwetter vermochten uns erſt die altgewohnte Ruhe wieder zu geben, was indeß nicht ganz ohne Gefahr abging. Die afrikaniſche Sonne braute auch afrikaniſche Wetter und jagte vor einigen Tagen eines derſelben über unſere Stadt, daß uns buchſtäblich Hören und Sehen dabei verging. Ein Erdbeben kann nicht fürchterlicher beginnen als der Orkan, welcher in den Frühſtunden des neunten Juli über und um Leipzig anstobte. Schwefelgelbe, grün und blau leuchtende Wolkengeſchwader ſtürzten unter dem Geheul des furchtbarſten Sturmes erdwärts, zerbrachen und entwurzelten Bäume, riſſen Gebäude nieder, zertrümmerten eine Windmühle, beſchädigten und tödteten Menſchen. Ein damit verbundenes Hagelwetter tobte in einiger Entfernung aus und richtete unſäglichen Schaden an. Leipzig und die nächſte Umgegend kamen mit bloßen Regengüſſen noch glimpflich genug davon, doch waren dieß Regengüſſe, wie ſie etwa zur Zeit der Sündfluth Sitte geweſen ſeyn mögen. Seit dieſem Unwetter herrſcht ein europäiſcher Wärmegrad, bei dem ſich doch wieder als Kulturmenſch denken, handeln und empfinden läßt. Wir mögen uns aber wohl auf einige Rückfälle ähnlicher Art in dieſem Sommer noch gefaßt machen, da ſich dieſes Jahr in Extremen abſonderlich zu gefallen ſcheint.

Recht paſſend, nur nicht erquicklich für uns Zuhörer, war in dieſer heißen Zeit die Aufführung der „Wüſte" von Felicien David im Saale des Gewandhauſes. Die Zeitungen hatten es an Lobpreiſungen dieſer originellen Muſik nicht fehlen laſſen, ſo daß die Erwartungen der hieſigen Muſikfreunde ſehr hoch geſpannt waren. Doch zweifle ich, daß der unparteiiſche Kritiker befriedigt von dannen ging. Ich will mir nicht anmaßen, ein Urtheil darüber zu fällen; ich bin nicht Muſiker von Fach, geſtehen aber muß ich, daß ich weder jene geprieſene Originalität, noch das tief Ergreifende darin finden konnte, das dem Componiſten urplötzlich einen ſo großen Namen gemacht hat. Perſönlich hat mich dieſe Muſik, die ſich theils durch entſetzlichen Inſtrumentenlärm, theils durch Monotonie, theils durch ein gar zu häufiges Wiederholen einzelner Sätze und Paſſagen Geltung verſchaffen will, nicht ergriffen. Sie malt weder die Großartigkeit der Wüſte, noch ſchildert ſie in Tönen das Ergreifende derſelben, ſo viel gelungene Einzelnheiten immerhin darin vorkommen mögen. Der Applaus war auch keineswegs ſtürmiſch, ja es fragt ſich ſehr, ob ein Deutſcher ſo wohlfeilen Kaufes davon gekommen wäre. Gegen den Fremden war man galant und der ihm vorangegangene Ruf that das Uebrige. Gelungener als dieß große Tonwerk ſchienen mir einige kleinere Compoſitionen zu ſeyn, von denen ich beſonders ein Liedchen: „die Schwalben" erwähne. Eine zweite Aufführung der „Wüſte" veranſtaltete David einige Tage ſpäter im Theater.

Von unſerem Theater wäre viel zu ſagen, wollte ich Ihnen zumuthen, ein unerquickliches Ragout von wirklichen und eingebildeten Intriguen zu verſpeiſen, die, wie ſchon angedeutet, mehrfache Störungen zur Folge hatten. Deutſches Theater und deutſches Publikum werden nun und nimmermehr auf die Dauer einander freundlich geſinnt bleiben, weil Unbilligkeit auf der einen und vielleicht nicht zu vermeidende Starrſinnigkeit auf der andern Seite den künſtlichen Frieden immer von Neuem ſtören. Ein deutſcher Theaterdirektor hat nach unſerem Herrgott die ſchlechteſte Stellung den Menſchen gegenüber. Gewährt er im Anfang viel, ſo will das Publikum ſehr bald noch weit mehr, hält er gegebene Verſprechungen, ſo nöthigt man ihn wo möglich noch zu neuen. Schafft er ein gutes Schauſpiel, ſo ſchreit das Publikum nach Opern; läßt er Luſtſpiele aufführen, ſo will man gleich Trauerſpiele. Kurz, recht zu machen iſt es Niemand, und doch begehrt und will Jeder Recht haben, pocht jeder Einzelne auf ſein kleines perſönliches Recht und ſchmäht nach Herzensluſt, wenn ihm dieſes nicht wird und nicht werden kann. Dr. Schmidt hat in dieſer Hinſicht keine beneidenswerthe Stellung, ſo feſt überzeugt ich auch bin, daß er bisher das Menſchenmögliche geleiſtet hat. Wie ſich vom September an das Theater geſtalten wird, iſt nicht vorauszuſagen. Es wird Alles abhängen von den neuen Mitgliedern, welche die Stelle der Abgehenden erſetzen ſollen. Leider verlieren wir tüchtige Kräfte theils bald, theils ſpäter, die vollkommen zu erſetzen die Direktion auch beim beſten Willen nicht im Stande ſeyn wird. Die Sommermonate über friſtet ſich die Bühne kümmerlich hin durch Gaſtvorſtellungen, die freilich oft mehr koſten als eintragen mögen, da bei jetziger Temperatur nur entſchiedene Enthuſiaſten anhaltende Theaterbeſucher ſind. Von dieſen Gäſten erwarb ſich Fräulein Tuczeck die ungetheilte Liebe der Zuſchauer und ſchied unter dem lauten Zuruf des Hauſes, daß ſie bald wieder kommen möge. Neuigkeiten von einiger Bedeutung kamen nicht auf's Repertoire. Das Hervorragendſte war noch eine Oper von Telle: „Sarah, oder die Waiſe von Glencoë." Sie ſprach zwar an, ſchlug aber nicht durch, was ſchon deßhalb kaum möglich war, weil der erſte Akt zwei volle Stunden ſpielte und des Langweiligen mehr als zu viel enthielt. Außerdem kamen nur einige Bearbeitungen franzöſiſcher Stücke vor, die ſich ebenfalls keines lebhaften oder dauernden Beifalls erfreuen konnten.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 177.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 25. Juli 1845.

— Es entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Schiller.

## Die Stadt in England.

(ſ. Nr. 140 — 142.)

### VIII.

Wäre das Zuſammentreten von Menſchen zum Behuf wechſelſeitiger Unterſtützung ein Prüfſtein der Civiliſation, ſo ſtände ſie nirgends auf Erden höher als in London. Die Macht und Gewalt der zu politiſchen, geſelligen und frommen Zwecken, zu allen Zwecken von der Wiege bis zum Grabe zuſammenwirkenden Menſchen ſcheint hier ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Anderwärts ſtehen die Menſchen allein, hier ſtützt einer den andern; anderwärts iſt Egoismus die Firma des Unternehmens, hier heißt ſie Egoismus und Compagnie.

Durch dieſes bis in die kleinſten Theile ausgebildete Syſtem werden zehn und hunderttauſend Menſchen Einer. Der Einzelne iſt nur ſo viel eingeſchoſſenes Kapital; ein oder zwei beaufſichtigende Geiſter dirigiren. Das Syſtem beſteht in der Einheit des Zweckes eines Einzigen mit den Hülfsquellen und Kräften einer Million. Die Aſſociation macht London zu „der Stadt in England." Es kommt Einer aus der Provinz; er iſt an Niemand gewieſen, er kennt Niemand, ſeine Lage iſt keine beneidenswerthe. Er wird krank, und die käufliche Pflege ſeiner Wirthsleute iſt das Aeußerſte, worauf er rechnen kann; er iſt arbeitslos, und Niemand gibt ihm Arbeit; er iſt arm, und auf der Schwelle eines Speiſehauſes kann er verhungern. Er aſſociirt ſich, wählt einen beſtimmten Beruf, verfolgt einen beſtimmten Zweck, nimmt eine eigene Wohnung, und Alles iſt anders. Er wird ein Glied der großen aſſociirten Familie, welche dieſelbe Kunſt übt, daſſelbe Gewerb, daſſelbe Handwerk treibt.

Der aus der Provinz Eingewanderte ſoll ein Schneider ſeyn. Die Schneider wie jede andere Profeſſion haben hier Häuſer, die houses of call heißen und nur entfernt den deutſchen Herbergen ähneln. Eines dieſer Häuſer ſucht er auf, zahlt eine halbe Krone (zwei und einen halben Schilling) Eintrittsgeld, verpflichtet ſich zu einem kleinen Wochenbeitrage und iſt aufgenommen, aſſociirt. Der Kranke wird gewartet, der Arme geſpeiſt, der Schutzloſe beſchützt, und er erhält Arbeit, ſobald ſein Name auf der Liſte an die Reihe kommt. Der dirigirende Ausſchuß beſtimmt den Lohn, entſcheidet alle dießfallſigen Streitigkeiten zwiſchen Meiſter und Geſellen, iſt das von beiden dafür anerkannte Schiedsgericht. Statt einſam und verlaſſen, müſſig und hungernd durch die Straßen zu wandern, fühlt das nach engliſchem Ausdrucke neunte Theil eines Mannes, Kraft der Aſſociation, ſich als ganzer Mann und trägt demgemäß Kopf und Naſe. So alle übrigen Handwerke.

Digitized by Google

Weil ſämmtliche Gewerbe ihre Aſſociationen haben, kann kein Einzelner gedeihen, der ſich nicht anſchließt. Es mag ſeyn, daß er bisweilen ein Stück Arbeit bekommt; oft wird es nicht geſchehen. Die Aſſociirten entdecken ihn, nennen ihn a colt, einen Bönhaſen, und hungern ihn aus; Gewaltthätigkeit erachten ſie meiſt unnöthig oder unter ihrer Würde. Nebenbei gehört jeder Handwerker, der einen guten Ruf, ein nachweisbares Geſchäft und einigermaßen die Mittel hat, noch einem zweiten Verein an, und wäre es nur eine Leichenkaſſe. Wer könnte die Zahl und die Namen aller ſolcher Vereine wiſſen? Sie exiſtiren unter andern in der mannigfaltigſten Art zu Ankauf von Sachen, die Sonnabends ausgeloost werden. So gibt es Hutvereine, Uhrenvereine, Stiefel- und Schuhvereine, Gänſevereine für Anſchaffung des unerläßlichen Bratens zu Michaelis und Weihnachten. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch das weibliche Geſchlecht zum Behuf wechſelſeitiger Unterſtützung ſich zuſammen thut. Ich erinnere nur an den in jüngſter Zeit von den öffentlichen Blättern ſo warm in Schutz genommenen Verein der unglücklichen Nähterinnen. Ein kurzer Gang durch vorzugsweiſe arme Stadttheile führt an Fenſtern vorüber, hinter welchen Anzeigen zu leſen ſind wie: „„United Society of Sisters of industry held here,“ „Female friendly Association,“ „Working women's coal club,“ u. ſ. w.

Wer vermöchte alle Früchte aufzurechnen, welche das von Hoch und Niedrig, von Reich und Arm in Anwendung gebrachte Aſſociationsſyſtem bereits getragen hat! So viel iſt aber gewiß, auf ſeinen Schultern ruhen die koloſſalen Londoner Unternehmungen, welche die Welt ſtaunen machen; es iſt der Träger jener Stabilität kaufmänniſchen Kredits, wodurch allein jene Unternehmungen möglich werden. England verdankt ihm die weit über die engen Grenzen ſeiner Inſel hinausreichende Verbreitung ſeines nationalen Einfluſſes und ſeiner Nationalmacht, und zum großen Theil jene Charakterfeſtigkeit, welche bei freier Preſſe und öffentlichem Leben die unausbleibliche Folge der Vertheilung des Eigenthums unter die fleißigen, arbeitſamen Volksclaſſen iſt. Was iſt wunderbarer, als die Kraft und Gewalt der Londoner Aſſociationen, wie ſie in Bankvereinen, in Schifffahrtsvereinen, in Eiſenbahnvereinen ſich herausſtellt? Und doch iſt es weniger die Unermeßlichkeit und das anſcheinend Unerſchöpfliche ihrer Hülfsquellen, was an's Fabelhafte ſtreift, als die reißende Schnelligkeit der Durchführung ihrer gigantiſchen Plane. Ehe in einer Provinzialſtadt die Voranſchläge berathen ſind, hat der Londoner Spekulant ſeine Tauſende und Hunderttauſende angelegt und zieht, Anfangs langſam, dann raſcher, bisweilen freilich auch gar nicht, Zinſen und Dividende.

Gelehrte Männer bewieſen haarklein, daß Dampfſchiffe nicht über das große atlantiſche Meer fahren könnten. Da ſchickt ein Londoner ein Dampfſchiff aus und beweiſt das Gegentheil. „He does the trick.“ Geologen lachten bei dem Gedanken, einen meilenlangen Tunnel durch hohe Berge zu graben. Ich weiß nicht, was Alles hindern ſollte; es war viel und mancherlei. Ein Londoner Aktionär beſpricht die Sache mit einem Bauunternehmer; dieſer befiehlt ſeinen Leuten, zu bohren und zu graben durch dick und dünn, bis ſie auf der andern Seite heraus kämen. Sie kamen heraus und die geologiſchen Savans wunderten ſich. Welches Gerede und Geſchreibe über den Themſetunnel! Da ſollte eine Schicht Triebſand und eine Schicht feſten Sands und wieder etwas anderes den Bau unmöglich machen, und würde er begonnen, ſollte in den erſten Tagen das Werk ſammt Werkmeiſter und Arbeitern erſaufen. Der meilenlange Tunnel auf der großen weſtlichen Schienenbahn und der Themſetunnel, beide ſind fertig und beide ſind vermuthlich dauernde Denkmäler der Befangenheit der Buchgelehrten und dafür, daß es in jener Hinſicht für eine Londoner Aſſociation und für einen Brunel keine Unmöglichkeit gibt.

(Fortſetzung folgt.)

## Das Edelſteinmährchen.

(Fortſetzung.)

### Opal.

Der erſte Eigenthümer meines Steins war ein junger Grieche, der am Hofe Nero's lebte und bei Seneca Philoſophie ſtudirte. — Der Mond ruft mit pedantiſcher Miene dazwiſchen: „Halt! den Seneca hab' ich gekannt; er war ein Mann mit einem kahlen Scheitel und einem übelriechenden Athem.“ (Man ſieht, der Mond macht es den modernen Biographen und Memoirenſchreibern nach; er mißbraucht den Ernſt der Geſchichte, um ſie zu einer Sammlung kleiner ſcandalöſer Anekdoten zu machen.) Der kleine Steingenius fuhr unbekümmert fort: Mein Schützling hieß Perikles; nicht der große Staatsmann, auch nicht entfernt mit ihm verwandt; mein armer Junge war nichts weiter als hübſch. Er trug im Geſicht das beſtgeformte Exemplar jener berühmten griechiſchen Naſe, die das Entzücken der Alterthumsfreunde iſt, und dann hatte er auch die ſchöne kurze, ſchmollend aufgeworfene Oberlippe, die dem jungen Antinous ſo gut ſteht; was ihm aber abging, war — Geiſt.

„Vielleicht taugte er darum um ſo beſſer zum Studium der Philoſophie,“ rief der Mond pedantiſch lächelnd

Digitized by Google

und äußerſt zufrieden, einen Einfall angebracht zu haben. Mein ſchöner Knabe, fuhr der Genius fort, fühlte ſich bald als ein ſo unnützes Möbel im Hörſaal der Philoſophie, daß er öfter ſich außerhalb deſſelben befand als darin, und ſo ſchlenderte er denn eines ſchönen Morgens die Straße nach Bajä hin und gelangte in die Nähe eines der Luſtſchlöſſer, welches Poppäa, die Geliebte Nero's, bewohnte. Unter den Säulen des Portikus wandelte die junge Frau, blühend wie eine Roſe und ſtolz wie der junge Tag. Ein ganzes Heer abyſſiniſcher Sklavinnen, mit klappernden Goldblechen in den Ohren und in Gewändern von phöniziſchem Purpur, ſchritt ihr nach, wie ein Schwarm Nachtgeiſter am verödeten Himmel der reinen keuſchen Luna nachſchwirrt. Eine Muſik von Harfeninſtrumenten tönte aus dem Innern des Hofes hervor. Die junge Frau wandelte ſtill und einſam; auf einmal glitt ihr Blick über ein Marmorbaſſin hinüber und traf den jungen Philoſophen. Sein Auge hatte ſchon lange auf ihr geweilt. Jezt begegneten ſich dieſe beiden Blicke. Mein junger Gebieter befand ſich gerade in einem angenehmen Zuſtande der Aufregung. Das Bewußtſeyn, ſo weit weg vom verhaßten Katheder ſich zu befinden, ſein Ohr nicht umbrauſt zu fühlen von den ſchwerfälligen Dogmen der Pythagoräer, die er nicht begriff und doch auswendig lernte, ſtatt deſſen einer jungen hübſchen Frau gegenüber, die ihre melancholiſchen großen Augen auf ihn richtete und ihre Schritte hemmte, um ihn zu betrachten, das alles machte, daß Perikles mit glänzendem Auge und feuriger Jugendwange ſein Röckchen zurechtzupfte, den Mantel maleriſcher umwarf und nun eine Stellung annahm, ähnlich der Statue des Diskuswerfers, die er in ſeinem heimathlichen Hain zu Delphi oft bewundert hatte. Es blieb nicht ohne Wirkung. Die junge Kaiſerin, müde der Einſamkeit ihres ſchönen Landſitzes, ließ den müſſigen Spaziergänger einladen, ſich zu ihr unter die Säulen des Portikus zu ſetzen. Hier war es, wo der blöde Perikles die Beredtſamkeit aller Philoſophen zuſammengenommen gewann, und wo die ſtolze Poppäa, die ſich herausnahm, ſelbſt die Verſe ihres kaiſerlichen Liebhabers zu beſpötteln, mit der liebenswürdigſten Geduld ausharrte und als Antwort nur ihr Auge ſprechen ließ.

Von dieſer Zeit an ging mein junger Gebieter täglich nach dem Luſtſchloſſe hinaus, ja zuletzt entfernte er ſich nur auf wenige Stunden und kehrte dann zurück in den Arm der Liebe. Eines Tages, wo er eben ein kleines ſchwelgeriſches Mahl mit ſeiner hohen Beſchützerin in einer Grotte des Gartens einnahm, meldete man Nero's Ankunft. Die Liebenden fuhren erſchrocken in die Höhe und Poppäa eilte, den Beherrſcher der Welt zu empfangen. Der Tyrann kam, gefolgt von einer ganzen Schaar beſiegter Könige, die er zu Fuß hinter ſich her wandeln ließ, während er in einem goldenen Wagen vorausfuhr. Perikles ſah hier zum erſtenmal den Schrecken und die Bewunderung der Welt, das gekrönte Ungeheuer, das die Erde zittern machte, das die Welt mit einer Fülle frecher Laſter überſchüttete, das zu gleicher Zeit Vergnügen daran fand, die Zither zu ſpielen und Städte zu verbrennen. Wie erſtarrten Aller Blicke bei ſeinem Nahen, wie bebte das Heer der Sklaven und wie zitterten die Könige, wenn ſein großes rollendes Auge über ſie hinglitt, wenn über die in ewiger Spottſucht verzogenen wulſtigen Negerlippen des Tyrannen jene kleinen zerſtückelten Worte glitten, die Blutbefehle enthielten, in Sarkasmen eingehüllt! Wehe dem, der in dieſem Marmorſaal ſich befand und ein Geſicht trug, das dem Gebieter mißfällig war! er ſah die Welt außerhalb dieſer Mauern nicht wieder. Der Mord erreichte ihn mitten unter dieſen ſchimmernden Blumenvaſen, unter dieſen tanzenden Nymphen, dieſen lächelnden Geſichtern.

Die Einzige, die Nero zu trotzen wagte, war Poppäa. Mit der vollen Liebenswürdigkeit weiblicher Ungebundenheit warf ſie ſich, in ihre Tunika gehüllt, auf die Polſter ihm zur Seite, um dem Tanz zuzuſehen, der jezt begann und den die geübteſten Tänzer und Tänzerinnen des Hofs ausführten. Aber Nero's Auge weilte mit Ueberdruß auf dieſen Gruppen. „Fort!" rief er, „etwas Anderes! Laßt die Philoſophen tanzen! Das iſt etwas Neues! O großer Pan, es iſt wohl nöthig, daß wir einmal etwas Neues ſehen!"

Die Muſik erbrauſte von Neuem, und der zerlumpte und hochmüthige Trupp jener Sophiſten, die die goldene Schwelle des Palaſtes küſſen und jeder Laune eines gekrönten Spötters ſich fügen, rückte vor und ſtellte ſich zum Tanze. Den Reihen eröffneten zwei dürre Pythagoräer, die ihre logiſchen Gliedmaßen mit dem Anſtand eines Zirkels und der Grazie eines Winkelmaaßes hin und wieder ſchleuderten; dann theilten ſich die Gruppen, und die dicke, ſchwitzende Figur eines Cynikers flog auf dem Marmorboden dahin und führte ein kleines burleskes Solo aus unter dem Geklapper der Bleche und dem dumpfen Ton der lybiſchen Trommel. Dieſe köſtliche Figur verſchwand in einer Tonne, und um dieſe Tonne ſchwangen ſich in ſchnellen Kreiſen die Anhänger der Stoa, graue, langbebartete Geſichter mit lächerlich pedantiſchem Ernſt in den verknöcherten Zügen. Ganz von fern ſah der weiſe Seneca zu, vorſichtig verſteckt vor den Blicken ſeines Herrn, den er in dieſem Moment in den tiefſten Abgrund des Hades wünſchte, weil der rohe Scherz Nero's ſeine ſtolze philoſophiſche Seele beleidigte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Leipzig, Juli.**

(Fortſezung.)

Literatur. — Neubauten.

Auf dem Büchermarkte geht es etwas lebhafter her als in andern Jahren um dieſe Zeit. Es ſind in zwei bis drei Monaten eine Menge Bücher theils hier, theils auswärts lebender Autoren bei hieſigen Verlegern erſchienen oder doch als demnächſt erſcheinend angekündigt. Dieß läßt hoffen, daß die eigentliche Literatur nach und nach wieder über das zerſplitternde Broſchürenweſen, das in lezter Zeit alles Schriftweſen zu überfluthen drohte, triumphiren wird. Von Eduard Duller erſchien der erſte Band eines allem Anſchein nach ſehr umfangreich werdenden Werkes, „Deutſchland und das deutſche Volk,“ mit einer Menge Abbildungen. G. Julius, der ehemalige Redakteur der „deutſchen allgemeinen Zeitung,“ gibt in Lieferungen eine „Geſchichte der Jeſuiten“ heraus. E. M. Arndt, der wackere Deutſche von altem Schrot und Korn, wendete ſich nochmals in drei ſtarken Bänden an ſein Volk, die vor Kurzem als „Schriften an und für meine lieben Deutſchen“ die Preſſe verließen. Ein ſehr leſens- und beherzigenswerthes Buch iſt Schuſelka's „Mittelmeer, Nord- und Oſtſee.“ Auch Varnhagen von Enſe, der unermüdliche Biograph, ließ ſich wieder vernehmen mit einem „preußiſchen Charakterbilde, Hans von Held.“ In der ſchönen Literatur war nicht geringere Lebendigkeit zu bemerken. Laube veröffentlichte den erſten Theil ſeiner dramatiſchen Schriften, welcher den „Monaldeschi“ nebſt langer Vorrede enthält. Ein Roman von A. v. Sternberg, „Paul,“ erſchien auch in einer alten hieſigen Verlagsbuchhandlung. Von E. Willkomms „Weißen Sklaven oder die Leiden des Volkes“ wurden die erſten beiden Bände ausgegeben. Herloßſohn debütirte mit einem neuen Taſchenbuch. Von L. Storch wird ein großer Roman erwartet, der das Aufblühen der Familie Fugger behandeln wird. An Gedichten und Gedichtſammlungen war wie gewöhnlich kein Mangel. Unter dieſen ſind als hervorragend zu erwähnen die „Gedichte“ von Alfred Meißner, einem Prager. Sie beſprechen das große Thema der Zeit, den Jammer des Volks, die Noth der Armuth, das Elend der Proletarier in glühenden Verſen. Eine andere Gedichtſammlung erſchien von Betty Paoli, „Romancero“ genannt, ꝛc.

Die äußere Geſtalt Leipzigs hat ſich ſeit Beginn des Frühlings wieder gar ſehr verändert durch die vielen beträchtlichen Neubauten, die abermals auf faſt allen Seiten in Angriff genommen worden ſind. Nicht bloß gegen das freie Feld nach Oſt und Süd entſtehen und verlängern ſich neue Straßen, auch in unmittelbarer Nähe der innern Stadt ſchießen kleine abgeſonderte Stadträume an, da die Eigenthümer umfangreicher Gärten das Areal um hohe Preiſe an Bauliebhaber veräußert haben. Auf dieſe Weiſe ſind ſchon jezt der Reimerſche, Riedelſche und Reichelſche Garten faſt ganz mit Häuſern bedeckt. Im Riedelſchen Garten wird gegenwärtig der Grund zur römiſchkatholiſchen Kirche gegraben, die binnen zwei Jahren beendigt ſeyn ſoll. In ihr dürfte unſere Stadt leicht eine wahrhafte Zierde erhalten, da ſie mit einem hohen geſchmackvollen Glockenthurm verſehen werden ſoll. Bei dieſen vielen Bauten vergißt man nur etwas, nämlich die Nichtbemittelten. Alle, welche Häuſer auf Spekulation bauen, und die Mehrzahl der Neubauten verdanken ihr Entſtehen vermögenden Spekulanten, errichten nur große Gebäude für vermögende Familien. Der Miethzins, der hier niemals billig zu nennen war, iſt in den lezten zwölf Jahren unglaublich geſtiegen, ſo daß jezt ein ſehr beſchränktes Familienlogis, wenn es den Anforderungen der Zeit nur einigermaßen entſprechen ſoll, kaum unter 120—150 Rthlr. zu haben iſt. Viele Familienväter, die vielleicht kaum 400 Rthlr. jährliche Einnahme haben, aber doch bürgerlich anſtändig leben und wohnen wollen und müſſen, können eine ſo hohe Miethe unmöglich erſchwingen, ohne früher oder ſpäter in Schulden zu gerathen und ihr häusliches Glück untergraben zu ſehen. Am übelſten ſind diejenigen daran, deren Geſchäfte oder ſonſtigen Verhältniſſe eine Wohnung in unmittelbarſter Nähe der innern Stadt erheiſchen. Hier ſind Familienlogis kaum zu bezahlen, da der Handel die meiſten erſten Etagen in Beſchlag nimmt und die Wohnungen dadurch ſelten werden. Der Mittelſtand mag ſich vielfach bedrückt fühlen durch dieſe hohen Zinſe, da er ohnedieß noch immer in Furcht ſeyn muß, mit jedem Jahre von dem Hausbeſizer überſezt zu werden, ein Verfahren, das ſehr gewöhnlich iſt und wobei oft alle Rückſichten bei Seite geſezt werden mögen. Eine Aenderung zum Beſten der zahlreichen Nichtvermögenden thut hier dringend noth. Dieß ſehen die Verſtändigen wohl ein, und ſo iſt denn neuerdings der Vorſchlag gemacht worden, durch Erbauung großer Häuſer auf Aktien mit zweckmäßig eingerichteten kleinen und geſunden Familienlogis dieſem Uebelſtande auf einmal und für immer abzuhelfen. Ob dieſer gewiß zweckmäßige Vorſchlag Beifall finden wird, weiß ich freilich nicht. Der Vorſchlagende, der ſich im hieſigen „Tageblatt“ ruhig und verſtändig des Weiteren darüber ausſprach, berechnete, daß jeder Theilnehmende unter allen Umſtänden einen Reinertrag von 6 Prozent von dem dazu verwendeten Kapital haben müſſe, und forderte diejenigen, welche ſeinen Vorſchlag zu unterſtüzen und in's Leben treten zu laſſen gedächten, zu einer Beſprechung auf. Ich habe nicht erfahren können, ob man zu einem Beſchluß gekommen und ob Ausſicht vorhanden iſt, daß auf ſolche Weiſe Wohnungen für Unvermögende zu Stande kommen werden. Der Verſuch wäre jedenfalls zu wünſchen, damit wenigſtens den Spekulanten, die nur ihren Vortheil im Auge haben und auf das gemeine Beſte nicht die geringſte Rückſicht nehmen, in ihrem wenig menſchenfreundlichen Treiben eine Hemmkette angelegt würde.

Ein unglücklicher Zufall hätte Ende Junis für die Stadt ſehr verhängnißvoll werden können. An einem heißen Nachmittage entzündete ſich in der Gasbereitungsanſtalt beim Theerdeſtilliren die erhizte Luft, ergriff die umſtehenden Theerkübel und Fäſſer und verbreitete ſich mit ſolcher Schnelligkeit, daß in wenig Sekunden alle nahen brennbaren Stoffe in Flammen ſtanden. Man konnte zum Glück noch zeitig genug die vielen Theerfäſſer, die ſich in der Nähe befanden, wegwälzen und dadurch wenigſtens die nicht gar weit vom Feuerheerde entfernten Gasometer ſichern. Inzwiſchen eilten auch die Rettungsmannſchaften herbei, denen es nach anderthalb Stunden gelang, der Flamme durch Aufſchütten von Sand und Erde Meiſter zu werden. Anfangs ſtand das Schlimmſte zu befürchten, da ſich Niemand der ſchwehlenden Gluth theils des entſezlichen Rauchs wegen, theils aus Furcht vor einer Exploſion, die denn freilich ſehr verderblich gewirkt haben würde, zu nahen getraute. Später fehlte es nicht an Helfenden, es waren der Hände eher zu viele.

(Schluß folgt.)

---

**Beilage: Literaturblatt Nr. 76.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 178.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. Juli 1845.

Quid Nero tam sæva crudaque tyrannide fecit?
Hæc opera atque hæc sunt generosi principis artes.
Juvenal.

## Das Edelſteinmährchen.

(Fortſetzung.)

Der Tanz der Philoſophen war geendet; ermüdet und bleich wie Nachtgeſpenſter wankten die gelehrten Tänzer auf ihre Ruheplätze und das begehrliche Auge Nero's ſchaute nach neuem Raub aus. Zu ſeiner Umgebung gewandt, ſagte er: „Ich hörte lachen! Wer wagte es, in meiner Nähe ein Zeichen des Beifalls zu geben? Man führe mir den Uebermüthigen vor." Der Aufſeher des Palaſtes brachte den ſich ſträubenden Perikles vor den Kaiſer. Mein armer Gebieter, froh, die ihm ſo verhaßten Lehrer einmal gedemüthigt zu ſehen, hatte beim Tanz der Philoſophen laut aufgelacht, ſich wenig kümmernd, ob dieß auch erlaubt ſey, und ward nun mit Schrecken die Folgen ſeiner Kühnheit gewahr. Er ſtand vor Nero. Der matte Blick, in dem ſich Ueberdruß und Wolluſt ſpiegelten, lag wie ein fahler Gewitterhimmel auf ihm.

„Schade," ſagte der Tyrann, zu Poppäa gewendet, indem er auf den jungen Mann wies; „in Marmor ausgeführt, wäre das eine hübſche Statue." — „Ich ziehe den lebenden Leib dem marmornen vor," entgegnete Poppäa. Nero war nicht in der Stimmung, den Scherz gut aufzunehmen; es regte ſich Eiferſucht in ſeinem Herzen, und abwechſelnd die Geliebte und den jungen Mann muſternd, ſagte er zu letzterem: „Ich bin gütig; ich laſſe die Menſchen ſterben, wie ſie ſelbſt es wollen. Wähle dir deine Todesart." Poppäas Wangen wurden bleich und ſie rief: „Du darfſt ihn nicht morden laſſen! du darfſt nicht — ich — ich, Poppäa verbiete es dir!" Dieſe Sprache hatte ihre Wirkung bis jetzt nie verfehlt; aber die arme Poppäa! ſie war ſchon drei Monate in der Gunſt; eine unerhört lange Zeit, der ganze Hof prophezeite ihr den ſichern Sturz, nur ſie allein glaubte den Prophetenſtimmen nicht. Nero widerſprach nicht; auf ſeinen Wink entfernte ſich Perikles und es ſchien, als habe er ihn begnadigt.

Am Tage darauf führte Nero Poppäa in's Schauſpiel. Die Arena war beſonders feſtlich geſchmückt; es traten Gladiatoren aus Afrika auf, koloſſale Geſtalten, die unter Strömen von Blut ſich wie wilde Thiere mit Nägeln und Zähnen das Fleiſch von den Knochen riſſen, indem ſie dabei unter brüllendem Geſange die wilden Lieder ihrer Heimath in die Lüfte ſchrieen. Die wenigen keuſchen Frauen Roms verhüllten ihr Antlitz und hielten ſich die Ohren zu. Nero lächelte und kräuſelte ſich den Bart. Poppäa's Köpfchen hatte ſich finſter und ſchmollend abgewendet; ſie ſpielte mit einer ihrer ſalbenduftenden glänzend ſchwarzen Haarflechten. Da lief ein

Digitized by Google

Ruf der Bewunderung durch die gefüllte Arena. Ein Jüngling, ſchön wie Phöbus Apoll, beſtieg die Stufen der Blutbühne und ihm gegenüber öffnete ſich der Käfigt eines Löwen, des größten und wildeſten, der je geſehen worden. Alles zitterte, alles war voll Spannung und Erwartung. Gebete zu Aphroditen um Rettung des ſchönen Jünglings ſtiegen von den Lippen der Frauen empor. Poppäa faßte krampfhaft Nero's Arm, indem ſie ihm mit dem ganzen Ingrimm der verlezten Liebe und des Stolzes zurief: „Wenn du ihn ſterben läßt, ſo ſollſt du heute Nacht von meinen — hörſt du? von meinen Händen fallen!" Einen Augenblick bebte die feige Seele Nero's vor dem Zorn des Weibes, dann lächelte er ihr aber kalt und gleichgültig zu, indem er rief: „Verſäume nichts vom Schauſpiel!" Und Perikles wurde vom Unthier gepackt, zerfleiſcht, auf der Bühne herumgezerrt, als blutiger Fleiſchballen hin und her geworfen. Entſetzen! Nero ließ jenes fette, ekelhafte Lachen erſchallen, das, ſo weit die Sonne ſchien, nur ihm eigen war, dem Ungeheuer.

In derſelben Nacht warfen vier vermummte Sklaven den Körper einer ohnmächtigen Frau, den ſie aus dem goldenen Hauſe Nero's heraustrugen, in die Tiber. Poppäa war nicht mehr. Der Tyrann, ſich fürchtend vor dem Stich der Schlange, die ſich unter ſeinem Fußtritt baumte, hatte die ſchöne bunte Viper ſchnell vernichtet.

Dieß iſt die Geſchichte des armen Perikles, meines erſten Eigenthümers. — So ſprach der kleine Genius und verſchwand wieder in die Wiege des milchweißen Opals. Ein anderer Gaſt erhob ſich, vom Monde wach gerufen, und dießmal war es eine kleine Geſtalt in einem rothen Hofkleid, in kurzen atlasnen Beinkleidern, ſeidenen Strümpfen, chapeau bas, mit einem Stahldegen an der Seite und einer gepuderten Friſur à la grimace de Voltaire. Dieſes hübſche kleine Geſchöpf, das mit einem Entrechat aus dem violetten Amethyſt hervorſprang, fing mit graziöſem Lächeln folgendes Geſchichtchen zu erzählen an.

(Fortſetzung folgt.)

## Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

Die Aengſtlichkeit der Theoretiker ſchreckt keinen Londoner. Erfahrung ſagt ihm, daß Geiſteskraft, Muskelkraft und Maſchinenkraft ſo ziemlich alle Schwierigkeiten überwinden, und er hat Geld, die drei Kräfte zu kaufen. Hinderniſſe und Entmuthigungen ſind gerade, was er braucht, ſeine Hülfsquellen und ſeine Energie zu wecken. Er iſt im Kampfe mit der halben Welt und führt nicht bloß den Krieg aus eigener Taſche, ſondern hezt auch mittelſt dieſer Taſche die andere Hälfte an einander. Ruhen die Waffen, ſo bekriegt er das rebelliſche Meer und zerreißt die Eingeweide der Erde. Und nicht genug, daß er ſelbſt unternehmend iſt, er veranlaßt auch Andere, es zu ſeyn. Sein Kapital arbeitet in den Kohlenbergwerken von Northumberland wie in den Goldminen von Peru, treibt mit Dampfkraft an allen Enden der Erde die großen und kleinen Räder der Induſtrie. Seinem Unternehmungsgeiſte iſt nichts zu groß, nichts zu klein. Er verſucht ſich an Allem, gründet heute Kolonien für den Ueberſchuß der Bevölkerung und ſchafft morgen Begräbnißplätze für die Todten.

Die Wurzel dieſes Londoner Unternehmungsſinnes iſt, kurz geſagt, richtiges Verſtehen des Geldwerthes. Darin unterſcheidet ſich der Londoner von den meiſten Menſchen. Hat er etliche Tauſende beiſammen, ſo glaubt er ſich im Stande, etwas damit zu verdienen. Soll das geſchehen, ſoll das Kapital ſich verdoppeln, ſo muß es ſeiner Meinung nach arbeiten, denn nach ihm geht es dem Gelde wie dem Muskel. Dieſer erſtarkt durch Uebung, erſchlafft durch Ruhe. Demgemäß bringt er ſein Geld in Arbeit, und größerer Geldbeſitz macht ihn nicht zu einem verhältnißmäßig reichern Manne, ſondern bloß zu einem im Verhältniß größern Unternehmer. Seine gewonnenen Tauſende waren nicht der Zweck ſeines Strebens, ſie ſind ihm nur das Mittel zum Zweck und ſein Zweck iſt größere Unternehmung, großartigere Spekulation. In kleinen Städten herrſcht meiſt eine andere Anſchauung. Dort glaubt man gewöhnlich, Münze ſey poſitiver Reichthum, ſo und ſo viel ſchütze Einen vor dem Verhungern, mit ſo und viel mehr lebe man bequem, das Doppelte mache Einen wohlhabend, das nochmals Verdoppelte zum reichen Manne. Daraus iſt die Lebens- und Wirthſchaftsregel entſtanden, einen Sparpfennig zurückzulegen, um einen Nothpfennig zu haben. Ein Goldſtück nach dem andern wird bei Seite gebracht, in einen alten Strumpf geſteckt und aufbewahrt. Dieß verträgt ſich nicht mit Spekulation, mit ſchnellem Umſatz und ſchneller Verdoppelung. Wo daher das Syſtem des alten Strumpfes vorwaltet, kann es nur Kleinhandel und ſchwachen Kredit geben, denn da fehlt der erſte Handelsgrundſatz, daß Geld, als das Leben und die Seele des Kommerzes, nur Mittel, nicht Zweck ſeyn darf. In London gilt ein Sovereign für eine kleine Maſchine, die, richtig in Gang erhalten, ſich immer neu erzeugt, wohl auch überdieß einen oder zwei Schillinge abwirft. In der Provinz und auf dem Lande iſt ein Sovereign netto ein Sovereign, der ſeine zwanzig

Digitized by Google

Schillinge gilt, und ſteht nicht im Voraus feſt, daß, wenn man einen aus dem Strumpfe nimmt, man nächſtens zwei hinein thun kann, ſo gibt man dem Sperlinge in der Hand den Vorzug vor der Taube auf dem Dache.

Ein ſeltſamer Widerſpruch mit dem Geiſte der Aſſociation, und doch einigermaßen aus ihm erklärbar, zeigt ſich im gänzlichen Mangel einer concentrirten Einheit der öffentlichen Meinung in London. Dieß läßt ſich auf hundertfache Weiſe erläutern. Ich verſuche es durch den Gegenſatz anderer volkreichen Städte, wo der Ausdruck der öffentlichen Meinung bei Gegenſtänden von allgemeinem Intereſſe conſtant, dauernd und greifbar iſt, wie in Liverpool, Birmingham, Mancheſter.

In London wechſelt die öffentliche Meinung Ton und Farbe je nach den Intereſſen, mit welchen ſie in Berührung, oft in Conflikt kommt. Die äußerſten Endpunkte Londons vertreten äußerſte Meinungen, und jedes Jahr hat London andere Endpunkte. Nur das Centrum dieſer gewaltigen Locomotive bleibt ſtabil, behauptet ſeinen ruhigen, gemeſſenen Kreislauf. Nur in der City findet die öffentliche Meinung Londons einen Halt und macht ſich durch die unleugbare Thatſache geltend, daß die Meinung der City ſich in allen Theilen des Reichs Anerkennung verſchafft. Dieß geſchieht aber ziemlich ſchweigſam und unmerklich, ohne Demonſtration. Zu Demonſtrationen läßt in der Regel die City ſich bloß in den höchſten Nothfällen herbei, wenn Englands Wohl und Wehe entſchieden in Frage ſteht. Bei geringfügigen Gelegenheiten verhält ſie ſich paſſiv und läßt den Ereigniſſen freien Lauf. Und dieſer große Gleichmuth Londons für Sonderintereſſen begründet einen der vielen weſentlichen Unterſchiede zwiſchen der Stadt in England und den engliſchen Städten. In London iſt kaum eine Spur jener heftigen Aeußerung bei politiſchen Vorfällen, wie ſie in Provinzialſtädten, und zwar im umgekehrten Verhältniß ihrer Wichtigkeit und Intelligenz hervorbricht. Es ſcheint, in London hat Niemand Zeit oder Luſt, zu eigenem Vergnügen blutdürſtige Reden zu halten, auf eigene Koſten eine Rotte prügeliertiger Männer zu organiſiren, auf eigene Gefahr die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Allgemeine Geſchäftsgewöhnung in eigenen Angelegenheiten lehrt jeden, wie öffentliche Geſchäfte behandelt werden müſſen, und darnach thut die Mehrzahl. Aber nicht bei politiſchen Vorfällen allein, auch bei allen geringfügigeren Veranlaſſungen, ob perſönlich oder ſocial, iſt Mangel an durchgreifender Theilnahme bemerkbar. Eigentlich folgt das von ſelbſt, oder vielmehr, es ſollte von ſelbſt folgen, daß, wo Dinge von nationaler Wichtigkeit, nur wenn ſie ihren Culminationspunkt erreicht haben, allgemeines Aufſehen erregen, untergeordnete Begebenheiten bloß momentan im Tagesgeſpräche aufflackern können. Doch wird mir in Deutſchland der Beweis erlaſſen werden, daß ſolche unlogiſche Conſequenzen keineswegs zu den Seltenheiten gehören.

Als der amerikaniſche Taucher Sam Scott bei ſeiner angekündigten Vorſtellung auf der Waterloobrücke anſcheinend zufällig in einer Schlinge hängen blieb, wie aber ſpäter ſich fand, ſich vorſätzlich gehenkt hatte, war ich nahebei in Waterloo-road, vielleicht zehn Minuten von der Brücke, auf dem Wege dahin. Viel Volk ſtrömte mir entgegen. Als ich an die Brücke kam, war ſie faſt leer. Dieß und einige aufgefangene Worte ließen mich vermuthen, daß irgend etwas die Vorſtellung geſtört, daß etwas Merkwürdiges ſich ereignet haben müſſe. Indem ich daher einen Schilling auf das Blech des Zolleinnehmers legte, fragte ich, was es gegeben habe, und während er die Pence, die ich heraus bekam, auf das Blech zählte und mir daſſelbe reichte, ſagte er: „Der amerikaniſche Taucher hat ſich gehenkt — 's wird richtig ſeyn.“

(Schluß folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

(Schluß.)

Fackelzug. — Gänſemarſch.

Unter den vielen Fremden, die Leipzig als Caravanenſtadt wenigſtens berühren und deren Zahl heuer überaus groß iſt, verdienen der Fürſtbiſchof von Breslau von Diepenbrock und der berühmte Chemiker Berzelius aus Stockholm einer beſondern Erwähnung. Jener hielt ſich kurze Zeit bei ſeiner Durchreiſe nach Breslau hier auf und wohnte in der Stadt Rom, einem der beſuchteſten Hotels, das in neueſter Zeit durch die erſte Verſammlung der ſpäter ſich als Deutſchkatholiken daſelbſt konſtituirenden Diſſenter remarkabel geworden iſt. Berzelius hielt ſich einen Tag hier auf und ward von den Studenten mit einem Fackelzuge begrüßt und Tags darauf noch durch ein beſonderes Feſtmahl geehrt. Auch er wohnte in der Stadt Rom. Die Itzſteins und Heckerſche Ausweiſung aus Preußen, über die man ſich hier ſehr unumwunden aller Orten ausſprach und dabei gerade keine Lobſprüche ſpendete, ſcheint die Aengſtlichen noch ängſtlicher gemacht zu haben, und namentlich traut man der lieben Jugend in politicis durchaus nichts Gutes zu. Ob Fackelzüge Studirender, die man dieſem oder jenem berühmten Gelehrten bringt, mit zu den politiſchen Demonſtrationen gerechnet werden, weiß ich nicht, es ſcheint jedoch faſt ſo; denn wäre dem anders, ſo hätte doch das hieſige Univerſitätsgericht den erwähnten Fackelzug zu Ehren Berzelius unmöglich verbieten können als „gefährlich in ſo aufgeregten Zeiten!“ Nur mit Mühe erhielten die Studenten die Erlaubniß dazu, doch nur unter der Bedingung, nicht durch die Straßen der Stadt zu ziehen. Indeß, wie die Fackeln nur erſt brannten, ging der Zug wohin er wollte, betrat die Stadt und endigte ruhig. — Störender als ſolenne Fackelzüge, wenn gleich auch nicht politiſcher Natur, beginnt ſeit einiger Zeit ein Scherz zu

Digitized by Google

wirken, den ſich die Studirenden und wohl auch andere junge Leute bei „nachtſchlafender Zeit“ erlauben. Ich ſpreche am Schluſſe dieſes Briefes davon, weil es wirklich den Anſchein hat, als ſollten betrübende Störungen daraus hervorgehen. Man pflegt nämlich einzeln auf der Straße gehende Perſonen, am liebſten Damen oder alte Herren, Schritt vor Schritt, zu zwanzig, dreißig, immer Einer hinter dem Andern, ſtillſchweigend Straße auf, Straße ab zu begleiten. Solch ein Geleit ſieht komiſch genug aus, mag aber auch für den Begleiteten eben ſo ennuyant ſeyn. Man titulirt dieſe neue Art freien Geleites „Gänſemarſch,“ und fürchtet die Gänſemärſchler faſt eben ſo ſehr, wie ehedem die Wegelagerer. Bitten, Schimpfen, Drohen hilft nichts; die ſtummen Begleiter ſchieben ſich wie eine gegliederte Stange hinter dem empörten Opfer fort, bis es ihnen an einer Hausthür entwiſcht. Neuerdings, nachdem dieſe nächtliche Geleitſchaft zur Sprache gekommen und mehrfach getadelt worden war, wurden die Geleiter noch zudringlicher und gingen zulezt ſo weit, die Communalgardenwache zu inſultiren. Dabei gab es denn etwas Skandal und einige Verhaftungen waren die Folge davon. Seitdem herrſcht eine unangenehme Spannung zwiſchen Bürgern und Studenten, die, ſollte ſie durch neue Provocationen ſich Luft machen, ſchwerlich zum Vortheil der ſtudirenden Jugend ausſchlagen würde. Denn es läßt ſich nicht läugnen, daß in neuerer Zeit das Betragen eines Theils der Studirenden ihrem Stande wenig angemeſſen geweſen iſt. Der akademiſche Senat hat ſich ebenfalls gemüßigt geſehen, einen Anſchlag am ſchwarzen Brett zu erlaſſen, in ſchönſtem Latein das Interdikt gegen erwähnten „Gänſemarſch“ zu ſchleudern und unter Umſtänden dem nächtlichen Geleit Relegation anzudrohen.

## **Köln**, Juli.

Das Beethovenfeſt zu Bonn. — Feier der Schlacht von Waterloo.

Das große Beethovenfeſt zu Bonn und die nahe bevorſtehende Ankunft allerhöchſter und höchſter Herrſchaften am Rhein bewegen gegenwärtig in hohem Grade die Gemüther und laſſen in künſtleriſchen und politiſchen Kreiſen manches andere Intereſſe in den Hintergrund treten. In rheiniſchen Blättern, hauptſächlich in der Kölniſchen Zeitung, dauerte das Gezänke über die vom Bonner Feſtkomité zur Inauguration des Beethovendenkmals beſchloſſenen Maßregeln bis vor Kurzem ununterbrochen fort, und aus der Theilnahme, welche das Publikum an dieſen Erörterungen nahm, läßt ſich erkennen, wie allgemein das Intereſſe für den Gegenſtand dieſer Feſtlichkeiten iſt. Aus dieſem Grunde kann man es ſich auch erklären, wenn manche Ueberzeugungen im Publikum mit den Grundſätzen, welche jenes Comité und die reſpektiven Feſtkommiſſionen bei Anordnung der Inaugurationsfeierlichkeiten von Anfang an geltend gemacht, nicht im mindeſten übereinſtimmen, ſondern im Gegentheil ſich die Anſicht ausſprach, daß das Feſtkomité, wie viele einſichtsvolle Männer ſich in demſelben auch befinden mögen, in verſchiedenen Stücken ſeine Aufgabe völlig verkannt habe. Mit dem größten Rechte aber wurde wohl getadelt, daß das Comité ſein Auge mehr auf einen äußern Lärm der Feierlichkeiten, als auf den innern würdigen Cultus des Feſtzweckes gerichtet und demgemäß den Kern der Sache eher in allerlei geräuſchvollen Luſtbarkeiten, Bällen, Landpartien u. ſ. w., als in einer tonkünſtleriſchen Verherrlichung geſucht habe. Das urſprüngliche muſikaliſche Programm, welches noch eine leidliche Haltung zeigte, war durch eine ſpätere Entſchließung unter der Entſchuldigung bedeutend gekürzt worden, daß „den Freunden der Tonkunſt ein genugſam befriedigender Genuß“ übrig bleibe und durch dieſe Verminderung „die Aufführung der übrigen Concertſtücke an Einklang und Präziſion offenbar nur gewinnen könne.“ Wenn allerdings ein wirkliches Uebermaß an Concerten die Vollkommenheit der Aufführungen gefährden und das muſikaliſche Publikum zu ſehr in Anſpruch nehmen könnte, ſo möchte doch mit Recht gegen jene Aenderung eingewendet werden, daß in der langen Reihe der *niederrheiniſchen* Muſikfeſte, an welchen regelmäßig zwei große Conzerte, meiſtens auch noch ein Morgenconcert am dritten Tage, ſtattfinden, eine vollkommen maßgebende Richtſchnur in dieſer Hinſicht vorliege und dabei auch nicht eingeſehen werde, warum gerade bei einem Beethovenfeſte die Freunde der Tonkunſt auf die Diät eines „genugſam befriedigenden“ muſikaliſchen Genuſſes geſezt werden ſollen. Das Comité ſcheint ſowohl bei Entwerfung wie bei der Aenderung des muſikaliſchen Programms keine andere Abſicht gehabt zu haben, als den Feſtbeſuchern neben andern Luſtbarkeiten eben auch einigen muſikaliſchen Genuß zu bieten, während es doch vornemlich darauf ankommt, den beim Feſte verſammelten Verehrern des Gefeierten in ausgeſuchter Weiſe ſo viel wie möglich eine Totalanſchauung deſſen zu bieten, was die Muſik dem großen Künſtler verdankt. So eben erſcheint nun aber die lezte Faſſung des muſikaliſchen Programms, woraus mit Genugthuung erkannt wird, daß ſich die Feſtbehörde nachträglich noch bewogen gefunden hat, wenigſtens in einigen weſentlichen Punkten der allgemeinen Stimme ein Zugeſtändniß zu machen. Es finden drei Concerte ſtatt; das am erſten Tage (am Vorabend der Enthüllung) unter der Leitung des Hofkapellmeiſters Dr. Spohr, das am zweiten unter der von Franz Liszt, am dritten Tage führen die anweſenden Künſtler ein Frühconcert aus. — Am 18ten Juni wurde hier und faſt auf allen Punkten am Niederrhein das Gedächtniß an die große Befreiungsſchlacht bei Belle-Alliance mit beſonderem Eifer gefeiert, doch zeichneten ſich durch ihren bei dieſer Gelegenheit kund gegebenen Patriotismus namentlich die Verſammlungen in Bonn und zu Linz a. Rh. aus. Die alten Freiwilligen aus Köln und der Umgegend, welche ſich zur Erinnerung an den folgenſchweren 18ten Juni 1815 in Bonn verſammelten, ſahen an ihrer Spitze den ehrwürdigen E. M. Arndt, deſſen Freiheits- und Vaterlandslieder einſt wie flammende Schwerter durch die deutſchen Herzen zuckten und dort das Gefühl für die Ehre und Selbſtſtändigkeit des deutſchen Vaterlandes ſo mächtig aufſtachelten. Dreißig Jahre des Friedens, welche nunmehr ſeit der großen Schlacht verſtrichen ſind, boten mit den eigenthümlichen Geſchichtsphaſen, welche ſie bezeichnen, Anlaß in Fülle, bei allen dieſen Erinnerungsfeſten ſich in paſſenden Toaſten zu ergehen. Bei dem Feſte des Kriegervereins zu Linz am Rhein (eine kleine Stadt zwiſchen hier und Koblenz) bot ſich zugleich Gelegenheit, der allgemeinen Stimmung der Bewohner der Rheinprovinz gegen unſern bisherigen Oberpräſidenten, v. Schaper, einen würdigen Ausdruck zu verleihen, der im ganzen Rheinlande den lebendigſten Anklang fand. Die zufällige Anweſenheit des verehrten Oberpräſidenten zu Linz an jenem Tage gab zur Einladung an denſelben Anlaß, am Feſte des Kriegervereins Antheil zu nehmen, die um ſo bereitwilliger angenommen ward, als Herr v. Schaper einſt ſelbſt in den Reihen der Freiwilligen kämpfte.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 179.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 28. Juli 1845.

There comes no swaggerers here!
Shakespeare.

## Die Stadt in England.

(Schluß.)

Das beſtimmte engliſche „all-right“ galt natürlich der Richtigkeit der Kupferſtücke, nicht der des von Sam vollzogenen Hängungsprozeſſes. Aber unwillkührlich drängte ſich mir der Gedanke auf, daß, wenn Sam ſich gehenkt, um von ſeiner That ſprechen zu machen, er keinen ungünſtigern Ort hätte wählen können, als London, wo fünf Minuten hinreichten, ſeine Todesart ſammt ſeiner frühern Exiſtenz in Vergeſſenheit zu bringen. In einer Provinzialſtadt hätte er ſeinen Zweck erreicht; eine Woche lang wäre von ſeinem Tode, vierzehn Tage lang von ſeinem Leben geredet worden; der Prediger hätte ſeiner von der Kanzel gedacht, ein Dichter ihn im Wochenblatte beſungen. Von alledem in London nichts; am nächſten Tage ſtand der Vorfall in den Zeitungen, und ehe noch das Todtenſchaugericht mit chriſtlicher Milde erkannt hatte, daß Sam in einem Momente des Irrſinns ſich das Leben genommen, war er von den Lippen der Londoner verſchwunden.

Man braucht in London ſich nur kurze Zeit in geſellſchaftlichen Kreiſen bewegt zu haben, um zu bemerken, daß es hier kein Stadtgeſpräch gibt — no town's talk. Gewöhnlich ſchreibt man das der Größe der Stadt zu; richtiger ſucht man den Grund im erwähnten Mangel an Einheit der öffentlichen Meinung, an welchem allerdings die weiten Entfernungen ihren Theil haben, einen bei weitem größern jedoch der Umſtand, daß, wo ununterbrochen tauſend Sterne auf und untergehen, der einzelne nur wenig Beachtung erwarten darf, und ſelbſt dieſe bloß in einer beſchränkten Sphäre. Ein Löwe anderwärts wird in London ein ſehr zahmes Geſchöpf; er muß hier brüllen, „ſanft wie eine ſäugende Taube,“ und will er nicht, mag er noch ſo laut brüllen, es verliert ſich im Wagengeraſſel und kümmert keinen. Und brüllte er, „daß jedem das Herz im Leibe wohl thäte, ihn zu hören,“ wie kann er durchdringen, wo Alles brüllt? Er predige Weisheit auf den Straßen und ein weiseres Publikum geht vorüber. Ganz anders in der Provinz. Ein Löwe, der dort brüllt, findet gewiß ein Echo; ein fahrender Schüler, ein peripathetiſcher Philoſoph, die Brille auf der Naſe, ein Paket Manuſcripte und Empfehlungsbriefe in der Taſche, iſt in einer Provinzialſtadt ein gemachter Mann, ein Löwe in vollem Glanze. Die Weiber der Stadt ſchmähen ihn, die Damen der Stadt verehren ihn. Sechs bis acht Wochen nach ſeiner Abreiſe wird noch von ihm geſprochen, und es kann ſeyn, daß ſelbſt das Erſcheinen eines gleich merkwürdigen und gefeierten Löwen ſein Andenken nicht völlig verlöſcht.

Digitized by Google

Ein Redner über die Korngeſetze, eine tragiſche Heldin, ein erſter Liebhaber, ein Preisſtier, eine philanthropiſche Quäkerin, ein Jude, der zum Behuf ſeines Uebertritts zum Chriſtenthum, oder ein Mönch aus Egypten, der für ſein Kloſter Geld ſammelt, eine hottentottiſche Venus, eine Blumenausſtellung, ein durchmarſchirendes Regiment, ein lebender Lord oder ein lebendiges Krokodill, ein Mann am Pranger, eine Heerde Truthühner, eine Verſammlung Radikaler, eine Stierhetze, ein Sängerfeſt, ein Gelehrtenverein, ein gelehrtes Schaf, Schwein oder Pferd — Alles, eins nach dem andern wird Stadtgeſpräch in der Provinz, nicht in London. Kein Prahlhans wird hier angehört, außer auf der Gaſſe, und da nur, um verlacht zu werden. Regimenter rücken ein und aus, Niemand erfährt es, Niemand fragt darnach. Hottentottiſche Venuſſe ſind unentgeltlich zu ſehen, lebende Lords in allen Straßen. Ein Gelehrtenverein könnte aus Somerſet-Haus in die Themſe ſpringen, das große Publikum würde keinen vermiſſen. Eine politiſche Verſammlung iſt wenige Häuſer von mir geweſen; ich habe es am folgenden Tage aus den Zeitungen erſehen. Mit Einem Worte, für ein und daſſelbe intereſſirt ſich ganz London nicht, ein und daſſelbe beſpricht ganz London nicht, von einem und demſelben hört ganz London nicht.

Der Kaiſer von Rußland, der König von Sachſen war hier. Tauſende wiſſen es noch heute nicht. Daß der Lord Mayor irgendwo zwiſchen Guildhall und der Blackfriars-Brücke wohnt, wiſſen wahrſcheinlich die Meiſten, denn am Lord Mayorstage landet er an der Blackfriars-Brücke und ſpeist in Guildhall. Den Mann aber kennen wohl die Wenigſten, und noch Wenigere mögen wiſſen, ob er ſeines Zeichens ein Rauchhändler oder ein Lichtzieher iſt. Wenn es dem ungeachtet Tauſende und Abertauſende gibt, die in London gekannt ſind, ſo muß es doppelt Wunder nehmen, daß im weiten Bereiche Londons es heute nur Einen Menſchen gibt, den ganz London kennt. Die Königin? nein. Prinz Albert? eben ſo wenig. Sir Robert Peel? auch nicht; ſogar Brougham nicht.

Der Mann, den ich meine, dankt unſtreitig dieſe Auszeichnung zum großen Theil ſeinem Ruhme, zu einem nicht viel geringern Theil aber ſeiner Naſe. Der Sieger in hundert Schlachten würde die univerſelle Londoner Gleichgültigkeit vermuthlich nicht beſiegt haben, wäre ſeine Naſe ſammt Zubehör nicht gleichſam der Herold ſeines Ruhms. Wo er öffentlich erſcheint, entſteht allgemeine Bewegung. Fleißige vergeſſen ihr Geſchäft, Müſſiggänger ihr Vergnügen; wie Gaſſenjungen dem Marktſchreier, läuft ihm Alles nach. „Hut ab! — hats off!“ — ſchreit's allerwärts. Unbefehligt halten die Wagen; die Herrſchaften ſollen ihn ſehen, Kutſcher und Diener wollen ihn ſehen; Reiter kehren um und folgen. „Dort geht er — there he goes“ — ruft's die Straße entlang. Kein Menſch fragt, wer dort geht; jeder weiß, daß, von wem es heißt: „dort geht er,“ Er iſt. Er nimmt den Weg nach dem Parlament; Tauſende begleiten ihn, Tauſende warten, bis er wieder herauskommt. Es geſchah eines Tags, daß ihm die Fenſter eingeworfen wurden; gibt es aber jetzt und hat es ſeit fünf-und-zwanzig Jahren in London einen Mann gegeben, den Keiner zu nennen braucht, damit der Andere wiſſe, wer er ſey, ſo iſt Er es — der Herzog.

---

## Das Edelſteinmährchen.

(Fortſetzung.)

### Amethyſt.

Ich ſaß am Finger der Pompadour. — „Der Marquiſe de Pompadour!“ rief der Mond. „Mein Freund, vergiß den Titel nicht. Uebrigens war dieſe Marquiſe de Pompadour gar nicht ſo hübſch, als man vorgibt. Sie hatte Aehnlichkeit mit jener Zuleika, der famoſen Gemahlin Potiphars, die mit dem jungen Hebräer den kleinen weltbekannten Liebeshandel hatte. Aber dieß iſt nur eine Anmerkung, die ich für mich ſelbſt und gelegentlich zum Nutzen der Hiſtoriker mache, die von mir viel lernen könnten, wenn ſie wollten. Fahre nur fort, mein Freund.“

Alſo, ſprach der Genius, ich ſaß am Finger der Marquiſe de Pompadour. Ich könnte wohl zierlicher ſagen: ich zierte den Finger der Marquiſe; allein das wäre nicht die Wahrheit, denn ſie beſaß viel koſtbarere und ſchönere Ringe, die neben und über mir glänzten und mich verdunkelten. Allein keine dieſer ſchimmernden Pretioſen konnte ſich rühmen, der allgewaltigen Frau ſo theuer und unentbehrlich zu ſeyn, wie ich. Oft hatte ich Gelegenheit, dieß zu bemerken. Wie mancher hochmüthige Diamant, wie manche naſeweiſe und von ihrer Schönheit lächerlich eingenommene Perle ſah ich eines ſchönen Morgens nicht mehr; ſie waren verſchwunden, ſpurlos untergegangen; irgend ein vornehmer Hoflakai, irgend ein untergeordneter Finanzpächter hatte die Kleinode erhalten, und von dieſem wanderten ſie in die ſchmutzige Hand eines Juden. Ich allein, der mindeſt koſtbare von allen Ringen der ſchönen Frau, ich blieb, und zwar beſtändig am Ringfinger, am bedeutungsvollſten und uns Ringen liebſten Platz der Hand. Kam ich etwa vom König? Hatte der „Vielgeliebte“ mich ſeiner Vielgeliebten gegeben? Nein, wie hätte Ludwig es über ſich vermocht, einen ſo einfachen, prunkloſen

Digitized by Google

Stein zu verſchenken! Aber wo kam ich denn her? — Das ſollſt du erfahren, lieber Mond, höre nur zu.

Eines jener reizenden Feſte ſollte in Verſailles gefeiert werden, die noch die Friſche und Anmuth der glücklichen Periode der Macht an ſich trugen, noch nicht das Verwelkte, Abgenuzte der Vergnügungen eines der Welt und ſeinem Volke zuwider gewordenen alten Wüſtlings. Ludwig war der zärtlichſte Ritter und ſeine Geliebte die ſchönſte Fee. In ihren Gemächern befand ſich die Marquiſe, beſchäftigt, ein Bouquet gelber Roſen an den Ueberwurf von ſtahlgrauem Atlas, der ein Untergewand von blaßrother, ſilberdurchwirkter Gaze zierte, zu heften. Die Diamanten waren an dieſem Tage verbannt; die Schönen des Hofes waren glückliche Schäferinnen geworden, die von arkadiſchen Hirten unter den Klängen der Schalmei zum Tanze geführt wurden. Ein Menuet-Paſtorale, von Lulli komponirt, enthielt jene ſcherzhaften, ſüßen Paſſagen, jene hübſchen, friſchen Flötenſolo's, die die Heiterkeit des arkadiſchen Himmels wiedergeben ſollten und die Luft mit Wohllaut füllten. Die Herzen, die die Hofluft beengt, die die Intrigue vertrocknet hatte, hoben ſich wieder unter jugendlichen Pulſen, als die erſten Töne des Menuet-Paſtorale erklangen.

Die ſchöne Marquiſe befeſtigte alſo, ſtatt des Bildniſſes des heiligen Ludwig in einer Glorie von Diamanten, das Bouquet gelber Roſen an ihre Schulter. Eben reichte ihr die erſte Kammerfrau den parfümirten Fächer, mit einer Skizze von Watteau geſchmückt, als im Vorſaal eine heftige Stimme hörbar wurde, die da rief: „Laßt mich zu ihr ein! ich muß ſie ſprechen! Ich gehöre nicht zu den Supplikanten, ich bitte nichts, ich wünſche nichts, ich will ihr nur ein paar Worte ſagen." Die Marquiſe blieb in einer anmuthigen Stellung am Pfeilertiſch unter dem Spiegel ſtehen, und während ſie jenen Worten lauſchte, rief die Kammerfrau: „Gewiß ein Ueberläſtiger! Sie ſagen immer, daß ſie nichts begehren, und ſind ſie einmal vor Ihrem Angeſicht, Madame, ſo zeigt ſich's, daß ſie die ganze Welt und wo möglich noch etwas darüber begehren. Ich will ſagen, daß man ihn fortſchickt."

Die Marquiſe machte eine bejahende Bewegung, aber in dem Augenblick wurde die Thür aufgeriſſen und ein jugendliches Geſicht blickte herein mit dem Ausdruck der Trauer und dem Ruf: „Hören Sie mich, Frau Herzogin! Hören Sie mich!" Das Geſicht verſchwand augenblicklich, denn der wacheſtehende Thürhüter riß den Armen mit Gewalt hinweg. „Laß ihn eintreten!" ſagte die Marquiſe. „Er iſt jung; wer weiß, welcher Verfolgung er ausgeſezt iſt. Paris iſt ſo verderbt." Zögernd gehorchte die Zofe, und jezt ſtand ein junger Mann vor der allmächtigen Beherrſcherin Frankreichs, ein junger Mann, der zitterte und deſſen Weſen und Kleidung halb einem proteſtantiſchen Geiſtlichen, halb einem Bauern abgeborgt ſchien. Eine dürftige, kleine Stutzperrücke, mit Locken, denen der Puder durch den eiligen Gang und den Kampf vor der Thür entfallen war, umſchloß ein faſt noch kindliches Geſicht, das aber durch den Ausdruck von Trauer und Ernſt Reife und Bedeutung erhielt. Man ſah es dieſen Augen an, daß eine arbeitende Seele im Innern geſchäftig war.

Die ſchöne Marquiſe, die überall, wo ſie nicht Politik vermuthete, Liebesſchmerz ſah, bildete ſich ſogleich ein, der junge Mann ſey ein unglücklicher oder verfolgter Liebhaber, und komme, um gegen irgend einen Großen des Hofs Klage zu führen. Fälle dieſer Art gehörten zu den gewöhnlichen Zerſtreuungen ihrer Morgenſtunden; deßhalb ſagte ſie auch mit einem milden, aber vornehmen Lächeln: „Mein Herr, Ihre Klagen bringen Sie zur unrechten Stunde an. Sie wiſſen, daß mein Kammerdiener beauftragt iſt, Bittſteller Ihrer Art auf eine beſtimmte Liſte zu bringen und mir dann Vorträge darüber zu halten. Wenden Sie ſich an Florian Baptiſte."

„Was ſoll mir Florian Baptiſte? Ich will Sie ſprechen, Sie, Frau Marquiſin!" — „Und was können Sie mir zu ſagen haben?" — „Viel — o unendlich viel!" — „Sie ſehen, daß ich auszugehen im Begriff bin." — „Ich werde Sie daran hindern." — „Sie? Wer ſind Sie?" — „Ein Mann ohne Macht und Anſehen, aber ein Mann, der Sie liebt, der gekommen iſt, Sie zu retten." — „Droht mir Gefahr?" — „Nur einige Minuten unbewachten Geſprächs."

(Fortſetzung folgt.)

## Gedichte von J. Thomſen in Schleswig.

3.

### Das Lied vom Schmerz.

Vom Schmerz ein Lied! Wie milde Düfte ſteigen
Auch aus bedornter Blumen Kelch empor,
Wie oft von dürſt'gem Halm Prachtblumen neigen,
Wie friſches Grün auf Gräbern keimt hervor,
So ſoll vom Schmerz ein Lied, mein Lied erklingen,
So haucht's auf ſeinen Dornen aus mein Herz:
Und leiſe weht es von des Liedes Schwingen:
„Des Lebens guter Engel iſt der Schmerz!"

Ein freundlich Wort vom Schmerz, dem langbewährten,
Stets gegenwärt'gen nahen Freund, ein Wort!
Er blieb, als all' die heiteren Gefährten
Des Lebens floh'n in ihrem Glanze fort.

Er blieb; ich fühlt's, er ward mir Arzt und löſte
Mit Thränen, was die Bruſt umſpannt wie Erz,
Die er als Balſam in die Wunden flößte;
Da fühlt' ich's auch, ein Engel ſey der Schmerz!

Vom Schmerz ein Lied! dem Wecker in der Wüſte
Des Lebens, wo mit Träumen treibt ihr Spiel
Morgana, die der Arme bitter büßte,
Der ſchlafberückt ſie winken ſah am Ziel;
Wenn in die Nacht, wie Irrlicht, ſchwand ſein Hoffen,
Fiel in das Grau'n ein Schimmer niederwärts,
Woher er kam, ließ er die Pforte offen;
Vom Himmel kam der Engel, kam der Schmerz!

So tritt der Schmerz auch in die Nacht der Sünder,
Tränkt mit der Reue bittrer Arzenei.
Da werden ſie auf's Neue Gottes Kinder,
Geneſung ſchafft der herbe Trank herbei.
Mag ihn Verzweiflung, hoffnungsloſe, rufen,
Und wer ſonſt — da gibt's Rettung noch für's Herz,
Gibt's einen Weg noch zu des Heiles Stufen:
Ein Engel geht den Weg voran: der Schmerz!

Sey denn gebenedeit mir und geſegnet,
Getreuſter Freund, auf meinem Lebenspfad!
Schon längſt kein Groll, wie oft du mir begegnet,
Kein Harm, du Ernſter, dir entgegen trat!
Mit Thränen, mit Gebet tilgſt du die Mängel.
Ich weiß auch, bricht einſt dieß verwaiſte Herz,
Weiß, daß an meiner Gruft nicht fehlt der Engel,
Mein Liebesengel fehlt dran nicht: der Schmerz!

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Köln, Juli.**

(Fortſetzung.)

Der Karl-Borromäus-Verein.

Es dürfte wenig Staatsmänner in Deutſchland geben, die, als oberſte Beamte einer zahlreichen gemiſchten Bevölkerung, durch eine mit Kraft gepaarte Milde, durch parteiloſe Gerechtigkeit, durch amtliche Thätigkeit und Umſicht und durch hohe perſönliche Ehrenhaftigkeit einer gleichen ehrenvollen Popularität theilhaftig ſind, wie ſie Herr v. Schaper bisher als oberſter Beamter der Rheinprovinz genoß, welche mit ihren $2^1/_2$ Millionen Einwohnern an Umfang und Bevölkerung verſchiedene unſerer deutſchen Königreiche überragt, und eine der Hauptſäulen der Kraft und der Zukunft der preußiſchen Macht und Staatsblüthe bildet. Aber eben deßhalb iſt es nach mehreren Seiten hin doppelt auffallend, daß dieſer das allgemeine Vertrauen der Provinz beſitzende Staatsmann ſeiner bisherigen Stellung gerade in einem Augenblick enthoben wurde, wo der Geiſt der öffentlichen Entwickelungen im Rheinlande in ein Stadium getreten iſt, welches die Leitung der rheiniſchen Angelegenheiten durch einen mit dem dieſſeitigen Volksgeiſte genau bekannten und im Beſitze des öffentlichen Vertrauens ſtehenden Lenker mehr als je verlangt. — Die politiſchen und kirchlichen Regungen, welche in neueſter Zeit das deutſche Staatsleben durchzucken, haben, wie anderwärts, ſo namentlich in unſerem Rheinlande zu ſehr eigenthümlichen geiſtigen Geſtaltungen geführt, welche nicht bloß das Intereſſe des Kulturhiſtorikers, ſondern jedes deutſchen Vaterlandsfreundes feſſeln. Der lezte rheiniſche Provinziallandtag und die auf ihm zur Erörterung gebrachten Fragen und Wünſche haben den Punkt genau nachgewieſen, auf welchem der politiſche Geiſt und das politiſche Verlangen der Rheinländer angelangt ſind, während ſich allgemach im Gebiete des kirchlichen Lebens die Geſinnungen in einem großen Theil des Volks, hier freilich weniger in Folge naturgemäßer Entwickelungen, eben ſo feſt und bezeichnend ausprägen. Die Bildung des Vereins vom heiligen Karl Borromäus in der Rheinprovinz iſt eine Thatſache von großer Bedeutung, die, als ſolche anfänglich nicht erkannt, wahrſcheinlich erſt mit den aus ihr nothwendig hervorgehenden Wirkungen das deutſche Volk überraſchen wird. Allgemein ſteht hier die Ueberzeugung feſt, daß der Borromäusverein „zur Verbreitung guter Bücher" aus konfeſſioneller Oppoſition gegen den durch ganz Deutſchland verzweigten Guſtav-Adolph-Verein hervorgegangen ſey, dem man, wie ich aus dem Munde ſelbſt beſonnener Katholiken hörte, die Tendenz zuſchreibt, nach Kräften Proſelyten zu machen und dergeſtalt allmählig ganz Deutſchland zu p r o t e ſ t a n t i ſ i r e n. So wenig begründet dieſe Annahme iſt, ſo allgemein iſt ſie unter den Katholiken des Rheinlands verbreitet, woraus ſich die außerordentliche Theilnahme der Bevölkerung an dieſem Verein leicht erklären läßt; denn da derſelbe den Zweck hat, durch Verbreitung „ächt katholiſcher" Bücher die katholiſche Geſinnung zu kräftigen, den Neuerungen unſerer Tage entgegenzuwirken und hauptſächlich die angebliche Proſelytenmacherei des Guſtav-Adolph-Vereins zu lähmen, ſo wird es auch in den intelligenteren Kreiſen des rheiniſchen Katholicismus als ein großes chriſtliches Werk betrachtet, den Borromäusverein nach Möglichkeit zu unterſtützen, weßhalb die Mitgliederzahl deſſelben jeden Tag mehr anſchwillt. Am 22ſten vorigen Monats fand die erſte Vorſtandsſitzung des Vereins zu Bonn ſtatt, in welcher der Vorſtand des Hauptvereins, der Verwaltungsrath u. ſ. w. definitiv gewählt, ſo wie überhaupt die innere Organiſation des Centralvereins und der Filialvereine berathen und feſtgeſtellt wurde. Die alten Chefs, der Baron von Loë und die Profeſſoren Dieringer und Walter zu Bonn, das Triumvirat, welches von Anfang an als die eigentliche Seele aller Beſtrebungen des Karl-Borromäus-Vereins galt, ſind an deſſen Spitze geblieben, nachdem der Erzbiſchof v. Geiſſel die Vorſtände der Spezialvereine in den Städten der Rheinprovinz vor einigen Wochen ſelbſt ſchon gewählt hatte. Weiter wurde in jener Sitzung beſchloſſen, zum literariſchen Gegenſtande der erſten unter ſämmtliche Mitglieder zu vertheilenden Vereinsgabe die Lebensbeſchreibung des heiligen Karl Borromäus zu erkieſen, für welche Aufgabe bereits ein tüchtiger Bearbeiter gefunden ſeyn ſoll. Wir wiederholen bei Verlaſſung dieſes Gegenſtandes, daß die Gründung des Karl-Borromäus-Vereins nicht allein für die Bewegungen des Kulturlebens im Rheinlande, ſondern auch über die Grenzen unſerer Provinz hinaus ein Ereigniß von großer Wichtigkeit iſt, deſſen Wirkungen alsbald in beſondern wie in allgemeinern Erſcheinungen offenbar werden dürften.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 180.

# Morgenblatt
für
# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 29. Juli 1845.

Nichts deſto weniger, ob ſich ſchon nirgend findet
Ein Pinſel ſo ſubtil, ein Kiel ſo wohl gegründet,
Daß ſeiner Farben Zier, daß ſeiner Dinten Lehr
Möcht' dieſes Helden Form und Thun für Augen legen,
Soll Pinſel, Feder, Mund und Herz all ihr Vermögen
Anwenden dankbarlich zu ſeiner ſteten Ehr.

Rudolph Weckherlin.
Guſtav Adolphs Ebenbild,
1635.

## Graf Brühl an Fouqué.

Berlin, 27. Mai 1815.

Unendlich leid hat es mir gethan, das Vergnügen verſäumt zu haben, Sie hier zu ſehen und zu ſprechen, weil ich ſchon längſt einen Wunſch auf dem Herzen trage, welchen ich Ihnen ſo gern mündlich mitgetheilt hätte; jezt muß ich denſelben ſchon dieſem Blatte anvertrauen. Sie, werther Herr Baron, ſind der Mann, der meinen vieljährigen Lieblingswunſch ausführen und den Helden aller Helden, den Menſchen aller Menſchen, den König aller Könige, Guſtav Adolph von Schweden, würdig auf die Bühne bringen kann. — Es gehört dazu ein ritterlicher Sinn, den Sie ganz vorzüglich beſitzen, und eine zarte Religioſität, welche Ihnen gleichfalls ſo ganz eigen iſt. Es iſt mir ärgerlich, daß es jezt Mode wird, ſelbſt bei den Proteſtanten, den Formen der katholiſchen Religion einen ſo unendlich hohen Werth beizulegen, den eigentlich eine *Form* nie haben ſollte, weil oft der Geiſt und die Wahrheit dabei verloren gehen. Verzeihen Sie mir dieſe freimüthige Aeußerung, jeder hat ja darüber ſeine eigene Anſicht; Luther ſelbſt war ja Freund und Ausüber der ſchönen Künſte. — Die proteſtantiſch *lutheriſche* Kirche, zumal die der frühern Zeit, hat mancherlei äußerliche, ſelbſt poetiſche Schönheiten und gewährt dem Dichter und Künſtler gewiß Stoff genug, ſeiner Phantaſie freien Spielraum zu laſſen. Nach meiner Anſicht müßte man die beiden wichtigſten Hauptbegebenheiten in Guſtav Adolphs Leben herausheben und durchaus, wie Schiller mit Piccolomini und Wallenſtein, zwei, auch wohl drei Stücke anfertigen. Vielleicht ließe ſich mit Erfolg ein ſchwediſches Lager darſtellen, wie dort ein kaiſerlich öſterreichiſches. Der *zweite* Theil wäre Guſtav Adolph am Lech gegen Tilly, wobei Tilly als wüthender und grauſamer Charakter gegen Guſtav Adolph einen ſchönen theatraliſchen Kontraſt hervorbringen könnte, und wobei jener nicht allein ſeinen Kriegsruhm, ſondern auch ſein Leben einbüßt. — Vielleicht wäre auch der Moment vor der Schlacht bei Breitenfeld zu nehmen, wo Tilly, der unüberwundene Feldherr, ſeine erſte Schlacht verliert. — Das *dritte* Stück könnte dann Guſtav Adolph bei Lützen ſeyn, wo der große König ſtirbt, durch ſeinen Tod aber gewiſſermaßen den Sieg der ſchwediſchen Armee über den eiſernen Wallenſtein entſcheidet. Der Herzog von Sachſen-Lauenburg müßte dabei als Mörder Guſtav Adolphs auftreten. — Schillers dreißigjähriger Krieg iſt natürlich eine der beſten Quellen, aus denen geſchöpft werden muß; doch thut es mir leid, daß Schiller dem großen Könige einen Flecken angehängt hat, indem er ihm die nirgends unumſtößlich bewieſene Begierde unterlegt,

Digitized by Google

bloß nach Deutſchland gekommen zu ſeyn, um deutſcher Kaiſer zu werden. Sein Herüberkommen über's Oſtmeer war gewiß nur durch die reine Abſicht herbeigeführt, für des Glaubens Freiheit zu kämpfen, und nur erſt am Ende ſeiner Laufbahn ſcheint er den Gedanken an die deutſche Kaiſerwürde in ſich genährt zu haben, weil er wohl einſah, daß Deutſchland in dieſer Hinſicht ziemlich ſchlecht verſorgt war, und es ihm Freude machen mußte, ein kräftiges Volk, wie das deutſche, zu regieren und durch Ausbreitung des reinen Glaubens alle künftigen Spaltungen zu hemmen. Gewiß wäre Deutſchlands Schickſal glücklicher geweſen, wenn er ſeinen kühnen Gedanken hätte ausführen können; denn unter einem ſolchen Kaiſer hätte beſtimmt Deutſchland ſo viel Einigkeit und Kraft entwickelt, daß das Franzoſenvolk nimmer den ſchädlichen Einfluß hätte haben können, der uns ſo lange gedrückt hat.

Um durch eine intereſſante Epiſode dem Stück einen Reiz zu geben, wie Wallenſtein ihn durch Max und Thekla bekommen hat, empfehle ich Ihnen die Durchſicht eines ältern Romans, Thekla von Thurn genannt, welcher in jeder Hinſicht bei der Ausarbeitung fördernd wirken kann. Unbezweifelt werden Sie denſelben aus früherer Lectüre kennen; ſollte dieß indeſſen nicht der Fall ſeyn, ſo mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen das Buch zukommen zu laſſen. Die Liebe der jungen Gräfin Thurn zum Prinzen Bernhard von Weimar und ihre Verkleidung als Mann könnte ſehr intereſſante Momente herbeiführen, ſo wie die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit, daß der Herzog von Lauenburg Guſtav Adolphs Mörder war, darin noch näher beſtätigt iſt.

Sollten Sie, werther Herr Baron, meinen Vorſchlag annehmen, ſo wünſchte ich wohl eine mündliche Conferenz mit Ihnen zu haben, ehe Sie die Feder anſetzen. Es ſind bei der theatraliſchen Kunſt ſo mancherlei kleine Rückſichten in Acht zu nehmen, ſo manches zu vermeiden, was der Wirkung des Ganzen ſchadet und was doch der Dichter nicht wiſſen kann, wenn er nicht genau in die theatraliſchen Verhältniſſe und in das, was ausführbar iſt oder nicht, eingeweiht iſt. Oft führt die Phantaſie auf Wege, welche der Schauſpieler und der Schauſpieldirektor nicht betreten können, ohne auszugleiten. Dahin gehören unter andern alle theatraliſchen Gefechte oder Schlachtdarſtellungen. Vertheilt läßt ſich ſo etwas leiſten, ſo wie aber ganze Maſſen dargeſtellt werden ſollen, welche gegen einander kämpfen, ſo wird die Sache gewöhnlich lächerlich. Doch über alles dieß künftig ein Mehreres, wenn Sie mir nur erſt Ihre freundliche Verſicherung gegeben haben. Genehmigen Sie die Verſicherung meiner aufrichtigſten Hochachtung und innigſten Ergebenheit.

---

Im Jahr 1819.

Auch an Sie, mein werther Herr und Freund, wende ich mich mit einer dringenden Bitte, die Sie mir vielleicht nicht abſchlagen werden. Der König findet es paſſend, für Kotzebue eine theatraliſche Todtenfeier zu geben. Da es für andere Theaterdichter geſchehen, warum ſollte es für ihn nicht auch geſchehen? Ich habe dazu ſein leztes Schauſpiel: Hermann und Thusnelda gewählt, muß aber doch vorher einen Prolog geben. Ich dachte mir ungefähr am zweckmäßigſten, die Muſe klagend auftreten zu laſſen, und zwar würde der Prolog ohne Umgebung von Madame Schröck geſprochen, da Madame Wolff im Stück beſchäftigt iſt. Was man zum Lobe Kotzebues ſagen kann, müßte freilich geſagt und zumal nicht vergeſſen werden, daß er nie dem Götzen Bonaparte geopfert hat. Seines Mordes müßte gleichfalls ausdrücklich Erwähnung geſchehen, und zwar auf eine ſehr beſtimmte und ernſte Weiſe. Ich habe einige Gelehrte auffordern müſſen, etwas Paſſendes zu verfertigen, und werde die Reſultate, ohne die Namen der Dichter zu nennen, dem Könige zur Auswahl vorlegen. Sie fühlen, daß die Sache zu wichtig iſt, um nicht die Allerhöchſte Sanction als Rückhalt haben zu müſſen. — Ihr Gedicht über dieſen Gegenſtand iſt ſchön und tüchtig, unter den jungen Leuten herrſcht aber ein ſehr böſer Geiſt. — Mehrere heißen die That gut, viele — ſehr viele entſchuldigen ſie, nur ſehr wenige fühlen leider, daß man eigentlich gottlos ſeyn muß, um ſie zu vollbringen, oder gut zu heißen. Es ſcheint, als nehme das Reich des Satans gewaltig überhand, denn das Heilige wird zu den größten Schändlichkeiten gebraucht. — Antworten Sie mir bald wieder, werther Herr und Freund, denn ich möchte die Todtenfeier wohl am 23. d. M. veranſtalten. Gott befohlen indeß. Der Ihrige.

Brühl.

---

## Das Edelſteinmährchen.

(Fortſetzung.)

Die Marquiſe ſah den jungen Mann zweifelnd an, da ſie jedoch mit ihrem weltkundigen Blicke in ſeinem argloſen Geſichte kein, auch nicht das leiſeſte Anzeichen einer ihr drohenden Gefahr bemerkte, winkte ſie ihrer Kammerfrau, ſich zu entfernen, und nahm auf dem Lehnſeſſel am Fenſter Platz; dann gab ſie ein Zeichen, daß er ſprechen ſolle. Sie ſah unterdeſſen hinab auf den ſchattigen Grasplatz, über den geſchmückte Gruppen leicht-

Digitized by Google

füßig hinglitten, um dem Verſammlungsplatze zuzueilen, den die große Fontäne bezeichnete.

Der Himmel war blau und heiter, der Abend kühl, die ſchöne Frau ungeduldig, und da ihr Gaſt noch immer nicht ſprechen wollte, klopfte ſie mit dem Abſatz ihres kleinen goldgeſtickten Schuhs heftig auf den Boden, indem ſie rief: „Wie langweilig das iſt! Man hält mich hier feſt, man martert mich, man läßt mich nicht frei! Das iſt mehr als ich vertragen kann!“ — Mit dieſen Worten wollte ſie zornig aufſtehen, als ihr Auge auf das ihres ſchweigſamen Gaſtes fiel und Thränen darin ſchimmern ſah. Ueberraſcht ſenkte ſie den Blick und ſagte ſanft: „Sie weinen, mein Herr?“ — „Ueber dich!“ rief der junge Mann und warf ſich zu ihren Füßen. „Ueber dich! O, kann man ſo ſchön ſeyn und doch ſo entwürdigt und getreten!“

Die Marquiſe, als ſie ſolche Anrede vernahm, fiel raſch in ihren kaum beſiegten Unwillen zurück. Sie wußte nun, daß der junge Mann von den Frommen geſendet war, um ihr eine Predigt zu halten, wahrlich ſehr zur ungelegenen Stunde. Sie wollte an die Klingel eilen, um ſich des Ueberläſtigen zu entledigen, aber dieſer vertrat ihr den Weg. Mit einer Miene voll Trotz ſagte er: „Man muß mit euch Weltleuten freie Sprache führen. Ich bin arm, ich bin unbekannt, ich habe nichts zu verlieren; ich verlaſſe morgen Paris wieder, und was ich jetzt thue, geſchieht nur Gott und meinem Gewiſſen zu lieb. Bekehre dich! ſchönes, aber verlorenes Weib, bekehre dich!“

„Genug, mein Herr! Ich kenne dieſe Sprache. Wer ſendet Sie?“ — „Niemand, ich ſagte es ſchon, Niemand. Von meinen Schweizergebirgen komme ich her, ein freier Sohn der Natur; ich komme mit Angſt und Schaudern, um dich im Peſtgewühl, im Gifthauch dieſer Weltſtadt aufzuſuchen. Weil ich dich liebe und weil du ſo ſchön biſt, und weil du ſo groß ſeyn könnteſt, wenn du wollteſt, deßhalb komme ich. Wenn ich eitel wäre, wie eure Frommen und Prieſter, ſo würde ich ſagen: Gott ſendet mich. So ſage ich aber nur, mein eigen ſündhaft Herz treibt mich zu dir.“

„Sie ſind kein Geiſtlicher?“ fragte die Marquiſe. — „Ich verachte deine Mönche!“ rief der junge Mann. „Ich ſchmähe auf ſie und ihre Satzungen. Verderben und Zwietracht haben ſie in die reine Welt Gottes gebracht.“ — „So gehören Sie zu den modernen Philoſophen?“ — „Dieſe ſind mir vollends ein Greuel. Lerne dieſe Sophiſten kennen, wie ich ſie kenne! Sie ſetzen die Welt in Flammen, bloß um ihrer Eitelkeit einen ungewohnten Kitzel zu bereiten; ſie geben die Unſchuld preis, lediglich um die Leere einer müßigen Stunde zu füllen, ſie zerreißen einen ehrlichen Namen, um einen leichtfertigen und wollüſtigen Vers mehr in ihre gotteslaſterlichen Hymnen zu flechten.“ — „Wenn Sie aber nicht Philoſoph und nicht fromm ſind, in welcher Eigenſchaft wollen Sie mich denn bekehren?“ — „Als Menſch! — als dein Bruder!“

Die Marquiſe wandte ſich lächelnd zur Seite, und indem ſie den Fächer durch die Finger gleiten ließ, bewegte ſie ihr Haupt zweifelnd und ſagte: „Die Sprache iſt mir neu.“ — „Weil dir die wahre Liebe neu iſt!“ rief der Mann ſtürmiſch. „Verſuche es, liebe, wie ich liebe, und du wirſt meine Sprache verſtehen.“

Eine lange Pauſe entſtand, dann fuhr er mit erſchütternder Stimme und mit feſt auf ſie gerichtetem Auge fort: „Du beherrſcheſt eine Welt; ſey groß, wirf dieſe Welt von dir und kehre zur Einfachheit und Natur zurück. Jetzt biſt du Königin im Reich der Lüge, ſey wieder, wozu du erſchaffen wurdeſt, Dienerin im Reich der Wahrheit, der Tugend, der Liebe. Jetzt, da du in der vollen Macht biſt, zeige der Welt, wie gering du ſie achteſt, wie wenig du durch ihren Glanz deine edle Seele haſt blenden laſſen, ſteige vom Thron herab und flüchte in meine Schweizerberge, um dort am Buſen der Natur ein freies, glückliches, ſchönes Weib zu ſeyn. Verlaß dieß Paris mit ſeinen glänzenden Heuchlern, Paraſiten und Sophiſten, verlaß dieſen Hof, den du am Gängelbande leiteſt, gib dieſe mit Schmach erkaufte Ehre hin, um frei zu ſeyn! Es kommt eine neue Zeit, ſchon leuchten ihre Fackeln am Horizont! Es ſtürzt das Reich der Lüge; du, Frankreichs ſchönſte Tochter, ſey auch die erſte, die ſiegtrunken dem neuen Tage entgegenfliegt! O komm, komm! folge mir!“

Er hatte ſeinen Arm um ihren Leib geſchlungen, er war ganz Feuer, Muth und ſchöne Jugend. Ein ſo begeiſtertes Mannesantlitz, eine ſo feurig aus einem ſchönen Auge blitzende Propheten- und Dichterſeele hatte die ſtolze, verwöhnte Frau noch nicht geſchaut. Am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten waren derlei Geſichter und Geſtalten nicht anzutreffen. Ein junger Mann, der da kam, nicht um ihr einen Kuß zu rauben, ſondern um ihre Seele zu retten, ſie eine überirdiſche Reinheit und Liebe kennen zu lehren, war ihr neu. Wie alles Neue die Frauen feſſelt, ſo ward auch ſie gefeſſelt und durch den Drang des Moments gleichſam überwunden. Sie hörte von jetzt an Alles, was er ſprach, mit jener feinen, ſeelenvollen Aufmerkſamkeit an, das man ein „Hinhorchen des Herzens“ nennen möchte, und worin die Frauen unübertrefflich ſind. Die Extaſe des Jünglings ging wie eine zarte Glut in ihren Buſen über. Der ſchimmernde Glanz ſeines Auges, in dem ſie zum erſtenmal den reinſten Spiegel der Seele erkannte, die ſtammelnde, von Schmerz und Klage überfließende Bitte ſeines Mundes, die ſcheue und keuſche Berührung ſeiner zitternden Hand, alles drang ſiegreich in ihr Inneres.

Digitized by Google

Die Zeit verging; das beſcheiden mahnende Klopfen der Kammerfrau hatte ſich ſchon oft wiederholt, aber immer vergebens. Die von Entzücken überſchauerte Seele der ſchönen Frau hatte alles Gefühl für die Außenwelt verloren. An ihrem raſch klopfenden heißen Buſen welkten die Roſen. Endlich, da ein lautes Vivatrufen vom Platze der Fontaine her ſie vom Erſcheinen ihres königlichen Freundes in Kenntniß ſezte, flog ſie auf, griff nach Fächer und Tuch und enteilte, doch nicht bevor ſie eine neue Zuſammenkunft mit ihrem ſeltſamen Gaſte verabredet hatte.

(Fortſezung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Köln, Juli.**

(Schluß.)

Fortſchritte im Handel. — Anaſtatiſche Druckerei. — Mancherlei.

In einem meiner lezten Briefe habe ich den rieſenhaften Aufſchwung, den Köln in ſeinen merkantiliſchen und induſtriellen Verhältniſſen in den lezten zehn Jahren genommen, angedeutet. In den vielen dieſen Aufſchwung fördernden Einrichtungen, welche man dem unermüdeten Eifer patriotiſcher Mitbürger verdankt, zählt man gewiß eine direkte Verbindung des Rheins mit den preußiſchen Oſtſeehäfen, welche von der Regierung ſehr gewünſcht, von derſelben durch ertheilte Prämien unterſtüzt, jedoch von dem Präſidenten der hieſigen Handelskammer, dem Landtagsabgeordneten Camphauſen, zunächſt angeregt und mit ausdauernder Beharrlichkeit in's Leben gerufen wurde. Als eigentlicher Schöpfer der Idee einer „direkten Rhein-Seefahrt" iſt Friedrich Harkort in Wetter bekannt, der ſchon im Sommer 1837 zwei hölzerne Schiffe ausrüſtete, welche unmittelbar von Köln aus nach der Oſtſee, an die Ufer der Themſe und nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika fuhren. Das Unternehmen, durch die Macht der Verhältniſſe gedrückt, gelang nicht ganz nach Wunſch, allein der Anfang war gemacht, und die Erfahrungen, die er darbot, zeigten ſich ſpäter von beſtem Nutzen. Das für den fraglichen Dienſt kürzlich fertig gewordene erſte eiſerne Rheinſeeſchiff, die „Hoffnung," iſt auf der „Gutenhoffnungshütte" von Jacobi, Haniel und Huyſſen von dem Schiffsbaumeiſter derſelben, Alexander Seydele, entworfen und erbaut. Bei dieſer Gelegenheit will ich noch anführen, daß für die Bereiſung des Rheins kürzlich in Commiſſion des Buch- und Kunſthändlers Eiſen hieſelbſt Delkeskamps neuer maleriſcher Reiſeatlas des Rheins von Baſel bis zum Meere, nebſt Supplement bis London, erſchienen iſt. Delkeskamps Kunſtwerke haben durch glückliche Verbindung der treueſten Kartenzeichnung mit der landſchaftlichen Darſtellung eine neue Bahn gebrochen. Ohne die möglichſte Treue und Genauigkeit aus den Augen zu verlieren, weiß dieſer talentreiche, unermüdliche Künſtler durch geſchmackvolle Zeichnung der Landſchaft ſeinen Panoramen den Reiz der Wirklichkeit zu geben. Dieſen Reiz erhöht er noch durch die reiche Beigabe von Randbildern, die, mit großer Umſicht ausgewählt und geſchmackvoll ausgeführt, eine vollſtändige Galerie der architektoniſchen, landſchaftlichen und Skulpturmerkwürdigkeiten der Gegend darbieten. Ebenfalls bei Eiſen iſt kürzlich eine von unſerem Levy-Elkan lithographirte Generalkarte von dem Gebiete des deutſchen Zollvereins erſchienen, welche einem längſt empfundenen Bedürfniß auf ausgezeichnete Weiſe entſpricht. — Allgemein haben wohl die Mittheilungen, welche kürzlich das erſte Juniheft von Dinglers polytechniſchem Journal und nach ihm die Allgemeine Zeitung über die ſogenannte anaſtatiſche Druckerei gemacht, großes Aufſehen erregt. Nach den Mittheilungen Faradays in ſeinem Vortrag in der Royal Inſtitution zu London kann man ſich die neue Erfindung wohl erklären; für uns Deutſche aber müßte noch intereſſanter ſeyn, zu erfahren, auf welchem Wege die vereinigten Beobachtungen und Verſuche verſchiedener erfinderiſchen Köpfe der hieſigen Stadt ſchon vor einiger Zeit zu derſelben Entdeckung durch ein, wie man vernimmt, von dem engliſchen ganz abweichendes Verfahren gelangt ſind. Die hieſigen Urheber dieſer, auch abgeſehen von ihrem praktiſchen Belang merkwürdigen Erfindung haben dieſelbe wiederholter Prüfung ſachverſtändiger Buchhändler und Buchdrucker unterworfen, und jedesmal die Befriedigung gehabt, ihre Erfindung glänzend bewährt zu ſehen. Daß die Beſizer des Geheimniſſes, nachdem der Werth deſſelben außer Zweifel geſtellt iſt, allgemach Anſtalten machen, aus ſeiner Benüzung den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, kann man ihnen nicht verübeln, und ſo iſt es auch nicht auffallend, wenn man hört, daß ſie ſich als Geſellſchaft unter Betheiligung wohlhabender Nichtwiſſenden konſtituirt haben, um in Paris, dieſem großen Babylon, ein Etabliſſement zu begründen, in welchem ihre Entdeckung auf breiteſter Grundlage zur Anwendung gebracht werden ſoll. — Wie unſere Stadt arm iſt an öffentlichen Denkmalen, ſo iſt ſie es an öffentlichen Vergnügungsorten. In erſterer Hinſicht hat der hieſige Buchhändler Kohnen in der Kölniſchen Zeitung den Vorſchlag gemacht, einſtweilen den großen Geiſtern Albertus Magnus, Rubens, Daniels und Wallraf, die in hieſiger Stadt gewirkt haben und zum Theil hier geboren ſind, entſprechende Denkmale zu errichten. Dieſer wohlgemeinte Vorſchlag hat aber bis jezt keine andere Folge gehabt, als daß ein geiſtvoller hieſiger Tabakshändler, der als eifriger Communiſt bekannt iſt und noch jüngſt ſeine Popularität durch einen politiſchen Prozeß vermehrte, auf den Umſchlägen ſeiner Cigarrenetuis dagegen in ſehr beißender Weiſe auftrat. Es ſcheint, daß die Communiſten durchaus keine Vergangenheit kennen und am wenigſten anerkennen wollen. Die öffentlichen Beluſtigungsorte betreffend, ſo wird ihre geringe Zahl durch eine paſſende Herſtellung der kleinen Rheininſel Rheinau vermehrt werden, welche kürzlich an den Theaterdirektor Spielberger verpachtet wurde, welcher nun dort eine Kopie des Krollſchen Etabliſſements in Berlin errichten will. — Vor wenigen Tagen iſt die dießjährige hieſige Kunſtausſtellung eröffnet worden. Im Allgemeinen liefert ſie ein neues rühmliches Zeugniß von den Fortſchritten deutſcher Kunſt; um jedoch darüber nicht nach dem erſten Eindruck urtheilen zu müſſen, verſchiebe ich nähere Andeutungen auf meinen nächſten Bericht.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 181.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 30. Juli 1845.

Man ſagt, du ſeyſt ein Garten,
Du ſeyſt ein Paradies;
Was kannſt du mehr erwarten? —
Uhland.

## Lieder aus Tirol.

### I.

### Am Abend.

Es ſtreift rothgoldener Abendſtrahl
Die einſame Bergeshalde;
Die Vöglein ſchlafen im Neſt zumal
Und träumen vom Lenz im Walde.

Nun leg' ich mich auch, wie's Vögelein,
Unter'n Buſch, den grünbelaubten,
Viel goldene Blüth' zu den Füßen mein,
Viel goldene Blüth' zu Haupten.

Es lehnt ſich die Blume mir zu Haupt
An die Blume zu meinen Füßen;
Da lieg' ich drunter wie überlaubt,
Und höre ihr Flüſtern und Grüßen.

Nun hab' ich, wie's Vögelein, auch im Sinn,
Zu träumen ein Frühlingsmährchen.
Schon regt ſich's in meinem Herzen drinn
Wie Schlag aufſteigender Lerchen.

Mir iſt, als ſängen die Blumen mir vor
Ihre lieblichen Liebesgeſchichten,
Als wüchſe aus jeder Knoſpe empor
Ein duftiger Strauß von Gedichten.

### II.

### Am Morgen.

Im dämmernden Licht die Trümmer der Burg,
Ueberdacht von Kaſtanienbäumen:
Wie hat mich die Nacht und die laue Luft
Verlockt zu romantiſchen Träumen!

Wie hat mich die Nacht und die laue Luft
Verführet und verleitet!
Nun aber, da ſich der Morgen hebt,
Bin ich zum Wachen bereitet.

Nun bin ich bereitet, der Stimme des Tags,
Nachtönend im Herzen, zu lauſchen,
Auguren gleich zu deuten die Zeit,
Und ihrer Fittige Rauſchen.

### III.

### Bei Botzen.

O lege dich nicht, wenn's Abend wird,
Auf die Höhen im Rebenthale!
Da ſteiget leiſe der Weinduft auf,
Den Perlen gleich im Pokale.

Digitized by Google

Ich glaube, mich hat der Duft berauſcht,
Daß ich zu träumen wagte,
Als wäre ein Neubruch das ſchöne Land,
Darüber die Freiheit tagte.

### IV.

### Etſchthal.

Holdſeliges Thal, von der Etſch durchſchäumt,
Ueberlaubt vom Rebengezweige!
Es röthet ſich der Orange Ball,
Der Pfirſich ſchwillt und die Feige.

An deinen Hüften hellgrünes Gebirg,
Eine ſammtdurchwirkte Stole;
Es leuchtet der Aether über dir
Gleich einer kryſtall'nen Viole.

Es zittert die Luft vom Sonnenglaſt:
O ſonderbares Verhängniß!
Wie fliehet Alles zur Sommerfriſch'
In dieſer Zeiten Bedrängniß!

Denn dieſelbe Gluth verſengt das Gehirn
Der Menſchen, trotz Hut und Haube,
Die da kocht das gedankenſprühende Blut
Im Dichterherzen der Traube!

### V.

### Rungelſtein. *

Am Rungelſtein, auf dem alten Schloß,
Wo die Talfer rauſcht im Thale,
Hält König Artus Tafelrund
Und die Ritter ſitzen beim Mahle.

Die Becher kreiſen, es ſchäumt im Pokal,
Die Zecher wollen nicht altern;
Wie könnten ſie auch beim Terlanermoſt,
Beim feurigen Wein von Kaltern!

Sie ſprechen von Kampf und Feldturney,
Die wackern, durſt'gen Geſellen;
Derweilen bauen ſie drunten im Thal
Wegkreuze und Feldkapellen.

Im Erkergaden, im ſtillen Gemach
Sitzt Triſtan mit Iſolden;
Er flüſtert ihr leiſe ein Mährchen zu
Von Frauenminne, der holden.

Derweilen klinget im tiefen Thal
Die Veſper und die Hora. — —
Ihr droben! — 's iſt Zeit — nun entſaget der Welt —
Periculum est in mora!

### VI.

### Löwenberg.

Hier wanderte ich um Mitternacht
Die Mauern entlang, die düſtern;
Da hörte ich aus dem alten Gebäu'
Unheimliches Rauſchen und Flüſtern.

Es war die Zeit, da man vom Stock
Die glühende Traube geleſen.
Ich glaube, es ſind die Geiſter, die
Weinprobe hielten, geweſen.

Denn deutlich vernahm ich Toaſt um Toaſt,
Doch keinem Lebendigen galt es;
Die Todten nur ließen ſie leben, zuletzt
Ihr Vaterland, ihr altes!

---

## Das Edelſteinmährchen.

(Fortſetzung.)

Zum erſtenmal erſchienen der Marquiſe die Freuden des Hofes geheuchelt und leer. Der Chor der arkadiſchen Tänzerinnen in ihren Reifröcken von golddurchwirkter Seide machte ſein Manöver, und die Schwenkungen deſſelben, die geputzten und gezierten Gruppen erſchienen der zuſchauenden Favorite gezwungen und kalt. Das Feuer in den Blicken der jungen Herzoge, die ſich um die Gunſt der gebietenden Damen bewarben, verlor ſeinen prächtigen, verführeriſchen Schimmer, wenn ſie daſſelbe mit dem reinen, milden Jugendblick ihres Gaſtes verglich. Wer iſt der Mann dort, der ſich in Tänzerſtellung an die Statue des Herkules lehnt, der magere Höfling mit der ſchmächtigen Taille dicht an der grandioſen Herrlichkeit des Halbgottes? Wer kennt dieſes Geſicht voll Spottſucht und moderner Frivolität in der Nähe der antiken Kraft, der heroiſchen Ruhe, des ungebeugten Trotzes? Wie kommt dieſer Rücken, der ſich ewig und nach allen Seiten hin bückt, an den Rücken, der ſich nie bückte, ſelbſt vor einem Gotte nicht? Still! nicht ſo laut! damit er euch nicht hört und ſchnell ſein Füllhorn giftiger Epigramme über euch ausſchüttet! — Es iſt Voltaire, Voltaire, der ſich ſo gern dem Herkules vergleicht, weil er behauptet auch berufen zu ſeyn, der Welt durch Säuberung eines Augiasſtalls zu dienen. Es iſt Voltaire, der nach Paris gekommen, um der

* Die von der Zeit verſchonten Gebäude des Schloſſes Rungelſtein im Talferthale, namentlich die nördliche Façade, weiſen noch die Ueberreſte alter Wandgemälde auf, darunter Scenen aus Triſtan und Iſolde, und die Ritter der Tafelrunde.

Digitized by Google

Pompadour zu huldigen, weil er neben dem Altar der Wahrheit auch einen Altar der Lüge hat, an dem er Hoherprieſter werden möchte. Wie ſchmeichelte es der ſchönen Marquiſe, dieſen Götzen des Tages unter ihren Anbetern zu ſehen, wäre es nur nicht gerade heute! Heute iſt ihr Voltaire nicht mehr Voltaire, er erſcheint ihr klein und unwürdig. Immer ſchwebt ihr neben dieſen vom Weltdienſt durchfurchten, vom Unglauben geſtempelten Zügen das reine und begeiſterte Antlitz jenes Jünglings vor. Selbſt Ludwigs graziöſe Aufmerkſamkeit erſcheint ihr als Maske, und immer tönen ihr jene Worte in's Ohr: „Wirf dieſe Welt von dir, dieſe Welt voll Lüge und Falſchheit, und kehre zur Natur, zur Wahrheit, zur Liebe zurück!“

Die Melodien Lulli's ſind verklungen. Nacht und Einſamkeit umgibt die ſchöne Trauernde. Sie denkt ihrem Geſchicke nach, das in Unſchuld und Glück anhob, und ſie vergießt Thränen. Dieſe koſtbaren Zeugen einer erſchütterten Seele hatte bis jezt keine auch noch ſo feurige Mahnung ihres Beichtvaters ihr entlocken können. Einen Augenblick ſteht ſie an, ob ſie nicht das Bild ihrer Mutter, die Haarlocke ihres greiſen Vaters nehmen und mit dieſen Schätzen, den einzigen, an denen kein Fluch, keine Thräne haitet, Paris heimlich verlaſſen ſoll. Es iſt eine Nacht voll Reue und Zerknirſchung, voll Bußfertigkeit und edler Erhebung. Da flüſtert ihr die immer wache Klugheit zu: „Prüfe ihn, ehe du ihm blind vertrauest. Suche ihn durch Schätze, durch Ehren zu gewinnen. Unterliegt er, ſo iſt er wie die Tauſende, die ſich dir nahten, feile Creaturen im Dienſt der Welt, und du magſt ihn ohne Reue aufgeben.“

Als ſie ihren Freund bei der nächſten Zuſammenkunft dieſer Prüfung unterwarf, ſah ſie zu ihrem Schrecken, welches Entſetzen ſie über ſeine Seele brachte. „Auch du!“ rief er, und eine flammende Röthe überzog ſeine Wangen, „auch du gehörſt zu den Verläumdern und Anklägern der armen Menſchheit! Auch du ſiehſt in dem freien Ebenbilde Gottes nur den käuflichen Sklaven, den geknechteten Sünder! Welche Schmerzen bereitet dein ſchmählicher Antrag meinem Geiſte! Ich gab dir den koſtbaren Inhalt meiner Seele, und du bieteſt mir Gold — entweihtes Gold! Auch ich war dir nichts als ein beſudeltes Werkzeug deiner Macht, und ich dachte dein Retter und dein Freund zu ſeyn! Laß mich in meine Gebirge zurück fliehen! Lebe wohl — lebe wohl! Nie — nie ſiehſt du mich wieder!“

Und er floh und kehrte nicht wieder. Erſt viele Jahre ſpäter tauchte in der gelehrten Welt ein Name auf, der Aufſehen machte und deſſen ſchnell wachſender Ruhm Neider weckte. Dieſer Name war Jean Jacques Rouſſeau. Die Marquiſe aber, die ihre glänzende Straße weiter wandelte, vergaß nie des jungen Mannes, dem es einſt gelungen war, ihr kaltes und ſtarres Herz mit einer Zaubermelodie aus einer andern Welt zu erweichen. Noch immer gedachte ſie jenes Abends, wo er im heimlichen Dämmerſchein am Fenſter zu ihren Füßen lag und ihrem von der Weltluſt berauſchten Sinne vom Glück des Friedens und der Unſchuld ſprach. Die Bahn des Laſters, auf der ſie wandelte, erſchien ihr in Momenten der Reue minder furchtbar, wenn ſie ſich den Mann als geiſtigen Begleiter dachte. Heimlich, und wenn der Hof ſie nicht belauſchte, las ſie ſeine Schriften und berauſchte ſich an dem ſüßen — ach! für immer ihr entriſſenen Glück. Der von ihm geſchenkte Ring, ein Andenken jener erſten Stunde, wich nie von ihrem Finger. Sie hatte ihn nicht beſchenken können, er hatte ſie beſchenkt; ſie hatte ihn nicht erheben können, er hatte ſie erhoben.

Rouſſeau ſelbſt trat jedoch früh in Zwieſpalt mit der Welt. Er bildete eine Lehre, die Anfangs ſanft und edel auftrat, zu einem mißlaunigen, ungerechten und grauſamen Syſteme aus. So gingen denn zwei Weſen, die ein gütiges Geſchick zu edlem Zwecke zuſammenführte, ihre eigene Straße, auf immer getrennt, in Starrheit und Eigenwillen; aber ſie hielten beide den ſchönen Traum der Jugend feſt. Und der Menſch ſoll ja auch nur wiſſen, daß in der Trübe und dem Dunkel ſeines Ganges irgend einmal der Stern ihm geleuchtet habe, der im Morgen ſteht und auf eine kommende Sonne deutet.

---

Der kleine Geiſt verſchwand hier, indem die violetten Düfte, die aus ſeinem Steine emporſtiegen, wie zarte Wellen über ſeinem Kopfe zuſammenſchlugen und ihn begruben. Doch ſchon entwickelte ſich aus dem nächſten Steine ein anderer kleiner Sylphe, dießmal eine zarte Geſtalt, halb Knabe, halb Mädchen, mit einem bleichen Geſichtchen, in welchem ſchwärmeriſche dunkle Augen brannten. Die Geſtalt ſah zum Mond hinauf, ihr Buſen hob ſich, ihr Auge füllte ſich mit Thränen und ſie ſeufzte: „Schönes, ſchönes Licht! blickſt du endlich einmal wieder auf die arme kleine Mignon herab!“ — „Mignon!“ rief der Mond, „Mignon! wunderliches, ſeltſames Kind! Wo kommſt du her? Ich ſah dich auf dem Seile tanzen, ich ſah dich in den Armen des großen, ſchönen Mannes, der dich aus der Gauklerbude rettete und der mit ſeinem rechten Namen —“

„Still!“ rief der kleine Geiſt; „nenne ihn nicht, nur ich hab' das Recht, ihn zu nennen — nur ich! Mich hat er an ſich gekauft mit Seel und Leib, und wie ich auf der Erde ihm folgte, ſo folge ich ihm jezt im Himmel. Auf der Erde heiß ich „Poeſie,“ im Himmel heiß ich —“

„Wie du heißeſt, will ich nicht wiſſen!“ rief der Mond, „erzähle deine Geſchichte! Du biſt nicht da, um lediglich von dir zu ſprechen, ſonſt verfällſt du in den

Fehler deines Carrikaturbilds, jenes andern Kindes, das den großen Mann auf ſeinem Lebenswege auch immer verfolgte und deſſen widriger Zudringlichkeit und zäher Anhänglichkeit er nur durch den Tod entging. Dieſes alte Kind ſprach und ſpricht immer nur von ſich ſelbſt, während es der Menge dreiſt in's Geſicht behauptet, es ſpreche von ſeinem großen Freunde. Dieſes alte Kind lobt immer nur ſich ſelbſt, während ès keck zu beweiſen ſucht, es lobe nur den großen Meiſter. Uebrigens liegt mir gar nichts daran; mein altes Nachtwächteramt bringt es mit ſich, daß ich eben ſo gelaſſen auf die Schönheit wie auf die Häßlichkeit niederſchauen muß.“ — Der Mond ſprach dieſe Worte, indem er verdrießlich die Augen zuſammenkniff und durch eine diaboliſche Grimaſſe die kleinen Sterne in ſeiner Nähe erſchreckte.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, Juli.

Revolution im Journalweſen.

Eine große, außerordentliche Bewegung herrſcht in der hieſigen Journaliſtik, es geht in derſelben etwas Neues vor. Schon zu wiederholtenmalen hatte man verſucht, mit dem großen Format à l'anglaise aufzutreten, es wollte aber nicht gehen; die Leſer waren an die rieſenhaften Tageblätter nicht gewöhnt, ſie konnten ſich in die vielen und langen Spalten nicht finden, und es fehlte ihnen an Zeit, wie ſie behaupteten, ſo Vieles an einem Tage zu leſen. Die Unternehmer der großen Journale verloren Zeit und Kapital bei der Vergrößerung und mußten wieder zu einem kleinern Maßſtab zurückkehren. Nur dem Moniteur überließ man das Vorrecht, groß zu ſeyn, da ihn Niemand lieſt, wer nicht von Amtswegen dazu angehalten iſt, oder ſonſt viele Zeit zu verlieren hat. Man behauptete ſogar, in Frankreich werde das ungeheure Format der Londoner Tageblätter niemals Eingang finden können; es werde immer beim Alten bleiben, obſchon dieſes Alte ſich erſt von 25 Jahren herſchreibt. Denn unter der Napoleonſchen Herrſchaft, wo die Zeitungen keine andern Betrachtungen anſtellen konnten, als welche vom Kaiſer ſelbſt oder von ſeinen beſoldeten Schreibern herrührten, war das Format der Tageblätter äußerſt winzig, und es blieb ſo während der erſten Zeit der Reſtauration; erſt ſpäter erweiterten ſie ſich, je mehr ſich die Preßfreiheit erweiterte. Nun tritt aber eine Revolution in der Journaliſtik ein. Die Feuilletons ſind bekanntlich ſchon ſeit einigen Jahren den Romanſchreibern vorbehalten, und alle Modeſchriftſteller Frankreichs arbeiten unausgeſezt für dieſelben. In mehreren Blättern nehmen dieſe Feuilletons ein Drittel des Raumes ein. Nun verlangt aber die Spekulation auch ihren Antheil am Raume; ſie hat in Ankündigungen aller Art laut zum Publikum zu ſprechen; ſie zahlt für dieſe Ankündigungen reichlich und nimmt dafür den gehörigen Plaz in Anſpruch. Den Zeitungsunternehmungen liegt aber viel daran, die Spekulanten, welche gut zahlen, zufrieden zu ſtellen. Somit mußte man darauf denken, den Raum zu erweitern, ohne den Abonnementspreis zu erhöhen. Man hat ja dieſen Preis ſeit mehreren Jahren bedeutend herabgeſezt, faſt ſämmtliche Tageblätter haben ſich zu dieſer Herabſezung verſtanden, und ſo läßt ſich an eine Wiederſteigerung des Abonnementspreiſes gar nicht denken. Man hatte gehofft, die Kammern würden in die Abſchaffung oder wenigſtens in die Herabſezung des Zeitungsſtempels willigen. Aber dieſer Vorſchlag hat bei den Deputirten keinen Beifall gefunden, da der Staat ſo viel Geld bedarf. Daß aber die Erweiterung des Formats eines Pariſer Tageblattes keine Kleinigkeit iſt, hat man dieſer Tage aus dem Munde eines Deputirten, Chambolle, welcher einer der Eigenthümer des bis jezt noch nicht erweiterten Siècle iſt, vernommen. Dieſer ſchlägt die Koſten der Erweiterung zu mehr als 500.000 Francs an. Die „Preſſe,“ nachdem ſie allerlei verſucht hatte, iſt mit dem Beiſpiele der Vergrößerung vorgegangen; das Journal des Débats, welches freilich doppelt ſo theuer iſt als die Vierzigfrancsblätter, iſt dem Beiſpiele gefolgt, der Conſtitutionnel ebenfalls; jezt hilft kein Zaudern und kein Klagen, die andern Tageblätter müſſen es eben ſo machen, und vermuthlich werden, ehe das Jahr verſtreicht, alle Journale ſich ausgeſtreckt haben. Hiebei würden ſie aber ſehr zu kurz kommen und ſich zu Grunde richten, wenn ſich nicht ſogleich ein Erſaz darböte. Das Ankündigungsweſen hatte ſchon ſeit einiger Zeit zu einer neuen Art von Mäklerei geführt. Es gaben ſich manche Leute damit ab, Ankündigungen in den Tageblättern zu beſorgen. Als Kunden wurden ſie von den Zeitungsexpeditionen billiger gehalten als das Publikum, das heißt, ſie hatten einen gewiſſen Rabatt, ſie zahlten weniger für ihre Ankündigungen als die gewöhnliche Einrückungsgebühr. Dieſes Mäklerweſen beſtand ſchon ſeit einigen Jahren, ja die vornehmſten dieſer Mäkler hatten eines oder das andere Blatt gegen einen beträchtlichen Pachtzins für ihre Ankündigungen gemiethet. Die Zeitungsexpedition mußte ihnen dabei die lezte Seite des Journals abtreten; dieſe füllten ſie mit den an ſie abgegebenen und bezahlten Ankündigungen, mit welchen demnach die Zeitungsexpedition gar nichts zu ſchaffen hatte, wodurch denn dieſe einer großen Laſt enthoben wurde und dennoch auf eine beträchtliche Einnahme rechnen konnte. In neueſter Zeit hat man nun einen Schritt weiter gethan, und zwar einen ſo bedeutenden, daß er großes Aufſehen, aber auch nicht ungegründete Beſorgniß erregt, wie man weiterhin ſehen wird. Charles Duveyrier, ein ehemaliger Saint-Simoniſt, wenn ich nicht irre, der ſeit Zerſtreuung dieſer halb religiöſen, halb politiſchen Sekte an Journalen gearbeitet, auch mehrere Schauſpiele gedichtet hat, in welchen hauptſächlich die moraliſchen Zuſtände der arbeitenden Klaſſen geſchildert werden, hat den Plan zu einer großen Handelskompagnie entworfen, welche die Ankündigungen in allen großen Tageblättern pachten will. Hinſichtlich mehrerer Hauptjournale iſt dieſer Plan bereits ausgeführt. Welch bedeutende Unternehmung dieß ſey, ergibt ſich daraus, daß ſich, nach der Verſicherung eines Journals, der Pachtzins beim Journal des Débats auf 300.000 Francs, bei der „Preſſe“ auf 250.000 Fr. beläuft; der Conſtitutionnel, den die Kompagnie ebenfalls gepachtet hat, iſt ſicher nicht geringer anzuſchlagen; ſomit beläuft ſich der Pacht von bloß drei Journalen auf die jährliche Summe von 800.000 Francs. Pachtet nun die Kompagnie noch verſchiedene minder verbreitete Blätter, ſo mag der Pachtzins leicht über eine Million betragen. Natürlich kann ſie nur ſolche Blätter pachten, welche ihr Format vergrößert haben und ihr ſomit hinlänglichen Raum für Annoncen bieten. Sie hat einen Aufruf an's Publikum erlaſſen, in dem ihr Unternehmen als ein höchſt gemeinnütziges, allen Klaſſen der Geſellſchaft erſprießliches geſchildert wird.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 182.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 31. Juli 1845.

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beſte;
Entfaltet mir die ſchwerbehangnen Aeſte,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein! —
Mir wieder ſelbſt, von allen Menſchen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!

Goethe.

## Das Edelſteinmährchen.

(Fortſetzung.)

### Rubin.

Aus dem tiefen Roſenſchimmer des Rubins aufſteigend, flüſterte die kleine Geſtalt, die Mignon glich: Ich hatte an Goethe's Finger meinen Platz. Meine Geſchichte iſt ſehr kurz, ſie ſpielt nur während einer einzigen Abendſtunde, die der große Dichter träumend auf einer Bank im Park zu Tiefurt verbrachte.

Nach einem Tage voll anſtrengender Feſtlichkeiten, voll langwieriger und pomphafter Ehrendezeugungen, begonnen mit ſchüchternen Glückwünſchen und geſchloſſen mit lauttönenden Trinkſprüchen und jubelnden Liedern, nach einem Tage, der den großen Dichter die höchſte Staffel im Staatsdienſte hatte erſteigen ſehen, der ihm das Diplom als Staatsminiſter gebracht, ſaß der Gefeierte in tiefer Einſamkeit im Schatten uralter Buchen, und dachte, wie er's gerne liebte, den Geſchicken nach, die über ſein ſchon ergrauendes Haupt dahingegangen. Seine große Seele, brünſtig dem Genius der Stille ſich hingebend, umſchloß die Bilder ſeiner Vergangenheit und übergab die großen Geſtalten dem bildenden Schöpfertriebe ſeiner Phantaſie. Nicht was er äußerlich geworden, denn er achtete in dieſer Stunde geweihter Erinnerung die Erfolge irdiſchen Betriebes gering, nur das, was ſein Geiſt errungen, was ſchöpferiſch ſein Beſitz geworden, ſtellte ſich dem ſchauenden innern Blicke dar.

Wer kennt den Park von Tiefurt, dieſen geheimnißvollen düſtern Park, in welchem die Muſe des achtzehnten Jahrhunderts, als ſie die Gauen Deutſchlands durchſchritt, ein poetiſches Ruheſtündchen feierte, umrauſcht von dem Geſange der Poeten und geliebkoſt von dem Geplauder ſchöner Frauen? Es fließt mit klaren Wellen ein Flüßchen durch dieſen Park, und dieſes Fluſſes Spiegel nahm die nachdenklichen Geſtalten der großen deutſchen Dichter auf, die, ewige Geſänge dichtend, an ſeinem Ufer wandelten. An jenem Baum lehnte die ernſte, impoſante Geſtalt Schillers, der, ſein großes Auge träumend in das Dunkel des Hains richtend, aus ſeinem Geiſte Gebilde erſtehen ließ, an denen Deutſchlands Jugend erſtarkte und erglühte. An jenem Altar, von grünlichem Dunkel umſpielt, der, ich weiß nicht welchem poetiſchen Gott gewidmet iſt, ruhte der Greis Wieland, dieſer nie alternde Liebling der Muſen, dieſer Stolz und Schmuck der Fürſtenhöfe. Zu dieſem dunkeln kleinen Altar kamen die ewig friſchen jugendlichen drei Schweſtern, die Grazien Homers, und führten ländliche Tänze auf zum Klange der Lyra des Oberon und zu den Tönen

Digitized by Google

von Hüons Hifthorn. In dieſes murmelnde Waſſer ſtieg die ſchöne Rezia, und ihr nach ſtürzte ſich die ſchalkhafte Zenide, dieſe ſüße Fee voll üppiger Reize, in kokette flatternde Gazeſchleier gehüllt; hier im Schatten der Bäume hielt Muſarion ihr philoſophiſches Mahl und kleidete die Geſetze des Genuſſes in das Gewand der Klugheit. Weiter zurück, da wo die düſtere Felſenwand ſich erhebt, ſah man einen ernſten Mann wandeln, einen Prieſter, der den Lorbeer Apolls mit deſſen geweihter Binde vereinigte, Herder, der ſeine einſamen Morgenſpaziergänge vor den Blicken ſeiner Bewunderer und Schüler verbarg.

Alles dieß ſah der kleine düſtere Park von Tiefurt. Ein geheimnißvolles Plätzchen Erde; ein den Menſchen und Geiſtern heiliger Friede ſchwebe über ſeinen Schatten! Späte Nachkommen, hört meine Stimme: Wenn ihr Alles ebnet und flach macht mit euern Maſchinen und Fabriken, ſchont den Park in Tiefurt! Wenn ihr eure ſauſenden Dampfräder über alle frommen Denkmäler, Gottesäcker und Siegesfelder hinwegtreibt, ſchont den Park von Tiefurt — den kleinen dunkeln Park von Tiefurt! Nehmt die weite Erde, bedeckt ſie mit dem ſprühenden Giſcht eurer Maſchinen und der ſchnüffelnden, ewig wühlenden Gemeinheit eurer Menſchen; nur dieſes kleine dunkle Fleckchen Erde, dieſe paar alten Bäume, dieſe vermorſchten Altäre, deren Inſchriften ihr belacht, laßt unberührt ſtehen! Gebt euern kommenden Dichtern doch ein Winkelchen, wo ſie träumen, weinen und euch und eure Maſchinen — verwünſchen? — nein, nur vergeſſen können. Dazu, ich verſichere euch, eignet ſich der Park von Tiefurt vortrefflich.

Ich kehre zu dem träumenden Dichter zurück, den wir auf der einſamen Bank verlaſſen haben. Es wäre ein gewagtes Unternehmen, und dabei durchaus nicht der Wahrheit gemäß, wenn ich Goethen wie einen ſentimentalen jungen Träumer wollte ſprechen laſſen. Solches kann nur ein franzöſiſches Melodram zu Stande bringen. Wir wollen ihn gar nicht ſprechen laſſen, wir wollen nur das ſtumme Spiel, mit dem er den großartigen Gang ſeiner Träume und Phantaſien begleitet, zu deuten ſuchen.

Vorſichtig ſpäht er, ob er allein ſey; er ſieht den kleinen dunkeln Taxusgang hinab und beobachtet das ſchimmernde Gewand einer Dame, die ſich langſam entfernt, eine von den vielen Leonoren, die den Weimariſchen Taſſo in anmuthigem Kultus des Genies umgeben. Sie hat den Dichter nicht bemerkt, ſonſt würde ſie unfehlbar ihre Schritte zu ihm gelenkt haben; denn welch ein ſchöner Moment für eine opfernde Prieſterin, einmal ihren Gott allein und nur ihr angehörend zu finden! Aber ſie geht. Goethe's Auge blickt den andern Gang hinab; dort wandelt ein Herr des Hofes, ein Mann der Zerſtreuung und der Förmlichkeit; er wartet auf die Ankunft der Wagen, welche die Vorräthe der Küche bringen; ihn beſchäftigt die Vertheilung der Plätze beim Souper; von ihm hat der Dichter nichts zu fürchten.

(Schluß folgt.)

---

## Aus dem Leben Herzogs Ernſt II. zu Sachſen-Gotha und Altenburg.

In der an ausgezeichneten deutſchen Fürſten reichen zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts glänzt vorzüglich Herzog Ernſt II. zu Sachſen-Gotha und Altenburg (er war 1745 geboren und trat 1772 die Regierung an) durch ſeine weiſe Staatsverwaltung und bei eigener hoher Bildung durch ſeine Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt. Er war ein ernſter, gerechter, in ſeinen Grundſätzen ſtrenger, aber gegen ſeine Unterthanen ſehr milder und überhaupt höchſt menſchenfreundlicher, ächt deutſcher Fürſt, treu dem Reich und Kaiſer bei großer Selbſtſtändigkeit. Der Kunſt ſchien ſich ſeine Neigung zunächſt zuzuwenden. Er berief bald nach ſeinem Regierungsantritt den berühmten Eckhof, den Gründer der deutſchen Schauſpielſchule, als Direktor einer Bühne, auf der ſich ein Beil, ein Beck, ein Iffland und ähnliche bildeten. Seine Kapelle war ausgezeichnet. Ein Kreis hochgebildeter Männer und Frauen ſchmückte das geſellige Leben in Gotha, wo ſpäter (1756) auch der Stifter des Illuminatenordens, Weishaupt, vor den Verfolgungen der Jeſuiten Schutz bei dem Herzoge fand, der ein eifriger Maurer war. Nach Eckhofs Tode (1773) verleideten die ewigen Händel und Intriguen der Schauſpieler dem Herzog das Theater, und er entließ (1779) plötzlich die ganze Truppe, die dann unter der Intendanz des Freiherrn von Dalberg und Seilers Direktion das Mannheimer Nationaltheater bildete. Die Kapelle behauptete ſich länger; doch wandte ſich des Herzogs Neigung faſt ganz den Wiſſenſchaften zu, und dieſen, beſonders der Mathematik und Aſtronomie, der er in der berühmten Sternwarte bei Seeberg einen Tempel gründete und ſelbſt als Schriftſteller huldigte, widmete er ſeine ganze Muße. Seine Erholung fand er in dem Umgange einer ältern geiſtreichen Freundin, der Frau von Buchwald, die ſelbſt Friedrich der Große hochſchätzte. Sie ſtarb, wie ſein Lieblingsſohn, der älteſte ſeiner Söhne, und er zog ſich immer mehr vom Leben zurück. Doch zuweilen entriß er ſich der Einſamkeit und machte einen Ausflug nach England oder der Schweiz, in welchen

Digitized by Google

beiden Ländern er damals das freieſte Menſchenleben und den größten Volkswohlſtand erkannte. Von einer dieſer Reiſen nach London erzählte mir aus Veranlaſſung der Zeitungsnachricht von der Aufnahme des Prinzen Albert, Gemahls der Königin Victoria, in die Londoner Goldſchmiedeinnung, ein älterer Freund, der in ſeinen jungen Jahren den Herzog perſönlich gut gekannt hatte, folgendes Abenteuer.

Der Herzog wußte, daß ſein Generalſuperintendent Storch in Cranichfeld (damals Altenburgiſch) in London einen Bruder hatte, der Schneider war, und ließ den Superintendenten fragen, ob er etwas an dieſen Bruder ihm mitgeben wolle; er würde es gern beſorgen. Der Superintendent benutzte die gnädige Aufforderung und überſandte einen Brief und ein kleines Packchen. Einige Wochen nach ſeiner Ankunft in London, wo der Herzog am Hofe als ein naher Verwandter ſehr in Anſpruch genommen war, gedachte er des mitgenommenen Briefes und Packchens an den Schneidermeiſter Storch, und überſandte ihm beides mit einem gnädigen Gruße durch ſeinen Kammerdiener. Der Schneider, hoch erfreut, ließ durch den Kammerdiener beim Herzoge anfragen, ob er ihm nicht die Aufwartung machen und ſeinem Landesherrn mündlich für ſeine Gnade danken dürfe. Einem Schneider eine beſondere Audienz zu geben, dünkte dem Herzog doch ſeltſam, und ſo fiel ſeine Gutmüthigkeit auf den Ausweg, ſich bei ihm einen Anzug zu beſtellen.

Zur beſtimmten Stunde fuhr eine ſchöne Equipage vor, ein Livreebedienter öffnete den Schlag, ein ſehr eleganter Herr ſtieg aus, und es wurde dem Herzog, der ihn vom Fenſter aus hatte ausſteigen ſehen, der zum Maaßnehmen beorderte Schneider gemeldet. Verwundert ließ der Herzog ihn eintreten und ſah ſich von einem feinen Manne mit ungezwungenem Anſtand ehrfurchtsvoll begrüßt, der ſich ihm als den Bruder des Generalſuperintendenten Storch in Cranichfeld vorſtellte. Der Mann gefiel dem Herzog, er ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und erkannte bald, daß er einen geiſtig gebildeten Mann vor ſich habe. Nach längerer Unterredung kam der Herzog auf ſeine Beſtellung und wollte das Maaß nehmen laſſen. „Das iſt bereits geſchehen," erwiderte der Schneider. — „Wie ſo?" fragte der Herzog verwundert. — „Ich habe Ihrer Durchlaucht Geſtalt mir angeſehen," verſetzte der Meiſter, „und weiter bedarf es nicht; ich hafte dafür, daß Alles auf's beſte paſſen ſoll;" und er entfernte ſich mit ehrerbietiger Beſcheidenheit. Das war dem Herzog noch nicht vorgekommen; aber er erſtaunte noch mehr, als am folgenden Morgen der Schneider mit dem fertigen Anzuge vor ihm ſtand und Alles ſo paßte, als ob es auf ſeinen Leib gemacht wäre. „Wie iſt das möglich," rief der Herzog, „daß Sie mit dem Anzuge ſchon fertig ſind?" — „Wenn Durchlaucht mir die Gnade erweiſen wollen, mein Etabliſſement in hohen Augenſchein zu nehmen, ſo werden Sie ſich bald überzeugen, wie es möglich iſt. Ich treibe mein Geſchäft fabrikmäßig; jeder meiner Arbeiter hat ſeine beſtimmte Aufgabe, und ſo geht es ſchnell aus einer Hand in die andere. Vielleicht iſt es Ew. Durchlaucht nicht unangenehm, eine ſolche Einrichtung kennen zu lernen." Neugierig nahm der Herzog für den folgenden Tag die Einladung an, und war noch mehr überraſcht, als der Meiſter ihn daneben zum Mittagsmahl einlud, wobei er verſicherte, daß Se. Durchlaucht eine hochderſelben nicht unwürdige Geſellſchaft finden würde. Der Herzog ſagte freundlich zu, und der Schneider entfernte ſich erfreut, aber nicht mit dem Ausdruck, als ob ihm dieß etwas Außerordentliches ſey.

Zur beſtimmten Stunde fuhr der Herzog vor der Schneiderwerkſtatt, einem anſehnlichen Gebäude, vor und wurde vom Schneider ehrerbietig empfangen. Er führte ihn in ſeine reiche Tuchniederlage und dann in die großen mit Arbeitern gefüllten Räume, von denen jeder zu einem beſondern Theil einer Kleidung beſtimmt war. Der Herzog bewunderte die ſinnreiche Einrichtung, nach welcher ein Rock, in ſeiner Gegenwart zugeſchnitten, durch die verſchiedenen Räume wanderte und im letzten nach einigen Stunden, die er im Etabliſſement verweilte, ihm als ein fertiges Kleid vorgelegt wurde. Als es Zeit zur Tafel war, führte der Schneider ſeinen hohen Gaſt über den Hof, einen üppig mit ſeltenen blühenden Pflanzen geſchmückten Bowlinggreen, in ein zweites ſchönes Haus, das mit der Fronte auf eines der eleganteſten Squares hinausging. Hausflur und Treppe waren mit koſtbaren Teppichen bedeckt, und der Herzog trat in eine Reihe geſchmackvoll und ſchön möblirter Zimmer und fand hier eine Geſellſchaft von Perſonen vor, die er kannte, weil er ſie mit ſeinem Beſuche beehrt hatte: die angeſehenſten Staatsmänner und Gelehrten, deren Namen der Schneider durch die Bedienten des Herzogs ausgekundſchaftet hatte, und dann auch einige Mitglieder der Schneiderinnung, die aber im Aeußern und im Betragen von den übrigen Gäſten nicht zu unterſcheiden waren. Speiſeſaal und Tafel waren auf's glänzendſte geſchmückt, und Mahl, Wein und Bedienung ließen den Herzog nichts vermiſſen, ſo daß er ſich bald ganz behaglich fühlte. Den Toaſt, den der Wirth auf den humanen Herzog ausbrachte, erwiderte dieſer mit dem auf die ehrſame Schneiderinnung in London. Nach der ziemlich lange dauernden und ſehr belebten Tafel unterhielt er ſich noch einige Zeit mit dem beſcheidenen Wirthe und dankte ihm für die belehrenden und angenehmen Stunden.

Am folgenden Tage ließ ſich beim Herzoge eine Deputation der Schneiderinnung melden. Er nahm ſie

Digitized by Google

an und die bei dem Mahle des vorigen Tages anweſenden Meiſter, den geſtrigen Wirth an der Spitze, traten ein und dankten dem Herzog in der Innung und ihrem Namen für die Ehre, die er ihnen an dem Tiſche eines ihrer Mitglieder erwieſen, und erſuchten ihn, das Ehrendiplom der Innung, das ſie ihm prachtvoll in Purpurſammt gebunden und reich verziert, ein Kunſtwerk in ſeiner Art, auf einem Sammetkiſſen überreichten, gnädigſt anzunehmen. Der Herzog fand ſich dadurch geehrt und zeichnete ſeinen Namen mit der goldenen Feder, die ihm dargeboten wurde, in das Mitgliederverzeichniß ein. — Er erinnerte ſich dieſes Abenteuers, wie aus Tauſend und einer Nacht, ſtets mit großem Vergnügen und mochte gern davon erzählen. — Der edle Fürſt ſtarb, als das tauſendjährige deutſche Reich zuſammenſtürzte (1804). M.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Juli.**

(Fortſetzung.)

Revolution im Journalweſen.

Zu den Ankündigungen werden verſchiedene Sorten von Lettern verwendet; Jeder kann ſeine Anzeige groß, mittelmäßig oder klein drucken laſſen. Leztere ſind allerdings wohlfeil zu nennen; die andern aber koſten ungefähr ſo viel, als man bisher dafür bezahlte, und vom ungemeinen Vortheil, womit die Kompagnie prahlt, iſt nichts zu ſehen, wenigſtens nicht bei den mit größern Typen gedruckten Annoncen, die in's Auge fallen und die Aufmerkſamkeit des Publikums anziehen, was die Hauptſache iſt. Indeſſen ſind alle dieſe Ankündigungen im Vergleich mit den Taxen der engliſchen Blätter wohlfeil, obſchon ſie ſicher in einer größern Zahl von Exemplaren abgedruckt und von weit mehr Leſern beachtet werden. Man hat berechnet, daß bei verſtändiger Benützung des Raums und zweckmäßiger Einrichtung des Drucks täglich 5—600 Annoncen eingerückt werden können, man hat ſogar von 1500, ja von 3000 geſprochen. So lange aber nicht eine neue Vergrößerung der Journale erfolgt, kann davon keine Rede ſeyn. Um dahin zu gelangen, müßte man, wie dieß bei den Times oft der Fall iſt, zwei Seiten, alſo die Hälfte des Blattes, mit Intelligenzen füllen, und damit wären die Pariſer Blätter vollends zu bloßen Spekulationen herabgeſunken. Es iſt Schade, daß der alte Brauch, für ſämmtliche Intelligenzen ein eigenes Blatt herauszugeben, die bekannten Petites affiches, ſich nicht gehalten hat. In dieſem Blatte fand man alle möglichen Ankündigungen, Jeder konnte ſich daſelbſt Raths erholen, und die Gebühren waren nicht hoch. Freilich kam dieſes Blatt bei weitem nicht in ſo viele Hände als die politiſchen Journale, und ging nicht über die Grenzen Frankreichs hinaus. Wohin kommen aber nicht die großen Pariſer Journale? Und da man bereits Politik, Literatur, Schauſpiel und Roman in denſelben beiſammen findet, ſo iſt es natürlich, daß Handel und Gewerbsfleiß ſich ebenfalls dazu drängen, ſo daß den Pariſern ein großes Journal ſtatt aller andern Lektüre dient. Vermuthlich werden alle vergrößerten Journale mit Duveyrier und Kompagnie in Unterhandlung treten und ihm den Raum für Annoncen verpachten. Dieſe Kompagnie erwirbt aber dadurch ein gewiſſes Monopol, welches, wie oben geſagt, einige Beſorgniß erregt. Wenn ſie einmal alle Journale in ihrer Hand hat, ſteht es ganz in ihrer Willkühr, den Preis der Inſerate zu verdoppeln oder gar zu verdreifachen. Niemand könnte es ihr wehren, und mit den andern Mitteln, welche den Ankündigenden zu Gebote ſtehen, wie mit den Maueranſchlägen, der Inſertion in kleinern Journalen u. ſ. w., iſt ſehr wenig geholfen. Wohl oder übel wird Jeder, was er dem Publikum in ſeinem Privatintereſſe zu melden hat, der Kompagnie überantworten und ihre Bedingungen eingehen müſſen. Auch haben ſich bereits die vornehmſten Kaufleute, welche ſogenannte Magasins de nouveautés, das heißt ungeheure Waarenlager halten, verabredet, Kapitalien zur Errichtung eines neuen Journals zuſammenzuſchießen, in welchem ſie ihre neuen Waaren frei ankündigen können. Dieſe Kaufleute ſind gewöhnt, ihre Waaren mit großen Lettern anzupreiſen, und geben jährlich mehrere tauſend Francs dafür aus. Es würde ihnen alſo nicht höher zu ſtehen kommen, wenn ſie ein eigenes Blatt gründeten. Aber ein ſolches Blatt würde nie, oder doch nur ſehr ſpät die Verbreitung erhalten, deren ſich die Hauptorgane der politiſchen Parteien erfreuen, und zulezt würden die Kaufleute doch wieder zu dieſen ihre Zuflucht nehmen müſſen, um ſich dem Publikum zu empfehlen. Ein berühmtes Blatt hat zwanzig-, ja fünfzigmal mehr Leſer, als zehn kleinere zuſammengenommen. Leztere haben gar keinen Werth, wenn es auf Publicität ankommt. Es gibt hier eine Menge Blätter, von denen man kaum weiß, daß ſie exiſtiren. — Die Duveyrierſche Kompagnie hat mit großem Gepränge begonnen. Außer ihrem Hauptſitz auf dem Börſenplatze hat ſie 200 Bureaus in Paris angelegt, damit Jeder in ſeinem Revier ſeine Ankündigungen ohne Zeitverluſt abgeben kann; er ſoll in dieſer Hinſicht dieſelbe Bequemlichkeit wie bei Abſendung eines Briefs haben, denn auch für die Niederlage der Briefe beſtehen 200 kleine Bureaus in Paris. Aber ſicher hat man nicht ſo viele Ankündigungen als Briefe abzugeben, und die Kompagnie hätte füglich drei Viertel dieſer Bureaus ſparen können. Sie koſten ihr freilich nichts, ſie ſind meiſtens in Leſekabineten, wie die Briefbureaus bei Spezereihändlern. Andere Bureaus ſollen in der Provinz und im Auslande angelegt werden. Man ſieht, die Kompagnie treibt die Sache in's Große. Wird ſie wirklich das Monopol an ſich reißen? Dieſe Frage iſt im Augenblick nicht zu beantworten. Die „Preſſe“ verſichert, daß man den Gewinn der Kompagnie übertrieben habe; z. B. beim Pacht des Journal des Débats für 500,000 Fr. habe ſich bis jezt kein Gewinn gezeigt. Dieß iſt auch leicht möglich; wenn die Kompagnie 500,000 Fr. zahlen muß, ehe ſie einen Sous bei Seite legen kann, ſo muß ſie allerdings eine enorme Einnahme haben, um beſtehen zu können. Der Kontrakt mit den drei Tageblättern iſt auf 15 Jahre geſchloſſen; ſie hat demnach bloß an das Journal des Débats fünfthalb Millionen zu zahlen, bedarf alſo auch mehrere Millionen Ankündigungen, um einigen Gewinn zu haben. In Spekulationen der Art verrechnet man ſich leicht und verläßt ſich allzu ſehr auf momentanen Erfolg.

(Fortſetzung folgt.)

**Beilagen:**
Kunſtblatt Nr. 61 und Monatsregiſter Juli.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Neununddreissigſter Jahrgang.

1845.

August.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

# Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)


## Gedichte.

Ein Schickſal. Von Gottfried Kinkel. 183. 184.
Der Geſang der Winde. Von Fr. Bodenſtedt. 187.
An Conſtanze. Von Eichendorf. 189.
Georgia. 196.
Gebirgsſcene. Von E. Niendorf. 205.
Erſtes Walten. Von O. A. Banck. 207.

## Räthſel.

Selig. 195.

## Erzählungen.

Das Edelſteinmährchen. Von A. v. Sternberg. 183.
Der Rathsherr von Paderborn. Von A. von Sternberg. 189—191.
Fideli. 193—198.

## Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Das Charter-Haus in London. 184—186.
Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. — 199. 200. 201. 202.
Aus Friedrich de la Motte Fouqué's Briefwechſel. 186. — 196. — 199.
Drei Tage in Vicenza. Von F. L. Bührlen. 192. 193. 194. 195. — 197. 198.
Ein Sommerſonntag in London. 200—203.
Die menſchliche Kleidung. 203—208.
Ein Franzoſe über Goethe. 204. 205.
Aus den Freiheitskriegen. 206—208.

## Korreſpondenz.

Paris. 183. 184. 185. — 197. 198. 199. — 207. 208. — Dresden. 184. 185. 186. — Mainz. 186. — 201. 202. — 206. — Bremen. 187. 188. 189. 190. — Berlin. 189. 190. 191. 192. — Wien. 193. 194. 195. — Baden-Baden. 196. — Stuttgart. 201. 202. — Aus der Romagna. 203. 204. 205. 206.

# Literatur-Blatt.

### Nro. 78.

Neueſtes Werk über Belgien. Belgien in ſeinen Verhältniſſen zu Frankreich und Deutſchland in Bezug auf die Frage der Unterſcheidungszölle für den Zollverein von Guſtav Höſten.

### Nro. 79.

Hiſtoriſche Romane. 1) Die Gallerinn auf der Riegersburg. Hiſtoriſcher Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker. — 2) Kara Muſtapha vor Wien oder die verhängnißvolle Verlobung. Vom Verfaſſer der „Kinder der Wittwe." — Geſchichte. Geſchichte Freibergs und ſeines Bergbaus von Dr. Benſeler.

### Nro. 80.

Rechtspflege. 1) Die Mündlichkeit, das Anklageprinzip, die Oeffentlichkeit und das Geſchworenengericht in ihrer Durchführung durch die verſchiedenen Geſetzgebungen dargeſtellt und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder geprüft von Geh. Rath Profeſſor Dr. Mittermaier. — 2) Mittheilungen aus dem Strafrecht und dem Strafprozeß in Livland, Eſthland und Kurland durch aktenmäßige Darſtellung merkwürdiger Verbrechen und geführter Unterſuchungen ꝛc. von Hofrath v. Wolffart.

### Nr. 81.

Rechtspflege. 3) Darſtellung und Beurtheilung der deutſchen Strafrechts-Syſteme von Profeſſor Dr. Hepp in Tübingen.

### Nro. 82.

Rechtspflege. 3) Darſtellung und Beurtheilung der deutſchen Strafrechts-Syſteme ꝛc. (Schluß.) — 4) Das praktiſche europäiſche Fremdenrecht. Nebſt einem Anhang zur Kritik der fremdrechtlichen Beſtimmungen des preußiſchen Strafgeſetzentwurfs von Profeſſor Dr. Pütter. — 5) Darſtellung und Kritik der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie von Dr. Kahle. — Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Karl Haltaus.

### Nro. 83.

Neueſte Schrift aus Griechenland. Apologie eines Philhellenen wider den Fürſten Hermann L. G. von Pückler-Muskau von Friedrich Thierſch. — Alterthumskunde. Beiträge zur Erklärung der perſiſchen Keilinſchriften von Hofrath A. Holtzmann.

### Nro. 84.

Geſchichte. Chronologiſches Regiſter der fränkiſchen Revolution, von Eröffnung der erſten Verſammlung der Notabeln bis zur Einführung der Conſular-Regierung 1787—1799. Von Poſſelt. Bedeutend vermehrt und fortgeſezt von K. Jochmus. — Sagen. Dom-Sagen. Von Johann Nep. Vogl.

### Nro. 85.

Geſchichte. Kaiſer Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Anſichten über den Sturz der Hohenſtaufen. Mit Benutzung handſchriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Paris, Wien und München verfaßt von Dr. Conſtantin Höfler. — Lyriſche Dichtkunſt. Sagen und Geſchichten der Stadt Baden im Großherzogthum in poetiſchem Gewande.

### Nro. 86.

Indiſche Dichtkunſt. Indiſche Sagen. Von Adolf Holtzmann. — Roman. Bürger. Ein deutſches Dichterleben. Roman von Otto Müller.

### Nro. 87.

Rechtspflege. Beiträge zur deutſchen Geſchichte, insbeſondere zur Geſchichte des deutſchen Strafrechts. Von Dr. C. G. v. Wächter. — Indiſche Dichtkunſt. Indiſche Sagen. (Schluß.)

### Nro. 88.

Länder- und Völkerkunde. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Friedrich v. Raumer.

# Kunſt-Blatt.

### Nro. 62.

Moderne Literatur und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Verſteigerung. — Ausſtellungen. — Akademien und Vereine.


Digitized by Google

Nro. 63.

Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Der Kaiſerdom zu Speyer. — Akademien und Vereine. — Denkmäler.

Nro. 64.

Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Der Kaiſerdom zu Speyer. (Fortſetzung.) — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 65.

Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Der Kaiſerdom zu Speyer. (Fortſetzung.) — Malerei. — Plaſtik. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 66.

Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Der Kaiſerdom zu Speyer. (Schluß.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 67.

Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Stahlſtich. Maleriſche Wanderung durch das Pegnitzthal von der Quelle bis zur Mündung, mit 24 Stahlſtichen. Nach der Natur gezeichnet und geſtochen von Alexander Marx, mit erläuterndem Text von Dr. Friedr. Mayer. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 68.

Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Nekrolog. III. Brandt. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 69.

Lexikographiſche Kunſtliteratur. 1. Neues allgemeines Künſtlerlexikon, oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeiſter ꝛc., bearbeitet von Dr. G. K. Nagler. — Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. (Fortſetzung.) — Bilderwerke. — Literatur. — Nekrolog.

---

# Reiſen und Länderbeſchreibungen,

31ſte Lieferung.

[235] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Reiſen

## auf den griechiſchen Inſeln des ägäiſchen Meeres.

Von

**Dr. Ludwig Roß.**

Dritter Band.

Enthaltend Melos, Kimolos, Thera, Kaſos, Karpathos, Rhodos, Chalke, Syme, Kos, Kalymnos, Jos.

**Mit Lithographien, zwei Karten und mehreren Holzſchnitten.**

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Dieſer neue Band umfaßt hauptſächlich türkiſch-griechiſche Inſeln, welche zum Theil, wie Kaſos und Karpathos, noch von keinem europäiſchen Reiſenden unterſucht, zum Theil, wie die wichtige Rhodos, noch nicht genügend durchforſcht worden waren.

---

Alte hoch- und niederdeutſche

## Volkslieder

### mit Abhandlung und Anmerkungen

herausgegeben von

**Ludwig Uhland.**

Erſter Band:

### Liederſammlung in fünf Büchern.

Zweite Abtheilung.

gr. 8. brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Mit Dank und Freude hat Deutſchland aus der Hand eines ſeiner geliebteſten Dichter und gründlichſten Forſcher den erſten Band dieſer ſeit vielen Jahren vorbereiteten Sammlung deutſcher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Volkslebens“ empfangen. Mit vorliegender zweiten Abtheilung ſchließt der für ſich beſtehende Text ab, an deſſen Schluſſe die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetiſches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt iſt. Nach der Vorrede beabſichtigt der Verfaſſer noch zwei kleinere Bände folgen zu laſſen, welche eine Abhandlung über die deutſchen Volkslieder, und kritiſch-hiſtoriſche Anmerkungen enthalten werden. Wir ſelbſt waren bemüht für die würdigſte Ausſtattung eines Werkes zu ſorgen, das eine Zierde der deutſchen National-Literatur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

[204]

# Gratis-Lieferungen
von
# Mozin's groſsem Wörterbuch.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen verſandt, die erſte Hälfte der neunten Lieferung von

## Mozin's
## vollſtändigem Wörterbuch
## der deutſchen und franzöſiſchen Sprache,
nach den neueſten und beſten Werken
## über Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften.
Mit Beiträgen von
**Guizot, Biber, Hölder, Courtin** und **mehreren andern Mitarbeitern.**
Auf's Neue durchgeſehen und vermehrt
von
**Dr. A. Peſchier,**
ordentl. Profeſſor an der Univerſität Tübingen.

**4 Bände. In 8 bis 10 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen.**
**Subſcr.-Preis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.**

**Osphreſiologie bis Scharfrichterei.**

Bei der erſten Ankündigung dieſes Werkes hatten wir deſſen Vollendung in 8 Lieferungen zugeſagt und einen Subſcriptionspreis von 14 fl. oder 8 Rthlr. 8 gGr. für das Ganze feſtgeſetzt. Der Stoff wuchs jedoch unter den Händen des Herrn Profeſſor Peſchier ſo bedeutend, daß es uns nicht möglich war, unſere erſte Zuſage in Betreff der Lieferungen einzuhalten. Dagegen überſchreiten wir den urſprünglichen Preis nicht und liefern den Herren Subſcribenten, von dieſer erſten Abtheilung der neunten Lieferung anfangend, alles Weitere gratis. Mozin's Wörterbuch iſt durch die ſorgfältige umfaſſende neue Bearbeitung um mehr als ein Drittheil ſtärker als in den früheren Auflagen geworden, und wird ſeinen lange bewährten Ruf ſicher behaupten.

Alle Abonnenten, welche vor gänzlicher Vollendung deſſelben noch hinzutreten, **genießen oben angeführten Subſcriptionspreis und erhalten die Lieferungen 9 und 10 gratis.**

---

# Hormayr's ſämmtliche Werke.

[207] Die Unterzeichnete erlaubt ſich auf die in ihrem Verlage früher erſchienenen

## ſämmtlichen Werke
des
## Freiherrn Joſeph von Hormayr
3 Theile gr. 8. (1820—22.) Preis 10 fl. 9 kr. oder 6 Rthlr. 4 gGr.

Inhalt:

I. Theil: Tirol im Mittelalter in den betreffenden Herzogthümern, Gauen und Grafſchaften; deren Lage, Grenzmarken und Beſitzer. Vom Umſturze des abendländiſchen Römerreichs bis zum Ausgange des Kaiſergeſchlechtes der ſaliſchen Franken.

II. III. Theil: Die großen Geſchlechter im tiroliſchen Hochgebirg.

mit dem Bemerken aufmerkſam zu machen, daß ſolche durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 183.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 1. Auguſt 1845.

Happiness courts thee in her best array;
But, like a misbehav'd and sullen wench,
Thou pout'st upon thy fortune and thy love:
Take heed, take heed, for such die miserable.
Shakespeare.

## Ein Schickſal.

Von Gottfried Kinkel.

Vorſichtig, Burſch! du kennſt die Bucht noch nicht
Und biſt noch neu im Dorf. Hier unten bricht
Der Wind ſich ſtärker an dem Waldeseck;
Hier, ſag' ich dir, ſey niemals mir zu keck!
Juſt bei der Einfahrt in den ſichern Hafen
Liebt es der Nix den Uebermuth zu ſtrafen.

So, wir ſind drin mit Glück! Das Segel auf!
Hier führt der Wind uns ſacht im Schlängellauf
Bis zu dem Dorf, die Fahrt iſt nicht mehr ſchwer,
Da kommt der Mond auch durch die Weiden her.
Zieh's Ruder ein — ſo recht! Nun kannſt du raſten,
'S war heiß heut! von des Tages Schweiß und Laſten.

Sieh, wie's hier ſtill wird. Auf dem Waſſer braut
Der Nebel weiß. Man hört doch keinen Laut,
Als aus dem Grund der Unken Glockenklang;
Auch plätſcherts leiſe von der Fiſche Gang,
Und manchmal geht ein Rauſchen durch die Weiden,
Die uns dort hinten von dem Moore ſcheiden.

Ja, Burſch, ſo friedlich ſieht's nicht immer aus!
Im Märzmond, ei da macht ſich's anders kraus!
Wenn von dem ganzen Hochgebirg die Wucht
Geſchmolznen Schnees ausfüllt die tiefe Bucht;
Das wälzt ſich über alle Bäum' und Dämme
Strudelnd zum Strom hinab in trüber Schwemme.

Dann zeigt der Muth ſich! Durch die Strudel muß
Das leichte Dreibord in den Wogenſchuß;
Der treibt dann, was er wo am Ufer fand,
In wildem Sturz hinab in's Niederland;
Wir aber rudern wohlgemuth dazwiſchen
Und holen, was ſich eben lohnt zu fiſchen.

Da war mein Vetter — Junge, der verſtand's!
Ich ſag's, er war der Stolz des ganzen Lands.
Verwaist, nahm ich an Kindesſtatt ihn an —
Ach Gott, mir iſt, als ſäß' er noch im Kahn!
Da wo du liegſt, da ſaß er, und ich lehrte,
Wie dich jetzt, ihn das Fiſchen und die Fährte.

Gott hab' ihn ſelig! In den wildſten Braus
Der Fluthen fuhr am liebſten er hinaus,
Und Keiner hatte ſo viel Kraft und Glück:
Die ſchwerſten Balken bracht' er mit zurück,
Auch Hausrath allerlei und Siebenſachen
Trieb ihm die Märzfluth an den kecken Nachen.

Digitized by Google

So ging manch Jahr in's Land. Er fiſchte ſich
Ein ganzes Haus zuſammen; meiſterlich
Hieb er die Balken mit dem Zimmerbeil,
Mit jedem Jahre kam er mehr in Eil';
Er wandte drauf die freien Abendſtunden
Und ruhte nicht, bis Alles war verbunden.

Da kam's heraus, was ſo zum Fleiß ihn trieb:
Des Nachbars Lieschen hatt' er lange lieb,
Und wie nun Alles fix und fertig ſtand,
Trat er vor mich, das Mädchen an der Hand,
Und ſprach: „Seyd mir nicht bös! in alten Tagen
Will ich euch gern die Arbeit helfen tragen.

„Nur gebt das Mädchen mir! Zieht bei uns ein,
Ihr ſollt uns wie ein rechter Vater ſeyn.
Ich hab' mir's gleich beim Bauen ausgedacht
Und eine Kammer bloß für Euch gemacht.
Ich fahr' für Euch, ſie dreht für Euch das Rädchen —
Gut ſollt' Ihr's haben — gebt mir nur das Mädchen!"

Was konnt' ich ſagen? O das Lieschen war
Ein herzig Kind, mit Augen blau und klar,
Und rührig auch im Haus bei allem Thun,
Die ſah man nie am Brunnen ſchwatzend ruhn,
Und obendrein vom Kopf zu Füßen nieder
Ein Ding ſo blank und nett, man trifft's nicht wieder.

Im Winter war's. Der gute Pfarrer ſprach:
„Heirathet jezt, denn Faſten kommt darnach;
Bis Oſtern warten wär' euch ſicher leid,
Jezt iſt noch grad zum Aufgebote Zeit."
Wir Alten hatten auch nichts drauf zu ſagen,
Und Hochzeit ward beſtimmt in vierzehn Tagen.

Brautlein und Brautgemach war fertig ganz,
Es fehlte nur die Myrthe zu dem Kranz,
Die forderte des Dorfes alter Brauch.
In unſerm Schnee gedieh kein grüner Strauch,
Gefroren war der Fluß; auf blanken Sohlen
Wollt' er zur Stadt, beim Gärtner ihn zu holen.

Da brach in ſelber Nacht aus Weſt ein Wind,
Der leckte fort den Schnee und ſchob geſchwind
Die Decke von dem Fluß; der Oberrhein
Brach unverhofft und vor der Zeit herein,
Und furchtbar kam mit wildem Donnerrollen
Die jähe Fluth dem Eisgang nachgeſchwollen.

Zwei Tage trug er's mit geduld'gem Sinn,
Am dritten Abend ging er zu ihr hin.
Die Mädchen hatten ihr, wie Vorwitz pflegt,
Das weiße Brautkleid probend angelegt;
Sie ſtand wie eines Königes Vermählte
In Schönheit da — doch ach, der Brautkranz fehlte.

Er ſchloß ſie herzlich in den ſtarken Arm
Und ſprach: „Nun, Liebchen, mach dir keinen Harm;
Wir haben Faſtnacht morgen, und es drängt
Die Zeit, die ſonſt den Wunſch uns ſehr verlängt;
Drum, will's nicht werden, müſſen wir es zwingen —
Heut Abend will ich dir den Brautkranz bringen!"

Sie ſah hinab auf's Waſſer, und ſie ſprach:
„Sey nicht ſo toll, uns bleibt ja Zeit hernach.
Oſtern kommt bald, was treibſt du denn ſo ſehr?
Meinſt wohl, zu Oſtern liebt' ich dich nicht mehr?
Voll ſieben Jahre ſind wir ſtill verſprochen —
Dich ängſten nun die kurzen ſieben Wochen?"

Da ſprach er: „Ja; ſo manches Jahr bis heut
Hab' ich mich nun auf dieſen Tag gefreut,
Wie ſich ein Kindlein freut auf Weihnacht ſchier.
Ich liebe dich und keine mehr nach dir.
Sind wir getraut, ſo weiß ich doch das Eine,
Daß über'm Grab du ewig biſt die Meine."

Sie ſah mit Zittern, daß ſo feſt er war,
Und leiſe ſprach ſie: „Muß denn dieſes Haar
Die Myrthe ſchmücken? Willſt du's, geh' ich ſo
Mit dir zur Trauung gern und herzensfroh,
Und wollteſt du ein mir verſprochen Leben
Den Wellen um ein welkend Kränzchen geben?"

Da ward er zornig, und er ſprach im Grimm:
„Fürwahr, hier ſprachſt ein Wort du, das war ſchlimm.
Ich nähm' ein Weib vor Prieſter und Altar,
Das herkäm' ſeiner Jungfrauehre bar?
Sollſt du zur Kirche gehn gleich einer Dirne,
Die ſchmachvoll ſenket die entweihte Stirne?

„Und ſpräch' ein Burſch mir: Ei wie kam das ſo,
Daß Lieschen nicht des Kranzes wurde froh?
Und ſpräch' es Einer nur in plumpem Spaß,
Bei meiner Seele, nicht vertrüg' ich das —
Er oder ich! Nicht möcht' ich deine Liebe,
Wenn ſolch ein Flecken auf dir haften bliebe!"

Sie kniete hin vor ihm — er riß ſich fort;
Sie weinte laut — er ſprach das ſtolze Wort:
„Eh ich dich kannte, war die Fluth mir traut,
Sie liebte mich wie eine wilde Braut;
Wär' ich jezt bang vor ihr, das wäre leidig;
Meinſt wohl, auf deine Schönheit iſt ſie neidig?"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

## Das Edelſteinmährchen.

(Schluß.)

Dieſer zerſtreute und beſchäftigte Mann befindet ſich im Park von Tiefurt, weil ihm für dieſen Augenblick nirgend anderswo zu ſeyn befohlen worden. Er würde in den Katakomben von Rom, unter den Cedern des Libanon, in der Kirche des heiligen Grabes eben ſo gleichgültig und mit eben derſelben Zufriedenheit und Ruhe umherwandeln; er würde auch dort auf die Küchenwagen warten. Er würde, wenn er den einſamen Mann auf der Bank bemerkte, ſich zwar reſpektvoll nähern, aber nicht um den Dichter des Fauſt zu begrüßen, ſondern um dem neuen Miniſter die graziöſe Geſchmeidigkeit ſeines Rückens zu zeigen. Doch auch er bemerkt ihn nicht, und ſo zieht denn Goethe vorſichtig und ſchüchtern ein kleines Etui aus der Taſche, öffnet es und nimmt mit zitternder Hand einen Ring hervor, einen einfachen Goldreifen mit einem in Herzform gefaßten Rubin.

Was iſt das? Welch wunderſame Veränderung geht mit dem Manne der Kälte und der höfiſchen Formen vor? Iſt die nachläßig gebeugte Geſtalt dieſelbe, die ſo eben noch in der Mitte eines Schwarms von Verehrern und Schmeichlern gerade aufrecht in fürſtlicher Haltung ſtand? Hier iſt's der unbewachte, unbeachtete Mann, der ſeine Jugend nochmals durchträumt, der die Bitterkeit und das Weh vergangener Jahre über ſein gebeugtes Herz unbehindert hinſchauern läßt; dort war es der Mann, der ſelbſtbewußt und vorſichtig einer Welt entgegentritt, deren Lob ihm verdächtig, deren Treue ihm ohne Werth, deren Ruhm er entbehrlich findet. Hier auf der einſamen Bank ſitzt der Menſch und Dichter, der arme, vom Gott gebeugte und geliebkoste Sterbliche, der in Demuth der großen Weltſeele ſich Unterwerfende; dort ſtand der moderne Prometheus, mit der vollen Kühnheit, dem Trotz und dem Uebermuth ſeines Vorbilds, der Freund eines Fürſten und der Stolz ſeines Jahrhunderts. Hier iſt der Mann ohne Stern, aber mit einem Herzen, dort der Mann ohne Herz, aber mit dem Stern. Ihr, die ihr den großen Dichter ſchmäht, ihn kalt, herrſchſüchtig und egoiſtiſch nennt, geht in den Park zu Tiefurt; laßt euch die Bank zeigen, auf der Goethe oft einſam ganze Stunden verträumte, und wenn ihr irgend an göttliche Naturen glaubt, und an ihre Geheimniſſe und ſtillen Verklärungen, an ihre Demuth und Entſagung bei allem nach Außen hin gezeigten weltlichen Stolz und Uebermuth, dann glaubt auch an die Herzensgröße des Mannes, vor deſſen Dichtergröße ihr euch willig beugt.

Doch von wem kommt der Ring mit dem Rubinherzen? Iſt er das Geſchenk einer Fürſtin, das Andenken einer poetiſchen Gräfin oder irgend einer Baroneſſe, die einen Band Gedichte oder eine Sammlung religiöſer Betrachtungen veröffentlicht hat? iſt er ein Vermächtniß jener berühmten Frau, jener patriotiſchen Tochter Neckers, der Dichterin der Corinna, die nach Weimar kam, um ſich zu Goethe's Füßen zu werfen? oder ſtammt er von der Freundin Wielands, der genialen Sophie von la Roche, die ſo unbedeutende Romane und ſo wunderſchöne Briefe ſchrieb? Nein, ihr rathet es nicht! Ihr, die ihr euch den großen Dichter immer mit den Gedanken an Ruhm und Glanz beſchäftigt denkt, euch wird der Name jenes armen einfachen Mädchens nicht in den Sinn kommen, ihr werdet nimmermehr glauben, daß an dem Tage, wo der Dichter die höchſte Staffel äußerer Ehre erſtieg, ihm nichts ſo theuer und werth erſchien als ein Zeichen der Liebe, das ihm einſt ein armes, unbedeutendes Kind gab, als er ſelbſt noch ohne Namen und Ruhm war, daß es der Ring Friederikens von Seſenheim war, den der Dichter jezt voll Trauer und Liebe betrachtete. Jene friſche, ſchöne Jugendzeit in Straßburg trat neu vor ſeine Seele; er ſah ſich wieder auf dem Pferde, durch Nacht und Dunkel hinfliegend, um die Lichter des Häuschens zu erreichen, die unter dem Laubdach der idylliſchen Linden hervorſchimmerten und wie Sterne der Liebe durch die Nacht leuchteten. O welche Zeit!

„O gib
Des Haſſes Kraft, die Kraft der Liebe —
Gib meine Jugend mir zurück! —"

Und er ſah ſich wieder auf den Treppenſtufen des Hauſes, Abſchied nehmend — und heimlich ward ihm von der Geliebten der einfache Ring mit dem ſanftglühenden Herzen an den Finger geſteckt. — — —

---

„Meine Miſſion iſt zu Ende," flüſterte die kleine Geſtalt Mignons. „Ich darf und will nicht weiter plaudern. Es iſt genug, daß ich dir, du treuer, alter, und wie ich jezt in der Nähe ſehe, ziemlich häßlicher Mond, die Geſchichte meines Steins erzählt habe."

„Kleine, giftige Kreatur!" murmelte der Mond dem verſchwindenden Geiſte nach; „mußt du noch mit einem impertinenten Gruße ſcheiden! Man hat wahrlich ſeine Noth mit den Geiſtern. Indeſſen hab' ich drei ganz leidliche Geſchichten gehört, und dieß iſt für heute Abend genug. Morgen will ich über ein Blumenfeld aufgehen, wo eine alte Ranunkel eine Penſion für junge Lilien angelegt hat; ich will mir von dieſen kleinen Kreaturen vorplaudern laſſen. Die Blumen ſind zwar nicht ſo geiſtreich, aber auch nicht ſo vorlaut wie die Steine, und namentlich wie dieſe hochmüthigen Edelſteine." — Mit dieſen Worten verſchwand der Mond hinter einer großen, aſchgrauen, faltigen Wolke.

---

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Juni.**

(Fortſetzung.)

**Der Fürſt von Berghes. — Die Profeſſoren des Collège de France. — Der Thurm zu Babel.**

Ein Spiel, gegen welches bisher kein Geſetz beſteht, ſind die Wetten bei den Pferderennen, die man den Engländern nachmacht. Dieß iſt ſicher ein Hazardſpiel; allein das Geſetz ſchweigt dazu, und da England dieſelben nicht allein duldet, ſondern faſt begünſtigt, ſo werden ſie auch in Frankreich geduldet. Dieſe Wetten haben nun zu einem Vorfall Anlaß gegeben, der ſehr großes Aufſehen gemacht hat und bald zu einem Criminalprozeſſe führen wird, in welchem der Angeſchuldigte nichts Geringeres iſt als ein Fürſt aus dem nördlichen Frankreich oder dem franzöſiſchen Flandern. Er iſt beſchuldigt, die bei den Wetten gebrauchten elfenbeinernen Zahlpfennige des Jokeyklubs, welche mehrere Louisd'or repräſentiren, nachgemacht und mit der falſchen Unterſchrift des Kaſſiers jenes Klubs verſehen zu haben. Wie ein Fürſt und ein reicher Gutsbeſitzer dahin gekommen iſt, Zahlpfennige zu verfälſchen und dieſelben ſtatt der wahren in Umlauf zu ſetzen, iſt dem Publikum unbegreiflich. Zu ſeiner Entſchuldigung führen manche Zeitungen an, er ſey von Geiſtlichen ſchlecht erzogen worden, habe ſich in augenblicklicher Geldnoth befunden und in ſeiner Unbeholfenheit zu dem ſonderbaren Auskunftsmittel gegriffen. Den ganzen Zuſammenhang der Sache wird man wohl erſt aus den Verhandlungen vor Gericht erfahren, wenn ſeine Familie und die ſeiner Frau es nicht dahin bringen, die Sache niederzuſchlagen, was freilich hier ſchwer halten möchte. Die von Hrn. v. Berghes begangene Fälſchung ſcheint allerdings bloß einen oder zwei Wettende in Schaden gebracht zu haben, die man ſicher gern entſchädigte, wenn auf dieſe Art der Beklagte der Schmach eines Criminalprozeſſes entzogen werden könnte. — Das Publikum war von ſeinem Erſtaunen über die unbegreifliche That eines Fürſten noch nicht zurückgekommen, als ein Skandal zu Tage kam, in welchem einer der erſten jezt lebenden Dichter, welcher kürzlich zur Pairswürde erhoben worden iſt und in einer öffentlichen Sitzung der Academie française eine Rede mit höchſt erbaulichen religiöſen Betrachtungen ſchloß, die Hauptperſon war. Ein Polizeikommiſſär hatte den Auftritt zu Protokoll gebracht und ein Criminalprozeß ſollte wider den berühmten Dichter eingeleitet werden, als der beleidigte Ehemann, ein ſehr bekannter Maler, man weiß nicht recht unter welchen Bedingungen, die Klage gegen den Dichter zurücknahm und bloß auf der Scheidung von ſeiner Frau beſtand. Alle dieſe argen Geſchichten haben natürlich viel Gerede gemacht und beſonders den kleinen Tagblättern viel zu thun gegeben. Wenn Paris ruhig iſt wie jezt, ſo erregt ſo etwas natürlich weit mehr Aufſehen, als wenn große politiſche Begebenheiten die Aufmerkſamkeit des Publikums in Anſpruch nehmen und die Gemüther aufgeregt ſind. Aber Paris gleicht jezt einem ſtillen Meere, wo der Wind höchſtens die Oberfläche ein wenig kräuſelt.

Die Angelegenheit der Profeſſoren am Collège de France, welche ſich durch ihre Vorträge wider die Jeſuiten den Haß der Jeſuitenfreunde zugezogen, hat Journale und Salons eine Zeitlang beſchäftigt. Ich habe ſchon mehrmals davon geſprochen, daß dieſe Profeſſoren ſich überhaupt die Freiheit nehmen, ihre Vorträge ganz nach ihrem Belieben einzurichten. Bisher hatte man nicht ſehr darauf geachtet; aber jene Vorträge wider die Jeſuiten mußten natürlich Aufſehen machen. Die ultramontane Partei ſchrie gegen ſie und verlangte ſogar die Unterdrückung der Vorträge. Die Sache iſt bekanntlich in den Kammern zur Sprache gekommen, und man hat es hier den beiden Profeſſoren Quinet und Michelet zum Vorwurf gemacht, daß ſie etwas ganz anderes vorgetragen haben, als wozu ihr Amt ſie verpflichtet; andererſeits iſt auch hier wie in den Journalen die unbeſchränkte Lehrfreiheit in Anſpruch genommen worden. Der Miniſter glaubte in dieſer Angelegenheit ſich an die Geſammtheit der Profeſſoren des Collège de France wenden zu müſſen. Dieſe verſammelten ſich, konnten aber zu keinem Entſchluſſe kommen, und ſo wird die Sache auf ſich beruhen. Von Mickiewitz, welcher auch etwas anderes als ſlawiſche Literatur, für welche er bei jenem Collège angeſtellt iſt, vorzutragen angefangen hatte, iſt bei dieſem Streite keine Rede geweſen, weil die jeſuitiſche Partei nur den beiden Antijeſuiten zu Leibe wollte. Es iſt ihm aber, wie ich glaube, zu verſtehen gegeben worden, daß man bloß ſeinetwegen den Lehrſtuhl der ſlawiſchen Literatur errichtet habe, und zwar allen Ernſtes, damit er dieſe Literatur, nicht aber ein religiöſes Syſtem vortrage, welches mit der ſlawiſchen Literatur nichts zu ſchaffen hat. Auffallend war es, daß in der lezten Zeit dieſes Streites einige ultramontane Blätter, welche am heftigſten wider Michelet und Quinet geſchrieen hatten, es billigten, daß die Profeſſoren in dieſer Sache keinen Ausſpruch thun wollten: ſie konnten dabei nur die Abſicht haben, auch den Profeſſoren ihrer Partei uneingeſchränkte Lehrfreiheit zu ſichern, woraus denn bald eine furchtbare Polemik aller Parteien gegen einander auf den Lehrſtühlen der öffentlichen Unterrichtsanſtalten entſtehen müßte. Auch in einem Staate, wo die Sprech- und Schreibfreiheit ſo groß iſt wie in Frankreich, iſt es nicht zu viel gefordert, wenn man verlangt, daß jeder Profeſſor das vortrage, wozu er angeſtellt iſt. Die Art des Vortrags, wie die Anordnung des Materials bleibt ihm natürlich überlaſſen. — Mit einer politiſchen Komödie im Théâtre français, welche dem Publikum mißfiel, weil man die verſteckte Tendenz darin erblickte, alle politiſche Begeiſterung verdächtig zu machen, iſt man bald fertig geworden, man hat das Stück dreimal ausgepfiffen; am vierten Abend wagte das Théâtre français es nicht mehr, damit aufzutreten. Das Schlimmſte war, daß es allgemein hieß, das Stück rühre von einem Manne her, der mit dem Hofe in ſehr gutem Einvernehmen ſteht: man nannte Vatout, Deputirten und Verfaſſer der Beſchreibungen der Bildergalerien der königlichen Schlöſſer, welche er unter des Königs eigener Leitung herausgegeben hat. Es iſt aber ſpäter widerſprochen worden, daß der „Thurm von Babel“ ein Machwerk Vatouts ſey. Das Stück ſollte zeigen, wie Eigennutz, Habſucht und Ehrgeiz alle Parteimänner leiten, und wie leicht man ſie kirre machen könne, wenn man nur der herrſchenden Neigung eines Jeden ſchmeichle. Man hatte das Stück mit einer gewiſſen Heimlichkeit dem Théâtre français angeboten; Niemand konnte oder wollte ſagen, woher es komme und wie der Verfaſſer heiße. Man erfuhr nur, daß der Hof ſich für die Aufführung des Stücks lebhaft intereſſire. Der erſten Vorſtellung ſollen wirklich einige der königlichen Prinzen beigewohnt haben; deſſen ungeachtet hat ein großer Theil des Publikums nach Herzensluſt gepfiffen.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 184.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 2. Auguſt 1845.

— Alles iſt
Hier ſtill wie ein Geheimniß, wie der Eintritt
Ins andre Leben.

Schiller.

## Das Charter-Haus in London.

Bei meiner lezten Anweſenheit in London erfüllte ich den lang gehegten Wunſch, das Charter-Houſe zu ſehen. Wie das ſo zu geſchehen pflegt, hatte ich dieß bei einem frühern mehrjährigen Aufenthalt verſäumt. Charter-Haus lag damals zwei Stunden von meiner Wohnung, und zwei Stunden Wegs ſind in London keine Entfernung; war ich in der City, ſo verkürzte ſie ſich um die Hälfte; ich konnte täglich hingehen und deßhalb verſchob ich es von einem Tage zum andern. Jezt ſtand Charter-Haus auf der Liſte, und ich freue mich, es geſehen zu haben, denn ſo reich London an frommen Stiftungen iſt, ſo kenne ich wenigſtens keine, die im Punkte graziöſer Munificenz ihm die Wage hält. Außerdem iſt Charter-Haus durchaus engliſch, von oben bis unten, im Innern und Aeußern. Ein engliſcher Bürger hat es gegründet; es iſt engliſch in Bezug auf ſeine alte Reſpektabilität, engliſch in ſeiner freigebigen Verwaltung, in den häuslichen Comforts ſeiner achtzig alten Herren, in der Erziehung von vierzig armen Knaben, in ſeinen Freiſtellen für neun-und-zwanzig Studenten in Cambridge und Oxford, in ſeiner ſchmucken Kapelle, in der Sauberkeit ſeiner Küche und dem hohen praſſelnden Feuer. Nirgends eine Spur von ſchäbiger Sparſamkeit, von Wollen, aber Nichtkönnen, von Mangel an Rückſicht für die Gefühle und Denkweiſe der Bewohner. Charter-Haus iſt eine Stiftung. Armenſtiftung wäre ein ſchiefer Ausdruck.

Der Weg nach Charter-Haus führt von der City über den Smithfield-Markt die große Nordſtraße entlang und rechts ab durch eine kleine Gaſſe. Man kann nicht irren: ſie heißt Charter-house-lane. Durch ein antikes Portal tritt man in einen viereckigen Hof, und hinter dieſem in einen zweiten. Ringsum Gebäude im bekannten Eliſabethiſchen Styl; zwiſcheninne grüne, kurz geſchorene, ſammetne Raſenplätze, mit Reſeda und Blumen eingefaßt; die Gänge feſt gerollter Kies oder breite ebene Trottoirs; das Ganze ein Bild der Gemächlichkeit und Ruhe, ein vor Sturm geſchüzter Port, in welchen man ſich gern verſchlagen ſehen muß am Ende eines Lebens, das Unglücksfälle, Kummer und Sorgen gekannt hat. Aus der Ferne ſchallt gedämpft der Tumult der City herüber. Auf Bänken und Lehnſtühlen ſitzen alte Cityherren, die traulich plaudern, während eine friſche, ſüße Luft durch die geöffneten Fenſter in ihre Stuben zieht; ein wohlthuender Kontraſt mit dem Jagen und Ringen in der City.

Außerhalb der Mauern Londons, einen Flächenraum von fünfzehn Ackern bedeckend, ſtand Charter-Haus einſt inmitten ſeiner Felder und Wieſen und war ein Karthäuſer-

Digitized by Google

kloſter, domus Salutationis Matris Dei ordinis Cartusiensis; daher noch jezt ſein Name, eine Variante des Wortes Chartreuse. Der urſprüngliche Stifter war Sir Walter de Manny, ein Anhänger Eduards III. Bei ſeinem Tode 1371 wurde er in Gegenwart des Königs und der geſammten königlichen „Heldenfamilie" in der Kloſterkapelle feierlich beſtattet und ſein Denkſtein nennt ihn einen tapfern Kriegsmann und wackern Herrn. Gleich allen damaligen Klöſtern, erhielt ſich auch dieſes im Beſiße ſeiner Güter und Privilegien bis zu der verhängnißvollen Regierung Heinrichs VIII., wo es das allgemeine Schickſal der Klöſter theilte.

Bearcroft, der vor etwa hundert Jahren Prediger in Charter-Haus war und eine Geſchichte deſſelben geſchrieben hat, die zu den ſeltenen Büchern gehört, ſagt darin über jenes Ereigniß: „Das Kloſter bewahrte ſeinen Wohlſtand und mehrte ſeine Privilegien bis in die unglückliche Regierungszeit König Heinrichs des Achten, wo im ſechs-und-zwanzigſten Jahre ſeines Regiments John Howgton, Prior, und Humphrey Midylmore, Prokurator des Kloſters, in den Tower von London geſperrt wurden, weil ſie ſich weigerten, den Succeſſionseid zu ſchwören, wie ſolches das Parlament damals verordnet, König Heinrich den Achten als Haupt der Kirche von England anzuerkennen und vom Papſte ſich ausdrücklich loszuſagen. Nachdem ſie aber einen Monat gefangen geſeſſen, gaben Beide nach, ſchwuren nebſt noch einigen aus dem Kloſter, was von ihnen begehrt wurde, und ſtellten darüber deſſelben Tages, nämlich den 29. Mai 1534, unter Hand und Siegel ein authentiſches Zeugniß aus. Dem ungeachtet verharrte der größere Theil des Convents bei ſeiner Weigerung, bis ſie nach reiflicher Ueberlegung ebenfalls ſchwuren und das Geforderte am 6. Juni durch ihre Unterſchrift beſtätigten. Prior Howgton konnte jedoch ſeinen Mund nicht halten, wurde überführt, gegen den König und deſſen Obergewalt geredet zu haben, was damals kraft beſonderer Parlamentsakte für Hochverrath galt, und ſammt zwei andern Karthäuſerpriors, die früher Mönche des Kloſters geweſen, und einem Mönch aus Sion-Haus um derſelben Urſache willen verurtheilt, den 4. Mai 1535 gehangen, geradert und geviertheilt zu werden.... Um die Mönche zu ſchrecken, wurden die Köpfe und Viertheile dieſer Unglücklichen an geeigneten Orten zur Schau geſtellt, namentlich eines der Vorderviertel des Prior Howgton über dem großen Thore von Charter-Haus. Nichts deſto weniger wurden bald darauf drei der angeſehenſten Mönche des Kloſters wegen deſſelben Verbrechens ergriffen, verurtheilt und den 19. Juni 1535 hingerichtet." In gleich ruhiger Weiſe berichtet Bearcroft, wie von zehn andern verhafteten Mönchen neun im Gefängniß geſtorben, der zehnte am 4. November 1541 hingerichtet und dann von den Uebrigen unter Vorbehalt einer kleinen Leibrente das Kloſter ſammt allen Rechten und Gerechtigkeiten und den jährlichen Einkünften im Betrage von 642 Pf. 4 Sch. 6 P. der Krone überlaſſen worden.

(Fortſeßung folgt.)

---

## Ein Schickſal.

(Schluß.)

Er kam zum Strand herab, band los den Kahn,
Die Fiſcher alle ſahn ihn düſter an.
Kopfſchüttelnd ſprachen ſie wohl das und dieß,
Derweil ich ihn mit naſſem Aug' entließ;
Ich kannt' ihn leider — aller Welt Gewalten,
Sie hätten jezt ihn nicht mehr feſtgehalten.

Sie ſaß am Fenſter oben, hoffte doch,
Mein Warnen werd' ihn endlich rühren noch.
Da ſah ſie ihn im Kahn ſchon auf der Bucht —
Die lezte Bitte hieß es jezt verſucht,
Und händeringend lief ſie längs dem Strande,
Ob ſie ihn locken möchte noch zum Lande.

Sie war im Brautkleid, wie ſie's eben trug;
Sie jagte hinter ihm in wildem Flug;
Es ſchlugen ihr die Weiden in's Geſicht,
Das Kleid zerriß der Dorn — ſie merkt' es nicht;
Der Kahn flog raſch, ſchon ſcholl des Stromes Brauſen,
Doch raſcher trieb die Angſt ſie und das Grauſen.

Da ſperrten jach die Fluthen ihre Bahn;
Still hielt ſie, und ſie ſah des Liebſten Kahn
Dort unten wogen an dem lezten Eck —
Wild brach im Schrei heraus ihr kalter Schreck;
Da erſt ſah er empor und jezt erkannte
Er ſie, verzweifelnd auf des Ufers Kante.

Er ruft ihr zu — gewiß ein tröſtend Wort!
Allein der Sturm nahm's auf den Flügeln fort.
Er gibt ihr drauf ein Zeichen mit der Hand,
Das ſie in Todesängſten nicht verſtand —
Stehn blieb ſie flehend mit gehobnen Händen,
Nicht kann er ſeine Blicke von ihr wenden.

Digitized by Google

Er ſieht auf's Waſſer nicht, auf's Steuer nicht,
Er ſtarrt nur in ihr leichenblaß Geſicht.
Noch ſchüzt ihn vor dem Sturm der Waldesſaum,
Doch jezt ſchon tanzt der Kahn im freien Raum,
Schon iſt er in den Strom hinausgetrieben —
Er achtet's nicht, er ſchaut nur nach der Lieben.

Da hatten in des Ufers weichen Sand
Die Wellen einen Baumſtamm eingerannt;
Wild krachten über ihm die Schollen auf,
Der Kahn ſchoß dran in vogelſchnellem Lauf —
Wohl mannshoch hub er ſich am Vordertheile,
Der Maſt zerbrach, das Segel flog am Seile.

Der Sturm ergriffs und bog in Einem Nu
Das lecke Boot der groll'nden Tiefe zu.
Emporgeſchleudert von dem jähen Stoß
Flog er kopfüber in den Fluthenſchooß;
Dreimal hub er empor die wunden Glieder —
Dreimal ſtieß ihn das Eis zum Abgrund nieder.

Er kam nicht mehr an's Licht. Die Nacht brach ein
Und ſchlang des Tages und der Hoffnung Schein.
Wir Andern eilten längs dem Strande her,
Ihn ſahn wir ſinken, aber ſie nicht mehr;
Am Abhang lag vom Brautkleid nur ein Fetzen,
Das ſie zerriß in tödtlichem Entſetzen.

Drei Tage drauf, da kamen Kinder bleich
Und zitternd aus dem nahen Waldbereich;
Die hatten ſie geſehn, zerwühlt das Haar,
Die Wangen blutig, Bruſt und Füße bar,
Und vor des Auges ſcharfem ſtarrem Blinken
Meinten ſie in den Boden zu verſinken.

Was aus ihr ward ſeitdem, iſt Niemand kund,
Ob ſie noch lebend ſchweift im Waldesgrund,
Ob ihrem Bräut'gam ſie gefolgt als Braut
Und dieſer Fluth den Leib und Schmerz vertraut?
Nur Eins verbürgt die allgemeine Sage;
Man ſieht ſie manchmal noch am ſpäten Tage.

Sie ſagen, wenn ſie jezt ſich blicken läßt,
Liegt Morgens eine Leich' am Ufer feſt;
Doch meint ſie's gut mit uns und zeigt uns an,
Wenn ſie den Sturm ſieht aus dem Weſten nahn,
Und ſeit mein Vetter dort im Eis verſunken,
Iſt aus dem Dorfe Niemand mehr ertrunken.

Wend' um das Segel, links geht jezt die Fahrt,
Wo breiter Spiegel uns die Krümmung ſpart;
Nun haben wir — paß auf, was iſt das da?
Dort auf dem grünen Fleck, dem Erlbuſch nah,
Sieh dort — im Nebel kaum zu unterſcheiden?
Hilf Gott! Sie iſt's! Da ſizt ſie in den Weiden!

Muth, junger Burſch! Wir müſſen dran vorbei;
Um Gotteswillen, nur aus Angſt kein Schrei!
Die kommt heut nicht umſonſt! Spürſt du es wohl,
Schon ſpringt der Wind auf und die Fluth geht hohl;
Sie will uns warnen und ſie ſcheint zu winken —
Siehſt du die naſſe Hand im Mondlicht blinken?

Vorbei, vorbei! Der Nebel hüllt ſie ein.
Nun aber gilt's noch einmal rührig ſeyn.
Friſch an's Geſchäft, die Riemen eingelegt!
Merkſt du, wie ſchon der Sturm die Erlen fegt?
Schlag tapfer zu! in einer Viertelſtunde
Bricht ein Gewitter aus dem Felſenſchlunde.

Gott helfe Jedem, der in dieſer Nacht
Den Strom befährt, wenn Waſſerlieschen wacht,
Und gönn' ihm ein Gebet noch vor dem Tod!
Uns thut ſie nichts. Hier ſind wir aus der Noth,
Dort blinken ſchon des Dorfes Lichter helle —
Zieh' ein! Nun, Gott ſey Dank, wir ſind zur Stelle.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden**, Juli.

Gewerbausſtellung. — Sommer. — Unfälle.

Die in der Mitte dieſes Monats beginnende hieſige Gewerbausſtellung hat dießmal eine Pauſe von mehreren Jahren gemacht, ſcheint aber darum auch von größerem Belange als ſeither zu werden. Das ſchon das leztemal als unzureichend befundene Lokal auf der Brühlſchen Terraſſe iſt durch ein geräumigeres und ſtattlicheres erſezt worden. Sie ſoll nämlich nach dem neu erbauten königlichen Orangeriegebäude in der Oſtraallee verlegt werden. Um wie vieles aber auch dieſes Lokal das frühere an Umfang übertrifft, ſo ſcheint doch die große Zahl der angemeldeten, zum Theil bedeutenden Plaz einnehmenden Gegenſtände den neuen Raum bereits mehr als erſchöpft zu haben. Ob mit dieſer Ausſtellung wieder, wie ſonſt, eine Verlooſung von Fabrikwaaren verbunden werden ſoll, iſt noch unentſchieden. So viel iſt ſicher, daß die große Mehrheit des Publikums für eine ſolche Verlooſung ſtimmen würde. Es wäre aber wohl möglich, daß die vielen, mitunter ganz ungereimten Rednereien, zu denen die frühern Verlooſungen dieſer Art und beſonders die im vorigen Jahre zu Berlin ſtattgefundene Veranlaſſung gaben, davon abhielten.

Digitized by Google

Wenn auch die fremden Zugvögel in dieſem Sommer unſerer Stadt und Gegend keineswegs fehlen, ſo ſind doch deren offenbar noch nicht ſo viel als ſonſt in dieſem Monat vorhanden. Beſonders wollen die Puz- und Modewaarenverkäufer bis jezt einen gewaltigen Mangel an ſolchen reiſenden Herren und Damen wahrnehmen, die ſich ihnen durch bedeutende Einkäufe in das Herz zu ſtehlen wiſſen. Freilich nimmt fortwährend die Anzahl von Händlern mit dergleichen Artikeln dergeſtalt überhand, daß es kein Wunder iſt, wenn ſich mancher darunter einer Berückſichtigung der Art nicht rühmen kann. Eine ziemliche Zeit iſt die Witterung äußerſt wandelbar und faſt lauter grauer Himmel da geweſen. Die anhaltend große Hize der vorlezten Wochen verſchwand wieder nach mehreren heftigen Gewittern, welche noch immer bisweilen ſich hören laſſen, obgleich die Wärme die gewöhnliche Sommertemperatur im Ganzen kaum erreicht. Beſonders klagt der Weinbauer über die für ſeinen Kulturzweig ſehr nachtheilige allzugroße Nachtkühle. Die meiſten übrigen Feldfrüchte geben jedoch die erfreulichſten Ausſichten auf ſchönes Gedeihen, im Allgemeinen wenigſtens; denn ſehr viele einzelne Gegenden und Striche leiden außerordentlich durch den ſtarken Hagel, welcher in der Regel dießmal die Ungewitter begleitet, und durch die in deren Gefolge entſtehenden Ueberſchwemmungen, die zu dem Charakteriſtiſchen dieſes Sommers gehören und nicht nur in Sachſen, ſondern auch in mehreren berühmten Badeorten des benachbarten Böhmen große Verwüſtungen angerichtet haben. — An Unfällen mancher Art hat leider in der lezten Zeit eher Ueberfluß als Mangel ſtattgefunden. Vorzüglich ſind wir durch Feuerſchaden wiederholt heimgeſucht worden. Als beſonders merkwürdig hob man überall folgenden Umſtand heraus: Als im Jahr 1758, während des damaligen Krieges, am 10. November die hieſige Pirna'ſche Vorſtadt auf Befehl abgebrannt werden mußte, ſoll das in dieſer auf der äußern Ramniſchen Gaſſe gelegene Hübner'ſche Haus das einzige geweſen ſeyn, welches durch die beſondere Schlauheit eines ſeiner Bewohner der Flamme wie durch ein Wunder entzogen worden. In demſelben Hauſe nun war dießmal das Feuer ausgebrochen, wodurch mit ihm noch vier Nachbarhäuſer in Aſche gelegt wurden. Das feindliche Element ſchien nicht geruht zu haben, bis das ihm bereits im vorigen Jahrhundert zugeſichert geweſene Haus ebenfalls in ſeine vernichtende Gewalt gerathen war. Noch tiefern Antheil als an dieſem mehrere Menſchenleben koſtenden Unglück nahm man an dem Mißgeſchick, welches ſechs Kanoniere in einem vor der Friedrichsſtadt gelegenen Artillerielaboratorium betroffen. Ihrer vierzehn waren mit Feuerwerk beſchäftigt, da entzündete ſich das Pulver unter der Hand des einen und verlezte vier davon dergeſtalt, daß ſie nach mehrtägigem Todeskampfe verſchieden. Der Zuſammenfluß der Menſchen jeden Alters auf dem Begräbnißplaze in Friedrichsſtadt war beiſpiellos, wie die Anzahl der den zu Beerdigenden gewidmeten Blumenkränze, deren Koſten, ſo gering ſie auch an ſich mitunter ſeyn mochten, der äußerſten Armuth, die ſie zum Theil darbrachte, gewiß nur mit Anſtrengung erſchwinglich geweſen.

(Fortſezung folgt.)

**Paris**, Juli.

(Fortſezung.)

Der Thurm zu Babel. — Theater.

Ich habe kein Journal geleſen, in welchem der „Thurm zu Babel" günſtig beurtheilt worden wäre. Alle tadelten den ungenannten Verfaſſer nicht allein wegen ſeines ſchlechten Stücks, ſondern auch wegen der verwerflichen Geſinnung, die er darin äußere. Der Dichter, ſagen alle, glaube an keine Uneigennüzigkeit, an keine Begeiſterung fürs Vaterland; er müſſe alſo wohl etwas wie ein politiſcher Atheiſt ſeyn. Man kann leicht denken, daß ſich bei einer ſo feindſeligen Stimmung der Gemüther wider ihn der Dichter gehütet hat, ſich nennen zu laſſen, als nach der erſten Aufführung das Publikum den Wunſch äußerte, ihn zu kennen; man verkündigte von der Bühne herab einen Anatole Brunet als den Verfaſſer, allein Niemand zweifelt, daß dieß ein falſcher Name iſt. Den wahren hat Niemand erfahren. Es iſt möglich, daß der Dichter durch den Druck ſeiner Komödie an das leſende Publikum appellirt. Dieſes wird allerdings ſeine Mißbilligung auf keine ſo lärmende Art äußern wie das hörende; aber ſchwerlich wird die Schilderung der politiſchen Parteimänner im ehemaligen Schottland, welche ſich zulezt alle dem Machthaber Wilhelm von Oranien verkaufen, beim Leſen beſſer gefallen als bei der Aufführung. — In den hieſigen Theatern wird bei weitem nicht mehr ſo viel gepfiffen als früher. Seit jedes Theater ſeine beſoldeten Claqueurs hat, hält das Publikum mit Beifall und Mißbilligung zurück; auch iſt es zuweilen im Parterre gefährlich zu pfeifen, wenn man von Claqueurs umringt iſt; dieſe handfeſten, gedungenen Kerls fallen zuweilen über den Pfeifenden her und mißhandeln ihn unter dem Vorwand, daß er die Ruhe ſtöre. In der Provinz aber, wo die Anſtalt der Claqueurs noch nicht beſteht, und wo die Direktionen auch nicht vermögend genug ſind, um Klatſcher zu beſolden, wird das Pfeifen noch toll getrieben, beſonders wenn neue Schauſpieler auftreten, ſo toll, daß der Maire zu Lyon neulich die Verordnung erließ, es dürfe in Zukunft weder geklatſcht noch gepfiffen werden, und die neu auftretenden Schauſpieler ſollen zuerſt von einem aus Abonnenten beſtehenden Comité geprüft werden. Damit kam aber der Herr Maire übel an. Das zahlende Publikum behauptete, es habe für ſein Geld das Recht, die Schauſpieler ſelbſt zu prüfen und ſie zu behandeln, je nachdem ſie gut oder ſchlecht ſpielten. Kurz der Maire konnte ſeine Verordnung nicht durchſezen und war genöthigt ſie zurückzunehmen. In Havre verklagte der Direktor ein Journal wegen Injurie, weil es ihn beſchuldigt hatte, er laſſe durch gedungene Klatſcher ſeine Schauſpieler begrüßen. Das Gericht wies ihn aber mit dem Beſcheide ab, dieß ſey keine Injurie. In Paris wird ſicher kein Direktor deßhalb Klage führen, denn nicht allein iſt dieſes Beſolden der Klatſcher eine allgemein bekannte Thatſache, Schauſpieler und Dichter können dieſe Menſchen gar nicht mehr entbehren, und vielleicht würde das Publikum ſelbſt es jezt ſonderbar finden, wenn keine Klatſcher mehr da wären, welche ihm die ſchönen oder auffallenden Stellen bezeichnen und die Einförmigkeit der Darſtellung unterbrechen. — Die Academie française hatte ſchon vor einigen Jahren einen Preis von 10,000 Fr. auf das beſte aufgeführte Trauerſpiel geſezt. Keines hat mehr Beifall erhalten, als Ponſards Lucretia. Man wartete indeſſen in der Hoffnung, daß ſich noch ein beſſeres zeigen würde; es kam aber keines, und endlich hat ſich die Akademie genöthigt geſehen, Ponſard den hohen Preis zuzuerkennen, obgleich ſein Trauerſpiel von den Studenten im Odeon ausgepfiffen wurde, als man es wieder aufnehmen wollte.

(Schluß folgt.)

---

**Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

# Intelligenz-Blatt. Nro. 29.

Sonnabend, 2. Auguſt 1845.

[209] Bei F. A. Brockhaus in Leipzig iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Cancan
### eines deutſchen Edelmanns.

Dritter Theil.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Auch dieſem neuen Theile wußte der geiſtreiche Verfaſſer in anziehenden Schilderungen und Reflexionen aus den Zuſtänden der Politik und des höhern geſellſchaftlichen Lebens, jenes hohe Intereſſe zu verleihen, wodurch die erſten beiden Theile des „Cancan" ſich auszeichneten und namentlich in Oeſterreich Aufſehen erregten.

Der erſte und zweite Theil erſchienen 1842—43 und haben denſelben Preis.

---

[214] Bei Fr. Ludw. Herbig in Leipzig iſt neu erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

In
## Scandinavien.
### Nordlichter.

Von

**Eduard Boas.**

8. 21 Bogen. eleg. geh. Preis 1½ Thlr.

Dieſes Reiſewerk erfreute ſich der günſtigſten Recenſionen in den geachtetſten Zeitſchriften als: Augsburger Allgem. Zeitung, Grenzboten, Deutſche Londoner Zeitung, Hamburger Telegraph, Jahreszeiten ꝛc.

---

[208] So eben iſt bei Meier & Zeller in Zürich erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Radicale Jeſuitenpredigt.

Gehalten am Neujahrstage 1845 im geheimen Conventikel der Wiſſenden

von

**Pater Incognitus,**

ſchweizer. Mitgliede des Ordens der Neujeſuiten.

7½ Ngr. oder 27 kr.

## Auf dem Emmenfelde bei Luzern
am 1. April 1845.

### Gedicht

von dem Verfaſſer der Neujeſuitenpredigt.

12. broch. 7½ Ngr. oder 27 kr.

Wer nicht von dem modernen Vorurtheil befangen iſt, daß nur das was freiſinnig tönt auch freiſinnig, geiſtreich, ſchön und wahr ſeyn könne, dürfte wohl die genannten Eigenſchaften auch in obigen allerdings nicht „freiſinnig" tönenden Poeſien eines der erſten Schweizerdichter finden.

---

[215] Im Verlage der Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

**Dieter, H. E.** (Turnlehrer der Francke'ſchen Stiftungen zu Halle), **Merkbüchlein**, nach Eiſelen's Turntafeln bearbeitet. 16. broch. 7½ Sgr.

---

[205] Im Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

## Belgien
in ſeinen Verhältniſſen
zu
### Frankreich und Deutſchland
mit Bezug auf die Frage
der Unterſcheidungszölle für den Zollverein
von
Guſtav Höfken.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 45 kr. od. 2 Rthlr. 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[203] Im Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

## Die Mündlichkeit,
### das Anklageprinzip,
die
### Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht
in
ihrer Durchführung in den verſchiedenen Geſetzgebungen
dargeſtellt
und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit
mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder
geprüft von
**Dr. C. J. Mittermaier,**
Geheimerrath und Profeſſor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Anſichten in Bezug auf die Umgeſtaltung des deutſchen Strafprozeſſes. Verhältniſſe, welche Einfluß auf dieſe Anſichten haben. §. 2. Ueber den neueſten Stand der Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Verbeſſerung des Strafprozeſſes. §. 3. Engliſcher

Digitized by Google

Strafprozeß in ſeiner praktiſchen Bedeutung und in ſeiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des ſchottiſchen und des iriſchen Strafprozeſſes. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Franzöſiſcher Strafprozeß Entwickelung und Anwendung deſſelben. Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Frankreich. §. 6. Entwickelung des franzöſiſchen Strafprozeſſes in Belgien. §. 7. Strafprozeßgeſetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgeſetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Braſilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geſchwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergiſche Strafprozeßordnung, preußiſcher Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachſen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortſchritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgeſetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgeſetzgebung in der Schweiz. Statiſtiſche Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgeſtaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holſtein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Anſichten über Umgeſtaltung des Strafprozeſſes. Verhältniß des engliſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Hinderniſſe und Schwierigkeiten bei Abfaſſung neuer Strafprozeßgeſetzbücher. §. 22. Zuſammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozeſſes mit der Gerichtsverfaſſung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieſes Grundſatzes und Beſchränkungen deſſelben nach den verſchiedenen Geſetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Unterſuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltſchaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geſchwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angeſtellte Richter.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkes bezweckte die Hauptgrundſätze, von deren Annahme die Umgeſtaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Weſen und Einfluſſe, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange unter ſich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verſchiedenen Länder vergleichend darzuſtellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche ſtatiſtiſche Nachweiſungen Materialien der Prüfung ebenſo den mit Geſetzgebungsarbeiten Beſchäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Savonarola.

## Ein Gedicht

von

## Nicolaus Lenau.

Zweite durchgeſehene Auflage.

Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Gründliche hiſtoriſche Studien haben in unſrer Zeit ein neues Licht auf den florentiniſchen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darſtellung die Fackel der Geſchichte, und ſie wirft in ſeiner Hand den verklärenden Schimmer der Poeſie über einen der edelſten Kämpfer für eine Sache, deren — zu ſpät, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden iſt. Dabei hat der Verfaſſer allen Verſuchungen widerſtanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenſtand ſeiner Dichtung gewählt hat, mit ſpätern Erſcheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künſtleriſcher Beſonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola ſtarb, zur poetiſchen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem hiſtoriſchen Boden, in welchem ſeine Thätigkeit und ſeine Geiſteseigenthümlichkeit wurzelte, losgeriſſen, um ihn in ein ideales Vacuum zu ſtellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geiſt jener Zeit mit all ſeinen Zügen, ſeinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenſo der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetiſche Wirkung rein erhalten und verſtärkt. Savonarola erſcheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenſtand ſelbſt liegende Poeſie iſt, wie man es von dem Verfaſſer erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eiferſüchtigen Selbſtſtändigkeit der Muſe unverträglichen Zwecken dienſtbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieſer Dichtung, in welcher ächte Poeſie aus einer friſchen und tiefen Begeiſterung für die Herrlichkeit des chriſtlichen Glaubens Hand in Hand geht, ſich wie die erſte recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von

## Lord Byron.

Aus dem Engliſchen. Im Versmaaß des Originals überſetzt von Zedlitz.

gr. 8. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Nero.

## Tragödie

von

## Karl Gutzkow.

Velinp. in Umſchl. broch. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

# Maha Guru,

## Geſchichte eines Gottes.

Ein Roman in 2 Theilen

von

## Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Das gebildete Publikum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, deſſen Wiedereinführung aber inſofern zeitgemäß erſcheint, als der bisher beliebte hiſtoriſche Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht eben deßhalb zu einer trockenen und nicht ſelten proſaiſchen Anſicht von Welt und Geſchichte ſtimmt. Die Art, wie der Verfaſſer den philoſophiſchen Roman aufgefaßt hat, iſt übrigens eine ganz originelle. Lamaismus und chineſiſche Sitte bilden in dieſem Buche die Elemente zu einem eben ſo umfaſſenden Gemälde menſchlicher Zuſtände, und auch der Leſer, dem dieſe Dichtungsart fremd iſt, oder ſeit Ablauf der Wieland'ſchen Zeit fremd geworden iſt, wird ſie ſchnell liebgewinnen und poetiſchen Genuß dabei finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

[206] 
# Dichtungen des deutschen Mittelalters.

**Fünfter Band.**

In Unterzeichneter ist so eben erschienen:

# Gûdrûn.

Herausgegeben von **Al. J. Vollmer.**
Mit einer Einleitung von
**Albert Schott.**
gr. 8. broch. Preis 1 Rthlr.

Die früher erschienenen Bände enthalten:

I. „Der Nibelunge Nôt und Diu Klage." 1 Rthlr. — II. „Tristan und Isolt." 1 Rthlr. — III. „Barlaam und Josaphat." 22½ Ngr. — IV. „Der Edelstein von U. Boner." 22½ Ngr.

Der Hauptzweck dieser Sammlung ist *den so reichen Schatz herrlicher Dichtungen aus unserer mittelalterlichen Vorzeit allen gebildeten Lesern zugänglich zu machen, zugleich aber auch dem Bedürfniss der Vorlesungen auf Hochschulen, und des Unterrichts in Gymnasien zu genügen.* Zu diesem Ende erscheint das Werk in gefälliger Ausstattung und zu möglichst niedrigem Preis, und um den Gebrauch zu erleichtern, werden sich eine Uebersicht der Poesie des Mittelalters und ein gedrängtes Wörterbuch, den gesammten mittelhochdeutschen Sprachschatz umfassend, anschliessen.

Wir geben jeden Band einzeln ohne alle Verbindlichkeit zu Abnahme der ganzen Sammlung ab. Auf diese Art und beim ungemein niedrigen Preise wird es selbst dem Unbemittelten leicht werden, sich nach und nach den Besitz der ihm am meisten zusagenden mittelhochdeutschen Dichtungen zu verschaffen.

Die weiteren Lieferungen, welche in entsprechenden Zwischenräumen folgen sollen, werden enthalten:

Des Strickers Beispiele und Schwänke, durch H. F. Massmann. — Eneit von Heinrich von Veldeke, durch L. Ettmüller. — Die Minnesinger (in Auswahl), durch Franz Pfeiffer. — Graf Mai und Belaflor, durch Al. J. Vollmer. — Parcival und Titurel von Wolfram von Eschenbach. — Wigalois von Wirnt von Grafenberg. — Das Rolandslied vom Pfaffen Konrad. — Sammlung von Erzählungen und Schwänken. — Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter, von Albert Schott. — Mittelhochdeutsches Wörterbuch.

Leipzig, Juli 1845.

**G. J. Göschen**'sche Verlagshandlung.

---

# Handbuch

für

# Officiere des Generalſtabs,

mit beſonderer Rückſicht auf die

**Organiſation des K. Württembergiſchen**

und des

## achten deutſchen Armee-Corps,

von

**F. v. Baur,**

Hauptmann im K. W. Generalquartiermeiſterſtab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsminiſteriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ſter Abſchnitt. **Heeresverfaſſung.** Stärke und Eintheilung der deutſchen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutſchen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergiſchen, Großh. Badiſchen und Heſſiſchen Armee-Corps, je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüſtung, Aufſtellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abſchnitt. **Organiſation des Hauptquartiers des 8ten deutſchen Armee-Corps.** — 3ter Abſchnitt. **Eintheilung und Funktionen des Generalſtabs der 3 Diviſionen des 8ten Armee-Corps.** — 4ter Abſchnitt. **Organiſation des K. Württembergiſchen Generalquartiermeiſterſtabs.** — 5ter Abſchnitt. **Vorſchriften und dienſtliche Beſtimmungen über den Wirkungskreis des Generalſtabs.** 1ſte Abthl. Bureaugeſchäfte. 2te Abthl. Geſchäfte im äußern Dienſte. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — 6ter Abſchnitt. **Heeresverpflegung.** — 7ter Abſchnitt. **Militäriſche und allgemeine Notizen.**

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

[204]

# Gratis-Lieferungen

von

# Mozin's groſsem Wörterbuch.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen verſandt, die erſte Hälfte der neunten Lieferung von

## Mozin's
## vollſtändigem Wörterbuch
## der deutſchen und franzöſiſchen Sprache,

nach den neueſten und beſten Werken

## über Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften.

Mit Beiträgen von

**Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgeſehen und vermehrt

von

**Dr. A. Peſchier,**

ordentl. Profeſſor an der Univerſität Tübingen.

**4 Bände. In 8 bis 10 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen.**
**Subſcr.-Preis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.**

**Osphreſiologie bis Scharfrichterei.**

Bei der erſten Ankündigung dieſes Werkes hatten wir deſſen Vollendung in 8 Lieferungen zugeſagt und einen Subſcriptionspreis von 14 fl. oder 8 Rthlr. 8 gGr. für das Ganze feſtgeſetzt. Der Stoff wuchs jedoch unter den Händen des Herrn Profeſſor Peſchier ſo bedeutend, daß es uns nicht möglich war, unſere erſte Zuſage in Betreff der Lieferungen einzuhalten. Dagegen überſchreiten wir den urſprünglichen Preis nicht und liefern den Herren Subſcribenten, von dieſer erſten Abtheilung der neunten Lieferung anfangend, alles Weitere gratis. Mozin's Wörterbuch iſt durch die ſorgfältige umfaſſende neue Bearbeitung um mehr als ein Drittheil ſtärker als in den früheren Auflagen geworden, und wird ſeinen lange bewährten Ruf ſicher behaupten.

Alle Abonnenten, welche vor gänzlicher Vollendung deſſelben noch hinzutreten, genießen oben angeführten Subſcriptionspreis und erhalten die Lieferungen 9 und 10 gratis.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Hormayr's ſämmtliche Werke.

[207] Die Unterzeichnete erlaubt ſich auf die in ihrem Verlage früher erſchienenen

## ſämmtlichen Werke

des

## Freiherrn Joſeph von Hormayr

3 Theile gr. 8. (1820—22.) Preis 10 fl. 9 kr. oder 6 Rthlr. 4 gGr.

Inhalt:

I. Theil: Tirol im Mittelalter in den betreffenden Herzogthümern, Gauen und Grafſchaften; deren Lage, Grenzmarken und Beſitzer. Vom Umſturze des abendländiſchen Römerreichs bis zum Ausgange des Kaiſergeſchlechtes der ſaliſchen Franken.

II. III. Theil: Die großen Geſchlechter im tiroliſchen Hochgebirg.

mit dem Bemerken aufmerkſam zu machen, daß ſolche durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 185.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 4. Auguſt 1845.

— Haruspex
Pectora pullorum rimatur et exta catelli,
Interdum et pueri.

Juvenal:

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

### II.

### Die Fechterſpiele.

(ſ. Nro. 144 — 147.)

Die Menſchenopfer und das Todtenreich. — Gladiatorenkämpfe als Grabesſühnopfer. — Ehrloſigkeit der Schaugewerbe in Rom. — Koſten.

Eine weitalte, furchtbare Vorſtellung des Menſchengeſchlechts iſt es, daß die Gottheit an ihr zur Sühne gefloſſenem Blute Gefallen finde und, wenn ihr Geſchöpf und Ebenbild (dafür hielt ſich auch der Heide) durch Beleidigung ihrer Majeſtät ſich vergangen hat, durch Zerſtörung eines durch ſie doch hervorgerufenen und unterhaltenen Lebens entſchädigt werde. Allem Opfer liegt der Gedanke zum Grunde, daß der Sündige von Rechtswegen der beleidigten Gottheit mit ſeinem Selbſt zu büßen habe und als nicht mehr würdig, das Licht zu ſchauen, untergehen müſſe. Da regte ſich denn doch ſofort die Selbſtſucht und die Luſt am Leben, und die im tiefſten Grunde ſcheußliche und unſittliche Vorausſetzung, daß es Gott nicht ſo ganz genau und mit einem Stellvertreter vorlieb nehmen werde, ward Religion. Glücklich noch, wenn dieſe Stellvertretung im allgemeinen Reiche des Lebendigen, in der denn doch für den Zahn des Stärkeren offenbar vorhandenen vierfüßigen Schöpfung geſucht wurde. Es gab dieß ſogar dem gebieteriſchen materialen Genuſſe eine Weihe, indem die vorzeitliche Menſchheit (nicht bloß die Juden) faſt durchweg lediglich den Göttern geweihtes Fleiſch verzehrte, oder Fleiſch überhaupt nur ſpeiſte, ſobald ein den Göttern darzubringendes Opfer dergleichen gewährte. So ward der an ſich rohe und thieriſche Inſtinkt, das Blut des Mitgeſchöpfs zum Behufe der eigenen Nahrung zu vergießen, ein Motiv, ſich wiederum des Gebers oder der Geber aller guten Gaben zu erinnern und wenigſtens dem maaßloſen, grauſamen Appetite eines wilden Gemetzels heilige Schranken zu ſetzen. Andererſeits erſcheint es freilich als ein Meiſterſtück des begehrlichen Egoismus, daß man die Götter zu ehren glaubte, indem man ſeine Mitgeſchöpfe ſchlachtete, ſott oder briet, und verſchlang.

Solcher anthropomorphiſtiſchen Graßheit gegenüber hatten ſich die Braminen und Pythagoräer auf eine ehrenwerthe Stufe gelauterten Gottbegriffs und reinmenſchlichen Zartgefühls geſchwungen, da ſie es als ruchlos erkannten, das Fleiſch beſeelter Weſen zu genießen, und ihre Speiſe lediglich aus Vegetabilien bereiteten. Wir Heutigen begreifen, daß es ruchlos und lächerlich wäre, unſern Fleiſchappetit mit religiöſen Uebungen in Verbindung ſetzen zu wollen; wir laſſen die Ueberlieferung, ſey ſie heilig oder profan, als einmal vollendete

Digitized by Google

Thatſache gelten und beruhigen uns dabei, daß es wenigſtens uns nicht mehr gelüſtet, unſeres Gleichen zu ſchlachten.

Die Menſchenopfer ſind allen antiken Religionen der civiliſirten Völker, zu denen wir natürlich nicht bloß Griechen, Etrusker und Römer, ſondern auch Inder, Egypter, Perſer, Phönicier und Juden zählen, wie der Barbaren, welche ſich der alten Welt gegenüber beſonders in den drei großen Stämmen der Scythen, Germanen und Celten darſtellen, gemein geweſen, und lediglich von dem Grade innerer Bildſamkeit und Milde der Empfindung hat es abgehangen, wie bald oder wie ſpät ſich ein Volk dieſes grauſamen Brauches entſchlagen ſollte. Während die geiſtiger gearteten Hellenen auch hierin der Humanität aller Zeiten als Muſter voranleuchten, ſind die Römer, man kann es wohl ſagen, bis in die ſpäteſten Zeiten den abenteuerlichen Gefühlen, welche ſo etwas für zuläßig, ja gottgefällig achten können, nicht fremd geworden, und keineswegs bloß die blutigen Scenen ihres Amphitheaters haben dieſe ſchreckliche Gottesverehrung aufrecht erhalten, ſondern auch im gemeinen Leben hat ſich ihr auf düſtern und abergläubiſchen Erddienſt von Haus aus geſtellter Sinn von dem Gedanken, daß man mit Menſchenblut der Gottheit gewiſſe Begünſtigungen abgewinnen könne, wenigſtens im Aberglauben des Privatlebens niemals vollkommen abgewandt. Die öffentliche Meinung freilich und der eigentliche Staatsgeiſt des römiſchen Volkes gewann es nur ausnahmsweiſe, auf Orakelſprüche und den Impuls bigotter etruskiſcher Eingeweidebeſchauer, über ſich, die Religion mit Menſchenblut zu beflecken, und verlernte es mit zunehmender Geſittung gänzlich. Verſtohlenerweiſe, den ſtrengſten Geſetzen zum Hohn, iſt aber noch im ſpäteren Rom einer abſcheulichen Gaukelei theils von Liebeszauber, theils von Prophetenkünſten manches Menſchenleben geopfert worden, und ſelbſt römiſche Kaiſer haben die Zukunft ihrer Herrſchaft aus menſchlichen Eingeweiden erforſchen laſſen.

Der durch ſeine Stellung als Senator des Reichs gewichtige Geſchichtſchreiber Dio Caſſius beſchuldigt den ſonſt ſo ehrenhaften und tüchtigen Hadrianus, der Tod des berühmten ſchönen Antinous, eines griechiſchen Jünglings aus Bithynien, ſey nicht zufällig, wie der Kaiſer geſchrieben, durch Ertrinken im Nil erfolgt, ſondern er habe ihn geopfert, weil er zu dem, was er vorgehabt, eines freiwilligen Lebens bedurft habe. Der Liebling gab ſich alſo, den phantaſtiſchen Vorſtellungen ſeines Gebieters zu lieb, aus zärtlicher Anhänglichkeit an denſelben zum Tode dahin.

Didius Julianus demnächſt, ein elender Feigling, der den Soldaten der Leibwache ſein Kaiſerthum um Geld abgekauft hatte, ſuchte die prekäre Würde durch geſchlachtete Knaben, deren Herzen, Lebern und Lungen ihm Rath und Hoffnung geben ſollten, zu friſten. Ein Gleiches that der Abſchaum weichlich fanatiſchen Wahnſinns und Uebermuths, Heliogabal. Maxentius opferte nicht nur Knaben, ſondern ließ auch ſchwangern Frauen den Leib aufſchneiden, um aus der lebenden Frucht Orakel zu entnehmen.

Als Julian der Apoſtat gefallen war, ſoll man in ſeinem Laboratorium abergläubiſcher Künſte ein Weib an den Haaren aufgehängt gefunden haben, mit ausgeſpreiteten Armen, deſſen Leib er aufgeſchnitten hatte, um über ſeinen perſiſchen Feldzug Vorbedeutungen zu entnehmen. Es ſind freilich Chriſten, die dieß, und zwar als Gewißheit, erzählen; aber heidniſche Schriftſteller gab es kaum noch, und die Sache iſt im grauenhaften Herkommen der römiſchen Superſtition nur zu wohl begründet. Kaiſer Valens begnadigte unter dem Unwillen des Senats einen Obriſten Pollentianus, der überwieſen und geſtändig war, zu Beſchwörung abgeſchiedener Schatten einer lebenden Mutter ihr noch unreifes Kind aus dem Leibe geſchnitten zu haben, weil er etwas über die möglichen Wechſel der Herrſchergewalt erfahren wollte. Dieſer Kaiſer war ein arianiſcher Chriſt. Der Geſchichtſchreiber, welcher den Vorfall erzählt, iſt zwar auch ein Chriſt, aber ein Mann von vorurtheilsfreier Einſicht, geſundem Sinne und humanem Geiſt, und kein Kirchen-, ſondern ein Profanſcribent, Ammianus Marcellinus.

(Fortſetzung folgt.)

## Das Charter-Haus in London.

(Fortſetzung.)

Die eingezogenen Güter wurden dem Lord North verliehen, einem der Rechte kundigen Hofmanne, der den Takt beſaß, während der gefährlichen Regierungen Heinrichs VIII., Eduards VI., Mariens und Eliſabeths ſeine religiöſen Meinungen ſtets dem anzupaſſen, was am Throne oben aufſchwamm, und dadurch nie aus der königlichen Gunſt kam. Bald nach ihrer Thronbeſteigung beehrte ihn Eliſabeth mit ihrem Beſuche in Charter-Haus und wurde daſelbſt mehrere Tage „höchſt anſtändig“ bewirthet. Sein Sohn Roger verkaufte es dem Herzoge von Norfolk für 2500 Pf. St., und dieſer bewohnte es bei ſeinem Aufenthalt in London, bis er 1569 wegen ſeiner beabſichtigten Vermählung mit der „ſchottiſchen Maria“ in den Tower geſteckt wurde. Nachdem er in Folge ſeines Verſprechens, „ſo frevelhafte Heirathsgedanken ſich aus dem Sinne zu ſchlagen,“ 1570 entlaſſen worden war, kehrte er nach Charter-Haus zurück und bewohnte es, bis er, deſſelben Vergehens auf's Neue angeklagt, dafür mit dem Verluſte ſeines Kopfes büßte. Königin Eliſabeth war großmüthig genug, die Ruhe des

Digitized by Google

Staats dadurch geſichert zu glauben und „die Familie in ihr Blut und ihre Güter wieder einzuſetzen.“ So fiel Charter-Haus an den zweiten Sohn des unglücklichen Herzogs, Lord Thomas Howard, und als König Jakob, von Schottland kommend, am 7. Mai 1603 ſich London näherte, geruhte er aus beſonderer Rückſicht für Lord Howard und in Anerkennung, was deſſen Familie für ſeine Mutter gethan und gelitten, vier Tage in Charter-Haus Hof zu halten, creirte daſelbſt achtzig Ritter und den Lord Howard zum Herzoge von Suffolk. Einige Jahre ſpäter veräußerte Letzterer Charter-Haus für die Summe von 13,000 Pfund Sterling an einen Londoner Kaufherrn, Namens Sutton, der kurz vor ſeinem Tode, im December 1611, es zu einem Hoſpital für verarmte *Kaufleute* und *Offiziere* und zur Erziehung armer Knaben beſtimmte.

Solche in England doppelt auffallende Verſchmelzung des Nähr- und Wehrſtandes erklärt ſich aus dem Leben des Stifters. Von achtbarer Familie in der Grafſchaft Lincoln 1532 geboren und als Rechtsſtudent in Lincoln's-Inn eingeſchrieben, warf er Bücher und Feder weg, gürtete das Schwert um, nahm einen Kaperbrief gegen Spanien, eroberte ein ſpaniſches Schiff im Werthe von 20,000 Pfund Sterling, focht mit ähnlichem Glücke wider die Armada, vertauſchte dann den Degen mit der Comptoirfeder und wurde einer der reichſten Kaufherren und Rheder der City. Der jährliche Ertrag ſeiner Stiftung belief ſich damals auf 3500 Pfund. Ein Jahrhundert ſteigerte ihn auf 6000 Pfund, und jezt erreichen die Jahresrevenüen die Summe von 25,000 Pfund oder 170,000 Thaler. Lag einſt das Kloſter inmitten ſeiner Felder und Wieſen, ſo ſteht jezt das freudige Aſyl für verunglückte Krieger und Kaufherren inmitten der auf jenen Feldern und Wieſen erbauten, ihm zu hohen Zinſen verpflichteten Häuſer, nahe dem Herzſchlage des Londoner Großhandels. Weniger hat das innere Leben im Hauſe ſich verändert. Nach wie vor bilden die Bewohner eine Gemeinde für ſich, durch Regel und Satzung von der Außenwelt abgeſchloſſen. Weil indeſſen die ſogenannten Brüder, ehe ſie Brüder wurden, mit der geſchäftigen Welt meiſt viel verkehrt haben, erwächst daraus der Anſtalt ein eigenthümlicher Charakter, ein ſeltſames Gemiſch von ehemals und jezt.

Beim erſten Eintritt in die Höfe macht eine gewiſſe einſiedleriſche Stille ſich bemerkbar. Alles athmet Zurückgezogenheit von der Welt, Unbekanntſchaft mit ihren Sorgen und ihrem Lärm. Das Läuten einer Glocke unterbricht das Schweigen. Sie ruft zum Gebet oder zum Mittageſſen. Alte Herren in mönchiſcher Kleidung wandeln vorüber und unwillkührlich fühlt man ſich in die Zeit der Karthäuſer verſezt und ihres Stifters, Sir Walter de Manny. Das Gebet iſt beendigt, die Mittagstafel aufgehoben; dieſelben alten Herren in mönchiſcher Kleidung wandeln wieder vorüber, aber kein Zug des Mönchthums iſt in ihren Geſichtern; ſie plaudern, wenn auch nicht ſehr laut, doch vernehmlich und heiter. So miſcht ſich das Ehemals mit dem Jezt.

Mein Führer war der Pförtner; er hatte das Anſehen eines frommen Mannes, das ſich ihm von innen nach außen oder von außen nach innen auf- und eingeprägt haben konnte, da er dreißig Jahre im Dienſte des Biſchofs von London und des Erzbiſchofs von Canterbury geſtanden. Doch war er jedenfalls ein Führer, der nicht handwerksmäßig erzählt, der zu berichten weiß ohne Weitſchweifigkeit, und aus Mücken nicht Elephanten macht. Nachdem er mir einige Stuben der „Brüder“ gezeigt, von denen jeder ſein eigenes Zimmer hat, der Namen über der Thür, hübſche, bequem eingerichtete Gemächer, geleitete er mich über den innern Hof nach einem Kreuzgange und durch dieſen in die Kapelle. Laut der an der Decke befindlichen Jahreszahl und Inſchrift iſt ſie 1612 zu ihrem jetzigen Gebrauche reſtaurirt worden. Die Reſtauration hat aber nicht vandaliſch gehauſt, keine Erinnerung an die frühere Kloſterzeit vernichtet, keines der Grabmäler zerſtört, an welchen die Karthäuſer gebetet und in welchen die Karthäuſer ſchlafen. Außer dem erwähnten Denkſteine Sir Walters zieht das Monument des Stifters das Auge auf ſich, ein herrliches Kunſtwerk in weißem Marmor, er im Chorrock auf ſeinem Grabe liegend, rechts und links ein Gewappneter, zu ſeinen Füßen der Prediger, die Grabrede ſprechend. Viele andere Denkmäler reihen ſich längs der Wände, meiſt unbedeutend. Die Kapelle iſt ein hoch gewölbtes, in der Mitte von vier ſchlanken Säulen getragenes Viereck, Alles ſo einfach, zierlich und geſchmackvoll, wie man es in den engliſchen Kirchen gewohnt iſt.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

### Theater.

Es iſt auffallend, daß kein Pariſer Dichter, ſondern ein Advokat aus der Provinz, und zwar mit ſeinem erſten Verſuch den von der Académie française ausgeſezten Preis erhalten hat, ferner daß dieſes Stück nicht auf dem Théâtre français, das vom Staat eine ſo ſtarke Subvention erhält, damit es die Meiſterſtücke der Dramatik aufführe, ſondern auf einem Nebentheater, dem Odeon, erſchienen iſt, welches aber troz der Lucretia und troz fünfzig andern neuen Stücken, troz der Sophokleiſchen Antigone und der Ariſtophaniſchen Wolken ſich nicht halten konnte und ſeinen Director bankerott gemacht hat. Es iſt ſchon ſeit einigen Monaten geſchloſſen; da jedoch hier nichts leichter wieder in Gang kommt als ein Theater, ſo haben ſich nicht weniger

Digitized by Google

als zehn Concurrenten um die Direktion dieſer Bühne beim Miniſter des Innern beworben, und dieſer hat endlich den Schauſpieler Bocage, welcher ſonſt im Théâtre français ſpielte, zum Direktor ernannt. Der Staat gibt dieſer Bühne 60,000 Francs und den Saal; im Uebrigen iſt ſie auf eigene Mittel angewieſen, was bei einer Anſtalt, die ausgezeichnete Schauſpieler zu beſolden hat, keine Kleinigkeit iſt. — Bekanntlich hat der Vater der Rachel, als er geſehen, welch glänzende Stellung ſeine Tochter durch ihr Talent ſich verſchafft hat, ſogleich alle ſeine Kinder für die Bühne beſtimmt, in der Hoffnung, ſo vielmal 40,000 Francs zu ziehen, als ihm der Himmel Kinder beſcheert hat. Dieß iſt ihm nun zwar bisher noch nicht geglückt; die Kinder ſind bald hier, bald dort aufgetreten, haben aber nirgends feſten Fuß faſſen können. Die Rachel, als gute Schweſter, hat alles Mögliche gethan, um ihre Geſchwiſter neben ſich auf der Bühne des Théâtre français zu halten, es hat aber bisher nicht gelingen wollen. Eine ihrer Schweſtern debütirte zwar im Trauerſpiele, aber nicht mit Glück; eine andere begnügt ſich mit einer kleinen Bühne, welche bei weitem nicht 40,000 Francs zahlen kann. Aber der Vater Felix hat doch die Freude, ſeine Kinder jezt faſt alle in Thätigkeit und ſein Haus mittelſt des Theaters in Flor zu ſehen, nachdem man ſich früher in dieſem Hauſe damit beholfen hatte, die Kinder vor den Kaffeehäuſern unter Begleitung der Laute ſingen zu laſſen und täglich eine kleine Summe in Kupfermünze zu ernten. — Auf den Boulevardstheatern wird jezt ein Stück geſpielt: „Der Kanal St. Martin," welches mit ſehr grellen Farben die Sitten von Leuten ſchildert, welche noch nicht ſehr bekannt ſind. Dieß ſind die Menſchen, welche in jenem Kanale wie auch in der Seine verlorene Sachen und Menſchen auffiſchen. Dieß ſcheint zu einer Spekulation geworden zu ſeyn, wie Alles in Paris. Wird ein aus dem Waſſer gezogener Leichnam der Polizei überliefert, ſo bezahlt ſie 15 Francs dafür; wird ein Lebender, welcher in Gefahr war zu ertrinken, aus dem Waſſer gerettet, ſo zahlt die Polizei 25 Francs. Anfangs war es umgekehrt; für einen Geretteten zahlte ſie 15 Fr., für einen Leichnam 30 Fr. Da ſoll es ſich denn zuweilen ereignet haben, daß ſo ein Burſche, der ſich mit dem Auffiſchen verlorener Sachen abgibt, alſo ſchloß: Rette ich jenen Menſchen, der in Gefahr ſchwebt zu ertrinken, ſo bekomme ich nur 15 Fr.; wäre er dagegen todt, ſo bekäme ich das Doppelte. Ich mache alſo ein beſſeres Geſchäft, wenn ich warte, bis aus dieſem Menſchen, der mich nichts angeht, ein Leichnam geworden iſt. Dieſe Schlußfolge iſt freilich weder menſchlich noch chriſtlich; aber unter der Hefe des Pöbels in großen Städten gibt es Menſchen genug, in denen kein Funke von Menſchlichkeit iſt. Dg.

### Dresden, Juli.

(Fortſezung.)

Kindergarten. — Buchhändler Arnold.

Noch nie iſt wohl der naturgemäßen Beförderung und Entwickelung aller menſchlichen Fähigkeiten ernſteres Nachdenken gewidmet worden, als in jeziger Zeit. Noch nie hat es den Verſtändigen klarer eingeleuchtet, wie viel auf die gehörige Ueberwachung der Kinder in den früheſten Lebensjahren ankomme, und daß gerade die kräftigſten und begabteſten Kinder durch Verkehrtheit und Leichtſinn, oder gar Sittenloſigkeit der nächſten Verwandten oder zu ihrer Beaufſichtigung gedungenen Miethlinge am leichteſten an Erreichung des Zieles, das die Natur ihnen vorzeichnete, für immer verhindert werden. Längſt zurückgekommen vom unglücklichen Wahne, daß man aus Kindern wo möglich frühreife Weltwunder der Kunſt und Wiſſenſchaft machen müſſe, die in der Regel ſpäter, gleich der unnatürlich übertriebenen Pflanze im Gewächshauſe, zurück- wo nicht gar untergehen, denkt man neuerlich immer mehr darauf, unter gehöriger Ueberwachung des Verkehrs der Kinder mit einander, ihnen eine angemeſſene Ausbildung zu geben. Namentlich hat ein von einem ſo erfahrungsreichen, als umſichtigen, praktiſchen Erzieher, Namens Frankenberg, ſchon vor einiger Zeit hier unter der Benennung des Kindergartens errichtetes Inſtitut mit jedem Jahre mehr Vertrauen gewonnen. Der ehrenvolle Ruf und die geſegneten Wirkungen dieſer Anſtalt auf die meiſten der zahlreichen Zöglinge, welche darin, unter freundlichem Scherz und Spiel, dem Ernſte der eigentlichen Schule zugebildet und für denſelben empfänglich gemacht werden, erzeugte ſo eben die Idee, welch großen Nutzen eine mit dieſem „Kindergarten" zu verbindende Pflanzſchule für künftige Erzieherinnen haben könnte, und es ſcheint, daß ſie allenthalben, wo ſie zur Sprache kommt, Anklang und Theilnahme findet. Möge ſie Wurzel ſchlagen, dieſe Idee, und hinreichende Unterſtüzung ihr nicht fehlen. Ihre Zweckmäßigkeit ſpricht ſich zu klar aus, als daß dieſem Wunſche nicht jeder Wohlgeſinnte beiſtimmen ſollte.

Nur ſelten werden beſondere Verdienſte ſo allgemein und freudig anerkannt, als es am 9. vorigen Monats in unſerer Stadt geſchah. Es war der Tag, an welchem dem Buchhändler und Stadtverordneten Chriſtoph Arnold vor 50 Jahren das hieſige Bürgerrecht ertheilt wurde. Wie er bei äußerſter Beſchränktheit der materiellen Kräfte ſein buchhändleriſches Geſchäft muthvoll und umſichtig in größter Stille begonnen und ſolches, nach langem Kampfe mit Hinderniſſen aller Art, einzig durch überwiegende Thätigkeit, Intelligenz und ſtrenge Rechtſchaffenheit auf eine bedeutende Stufe zu erheben gewußt, ſo hat er auch als Bürger hieſiger Stadt fortdauernd der Beförderung alles Gemeinnüzigen, ſehr oft mit Hintanſezung des eigenen Vortheils, raſtlos und rühmlichſt nachgeſtrebt, und ſich nebenher durch immer bereitwillige Unterſtüzung unverſchuldet leidender Mitbürger ſchon lange ein unvergängliches Denkmal im Herzen aller Wohlgeſinnten geſezt. In dieſen fand daher die Kunde den freudigſten Wiederklang, daß eine Deputation der hieſigen Stadtbehörden am Morgen des erwähnten Tages dem Buchhändler Arnold eine ſchriftliche Ehrenjubeltafel überreicht habe. Die Dresdener Buchdruckereien gaben dem Jubilar auf gleiche Weiſe durch Werke, aus ihren Preſſen zur würdigen Feier des Ehrentages hervorgegangen, ihre Verehrung zu erkennen. Namentlich hatte der Buchdruckereibeſizer Teubner zu Dresden und Leipzig, außer der Theilnahme an dem von den übrigen Druckereien dem Jubilar überreichten Gedichte, noch ein beſonderes demſelben gewidmet. Wie wenig der Druck des hohen Alters im Stande geweſen, Arnolds buchhändleriſche Wirkſamkeit zu beſchränken, dafür führt der Meßkatalog noch immer den ſicherſten Beweis. Denn obſchon der ihm für die Leipziger Buchhandlung mit lebendigem Geiſt und Jugendkraft zur Seite ſtehende Handlungsgeſellſchafter Reimann, ein ganz nach Arnolds Wunſche gediehener Zögling des Jubilars, nebſt den übrigen, zum Theil ſeit langen Jahren ihm beiſtehenden, bewährten Arbeitern im Buchhändlergeſchäfte zu deſſen Durchführung weſentlich beitragen mögen, liegt doch die oberſte Leitung deſſelben noch immer wie ſonſt in ſeiner Hand.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 186.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 5. Auguſt 1845.

> Die Stiftungen der Engländer ſind ſo imponirend, daß die ſeltſamſten Reſte des Mittelalters, die darin verewigt ſind, ſtatt den Spott herauszufordern, meiſt dazu dienen, den großartigen Eindruck zu verſtärken.
>
> Georg Forſter.

## Das Charter-Haus in London.

(Schluß.)

Von hier kamen wir in ein Gebäude, das an ſeinen dicken Steinmauern ſichere Bürgen und feſte Stützen ſeines Alters hat. Es war ein Theil des herzoglich Norfolkſchen Palaſtes und enthält noch einige Räume, die man mit Intereſſe ſieht. So iſt im obern Stockwerk, zu welchem eine breite, kunſtreich ausgeſchnizte Eichentreppe führt, ein weiter Saal mit den ſtolzen Wappenſchildern über dem mächtigen Kamin, mit der getäfelten und vergoldeten Decke und alten, immer noch kenntlichen Ritterthaten auf den hie und da geſchlizten, faſt überall vergilbten Tapeten. Im Erdgeſchoß iſt der ehemalige herzogliche Banketſaal, die große Halle geheißen, jezt im Sommer bei feſtlichen Gelegenheiten der Speiſeſaal. Am nördlichen Ende iſt ein ſehr geräumiges Orcheſter, am öſtlichen eine damit verbundene Zuſchauergalerie, quervor Suttons Porträt in Lebensgröße, in ſchwarzem Talar auf hohem Armſtuhle, den Grundriß von Charter-Haus in der rechten Hand. Eine niedrige Thür führt in ein verhältnißmäßig kleines und niedriges Gemach, einſt das Refektorium der Laienbrüder, eine andere in einen Kreuzgang, der einen offenen Hof umſchließt, den jetzigen Spiel- und Tummelplatz der vierzig Knaben. So berichtete mir mein Führer, denn mein Beſuch fiel in die Ferienzeit, wo die Knaben abweſend und die Lehrſäle geſchloſſen waren. Deßhalb konnte ich auch über die Art des Unterrichts keine Auskunft erhalten, zuverläßig genug, ein öffentliches Wort darüber zu ſagen und ein Urtheil darauf zu gründen.

Die achtzig Brüder ſtehen unter einem Meiſter — master — der im Hauſe wohnt und mit aller Machtvollkommenheit eines Benediktinerabtes bekleidet iſt. Die Brüder ſind ihm zu unbedingtem Gehorſam verbunden, dürfen in ſeiner Gegenwart ohne ſeine Erlaubniß ſich weder ſetzen noch den Kopf bedecken, und wollen ſie ausgehen, wäre es auch auf noch ſo kurze Zeit, müſſen ſie ſeine ſchriftliche Genehmigung haben und an den Pförtner abgeben. Die Strafen, die er über ſie verhängen kann, ſind Geldbuße und Carem oder Ausſchließung von der Mahlzeit. Schon der nächſte Strafgrad iſt Relegation, Fortweiſung aus der Anſtalt. Hiezu bedarf es aber der Beiſtimmung der Gouverneurs oder vier Unteraufſeher. Dieſe, ſo wie alle übrigen Offizianten, namentlich der Prediger, der Küſter, der Buchführer, der Kaſſier, der Arzt und der Haushofmeiſter wohnen ebenfalls im Bezirk der Anſtalt. Bis vor fünfzehn Jahren wurde Alles von Männern verrichtet, das weibliche Geſchlecht war völlig verpönt; ſeitdem iſt eine Matrone angeſtellt

worden, die mit einer Anzahl „bejahrter“ Mägde die Reinigung der Stuben und der Wäſche und die Pflege der Kranken beſorgt. Früh und Abends iſt in der Kapelle Gottesdienſt und wenigſtens einmal muß jeder Bruder ſich einfinden oder ſich mit „gutem“ Grund entſchuldigen. Die Schulknaben nehmen bloß Sonn- und Feiertags Theil. Außer dieſen Beſchränkungen genießen die Brüder vollkommene Freiheit. Selbſt der Wunſch, auszugehen, wird ihnen ſtets erfüllt und bei Uebertretung des Gebots, zur beſtimmten Abendſtunde zu Hauſe zu ſeyn, vom Meiſter gewöhnlich ein Auge zugedrückt. Und doch iſt die Stunde für alte Herren hinreichend ſpät — neun Uhr im Winter, zehn Uhr im Sommer. Ueberdieß erhält jeder auf Verlangen einmal jährlich mehrwöchentlichen Urlaub und für dieſe Zeit eine angemeſſene Vergütung in Geld.

Eine Stunde vor neun Uhr im Winter und vor zehn Uhr im Sommer wird das „Rufglöckchen“ geläutet, und wer über eine Stunde länger ausbleibt, dem Meiſter gemeldet. Das Glöckchen ſchlägt ſo vielemal an, als die Stiftung Brüder zählt, einmal weniger, wenn Einer geſtorben iſt, ſo lange bis ſein Nachfolger eingetreten. Als mein Führer dieß erwähnte, recitirte er einige Verſe, die, wie er ſagte, einer der Brüder gedichtet. Ich ſchrieb ſie auf, und vielleicht dankt es mir der eine oder andere Leſer, wenn ich ſie hier mittheile.

„How oft at close of parting day,  
When light has bid the sky farewell,  
The traveller pauses on his way,  
To list the Charter's evening bell,

Which, from prayer's shrine proclaims around,  
In Heaven's own voice, with cheerful bome,  
That eighty wanderers there have found  
Rest, plenty, and a kindly home.

Blest sound! the breast with gladness swells,  
That hears; we but feel heavy hearted,  
When one knell less in silence tells,  
A brother hath in peace departed!

Yet death is robbed of half its sting,  
And e'en the grave gains calmer rest,  
To think, when heavenward one takes wing,  
'Twill make some other lone heart blest!“

Gleichzeitig mit der Neuerung, welche eine Matrone ſammt Mägden zuließ, wurden die in Folge der faſt allen engliſchen Stiftungen eigenen Zähigkeit des Feſthaltens an hergebrachten Gewohnheiten in Gebrauch geweſenen hölzernen Teller gegen ſteingutene, die eiſernen Meſſer und Gabeln gegen ſilberne vertauſcht und alles übrige Tiſchgeräth angemeſſen moderniſirt. Nur die Koſt iſt die ſtatutenmäßige geblieben, und ich zweifle auch, daß ein ächter Engländer mit ihr unzufrieden ſeyn kann. Jahr aus Jahr ein Sonntags Roaſtbeef und Plumpudding, die Roſinen ausgekernt und zum Fleiſche das feinſte Weißbrod und die beſten Gemüſe; von Allem in beliebiger Quantität, wobei ich einſchalte, daß der Küchenherd fünfzehn Rindsſtücke auf einmal röſten kann. In der Woche ſpielen Schöpſen- und Kalbfleiſch die Hauptrolle. An Michaelis erſcheint Gänſebraten, an des Stifters Gedächtnißtag, den 12. December, Geflügel und Wein, zu Weihnachten eine Galone Ale. Außer den gemeinſchaftlichen Mittagsmahlen erhält jeder täglich eine Portion Brod, friſche Butter, Milch und Tafelbier, dann Feuerung, Licht und Wäſche, ſo daß er an Lebensbedürfniſſen nur Thee und Zucker zu kaufen braucht, zwei Artikel, die in den Tagen des guten Sutton noch nicht Mode waren. Hiezu aber und zu ſeiner Bekleidung empfängt Jeder des Jahrs in vierteljährigen Raten 26 Pf. 12 Sch. und die Anſtalt liefert ihm frei den ſchwarzen Chorrock, den er bei Tiſch, in der Kirche und vor dem Meiſter tragen muß.

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Wir haben in einem frühern Artikel geſehen, daß die altrömiſchen, ſeit undenklicher Zeit einheimiſchen Roßrennen ihrer eigentlichen Stiftung zufolge nach aller Wahrſcheinlichkeit Leichenſpiele waren, die jedoch als eine, mit der eigenthümlich nationalen Leidenſchaftlichkeit feſſelnde Feſtluſt auf die verſchiedenſten Anläſſe göttlicher Verehrung übertragen und, da ſie gar nichts von tragiſchem, böſe Vorbedeutungen mit ſich bringenden Ernſte an ſich hatten, gerade zu eigentlichen Erholungs- und Vergnügungsfeiern geſtempelt wurden. Die Fechterſpiele dagegen haben ihre urſprüngliche Einſetzung als blutige Sühnungsfeſte der Abgeſchiedenen nie ganz verleugnet, und ſo ſehr das hartgewöhnte, in dem ſtolzen Gefühle, den Erdkreis unter ſeine Füße gebracht zu haben, nur allzu ſteifſinnig hinlebende Volk auch dieſen, aus der Fremde hergeholten Schaugenuß liebgewonnen hatte, ward doch die Erinnerung, daß ſolche Mordſcenen den milden Göttern des Lichts und der Menſchlichkeit keine Augenweide gewähren könnten, ſelbſt in ſpäter Zeit feſtgehalten. Als im Jahre 712 die Aedilen ſtatt der Roßrennen für die freundliche Ceres und den herzerfreuenden Gott der Reben Gladiatorenſpiele angerichtet hatten, erfüllte dieſer Schritt die Stadt mit Beſtürzung, und gerade dieſer Umſtand ward als eines der böſen Anzeichen gedeutet, daß Brutus und Caſſius unglücklich kämpfen und die Sache der Freiheit auf ewig dahin ſeyn werde.

Digitized by Google

In der That iſt ſchon der ganze Sinn beider Spiele höchſt verſchiedener Natur. Die Pferderennen, wie überhaupt die Spiele der reinen Gymnaſtik, bezeichnen bereits eine Stufe höherer Humanität auch in Auffaſſung des Zuſtandes der Dahingeſchwundenen. Sie ſetzen eine Rückerinnerung derſelben an das Leben, eine Empfindung für das dankbare Andenken der Zurückgebliebenen, ein Gefallen an dem Schauſpiele der ehemaligen Lieblingsbeſchäftigungen hienieden auch noch im Schattenreiche voraus. Sie gehören zu den zartempfundenen, harmloſen Verſchönerungen, durch welche das Gefühl des Augenblicks, jenes Recht des Lebenden, der ſtarke Troſt, der im Bewußtſeyn des Daſeyns liegt, den graſſen Begriff der Vernichtung zu beſeitigen, zu verhüllen ſuchte. Der Todte wird in einem fortdauernden Gedankenverkehr mit den Lebendigen gedacht, es laben ihn die Bilder des friſchen Regens und Bewegens, es iſt derſelbe Inſtinkt, der dieſe Art ſich fröhlich tummelnder Turnübungen und Wagenſpiele zu Verherrlichung der Todten hervorrief, und der die Sarkophagen und Grabdenkmäler mit Hochzeitfeiern, Weinleſen und bacchiſchen Triumphzügen ſchmückte.

Daß man hingegen zur Genugthuung und Sühne der Grabesmächte unglückliche Gefangene oder erkaufte Sklaven ſich paarweiſe morden ließ, deutet auf die finſterſte und roheſte Vorſtellung vom Dienſte der Unterirdiſchen. Hier iſt es nicht der Abgeſchiedene, welchem man einen Liebesdienſt bereiten, einen lezten Lebensgenuß bei ſeinem Hinabſteigen in's Reich der Tiefe gewähren will. Dieſe Art der Todtenfeier iſt ganz und gar aus den Verzweiflungsphantaſien entſprungen, mit welchen der regungslos daliegende Leichnam, das aus gebrochenem Auge gräßlich herſtierende Schreckenswort: „es iſt aus!“ die zagenden Gemüther erfüllt. Da thront, auf freudloſem, von Larven umgebenen, vom Schweigen umſtarrten Herrſcherſitz der entſetzliche König der Unterwelt neben einer ſelbſt vor ihm bebenden Gattin, die der jammervoll nach ihr die ganze Erde durchſchweifenden Mutter mit tückiſcher Gewalt aus Spiel und Scherz unter Blumen entführt worden. Er ſucht, wie die herzloſen, gefürchteten Deſpoten der Erde, was ſeinem unheimlichen Reiche an Reiz, an Genüſſen, an Fröhlichkeit abgeht, durch düſtern Pomp zu erſetzen. Er iſt ſtolz auf den Namen des Völkerverſammlers; ſeine Herrſchaft iſt unermeßlicher, als die des Zeus, denn Alles, was Licht und Leben geſehen hat, früh oder ſpät muß es unerbittlich zu ihm hinab. Und je mehr der klagenden, händeringenden Schaaren die ewige Nacht ſeiner Räume bevölkern, deſto mehr frohlockt er. Er geizt darnach, der Irdiſchen Freude zu verderben; ob ſie ihn haſſen, die ſein Reich mehren müſſen, iſt ihm gleichgültig; nicht geliebt will er ſeyn, ſondern gefürchtet. Daß keiner gern in ſeiner Nähe verweilt, weiß er recht wohl; allein es iſt geſorgt, daß keiner ſeinen Grenzen wieder entfliehe.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Mainz, Juli.**

Rheiniſche Dampfſchifffahrt. — Jüdiſche Reformfreunde in Mainz.

Neuerdings verſucht man in öffentlichen Blättern das Manöver, die Blüthe der Düſſeldorfer Dampfſchifffahrt bis in die Wolken zu erheben und zwiſchen den Zeilen leſen zu laſſen, als befände ſich die Kölniſche Dampfſchifffahrt in einem beklagenswerthen Zuſtande. Gegen ein ſolches Manöver wäre nichts einzuwenden, wenn es gewiſſe Grenzen der induſtriellen Politik nicht überſchritte, und wenn es ehrlich durchgeführt würde. Allein wenn man andeutet, daß bei der Düſſeldorfer Geſellſchaft die Schiffe beſſer und ſchneller, die Einrichtung comfortabler, das angeſtellte Perſonal gegen die Paſſagiere höflicher, die Bedienung prompter, die Speiſen und Getränke wohlfeiler und beſſer ſeyen, als bei der Kölniſchen Geſellſchaft, ſo läßt ſich das wohl ſagen, aber in der Wirklichkeit nicht beweiſen. Ich bereiſe ſo viel und oft den Rhein, und zwar mit den Schiffen der beiden Geſellſchaften, erinnere mich aber nicht, gefunden zu haben, daß ich bei den Düſſeldorfern mehr Urſache zur Zufriedenheit, bei den Kölnern mehr Urſache zur Klage gehabt hätte. Beide Geſellſchaften leiſten in den angeführten Punkten, was nur irgend der Reiſende zu fordern berechtigt iſt, und jeder Vorzug, den man der einen Geſellſchaft auf Koſten der andern gibt, iſt unbegründet. Etwas anderes iſt's mit den innern Verhältniſſen beider Geſellſchaften. Da die Aktionäre der Düſſeldorfer Geſellſchaft ſo großmüthig waren, ſeit vielen Jahren auf Zinſen zu verzichten, weil das Geſchäft, ſollte es nicht zu Grunde gehen, keine abwarf, ſo mußte allerdings die Unternehmung nach und nach eine feſte Geſtaltung bekommen, und wir freuen uns von Herzen darüber; denn eine Concurrenz ſoll und muß bei der rheiniſchen Dampfſchifffahrt ſeyn, und die Düſſeldorfer Geſellſchaft hat unbeſtritten das negative Verdienſt, die Wohlthat der Concurrenz für die reiſende Welt hervorgerufen zu haben. Allein die Kölniſche Geſellſchaft hat nie aufgehört, Zinſen zu zahlen, und wenn ſie dabei unterlegen wäre, ſo wäre es ein ehrenvoller Tod geweſen. Doch ſie ſteht kühn und mächtig da, und wird nur dann zu Grunde gehen, wenn der Rhein die lezte Dampfwolke ſieht. Die Kölniſche Geſellſchaft, es iſt wahr, hat größere Anſtrengungen gemacht, als ſie vielleicht ſollte, allein es geſchah im Gefühle ihrer Kraft und ihrer ungeheuern Mittel; die Concurrenz war impoſant, es war eine Concurrenz, wie man ſie in England und Amerika gewohnt iſt, und die Aktionäre und das reiſende Publikum ſtanden ſich nicht ſchlecht dabei, und die Reſervefonds auch nicht. In neueſter Zeit aber, wo die Rheinreiſeluſt überhaupt ſchwächer geworden iſt, und wo die Eiſenbahnen der ganzen rheiniſchen Dampfſchifffahrt einen unheilbaren Schlag zu verſetzen drohen, können die Verhältniſſe der beiden Geſellſchaften nicht mehr beneidenswerth ſeyn, und jezt wird es allerdings gerathen, vorſichtiger und ruhiger zu Werke zu gehen und die Concurrenz nicht mehr im bisherigen großen Maßſtabe fortzuſetzen. Wenn wir alſo auch die Ausdauer der Düſſeldorfer Geſellſchaft vollkommen anerkennen, ſo können wir andererſeits doch nicht umhin, der Groß-

Digitized by Google

artigkeit der Kölniſchen Unternehmung Bewunderung zu zollen und ihre Anſprüche auf die Dankbarkeit der Bewohner der Rheingegend gegen jeden Angriff ſicher zu ſtellen; denn die Kölniſche Geſellſchaft war es, die zuerſt den Muth hatte, die Wohlthat der Dampfſchifffahrt über den ganzen geſegneten Strom auszudehnen und durch Ausdauer alle Schwierigkeiten und Wechſelfälle zu beſiegen.

Kürzlich fand die erſte Verſammlung der hieſigen iſraelitiſchen Reformfreunde ſtatt. Ohngefähr 120 hieſige iſraelitiſche Bürger, darunter die gebildetſten, begütertſten und einflußreichſten, hatten das Einladungscircular unterzeichnet und ſich eingefunden. Nachdem der Vorſitzende mit einfachen und klaren Worten auseinandergeſezt hatte, daß das Judenthum durch die Schuld der Orthodoxen immer mehr der Auflöſung entgegengehe, und daß es die höchſte Zeit ſey, für die Erhaltung und neue Belebung des religiöſen Judenthums die geeigneten Reformen einzuführen, begannen die Debatten. Sie drehten ſich in der Hauptſache um folgende drei Punkte: 1) Soll ſich die Geſellſchaft zu einem Reformverein im Sinne des Frankfurter und Berliner jüdiſchen Reformvereins konſtituiren? Die große Mehrzahl war dieſer Anſicht nicht, da genannte Reformvereine zu radikal und mit zu wenig Berechtigung an's Werk gehen. 2) Soll man ſich dem Reformwerke der Rabbinenverſammlung anſchließen, doch in der Art, daß man derſelben Vorſchläge und Wünſche ausdrückt und ſie namentlich zu einem entſchiedenern Handeln auffordert? Auch dieſe Anſicht fand keine Majorität, da es nicht rathſam ſcheine, die Rabbinenverſammlung zu Schritten zu drängen, die nur allmählig erfolgen können. 3) Soll die Rabbinenverſammlung mit allen möglichen geiſtigen und materiellen Mitteln in ihrem wichtigen Beſtreben unterſtüzt werden? Dieſe Frage wurde einſtimmig bejaht und beſtimmt, daß alsbald eine aufmunternde und theilnehmende Adreſſe an die Rabbinenverſammlung gerichtet und daß eine jährliche Geldunterſtützung bewilligt werde; denn man erkannte an, daß die Juden Deutſchlands die Verpflichtung übernehmen müßten, für die pekuniären Bedürfniſſe der Rabbinenſynode zu ſorgen. Die bereits nach Frankfurt an das Centralcomite für die Rabbinenverſammlung geſendete Adreſſe lautet folgendermaßen: „Hochwürdigſte Herren! Nicht im erſten Drange eines leicht entzündeten Enthuſiasmus, ſondern nach reiflicher und allſeitiger Erwägung der obwaltenden Verhältniſſe, nach unpartheiiſcher Würdigung der vorhandenen Schwierigkeiten und Verwickelungen, ſchließen ſich die ergebenſt Unterzeichneten der frohen Bewegung im Sinne des Lichts und der Wahrheit an, die, lange vorbereitet durch die Bedürfniſſe der Zeit und der modernen Geſittung, endlich durch Ihr männliches, ächter Volkslehrer würdiges Auftreten bei Ihrer vorjährigen Verſammlung zu lebenskräftiger Geſtaltung gediehen iſt. Ihre Perſönlichkeit und Ihre Antecedenzien berechtigen uns zu der ſchönen Hoffnung, daß Sie der Zeit ihr Recht verſchaffen und das Judenthum im Intereſſe der Menſchheit vor der traurigſten Verknöcherung oder wohl gar vor der ſchmählichſten Auflöſung bewahren werden. Empfangen Sie für Ihr edles Beginnen im Intereſſe der heiligen Sache, das Sie in den Mauern unſerer Nachbarſtadt vereinigt, unſere beſten Glückwünſche, und als Männer von Männern die Verſicherung, daß wir in dem kleinen Kreiſe unſerer Wirkſamkeit mit ernſtem und nachhaltigem Eifer Alles aufbieten werden, um dem Geiſte, der Sie bisher beſeelte und auch ferner beſeelen wird, einen Boden zu kräftigem Wachsthum und Gedeihen zu gewinnen. Zugleich wollen Sie aus dieſer unſerer ergebenſten Adreſſe entnehmen, daß die hierarchiſche Anmaßung der 77 Finſterlinge auch in unſerer Gemeinde, obwohl deren Rabbinatsverweſer zu jener Zahl gehört, nach Verdienſt verworfen wird.“

## Dresden, Juli.

(Schluß.)

### Theater.

Wie ich Ihnen bereits gemeldet, erſcholl zu Anfang des vorigen Monats die Nachricht von einer zweiten Bühne, welche ſich, nach dem Beiſpiele der Schauſpielergeſellſchaft auf Reiſewitzens, den Namen eines „Sommertheaters“ angeeignet habe. Viele betrachteten dieſe Nachricht als einen Scherz, über deſſen Reife oder Nichtreife man nächſtens in's Klare kommen werde. Es ſtellte ſich aber ſogleich heraus, daß es völliger Ernſt und das zweite Sommertheater wirklich zu Blaſewitz in's Leben getreten war. Ein Mann Namens Körzinger hat es verſucht, zum Beſten ſeiner Kunſt der Natur eine Partie Spaziergänger und Weinbergsbewohner, noch neben den Landleuten aus der Umgegend, die doch auch wiſſen wollen, wie es auf der Schaubühne hergeht, auf erlaubtem Wege wegzufangen. Ob er ſeine Rechnung dabei finden wird, iſt noch zweifelhaft. — Das Theater auf Reiſewitzens bemüht ſich fortwährend, auf Vervollkommnung deſſelben hinzuarbeiten, vor Allem aber durch die Wahl paſſender Stücke ſein Publikum zu befriedigen. Auch fremde Gäſte von ganz gutem Gehalt ſind wieder auf dieſer Bühne erſchienen. Eine Zeitlang füllten die mancherlei von dieſer Truppe recht genügend gegebenen Poſſen die Lücke aus, welche durch den Urlaub Räders entſtanden war, der ſonſt die Seele der Poſſen iſt, mit denen die Hofbühne in der flauen Sommerzeit ihr Publikum zu feſſeln ſucht. — Die Hofbühne brachte eine von Räder verfaßte, bereits auf andern guten deutſchen Theatern aufgeführte Zauberpoſſe mit Geſang und Tanz: „der arteſiſche Brunnen;“ ſie fand bei der Mehrzahl der Zuſchauer großen Beifall. Dieſe neue Poſſe hat im Weſentlichen viel Aehnlichkeit mit ſeinem „Weltumſegler wider Willen.“ — Dem unter dem Titel: „Ein Soldatenherz,“ auf dem Hoftheater aufgeführten neuen Drama von F. Heine, deſſen Plan und Ausarbeitung man Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſchadete hauptſächlich manche Länge und die dem Zeitgeſchmack widerſtrebende Weinerlichkeit. Die Erſcheinung Napoleons darin erregte großen Applaus. Es verdiente auch Bewunderung, mit welchem Glück der Schauſpieler Quanter das ganze körperliche und geiſtige Weſen des unſterblichen Korſen in die Geſtalt deſſelben zu legen wußte. Hätte es nur, wie in dem beliebten Holtei'ſchen Stück: „der alte Feldherr,“ mit der ſtummen Rolle ſein Bewenden haben können. Aber kaum hatte der Held den Mund zur Rede geöffnet, ſo erſtarb auch der Beifall immer ſichtbarer. Nicht als wäre der verſtändige Schauſpieler daran Schuld: die dem Bühnenpublikum wohlbekannte Stimme des Schauſpielers zerſtörte den Eindruck. Die zahlreiche Verſammlung war durch die ſorgfältige Nachahmung in die vollkommenſte Illuſion verſezt, ſie ſah in dieſer Geſtalt Napoleon ſelbſt vor ſich, und nun hörte ſie doch, daß dieß gar nicht der Fall ſey. Bei der bald darauf erfolgten Wiederholung dieſes Drama's fand daſſelbe durch zweckmäßige Abkürzungen weit mehr Anklang als das erſtemal. — An einer neuen Oper: „die Favoritin,“ von Donizetti, zu welcher Scribe den Text lieferte, ſoll der erſte Akt vorzugsweiſe vor den drei folgenden gefallen haben.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 187.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 6. Auguſt 1845.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.
Goethe.

## Der Geſang der Winde.

Wir ſind die Wandrer des Raumes,
Wandern auf und ab,
Doch finden nicht Ruhe,
Und finden kein Grab.
Wir haben kein Obdach,
Wir haben kein Haus,
Wohin wir uns wenden,
Stoßt man uns aus.
Wir wiſſen nicht wer
Uns gezeugt und geſandt,
Ziehen troſtlos umher
Ueber Meer und Land.
Wir müſſen ewig wehen
Und bringen Tod und Verderben,
Wir müſſen ſterben ſehen,
Und können ſelbſt nicht ſterben.
Und Niemand ſieht uns,
Und Jeder flieht uns.
Wir wehen zum Himmel
Und er ſtößt uns nieder,
Wir ſteigen zur Erde
Und müſſen auf wieder.
Und Jeder umgeht uns,
Und Keiner verſteht uns.
Wir klagen und flehen
Um Obdach und Haus,
Doch Erde und Himmel
Stoßen uns aus.
Uns liebt nur das Meer,
Und wir lieben es wieder;
Doch es kann nicht zu uns her,
Und wir nicht zu ihm nieder,
Und können nicht weilen —
Da wird zum Heulen
Wohl oft unſre Stimme,
Und das Weh wird zum Grimme.
Und wir ziſchen und ſauſen,
Und Schrecken und Grauſen
Folgt auf jedem Schritt uns,
Und wir ziehen mit uns
Der Lüfte Bewohner,
Die Wolken und Donner,
Und wachſen und ſchwellen
Zu drohenden Stürmen;
So gepanzert und hehr
Ziehn wir zum Meer.
Das hebt ſeine Wellen,
Die ſchwellen und thürmen
Sich aufwärts gleich Bergen,

Digitized by Google

Und ſpringen nnd nah'n
Mit den Armen, den naſſen;
Und das Meer hebt ſich an,
Und wir wollen's umfaſſen
Mit ſtarken Gewalten —
Doch müſſen wir's laſſen
Und können's nicht halten.
Da gellen die Wellen
In ohnmächtigem Grimme,
Da heulen die Donner
Mit furchtbaree Stimme;
Aus den Augen der Wolken
Flammt's in zoeniger Gluth,
Und wir toſen und ſtöhnen
In troſtloſer Wuth.
Und es heult und ziſcht
Und dröhnt und zittert,
Daß es rings die Veſten
Der Erde erſchüttert.
Und weh dann den Sterblichen
Die beim Meere zu Gaſt!
Es verſchlingt ihee Schiffe
Mit Segel und Maſt,
Und degrabt ſie in grimmer Todesluſt
In ſeinee eieſigen Wellenbruſt.
Aber wir müſſen ewig wehen,
Bringen Tod und Veedeeben,
Müſſen ſterben ſehen,
Und können ſelbſt nicht ſterben.

Pitzunda, am ſchwarzen Meere, den 6. Mai 1845.

Fr. Bodenſtedt.

---

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Wie die theſſaliſchen Tyrannen ihre Löwenhunde und heutzutage die türkiſchen Paſchas ihre wahren Löwen, hat er ſeinen deeiköpfigen Hund Ceedeeus an die Pforten des Palaſtes gekettet; dee beißt jeden zurück, welcher es ſich beigehen ließe, wieder hinans zu wollen. So müſſen ſie, wohl oder übel, auf dee feuchten, ſumpfigen, melancholiſchen Nebelwieſe, wo nur Asphodill, ein lilienartiges Knollengewächs, eine Naheung der Bettler, foetkommt, frieeend und ſchaudernd aushaeren, in traumhaftem, ſchwankendem Zuſtande, in dem ihnen nur dann, wenn ſie Blut trinken könnten, die Beſinnung wiederkehren würde. Aber in dieſen modrigen Regionen kann kein Blut in Adern fließen.

Alles in dieſem ſchrecklichen Bezirke iſt einander gleich. Aem und Reich, Schön und Häßlich, Verdienſt und Thorheit, Laſter und Tugend ſtehen unter einem und demſelben eheenen, unabwendbaren Geſetz gemeinſamer Nichtigkeit und Erlöſchung. Aber dennoch haben die Könige, die Mächtigen, die Vermögenden ſelbſt hier eine, wenn ſchon eitle, hohle Ehee: ſie düefen den Thron des Herrſcherpaares als deſſen berechtigter Hofſtaat umſtehen. Daeum gereicht es ihnen zum Voetheile, wenn ſie ſelbſt, als mächtig Gebietende, in zahleeicher Begleitung eines ihre Würde bethätigenden Gefolges hinabgelangen. Und hier haben wir den Punkt, an welchen ſich die unmenſchliche Vorſtellung anknüpft, daß dem Todten gedient weede, wenn man ihm zu Ehren noch andere Perſonen zu den Schatten hinabſende.

Noch der homeriſche Achilles opfert am Scheiterhaufen ſeines geliebten Patroklos außee deſſen Lieblingspferden und Hunden zwölf gefangene Trojaner, die er bei dem Kampfe im Fluſſe Xanthos zu dieſem Zwecke ausdrücklich verſchont hat. Doch dürfen wir kaum annehmen, dieß ſey in des Helden Zeitalter übeehaupt noch griechiſche Sitte geweſen. Der Verluſt des Freundes hat nur ſein ſonſt menſchlich empfindendes Herz verhärtet; ſeit er den Patroklos verloren hat, flehen ihn alle Troer, wie er dem Lykaon eekläet, vergebens um Gnade an; der Dichter aber veefehlt nicht, durch den Zuſatz: „denn ſchreckliche Thaten eeſann er,“ ſeine eigene Mißbilligung ſolchen Menſchenopfers kund zu thun. In der Nachahmung dieſes homeriſchen Achilles läßt auch Virgil ſeinen Aeneas für die Beſtattung des Pallas erleſene Jünglinge der Feinde als Todtenopfer eeſerviren, und der römiſche Sänger brauchte, bei dem blutigeren Sinne ſeines Volkes, keine Entſchuldigung für humane Leſer hinzuzufügen.

Von den Beſtattungsceremonien der Scythenkönige, deren Geäber am Dniepee, in der europäiſchen Tartaeei, beiſammen waren, eezählt Heeodot, daß man den zu begrabenden Herrſchern eines ihrer Kebsweiber, ihren Mundſchenk, ihren Koch, ihren Stallmeiſtee, iheen Leibdiener, iheen Staatsboten, lautee eingeborene und freie Scythen, ſämmtlich gewaltſam erwüegt, deßgleichen des Verſtorbenen Roſſe und Lieblingsgeräthſchaften, ſammt goldenen Schaalen in die Geuft mitgegeben habe. Nach einem Jahre ward ſodann ein nochmaliges ſchauderhaftes Todenopfer hinzugefügt: man erwürgte neueedings fünfzig edle Jünglinge aus den Umgebungen des veeſtorbenen Königs und tödtete fünfzig ſeiner Pferde, nahm allen dieſen Leichen die Eingeweide aus und ſezte mittelſt einer brutalen, ungeſchlachten Maſchinerie die hohlen

Leiber ſo auseinander, daß dieſelben als eine umhergeſtellte Statuenſchaar berittener Leibwächter ſich ausnahmen. Selbſt das Chriſtenthum vermochte unter dieſem blutdürſtigen Troſſe eine ſo barbariſche Sitte nicht gänzlich auszurotten und ſie ſoll noch in ſpäte Zeiten hinein gedauert haben.

Unſere Väter, die Germanen, gaben tapfern Männern ihr Streitroß mit in's Grab, woher noch jezt die Ceremonie ſtammen mag, daß man hinter dem Sarge entſchlafener Kriegsbefehlshaber ihr Leibpferd im Trauerornate herführt. Die alten Germanen bekundeten bereits ihren zu weltgeſchichtlicher Humanität beſtimmten edleren Sinn wenigſtens darin, daß ſie den Todten keine Menſchen ſchlachteten, obwohl ihnen Menſchenopfer, an ſich ſelbſt und als Religionsbrauch, gar nicht fremd waren; wir erinnern nur an die wilde Grauſamkeit Armins und ſeiner Siegsgenoſſen, mit der ſie gefangene Römer als einen Opferdank für die befreienden Götter auf den Altären unſeres Teutoburger Waldes ſchlachteten.

Wahrlich, im Grunde nur eine geringe Abweichung von jener ſcheußlichen Scythenſitte war nun aber das methodiſche und unter kunſtmäßiger Anleitung betriebene Mordgemetzel der römiſchen Fechterſpiele. Was jene Barbaren ausſchließlich ihren Fürſten gewährten, war in der Hauptſtadt des Erdkreiſes ein Luxus des begüterten Uebermuths. Wer das Geld daran wenden wollte, ſeine Verwandten unter dem Blutvergießen unglücklicher Schlachtopfer zu beſtatten, hatte dazu die Freiheit. Der fanatiſche Gebrauch ward aus dem Lande der üppigen Campaner herangebracht, die ihrerſeits denſelben von ihrem Urvolke, den Etruskern (denn Capua, ſo wie eine ziemliche Zahl anderer Städte dieſer reizenden Küſten, war eine toskaniſche Kolonie), geerbt hatten. Dieſe Nation war in blutdürſtiger Bigotterie herangewöhnt und hatte etwas auffallend Orientaliſches in ihrer Denkweiſe und ihren Inſtitutionen. Die Campaner, im Beſitz einer für Feld- und Weinbau, Viehzucht, Handel und Betriebſamkeit unvergleichlich gelegenen, von der Natur mit verſchwenderiſcher Fülle ausgeſtatteten Landſchaft, waren bei der oligarchiſch hoffärthigen Denkart und dem gefährlichen Vorurtheile, mit Geld über alle Hebel des Wohlſtandes und der Macht gebieten zu können, die wir ſchon ihren etruriſchen Vätern eigen ſehen, in grenzenloſer Weichlichkeit wie ertrunken und gelten den Alten als das ruchtbarſte Warnexempel, wohin die Thorheit des Reichthums führt. Dieſe herzlos ſchwelgenden Selbſtſüchtlinge hatten die Fechterſpiele von der Verbrennungsſtätte der Verſtorbenen ſogar zur Augenweide der lebensfriſch Tafelnden in ihre Speiſeſäle verpflanzt, und als ſie, längſt Bundesgenoſſen, d. h. Knechte Roms, ihre alten grimmigen Feinde, die tapfern und hochherzigen Samniten, von den Römern gedemüthigt ſahen, legten ſie deren erbeutete prachtvolle Waffen, in Gold und Silber getriebene Schilde und Beinſchienen, ſtolzbebüſchte Helme, bunte und weiße leinene Waffenröcke, welches Alles die Römer in demüthiger Ehrerbietung den Göttern als Dankopfer weihten, ſpottweiſe ihren Gladiatoren an und nannten dieſe S a m n i t e n, eine Benennung, die auch auf das römiſche Amphitheater übergegangen iſt.

Im Jahre der Stadt 490, alſo nachdem man faſt fünfhundert Jahre auf dem Cirkus zur Wette gefahren war, gaben in Rom zwei Brüder, M a r c u s und D e c i u s J u n i u s B r u t u s, wie es ſcheint aus jener berühmten Familie der ſogenannten Tyrannenmörder, ihrem verſtorbenen Vater zu Ehren das erſte Fechterſpiel. Man muß bei ſo etwas ſtets vorausſetzen, daß dabei eine Anzahl um Geld angekaufter Sklaven lediglich nach Belieben ihres Herrn und ohne im Mindeſten um die eigene Neigung befragt zu werden, auf Leben und Tod mit ernſthaften, ſcharfgeſchliffenen Waffen ſo lange kämpfen mußten, bis Keiner mehr am Leben war, falls nicht ein Gnadenakt der Zuſchauer, die hiebei allein und ganz ausſchließlich einen ſouveranen Willen ausübten, einem oder dem andern f ü r d i e ß m a l das Leben ſchenkte. Daß ſich F r e i w i l l i g e, entweder um Waffengeſchicklichkeit zu zeigen, oder auch aus Noth, zu ſo ſchrecklichem Handwerke herbeigelaſſen hätten, war in jener republikaniſchen Zeit unerhört.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Bremen, Juli.**

U m g e g e n d.

Ihre Korreſpondenznachrichten aus deutſchen und außerdeutſchen Städten beſchäftigen in vielen Beziehungen aufs angenehmſte und lehrreichſte die Phantaſie Ihrer Leſer. Um ſo mehr hat es mich längſt gewundert, daß unſeres Bremens in Ihren Blättern in dieſer Hinſicht niemals gedacht worden, man müßte denn die Einſendungen im Jahre 1840, welche ſich mit den damals hier entbrannten theologiſchen Streitigkeiten befaßten, hieher beziehen wollen. Bremen hat Gottlob nicht bloß eine theologiſche Phyſiognomie; es liegt aber den deutſchen Brüdern, das läßt ſich nicht läugnen, ein wenig aus dem Wege und wird darum leicht, wo nicht vergeſſen, doch überſehen über Näherliegendem, über Eklatanterem. Seit aber Bremen, das als die anerkannt zweite Handelsſtadt Deutſchlands in der Geſchäftswelt wenigſtens ſeine Rolle, auch ohne darüber viel belobt zu werden oder vieles Lobes zu bedürfen, in unbeſtrittener Virtuoſität längſt und mit Glanz behauptet, den ihm gebührenden

Digitized by Google

Platz auch im Geiſtesleben Deutſchlands durch ſeine vorjährige ruhmvolle Bewirthung der Naturforſcher in Beſitz genommen und bei dieſer Gelegenheit ſich ein lichthelles Andenken in vielen edeln Herzen geſtiftet hat, dürfte doch wohl auch ein das innere Treiben und Bewegen dieſes Ortes nach ſeinen wichtigſten Seiten hin mit Wohlwollen erörternder Bericht in den Kreiſen Ihrer Zeitſchrift Intereſſe finden. Wir ſind in Deutſchland gewöhnt, uns über unſere Umgebungen durch Studien und Bücher aufzuklären; wir leſen mehr als wir ſehen, wir vernehmen mehr durch Hörenſagen als durch den Augenſchein. Daher ſteht es ſchlimm um Orte, die von der öffentlichen Erörterung unberührt bleiben; außer den trockenen Notizen unſerer geographiſchen Handbücher weiß man dann wenig über ſie. Und dieſe Geographie! Unſer Volk, das früher als alle andere das ABC und das Einmaleins lernt, um gleichwohl ſpäter als alle andere das Tüpfchen über dem i zu finden, ſich öfter als alle andere ein X für ein U machen und mehr als alle andere fünf gerade ſeyn zu laſſen, rühmt ſich auch ſeiner Kenntniſſe in der Geographie, ja es lacht Franzoſen und Engländer aus, die darin freilich manchmal Blößen geben, über die ſich ein guter Deutſcher kreuzigt und ſegnet. Hat doch noch ganz kürzlich eine engliſche Eiſenbahnunternehmungskompagnie unſere *Weſer* als die *Miſer* aufgeführt. Aber unſere Geographie iſt nur zu häufig todtes Schulwerk. Haben wir die Landkarte vor uns, ſo wiſſen wir von jedem Orte genau, wie viel Häuſer daſelbſt ſind, wie viel Kinder in jedem Hauſe ſchreien, wie viel Strümpfe verfertigt und wie viel Gänſe fett gemacht werden; aber in die nächſte Wirklichkeit verſezt, erkennen wir die Himmelsgegend nicht und wiſſen weder Weg noch Steg zu finden. Wir haben einen deutſchen Gelehrten gekannt, der achtzehn Jahre in Frankfurt gelebt hatte und vor kein Thor der Stadt gekommen war. Unſere vier Pfähle ſind unſer Pfahl im Fleiſch; die Gegenſtände intereſſiren uns meiſtens nur, wenn ſie uns afficiren, und afficiren uns gar zu oft nur, wenn ſie uns gut geſchmeckt haben oder nicht. Daher jene idiotiſchen Ausrufe des Frankfurters am Golf von Neapel (buchſtäblich wahr): „Es gibt nur Ein Frankfurt!" und eines Stockbremers auf einer romantiſchen Höhe des Teutoburger Waldes: „Hier einen Kalbsbraten!" Moquirt euch nicht, liebe deutſche Landsleute, über dieſen Frankfurter und dieſen Bremer: ihr macht es Alle ſo. Den Hamburger begleitet ſein Rauchfleiſch, den Münchner ſein Bock, den Wiener ſeine Knödel, den Berliner, ach, ſeine ehemalige Philoſophie und ſeine Gottlob doch durch keine methodiſchen Lehrvorſchriften zu vertilgenden kleinen Rüben, deren ein Sack alljährlich aus der Mark von Seiten eines guten alten katholiſchen Pfarrers ſelbſt an den Papſt gelangt, den Nürnberger ſeine Lebkuchen und den Göttinger ſeine Metwurſt und ſeine Bibliothek auf der Reiſe um die Welt und auf der längeren zum Grabe, und die Wünſche jenes Eiſenachers drängten ſich in dem erhabenen Gedanken zuſammen, daß die St. Georgenkirche, wo Luther gepredigt hat, voller Bratwürſte ſtecken und er ſelbſt (nicht Luther) durch ſelbe ſich durcheſſen müßte.

Scheuer aber, als um irgend eine, ſteht es wohl im übrigen Deutſchland um die Geographie von Bremen. Mancher Gothe und Gothaner denkt noch bei uns, Bremen liege auf dem halben Wege nach Sibirien und habe Klima und Gegend mit dieſem gemein. Ganz ſo ſchlimm iſt es nicht. Ich will euch Bremen ein klein wenig beſchreiben. Unterhalb der Porta Weſtphalica, eines maleriſchen Felſendurchbruchs, den ſich der Weſerſtrom erzwungen hat, und welcher auch noch nach dem Rheinthal unter St. Margarethen und nach den Glanzpartien der ſächſiſchen Schweiz geſehen zu werden verdient, war wohl anfänglich allerdings die Natur in Zweifel, ob ſie für Seehunde oder für Menſchen exiſtiren wolle. Ihr eigennützigſter Sohn hat ihr zulezt das Erdreich glücklich abgekämpft, und nunmehr breiten ſich auf angeſchwemmter, von Haus aus lediglich durch das zähe, langweilige Weidengebüſch, eine Botanik ohne Charakter und Geſinnung, wie die ſogenannte *gute* Preſſe, feſtgehaltener Niederung rechts und links vom Strome Städte und Dörfer in großer Zahl bis an die Dünen aus, wo Strom und Ufer, Meer und Sand in unabläſſigem Streite liegen und bei winterlichem Sturme manchem Fahrzeuge mit Menſchen und Menſchenglück Verderben bereiten. *Bremen*, eine Oaſe in ſolcher Sand- und Waſſeröde, hat bis zur Nordſee noch vierzehn Stunden; man fühlt ſich kaum auf dem feſten Lande und iſt doch viel zu weit von der See, um nicht gewiſſermaßen zwiſchen Thür und Angel zu ſchweben. Was aber Menſchenkraft und Menſchengeiſt bewirken können, um einen von der Natur ſtiefmütterlich ausgeſtatteten Aufenthalt wohnlich, ja annehmlich zu machen, das iſt zu ſehen. Hätte Bremen Eines, was ihm, um ſeinen vielen Lichtpartieen Schatten zu geben, fehlt (im eigentlichſten Sinne geſagt), ein Gehölz dicht bei der Stadt, wie das Leipziger Roſenthal troz und mit ſeinen Schnaken, ſo wäre gegen die Lage, wenn einmal auf bloßer Ebene exiſtirt werden ſoll, nichts einzuwenden. Bremen iſt der Peter Schlemihl unter den deutſchen Städten; es muß dem Schatten nachlaufen, wenn es ihn haben will. Ein, zwei, drei Stunden weit ſind rund umher noch immer jene prächtigen Eichenhaine, in denen die Prototype der kurioſen Käuze, nämlich die Kauzen ſelber (denn Bremen liegt auf Kauzenland), das Wenige, was ſie von Gottes- und Götzendienſt zugleich (denn das iſt *alles* Heidenthum, und ſelbſt gewiſſermaßen *jede* äußerliche Religion) betrieben, in ihrer vorchriſtlichen Zeit vollbracht haben. Ja auf dem vielleicht romantiſchſten Punkte der Umgegend, bei den etwa vier Stunden weit nordwärts, rechts von der Weſer ſeitab gelegenen hannöverſchen Flecken Scharmbeck und Oſterholz, wo man wirklich auf Berg und Thal, in diminutivem Maßſtabe gefaßt, einige zauberiſche Ausblicke genießt, befinden ſich am Saume eines Eichenholzes noch jezt ein paar Gruppen offenbar von Menſchenhand zuſammengeſchleppter *erratiſcher*, d. h. von der urweltlichen Fluth hier herum verſchleppter Granitblöcke, die nicht, wie ſie die Volksſage bezeichnet, Hünengräber, ſondern ohne Zweifel altdeutſche Opferſtätten ſind. Von dort aus macht man auch, auf einem ſich idylliſch durch die Wieſen ſchlängelnden Flüßchen, der *Hamme*, leicht einen Abſtecher in fortgeſeztem Bogen nach Oſten hin zum Dorfe Waakhuſen, einem der von *Möſer* beſprochenen Orte, wo die Erſcheinung des vom Moorwaſſer gehobenen und bei heftigem Winde ſich ſogar hin- und herſchiebenden Erdreichs zu beobachten iſt. Vielleicht hat dieſe Natur ihres Bodens die Menſchen gemahnt, deſto feſter auf ihren Füßen zu ſtehen und deſto mannhafter aufzutreten. Die *freien Frieſen* (es iſt ein untrennbarer Ausdruck) behaupten darin ihren alten Ruhm.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 188.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 7. Auguſt 1845.

— The buzz of eager nations ran,
In murmur'd pity, or loud-roar'd applause,
As man was slaughter'd by his fellow man.
And wherefore slaughter'd? wherefore, but because
Such were the bloody Circus' genial laws,
And the imperial pleasure.

Byron.

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Man muß ein für allemal feſthalten, daß in Rom jede Beſchäftigung oder Kunſt, welche zum Schauſpiele für das Volk geübt wurde, unerbittlich, nach dem eigentlichen Ausdrucke, infam, ehrlos war, alſo ganz und gar ſich nur für einen Sklaven eignete, als welcher nach römiſchem Rechte kein Menſch, ſondern eine Sache war, den Freien aber, der ſich ihr hingab, in die Kategorie des Sklaven ſtellte: ſo daß er, wenn auch nicht irgend Jemand als Beſitzthum zugeſprochen wurde, doch wenigſtens keinen Anſpruch mehr auf bürgerliche Geltung, auf einen Umgang mit ehrenbürtigen Freien, auf Ausübung irgend eines Rechts erheben konnte. Ein ſolcher wäre z. B. vor keinem Gericht als Zeuge zugelaſſen worden, er hätte in keine Volksverſammlung kommen, er hätte ſelbſt kein Teſtament machen dürfen, ſondern ſeine Hinterlaſſenſchaft wäre dem Staate heimgefallen.

Sogar die Schauſpieler waren von dieſer Unehrenhaftigkeit nicht ausgenommen, und durch die geſammte römiſche Geſchichte finden wir unter ihnen kaum einen oder den andern Freigeborenen, bei denen es überdieß, wie dieß mit dem berühmten Roscius der Fall war, aller Virtuoſität künſtleriſcher Leiſtungen und aller Liebenswürdigkeit perſönlicher Gaben bedurfte, um über der begünſtigten Individualität den mißachteten Stand vergeſſen zu machen. Auch die meiſten Schauſpieler waren Sklaven, die ein zur Freiheit und zu einigem Vermögen gelangter Kunſtgenoſſe zu ſeinem eigenen Gewerbe dreſſirte, oder ein Unternehmer bei einem ſolchen dreſſiren ließ und an die die öffentlichen Schauſpiele ausrichtenden Magiſtrate, ſo gut wie andere Unternehmer die Fuhrleute des Cirkus und die Gladiatoren, vermiethete. Denn allen dieſen Leuten gelang es nicht ſelten, namentlich wenn ſie ſich als gern geſehene Lieblinge des Publikums vieler Extraſpenden zu erfreuen hatten, ein bedeutendes Spargut zuſammenzubringen, ſo daß ſie ihrem Beſitzer den für ſie entrichteten Kaufpreis anbieten konnten (welche Loskaufung die Rechtsbeſtimmungen des Staates mannigfaltig erleichterten), worauf ſie ſich unter Obhut und bürgerlicher Rechtsfürſprache (Patronat) ihres ehemaligen Gebieters mit dem bisher geübten Handwerke auf eigene Rechnung ſetzen und nun ihrerſeits entweder eigene Sklaven auf Spekulation oder fremde gegen Bezahlung zu demſelben einſchulten. Gladiatoren konnten freilich nicht ſo leicht in den Fall kommen, ſich frei kaufen und dem Spiel des Lebens, das ſie in einem ſo furchtbar ernſten Verſtande hatten treiben müſſen, aus einem ruhigen Hafen zuſehen

Digitized by Google

zu können. Seit indeß ſogar dieſe grauſame Schauſtellung von ihrer eigentlichen Beſtimmung, ein Sühnopfer an die Unterwelt zu bedeuten, in die Reihe müßiger Luſtbarkeiten übergegangen war, finden ſich auch Beiſpiele ausgedienter und privatiſirender Gladiatoren.

Unter allen Werkzeugen jedoch, welche der unerſättlichen Schaugier des römiſchen Volks dienen mußten, war der Gladiator das am geringſten angeſehene, am meiſten verachtete. Da nämlich, um ſich zu einem Fechter zu eignen, lediglich ein robuſter Körper genügte, ſo wurden natürlich bloß zu nichts anderem brauchbare Sklaven für die Arena beſtimmt, zu deutſch für den Sand. So hieß der Plan oder Ring, auf welchem die Gefechte vor ſich gingen und der dick mit Sand beſtreut wurde, um das fließende Blut ſchnell einzutrinken. Sogar der Mangel an Geſundheit und Leibesſtärke war durch eine maſſive Fütterung, welche der Fechterberuf nöthig machte, häufig zu beſeitigen, und für das Uebrige ließ man den Fechtmeiſter ſorgen. Unſere Leſer haben ohne Zweifel den Ausdruck Miscellaneen als Bezeichnung gemiſchter Abhandlungen öfters angetroffen. Die Autoren, welche unter ſolchem Titel dergleichen dem Publikum bieten, würden vielleicht einen geſchmackvolleren wählen, wenn ſie wüßten, daß dieſes Wort eigentlich die aus allerlei derben und nahrhaften, aber wenig auserleſenen Ingredienzien gemengte Koſt der altrömiſchen Klopffechter bedeutet, welche von ihren Herren, wie bei uns das zu ſchlachtende Vieh, in möglichſt beſchleunigtem Prozeſſe und auf wenigſt koſtſpielige Weiſe gemäſtet wurden.

Die Campaner, und vor ihnen die Etrurier, nahmen zu Gladiatoren ohne Zweifel den Auswurf ihres Geſindes, nichtsnutzige Knechte, ſolche, die fleißig davonliefen, auch wohl gerichtlich verurtheilte Uebelthäter aus gemeinem Stande. Noch bei den Römern kommt es vor, daß einer bei ſchwerer Vergehung zum Sklaven degradirt und zur Arena entweder bei den Fechterſpielen oder bei den Thierhatzen verurtheilt werden konnte. Als das Reich ſich außerhalb Italiens ausbreitete und die ewigen Kriege mit auswärtigen, beſonders barbariſchen Völkern eine unerſchöpfliche Fundgrube der Sklaveneinfuhr gewährten, wurde ſchaarenweiſe die in Schlachten gefangene oder auf Diskretion ſich ergebende Mannſchaft ſtarkgliedriger und kampfmuthiger Barbaren, der Gallier, Hiſpanier, Thracier, Illyrier, und beſonders auch der Germanen, an die römiſche Arena abgeliefert. Jetzt ward auch die Anzahl der bei einem einzelnen Schauſpiele fechtenden Paare geſteigert. Da aber im Allgemeinen jedesmal das in einer Fechterſchaar ſteckende Kapital verloren ging, wenigſtens für verloren zu achten war, ſo blieb die Veranſtaltung dieſer Spiele auch im beſcheidenſten Falle ein Luxus.

Die Sklaven waren zwar zu Rom im Allgemeinen wohlfeil. Horazens Kammerdiener, Davus mit Namen, hatte den Dichter fünfhundert Drachmen gekoſtet, eine Summe, die faſt auf's Haar hundert Thaler Gold unſeres Geldes beträgt. Finden wir nun dieſen Burſchen von ſeinem Herrn in dem Geſpräche, das dieſer ſcherzhafterweiſe in der ſiebenten Satire ſeines zweiten Buchs mit demſelben führt, keineswegs als einen Ausbund von gutem Diener gerühmt, ſo läßt ſich doch ſchon aus der Vertraulichkeit, mit welcher ihn ſein Gebieter behandelt, der Schluß ziehen, daß er, wie Maria Stuart, beſſer war als ſein Ruf. Bei Martial dagegen finden wir eine feile Dirne zu dreißig Thalern angeſchlagen. Wir dürfen alſo wohl für einen tüchtigen Gladiator die Mittelzahl dieſer Preiſe annehmen und ihn allenfalls zu fünf-und-ſechzig bis ſiebzig Thalern taxiren. Allerdings weiß man, daß eines Tags Kaiſer Caligula, welcher, wie große Herren pflegen, in beſtändiger Geldverlegenheit war, ſeine überflüſſigen Gladiatoren verſteigern ließ und für dreizehn ſolcher Kampfhelden fünf-und-vierzigtauſend Thaler erlöste. Dieß war aber ein außerordentlicher Fall. Damit die vornehmen Herrn aus Rückſicht für den Herrſcher deſto mehr böten, wohnte Caligula der Auktion ſelbſt bei und erzielte das Reſultat durch einen perfiden Scherz. Ein bejahrter Senator, der einſt Prätor geweſen, war bei dem langweiligen Geſchäfte, dem er gezwungen beiwohnte, auf ſeinem Sitze eingeſchlafen. Da er nun von Zeit zu Zeit ſich zu ermuntern ſuchte, aber ſtets wieder einnickte, ſo legte der boshafte Kaiſer dieſe Kopfbewegungen als Zeichen aus, daß derſelbe höher biete, und ermahnte den Ausrufer, doch ja die Mehrgebote eines ſo angeſehenen Mannes zu berückſichtigen, bis denn jene dreizehn Schlagtode für ein ſo ungeheures Geld dem Armen auf dem Halſe blieben.

(Fortſetzung folgt.)

## Ludwig Uhland an Fouqué.

Tübingen, den 5. März 1812.

— — Daß der Almanach, über den ich ſchon ſo verſchiedene Urtheile gehört, Ihren Beifall erworben hat, war uns ungemein erfreulich. Wenn Ihnen unſere Beiträge willkommen waren, ſo laſſen Sie mich dagegen anführen, mit welchem Vergnügen Kerner und ich Ihr Heldenſpiel laſen, als ich ihn im Winter in ſeinem einſamen Wildbad nach zwei Jahren zuerſt wieder geſehen. Es war ein regneriſcher Sonntag, an dem wir laſen, die Tannenwälder brausten und der ange-

Digitized by Google

ſchwollene Strom erſchütterte das Haus. — Die mit Volker unterzeichneten Lieder ſind von mir. Hebel und Kölle gaben vor drei Jahren „Vier ſchöne neue Kriegslieder“ zum Beſten der badiſchen Invaliden als fliegendes Blatt heraus. Eines davon: „Musketierlied,“ ſteht im Almanach. Ich wurde aufgefordert, auch ein Kriegslied zu dichten, und dieß veranlaßte den „guten Kamerad.“ — Schildeis habe ich zwar ganz ausgeführt, es ſchien mir aber nur die im Almanach ſtehende Scene zum Druck geeignet. Kerner hat Ihnen wahrſcheinlich ſchon geſchrieben, daß der Verleger des Almanachs keinen zweiten Jahrgang übernehmen will, indem er fürchtet, vom vorigen nicht einmal die Druck- und Verſendungskoſten, denn andere hat er keine, herauszuſchlagen. Ihre und anderer Freunde Zuſicherungen, ſo wie die ſchon vorhandenen Beiträge würden es ſehr bedauern laſſen, wenn dieſes Unternehmen in Stocken geriethe. Sollten Sie uns nicht vielleicht eine Buchhandlung Ihrer Gegend zu nennen wiſſen, der man den Verlag anbieten könnte? — Eine Sammlung meiner Gedichte, ſo wie eine Schrift über die altfranzöſiſche Poeſie läßt dieſelbe Ungunſt der Zeiten nicht an's Tageslicht kommen. Für die leztere thut es mir am meiſten leid, nicht in Hinſicht auf den Werth der Schrift, aber auf das Intereſſe des Gegenſtandes.

Ein Luftſchloß iſt auch die Idee zu einer poetiſchen Zeitung, welche am Sonntag erſcheinen ſollte, wie andere Blätter an den Werktagen. Man ſcheint in Deutſchland nicht nur die reflektirende Poeſie über die produktive, ſondern ſogar das Sprechen von Poeſie über die Poeſie ſelbſt, die Recenſion über das Gedicht zu ſetzen, und es würde mich nicht wundern, wenn Jemand behauptete, Goethe habe ſeine poetiſchen Werke nur geſchrieben, um ſchließlich als Beilagen zu ſeiner Lebensbeſchreibung zu dienen. Eine Zeitung nun wünſchte ich, welche bloß der unmittelbarſten Poeſie, bloß Gedichten, gewidmet wäre, und zwar als Sonntagsblatt, weil es ſo einestheils nicht leicht an tauglichem Vorrath fehlen könnte, anderntheils ſtatt daß der Almanach nur einmal im Jahre kömmt und eine Blume die andere drängt, ſtatt deſſen wöchentliche Blätter den Frühling über das ganze Jahr verbreiteten, die Luft friſch erhielten und jede einzelne Blüthe ruhig betrachten ließen.

Romanzen, Lieder ꝛc. habe ich wieder viele gedichtet, zu Größerem fehlt mir, wenn auch nichts Anderes, doch Zeit und Ruhe. Poeſie und Advokatengeſchäfte ſtimmen übel zuſammen. — Ueber die altfranzöſiſche Poeſie möchte ich Ihnen Vieles ſagen, aber eben dieſes Viele läßt ſich nicht in einen Brief zuſammendrängen; ich möchte Sie auf meine Schrift verweiſen, aber ſie iſt ja nicht gedruckt. Durch meine Abreiſe von Paris bin ich nicht ganz aus der Verbindung mit den Handſchriften gekommen. Mein Freund, Profeſſor J. Becker aus Berlin, der zuerſt aus Gefälligkeit für mich Einiges nachſchlug, fühlte ſich bald tiefer hineingezogen und ich verdanke ihm ſchon ſehr ſchätzbare Mittheilungen. — Eginhard und Emma, das lezte, was ich von Ihnen geleſen, machte mir beſondere Freude, da ich immer ſo viel mit dem guten Kaiſer Karl zu ſchaffen habe.

L. Uhland.

## Juſtinus Kerner an Fouqué.

Welzheim, den 17. Januar 1813.

Schon wieder beſchwere ich Sie mit ein paar Zeilen. Unſer Almanachmanuſcript mußte von Hamburg nach Paris unter ſtrenge franzöſiſche Cenſur wandern, und wurde dort bis jezt hingehalten, auch wurden dem Verleger große Schwierigkeiten gemacht. Wahrſcheinlich rühren dieſe von Epigrammen auf den Tod des Prinzen Louis von Varnhagen, weiter von einem Gedichte Varnhagens, das die Ueberſchrift hat: „An den Reichsgrafen von Bentheim,“ von einem Gedichte auf Hohenſtauffen von mir, von einem Gedichte von Floridan, das freilich nur zu auffallend der jetzigen Zeit anpaßt. Der Verleger ſchrieb nun, er wolle das Manuſcript auf beſſere Zeiten aufbewahren, allein es iſt jezt ſchon für alle Theilhabende ärgerlich zu warten, und ich verlangte daher das Manuſcript zurück. Ich hab' es noch nicht erhalten, hoffe aber, daß Campe wenigſtens die Freundſchaft hat, es uns wieder bald zurückzuſtellen, da wir beſonders mehrere von Ihren Beiträgen in Abſchrift nicht beſitzen; die Zeit dazu war zu kurz. Das Manuſcript will uns nun die Herbrand'ſche Buchhandlung in Tübingen zum Druck beſorgen; wir müſſen aber von der Almanachsform abſtehen und dem Büchlein einen andern Titel dichten. Ich bitte Sie herzlich, uns doch einen Titel vorzuſchlagen. Es muß bis auf die Oſtermeſſe gedruckt erſcheinen. Ich meinte ſchon, man ſollte es: „deutſcher Gedichtefrühling“ nennen. Auch wäre ſehr gut, wenn dem Büchlein zur Hebung unſerer unbekannten Namen auch ein berühmter Name vorſtände. Theuerſter Fouqué! wollten Sie nicht erlauben, daß wir Sie auf dem Titelblatt als Herausgeber nennen dürften? Ich bitte, bitte herzlich darum! Gewiß iſt ſein ganzer Inhalt (ich habe ſelbſt nur Weniges dazu beigetragen) ächt. Sie hatten an dem erſten Werklein eine ſo große Freude, aber ich verſichere Sie, wir dürften uns ob dem Inhalt des zweiten noch weit mehr freuen. Gewähren Sie mir doch meine Bitte! Ich erwarte recht bald eine günſtige Antwort von Ihnen. — —

Die Welt liegt gegenwärtig wieder ſo gar ſchwer auf mir, auch drückt mich der Körper unſäglich. O Fouqué, hätte ich nur Ihre Kraft! Iſt es Ihnen nicht

Digitized by Google

auch oft ſo gar, gar angſt? Ich bin einſam, das heißt, getrennt von all meinen Freunden in widrigen Umgebungen. Wären nur dieſe nicht, ich wollte gern einſam ſeyn.

Ich bin mit Liebe

Ihr J. Kerner.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Bremen, Juli.**

(Fortſetzung.)

### Umgegend.

Sezt man den von der Weſer aus oſtwärts nach Scharmbeck gezogenen Bogen, nur wiederum näher auf Bremen zu, weiter fort, ſo hat man Lilienthal, abermals mit ſchönem Eichen- und Buchengehölz und artigen Waſſerpartien. Denn hier fließt die Wumme nahe hin, welche mit der Hamme an einem reizenden Landſchaftspunkte bei dem Dorfe Waſſerhorſt ſich vereinigt, um dann als Leeſum oberhalb Vegeſack in die Weſer zu fallen. Vornehmlich aber wird Lilienthal von Bremen aus häufig in Waſſerpartien auf einem Torfkanale aufgeſucht, und wer zu Wagen dahin gefahren iſt, verſchafft ſich wenigſtens das Vergnügen, mittelſt eines oder einiger zuſammengebundenen Kähne, welche zugleich zu Kaffeetiſchen eingerichtet werden, eine Nachmittagsfahrt nach dem ſogenannten Haidberge, einem mit Tannengeſtrüpp bewachſenen Sandhügel, auf dieſem Kanal anzuſtellen. Athmet man da im Juli oder Auguſt den kräftigen Duft des friſchgemachten Heus von den zu beiden Seiten ſich weithin ausbreitenden, mit einem Buſchwerk im prangendſten Grün (denn das viele Waſſer gibt der Farbe dieſer Vegetation eine beſondere Saftigkeit und Fülle) umkränzten Wieſengründen, und pflückt vom nahe abzureichenden Waſſerſpiegel die einen narkotiſchen Würzgeruch verbreitende herrliche Blüthe der weißen Seeroſe (Nymphaea alba), die auf dieſen Gewäſſern überall in Maſſen ſchwimmt, ſo genießt man in dieſen ſtillen nordiſchen Oeden auch einen Anhauch von Poeſie. Lilienthal iſt überdieß für den Freund der Wiſſenſchaften klaſſiſch: da wohnte der Amtmann Schröder, des bremiſchen Olbers Freund, und beobachtete, während die Mehrzahl ſeiner Kollegen hannöverſche Bauern prügeln ließ, die Sterne. Vor ſeinem Tode mußte der Biedermann erleben, daß Lilienthal im Februar 1812 wegen einiger Bauernunruhen, bei denen franzöſiſche Soldaten umgekommen, auf Befehl Napoleons an allen vier Ecken angeſteckt und ſein Amthaus niedergebrannt wurde. Näher ſtadtwärts iſt Oberneuland, das Aranjuez der Bremer, in ſumpfigem Waldgefilde grün, wie die Smaragdinſel Erin, gelegen. Wer hier nicht heimiſch iſt, auf den macht dieſes in allen Abſtufungen des Grüns leuchtende Sommerretiro einen eigen einförmigen Eindruck: er ſucht vor lauter Grün das Blaue oder gar das Weite. Indeſſen lohnt es auch ſchon, die komfortabeln Villen der bremiſchen Magnaten dort zu ſchauen, deren koſtbare, wohl unterhaltene Gärten und Treibhäuſer manche Seltenheit der Pflanzenwelt aufzeigen. Wer keine Villa hat, nimmt da zur Sommerszeit, ſobald für Alt und Jung die herrliche Loſung: Ferien! erklingt, neben Kühen, Pferden und Hühnern in einem Bauernhauſe, das in Niederſachſen faſt noch ganz nach des Tacitus Beſchreibung altdeutſcher Wirthſchaften eingerichtet iſt, Platz und macht, bequem oder nicht, auch ſeinerſeits eine Villeggiatur. Immerhin bleibt es ein gemüthlicher Zug und für den Pädagogen intereſſant, daß eine ſo ernſthafte, reiche und ſtolze Stadt ſich das Geſetz ihrer Geſchäftsausruhe von ihrer Kinderwelt geben läßt; denn nicht die Gerichts-, nicht die Brunnenferien beſtimmen dort die ſommerliche Erholungszeit, ſondern die Schulferien. In der Mitte Julis, gegen den Anfang der Hundstage, hat Bremens Jugend- und Schulwelt ihre goldene Zeit, und mit ihr die Welt der Alten. Denn die Gerichts- und Brunnenferien (auch wer das ganze Jahr Ferien hat, feiert dieſe noch extra) folgen demſelben Signal, aber die Schulwelt gibt es. Gewöhnlich nun noch an demſelben Tage, wo in den Hallen der großen Hauptſchule (die während der franzöſiſchen Beſitzung das Präfekturgebäude geweſen war) das beglückende: Ite missa est, an die zweibeinigen, äußerſt lebhaften Hoffnungen des bremiſchen Freiſtaats erklungen iſt, ſezt ſich Alles, was nicht etwa größere Reiſen beabſichtigt, nach Oberneuland in Bewegung. Wer freilich aus dem Süden und aus ſchönerer Natur käme, dem möchte es wunderlich bedünken, wie man ſich in einem feuchten Waldgrunde mit dem ganzen Sonntagsſtaat des großen Lebens — denn ſo geſchieht es — gleich den vornehmen Schäfern der Geßnerſchen Idyllenwelt, auf einige Wochen mitten unter das liebe Vieh ſetzen kann, um dem „Qualm der Städte“ zu entfliehen. Schelter das nicht! Sie wollen auch auf einige Zeit Menſchen ſeyn und ſich als Menſchen fühlen, was man leider neben dem lieben Vieh oft beſſer kann, als neben ſeines Gleichen. Warum ſollte denn nicht der norddeutſche Geſchäftsmann dem dumpfen Brodem des Alltagslebens in ſeiner alten Hanſeſtadt einmal den freien Rücken kehren, um nicht immer und immerfort den Börſenſaal, die Strazza und die Preiscourante zu erblicken? Das reibt auf, auch Herzen von Pergament, ſo gut wie die Tretmühle. So viel iſt ausgemacht, daß man in dieſen Waldumgebungen Bremens und namentlich zu Oberneuland den allerherrlichſten Baumſchlag und Exemplare von Eichen und Buchen trifft, welche ſich der Maler nicht muſterhafter zu denken vermag. Wir ſahen auf der lezten Gemäldeausſtellung im April und Mai d. J. eine eigenthümlich imponirende Landſchaft Schirmers, deren gigantiſche Baumſtämme ihre Urbilder ſämmtlich aus der Nähe Bremens halten. Mit dieſem Baumſchlage gewährt dieſe nordiſch eintönige, melancholiſche Natur, verbunden mit ihrem mannigfaltigen Waſſer und den entzückenden Farbentinten ihres Horizonts, wenn die Sonne zu ſinken beginnt, einen eigenthümlichen Oſſian'ſchen Reiz. Selbſt im Winterreife ſtarrend, an klaren, ſonnenerhellten Tagen, bilden dieſe Grundſäulen urdeutſcher Waldnatur mit ihren weitverzweigten, himmelanſtrebenden Wipfeln eine ſchauerlich erhabene Erſcheinung und bilden der Phantaſie den Ernſt einer altnordiſchen Geiſter- und Götterwelt vor.

(Fortſetzung folgt.)

---

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 63.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 189.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 8. Auguſt 1845.

Das iſt die wahre Spukezeit der Nacht.
Shakeſpeare.

## Der Rathsherr von Paderborn.

Ein Arzt erzählte in einer Geſellſchaft folgende Geſchichte.

Man mag, hob er an, über die Einwirkung übernatürlicher Erſcheinungen auf unſere Exiſtenz denken wie man will, was ich jezt erzählen will, iſt eine Thatſache, die ich ſelbſt beobachtet habe und deren Wirklichkeit und Wahrheit ich mit dem Worte eines ehrlichen Mannes bekräftigen kann. — Auf einer meiner Berufsreiſen kam ich im Sommer des Jahres 183— in's Paderbornſche. Stadt und Umgegend waren mir neu; ich konnte mich zwar beſinnen, mit meinen Eltern, als ich noch ſehr jung war, dieſe Landſchaft beſucht zu haben, aber, obgleich mir ein treues Gedächtniß als ſehr beachtenswerthe Gabe für meinen Beruf und meine Lebensſtellung geworden, ſo mühte ich mich doch hier umſonſt, alte Eindrücke von Häuſern, Landſtraßen, Wieſengründen und dergleichen einem Kinde Auffälligen wieder neu in der Seele hervorzurufen. „Du wirſt alt, du vergißſt!" rief ich mir zu, und unwillig und verſtimmt, wie wir es werden, wenn wir das erſte graue Haar auf unſerem Scheitel, die erſte ungetreue oder verſagende Kraft in den Kammern unſeres Gehirns gewahr werden, fuhr ich in die dunkeln, engen Gaſſen des alten Paderborn ein.

Ich ſtieg beim Amtsphyſikus, meinem Freunde, ab. Als er mir in der warmen Sommernacht mit dem Licht in der Hand auf der Treppe ſeines Hauſes entgegen kam, ſah ich mit Schrecken, wie alt der Mann geworden. Die ſcharfen Lichter, die ſich auf ſeinem kahlen Scheitel brachen, der ſchwüle Wind, der um die Ecke ſtreifend, die einzelnen Haare vom Hinterhaupt wie lange fahle Seidenbänder in die Nacht hinaus flattern ließ, der zahnloſe Mund, der aufklappte und zwiſchen den dünnen Lippen, wie aus der Lavaſpalte eines eingeſtürzten Kraters, ein hohles: „Willkommen, du alter Knabe! du kommſt ja, wie der Herr zu Nicodemus, in der Nacht!" hervortönen ließ, alles das machte einen übeln Eindruck auf mich, und indem ich aus meinem Wagen herauskroch, ſchlüpfte ich unter den gehobenen Armen meines Freundes hindurch, laut rufend: „Keine Umarmung! du weißt, daß ich das nie habe leiden können. Wenn zwei Aerzte ſich umarmen, ſo tanzt der Tod." — „O, der tanzt ohnedieß immer!" ſagte mein Freund. — „Ja wohl," rief ich; „dieſen unermüdlichen Tänzer bringt nichts zur Ruhe. Immer das ſchlanke Bein gehoben, immer das kleine Köpfchen mit den ſchönen großen Augenhöhlen anmuthig auf die Seite geſenkt, immer den Mund lachend in die Breite gezogen — ſo tanzt das fadendünne Geſchöpf immer und immer durch die Reihen der Erdenbürger, bald Dieſem, bald Jenem

Digitized by Google

die kleine Hand ohne Manchetten reichend." — „Nichts davon!" ſagte mein Freund, „komm herein, ich will dir dein Nachtlager anweiſen."

In meinem Zimmer angelangt und einſam darin zurückgelaſſen, öffnete ich das Fenſter und ſah in die lange dunkle Straße hinein, wie alle Hausthüren ruhten, alle Fenſterladen ſtille ſtanden und jedes geſchwätzige Haus ſich in tiefes Schweigen gehüllt hatte. Ganz am Ende der Straße öffnete ſich ein Laden, ein Lichtſtrahl fiel heraus, ein ſehr ſonderbarer Lichtſtrahl, ein Lichtſtrahl, dem man's anſah, daß er nur wider Willen auf die todtmüde dunkle Straße fiel, und daß er ſeinen Träger bat, nur ſchnell ihn wieder zurückzuziehen, damit die Finſterniß und Stille ihr Recht behielten. Und ſo war es auch; der Laden wurde eilig wieder geſchloſſen und die Straße konnte wieder fortträumen und ihre nächtlichen Geheimniſſe, ſie mochten nun Namen haben, welche ſie wollten, fortſpinnen. Nun begann das unheimliche Gehen auf den Dachkanten von Geſchöpfen, die einen viel zu langen dünnen Leib hatten, um Katzen zu ſeyn, und die doch wieder eine ſo außerordentliche Aehnlichkeit mit Katzen hatten, daß der Beſchauer nicht den Muth in ſich fühlte, ſie geradezu für etwas anderes zu erklären. Dieſe Geſchöpfe verloren ſich in offenſtehende Dachkammern und gleich darauf ſah man aus dem Dunkel dieſer Verſtecke zwei grünliche Augenräder hervorleuchten. Alles das war offenbar nicht, wie's ſeyn ſollte. Kopfſchüttelnd zog ich mich vom Fenſter zurück, ſchloß es und nahm meinen Platz in einem alten Sorgenſtuhl, der zwiſchen Fenſter und Ofen ſtand, und der ein unruhiges Geſtöhne aus den Klüften und Schluchten ſeiner alten Lederkiſſen hervortönen ließ, als ich mit der ganzen Schwere meines Leibes in ihn hineinſank. Es mochte wohl ſchon mancher Erdenſtreiter, manches alte, von der Sorge gewickelte und vom Kummer geliebkoſte Kind in ihm Nächte lang ſchlummerlos mit offenen Augen gelegen haben. Die alten Lederſtühle aber, wie die eingeſchrumpften Lippen eines Geizigen, plauderten nichts aus. Ich legte mich mit dem Ohr rechts, ich legte mich links, es blieb alles ſtill, ich erfuhr nichts.

Als ich ſo träumend lag beim Schimmer meines herabgebrannten Lichts, hörte ich vom Nachbarhauſe ein dumpfes Gepolter herüber tönen. Es kam aus einer Dachkammer; ich trat wieder an's Fenſter, und in dem Augenblicke wurden mir gegenüber die Thüren eines bretternen Verſchluſſes aufgeſtoßen und ein Mann in Hemdärmeln bog ſich heraus. Ich konnte den Mann deutlich ſehen; es war eine kleine, gedrungene Geſtalt, etwa ſechzig Jahre alt, mit kahlem Scheitel. Er ſah ſehr bleich aus, trocknete ſich wiederholt den Schweiß von Stirn und Wangen und machte eine unruhige, ſchwankende Bewegung gegen die Fenſterbrüſtung. Endlich ſah ich ihn eine kleine Laterne erfaſſen und über einen weiten Bodenraum ſich in die Tiefe hin verlieren. Der Laden blieb offen und die Zugluft fing an mit den morſchen Holztafeln zu ſpielen, ſie knurrend und knarrend hin und her zu bewegen und für mich auf dieſe Weiſe eine höchſt läſtige Nachtmuſik zu veranſtalten.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Nehmen wir aber die Atzungskoſten, bis die eingeübten Fechter dem Publikum vorgeführt werden konnten, deßgleichen den Aufwand für den Unterricht, auch wohl den Ausfall an Krankenbeſtand, an Ausreißern, und anderes Mißgeſchick hinzu, ſo dürfen wir wohl in Bauſch und Bogen den Werth eines einexerzirten und kampfgerüſteten Gladiators auf hundert Thaler Gold anſchlagen. Natürlich änderten ſich die Preiſe nach Zeiten und Conjunkturen. Es war daher immer ſchon ein Kapital von fünftauſend Thalern, das einer dem Volke preisgab, oder, wie bei einem jetzigen Feuerwerke, in die leere Luft zergehen ließ, wenn er auch nur fünf-und-zwanzig Paar Fechter ſeinem Vater oder ſeiner Mutter zu Ehren (denn auch die Leichenbegängniſſe vornehmer Frauenzimmer wurden mit dieſem Todtenopfer gefeiert) ſich unter einander zerfleiſchen und entſeelen ließ.

Paarweiſe wurden dieſe Schlachtopfer zuſammengeſtellt. Der Fechtmeiſter, welcher ſie in die Lehre bekam, ſuchte die ſeinem Urtheile nach an Kräften einander gleichen und am beſten für einander paſſenden aus, ſtellte ſie zuſammen und ließ ſie ſo einen gegen den andern ſich üben. Von Zeit zu Zeit und damit die Geſchicklichkeit Aller nach allen Seiten entwickelt würde, wurden die Gegner gewechſelt, zuweilen mußte auch die ganze Maſſe auf's Gerathewohl wider einander fechten. So lange es nur Vorübung und Spiel galt, fochten ſie mit hölzernen Waffen und Rapieren, oder ſchlugen mit der blanken Waffe flach und blind, obgleich auch dabei manchmal im Voraus einzelnes Unglück vorfallen und einer oder der andere ſchwer verlezt, wo nicht getödtet werden mochte.

---

Schauplatz der gladiatoriſchen Leichenſpiele. — Zahl der fechtenden Paare. — Gladiatoren als reines Schauvergnügen. — Politiſche und moraliſche Folgen. — Urſprung der bravi und banditi.

Obgleich die Natur der Sache es mit ſich zu bringen ſcheint, daß die gladiatoriſchen Leichenſpiele am brennenden Scheiterhaufen abgehalten worden ſeyen, wie

Digitized by Google

es ohne Zweifel bei den Campanern war, ſo findet ſich doch durchweg bei den uns ausdrücklich namhaft gemachten römiſchen Spielen dieſer Umſtand nicht; es hätten dieſelben dann auf dem Marsfelde ſtattfinden müſſen, wo kraft des Zwölftafelgeſetzes als auf einer freien, außerhalb der Ringmauer gelegenen Oertlichkeit die zu beſtattenden Leichname den Flammen übergeben wurden. Vielmehr wurde jenes erſte Gladiatorenſpiel der Gebrüder *Brutus* auf dem Rindermarkt gehalten; andere Male iſt ausdrücklich als Schauplatz das Forum romanum bezeichnet, d. h. derjenige öffentliche Marktplatz, welcher allein den Staatsangelegenheiten der Republik, den Volksverſammlungen und Gerichtshandlungen gewidmet war. Der Zuſammenhang leuchtet ein, da die Leichenbegängniſſe angeſehener Männer auf dieſem Platze Halt zu machen pflegten, worauf die Bahre vor der großen Staatsrednerbühne, den ſogenannten *Schiffsſchnäbeln*, niedergeſetzt und von dieſer Bühne herab durch einen der Verwandten eine Lob- und Gedächtnißrede auf den Verblichenen gehalten zu werden pflegte. Der Römermarkt blieb auch der Schauplatz der Gladiatorenſpiele bis zum Untergange des Freiſtaates, in welcher Zeit zuerſt Amphitheater für dieſen Schaugenuß erbaut wurden.

Der eigentliche Kampfraum wurde, wie ſchon bemerkt und natürlich iſt, mit Sand beſtreut, damit das Blut ſchnell eingetrunken werden und nicht in Lachen ſtehen bleiben möchte. Zunächſt umher waren ohne Zweifel Schranken gezogen und die Menge ſchaute den Mordſcenen ſtehend zu, in zufälliger Miſchung, ſo wie ein Jeder herangelangen konnte. Was nicht unten auf dem Platze ſelbſt Raum fand oder ſich da nicht herumdrängen wollte, konnte aus den Fenſtern und Erkern der umſtehenden Gebäude ſich den Anblick bequemer machen. Daraus erklärt es ſich, warum vor Erwähnung der Amphitheater auch keiner getrennten Sitze für Senat und Volk bei den Gladiatorenkämpfen gedacht wird; aller Streit, der in dieſer Hinſicht je zuweilen erhoben und geſchichtlicher Anführung werth befunden wurde, bezieht ſich auf Theater und Circus.

Trauen wir einem chriſtlich ſpäten, aber immerhin gelehrten Zeugen, dem in Bezug auf poetiſchen Geiſt freilich unausſprechlich pedantiſchen, mitunter abſolut geſchmackloſen Dichter *Auſonius*, ſo ließen die beiden Brutus zur Beſtattungsfeier ihres Vaters drei Tage lang lediglich *drei* Paare fechten. Man verfuhr alſo damals noch haushälteriſch, wo nicht mit dem Menſchenleben, doch mit dem Aufwande für ſolch ein Spektakel. Es iſt aber nicht glaublich, daß mit dieſem Kampfe dreier Paare die ganzen drei Tage ausgefüllt worden; ohne Zweifel machten ſie am erſten und zweiten bloß eine Anzahl mehr theatraliſcher, als ernſthaft gemeinter Gänge, bis ſie ſich am dritten in allem Ernſt abwürgten. Wir haben für dieſes Faktum die Jahresgeſchichte des *Livius* nicht übrig, der ohne Zweifel weitläuftig darüber berichtet hat. Indeſſen gibt er uns in den wiederum vorhandenen Büchern wiederholte Notizen über Gladiatorenkämpfe. So richteten im Jahre Roms 538 die drei Söhne des Konſularen und Augurn Marcus Aemilius Lepidus zu deſſen Andenken drei Tage lang Spiele aus und ließen, drei Tage hindurch, zwei-und-zwanzig Paar Gladiatoren fechten. Dergleichen Angaben ſind ſo zu verſtehen: drei Tage lang wird das Gedächtniß des Verſtorbenen mit Spielen begangen, nicht bloß mit Fechterſpielen, ſondern auch mit Turnkünſten und Rennfahrten, auch in dieſer Epoche gewiß ſchon ſeit längerer Zeit mit Theaterſpielen, da auch dieſe bereits, ſeit 514, wie wir ſehen werden, eingeführt waren und bei Todtenfeſten ſo gut wie die Rennen und Gefechte vorkommen. Die Gladiatorenkämpfe füllen nach Gelegenheit je einen Theil eines oder mehrerer Tage, oder auch, natürlich je ſpäter deſto öfter, den ganzen Tag und ſelbſt mehrere Tage hintereinander aus.

(Fortſetzung folgt.)

---

## An Conſtanze.

Als ich „*Kommen und Scheiden*" von *Lenau* mit Muſik von *Pierſon* ſingen hörte. *

Es glitt wie auf der ſtillen See ein Schwan,
Einfach und hold dieß Herzenslied heran,
Die Klänge zogen in die Seele ein,
Und ſehnſuchtsvoll gedacht ich, Liebſte, dein!
O wäre deine Seele Eins mit mir,
Wie Wort und Ton in dieſem Sange hier!

Eichendorf.

* Pierſons Compoſition befindet ſich im Orpheon, Heft 19, Stuttgart bei Göpel.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin**, Juli.

Witterung. — Hunger.

Die Mark Brandenburg ſieht in dieſem Jahre wie ein ſchöner grüner Garten aus; die Kornfelder prangen in ſeltener Fülle, die Wieſen ſind mit dem üppigſten Grün überzogen, die Wetter, Stürme und Hagelſchauer, welche ſich freilich mit furchtbarer Gewalt und zerſtörend entluden, haben doch nur hie und da den Segen der Ernte vernichtet.

Digitized by Google

Was bedeutet es, wo Korn und Kartoffeln gedeihen, wenn Obſt und Wein keine Erute verſprechen? Jener Segen thut noth, wenn wir nach unſern öſtlichen Nachbarn die Blicke richten, wo das Elend ſo unermeßlich iſt, daß ſelbſt die Anweſenheit des Königs und ſein aufrichtigſter Wille demſelben nur theilweiſe wird abhelfen können. Aber die Atmoſphäre iſt auch hier niederdrückend, erſchlaffend. Die Gewitter entladen ſich, ohne Erfriſchung zu bringen. Die phyſiſche Abſpannung geht in die geiſtige über; man iſt aufgeregt ohne Erwartung. Die Blitze, die wir zu ſehen glauben, ſcheinen nur vorüberziehendes Wetterleuchten. Und doch ziehen ſich Wolken am Horizont zuſammen, wo wir in die Ferne ſehen. Es mag Täuſchung ſeyn, was iſt denn aber Wahrheit in dieſen Regionen des Vorgefühls? Gewiß iſt nur, daß die bunte Mährchenwelt, in der uns zu befinden wir zuweilen träumten, längſt verſchwunden iſt. Es ſind andere Geſpenſter mit höchſt materiellen Zügen, welche hüben und drüben erſchrecken. Nur das Geſpenſt des Communismus, welches man heraufbeſchworen hat, iſt, meine ich, jezt beſeitigt, es iſt Hungers geſtorben. Ach, das Hungerſterben iſt ſelbſt ein Geſpenſt! Daß es in Maſuren erſchienen ſey und an die Hütten in den Wüſten und Moräſten geklopft habe, wird offiziell beſtritten, aber dicht vor den Thoren von Berlin hat man das Geſpenſt als einen entſezlichen, haarſträubenden Spuk geſehen. Ich meine nicht die armen Weber in dem nahen, anſcheinend blühenden Dörfchen, durch welches wir auf der Eiſenbahn nach Potsdam rollen, welche dem Hungertode beinahe ſo nahe ſind, als es die Weber in Schleſien waren. Man muß es eingeſtehen, ohne eine communiſtiſche Verſchwörung in Bereitſchaft zu haben, die dem Unwillkommenen einen willkommenen Deckmantel überwürfe. Berlin iſt entſezt über ein verhungertes Kind. Eltern, ein Unteroffizier und ſeine Gattin, waren in einen der Gärten in den Vorſtädten ſpazieren gegangen, welche an die Kornfelder ſtoßen. Beim Nachhauſegehen vermiſſen ſie ihr Kind; ſie ſuchen und ſuchen den kleinen Liebling vergebens. Nur die Hoffnung, daß Bekannte oder andere Leute ſich deſſelben angenommen, kann ſie endlich in der Nacht nach Hauſe treiben. Aber weder Bekannte, noch die Polizei, noch auf's Neue ausgeſchickte Späher können es entdecken. Endlich, nach drei Tagen, findet man des Kindes Leichnam halb verweſt in den hochwallenden Kornfeldern; verhungert, ſagte das Gerücht, das Kind hatte ſich in den Kornfeldern verirrt und nicht mehr zurückgefunden, verhungert am ſonnenhellen, ſchönen Tage, in reichen Kornfeldern, dicht an einer ſehr belebten Straße, an vielbeſuchten Vergnügungsorten. Dieſe Möglichkeit hinwegzuleugnen, hat man ſich viel Mühe gegeben, und der Beweis ſcheint faſt gelungen, daß das Kind, auf irgend eine andere Art umgekommen, vielleicht in Folge von Erhitzung in jenen heißen Tagen, von den unverſtändigen Leuten, in deren Hauſe, in deren Armen es vielleicht verſchieden, um jeder Entdeckung und möglichen Unannehmlichkeiten zu entgehen, auf das Feld hinaus getragen worden ſey.

(Fortſetzung folgt.)

## **Bremen**, Juli.

(Fortſetzung.)

Umgegend.

Dem Lauf der Weſer ſelbſt entlang, ihren Mündungen in die Nordſee zu (denn oberhalb iſt Alles flach und langweilig) entfalten ſich anmuthige Partien, deren Glanzpunkt das an einer ſich maleriſch aufterraſſirenden Uferſtrecke dahin gelagerte, durch Maſchinen- und Schiffsbaugewerk lebhaft bewegte Vegeſack iſt, eine Gegend, welche bereits der berühmte Belge Juſtus Lipſius, den die gute Frau Gottſched ſehr diskrepant für ſein barockes Weſen zu einem gerechten Leipziger ſtempelte, höchlich geprieſen hat und in ſie das von Tacitus erwähnte Schlachtfeld Idiſtaviſus verlegt. Von dieſen Hügeln hat man eine höchſt freundliche, dem Auge wohlthuende Fernſicht in das mit Wieſenflur und Fruchtbäumen hier wie ein Garten auf's linke Ufer hingebreitete Oldenburger Land. Die glücklichſten Punkte dieſer Uferhöhen hat der gute Geſchmack bremiſcher Notabilitäten ſich nicht entgehen laſſen, um ſich auf ſolchen mit allerliebſten Landhäuſern anzuſiedeln. Des Städtchens heiterer Anblick wird überdieß durch viele mit Gärtchen angenehm umgebene, in bekannter engliſcher oder holländiſcher Weiſe äußerſt ſchmuck und reinlich angelegte Wohnungen alter Schiffskapitäne erhöht, denen dieſer geſellige Flecken zum Ruheſitz am Lebensabend dient. Dieſer Punkt ſchließt links den Bogen, nach deſſen Linie wir die landſchaftlichen Umgebungen Bremens aufgezählt haben. Etwas einwärts, in einem ſtumpfen Winkel zwiſchen Vegeſack und Scharmbeck, hat man nahe bei einander die hannöverſchen Orte Ritterhude, Burgdamm und Leuchtenburg, lauter anſprechende Punkte; lezterer iſt in welligem Wald- und Wieſenlande ſo anmuthig gelegen, daß man ihm den parodiſchen Namen einer bremiſchen Schweiz beigelegt hat. Ueber ein ſtattliches, wenn gleich etwas verkommenes Ritterſchloß, Burg Schönebeck, gelangt man auf die Heerſtraße nach Vegeſack zurück und hat an dieſer, kurz vor dieſem Städtchen, abermals eine durch Wald- und Wieſengrün, ja ſelbſt ein mitten im Wald gelegenes altes Ritterhaus, die Burg genannt, anziehende Partie, Blumenthal. Man ſieht, an dichteriſcher Verſchönerung ihrer Gegend durch eine die Einbildungskraft anregende Namengebung haben es die Bewohner nicht fehlen laſſen; ſie haben darin wider ihre karge Natur eine Pietät bethätigt, welche ihnen nur Ehre machen kann. Das pſychologiſche Moment, welches bei Erfindung ſolcher Ortsnamen mitgewirkt hat, würde für den Menſchenkenner und Reiſebeſchreiber eine Aufgabe ſeyn, deren Intereſſe bis jezt nicht gewürdigt worden. In jedem Falle wird dabei viel darauf ankommen, auszumitteln, in welcher Zeitepoche dergleichen Namen entſtanden ſind. Wo ſie als Einfälle moderner Sentimentalität anzuſehen ſind, verliert natürlich jenes Intereſſe ſeinen Werth; denn die Geſetze dieſer Sentimentalität würde man nur im Reiche einer kleinlichen Ueberſpanntheit auffinden können. Näher an die Stadt heran, bei dem Dörfchen Horn, einem Ziel nachmittägiger Spaziergänge für die Bremer, abermals mit ſtattlichen Landhäuſern geſchmückt, zeigt ein größeres Gut, Roſenthal genannt, in ſeinem Herrenhauſe eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit, ein Gemach, in welchem vor nunmehr hundert und fünfzig Jahren Peter der Große auf jener berühmten Amſterdamer Reiſe übernachtet hat. „Die Stätte, wo ein guter Menſch geweilt, iſt heilig;" warum nicht auch die, wo ein großer geweilt, ſelbſt ein Barbar? Uebrigens findet ſich von dem berühmten Gaſte kein Andenken vor.

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 190.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 9. Auguſt 1845.

P. Licinii funeris caussa visceratio data, et gladiatores centum vigenti pugnaverunt, et ludi funebres per triduum facti. —

Scipio munus gladiatorium mortis caussa patris patruique edidit. Gladiatorium spectaculum fuit non ex eo genere hominum, ex quo lanistis comparare mos est, servorum quive venalem sanguinem habent. Voluntaria omnis et gratuita opera pugnantium fuit.

Livius.

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Im Jahr 554 waren vier Tage lang Spiele für den ausgezeichneten Kriegs- und Staatsmann Marcus Valerius Lävinus, ausgerichtet durch ſeine Söhne Publius und Marcus. Bei dem Gladiatorengefecht traten fünf-und-zwanzig Paare auf. Im Jahr 570 dauern die Spiele beim Tode des Oberprieſters Publius Licinius Craſſus drei Tage lang; eine Fleiſchvertheilung an das Volk geht ihnen voraus, ein Leichenſchmaus für die geſammte Bürgerſchaft, unter freiem Himmel, wobei auf dem Markte Tafeln gedeckt werden, folgt nach. Es ergeht aber dabei, was wir im Norden bei unſeren Vergnügungen unter freiem Himmel ſchon beſſer gewohnt ſind, Wind und Wetter machten den Spaß zu Waſſer und man mußte ſich unter Zelte flüchten. Gladiatoren ſollen damals einhundert und zwanzig gefochten haben, welche Zahl man für das Zeitalter außer Verhältniß findet und keineswegs ohne Wahrſcheinlichkeit auf ſiebzig zurückführt. Denn noch im Jahr 580, bei den Spielen, die zur Verherrlichung des berühmten Titus Quinctius Flamininus, der einſt nach ſeinen Siegen über Philipp von Macedonien die Freiheit Griechenlands zu Olympia mit derſelben Emphaſe und mit demſelben Faſtnachtseffekt proklamirt hatte, wie in den Tagen unſerer Väter der Held von Montenotte und Arcole nach ſeinen Siegen über Oeſterreich die Freiheit Italiens zu Mailand, Mantua und Venedig — bei den Spielen, ſagen wir, die dieſem weltgeſchichtlichen Manne zu Ehren deſſen Sohn Titus Flamininus vier Tage hindurch veranſtaltete und deren Pracht Livius ausdrücklich hervorhebt, kämpften an drei Tagen bloß vier-und-ſiebzig Gladiatoren, alſo ſieben-und-dreißig Paare, was bis dahin die größte Zahl geweſen zu ſeyn ſcheint. Auch dieſe Spiele waren mit einer Fleiſchvertheilung und einem Todtenſchmauſe für die Bürgerſchaft verbunden.

Bei allen dieſen Spielen fungirten ohne Frage lediglich Sklaven, und ihre Gefechte gingen auf die Vertilgung aller bis auf den lezten Mann. Nur in dieſer Weiſe konnte ſolch eine Ceremonie den Begriff eines Todtenopfers erfüllen und den Manen des Verſtorbenen Genüge leiſten. Eine Vollmacht, dieſen und jenen vom Gefecht loszubitten oder ihm Gnade bis auf ein andermal zu gewähren, konnte dem Publikum dabei nicht zuſtehen. Wie ſehr aber bereits der Geſchmack an dergleichen Schauſpielen eingewurzelt war, ſehen wir daraus, daß er den Heeren bereits in die Provinzen folgte. Im Jahre 548 feiert Publius Scipio, der große

Digitized by Google

Siegesheld über Karthago und Demüthiger Hannibals, zu Karthagena in Spanien das Andenken ſeines in dieſer kriegeriſchen Landſchaft gefallenen Vaters und Oheims, des Publius und Cnejus Scipio, durch Leichenſpiele bei der Armee. Er braucht aber kein feiles Blut zu dieſem Ende zu kaufen: Freiwillige aller Art bieten ſich dar, Einheimiſche, die durch Kraft und Stärke berühmt ſind, von verbündeten Fürſten geſandt, um den Waffenruhm und die Körpergewandtheit ihres Volks zu bethätigen; wehrhafte Kriegsleute, die ihrem Feldherrn damit eine beſondere Anhänglichkeit zu zeigen gedenken; eigenwillig Streitluſtige und mit ſoldatiſchen Neckereien eines pikirten Ehrgeizes einander wechſelſeitig Herausfordernde; ſelbſt einzelne, in hartnäckigem gerichtlichem Hader Liegende, unter ihnen ein paar blutsverwandte Häuptlinge, die um die Herrſchaft ihres Diſtrikts rechten. Der Kampf war durchaus im bitterſten Ernſte gemeint, und es ſcheinen wirklich nur die übrig gebliebenen zu ſeyn, welche, weil ſie ihre Partner getödtet hatten, nur mittelſt Selbſtmordes hätten auf dem Platze bleiben können. Bei den an dieſem Todtenfeſte kämpfenden Provinzialen kam ohne Zweifel eine landesübliche Sitte mit zu Hülfe: Menſchenkämpfe und kriegeriſche Schauparaden waren bei dieſen Barbaren eine angemeſſene Ehrenbezeugung für verſtorbene Herrſcher; noch Viriatus wird unter dergleichen von ſeinen Landsleuten beſtattet.

In dieſen Zeiten kann es in Rom nicht wohl Mode geworden ſeyn, ſich freiwillig von einem der Fechtmeiſter anwerben zu laſſen, die auf eigene Hand, um ſie an die Spielgeber zu vermiethen, Gladiatoren ankauften und einübten. Dieß kam erſt dann auf, als dieſe Kämpfe Feſtſpiele überhaupt wurden, beſonders aber, als das Publikum ſich allmählig das Recht nahm, durch einen Machtſpruch dem ganzen Kampfe für den Tag ein Ende zu machen, oder auch einzelne, durch Gewandtheit und Geiſtesgegenwart ſich empfehlende Fechter zeitweiſe oder ſelbſt für immer frei zu geben, ſo daß der Gladiator hoffen durfte, trotz des halsbrechenden Gewerbes eine Zeitlang das Leben zu friſten, ja alt und zulezt gar reich zu werden. Wann und durch wen die Gladiatorenſpiele an religiöſe Feſtlichkeiten ſchlechthin geknüpft worden ſind, iſt uns dunkel; ſie kommen aber in ſpäterer Zeit, beſonders unter den Kaiſern, ſo gut wie die Circenſen, alltäglich vor, und da nicht alle Götterfeſte, wie namentlich keineswegs der Dienſt der die Frucht der Aehre und den Saft der Reben ſpendenden Mächte ſich mit ihnen vertrug, ſo war man deſto verſchwenderiſcher mit ihnen an ſolchen, welche damit zu vereinigen waren, oder gab dergleichen auf außerordentliche Anläſſe, in den Kaiſerzeiten namentlich auf einlaufende, wirkliche oder bloß angebliche Siegesbotſchaften, bei Gelübden, die man zu Erreichung irgend eines öffentlichen Zweckes gethan hatte, bei Einweihungen von Tempeln oder ſonſt für den Staat wichtigen Gebäuden und Anſtalten. Die Gottheiten aber, welchen das Blut kämpfender Gladiatoren angenehm ſeyn konnte, waren vorzugsweiſe die Kriegsobwalter Mars und Minerva, deßgleichen Saturnus, der Gott der Alles in ihre Strudel verſchlingenden Zeit — daher ganz beſonders die Saturnalien als eine Feſtepoche gladiatoriſcher Spiele herausgehoben werden — und überhaupt alle, mit Tod und Unterwelt zuſammenhängenden Gewalten, wohin denn namentlich auch Diana als Göttin der den Gladiatorenſpielen verwandten Jagden, nicht minder als Dämon des geiſterhaften Mondlichtes und der in ihm umwandelnden Schatten des Todtenreiches gehört. Bei den eigentlichen Leichenſpielen erſchienen die Spielgeber mit ihren Angehörigen in Trauer.

(Fortſetzung folgt.)

---

# Der Rathsherr von Paderborn.

(Fortſetzung.)

Wieder in meinem Lehnſtuhl angelangt, der verdrießlicher wie je ſtöhnte, dachte ich darüber nach, was jener alte Mann gewollt. Sein Hin- und Herlaufen an der gefährlichen morſchen Brüſtung, ſein blaſſes ſchwitzendes Geſicht gefielen mir nicht. Ich kam mit mir überein, daß der Mann ein Selbſtmörder habe werden wollen, daß aber irgend ein Umſtand, für die Nacht wenigſtens, ſein laſterhaftes Vorhaben vereitelt habe. Oder kam er vielleicht wieder? blieb deßhalb der Laden offen? das waren für mich, der ich ruhig ſchlafen wollte, tröſtende Ausſichten. Was half es mir aber, wenn ich mein Bett auch aufſuchte? alle Augenblicke würde mich der Gedanke aufſchrecken, daß der Mann da drüben wieder auf ſeinem Poſten ſtehe und daß nun das Entſetzliche vor ſich gehen werde. Ich blieb alſo in meinem Stuhl liegen und hatte ein aufmerkſames Auge auf den großen ſchwarzen Raum mir gegenüber. Er blieb ſchwarz, aber nur ſo lange ich mich wach erhielt; ſo wie der Schlaf mein Auge trübte, ſogleich ſah ich auch das blaſſe Geſicht des Alten und die hin und her taſtende unheimliche Geſtalt. Endlich glaubte ich ihn zu ſehen, wie er ſo übermäßig ſich herauslehnte, daß er das Gleichgewicht verlor und herabſtürzte. Ich flog an's Fenſter, riß es auf und ſah auf der Straße — nichts. Die graue Morgendämmerung erhellte ſchon dürftig die Pflaſterſteine unten, es

Digitized by Google

lag kein verunſtalteter Leichnam darauf, kein zerſchmettertes Gehirn beſudelte ſie. Ich hatte alſo geträumt und es war nichts, vielleicht gar nichts von allem dem wahr, was ich mir eingebildet hatte.

Als ich am Tage meinen Freund ſah und ſprach, hütete ich mich wohl, ihm von meinen nächtlichen Phantaſien zu erzählen; er würde mich nur ausgelacht haben. Er ging alſo ſeines Berufswegs, ein alter müder Laſtträger, der das kleine Päckchen Hülfe, das jenen großen Laſten von Noth und Pein der Erde beigegeben iſt, von einem Haus in's andere trug. Abends war ich ſehr müde; dennoch, als ich in meinen alten Lehnſtuhl ſank, lenkte ſich das Auge unwillkührlich dem Giebel des Nachbarhauſes zu. Der verwünſchte Laden ſtand wieder offen. In dieſer Nacht entſtand das Gepolter früher als in der vorigen. Ich ſah wieder den alten kahlhäuptigen Mann, er erſchien wieder in Hemdermeln, er trat wieder vor und hielt ſein aufgedunſenes fahles, ſchwitzendes Geſicht in die Nachtluft hinaus. Aber ſein nächtliches Werk war dießmal anhaltender und, wie es ſchien, mühevoller. Ich ſah deutlich, denn die Laterne hatte er ungefähr in die Mitte der großen Kammer auf den Boden geſezt, wie er mit großer Anſtrengung ein altes ſchwerfälliges Möbel, halb Kommode, halb Kleiderſchrank, in eine Ecke zu rücken und zu ſchieben trachtete. Er hielt inne, als das Werk, wie mir ſchien, nur halb verbracht war, und eilte ſtöhnend und ſich die Stirne trocknend, wieder von dannen.

Mein Aufenthalt in Paderborn neigte ſich ſeinem Ende zu, als ich eines Tages als Stellvertreter meines Freundes, der ſelbſt unwohl war, einen Kranken beſuchte, der vor dem Thore ein hübſches Landhaus bewohnte. Wie ſoll ich mein Erſtaunen beſchreiben, als ich in das Krankenzimmer eintretend im Patienten meinen Giebelnachbar und nächtlichen Tumultuanten erkannte! Es war nicht möglich zu irren; dieſes Geſicht hatte ſich mir zu lebhaft eingeprägt. Die Krankheit war ein Fieber mit Nebenumſtänden, die den Zuſtand gefährlich machen konnten, wenn nicht Vorſicht angewendet wurde. Ich ſprach demnach meinen Pflegbefohlenen in's Bett und machte ihm begreiflich, daß auch jeder Anlaß zu einer Gemüthserregung vermieden werden müſſe. Die Angehörigen des Mannes, eine liebe, vorſorgliche Frau und hübſche Kinder, verſprachen ihrerſeits über die Vollziehung meiner ärztlichen Befehle zu wachen. So ging ich fort.

In der folgenden Nacht — wen ſehe ich am gegenüber liegenden Bodenfenſter? — meinen Patienten. Ich werde ernſtlich böſe und habe nicht übel Luſt, das Fenſter aufzureißen und über den Ungehorſamen ein ärztliches Donnerwetter ergehen zu laſſen. Da ſehe ich aber, daß ſeine Miene ſo gar leidend iſt, und höre aus ſeinem Munde klägliche Schmerzenstöne herüberſchallen. Dabei dauert das Gerumpel mit dem alten Möbel dießmal noch länger als ſonſt. Vielleicht iſt der Mann ein Nachtwandler, denke ich bei mir ſelbſt; dann ſind aber die Seinigen, denen ich das Wächteramt aufgetragen, ſehr läßig in ihrer Pflicht geweſen. Jedenfalls werde ich jezt die Sache ſtrenge unterſuchen. — So geſchah es auch. Ich unterſuche, ich frage; ich ziehe bald dieſes, bald jenes Familienglied bei Seite; umſonſt, man will nicht mit der Sprache heraus, und Alle behaupten, der Kranke habe das Haus nicht verlaſſen. Ich bin heftiger Natur, und fange nun an zu toben; ich ſage der Frau auf den Kopf zu, daß ſie mich belüge, daß ich meinen Patienten in der Nacht geſehen, und zwar in dem und dem Hauſe. Jezt dringe ich endlich durch, und das kleine ängſtliche Weib bekennt mir endlich, ja, ihr Mann ſey ausgegangen; er ſey nicht zu halten geweſen, man habe ihm den Willen thun müſſen, ſonſt wäre es ſein Tod geweſen. „Ei," rief ich ärgerlich, „da mag der Teufel Doktor ſeyn! Was hab' ich mit Patienten zu thun, die, anſtatt, wie meine Verordnung lautet, ruhig im Bette zu liegen und zu ſchwitzen, in Bodenkammern herumkriechen und alte Kleiderſchränke hin und her rücken?"

Ich hatte dieſe Worte halb im Scherz geſagt, aber die arme Frau wurde bleich wie der Tod. Sie erwiderte nichts, ſondern ging, wie es ſchien, weinend von dannen. — Unterdeſſen wurde mein Rathsherr — denn dieß war die amtliche Stellung meines Patienten — immer kränker. Ich blieb noch einige Tage, als aber meine Abreiſe nicht länger verſchoben werden konnte, hatte ich in der Abſchiedsſtunde eine vertrauliche Unterredung mit dem kranken Mann. Er mochte fühlen, daß ſein Ende nahe war, und das Bedürfniß eines belaſteten Gewiſſens trieb ihn, in eines ehrlichen Mannes Seele ein Päckchen ſeines Kummers niederzulegen und einen Menſchen, der, wie er ſah, kein Blatt vor den Mund nahm, in einer häkligen Sache um Rath zu befragen. Wie erſtaunte ich, eine unheimliche Geſchichte zu hören, mit der ich meinem Freund in Weinsberg eine eben nicht zu verachtende Schüſſel auf die Tafel ſeines Magikons zu ſetzen im Stande wäre.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Bremen, Juli.**

(Schluß.)

Die Stadt.

Von allen dieſen landſchaftlichen Herrlichkeiten bekamen übrigens, außer den Uferſtellen bei Vegeſack auf ihrer Waſſerpartie nach Bremerhaſen, die Naturforſcher nichts zu ſehen.

Man bildete ſich nicht ein, ſie mit Naturreizen, außer einigen wenigen geſottenen, gebratenen oder geſchmorten, bewirthen zu können, und ſie hatten auch für die ganzen acht Tage ihres Aufenthalts unter uns in der Stadt ſelber vollauf zu thun. Nicht daß da beſondere Merkwürdigkeiten ſie hätten aufhalten können. Das Wenige, was daran Bremen aufzuzeigen hat, iſt in Einem Vormittage vollſtändig geſehen. An nennenswürdigen Gebäuden iſt keines, das dem vor Augen geſtanden haben müßte, welcher einer umfaſſenden Kenntniß deutſcher Architekturdenkmale ſich rühmen wollte. Das Rathhaus mit ſeinen zierlich durchbrochenen Galerien und elegantem Bilderwerke könnte man eine architektoniſche Spieldoſe nennen. Es iſt ein unterhaltender, graziöſer Bau, aber weder durch ſtyliſtiſche Einheit, noch durch durchgehends gefälliges Detail maßgebend; vielmehr zeigt es eine Arbeit verſchiedenartiger Epochen, und in ſeinen Zierrathen zwar keinen Ungeſchmack, aber doch eine Ueberladung in ſo weit, als dieſelben das Gebäude kleiner erſcheinen laſſen als es iſt und den impoſanten Ernſt ſeiner Beſtimmung etwas verdunkeln. Der Schütting, das Verſammlungshaus der kaufmänniſchen Aelterleute; das Krameramthaus, das Innungslokal der Kramer, d. i. der Detailkaufleute; das Haus Seefahrt, die reſpektable Verſorgungsanſtalt für invalide Seefahrer und deren Wittwen, haben ſämmtlich bloß ein örtliches Intereſſe und als Gebäude geringe Bedeutung. An den Dom knüpft ſich für Bremen gewiſſermaßen eine moraliſche Wichtigkeit, indem er, das Hauptgotteshaus der Lutheraner, die Fahne des religiöſen Freiſinnes unter zum Theil ſehr engherzigen Glaubensbeſtrebungen bis jezt kraftvoll emporgehalten hat. Als Gebäude ſteht er ehrwürdig und durch großartigen Umfang eindrucksvoll da, zugleich aber nicht vollkommen regelmäßig angelegt, ohne alle bauliche Verzierung, an der Südſeite überdieß durch angeklebte Profangebäude verdeckt, bietet er dem Intereſſe keinen Gegenſtand. In ſeinem Innern iſt die treffliche Orgel und das von einer reichen Familie neuerlich dahin geſtiftete Altargemälde, eine Kopie von Raffaels Spasimo di Sicilia, denkwürdig. Auch das neue weitläuftige Gebäude der Privatgeſellſchaft Union thut ſich mehr durch ſeine inneren ſtattlichen und wirthlichen Räume, als durch ſein Aeußeres, zu welchem dem Baumeiſter keine ſattſame Ausdehnung zu Gebote ſtand, hervor. Impoſanter zeigt ſich das der Weſerbrücke zugekehrte mächtige Arbeitshaus in der Neuſtadt, deſſen muſterhafte Einrichtung und Verwaltung ein ausgezeichneter Beleg republikaniſcher Staatsökonomie und gemeinnütziger Bürgerſorgfalt zu nennen iſt. Das neue Theater, in ſeiner die lezte Hand erſt noch verlangenden, gar zu kaſtellmäßigen Geſtalt, erſcheint dem zu gelegentlicher Schadenfreude und einem trockenen niederſächſiſchen Spaſſe gar nicht unaufgelegten Bremer ſelbſt als ein drame larmoyant, deſſen Held, die höchſt ehrenwerthe moraliſche Perſon des Theaterunternehmungsvereins, bei dieſem Baue ſich einige in ſeinen Beutel empfindlich ſchneidende Mißberechnungen zu Schulden kommen laſſen. — In einem folgenden Briefe ſoll uns die moraliſche Phyſiognomie Bremens beſchäftigen.

## Berlin, Juli.

(Fortſezung.)

Moraliſche Preſſe. — Anſprüche an die Ariſtokratie.

Wir haben keine Matroſenpreſſe und auch keine Soldatenpreſſe; die Matroſen melden ſich von ſelbſt, ſo viel und vielleicht mehr als wir deren gebrauchen, und die Soldaten ſind Bürger; es iſt in dem Syſtem, wenn nicht mehr Freiwilligkeit, doch willige Ordnung. Aber wir leiden an einer andern Preſſe, nicht der Druckerpreſſe, die ſelbſt eine leidende Perſon iſt, ſondern an den Erpreſſungen zu freiwilligen Beiträgen für Preßhaftes aller Art. Dieſe ewigen Circulare und Zuſchriften, die den Einwohnern in's Haus geſchleudert werden, zu gemeinnützigen Vereinen, zu frommen Conzerten, für Blinde, Lahme, Taube, für Kranke, Invaliden, für Kirchen, Waiſen, für Jung und Alt, für Vergangenheit und Zukunft, ſind unbeſchadet der guten Zwecke ein ſchlechtes Mittel; und wenn auch nur deßhalb, weil ſie durch ihre Menge ſich ſelbſt um ihren Zweck bringen. Der freigebigſte und wohlhabendſte Mann könnte verarmen, wenn er auf jeden dieſer Briefe durch die That antwortete. Wir geben gern zu, daß es bei dem Uebermaß von Armuth und Noth in einer ſo großen Stadt ſolcher Mittel bedarf, um auch nur diejenigen auf Alles aufmerkſam zu machen, welche des Willens ſind, ihr Scherflein zur Steuerung derſelben beizutragen; aber ein Uebel bleibt die Sache deſſen ungeachtet, ſowohl im chriſtlich religiöſen, als im ſtaatsbürgerlichen Sinne. Es iſt eine moraliſche Preſſe.

Wir wirken durch Vereine für das Großartige und Schöne, und das iſt trefflich; es iſt ſchon Gutes daraus hervorgegangen und wird hoffentlich noch Beſſeres hervorgehen; aber zur Zeit, wo wir ſehen, daß das nicht ausreicht, den in Bewegung geſezten Kräften Beſchäftigung zu geben und den Lohn für ihre Arbeit zu gewähren, an wem wäre es, dafür zu ſorgen, als an denen, welche durch ihre Geburt und geſellige Stellung über die Menge hinausragen wollen? Ich meine damit nicht die Fürſten, ſondern die Ariſtokratie. Welches geeignetere Mittel, eine Verſöhnung mit der abgünſtigen Volksſtimmung zu verſuchen, als durch den Aufwand überflüſſiger Kräfte der Kunſt und Wiſſenſchaft da zu helfen, wo beide nach Brod gehen müſſen, weil das geiſtige Bedürfniß im Volke doch noch nicht geweckt iſt? Solche Momente zu erhaſchen, wäre die Aufgabe einer Ariſtokratie, welche ihres precären Zuſtandes der Nation gegenüber ſich bewußt wäre. Ich ſage nicht, daß dieß unbedingt zum Ziele führte, denn das Unabwendbare läßt ſich nicht hintertreiben, nur aufhalten: aber dieß ſchon zu erreichen, kann in gewiſſen Lagen zur Lebensaufgabe werden. Doch wo ſind dieſe groß oder klug geſinnten Ariſtokratien auf dem Feſtlande zu finden, welche ihre Paläſte nur wie die Lichtenſteine und Eſterhazy's in Wien durch Kunſtprodukte ſchmückten, einen Glanz ihnen verleihend, der freilich dem hungernden Pöbel nicht imponiren dürfte, ihnen aber in den Augen des geſitteten Volkes eine Weihe ertheilte, die in böſen Kriſen wohlthätige Wirkungen äußern könnte! Man frage unſere Künſtler, die, wo ſie nicht nach Brod gehen, nur auf die Kunſtvereine angewieſen ſind, und dieſe reichen nicht aus. Man klagt aus Wien, daß dort die Zeit der alten Eſterhazy und Lichtenſteine ganz vorüber ſey, daß die großartige hiſtoriſche Malerei nicht aufkommen könne, weil Niemand kauft und beſtellt, was nicht der Tagesmode fröhnt; etwas beſſer mag es im Norden ſeyn, aber nicht viel. Wo große Kunſtſammlungen ſich finden, gehören ſie reichen Privaten, welche keinen Anſpruch machen, der Ariſtokratie anzugehören.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 30.

Sonnabend, 9. Auguſt 1845.

[208] So eben iſt bei Meyer & Zeller in Zürich erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Radicale Jeſuitenpredigt.

Gehalten am Neujahrstage 1845 im geheimen Conventikel der Wiſſenden

von

**Pater Incognitus,**

ſchweizer. Mitgliede des Ordens der Neujeſuiten.

$7\frac{1}{2}$ Ngr. oder 27 kr.

## Auf dem Emmenfelde bei Luzern

am 1. April 1845.

**Gedicht**

von dem Verfaſſer der Neujeſuitenpredigt.

12. broch. $7\frac{1}{2}$ Ngr. oder 27 kr.

Wer nicht von dem modernen Vorurtheil befangen iſt, daß nur das was freiſinnig tönt auch freiſinnig, geiſtreich, ſchön und wahr ſeyn könne, dürfte wohl die genannten Eigenſchaften auch in obigen allerdings nicht „freiſinnig" tönenden Poeſien eines der erſten Schweizerdichter finden.

---

[210] Bei F. A. Brockhaus in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Cola di Rienzi.

Trauerſpiel

von

**Rudolf Kirner.**

Gr. 12. Geh. 21 Ngr.

---

[221] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Belgien

in ſeinen Verhältniſſen

zu

## Frankreich und Deutſchland

mit Bezug auf die Frage

der Unterſcheidungszölle für den Zollverein

von

**Guſtav Höfken.**

gr.8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 45 kr. od. 2 Rthlr. 6 gGr.

Der Herr Verfaſſer ſetzt in dieſem Buche, welches eine der wichtigſten der neueren deutſchen National-Angelegenheiten behandelt, die außerordentlichen Vortheile auseinander, welche der neue Handels- und Schifffahrtsvertrag vom 1. September 1844 für Belgien hat, und vergleicht damit die geringen Vortheile und überwiegenden Nachtheile des frühern Vertrags mit Frankreich. Er beweiſt durch tabellariſche Ueberſichten, daß die Bilanz in der Fabrikatenausfuhr zwiſchen Frankreich und Belgien zu Gunſten des erſteren ſteht und zwar wie 30 zu 16 Millionen; zwiſchen Deutſchland und Belgien dagegen zu Gunſten des letzteren und zwar wie 20 zu 17 Mill. Wie aber der Vertrag mit Belgien erſt eigentlich fruchtbar gemacht werden könnte, wird ſchließlich noch, unter Berückſichtigung der Sonderintereſſen Hollands und der Hanſeſtädte mit größter Klarheit erörtert.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[218] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Correſpondenzblatt

des

**königl. württemb. landwirthſchaftl. Vereins.**

Neue Folge. Band XXVI. Jahrgang 1844.

**Zweiter Band. Drittes Heft.**

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

**Beiträge zur Vaterlandskunde.** Neunzehnter und zwanzigſter Jahresbericht über die Witterungsverhältniſſe in Württemberg in den Jahren 1843 und 1844; zugleich eine Ueberſicht der Witterungsverhältniſſe aus den letzten 20 Jahren von 1825—1844, und beziehungsweiſe der letzten 50 Jahre von 1795—1844. 1) Allgemeine Schilderung der Jahrgänge 1843 und 1844. 2) Temperatur. 3) Die barometriſchen Verhältniſſe von Stuttgart. 4) Die Windsverhältniſſe. 5) Die wäſſrigten Niederſchläge. 6) Beobachtungen am Neckar. 7) Beobachtungen am Bodenſee. 8) Wäſſerichte Ausdünſtung. 9) Luftfeuchtigkeit. 10) Gewitter und Hagelſchläge. 11) Allgemeine Witterungserſcheinungen. 12) Beſondere außergewöhnliche Erſcheinungen in den Jahren 1843 und 1844. 13) Aus den Beobachtungsorten berichtete Erſcheinungen im Thier- und Pflanzenreich in den Jahren 1843 und 1844. 14) Dauer des Aufenthalts der Wanderthiere. 15) Dauer der Vegetation zwiſchen Blüthe und Reife.

Meteorologiſche Chronik von 1844, Nov. u. Dec.

Allgemeine Inhaltsüberſicht.

Sachregiſter.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Die chriſtliche Lehre

nach dem

**kleinen Katechismus Luthers.**

Zur Unterweiſung geordnet

von

**G. Mehring,**

Prälat.

8. Velinp. broch. Preis 20 kr. oder 6 gGr.

Des Verfaſſers Streben war es, die chriſtliche Lehre in ihrer Begriffs-Einheit aufzufaſſen und darzuſtellen,

Digitized by Google

zugleich zu zeigen, wie ſich dieſe Darſtellung am Luther'ſchen Katechismus, der auch als evangeliſche Bekenntnißſchrift ſo große Bedeutung hat, durchführen läßt, indem gerade er für eine methodiſche Entwicklung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformations-Zeitalter vermißt wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[219] In unterzeichnetem Verlage iſt erſchienen:

# Franzöſiſches Elementarwerk.

## Lehr- und Leſebuch

### für untere Gymnaſial-Claſſen,

höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuſer, Inſtitute und Privatunterricht.

Von

## Dr. Mager,

Fürſtl. Schwarzb. Educationsrath, der k. preuß. Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt auswärtigem, des Frankfurt'ſchen Gelehrten-Vereins für deutſche Sprache ordentlichem Mitgliede.

**Zwei Theile.**

Dritte Auflage.

Preis 3 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.
Parthiepreis bei Abnahme von wenigſtens 25 Exempl. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Inhalt und Preiſe der einzelnen Theile:

Erſter Theil: **Franzöſiſches Sprachbuch.** Elementarmethodiſche Unterweiſung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der franzöſiſchen Sprache. (gr. 8. XVI u. 336 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 30 kr. oder 22 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigſtens 25 Exempl. 1 fl. oder 16 gGr.

Zweiter Theil: Franzöſiſches Leſebuch für untere Claſſen. Erſter Band. (gr. 8. VIII u. 212 Seiten.) Ladenpreis 48 kr. oder 12 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigſtens 25 Exempl. 32 kr. od. 8 gGr. Zweiter Band. (gr. 8. VIII u. 348 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 24 kr. oder 21 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigſtens 25 Exempl. 56 kr. od. 14 gGr.

Für Lehrer, denen dieſes Schulbuch, deſſen erſte Auflage 1840 erſchien, noch unbekannt geblieben ſeyn ſollte, bemerken wir, daß das Sprachbuch

1) ſtatt der hergebrachten grammatiſtiſchen oder der hamiltonſchen die genetiſche Methode befolgt, wodurch das Lernen nicht nur gründlicher, ſondern auch leichter wird;

2) nicht nur die franzöſiſche Grammatik, ſondern auch die franzöſiſche Sprache enthält und lehrt, letztere dabei nicht nur nach der materialen, lexikaliſchen, ſondern auch nach der techniſchen, praktiſchen Seite;

3) was die überaus reiche Sammlung von franzöſiſchen Sätzen betrifft, die es enthält, aus den franzöſiſchen Autoren, alſo aus den Quellen genommen iſt, wobei die Auswahl ſo getroffen wurde, daß der Inhalt ein an ſich werthvoller ſeyn möchte;

4) als Grammatik, nicht nach den franzöſiſchen Grammatikern gearbeitet iſt und deren willkürliche Regeln nur nachſchreibt, ſondern die organiſchen Geſetze des franzöſiſchen Sprachbaus (ſoweit ſie in die Schule gehören) darlegt und dieſelben durch Logik, Geſchichte und Sprachgebrauch begründet;

5) hinlänglich auf das Lateiniſche Rückſicht nimmt, um ſolchen Schülern, die ſchon einige Jahre Latein lernen, den Gegenſtand auch von dieſer Seite klar zu machen;

6) an dem deutſchen Sprachbuche deſſelben Verfaſſers ein Seitenſtück hat, was die parallele Behandlung des Unterrichts in verſchiedenen Sprachen erleichtert. (Auch iſt vor Kurzem nach dem Muſter des franzöſiſchen Sprachbuches ein engliſches Elementarbuch von Callin erſchienen.)

Das Leſebuch, überall aus den Quellen geſchöpft und Vieles aus Autoren bringend, die man noch gar nicht für ſolche Sammlungen benutzt hatte, iſt von allen Beurtheilern ohne Ausnahme als eine treffliche Arbeit anerkannt worden. Gleich den übrigen franzöſiſchen und deutſchen Sammlungen des Verfaſſers verfolgt es, neben ſeinem nächſten Zwecke, ein Hülfsmittel zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache zu ſeyn, noch manche andere Zwecke, die ſich ein bildender und erziehender Unterricht vorſetzen muß.

---

Von demſelben Verfaſſer iſt ferner bei uns erſchienen:

# Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

## Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.
Parthiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigſtens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Gymnaſien, höhere Bürgerſchulen und Cadetten-Anſtalten, die das Franzöſiſche bereits in den unteren Claſſen beginnen laſſen und in den obern einen Curſus der franzöſiſchen Literatur geben, werden gegenwärtige Chreſtomathie, welche von dem „Franzöſiſchen Leſebuche für untere Claſſen zu dem „Tableau anthologique de la littérature française“ den Uebergang und zwiſchen beiden die Mittelſtufe bildet, in ihren mittleren Claſſen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Franzöſiſche noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden ſowohl für die mittleren als für die oberen Claſſen mit dem mehr als ausreichen, was die Chreſtomathie bietet. Es iſt bei der Anordnung und Auswahl auf dieſes Doppelbedürfniß Rückſicht genommen worden: die Chreſtomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epiſchen, der lyriſchen, der dramatiſchen, der hiſtoriſchen, der rhetoriſchen und der didaktiſchen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 53½ Bogen gr. 8.) ſehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigeren Schulpreis aufmerkſam; zudem laſſen Druck und Papier nichts zu wünſchen übrig.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Dramatiſche Werke

von

## Joſ. Chriſt. Baron von Zedlitz.

Vier Theile.

8. Velinpap. broch. Preis fl. 10. — oder Rthlr. 6. 8 gr.

Inhalt und Preiſe der einzelnen Theile.

I. Thl. **Stern von Sevilla.** 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.
II. „ **Kerker und Krone. Der Königin Ehre.** 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.
III. „ **Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid.** 3 fl. od. 2 Rthlr.
IV. „ **Cabinets-Intriguen. Die Liebe findet ihre Wege.** 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

[220] In Unterzeichneter ſind ſo eben erſchienen:

# Monatblätter

zur Ergänzung der

## Allgemeinen Zeitung.

**1845. Julius.**

Inhalt.

Die neueren Bewegungen in der franzöſiſchen Rechtswiſſenſchaft. — In den Oſtſeeprovinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten). — Zehn Jahre in der Theologie. — Die Reiſen des Venetianers Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert. — Reiſeſkizzen aus Spanien. — Deutſche Lyrik.

Dieſe Monatblätter ſtellen ſich die Aufgabe: Gegenſtände der Politik, Litteratur und Wiſſenſchaft auf eine erſchöpfendere Weiſe, als es der Raum eines Tagblattes geſtattet, zu beſprechen. Sie bieten den mannigfachen Strebniſſen des geiſtigen Lebens, ſowie den materiellen Intereſſen im Vaterlande ein förderliches Organ und ergänzen ſomit nicht allein die Augsburger Allgemeine Zeitung, ſondern werden auch als ſelbſtſtändiges Ganze jedem Gebildeten vom größten Intereſſe ſeyn.

Jedes Heft umfaßt nach Maßgabe des Stoffes 6—8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung und der Jahrgang von 12 Heften koſtet im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gGr.

Auch durch die Poſt können dieſelben bezogen werden, in welchem Falle der Preis ſich von uns nicht für jeden Verkaufsort, ſondern nur durch die betreffenden Poſtämter beſtimmen läßt; jedoch darf er im Bereiche des Königreichs Bayern und des Königreichs Württemberg 8 fl. nirgends überſchreiten.

Stuttgart, im Aug. 1845.

**J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.**

---

## Gedichte von Nicolaus Lenau.

Zwei Theile in engliſchem Einband mit Goldſchnitt.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.

Der erſte Theil erſcheint hier in der ſiebenten Auflage, der zweite bildet die fünfte und ſehr vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte."

In gleichem Format und gleicher Ausſtattung ſind ferner zu haben: Goethe's Hermann und Dorothea, Egmont; Schiller's Tell, Wallenſtein; Tegnér's Fritbiofsſage, Simrock Nibelungenlied, und die Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland, Freiligrath, Hölderlin, Platen, Oehlenſchläger und Zedlitz.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Nomenclator botanicus

seu:

## Synonymia plantarum universalis.

Enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

105 Bogen Lexicon-Format. Preis 12 fl. oder 8 Rthlr.

Wenn ſchon vor 20 Jahren die erſte Ausgabe dieſes Werks eine gefühlte Lücke in der botaniſchen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, ſo wird nach dieſem Zeitraum, der an Frucht-

Digitized by Google

barkeit der Entdeckungen jede frühere noch ſo glänzende Periode der Bereicherung der botaniſchen Kenntniſſe weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfaſſer aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um ſo weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem ſich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verſchiedenen, unabhängig von einander dieſelben oder verwandte Gegenſtände bearbeitenden Schriftſteller, und deren individuelle Anſichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Maſſe der Synonyme auf eine der Wiſſenſchaft ſelbſt beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat ſich daher der Verfaſſer die Aufgabe geſtellt, dem botaniſchen Publikum gleichſam einen Leitfaden aus dieſem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verſchiedenen Wegen zugekommenen Wünſche, in ſo fern ihn ſolche nicht zu weit von dem urſprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botaniſchen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetiſcher Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im Syſtem aufführt und da, wo der Name des Autors und die beſtändige Hinweiſung auf die ſyſtematiſchen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (ſo weit dieſe erſchienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollſtändiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erſchien, auch noch häufig eine ſpecielle Nachweiſung beifügt. Auf dieſe Art erhält man über die angeführten Momente eine ſehr ſchnelle und vollſtändige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgeſtellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieſes mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben ſo ſehr dem Literator, als dem von großen Bücherſammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, ſo wie den Beſitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in dieſem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botaniſchen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botaniſchen Literatur. Wenn auch einige Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle ſtets behaupten werden, ſo können ſie doch das angezeigte Werk um ſo weniger entbehrlich machen, als darin hauptſächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur ſehr eingeſchränkt Rückſicht genommen iſt, während die ſyſtematiſche Anordnung den ſchnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (alſo um 10,000 weniger als die erſte Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählt. Die zweckmäßigſte typographiſche Einrichtung macht es möglich, daß dieſes ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Ueberſicht nicht ſtörend einwirkenden möglichſt engen Raum zuſammengefaßt iſt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[328] **Rumohr's Schriften,**

Geiſt der Kochkunſt und Schule der Höflichkeit.

In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Geiſt der Kochkunſt

von

### Joſeph König.

Ueberarbeitet und herausgegeben von

### C. F. von Rumohr.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

gr. 8. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Wenn der verſtorbene, eben ſo geiſtreiche, als vielſeitig gebildete Herr Verfaſſer in der Vorrede zu dieſer zweiten Auflage ſagt, daß ſein Werk in einigen Kapiteln darauf ausgehe, gewiſſe äſthetiſche Gemeinplätze und Stichwörter, durch ihre Anwendung auf eine niedrig geachtete Kunſt, doch ohne Bitterkeit, zu verſpotten, und dabei behauptet, daß bei der unbegrenzten, unſichern, ſchwankenden Allgemeinheit ihrer täglichen Anwendung es ihm ſcheine, als paſſen ſie ſich der einen Kunſt ſo gut an, wie der anderen, und ſey wenigſtens der Gewinn dabei für beide gleich groß, ſo wird ihm dieſe Behauptung vielleicht nicht eben von allen Seiten unbeſtritten bleiben. Worin aber alle Leſer, ſowohl gallichte und leidende Gelehrte, deren Ehehälften vom Eſſen nichts verſtehen als das Negative, nämlich das Appetitverderben, als reiche lebensfrohe Gutſchmecker, ſo Freunde als Feinde der bonne chère, ſo von Köchen, als von Köchinnen oder Hausmägden bediente, immer betrogene, Hausfrauen, kurz worin alle und jede Leſer von der Gattung, der dreihundert und fünf und ſechzig Mal im Jahre denn doch das Eſſen obliegt, einverſtanden ſeyn werden, das iſt, daß es dem Verfaſſer vollkommen gelungen ſey, dem verſtändigen, leichtfaſſenden Deutſchen gleichſam Appetit zu machen, das Produkt ſeines Bodens für den freilich vorübergehenden Tafelgenuß, allein zugleich auch für den mehr dauernden einer gut unterhaltenen Geſundheit, ganz auszunutzen. — Mögen durch ſein Werk recht viele unſerer ſchlecht eſſenden Landsleute künftig an dem feinen Aroma leicht zu erzielender Küchenkräuter, an der guten und gut bereiteten Qualität unſerer Landesprodukte ein recht zuträgliches Gefallen erwerben; möge es den Frauen weder als Eingriff in ihre Befugniſſe, noch als läſtige, unwillkommene Anmahnung an veraltete, vergeſſene Pflichten, erſcheinen, denn ihnen beſonders möchten wir es empfohlen ſehen.

Von demſelben Verfaſſer:

## Schule der Höflichkeit

für

### Alt und Jung.

2 Thle. 8. broch. Preis 2 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 18 gGr.

In dieſer Schule der Höflichkeit hat der Herr Verfaſſer mit originellen Zügen gleichſam zu ſchildern geſucht, wie der in der Geſellſchaft lebende Menſch ſein Aeußeres mit Geſchmack darzuſtellen und ſeinen Mitmenſchen genießbar zu machen habe. — Wenn die gewöhnlichen Schriften über den Umgang mit Menſchen leicht deſto ſeichter und unerſprießlicher werden, je mehr die Verfaſſer in Details eingehen und je mehr ſie durch Regeln ihren Gegenſtand zu erſchöpfen ſuchen, ſo verbirgt dagegen dieſe geiſtreiche Skizze eines Menſchenkenners, der neben der Frivolität der geſellſchaftlichen Formen ihre Naturnothwendigkeit erkannt hat, hinter der Ironie eine große Tiefe, und die aphoriſtiſche Form umfaßt, wie es überhaupt das Weſen des wahren Witzes iſt, ungleich mehr, als auf den erſten Anblick erſcheint.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 191.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 11. Auguſt 1845.

— Can such things be,
And overcome us, like a summers cloud,
Without our special wonder?

Shakespeare.

## Der Rathsherr von Paderborn.

(Schluß.)

„Ich bewohnte," ſo ſprach der Kranke, „vor einigen Jahren jenes Haus, in deſſen obern Räumen Sie mich geſehen haben. Die große Kammer gleich unter dem Dache diente mir zur Aufbewahrung von allerlei phyſikaliſchen Apparaten, denn ich füllte damals meine Mußeſtunden mit dem Studium dieſer Wiſſenſchaft zu. In dieſe Kammer einzudringen, war Jedermann verboten. Wir hatten damals einen blödſinnigen Knaben im Hauſe. Weitläufig mit meiner Frau verwandt, fand der Arme, den ſonſt Niemand wollte, bei mir eine Zufluchtsſtätte. Er wurde, obgleich er ſehr widriger Natur war, nicht allein geduldet, ſondern ſehr gut behandelt. Ich muß aber geſtehen, daß dieſes geiſtig und körperlich verkrüppelte Geſchöpf ſtets einen widrigen Eindruck auf mich machte, daß ich in ſeiner unmittelbaren Nähe oft eine Anwandlung von Ekel empfand, die ich nur mit Mühe unterdrückte, um ſie ihn nicht empfinden zu laſſen. Der Knabe war ſchmächtig gebaut, mit übermäßig langen und dünnen Armen, an denen große ſkelettartige Hände einen beſonders ſchauerlichen Effekt machten. Sein Kopf hing, in Folge von beſtändigen Nervenzuckungen, auf eine Seite, und ſeine grell hervortretenden, mißfarbigen, fortwährend von einer unreinen Feuchtigkeit überfließenden Augen nahmen oft einen Ausdruck von boshaftem Schielen an, der mir, wenn dieſer Blick mich traf, eine nicht zu verwindende, faſt leidenſchaftliche und an's Krankhafte ſtreifende Pein verurſachte. Dennoch war das Geſchöpf an mich beſonders attachirt, ja es äußerte gewiſſermaßen Zärtlichkeit und Anhänglichkeit für mich. Ich war der Einzige im Hauſe, der es aus ſeiner Starrheit und Apathie wecken konnte, und ich beſitze noch eine kleine von ihm gehäkelte Geldbörſe, das einzige Produkt, das aus dieſen übelgeformten und arbeitsunfähigen Händen jemals hervorgegangen."

„Als Rupert, ſo hieß der arme Krüppel, mehr heranwuchs, trübte und verſchleierte ſich ſeine Seele immer mehr; er wurde zuletzt völlig der thieriſch blödſinnige, der unheilbar körperlich und geiſtig Verunglückte, als welchen ihn die ganze Nachbarſchaft noch wenige Tage vor ſeinem Tode gekannt hat. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, gegen dieſes arme Weſen muthwillig Zwangsmaßregeln in Anwendung zu bringen, oder wohl gar durch rohe Behandlung ſeinen Zuſtand zu verſchlimmern. Und dennoch — war ich die unmittelbare Urſache ſeines Todes. Ich habe mich hier ſchwer anzuklagen, obgleich ich jetzt noch nicht begreife, wie die Sache eigentlich ſo, wie es geſchehen, ſich hat zutragen können. Denn

Digitized by Google

ich beſinne mich ſehr wohl, obgleich ich mich in jenem unglücklichen Moment vor Wuth zittern fühlte, daß ich dennoch dabei ſehr wohl wußte, was ich that und was ich allenfalls thun durfte."

„Die Veranlaſſung war aber dieſe. Ich fand eines Tages unter meinen phyſikaliſchen Inſtrumenten eine Unordnung angerichtet; nachdem ich vergebens bald dieſen, bald jenen meiner Hausgenoſſen in Verdacht gehabt und befragt, fand ſich's zu meinem großen Verdruß, daß der Blödſinnige der Urheber des Schadens geweſen. Ich gab ihm einen derben Verweis, entzog ihm, das faſt einzige Correktionsmittel, auf einen Tag die Nahrung, und ſchärfte nun das Verbot, jenes Zimmer zu betreten, auf's Beſtimmteſte."

„Ein Woche verging, während welcher Rupert krank wurde. Es ging ich weiß nicht welche Veränderung im Wachsthum ſeines Körpers vor; ſeine fehlerhafte, gebrechliche Organiſation mochte peinlich darnach ringen, die Geſetze geltend zu machen, welche die Natur in jedes der Entwicklung fähige Weſen gelegt hat. Der Arme klagte nicht, aber ſein ſtilles Leiden war uns Allen noch unbehaglicher als es ſeine Klagen geweſen wären. Selbſt die Sanftmuth und das Dulden ſchien bei dieſem armen Krüppel eine widrige, die Sinne verletzende Form annehmen zu wollen. Trotz ſeiner Krankheit, unterließ er nicht, die gewohnten Streifereien im Haus und in der Nachbarſchaft zu machen. Da fand ich eines Tags wieder eine Zerſtörung in meinem Laboratorium angerichtet, und dießmal noch eine ſchlimmere als früher. Mein Verdacht fiel jezt ſogleich auf Rupert; man ſuchte ihn überall, er war nicht zu finden. Endlich entdeckte ich ihn in einem Winkel der großen Bodenkammer, zuſammengekauert und noch mit einem Stück einer zerbrochenen Retorte in der Hand."

„Er zeigte mir das Stück vor und lachte dabei hämiſch. Mich übermannte der Zorn dergeſtalt, daß ich zu meinem Schreibtiſch eilte, wo der Spazierſtock lehnte, mit dieſem auf den Krüppel zuſtürzte, ihn bei ſeinen langen ſpinnendürren Armen hervorzerrte und ihm einige derbe Hiebe über die Schultern gab. Er ſtieß ein fatales katzenartiges Miauen und Puſten aus, das ich für Spott und Hohn hielt und das mich deßhalb noch mehr erbitterte. Ich verdoppelte die Hiebe, und während ich noch ſchlug, ſah ich den Glanz und Schimmer ſeiner vortretenden Augen wunderlich aus dem Dunkel hervorleuchten, und zugleich tönte eine ganz fremde, ſanfte und mit einem gewiſſen unnachahmlichen Wohllaut mein Ohr treffende Stimme vom Boden herauf, die da rief: „Jezt iſt's genug, Väterchen! ich ſterbe!"

„Wie durch einen elektriſchen Schlag wurde durch dieſe Worte mein Arm gelähmt; ich hielt ein mit Schlagen und rief dem Burſchen zu: „He! haſt du nun genug? und wirſt du's künftig nicht mehr thun, böſer Bube du!" Er antwortete nicht. Ich wollte ihn aus dem Winkel hervorziehen — er war todt."

„Was war es nun? Hatte ich ihn getödtet? war er plötzlich und ganz ohne mein Verſchulden vom Tode hingerafft worden? ich weiß es noch jezt nicht. Und woher kam ihm auf einmal, und gleichſam als Schwanengeſang, die klangvolle, ſüße und liebliche Stimme, ihm, der früher eigentlich mehr thieriſch gegrunzt als menſchlich geſprochen hatte? Und dieſe rührende Bitte, die mir durch's Herz ſchnitt! Alles das machte, daß dieſer unglückliche Moment ſein Eigenthümliches an Schauer und Wunderlichkeit beibehielt, ſo lange Zeit auch darüber hingegangen. Ich ließ den Körper des Todten unterſuchen, der Arzt gab einen Nervenſchlag als Urſache des Todes an. Ich war aber nicht beruhigt! — Ach! ich bin es noch nicht! Es ſteht im Gegentheil bei mir feſt, daß ich ihn getödtet habe; denn ſonſt — wie hätte geſchehen dürfen, was nachher folgte und was ich Ihnen jezt berichten will? Wäre ich ohne Schuld, ſo dürfte ich keine Strafe leiden, dürfte nicht ſo elend ſeyn, wie ich es jezt bin. Hören Sie."

„Spät in die Nacht hinein zu arbeiten, war damals meine Gewohnheit. So ſitze ich denn in einer Sommernacht, wenige Wochen nach dem Tode des Knaben, in jenem Laboratorium, eifrig beſchäftigt, eine wiſſenſchaftliche Abhandlung auszuarbeiten. Da ſtört mich ein eigenthümliches Geräuſch in meinem Studium. Ich weiß nicht, ob Sie die häßliche Sitte mancher ungebildeten und bäuriſchen Leute kennen, durch das Drehen und Recken ihrer Finger ein Knacken der Knöchel der einzelnen Fingerglieder zu veranlaſſen. Der verſtorbene Blödſinnige war ein Meiſter in dieſem vulgären Kunſtſtück geweſen; er hatte es uns Allen zum Poſſen oft getrieben, und beſonders mir damit manchen zornigen Ausruf entlockt. Jezt, in tiefer Mitternacht, höre ich dieſen wohlbekannten Laut; ich lauſche hin — er tönt wieder — ich fahre in die Höhe, kalter Schweiß perlt auf meiner Stirne. Das Geräuſch kommt aus der Ecke her — aus jener Ecke, wo ich den Knaben erſchlug. Meine aufgeſcheuchten Seelenkräfte wieder der Arbeit zulenkend, zwinge ich mich, einige Zeilen zu ſchreiben; aber das unheimliche Geräuſch fährt fort und raubt mir alle meine Faſſung. Heftig greif' ich nach dem Licht, ſtürze in die Ecke und entdecke — natürlich nichts. Als ich mich aber mit dem Lichte wegwende und nur noch flüchtig über die Schulter einen Blick in den jezt finſtern Winkel werfe, ſehe ich deutlich die Umriſſe einer kauernden Geſtalt, aber in der Weiſe, wie etwa eine ungeübte Hand auf einen ſchwarzen Papierbogen mit ſchwachen Kreidelinien eine Figur hinzeichnen würde. Ein Fröſteln durchrieſelt mich, ich will dieſes Gefühl bekämpfen und nehme den Regenſchirm, der neben mir ſteht, aber ſeinen Platz in jener Ecke hat, und will ihn dorthin ſtellen — es iſt mir nicht möglich. Es iſt

Digitized by Google

mir, als wäre der Winkel ſchon von irgend einem Gegenſtande ausgefüllt, obgleich ich deutlich ſehe, daß er leer iſt."

„Alles das werden Sie, mein Herr, für krankhafte Phantaſien erklären; aber ich kann dieſe Erklärung nicht annehmen. Ich weiß, was ich gelitten habe; denn der Spuck war mit jener Nacht nicht vorbei, er dauerte viele Wochen, ja Monde hindurch. Immer jene knackenden Töne, jene im Dunkel nur halb erkennbare kauernde Geſtalt, und einmal — ich werde dieſe Nacht nie vergeſſen! ſahen mich aus dem dunkeln Verſteck ſogar zwei Augen an; ſie drangen mit ihrem unheimlichen Strahl bis an meinen Schreibtiſch. Ich ſchloß einige Zeit darauf die Kammer, ich verließ das Haus; aber —" — „Aber," fiel ich ihm in die Rede, „Sie kommen doch allnächtlich auf jenen Boden zurück und poltern und hanthieren daſelbſt."

„So iſt's," erwiderte er mit ſchwacher Stimme. „Wenn es mir erſt gelungen ſeyn wird, den großen ſchweren Schrank allein in jene Ecke zu rücken, dann iſt das grauenvolle Etwas verdeckt und verhüllt, dann hört es auf zu exiſtiren. Ich werde von einer unheimlichen Macht getrieben, immer und immer wieder in jene Kammer zu eilen, wo ich nichts mehr zu ſuchen habe, um die alten peinvollen Erinnerungen neu zu beleben und ein unnützes und ſogar ſchädliches Werk zu treiben. Ach, mein Herr, ſagen Sie mir, gibt es übernatürliche Einwirkungen?"

Mit dieſer Frage will ich auch meine Erzählung endigen, ſagte der Arzt. Wer gibt eine befriedigende Antwort?

A. v. Sternberg.

---

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Als nun einmal die Fechterſpiele zu einer gern und fleißig geſehenen Unterhaltung geworden waren, wuchſen die Heerden der Gladiatoren zu ſolchen Maſſen an, daß eine Handvoll dieſer verzweiflungsmuthigen Leute, aus ihrem Kerker gebrochen, mittelſt Befreiung zahlreicher, das Sklavenloos mit ihnen theilender Schickſalsgefährten, einen ernſthaften und furchtbaren Krieg drei Jahre lang mit bis zu dreißigtauſend gehenden Streitkräften wider ihre Dränger führen konnte. Spartacus, ihr Führer, ein thraciſcher Hirt (auch in den ſpaniſchen Kriegen wider Napoleon, deßgleichen in denen der neuſpaniſchen Welt gegen das Mutterland, haben wir Hirten als Feldherren erlebt), hätte ein Herrſcher der Welt zu werden Talent beſeſſen, wären ihm diſciplinirte Schaaren unterthan geweſen. Es könnte unbegreiflich erſcheinen, wie man im ſtaatsklugen und vorſichtigen Rom einen durch Handwerk, Körperkraft und Waffengeſchicklichkeit, beſonders aber durch ſeine ganze Lage den unheimlichſten und zweideutigſten Charakter an ſich tragenden Stand zu ſolchen Maſſen konnte herangedeihen laſſen, als die Gladiatorenſchaaren in den Depots der römiſchen Vornehmen allem Anſchein nach ausgemacht haben. Aber eines Theils waren die Griechen und Römer über die ſpezifiſche Gefährlichkeit des Sklavenweſens an und für ſich in wunderlichen Verachtungsträumen befangen, und dann fanden die in den ſpätern Perioden der Republik durch ihr perſönliches Anſehen Alles entſcheidenden Einzelnen in dieſem bedenklichen Werkzeuge kriegeriſcher Schauſpiele ein Mittel ihres Ehrgeizes.

Wie viel Paar Fechter man allmählig auf den Fechtraum zu bringen ſich gewöhnt hatte, darüber wiſſen wir ſeit den oben ausgezogenen Nachrichten des Livius nichts weiter, bis wir aus anderweitigen Quellen erfahren, im Jahre 689 habe Julius Cäſar während ſeines Aedilenamtes auch ein Leichenſpiel für ſeinen Vater ausgerichtet und dabei dreihundert und zwanzig Paar Gladiatoren auftreten laſſen. Ausdrücklich wird hinzugefügt, daß er vorgehabt, deren noch ungleich mehr zu ſtellen, daran aber durch ein gleichzeitiges Geſetz gehindert worden ſey. Es kann dieß kein anderes Geſetz geweſen ſeyn, als eines, welches im Jahr 687 der Konſul Calpurnius gegen unredliche Amtsbewerbung gerichtet hatte. Um die Stimmen der Menge bei den Wahlcomitien zu gewinnen, beſtrebten ſich die Kandidaten, durch immer verſchwenderiſcheren Glanz gerade ihrer Fechterſpiele, des nun lange ſchon mit den Wagenſpielen des Circus wetteifernden Lieblingsvergnügens aller Stände, einander zu überbieten. In demſelben Geſetze, nimmt man an, ſey auch eine Anordnung vorgekommen, daß man das Volk nicht umſonſt zuſehen laſſen, noch auch Freibillete vertheilen ſolle. Nämlich bereits in der Zeit des Cajus Gracchus, wird uns überliefert, ließen die meiſten der Würdenträger zum Behuf eines Gladiatorenſpiels auf dem Markt einen Rundkreis von Zuſchauerſitzen errichten und vermietheten dieſe. Gracchus ließ über Nacht dieſelben wegreißen und den Raum frei machen, damit die Armen nach ihrer Bequemlichkeit umſonſt zuſehen könnten. Wir entnehmen hieraus, daß, wie natürlich und auch republikaniſch war, das Zuſehen bei den Gladiatorenſpielen an und für ſich frei war; die Ariſtokraten aber ſuchten, da die Lokalität ihnen nicht von ſelbſt, wie der Circus, eine Abſonderung von der Menge gewährte, nach ihrer Art auch hier eine Excluſion herbeizuführen und, was ſie in alten wie in neuen Tagen niemals verſchmäht haben, einen Gewinn zu machen. Sie nahmen alſo für jene reſervirten Plätze ein Eintrittsgeld. Ohne Zweifel kehrte, nachdem ihr

Digitized by Google

gewaltiger Gegner Gracchus mit aller ſeiner Popularität ſich wider einen ſchmählichen Untergang nicht hatte ſchützen können, der von dieſem vereitelte Verſuch mit beſſerem Glücke wieder, und es gab, während die Ueberzahl der Zuſchauer ſich bei freiem Eintritt behelfen mußte wie ſie konnte, gewiſſe abgeſonderte, bequem eingerichtete Sitze theils für die vornehmen Familien und ihren Anhang ſelber, theils für Leute, die aus Weichlichkeit oder Vornehmthuerei etwas Apartes haben wollten. Leztere ließ man ihren Zutritt bezahlen, und es wurden eigene Offizianten beſtellt, die, nach Art unſerer Logenmeiſter, die Aufſicht über dieſe geſchloſſenen Plätze führten und den Eintrittspreis in Empfang nahmen. Sie kommen ſelbſt noch in den Kaiſerzeiten vor, wo ohne Zweifel, beim ungeheuern Zufluß von Fremden aus allen Theilen der Welt, gerade dieſe gegen ſolches Schaugeld werden zugelaſſen worden ſeyn. Denn der römiſche Bürger, den man überdieß mit Zwiſchenergötzungen aller Art, mit Naſchwerk und Leckereien, ja mit förmlichen Mahlzeiten während der Spiele umſonſt regalirte, wie ſollte der Eintrittsgeld für das Schauſpiel haben entrichten müſſen?

In jenem calpurniſchen Geſetze nun war den ſich um Aemter Bewerbenden unterſagt, bei ihren Gladiatorenſpielen durch eigens hergerichtete Gerüſte, Logen, Boutiken, aus welchen man allenfalls mit größerer Gemächlichkeit hätte zuſehen können, und durch unentgeltliche Anweiſung von Plätzen in denſelben ſich Freunde zu erwerben, die nachher bei den Comitien ſolche Gunſt mit Zuwendung der eigenen und ſonſt befreundeter Stimmen hätten lohnen mögen.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, Juli.**

(Fortſetzung.)

Die Ariſtokratie. — Potsdam. — Perſius.'

Wenn wir in den weiten Räumen eines kurmärkiſchen Edelmanns, der ein Großer ſeyn will, zwar einen Troß gallonirter Diener ſehen, aber an den prachtvollen Wänden umher nichts als wohlfeile Lithographien in goldenen Leiſten, ſo drängt ſich uns der Glaube auf, daß er die 40.000 Thlr., auf welche man ſeine Einnahmen ſchäzt, ich ſage nicht würdiger, aber zweckmäßiger, in ſeinem eigenen, ſeinem Standesintereſſe verwenden könnte. Ich weiß von einem andern, noch höher geſtellten Großen mit eben ſo bedeutenden Einnahmen, der Holtei's bekannte Memoiren zu leſen wünſchte, weil er ſelbſt darin nicht unehrenwerth genannt wird, weil ſehr Vieles darin enthalten iſt, was ſeine einflußreiche Wirkſamkeit in einer vergangenen Zeit ſchildert. Statt das Buch zu kaufen oder aus einer Leihbibliothek zu entnehmen, nimmt er die pflichtſchuldige Gefälligkeit eines unter ihm ſtehenden Mannes in Anſpruch, und dieſer, gleichfalls ein hochgeſtellter Mann, geht einen ihm zu Dank verſchuldeten Buchhändler an, das Buch zu jenem Zwecke ihm leihweiſe zu überlaſſen. Der Buchhändler mußte verleihen, was er ſelbſt nur leihweiſe beſaß, um nicht die vornehme Kundſchaft zu verlieren, auf die Gefahr hin, das Buch in einem Zuſtande zurück zu erhalten, der ihn zwang, den Schaden zu tragen. Der Fall iſt gar nichts Außerordentliches, er liegt im Gebrauch, in der Sitte; es iſt aber ein Gebrauch und eine Sitte, nicht geeignet, die patriarchaliſchen Sympathien wieder zu erwecken, um deren Erlöſchen man ſo bittere Klagen erhebt.

In Potsdam ſtarb in blühendem Mannesalter der Hofbaumeiſter Perſius, ein Architekt von ſchönen Anlagen und einer glücklichen Wirkſamkeit. Aus Schinkels Schule, war er, wie man will, die Seele oder der Arm des Königs in den Bauentwürfen zur Verſchönerung der Havelreſidenz. Er genoß das volle Vertrauen des kunſtſinnigen und bekanntlich in der Baukunſt mehr als dilettantiſch unterrichteten Fürſten, und man weiß bei mehreren der anmuthigen Villen, Tempel, Landhäuſer, Burgen und Schlößchen um Potsdam nicht, von wem der Entwurf herrührt, ob der Gedanke des Königs oder die ordnende Hand des Künſtlers das Meiſte daran gethan. Potsdam und beſonders die Havelufer gewannen in dieſen wenigen Jahren einen ganz neuen, an das anmuthig Phantaſtiſche ſtreifenden Charakter, denn auch andere Beſizer bemühten ſich ſchon, den dürftigen Geſchmack ihrer Baulichkeiten darnach umzuwandeln. Die Dampfſchornſteine wurden Minarette und gothiſche Thürme, die Fabrikgebäude auf den Havelinſeln italieniſche Kaſtelle, die vielbeſprochene und angefochtene Dampfmahlmühle der Seehandlung aber zur koloſſalſten lombardiſchen Feudalburg. Die neue gothiſche Ruine auf den Brauhausbergen, aus der Zopfzeit, aber aus deren Ende, wo ſchon der fürchterliche hetruriſche Geſchmack unter dem dicken Könige grauenhaft ſpukte, ward, ſo weit es ſich thun ließ, engliſirt, d. h. nicht durch Caſtrirung, ſondern durch einen Anbau und Uebertünchung in einem dem angelſächſiſchen ſich nähernden Style. So wurden und werden auch die Magazine auf dem ſüdlichen Havelufer am Fuß der Brauhausberge kaſtelliſirt mit Zinnen und Thürmchen. Am lieblichſten, und wie aus einem Hauch entſprungen, iſt indeß das Forſtwächterhaus am Eingang des Wildparks, und in wahrhafter Pracht erhebt ſich die arabiſche Moſchee an der Havel, welche die Dampfmaſchine verbirgt, die das Baſſin auf dem Ruinenberge und damit die große Fontäne in Sansſouci ſpeist. Eine ſtrenge Kritik könnte viel gegen dieſe Muſterkarte von Stylen einwenden und von Spielerei reden; iſt ja aber doch das ganze Potsdam nur ein Werk der Laune, eine königliche Spielerei, und wenn man ihr jezt einen neuen Mährchencharakter aufdrückt, ſo zerſtört man dadurch keinen hiſtoriſchen Grund, ſondern verwandelt nur das puritaniſch Bizarre in eine anmuthig phantaſtiſche Grille. Freilich, die monotonen Weiſen der Spieluhr auf dem Kirchthurm paſſen dazu nicht mehr, es paßte ſich nun dafür ein chineſiſches Glockenſpiel mit allerhand wechſelnden Melodien. Perſius, behaupten Kenner, habe in dieſen Werken, was er vermocht, erreicht; zu ernſteren, großartigeren Bauwerken habe ſeine Erfindungskraft nicht ausgereicht, ja Einige gehen ſo weit, zu behaupten, er ſey zu rechter Zeit von dieſer Welt abgetreten, um den Schmerz nicht zu erleben, daß auch die unter ſeiner Leitung unternommene Reſtauration der Schloßkirche in Potsdam den Erwartungen nicht entſpreche. Perſius war aus Italien von einer Erholungsreiſe zurückgekehrt, als eine acute Krankheit ihn ergriff, von der er ſich nicht wieder erholen konnte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 192.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 12. Auguſt 1845.

— Fair Italy,
Thou' art the garden of the world, the home
Of all Arts yields, and Nature can decree!
Byron.

## Drei Tage in Vicenza.

### I.

Fährt man von Verona nach Vicenza, ſo ziehen ſich die Alpen in nordöſtlicher Richtung etwas zurück, ſchieben aber gegen Vicenza hin eine Reihe rundlicher Hügel gegen die lombardiſche Ebene vor, zwiſchen welchen leztere Stadt liegt. — Die unabſehbare Fläche erſcheint hier recht in ihrem gartenähnlichen Charakter, dem der reichſten und mannigfaltigſten Fruchtbarkeit. Das Land iſt von Kanälen und Wäſſerungsgräben durchfurcht; zwiſchen Reihen von Maulbeerbäumen iſt wechſelnder Anbau von türkiſchem Weizen, Mehlfrüchten, Futterkräutern. Von Stamm zu Stamm ſchwanken die Rebenfeſtons, zuweilen ſich noch durchkreuzend. — Montebello iſt mit ſeinem hellen Schloſſe weithin ſchaubar. Die Landſchaft macht in ihrem Hauptgegenſatz von Gebirg und Ebene den Eindruck der heiterſten Großartigkeit. Eine Allee und daran gelegene ſtattliche, wohlſtyliſirte Gebäude verkündeten die Nähe von Vicenza, das uns bald aufnahm.

Ich ſtieg vor dem Stadthaus, dem größten öffentlichen Palaſt, zugleich dem größten Werke des hier geborenen Palladio, aus, und ſuchte den mir als paſſend bezeichneten Gaſthof zur Reichskrone auf. Die Haustochter, eine vorzügliche Geſtalt, Halbblut — die Mutter war eine Deutſche — wies mir ein Zimmer mit kleinem Balkon an. Ich nahm voll froher Erwartungen Beſitz und machte mich zurecht. Es war der ſchönſte italieniſche Maitag. Unter meinen Fenſtern ſtrömte der raſche Fluß Retrone durch die Brücke St. Paolo, ein wohlerhaltenes Bauwerk der Römer.

Um die Mittagszeit rief man mich in das Speiſezimmer. Hier fand ich als tägliche Gäſte eine Zahl öſterreichiſcher Offiziere, lauter Böhmen, die ſich ſogleich freundlich mittheilſam gegen mich bezeugten. Das Geſpräch war bald im Gange. Ich hielt mit meinem Woher? Wohin? Warum? nicht zurück und nahm guten Rath an. Unter den Herren machte ſich mir ein heftiges, ſtreitluſtiges, jedoch nicht eben unartiges Individuum bald bemerkbar, als ſie von ihren Angelegenheiten ſprachen. Es gab höchſt ergötzliche Scenen. Jener übertrieb augenſcheinlich, wurde berichtigt, hielt ſich aber für unfehlbar, ſteigerte die erſte Behauptung und wurde zu keiner Nachgiebigkeit gebracht. Es galt Militärſtrafſachen. Ich, der Unkundige, verhielt mich zuerſt ſchweigend, merkte aber wohl, wer Recht haben mochte. Ein trockener Lakonismus erregte dann um ſo größeres Gelächter. Der Fulminante rief mit überwallendem Temperament einmal aus: „Redet um Gottes Willen

Digitized by Google

„vernünftig! vernünftig!" — wobei er mit ſeinem Blick an meine Zuſtimmung appellirte. Ich ſagte ruhig: „Das läßt ſich nicht immer machen." Alles lachte, jener ſtimmte in die Heiterkeit mit ein. — Die Küche war ſehr einfach, der Wein ſchmackhaft. Der Reis wird in Italien nicht zu Brei verkocht; er bleibt ganz und wird ſtark mit Parmeſankäſe beſtreut. Jeder Mann verzehrte ein Paar aufgehäufte Platten voll. Ich beneidete ſie um den blühenden Appetit. Mir war recht heimiſch zu Muth in dieſer Geſellſchaft. Man geht in die Fremde, um ausländiſche Sitten zu ſehen, und hält ſich dann doch wieder aus Bequemlichkeit und Sprachunkunde an ſein landsmänniſches Element.

Fahrend kommt man durch lauter Bruchſtücke der Landſchaft in ſein Standquartier; ich wollte mich daher zunächſt über die Lage der Stadt durch einen Ueberblick orientiren. Der ſchönſte Punkt iſt die der heiligen Jungfrau geweihte Kirche der Serviten auf Monte Berico. Der Weg führte mich durch die Porta Lupia in's Freie. An den Berg lehnt ſich die herrliche Villa des Lodovico Volpe, im Styl des Palladio gebaut. Ganz nahe beginnt ein Portikus, der auf den Berg zur Kirche führt. Gegen die Hälfte ſeiner Länge hin macht er eine Wendung im ſtumpfen Winkel; die Rundbogen ſind von Pilaſtern getragen. Die Durchſicht iſt gegen Oſten frei; gegen Weſten hat die fortlaufende Mauer hie und da Oeffnungen zum Durchblick. Es iſt ein Bauwerk von edelſter Einfachheit und wohlthuender Bequemlichkeit.

Eine Beſchreibung von Vicenza mit Kupfern ließ mich manches Schöne bekannt finden. Das erhöht wohl eher den Genuß, als es ihn ſchmälert. Ich beſtieg alſo dieſe im Bild oft betrachteten Arkaden leibhaft; ich ſtand vor der Façade der Kirche der guten Jungfrau. Dieſer moderne Tempel iſt einer im gothiſchen Styl im Jahr 1405, wo eine Peſt in Vicenza wüthete, durch ein Volksgelübde errichteten Kapelle angebaut und kann für ein wahres Prachtſtück von neuitalieniſcher Architektur gelten. Sie iſt mit einer hohen Kuppel gekrönt. An Stufen, Säulen, Pilaſter, Geſimſe, Frontiſpitze, Basreliefs, Bildſäulen ꝛc. iſt eine unermeßliche Sorgfalt gewendet; ſie iſt ein Höchſtes von gedrängter Fülle und Durchführung. Dem entſpricht nun auch das Innere, wo dann noch die Pracht der kirchlichen Ausſtattung, der Reichthum der Altäre, der allſeitig ſich darſtellende Bilderſchmuck faſt bedrängend hinzukommt. Ich überließ der Kritik ihr Recht und ſchwelgte in dem Einzelnen. Man blickt aus dem hellen, gevierten Raum der Kirche in die mit Votivgeſchenken ausgefüllte dunkle Kapelle hinein. Die beiden ſich widerſtrebenden Zeitalter und Kunſtſtyle ſind auf eine wunderbare Weiſe verbunden. Ich vergnügte mich an der Betrachtung der Gemälde. Ein Maganza iſt am öfteſten genannt. Ein Bild voll ſtrengen, faſt herben Ernſtes zog mich länger an; es iſt wahrſcheinlich von dem Vicentiner Montagna, nicht zu verwechſeln mit Mantegna, an deſſen Styl es erinnert. Der Bildhauer Marinali hat am meiſten für die Kirche gearbeitet. Als Baumeiſter wird keineswegs, wie Manche meinen, Palladio, ſondern Borella genannt. Ich ſah in Vicenza und auch in Venedig nichts von Erſterem, was den Charakter ſolcher Kunſtüppigkeit und Schmuckluſt an ſich getragen hätte.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Um nun auf Cäſars Gladiatorenzahl von dreihundert zwanzig Paaren zurückzukommen, ſo bleibt dieſe ſelbſt für die damalige Zeit ungeheuer, ſo daß man unterſtellen muß, daß in ſolchen Mengen eben nur Männer der erſten Häuſer, wie Appius Claudius, der Bruder des berüchtigten Clodius, als er für ſeinen Vetter Marcus Leichenſpiele zurüſtete, oder wie Fauſtus Sulla, der ſeinem Vater zu Ehren nach deſſen Teſtamente dergleichen zu geben hatte, mit ihm gewetteifert haben. Nach Stellen des Horaz und Perſius war die Zahl von Gladiatoren, welche reiche Privatleute bei Leichenſpielen der Ihrigen oder ſonſt feierlichen Gelegenheiten zum Beſten gaben, hundert Paare. Bei ſolchen Zahlverhältniſſen aber werden wir uns auch gar nicht wundern dürfen, wenn die Gladiatorenhaufen, ſo ſehr das Handwerk erniedrigend, ſo ſehr die Menſchenclaſſe verachtet war, in jenen Tagen mehr und mehr ſinkender öffentlicher Zucht und zuſammenſtürzender Bürgereintracht ſogar in politiſchen Händeln verwendet worden ſind und eine die Würde ehrenhafter Staatsführung ſchmachvoll bloßſtellende Rolle geſpielt haben.

Daß in Zeiten großer Staatsbedrängniß, um die Mangelhaftigkeit augenblicklich verfügbarer Streitkräfte zu erſetzen, waffenfähige Sklaven maſſenweiſe von ihren Herren auf Staatskoſten losgekauft und der Armee einverleibt wurden, wo es nun an ihnen war, ſich die geſchenkte Freiheit und das adoptive Vaterland durch Tapferkeit zu verdienen, muß man in der Ordnung finden und hatte bereits in der griechiſchen Geſchichte ſegensvolle Vorgänge aufzuweiſen. Etwas ganz Anderes dagegen war es, wenn moraliſch und politiſch ruinirte Schwindelgeiſter und Flibuſtiers, ein Catilina, ein Clodius, ein Milo, ein Antonius, ungeheure Gladiatorendepots auf ihren Landgütern unterhielten, um von dieſem

Digitized by Google

bedrohlichen Geſchlechte als einer förmlichen Leibwache umgeben, die friedlichen Bürger zu turbiren, die Volksverſammlungen auseinander zu treiben, die Magiſtrate zu mißhandeln, die Brandfackel in Wohnungen und Tempel zu ſchleudern; wenn ſie zu offener Schlacht auf einander rückten und das Vorſpiel jener Straßenaufläufe und Aufruhrſcenen zum Beſten gaben, welchen wir in den Städten der Lombardei und Toscanas bei Dante, Boccaccio, Villani und Guicciardini begegnen, und welche Shakespeare in Romeo und Julia mit ſo glänzender Phantaſie vor die Seele bringt; wenn ſie dieſe fürchterlichen Horden nicht für ein großartiges Ziel allgemeiner Wohlfahrt zur Freiheit, ſondern lediglich für ihre ſelbſtſüchtigen und vaterlandsfeindlichen Machinationen zu einem wilden Schwelger- und Säuferleben emancipirten, das jene Schreckensherrſchaft einer zügelloſen Soldateska vorbereitete, unter welcher in den Kaiſerzeiten nach den Launen einiger Wütheriche alles Menſchengefühl mit Füßen getreten wurde.

In der That ſind die genannten wüſten Parteihäupter und Bandenführer leibhaftig dieſelben Perſonnagen, welche wir im Mittelalter unter dem Titel Condottieri ſo manchen Unfug anrichten, ſo manches Gemeinweſen in Verwirrung bringen, ſogar ſo manchen Fürſtenthron mit abenteuerlichem Räuberglücke errichten ſehen; und was bis in die neueſten Zeiten die Benennungen der Bravi und Banditi ominös genug gemacht hat, davon bietet jene altrömiſche Zeit gleichfalls das Analogon, oder vielmehr geradezu das Urbild dar. Der Ausdruck bravo iſt dem halb griechiſchen, halb lateiniſchen Jargon der antiken Volksſprache entlehnt; er ſtammt vom Worte bravalo oder bravialo und bedeutet einen mit einem Siegespreiſe, bravium — eigentlich das griechiſche Brabeion — Belohnten. Wie nämlich den ſiegreichen Fuhrleuten des Circus, reichte man auch den oft ſiegenden Gladiatoren eine Palme, dazu aber auch ein Stück Geld, in den Kaiſerzeiten, wie es ſcheint, meiſtens fünf Golddenare, was nun eben das bravium iſt. Der Bravo bedeutet alſo einen Hauptklopffechter, dem es eine Gemüthsunterhaltung iſt, ſein Handwerk zu üben, ſo daß er mit der größten Leutſeligkeit auch ſeine Dienſte gern herleiht, um für ein Weniges Raum zu machen, wo allenfalls Jemanden der und jener auf unangenehme Weiſe im Wege ſteht. Er glaubt darin nur ſeine Kunſt zu üben und angeſehenen Leuten gefällig zu ſeyn.

Der Bandito dagegen iſt das altrömiſche exsul, ein Ausgetretener, einer, der Stadt oder Land meidet; denn in den Urverhältniſſen Griechenlands und Italiens, wo, gerade wie in unſerem Mittelalter, das Fauſtrecht herrſchte, kam es bei den Raufereien und Befehdungen, welche Einzelne und Parteien unter einander übten, ſelten und meiſt nur zwiſchen Schwachen zu geſetzlicher Ausgleichung vor einem Richter. Wo man es zuträglich fand, ſühnte man ſich unter einander durch Schadenerſatz und Loskaufung; gelang dieß nicht, ſo behielt einſtweilen der Stärkere Recht und Beſitz, der Schwächere duldete und wartete die Zeit ab, wo auch er allenfalls wiederum Rache nehmen konnte. Fürchtete einer von der Gegenpartei abſolute Unterdrückung, ſo zog er ſich in Einöden, Wälder, unwegſame Gebirge und lebte von da aus vom Raub. Die ihm günſtig waren, führten ihm heimlich Unterſtützung, Lebensmittel, Nachrichten und guten Rath zu. Späterhin, als Ordnung und geſetzmäßige Zuſtände Platz gegriffen, die bürgerliche Gerechtigkeit aber Macht genug erlangt hatte, um ſelbſt hochſtehende und waffengewaltige Staatsglieder vor ihren Stuhl zu bringen, blieb es gleichwohl ein Herkommen ſtillſchweigender Convenienz, daß man einer gerichtlichen Verantwortung für ſchwere Schuld durch freiwilliges Exil ausweichen konnte; und dieſes Herkommen oder vielmehr dieſer Mißbrauch hat ſich als Schmarotzerpflanze der italieniſchen Juſtiz durch die Jahrhunderte fortgeſchlichen.

Eine für das Unweſen der Bravi und Banditi ungemein ergiebige Epoche aber war im Alterthum die Zeit der Proſcriptionen. Einem Geächteten, wo er ſich finden mochte, durch den Mörderdolch einen Stoß zu verſetzen, daß er ſich an ſeinen Verfolgern zu rächen auf immer vergeſſen mußte, und dafür von den Kaſſenführern eines Sulla oder Antonius den ausgeſetzten Preis zu empfangen, für ſolches Virtuoſengeſchäft waren Gladiatoren die rechten Leute. Es war, als hätte man die Tage vorausgeſehen, wo ihre Arbeit einſt ein Staatsgeſchäft, ja ein patriotiſches Verdienſt werden könnte. Und andererſeits als Banditi ſich den Gegnern, überhaupt aber den friedlichen Zuſtänden des ſich allmählig von den politiſchen Stürmen erholenden Staats furchtbar zu machen, hatten gerade die Proſcribirten, wenn ſie ihr Leben durch Flucht gerettet, in ihrem Sinne alle Urſache. Denn in Rom, finden wir, hatte man es nicht gehalten wie in neueren Staaten, wo gerade dieſe Maßregel die ſogenannten Reſtaurationen verhaßt gemacht hat. Die nachfolgenden Staatshäupter gingen über die durch die Aechtungen begangenen Unbilden, als abgeſchloſſene Thatſachen, hinweg und ſezten die einmal Ausgetriebenen weder in ihre Güter noch in ihre Würden wieder ein.

Ein andermal betrachten wir die Kämpfe der Gladiatoren ſelbſt und das Benehmen der Zuſchauer.

Digitized by Google

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, Juli.**

(Schluß.)

St. Peter. — Die Diakoniſſen. — Das Kriegsminiſterium. — Religiöſe Bewegungen.

Auf dem alten Petrikirchenplaze ſoll wirklich wieder eine Kirche erbaut werden. Alle Remonſtrationen dagegen ſcheinen umſonſt, und doch liegen die Gründe dagegen auf der Hand. Der Plaz iſt klein, die Stadt dort eng, die Luft gedrückt, und des Raumes für Kirchen iſt in den neuen Stadttheilen genug vorhanden, während die älteren keinen Mangel an Kirchen leiden. Offene Pläze dagegen mit Grün und Bäumen, das iſt es, was wir in der Mitte der Stadt entbehren, was ſogar in den neuen Anbauten nicht gehörig berückſichtigt worden iſt. Der Petriplaz war ſeit dem lezten Brande der Kirche, zwiſchen dem und heut ein Menſchenalter liegt, ein freier Plaz geworden mit grünen Bäumen, nicht zu räumlich, aber doch ein Tummelplaz der Jugend, ein Markt für den Weihnachtskram, und man dürfte ihn bald ſchmerzlich vermiſſen, wenn ein koloſſales Kirchengebäude die enge Gegend noch enger macht und den umſtehenden Häuſern ihr Licht raubt. Man gibt doch ſonſt auf Wahrzeichen und Omina; und dieſe Kirche inmitten des gedrängteſten und belebteſten Theiles der Stadt iſt in Zeit von hundert Jahren zweimal ein Raub der Flammen geworden, und beidemale grenzte es an ein Wunder, daß die Feuersbrunſt nicht auch die benachbarten Stadttheile verwüſtete. — Die Stadt hat ein neues Hoſpital erbaut, und ſo eben überraſchte uns die Grundſteinlegung des koloſſalen Diakoniſſengebäudes, welches in dem neuen Stadttheil auf Befehl des Königs aus Staatsmitteln erbaut werden ſoll. Ueberraſcht, ſage ich, weil daſſelbe laut der königlichen Urkunde zugleich zum effektiven Grundſtein des Schwanenordens beſtimmt iſt, von dem man nicht anders wähnte, als daß er in den Entſtehungswehen ſich bereits wieder aufgelöst habe. Die Gabe, der leidenden Armuth geſchenkt, iſt eine ſehr große, königliche, ſie kommt gewiß aus dem vollen, warm fühlenden Herzen des Königs ohne alle Nebenberechnung; wir zweifeln auch nicht, daß in demſelben Sinne und Geiſte ſich Schweſtern des neuen Ordens finden werden, treue Krankenpflegerinnen der Armen und Leidenden, ja auch daran nicht, daß ein ſolches Inſtitut ſich mit dem chriſtlichen Sinne außerhalb der katholiſchen Formen verträge; ob aber die gewählten Formen dem argwöhniſchen Gefühl unſerer proteſtantiſchen Bevölkerung eine volle Beruhigung gewähren dürften, iſt, was wir mehr wünſchen als erwarten.

Beim Bauen tritt mir ein koloſſales Gebäude, das im Entſtehen iſt, in's Auge. Ich meine nicht den neuen Dom, deſſen Koſten man zwar bis in die Millionen genau zu kennen meint, an deſſen Wirklichkeit, nämlich daß er das einſt werde, was man von ihm ſagt, indeſſen noch immer gezweifelt wird, troz dem daß die Spree ſchon kleiner gemacht iſt, damit er größer werde. Ich meine das Kriegsminiſterium in der Leipziger Straße. Das alte war baufällig und ſollte reſtaurirt werden; beim Einreißen fand man jedoch ſo viel Schäden, daß man eigentlich ganz von Neuem gebaut hat, und es wird ein großartiges Prachtgebäude der Reſidenz. Für den Krieg oder für den Frieden? Ich glaube nicht an Omina, oder ich glaube, daß ſie wie die lebhafteſten Träume zum Gegentheil ausſchlagen. Si vis parem para bellum. Ein ungeheures Kriegsminiſterium und vielleicht bald — kein ſtehendes Heer mehr. Das iſt freilich ein kühner Traum Anno 1845! Aber auch 1945 noch? — Ich las eben Raumers Werk über Amerika; das mag dieſen Traum veranlaßt haben. — Der verdienſtvolle Dieſterweg feierte ſein Silberjubiläum, oder vielmehr es ward von ſeinen Freunden und Anhängern gefeiert. Dinge kamen in einer Blumenſprache dabei zur Sprache, welche man in unumwundener wenigſtens nicht ſo ungeſcheut ausgedrückt zu hören gewohnt iſt. So ward es mehr noch ein Feſt der Bedeutung der Schulen dem Staat und der Kirche gegenüber als des Jubilars ſelbſt, deſſen Perſönlichkeit freilich in dem Gedanken einer praktiſchen allgemeinen Volkserziehung aufgeht, als des wahren Mittels, aus den Disharmonien der Zeit zu einer freudigern Zukunft überzugehen. Auch bei dieſem Feſte trat eine kleine Disharmonie ein, als einer der Gäſte der Schule im chriſtlichen Staate ein poſitiv religiöſes Fundament vindiciren wollte, damit ſie beſtehe und wirke wie ſie ſoll. Wenn dieſer Grundſaz richtig iſt, ſo iſt es gewiß nicht richtig, ihn auf dieſe Weiſe und bei dieſen Gelegenheiten ſo ſchroff auszuſprechen. Wer hat je gewagt zu behaupten, daß ein geiſtiges Völkerleben ohne Religion beſtehen könne, wer erkennt nicht, daß die Völker, welche am tiefſten davon durchdrungen waren, am weiteſten fortſchritten in der wahren Erkenntniß und Civiliſation? aber nicht, wo das Bekenntniß derſelben aus der ſtillen Tiefe zu geräuſchvoller Aeußerlichkeit gedieh, nicht, wo dieß laute Bekenntniß mit den Lippen und zu jeder Zeit und an jedem Orte zur Pflicht, zum Kriterium der innern Religion wurde. Wenigſtens die, welche auf den Höhen der gelehrten Bildung ſtehen, ſollten das erkennen, was ſo manchem Staatsmann noch entgeht, daß nichts der wahren Religioſität im Volke in dieſem Augenblicke ſchädlicher iſt, als das offizielle Anempfehlen ihrer poſitiven Uebung. — Wir glauben einen Fortſchritt vor uns zu ſehen. Das Verbot der Einräumung der evangeliſchen Kirchen für die deutſchkatholiſchen Gemeinden iſt aufgehoben, auch ſind, vorerſt in Breslau, die Zuſammenkünfte der proteſtantiſchen Freunde obrigkeitlich geſtattet. Man hat die Macht des moraliſchen Impulſes, der Volksſtimme erkannt, und zu rechter Zeit. Dieß Erkennen gilt mehr als die Thatſache ſelbſt. Eben ſo günſtige Aſpecten ſcheinen ſich den reformirten Juden zu eröffnen, ſeit die hieſige Deputation, an ihrer Spize Dr. Stern, bei der Rabbinenverſammlung in Frankfurt a. M. mit ſo großem Erfolge im Wege der Mäßigung dieſelbe geleitet hat. — Der Miniſter v. Arnim trat in dieſem Monat von ſeinem Miniſterium wirklich ab; man gibt der Hoffnung noch immer Raum, daß Herr v. Bodelſchwingh daſſelbe, und nicht nur interimiſtiſch, fortführen werde, ein Mann, der durch Charakterfeſtigkeit, Bildung und edle Humanität ſich noch in allen Stellungen, die er eingenommen, des vollen Vertrauens ſeiner Untergebenen erfreut hat. — Der Fabrikbeſizer Schlöffel, verlautet es ſo eben, iſt in Freiheit geſezt. Wer vergütet ihm die lange, ſchwere Haft, die Schmach ſeiner Arretirung, den Schaden, welchen ſein ausgebreitetes Geſchäft durch die Unterbrechung erlitten, wenn er wirklich an dem Verbrechen unſchuldig iſt, welches die geheime Denunciation ihm zur Laſt gelegt? Doch weg mit dieſen Schatten! ſchließt doch der Monat mit einigen hellern Lichtern.

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 64.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 193.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 13. Auguſt 1845.

Den arma Buebn werd's warm und kalt,
Er geht verzweifelt naus in Wald,
Und ſchaugt voll Kumma himmelwärts
Und allwei ſchwera werd ihm 's Herz.

Fr. v. Kobell.

## Fideli.

### I.

Es iſt dreißig und etliche Jahre her, da ſchritt über die Moorebene ein junger, rüſtiger Burſche. Um die Schultern hing ihm der ſchwere Mantel, obwohl ihm die Morgenſonne eines hellen Maitages auf den Rücken brannte. Das iſt ſo der Brauch im ſüdbayeriſchen Flachlande, wo ſich kein Bauernjunge ohne Mantel blicken läßt, wenn er zur Kirche oder zum Landgerichte wandert. Mit dem Mantel iſt erſt der Sonntagsputz vollendet, ſelbſt zur Zeit der Hundstage.

Der Burſche kam von München her und ſchritt den niedern Hügeln zu, die ſich am öſtlichen Saum der ausgedehnten Ebene hinziehen. — Es war ein Marientag. Der Sonnenſchein lag ſo warm auf der „Leiten," die ſich dem Rinnſal der Amper entlang bis an's Hochland erſtreckt. Hie und da ſtach ein waldiges Plätzlein vom jungen ſaftigen Grün der Wieſen und aufkeimenden Gerſtenäcker dunkel ab, und die Giebel eines einſamen Gehöftes lugten zwiſchen den Tannen hervor. Die ſtattlichen Einödhöfe, wie ſie längs der Leiten zerſtreut liegen, ſahen ſo feſttäglich drein; der natürliche Zaun von Heckenroſen und Haſelſtauden, der ſie umgrenzt, ſtand in voller Blüthe, und hie und da warf ein Paar hoher, ſchlanker, weitäſtiger Abornbäume den duftigen Schatten drüber hin. Die Hollunderſtauden am Eingange und über den niedern Fenſtern hingen mit ihren weißen Dolden über die Läden herein, drauf der heilige Florian im bunteſten Farbenſchmucke prangte. Von allen Seiten drang das Gelaute in die Ebene herab, das zur Frühmeſſe rief. Da zogen die Moosbirſche den Saatfeldern näher, als wüßten ſie es, daß ſie nun ein Stündlein geruhig aſen könnten.

Unſer Wanderer aber erwiderte den Sonntagsgruß, den ihm der Morgen aller Orten entgegen winkte, mit einem grämlichen Geſichte. Er mochte nicht in der beſten Stimmung ſeyn; denn wenn hie und da das feuchte Moos ſeinen ſchweren Tritten nachgab, oder ein Mückenſchwarm vor ihm hertanzte, oder ihm ſonſt ein ungelegen Ding in den Weg kam, ſo entſchlüpfte ihm ein derbes Scheltwort nach dem andern. — Allgemach gingen dieſe Stoßflüche in ein zuſammenhängendes Selbſtgeſpräch über, womit er ſeinem gepreßten Herzen Luft zu machen ſtrebte.

„Daß das Wetter drein ſchlage in das Pack!" murmelte er vor ſich hin. „Vom Rathdiener bis zum Bürgermeiſter tanzt Alles nach einem Lied, und ein ehrlicher Burſche, der die Singweis nicht kennt, oder dem's Kolophonium fehlt, kann zuwarten, bis er Gehör kriegt!" — „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! Was fehlt Euch,

Digitized by Google

Kreiterbauer, daß Ihr mit der Fauſt ſo drein haut in's Blaue? Hat Euch etwa die Dirne die Lieb aufkünd't?"

Der Angeredete erwiderte den üblichen Gruß und geſellte ſich zur Sprechenden, einer ſtattlichen Bauerin vom Oberlande, die am Sträßl an der Amper, wo ſich der Fußweg über das Moos verläuft, mit ihm zuſammentraf. Da erzählte er ihr denn, wie er geraden Weges von München komme und wie er dort ſeit vier Tagen Geld und gute Worte verſchlendert habe um des Kaiſers Bart. Denn die Herren von der Conſcription ſeyen einmal unerbittlich, und ſo käme es wohl dahin, daß er ausgehoben würde und den blauen Kittel bekäme.

„Laßt's gut ſeyn, Kreiterbauer," entgegnete die Oberländerin; „es kann nicht fehlen, daß Ihr ſtändigen Urlaub bekommt, und ein paar Wochen, die Ihr in der Kaſerne zubringen müßt, werden Euch auch die Wirthſchaft nicht ruiniren." — „So nennt mich doch nicht Kreiterbauer!" polterte der Erzürnte; „das klingt mir ſchier wie Gefopp' in den Ohren. Wißt Ihr ja doch, daß der Bruder daheim das Regiment führt, obwohl er der Jüngere iſt. Das Ahnl * will's nun einmal ſo und die Schweſtern ſind auf ſeiner Seite. Ihr wißt, der Mutter ſtand 's Gütl zu, und als ſie am Sterben war, hatt' ich kaum das zwölfte Jahr hinter mir. Da hat ſie's nun dem Ahnl vertestamentirt, bis es einmal einer von uns übernehmen könnte. Nun thut das Haushalten zuſammen nimmer gut, und über kurz kriegt der Ignaz das Anweſen. Es kommt ihnen juſt gelegen, daß ich mich eingeſpielt in die vermaledeite Lotterie!"

Die Bauerin bekreuzte ſich bei den lezten Worten. „Verzeih' Euch Gott, Ihr flucht ja wie ein Marodirer, Vetter, weil Ihr denn nun einmal nicht Kreiterbauer wollt geheißen ſeyn. Aber laßt es Euch nit grämen! Geht doch drüben zu Bruck ſchon lange das G'ſpreng, daß Ihr mit der Hofbauernreſi geht. Die hübſcheſte Dirne, Fideli, klug und brav obendrein, und der Hofbauer könnte wohl die Schulden zahlen, die am Kreitergütl haften, vom baaren Gelde, das der Alte im Strohſacke verbirgt. Der künftige Schwiegervater wird Euch nit im Stiche laſſen. Was meint Ihr?"

Der Burſche ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Das redſelige Weib hatte eine Stelle ſeines Herzens berührt, welche noch wund war von der Unbill, die ihm der Hofbauer angethan, als er ernſtlich um ſeine Tochter warb. Was ihn Scham und Ingrimm ſeinen beſten Kameraden verſchweigen hieß, mochte er nun nicht kurzweg ſeiner Baſe kund geben, welcher er eben keine Herrſchaft über ihr Zünglein zutraute.

„Laßt's gut ſeyn, Vetter," fuhr dieſe nach einer Pauſe fort, „'s iſt noch nicht aller Tage Abend. Zwar wollt Ihr mir's nicht geſtehen, aber ich merk' es Euch an den Augen an, daß der Alte nicht Eines Sinnes iſt mit ſeiner Reſi. Doch — man driſcht ein Malter Korn nicht in einer Stunde. Was er Euch das erſtemal abgeſchlagen, iſt deßhalb noch nicht verloren." — „Hat gute Weile," entgegnete Fideli, „bis ich dem Bauer wieder in's Haus gehe. Ich will's nit erleben, daß er mich zum zweitenmale abweist und mich zum Geſpötte macht vor ſeinen Ehehalten, weil ich nicht ſo um's leidige Geld gekargt wie er, der Wucherer. Will er ſeine Tochter verkaufen, ſo nehm' er's auf ſeine Seele; der Fleck wird ſie kaum ſchwärzer machen, als ſie ſchon iſt! Aber im Hofe ſieht er mich nimmer, mein Lebtag nimmer, und wenn ich drüber zu Grunde gehe — und die Dirne mit!" — Die Baſe ſchwieg; das Leid des Burſchen mochte ihr zu Herzen gehen, und bei der bekannten ſtolzen und hochfahrenden Sinnesart des Hofbauern hatte ſie ſelber wenig Hoffnung, daß er zum Ziele gelangen könnte mit ſeiner Liebe. Als ſie aber im Hohlwege, wo der Fußſteig auf die Einöden der Leiten nach rechts ſich von der Straße ſcheidet, Abſchied nahm und der Vetter ihr mit einem „B'hüt Gott" die Hand reichte, da redete ſie ihm liebevoll zu und die Augen wurden ihr naß, während ſie ihn bat, daß er vernünftig ſeyn und im Zorne nichts beginnen möchte, was ihn nüchtern gereuen könnte. „Ihr wißt ja mein Loſament, wenn Ihr ein Preſt habt," fügte ſie bei, „und daß in der Puchtmeierin Hof Thür und Thor offen ſtehen für ihres ſeligen Bruders Kind." Drauf ſchied ſie vom Vetter, und als ſie um die Ecke des Hohlweges gebogen war, wo das Gebüſch ſie ſeinen Blicken entzog, wiſchte ſie ſich die Thränen mit ihrem Fürtuche aus den Augen. Sie hatte kein Kind und der Fideli war ihr, wie ſie ſich nun im lauten Selbſtgeſpräche ſelber geſtand, an's Herz gewachſen.

(Fortſetzung folgt.)

## Drei Tage in Vicenza.

(Fortſetzung.)

Da ich von keiner kritiſchen Verneinung geplagt war, ſo zählte ich mein Verweilen hier zu den ſchönſten Momenten meines Lebens. Ich ſah gutgekleidete Leute ſich einem nahen Garten zuwenden und ging ihnen nach. Es war ein Vergnügungsort. Bei den Katholiken fehlt eine Schenke nicht leicht in der Nähe des Gotteshauſes. Ich fand aber die Vicentiner mit Weibern, Mädchen und Kindern ſo ruhig unter den Lauben ſitzen, daß ich nicht an das bekannte Sprüchwort erinnert wurde; die Italiener ſind ein genügſames, mäßiges Volk. — Ich ließ

* Die Großmutter.

mir rothen Wein und Gebäck geben. Beide ſchmeckten nicht übel. Das Getränk wird in grünen, ſich nach oben verengenden, dann verflachenden Glasflaſchen gebracht. Man bezahlt, je nachdem man ſich daraus mehr oder weniger eingeſchenkt hat. Ich fühlte mich wie zu Hauſe. — So leiblich geſtärkt und gemüthlich befriedigt beſtieg iſt dann die Höhe hinter der Kirche. Die Lage iſt—wirklich unvergleichlich. Im Rücken hat man die Fortſetzung der vicentiniſchen Hügelkette, zunächſt ein anmuthiges Thal, vor ſich die Stadt, nordwärts den majeſtätiſchen Zug der Alpen, die jezt noch große Schneelaſten trugen; gegen Aufgang ſah ich die hellen Thürme von Padua. Neben der Kirche ſteht ein Glockenhaus, in welchem die Glocken zu ebener Erde hängen. Es war Abend, man zog die Stränge; das Geläute wallte hinaus und durchhallte das weite Land unter mir. Die Sonne neigte ſich zum Niedergang; ich ſchritt die Treppe der Arkaden wieder hinab. Bei einer Oeffnung ſchaute ich nach Weſten hinaus und über die hohen Baumkronen des zum Palaſt Volpe gehörigen Parks in den Abendhimmel hinein. Das unvergleichliche Bild war wie in einen Rahmen gefaßt. Der Horizont, von goldenem leichtem Gewölk durchfloſſen, zeigte einen Perlenſchein, ein lichtes Blau, das ich hier zum erſtenmal ſah, und das ich von nun an an jedem hellen Abende wahrnahm, bis ich es bei meiner Rückkehr über die Alpen als einen Himmelston des Südens wieder verlor. Nur einigemal ſeitdem wurde ich durch gewiſſe Silbertinten unſerer Abende an dieſen lichten Azur gemahnt, die ſich jedoch zu ihm wie Königsblau zu Ultramarin verhalten mochten. Das tiefe Dunkelblau des Himmels von Mittel- und Unteritalien habe ich nie wahrgenommen, ja nicht einmal unſer deutſches ſatteſtes Himmelblau. Das mochte Schuld der Jahrszeit ſeyn.

Des andern Tages zog es mich noch einmal hinauf auf die unvergleichliche Höhe des Monte Berico und in die Kirche der h. Maria. Ein Geiſtlicher derſelben redete mich freundlich an und erbot ſich zuvorkommend, mich zu dem großen Gemälde des Paolo Veroneſe, das ihr Refektorium ziert, zu führen. Noch hatte ich kein großes Tableau von dieſem außerordentlichen Meiſter geſehen; nur aus Kupferſtichen hatte ich eine Ahnung von ſeinen meiſtens Gaſtmahle der bibliſchen Zeit darſtellenden Wandgemalden. — Bald ſtand ich an der Seite des Serviten vor dieſem reichen Leben. Aber nicht als Unerwartetes, Befremdendes, in das ich mich erſt finden, in das ich meine unbeſtimmten Erwartungen überſetzen mußte, ſprach es mich an; nein, es gab mir nur die leibhafte Form und Anſchauung deſſen, was ich wohl in mir getragen, aber, wie träumend, nicht zur lebendigen Fühlbarkeit in mir hatte erwecken können. Niemand möge dieß für eine Anmaßung halten. Paul Veroneſe iſt ſo voll Natur und Leben, ſo licht- und farbenfroh, ſo rein menſchlich, daß er jeden ganzen Menſchen befreundet anſpricht. Er ſtillte mir eine lange Sehnſucht mit vollem Genügen. Das eine ganze Wand des Refektoriums ausfüllende Gemälde, darum noch keines ſeiner größten, wohl aber eines ſeiner ſchönſten, ſtellt Chriſtus als Pilger bei Papſt Gregor dem Großen zu Tiſche ſitzend dar. Der Gegenſatz dieſer beiden Naturen iſt in den Köpfen trefflich ausgedrückt. Alle Geſtalten athmen Leben, Bewegung, Gegenwart, leibhaftes Daſeyn. Die offene Säulenhalle zeigt des Meiſters Kunſt der architektoniſch perſpektiviſchen Malerei und gibt Gelegenheit, das Kommen, Zutragen, Abgehen der Dienenden, das Hereinragen von Neugierigen darzuſtellen und die Pracht der Gefäße erglänzen zu laſſen. Es iſt ein äußerliches Leben, eine ſinnliche Handlung, aber von ſolcher unmittelbarer Wahrheit und Naturanſchauung, daß man dennoch bei dieſem Meiſter nicht, wie bei ſo vielen ſpätern Italienern, an das Mittel, die Farbe, denkt. Die Töne wußte er ſo zu dämpfen und zu brechen, daß man gleichwohl über die weiſe, kunſtvolle Mäßigung dieſes im Colorit ſchwelgenden Meiſters und ſein reines Naturgefühl erſtaunt.

Zu meinem freundlichen Führer geſellte ſich noch ein anderer Pater des Kloſters, und als wollten ſie die Schönheit der Lage deſſelben, die Großartigkeit der Gegend mit friſchen Augen ſehen, zeigten ſie mir dieſe Herrlichkeit aus verſchiedenen Fenſtern der Kreuzgänge des Gebäudes. Es kommt dem Fremden zu gut, daß der Italiener ſtolz iſt auf ſein Land und deſſen Natur- und Kunſtſchätze, und daß er gute Weile hat, ſie ihm zu zeigen. Wenn er kein Cicerone, kein Sakriſtan iſt, ſo macht er ſich bloß durch das frohe, laute Erſtaunen und die Befriedigung des Fremden für ſeine Zuvorkommenheit bezahlt.

Das den Herrenplatz Vicenza's mit ſeiner architektoniſchen Würde beherrſchende Hauptbauwerk iſt die Baſilika, der Gerichtspalaſt. Den Kern deſſelben bildet ein gothiſches Gebäude. Durch Brand und Kriegsſturm halb zerſtört, wurde es von Palladio wieder hergeſtellt und mit einer von ſeinem Geiſt durchdrungenen Hülle umgeben. In ſolchen Reſtaurationen und Akkommodationen war er Meiſter. Es hat zwei Loggien übereinander, die untere mit doriſchen Säulen, Pilaſtern und Rundbogen, die obere mit joniſchen. Das Ganze iſt mit einer halbrunden Decke, einem glänzenden Bleidach überwölbt. Die Säle ſind mit großen Bildern von Baſſano, Maganza, Carpioni und andern Venetianern geziert. Unten im Durchgange ſind Boutiken, worin Goldarbeiter ihre Flitterzier, wie ſie das Volk liebt, verfertigen und feilbieten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, Juli.**

Die Induſtrieausſtellung.

Die glänzenden und lebendig bewegten Tage der Induſtrieausſtellung ſind vorüber. Zwar klingt dieſer Ausruf nicht ſo poetiſch und romantiſch, wie jener ſtereotype von den „ſchönen Tagen zu Aranjuez,“ aber er hat einen vielſagenden Gehalt. Ja, die denkwürdigen Tage der Ausſtellung ſind vorüber, leider zu ſchnell, und die Hoffnung auf eine Verlängerung des Ausſtellungstermins hat ſich nicht verwirklicht, ſo ſehr dieß auch vielſeitig gewünſcht und laut ausgeſprochen wurde. Wie ein Traum ſind die zwei Monate an uns vorübergeflogen. Wir waren nicht läſſig im Kommen und Wiederkommen, Schauen und Lernen, allein wir hatten uns in dem überaus reichen und intereſſanten Detail ſo tief verloren, daß die gegönnte Zeit um war, ehe wir eine genügende Ueberſicht des Ganzen gewonnen. So erging es uns, ſo vielen Andern, und wir wurden von dem plötzlichen, unwiderruflichen Thorſchluß mitten im Schaugenuß überraſcht. Daß Oeſterreich auf dieſe ſeine Induſtrieausſtellung mit frohem Selbſtbewußtſeyn als auf einen glänzenden Beweis ſeiner Kräfte, Mittel und Fähigkeiten zurückblicken darf, iſt ausgemacht. Das produzirende, handelnde, kaufende und verbrauchende Publikum hat hier hinlängliche Gelegenheit gehabt, ſich zu orientiren, wechſelſeitig kennen zu lernen, ſich einander zu nähern und zu größern gemeinſchaftlichen Zwecken zu einigen. So viel man auch gegen Ausſtellungen der Art einwenden mag, daß ſie für Laien und Kenner eine Schule und für die Erkenntniß der gewerblichen Entwicklungsſtufe, für Wahrnehmung des Fortſchritts überhaupt eine charakteriſtiſche Muſterkarte ſind, läßt ſich nicht läugnen. Einmal zur Kritik herausgefordert, ergeht ſich das öffentliche Urtheil in der Prüfung der Dinge und Verhältniſſe, Stimmen werden laut, die, unangeregt, kaum das Wort gewonnen hätten, und Fragen von allgemeinſtem Intereſſe und entſchiedener Wichtigkeit kommen in freier Diskuſſion zur Sprache. Lob wird geſpendet, aber auch der Tadel legt ſein Gewicht in die Wagſchale und gibt nicht ſelten den Ausſchlag. Er fördert in der Regel mehr, als allzunachſichtiges Lob. Werfen wir nun noch einige Blicke auf die eben geſchloſſene Ausſtellung. Die in meinen früheren Mittheilungen angegebene Zahl der Ausſteller hatte ſich allmählig um ein Bedeutendes vermehrt und die vielen Nachträge ließen vermuthen, daß die Ziffer 2000 nahezu werde erreicht werden. In der That ſtellte die jüngſte Zählung eine Summe von 1865 heraus, die ſich auf die Provinzen der Monarchie ungefähr folgendermaßen vertheilt: Niederöſterreich 1062 (auf Wien allein 631), Oberöſterreich 118, Böhmen 225 (auf Prag 59), Mähren und Schleſien 119, Steiermark 68, Tirol 57, Illyrien 40, Lombardei und Venedig 68, Ungarn 59, Siebenbürgen 15, Dalmatien 6, Militärgrenze 6, Galizien 15. Zieht man zwiſchen der hieſigen und der Berliner Ausſtellung, wobei ſich Preußen mit 1932 (hierunter Berlin mit 658) Ausſtellern betheiligte, und den gegenſeitigen Staatenbevölkerungen eine Parallele, ſo ergeben ſich folgende Verhältniſſe: Oeſterreichiſche Monarchie 1865 Ausſteller (35,000,000 Einw.) 0,006 Procent [Wien 854 Ausſteller (550,000 Einw.) 0,24 Proc.], Preußiſche Staaten 1932 Ausſteller (15,500,000 Einw.) 0,012 Proc. [Berlin 685 Ausſteller (340,000 Einw.) 0,2 Procent]. Gerne wären wir auch über die Contingente der einzelnen Induſtriefächer ſowohl überhaupt als auch in provinzieller Abſonderung nach Ziffern in Kenntniß geſezt, allein der Katalog läßt uns hierüber im Dunkeln; überhaupt hat dieſer den Anforderungen der Ueberſichtlichkeit nicht entſprochen. Unter den jüngſten Nachträgen zogen zwei ausgezeichnete Silberarbeiten von Ludwig Fortner aus Prag die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es ſind dieß ein prächtiger Kandelaber und eine nicht minder koſtbare und ausgezeichnet gearbeitete Vaſe aus Silber, beide Eigenthum des Grafen von Chotek, frühern Oberſtburggrafen von Böhmen; der Kandelaber ein Geſchenk des böhmiſchen Adels, die Vaſe ein Präſent der Stadt Prag. Der Kandelaber bildet eine dreiſtämmige Eiche, in einem mit Moos und Waldpflanzen üppig bewachſenen Waldboden wurzelnd und von Epheu und Weinreben umrankt. Maleriſch verſchlungen ſtreben die drei Stämme in die Höhe, bis ſie ſich in acht ſtarke und ſechs kleinere Aeſte ausbreiten. Erſtere ſind die eigentlichen Lichthalter, die lezteren die Träger von allegoriſchen, durch ihre Attribute die Verdienſte und das Wirken des Grafen Chotek ſymboliſirenden Figuren. Eine von Lianen umwundene und einen im gothiſchen Architekturſtyl ausgeführten Baldachin über den Figuren tragende Säule erhebt ſich zwiſchen den drei Stämmen; auf ihrer Spitze ſteht ein das böhmiſche Landeswappen haltender Herold. Auf der Vorder- und Rückſeite des Waldgrundes ruhen zwei weibliche, von den Genien des Handels und Weinbaus, dann des Acker- und Bergbaus umgebene Figuren, die Nymphen der Elbe und Moldau darſtellend. Den untern Rand der Baſis umgeben 78 Wappen böhmiſcher Edeln. Schöpfer des Entwurfs iſt der Prager Akademiedirektor Ruben; die eben ſo geſchmack- als kunſtvolle Ausführung iſt ausſchließlich Fortners Werk, der es in fünfzehn Monaten vollendete. Das Ganze mißt 4' 5'', und 140 Mark Silber bilden die Maſſe deſſelben. Von nicht geringerer Schönheit und Sinnigkeit iſt die große, gleichfalls mit allegoriſchen Figuren geſchmückte Vaſe, deren edle Formen ungemein anziehen. — Unter den vielen koſtbaren und geſchmackvollen Juwelierarbeiten glänzte beſonders ein höchſt brillant ausgeſtatteter, mit ungeheuern Edelſteinen geſchmückter ungariſcher Magnatenſäbel (Ausſteller Goldſchmidt und Sohn in Wien) von außerordentlichem Werthe. — Vom Nimbus eines Kunſtwerks illuſoriſch umgebene Objekte, auf die ich hier aus Kurioſität zu ſprechen komme, waren die von der Apollokerzen-Aktiengeſellſchaft und der Millyfabrik ausgeſtellten großen Büſten Sr. Maj. des Kaiſers und Goethe's aus Stearinmaſſe, beide mit einer überraſchenden Vollendung ausgeführt und karrariſchem Marmor täuſchend ähnlich. Wenn es der Raum geſtattete, würde ich Sie auch in das Appartement der typographiſchen und typometriſchen, dann in jenes der galvanoplaſtiſchen Arbeiten einführen, um Ihnen die gelungenen Arbeiten der lezteren, und unter den erſteren die ſämmtlichen orientaliſchen Alphabete der Aerarialſtaatsdruckerei, dann aber auch die Produkte der hier ſo glücklich entwickelten und ausgebildeten Typometrie zu zeigen. Staunen würden Sie in der Abtheilung der muſikaliſchen Inſtrumente über die reiche Ausſtellung von Clavieren, deren größerer Theil auch prächtig ausgeſtattet iſt. In dieſer Hinſicht waren auch die Wagen ausgezeichnet, bekanntlich ein Haupt- und Glanzartikel der Wiener Fabrikation. Unſere Wagenbauer ließen es weder an Pracht noch an Eleganz mangeln, und überdieß ſuchte Einer den Andern durch Sinnigkeit der Erfindung und techniſche Virtuoſität der Ausführung zu übertreffen.

(Fortſetzung folgt.)

---

**Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 31.

Mittwoch, 13. Auguſt 1845.

[227] So eben iſt bei den Unterzeichneten erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Schweizeriſches Familienbuch.

Herausgegeben

von J. J. Reithard,

geweſenem evang. Schulinſpektor des Kantons Glarus.

Erſter Jahrgang.

Gr. 8. mit vielen lithographirten Bildern, broch. 1 Rthlr. 20 Ngr. oder 3 fl.

Dieſes Unternehmen des bekannten Volksſchriftſtellers und Dichters hat die Unterhaltung und Belehrung von Jung und Alt zum Zwecke, ſoll aber zum Unterſchiede von ſo vielen andern Unterhaltungsblättern, Volks- und Jugendſchriften nur ſolchen Stoff darbieten, welcher ſich vorzugsweiſe der Jugend gegenüber in ſittlicher und chriſtlicher Beziehung als geſunde Geiſtesnahrung rechtfertigen läßt.

Im Speciellen enthält das Familienbuch geiſt- und herzbildende Erzählungen, ſchweizeriſche Geſchichten und Sagen, Biographien, Reiſebeſchreibungen, Gedichte, Räthſel, Muſikbeilagen, intereſſante und nützliche Miscellen und Notizen verſchiedener Art. Die Mitwirkung einiger der anerkannt beſten ſchweizeriſchen Dichter, Schriftſteller und Komponiſten erleichtert die Durchführung eines Unternehmens, deſſen Bedürfniß gerade durch die Ueberfülle unzweckmäßiger Jugend- und Unterhaltungsſchriften dringend geworden iſt.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[229] In allen Buchhandlungen iſt auf Beſtellung zu haben:

## Situations- und Nivellementskarten,

nebſt Notizen über Geſchichte, Technik und Betrieb der

### Königl. Bayeriſchen Staats-Eiſenbahnen von München bis Hof

von

K. M. Bauernfeind,

Lehrer an der Königl. Jngenieurſchule zu München.

Nürnberg, Verlag von J. L. Schrag. 8. in Umſchlag gehefter. Preis 16 gGr. oder 1 fl.

Bei dem allgemeinen Intereſſe für Eiſenbahnen wird dieſe bildliche Darſtellung und Beſchreibung der München-Augsburger und Ludwigs-Süd-Nordbahn einer beifälligen Aufnahme nicht entbehren. Da der Herausgeber die Benützung der Originalplane und Akten der K. Eiſenbahnbau-Kommiſſion, ſowie andere Notizen der K. oberſten Baubehörde und der General-Verwaltung der K. Eiſenbahnen verdankt, ſo wird die Genauigkeit dieſer Karten ſowohl die Techniker als auch die Reiſenden befriedigen.

Sobald die Bahnſtrecken von Augsburg nach Lindau und jene von Bamberg über Würzburg nach Aſchaffenburg in ihren Richtungen feſtgeſtellt ſind, werden dieſe Abtheilungen als Fortſetzung nachfolgen.

---

[230] Bei J. Hölſcher in Coblenz iſt ſo eben erſchienen:

## Drei und zwanzig wunderbare Heilungen

die ſich während der Ausſtellung des h. Rockes in der Domkirche zu Trier vom 18. Auguſt bis 6. Oktober 1844 ereignet.

### Ein Sendſchreiben

für Alle, welche Wahrheit lieben und ſuchen.

12. geh. Preis 14 kr.

---

[211] Neu erſcheint ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

## Dreißig Jahre

des

## Proſelytismus in Sachſen und Braunſchweig.

Mit einer Einleitung.

Von

Dr. W. G. Soldan.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juli 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[225] Im Verlage von **Meyer & Zeller** in **Zürich** sind so eben folgende für Freunde der Mathematik und Mechanik, sowie für den Unterricht in Gewerbs- und Industrieschulen ausgezeichnet nützliche Werke erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

## Zeichnungen

von ausgeführten in verschiedenen Zweigen der Industrie angewandten

### Maschinen, Werkzeugen und Apparaten neuerer Construction.

Gesammelt und mit erklärendem Texte bearbeitet

von **J. H. Kronauer,**

Lehrer an der Gewerbsschule in Winterthur.

**Erster Band.**

Dieser erste Band obigen äusserst schön und bis ins kleinste Detail aufs genaueste ausgeführten Werkes, welches hiemit allen Mechanikern sowohl als allen Lehrern der Mathematik und Mechanik angelegentlichst empfohlen wird, enthält 50 hubsch lithographirte Tafeln in Imperialformat mit 10 Bogen Text. Dasselbe wird in 10 Lieferungen von je 5 Tafeln und 1 Bogen Text ausgegeben. Jede Lieferung hat den beispiellos billigen Preis von 24 Ngr. 8 Pf. oder 1 fl. 30 kr. Rh. W., so dass das Ganze auf bloss 8 Thlr. 8 Ngr. oder 15 fl. kommt.

Digitized by Google

☞ Obiges Werk unterscheidet sich von dem nun auch in Uebersetzung erscheinenden Werke von M. Armengaud durch folgende Vorzüge: Der mit ausgezeichneten technischen Kenntnissen ausgerüstete, mit mehreren der ersten mechanischen Werkstätten Frankreichs, sowie mit einer vorzüglichen lithographischen Anstalt in Verbindung stehende Herr Herausgeber, der sowohl einige Zeit mit Hrn. Armengaud gearbeitet als denselben mit Beiträgen zu seiner *Publication industrielle* unterstützt hat, erlaubte sich dem Werke von Armengaud das Beste und Neueste ebenfalls zu entnehmen, das Mittelmässige und Schlechte aber, dessen sich nicht wenig in jenem Werke befindet, wegzulassen. Die daraus entlehnten Zeichnungen sind in unserm Werke durchaus umgearbeitet und — was von wesentlichem Vortheil ist — in grösserem Massstabe und mit Vermeidung der Fehler, welche sich dort in Masse vorfinden, wiedergegeben. Zudem enthält unser Werk eine Menge neuer Maschinen, die in jenem nicht enthalten sind, und dennoch, obgleich der Umfang des Werkes grösser ist als der des andern, ist der Preis nicht höher.

---

## Grösstentheils neue Aufgaben
aus dem Gebiete
## der Géométrie descriptive
nebst deren Anwendung auf die constructive Auflösung
von Aufgaben über räumliche Verwandtschaften der Affinität, Collineation etc.

Systematisch geordnet und gelöst
von **Leopold Mossbrugger,**
Professor an der Kantonsschule in Aarau.

*Mit 58 lithographirten Tafeln.*

Zwei Bände gr. 4. broch. 4 Thlr. 4 Ngr. od. 7 fl. 30 kr.

Wir glauben dieses besonders für Lehranstalten wichtige Werk des schon durch mehrere Bücher und Zeitschriften als ausgezeichnet bekannten Mathematikers allen Geometern, sowie überhaupt Freunden der Mathematik und Mechanik angelegentlich empfehlen zu dürfen.

---

## Anfangsgründe
## des geometrischen Zeichnens
## für Volks- und Gewerbsschulen
von **J. M. Kronauer,**
Lehrer an der Gewerbsschule in Winterthur.

*Mit 27 Figurentafeln.*

Querquartformat. 1 Thlr. 2 Ngr. oder 1 fl. 56 kr.

Dieses für geometrische Vorlagen in Schulen sich eignende zierlich ausgestattete Werklein wird allen Lehrern der Geometrie bestens empfohlen.

Ebenso ist in unsern Verlag übergegangen:

## Darstellende Geometrie
von **J. M. Ziegler.**

Mit 3 Figurentafeln in Imperialquart und 66 in Royalfolio. Imperialquart 20 Bogen Text.

Herabgesetzter Preis: 6 Thlr. 3 Ngr. oder 11 fl.

Durch diese Preisherabsetzung wird es nun sowohl allen Freunden der Mathematik als allen Lehranstalten möglich, dieses vorzügliche, von vielen deutschen und französischen Journalen rühmlichst erwähnte Werk anzuschaffen.

[231] In der **Creutz'ſchen Buchhandlung zu Magdeburg erſchien:**

## Geſchichte von Huß und den Huſſiten,
für das deutſche Volk erzählt von R. Wendt.
Preis ⅓ Rthlr.

Der Verfaſſer hat durch Bearbeitung dieſes denkwürdigen Stoffes und durch die Klarheit ſeiner Darſtellung den Beruf zum Volksſchriftſteller auf erfreuliche Weiſe bekundet, und eignet ſich das eben ſo unterhaltende als belehrende Büchlein ganz beſonders zur Verbreitung durch alle Volksleſekreiſe.

---

[223] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

# Dingler's
# Polytechniſches Journal.
Sechsundzwanzigſter Jahrgang.

### Erſtes Juliheft 1845.

Inhalt. Unterſuchungen über die Lokomotivmaſchinen, von Gonin und Le Chatellier. — Veränderlicher Blasrohrapparat an den Lokomotiven auf der Taunuseiſenbahn. Mit Abbild. — Neue Art Stehbolzen zur Verankerung der graden Feuerkammerwände an den Lokomotiven. Mit Abbild. — Maſchine zum Ausbohren der Lokomotiven-Cylinder, von Shanks und Comp. Mit Abbild. — Decoſters Bohr- und Ausbohrmaſchine mit beweglichem Bohrtiſche und ſelbſtthätiger Bewegung. Mit Abbild. — Bearts Verbeſſerungen an Erd- und Steinbohrapparaten. Mit Abbild. — Beſchreibung neuer Schneidkluppen mit Backen um Metallſchrauben zu ſchneiden, und eines expandirbaren Gewindebohrers; von Waldeck. Mit Abbild. — Ueber die Conſtruktion zweckmäßiger Steinplatten-Dächer, von K. Gſchwindt jun. Mit Abbild. — Johnſons Maſchinen zur Zubereitung der Baumwolle, Wolle und anderer Faſerſtoffe. Mit Abbild. — Beſchreibung der Tafelwage, von C. Hoffmann. Mit Abbild. — Webbs Inſtrument zum Beſchreiben und Ausſchneiden von Ovalen. Mit Abbild. — Ueber Dents neues Prinzip der Compenſation; Bemerkungen über die Wahl und Behandlung von Uhren, nach engliſchen Quellen frei bearbeitet von Dr. Mohr in Coblenz. Mit Abbild. — Gedanken über eine Vorrichtung zur Beobachtung der Vibrationen eiſerner Geſchütze, von L. v. Maſlowsky I. — Wilkins und Kendricks katoptriſche Weingeiſtlampe. Mit Abbild. — Ueber Bierkühlen aus Eiſenblech, von Sedlmaier. — Ueber den Oxydationszuſtand des Eiſens in den Bodenarten, von Phillips. — Neues Verfahren, die Häute und Felle zu gerben und die Catechuſäure von dem Gerbeſtoff beim Gerben mit Catechuſäure zu trennen, von Dr. Turnbull. Mit Abbild. — Birkmyre's Verfahren, Alaun als Nebenprodukt bei der Schwefelſäurefabrikation zu gewinnen. — Ritchie's Verfahren, Kupfer aus den Erzen zu gewinnen und auf galvaniſchem Wege abzuſcheiden, von Dechaud und Gaultier de Claubry. — Ueber einige Sorten im Handel vorkommenden Glaſes, von Warington. — Miscellen. Ueber den Arſenikgehalt der verſchiedenen Sorten von Smalte (blauen Kobaltfarben). — Ueber den Arſenikgehalt der Harzer Schwefelſäure. — Ueber Vergiftung durch Schweinfurtergrün. — Neue Bleichart ohne Lauge, Seife, Licht, Chlor und Säuren. — Ueber eine neue ſpinnbare Pflanze, Ramie (Urtica [Boehmeria] utilis, Bl.). — Butterſäure in der ausgegerbten Lohe. — Kaffeeblätter als Erſatzmittel der Theeblätter. — Neues weinartiges Getränk. — Opium-Kultur in Algier. — Ueber Erhöhung der Kraft des Düngers. — Anwendung der Elektricität beim Feldbau. — Verſuche durch Tränkung mit verſchiedenen Flüſſigkeiten die Haltbarkeit des Holzes zu vermehren.

### Zweites Juliheft.

Inhalt. Ulds Methode, den Druck und die Erzeugung des Dampfs in Dampfkeſſeln zu reguliren. Mit Ab-

Digitized by Google

bild. — Archimediſche Eiſenbahn von J. Farrell, Architekt zu Dublin. Mit Abbild. — Nasmyths und May's Verbeſſerungen im Betrieb atmoſphäriſcher Eiſenbahnen. Mit Abbild. — Methode, wie bei den Lokomotiven der Kaiſer Ferdinands-Nordbahn die Heizröhren eingezogen werden. Mit Abbild. — Waſſerleitung der Lokomotiven auf der bayerſchen Staatsbahn. Mit Abbild. — Beſchreibung der Klettermaſchine, welche zur Unterſuchung und Reparatur eines in dem großen Schornſtein der Tennant'ſchen Fabrik zu St. Rollox entſtandenen Sprunges angewandt wurde. Mit Abbild. — Verfahren, Schwefelſäure zu fabriziren und die ſchädlichen Gaſe und Dämpfe der chemiſchen Fabriken und Hüttenöfen zu verdichten, von Dr. Turner. Mit Abbild. — Ueber die Eiſenwerke in Südwales, von A. Laubenheimer, großh. heſſ. Oberingenieur. — Ueber die Bereitung eines ſchmelzbaren Gelb für die Porzellanmalerei, von Salvetat. — Beſſemers Verfahren, Bronzepulver zu fabriziren und Oelfarbe zum Bronziren. — Neues Verfahren, reine Phosphorſäure aus Knochenaſche darzuſtellen, von Gregory. — Powells Fabrikation der Fenſterſcheiben. — Neuer Ueberzug für Dächer, Ventile pneumatiſcher Apparate, Eiſenbahnſchwellen, Clavierhämmer und Flötenklappen, von Brockedon. — Bericht über die Verſuche, welche im Hafen zu Toulon mit dem Marine- oder Schiffleim angeſtellt wurden. — Hancocks Verfahrungsarten, den Kautſchuk mit verſchiedenen Subſtanzen zu verbinden, um mittelſt dieſer Compoſitionen Tuch und andere Fabrikate waſſerdicht zu machen. — Caſſels Material für Fußböden zum Pflaſtern der Hausfluren, zum Dachdecken ꝛc. — Miscellen. Vergleichung der Betriebskoſten einer ſchottiſchen und deutſchen Maſchinenflachsſpinnerei. — Ardiſſons Skulptur in Holz. — Verfahren, das Leinöl zu reinigen. — Ueber Asphalt. — Anwendung der Blätter der gemeinen Wegwarte zur Indiggewinnung. — Verſchiedene Anwendungen der Kartoffelſtärke. — Farnkrautaſche zum Waſchen. — Verfahren, die Vermiſchung des Weins mit Spiritus zu entdecken. — Ueber das Tödten der Puppen in den Cocons. — Chevallier, über Betrug mit Blutegeln.

* * *

Von dieſem alle Zweige der Technik umfaſſenden Journale erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

**Polytechniſchen Journal**

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1—25ſter Jahrgang oder Band 1 bis 94 zu 233 Rthlr. 8 gGr. oder 400 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge ſind fortwährend zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

# Real-Index

zu Dr. Dingler's

## polytechniſchem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

**Dr. Michael Stecker,**

k. k. Univerſitäts-Profeſſor und Sekretär der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

# Die Zukunft

von

# Deutſchlands Wollerzeugung

und

# Wollhandel.

Ein Buch für Landwirthe, Kameraliſten und Kaufleute

von

**J. G. Elsner.**

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Einleitung. I. Die Vergangenheit. — Die deutſche Wollerzeugung in der alten Zeit. — Dieſelbe in der jüngern Zeit. — Der deutſche Wollhandel in der alten Zeit. — Derſelbe in der jüngern Zeit. — II. Die Gegenwart und Zukunft. — Der gegenwärtige Standpunkt unſrer Wollerzeugung als Baſis für die Zukunft. Standpunkt nach Quantität und Qualität. — Geſtalt und Gang des gegenwärtigen Wollhandels und die darin liegende Andeutung für die Zukunft. — Parallele zwiſchen Erzeugung und Verbrauch von Wolle. — Die europäiſchen und auswärtigen Länder gegen einander geſtellt. — Nothwendige Harmonie zwiſchen den Wollerzeugern, Wollhändlern und Fabrikanten, wenn ihr Gewerbe beiderſeits in Zukunft in Deutſchland blühen ſoll. — Höhe und Mannigfaltigkeit der Qualität, zu welcher die deutſche Wolle bereits geſtiegen iſt und noch ferner gebracht werden kann, was auf die Sicherung ihrer Zukunft von weſentlichem Einfluſſe ſeyn muß. — Vergleich zwiſchen den Fortſchritten unſrer Merinozucht und der des Auslandes und daraus gezogene Folgerungen und Schlüſſe. — Wird das Verhältniß der Wollerzeugung nach Quantität und Qualität in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands in Zukunft daſſelbe bleiben, welches es gegenwärtig iſt? — Wie kann und wird ſich der Wahrſcheinlichkeit nach das Verhältniß zwiſchen Erzeugung und Verbrauch von Wolle in der Zukunft ſtellen, welche Rolle wird Deutſchland dabei ſpielen, und wie wird es den Anſtrengungen der Engländer begegnen, die ſich von dem ſeitherigen Tribute zu befreien ſtreben? — Kann und wird Deutſchland jemals mit ſeinen ſich aufſchwingenden Wollen-Manufakturen, beſonders wenn ſein Handel an Ausdehnung gewinnt, ſo weit kommen, daß es nicht allein ſeine erzeugte Wolle verarbeiten, ſondern noch fremde bedürfen wird? und welchen Einfluß muß dieß auf die Erzeugung haben? — Beſondere Urſachen, welche die Zukunft der Wollerzeugung und des Wollhandels in Deutſchland günſtig oder ungünſtig geſtalten können. — Von den Wollpreiſen, und zwar von den natürlichen und den künſtlichen; ſo wie von ihren Schwankungen. Können und ſollen Aſſociationen, z. B. Aktien-Geſellſchaften u. dgl. und Staatsregierungen hierauf einwirken? — Die Wollmärkte, wie ſie ſind, wie ſie ſeyn ſollten, und wie ſie wahrſcheinlich in Zukunft ſeyn werden. — Einige allgemeine Betrachtungen und Muthmaßungen.

Ein Mann, deſſen Gründlichkeit und Klarheit in dem, was er über ſein Lieblingsfach ſchreibt, bekannt iſt, behandelt hier einen Gegenſtand der National-Induſtrie, welcher unſerm Vaterlande bisher goldene Früchte getragen. Er widerlegt ſiegend die Beſorgniß, die man wegen ſeines Verluſtes hegen könnte, und gibt zugleich eine vollſtändige Anweiſung, wie Deutſchland mit dem glücklichſten Erfolge jeder verſuchten Konkurrenz von außen begegnen muß. Wir halten jedes Wort, was wir weiter zur Empfehlung des Buches beifügen könnten, für überflüſſig, weil es ſonſt ſcheinen möchte, als bedürfe es derſelben und werde ſich nicht ſelbſt empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Gedichte

von

# Nicolaus Lenau.

## Zwei Theile.

8. Velinpapier, mit dem in Stahl geſtochenen Bildniß des Verfaſſers.
Preis 5 fl. 42 kr. oder 3 Rthlr. 9 gGr.

Der erſte Theil enthält ſämmtliche Gedichte, welche in unſerm Verlage bereits fünf Auflagen erlebten, der zweite Theil bildet die vierte vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte." Der Beifall, den dieſe Gedichte voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantaſie ſtets gefunden, berechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Geſammt-Ausgabe derſelben ſehr willkommen ſeyn wird.

---

# Fauſt.

# Ein Gedicht von Nicolaus Lenau.

## Zweite, ausgeführtere Auflage.

Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Des Dichters ſeltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden ächter Poeſie dieſes Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeſchylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung begrüßt und von den alten Kunſtrichtern jede in ihrer Perſönlichkeit anerkannt. So wird auch unſere Zeit in dieſem Fauſt die Fortbildung des Dichtergeiſtes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einſicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterſcheiden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Platens Werke, Taſchen-Ausgabe.

Im Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geſammelte Werke

des Grafen

# Auguſt von Platen.

## Taſchen-Ausgabe in fünf Bänden.

## Mit des Verfaſſers Bildniß in Stahlſtich.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

**Erſter Band.** Platen's Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermiſchte und Gelegenheitsgedichte.
**Zweiter Band.** Gaſelen. Sonette. Oden. Eklogen und Idyllen. Feſtgeſänge. Epigramme. Ueberſetzungen.
**Dritter Band.** Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläſerne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampſinit. Der Thurm mit ſieben Pforten. Treue um Treue.
**Vierter Band.** Die verhängnißvolle Gabel. Der romantiſche Oedipus. Die Liga von Cambrai. Parabaſe. Der grundloſe Brunnen. Die großen Kaiſer. Die Abaſſiden. Roſenſohn.
**Fünfter Band.** Das Theater als ein Nationalinſtitut. Ueber verſchiedene Gegenſtände der Dichtkunſt und Sprache. Geſchichten des Königreichs Neapel. Lebensregeln.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 194.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 14. Auguſt 1845.

Pomp, Zierrathen und doriſche Säulen und gothiſche Schnörkel,
Spielzeug ſind ſie, wofern fehlt der geheime Begriff;
Aber ein wirkliches Bauwerk iſt ein verſteinerter Rhythmus,
Deßhalb ſelten, wie auch ſelten ein gutes Gedicht.

Platen.

## Drei Tage in Vicenza.

(Fortſezung.)

Auf der grandioſen Treppe fiel mir eine Oeffnung in der Mauer auf, die mich an einen Briefſchalter erinnerte. Eine Aufſchrift darüber lautete: Denonzie secrete in materia di Sanita. — Hier ſollte ich alſo ſchon einen Vorläufer des Löwenrachens im Dogenpalaſt zu Venedig finden, in welchen zur Zeit der Republik die heimlichen Angebereien geſchoben wurden. Die Sache kann übrigens ſtattfinden, und hat auch außer der Republik Venedig ſtattgefunden, ohne daß ein Löwe ſeinen Rachen dazu aufſperrte.

Der Herrenplaz iſt von ſtattlichen Gebäuden umgeben und um die Baſilika mit Marmorplatten belegt, welche durch Pfoſten und Ketten geſchüzt ſind. Ihn zieren auch zwei Säulen, wie die Piazetta in Venedig. Außer dem grandioſen Bau der Baſilika ſtehen in ſeiner Umgrenzung noch ein Palaſt von Palladio, einer von Scamozzi und ein ſchlanker, ungemein hoch aufragender vorgothiſcher Glockenthurm, wie ich ſie überall von ähnlichem Bauſtyl und ſtets frei ſtehend, nie mit Kirchen vereinigt, antraf. Mit der Architektur der leztern, die entweder oſtrömiſch mit Giebeldach oder mit einer oder mehreren (byzantiniſchen) Kuppeln, oder neuitalieniſch in Nachahmung der Rotunden, wie das Pantheon, auftreten, vereinigt ſich kein ragender Thurm. Mehrere ſolche Campanile ſah ich merklich hängend, ein etwas beſorglicher Anblick, der an die Thürme zu Bologna und Piſa mahnte, die aber ihre Neigung einer Caprice des Baumeiſters verdanken ſollen; wobei man bemerken möchte, daß zwar Malerei und Dichtkunſt Fehler und Gebrechen darſtellen dürfen, daß aber die Baukunſt von ſolchen pikanten Gegenſäzen des Schönen und Rechten niemals Gebrauch machen ſollte.

Der Herrenplaz erweitert ſich unten und bildet, wie der Markusplaz in Venedig, einen Winkel unter dem Namen Piazza della Biada. Mit ungemeiner Behaglichkeit wandelte ich auf dieſem herrlichen Raum am lauen Maiabend, wo das Getheil intereſſanter Formen ſich allmählig zu imponirenden Maſſen vereinfachte, auf und nieder, horchte dem Spiel einer Mandoline, oder blickte da und dort in die Kaffeehäuſer hinein, wo die dunkeln Geſtalten der Vicentiner ruhig, ſtumm und anſcheinend in ein goldenes Nichtsthun verſunken herumſaßen. Nur das gemeine Volk hörte ich in den Oſterien ſich laut, ja ſchreiend unterhalten; die Honoratioren fand ich ſchweigſam, faſt wie Engländer. — Hinter dem Juſtizpalaſt iſt der Fiſchmarkt. Hier ſah ich die erſten Seethiere, einen tüchtig großen Stör, Seekrebſe

Digitized by Google

und Molluſken, wie kleine Taſchen, mit ſchnurähnlich auslaufenden Fühl- und Fanghörnern.

Der Reiſende kommt nicht immer dazu, ſich ein anſchauliches Bild von der relativen Schönheit oder Tüchtigkeit einer Einwohnerſchaft, eines Volksſchlages zu machen. Markttage, Volksfeſte, Kirchgänge ꝛc. kann er nicht kommandiren. So viel ich wahrgenommen, mochte ich gern in das Lob, das der Geſtalt und blühenden Farbe der Vicentinerinnen ertheilt wird, einſtimmen. Das Sprüchwort, das die Männer „Meuchelmörder“ nennt, mag ſich wohl von früheren Zeiten herſchreiben. Unbeſorgt wandelte ich noch Nachts um zehn Uhr auf der Straße. Das öſterreichiſche Gouvernement galt mir auf der ganzen Reiſe als Lebensaſſekuranz.

Ein freundlicher, deutſchſprechender Mann, Buongiovanni, machte ſich anheiſchig, mich zur Villa des Marcheſe Capra zu begleiten. Durch einen prächtigen Bogen von Palladio, mit Säulen, Statuen und Basreliefs geſchmückt, gelangten wir zu der Skalette von ein paar Hundert herrlichen Marmorſtufen. Rechts führt ein Weg zu der Kirche der Madonna auf Monte Berico; links auf einem Vorſprunge der gleichen Hügelkette liegt die Villa. Wir kamen auch an dem Palaſt Valmarana und ſeinem Park vorüber. Er iſt im Geiſt des Palladio erbaut, nicht aber, wie der Palaſt deſſelben Namens in der Stadt, von ihm ſelbſt.

Mit einem von freudiger Neugier bewegten Gemüth näherte ich mich der Villa Capra. Nicht ein Nachkomme des Erbauers, nur ein Pächter bewohnte ſie. Wir trafen ihn im Hofraume. Mein Begleiter ſtellte mich ihm als einen reiſenden Deutſchen vor, der ein beſonderes Intereſſe habe, die Villa zu ſehen. Ohnfern meines Wohnorts, der Reſidenzſtadt Stuttgart, ſey nämlich ein Prachtgebäude errichtet, zu welchem, wie ich Grund zu vermuthen habe, der Riß von dieſer Villa genommen ſey. — Italienern dieſes Standes iſt, das hatte ich noch öfter zu bemerken Gelegenheit, die Erd- und Länderkunde bei weitem nicht ſo bekannt und geläufig, als etwa unſern Elementarſchülern. Sie fragen nicht viel nach dem Ausland, und ſo ſchien ihm Würtemberg und ſeine Hauptſtadt unbekannt zu ſeyn. Es war bereits Heuernte auf den Gütern der Villa. Er hatte nach ſeinen Leuten zu ſehen, und wies uns mit aller Artigkeit an eine alte Schließerin.

Wir beſichtigten alle Räume. Der runde Saal, mit einer Kuppel überwölbt, iſt mit Fresken bemalt. Auf einer Baluſtrade unter derſelben kann man ihn umwandeln. Die Fresken, Nachahmungen des Styls des Paul Veroneſe, allegoriſche und mythologiſche Geſtalten, etwas abgebleicht, zeigen einen tüchtigen Praktiker. Ein Fiammingo wird genannt. Ich las im Fries: Marcus Capra Gabrielis F. — Es würde mich zu weit führen, die ganze Architektonik dieſes merkwürdigen Baues zu beſchreiben. Goethe hat denſelben vor ſechzig Jahren mit großer Befriedigung beſucht. — Vier breite Treppen führen je von der Seite her zu Vorhallen, von ſechs corinthiſchen Säulen gebildet. Jede derſelben würde als würdige Anſicht eines Tempels genügen. Auch La Lande ſagt, das Gebäude trage den Charakter einer Kirche an ſich. Und — ſonderbar oder nicht — der italieniſche Baumeiſter, der das geniale und ſplendide Werk Palladios zu uns übertrug, hat es in höherem Auftrag auch zu einer Begräbnißkapelle errichtet. Schon früher hat ein Lord Burlington ſo großes Wohlgefallen an dieſer Rotunde gefunden, daß er ſie in Chiswick-Houſe nachbauen ließ.

Die Architekten beſchuldigt man, auch wenn ſie die Nachbildung vorhandener Gebäude verſchweigen, dennoch keines Plagiats, wie die Schriftſteller und Muſiker, wenn ſie Gedanken entlehnen, Vorgänger ausſchreiben. Poetiſche und muſikaliſche Produkte ſollen einzig ſeyn und bleiben; man kann Dichtern und Tondichtern nacheifern, man kann ſie aber nicht copiren. Wer in eines Meiſters Geiſt ſchafft, gehört zu ſeiner Schule und kann ihm, wenn auch in entferntem Grade, verwandt und ebenbürtig genannt werden. Nachahmung darſtellender Künſtler ſtreift von Nacheiferung aus oft ſchon an bloße Copie hin, wodurch ſich das Talent meiſt ſelbſt beengt. Die Copien des Pinſels und Meißels werden als bloß oberflächliche Nachbildungen weit unter den Originalen geſchätzt, weil ein genialer Meiſter ſich damit nie befaßt. Aber ein Gebäude, ſelbſt ein Prachtbau, nur Kirchen ausgenommen, muß nicht nothwendig einzig in der Welt daſtehen. Die Wohngebäude einer ſchönen Stadt dürfen auch einmal eine Muſterkarte, ein Kartenſpiel architektoniſcher Bilder darſtellen, und mit zweckmäßiger Anbequemung an das Bedürfniß, an Klima, Oertlichkeit, individuellen Zweck und ſonſtige Gegenwart, mag ein Baumeiſter wohl von einem irgend ſonſt ſtehenden trefflichen Werk eines ältern Meiſters eine Doublette ſchaffen.

(Fortſetzung folgt.)

# Fideli.

(Fortſetzung.)

Derweile wanderte Fideli den Fußſteig entlang dem Dörflein zu, deſſen äußerſte Häuſergruppe noch am Rande der Anhöhe ſichtbar war. Links von demſelben ragt ein Bühel mit einer ſchönen grünen Wieshalde einige Klafter über die umliegenden Hügel; drauf ſteht

Digitized by Google

die Dorfkirche und der Friedhof. Ueber die niedere Ringmauer weg ſieht man dort hinab in's flache Land, das juſt in allen Farben prangte, vom tiefen Dunkel der ferneren Tannenwälder bis zum hellen Maigrün der Auen, durchzogen von den blauen Linien blühender Flachsfelder. Neubruch wechſelte mit vergilbter Haide oder mit einer langen Strecke braunen Moores. Aber am Saume der endloſen Ebene im weiten Halbkreiſe ſchauten die Alpen herein in's Land, die blaubepanzerten Giganten, und glitzerten im Sonnenſcheine, als wären ſie aus purem Amethyſt gemeiſelt.

Fideli vermied den kürzeren Steig, welcher ihn am Hofbauernhof vorüber ſeiner Heimath zu geführt hätte, und ſcheute nicht den Umweg über den Friedhof an der Kirche vorbei. Nun war aber gerade das Amt vorüber, und die Dorfburſchen ſtanden vor der Kirchthüre oder lehnten an der Ringmauer des Friedhofs und ſchwatzten mit den Dirnen, die aus der Kirche gingen und ſich da und dort auf die Gräber und Grabſteine ſetzten, um gemächlich plaudern zu können. — Wie Kirche und Wirthshaus zumeiſt in friedlicher Nachbarſchaft neben einander ſtehen, ſo ſchließt ſich auch an den Kirchgang gewöhnlich ein Morgenbeſuch in der Wirthsſtube. Das wußten ſchon weiland die Baumeiſter, und darüber ward nun auch vor der Kirchthüre verhandelt. Die Höfler führten das Wort und thaten ſich nicht wenig zu gut auf ihre hochrothen Leibſtückeln, woran in blinkender Reihe alte Marienfünfzehner einer über dem andern prangten, auf die ſilberne Filigranſchnalle am breitkrempigen Hute und auf die achtguldenen Quaſten an den Hutſchnüren. Auch die Einſprache der Dirnen ward geſtattet; denn die Burſchen wußten doch, daß ſie ſich ihrer nicht entſchlagen konnten, und daß, wenn je Einer den Weg zur Schenke allein fände, die Liebſte keinen Anſtand nähme, auch ihrerſeits den Gang allein zu unternehmen, und allenfalls durch's Schubfenſterlein zu lugen, wo er ſäße, um ſodann an ſeiner Seite uneingeladen Platz zu nehmen und ſich's zubringen zu laſſen. Heute mußte man ihnen aber ſchon um ihres Feſttagputzes halber Einiges zu Willen thun. Denn nur an den Marientagen, die in den Frühling fallen, vertritt die Stelle des alltäglichen ſchwarzen, mit einem breiten ſteifen Spitzenrande verſehenen Häubchens ein ähnliches weißes; über den kurzen dunkeln Rock iſt eine faltige Schürze von weißem Linnen gebunden und die buntſeidenen Achſelbänder ſtechen von den weißen weiten Hemdärmeln freundlich ab. Zwar ſteht dieſer Putz gar ſelten Einer lieblich zu Geſicht; wer aber des Hofbauern Töchterlein in ſolchem Schmucke ſah, konnte dem Fideli ſeine Liebe nicht übel nehmen und mußte der redſeligen Baſe recht laſſen, wenn ſie dieſe die hübſcheſte Dirne nannte.

Als nun Fideli in den Schwarm gerieth, darunter er gut gelitten war als ein kecker, lebfriſcher Burſche, der die Maultrommel und die Zither zu ſchlagen und manch ernſtes und luſtiges Liedl zu ſingen wußte, da ging es allenthalben an ein Fragen, und Buben und Dirnen drängten ſich um ihn, nach dem Ausgang ſeiner Ziehung und ſeinen Erlebniſſen in der Hauptſtadt forſchend. „Kommt mir's doch vor, als hätte mir der böſe Feind die Hand geführt,“ entgegnete er, „daß ich gerade Nummer Drei zog. Das iſt ſo ziemlich die ſchlechteſte Nummer, zwei Züge allenfalls ausgenommen, und mir ward allbereits die beſte Hoffnung gemacht, unter die Garde zu kommen. Das Maaß hab' ich, Gott ſey's geklagt!“

Darauf erzählte er, wie er vergebliche Schritte gethan, ſich aus der Schlinge zu ziehen. Weder Geld noch gute Worte hätten gefruchtet, erſteres nämentlich nicht, da es nicht ausreichte. Durch die fröhliche Stimmung ſeiner Zuhörer verführt, hatte er ſeine Leidensgeſchichte halb im ſcherzhaften, halb im ernſten Tone vorgetragen, und erweckte in gleicher Weiſe das Gelächter oder ein paar begleitende Scheltworte der umſtehenden Kameraden.

„Schlag' dir das Ding aus dem Kopfe, Fideli!“ rief ihm einer zu; „wenn's einmal nach der großen Trommel muß getanzt ſeyn, iſt's zum Lamentiren immer noch Zeit genug. Wer weiß, was noch fürder geſchieht? Hat ſich Mancher Gutes verhofft und iſt ſchlimm gefahren; ſo kann auch einmal einen guten Ausgang nehmen, was eben verzweifelt ſchlecht herſchaut. Komm, Kreiterer, ein guter Trunk ſoll dir den Aerger wegſchwemmen von der Leber.“ — „Der Sepp hat Recht!“ riefen die Burſche untereinander, und zogen den angehenden Gardiſten halb mit, halb ohne ſeinen Willen in die Zechſtube.

Unterdeſſen ging die Hofbauern-Reſi geraden Weges vom Kirchgange heim. Sie hatte die Rede ihres Liebſten mit angehört, ohne von ihm bemerkt zu werden. War ihr der Vater ſchon ehedem gram um ihrer Neigung willen zu einem Menſchen, dem die Lieder in der Kehle beſſer klangen, als die Thaler in der Taſche, ſo war ſie nun, da er das unglückliche Loos gezogen, vollends ſicher, daß ſie eine Liebe aufgeben müſſe, die ihr Herz ſo ganz ausfüllte. Als ſie nun in ihr Kämmerlein getreten war und das Sonntagsgewand ablegte, den goldgeſtickten Stecker abzog und die rothſeidenen Achſelbänder aushäkelte, beſah ſie mit einem ſchmerzlichen Blicke den eiteln Tand, das Einzige, was ſie ſich mit ihres Vaters Geld anſchaffen konnte, und was ihr nun Erſatz bieten ſollte für den Maienſchmuck und den Frühlingsglanz ihrer Liebe. Weinend warf ſie den Flitter auf ihr Bettlein und ſich ſelbſt drüber hin, und konnte ſich des Schluchzens nicht enthalten, denn der Fideli

war ihr wirklich das Liebſte auf der Welt ſeit ihrer Mutter Tod.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, Juli.**

(Fortſetzung.)

Induſtrieausſtellung. — Gemäldeausſtellung. — Sommerleben.

Beim feierlichen Schluſſe der Ausſtellung wurden 567 Medaillen vertheilt, 109 goldene, 188 ſilberne, 270 bronzene. Ehrenvolle Erwähnungen wurden den Induſtriellen 265 zu Theil, im Ganzen alſo 850 Auszeichnungen, ſo daß ungefähr auf je den ſiebzehnten Ausſteller ein Ehrenzeugniß fiel. Während der Vertheilung ließ ſich der Hof die anweſenden Fabriks- und Gewerbsbeſitzer, dann die Mitglieder des Beurtheilungscomité's vorſtellen. Die meiſten deutſchen Staaten und auch das Ausland hatten ihre Abgeordneten zu der Ausſtellung geſandt, und keiner dieſer Herren dürfte ohne Achtung vor der öſterreichiſchen Induſtrie von Wien geſchieden ſeyn, obgleich nicht geläugnet werden ſoll, daß in mancher Hinſicht Einiges zu wünſchen übrig bleibt; aber dem Feuereifer und redlichen Streben iſt kein Ziel zu fern. Daß bei der Zuerkennung von Auszeichnungen mancher individuelle Ehrgeiz unbefriedigt bleiben und daher theilweiſe Unzufriedenheit mit den Reſultaten der Ausſtellung, ſelbſt hinſichtlich der nicht immer in Erfüllung gegangenen Hoffnung, gut und viel zu verkaufen, laut werden würde, konnte zum Voraus erwartet werden. Eine Hauptſache bei der techniſch-kommerziellen Prüfung war beſondere Berückſichtigung der Betriebskapitalien, der Verkehrsausdehnung und des Erzeugungspreiſes neben der Tüchtigkeit des Produkts. Daß in Fällen, wo die Entſcheidung der Preisrichter vorzüglich nach den erſtgenannten Momenten hin gravitirte, und der leztere Punkt, als iſolirt, nur zur untergeordneten Geltung gelangte, der Stolz und die Hoffnung manches wacker Strebenden ſich gekränkt fühlen mußten, konnte natürlich nicht fehlen. Aber wo litte der Einzelne nicht, wenn es ſich um das Allgemeine und Ganze handelt? — Einem überſichtlichen offiziellen Schlußberichte über die Ausſtellung haben wir entgegenzuſehen, und wir wollen die Gelegenheit, intereſſante Einzelnheiten daraus mitzutheilen, nicht verſäumen. Unter den vielen Stimmen, die ſich über die Ausſtellung vernehmen ließen, ſcheint die des öſterreichiſchen Lloyd, der der Induſtrieausſtellung ein eigenes Beiblatt ſeines Journals widmete, die gründlichſte und erſchöpfendſte. — Der Kunſtverein hat nun ſeine dießjährigen Ankäufe im Vereinslokale aufgeſtellt und ſeinen Mitgliedern wieder Gelegenheit gegeben, ſich irgend ein Lieblingsſtück herauszuſuchen und den Wunſch, zum Beſitze deſſelben durch das Loos zu gelangen, daran zu heften. Die Zahl der angekauften Kunſtwerke beläuft ſich über ſiebzig, lauter Gemälde. Strenge Stimmen hatten heuer die Wahl des Kunſtvereins ſtark angefochten; ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen und nur bemerken, daß eine gewiſſe Rigoroſität des Urtheils der andererſeits eingetretenen Laxheit gegenüber ein Bedürfniß geweſen iſt. — Ein Freund des für die Kunſt ſo früh geſchiedenen Danhauſer, der Bildhauer Dietrich, verfertigt jezt eine Büſte des Todten nach der Leichenmaske. — Eine andere Bilderausſtellung, deren Ertrag einem wohlthätigen Zwecke gewidmet, iſt die des Hrn. Stammer. Dieſelbe beſteht aus einer Sammlung von 49 Gemälden jezt lebender vorzüglicher Meiſter aus München, Dresden, Düſſeldorf, Nürnberg, Kopenhagen, Genf, Brüſſel, Amſterdam, Antwerpen, Mailand und Rom, ſo daß ſie die moderne Kunſt auf intereſſante Weiſe repräſentirt. Künſtler und Kunſtfreunde finden hier eine willkommene Gelegenheit zu belehrender Ueberſchau. — Wie vielleicht in keinem der früheren Jahre hat ſich heuer Wiens Sommerleben auf das Bunteſte und Mannigfaltigſte entfaltet. In der Regel pflegte ſonſt zur Sommerzeit einige Flauheit und Einförmigkeit des Stadtlebens einzutreten, wofür ſich freilich der Wiener immer anderſeitig zu entſchädigen wußte, entweder durch Bad- oder anderweitige Reiſen, jedenfalls aber durch häufige Ausflüge in die herrlichen Umgebungen der Kaiſerſtadt. Leztere ſpielen auch heuer wieder ihre bedeutende Rolle, und zwar eine um ſo bedeutendere, als durch Vermittlung der Eiſenbahnen auch entferntere Gegenden, namentlich die Gebirgswelt, dem Städter zugänglicher und gleichſam in die unmittelbare Nähe Wiens herangezogen ſind. Aber auch im Innern der Stadt ſelbſt herrſcht das regſte und lebendigſte Treiben; die Zahl der Fremden muß heuer gegen ſonſt um Tauſende zugenommen haben. Alle Hotels ſind überfüllt und auf Straßen und Gaſſen begegnet man Schaaren fremder Geſichter. Natürlich iſt dieſes erhöhte Leben großentheils auf Rechnung der Induſtrieausſtellung zu ſchreiben. Sind erſt die großen Eiſenbahnen vollendet und Adrias Meer mit der Oſt- und Nordſee, die Donau mit dem Rhein verbunden, wie werden dann erſt wogende Menſchenſtröme ſich in den Schooß unſerer Stadt ergießen! Die Kaiſerſtadt iſt auf dem direkten Wege, aus dem Range einer europäiſchen Großſtadt in den einer Weltſtadt überzutreten. Ich müßte viel erzählen, wollte ich alle die Feſte ſchildern, von denen wir im heurigen Sommer bereits Zeugen geweſen. Garten- und Parkfeſte, Illuminationen und Feuerwerke, Sänger- und Volksfeſte ꝛc. in immerwährendem bunten Wechſel, und die Bälle vollends wollen gar kein Ende nehmen. Wie man bei 28° R. Hitze tanzen kann, werden zwar die Wenigſten begreifen, aber in Wien gilt in dieſer Hinſicht das Nil admirari; der Wiener Jugend iſt bei Strauß'ſchen Walzern Alles möglich. Beſondere Erwähnung verdient ein in der ſchönen Brühl von dem Männergeſangverein veranſtaltetes glänzendes Sängerfeſt. Man muß die Lokalität kennen, um ſich von dem Reiz und Zauber des Ganzen eine Vorſtellung zu machen. Gegen 150 Sänger haben an dem Feſte Theil genommen, aber auch für die Inſtrumentalmuſik war reichlich geſorgt. Nur hatten es die Sängerchöre in der Aufſtellung verſehen (der Schau- oder vielmehr Hörplatz war eine wunderſchöne, rings von Waldhöhen umſchloſſene Wieſe) und ein guter Theil der Wirkung ging dadurch verloren. Es war dieß nun heuer bereits das zweite Geſangsfeſt der hieſigen Liedertafel im Freien. Nachdem das Feſt wegen Ungunſt der Witterung einmal aufgeſchoben worden, wurde es am folgenden Sonntage vom Himmel in Schutz genommen, und an dieſem *einen* Tage hatte die Gloggnitzer Bahn nicht weniger als 18,000 und einige hundert Paſſagiere zu befördern. Die Frequenz dieſer Bahn hatte im Monat Juni 146,829 Perſonen erreicht; der Gütertransport betrug 126,244 Centner.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 195.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 15. Auguſt 1845.

— On my brothers foolish honesty
My practices rise easy. — I see the business:
Let me, if not by birth, have lands by wit;
All with me's meet, that I can fashion fit.

Shakespeare.

## Fideli.

(Fortſetzung.)

### II.

„Ahnl,“ rief Fideli, „Ihr ſcheint es drauf anzulegen, daß mir das Gewerk leicht wird, das ich demnächſt hantieren ſoll. Will ich doch ein Schelm ſeyn, wenn ich zulezt nicht lieber den Torniſter auf's Kommando ſpazieren trage, als daß ich den ewigen Hader weiter erlebe in eurer Wirthſchaft!“ Damit ging er aus der Stube und warf die Thüre hinter ſich zu, daß die Mauerbrocken herabfielen. Sie hatten es dem armen Jungen einmal wieder recht ſauer gemacht; die Alte konnte des Scheltens nicht müde werden, und die Schweſtern ſtimmten ein mit böswilligen Stichreden. Der Hofbauer hatte Forderungen am Kreitergütl, und da ihm Fideli auf die erhaltene abſchlägige Antwort hin eben nicht am höflichſten entgegnet hatte, ſuchte ſich der liebloſe Mann dadurch zu rächen, daß er das Kapital kündete und die rückſtändigen Zinſen einklagte. Nun war kein Geld im Hauſe, denn die Wirthſchaft wollte ſeit langem nicht gedeihen und bewies ſichtbarlich, daß des Himmels Segen fehlt, wo die Zwietracht eingekehrt.

Fideli konnte ſich des Vorwurfs nicht entſchlagen, daß er die erſte Schuld trage an dieſer Noth. Dieß Bewußtſeyn nahm ihm den Muth, die wiederholten Vorwürfe ſeiner Hausgenoſſen ernſtlich abzuweiſen. Daß er ſich nun eine bariche Gegenrede erlaubte, war nur die Folge oft wiederholter Quälereien. Das Bewußtſeyn eines Vergehens macht den Gutmüthigen bis zu einem gewiſſen Grade ſchüchtern und nachgiebig. Wenn aber Vorwurf und Strafe in keinem Verhaltniſſe ſtehen mit dem, was er verbrochen, dann greift das Gefühl vollendeter Sühnung in ihm Platz. Bei aller Nachgiebigkeit mußten zulezt die übermäßigen Krankungen das Gemüth des ohnehin ſchwer verlezten Burſchen empören. Wir irren ſehr, wenn wir glauben, daß einer untern Volksclaſſe der Sinn fehle, um den Punkt zu erkennen, wo Schuld und Strafe ſich aufheben. Ja, wir finden dieſes Gefühl der Nothwendigkeit eines moraliſchen Gleichgewichts namentlich im Landvolk tiefer gegründet, als bei der ſogenannten gebildeten Mittelklaſſe.

Während dieſer Scene ſaß Ignaz, der jüngere Bruder, anſcheinend theilnahmlos in der Ecke hinter dem Ofen, ſchleußte Tannenholz zu Lichtſpähnen und ſprach keine Sylbe. Dabei hatte er aber wohl Acht auf Alles, was vorfiel, und das ironiſche Lächeln, das um ſeine Mundwinkel zuckte, gab zur Genüge kund, wie gelegen ihm die Zwietracht in der Familie ſey. Als nun der Bruder

das Zimmer verlaſſen hatte, legte er Scheit und Meſſer bei Seite, ſchlich aus ſeinem Winkel hervor und beſänftigte mit heuchleriſcher Rede die erzürnte Alte. Dabei hütete er ſich wohl, ein Wort der Anklage gegen Fideli fallen zu laſſen, und verfehlte auf dieſe Weiſe nicht die richtige Wirkung.

„Mein Eid!“ entgegnete die Ahnfrau auf die verſöhnende Anſprache ihres Enkels, „du nimmſt den Burſchen in Schutz und weißt doch, wie er dir Alles übel vergilt und auslegt. Laß dein Geſchmatz, wenn du mich nicht noch mehr erzürnen willſt. Ich will nit geſchmäht ſeyn von meines Kindes Kind und der Hoffnung leben, daß ich einſt den Austrag betteln müßte von einem undankbaren Enkel. Hier iſt mein und meiner Eltern Haus, tröſt' ſie unſer Herrgott! Ich hab's eurer Mutter übergeben und ihr wißt, was ihr lezter Wunſch geweſen, eb ihr die Wegzehrung gereicht ward.“

Das war die Wendung, wohin Ignaz das Geſpräch bringen wollte. Langſt hatte er die Schweſtern durch das Verſprechen eines bedeutenden Abſtandgeldes dahin gebracht, daß ſie es in ihrem Intereſſe hielten, wenn er der künftige Gutsbeſitzer würde, was um ſo leichter zu erreichen war, als im Lande nicht die Uebung beſteht, daß gerade der Aelteſte das Anweſen übernehmen müßte. Nun ließen ſie ſich's angelegen ſeyn, die Ahnfrau zu überreden, daß ſie die Uebergabe ſo viel als möglich beſchleunigte. Zwar war dieſe nicht Eigenthümerin des Guts, wie Fideli meinte, noch weniger ſtand ihr das Recht zu, den künftigen Beſitzer zu beſtimmen; aber ſie hatte doch mit den Kindern gleiche Anſprüche auf das Erbe ihrer früh verlebten Tochter. So hatte es dieſe beſtimmt in ihrem Teſtament.

Die aufgebrachte Alte gab den vereinten Bitten nach. Die Woche darauf ging ſie mit ihren Enkeln nach Dachau zum Landgericht. Fideli ward nicht beigezogen, aber vor Amt nahm man keinen Anſtand, die leibliche Großmutter als ſeine natürliche Vertreterin anzuerkennen. Was kümmerte es den Gerichtsſchreiber, daß derſelbe ſchlecht vertreten war? Wurde ihm doch ausgewieſen, was ihm von Rechtswegen zur Noth gebührte, und die Klageſtellung blieb ihm unbenommen. Fideli aber klagte nicht; er hatte ſich's nicht beſſer erwartet, und des Hofbauern Tochter blieb doch für ihn verloren.

Alſo ward dem Ignaz das Gütl übergeben. — Mit dem Gedeihen aber hatte es von der Zeit an gute Weile, und nach kurzer Friſt brach über die alte Ahnfrau das ſchlimme Geſchick der meiſten Austragsleute herein. Sie wurde überflüſſig im Hauſe. Ignaz konnte ſie nicht hinausſtoßen, wie er es bereits den Schweſtern gethan, da er die faulen Dirnen nicht länger mehr umſonſt füttern wollte, wie er ſich äußerte; aber die Hand des Undanks laſtete ſchwer auf ihr, und die Gnadenbiſſen, die ihr der Enkel reichte, waren vergällt und vergiftet. Sie hatte es um den Fideli verdient.

### III.

Unterdeſſen ward Fideli eingereiht unter's Militär und lag nach manchem Wechſel in der von Kriegsläuften beunruhigten Zeit auf kurze Friſt zu Ingolſtadt in Garniſon. Anfangs hatte ihm das Wachſtehen auf der Schanze wenig behagt, noch weniger das tagelange Herumlungern in der Wachſtube oder im Branntweinhauſe. Es geht aber Alles mit der Zeit. In Kurzem war er im Regimente als ein Burſche bekannt, der ſeinen Namen nicht umſonſt trägt. Das wäre noch hingegangen, denn ehedem, als er noch auf der Heimath ſaß, pfiff er auch ſein Liedl oder ſang eines, wenn ſeine Senſe rauſchte durch's thauige Gras und ihm bei der Morgenarbeit die Omat entgegen duftete. Nun aber fand er den rechten Ton bloß für Schelmenlieder, und mit der Erinnerung an die alten feinen Weiſen ſchien ihn auch das Gedächtniß ſeiner alten Liebe zu fliehen. Leichtfertige Dirnen mußten ihm hiefür Erſatz bieten; in Trunk und Spiel that's ihm nicht leicht Einer zuvor.

In ſolcher Verwandlung zog nun Fideli hinter dem klingenden Spiel und den wehenden Fahnen an die Landesgrenze den Tyroler Bergen zu; denn eben war der zweite Tyroler Aufſtand vom Jahre vierzehn ausgebrochen und rief ſein Regiment auf den Marſch. Der Zug ging die Heerſtraße entlang gen München. Wie es nun der Zufall wollte, ſo wurde in Dachau Raſt gehalten und daſelbſt Quartier gemacht. Ein Stündlein Weges oder zwei, und Fideli konnte daheim ſeyn, allenfalls Valet ſagen ſeinem „Heimatl,“ ſeinem Ahnl, das ſeitdem recht alt mochte geworden ſeyn, und ſeiner Liebſten von ehedem, der Hofbauernreſi, die er ohne Abſchied verlaſſen hatte. Es rührte ihm gar eigen das Herz, als er vom Schloßberge aus die Leiten entlang ſah, an deren Rand die Amper hinrieſelte, im Abendglanz wie eine goldene Spange glitzernd, die das Hügelland zuſammenhielt. Er gedachte der Tage, die hinter ihm waren, wo er zur Reſi ging in den Heimgarten und ihr vor dem Fenſter oder im Gaden heimlicherweiſe vorerzählte von ſeiner Liebe, der glücklichen Stunden, da ihm im Herzen noch ein Maitag blühte, deſſen Keim er nun ſelber dem Mehlthau ausgeſezt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

## Drei Tage in Vicenza.

(Fortſetzung.)

Das Originalwerk des Palladio, die Villa Capra bei Vicenza, ruht auf einem weniger hohen Berge als

Digitized by Google

unſer Mauſoleum bei Stuttgart, ja auf dem freundlichſten Hügel, den man ſich denken mag, und ſtellt ſich von überall her geſehen in ſchöner Mannigfaltigkeit, doch nach großen reinlichen Maſſen in einfacher Faßlichkeit dar, ſo wie es ſelbſt wieder die reichſte, freundlichſte Nähe, die fruchtbare Fläche, den Bachilione mit Schiffen, die beriſchen Hügel, nordwärts aber die Alpen, oſtwärts die euganeiſchen Berge, ein unendliches Panorama beherrſcht und auf jeder der vier Seiten ein reizendes und erhebendes Bild eigener Art gewährt. Ich kontrolirte die lateiniſche Inſchrift der vier Giebelſeiten, die ich in Goethe's Reiſe geleſen. Der reiche Mann ſchließt mit den Worten: dum sustinet ac abstinet. Er ſagt der Mit- und Nachwelt, daß er dulden und entbehren müſſe. Goethe meint, das könne man mit geringerem Aufwand lernen.

Ich trat aus dem innern Raum auf die nach den vier Weltgegenden ſchauenden Prachttreppen hinaus, um eben ſo vieler unvergleichlicher Landſchaftgemälde froh zu werden. Von Oſten glänzten die Thürme von Padua her. Man lieſt zuweilen oder ſieht in Opern dargeſtellt, wie einem empfänglichen oder ſehnſüchtigen, heimwehkranken Gemüth ein Bild der Heimath vorgeſtellt, vorgezaubert wird. Ich befand mich in einem verwandten Falle; ich glaubte auf den Stufen des heimathlichen Mauſoleums zu ſtehen, welches auf ſeinem Berge beziehungsweiſe — Süddeutſchland mit der Lombardei abgewogen — eine ähnliche erhebende Umſicht gewährt; ja ich glaubte ſogar die architektoniſchen Maßſtäbe beibehalten zu ſehen. Deutete doch im Salon eine durchbrochene runde Metallplatte eben ſo auf einen unterirdiſchen Raum. — Um mich vollends recht anzuheimeln, waren Mähder und Mähderinnen, junges, rüſtiges Volk, unter meinen Augen auf den Grasplätzen beſchäftigt und bewegten ſich luſtig und anmuthig in ihrem Tagewerk. Sie ſangen und lachten, und daß ihnen die Arbeit dabei Nebenſache zu ſeyn ſchien, ſagte mir, daß ich in Italien und nicht in Schwaben, dem Land des ernſten wirthſchaftlichen Fleißes war.

Ich war nun von ſteigender Achtung für Palladio erfüllt, deſſen wohlklingender Name, wie ein ſchönes Antlitz, ſchon für den Mann einnimmt. Vicenza, ſeine Vaterſtadt, war zugleich der Hauptplatz ſeines künſtleriſchen Wirkens, wo er ſich gleichſam den Tempel ſeiner Verehrung ſelbſt errichtet hat. Zugleich hat aber dieſer bezaubernde Geiſt, ein lockender Dämon ſeiner Zeit, ein Tyrann ihres Geſchmacks, ſeine Anbeter zu geſteigerten Opfern hingezogen, welche das Mark ihres finanziellen Lebens verzehrten. Er war Mode, wer baute, that es nach ſeinem Styl, und wer auch etwa noch wohnlich im altväterlichen Hauſe ſich behelfen konnte, wurde zum Neubau gereizt. Hier hieß es ähnlich dem Worte Schillers:

Man wohnt im eignen Hauſe nicht zufrieden,
Wenn es dem ſchönern Nachbar nicht gefällt.

Wie Palladio's Geiſt ſeine Landsleute um's Geld brachte, ſah ich an dem Bruchſtück einer Architektur. Vom Corſo, der mit einer Folge herrlicher Paläſte geziert iſt, deren jeder einer weniger glänzenden Stadt wohl anſtünde, kam ich auf dem Caſtellplatze zu dem Palaſt des Giulio Porſo. Die Finanzen des Grafen reichten nur zu einem prächtigen Fragment von zwei Fenſtern zwiſchen drei Säulen korinthiſcher Ordnung. Dieſer grandios üppige Styl hebt ſich nur um ſo wirkſamer ab von der ſchmuckloſen Fortſetzung des Baues. Eben um ſolcher überdrängten Fülle wegen halten Einige das Prachtſtück für das Werk eines Nachfolgers des Palladio.

Die Kirche St. Lorenzo haben die Vicentiner mit einer neuen Façade von weißem Marmor ausgeſtattet. Bei ſolchen Reſtaurationen binden ſich, wie ich an Paläſten geſehen, die Italiener nicht ſtreng an die Struktur des Hauptgebäudes; ſie geben dem architektoniſchen Antlitz zu lieb allſeitig etwas zu. Loben mußte ich, daß ſie hier mit mächtig hohen Säulen einen großartig einfachen Styl verwirklichten. Würden ſie nur auch im Innern, ſtatt die Altare zu überſchmücken und die ſchönen Pilaſter in rothe, goldverbrämte Zeuche zu hüllen, auf die Reſtauration der Gemälde mehr wenden.

Zu Hauſe ſagte mir die Wirthin in halbvergeſſenem Deutſch, daß ein Diener der Polizei da geweſen ſey und ſie bedeutet habe, ihr Gaſt möge wohl nicht ſeyn, was er ihrer Schilderung nach ſcheine. Ich ward betroffen, weil Mißverſtandniſſe über die Perſönlichkeit des Reiſenden denſelben leicht in Verlegenheiten verwickeln. Es ſtand aber nicht ſo ſchlimm; der Mann hatte fallen laſſen, ich hätte einen ſo ſchönen Paß, daß ich wohl ein Baron ſeyn könnte. Damit mochte es auf eine Ueberbringgabe abgeſehen ſeyn.

Der auf das Campo Marzo einführende Triumphbogen von ruſtiker Bauart und in doriſchem Styl gefiel mir nicht. Dachte ich mir ſein Frontiſpiz hinweg, ſo war er ſchöner. Die Fläche ſelbſt, die er zieren ſoll, iſt herzerweiternd und von herrlichen Hügelformen umgeben. Sie zimmerten Bretterbuden zu irgend einem Volksfeſt, das ich gern mit erlebt hätte. Ich hatte im Verlaufe eines halben Jahrhunderts ſo manches Feſt veralten und dafür neue ſich geſtalten ſehen. Jene hatten jedenfalls eine tief in den hiſtoriſchen Boden gehende Pfahlwurzel und ſomit das Poetiſche erhebender Erinnerungen für ſich gehabt. Manches davon hätte ſich der neuen Zeit und ihren politiſchen Metamorphoſen anpaſſen laſſen, wie ja einige unſerer kirchlichen und weltlichen Feſte ſogar aus dem alten Heidenthum herſtammen.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Digitized by Google

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, Juli.**

(Schluß.)

Brigittenfeſt. — Mancherlei.

Ein zweites, großartigeres und noch bei weitem frequenteres Feſt war der berühmte Kirchtag in der Brigittenau am 20. und 21. d. M. Demſelben mögen an den beiden Feſttagen weit über 100,000 Menſchen beigewohnt haben, und ſchwerlich dürfte eine andere Hauptſtadt ein Feſt von ſo ächt volksthümlicher Natur aufzuweiſen haben. Es hatte vor einigen Jahren nicht viel gefehlt, ſo hätte der Brigittenkirchtag aufgehört, wenigſtens ging zu nicht geringer Befürchtung der dabei beſonders betheiligten Volksklaſſen allgemein die Rede von der Aufhebung deſſelben. Wien hätte dadurch jedenfalls eines ſeiner bedeutendſten und eigenthümlichſten Schauſpiele eingebüßt. Es handelte ſich nämlich und handelt ſich noch um die theilweiſe Ausrodung und Kultivirung der Brigittenau und um dortige Gründung von Anſiedelungen, wodurch natürlich die Phyſiognomie des Orts und ſomit auch ſeine Beſtimmung einer weſentlichen Veränderung entgegenſieht. Wirklich iſt bereits mit Bauten ein anſehnlicher Anfang gemacht, und die Zeit vielleicht nicht ferne, wo das im ſchattigen Hintergrund verborgene beſcheidene Brigittenkirchlein aus ſeinem waldigen Verſtecke hervortreten und ſich überraſcht in einer zahlreichen Geſellſchaft von Gebäuden erblicken wird, die ihm zumuthen werden, ſich in eine ſtattliche Pfarrkirche zu verwandeln. Dieß iſt das gewöhnliche Schickſal kleiner Kapellen, in deren unmittelbarer Nähe der Menſch ſeine Wohnſtätte aufgeſchlagen, oder dieß war vielmehr die unſcheinbare Vergangenheit mancher unſerer heutigen Gotteshäuſer, die nun als Mutterkirchen ihre Zinnen gen Himmel erheben. Wie geſagt, das Gerücht trug ſich eine Weile mit dem Aufhören des Brigittenfeſtes, in der That kam es aber nur auf die Verlegung der Scene deſſelben an, und dieſe erfolgte denn auch. Eine lange Haide zieht ſich längs des Waldſaumes einer dichten und etwas wild ausſehenden Au hin, und am oberſten Ende liegt eine im Kaſtanienhain verborgene Kapelle. Das ganze Terrain iſt für Wien eine hiſtoriſch merkwürdige Stätte. Hier war es, wo 1645 nach der Schlacht von Jankau (6. März) Erzherzog Leopold Wilhelm lagerte, um die ſiegenden und heranſtürmenden Schweden unter Torſtenſohn von Wien zu verjagen. Schon war Kornenburg unterlegen, Wien zitterte. Da zog Torſtenſohn plötzlich gegen Brünn und ließ nur eine Beſatzung zurück, die ſich ergeben mußte. Doch war der Retter Wiens, der Erzherzog, nahe daran, das Leben zu verlieren; während er eines Tages betend im Zelte lag, ſchlug eine ſchwediſche Kanonenkugel in daſſelbe und fiel zu ſeinen Füßen nieder. Er gelobte auf derſelben Stelle zum dankbaren Andenken zu Ehren der heiligen Brigitta eine Kapelle in Form eines Zeltes zu erbauen. Und ſo geſchah es, und allmählig wandelte ſich der hiſtoriſche Erinnerungs- und Einweihungstag der Brigittenkapelle zu einem grandioſen Volksfeſttage um, der ſich heuer um ſo mehr in ſeiner ganzen wienerſchen Eigenthümlichkeit entwickelte, als er ſein zweihundertjähriges Jubiläum feierte. Wollte ich nun das zweitägige Feſt mit ſeinem ganzen mannigfaltigen Detail ſchildern, ſo müßte ich eben jene „wienerſche Eigenthümlichkeit" analyſiren, und das würde mich zu weit führen. Kurz, das Leben und Treiben des Praters iſt dabei zur dritten Potenz erhoben. Aber in einer beſonders eingefriedeten Partie der Au, dem ſogenannten „Wohlthätigkeitsparke" — ſeine Beſtimmung iſt nämlich, wohlthätigen Zwecken zu dienen — ging es nobel her, und es wurde Alles aufgeboten, das gewählte Publikum zu vergnügen. Von der hohen Galerie dieſes Parkes das weithin aufgerollte Bild des Feſtes zu überſchauen und das ermüdete und verwirrte Auge auf dem ſchönen landſchaftlichen Hintergrunde zuweilen ausruhen zu laſſen, war in der That ein großer Genuß. — Von einem Volksfeſte wie dieſes zu den glänzenden Feſten in den höchſten Sphären der Geſellſchaft ſcheint allerdings ein großer Sprung, gleichwohl iſt vom Volke zu den Fürſten ein ganz natürlicher Uebergang, und ſo darf ich denn auch der Feſte und Gäſte am kaiſerlichen Hofe erwähnen. Seit der Anweſenheit des Kronprinzen von Würtemberg folgte ein hoher Beſuch dem andern auf dem Fuße: erſt das ſächſiſche Königspaar, hierauf die Königin von Bayern, dann die Glieder der herzoglich modeneſiſchen Familie, die nun hier faſt ganz verſammelt iſt, endlich die längſt erwartete Herzogin von Kent, die Mutter der Königin Victoria, dann Prinz Albrecht von Preußen. Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht an einer Reihe von Feſten fehlen, die viel von ſich reden machten. — Guſtav Schwab verweilte hier eine kleine, für einen erſten Beſuch der Kaiſerſtadt viel zu kurze Weile. Wir erfuhren ſeine Anweſenheit faſt erſt im Augenblick ſeiner Abreiſe. — Spindler hat uns auch wieder verlaſſen, um nach einem Ausfluge in Salzburgs, Iſchls und Gaſteins wunderſchöne Berge wieder heimzukehren. — Mit Bedauern leſen wir in öffentlichen Blättern die Nachricht von der Veräußerung der ausgezeichneten ſlawiſchen Bibliothek des ſeligen Kopitar. Was ein der Wiſſenſchaft von ganzer Seele ergebener Mann mühſam ſein Leben lang geſammelt und erworben, wird nun in alle vier Winde zerſtreut werden.

---

## Räthſel.

Wer iſt, was ich bin, iſt befreit von Qual,
Und hat gefunden all ſein Ideal,
Und ſollt' er auch zuvor geſtorben ſeyn,
So dürft ihr ihn doch alle benedei'n.

Doch meine vielerlei Verbindungen
Sind wunderliche Spracherfindungen:
Todt, ſchwatzhaft, liebenswürdig und human,
Ein Federfuchſer, bettelnder Kumpan.

Ein Kind der Hölle, Glücks- und Unglückskind,
Vorzüglich im Geſchäft, für Freundſchaft blind,
Selbſt Kaiſer werd' ich, Trinker, Pietiſt,
Wenn erſt mein Kamerade vor mir iſt.

Der ließe mich weit beſſer ganz allein;
Nur paſſ' ich ſo kaum in die Welt hinein,
Die Jeden neidet, den man nennt wie mich,
Uns von einander ſcheidet ſicherlich.

Daß ihm, er ſey frei oder ſey beweibt,
Nach mir das traurige Nachſehen bleibt;
Die höchſtens ihm in einer andern Welt
Mein ihm verdorbnes Prädikat beſtellt.

J. G. Moſer.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 16. Auguſt 1845.

Eternal summer gilts her yet,
But all, except her sun, is set.
Byron.

## Georgia.

Georgia, du ſchönes Land!
Du Vaterland der Schönheit und der Reben,
Von Bergesmauern iſt dein Reich umgeben,
Die dich vertheid'gend ſtolz die Häupter heben;
Sie ſchützen **dich**, wenn du **ſie** ſchützen willſt.

Georgia, du ſchönes Land!
Aus alten Zeiten ſind Erinnerungen
Von deinem Ruhm durch alle Welt gedrungen,
Von großen Sängern ward dein Lob geſungen:
Und du verleugneſt all die Herrlichkeit!

Georgia, du ſchönes Land!
Auf deiner Stirn ſteht deine Schmach geſchrieben —
Und mußte ſo dein Ruhmesglanz ſich trüben?
Wo iſt der hohe Sinn, der Muth geblieben,
Der ſonſt das Erbtheil deiner Kinder war?

Georgia, du ſchönes Land!
Sieh, deine Söhne ſind zu Sklaven worden,
Durch deine Straßen ziehen Räuberhorden,
Feig unterwarfſt du dich dem Zaar vom Norden:
Wo blieb, mein Volk, dein Stolz und deine Macht?

Georgia, du ſchönes Land!
Was herrlich in der Welt, ward dir verliehen,
In üpp'ger Fülle deine Gärten blühen,
In wilder Schöne deine Berge ziehen,
Kein Land zeugt Weiber deinen Weibern gleich!

Georgia, du ſchönes Land!
Und ſchuf der Herr die Schönheit deiner Weiber,
Ihr glühend Aug', die lockend ſchlanken Leiber,
Der frechen Luſt zu fröhnen deiner Räuber?
Und du kannſt Zeuge ihrer Schande ſeyn?

Georgia, du ſchönes Land!
Seh ich der Jungfrau'n anmuthſtolze Glieder,
Schlag' ich verſchämt für ſie die Blicke nieder,
Und Thränen feuchten meine Augenlieder —
Doch du biſt nicht des Sängers Thräne werth!

Georgia, du ſchönes Land!
Sieh, hoch von deinen grünen Bergen ragen
Graue Ruinen, die da Zeugniß tragen,
Wie's war in jenen alten, ſchönen Tagen,
Den Tagen deiner Herrlichkeit und Kraft.

Digitized by Google

Georgia, du ſchönes Land!
Horch, hell durch deine blum'gen Auen ſchwellen
Des alten Kyros ungeſtüme Wellen,
Die laut von jener Wunderzeit erzählen,
Und von den Thaten, die einſt hier geſchehn.

Georgia, du ſchönes Land!
Ward deinem Volk ſein hoher Wuchs zu eigen,
Den ſtolzen Leib in Knechtesjoch zu beugen?
Der Welt, der ſtaunenden, die Schmach zu zeigen,
Schmach eines Volks, das kampflos untergeht?

Georgia, du ſchönes Land!
Gab dir der Herr den Feuertrank des Weines,
Dich einzuſchläfern in den Ketten deines
Dir ſelbſt erwählten Zwingherrn? O des Scheines
Der Sonne, die dir ſtrahlt, biſt du nicht werth!

---

# Fideli.

(Fortſetzung.)

Wie ſehnſüchtig bewegte es Fideli! Aber ſeiner Bitte, für die Nacht heimgehen zu dürfen, wurde nicht willfahrt. Für's Erſte war der Dienſt ſtreng und dann ſtand auch Fideli eben nicht zum beſten angeſchrieben bei ſeinen Obern. Er konnte jedoch dem Drange nicht widerſtehen. Ehe noch der Abend völlig niedergedämmert war, hatte er ſich weggeſtohlen aus dem Hauptquartier, auf die Verſchwiegenheit ſeiner Kameraden rechnend. — Im vollen Laufe ging's nun der Heimath zu. Kaum daß er es dachte, hatte er den hölzernen Riegel in der Hand, der ihm die Thüre ſeines Vaterhauſes erſchloß. Es war um Gebetläuten. Im Geſindegaden beteten die Ehehalten das Ave. Ihm pochte das Herz. Lange zögerte er, ehe er ſich zu öffnen getraute, ehe er ſich unter die niedrige Decke wagte, die ſich über ſeine Kindheit und Jugend ausgebreitet hatte. Seit drei Jahren hatte er dieſe Räume nicht mehr betreten; ihm aber kam es vor, als läge eine halbe Ewigkeit zwiſchen der Gegenwart und jenen Tagen und er ſey alt geworden in der Zeit. Das machte der abgewelkte Lenz in ſeinem Gemüthe.

Er trat ein; Knechte und Dirnen, die bei der Abendſuppe um den Tiſch ſaßen, ſahen beunruhigt auf den bärtigen Kriegsmann, der ſo unvermuthet vor ſie trat. Sie waren ihm alle fremd; ſein Bruder war nicht darunter. Hinter dem Ofen aber ſaß zuſammengekauert ein ſteinaltes Mütterchen, den Kopf geneigt bis an die Bruſt, die Hände gefaltet. Ein krampfhaftes Zittern ſchüttelte von Zeit zu Zeit den Oberkörper. Wenn das Haupt ſich hob, ſo ſtierten in die Dämmerung zwei glanzloſe Augen, darin das Weiße unheimlich ſchillerte. Das war die Ahnfrau. Sie war blind geworden ſeit einem Jahr vom vielen Weinen, und älter um zwanzig Jahre. Nur mit Mühe konnte ſich ihr Fideli zu erkennen geben. Sie ſtreckte die dürren, zitternden Arme gegen ihn aus und betaſtete ihm Haupt und Geſicht; dann aber zog ſie ihn her zu ſich, Freude und Schmerz in gebrochenen Worten hervorſtammelnd. Sie klammerte ſeine Hände feſt zwiſchen die ihrigen, und er fühlte darauf die einzelnen ſchweren Thränen, die aus ihren lichtleeren Augen rannen.

Fideli ſchwamm es vor den Blicken. Als ſie ruhiger geworden, erzählte ſie ihm all die entſetzliche Unbill, die ihr der Ignaz zugefügt, derſelbe, dem zu Liebe ſie ihren älteſten Enkel von ſich geſtoßen. Sie war ſchlechter gehalten, als die ſchlechteſte Dirne im Hauſe. Im Austragsſtubl wuchs der Schimmel an den Wänden und die Kälte drang ihr im Winter durch die dünne Decke. Sie ward karg genährt und der Bauer verſagte ihr ein Plätzlein hinter dem Ofen, ſo lange er daheim war. Tauſendmal ſeufzte ſie nach dem Tode, den ihr ihr eigen Kind ſchon zugewünſcht hatte. — Fideli ſchlug in bitterem Groll an die Bruſt und drückte die Hände vor's Geſicht. Um dieſes Schurken willen war er ein liederlicher Burſche geworden! Das war der Gedanke, der ihn am tiefſten peinigte. Und dennoch — wie rein fühlte er ſich ſeinem Bruder gegenüber!

Die alte Kreiterbäuerin hatte ihre ſchmerzliche Erzählung geendet. Von den Ehehalten war Eines nach dem Andern aus der Stube geſchlichen. Hie und da unterbrach ein krampfhaftes Schluchzen der Alten die entſtandene Pauſe. — „So wahr mir Gott beiſtehe in meinem Sterbſtündlein," rief Fideli, „ich will's dem Rabenſohne entgelten, was er an Euch verbrochen, Ahnl! Hat er ſich Euch nicht in's Herz geſtohlen, daß Ihr fürder keinen Platz mehr drin hattet für einen Funken Liebe zu mir? hat er Euch nicht hingebracht, daß Ihr ihm Geld und Gut an den Hals warft und mich in die Welt hinaus wieſet, ohne mir mein gebührend Elterngut auszuzeigen, wie mir nachderhand der Gerichtsſchreiber ſelber geſtanden, als ihn der Landrichter vom Brode gejagt und er wie ein Landſtreicher gen Ingolſtadt kam? Er iſt dort daheim und es muß ihm die Noth das Gewiſſen aufgerüttelt haben, daß er mir's am Siechbette noch vertraute. Hat's doch ſo ſeyn ſollen, daß ich's erfuhr! Nun bringt Ihr Undank ein, wo Ihr in vollen Garben Dank zu ernten hofftet. Er hat Euch frühzeitig ein Liedl vorgepfiffen, das Euch kirr machte, und Ihr wißt doch, daß es ſchlecht Wetter gibt, wenn der Fink vor Anfang ſchlägt! Ihr hättet es ſollen anders haben, wär' ich

Digitized by Google

Maier geworden; beſſer ſtänd' es mit Euch und — mit mir," fügte er leiſer hinzu und wiſchte mit der Hand über die Augen; denn Schmerz und Zorn hatten ſie ihm naß gemacht.

„Deine Red' iſt ſo viel kränkend, daß ſie mir tiefer in's Herz ſchneidet als des Ignaz Scheltworte," jammerte die Ahnfrau nach den lezten Worten ihres Enkels, und ihr Kopf ſank tiefer herab auf die Bruſt, und ſie trocknete ſich mit dem groben zerriſſenen Fürtuche die Augen aus, deren Lichtquell erſtickt war von zahlloſen Thränen. Fideli war ſtill. „Straf' mich der Himmel," entgegnete er nach einer Weile, „wenn ich im Sinne habe, zu Eurem Preſt noch eines hinzuzufügen! Mit mir hat's gute Wege. Noch liegt eine lange Zeit vor mir, da ich mir anders betten will, ſo Gott hilft; oder es nimmt mich ein tyroliſcher Rebell auf's Korn — das iſt juſt ein Thun! Aber Ihr — Ihr —"

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thüre und der Kreiterbauer trat herein. Alsbald erkannte er den Bruder troz des Bartes, der ihm über die Lippen hing, und der ungewohnten Montur. Er mochte des Geſpräches Inhalt ahnen, das zwiſchen dem Bruder und der Großmutter geführt ward. Zorn und Angſt ſtritten in ſeiner Seele um den Vorrang; aber die Klugheit bemeiſterte ſeine Aufregung, da er einem Stärkeren ſich gegenüber wußte. „Biſt du's wahrhaftig, Fideli!" rief er im Tone freudiger Ueberraſchung nach einer Pauſe, deren er bedurfte, um ſich zu ſammeln. — „Haſt dich lang nit ſehen laſſen daheim! Aber gut ſteht's dir zu Geſicht, das blaue G'wand, und ein ſakriſcher Füſelier biſt worden in den vierthalb Jahren!"

(Fortſetzung folgt.)

## General Müffling an Fouqué.

Ew. Hochwohlgeboren haben mich in der That durch die Anſicht überraſcht, welche von Ihnen in Bezug auf unſere geſtrige Meinungsdifferenz aufgeſtellt iſt. Ich erwartete alle die Gründe, welche ich bereits vor zwanzig Jahren mit einigem Erfolg bekämpft hatte, allein ich finde neue und werde mich alſo auch auf ein ganz neues Feld wagen müſſen, wenn ich bei meiner Meinung beharre.

Unſere Streitfrage ſcheint mir ähnlich, wo nicht gleich zu ſeyn der philoſophiſch-moraliſch-poetiſchen Frage: ſoll der Menſch ſich des Raths der Vernunft oder des Herzens bedienen? Hierauf kann ich nur mit Allwils Papieren antworten: iſt es beſſer, daß in einem großen bewohnten Hauſe eine Lampe brennt, welche Alles erleuchtet, oder daß jeder, der auf und ab geht, ſein eigenes Lichtchen mit ſich herum zu tragen genöthigt iſt?

Uebrigens kann ich den Standpunkt, auf welchen Sie die Frage zu ſtellen ſuchen, nicht gelten laſſen. Bei einer Armee wird aus dreierlei Röhren geſchoſſen, aus Piſtolenröhren, Flinten- und Kanonenröhren. Die erſten tragen nicht weit, die zweiten weiter, die dritten noch weiter. Die erſten ſteckt man in die Taſche, die zweiten tragt und bedient ein Menſch, zu den lezten gehören acht Menſchen und ſechs Pferde, und in vielen Fällen, in der Nacht, im Nebel, im Walde, oft im Thale, ſind ein paar Piſtolen mehr werth als eine Kanone; in allen Fällen ſind aber vierzehn bewaffnete Weſen, gegen vierzehn Weſen, welche einer Kanone nachlaufen, vorzuziehen. Wenn 10,000 Mann mit 40 Kanonen mehr werth ſind als 10,000 Mann ohne 40 Kanonen mit 540 bewaffneten Weſen, ſo ſpricht das für meinen Satz.

Ob Infanterie und Cavallerie nach Artillerie ſchreit, rührt mich eben ſo wenig, als ob verzogene Kinder ſchreien. Die Artillerie darf nicht da ſeyn, um Aengſtliche zu beruhigen, oder Furchtſame zu ſtärken, ſondern um durch ihre Zuſammenwirkung zu entſcheiden. Detachiren der Artillerie iſt eine ihrem Gebrauch fremde Maßregel. Sie gebrauchen, heißt ihr eine Zuſammenwirkung anweiſen. Vier Pferde ziehen zuſammengeſpannt 60 Centner, einzeln geſpannt nicht mehr als 36 Centner. Noch weniger Werth kann ich auf Befreundung der Artilleriſten mit ihren infanteriſtiſchen oder kavalleriſtiſchen Kameraden legen. Ordentliche Soldaten müſſen ohne Artillerie fechten, wo ſie nicht wirken kann, und da, wo ſie Reſultate hervorbringt, ſie benützen, ohne Frage, ob die Batterie A oder B ſie bewirkt hat. Und da ich nun doch einmal weiter in die Materie eingegangen bin, als ich es im Anfang zur Regulirung der Vorfragen nothwendig und zweckmäßig hielt, ſo muß ich mir noch am Schluß einen Satz aufzuſtellen erlauben, über den wir vielleicht einig ſeyn werden.

Wenn ich gegen zehn Bataillons und zwanzig an dieſe gekoppelte Geſchütze, über welche alſo zehn Bataillonschefs zu diſponiren haben, ein Gefecht mit zehn Bataillons und zwanzig Kanonen unter Einem Artillerieoffizier zu beſtehen habe und geſchlagen werde, ſo erbitte ich mir als einen Akt der Gerechtigkeit von meinem Monarchen im Voraus, daß er mich als das unfähigſte Glied ſeines ganzen Staats behandelt.

Dieſen Satz zu beweiſen übernimmt gewiß jeder Artilleriſt, am Ende Sie ſelbſt, dem ich wohl zu ſchlafen wünſche, da es ſpät geworden iſt.

Den 10. April.

Müffling.

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

## Baden-Baden, Auguſt.

### Salon.

Der vorige Monat brachte gleich im Beginn Sonnenſchein und blauen Himmel in Fülle, und es entſpann ſich allabendlich auf der Promenade ein ganz italieniſches Leben, zu welchem weder der Duft der Orangenblüthe, noch die hochgewölbten Säulenhallen mit feenhaftem Schimmer, der klare Aether, der ſchmeichelnde Lufthauch, Muſik und fluthende Menge fehlten. Tauchen doch ſelbſt manche Geſtalten dort auf, welche an den Carneval von Venedig mahnen, und täglich gibt es etwas Neues zu begaffen auf dieſem faſt europäiſchen Stelldichein; ſo z. B. die ruſſiſchen Ammen mit dem Kinde auf dem Arme, in reicher Nationaltracht: langer Rock von Silberſtoff mit weichem Faltenwurfe und einer Art Stola von goldgeſticktem Sammt über einem feinen, eng am Halſe und den Handgelenken geſchloſſenen, ſpitzenbeſezten Oberhemd; dazu die bekannte Halbmondmütze von rothem Sammt und goldgeſtickt. Wie vielſagend ſind Nationaltrachten, wenn ſie nicht als Masken erſcheinen! Selbſt die Natur ſcheint immer ein beſonderes Schauſpiel für dieſe Colonnade vorzubehalten, von der man wie aus Logenreihen auf die Bühne ſieht: bald eine wallende Purpurröthe um Wipfel und Burg, eine Beleuchtung der Schloßfenſter, ein Mondaufgang, ein Gewitter mit Regenbogen über dem Merkurberg, wie es jüngſt, gleichſam beſtellt, mit den erſten Tönen der Muſik ſich prachtvoll entrollte; die Plätze waren alle genommen. Ueberhaupt hat ſich ſtündlich der Zudrang in Baden geſteigert, troz mancher Klage über das Gegentheil. Der Corſo zwiſchen hier und Lichtenthal in der prima sera gab auch bald vom Glanz der Saiſon Zeugniß. Neben den ſtolzen Vierſpännern ertönen die Glöcklein des Vetturin, fliegt ein, wenn ich nicht irre, amerikaniſches Fuhrwerk, ein eiſerner Phaeton daher, ſammt dem Pferde wie durch ein Uhrwerk aufgezogen. Es bringt der Landſchaft keinen Schaden, daß die Häuſer in Lichtenthal nach und nach ziemlich verſchweizern, daß im Einklang mit den ſchwarzen Tannengründen hier eine hölzerne Galerie, dort ein geſchnizter Giebel, ein vorſpringendes Dach herausblicken, gleichſam die Grenze der faſhionabeln Regionen andeutend, hinter welcher jenſeits die Romantik winkt. Aber nicht nur zu dem frommen Chorliede, den Grabmälern, dem würzreichen Berge mit dem Blicke gegen Geroldsau und in den Kloſtergarten voll Roſen und Nonnengeſtalten ward in jüngſter Zeit Mancher zur Wallfahrt gelockt: ein edler Sänger aus Schwaben hatte durch ſeine Wahl dem Lieblingsthale noch mehr Weihe gegeben und dieß auch in einem Liede beurkundet, welches die Badzeitung veröffentlichte und dem bald, aus demſelben Blatte, ein zartes Echo wiedertönte, von einer Ungenannten, einer poetiſch begabten Dame aus Karlsruhe. Ein Kreis von einheimiſchen und fremden Schriftſtellern gruppirte ſich nicht ſelten um Juſtinus Kerner. Ich nenne Ihnen nur Lamey aus Straßburg, der eben einen Cyclus von Gedichten, „Chronik der Elſäßer," veröffentlicht, und Bauernfeld, der zwei Monate in Paris und London verweilte und nun in die Kaiſerſtadt heimkehrt. Legationsrath v. Kölle hielt ſich längere Zeit hier auf und wurde oft auf der Promenade an der Seite des Herzogs Bernhard von Weimar geſehen. In Lichtenthal, vor einem gewählten Kreiſe, hörten wir auch zum erſtenmal die indiſchen Sängerinnen, die Schweſtern Birnou. Sie ſind, wenn ich nicht irre, in der Nähe von Calcutta geboren und kamen, früh verwaist, mit ihrem Vormund nach London. Erſt ſpäter, durch Verhältniſſe genöthigt, die Kunſt zum Beruf zu wählen, gingen die jungen Mädchen nach Paris, ſtudirten bei den beſten Meiſtern, und haben dieſen Winter mit vielem Beifall in den dortigen Salons geſungen. Die Aeltere iſt Pianiſtin; die kleine orientaliſche Conſuelo aber, wenn ich ſie ſo nennen darf, ſingt wie eine fremde Nachtigall. Die Kehle hat einen beſonders weichen, ſüßen Reiz; es weht ein balſamiſcher Blüthenhauch darin, etwas von den Wundern der Sakontala. Es iſt eine eigenthümliche Poeſie in dem ſchlichten Kinde mit den nächtigen Augen und morgenländiſchen Geſichtslinien, weich und doch ſcharf. Sie beſizt die beſte Schule, aber die Kunſt hat den Naturgeiſt nur freier entwickelt; der zarteſte, ſeelenvolle Vortrag vereint ſich mit dem friſchen Schmelz einer Stimme von ſeltenem Umfange. Sie ſingt mit Luſt für ſich und Andere, ſingt, wie der Vogel ſingt und fliegt. Nach einigen italieniſchen Arien ließ ſie mit Begeiſterung Compoſitionen von Spohr ertönen. Seitdem haben ſich dieſe Künſtlerinnen in verſchiedenen Matinées und Conzerten hören laſſen in Geſellſchaft von andern Virtuoſen, welche die Saiſon herbeigezogen hat; unter dieſen die Clavierſpielerinnen Krinitz und Malibran, der Gatte der lezteren, der Violiniſt, der Sänger Montreſor, ein Schüler Rubini's, und Mlle. Liſe Chriſtiani, der ſchon ihr Porträt mit dem Violoncell im Arm vorausging. Man iſt aber ſo blaſirt von Genüſſen der Art, der Sommer, die ſchöne Umgebung und noch mancherlei tritt ſo feindlich entgegen, daß an Erfolg um dieſe Zeit in Baden kaum zu denken iſt, troz der Rieſenzettel, die man — bezeichnend genug für dieſen Aufenthalt — an den ſchönſten alten Eichen ſelbſt der Lichtenthaler Allee angeheftet findet. Hat ja ſogar Liszt einſt hier Erfahrungen gemacht, die ihn wohl ſchwerlich zur Wiederkehr veranlaſſen. Deſto gedrängter ſieht man den großen Saal Sonntags, wo das Orcheſter, meiſt unter Piccini's Leitung, die modernſten Tonſtücke ausführt; beſonders zieht Chapelle von Paris an mit ſeinem Cornet à pistons. Dort, ſo wie auf Spaziergängen und an Tafeln mehrt ſich begreiflich der Zulauf, ſeit die Lokomotive nun vollends bis an den Fuß unſerer Berge ſchnaubt. Droben im Erkerfenſter auf der Burg hörte ich den erſten Pfiff; er klang recht teufelshöhniſch zu all der Heimlichkeit und Romantik herauf. Baden iſt jezt nichts mehr als ein großer Bahnhof. Unaufhaltſam dampft die Maſchine auf und ab und ſpeit Rauch und Menſchen. Wenn das Ungethüm ſo fortrast, immer wieder und immer wieder kommt und immer Neues zuträgt, ſo denkt man an den Zauberlehrling und möchte gern wieder das vergeſſene Wort finden, die drohende Ueberſchwemmung zu hemmen. Ueberall die unvermeidliche Eiſenbahn, ſelbſt auf der Promenade zum Volksgaudium der Eiſenbahnwalzer von der Karlsruher Militärmuſik! So wenig ich auch dieſen raſchen Umſchwung miſſen möchte und könnte, muß ich doch eingeſtehen, daß ich in den erſten Tagen, wenn ich dem großen Landſchiff über das grüne Thal hin bis zum Rhein nachſah, mich krank fühlte von ſolch athemloſem Jagen. Dieſer Blick in die volle Modernheit hinunter iſt nicht ohne Contraſt mit der nächſten Umgebung, indem ſich hier oben in der Altſtadt gewiſſe mittelalterliche Elemente erhalten haben. Es herrſcht bei dieſem Badener Völklein ein wunderliches Gemiſch von urdeutſcher Gemüthlichkeit, und neuer, etwas welſcher Abgefeimtheit. Es liegt eine Welt zwiſchen dem Hauseigenthümer auf, und dem am Berge. Der Eine iſt eben ſo anſpruchsvoll und rückſichtslos, als der Andere billig und aufmerkſam. Wie ſauer laſſen ſie ſich's werden all meine Nachbarsleute ringsum, ihre Miethgäſte zu hegen, zu hüten, unermüdlich, wie eine Henne ihre Küchlein!

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 197.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 18. Auguſt 1845.

Baukunſt nenn' ich die Kunſt des Geſchmacks, weil zwar ein Gedicht wohl
Ohne Geſchmack oftmals, nie ein Gebäude gefällt.

Platen.

## Drei Tage in Vicenza.

### II.

Mit geſpannter Erwartung machte ich dem von Palladio entworfenen olympiſchen Theater meinen Beſuch. Es ſteht auf dem Platze de l'Iſola. Eine junge bleiche Schöne öffnete mir den Saal. Ich erſtaunte über die Pracht und Größe. Die Scene hat 46 Fuß Höhe; die Breite des elliptiſchen Raumes beträgt 102 Fuß. Dennoch erſcheint das Theater nicht ſo groß, als es iſt. Die olympiſche Akademie hat ſich durch dieſes architektoniſche Prachtſtück das größte und denkwürdigſte Compliment über ihren claſſiſchen Sinn und Geſchmack von ihrem hochgeſchätzten Landsmann machen laſſen. Jeder gebildete Leſer wird von ſelbſt zwiſchen einem Amphitheater der Alten und einem Theater derſelben unterſcheiden. Jenes war zu Gladiatorenkämpfen und Thiergefechten, dieſes zu dramatiſchen Vorſtellungen beſtimmt, beide demnach in Struktur und Größe ſehr verſchieden. Palladio folgte dem Vitruvius nach ſeinem Verſtändniß und nach ſeiner genialen Weiſe der Accomodation.

Kunſtwerke zu beſchreiben iſt immer ein undankbares Geſchäft. Selten folgt ein Leſer mit ſeiner Imagination. Darum nur einige Andeutungen. — Die Scene ſtellt die Façade eines Palaſtes mit zwei Geſchoßen von korinthiſcher Ordnung und einer Attika dar. Die Niſchen und Geſimſe ſind mit Statuen, die Attika mit Basreliefs geziert. Durch das Hauptportal und zwei Seitenausgänge blickt man in ſo viele Straßen einer Stadt hinein. Das Alles iſt jedoch nicht Theatermalerei, ſondern plaſtiſche Ausführung in Stuck. Die Straßen ſind aus Holz gemacht und bemalt. Ich beſtieg die Bühne, durchwandelte die perſpektiviſch ſich verjüngenden Gaſſen und kam mir wie ein Rieſe in einem Kindertheater vor. Das roch mir ziemlich nach Spielerei. Jedoch die Akteurs hatten ſich nicht in dieſen Engen, ſondern bloß auf dem herrlichen Proſcenium zu bewegen. Deſto einfacher und des berühmten Meiſters würdig iſt der Raum für die Zuſchauer: eine zurückweichende Reihe von Stufenſitzen, wie in einem Amphitheater, darüber eine Reihe von dreißig Logen, durch korinthiſche Säulen getrennt; auch hier wieder Niſchen mit Statuen; darüber ein zierliches Geländer mit dreißig Bildſäulen griechiſcher und römiſcher Helden. Als Urheber der Ausſchmückung des architektoniſchen Theils der Bühne gilt Scamozzi; die Statuen und Basreliefs ſind von Aleſſandro Vittoria und Caſetti.

Nach dem ſtarken Anlauf, welchen die Olympier mit der Darſtellung des Oedipus von Sophokles und ein paar modernen Tragödien genommen, trat ein Stillſtand

Digitized by Google

ein und jetzt ſoll das Theater nur noch zu muſikaliſchen Produktionen gebraucht werden. Der leidenſchaftlich begehrte, mit Enthuſiasmus herbeigeführte Gegenſtand iſt die erſehnte Geliebte, die errungene Braut; die fertige Sache iſt die Ehefrau, und gewöhnlich hat der Bauende ganz andere Empfindungen als der Bewohner.

Mein ſchweigſamer, gelangweilter weiblicher Cicerone war der gerade Gegenſatz eines doktrinell geſchwätzigen männlichen. Sie dachte bei meinen Ausrufen des freudigen Erſtaunens wohl nur daran, ob dieſes auch das Geſchenk ſteigern möge. Doch die italieniſchen Vorzeiger ſind zehnmal beſcheidener in ihren Erwartungen, als die engliſchen. — Wenn ich mir den Gegenſatz der überſchmückten Bühne mit der edeln Einfachheit des halbrunden Saales recht vorhielt, ſo ſagte ich mir, daß dem bequem ſitzenden Volk als einem ſchauenden nothwendig eine Conceſſion gemacht werden mußte. Die Säle unſerer neuen Theater ſind dagegen ohne Widerſpruch zu prunkvoll und hinter dieſer ſchwelgeriſchen Zier bleibt die Ausſtattung der Bühne oft zurück. — Hätten wir dieſes faſt ganz vernachläßigte Prachtſtück von Architektonik und Sculptur nur bei uns als ein Muſter des Geſchmacks vom Uebergang des ſechzehnten in's ſiebzehnte Jahrhundert. Das Schöne daran wäre für uns vielleicht nachahmungswerth, das Ausſchweifende immerhin noch lehrreich.

Ich las der wartenden bleichenden Donna im Geſicht und ſagte mir nach einem letzten Umblick: Nun habe ich das Theatro Olympico geſehen! Es war eine der vielen Reiſelügen und Selbſtbeſchwichtigungen. War der Anblick im Halblicht des Tages nicht eine Ueberſetzung in die kühlſte Proſa? Fehlte nicht die Magie der Beleuchtung, der Zauber einer glänzenden, geſpannten Verſammlung, die Poeſie der dramatiſchen Handlung, der ſonoren ſüdlichen Deklamation, der belebten Mimik, das Feuer des Applauſes, kurz die ſchöne ſinnliche Gegenwart, in welcher ſich der Zweck dieſes Kunſtbaues energiſch ausſprach?

Meine Tageeintheilung mahnte; ich ſtrebte nach Venedig und ließ mich doch überall halten. Dieſe Stadt nennen die Kundigen eine der fünf merkwürdigſten Städte Italiens, deren jede einen ganz ſpezifiſchen Charakter, eine eigenthümliche Phyſiognomie hat. Sie meinen: Genua, Florenz, Rom und Neapel. — Meine Tiſchgenoſſen hießen mich bleiben; Mina, das junoniſche Mädchen, die wünſchenswerthe Geſtalt, fragte, ob ich gehen wolle. Ich wankte, aber ſo war es morgen wieder. Schon ſchlug die dritte Stunde; erreichte ich wohl heute noch Padua? Schnell entſchloß ich mich, holte meine gewichtige Reiſetaſche, lehnte ſie an Minas Stuhl, bat um die Rechnung, die ich trotz meines vornehmen Paſſes nicht nobilitirt fand, umſchloß die Haustochter innig und drückte einen Kuß auf ihre Wange. Es geſchah unter den Augen der Mutter. — Ich hatte einen Erfahrungsſatz für mich, den ich mir ſchon als Student in dilettantiſch getriebener empiriſcher Pſychologie erworben. Meine Genoſſen trugen mir damals den gelegentlichen Ausruf nach: „Bittet doch die Mutter her, daß ſich die Tochter küſſen läßt!" Beide finden ſich durch die Huldigung geſchmeichelt.

Zu unterſt auf dem Corſo gewahrte ich ein ſchmales Haus von drei Geſchoſſen, in welchem ich ſogleich die Caſa del Palladio erkannte. Es zeigte eine ſchöne Pforte von joniſcher Ordnung, darüber neben zwei korinthiſchen Pilaſtern eben ſo viel Fenſter; das nicht große beſcheidene Ganze trug ganz den edel einfachen Styl dieſes hellen Meiſters. Straßenknaben riefen mir hindeutend zu, was ich ſchon wußte. Gern hätte ich die innere Einrichtung geſehen.

Nun war ich auf der Piazza del Iſola, nahe dem olympiſchen Theater. Hier betrachtete ich wiederholt den Palaſt des Grafen Chiericati, eines der trefflichſten Werke von Palladio, und dieß mit einem beſondern Intereſſe, dem der Vergleichung; denn auch dieſes Prachtgebäude hatte ſich der Nachahmer der ſchon erwähnten Rotunde des Marcheſe Capra bei einem Palaſt meiner heimathlichen Reſidenzſtadt zum Vorbilde genommen. Bei der Hauptfront war ihm eine bedeckte Auffahrt, wie ſie der Norden anſpricht, vorgeſchrieben, bei der Hinterſeite dagegen war er der Façade des Palladio treu geblieben. Der Palaſt Chiericati hat zwei mächtige Geſchoße, das untere mit einem offenen, von doriſchen Säulen getragenen Corridor, das obere von joniſcher Ordnung. Ich meinte nie etwas Nobleres von Großartigkeit der Maßſtäbe und herrlicher architektoniſcher Ausſchmückung geſehen zu haben.

(Schluß folgt.)

---

## Fideli.

(Fortſetzung.)

„Denk's wohl ſelber," entgegnete der Angeredete, wendete ſich raſch ab und ſetzte ſich an den großen eichenen Tiſch, ſtemmte den Ellenbogen tief herein in die Platte und ſtützte den Kopf darauf. Es entſtand eine peinliche Pauſe. Kein Sterbenswort ward geredet und man hörte die Schwarzwälder Uhr picken im Winkel. Der Kreiterbauer legte Hut und Mantel ab, zündete einen Spahn an, den er in die Mauerblende legte, und

Digitized by Google

ſchickte ſich an, das Zimmer zu verlaſſen. — Mit einem Sprunge befand ſich Fideli zwiſchen dem Bruder und der Thüre.

„Ignaz, du biſt ein ſchlechter Menſch!" rief er und ſein Geſicht ward dunkelbraun vor Ingrimm, „beim heiligen Blute, du biſt ein ſchlechter Menſch!" — Ein Wehruf drang hinter'm Ofen vor, wo die Großmutter ſaß. Der Kreiterbauer trat einige Schritte zurück und ward blaß bis in die Lippen. „Was ficht dich an, Bruder?" ſtammelte er; „du biſt aufgebracht, daß ich dir ſo wenig herausgezahlt habe vom Gute? aber es war ſo verbrieft, und ich hab's dem Ahnl wohl ein Dutzendmal geſagt, ſie ſoll nit ſo hart ſeyn und dir mehr verſchreiben. Konnt' ich's ändern? Und doch hab' ich an dich gedacht und wollte dir —" — „Daß dich die Lüge erwürge! Du, du haſt an mich gedacht? Haſt nicht du der Großmutter das Gut abgeſchwazt und mich ſchwarz gemacht vor Gericht mit Lug und Schwank? Haſt nicht du mich um den Kindstheil gebracht und der Alten jeden Heller herausgelockt, du Fuchsſchwänzer? Und nun verweigerſt du ihr den Biſſen Brodes, ſich dran ſatt zu eſſen, und das Plätzl am warmen Ofen, das du zu Zeiten deinem Hofhunde vergönnſt? Bin ich darum von der Heimath gewieſen worden, ohne Ausſteuer, wie ein Söldnerkind, daß ich deiner Sünde Platz mache?"

„Fideli," rief Ignaz, während ihm die Stirnadern ſchwollen und die Zähne klapperten vor Zorn, „du haſt nicht das Recht, mich unter meinem Dach und Fach zu ſchelten. Meine Wirthſchaft kümmert dich keinen Heller. Hier bin ich Herr daheim!" — „Du biſt ſo lange Herr, bis du Einen findeſt, der dir's zuvorthut. Rechenſchaft hab' ich zu fordern von dir, mehr als dir lieb ſeyn wird. Ich hab's verſcherzt, daß ich mich Nachts kann ruhig niederlegen; liederlich bin ich worden durch dich — wie magſt du's verantworten? Oder wie, hat ſich 's Ahnl nicht blind geweint um deiner Härte willen, du Marterer? Haſt du nicht die Schweſtern aus dem Hauſe gejagt und verweigerſt ihnen den Unterſchluf, da ſie nun beide dienſtlos ſind?"

Während dieſer Reden war Fideli ſeinem Bruder Schritt für Schritt näher gerückt, indeß dieſer gegen das Fenſter zu ſich drängte, und als er ſich nahe genug wußte, daſſelbe ſchnell aufriß und ſeinen Knechten rief. „Soll ich mich von einem Strolchen herunterſetzen laſſen unter meines eigenen Daches Balken?" entgegnete nun Ignaz, ermuthigt durch die Hoffnung auf Entſatz. „Scheer' dich in's Quartier zurück, dem du entlaufen biſt, oder zum ...."

Aber Fideli ließ ihn nicht ausreden, ergriff ihn an den Bruſtlappen ſeiner Jacke und ſchrie ihm in's Geſicht, während er ihn krampfhaft ſchüttelte: „Wer ſagt dir, Menſch, daß ich aus dem Quartier entlaufen ſey? Und wenn ich es bin, ſo hat's unſer Herrgott alſo gewollt, und ich beging ein Vergehen, um ein Verbrechen zu ſühnen. Nun bin ich Herr im Hauſe, das von Gott und Rechtswegen mir hätte zugeſtanden, und will Hausrecht üben an einem Schelm, der ſich hereingeſtohlen!" — Bei dieſen Worten griff er ihn mit der linken Hand um die Hüfte, und mit der rechten die Thür öffnend, warf er ihn in den Vorplatz hinaus gerade an die Stiege, die zu den obern Kammern führte, daß das hölzerne Geländer mit dumpfem Getöſe unter der Laſt zuſammenknickte.

„Jeſus Maria!" ſchrie die Ahnfrau, während ſie aufſtand und die zitternden Hände wie abwehrend von ſich ſtreckte; „Fideli, Fideli, du bringſt ihn um!" Darnach ſank ſie an der Ofenbank zuſammen. Fideli athmete tief auf. Er eilte hinzu, die Großmutter vom Boden aufzuheben; ſie war ſchwer geworden und ließ die Arme ſinken; dabei quoll ihr das Blut aus dem Munde und ſie röchelte. Während deſſen war der Spahn in der Mauerblende ausgegangen und das fahle Mondlicht beſchien die unheimliche Scene. Fideli legte die Alte auf die Bank und ſchob ihr das Polſter des Lehnſtuhls unter das Haupt. Er redete ſie an, ſchwere abgebrochene Seufzer mußten ihm als Antwort gelten. Hie und da hob ihr ein krampfhafter Stoß die Bruſt. War es der Schrecken über die lezten Erlebniſſe, war es der Sturz von der Bank? Fideli konnte ſich den ſchrecklichen Zuſtand der Großmutter nicht erklären. In der Angſt ſeines Herzens wußte er nicht, was er beginnen ſollte. Da griff er nach dem Waſſerkruge und rieb ihr Haupt und Schläfe; die Zuckungen wurden ſchwächer; zulezt blieb der Athem aus — ſie war todt.

Fideli ſchauerte zuſammen. Er kniete nieder, neigte das Ohr über ihre Lippen — es drang kein Laut, kein Hauch hervor. Er rief nach dem Bruder — keine Seele rührte ſich im Hauſe. Angſtvoll rannte er über den Hof in den Stall; Knechte und Dirnen ſaßen im Winkel und flüſterten zuſammen. „Licht, Licht!" rief er, „'s Ahnl iſt ohnmächtig! — Wo iſt mein Bruder?" — „Der Bauer hat den Hof verlaſſen vor wenig Minuten," entgegnete einer der Knechte. „Er hat den Reitſattel aufſchnallen laſſen auf den Hengſt und jagte in Nacht und Nebel davon, als ging's um den Preis beim Haberrennen." * — „Schafft Licht und holt den Geiſtlichen!" drängte Fideli, „ſie ſtirbt mir ſonſt unter den Händen!" — Eine Dirne lief zum Pfarrer, aber es war zu ſpät; die Alte war ohne die lezte Wegzehrung geſchieden. Der Geiſtliche ſegnete die Leiche ein; das Geſinde ſtand herum

* Ein Wettrennen mit jungen Wallachen, eine in allen größeren Ortſchaften Südbayerns im Frühlinge ſehr häufig vorkommende Beluſtigung des Bauernvolkes.

Digitized by Google

und betete. Fideli konnte nicht weinen; er ſchluchzte nur von Zeit zu Zeit.

(Schluß folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Auguſt.**

Die Julifeſte. — Brunnen. — Gothiſcher Styl.

Zum fünfzehntenmale hat Paris die Jahrestage ſeiner merkwürdigen Julirevolution gefeiert; die Regierung, welche dieſes Feſt anordnet, hat aber auch dießmal in der Hauptſache nichts Neues erfunden. Es war das alte Feſtprogramm: Bootſtechen auf der Seine, Kletterſtangen, Schauſpiele, Tänze in den Champs élysées, ein Conzert im Tuileriengarten, und Abends ein Feuerwerk auf oder neben der Concordebrücke. Im vorigen Jahre hatte man die große Heerſtraße, welche die elyſäiſchen Felder in der Mitte durchſchneidet, illuminirt, und dieß war das Schönſte beim ganzen Feſte. Da jedoch durch den Zudrang des Volkes dahin ſogleich nach dem Feuerwerke einige Menſchen umgekommen waren, ſo wollte man dieſes Jahr einem ähnlichen Unglücke vorbeugen und verlegte daher die Illumination, den elyſäiſchen Feldern gegenüber, auf das jenſeitige Seineufer; hier machte ſie zwar auch eine großartige Wirkung, war aber doch nicht ſo ſchön und zweckmäßig wie auf beiden Seiten der großen Allee. Um doch etwas Neues zu haben, ließ man dießmal illuminirte Boote auf der Seine fahren, und dieſe Boote knallten beſtändig und ließen Feuergarben emporſteigen. Dieß nahm ſich ſehr ſchön aus. Durch Romane und Reiſebeſchreibungen ſind die venetianiſchen Feſte auf den Kanälen bei den Pariſern beliebt geworden; ich habe in einem früheren Berichte des Verſuchs erwähnt, den man dieſen Sommer mit den illuminirten und muſicirenden Dampfbooten auf der Seine gemacht hat, um den Pariſern Spazierfahrten im Geſchmacke der venetianiſchen Gondelfahrten zu verſchaffen. Dadurch ſcheint die Regierung auf den Einfall gekommen zu ſeyn, dießmal bei den Julifeſten die Schiffe als Feſtelement zu benützen, oder die Unternehmer jener Luſtfahrten haben ihr den Vorſchlag gemacht und ſie hat ihn angenommen. Unterdeſſen waren die ehrgeizigſten der Pariſer Bootsleute den Fluß hinunter nach Havre gefahren, um daſelbſt der Regata beizuwohnen, einer Beluſtigung, welche erſt ſeit einigen Jahren aufgekommen iſt und wobei die Engländer mit den Franzoſen wetteifern. Jene Süßwaſſerſchiffer hatten nicht bedacht, daß ſie ſich mit ihren kleinen Nachen nicht würden auf das Meer wagen können; an der eigentlichen Regata konnten ſie daher auch keinen Antheil nehmen, und in dieſer Hinſicht war ihre Reiſe ganz vergeblich; am zweiten Tage fuhren ſie aber im Hafen mit den einheimiſchen und engliſchen Schiffern in die Wette, und hier bewieſen ſie wenigſtens, daß ſie es ſehr gut verſtehen, ein Boot zu führen und zu lenken, und zwar ſo gut als die franzöſiſchen Küſtenſchiffer; den engliſchen Schiffern mußten ſie freilich nachſtehen. Dennoch hat man ihnen zu Paris, oder eigentlich zu Bercy, oberhalb Paris, wo die große Niederlage der für die Hauptſtadt beſtimmten Weine aus Burgund, Champagne und den Loireländern iſt, eine Art Triumph bereitet. — Die Luſtſchifffahrt auf der Seine hat in den lezten Jahren ſehr zugenommen. Es gibt viele Liebhaber, welche Boote halten, und ſchon beim dießmaligen Bootſtechen zeigte ſich eine Geſellſchaft von Freiwilligen bereit, am Feſte Theil zu nehmen. Von Paris ſcheint dieſe Liebhaberei ſich in die Provinz zu verbreiten, und man kündigt bereits zu Dieppe ein großes Waſſerfeſt im dortigen Hafen an. Die Verbindung mit China ſteigert vielleicht noch dieſe Luſt am Waſſer und bewegt einen Theil der Bevölkerung, ganz auf dem Waſſer zu wohnen, wie in China. Leider pflegt den Pariſern im Sommer das Seinewaſſer auszugehen. Der Fluß verſandet immer mehr, die Inſeln in der Seine werden immer größer, und die Behörde ſieht nicht ohne Beſorgniß die Zeit kommen, wo keine Schifffahrt innerhalb Paris mehr möglich ſeyn wird, wenigſtens während der trockenen Jahreszeit, die aber in dieſem Jahre noch nicht eingetreten iſt. Dem Mangel an Trinkwaſſer hat man indeſſen durch Herbeileitung kleiner Bäche aus der Umgegend abgeholfen. Von gebohrten Brunnen beſizt Paris bisher nur einen, und dieſer hat ſo viel gekoſtet, daß die Stadt keine Luſt hat, mehrere zu bohren. Es iſt ſchon lange die Rede davon, einen Brunnen der Art im Pflanzengarten anzulegen und dabei ſo tief zu bohren, daß er warmes Waſſer liefern könnte. Da man aber dringendere Bedürfniſſe zu befriedigen hat, wird die Ausführung noch aufgeſchoben; es wird aber gewiß dazu kommen, denn die Pariſer Behörde iſt bereit, einen Theil der Koſten zu tragen, um das warme Waſſer in zwei benachbarten Hoſpitälern benützen zu können, und den Reſt werden die Kammern gern bewilligen. Unterdeſſen errichtet man immer mehr Springbrunnen gewöhnlicher Art; ſo iſt eben ein neuer zur Feier der Julitage im ſogenannten Garten des erzbiſchöflichen Palaſtes eingeweiht worden, wie man denn überhaupt, nach löblicher Gewohnheit, jedes Volksfeſt mit der Inauguration eines neuen Denkmals oder einer neuen Anſtalt zu bezeichnen ſucht. Im folgenden Jahre wird das Feſt wahrſcheinlich durch die Eröffnung der Eiſenbahn nach Belgien verherrlicht werden. Der erzbiſchöfliche Palaſt iſt bekanntlich nach der Julirevolution aus Haß gegen den damaligen Erzbiſchof de Quelen vom Volk zerſtört und der Plaz, wo der Palaſt ſtand, nebſt dem Garten in einen öffentlichen Luſtgarten umgewandelt worden, welcher den Leuten in der ſogenannten Cité, dem älteſten Theile der Stadt, wo man Jahrhunderte lang von keinem Garten wußte, große Annehmlichkeiten gewährt, daher es hier auch ſchon von Kindern wimmelt. Gepuzte Leute ſieht man hier nicht, und die Kinder ſehen nicht ſo vornehm aus, wie die im Tuileriengarten; aber die hinter der Kathedrale ſpielenden Kinder ſind nicht minder fröhlich, und der neue Luſtgarten iſt ihnen ganz erwünſcht. Zur Verſchönerung dieſes Plazes nun hat man daſelbſt einen Springbrunnen angelegt, und zwar in gothiſchem Style, um ihn mit der Kathedrale, an welche der Garten ſtößt, in Uebereinſtimmung zu bringen. Dieſes Denkmal, ſo wie der Eingang zu einer Hängebrücke in der Nähe ſind die erſten Verſuche, die man hier macht, um den gothiſchen Styl wieder einzuführen. Eben ſo neu iſt der Verſuch, religiöſe Skulptur wieder an öffentlichen, nicht gottesdienſtlichen Gebäuden anzubringen. Auf dem genannten Springbrunnen iſt nämlich ein Muttergottesbild aus weißem Marmor mit vergoldeter Krone und goldverbrämtem Kleide angebracht; es iſt die erſte Statue dieſer Art, welche in dieſem Jahrhundert außerhalb der Kirchen hier errichtet worden, da aus guten Gründen alle Gegenſtände des Cultus in die Kirchen und geiſtlichen Anſtalten verwieſen worden ſind. Auch wären wohl Einwendungen gegen dieſe erſte Verlezung einer allgemeinen Verordnung laut geworden, wenn der Springbrunnen nicht der Kathedrale ſo nahe ſtände, daß er gleichſam dazu gehört.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 198.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 19. Auguſt 1845.

— Der Geiſt unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

Lenau.

## Fideli.

(Schluß.)

### IV.

Es war zehn Uhr Nachts, aber das Gerücht vom plötzlichen Verſcheiden der Alten hatte ſich ſchnell in der Nachbarſchaft verbreitet. Die Nachbarsleute kamen, darunter auch des Hofbauern Tochter. Sie erboten ſich zur Leichenwache; da es aber Fideli ausſchlug, beteten ſie ihr Ave und Vaterunſer und verloren ſich wieder Einer nach dem Andern. Die Reſi, als ſie in die Stube getreten war, hatte ihren Liebſten alsbald erkannt und war mit einem leiſen Schrei auf die Bank geſunken. Nachderhand, als es leer geworden war, ging ſie hin zu ihm, reichte ihm die Hand und ſagte weinend: „B'hüt Gott, Fideli!" Da wurde er ihrer erſt gewahr und hielt ſie feſt am Arm. — „Seht," entgegnete er, „das iſt ein trauriges Wiederſehen und ein trübſeliger Heimgarten!" Die Dirne weinte heftiger und lehnte ſich auf ſeine Schulter.

Wer kennt ſie nicht, jene ſtille, tröſtende Gewalt der Liebe, die kein Wort ſpricht bei unſerem Jammer, und doch, wie der Thau am Pfingſttage, die welken Staubfäden unſeres Herzens wieder aufrichtet und dem heilenden Lichte zuwendet? — Fideli zog ſein früheres Lieb an's Herz heran. Das Andenken an hingeſchwundene Tage hielt Heimkehr in ſeiner Seele. Ueber der Leiche ſeiner Großmutter ſchwur er es ſich und ſeiner Reſi zu, daß er ablaſſen wolle von ſeinem wüſten Leben. Einem braven Geſellen ſtehe die Welt noch offen zu jeder Zeit, und zum Umwenden ſey es nie zu ſpät. Seines Bruders Handlungsweiſe hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht, welchen die lezterlebten Scenen noch verſtärkten. Er ließ ſich die zögernden Vorwürfe ſeiner Liebſten gefallen, und als ſie ihm geſtand, daß noch die alte Liebe mit der ganzen Gewalt in ihrem Herzen wohne, da gelobte er ihr Treue bis zum Tode. Reſi weinte ſtill in ſich hinein. „Ich wollte nach München gehen zu den Urſulinerinnen," ſagte ſie. „Die blonde Lene vom Lachmaierhofe — du kennſt ſie ja — iſt Novizin dort und hat mir's zugeſagt, daß ſie für mich ein Plätzlein werben wolle bei den frommen Frauen. Nun aber will ich's aushalten daheim, ſo hart mich auch der Vater hält, bis du dein Wort wirſt einlöſen können. — Aber nun — b'hüt Gott, Fideli, und bleib' geſund bis das nächſtemal! 'S iſt eilf Uhr; der Vater — wenn's wüßte, ich müßt' es ſchlimm entgelten!"

Fideli blieb allein bei der Leiche und nahm Abſchied von ihr, die nun ausruhte von den lezten ſchweren Jahrgängen. Dann betete er ſeinen Roſenkranz, daß ihr

Gott eine fröhliche Urſtänd verleihen möge," drückte ihr die Augen zu und rief den Mitterknecht, die übrigen Stunden der Nacht Leichenwache zu halten.

Als er den Hof verließ, ging es ſtark auf Mitternacht. Er wollte geraden Weges zurück in's Quartier, aber unwillkührlich zog es ihn hinüber zum Hofbauernhof. Noch brannte Licht im Schlafgaden ſeiner Liebſten. Am Lindenbaume, der über das Haus hin ſeine Aeſte ausbreitete, war eine Holzbank angebracht. Hier hatte er ehedem manch Stündlein mit ihr verplaudert, wenn es geſchehen konnte ohne Wiſſen des Alten. Da ſezte er ſich nieder, den hellen Schein des Fenſters im Auge behaltend, und gedachte der vorübergegangenen Tage, des erſten Anfangs ſeiner Liebe, und wie das kurze Glück derſelben ſo trübſelig geendet. Noch fiel ihm das „G'ſangl" bei, das er beim Abſchied ihr vorgeſungen.

Steht a Blümerl am Feld,
Hat im Herbſt ſich verſpat't;
Zwoa Schneeflöckerl hab'n ihm
Die Schönheit verwaht!

Zwoa Stern'ln am Himmel,
Zwoa Röſerln im Haag. —
Mei Herz und das dei
San vom ſelbinga Schlag.

Doch für mi' is nit b'ſtimmt,
Und für mi is verlor'n;
Und wie' ſ' mer des g'ſagt hat,
San ihr d'Aeugerln naß wor'n.

Jezt woaß i', wie d'Sach ſteht,
Und do' glab' i's kam,
Und i' trug's no viel leichter,
Wenn mer's Leben oaner nahm'.

Und i trug's no' viel leichter,
War's koa' ſo lieb's Kind:
Erſt hob i mi' blind g'ſchaut,
Jezt woan' i mi' blind!

Daran knüpfte ſich die Erinnerung an die drängenden Erlebniſſe der lezten Stunden. Alles dieß überwältigte ſeine Sinne und der Schlaf kam unvermerkt über ihn. Ein Traumbild verdrängte das andere; zulezt kam es ihm vor, als dehnten ſich die Zweige und Blätter des Lindenbaums über ihm aus und umfaßten das Haus, drin ſeine Liebſte wohnte. Das Laub war ſo glänzend und durchſichtig, als ob die Sommerabendſonne durchſchiene, und ſie lugte aus dem Fenſter durch das Gezweige, blaß und ſchön wie ein Marienbild. Dann däuchte es ihm wieder, als läge er, von ihren Armen getragen, den Kopf in ihrem Schooße, auf der Bruſt einen brennenden rothen Flecken, darauf ihre Thränen niederträufelten und ihm bis in's Herz hinein rannen.

Er mochte lange geſchlafen haben; denn ſchon grauete der Tag über die Moorebene her und die Moosgrillen huben ihren ſchrillenden, klagenden Morgengeſang an. Da rüttelte ihn die Friſche, welche auf die weichende Nacht folgt, aus ſeinen Träumen. Mit Schrecken gewahrte er, wie er die Zeit der Rückkehr verſchlafen habe. Eilig raffte er ſich auf, da hörte er Stimmen neben ſich im Gebüſche und ein Geräuſch, wie Geklirr von Bajonnetten. Die Zweige gingen auseinander. „Hier iſt der Deſertirer!" rief Ignaz, der Wegweiſer, ſeinen Begleitern zu, indem er auf ſeinen Bruder deutete. Dann verſchwand er wieder eiligſt hinter dem Buſchwerk. Eine Abtheilung ſeines Regiments brachte Fideli in das Hauptquartier zurück.

Deſſelbigen Morgens gegen zehn Uhr ward nach kurzem Kriegsgerichte am Schloßberge zu Dachau ein Schütze füſilirt, welcher während der Nacht entlauſen war. Das war Fideli; ſein Bruder hatte ihn verrathen. Tags darauf aber kam die Nachricht an den Kreiterer, daß die Puchmeierin zu Bruck das Zeitliche geſegnet und, da ſie keine leiblichen Nachkommen hinterlaſſen, Haus und Hof dem Fideli, ihres Bruders Kind, verteſtamentirt habe. Ignaz war der natürliche Erbe ſeines Bruders.

## V.

Vier Jahre darnach — juſt nach der theuern Zeit — ging der Kreiterer Ignaz zum Hofbauern und warb um ſeine Tochter. — Er hatte ſich ein hübſches Vermögen geſammelt und ſein Anweſen gehörte zu den beſten in der Gemeinde. Doch ging das Gerücht, er habe es in den Zeiten der Noth mit den Wucherern und Getreidehändlern gehalten, und der Segen Gottes könne nicht auf dem übel erworbenen Mammon ruhen. — Der Hofbauer ſagte dem reichen Nachbar zu, und als die Reſi ſich zu weigern getraute, drohte er ihr mit ſeinem Fluche. Da gab ſie nach, und am Erchtag nach Lichtmeß ſollte Hochzeit ſeyn. Willenlos ließ ſich die blaſſe Braut das Krönlein auf's Haupt ſetzen; als ſie aber der Pfarrer am Altare fragte, ob ſie den Kreiterbauern zum Manne haben, ihm auch alle eheliche Liebe und Treue erweiſen wolle, da ſagte ſie laut und entſchieden: Nein! und ſank dabei zuſammen an den Steinſtufen. So zerſchlug ſich die Heirath. Die Reſi ſprach von der Zeit an kein Wort mehr und ihre Augen hatten einen ſonderbaren wirren Ausdruck. Als aber der Frühling kam in's Land, lag ſie am Freidhof, wo der Hollunderbuſch an der Mauer die erſten Blüthen trieb.

---

# Drei Tage in Vicenza.

(Schluß.)

Ueber Poeſie urtheilt alle Welt, über lyriſche, über Roman und Drama; bei der Malerei legt man gewöhnlich

Digitized by Google

die Verwahrung ein: ich verſtehe nichts von der Kunſt, ſpricht dann aber doch ſein Gefallen oder Mißfallen aus über Hiſtorie, Porträt, Landſchaft, und ſcheinbar mit demſelben Recht, wie über die Schönheit einer Gegend, eines Mädchens oder Mannes u. dgl. Bei der Sculptur ſind die Meiſten ſchweigſam; hier fehlt den Beſchauenden ſo oft Kunde, Vergleichung, Sinn und leiſes Gefühl der Unterſcheidung. Wer aber über Architektur eine entſchiedene Meinung äußert, der ſoll ſeine Stimme motivirt abgeben; denn iſt er kein Mann vom Fach, ſo gibt er ſich doch für einen dilettantiſchen Kundigen. Architektoniſche Kritik deutet auf den gereiſten Kunſtfreund und feinern Kenner. — Mit Palladio war ich als Unkenner in einer ſonderbaren Klemme. Was ich von ihm ſah, erfreute, erhob mich ungemein, ſtillte ein langgenährtes, unbeſtimmtes Kunſtverlangen; es dünkte mich Alles ſo groß, edel und doch einfach und natürlich, ſo reich und doch ſo augenhaft, faßlich. Es freute mich, daß Goethe ihn einen von innen heraus großen Menſchen und Geiſt nannte, wobei er geſteht, daß Säulen und Mauern zu verbinden doch immer ein Widerſpruch bleibe, daß aber wirklich etwas Göttliches in ſeinen Anlagen ſey, völlig wie die Form des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bilde, deſſen erborgtes Daſeyn uns bezaubere. — Man denkt an Goethe ſelbſt, wie er Sinn und Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen erfaßt, bewältigt, gelenkt und veredelt hat.

Dagegen ſagte mir Dr. von der Hagen, er habe keinen ſonderlichen Reſpekt vor Palladio; er habe die erweckte antike Baukunſt wieder eingemauert, Säulen und Pfeiler verwechſelt, dem Rathhaus einen Waſſerkopf aufgeſezt, den antiken Styl auf den ſtehengebliebenen gothiſchen Unterbau gepfropft. Auch über das olympiſche Theater und die Villa Capra drückt er ſich kritiſch als über Gebäude aus, die ſchon im Prinzip verfehlt ſeyen. Palladios eigenes Haus muß ebenfalls daran. Der Grundirrthum iſt ihm die Anwendung der antiken Baukunſt in all ihrer religiöſen und ſtaatlichen Pracht auf Bürger- und Stadthäuſer in den Straßenreihen. Doch nennt er ihn am Ende einen verdienſtvollen Baumeiſter; manches von ihm ſey ächt antik, Alles edel und einfach gegen den Schnecken- und Muſchelgeſchmack der folgenden Zeit, beſonders des goldenen Zeitalters der Franzoſen und Jeſuiten.

Ich ſagte mir umblickend, ehe ich durch das Thor von Padua ſchritt, als Laie ungefähr Folgendes: Allerdings iſt die Schönheit, namentlich die baukünſtleriſche, in ihrem Grund eine verkörperte Zweckmäßigkeit. Die Paläſte der Vicentiner ſind aber mehr prächtig, als wohnlich. Die Familie, wenn ſie je noch im Beſitz iſt, begnügt ſich mit einem kleinen Raume. Denke ich an den menſchlichen Körper, ſo beruht das Fundament ſeiner Schönheit allerdings auf der organiſchen Aus- und Ineinanderbildung der zweckmäßigſten Organe und Syſteme. Aber der wunderbare Reiz höherer Schönheit iſt doch eine zartere Blüthe, die aus der myſtiſchen Handbietung der Bildungskräfte, aus der leiſen Verſchmelzung der Uebergänge, der Vermittlung der organiſchen Gegenſätze erwächst. Doch wir haben hier den nackten Körper. Nun kommt ſeine Einkleidung, dann ſein Schmuck. Dieſe ragen aus dem Begriff der Zweckmäßigkeit hinaus. — In Weiterentwicklung dieſer Reflexion verſöhnte ich mich mit den Pilaſtern und Säulen des Palladio, wenn ſie Frontons, Balkone, vorſpringende Frieſe, Geſimſe und ſonſtige Ausladungen zu tragen hatten oder ſchienen, wenn ſie den Bau in einfache Maſſen theilten, ſein Bild faßlich, augenhaft, weithin wirkſam machten, wenn ſie ihm ein Antlitz und Profile gaben, wenn ſie Licht und Schatten modellirend über ihn goßen. — Ob eine Stadt einen Corſo von ſolchen Paläſten vermöge, ob ein Prachtbau nicht Iſolirung bedinge, das war eine andere Frage, und wenn ein ſolcher ein Jahrtauſend von Dauer anſpricht, ob es nicht traurig iſt, wenn er ſchon nach einigen Jahrhunderten mit Moos und Schmutz überwächst und am Ende zur Ruine wird, das hätten jene ſtolzen Bauherren auch bedenken können, ehe ſie ſich ruinirten.

Raſchen Schrittes wandelte ich auf der Kunſtſtraße fort, die vicentiniſchen Hügel im Rücken laſſend, der euganeiſchen Berggruppe mich nähernd. Ein Poſtillon fuhr unweit Torre an mir vorüber. Dem Welſchen iſt ein wohlgekleideter Fußgänger immer ein Widerſpruch. Ich ſah gar manchmal langgewachſene Männer auf kleinen Eſeln reiten, wobei ihre Füße faſt auf dem Boden ſtreiften. Der Poſtillon deutete auf die nicht zu ferne Schenke. Dort nahm er mich in ſeine Carrette und flog mit mir davon. Es ging durch die Frucht- und Weingelände der unabſehbaren lombardiſchen Ebene. Auf der Station Arleſega überantwortete er mich ſeinem Nachfolger. Bei dieſem kam ich in ein niedriges Gefährt äußerſt bequem zu liegen. Ich dachte an eine Kibitke. Nachläſſig hingeſtreckt, willenlos, durch Fluren und Dörfer von ſtädtiſchem Anſehen fliegend, empfand ich eine Art Wolluſt. Padua rückte näher; es war ſchon dämmerig. Am Thor fragte der Wachhabende nach meinem Paſſe, ich ihn, ob kein Deutſcher unter ihnen ſey. Als ſogleich ein Landsmann vortrat, ließ ich mir von ihm das deutſche Brauhaus bezeichnen. Es war ſehr entlegen; ich hatte unter Arkaden und durch krumme, ziemlich enge Straßen lange zu gehen. Es war Nacht, als ich bei St. Sofia in das geräumige Gaſthaus trat und alsbald freundliche Aufnahme fand.

F. L. Bührlen.

Digitized by Google

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Auguſt.**

(Fortſetzung.)

Notre Dame. — Der neue Hippodrom. — Journalſpekulanten.

Die Kathedrale wird ſelbſt wieder hergeſtellt werden; in der ſo eben geſchloſſenen Seſſion haben die Kammern dritthalb Millionen Francs zu der ſehr nöthigen Reſtauration ausgeſezt. Man hat die alte Kirche lange vernachläſſigt, und wohl für die Auszierung des Innern geſorgt, aber um die Erhaltung des Ganzen ſich nicht bekümmert, ſo daß jezt eine ſehr bedeutende Summe erforderlich iſt, bloß um ſie wieder in baulichen Stand zu ſetzen. Es ſind ſo viele gothiſche Gebäude in Frankreich von Baumeiſtern neuerer Zeit verdorben worden, daß den Kammern oder wenigſtens kunſtverſtändigen Deputirten bange war, die Pariſer Kathedrale möchte gleiches Schickſal erleiden; ſie haben es daher ausdrücklich zur Bedingung gemacht, daß die ausgeſezten Gelder bloß zur Wiederherſtellung des Gebäudes, nicht zur Verzierung deſſelben verwendet werden, und man bei dieſer Wiederherſtellung den von zwei Baumeiſtern vorgelegten Plan befolgen ſolle. Nur eine Sakriſtei, woran es fehlt, wird angebaut werden müſſen; man wird aber dabei den Styl der Kirche einhalten. Die Pariſer Kathedrale gehört zwar nicht zu den ſchönſten Denkmälern des deutſchen Styls, ſie hat aber etwas ſehr Impoſantes, Einfaches und Edles, und dadurch, daß ſie durchaus im ſelben Style gebaut iſt, zeichnet ſie ſich vor vielen andern großen Kirchen aus, deren Bau lange gedauert hat und die daher von verſchiedenen Meiſtern in verſchiedenen Stylen errichtet worden ſind. Sie ſieht ein wenig ſchwerfällig aus, beſonders haben die Thürme und die Vorderſeite ein ſehr maſſives Ausſehen; eben darum iſt ſie aber auch ſehr dauerhaft, und wird ſie verſtändig reſtaurirt, ſo kann ſie noch Jahrhunderte lang der Zeit trotzen. Sie ſteht auf der öſtlichen Spitze der Seineinſel, welche der urſprüngliche Sitz der alten Lutetier war, und gerade am Orte, wo jezt die Kathedrale ſteht, ſtanden zur Römerzeit mehrere Altäre, entweder unter freiem Himmel oder in einem Tempel, welche Altäre man bekanntlich vor länger als einem Jahrhundert zufällig wieder aufgefunden hat und die nun im Muſeum des Louvre aufbewahrt werden. An die Errichtung eines erzbiſchöflichen Palaſtes wird ſpäter gedacht werden; einſtweilen bewohnt der Erzbiſchof ein auf Staatskoſten für ihn gemiethetes großes Hotel in der Nähe, und ſomit hat es mit dem Bau keine Eile. — Daß man neben einer der Barrièren von Paris ein Amphitheater nach Art der antiken angelegt habe, um darin Kampfſpiele verſchiedener Art unter freiem Himmel zu geben, glaube ich in meinem vorigen Briefe ſchon erwähnt zu haben. Dieſes Amphitheater iſt ſeitdem unter dem Namen Hippodrom eröffnet worden, und es haben daſelbſt einige Vorſtellungen von Pferderennen, Aufzügen mit Pferden, Jagdſcenen und dergleichen ſtattgefunden. Dieſelben ſind aber bald durch das ſchlechte Wetter, auf welches die Unternehmer nicht gerechnet hatten, unterbrochen worden. Ein Amphitheater unter freiem Himmel verträgt ſich recht gut mit einem ſüdlichen Klima; aber hier iſt das Sommerwetter nicht ſo beſtändig, daß man auf die Dauer deſſelben rechnen könnte, und im Winter iſt vollends mit einem Amphitheater nichts zu machen. Ferner haben die Unternehmer nicht bedacht, daß ſceniſche Aufzüge unter freiem Himmel am hellen Tage weit reicher ausgeſtattet werden müſſen, folglich weit koſtſpieliger ſind, als im verſchloſſenen Saale bei Lampenſchein, wo man ſo oft durch Schein die Augen blenden kann. Es heißt, die Unternehmer hoffen den Pariſern Geſchmack beizubringen für die in Spanien üblichen und auch im ſüdlichen Frankreich nicht ganz unbekannten Stiergefechte. Aber gegen dieſe grauſamen und gefährlichen Spiele würde wohl die öffentliche Meinung ſich zu laut ausſprechen. Somit ſcheint die Spekulation ganz verfehlt und das darauf verwendete Kapital ganz unnüz verſchwendet. Es iſt unbegreiflich, wie blind man ſich hier in Unternehmungen der Art ſtürzt. — Sprechen wir von Spekulationen höherer Ordnung, die aber nicht minder toll ſind. Die Redaktoren zweier Tageblätter, Emil de Girardin und Granier de Caſſagnac, beide ſehr unternehmende Spekulanten, liegen ſo eben einander in den Haaren, obgleich ſie früher zuſammen gearbeitet haben und auch ſo ziemlich deſſelben politiſchen Glaubens ſind; namentlich reden beide der Sklaverei in den Kolonien das Wort, weßhalb ihre Blätter auch von den Pflanzern hochgeſchäzt und ihre Bemühungen von denſelben wahrſcheinlich gut vergolten werden. Emil de Girardin, welcher der glücklichſte und wohl auch der gewandteſte der beiden Herren iſt, hatte durch die Vergrößerung des Formats ſeines Blattes eine Art Revolution in der Journalwelt hervorgebracht. Man behauptete vorher immer, ein Verſuch der Art könne in Frankreich nie gelingen, die ungeheuern Zeitungen müſſe man Engländern und Amerikanern überlaſſen, die im Stande ſind, den ganzen Tag mit dem Leſen eines Tageblattes zuzubringen. Und wirklich waren frühere Verſuche zu Erweiterung der Tageblätter in Paris ganz mißlungen. Emil de Girardin ſezte indeſſen ſein Vorhaben dennoch durch; bald fand er auch Nachahmer, und jezt müſſen alle Blätter, welche bisher in beſcheidenen Grenzen geblieben ſind, ſich um jeden Preis die zu ihrer Vergrößerung nöthigen Kapitalien verſchaffen. Nun tritt aber Granier de Caſſagnac, nachdem er ſich mit einem ſehr bekannten Journalſpekulanten Namens Bohain verbunden hat, auf und ſagt: „Emil de Girardin hat das Ding nur halb verſtanden; zwar hat er ſein Journal vergrößert, was iſt dieß aber für eine armſelige Vergrößerung? Unſer Journal will ich verdreifachen, einen ganzen Band will ich täglich liefern, eine eigene Preſſe zu dieſem Rieſenformat wird in der Mitte Septembers fertig, und dann ſollt ihr Wunderdinge ſehen.“ Dieß wurmte Emil de Girardin, und er ſucht in ſeinem Blatte zu beweiſen, daß Granier de Caſſagnac ein Narr ſey, daß ſeine und Bohains Spekulation unmöglich glücken könne und daß die armen Aktienabnehmer dabei um ihr Geld kommen werden, was andern bereits bei den frühern Journalunternehmungen beider Herren begegnet ſey. — Natürlich verſpricht Granier de Caſſagnac auch Feuilletons mit Romanen; dieß iſt jezt der Haupthebel der Pariſer Tageblätter. Dieſem nach kündigt Gr. de Caſſagnac an, daß er jedes Feuilleton mit 150 Francs honoriren werde. „Ein Plunder!“ erwidert Girardin, „in der „Preſſe“ honoriren wir jedes Feuilleton von A. Dumas, G. Sand, F. Soulié und J. Sandeau ungefähr doppelt ſo ſtark, und der Conſtitutionnel hat E. Sue für jeden Band ſeiner Romane 10,000 Fr. zugeſagt.“

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 20. Auguſt 1845.

I see before me the Gladiator lie:
He leans upon his hand, his manly brow
Consents to death, but conquers agony,
And his droop'd head sinks gradually low.
The arena swims around him — he is gone,
Ere ceased the inhuman shout which hail'd the wretch who won.

Byron.

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

### II.

### Die Fechterſpiele.

Die Kämpfe ſelbſt und das Benehmen der Zuſchauer.

(ſ. Nr. 185 — 192.)

Zu ihren öffentlichen Produktionen zogen die Gladiatoren paarweiſe in Parade um den ganzen Umkreis des Kampfplatzes her, damit alle Zuſchauer die Einzelnen bequem in Augenſchein nehmen könnten. Ob ſie dabei dem Spielgeber, die Spitzen der Degen gegen denſelben neigend, zugerufen haben: „Des Todes Opfer grüßen dich!“ (morituri te salutant) kann nicht für ausgemacht gelten, wohl aber für wahrſcheinlich gehalten werden. Gewiß iſt, daß einſt Kaiſer Claudius mit dieſem Zurufe empfangen worden, als er einem durch Gladiatoren auszuführenden Seegefechte auf dem Lago di Celano beiwohnen wollte, woraus man eine allgemeine Sitte folgert. Hierauf machten ſie die geiammte Schule ihres Fechtmeiſters zuvörderſt mit der ſtumpfen Waffe durch, ohne Zweifel um dem Publikum einen Vorſchmack zu geben, welche Fechtarten und Manövers es zu erwarten habe. Natürlich erſann auch auf dieſem Felde jeder Meiſter gern etwas Neues, oder hoffte dem gemächlich zuſehenden Spießbürger einen Begriff von neuen ſinnreichen Wendungen der Kriegskunſt zu geben. Je ausgedehnter nämlich ſich der Charakter dieſer Art von Schauſpielen entwickelte, und je zahlreichere Schaaren in das Gefecht gebracht wurden, deſto mannigfaltiger und wirklich ausgeführten Schlachten ähnlicher ſuchte man die Darſtellungen zu machen, und es ward eine gewöhnliche Aufgabe, den Daheimgebliebenen von dem, was im Felde vorgefallen, auf der Arena einen Begriff zu geben und daſelbſt die Großthaten der römiſchen Heere nachbildlich zu verſinnlichen.

Die verichiedenartigen Rüſtungen, ſo wie die zum Theil räthſelhaften Bezeichnungen der einzelnen Claſſen und Kampfarten zu eeörtern, halten wir für überflüſſig. Daß die biedern und kriegsmuthigen Samuiten mit ihren etwas koketten Kriegsanzügen ihren Neidern, den Campanern, und demnächſt auch den Römern Veranlaſſung gegeben, einem Theil ihrer Fechter den Namen dieſes Volksſtammes beizulegen, haben wir bereits erwähnt. Man hatte ferner Gallier, über und über in Eiſen eingepanzert; leichter bewaffnete hießen Thracier. Selbſt mit Fiſchdreizacken und Wurfnetzen ging eine beſondere Gattung ihren Gegnern zu Leibe. Seit man Britannien kannte, übertrug man ſelbſt die dort landesüblichen Wagenſtreiter auf die römiſche Fechterbahn.

Digitized by Google

Die Menge nahm, nach italieniſcher Volksart, leidenſchaftlichen Antheil an dieſen mörderiſchen Scenen: ihre Augen, ihre Lebensgeiſter, ihre Hände, ihr ganzer Leib und ihre ganze Seele kämpften mit. „Der ſizt!" hieß es aus Einem Munde, wenn einer der Armen einen Streich empfangen hatte, daß ihm der Gedanke vergehen mußte, einen Gegenſtreich zu führen. Die Waffen ſtreckend, kniefällig und unter jammervollen Geberden flehten die Unterliegenden das ſouveräne Mitleid an; denn nicht vom Spielgeber hing es ab, wer leben bleiben ſolle oder untergehen, ſondern einzig und allein von dieſer müßiggängeriſchen, launenhaften, widerſpruchsvollen und anmaßlichen Menge. Und die Art, wie ſie Gnade oder Verderben verhängte, hatte die ganze Originalität eines die Gewalt ſeiner Winke kennenden Deſpoten. Willfahrte das Volk in ſeiner Mehrzahl dem Geſuche um Schonung, ſo ſagte es kein Wort, als ſey dieß ihm, dem wortfertigen und wortluſtigen, bei ſolcher Kleinigkeit viel zu viel; es ſteckte lediglich den Daumen in die Hand und ſchlug die Finger um denſelben, was dem Sieger ſagen ſollte: „Stecke dein Schwert in die Scheide!" Wollte es aber des Gnadeflehenden Tod, ſo reckte es den Daumen, wie ein gezücktes Schwert, in die Höhe und ließ den unheilvollen Ruf erſchallen: „Halt ſtill!" worauf ſich der Unglückliche geduldig mußte würgen laſſen.

In der Regel ließ das ſtolze Volk eher einem trotzigen und verwegenen Kämpfer, wenn er das Unglück hatte, einem ſtärkeren zu erliegen, als einem Feigling oder Ungeſchickten und Schüchternen ſein Wohlwollen zu Theil werden und that wohl freiwillig dem Mörderſtreiche des Ueberwinders Einhalt. Solche, welche ſich ſträubten, den Tod zu empfangen, wurden mit Wuthgeſchrei und Verhöhnung zum Sterben gezwungen; die ſich dem Kampf entziehen wollten oder unwillig fochten, wurden von dem Fechtmeiſter und deſſen Gehülfen unter Geißelhieben auf die Arena zurückgetrieben. Die Erſcheinung des Kaiſers in ſeiner Loge brachte in der Regel einem Ueberwundenen, wenn er eben den Todesſtreich hinnehmen ſollte, Rettung; auch forderte es natürlich die Würde des Herrſcheramtes, daß, wenn allenfalls das Volk die Entſcheidung, ob einer ſterben ſolle oder nicht, an den Kaiſer brachte, derſelbe zu Gunſten der Menſchlichkeit entſchied; wie denn auch ſonſt wohl zu Zeiten eine Fürbitte des Kaiſers ſolch einem Unglücklichen unerwartet Rettung brachte. Da wir indeſſen genugſam wiſſen, daß die meiſten Kaiſer, leidenſchaftliche Liebhaber dieſer blutigen Spektakel gleich den Geringſten ihres Volkes, an Grauſamkeit mit demſelben wetteiferten, ſo wird ohne Zweifel ſolch wohlthätiges Recht je ſpäter, je ſeltener von ihnen geübt worden ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

## Gräfin Louiſe an Fouqué.

Berlin, 16. Januar 1816.

— — Daß man es wagt, Schleiermacher, dieſen wahren, ächten Apoſtel des Chriſtenthums, als einen Nichtchriſten zu verketzern, darüber möchte ich ſchelten. Schleiermacher iſt überhaupt ein Kapitel, was mich ordentlich in Harniſch bringen kann, da wohl ſelten ein Menſch mehr verkannt und falſcher beurtheilt worden iſt, als dieſer ächt fromme, herrliche Mann und Chriſt, dem ich und viele, die ihm näher traten, ſo unbeſchreiblich viel verdanken, daß es wohl verzeihlich iſt, wenn wir ſeine eifrigſten Vertheidiger ſind, bis Gott uns einſt würdig macht, ſeine wahren Jünger zu heißen.

Ohne mich mit Vater Fichte zu vergleichen, muß ich doch geſtehen, daß Ihr Brief und ganzes Bekenntniß über Schleiermacher Ihnen mein Herz um ein Bedeutendes gewonnen haben, und Sie müſſen mir erlauben, ihn gründlich zu beantworten. Wäre ich eine philoſophiſche Schülerin Schleiermachers, ſo könnte ich vielleicht Ihre Anſicht ſeiner Lehre aus derſelben widerlegen; allein darauf kann ich mich am allerwenigſten einlaſſen, da ich nichts davon weiß. Nur ſo viel iſt mir klar geworden aus der näheren Kenntniß der Eigenthümlichkeit des herrlichen Mannes, daß die ſpekulative Klarheit ſeinem Verſtande eben ſo gewaltiges Bedürfniß iſt als der fromme Glauben ſeinem Herzen. — Beides iſt ſo innig Eins in ihm und verwebt mit ſeinem Weſen, daß er es nimmer zu trennen vermag, und indem ſein Geiſt ewig nach der Klarheit der Spekulation, ſtrebt ſein Gemüth überall und unwillkührlich nach dem Höchſten, ohne das nichts beſtehen kann, das Glauben vorausſezt. So kann ich mir ſehr gut denken, daß ſeine Schriften, die offenbar dadurch, daß ſie Geſchriebenes ſind, bei welchem der Verſtand einen ſtrengen Zuſammenhang fordert, auf die Seite der Spekulation ſich überwiegend hinneigen müſſen und für den einfach Gläubigen gewiſſermaßen ſtörend ſeyn können, d. h. indem ſcharfſinnige philoſophiſche Anſichten darin aufgeſtellt ſind, um das in wiſſenſchaftlich ſtrengen, nothwendigen Zuſammenhang zu bringen, was ſo ſüß iſt, ohne alles Wiſſen zu glauben. Schleiermachers Tendenz in jedem Gebiet iſt, das Höchſte, unmittelbar Empfundene auch der Wiſſenſchaft durch Spekulation anzueignen. Hiernach richtete ſich ſchon früh ſein ganzes Streben, dahin geht es noch, und wenn er gleich nie die Formel aufzufinden hofft, durch welche er das Heilige, was er ahnend in ſich trägt, was in ihm lebt nnd ſchafft, in vollſtändiger philoſophiſcher Klarheit der Welt darſtellen könnte, ſo hat er doch in dieſem Beſtreben das Ziel und die Beſtimmung ſeiner Eigenthümlichkeit erkannt.

Digitized by Google

Sie fragen in Ihrem Brief, warum er nicht öffentlich ausſpricht, was er glaubt? Das thut er ja unaufhörlich da, wo er es allein kann, auf der Kanzel. Niemand kann Schleiermacher beurtheilen, der ihn nicht predigen, fortgeſezt predigen hört. Hier allein tritt er ſelbſt, jenes Höchſte in ihm klar hervor; da beſeelt ihn das unmittelbare Gefühl von Gott und Chriſtus, und er verkündet ſeine Lehre nach dem Buchſtaben der Schrift mit der feurigen Zunge des heiligen Geiſtes. Predigen, das iſt ſein Beruf, und zwar Predigten *ſprechen*, nicht *ſchreiben*. Er ſpricht immer aus freiem Gemüth, wie der Geiſt ſich unmittelbar in ihm ergießt; ſeine gedruckten Predigten ſind nur aus dem Gedächtniß niedergeſchrieben, matte Abdrücke der wirklich geſprochenen. Auch ſind meiſtentheils nur die Predigten gedruckt, welche mehr eine ſpekulative Tendenz haben, denn die freien Ergießungen des Gefühls laſſen ſich nie im Gedächtniß wiederholen, wie Schleiermacher ſelbſt ſagt; daher iſt es ihm gerade am wenigſten möglich, die mit der größten Innigkeit geſprochenen Reden niederzuſchreiben.

Was den Vorwurf ſeiner politiſchen Predigten anbetrifft, ſo iſt es einer, den ihm nur diejenigen machen, welche ihn nie hören als an ſolchen Tagen, wo große Haupt- und Staatsactionen begangen werden, als Friedensfeſte, Schlachten u. ſ. w. Da nimmt er freilich bisweilen die Gelegenheit wahr, vom chriſtlichen Standpunkte aus die Gedanken der Menſchen auch über öffentliche Gegenſtände zu leiten und zu berichtigen. — Er thut dieß nur, weil es bei uns keine andere Art gibt, zu der Menge zu reden, als von der Kanzel, und weil er überhaupt der Meinung iſt, daß die Kirche nicht *aus* der Welt liegt. In der gewöhnlichen Sonntagsandacht lehrt er aber das Evangelium ſo rein, wie es wohl noch nie zu Ohren ſeiner meiſten Tadler gekommen iſt. Und doch fordere ich Sie auf, den erſten Band ſeiner Predigten zu leſen; ſie werden Ihr Gefühl weit mehr anſprechen als die früheren, denn allerdings ſchreitet Schleiermacher fort, in beiden Richtungen, und je tiefer ſein Geiſt eindringt in die Spekulation, je kindlicher, einfacher wird ſein Glaube, je lebendiger ſein Gefühl von Gott und dem Erlöſer, dem allein er die Ehre gibt von allem, was heilig und gut und groß und ſchön iſt in der Welt, der ihm eigentlich das A und das O, der Anfang und das Ende iſt von allem Heil. — Nur in ſolchen Momenten, wo er tief durchdrungen iſt vom religiöſen Gefühl, tritt ſein eigentliches Seyn hervor; aber wer es da auch nur einmal wahrhaft erkannt und empfunden hat, der wird ihn nie mehr mißverſtehen und nie wieder von ihm laſſen. Selten theilt er ſich im Geſpräch mit; das iſt vielleicht ein Mangel oder auch eine Großartigkeit ſeiner Natur, daß er ſich nicht ſo im Detail ausgeben kann; denn wirklich, er *kann* es nicht und hat oft keine Worte, wenn die innere Bewegung auch ſichtbar in ſeinem ganzen Weſen arbeitet.

Er gehört durchaus zu meinen nächſten Freunden, zu denen, vor welchen mein tiefſtes Gemüth wie vor Gott daliegt; in den höchſten Momenten meines Lebens habe ich als Lehrer und Führer und Tröſter oft mich zu ihm gewandt, und immer habe ich gefunden, was ich ſuchte; und doch können lange Zeiten vergehen, und iſt es vielleicht eben nur ſolchen Momenten vorbehalten, ehe er, wie Sie ſagen, den Goldgrund ſeines Innern im Geſpräch öffnet. Hätten Sie doch dabei ſeyn können, wie er geſtern vor der „hohen Herrin" die kleine Blanka Munſter getauft hat, und dem Kinde in der einfachen Rede, die er vor tiefer innerer Rührung kaum ſprechen konnte, nichts wünſchte in dieſer Welt, als daß ſie aus allen Kräften ihrer Seele Theil nehmen möge an der Erlöſung, die uns geworden durch Gottes Sohn, den auf Erden Geborenen, Gekreuzigten und Auferſtandenen, wie er es mündlich erſchütternd ausſprach, wie der Glaube an ihn allein ſeligmachend ſey u. ſ. w., und darauf unſern Glauben und das alte Taufformular und ein herrliches Gebet, durch welches er die junge Chriſtin dem Herrn darbrachte, mit tiefer Inbrunſt ſprach: da hätten Sie gewiß einen tiefen Blick in das innerſte Gemüth des frommen Mannes gethan und wäre Ihnen ſein ganzes Seyn klar geworden.

Dieſe Kenntniß gehört auch dazu, um die Schrift gegen *Schmalz* ungeſtört zu leſen. Es iſt ordentlich traurig, wie wenig Sinn die meiſten Menſchen für die Einheit der Ironie und des Ernſtes haben, wie ſie nichts anderes denken können, als daß der eine abſichtlich gemacht ſey, um die andere wieder gut zu machen. So hört man denn allgemein dieſen herrlichen, ergreifenden Ernſt, der das Büchlein endet, als einen Paſſierſchein für ſeine Bosheit betrachten, und dabei denn viele moraliſche Nutzanwendungen und Gemeinplätze auskramen, über das Unerlaubte ſolcher Angriffe u. ſ. w. — Schreiben Sie mir doch ja bald, was Sie auf dem Herzen haben über das Buch.

Lachen Sie nur nicht über meinen Eifer, der nicht enden kann, aber wenn ich die Wahrheit verhüllt ſehe vor den Augen derer, die da *ſehen können* (denn für den Blindgeborenen iſt keine Hülfe), dann tritt meine ganze Impatientia hervor und möchte alle Schleier bis auf die kleinſte Falte mit einmal zerreißen. — Uebrigens kommt der Vorwurf des politiſchen Predigens nicht von *Ihnen*, das weiß ich ſehr gut, und iſt der ganze Inhalt dieſes Briefes überhaupt nicht gegen Sie, ſondern gegen ſo viele Tadler Schleiermachers gerichtet, die doch unfehlbar auch ſchon zu Ihnen werden geredet haben.

Louiſe.

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Auguſt.**

(Schluß.)

Bewegungen im Journalweſen.

Es begreift ſich nun recht wohl, weßhalb Eugen Sue kürzlich einen Kontrakt mit dem Conſtitutionnel, in dem nun ſchon ſeit einem Jahre ſein Juif errant erſcheint, geſchloſſen hat, kraft deſſen er ſich anheiſchig macht, ſechs Jahre lang für niemand anders Romane zu dichten als für dieſes ſo gut bezahlende Journal. Da er nun ungefähr zehn Bände ſeines Romans in einem Jahre geſchrieben hat und wohl ſo fortſchreiben wird, ſo folgt, daß ſich der ehrenwerthe Mann jährlich 100,000 Francs erwerben kann. Er würde alſo in ſeinem Intereſſe ſehr übel handeln, wenn er etwas anderes thäte als Romane ſchreiben; denn wo in der Welt könnte er auf anderem Wege, und ohne den Fuß aus ſeinem Studirzimmer zu ſetzen, 100,000 Fr. erwerben? Sicher nicht in ſeinem frühern Stande als Schiffschirurg. Er iſt aber bekanntlich nicht der Einzige, der ſich in der lezten Zeit an ein Journal verkauft oder vermiethet hat. Faſt alle andern Modeſchriftſteller haben es eben ſo gemacht. Einige haben ſich nicht an ein einziges Journal, ſondern an zwei zugleich vermiethet, und wollen alſo beide zugleich mit ihren Produkten bedienen. Natürlich ſteht hier Alexander Dumas oben an. Er hat ſich auf fünf Jahre an den Conſtitutionnel und an die „Preſſe“ verdungen, und den beiden Journalen ſcheint ein wenig vor ſeiner wunderſamen Fruchtbarkeit bange geweſen zu ſeyn, denn ſie haben die Bedingung gemacht, daß er für jedes der beiden Blätter nicht mehr als neun Bände ſchreiben dürfe. Die Leſer der beiden Journale zuſammen haben alſo in jedem der fünf Jahre achtzehn Bände Romane von A. Dumas zu gewärtigen, und die belgiſchen Nachdrucker werden ihre Druckereien vergrößern müſſen, um alle Neuigkeiten nachzudrucken, welche die Pariſer Journaliſtik ihnen in der nächſten Zeit liefern wird; denn auch F. Soulié hat auf ſechs Jahre mit zwei Journalen einen Kontrakt geſchloſſen, ebenſo Jul. Sandeau und andere. Ich fürchte beinahe, A. Dumas wird dabei zu kurz kommen; bisher ſchrieb er für drei oder vier Journale zu gleicher Zeit, nun wird er aber fünf Jahre lang nur zwei verſehen können. Bekommt er jedoch ein eben ſo ſtarkes Honorar wie E. Sue, das heißt 10.000 Fr. für den Band, ſo hat er eine jährliche Einnahme von 180.000 Francs. Mancher kleine Fürſt bezieht nicht mehr aus ſeinen Domänen, und wird A. Dumas nicht in Zeit von zehn Jahren ein reicher Gutsbeſitzer, ſo liegt die Schuld wahrlich an ihm. Man ſollte glauben, der Conſtitutionnel wage viel dabei, daß er E. Sue für jeden Band 10,000 Fr. zuſagt; allein wenn man bedenkt, daß dieſes Journal, ehe in deſſen Feuilletons E. Sue's Roman erſchien, nur noch 3500 Abonnenten hatte und daß die Zahl derſelben ſeitdem auf mehr als 12,000 geſtiegen iſt, ſo begreift ſich, daß es den Wundermann, der ihm Tauſende von Abonnenten zuführt, nicht zu theuer beſoldet. Man meinte, ſobald der Juif errant zu Ende ginge, würden auch die Abonnenten davon gehen, und in der That hatte der Conſtitutionnel ſo etwas zu befürchten, denn der ewige Jude, wenn man ihn auch noch ſo ſehr in die Länge zog, mußte doch ein Ende nehmen; allein mittelſt des neulich geſchloſſenen Kontrakts müſſen fünf Jahre lang die Früchte der Phantaſie des Romandichters noch immer auf den Boden des Conſtitutionnel fallen, und dadurch hofft derſelbe nicht allein ſeine 12.000 Abonnenten zu behalten, ſondern ſogar noch neue Tauſende zu werben. Unter den hier angeführten Umſtänden ſieht man aber nicht ein, wo Granier de Caſſagnac für ſein rieſenhaftes Blatt, welches folglich auch ein rieſenhaftes Feuilleton haben muß, Dichter hernehmen wird; alle notabeln, das heißt alle, welche Journalen auf die Beine zu helfen vermögen, ſind auf die erſten fünf bis ſechs Jahre in Beſchlag genommen, vermiethet und verkauft, und es bleibt nichts übrig als der Dichtertroß, von dem ſich kein Heil erwarten läßt. Granier de Caſſagnac glaubt ein gutes Mittel gefunden zu haben, um den Abſatz ſeines Rieſenblattes zu befördern; er will es nämlich täglich einzeln feil bieten, wie das tägliche Brod im Bäckerladen; es ſoll auf Eiſenbahnen, bei Diligenceunternehmungen angeboten werden, kurz überall, wo ſich Menſchen verſammeln, zu haben ſeyn. Aber auch dieſe Hoffnung benimmt ihm der erboste Emil de Girardin. „Das tägliche Feilbieten iſt bereits von Gr. de Caſſagnacs Aſſocié, Bohain, mit ſeinem damaligen Figaro verſucht worden, der bei allen Bäckern und Fleiſchern zu haben war, ſo daß ihn Morgens die Mägde mit dem Brod und Fleiſch abholen konnten. Allein die Mägde holten nach wie vor ihren Proviant für die Herrſchaften, den Figaro aber ließen ſie liegen. Ein legitimiſtiſches Blatt machte dieſelbe Spekulation, war aber nicht glücklicher. Das Verkaufen in Bahnhöfen und bei den Diligencen hat auch ſein Bedenkliches; denn die Diligencen verſchwinden allmählig vor den Eiſenbahnen, und wer auf leztern fährt, hat nicht Platz genug, um das projektirte Rieſenblatt zu entfalten, er müßte denn ein Coupé für ſich allein miethen, um ſein Journal ganz gemächlich leſen zu können.“ So ſpricht der Unternehmer der „Preſſe.“ Daß die Journale nicht auf die Feuilletons allein bauen, wenn ſie ihr Format erweitern, davon iſt in einem früheren Berichte die Rede geweſen. Sie verlaſſen ſich auch auf den Ertrag der Ankündigungen, welche, wie geſagt, in den Hauptblättern an einen Spekulantenverein verpachtet worden ſind. Im Journal des Débats ſoll ſich im vorigen Jahre der Ertrag der bezahlten Ankündigungen auf 255.000 Francs belaufen haben; natürlich wird, da der kürzlich feſtgeſezte Pachtzins viel höher ſteht, von nun an auch der Ertrag weit beträchtlicher werden müſſen, wenn die Pächter ihre Rechnung dabei finden ſollen. Die „Preſſe“ verſichert, die Ankündigungen in ihrem Blatte ſeyen im vorigen Jahre zu 184.000 Fr. verpachtet geweſen und ſeyen es von nun an zu 300,000 Fr. jährlich. Sogar das noch immer kleine Siècle hatte im vorigen Jahre ſeine Anzeigen zu 180.000 Fr. verpachtet. Die Journale rechnen darauf, daß die Eiſenbahnunternehmungen, welche immer ihre Abfahrtszeiten anzukündigen haben, bedeutende Kunden für ſie werden, und daß außerdem das Ankündigen in allen Ständen zunehmen muß, je mehr ſich die Tageblätter dieſes Induſtriezweigs bemächtigen. Zulezt werden wir Generalpächter in der Journaliſtik haben, wie es ehemals ſolche im Finanzweſen des Staats gab. Wer hätte damals gedacht, daß eine Zeit kommen könne, wo durch Zeitungen viele Millionen umgetrieben würden! Damals lag die Preſſe in Ketten und Banden und konnte ohne Erlaubniß kein Glied rühren. Jezt breitet ſie ihre Flügel ungehindert in rieſenhafter Länge aus.

Dg.

---

**Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 32.

Mittwoch, 20. Auguſt 1845.


[236] In Unterzeichneter ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Alte hoch- und niederdeutſche
# Volkslieder
## mit Abhandlung und Anmerkungen
herausgegeben von
## Ludwig Uhland.
Erſter Band:
## Liederſammlung in fünf Büchern.
Zweite Abtheilung.

gr. 8. brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Mit Dank und Freude hat Deutſchland aus der Hand eines ſeiner geliebteſten Dichter und gründlichſten Forſcher den erſten Band dieſer ſeit vielen Jahren vorbereiteten Sammlung deutſcher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Volkslebens“ empfangen. Mit vorliegender zweiten Abtheilung ſchließt der für ſich beſtehende Text ab, an deſſen Schluſſe die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetiſches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt iſt. Nach der Vorrede beabſichtigt der Verfaſſer noch zwei kleinere Bände folgen zu laſſen, welche eine Abhandlung über die deutſchen Volkslieder, und kritiſch-hiſtoriſche Anmerkungen enthalten werden. Wir ſelbſt waren bemüht für die würdigſte Ausſtattung eines Werkes zu ſorgen, das eine Zierde der deutſchen National-Literatur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

**J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.**

---

# Reiſen und Länderbeſchreibungen,
31ſte Lieferung.

[235] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Reiſen
## auf den griechiſchen Inſeln des ägäiſchen Meeres.
Von
## Dr. Ludwig Roß.
Dritter Band.

Enthaltend Melos, Kimolos, Thera, Kaſos, Karpathos, Rhodos, Chalke, Syme, Kos, Kalymnos, Jos.

**Mit Lithographien, zwei Karten und mehreren Holzſchnitten.**

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Dieſer neue Band umfaßt hauptſächlich türkiſch-griechiſche Inſeln, welche zum Theil, wie Kaſos und Karpathos, noch von keinem europaiſchen Reiſenden unterſucht, zum Theil, wie die wichtige Rhodos, noch nicht genügend durchforſcht worden waren.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

[226] Bei Meyer & Zeller in Zürich iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Handbuch**

der

**proſaiſchen Nationalliteratur der Deutſchen**

von Gottſched bis auf die neueſte Zeit.

Mit Commentar.

Von Dr. Heinrich Kurz.

In drei Bänden Lexikonformat.

Erſter Band.

Subſcriptionspreis für den Band 1 Rthlr. 17½ Ngr. oder 2 fl. 45 kr.

Das poetiſche Handbuch deſſelben Verfaſſers iſt mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommen worden, daß derſelbe wohl auch dieſem mit dem gleichen Fleiße ausgearbeiteten Handbuche zu Theil werden wird.

Ebenſo iſt unter der Preſſe ein von vielen Seiten lebhaft gewünſchtes

**Handbuch**

der

**altdeutſchen Nationalliteratur der Deutſchen.**

Mit Noten und Commentar.

Von Dr. Heinrich Kurz.

Dieſes Werk, welches Proſa und Poeſie umfaßt, wird die Stärke und den Preis der beiden andern Bände haben.

---

[228] So eben iſt bei den Unterzeichneten erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**CANTI**

DI UN

**MENESTRELLO ITALIANO.**

broch. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[224] Bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erscheinen folgende vorzügliche naturhistorische Werke in Lieferungen und sind durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Methodischer

**Handatlas zum gründlichen Unterrichte**

**in der Naturgeschichte**

für Schüler höherer Lehranstalten

sowie zur Selbstbelehrung.

Von **August Menzel.**

Obiger ganz eigenthümlich eingerichtete, in ganz neuer Art ausgeführte und ungemein billige Atlas, über welchen ausführliche Prospecte sowie Exemplare durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen sind, erscheint in ungefähr 20 sechs- bis achtwöchigen Lieferungen von je 12 Tafeln à 5 Ngr. oder 18 kr. rhn. oder 10 Doppellieferungen von je 24 Tafeln à 10 Ngr. oder 36 kr. rhn. Diess verbunden mit der Einrichtung, dass die Abtheilungen des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs einzeln abgegeben werden, setzt auch den Unbemittelten in den Stand, denselben ohne Schwierigkeit anzuschaffen; überdiess erhalten Lehrer auf je 12 Exemplare eines gratis. Dieser in Verbindung mit Hrn. Prof. Eichelberg entworfene und ausgeführte Atlas wird allen HH. Lehrern der Naturgeschichte als ein wichtiges Supplement zu den verschiedenen Lehrbüchern und Leitfaden der Naturgeschichte von grossem Werthe seyn.

---

**Naturgetreue Abbildungen**

und ausführliche Beſchreibungen aller in- und ausländiſchen Gewächſe,

welche die wichtigſten Produkte

**für Handel und Induſtrie liefern,**

als

naturgeſchichtliche Begründung der mercantiliſchen Waarenkunde

von Prof. J. F. A. Eichelberg.

Dieſes Werk hat 12 Lieferungen zu 6 colorirten Tafeln und 2 Bogen Text à 22½ Ngr. oder 1 fl. 18 kr.

---

**Naturgetreue Abbildungen**

und ausführliche Beſchreibungen

aller für Handel und Induſtrie wichtigen Thiere

von Prof. J. F. A. Eichelberg.

Davon erſcheinen 6 Hefte colorirt zu 6 Tafeln und 2 Bogen Text à 22½ Ngr. oder 1 fl. 18 kr. Daſſelbe ſchwarz 12½ Ngr. oder 54 kr.

---

[212] Bei mir iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Gedichte**

von

**Theodor Stamm.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juli 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[233] Im Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

**Die ſpeculative Idee Gottes**

und die damit zuſammenhängenden

**Probleme der Philoſophie.**

Eine kritiſch-dogmatiſche Unterſuchung

von

Dr. J. U. Wirth.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Die vorliegende Schrift zerfällt in zwei Theile, einen theoretiſchen und einen hiſtoriſchen, von welchen der erſtere eine ſelbſtſtändige Löſung des höchſten metaphyſiſchen und religiöſen Problems gibt und von ihm aus die wichtigſten Fragen der Philoſophie und der Zeit beleuchtet, der zweite die Entwicklung der Idee Gottes und der damit zuſammenhängenden Probleme durch die ganze Geſchichte der Philoſophie bis auf die neueſte Zeit verfolgt.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Brandes Naturlehre zweite Auflage.

[237] In Unterzeichneter iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**H. W. Brandes**

# Vorleſungen

über die

# Naturlehre

für

## Leſer, denen es an mathematiſchen Vorkenntniſſen fehlt.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Ausgabe,

beſorgt von

**C. W. H. Brandes** und **W. J. H. Michaelis**,

Doctoren der Philoſophie.

**Mit Kupfern.**

Preis brochirt 4 Rthlr. — In Leinwand gebunden 4 Rthlr. 10 Ngr.

Der allgemeine Beifall, den ſich dieſes Werk bei ſeinem erſten Erſcheinen erwarb, hat wohl hinreichend dargethan, wie ſehr es dem leider zu früh vollendeten Verfaſſer gelungen iſt, mit einer leichtfaßlichen unterhaltenden Darſtellung denjenigen Grad von Gründlichkeit zu verbinden, der bei jeder Behandlung der exakten Wiſſenſchaften als nothwendiges Erforderniß betrachtet werden muß.

Die neue Bearbeitung ſtellte ſich dieſelbe Aufgabe, wie die erſte Auflage; ſie erklärt ohne Vorausſetzung anderer als der allergewöhnlichſten mathematiſchen Kenntniſſe die in der Natur vorkommenden Erſcheinungen gründlich und vollſtändig, und gibt zugleich von dem jetzigen Zuſtande unſerer phyſikaliſchen Kenntniſſe und von den Mitteln, wodurch man zu denſelben gelangt iſt, ein klares Bild; ſie behandelt ebenſowohl die unzähligen Erfahrungen, zu denen das tägliche Leben, die Künſte und Gewerbe Veranlaſſung geben, als die Wirkungen der Natur im Großen und ſelbſt die ſchwierigſten Erſcheinungen, zu denen erſt die neueſten Entdeckungen einen Schlüſſel gegeben haben. Dagegen unterſcheidet ſich die neue Auflage von der älteren durch die ſorgfältigſte Berückſichtigung der neueſten Entdeckungen und die Fortführung aller Lehren bis auf die jetzige Zeit, und in Folge deſſen durch entſprechende Vermehrung des Textes und der Kupfertafeln, durch Hinzufügung eines ausführlichen, lexikographiſch geordneten Regiſters und durch die äußere Ausſtattung, die es bei größerem Formate und feinerem Papier möglich macht, das ganze Werk in einen nicht übermäßig ſtarken Band zuſammen binden zu laſſen.

Leipzig, Auguſt 1845.

**G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.**

---

[222] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

# Das Ausland.

## Ein Tagblatt

**für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.**

## Monat Juli 1845.

**Größere Aufſätze.**

Die Druſen und die Maroniten. — Die Frauen in China. — Fahrt auf dem Miſſiſippi. — Die foſſile Fauna der Sewalik-Berge. — Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen: der erſte Eindruck; die Contraſte; das geſellſchaftliche Leben; ländliche Scenen; ſittlicher Zuſtand; Gaſthöfe und Kaffeehäuſer. — Briefe aus Weſtindien: dritter Brief; vierter Brief; fünfter Brief. — Profeſſor Geijer über die ſchwediſche Verfaſſung. — Nepaul. — Englands Kapitalfülle und deren neueſte Richtung. — Zwei Schreiben an Alexander v. Humboldt über die kaspiſch-uraliſche Senkung. 1) Chanykoff über die Kirgiſenſteppe; 2) Zimmermann über den ehemaligen Oruslauf ins kaspiſche Meer. — Reiſeſkizzen aus Mexiko. — Das Kriegsaufgebot in Schoa. — Archäologiſche Reiſe nach Ninive. 2) Skulptur. — Saratoga. — Bilder aus den Pyrenäen. — Die Eiſenbahnverlegenheit in England. — Verſammlung der brittiſchen Naturforſcher in Cambridge. Erſter Brief. — Die Stürme im indiſchen Ocean. — Taganrog. — Tamaulipas. — Die Eiſenbahnen in Frankreich. — Bilder aus Fezzan und Sudan. 1) Sokna; 2) Murzuk; 3) Tanbuka; 4) Sitten und Geſetze im Bornu; 5) der Markt von Kuka. — Wer war das? — Das Thal von Jaral. — Das Muſeum der angewandten Geologie in London. — Nizza. — Eine Reiſe über den Kaukaſus. — Die Boeren und Griquas am Kap. — Ueber den Ankauf arabiſcher Pferde aus dem Nedſchd. — Lady Heſter Stanhope. — Briefe aus dem niederländiſchen Indien. Erſter Brief. — Ueber den Wallfiſchfang. 1) Jagdgründe. — Die Zukunft der Sklavenſtaaten in Amerika.

**Kleinere Mittheilungen.**

Taubenpoſt zwiſchen Neuilly und dem Schloß von Brüſſel. — Die Cholera in Bengalen. — Deficit in China. — Die Mahimſtraße bei Bombay. — Die Nationalbibliothek zu Rio Janeiro. — Ueber die Pellagra. — Die Bewohner des Auresgebirgs. — Merkwürdiger Hof um die Sonne. — Die Titelſucht in Frankreich. — Chineſiſches Gras. — Guano aller Orten. — Der Oberlauf des Amazonenſtroms. — Das Innere von Auſtralien. — Die Heuſchrecken in Spanien. — Das chineſiſche neue Jahr. — Die Auresberge. — Etwas über die Champagne. — Ein aſſyriſcher Cylinder. — Das Waſſer des Bahr el Azret. — Maſchine zum Fabriziren lateiniſcher Verſe. — Ein merkwürdiger Spitzbubenſtreich. — Ueber Polygamie in Indien. — Eine große Sprengung durch galvaniſche Entzündung. — Katakomben bei Kertſch. — Auswanderung aus den Vereinigten Staaten nach Ore-

Digitized by Google

gon. — Schmiedbares Glas. — Zeulodon Sillimanii. — Haifiſchfang in Norwegen. — Neigung zum Wahnſinn in verſchiedenen Altern. — Tauſend Pfund Sterling Prämie für ein Oelgemälde. — Die Mauritius- oder Ita-Palme. — Grammatik der Cree-Sprache. — Merkwürdiger Eiſenbahnplan in London. — Farces, Bergeries und Moralités. — Bergmannsſchulen in Wales. — Theaterbrände in Nordamerika. — Foſſile Thiere auf der Inſel Perim. — Ausgedehnter Regen in Nordamerika. — Die Stellung Kanada's zu den Vereinigten Staaten. — Geologie von Kanada. Afrikaniſche Alterthümer in Paris. — Marmor in Frankreich. — Engländer und Franzoſen in Kanada.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche reſp. Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf dieſe Zeitſchrift an. Erſtere liefern ſie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunſche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

Beſchreibung des **Königreichs Württemberg.**

Zweiundzwanzigſtes Heft.

[232] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beſchreibung des **Oberamts Welzheim.**

Herausgegeben von dem königl. ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureau.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Anſicht von Lorch und vier Tabellen.

gr. 8. Velinpapier.

Die verehrlichen Subſcribenten erhalten dieſes neue Heft durch jede Sortimentshandlung für den Subſcriptionspreis von 1 fl. 12 kr. Der Ladenpreis deſſelben iſt 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[234] In unterzeichnetem Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Boehmer, Joh. Friedr.**
(Stadtbibliothekar zu Frankfurt)

**Fontes rerum Germanicarum.**
Geschichtsquellen Deutschlands.

**Zweiter Band.**

Auch unter dem Titel:

**Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 13ten Jahrhundert.**

gr. 8. broch. LVI u. 572 Seiten. Auf ſatinirtem Schreibp. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 4 gGr.

Dieſer Band, welcher auch einzeln zu haben iſt, bildet die Fortſetzung der vor zwei Jahren begonnenen Handausgabe klaſſiſcher Geſchichtſchreiber des deutſchen Mittelalters. Sein Inhalt zerfällt in drei Hauptgruppen: 1) Rheiniſche Geſchichtsquellen ſtromabwärtsgehend aus Colmar, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Köln. 2) Quellen zur Geſchichte der deutſchen Könige Philipp, Otto, Heinrich, Wilhelm, Richard und Rudolf, namentlich was Gottfried von Cöln, Reiner von Lüttich, Melis Stoke, Johannes Beka, Thomas Wikes und Martinus Polonus mit der Aldersbacher Fortſetzung für dieſelben gewahren, nebſt der Erfurter Chronik, den Annalen von Sindelfingen, den geſchichtlichen Noten aus Wimpfen und dem Gedichte Hirzelins über die Schlacht bei Göllheim. 3) Bayriſche Geſchichtsquellen, nämlich die Annalen Hermanns und Eberhards von Nieder-Altaich nebſt deren Fortſetzung in der Chronik von Oſterhoven. Dieſer Band enthält ſomit für die Geſchichte Deutſchlands im betreffenden Jahrhundert mehr als irgend eine andere bisher erſchienene Scriptorenſammlung. Manche der hier mitgetheilten Stücke waren, obgleich ſchon gedruckt, doch ſo ſelten wie Handſchriften, z. B. die Geſchichte der Thaten Rudolfs des Habsburgers durch Gottfried von Ensmingen aus Straßburg, oder faſt ganz unbekannt wie des Cäſarius von Heiſterbach treffliche Lebensbeſchreibung des Erzbiſchofs Engelbert von Cöln, andere ſind hier aus Handſchriften weſentlich berichtigt, wie die Colmarer und die bayriſchen Geſchichtsquellen, noch andere erſcheinen hier zum erſtenmal gedruckt wie unter mehrerem die gehaltreichen Wormſer Annalen, aus denen man die innern Zuſtände jener Stadt kennen lernt, die einſt werth war, Schauplatz des Nibelungenliedes zu ſeyn, deſſen muthiger Geiſt in den Thaten der Bürger wiedererkannt wird. Die Vorrede enthält umfaſſende Erörterungen über Verfaſſer, Gehalt, Handſchriften und Drucke der mitgetheilten Stücke.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[149] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Hebel's, (Dr. J. P.),** allemaniſche Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der allemaniſchen Mundart überſetzt von Adrian. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

— — **bibliſche Geſchichten.** Für die Jugend bearbeitet. Neue unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. Druckpapier 8 gGr. oder 36 kr.

— — **bibliſche Geſchichten.** Für die katholiſche Jugend eingerichtet von einem katholiſchen Geiſtlichen. 2 Theile. 8. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

— — **Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes.** Neue Auflage. gr. 8. 18 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[143] In dem Unterzeichnetem ſind erſchienen:

**Der Menſch und die elementariſche Natur.** Erſter Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 4 gGr.

**De fragmento Vegoiae,** cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

**Erlinde.** Der Menſch und die elementariſche Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 200.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 21. Auguſt 1845.

London! right well thou know'st the day of prayer:
Then thy spruce citizen, wash'd artisan,
And smug apprentice gulp their weekly air;
Thy coach of Hackney, whiskey, one-horse chair,
And humblest gig through sundry suburbs whirl.

Byron.

## Ein Sommerſonntag in London.

Auch an gemeinen Tagen ſind die Londoner Straßen am frühen Morgen auffallend einſam, noch mehr natürlich Sonntags. Da ſchallen oft nur die Tritte des ſeine Runde machenden Polizeidieners, oder eine angelluſtige Geſellſchaft wandelt entlang, gewöhnlich junge Schreiber und Ladendiener, von denen die eine Hälfte gähnt und die andere herzlich wünſcht, nicht ſo gar früh aufgeſtanden zu ſeyn. Ueber den Schultern hängen ihnen furchtbare Werkzeuge, womit ſie wenigſtens die Abſicht haben, Rochen und Gründlinge zu fangen, und große bauchige Kober, worin Brod und Fleiſch, eine zweideutige Schinkenpaſtete und eine Flaſche Bier. Dann und wann — doch iſt das jezt eine ſeltenere Erſcheinung als vor Jahren und wird zum Glück immer ſeltener — begegnet man einem ſeligen Handwerker, hoffentlich einem unverheiratheten, der ſeinen Wochenlohn im Branntweinpalaſte vertrunken hat. Er iſt nicht nüchtern genug, um genau zu wiſſen, durch welche Straße ſein Weg führt; da er aber auch nicht ſo betrunken iſt, um nicht gehen zu können, und ruhig und friedlich ſeinen Weg taumelt, nimmt der Polizeidiener keine Notiz von ihm. Die Frühſtücksbänke, vor welchen namentlich der unbeweibte Tagelöhner, wenn er Werkeltags ſich an die Arbeit begibt, eine Taſſe Kaffee oder Thee ſchlürft oder eine geröſtete Kartoffel verzehrt, ſind Sonntags entweder überhaupt nicht zu ſehen oder nur in ſolchen Diſtrikten, deren nächſte Umwohner ihre Kundſchaft ausmachen. Länger als in der Woche bleiben die Kaffeeläden geſchloſſen, die eine Taſſe dünnen, aber deſto heißern Kaffees nebſt ein wenig blauer Milch, einem Löffelchen Lumpenzucker, einem Stück Weißbrod und der Erlaubniß, eine Zeitung zu leſen, für zwei Pence — ſechs Kreuzer — gewähren. Denn die hier Einſprechenden ſind wieder meiſt Arbeiter und dieſe bleiben Sonntags ein paar Stunden länger im Bette, ſowohl um von den Strapazen der vergangenen Woche ſich zu erholen, als um für die des kommenden Tags ſich zu ſtärken.

Ein Sonntag im Sommer fängt in London eigentlich nicht vor ſieben Uhr an. Um dieſe Stunde rufen ſchwache und zitternde Stimmen Brunnenkreſſe aus, Kinder oder alte Leute, die unfähig, mehr zu verdienen, dieſen wenig abwerfenden Handelszweig betreiben. Was außerdem an Sonntagsmorgen ausgerufen werden darf, ſind Krabben, Stockfiſch, Picklinge, Makrelen und Obſt. Später kommt der Milchmann oder die Milchfrau mit friſch getaufter Milch in blanken blechernen, klirrenden Kannen und dem melodiſchen: milk below. Die Milchfrau iſt in der Regel ein ſtämmiges, rothbackiges, aufgeräumtes Weib aus Wales oder Irland, das ſtets

einen Schwank auf der Lippe hat für den Polizeidiener und eine Frage an die Köchin nach dem Befinden des Charmanten. Sie iſt auch die Vertraute ihrer ſämmtlichen Kunden und die kluge Rathgeberin jeder Küchenmagd, die erbost über die naſeweiße Frage ihrer Herrin, was aus den von der Tafel gekommenen ſieben Achteln einer fünfzehnpfündigen Schöpſenkeule geworden, feſt entſchloſſen iſt, beſagter Herrin noch heute den Dienſt aufzukündigen — to give that missus of hers warning this very blessed day.

Nachgerade fangen die Schornſteine an zu rauchen und die Läden ſich zu öffnen, welche in armen Straßen die Bedürfniſſe des Lebens bieten. In engen Gäßchen und Höfen fliegen die Fenſter auf, damit ein Zugwind das widerſpenſtige Feuer brennen mache. Dort klirrt das Theegeſchirr, hier brüllt ein kleiner Junge, der ſich nicht waſchen laſſen will. Sobald die jüngſten Familienglieder angezogen ſind, ſchickt man ſie, um ihrer los zu werden, an die Hausthüre. Da müſſen ſie in geſchloſſener Reihe auf der Schwelle ſitzen und dürfen bei Leibesſtrafe nicht ſpielen, um ihre Kleider nicht zu beſchmutzen. Im Innern des Hauſes ſchaltet und waltet die Mutter mit der älteſten Tochter, beſchäftigt, eine Schweinskeule zuzurichten und einen Apfelpudding zu fabriziren, und nachdem der Vater bald hier, bald dorthin geſchickt worden, jezt den Säugling gehalten, dann Aepfel geſchält, den Zucker geholt und Meſſer geſchärft hat, wird er deſſen überdrüſſig, zündet ſeine Pfeife an und tritt in die Hausthüre, wo er, rauchend und den Säugling auf dem Arme, ohne Rock, aber in ſchneeweißen Hemdärmeln und nicht minder weißen Beinkleidern, entweder ein Sonntagsblatt oder eine der wohlfeilen Wochenzeitungen liest.

Gegen zehn Uhr werden die Straßen lebendiger. Die Londoner verehren und üben im Allgemeinen die franzöſiſche Maxime: il faut sauver les apparences, und wer vom 1. Januar bis zum 31. December keinen Fuß in eine Kirche ſezt, will es ſich wenigſtens nicht merken laſſen. Daher ſind die Straßen während des Frühgottesdienſtes verhältnißmäßig leer. Um jene Zeit erſcheinen nur diejenigen, welche ſchon vor Tiſch ihren Ausflug machen. Doch iſt das die Minorität der Sonntagsſpaziergänger. Es ſind meiſt kleine Geſellſchaften, die per Dampf zu Waſſer oder zu Land ſich nach Greenwich begeben, im dortigen Park unter einem Kaſtanienbaum ein mitgebrachtes Diner verzehren und Nachmittags Shooter's Hügel erklettern, auf Eſeln über die Ebene von Blackheath galoppiren oder im Park bleiben und zu einem „Küß-mich-im-Kreiſe" zuſammentreten. Oder ein junger Krämer thut ein Uebriges, miethet für den ganzen Tag ein Gig, holt ſeine lady-love ab und führt ſie nach Harrow, Richmond, Tottenham, Hampton, Dulwich oder ſonſt einem beſuchten Orte, ſpeist mit ihr in einer anſtändigen Wirthſchaft, luſtwandelt dann mit ihr in der Umgegend und findet ſich mit ihr um ſechs in derſelben Wirthſchaft zum Thee ein, bei welchem die junge Dame die Honneurs und es zum Etikettenpunkte macht, dem Aufwärter für jede Dienſtreichung höflichſt zu danken. Oder patriarchaliſch geſinnte Männer, die aus Erfahrung wiſſen, daß einfache und wohlfeile Vergnügungen oft die beſten und geſundeſten ſind, laden ihre geſammte Familie nebſt einem Freunde und einigen Freundinnen auf einen Karren, beſpannt mit einem großen, knochenſtarken Pferde, das ſeit zwölf Jahren von der Nachbarſchaft gekannt, bei ihr in dem Rufe ſteht, Alles ziehen zu können. So geht es hinaus nach dem Eppingwalde, und iſt man in gemächlichem Schritte angelangt, wird ein gewaltiger Korb ausgepackt, ein Tuch auf den Boden gebreitet und hungrig und durſtig, unter Lachen und Schäkern, über Speiſe und Trank hergefallen, gegen Zuſchauer oder ungebetene Gäſte ſo ſicher als ſchwebte die Geſellſchaft in einem Ballon, ſtatt daß ſie eine Wegſtunde von London im Grünen lagert. Nach beendigtem Mahle wird dürres Reißig geſammelt, und bald lodert ein luſtiges Feuer, über welchem ein Keſſel hängt, deſſen kochendes Waſſer die doppelte Beſtimmung hat, den Grog für den alten Papa und den Thee für die Uebrigen zu bereiten, und während die Alten beiſammen ſitzen und plaudern, ſtreifen die Jungen durch Holz und Flur, über Feld und Wieſe, pflücken Blumen und Beeren, ſcherzen und tollen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Als einſt Antoninus Caracalla in Nikomedien an ſeinem Geburtstage (wo man ſonſt Blut vergießen zu laſſen für ein unglückliches Zeichen hielt) ein Gladiatorenſpiel geben ließ und ein Ueberwundener ſeine Vermittlung anſprach, um beim Leben zu bleiben, rief er ihm das grauſame Wort zu: „Gehe hin und bitte bei deinem Gegner; ich habe kein Recht, dein zu ſchonen!" In der Perſon eines Spielgebers heuchelte da der kalte, boshafte Fürſt, das Recht der Begnadigung ſtehe nicht ihm zu. Nun aber wagte auch der Sieger nicht, ſeinem Kameraden das Leben zu ſchenken, um nicht mitleidiger zu ſcheinen als der Kaiſer, und bohrte ſeinem Opfer widerwillig den Stahl in die Bruſt.

Digitized by Google

Mit dem mildthätigen Beiſtecken des Daumens wurde übrigens dem niedergekämpften Gladiator bloß für den Augenblick das Leben gefriſtet, indem er damit lediglich für den einzelnen Tag und Kampf, nicht aber auf immer von ſeinem gefährlichen Handwerke loskam. Der heute Begnadigte konnte vielleicht ſchon morgen dem Todesverhängniſſe erliegen. Sollte er ein für allemal allen Wechſelfällen ſeines Berufs entnommen werden, ſo bedurfte es einer gänzlichen Entlaſſung aus dem Gewerbe, welche mit einer Art von Feierlichkeit verbunden war, indem das Volk unter lautem, ungeſtümem Zuruf für bejahrte, durch viele Siege in gutem Andenken bei ihm ſtehende und ſich ſelbſt natürlich nach Ruhe ſehnende Gladiatoren das Rapier zu fordern pflegte, d. h. den abgeſtumpften Uebungsdegen, was ſo viel hieß, als daß der Mann von nun an Frieden haben und allenfalls nur noch zum Zeitvertreib, als Exercirmeiſter gladiatoriſcher Rekruten, den Degen führen ſolle. Und es war altherkömmlicher Brauch, dieſem Begehren unweigerlich zu entſprechen. Dieſen abgeſtumpften Degen überreichte dann vor Aller Augen entweder der auf die Arena hervortretende Fechtmeiſter, oder auch der Spielgeber unmittelbar, zu deſſen Loge der Geehrte herantreten mußte. Mit dieſer Ceremonie war die förmliche und unbedingte Freiſprechung von der Verpflichtung, als Fechter auftreten zu müſſen, verknüpft; wiewohl ſich findet, daß mit dem Rapier Begnadigte durch außerordentlichen Ehrenſold ſich wohl beſtimmen ließen, je zuweilen noch als Freiwillige auf der Arena kämpfend zu erſcheinen. Tiberius vermochte bei einem ſeiner Gladiatorenſchauſpiele hiezu einige ſolcher Leute um den Preis von je zehntauſend rheiniſcher Gulden.

Eine fromme Sitte des Alterthums gebot, die Geräthſchaften jedes mit einigem Segen betriebenen Gewerbes, von welchem man ſich zur Ruhe ſezte, im Tempel der Gottheit, unter deren Schutze daſſelbe ſtand, als dankbares Weihgeſchenk niederzulegen und mit einer ſogenannten Votivtafel, auf welcher die näheren Umſtände verzeichnet waren, derſelben zu widmen. So hingen denn auch die mit dem Rapier beſchenkten Gladiatoren ihre bisher geführten Waffen und Rüſtungen im Tempel oder Hain des Herkules auf, als des Schutzpatrons aller tapfern Männer, inſonderheit aber der Ringer und Kunſtfechter. Dieß ſchüzte ſie namentlich auch gegen zudringliche Anſinnen, ſich auf der Arena neuerdings ſehen zu laſſen, weil nichts, was einmal irgend einer Himmelsmacht verehrend dargebracht war, ohne ſchwere Verſündigung zu profanem Gebrauche wieder verwendet werden konnte. Und wie es heutzutage Perſonen genug gibt, welche das Glück ihrer Unternehmungen an gewiſſe ſtumme Zeugen, z. B. ein von den Vorfahren unter gedeihlichem Fortgang ihrer Geſchäfte bewohntes Haus, und gerade auch an dieſes oder jenes bewährte Werkzeug dermaßen geknüpft glauben, daß ſie ſich der Sünde fürchten, damit eine Neuerung vorzunehmen, ſo würde, nach antikem Aberglauben, der Kampfheld Unglück befürchtet haben, welcher nicht in der gewohnten und mit ſeinen Siegen gleichſam zuſammengewachſenen Rüſtung hätte anftreten ſollen. In dieſen Fällen pflegten wohl erfindſame Leute den Ausweg vorzuſchlagen, daß man, um ein altes Geräth ohne Anſtoß zu irdiſchen Abſichten nochmals gebrauchen zu dürfen, der Gottheit zur Entſchädigung ſtatt deſſelben das Nämliche neu und in weit koſtbarerer Geſtalt zu ſtiften habe. Wie aber die eigentlich Religiöſen in dieſem Punkte dachten, erſieht man aus einem Epigramm der griechiſchen Anthologie, wo der Kriegsgott einen, welcher ihm eine ſchöne neue Rüſtung gewidmet hatte, ungeſtüm ſcheltend anfährt, ob er meine, daß er ſich, wie Knaben, an neuen, ſchöngepuzten, aber durch keinen rühmlichen Gebrauch bewährten Dingen ergöze? Ihm komme keine blanke, ſchartenloſe Wehr zu, ſondern nur eine mit Blut der Feinde berieſelte, vom Staube der Schlacht unſcheinbare, durch Beulen, Roſt und Spuren vieler Streiche an eines tapfern Mannes Leib erprobte.

### Freiwillige Gladiatoren.

Als allmählig die Gladiatorenſpiele von Leichenfeierlichkeiten eine allgemeine Unterhaltung geworden waren, und der ſtrenge Brauch abkam, daß alle bei einem ſolchen Spiele aufgeführte Fechter ſich unter einander aufreiben mußten, vollends aber als Auguſtus, offenbar um der allzu fürchterlichen Menſchenkonſumtion zu ſteuern, geradezu ein Geſetz gegeben hatte, daß ohne die Niedergekämpften für den Augenblick zu begnadigen, gar nicht mehr gefochten werden ſollte, fand das halsbrechende, blutige Handwerk ſogar freiwillige Liebhaber. Schmach in jedem Falle, Tod in ſehr vielen, war freilich das Loos deſſen, der ſich entſchloß, ſich dieſem gräßlichen Berufe zu widmen. Aber die ſorgloſe Keckheit, alltäglich ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen und mit dem Verhängniſſe ein herausforderndes Spiel zu treiben, hatte für eine nach Abenteuern lüſterne Phantaſie unläugbaren Reiz. Und wenn der erſte Schauer, ſich von aller bürgerlichen Würde und Ehre loszuſagen, überwunden war, gewährte eine ſolche aufgegebene Exiſtenz eine Art von Stoicismus, der ſich in ſeiner abſoluten Reſignation einbilden konnte, aus dem zielloſen Gewirr der politiſchen und ſocialen Leidenſchaften ſich in einen Hafen geflüchtet zu haben, wo ihn weder Furcht noch Hoffnung mehr anfechten konnte. Darum ward die Arena die Verſorgungsanſtalt manches ſchiffbrüchigen Daſeyns, und dort hat ſogar der Glanz erlauchter Namen ſeinen lezten Schimmer verhaucht.

Digitized by Google

Wer mit ſeinem Vermögen heruntergebrannt war, ohne ſich durch glückliche Handelsunternehmungen, durch Kriegsdienſt, eine reiche Heirath, oder zuletzt durch jene großartigen Staatskülbüten helfen zu können, wie ſie Cinna, Catilina, Clodius im Sinne hatten, aber nur Cäſar auch glücklich durchführte, wer ſich mit Gott und der Welt verfeindet und keine Seele mehr ſein nennen konnte auf dem Erdenrund, wer nichts zu verlieren hatte, als eben höchſtens noch ſeinen bürgerlichen Namen, der ließ ſich auf Zeit oder auf ewig als Kunſtfechter anwerben und trat in die Dienſte eines Unternehmers, welcher dergleichen für die Spielgeber unterhielt oder abrichtete. Er übernahm damit alle Verpflichtungen und Erniedrigungen, die ſich die als Sklaven zu ſolchem Gewerb Auserſehenen zwangsweiſe gefallen laſſen mußten; er wurde thatſächlich Sklave, und es findet ſich nicht, daß ein ſolcher ſein Verhältniß zum Fechtmeiſter und Gebieter verkannt und den übernommenen ſchweren und beſchämenden Pflichten Widerſtand geleiſtet hätte.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Stuttgart, Auguſt.**

Enslens Rundgemälde. — Illuſionsmalerei.

Die Ausſtellung der Rundgemälde des Profeſſors Enslen iſt wohl geeignet, auf Künſtler und Kunſtfreunde anregend zu wirken. Wenn eine künſtleriſche Erfindung volksthümliche Produkte ſchafft, ſo wird ſie nach der einen, der artiſtiſchen Seite hin von ſtrebenden Talenten höher gebildet, von der andern, der induſtriellen, aber herabgezogen und fabrikmäßig behandelt. So erging es namentlich dem Zweige der Malerei, der auf Sinnentäuſchung hinarbeitet. — In der Plaſtik iſt die Täuſchung, die Lebloſes für Lebendiges, für Scheinleben gibt, ſchaurig, ja oft eckelhaft. So in der Wachsfigurenbildnerei, die viel ſtärker an den Tod erinnert, als ſogar die farbige Bildſchnitzerei. — Die Malerei iſt ihrerſeits dem wirklichen Leben näher, als die eigentliche, künſtleriſche Skulptur; aber Niemand wird vom Maler fordern, daß er Geſtalten, Scenen, Landſchaften ꝛc. ſo täuſchend darſtelle, daß wir ſie, den Vögeln des Zeuxis gleich, für Wirklichkeit nehmen. Es iſt genug, wenn ſie ſo ſchön und naturwahr ſind, daß ſich unſere Imagination, ohne den Kunſtboden zu verlaſſen, darein vertieft, daß ihre Darſtellung uns als äſthetiſche Gegenwart intereſſirt; eben wie in der Poeſie, wo wir ſelbſt bei der dramatiſchen Darſtellung keinen Augenblick glauben, die wirklichen Perſonen vor uns zu haben, obgleich wir mit innigſtem Antheil mitlachen, zürnen, weinen, uns entzücken. Ja, dieſes Unduliren der Seele zwiſchen Dichtung und Wahrheit, Schein und Seyn, dieſe Wechſelbeziehung iſt eben der große Reiz der Poeſie, der Kunſt. Die Malerei hat nun aber in ihrer Vielſeitigkeit eine Illuſionsſeite in ſich ausgebildet, wo durch Iſolirung des Bildes, durch Beſeitigung aller Maßſtäbe für ſeine Entfernung vom Auge, durch Spannung des Lichts, während der Beſchauer durch Nacht in einen düſtern Raum tritt, durch Transparenz und andere Hülfsmittel eine ſtärkere Täuſchung bewirkt wird, die bei dem Empfänglichen ſo weit geht, daß er die Gegenſtände, Architektur und Landſchaft mit Staffage, wirklich lebensgroß vor ſich zu ſehen glaubt. — Dieß leiſten die Panoramen, Polyoramen ꝛc. Sie gewähren nach dem Maß ihrer Treue ein großes Vergnügen, weil der Sinn hier den anziehenden Gegenſtand unmittelbar, ohne Ueberſetzung aus der Kunſtſprache in ſich aufnehmen, ſich ihm ohne Anſtoß an Styl oder Manier mit Antheil hingeben kann. Je weniger Zwang für das Auge hiebei obwaltet, deſto ungeſtörter, energiſcher iſt der Genuß. Die bewirkte Illuſion grenzt oft an das Wunderbare. — Zu dieſen allgemeinen Bemerkungen gaben uns die perſpektiviſchen Gemälde des Profeſſors Enslen, des Sohns des einſt durch höchſt kunſtreiche Automaten berühmten Mechanikers, Veranlaſſung. Es bleibt immerhin lehrreich, jede Kunſt in allen ihren Phaſen und Manifeſtationen zu beobachten, ja ſelbſt in ihre Extravaganzen zu verfolgen.

Der ſehr achtungswerthe Künſtler hat mit ſeltenem Talent und edlem Streben nach Naturtreue ſeine Darſtellungen auf eine im Ganzen kaum zu überbietende Stufe gebracht. Da man nun aber zu jedem Lebens- und Kunſtgenuß einen gewiſſen Grad von Bildung bringen muß, ſo wirkt auch hier der Sinn für landſchaftliche, architektoniſche, volksthümliche Scenerie mit, und am meiſten wird endlich derjenige genießen, der die Lokalitäten, oder doch Analogien davon, aus eigener leibhafter Anſchauung kennt. Man kann hier den bekannten Ausſpruch des Lichtenbergſchen Philadelphia: Wer Nichts bezahlt, ſieht Nichts, dahin parodiren: Wer Nichts weiß, der ſieht Nichts. Die Bilder ſind größtentheils architektoniſch mit vorkommender Plaſtik; auch die eintretende Vegetation iſt gut behandelt; namentlich iſt aber das Waſſer ganz vortrefflich dargeſtellt. Für die eigentliche Landſchaft, offene oder geſchloſſene, eignen ſich die Transparents, die Mondſcheingemälde beſſer, doch iſt auch hier bei der Villa reale der Golf von Neapel, das unvergleichliche Amphitheater der Küſte bis Caſtel a Mare täuſchend wiedergegeben. Das Meer aber, von Schiffen und Nachen belebt, von ſtreichenden Lüftchen gekräuſelt, ſonnenbeglänzt und von Wolkenſchatten gedämpft, wünſcht man nicht wahrer zu ſehen. — Die Ueberſchau von München iſt ein ganzes Rundgemälde, obwohl halbrund aufgeſtellt, ſichtbar mit gewiſſenhafteſter Treue gemalt bis auf die Abſtufungen der Lokaltöne, der Beleuchtung der Straßen, der Reflexe der Häuſer. Selbſt die unabſehbare, dürftig begraste und bewachſene Kiesfläche hat ihren Reiz, und die herrliche Vegetation des Hofgartens, ſo wie der in allen Umriſſen und Modellirungen ſichtbare Zug der Hochgebirge ſind wirkſame Gegenſätze. Auf dem Max-Joſephs-Platze und ſeinem bronzenen Denkmal kontraſtiren mit den Façaden des Königsbaues, des Theaters und Poſtgebäudes die Reihen von Wohngebäuden der ſich öffnenden Straßen. Die Staffage, lokale Volksgruppen, Coſtüme verſchiedener Diſtrikte und Stände, ſind geiſtreich, launig, maleriſch belebt gezeichnet. Das Nachahmungstalent des Künſtlers gibt britiſche Porträts zu erkennen. Auch ſein Witz ſpielt ergötzlich mit. So läuft neben einer politiſch-literariſchen Notabilität ein Straßenjunge, in die franzöſiſchen Nationalfarben gekleidet.

(Schluß folgt.)

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 67.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 201.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 22. Auguſt 1845.

*Julius Cæsar edidit spectacula varii generis. — Munere gladiatorio in foro depugnavit Furius Leptinus, stirpe prætoria, et Q. Calpenus senator quondam actorque causarum.*

Suetonius.

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Fortſetzung.)

Einigermaßen hatte die Sache einen militäriſchen Anſtrich, und damit tröſteten ſich auch wohl jene vornehmen Libertiner, die in ihrer Verzweiflung dieß Handwerk ergriffen hatten. Namentlich mußten ſie eine Art von Fahneneid ſchwören, der denn freilich von dem, was ein biederer Soldat mit ſeinem Mannesworte bekräftigen kann, gewaltig abſticht, wenn ſchon es wunderliche Häupter von Gelehrten gegeben hat, die den Soldaten- und den Gladiatoreneid für einen und denſelben gehalten haben. Die Soldaten ſchwuren, wie noch jezt und wie natürlich, „pünktlichen Gehorſam nach beſten Kräften und in allen Stücken ihren Führern zu leiſten, dem Feldherrn überall hin unweigerlich zu folgen und nie von ihrer Fahne zu laſſen.“ Dagegen verlangte der Gladiatoreneid, daß ſich der Betreffende ohne Murren wolle „mit Feuer verſengen und brandmarken, in Ketten legen, mit Ruthen ſtreichen und mit Eiſen in jeder Weiſe tödten laſſen.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dergleichen Freiwillige mit dem Eintritt in die Fechtſchule ohne Weiteres aufhörten, in ihrem früheren bürgerlichen Verhältniſſe zu gelten; denn daß römiſche Bürger als aktive Ritter oder gar als aktive Senatoren auf der Arena gekämpft hätten, konnten ſich nur Leute vorſtellen, welchen troz centnerſchwerer philologiſcher Gelehrſamkeit die einfachſten Maaßſtäbe für ein lebendiges Staatsleben abgingen. Wenn es heißt, bei den großen Triumphſpielen, welche Julius Cäſar im Jahre 708 ausrichtete, habe Furius Leptinus, aus prätoriſchem Stamme, als Gladiator gefochten, ſo iſt das ſo viel: ſeine Familie hatte es in Verwaltung öffentlicher Staatswürden ſo weit gebracht, daß einzelne aus ihr bis zum Prätor emporgeſtiegen waren. Konſuln zählten ſie alſo nicht unter ſich, und man machte immer einen Unterſchied zwiſchen konſulariſcher und prätoriſcher Vornehmheit, ungefähr wie heutzutage in Staaten, wo noch die Etikette altfeudaler Abſtufungen des adeligen Standes gilt, nicht alle Familien, die im gewöhnlichen Laufe der Beförderungen bis zum General aufrücken, deßwegen auch zum Feldmarſchall gelangen können, in ſo fern nicht etwa außerordentliche Begünſtigungen des Augenblicks, namentlich Staatsverlegenheiten oder Kriegsglück, einen Einzelnen über den Horizont ſeiner Familiendignität hinaustragen. Jener Mann aus prätoriſchem Stamme war aber für ſeine Perſon ohne alle Frage ein ſchlechtes Subjekt, das gar keine Ehrenſtelle hatte erreichen können; ſonſt würde hinzugefügt worden ſeyn, daß er eine ſolche, und was für eine er bekleidet hatte. Denn jederzeit muß man ſich bei

Digitized by Google

dergleichen Erwähnungen an die ſtrengſte logiſche Schärfe des Ausdrucks halten, da der Geiſt antiker Darſtellung viel präziſer verfährt als der moderne.

Ein zweiter ſolcher Abenteurer bei jenen Gladiatorenſpielen Cäſars, Quintus Calpenus, heißt mit klaren Worten ein vormaliger Senator und Sachwalter, war alſo heruntergekommen und vermuthlich durch irgend einen Cenſor aus dem Senate geſtoßen worden.

Solche vorangegangene ſtillſchweigende oder ausgeſprochene Degradation muß man gleichfalls bei den römiſchen Rittern vorausſetzen, die in dieſen Spielen Cäſars die Arena betraten. Was hätte der Herrſcher für Begriffe von den höchſten Corporationen des Reichs haben müſſen, welcher Mitglieder derſelben, um etwa ſeinen Spielen einen erhöhten Glanz zu ertheilen, in anmaßlicher Großthuerei hätte dabei figuriren laſſen! So etwas darf man einem Cäſar nicht zutrauen, der ohne alle Widerrede der größte politiſche Charakter der alten Welt iſt, wie Napoleon es der neuen geweſen, wenn auch nachher wahnſinnige Ungeheuer, ein Caligula, ein Nero, ein Domitian, ein Caracalla und Commodus dergleichen unerhörte Perverſitäten begangen haben. Auch war in Cäſars Zeit der geſunde Sinn und der politiſche Muth des römiſchen Volkes, wie viel es auch bereits an Ehrenhaftigkeit und Energie der Geſinnung mochte verloren haben, ſo tief wahrlich noch nicht geſunken, um bei einer ſolchen Proſtitution der Staatswürde einen launiſchen Tollhäusler nicht ſeinen ganzen Unmuth empfinden zu laſſen.

Im Jahr 764, alſo eilf Jahre nach Chriſti Geburt, geſtattete freilich Auguſtus durch ein förmliches Geſetz, daß römiſche Ritter als Gladiatoren erſcheinen durften, weil die früheren Abmahnungen und Verbote angeblich nichts geholfen hatten, ſondern immer wieder einzelne Ritter ſich dazu hergaben und die Sache überdieß großen Zulauf erregte. Dieſer Commentar, nebſt der Bemerkung des Quellenſchriftſtellers, der uns dieſes Geſetz überliefert, nämlich Dio Caſſius, daß dieſe Leute, indem ſie ſo ihren Willen bekommen, ſtatt der Unehre den Tod geerntet, ſchließt uns auch hier das Verhältniß auf. Es waren bankerotte, verzweifelte Individuen, die ihres Standes Ehre ohnehin nicht aufrecht erhalten konnten und alſo den ritterlichen Namen auch nur noch faktiſch trugen. Bisher hatte man, um nicht die Schande der Nachrede dulden zu müſſen, herabgekommene Leute aus ſolchem Stande vom Ergreifen einer ſo entwürdigenden Hanthierung auf alle Weiſe abzuhalten geſucht. Unſtreitig mußten da die Ranggenoſſen das Beſte thun und dieſelben durch Unterſtützungen vor dem Aeußerſten bewahren. Man weiß aber, wie das geht. Die Schlimmſten lebten nun deſto wilder darauf los und behielten die Brandmarkung ihrer Genoſſenſchaft durch jenen infamirenden Schritt als Drohbrief zum Behuf immer neuer Expreſſungen in Petto, bis die Corporation dieß müde ward und dem Unheile ſeinen Lauf ließ. Eine Vereinigung des aktiven, der vollen Ausübung ſeiner Ehrenrechte genießenden Ritterverhältniſſes mit der Funktion eines Gladiators hat man ſich zu keiner Zeit des römiſchen Staates zu denken, mit alleiniger Ausnahme der Fälle, wo die erwähnten Tyrannen rechtſchaffene und unbeſcholtene Perſonen aus Uebermuth und Verhöhnung zu ſolcher Entwürdigung zwangen.

(Schluß folgt.)

---

## Ein Sommerſonntag in London.

(Fortſetzung.)

Noch Andere, ihr Mittageſſen in ein Tuch gebunden, nehmen Plätze nach Hampton-Court in einem Geſellſchaftswagen — a pleasure-van — der Raum für zwei Dutzende hat und wo die Perſon hin und zurück einen Schilling bezahlt. Solche Geſellſchaftswagen, deren jeden Sommerſonntag unzählige nach allen Richtungen fahren, ſind recht luſtige Dinger, vollgeſtopfte Behälter von Witz und Frohſinn. Sie ſind hübſch aufgeputzt, die Pferde nett geſchirrt, an den vier Ecken wehen bunte Fahnen und das übergeſpannte Leder ſchützt gegen die Sonne, wenn auch nicht gegen den Staub. Iſt dann zu den zwei Dutzenden noch ein halbes Dutzend eingeſchmuggelt, ſo werden die dreißig ſchnell zu Geſelligkeit und Wagenrecht gerüttelt, und es knüpft ſich manche Bekanntſchaft, deren Faden zum Altar führt und erſt am Grabe zerreißt. Dieſe Geſellſchafter pflegen mit gutgelauntem Hochmuth auf die Fußwanderer herab zu blicken, und die Scherzworte, welche ſie ihnen zurufen, bleiben ſelten unerwidert.

So wird es zehn Uhr. Die Hauptmündungen der Stadt ſchwellen von Vergnügungsluſtigen, und wo die Armuth wohnt, thun ſich die Läden wieder auf und machen in ihrer Art gute Geſchäfte. Bis zu ſelbiger Stunde hat Miſtreß Smith den Bitten der Kinder um einen Pudding widerſtanden. Jetzt, zum unausſprechlichen Entzücken der Kleinen, gibt ſie nach und eilt, je wie es ihr beliebt, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren oder Aepfel zu kaufen, nie ohne triftige Beſorgniß, daß es viel Zucker koſten werde, die Sauern genießbar und einigermaßen ſchmackhaft zu machen. Wirthſchaftliche Männer und Frauen verſchieben auch bis dahin den Ankauf des Sonntagsbratens,* hoffend, der Fleiſcher

* Nicht Männer aus den niedern Ständen allein befaſſen ſich mit Einkauf des Fleiſches; auch Männer des Mittel- und

Digitized by Google

werde ſeine Waare lieber das Pfund einen halben Penny billiger laſſen, als ſie bis morgen behalten. Doch geht es ihnen häufig wie vielen Staats- und Weltklugen, die ſich heute mit dem begnügen müſſen, was ſie geſtern nicht gemocht hätten. Kleine Jungen ohne Jacken tragen nun in irdenen Pfannen Schweins- und Schöpskeulen mit untergelegten Kartoffeln zum Bäcker, jeder innerlich zitternd, es möchte ihm ein ſtarker, gewiſſenloſer Mann begegnen, der keine ſolche Delikateſſe für den Mittag hat, aber eine zu haben wünſcht. Ihnen nach trippelt ein kleines Mädchen mit dem anvertrauten Pudding, und Zehn gegen Eins iſt zu wetten, daß ſie bei der Heimkunft ihrer Mutter Bericht erſtattet, was die Nachbarn zu Mittag ſpeiſen. Es grenzt an's Wunderbare, wie Mädchen das und Aehnliches erkunden. Ein Knabe weiß nichts und kümmert ſich um nichts, was über den Bereich ſeiner Bälle, ſeiner Kreiſel und ſeiner Anſchlageſteine hinausliegt; aber jedes kleine Mädchen kennt alle Menſchen in der Straße, oft ſammt deren Hühnern und Gänſen.

Gegen eilf rufen die Glocken zum Gottesdienſte. Anſtändig gekleidete Menſchen, Jeder und Jede ein ſchwarzgebundenes Gebetbuch mit goldenem Schnitt in der Hand oder unterm Arm, wandeln ruhig und ernſt einher. Alle Laden werden geſchloſſen und eine Viertelſtunde ſpäter ſind die Straßen beinahe öde. Die Lohnkutſcher, mit wenig Ausſicht, in den nächſten zwei Stunden etwas zu verdienen, treten zuſammen und regaliren ſich mit Vernunftſpeiſe und Seelentrank, denn Speiſe- und Trinkhäuſer bleiben bis ein Uhr geſperrt. In St. Giles's und Seven Dials exiſtirt keine Ecke und kein Laternenpfahl, wo nicht ein Irländer lehnt in blauem Rocke mit blanken Knöpfen, und reihenweiſe ſitzen ſie auf der Einfaſſung der Trottoirs, die Pfeifen im Munde, ſtumm vor ſich niederblickend oder eine einſylbige Bemerkung hinwerfend, welche ein Anderer durch ein einſylbiges Grunzen erwidert.

Es geht auf Eins. Miſtreß Smith iſt angezogen und füttert das kleine Kind. Maſter Smith hat ſeine zweite Pfeife ausgeklopft, die Zeitung vom erſten bis zum letzten Buchſtaben durchgeleſen und aus dem leitenden Artikel ſo viel Grund zu patriotiſcher Unzufriedenheit erſehen, daß er zanken würde, wenn er eine vernünftige Urſache hätte; alſo murrt er über den heißen Tag. Die Kinder ſitzen jedes auf einem Stuhl, die Mädchen, um ihre Mouſſelinröckchen, die Knaben, um ihre weißen Höschen nicht zu verderben; aber alle zwei Minuten ſteht eins auf, um nachzuſehen, ob die Leute noch nicht aus der Kirche kommen, und eben ſo oft nimmt Vater oder Mutter es beim Arm und ſezt es wieder auf den Stuhl, je nach Laune oder Verdienſt mehr oder minder derb.

(Fortſetzung folgt.)

höhern Standes thun es, obgleich in ihren Haushaltungen der Fleiſcherburſche jeden Morgen nach dem Tagsbedarfe fragt und ihn pünktlich überbringt. Aber eine beſonders leckere Schöpſenkeule oder ein beſonders ſaftiges Lendenſtück feſſelt den Schritt des vorübergehenden Kaufherrn wie das Auge des vorüberfahrenden Staatsmannes, und weder Peel noch Wellington haben ſich zu vornehm gedünkt, den Braten zu beſtellen. Ja im Durchſchnitt werden die Fleiſchergewölbe von mehr Männern als Frauen beſucht, und das nicht bloß in London.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Mainz, Auguſt.

Tod Lichtenbergs. — Die Mainz-Ludwigshafener Eiſenbahn.

Ein ſehr ſchmerzliches Ereigniß für Mainz war der dieſer Tage erfolgte Tod unſeres Regierungspräſidenten, Freiherrn v. Lichtenberg. Es war, als ſey uns Allen ein Vater geſtorben. Wer ſo betrauert wird, muß heiß geliebt worden ſeyn und muß dieſe Liebe verdient haben. Das Verhältniß Lichtenbergs zur Bevölkerung der Rheinprovinz beweist, daß die Pietät für verdienſtvolle Hochgeſtellte keineswegs erloſchen iſt. Beim Proletarier wie beim gebildetſten Bürger herrſchte dieſelbe Wärme der Empfindung, dieſelbe Zuneigung für Lichtenberg, den vortrefflichen Neffen ſeines unſterblichen Großoheims. Lichtenbergs Popularität war von der edelſten Gattung, von der feinſten Prägung, ſie beruhte auf Vorzügen, die ſelbſt dem gewöhnlichſten Menſchen faßlich ſind. Der Hingeſchiedene kannte die Menſchen und liebte ſie mit ihren Schwächen und Tugenden. Bieder, edel und freundlich, wie er war, kehrte er bei ihren Handlungen ſtets die Lichtſeiten heraus, gewann ſie durch Wohlwollen und feſſelte ſie durch Klugheit. Man kam nie in Lichtenbergs Nähe, ohne entzückt zu ſeyn von dem Weltmann und dem Menſchen; das Herz ſprach da immer zuerſt und dann kam erſt die Pflicht des Beamten. Auf dieſe Weiſe wußte Lichtenberg im Verlaufe ſeiner dreißigjährigen Dienſtzeit ſich die Liebe ſeiner Untergebenen ſtets in gleicher Wärme zu erhalten, und nur dadurch wurde es ihm möglich, unter allen Verhältniſſen heilſam auf die Bevölkerung einzuwirken. Es war ein ſchweres Amt, welches Lichtenberg gleich nach der Fremdherrſchaft hier antrat. Man denke an die verhängnißvolle Epoche des Uebergangs von einem Regime ins andere, ein Uebergang, der noch dazu dem Zuſtande der Entkräftung nach einer ſchweren Krankheit glich; denn die Spuren des Kriegselends, der Blutſtröme, der Bedrückungen, Erpreſſungen und Einquartierungen waren noch in der ganzen Provinz vorhanden, außerdem war das Verhältniß der Territorialregierung zum Feſtungsgouvernement noch neu und ungewohnt. Hier that ein Mann Noth, der an der Spitze der Adminiſtration eben ſo ſehr durch perſönliche Liebenswürdigkeit, wie durch kluge Einſicht, Lebens- und Geſchäftsgewandtheit ſich auszeichnete, um manche unvermeidliche Klippe glücklich zu umſchiffen. Dieſer Mann war Lichtenberg. Er verbreitete unendliche Segnungen über die Provinz, und ihm verdankt ſie jedenfalls einen guten Theil ihrer Blüthe. Möge der herrliche Mann in unſerer Erinnerung fortleben; wir haben ihm eine große Schuld der Dankbarkeit abzutragen,

Digitized by Google

Die Angelegenheit unſerer Mainz-Ludwigshafener Eiſenbahn iſt jezt wieder ſehr in Frage geſtellt und wir ſehen in dieſer Beziehung geſpannt der Zukunft entgegen. Ich fürchte ſogar, dieſes Unternehmen, auf welches Mainz ſo ſchöne Hoffnungen gegründet, wird nicht zu Stande kommen. Bayern hat bekanntlich dem Frankenthaler Comité die Conceſſion für die bayriſche Strecke der Mainz-Ludwigshafener Bahn zugeſagt, wenn Heſſen die ſeinige für die heſſiſche Strecke geben werde. Dieſes iſt geſchehen, und jezt, wo man an's Werk zu gehen im Begriffe ſtand, ſtellt Bayern die Bedingung, die Bahn müſſe von der bayriſchen Grenze an eine andere Spurweite haben und dürfe nicht direkt in die Ludwigshafen-Bexbacher Bahn einmünden. Die Abſicht Bayerns leuchtet klar hervor: Ludwigshafen ſoll dadurch zu einem natürlichen Stapelplaz erhoben werden. Aber eben ſo klar iſt es auch, daß, wenn Bayern auf dieſer Bedingung beſteht, die Bahn für Mainz alle und jede Bedeutung verliert; denn nicht des Perſonentransports wegen will Mainz dieſe Bahn für fünf Millionen Gulden bauen, ſondern des direkten Gütertransports wegen, und da dieſer für Mainz nicht denkbar iſt, wenn in Ludwigshafen umgeladen werden muß, ſo zerfällt das Unternehmen in ſich ſelbſt. Glücklicherweiſe kann man noch nicht die Hoffnung aufgeben, daß man bayriſcher Seits zur Einſicht kommen wird, wie dieſe Maßregel der pfälziſchen Bahn noch mehr ſchadet als der Mainzer; denn da Frankreich nur dann die Conceſſion zur Fortſezung der pfälziſchen Bahn nach Mez und der rheiniſch-pfälziſchen Bahn nach Straßburg geben will, wenn dieſe Bahnen ſich bis nach Mainz ausdehnen, ſo kann ſchon deßhalb die direkte Einmündung unſerer Bahn in die Ludwigshafener nicht gut verweigert werden. Außerdem ſind künſtliche Stapelpläze, wie man einen ſolchen gewaltſam aus Ludwigshafen machen will, bei dem heutigen Stand der Concurrenz im Verkehr ganz und gar chimäriſch. Tüchtige und unternehmende Geſchäftsleute machen jeden Handelsplaz zum natürlichen Stapelplaz, nicht aber unnatürliche Prohibitionen. Mainz hat ſein Stapelrecht auf dem Rhein aufgeben müſſen, und hat darum doch ſeinen Handel nicht verloren; Mannheim iſt ohne Stapel ein großer Handelsplaz geworden. Aber auch die Billigkeit fordert, daß Bayern unſerer Bahn durch eine verſchiedene Spurweite kein Hinderniß in den Weg lege. Mainz hat das Stapelrecht auf dem Rheinſtrom dem freien rheiniſchen Verkehr aufgeopfert und dadurch allerdings großen Nachtheil erlitten. Iſt es billig, einer ſolchen Stadt durch ein unbedeutendes Sonderintereſſe den Verkehr abzuſchneiden, einer Stadt, die ſchon ſo große Opfer für das Geſammtvaterland gebracht, die in Kriegszeiten ſtets das herbſte Loos für Deutſchland zu tragen hat? — Es iſt nun abzuwarten, was die beiden Comité's, das hieſige und das Frankenthaler, die ſich in dieſer Angelegenheit an den König von Bayern gewendet haben, ausrichten werden; für jezt aber kommen die hieſigen und auswärtigen Aktionäre unſerer Bahn in große Verluſte, denn die Aktien ſind ſeit der Nachricht von der veränderten Spurweite ſo werthlos geworden, daß ſie kein Menſch kaufen mag.

(Schluß folgt.)

## Stuttgart, Auguſt.

(Schluß.)

Enslens Rundgemälde. — Illuſionsmalerei.

Auf dem Plaze des Großherzogs in Florenz iſt der alte Palaſt, ein Felſenkoloß von ruſtikem Styl, mit dem bewunderungswürdig kühn aufragenden Thurm meiſterlich behandelt; jedem Quaderſtück iſt ſein maleriſches Recht angethan. Die Halle (Loggia) von Orcagna, um's Jahr 1376 erbaut, zieren antike Statuen und ſolche aus der ſpätern italieniſchen Kunſtzeit von Cellini, Donatello, Johann von Bologna ꝛc. Bei dem Marmorpflaſter, ſeiner Politur, ſeinem Angriff durch die Zeit und den Gebrauch, iſt jede Platte mit Sorgfalt, man kann ſagen mit Bewußtſeyn gemalt, während bei ſolchen Flächen in den Meßpanoramen nur eine monotone Manier erſcheint. Auch hier iſt die reiche Staffage ſinnig abwechſelnd, gemüthlich, belehrend. — Bei dem großen Kanal zu Venedig mit ſeinen mittelalterlichen Marmorpaläſten iſt neben der im Lokalton gehaltenen Architektur beſonders das Waſſer ſo klar, durch- und wiederſcheinend, mit ſolchem Naturgefühl in ſeinen mannigfaltigen Bewegungen und Spiegelungen dargeſtellt, wie man es wohl in den beſten Bildern von Canaletto nicht beſſer findet. — Die Namen welthiſtoriſch berühmter Orte beunruhigen den Gebildeten, deſſen Einbildungskraft nach Anſchauung ringt. In dem aufgedeckten alten Pompeji mit ſeinem Forum tritt ihm hier ein lebendiges Bild entgegen, auf deſſen Einheit und ſinnliche Gegenwart er all ſein gelehrtes Wiſſen von nun an beziehen kann. Sogar die Schreibfehler flüchtig auf die Wände gepinſelter Inſchriften, Notizen, Bekanntmachungen helfen zur Vergegenwärtigung; — vor achtzehnhundert Jahren wie heute! — Es ſpricht für die Treue der Naturbeobachtung und die höchſte Sorgfalt der Ausführung, daß die Täuſchung ſelbſt dann nicht weicht, wenn der Künſtler das um die Hälfte vergrößernde Schauglas weghebt und die a tempera gemalte Anſicht ſelbſt ſich darſtellt. Optiſch merkwürdig iſt, daß hier unſere Augen, die ſonſt die Nähe der Gegenſtände mit einem leiſen Gefühl der Convergenz meſſen, auf die nur etliche Fuß abſtehende Malerei ganz wie auf eine entfernte Objektivität hinblicken. Doch das iſt eben das Fundament der Täuſchung. — Das Colorit der Staffage iſt in allen Panoramen, wie auch in den Staffeleigemälden der Architekturmaler, etwas bunt. Wird es doch nur in den beſten Genrebildern älterer Meiſter temperirter gefunden. — Stellt ſich nun der eigentliche Landſchaftmaler, indem er von einer Idee begeiſtert komponirt und für die Naturgegenſtände, Vegetation, Felſen, Waſſer, Wolken, Gebirg, Ferne ꝛc. einen maleriſchen Typus finden muß, weil er das unendliche Getheil nicht geben kann, über den Veduten-, Perſpektiv- und Illuſionsmaler, als bloße Kopiſten der ſtabilen Wirklichkeit, ſo frage ſich doch mancher Landſchafter, ob er unſern Künſtler an Liebe und Sinnigkeit der Auffaſſung, an Naturfühlung, Hingebung an den Gegenſtand in ſeiner unerſchöpflichen Abwechslung, Beobachtung der Lichtwirkung, an unermüdlicher Treue und gewiſſenhafter Sorgfalt der Ausführung überbiete, ja ob nicht auch jene Künſtler, um Harmonie und Einheit in ihre Anſichten zu bringen, der wirklichen Natur gar Manches geben und nehmen müſſen. — Wenn wir uns fragen, warum denn Meiſter des erſten Ranges zehn- bis hundertmal höher geachtet und bezahlt werden, als die des zweiten und dritten Ranges, ſo ſind es ohne Zweifel eben die genannten Eigenſchaften, ihr ſie alle vereinigendes Genie, die uns aus ihren beſten Werken anſprechen.

---

Auflöſung des Räthſels in Nr. 195:

ſelig — hoch-, red-, hold-, leut-, ſchreib-, arm-, un-, glück-, unglück-, ſaum-, feind-, höchſt-, wein-, gott-ſelig.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 202.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 23. Auguſt 1845.

— Mores tibi nosse volenti
Sufficit una domus.

Juvenal:

## Ein Sommerſonntag in London.

(Fortſetzung.)

Jezt ſchlägt es Eins. Wie auf einen Zauber füllen ſich die Straßen, und fort zum Bäcker ſtürzen die jungen Smiths, das Mädchen ohne Hut, der Knabe ohne Mütze. Vergebens rufen Vater und Mutter ihnen nach; ſie denken nur an die Pfannen und thun daran ſehr klug. Wären ſie nicht die Erſten beim Bäcker, wer weiß, ob nicht Jemand ſich verſähe und ihren Pudding oder ihren Schweinebraten forttrüge? Dergleichen iſt ſchon paſſirt, und ſonderbar, nur das ſoll noch nicht paſſirt ſeyn, daß Jemand ſich zu ſeinem Nachtheile verſehen. Heute iſt jedoch Alles in der Ordnung, die Schweinskeule durchgebraten und mit einer köſtlich knackerigen Kruſte überzogen; die Kartoffeln, im Fette bröckelnd, glänzen braun, und der Pudding rühmt das Kunſtgeſchick des Bäckers. Nebenbei iſt es ein hübſches Schauſpiel, wie das ſaubere Bäckermädchen die Schüſſeln und Pfannen über den Ladentiſch reicht und gleichgültig das Geld einnimmt, gerade als wären die Pence eine Lumperei, der Schweinebraten etwas Alltägliches und der Stachelbeerpudding oder der Eierkuchen Bagatellen.

Inzwiſchen iſt Maſter Smith in das Bierhaus an der Ecke gegangen und hat eigenhändig einen zinnernen Krug Porter geholt, aus welchem er auf dem Heimwege, in der Beſorgniß, davon zu verſchütten, alle fünf Schritte einen Schluck gethan. Während ſeiner Abweſenheit hat Miſtreß Smith den Tiſch mit ſkrupulöſer Nettigkeit gedeckt. Das Tiſchtuch iſt blüthenweiß und die „Menage," ein Hochzeitgeſchenk der Mutter, in ſchwarzem Geſtelle von täuſchend nachgeahmtem Ebenholz, ſticht vortrefflich davon ab; die beſten Meſſer und Gabeln aus dem elterlichen Nachlaſſe ſind hervorgeholt, und der runde, nußbaumene Tiſch iſt zwar klein, aber ſauber und feſt; er dient nur Sonntags zum Eſſen. Eng geht's freilich zu, doch weiß man ſich zu helfen. Die Mutter nimmt den jüngſten Knaben, der Vater das jüngſte Mädchen auf die Knie und Alle machen ſich über die Leckerbiſſen her. Man iſt, und zwar ſtark, denn die Londoner zählen es zu ihren Chriſtenpflichten, Sonntags möglichſt viel zu eſſen, und dabei gut, verſteht ſich von ſelbſt, müßte man auch deßhalb die ganze Woche darben.

Das Eſſen iſt vorüber, der Tiſch abgeräumt, Alles angezogen und Alles will fort. Alſo verfügt ſich Maſter Smith in den Hof, den Kinderwagen zu holen — the children's shay — bringt ihn mit großer Mühe die ſchmale Treppe herauf und ſieht feuerroth aus, iſt auch fürchterlich böſe, weil er ſeinen beſten Rock an der Mauer weiß gemacht und die Deichſel des Wägelchens ihm einen Stoß an das Schienbein verſezt hat.

Digitized by Google

Während indeſſen drei Kinder in den Wagen eingepfercht werden, hat er ſich abgekühlt und die Reiſe wird angetreten. Drei Kinder wandeln vor und neben Miſtreß Smith, die den Säugling trägt, Maſter Smith zieht den Wagen, in vorläufigem Vollgenuß einer neuen thönernen Pfeife, wenigſtens anderthalb Fuß lang, die er, um ſie der Jugend aus den Händen zu rücken, bis heute auf der Uhr in der Wohnſtube geborgen.

Fort geht's durch die Straßen, Miſtreß Smith alle Minuten den Kindern zurufend, auf ihrer Hut zu ſeyn und den Wagen auszuweichen, während ſie des guten Beiſpiels halber und wie furchtſame Frauenzimmer zu thun pflegen, den Wagen in die Räder und den Pferden unter die Naſen läuft. In New=road mehrt ſich das Gewühl; Hunderte und Tauſende wallen in den Regentspark, dort auf einer Bank zu ſitzen oder im Graſe zu liegen, oder einem der Redner zuzuhören, welche Sonntags in den Parks unter Gottes ſchönem Himmel über die Schlechtigkeit der Menſchen und die Verderbniß der Welt unentgeltliche Strafpredigten halten, und zuletzt den Primroſehügel hinauf zu pilgern, von deſſen Spitze das unüberſehbare London ſich zu einem Panorama ausbreitet, worin St. Pauls Kathedrale der Mittelpunkt iſt.

Die Familie Smith drängt ſich glücklich durch das Menſchengewühl, und immer auf der ſchattigen Seite der Häuſer gelangt ſie wohlbehalten durch Somers=Town. Anders wird es, ſobald Chalk Farm im Rücken liegt, die berühmte Meierei und berühmtere Gaſtwirthſchaft, in deren Nähe ſo viele unblutige Zweikämpfe gefochten und an deren Tafeln ſo viele heitere Verſöhnungen getrunken worden ſind. Von hier aus iſt kein Baum, kein Schatten. Die Sonne brennt, der Boden glüht und von allen Seiten wirbeln Staubwolken. Das Uebelſte iſt jedoch für die Familie Smith der ſteile Hügel. Maſter Smith zerrt und zieht, daß ihm der Schweiß von der Stirne tropft. Zwiſchendurch bleibt er ſtehen, ſich das Geſicht zu trocknen und ſeiner Frau Vorwürfe zu machen. Er hat alles das vorausgeſehen: es iſt die gewöhnliche Sonntagsgeſchichte, und der ganze Spaß muß ihm verleidet und der ganze Tag verdorben werden, blos weil Miſtreß Smith darauf beſteht, die Kinder mitzunehmen; es iſt zu arg und ſoll nicht wieder vorkommen. Laut eigener Verſicherung beſitzt Miſtreß Smith die Sanftmuth eines Lammes, die Milde eines Engels; aber was zu arg iſt, iſt zu arg, und John ſo reden und raiſonniren zu hören, müßte den Geduldbrunnen eines Hiob ausſchöpfen. Iſt es etwa nicht genug, daß ſie ſich mit dem Säuglinge zu Tode trägt? Muß er ihr auch noch Vorwürfe machen wegen des Mitſchleppens der Kinder, da *er* es doch iſt, der ohne die Kinder keinen Schritt aus dem Hauſe will? Das iſt aber ſo ſeine Manier: nie zufrieden, nie zuthulich wie andere Männer; kein Schatten vom Mann der Baſe Marie; an dem könnt' er ſich ein Beiſpiel nehmen.

(Schluß folgt.)

---

## Die altrömiſchen Volksbeluſtigungen.

(Schluß.)

Der erſte, welcher ſolche Gewaltthat beging, war *Caligula*. Er beſchuldigte einen römiſchen Ritter, ſeine Mutter Agrippina geläſtert zu haben, und nöthigte ihn, auf der Arena zu kämpfen. Als derſelbe hier ſeine Gegner beſiegt hatte, ließ er ihm noch den Majeſtätsprozeß machen und *nun* ihn hinrichten. Von ſechs=und=zwanzig anderen römiſchen Rittern, die unter dieſem Kaiſer auf Leben und Tod kämpfend umkamen, wird ausdrücklich berichtet, daß dieſelben theils Concurs gemacht, theils bereits anderweitig als Gladiatoren gefochten hatten; ihren Fall darf man folglich jenen tyranniſchen Zwangsthaten nicht zuzählen. — Hiernächſt bewog *Nero* durch große Geſchenke namhafte römiſche Ritter, ſich auf der Arena zu zeigen; der moraliſche Zwang liegt hier vor und wird vom großen, unbeſtechlichen Zeugen dieſer Enormitäten, dem Tacitus, beſtätigt. Aber jener wahnſinnige Deſpot ging noch weiter: er brachte *wirkliche* Senatoren und *edle Frauen* auf den Fechterplan.

Wir dürfen gar nicht zweifeln, daß es im alten Rom wie im neuen England und Frankreich, ja ſelbſt in unſerm beſonnenen und zu Ueberſchwenglichkeiten wenig aufgelegten Deutſchland, bizarre Frauenzimmer gegeben habe, welche den ihrem Geſchlechte gezogenen Grenzen des Zartgefühls Trotz boten und außerhalb der Schranken beſcheidener Sittigkeit heraustraten. Die Sache hatte etwas, einen genialiſchen Muth Herausforderndes. Jede lebhafte Betheiligung an den Staatsintereſſen war gewaltſam unterdrückt, der entſetzliche Verfall aller ſittlich=geſellſchaftlichen Lebensbeziehungen hatte in den Gemüthern eine grenzenloſe Leere und zugleich einen unlöſchbaren Durſt nach Ausfüllung derſelben hervorgerufen. In ſolchen Zeiten konnte es eine excentriſche Koketterie wohl reizen, im Amazonencoſtüm, als eine neue Pentheſilea, mit Wehr und Waffe den Wunden, ja dem Tode die Entſchloſſenheit eines weiblichen Geiſtes entgegenzuſetzen. Allein der Impuls kam gleichwohl durch frevelhaften Mißbrauch des Herrſcherrechts, und wir dürfen nicht zweifeln, daß jene vornehmen Damen, welche Nero zum Auftreten auf der Arena vermochte, ihre Schmach ſo gut und ſo ſchwer empfanden, als die *Aelia Catella*, eine reiche, achtzigjährige Matrone, welche derſelbe Wütherich vor dem Publikum zu tanzen nöthigte.

Digitized by Google

Gleich nach Neros Tode erließ Kaiſer *Vitellius*, ein Herrſcher, dem im Uebrigen der öffentliche Anſtand keineswegs allzuſehr am Herzen lag, ein Edikt, daß die römiſchen Ritter ſich ferner nicht auf der Arena beflecken ſollten, ein Beweis, daß das Gefühl für Schicklichkeit noch immer ſeine Macht übte. Erſt *Domitianus* erneuerte die rohen Zumuthungen an freibürtige und ehrenvolle Perſonen, ſich in den verrufenen Situationen der öffentlichen Spiele vor den Augen der Menge preiszugeben, und ließ namentlich abermals auf der Arena Frauenzimmer fechten. Es ſcheint indeſſen gerade nicht, daß leztere aus höhern Ständen geweſen ſeyen, denn dieſer Theil ſeiner Schauſpiele wird lediglich als Curioſität aufgeführt, ohne daß wir, was ſonſt ziemlich leicht zu erkennen iſt, dabei eine mißbilligende Andeutung bemerken. Das ſchöne Geſchlecht mag aber damals wirklich, nach der Eigenthümlichkeit ſeines Temperaments, daß es, einmal zu Verirrungen fortgeriſſen, ſich mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit an denſelben erſättigt, für die ſchwärmeriſche Unterhaltung Liebhaberei bekommen haben. Denn ſelbſt unter dem menſchenfreundlichen Kaiſer *Titus* hatten ſich Weiber, obwohl aus geringem Stande, zu den Thierhatzen hergegeben; und Juvenalis beſchreibt uns eine gleichzeitige junge Dame, welche ſich freiwillig vor dem Publikum mit der Kunſt, den toskaniſchen Waldeber am Jagdſpieß abzufangen, producirte.

Merkwürdig bleibt immerhin die Thatſache, daß bei einem Gladiatorenſpiel unter dem tüchtigen und ſittenſtrengen Kaiſer *Septimius Severus* zu Anfang des dritten Jahrhunderts, als unter andern auch eine große Anzahl Weiber auftrat, welche demnach im Laufe der Zeit alles Ernſtes ein ſtehender Artikel der Arena geworden waren, dieſe mit ſo unglaublicher Hartnäckigkeit, Amtseifer und Erbitterung kämpften, daß der allgemeine Unwille ſich in den beißendſten Bemerkungen Luft machte, welche ſelbſt die nicht betheiligten Frauen der höhern Klaſſen keineswegs verſchonten, und der Kaiſer für gut fand, das Erſcheinen der Weiber auf der Arena durch ein Geſetz ein- für allemal zu verbieten.

Man muß übrigens wiſſen, daß um dieſe Zeit geradezu förmliche Heere von Gladiatoren auf dem Plane waren. Bei den großen, *einhundert und drei und zwanzig* Tage dauernden Triumphſpielen, welche Kaiſer *Trajanus* im Jahre 107 unſerer Zeitrechnung gab, kämpften *zehntauſend* Gladiatoren. Man kann daraus einen Schluß machen, welche Maſſen von Menſchen denn doch auf dieſe Weiſe muthwillig hingerafft wurden. Durch zufällige, ungeſchickte Streiche mußte natürlich ſelbſt der kunſtfertigſte Fechter häufig einen unvermutheten Tod finden, und trotz der Erlaubniß, ja dem Gebote, Ueberwundene zu begnadigen, lief die Hauptſache doch immer auf eigentlich tödtliches Blutvergießen hinaus, und es mußten durch Wunden, ſo wie durch Siechthum Unzählige vorzeitig weggerafft werden. Man rechne dazu die ausſchweifende Lebensweiſe, die bei Menſchen dieſer Art nur zu natürlich war, und man wird ermeſſen können, daß Rom an ſeinen Gladiatorendepots, wo in engen Zellen oder Kojen ſtets eine große Zahl ſolcher Unglücklichen zuſammengepreßt ſchlafen mußte, während ſie den Tag über in den Kneipen und ſchlechten Häuſern herumlagen, ähnliche Abgründe phyſiſchen und ſittlichen Unheils beſaß, wie die neueren Staaten in ihren Bagnos.

Für die kaiſerlichen Gladiatorenſpiele unterhielt der Fiscus ſtets Maſſen von Fechtern in einer Art von Zwingern oder Kaſernen; denn auch bei den gewöhnlichſten Schauſtellungen der Art geht es noch im zweiten und dritten Jahrhundert nicht leicht unter dreihundert, fünfhundert, ja tauſend Paaren her. Kaiſer *Marcus Aurelius*, der Weisheit gemäß, die ihn unter dem Namen eines Philoſophen auf die Nachwelt gebracht und ihm im Philoſophen von Sansſouci einen Zwillingsbruder gegeben hat, ließ niemals anders als mit ſtumpfer Waffe fechten. Dieß ſchöne Beiſpiel ging aber am allererſten unter ſeinem hirnwüthigen Sohne *Commodus* verloren, welcher nicht nur eine kannibaliſche Freude am gladiatoriſchen Blutvergießen überhaupt hatte, ſondern auch in höchſter kaiſerlicher Perſon die Raſerei beging, als Gladiator ſelbſt öffentlich vor ſeinem Volke in allem Ernſte mit blanker Waffe zu fechten; wie denn auch Gladiatoren ſeine liebſte und faſt einzige Geſellſchaft waren und er mit allen namhaften Klopffechtern ſeines Zeitalters in engſter Kameradſchaft, gleichſam auf Du und Du ſtand.

Ein Beiſpiel abſichtlicher und freiwilliger Selbſtbeſchimpfung aus der Regierungszeit Kaiſer *Trajans* berichtet uns Juvenal, daß nämlich ein lezter Sprößling des berühmten, mit allen demokratiſchen Sympathien der Welt ſo eng zuſammengewachſenen und darum auch dem Geiſte unſerer Zeit zu intereſſanter Erinnerung naheliegenden Hauſes der *Gracchen* auf der Arena im vollen Ornate eines *Saliers*, d. h. eines vornehmen und patriziſchen Rang einnehmenden Marspriesters, als ſogenannter *Netzkämpfer* mit Fiſchnetz und Dreizack einem Gegner Widerſtand geleiſtet habe. Die Sache wird aber portentöſer genommen, als ſie iſt. Das einzige Beklagenswerthe dabei bleibt, daß wir uns überzeugen müſſen, in ſolcher Schmach habe jene edle, durch die ſprüchwörtlichen Tugenden einer Cornelia ſogar in der Geſchichte der Pädagogik verherrlichte Familie enden müſſen, daß ihr lezter Stammhalter aus Armuth und Verſunkenheit ſich an die Fechtſchule verkaufen mußte. Denn ſo und anders nicht verhält ſich die Sache. Dieſer entartete Gracchus war zu der Zeit, wo er als Gladiator ſtreiten mußte, ſo wenig noch aktiver Prieſter des Mars,

als die ſonſt erwähnten Senatoren und Ritter, welche als ſolche freiwillig gekämpft haben ſollen, aktive Senatsglieder und aktive Mitglieder des Ritterſtandes waren. Sondern er hatte wohl in beſſern Tagen jene Würde bekleidet, von derſelben aber ſpäter nichts behalten, als einen vermuthlich abgetragenen Ornat, in welchem er nun, mit einer vom Wahnſinn eingegebenen ſchamloſen Frivolität, gleichſam ſein ſelbſt und ſeiner früheren Verhältniſſe zu ſpotten, auf dem Plane der Verworfenheit auftrat. An der ganzen Geſchichte bleibt nichts wunderbar, als daß eine ſolche Entweihung des Prieſterkleides nicht gehindert worden; ohne Zweifel aber war es eine Ueberraſchung, die er damit ausführte, die Niemand hatte vorauswiſſen können und die ſeine leichtſinnigen und rohen Zunftgenoſſen vielmehr beluſtigte, als ihnen Anſtoß gab. Aber auch der die Spiele ausrichtende Vorſitzer (es war der unter den Juriſten der römiſchen Kaiſerzeit einen ehrenvollen Namen führende Prätor Publins Juventius Celſus) hielt es für vernünftiger, gegen das Aergerniß nicht einzuſchreiten, und zwar ohne Zweifel darum, weil die überhaupt geſcheidten römiſchen Staatsleute, anders als die mancher heutigen Staaten, im Geiſte der Goethe'ſchen Sentenz regierten:

„Getreiner Quark
Wird breit, nicht ſtark."

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Mainz, Auguſt.**

(Schluß.)

Jüdiſche Reformbewegungen. — Wiesbaden und Homburg.

Daß die Reformbewegungen im Judenthum hier einen ſehr fruchtbaren Boden haben, ſahen wir erſt dieſer Tage wieder in einer Verſammlung der hieſigen iſraelitiſchen Reformfreunde, in welcher Dr. Stern, Deputirter aus Berlin bei der Frankfurter Rabbinerverſammlung, erſchien, um einige Vorträge zu halten. Der Eindruck derſelben auf die Geſellſchaft der hieſigen Reformfreunde, deren Zahl auf 120 der hieſigen geachtetſten jüdiſchen Bürger herangewachſen iſt, war tief und entſcheidend. In einer Tags darauf abgehaltenen Verſammlung wurde nun die Frage berathen, ob man ſich dem Berliner Reformverein, der zwar gleiche Zwecke verfolge wie die hieſigen Reformvereine, jedoch concentrirter und mit größern geiſtigen und materiellen Mitteln, anſchließen ſolle, und zwar durch einen öffentlichen Akt der Beitrittserklärung. Nach langen und heftigen Debatten ſprach ſich die Majorität für den Anſchluß aus. Die Minorität aber gab für ihre entgegenſtehende Anſicht folgende Gründe an: In ſo weit dieſer Berliner Verein nur Hand in Hand mit der Rabbinerverſammlung gehen wolle, ſey dieſer Beſchluß von keiner beſondern Bedeutung, da daſſelbe auch alle intelligenten und gebildeten Juden Deutſchlands wollen. Nur das Endziel des Berliner Vereins, das Projekt einer Synodalverſammlung aus Laien und Rabbinen, gebe ihm ein beſonderes Gepräge. Allein gerade dieſer Plan ſey chimäriſch und hoffnungslos, da die Beſchlüſſe einer ſolchen Synode niemals im Volke Anklang finden würden.

Wiesbaden erfreut ſich dießmal einer ſehr glänzenden Kur, die Zahl der Gäſte iſt jezt ſo ſtark, als je in den Zeiten des Glücks, d. h. in jenen Zeiten, wo Wiesbaden noch nicht die gefährlichen Rivale Homburg und Kreuznach hatte. Indeſſen ſind ſämmtliche rheiniſche Bäder in dieſer Saiſon ſehr ſtark beſucht, und dieß erklärt ſich auch ſehr leicht daraus, daß die Fürſtenkonferenz zu Stolzenfels und das Feſt zu Bonn Tauſende vornehmer Gäſte herbeiziehen, die ſonſt nicht gekommen wären. Gewiß iſt ſo viel, daß in dieſem Augenblicke weder in Wiesbaden noch in Homburg ein ordentliches Unterkommen zu finden iſt, und daß die Fremdenblätter von Excellenzen, Grafen und Fürſten ſtrotzen. Auch Kunſtnotabilitäten haben ſich eingefunden, ebenfalls herbeigezogen durch die Feſtlichkeiten in Bonn und Stolzenfels. Componiſten und Virtuoſen ſind in Unzahl in Wiesbaden und Homburg; doch an intereſſanten Kunſtleiſtungen fehlt es in beiden Bädern, und was ich von Conzerten dort gehört, war ſehr mittelmäßig. Auch die herrlichen Spaziergänge und Ausflüge werden wenig in Anſpruch genommen; die vornehme Badewelt ſchließt ſich in Wiesbaden und Homburg viel zu ſehr ab, und die weniger vornehme wird vom Roulette gefeſſelt. Uebrigens wird in Homburg unendlich mehr geſpielt als in Wiesbaden, auch iſt das Spiel in Wiesbaden faſt ein unſchuldiges Vergnügen gegen das heilloſe Pointiren in Homburg. Ich habe geſehen, daß innerhalb weniger Minuten von einem Spieler 25,000 Franken verloren wurden; es iſt ſchauerlich zu ſehen, welche Summen in dieſe Hölle fließen und wie manches Lebensglück da zertreten wird. — Doch wenden wir uns ab von dieſer Schande Deutſchlands und reden wir von den Verſchönerungen und Vergrößerungen dieſer beiden Bäder. In Homburg ſind ſeit der vorigen Saiſon wieder eine Menge ſtolzer Paläſte aus der Erde gewachſen, die dieſem an ſich ländlichen Orte das Gepräge großſtädtiſchen Glanzes geben; die Bewohner Homburgs aber nehmen nichts an vom Schimmer dieſer Paläſte, ſie bleiben einfache, gute, biedere Menſchen, ganz ungewöhnlich zuvorkommend gegen ihre Gäſte und ſehr beſcheiden in dem Glücke, das ihnen die Blüthe Homburgs gewährt. Anders iſt's in Wiesbaden. Dieſe Stadt iſt vielfarbig; ſie bietet das Aeußere einer ſchönen Reſidenz, eines Badeorts erſten Rangs, einer Mittelſtadt, und in entfernten Quartieren eines kleinen Städtchens. In ähnlicher Weiſe, wie die Gebäude, verhalten ſich die verſchiedenen Beſtandtheile der Bevölkerung. Die Vereinigung der höchſten Behörden, der Civil- und Militärverwaltung mußte die Phyſiognomie der Einwohnerſchaft ſehr verändern; die Rentiers und die Fremden vermitteln den Uebergang zur Maſſe der Bevölkerung, welche leztere zum Theil aus der Klaſſe hervorgegangen iſt, die ſich früher faſt einzig mit dem Ackerbau beſchäftigte, der aber jezt immer mehr verſchwindet. Während alſo ein bedeutender Theil der Bevölkerung die einer feinern Geſellſchaft gemäße Bildung ſich angeeignet, iſt doch die Zeit, in welcher alle dieſe Veränderungen vor ſich gingen, noch zu kurz, als daß nicht Spuren früherer Zuſtände und einer mehr äußerlichen und gezwungenen Cultur zu entdecken wären, was den Badegäſten durchaus nicht angenehm ſeyn kann. Mit einem Worte, die Metamorphoſe, welche mit Wiesbaden innerhalb weniger Jahre vorgegangen iſt, hat dieſer Stadt wohl viel äußerlichen, reſidenzlichen Glanz verliehen; aber die Reize des Kurorts ſind dadurch eher vermindert als erhöht worden, und nirgends dringt das kleinſtädtiſche Philiſterthum eckiger durch die moderne Tünche als hier. Doch wird ſich das Alles nach und nach durch die vielfache Berührung mit den Fremden abſtreifen, und in einigen Decennien wird Wiesbaden äußerlich und innerlich ein homogenes Ganzes ſeyn.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 25. Auguſt 1845.

Gott machte Adam und ſeinem Weibe Röcke von Fellen, und zog ſie ihnen an.

Moſes.

Aufrecht jetzt umhüllt' er die Bruſt mit wolligem Leibrock,
Warf dann das blutige Fell des gewaltigen Leun um die Schultern,
Falb und groß, das die Knöchel erreicht, und faßte die Lanze.

Homer.

## Die menſchliche Kleidung.

### Striche zu Sittengemälden.

Wie die Natur in Grotten und Höhlen, deßgleichen in dem Laubdache des Baumes, dem Menſchen eine Anleitung zur Einrichtung ſeiner Wohnung gegeben hat, ſo hat ſie ihm im Bau und der Beſchaffenheit ſeines Körpers den Maßſtab zu deſſen Bekleidung vorgezeichnet. Diejenige Kleidung wird jederzeit die angemeſſenſte und damit zugleich die anſprechendſte zu nennen ſeyn, welche den edlen Menſchenleib, die zu einem Ebenbilde Gottes herrlich aufgerichtete Behauſung des unſterblichen Geiſtes auf's Vortheilhafteſte hinſtellt, indem ſie die charakteriſtiſchen Formen, bei anſtändiger Verhüllung deſſen, was Zucht und Sitte zu verhüllen unerläßlich macht, am wenigſten verunſtaltet und nicht mehr zudeckt, als eben hinreicht, um dem Anſtand zu genügen und der Witterung keinen ſchlimmen Einfluß auf die Geſundheit zu geſtatten.

Den vollkommenen Adel und die Erhabenheit der irdiſchen Menſchenhülle ſtellen uns die altgriechiſchen Bildwerke unbekleideter Menſchengeſtalten beiderlei Geſchlechts dar. Nur ein tief entſittlichter Sinn vermag am Anblick dieſer ſchleierloſen Typen der Kraft und Würde, des Ebenmaßes, der göttlichen Geſetzlichkeit in den Formen der Glieder Anſtoß zu nehmen, und nach einem, trotz aller Ueber- und Verbildung unverbrüchlich erhaltenen Takte von Selbſtbewußtſeyn und Sittenwürde geſtattet unſer Schicklichkeitsgefühl ſelbſt der züchtigen Jungfrau, einen Antikenſaal ohne Erröthen zu durchwandeln. Aber dieſe Idealitat der Begriffe, die im Reiche der Kunſt ein Privilegium hat und haben muß, hat im Leben ſchwerlich, wäre es auch bei den unſchuldigſten Zuſtänden, jemals beſtanden. Ein abſolut ohne Kleider gehendes Volk iſt ſelbſt in den brennendſten Strichen des innern Afrika nicht zu finden, und in der Civiliſation gehört die Epoche des Paradieſes wenigſtens nicht der Geſchichte an. Dieſe beginnt entſchieden da, wo ſich Adam und Eva Schürzen aus geflochtenen Feigenblättern machen (das Vorbild tropiſcher Bekleidung), worauf Gott, im Hinblick, daß von nun an der ewige Frühling des Paradieſes durch den Wechſel der Jahreszeiten abgelöſt werden und Schnee und Regen an die Reihe kommen wird, ihnen Röcke von Fellen anfertigt, die er ſelbſt ihnen anzieht. Merkwürdig iſt, daß dieſes Kurſchnergeſchäft Gott ſelber beigelegt wird, möglicherweiſe, um die Tödtung der animaliſchen Schöpfung als von göttlichem Rechte geſtattet darzuſtellen.

Indeß iſt das Tragen abgezogener Thierfelle von ſehr beſchränktem Gebrauche geblieben: dieſe Tracht eignete ſich nur für die Anfänge einer Kulturſtufe, als der

Digitized by Google

Menſch noch mit wilden Thieren um die Herrſchaft der Erde ſtritt oder als Hirte die ſanfteren Genoſſen des vierfüßigen Reichs an ſich gewöhnte, um zwar dieſelben vor ihres Gleichen gegen zerreißende Klauen und zermalmende Zähne zu ſchützen, dafür aber doch auch ſelbſt ſowohl ihr Fleiſch als ihre Milch und ihre Haut in aller möglichen Weiſe zu eigenem Nutzen zu verwenden. Es gab ſich von ſelbſt ganz einfach an die Hand, daß jene Gewaltigen, welche mit dem Löwen der Wildniß anzubinden kein Bedenken trugen, das abgezogene Fell deſſelben als eine Trophae umnahmen, und ſtolz in demſelben einherſchreitend, zugleich die Wahrzeichen ihres Ruhmes und die vollſtändigſte Verwahrung ihrer Glieder, ja für die Nächte die Bettung ihres Lagers daraus machten. Eine Wildhaut iſt ja noch jezt das allervortrefflichſte und reinlichſte Bettuch, das ſich erſinnen läßt, um Perſonen, die bei ihrem Berufe viel und nach vielen Gegenden hin zu reiſen genöthigt ſind, wenn ſie mit einiger Apprehenſion gegen nicht ganz ſaubere Gaſtherbergen erfüllt ſind, gegen jedes mögliche Unbehagen beſtens zu verwahren, indem ſie eine ſchöngegerbte Hirſch- oder Elennhaut bei ſich führen, die ſie des Nachts über ihr Lager breiten. Denn da wir heutzutage das fleiſchfreſſende Wild nicht mehr ſo nahe haben, wie die Griechen noch zu Herodots Zeiten, wo die Löwen, als Bundesgenoſſen der Freiheit, des Perſerkönigs Kameele zerriſſen und aus den Gebirgen Thraciens wenigſtens noch bis in die Gegenden des heutigen Janina und Trikala herabſtreiften, ſo begnügen wir uns natürlich mit dem, was unſerer Jäger Kugel erreichen kann.

Der Heros der Civiliſation des Weſtens, der große Inbegriff aller Kulturverbreitung durch Ausrodung der Urwälder, durch Vertilgung des ſchädlichen Gewürms, durch Heranführung von Koloniſten, Verbeſſerung der Viehracen, Unterdrückung des Land- und Seeraubs und Beſchützung des friedlichen Handelsverkehrs, Herkules war in ſeiner natürlich rauhen, Zähne, Klauen und Schweif au naturel aufweiſenden Löwenhaut vollſtändig angezogen, ſowohl für die königliche Tafel ſeines Gaſtfreundes Admetus, dem er die begeiſterungsvoll liebende Gattin ſelbſt aus der Unterwelt wieder holte, als für ſein rieſiges Geſchäft, an Einem Tage den Stall des Augias zu reinigen, in welchem viele Jahre lang Rinderheerden gehaust, für die fünfhundert und zwölf mächtige Stiere gehalten wurden. Vielmehr wird er zu ſolchem Werke, in welchem die Gelehrten übrigens mit allem Rechte eine großartige ökonomiſche Operation, einen der Zeit vorauseilenden Bewäſſerungs- und Kanaliſirungsakt erblicken, ſeine einzige Bedeckung gewiß noch abgelegt haben.

Die ihm nacheifernden Heroen des ſpäteren Griechenlands führen zwar auch noch die Felle wilder Thiere mit ſich, aber ſie brauchen ſie lediglich als Ueberwurf ihrer eigentlichen Kleider, die bereits aus Wolle gewebt, ja längſt ſchon mit Sorgfalt und zierlich bereitet ſind. Agamemnon, als er in jener ſchlafloſen Nacht, da ihn die nahen Wachtfeuer der Trojaner und ihr übermüthiger Kriegslärm unter Flöten- und Pfeifengetön beängſtigen, vom Lager aufſteht, um den treuen Rathgeber Neſtor aufzuſuchen, legt erſt den Leibrock an und bindet die Schuhe unter, dann hüllt er ſich in die gewaltige Löwenhaut, welche ihm bis zu den Knöcheln herabreicht, und ergreift die Lanze als Wanderſtab. Nur Diomedes, in Allem wilder und rauher von Art, von ſeinem Vater Tydeus her, der in das borſtige Fell des kalydoniſchen Ebers gekleidet durch die Welt zog, und den noch Dante damit ſtraft, daß er ſeines Todfeindes Schädel in Ewigkeit nagen muß, weil ihn die Wuth, zum Tode getroffen zu ſeyn, getrieben hatte, in des erlegten Gegners Schopf mit grimmigen Zähnen zu beißen — nur Diomedes nimmt, aus dem Schlummer geriſſen, bloß die Löwenhaut und den Speer. Menelaus trägt im Kampfe ein Pardelfell, aber ebenfalls über der Kleidung. Und im geſammten griechiſchen und römiſchen Alterthum finden wir hiernächſt eine ſo entſchiedene und förmliche Abneigung wider die Bekleidung des menſchlichen Körpers mit Thierfell und Pelzwerk, daß außer den Schuhen, die für Männer und Frauen durchweg von Leder ſind, vor dem zweiten Jahrhundert nach Chriſtus kein griechiſcher oder römiſcher freier Mann dergleichen getragen hat.

(Fortſetzung folgt.)

## Ein Sommerſonntag in London.

(Schluß.)

Miſtreß Smith iſt noch in vollem Zuge, als Maſter Smith vor einem Wirthshauſe anhält und ſeiner Frau vorſchlägt, hier ein Weilchen zu raſten. Miſtreß Smith findet das ſehr vernünftig und man tritt ein. Man hat kaum eine Viertelſtunde bei einer Pinte Bier geſeſſen, wer erſcheint? Die identiſche Couſine Marie mit ihrem identiſchen Manne, Maſter Thompſon, ganz achtbare Leute, er ein geſchickter Drechsler, der wöchentlich ſeine zwei Guineen verdienen ſoll. Man wundert ſich und freut ſich über das wunderbare Zuſammentreffen, rückt eng an einander, wundert und freut ſich wieder und beginnt zu konverſiren, die Männer Politica, die Frauen Domeſtica. Miſtreß Smith erzählt umſtändlich den Anfang, Verlauf und Ausgang eines Keichhuſtens, der den kleinen Johnny fürchterlich gemartert, und die eigenthümliche Methode, wie ſie ihn kurirt. Miſtreß Thompſon hört mit geſpannter

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit zu und merkt ſich Alles genau; die junge, ſeit wenigen Monaten verheirathete Frau ahnt, daß ſie in den Fall kommen kann, von der erworbenen Kenntniß Gebrauch zu machen. Nachdem man ſich ausgeruht, aber keineswegs ausgeredet, wird gemeinſchaftlich aufgebrochen, und da nun zwei Männer den Kinderwagen ziehen — Maſter Thompſon will es ſchlechterdings, wie ſehr auch Miſtreß Smith dagegen iſt, während Miſtreß Thompſon es ganz in der Ordnung findet und Maſter Smith kaum ablehnt — geht Alles recht gut und man erreicht den Zielpunkt, die Hampſteader Heide.

Längs eines Abhangs dieſer Heide ſteht auf gelbem Raſen eine Reihe Tiſche und Bänke, das Eigenthum einiger in der Nähe wohnenden Wäſcherinnen, die für neun Pence die Perſon mit Thee und Zukoſt bedienen. Hierher wenden ſich die Familien Smith-Thompſon, und ſobald man mit einer ältlichen Frau einig worden, für wie viel Köpfe die kleinen Smithe zählen ſollen, ſezt man ſich, trinkt Thee und ißt Butterbrod und wiederholt immerfort die Bemerkung, wie anders und beſſer Thee und Butterbrod auf dem Lande ſchmecken als in der Stadt. Nach drei- oder viermaligem Aufgießen des Thees, und wenn ein weiteres Aufgießen kein erwünſchtes Reſultat verſpricht, denkt man an die Heimkehr und macht ſich endlich auf den Weg.

Die belebte Heide verödet ſchnell; was zurückbleibt, ſind einzelne Pärchen, die Arm in Arm und ſüße Liebesworte flüſternd die Einſamkeit ſuchen, oder weiße Kleider, die Phantomen ähnlich durch Gebüſche ſchlüpfen, und ſchüchterne Jünglinge, die Muth zur Anrede ſammeln. Die Meiſten ziehen bei einbrechender Dämmerung heimwärts, und für die Mehrheit beginnt nun der mindeſt angenehme Theil des Tags, eigentlich ſeine Kehrſeite. Von Hampſtead bis New-road — eine Entfernung von drei engliſchen Meilen — ſchiebt ſich, Glied an Glied, eine Kette menſchlicher Weſen, eingehüllt in Staubwolken. Alles dürſtet und alle Wirthshäuſer ſind voll; wären ſie das aber auch nicht, die Wenigſten haben noch Baarſchaft. Hiebei iſt Eins bemerkenswerth, was nicht von dieſer Menſchenmaſſe allein gilt, ſondern von ganz London. Sonntags iſt die Bevölkerung, in der Kirche wie auf der Straße und vor der Stadt, immer gut und anſtändig gekleidet. Darin unterſcheidet ſich London auch von andern Continentalſtädten als Paris. Es ſcheint, derſelbe Stolz, oder was ſonſt das Motiv ſey, der den Londoner veranlaßt, Sonntags ſelbſt auf Koſten der übrigen Woche ungewöhnlich gut zu ſpeiſen, macht, daß er ſich Sonntags beſonders gut kleidet; wer das nicht kann, gibt ſich lieber den ganzen Tag Hausarreſt.

Die Anhöhe von Hampſtead herab wogt die Menge, mit müden Füßen, mit ſtaubbedeckten Kleidern, insgemein mürriſch, verdrießlich und zankſüchtig. Auch die Familie Smith, vor einer halben Stunde noch ſo heiter, iſt es jezt nicht mehr. Sie haben ſich, der Himmel mag wiſſen weßhalb, von der Familie Thompſon getrennt, und Maſter und Miſtreß Smith wechſeln, der Himmel mag wieder wiſſen weßhalb, anzügliche Redensarten. Die Kinder ſchlafen oder weinen, und indem die Mutter ſie durch Ohrfeigen beruhigen will, bewirkt ſie unerklärlicher Weiſe das Gegentheil. Nur wer die Mittel hat zu fahren, genießt den Tag vollſtändig. Ein Einſpänner jagt den Hügel herab, die Straße entlang. Alle Frauenzimmer ſchreien Zeter; der Staub droht allgemeine Erſtickung. Im Innern des Wagens ſitzen drei Paare, die ſich verſtehen, obenauf drei oder vier Männer, die Cigarren rauchen und ſich über die Fußgänger luſtig machen. — Eben als die Familie Smith das Londoner Pflaſter betritt, iſt der Abendgottesdienſt beendigt, und nett gekleidet, ſtill und ernſt ſtrömen die Verſammlungen aus den Kirchen. Maſter und Miſtreß Smith ſehen das, und ſie mit ſchmutzigen Geſichtern, ſtaubigen Kleidern und weinenden Kindern, verſtimmt und ärgerlich, hängen die Köpfe, eilen möglichſt ſchnell nach Hauſe, kommen todtmüde an und legen ſich zu Bett, feſt entſchloſſen, nie wieder auf ſo mühſelige Art das Vergnügen zu ſuchen. Sonderbar aber und ein neuer Beweis, wie das Angenehme feſter im Gedächtniſſe wurzelt als das Unangenehme, am folgenden Sonntag wandert die Familie Smith, Groß und Klein, wieder nach Hampſtead, verbringt den Tag in gleicher Weiſe und faßt bei der Rückkehr denſelben Entſchluß, um ihn nächſten Sonntag auf's Neue zu brechen.

Inzwiſchen macht die heimziehende Menge bis um zehn Uhr die Straßen bald mehr, bald weniger volkreich. Mit dem Schlag der zehnten Stunde vermindert ſich plötzlich das Gewühl. Faſt alle Familien, die Kinder haben, ſind jezt zu Hauſe. Ladendiener und Ladenmädchen und Alle, die bei ihren Brodherren wohnen, verſchwinden, mit jenen die Luſtigſten aus der Menge, die feinſten Stiefeln und die zierlichſten Stiefelchen, die ſpaniſchen Rohre mit unächten Goldknöpfen und die hellfarbenen ſeidenen Kleider, die ſchmuckſten Fracks und die zarteſten Baregeſhawls, die ſchmächtigſten Taillen und die dünnſten Knöchel. Um eilf werden auch die Hauptſtraßen leer, und in den Hintergaſſen, wo bis dahin die Nachbarn in kleinen Gruppen die Tagsereigniſſe beſprochen, oder die Heimgebliebenen durch Beſchauen der Heimkommenden ſich entſchädigt haben, zieht Eins nach dem Andern ſich in die innere Häuslichkeit zurück. Gute Nacht! ruft's von allen Seiten; die Thüren gehen zu, die Riegel klirren, und hie und da wird noch beim Schließen der Fenſter ein leiſes Adieu gewünſcht. Es ſchlägt Mitternacht; der Sonntag iſt vorüber.

---

# Korreſpondenz-Nachrichten.

## Aus der Romagna. Im Julius.

(Vom Verfaſſer der „Römiſchen Briefe.“)

Charakter des Landes. — Bedeutende Männer.

Auf der Fahrt von Bologna nach Ravenna verweilte ich im lezten Herbſte einige Stunden in Lugo. Es iſt ein nicht unbedeutender Ort, welchem Pius VII. Stadtrechte verlieh, mit mehr denn 9000 Einwohnern, ziemlich gut gebaut, mit geraden Straßen, mit großen, ein geräumiges Quadrat umſchließenden, im vorigen Jahrhundert vom ferrareſiſchen Kardinalkaplan Caraffa errichteten Kaufhallen, in denen eine Meſſe gehalten wird, welche alljährlich im September viel Volk aus der Umgebung dahinzieht. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert ſtammt die architektoniſch nicht unwichtige, jezt aber nicht mehr in ihrer Integrität erhaltene Burg, welche von den Eſtes gebaut ward. Denn Lugo gehörte lange zum Herzogthum, wie jezt noch zur Legation Ferrara. Der Charakter der Gegend iſt ganz der des niedern Flachlandes der Romagna, wie er von Rimini an, den ravennatiſchen Strand entlang, bis zu den Po-Mündungen unverändert ſich ausſpricht: ein ebenes, reizloſes Land, Anſchwemmung zahlreicher Ströme, die in der es begrenzenden Kette des Apennin entſpringen und träge zwiſchen hohen künſtlichen Ufern dem adriatiſchen Meer zufließen. Die Luft wird nicht gerühmt, aber es muß ſehr ſchlimm ſtehen, wenn irgendwo die Bewohner eines Ortes Malaria einräumen. Sie ſcheint ſich auch wirklich an den meiſten Orten dieſer Küſte in Folge der größern Dichtigkeit der Bevölkerung gebeſſert zu haben; ſo in Ravenna, ſo auch in Lugo. Aber dieſe ſchwere Luft, dieſe aria grassa, ſagt doch ſehr vielen Naturen nicht zu.

Der kurze Aufenthalt in der Stadt war für mich keineswegs unerſprießlich. Wer Italien genauer kennt, weiß auch, wie in dem ganzen Lande Männer von Talent und Gelehrſamkeit zerſtreut ſind, wie man bisweilen da, wo man es am wenigſten erwartet, die angenehmſten Bekanntſchaften macht, wie man an abgelegenen Orten, in Klöſtern im Gebirge, in Städtchen, die den großen Straßen ferne liegen, Leute trifft, die nicht nur irgend einen ſpeziellen Zweig der Wiſſenſchaft mit Ausdauer, oft mit einer, auf rechte Anerkennung vergebens harrenden, aufopfernden Tüchtigkeit bearbeiten, ſondern auch mit dem, was in der Welt vorgeht, auf eine in Betracht der Umſtände nicht ſelten Staunen erregende Weiſe vertraut ſind. Wie man in manchen Theilen des Landes beinahe in jedem Dorfe Kunſtſchäze findet, ſo begegnet man überall unterrichteten Leuten. Ich rede hier namentlich von Mittelitalien, welches ich am beſten kenne; in den nördlicheren Theilen ſoll es großentheils eben ſo der Fall ſeyn. Die Romagna iſt in dieſer Hinſicht ein eigenthümliches Land: ſie hat den Charakter der Länder, wo nicht frühe ſchon eine große Hauptſtadt Kraft und Macht abſorbirte, wo die Verhältniſſe kleinere waren und blieben, aber in dieſen kleineren Kreiſen viel Schönes und Gutes zum Vorſchein kam, durch warme Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden gefördert und gehegt; wo viele Familien ſich in den Beſiz theilten, deren Herrſchaft in den meiſten Fällen freilich nicht geprieſen werden durfte, die aber nicht mächtig genug waren, um ganz nach Willkühr ſchalten zu können, ſo daß ein gewiſſes Gleichgewicht ſich hielt oder durch raſche und häufige Umwälzungen hergeſtellt ward. Dieſe Romagna, mit ihren Eſtes, Malateſten, Alidoſen, Manfreden, Polentanen, Bentivoglen, mit den Feltriren von Urbino endlich, die auch noch hieher gehören, erfuhr gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts eine große Umwandlung, als erſt Ceſar Borgia die getrennten Städte und Staaten unter Einen Hut zu bringen ſuchte, die alten Dynaſtengeſchlechter theils ausgeſtorben waren, theils gewaltſam vernichtet wurden, theils in's Exil wanderten, und endlich Julius II. und Leo X. die Obermacht der Kirche geltend machten. Aber dieſe Obermacht nahm ſehr milde Formen an, und wie es zur Zeit des Beſtehens der alten deutſchen Reichsverfaſſung hieß, daß ſich unter dem Krummſtab gut leben laſſe, ſo war lange Zeit hindurch die geiſtliche Herrſchaft auch hier die gemäßigtſte, die wenigſt drückende von allen. Erſt die Umwälzung, welche die franzöſiſche Revolution in ihren Folgen für Italien nach ſich zog, hat darin eine unvortheilhafte Aenderung veranlaßt. Die Romagna behielt übrigens auch nach ihrer gänzlichen Vereinigung mit dem Kirchenſtaat viel Beſonderes in ihrer Verfaſſung, was ſie vor den übrigen Provinzen auszeichnete, und namentlich war, wenn wir auf Bologna blicken, das Wort Libertas im Wappen der Stadt mehr denn ein bloßer Name.

Der literariſche Ruhm der Romagna iſt bis auf unſere Tage glänzend geweſen. Der größte Dichter Italiens neuerer Zeit, Vincenzo Monti, war zu Fuſignano, einem ſeit der Mitte des 15ten Jahrhunderts durch Verleihung Borſo's da Eſte der Familie Calcagnini gehörenden Oertchen in der Maremma von Lugo geboren. Sein Schwiegerſohn Giulio Perticari, einer der feinfühlendſten Kritiker und ausgezeichnetſten Proſaiſten, ſtammte aus Savignano bei Rimini. Demſelben Städtchen, deſſen Aufenthalt er zur Zeit mit San Marino's freier Bergluft vertauſcht, gehört Bartolommeo Borgheſi an, welchem der Preis in der Kenntniß altrömiſcher Epigraphik von der ganzen Welt zugeſtanden wird. Aus Faenza iſt Dionigi Strocchi, der klaſſiſche Ueberſezer der Georgica; von Ceſana war Ceſare Montalto, vielleicht der zierlichſte neuere lateiniſche Dichter ſeiner Heimath. Filippo Mordani in Ravenna hat ſich durch ſeine ſchöngeſchriebenen Biographien den Namen des modernen Cornelius Nepos erworben. Die Univerſität Bologna hat ſtets aus dieſer Provinz eine Menge bedeutender Talente an ſich gezogen; die Stadt ſelbſt hat auch in unſern Zeiten viele verdienſtvolle Männer hervorgebracht. Wie es oft geſchieht, namentlich in Italien, ſind manche Celebritäten nicht über einen beſchränkten Kreis hinaus gedrungen; andere aber ſind in Folge der unſeligen politiſchen Verhältniſſe der lezten Jahre leider außerhalb der heimathlichen Grenzen auf ein zu weites Feld gewieſen worden. So iſt es Francesco Orioli ergangen, in Natur- und Alterthumswiſſenſchaft kenntnißreich und genial, aber zu ſehr in Conjekturen ſich gefallend und auf den Grund von Conjekturen bauend, als wenn er Fakta vor ſich hätte, nach langem Umherwandern, nach achtjährigem Aufenthalt in Frankreich endlich nach Corfu gelangt, von wo er die italieniſchen Gelehrtenverſammlungen fleißig beſucht. So Terenzio Mamiani della Rovere, als Dichter voll Phantaſie und Schwung, verdient um die Kenntniß der ältern italieniſchen Moralphiloſophie, deren Reſtauration er anſcheinend mit nicht großem Glück verſucht hat, in Frankreich, wo er lebt, ernſten wiſſenſchaftlichen Forſchungen treu bleibend. So Carlo Pepoli, aus vornehmer Bologneſer Familie, als Dichter anmuthig in Gedanken und Form, aber ohne Tiefe und ohne große Wirkung.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 204.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 26. Auguſt 1845.

— Einem Solchen Liebe zu verſagen,
Iſt eine Wolluſt für die ſtumpfe Maſſe,
Und dieß und jenes wird herbeigetragen,
Daß man ihn ſtets bei ſeiner Schwäche faſſe.
Goethe.

## Ein Franzoſe über Goethe.

Kürzlich hat ein Franzoſe eine Ueberſetzung von Goethe's Dichtung und Wahrheit im Auszug nebſt einer Einleitung herausgegeben. (Mémoires de Goethe, traduits par H. Richelot, précédés d'une introduction, et suivis des pensées et maximes de Göethe.) — Der Ueberſetzer erſcheint als leidenſchaftlicher, unbedingter Bewunderer Goethe's. Dagegen greift ein Pariſer Kritiker, der das Buch beſpricht, unſern größten Dichter von der Seite ſeines Charakters an, die auch viele unter uns unangenehm berührt. Die Leſer ſehen vielleicht mit Intereſſe, wie ſich ein bei uns ſo viel geſprochener Punkt in franzöſiſcher Beleuchtung ausnimmt.

Der Ueberſetzer ſagt: „Nicht allein in Deutſchland, auch in Frankreich, in England, überall, wo es Denker gibt, wurde und wird fortwährend viel über einen Mann geſchrieben, der ewig neu bleiben wird wie die Bibel, wie Homer, Shakeſpeare und Molière, und nie wird man meinen ihn völlig ergründet zu haben. — Meine Ueberſetzung ſoll ein kleiner Beitrag ſeyn zum großen Werke, auf das unſer Jahrhundert im Staatsleben wie in Literatur und Wiſſenſchaft hinarbeitet, zur gegenſeitigen Annäherung Frankreichs und Deutſchlands."

An dieſe Zeilen knüpft der Kritiker ſeine Bemerkungen an. — Die Bibel, ſagt er, muß ſich commentiren, Homer, Shakeſpeare, Molière müſſen ſich kritiſiren laſſen; es muß alſo auch erlaubt ſeyn, vor Goethe nicht auf den Knieen liegen zu bleiben. Zum voraus muß ich ausſprechen, daß mir Goethe's Geiſt gar nicht beſonders geeignet ſcheint, den Vermittler zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu machen. Ich geſtehe, ich finde nichts Anmuthendes daran, nichts was jene unſichtbaren elektriſchen Ströme erzeugen könnte, welche die Herzen der Völker wie der Individuen in Rapport ſetzen. Gab es je einen großen Dichter, einen großen Denker, einen großen Schriftſteller, den man bewundern kann, ohne ihn zu lieben, ſo iſt ganz gewiß Goethe ein ſolcher.

Man hat ihn vielfältig mit Voltaire verglichen. Wohl hatte er mit dieſem gemein den großen Umfang der Kenntniſſe, die umfaſſende, encyclopädiſche Anlage, die gebietende Schärfe des Urtheils, die unfehlbare Sicherheit der Kritik; was er aber niemals beſaß, was man vergeblich in ſeinem Leben und in ſeinen Werken ſucht, das iſt jene unermüdete Menſchenliebe, die beim großen Repräſentanten der ſocialen Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſo viele Fehler vergeſſen macht. So ariſtokratiſch Voltaire in ſeinem äußern Weſen war, ſein Herz neigte zur Demokratie, deren Kind er war und deren Geſchick er vorbereitete. Bei der franzöſiſchen

Digitized by Google

Revolution, das heißt bei einer Weltrevolution, wäre Voltaire nicht theilnahmloſer Zuſchauer geblieben; Voltaire war nicht der Mann, der während des Weherufs der kreiſenden Freiheit den Kampf floh und friedliche, ſelbſtiſche Schäferſtücke dichtete. Was that Goethe zu jener Zeit? Unſer Ueberſetzer mag es ſagen: „Ohne vor den großen Begebenheiten auf der Weltbühne die Augen zu ſchließen, zog er ſich in die friedliche Welt ſeiner Gedanken und Studien zurück; während der geſellſchaftlichen Stürme forſchte er in der Natur, und während Staatsgebäude zuſammenbrachen, dichtete er in tiefem Gemüthsfrieden, und erinnert ſo an jenen Bauer bei der Belagerung von Mainz, den er unter den Kanonen, hinter einer niedrigen Schanze ruhig ſein Feld hatte bauen ſehen.“

Den Mainzer Bauer finde ich ganz natürlich und achtungswerth. Der Mann konnte nicht leſen; er kümmerte ſich wenig um all das Gezänke, das ſich aus Büchern herleitet. Ich finde es geſchichtlich begreiflich, wenn Archimedes während des Sturms auf Syrakus ſich in ſeine Rechnungen vertieft; ich finde es poetiſch natürlich, wenn Jocelyn mit der Geliebten und mit Gott auf den Bergesgipfel flüchtet und in Einſamkeit erhabene Hymnen ſingt, indeß in der Ebene das revolutionäre Trauerſpiel ſeinen Gang geht. Wenn aber ein Mann des Jahrhunderts, der Theil hat an deſſelben Schöpfungen und Siegen, wenn ein Dichter, aus dem ein Miniſter werden ſollte, wenn Goethe, der alles las, alles beobachtete, alles auffaßte, beim Anblick der wunderwürdigen Begebenheiten, die damals ſeine Mitmenſchen erſchütterten, in ſeiner Bruſt weder Liebe noch Haß empfand, weder Zorn noch Begeiſterung, wenn er, während Rom in Brand ſtand, Hermann und Dorothea in Verſe brachte — das begreife ich nicht, zum wenigſten kann ich es nicht achten und nicht bewundern. Um dieſelbe Zeit lebte in Frankreich auch ein Dichter (Chateaubriand), und der verſenkte ſich auch gern in eine Welt von Gedanken, auch er ſchwärmte für ein Leben in Stille und Einſamkeit, aber er haſchte darnach wie nach einem Schatten: er hatte zu viel Gemüth, um es zu erreichen. Auf fernen Meeren, in unbetretenen Savanen blieb er der Mann, der in der Geſchichte lebt und in ſie eingreift. Aber für Goethe war das große Stück Geſchichte, das ſich abſpielte, nichts als ein Theaterſtück, an dem er als Zuſchauer, als Kritiker und Richter Theil nahm, aber niemals als Mitſpielender.

Folgt man Goethen in ſein Privatleben — ich meine natürlich nur den Theil ſeines Lebens, den er ſelbſt veröffentlicht hat, namentlich in Dichtung und Wahrheit und im Wilhelm Meiſter — ſo zeigt ſich in ſeinen Liebſchaften immer viel mehr der Künſtler als der Verliebte. Als er, ſagt unſer Ueberſetzer, in's Elſaß kam, feſſelten ihn drei höchſt verſchiedene Gegenſtände, der Straßburger Münſter, Herder und Friederike, des Pfarrers von Seſenheim Tochter. Ich weiß nicht, ob ich ihm Unrecht thue, aber ich fürchte, der Münſter war das Hauptſtück, für das er ſchwärmte. Gretchen, Aennchen, Friederike — die liebenswürdigen Geſchöpfe, die in ſeinem Leben blitzſchnell auftauchen und verſchwinden, was ſind ſie ihm hinterher? Typen für ſeine Dichtungen, Objekte künſtleriſcher Behandlung. Will er ſeine größten Schmerzen loswerden, ſo darf er ſie nur beſchreiben; ja noch mehr, ſoll er ſich die eigenen Sünden vergeben, ſo braucht er nur vor dem Publikum ein hochmüthiges Bekenntniß davon abzulegen. Nachdem er Friederiken das Herz gebrochen, was unternimmt er da? Er ſagt es ſelbſt: „Ich ſuchte nach meiner alten Art abermals Hülfe bei der Dichtkunſt. Ich ſetzte die hergebrachte poetiſche Beichte wieder fort, um durch dieſe ſelbſtquäleriſche Büßung einer innern Abſolution würdig zu werden.“ (Der Franzoſe gibt dieß ſo: J'eus encore, suivant une vieille habitude, recours à la poésie. Je poursuivis ma confession poétique accoutumée, afin, par cette expiation volontaire, de mériter l'absolution de ma conscience.) — Ebenſo kam ſein Stück: „Die Laune des Verliebten,“ zu Stande: er tröſtete ſich damit dafür, daß er durch eigene Schuld Aennchens Zuneigung verloren. Die Epiſode mit Aennchen iſt eine der anziehendſten in ſeiner Lebensbeſchreibung, wobei der Mann auf's ſchärfſte ſich ſelbſt zeichnet. Zudem bekundet hier Goethe die ungemeinſte Kenntniß des menſchlichen Herzens, und ſeine Schilderung eines ſehr gewöhnlichen Seelenzuſtandes iſt empörend einfach, aber tief wahr. * — Sein Verhältniß zum armen Aennchen brachte er alſo in ein Drama, „pour appliquer son principe littéraire.“ So ſagt der Ueberſetzer und drückt damit ganz vollkommen aus, was ich ſagen wollte.

(Schluß folgt.)

* ſ. Goethes Werke, Taſchenausgabe von 1829, B. 25, p. 110.

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

Das Tragen der Wildhäute ſoll zu einer ſchimpflichen Völkerbezeichnung Anlaß gegeben haben. Ein Stamm der Lokrer, welcher die rauhen Waldgegenden auf der Südweſtſeite des Parnaſſus bewohnte, führte ſchlechtweg den Namen die Stinker. Unter vielen Urſachen, die man für dieſe Anzüglichkeit angab, war auch die, dieſes Volk habe keine Kleider zu weben verſtanden und deßhalb allgemein mit der Haarſeite nach außen gekehrtes Rauch- oder Pelzwerk von wilden Thieren getragen;

Digitized by Google

dieß habe der Nation einen ſpecifiſchen Geruch mitgetheilt. Andere bezogen dieſen Umſtand darauf, daß im Lande dieſer Leute viel Silphion, was eine Art asa fetida iſt, wuchs; offenbar wahrſcheinlicher für die Zeiten, wo doch auch dieſes Volk gewebte Kleider getragen haben muß.

Auch in der Bibel iſt von Pelzwerk wenig die Rede und bereits bei den Erzvätern muß gewebte Wollkleidung vorausgeſezt werden. Denn bloß Eſau kleidet ſich in Felle, und zwar in Felle ſeiner Ziegenböcke, obgleich er zugleich ein Jäger und ein Ackersmann iſt. Er bereitet ſeinem Vater ein Eſſen aus Wildpret, aber er trägt nicht die Häute ſeiner Jagdthiere; und Rebekka, um dem Weißkäuſer Jakob den Segen der Erſtgeburt zuzuwenden, bereitet nicht nur das Eſſen aus Ziegenfleiſch auf Wildpretart, wie es unſere Hausfrauen noch je zuweilen mit einem ehrlichen Hammelbraten machen, ſondern ſie thut auch dem Lieblinge bloß Pelzhandſchuhe aus Bockhaut an, damit er das Rauhe oder Rauche ſeines Bruders nachahme. Ziegen-, Bocks- und Schaffelle aber ſind ſeit grauen Zeiten die auszeichnende Hirtentracht des griechiſchen und römiſchen Urlebens, wie ſeiner ſpäteren Tage, und wir ſehen auf unſerer Lüneburger Haide, wie in den Thüringer Waldthälern, dieſe Menſchenklaſſe noch auf dieſelbe Weiſe angethan wie einſt in den Windungen des Oeta oder (und da ebenfalls noch heute) auf den ſonnverbrannten Höhen des Apennin. Dabei iſt das Charakteriſtiſche, daß in allen dieſen ſo verſchiedenen Gegenden, und bei der Glut des Sommers wie bei dem Eiſe des Winters, die Haar- und Wollſeite mit ihrer condenſirten Wärme nach innen, ja auf bloßem Leibe getragen wird, die auf dem Fleiſch gelegene dagegen mit dem unappetitlichen Anblick, den ungegerbte Haut gewährt, nach außen gekehrt bleibt.

Bei den Griechen war dieſe Hirtentracht Standes- und Kaſtenabzeichen der Leibeigenſchaft, und ſie durfte, vermöge ſtaatsrechtlicher Satzungen, nicht willkührlich geändert werden. Sie dient daher überhaupt als Symbol vormaliger wilden und wenig umgänglichen Zuſtände, auch ſind allerhand erniedrigende Spottnamen auf die Träger dieſer Kleidung im Gebrauche geweſen, welche den Uebermuth der ſich für etwas Beſſeres haltenden, in weichen und feinen Wollgewändern einhergehenden adeligen Herren bezeichnen.

Das gebildete, zur Weltherrſchaft fortgeſchrittene Rom dachte ſich ſeinen älteſten Senat, in Ziegenfelle gehüllt, auf einer Wieſe auf den Ruf eines Kuhhorns zuſammenkommend, um die Armſeligkeit dieſer früheſten Zuſtände und die Beſchäftigung ſeiner Gründer mit Viehzucht und Landarbeit zu bezeichnen. Zum Andenken an jene frugale Vorzeit gürteten ſich an den Luperkalien, einem uralten, dem die Wölfe von den Heerden abwehrenden Hirtengotte Pan gewidmeten Feſte, die Prieſter dieſes Gottes mit Schürzen aus Ziegenfell.

Wir dürfen alſo ſagen, wie der Menſch von Anfang an das Bedürfniß, aus Anſtandsgefühl und gegen die Witterung eine Hülle zu ſuchen, empfunden hat, ſo bezeichnet die Bekleidung mit thieriſchen Fellen, ſey es wilden oder zahmen Gethiers, einen Zuſtand rohen Naturlebens, wo um die Grundlagen einer möglichen Geſittung erſt noch gekämpft wird, wo keiner fragt, wie ihm das ſtehe, oder wie es rieche, wo er, mehr mit Thieren als mit Menſchen verkehrend, faſt lieber hat, jenen als dieſen ähnlich zu ſehen, da ihn dann dieſe mehr fürchten, jene aber leichter ihm nahen. Dieſe Tracht verbannten denn Griechen und Römer, ſolcher Geſelligkeit mit dem Vieh ſich ſchämend, unter ihre Knechte, und mit den Kleidungsſtücken aus von der Menſchenhand zubereiteten Stoffen beginnt die eigentliche Civiliſation.

Wenn aber jenen klaſſiſchen Nationen des Heidenthums das Leder- und Pelzwerk unangenehm war und ſie es geradezu als Tracht der Barbaren bezeichnen, ſo begünſtigte ſie freilich ihr ſchönes, gleichmäßiges, zwiſchen Uebermaß der Hitze und Uebermaß der Kälte wünſchenswerth temperirtes Klima in einer Weiſe, daß ſie die Fingerzeige der Natur, um in der Bedeckung ihrer Leiber lediglich nach Regeln der Zierlichkeit und des Anſtandes verfahren zu können, ungeſtrafter als die heutige Welt und als insbeſondere die Nordländer befolgen konnten. Denn wenn allerdings zugegeben werden muß, daß Pelz- und Lederkleider unäſthetiſcher ſind als wollene und baumwollene, ſo iſt doch auch gewiß, daß jene einen weit entſchiedeneren Schutz wider den Froſt gewähren. Uebrigens war das Bekleidungsprinzip beider genannten Völker unter ſich ſelbſt ſehr verſchieden.

Seit jener herrlichen Jugendzeit der Menſchheit hat keine Kleidertracht in dem Maaße einen idealen Charakter gehabt wie die der Griechen. Die römiſche Tracht beurkundet bereits ein größeres Anſchließen an praktiſche Zwecke, zugleich eine ſtrengere, faſt möchte man ſagen philiſtröſere Ehrbarkeit, aus welcher deßhalb nicht ſogleich auf größere innere Reinheit zu ſchließen iſt. Das griechiſche Volk war in Allem kindlicher als das römiſche, und haben Kinder unter ſonſt gleichen Bedingungen die Vorausſetzung unſchuldiger Denkart mehr für ſich als Männer, ſo iſt damit die Vorliebe der Griechen für das Nackte hinlänglich gerechtfertigt. „Griechiſche Art iſt es," ſagt Plinius der Naturforſcher, „nichts zu verſchleiern; dagegen römiſche und Kriegerart, Harniſche vorzuthun;" was man recht gut mit unſerem deutſchen Sprüchworte: Allem ein Mäntelchen umzuthun, paraphraſiren dürfte. Beim doriſchen Stamme herrſchte die möglichſte Unbekleidetheit, und Sparta's

Digitized by Google

Jungfrauen turnten nackt. Dem ohngeachtet war die doriſche Zucht und Keuſchheit Jahrhunderte hindurch ein Muſter für die geſammte Nation.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Aus der Romagna. Im Julius.

(Fortſetzung.)

Bedeutende Männer des Landes.

Die Umwälzung in den Legationen im Jahr 1831 hat dieſe Männer in die Fremde verſchlagen. Es iſt ſelten, daß man gute Früchte von ſolchen Heimathloſen ſieht. Die Mehrzahl der Italiener wird durch das Ausland, namentlich durch Frankreich, verdorben; ſie verlieren die Haltung, ſie verlieren die Naivität ihres Charakters wie ihres Talents, ihre politiſchen Anſichten, meiſt ſchon von vorneherein etwas confus und formlos, werden chaotiſch; ſie gerathen in Widerſpruch mit ihrer eigenen Natur, und gerade der Umſtand, daß das Vaterland ſtets das Ziel ihres lebendigſten Sehnens iſt, daß nicht ſtaubige Erinnerungen, ſondern heiße Liebe ihnen geblieben, mehrt den Zwieſpalt, hindert die Ausgleichung zwiſchen ihrer Perſönlichkeit und dem Idealismus, in den ſie ſich ſtürzen, nimmt ihnen den Reſt von Sicherheit und Beſonnenheit. Wer dem beklagenswerthen Treiben der größeren Zahl italieniſcher Ausgewanderten gefolgt iſt, dem werden dieſe Erſcheinungen leider zu oft ſich aufgedrungen haben.

Ich bemerkte ſchon, daß manche Celebrität nicht über die Grenzen der Provinz hinausgeht. Hie und da mag man nichts dabei verlieren; bisweilen aber iſt's offenbarer Verluſt. So war es mit Ceſare Montalto, von dem vielleicht außerhalb Mittelitaliens nur die Wenigſten gehört haben. Und doch war er ein merkwürdiger Mann. Er war ganz Romagnole und im Lande populär wie kein Anderer, obſchon ſeine Werke den Wenigſten zugänglich waren; mit großer Lebhaftigkeit, die er bis in ein vorgerücktes Alter bewahrte, vereinigte er jenes Weſen, welches Vertrauen weckt, indem es Vertrauen ſchenkt. Ich lernte ihn im Jahr 1831 zu Florenz kennen, wohin er ſich, ohne eigentlich politiſch compromittirt zu ſeyn, während der Unruhen begeben hatte, welche die mehrjährige Occupation der Romagna durch öſterreichiſche Truppen nach ſich zogen. Er war bei der päpſtlichen Regierung längſt nicht gut angeſchrieben; der Biſchof von Ceſena hatte ihn einſt eine Zeitlang in das dortige Kapuzinerkloſter geſchickt, um dort Pönitenz zu thun. Sein Freund Ferrucci, von dem ich bald mehr ſagen werde, der eine lateiniſche Epiſtel an ihn richtete, während er unter ſchweigſamen Bogenhallen cum capulato Francisci grege herumwandelte, meinte, es werde wohl geſchehen ſeyn, weil er ſich der Jagdluſt hingegeben, oder einem Mädchen einen Kuß geraubt, oder (und das war es wohl) nach freieren Verhältniſſen ſich geſehnt habe. Dieſes In-Pönitenz-ſenden iſt im Kirchenſtaat allgemeine Sitte, bei Geiſtlichen nicht nur, ſondern auch bei Laien. Wurde dieſe Strafe doch einmal einem jungen Manne zuerkannt, weil er ſich mit einem andern in der Oper gezankt und deſſen Wange mit ſeiner Hand berührt hatte. Das Kapuzinerkloſter zu Rom, bei Sta. Maria della Concezione, am Barberini'ſchen Platz, wo man in der Kirche den ſchönen, aber eher zierlichen denn großartigen Erzengel Michael des Guido Reni ſieht, zählt immer eine Menge ſolcher temporären Gäſte, unter denen ſich auch ſolche finden, welche ſich z. B. während der Faſten freiwillig auf etwa acht Tage zur Theilnahme an geiſtlichen Uebungen in's Kloſter zurückziehen. Dieß geſchieht auch in den im Gebirge liegenden Klöſtern, z. B. in einem der ſchönſten und maleriſchſten Italiens, S. Benedetto bei Subiaco, welches von beinahe ſenkrecht abfallenden Felſenmaſſen, die mit dem Bauwerk verwachſen ſcheinen und wirklich auf wunderbare Weiſe verwachſen ſind, in die tiefe, enge Schlucht hinabſchaut, in welcher der wilde, jugendliche Bergſtrom des Anio braust und ſchäumt. — Zu Ceſare Montalto zurückzukehren, ſo ſah dieſer bald die Romagna wieder und lebte in Ceſena, wo er lange eine Profeſſur der alten Literatur bekleidete, in Forli und an andern Orten. Keiner ſeiner Landsleute ſchrieb ſo ſchöne lateiniſche Verſe, und doch iſt dem Italiener die lateiniſche Sprache auch zu poetiſchen Zwecken ſehr oft geläufig und natürlich. Es iſt zu bedauern, daß er den Plan, dieſe zerſtreuten Gedichte zu ſammeln, nicht ausgeführt hat. Eines derſelben war an Theodor Heyſe aus Magdeburg gerichtet, welchen gelehrte Forſchungen im Jahr 1810 nach der Romagna geführt hatten; es iſt ſo anmuthig in ſeinen Wendungen, wie nur irgend etwas dieſer Art. Montalto lag damals ſchon an der Krankheit darnieder, deren Gefahr er erkannte und in jener Epiſtel ausſprach, und die bald darauf ſein Leben endete.

Einer der bekannteren und talentvolleren Dichter in lateiniſcher Sprache lebt in Lugo. Es iſt Luigi Criſoſtomo Ferrucci, florentiniſcher Patrizier, jener Familie entſproſſen, welche durch den lezten Helden der ſterbenden Republik, Francesco Ferrucci, der im Jahr 1530 im Kampf gegen den Prinzen von Orange zu Gavinana im Gebirge von Piſtoja fiel und ſo das Schickſal der belagerten Stadt entſchied, auf ewig geadelt worden iſt. Leute aus dieſem Geſchlechte gelangten nach Barbiano, einem Caſtell bei Lugo, nach welchem der Graf Alberico ſich nannte, der in den lezten Decennien des 14ten Jahrhunderts das italieniſche Kriegshandwerk wieder zu Ehren brachte. Von dieſen ſtammt unſer Ferrucci, deſſen Bruder Michele, lange Zeit Profeſſor in Genf, jezt in Piſa, gleichfalls für einen ausgezeichneten Latiniſten gilt, und er rühmt ſich mit Recht ſeines Urſprungs, wie er denn ſeinem heldenmüthigen Vorfahr an dem Orte, wo dieſer fiel, eine Inſchrift hat ſetzen laſſen. Seine lateiniſchen Dichtungen zeigen große Leichtigkeit und Fertigkeit in Handhabung der Sprache und der Versmaße. Viele derſelben ſind moral-philoſophiſchen Inhalts, viele andere ſind Gelegenheitsgedichte, die, indem ſie manchen berühmten Mann feiern, zu der Literar- und Kunſtgeſchichte des Landes nicht ſelten dankenswerthe Beiträge liefern. Die große Vorliebe der Italiener für leztgenannte Dichtgattung iſt bekannt. Nichts kann ſich ereignen, Trauriges oder Freudiges, ohne ganze Schauer von Verſen. Am ärgſten iſt es wohl im Kirchenſtaat; hat man ja bei einer Kardinalswahl, oder beim Tode eines Sohnes des erſten päpſtlichen Kammerdieners ganze Bände mit Verſen gefüllt entſtehen ſehen. Die Sitte, Inſchriften zu ſetzen, ſteht damit in Verbindung; in Rom kann kein Stück Mauer aufgeführt werden, ohne daß man eine Marmortafel mit ſonoren Redensarten daran klebt. In beiden Fällen führt das Uebermaß zur Lächerlichkeit, während wohl Niemand das Prinzip tadeln wird. In Rom ſind die Inſchriften eine Art chronologiſchen Leitfadens, wobei man zugleich Jahrszahlen und Wappen ſtudiren kann.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 205.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 27. Auguſt 1845.

Ueberſtreut ward ganz mit geſchorenen Locken der Leichnam. —
— —
Abgewandt vom Gerüſte, beſchor er ſein bräunliches Haupthaar:
Nun ich nicht heimkehre zum lieben Lande der Väter,
Laß mich dem Held Patroklos das Haar mitgeben zu tragen!

Homer.

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

Zwei von der heutigen Bekleidungsweiſe ganz abweichende Eigenthümlichkeiten zeichnen die beiden altclaſſiſchen Völker aus, das Unbedecktbleiben des Kopfes und das der Beine. Es war eben ſo ungewöhnlich, einen Hut, als Beinkleider zu tragen, obgleich man beides kannte, beides in einzelnen Fällen und unter Umſtänden gebrauchte. Für den Kopf hielt man ſeine natürliche Bedeckung, den Haarwuchs, vollkommen hinreichend, daher es auch der alten urſprünglichen Sitte durchaus gemäß war, Haar und Bart ſo weit ſie wollten wachſen zu laſſen; wobei aber eine frühzeitig aufkommende Pflege den Beweis liefert, daß dieß keineswegs aus Ungeſchlachtheit und Brutalität geſchah, wie es allenfalls barbariſche Völker, namentlich unſere deutſchen Chatten, hielten, um dadurch den Feinden deſto furchtbarer zu erſcheinen. Bloß in der Trauer legte man Haar und Bart ab, zum Zeichen, daß man von der Gottheit einen ſchweren, niederſchmetternden Schlag erlitten; denn zu den demüthigenden Zeichen des Sklavenſtandes gehörte, daß der Sklave mit glattgeſchorenem Haupt und Kinn gehen mußte, aus welchem Herkommen in der katholiſchen Kirche die Sitte entſprungen iſt, daß ſowohl die Männer, welche ſich dem Prieſterſtande widmen, als Leibeigene Gottes die Tonſur empfangen, als die Jungfrauen, die ein Kloſtergelübde ablegen, ſich den Schmuck ihres Haares abſcheeren laſſen müſſen, eine Entſagung, die ohne Zweifel einem zarten weiblichen Gemüthe die allerhärteſte der Kaſteiungen bedünken darf.

Als die Leiche des von allen geliebten und beweinten Patroklus zum Scheiterhaufen getragen wird, hüllen denſelben ſchier ganz und gar die Haare ein, welche ſich ſeine Waffenbrüder vom Haupte geſchnitten haben, und Achilles mäht ſein blondes Gelock in der Gewißheit, nicht mehr heimzukehren, zu einem Todtenopfer dem geliebten Freunde. Denn die hochgeborene Jugend der fürſtlichen und adeligen Grundbeſitzer des Alterthums läßt zum Zeichen ihrer Abkunft das Haar in langen, ſchöngeſtrehlten Ringeln, wie die Ritterſchaft unſeres Mittelalters, am Rücken hinunter fallen. Da ſie meiſtens mit ehrender Heraushebung als blond bezeichnet werden, gerade wie die Ritterſchaft der Germanen, ſo möchte man ſie faſt für einen nördlichen Siegerſtamm halten, und wer weiß auch, ob dieß nicht wirklich ſo zuſammenhängt? War doch auch ihr Gott Apollo, der gleich ihnen langgeringeltes Goldhaar trägt, ein Hyperboräer. So viel ſcheint gewiß, daß das dem Süden eigenthümliche braune und ſchwarze Haar allgemeiner geworden ſeyn

Digitized by Google

muß, ſeit der eigentliche Hellenenſtamm, der in den homeriſchen Zeiten noch zurückgedrängt und dunkel exiſtirte, ja wohl zu einem guten Theil jene Grundholden ausmachte, die in Ziegenfellen zu gehen verurtheilt waren, ſeine Feſſeln gebrochen und damit zugleich die Demokratie an die Stelle der Geſchlechterherrſchaft geſezt hat.

## Der Hut.

Des Hutes bediente man ſich im Alterthum lediglich auf Reiſen und gegen die Sonnenſtrahlen, wenn man auf dem Lande war. Dieſe Bedeckung des Hauptes iſt in doppelter Geſtalt urſprünglich gegeben und noch heute vorhanden, in der der Mütze und der des eigentlichen Hutes. Jene war in ſteiferer Form den Egyptern eigen, die auch das Muſterbild der Prieſtergabe, Alles unter ihren Hut zu bringen, die geiſtliche Grenadiermütze, die Mitra der Biſchöfe und Päpſte, erfunden haben. Dieſelbe hat bei den Griechen niemals Beifall gefunden, wohl aber haben die Römer in ihrem Apex etwas ähnliches gehabt, wie ſich denn die ewige Stadt auch zum geiſtlichen Weltregiment von allem Anfang an präparirt und in aller Stille qualificirt hat.

Die bequemere phrygiſche Mütze, in Geſtalt eines halben Eies, der Urtypus zugleich der Freiheitsmütze und ihres Gegenfüßlers, der in deutſchen Landen als Hausgott verehrten Pudel-, Schlaf- und Ehemannsmütze, iſt eine natürliche Schiffertracht, und als ſolche noch heutzutage eben ſo gut das Erbtheil unſerer Matroſen, als ſie auf Denkmälern der alten Kunſt den fürſtlichen Weltwanderer des Heroenthums, den vielerfahrenen Odyſſeus, zum Zeichen ſeiner Irrfahrten ziert. Sie ſelbſt erzeugte oder ward geſchwiſterlich zuſammenerzeugt mit der Jagdkappe aus Hundefell oder ſonſtiger Thierhaut, welche Jäger, Landleute und Gärtner trugen, und die man für die geringere Mannſchaft auch zum kriegeriſchen Helm zuſtuzte, während die adeligen Herren geſchmückte Erzhelme trugen. Mit einer Kappe aus Ziegenfell findet Odyſſeus ſeinen alten Vater Laertes in ſeinem Weinberge beſchäftigt. Einen Knappenhelm aus Stierhaut trägt er ſelbſt und ſein Gefährte Diomedes bei jenem nächtlichen Abenteuer, wo ſie ſich in's trojaniſche Lager ſchleichen, den Dolon abfangen und ſo viele Thracier im Schlafe würgen.

Der eigentliche Hut war eine Erfindung der Theſſalier, in der Form unſerer italieniſchen Strohhüte mit niederem Kopf und breiter Krämpe, jedoch aus Haaren (pili, griechiſch und lateiniſch, voraus unſer Filz), nicht aus Stroh gemacht, von Farbe nach Gelegenheit (es waren Ziegen- und Lämmerhaare) weiß, grau oder braun, und mit Kinnbändern verſehen, ſo daß man ihn gegen Wind, Wetter und Hitze feſt auf's Haupt binden, oder, bedurfte man ſeiner nicht ferner, ihn auf den Rücken hinabgleiten laſſen konnte, in welcher Stellung er eine maleriſche Tracht ſchlanker Jünglingsgeſtalten iſt, die als Reiſende, Hirten oder Jäger gedacht werden ſollen. Indeſſen kommen auch Amazonen mit ſolchen herabgelaſſenen Hüten vor. Sophokles führt in einem ſolchen die Ismene, des Oedipus jüngere Tochter, in ſeinem Oedipus auf Kolonos ein: ſie pilgert mit dem Vater aus der Fremde heran. Eben dieſer Dichter hatte aber auch in einem Satyrdrama die Iris in einem arkadiſchen Sonnenhute auftreten laſſen, der ſich vom theſſaliſchen dadurch unterſchied, daß die Krämpe ſich mit ihrem Rande niederwärts umbog und ein Dach bildete, in welcher Geſtalt die Strohhüte der Landmädchen in einigen Schweizerkantonen geſehen werden. Zu den Strohhüten hat übrigens allerdings auch ſchon eine Erfindung des Alterthums den Weg gebahnt, nämlich aus Binſen geflochtene Sonnenhüte, deren ſpäte Schriftſteller gedenken.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Ein Franzoſe über Goethe.

(Schluß.)

Man wendet mir vielleicht ein, ſo ſey es von jeher in der Welt geweſen, die Schöpfungen der Dichter ſeyen immer nur mehr oder minder gelungene Idealiſirungen des von ihnen ſelbſt Empfundenen. Aber unſere Zeit hat das ganz Eigenthümliche, daß jener Trieb, dem ſonſt die Dichter unbewußt gehorchten, heutzutage gleichſam in ein Syſtem gebracht worden iſt. Die Analyſis, die Anatomie, die Klinik des Herzens, was man „littérature intime“ nennt, iſt erſt in unſern Tagen ſo erſtaunlich ausgebildet worden. Man treibt es ſo weit, daß man auf Gemüthsregungen nur noch ausgeht, um ſie zu ſchildern. Leidenſchaften werden geſteigert, erhizt, ja geradezu gemacht, um einer Ader von Poeſie habhaft zu werden. Man liebt nicht mehr um zu lieben, ſondern um von Liebe zu ſingen. Wehe den Weibern, die auf dem Lebenswege poetiſchen Wühlern der Art begegnen! wehe den Ophelien, die ſich ſolchen Advokaten der Leidenſchaft hingeben! Ihr Herz iſt, wenn ich ſo ſagen darf, nichts als eine lebendige Leyer, deren Saiten alle ohne Erbarmen zerriſſen, deren heimlichſte Akkorde dem großen Haufen, der Alltagswelt preisgegeben werden. Ihr armen edlen Geſchöpfe meint, ihr werdet geliebt? o nein, ihr werdet beobachtet, ſtudirt, analyſirt; experimentum in anima nobili! — Ich behaupte keineswegs, daß Goethe ſein literariſches Prinzip ſo weit getrieben; aber er iſt in dieſem Punkte Stifter einer

Digitized by Google

Schule, und man weiß ja, daß die Schüler die Abſicht des Meiſters immer überbieten und übertreiben. Die Scheidemünze origineller Köpfe iſt immer falſche Münze.

Kein Menſch war mehr dazu gemacht als Goethe, ſeine Memoiren zu ſchreiben, das heißt von ſich ſelbſt Rechenſchaft abzulegen, denn nie wußte ein Menſch beſſer was er that. Das ganz Eigenthümliche an ſeinem Geiſte ſcheint uns, daß ſich in ihm Ruhe mit Kraft, Ordnung mit Fruchtbarkeit paaren. Er beſitzt die Fähigkeit, Alles aufzunehmen und wieder von ſich zu geben, ohne daß je Stürme des Herzens die Heiterkeit ſeiner geiſtigen Anſchauung trüben. Das Zeitalter hat vielleicht nur Einen Mann aufzuweiſen, der ihm darin an die Seite zu ſetzen iſt, und dieſer Mann iſt Roſſini. Beide ſind gewaltige Spiegel, welche Empfindungen und Leidenſchaften vortrefflich wiedergeben, ohne ſie ſelbſt zu haben. Bei Goethe findet man religiöſe Stellen, welche als gute Seitenſtücke zu Roſſinis Stabat gelten können.

Goethe war nicht bösartig, nicht bitter. Er hatte nicht viel über das Leben zu klagen, das ſeinige war ja ſo herrlich, auch nicht über die Geſellſchaft, ſie hatte ja nur Ruhmeskränze für ihn. Er war im eigentlichſten Sinne des Worts ein Epicuräer, das heißt in Allem der Mann von Geſchmack und ſicherem Gefühl. Ordnung in den geiſtigen Prozeſſen wie in den Geſchäften war ihm angeboren; Werther war eine Kriſe, aber er überſtand ſie auf's Glücklichſte und hatte nie wieder einen Rückfall.

Was Dichtern, genialen Menſchen überhaupt ſo ſelten beſchieden iſt, war Goethen zu Theil geworden, Wohlſtand und Muße von vorneherein. So hatte er Zeit, ſeine Gedanken dem Hirn zu überantworten, ſie reifen und nie anders als in voller Rüſtung hervorſpringen zu laſſen. Hören wir unſern Ueberſetzer: „Neben den hohen Gaben des Geiſtes, die groß machen vor der Welt und innerlich beglücken, gab ihm die Vorſehung Alles, was das Leben erhebt und ſchmückt, einen kräftigen, wohlgebildeten Körper, Muße in Wohlſtand, Einfluß, Macht, die Zuneigung der Weiber; ein geſegnetes Daſeyn, wie ſelten eines. Wohl ſehen wir, wie die Vorſehung hin und wieder ein junges auserwähltes Haupt gleich reichlich ſegnet, auf wenige Augenblicke, wie der Prieſter das Opferthier ſchmückt: auf Goethe's Haupt häufte ſie ihre Gaben achtzig Jahre lang, und ſtellte uns mit dieſer ausdauernden Lebenskraft des Genius ein Bild auf, dem an Erhabenheit keines gleicht.“

Man mag über Goethe als Menſchen urtheilen wie man will, ſo viel bleibt gewiß, daß er auf Literatur und Sitten ſeines Vaterlands und ſeines ganzen Zeitalters den bedeutendſten Einfluß geübt hat. Daß Werther, Fauſt, Götz Werke eines übermächtigen Geiſtes ſind, dieß beſtreitet Niemand. Goethe's Unſterblichkeit iſt in der Literatur, was man in der Politik eine vollendete Thatſache heißt. Jedermann erkennt wohl die Thatſache an; aber die Einen bewundern nicht nur den Mann, ſie lieben ihn in gleichem Maße; Andere, und zu dieſen gehören wir, können ihn nur bewundern, wie man ein Kunſtwerk bewundert, eine Statue von idealer Bildung, aber zu ihm hingezogen fühlen ſie ſich nicht. Je mehr wir uns mit dem Leben und den Werken Goethe's vertraut machen, deſto mehr überzeugen wir uns, daß es dieſem großen Dichter, dieſem großen Denker, dieſem großen Schriftſteller immer und überall an etwas gebricht — am Gemüth, das ſich der Menſch ſo wenig geben kann als Schönheit, das, gleich der Grazie, nur von Gott kommt.

## Gebirgsſcene.

Am Abgrund, wo die Wogen ſchäumen,
Tief in der nächt'gen Felſenklamm,
Da ragt, umwölbt von Tannenbäumen,
Ein blitzgeſpaltner Rieſenſtamm.

Es hängt, wo klafft die Todeswunde
Ein Kruzifix am ſchwarzen Rumpf,
Und Tag um Tag, und Stund' um Stunde
Erbrauſt die Flut da unten dumpf.

Ein Kreuz, an Trümmern aufgehangen!
Im Graus und Tod die letzte Hab'!
Ein Kreuz, da alles iſt vergangen!
Ein Kreuz auf aller Freuden Grab!

Hat dich der Himmelsſtrahl getroffen
In all dem Stolz, in all dem Glück,
Geſpalten weit die Bruſt dir offen:
Das Kreuz in deine Wunde drück'.

Emma Niendorf.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Aus der Romagna. Im Julius.**

(Fortſetzung.)

Bedeutende Männer des Landes.

In Ferrucci's Gedichten finden wir uns gleichſam in einem großen Kreiſe von Bekannten, die wir anreden, oder

von deren Schickſalen uns erzählt wird. Da tritt uns Vincenzo Monti entgegen mit ſeinen wechſelnden Neigungen und Geſchicken, wie er im mächtigen Geſang Vieles und Verſchiedenes umfaßt, wie er erſt Rom gerühmt, dann, lange getäuſcht von eitlem Hoffen auf Italiens Wiedererhebung durch fremden Arm, den falſch verheißenden Galliern gehuldigt und beim Glückswechſel die Sieger in einem ihrer und ſeiner nicht würdigen Liede gefeiert, bis er ſich wieder ermannte im Streben nach edlerem Ruhm und, während er für die Reinheit der Sprache gegen ihre Hüter am Arnoſtrande kämpfte, krank und alt, aber in tönendem Wohllaut dem Lande eine italiſche Ilias gab. Da finden wir Giulio Perticari, durch unzeitigen Tod tauſend Hoffnungen vernichtend, ſeine Gattin Coſtanza Monti in der Trauer zurücklaſſend, welche in der ſchwindenden Zeit keine Linderung findet. Da trauern wir um Canova, um Morcelli, um Ennio Quirino Visconti; da begrüßen wir Giovacchino Roſſini, deſſen Vater und Voreltern aus Lugo ſtammten; Giuſeppe Mezzofanti, der ſo viel Sprachen ſo viel Herzen hat, die ſein reines Gemüth mit ſanfter Herrſchaft regiert; den treuen Gefährten des guten Pius VII., Kard. Bertazzoli, welchen, nebenbei geſagt, das Wort des ihm übrigens ſehr anhänglichen Papſtes charakteriſirt, der ihn einen pio seccatore nannte; Giuſeppe Albani, der mit ſeiner nicht ſelten in Starrheit ausartenden Charakterfeſtigkeit zu verſchiedenen Zeiten als Kardinallegat in das Schickſal dieſer Provinzen eingegriffen hat. Leopoldo Cicognara begegnen wir, dem Geſchichtſchreiber der Sculptur, der bis in ſein vorgerücktes Alter die hohe Schönheit und den würdevollen Anſtand bewahrte, welche ſeiner Erſcheinung etwas ſo Edles und zugleich Einnehmendes gaben, und deſſen vielfache Verdienſte um Wiſſenſchaft und Kunſt ſeine Irrthümer wohl vergeſſen machen dürfen; Giovanni Galvani von Modena, in Italien der tüchtigſte Kenner provinzaliſcher Sprache und Literatur; Carlo Emanuele Muzzarelli von Ferrara, Prälat und Richter beim höchſten römiſchen Civilgerichtshof, ein eleganter Schriftſteller, aber nicht in kirchlicher Richtung; Celeſtino Cavedoni von Modena, als Antiquar und namentlich als Münzkenner ausgezeichnet, mit Giovani Roſini in Piſa einſt in ärgerlichen Streit wegen Torquato Taſſo's und der ſchönen Prinzeſſin Eleonore verwickelt, deren Geheimniſſe der berüchtigte Conte Alberti durch ſelbſtfabrizirte Urkunden an den Tag zu bringen das Mögliche that; Pietro Armandi, zur Zeit des Königreichs Italien ein tüchtiger Genieoffizier, wegen ſeiner Theilnahme an der romagnoliſchen Revolution landesverwieſen in Frankreich, wo er durch gelehrte Arbeiten, darunter eine militäriſche Geſchichte der Elephanten, das herbe Exil zu verſüßen ſucht; Franceſco Orioli, den ich ſchon nannte, damals noch wie Mezzofanti Profeſſor an der Univerſität Bologna; Ludovico Sauli aus Genua, ſardiniſcher Staatsrath und ehedem Geſchäftsträger zu Konſtantinopel, wo er die Geſchichte der genueſiſchen Kolonie zu Galata zum Gegenſtand eines fleißig ausgearbeiteten und anziehend geſchriebenen Geſchichtswerkes wählte, dem er nachmals treffliche Abhandlungen über die Literargeſchichte Piemonts bis zum 16ten Jahrhundert folgen ließ, ein ſo tüchtiger Geſchäftsmann wie anregender und liebenswürdiger Geſellſchafter; Giovanni Marchetti aus Bologna, als Dichter nicht ohne Ruhm genannt; Dionigi Strocchi, deſſen ich erwähnte: allen dieſen und manchen Andern, deren Aufzählung mich zu weit führen würde, begegnen wir in dieſen Poeſien. Verſchiedene Künſtler noch ſind darunter, ſo Cincinnato Baruzzi, Canova's Schüler, Lehrer an der Bologneſer Akademie, mit Talent und Phantaſie und beſonderem Geſchick für die Ausführung begabt, etwas zu weich vielleicht und mehr einer jezt ſchon verlaſſenen Richtung, der maleriſchen, angehörend, als fortſchreitend auf der gegenwärtigen Weltbahn der plaſtiſchen Kunſt. Neben ihm der Römer Filippo Agricola, an Schöpferkraft ſehr arm, als Zeichner geübt und korrekt.

Auch Frauen werden in Ferrucci's Verſen gefeiert. Coſtanza Monti Perticari, deren ich oben gedachte, eine liebende Gattin und gute Tochter, die nach dem Tode deſſen, mit dem ihr Geſchick verbunden war, dem alten, kranken Vater eine treue Pflegerin war; Silvia Maffei Calcagnini aus Verona, in der und deren Schweſtern die Nachkommenſchaft des berühmten Scipio Maffei ausſtirbt, geiſtvoll und lebendig und hier noch als jugendliche, glückliche Gattin geſchildert; Brigida Fava Tanari aus Bologna, ſo ſchön wie kunſtliebend und kunſtgeübt, im Frühling 1832, wo ich ſie kennen lernte, Beſitzerin eines der größten Meiſterwerke Guercino's, welches ſeitdem nach dem kalten Norden gewandert iſt. So geht es leider allmählig den meiſten Bildern, die im Privatbeſitz ſind; nehme ich einige große Häuſer aus, namentlich in Mailand, in Genua, Florenz, Rom, die Caſtelbarco, Brignole, Corſini, Borgheſe, Doria, Barberini, Colonna u. a., welche zum Theil durch Familienbeſtimmungen gebunden ſind, ſo haben die meiſten andern, ſelbſt wenn ſie deſſen nicht bedurften, ihre Paläſte des alten Schmucks an Gemälden entkleidet, die zum Theil mit dieſen Paläſten ſelbſt entſtanden, für dieſelben geſchaffen waren. Manche im vorigen Jahrhundert noch bekannte und reiche Sammlungen ſind in unſerer Zeit ganz verſchwunden, nach allen vier Winden zerſtreut.

Die lateiniſche Poeſie könnte jezt für eine Anomalie gelten, und bei dem geringen Anklange, den ſie findet, iſt es überhaupt zu verwundern, daß Manche ihr Zeit und Kräfte widmen. So geſteht Ferrucci ſelbſt in einer ſeiner Epiſteln, die ungünſtige Stimmung der Zeit beklagend:

„nunc ipsa Latina
Maiestas prostrata iacet cum divite lingua,
Quam male contemnit discors maioribus ætas."

Als Sannazzar, Vida, Fracaſtor ihre noch heute bewunderten lateiniſchen Verſe erklingen ließen, war es anders: man glaubte noch an die Möglichkeit der Ausgleichung der alten Welt mit der neuen, der Verſtändigung des klaſſiſchen Prinzips mit dem chriſtlichen, und verſuchte ſie, wobei eigentlich beide zu kurz kamen; das Alterthum war freilich ein durchlöcherter Mantel, aber man ſchien zu glauben, das neue Geſchlecht könne ihn noch tragen. Apoll und Diana bewahrten ihre Rechte neben S. Benedikt und Sta. Scolaſtica; man hatte noch nicht aufgehört, die moderne Geſchichte lateiniſch zu ſchreiben, und Mancher mochte das Bürgerrecht der romaniſchen Sprachen zur Seite der hochgeborenen Mutter kaum für voll gelten laſſen. Das hat ſich geändert: die lateiniſche Poeſie iſt ein Spielwerk für eine kleine Zahl Gelehrter, nicht viel mehr als ein Ueben gewonnener Fertigkeit geworden, und ſchmeckt in vielen Fällen gar zu ſehr nach der Schule; ſie iſt ohne den entfernteſten Einfluß auf den Bildungsgang der Zeit; ſie iſt, wenn man den Ausdruck geſtatten will, eine todte Kunſt. Plaſtiſche Darſtellungen in archaiſchen Formen würden jezt eben ſo wenig wirken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 206.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 28. Auguſt 1845.

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu ſchlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Theodor Körner.

## Aus den Freiheitskriegen.

Unter den Briefen aus Fouqué's Nachlaß, von denen wir in der lezten Zeit verſchiedene mitgetheilt haben, befindet ſich einer, den wir nicht darum geben, weil er von dieſem oder jenem Individuum herrührt, an das ſich ein allgemeineres Intereſſe knüpft, ſondern weil er als der Ausdruck einer bedeutenden Geſammtperſönlichkeit erſcheint. Man kann es wohl ſagen, den Brief hat der preußiſche Freiwillige aus den Jahren 1813 und 14 geſchrieben, eine ihrer Zeit ſehr berühmte, bewunderte und gehätſchelte Perſon, der es aber ging wie manchem jungen Poeten, der in einem genialen Jugendwerk all ſein Feuer verſprüht. — Das folgende Schreiben verſezt uns ſehr lebhaft in die Hauptkriſis unſerer neueſten Geſchichte, und die Sprache des begeiſterten Kriegers iſt geeignet, die verſchiedenſten Empfindungen zu wecken, alle Gefühle zwiſchen Wehmuth und Spott, je nach der Gemüthsrichtung, dem Alter und dem geſchichtlichen Glaubensbekenntniß der Leſer.

### C. v. G. an Fouqué.

Brüſſel, den 13. März 1815, Abends ſpät.

Mein theurer lieber Fouqué!

Kennſt du das Lied vom Ritter von Roſen? Die blutigen Roſen pflückte ich, doch wo weilen die Roſen vom hellroſigen Mund? Und wenn die Hocherhabene ihren Knappen ſtolz verſtößt, iſt denn nirgend ein Klarchen, das ſeinen Egmont liebkoſend pflege? Ich hülle weinend mein Haupt in weiche Kiſſen und umarme nur leeren Traum. Noch liege ich ſo ſtarr in mich gekehrt, da fängt's mir die Bruſt an mächtiger zu heben: die Glocken läuten vom Dom, auf Windeswellen hört man das große Wort: „Der Sieg iſt unſer!“ — Erhebe dich, weichherziger, unerſättlicher Jüngling aus eitlen Träumen! wolle die Frucht nicht pflücken, bevor ſie gereift! ſtähle dich zu neuen Kämpfen! Liebe iſt des Kampfes Lohn. Hier oder dort, gleichviel! Ja wohl: hier oder dort! Ob gleichviel? — — Wie Gott will! und dieß Wort gibt mir wieder meine ganze Kraft. Wie Gott will! Meine Sehnſucht ſoll noch durch blutige Bahnen wallen; dann aber, lieber Gott, der Liebe Lohn! — O wie muß es ſüß ſeyn, nach blutigem, mühevollem Kampf in deinem Arm zu ruhen!

Ja, mein Bruder, der Sieg iſt unſer! Unſere Brüder haben am 9ten dieſes Märzes tapfer ihre Ehrenſache ausgefochten; aber noch ſind wir nicht zu Ende. Siege müſſen Siege krönen. O wäre ich dann nur auch dabei, wie ich es bei dem lezten Siege nicht war! Schon den 28. vorigen Monats ward ich in einem lebhaften Gefecht, welches das zweite Armeekorps der Avantgarde den beiden Armeekorps der Herzoge von

Digitized by Google

Reguſa und Treviſo bei Meaux, acht Stunden von Paris, lieferte, durch die linke Lende geſchoſſen. Meine Amala bäumte hoch, denn ſie bekam zugleich mit mir eine andere Kugel tief in die Bruſt. Dieß brave Thier war eine Stunde zuvor ſchon durch den rechten Hinterſchenkel gegen oben durch und durch geſchoſſen, meine Handpferde waren entfernt, ich wollte mich keinen Augenblick entfernen, und ſo trug es mich unermüdet von einem Flügel zum andern in friſchem Feuer fort. Die Nacht hatte ſich ſchon über dem Gefecht gelagert, noch blizte es aus allen Schlünden, auf mattem Purpurſtreif des Abendroths ſah man die ſchwarzen Schatten der feindlichen Maſſen, unſere Kavallerie nahte, ſo wollte man wenigſtens wiſſen; da brannte es plötzlich auf wie Glut der Feuereſſe, und nun wußten wir auch, daß dieß keine Kavallerie war. Hier ward ich verwundet. Das Blut floß in Strömen, ich lächelte meines Schmerzes; General Röder zwang mich, das Schlachtfeld zu verlaſſen; feurige Granaten waren noch lange meine Begleiter. So verließ ich zum erſtenmale den Kampf.

Es war ein wunderbarer Zuſtand. Bald wehete es mich an wie mit Frühlingsluft, und ich ſtreckte meine Arme nach ſüßen Bildern aus, bald ergriff mich hoher Ernſt und ich ſchüttelte mein Haupt, daß nicht Alles ſo kommen war, wie es kommen konnte und ſollte. Menſchen pfuſchten zu ſehr in das große Spiel Gottes. In einem Dorfe ward ich mit vielen ſchwer Leidenden verbunden. Ich allein ſtand unter ihnen da, von Gottes Gnade wunderbar gezeichnet, kein Knochen, keine Sehne verlezt, eine Handbreit über dem Knie die Kugel herein, zwei Handbreite (hinten höher) wieder heraus, zwei Wunden, ſo glühend wie Purpurroſen am Stock. Ich faltete meine Hände zum Gebet, Himmelsbalſam floß in meine Seele, ich ſprach den Segen über meine Brüder. Man hob mich auf's Pferd. Das zweite Armeekorps ſollte eine Stellung hinter der Ourcq nehmen, um die Korps von York und Saken, die noch im Uebergehen über die Marne begriffen waren, abzuwarten. So ritt ich wieder unter meinen Schaaren und fühlte in glücklichem Bewußtſeyn, daß ich zu ihnen gehörte. Ernſt, das liebe Kind, fand mich in dunkler Nacht, küßte mich und wünſchte mir gute Nacht.

Langſam ritt ich nun den langen Weg weiter bis Ferté Milon. Train- und Bagagewagen ſtopften ſich in den engen Gaſſen. Es war Mitternacht vorüber, ſchwarze Finſterniß deckte die Erde, nur hin und wieder ſah man auf den Schwellen der feſtverſchloſſenen Thüren einzelne Ermüdete und Verwundete liegen, keine menſchliche Seele erbarmte ſich ihrer. Die Bürger waren theils aus Angſt geflohen, theils hatten ſie ſich gegen Plünderer ſtreng verſchloſſen. Weiter konnte ich nicht. Vergebens ward die Glocke vor einem großen Palaſte gezogen, Niemand öffnete, ich eilte weiter. Da blinkte mir aus einer kleinen Nebengaſſe ein helles Licht entgegen. Bei den lauten Tritten unſerer Roſſe war auch dieſes ſchnell verſchwunden, aber meinen Bitten in franzöſiſcher Sprache öffnete ſich bald die Thüre. Ein halb nackter junger Menſch trat mir noch immer zitternd entgegen, hinter ihm ein Engelsbild mit hochgehobener Leuchte, bleich wie ein Marmor, des jungen Mannes Weib. Du kannſt dir denken, wie wohl mir dieſer Anblick that. Aus blutiger Schlacht in dieſen Himmel zu ſchauen! Wie aber mochte dem ſchönen Weibe zu Muthe ſeyn? ſeit wenigen Monaten verheirathet, im erſten Liebesglück, und nun aus holdem Traum erwachend, mich anzuſehen, ein ſchwarzes Schreckensbild, mich und mein hohes weißes Roß ſtarrend von Blut! So erſchien dem Liebespaar der erſte Feind. Sie bot mir die ſchöne weiche Hand. Meinem Glück folgte eine Menge Hartverwundeter, am hellodernden Kamin ward manche Wunde verbunden, Jedem von der ſchönen Hand ein ſtärkendes Glas Wein geſchenkt. Ich ward der Schutz des Hauſes und das junge Paar wachte über mir, der ich auf eine Matte hingeſtreckt wie auf Blumenauen zu ruhen glaubte.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

Auch bei Griechen und Römern kommen übrigens als Kopfbedeckung für ältere Frauen bereits Hauben vor, und dieſelben ſcheinen für Weiber aus dem Volke ſo gut wie bei uns eine gewöhnliche Tracht geweſen zu ſeyn, da ſie ein nicht ganz in beſter Ordnung befindliches Haar ſchicklich verbergen. Bei Horaz verliert die Hexe Canidia ihre Haube, als ſie vor gewiſſen Tönen, die der hölzerne Gartengott in den Macenatiſchen Gärten von ſich gibt, voller Schrecken die Flucht ergreift. Dieß Kleidungſtück ſtammt aber ohne Frage aus Egypten, wo nicht aus Indien; es iſt unſtreitig der allgemeinſte Theil der weiblichen Toilette, ſpielt auch bekanntlich bei den Jüdinnen eine große Rolle. In Egypten kommt daſſelbe auch als Dekoration der Männer vor. Von ſeinem nächſten Anverwandten, dem Schleier, ſprechen wir wohl eigentlich zweckmäßiger, wenn wir einmal das ſittengeſchichtliche Kapitel des menſchlichen Putzes abhandeln; das von der eigentlich ſo genannten Kleidung iſt an ſich ſo weitſchichtig, daß wir in das daran hängende ohne Noth nicht überſchweifen wollen.

Bei den Römern diente der Hut ebenfalls bloß auf Reiſen. Als Zeichen der Freiheit iſt derſelbe bei dieſen Weltbeherrſchern niemals getragen worden, hätte ſich auch zu ihrer ſonſtigen feierlichen und pompöſen

Digitized by Google

Staatstracht, als in welcher allein ſich ein altrömiſch denkender Bürger öffentlich zeigte, nur carrikaturmäßig ausnehmen können. Und das muß man ein= für allemal bei aller griechiſchrömiſchen Kleidertracht merken: ſo oft allerdings auch bei ihnen die Mode wechſelte (doch wechſelte ſie nie ſo buntſcheckig und kindiſch wie bei uns), ſind ſie doch faſt nie, wenigſtens nie vor den Zeiten ihres durch die Vermiſchung mit Barbaren beſchleunigten Verfalls, auf geſchmackloſe Trachten verfallen.

Der Hut war ein Zeichen der Freilaſſung. Wenn ein Gebieter ſeinen Sklaven frei erklärte, ſo ſezte er demſelben den Hut auf; nahm er aber dieſen Akt zugleich als bürgerliche Ceremonie vor der Obrigkeit vor, weil das Bürgerrecht der Freilaſſung zu folgen pflegte, ſo verrichtete der Prätor jene ſymboliſche Handlung. Zugleich wurde dem Freigeſprochenen ein Streich mit einer Ruthe gegeben, welcher Theil dieſes Herkommens ſich in der mittelalterlichen Solennitat des Ritterſchlags erhalten hat. Eben dieſen weißen, grauen oder braunen Filz der Freilaſſung ſezten aber die Freigelaſſenen eines Verſtorbenen auf, wenn ſie ihren Gebieter zu Grabe trugen. Dieß war eine Pflicht der Dankbarkeit, beſonders wenn ſie die Freiheit ſo eben erſt, vermöge teſtamentariſcher Anordnung, empfangen hatten. Daß aber der Hut Symbol der Freilaſſung wurde, hat ebenfalls einen ſehr einfachen Grund. Wir haben geſehen, daß die Sklaven ihr Haupt unbedeckt und glatt raſirt tragen mußten. An den Saturnalien, dem Erinnerungsfeſte des goldenen Zeitalters, unſern Weihnachtstagen (dem Kalender nach faſt buchſtäblich; denn dieſelben begannen mit dem ſiebzehnten December und dauerten bis zum drei=und=zwanzigſten), hatten die Sklaven das Recht, ſich wie freie Leute zu benehmen, ja ſich von ihren Herren bedienen zu laſſen. Was war natürlicher, als daß ſie vor Allem nach einem äußeren Abzeichen ihres augenblicklich fingirten Standes griffen? Der Kahlkopf war Sinnbild ihres Sklavenſtandes: ſie ſezten einen Filz auf, und ſie ſchienen Freie. Später, als man es mit dem Symbol der Sklaverei nicht mehr genau nahm und fortſchreitende Humanitat, ſo wie die Etikette eines feineren Lebens, die auch den Sklaven in einem eleganten Aeußern um ſich ſehen wollte, den Sklaven geſtattete, ihr Haar wachſen zu laſſen, blieb gleichwohl die Gewohnheit, im Hute als ſaturnaliſcher Freimann zu paradiren.

Die koniſche Filzmütze des Bajazzo auf unſern Jahrmarktgaukelbuden und engliſchen Reitercirken iſt der Freiheitshut der römiſchen Sklaven. Unſer heutiger Rundhut dagegen, ſo gut als der dreieckige des vorigen Säculums, iſt offenbar lediglich durch allmählige Umformung des alten theſſaliſchen Reiſehuts entſtanden. Zuerſt wurde die eine Krämpe aufgebogen, und daran eine Reiger= oder ſonſtige Feder nebſt Agraffe befeſtigend, hatte man den mittelalterlichen Hof= und Ritterhut, welcher im ſpaniſchen Coſtüm noch jezt gebräuchlich iſt. Hierauf krämpte man beide Ränder empor, in welcher Geſtalt noch zuweilen die Hüte unſerer Bedienten und Poſtillone figuriren, worauf in einem Zeitalter gothiſcher Eckigkeit und Schnörkelhaftigkeit der geiſtreiche Einfall nahe lag, die eine dieſer aufgebogenen Krämpen zu einem dreieckigen Gerathe ſchnabelhaft nach vorn zu zwängen.

(Fortſezung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Mainz, Ende Auguſt.

Die Königin von England.

Es liegt im Menſchen, durch Größe und Hoheit ſich imponiren zu laſſen, und der Rheinländer, ſo ſehr auch die Gleichheit ſeinen Neigungen entſpricht, macht von dieſer Regel keine Ausnahme. Dieß ſahen wir wieder beim kürzlichen dreitägigen Aufenthalt Victoria's in unſerer Stadt. Schon bei der Ankunft der Fürſtin begann der Enthuſiasmus und dauerte ununterbrochen bis zur Abreiſe fort. In dieſen Tagen ſchienen wir überhaupt ganz in die Atmoſphäre des Reſidenzlebens verſezt zu ſeyn. Wir ſahen die Ceremonien der Höfe. Ordensbänder und Sterne blendeten unſere an ſolchen Glanz nicht gewohnten Augen, Staatswägen rollten über unſer plebejiſches Pflaſter, Prinzen und Prinzeſſinnen athmeten Eine Luft mit uns, Diplomaten drängten ſich in die königliche Nähe, das Heer der Lakaien und Hofleute war für uns eine ganz neue Menſchenrace. Und inmitten all dieſer Herrlichkeit ſchaute Jeder unverwandten Blicks nach dem Glanzſterne aus dem nebligen Altengland, der an unſerem Horizont vorbeiſchwebte. Die irdiſche Majeſtät hat einmal für Gemüther, die nicht daran gewöhnt ſind, etwas Befangendes; man fühlt ſich klein gegenüber dieſen Höhen des Lebens. Wir ſehen freilich die Fürſten nur durch das ſiebenfarbige Prisma des Glanzes; ſähen wir ſie in der camera obscura der Sorgen und Verantwortungen, das Gefühl wäre ein ganz anderes. — Man drängte ſich, die Züge der mächtigen Fürſtin zu ſchauen, man begrüßte ſie mit warmer Theilnahme; aber devote, demüthig=unterthänige Fürſtendienerei ſah man nirgends. Gewiß iſt auch eine ſolche herzliche, wohlwollende Aufnahme für eine Königin, die über ein Volk mit freien Inſtitutionen gebietet, angemeſſener, als ein offizieller, ceremoniöſer Empfang, wobei das Volk nichts empfindet. Die vielen Engländer, die ſich aus den benachbarten Bädern eingefunden hatten, um hier ihre Königin zu begrüßen, erklärten dieſe Art der Aufnahme für die geeignetſte. Auf ihren Geſichtern ſtrahlte Stolz und Freude über die Triumphe ihrer Königin am Rhein; es war rührend zu ſehen, wie ſie dieſe Gefühle an den Tag legten, und ich geſtand mir, daß nur eine wahrhaft große Nation ihrer Fürſtin ſo ergeben ſeyn kann. — Wir hatten bei verſchiedenen Veranlaſſungen Gelegenheit, die Königin öffentlich erſcheinen zu ſehen. Gleich nach ihrer Ankunft verfehlte ſie nicht, die ihr zu Ehren veranſtaltete große Revue der Truppen zu beſuchen. Sämmtliche Regimenter defilirten vor ihr unter Hurrahs und Muſik, und ſie wunderte ſich über die prächtige Haltung dieſer Kerntruppen. Bei der glänzenden Fackelſerenade, welche der Königin am erſten Abende vor ihrer

Digitized by Google

Wohnung gebracht wurde, erſchien ſie mit freundlicher Miene auf dem Balkon und dankte nach den vielfachen Begrüßungen, die zu ihr hinauf ertönten. Vom Beſuche der hieſigen Sehenswürdigkeiten war ſie abgehalten, da ſie faſt ſtets von höchſten und hohen Perſonen in Anſpruch genommen war; indeſſen fuhr ſie doch zum Gutenbergsdenkmal und beſah einige Hauptſtraßen und öffentliche Plätze, wobei ſie ſtets von einer unzähligen Menſchenmenge begleitet war. Auch in die vor kurzer Zeit hergerichtete engliſche Kirche fuhr ſie und wohnte dem Gottesdienſt bei. Auch hier konnte man durch beſondere Vergünſtigung in ihre Nähe kommen, und ſtets waren es dieſelben heitern und freundlichen, zugleich aber entſchiedenen und geiſtvollen Züge, die auf unſere Bevölkerung einen ſo angenehmen Eindruck gemacht haben. — Victoria wohnte hier im prächtigen Hotel „zum europäiſchen Hof,“ welches für den Aufenthalt der Königin zur Königswohnung umgezaubert worden war. Die herrliche Lokalität war wahrhaft königlich geſchmückt und ganz geeignet, die größte Herrſcherin der Erde zu beherbergen. Ueberall herrſchte einfache, ſolide Pracht, nichts war überladen, nichts geſucht, Alles ſtand im Einklang mit der übrigen geſchmackvollen Einrichtung dieſes berühmten Hotels, und nur Weniges war für die außerordentliche Gelegenheit hinzugekommen. Victoria erklärte ſich auch bei der Abreiſe vollkommen befriedigt mit ihrem Quartier.

## Aus der Romagna. Im Julius.

(Schluß.)

### Bedeutende Männer des Landes.

Die einfache und herzliche Gaſtfreundſchaft, welche man in Italien, namentlich in den kleinen, vom Fremdenſchwarm weniger heimgeſuchten Orten findet, erfreute mich wiederum bei dem Cav. Ferrucci, bei welchem ich einen Profeſſor der ſtädtiſchen Gelehrtenſchule, D. Ghinnaſi, traf, der in der Romagna als ſcherzhafter Dichter ziemlich denſelben Rang einnimmt, wie Guadagnoli in Toscana. Ein junger Literat, Antonio Strozzi, von einer Seitenlinie der berühmten Florentiner Familie, vergrößerte den Kreis. Ich bin mit Italienern ſtets raſch bekannt geworden und habe bei der Bekanntſchaft nur gewonnen. Sie ſchließen ſich leicht an, wenn ſie Theilnahme an ihren Begegniſſen und Intereſſe an ihrer Heimath wahrnehmen; wo dieß der Fall, faſſen ſie Vertrauen und geben ihre liebenswürdigen Eigenſchaften in vollem Maße kund. Das Volk der Romagna hat Charakter und Energie. Seine Geſchichte im Mittelalter, auf die ich hindeutete, war verwirrt und blutig genug. Nachdem Italien die Schmach der fremden Söldnerhaufen, welche, aus Deutſchen, Franzoſen, Engländern beſtehend, unter ausländiſchen Führern das Land brandſchatzten, lange ertragen und nun das einheimiſche Condottierenweſen ſich zu bilden begann, welches freilich auch ſchlecht und Grund vieler Uebel, aber dennoch golden war im Vergleich mit dem Treiben jener Räuberſchaaren, war es die Romagna, und gerade die Gegend von Lugo, welche zweien der berühmteſten Kriegsleute das Leben gab. Den einen, Alberico da Barbiano, nannte ich; er war der erſte, der nur Italiener unter ſeine Fahnen nahm und ſie bald die Ausländer beſiegen lehrte. Als das große Schisma der Kirche ausgebrochen war, welches der in Mittelitalien während der Abweſenheit der Päpſte in Avignon auf's höchſte geſtiegenen Anarchie neue Uebel folgen ließ, ſicherte Alberico, angefeuert durch Schreiben und Bitten der h. Katharina von Siena, durch den Sieg, den er bei Marino am Albanergebirge über die bretagniſchen Truppen des Gegenpapſtes davontrug, die Sache des rechtmäßigen Kirchenfürſten, der ihn zum Ritter ſchlug und ihm ein Banner mit rothem Kreuz im weißen Felde und der Inſchrift: L'Italia liberata dai barbari überreichte. Aus ſeiner Schule wie aus ſeiner Heimath ging der andere hervor, der ſeinen Ruhm verdunkelte: Muzio Attendolo, genannt Sforza, den vorüberziehende Söldner einſt als Jüngling den Acker bearbeitend fanden, der ſelber der erſte Kriegsmann ſeiner Zeit ward und deſſen Nachkommen einen großen und ſchönen Theil Italiens beherrſchen ſollten. Cotignola, des Sforza Geburtsort, wie Barbiano wenige Millien von Lugo entlegen, und nebſt dem benachbarten hübſchen Bagnacavallo einſt Beſitzthum jenes Engländers John Hawkwood, der namentlich in der florentiniſchen Geſchichte ſo oft von ſich reden macht, blieb nachmals der Familie des Mannes, dem es ſeine Berühmtheit verdankt, und zeigt auch jezt noch die Befeſtigungen, die das 15te Jahrhundert ihm gab. Neben den Sforza's und denen von Barbiano waren es beſonders die Malateſten von Rimini, aus deren Geſchlecht eine ganze Reihe tüchtiger Krieger hervorging. Dieſe Verhältniſſe mußten in dem Volke Thatkraft und Luſt an abenteuerndem Leben wach halten. Wie geſagt, ging die große Umwandlung der Romagna zu Ende des 15ten Jahrhunderts und in den erſten Jahren des folgenden vor ſich. Die Entfernung von Rom aber und die verhältnißmäßige Milde, richtiger geſagt oft Schwäche der päpſtlichen Regierung hinderten, daß der Einfluß eines uniformen Regiments auf die Bewohner ſich in demſelben Maße äußerte, wie es z. B. bei den Florentinern und übrigen Toscanern unter Cosmus I. von Medici der Fall war, deſſen Staatsklugheit einerſeits und eiſerne Zuchtruthe andererſeits den einſt nicht zu unterdrückenden Freiheitsſinn des Volks in Einem Menſchenalter wenn nicht erſtickten, doch auf immer feſſelten. Der Romagnole behielt unabhängigen Geiſt, ungeachtet der Huldigungen, mit denen er gegen die päpſtlichen Legaten nicht zu geizen pflegt. Im Charakter des Volks blieb aber auch eine gewiſſe Rohheit, und man muß hier nicht nach der Bildung ſuchen, die man in Toscana findet, das mit dieſer Provinz zuſammengrenzt. Es herrſcht im Ganzen weniger Wohlſtand und minder ſorgfältiger Anbau, obgleich der Boden zum Theil vortrefflich iſt. Die Zahl der Städte aber, die ſich in langer Linie von Ferrara an bis zur Grenze der Mark dahinziehen, iſt groß, und es iſt in ihnen Betriebſamkeit und Leben. Die politiſchen Ereigniſſe ſeit der franzöſiſchen Revolution haben das Land auf die ungünſtigſte Weiſe berührt, und heute noch währen die Zuckungen des moraliſchen Erdbebens. Revolution und Reaktion haben gleich verderblich gewirkt, und ſchnöde Privatrache hat nicht ſelten politiſchen Vorwand geſucht und gefunden. Die loyal ſeynwollenden Mordſcenen, wie die zu Faenza im Jahr 1814 verübten Gräuel, die carbonariſtiſchen Verſchwörungen der zwanziger Jahre, die auf das Gelingen der Julirevolution ſich ſtützenden Umwälzungsverſuche von 1831 und 1832 haben leider ſelbſt im gegenwärtigen Moment einen Nachklang gefunden. Die Stellung der Legaten iſt die ſchwierigſte; die Mißſtimmung iſt durch vielfachen Familienkummer gemehrt. Ravenna, das abgeſchiedene, verödete Ravenna, ſcheint das Centrum dieſer Regungen zu bilden. Ungern beſchließe ich mit dieſen wenig erfreulichen politiſchen Betrachtungen dies bunt zuſammengewürfelte Kapitel über die Romagna.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 207.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 29. Auguſt 1845.

Hos quoque qui geniti graja creduntur ab urbe,
Pro patrio cultu persica bracca tegit.

Ovid:

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

### Beinkleider und Strümpfe.

Die Hoſe oder das Beinkleid iſt eine Erfindung der weichlichen Meder, von welchen es die Perſer und Parther, ſo wie die Nachfolger dieſer aller, die Türken, angenommen haben. Sie trugen es weit und bauſchig und bis auf die Knöchel herniedergehend, wo es leicht zuſammengebunden oder in die Stiefeln geſteckt ward. Das Ausſehen, welches eine ſolche Tracht der Menſchengeſtalt gibt, dünkte den Griechen äußerſt lächerlich, und ihre Spaßvögel ſcherzten, die Perſer gingen in Säcken einher. Ohne Zweifel war dieß Kleidungsſtück bei den Orientalen gleich Anfangs aus Neſſeltuch oder Muſſeline; es kommt häufig in gefärbten, ganz beſonders aber in geſtreiften Zeugen vor. In ſolchen geſtreiften langen und weiten Hoſen ließ man auf der griechiſchen und römiſchen Bühne die Sklavenhändler, Kuppler und Dirnenwirthe auftreten, damit dieſe Perſonen die ganze Verächtlichkeit ihres Gewerbes ſogleich im Anzug kund gäben. Denn jenen Völkern ſchien die Barbarei nach ihrer ganzen grellen Brutalität in keinen Stücken mehr hervorzuleuchten, als in drei Dingen, welche daher auch auf antiken Kunſtwerken als Hauptzeichen barbariſcher Sitte und Abkunft erſcheinen, und dieſe Dinge ſind der Schnurrbart, die Hoſe und geſtreifte oder karrirte Zeuge.

Nur wer im Uebrigen den Bart wachſen ließ, jene alten *unbeſchorenen* Graubärte der ſtrengen Zeit, geſtattete auch dem Barte über der Oberlippe ſeinen Wuchs; öfter ſchnitt man ihn ab, ſelbſt wenn man den untern ſtehen ließ; allein ohne den unteren Bart ließ man ihn nie ſtehen. Dieſe kokette Lieblingszier unſerer heutigen ſogenannten Löwen war demnach keineswegs nach dem Geſchmack edler Griechen und Römer; es iſt aber intereſſant, daß ſich dieſelbe auf alten Bildwerken gerade hauptſächlich als Abzeichen der Deutſchen und Gallier findet. Aber auch eine heutige Dame, welche in einen ſchottiſch gewürfelten oder zebraſtreifigen Stoff ſich zu kleiden beliebt, würde vor dieſen ſcharf urtheilenden Schönheitsrichtern keine Gnade finden, wenn ſchon in Juvenals Zeiten ſelbſt zu Rom einzelne zur Ausländerei ſich hinneigende Weichlinge dergleichen Muſter ſogar an Männerkleidern für ſchön hielten. Was die Beinkleider betrifft, ſo müßte jenen claſſiſchen Geſchlechtern heutzutage die geſammte Bevölkerung Europas, ihre eigenen Nachkommen nicht ausgenommen, aus Barbaren zu beſtehen ſcheinen.

Jenes lange weite Beinkleid muß ein allgemeines Kleidungsſtück der aſiatiſchen Bergnationen geweſen ſeyn,

Digitized by Google

da es auch den nördlich vom Kaukaſus ſich in Aſien und Europa hinbreitenden ſcythiſchen, was wir jezt ſagen würden ſlawiſchen, ſo gut wie theilweiſe den germaniſchen und beinahe allgemein den celtiſchen Nationen gemein war. Die Scythen und alle diejenigen Barbaren, welche noch keine gewebten Zeuge kannten, trugen es von Leder, aber größtentheils ebenfalls weit, durchaus übrigens lang herabgehend. So die Sarmaten (Polen) und unter den Germanen namentlich die Vangionen bei Worms. Dagegen trugen einzelne vornehme Germanen enganſchließende Beinkleider. Die Gallier insgeſammt trugen lange weite Hoſen, und derjenige Theil ihres Landes, welcher außerhalb der bereits vor Julius Cäſar romaniſirten Provinz (Provence) lag, hieß daher in der herkömmlichen Bezeichnung das behoſete Gallien. Obgleich übrigens Gallien durch Zeugwebereien, wie wir ſehen werden, frühzeitig bedeutend war, zeigt ſich doch, daß auch bei ihnen die Beinkleider meiſtens aus Leder waren.

Bei den Römern fanden dieſe geſammten Nationen mit der Entſchuldigung, daß ihr Klima ſolch eine Tracht ihnen nothwendig mache, wenig Beifall, da ſie ſelbſt in ihrer leichten, den größten Theil der Beine wie der Arme und Bruſt bloß laſſenden Kriegskleidung (der darüber getragene Harniſch war Waffe, nicht Wetterſchuß) in der außerſten Kälte, unter Schnee und Eis, ſo gut wie in der Hitze Spaniens, Afrikas und Syriens ausdauerten. Indeß finden wir denn doch, daß die Kriegsleute, welche in Gallien, Germanien und Britannien anhaltende Feldzüge zu beſtehen hatten, wie das natürlich iſt und überall geſchieht, ſich allmählig die inländiſchen Verwahrungsmittel gegen die Unbilden eines ungewohnten Himmelsſtrichs aneigneten.

Schon der unglückliche Dichter Ovid erzählt, daß ſich die in ſeinem Verbannungsorte Tomi an der unteren Donau unter den getiſchen Barbaren lebenden Griechen an die ihm abſcheulich dünkenden Hoſen gewöhnt haben. Er ſelber, ſo ein zärtlich gewöhnter Muſenſohn er war, ſcheint ſich zu denſelben nicht verſtanden zu haben. Dagegen marſchirte Allienus Cäcina, der von Köln aus dem nach Italien aufbrechenden Vitellius durch Gallien und Helvetien Bahn machen mußte, an der Spitze ſeiner Schaaren in buntſchillerndem kurzen Kriegsmantel (einem ſchottiſchen Plaid) und den Hoſen der Barbaren, und in ſolchem Aufzuge haranguirte er die Deputationen und Municipalitäten der lombardiſchen Städte. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß dieſes Beiſpiel Nachahmer gefunden habe; ganz beſtimmt aber darf man ausſagen, daß ſolche Tracht an einem Römer in der Hauptſtadt die äußerſte Entrüſtung erregt und ihm ernſtliche Ungelegenheiten bereitet haben würde. Aus der Art, wie der griechiſche Schriftſteller Herodianus das Ende des Kaiſers Caracalla erzählt, der bekanntlich das Leben verlor, wie ſpäterhin der Kalif Moawiah das Reich des Propheten, indem ihn nämlich eine unumgängliche Naturnothwendigkeit vom Pferde trieb, ſollte man meinen, derſelbe habe Beinkleider getragen; allein es wird davon anderweitig nichts berichtet. Gewiß jedoch iſt es, daß um dieſe Zeit dieſes Kleidungsſtück bereits in Aufnahme war, wenn es gleich für das eigentlich römiſche Coſtüm unbedingt abſcheulich geſchienen haben würde. Noch Kaiſer Honorius verbot unter andern von den barbariſchen Gothen angenommenen Trachten ausdrücklich die Hoſen.

Dem ohngeachtet gab es in Rom längſt eine Vorbereitung auf dieſe Bedeckung der unteren Körpertheile. Es iſt gewiß nicht zu leugnen, daß die alte Art, mit unbedeckten, wenigſtens nicht ein Beinkleid unmittelbar auf ſich tragenden Schenkeln und Beinen zu gehen, dieſen Theilen eine kräftige Feſtigkeit gab und den Körper vor manchen krankhaften Einflüſſen bewahrte, die gerade von allzugroßer Empfindlichkeit dieſer Theile, der Träger und wahren Grundſäulen des Ganzen, leicht entſtehen. Aber doch wiederum aus Geſundheitsrückſichten trugen ſchwächliche und kränkliche Perſonen wollene Binden ſowohl um die Oberſchenkel als die Unterſchenkel gewickelt, was man Femoralien und Tibialien nannte. Wer ſieht nicht, daß dieſe Stücke ein Surrogat ſind für die den Römern ſo bitter verhaßten Beinkleider der Barbaren, und zugleich das Muſterſtück und der Vorläufer der gleichwohl erſt im ſpäteren Mittelalter vorgenommenen Trennung der langen, das ganze Bein umhüllenden perſiſch-galliſchen Pluderhoſe in das eigentlich jezt ſogenannte Beinkleid und in die Strümpfe?

(Fortſetzung folgt.)

## Aus den Freiheitskriegen.

(Fortſetzung.)

Ich ſage dir nichts von dem freundlichen Empfang und der Pflege dreier Damen in Neuilly am 1. März, nichts von den wunderbaren alten Mauern des Schloſſes Fère Tardenois; hier, dachte ich, mußte Folko ſicher einmal um den Ring Gabrielens gekämpft haben. Fühle aber mit mir die freudigen Schauer, als ich die hohe Kathedrale von Rheims, viele Stunden noch entfernt, weit über der Ebene wie einen Fels Gottes hervorragen ſah. Erſt am ſpäten Abend des 3. März erreichte ich die heilige Stadt Frankreichs. Ein ehrwürdiges Frankenpaar empfing mich in hochgewölbten Zimmern. Leuchtende Farben gaben von oſtindiſchen Tapeten den hellen

Digitized by Google

Schein des Kamins doppelt wieder; ich entſchlief zu einer ſüßen Feenwelt.

Man konnte mir weder Wagen, noch Pferde, noch eine Portchaiſe herbeiſchaffen. Alles war in Beſchlag genommen, ich entſchloß mich daher, am folgenden Nachmittage, troz dem Verbote des Arztes, zu Fuß nach dem heiligen Tempel zu wallfahrten. Ich gedachte der Pilger von Jeruſalem und fühlte keinen Schmerz; ich hätte ein Fräulein aus den Flammen retten mögen. So ging ich, auf zwei hohe Krücken geſtüzt, langſam den langen Pfad. Durchziehende Ruſſen reihten ſich ehrerbietig mir zu Spalieren von beiden Seiten und nickten freundlich. O Freund! wie iſt doch die Seele ſo ſtark und alles Irdiſchen Meiſter! Ich jauchze und lobſinge dem Herrn, der mir die Kraft gab und das Leben.

Was ſoll ich dir ſagen? ich kann nicht beſchreiben, was ich geſehen! Genug, es war entzückend ſchön — ſchöner als Alles, was ich bis dahin geſehen. Blüthen und Leben von Stein, alles himmelanſtrebend, dickes Roſenlaub um die Schläfen der heiligen Thürſteher gewunden. Ich habe ſie geſehen, die heilige Kirche, in der der erſte Frankenkönig die Weihe von einem deutſchen Biſchof empfing, ich habe die Stufen deſſelben Altars berührt, vor dem die hohe Jungfrau ihre heilige Fahne geſchwungen, ich habe für das Heil einer ganzen Welt mit Inbrunſt gebetet, da wo ſeit vielen, vielen Jahrhunderten bei jeder neuen Salbung Millionen mit bangem Herzen für die Erleuchtung und den Chriſtenmuth ihres jungen Fürſten den Segen des Herrn vom Himmel erflehten. Napoleon verſchmähte die Salbung in dieſem Tempel; er kann nicht Frankenkönig bleiben!

Mit hochgeſchwellter Bruſt trat ich hinaus, noch immer den Blick nach den hohen Gewölben wendend. Wie ſchwer trennte ich mich von ihnen! Noch war ich nicht weit gekommen, als ein dumpfer Lärm aus weiter Ferne immer näher an mein Ohr drang. Das Volk lief in dicken Haufen zuſammen, Koſacken und Reiter jeder Art jagten wild an mir vorüber, Jung und Alt ſtürzte mit bangem Geſchrei zerſtört durch einander. „Die Franzoſen ſind vor der Stadt!“ hieß es; „Sie haben uns ſchon die lezten Bagagewagen genommen!“ ſchrieen die unglücklichen Trainknechte. Mein Begleiter kam mir außer Athem entgegen: „Um Gottes willen, wo bleiben Sie? Die Feinde dringen ſchon ein, wir müſſen fort.“ — „Wohl,“ antwortete ich, „haben Sie aber auch ſchon meine Pferde ſatteln laſſen?“ — „Nein.“ — „Nun, das ſey Ihre erſte Sorge, ich werde zur Zeit da ſeyn.“ Und ſomit wandelte ich durch die Menge des Volks und durch die eng in einander gefahrenen Wagen weiter; ich fühlte, ich war in Gottes Hand! Nun war der heftige Drang nach dem heiligen Tempel mir doppelt klar; ich betete leiſe und pries die Gnade des Herrn. Von meinen Wirthsleuten nahm ich rührend Abſchied, ließ mich auf's Pferd heben (ſo hatte ich meine geſunden Arme frei), und ritt langſam zum Thore hinaus.

Ich hatte dieß Heranprallen feindlicher Cavallerie vorausgeſehen, indem die Armee ihre Operationslinie über Vitry und Toul für dieſen Augenblick aufgegeben und die des dritten Armeecorps über Laon und Beaumont auch für ſich gewählt hatte. Der Feind, benachrichtigt, daß noch Infanterie in der Stadt ſey, war vor den Thoren umgedreht. Unſere Armee ſtand in Soiſſons und hinter der Aisne, ich hielt es daher für rathſam, wenigſtens noch heute die Aisne zu paſſiren, indem der Feind, ohne etwas zu wagen, die kürzere Linie durchſchneiden und früher als wir an der Brücke von Bery au Bac erſcheinen konnte. Allein Vielen war die Bequemlichkeit in Rheims zu anlockend, und dieſe kehrten wieder um, Andere gaben Müdigkeit der Pferde vor und wollten nicht wenige Schritte weiter. Wohl, dachte ich, ich will euch nicht verlaſſen, denn mit mir iſt Gottes Hand, aber ich wünſche, daß ihr keine bittere Erfahrung macht. Wir blieben Alle in dem Dorfe la Neuville unfern der Straße nach Laon in einem großen Hofe beiſammen.

(Schluß folgt.)

## Erſtes Walten.

Hoch auf breiten Arnohöhen
Regungslos Cypreſſen ſtehen;
Drunten Lorbeerzweige ſchwanken
Ueber Fluth im Abendglühn:

Da, mit ſehnenden Gedanken,
Mahnt es mich zum Heimathlande,
Wo die Weiden wehn am Strande
Und des Nordens Nebel ziehn .....

„Dichtung will ſich nur entfalten
Durch das Heimiſch-Sinnverwandte,
Denn der Jugend erſtes Walten
Muß das Künft'ge all' durchglühn!“

Otto Alex. Banck.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Auguſt.**

Sommer. — Theater.

Paris entleert ſich. Der Hof iſt weg, die beiden Kammern ſind geſchloſſen, von den Journaliſten ſind manche am Rhein, andere in Algier; Schüler und Profeſſoren reiſen ab, Richter und Advokaten ſchicken ſich ebenfalls zur Abreiſe an. Sogar die Hälfte des Miniſteriums iſt fort, und man

Digitized by Google

könnte jezt nicht einmal, wenn's Noth thäte, einen vollſtändigen Miniſterrath halten. Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Diligencen und Poſtchaiſen haben außerdem einen bedeutenden Theil der Pariſer Familien davon geführt; und dennoch bemerkt man keine Lücke in der großen Stadt. Die Provinz und das Ausland ſenden ungefähr eben ſo viele Individuen als abgehen, und das Wagengeraſſel und das Gewühl iſt daſſelbe. In der That iſt jezt eben ſo viel zu ſchauen und zu hören als zu einer andern Jahreszeit, und die Reiſeluſtigen, wenn ſie Geld haben, thun wohl daran, Paris im Sommer zu beſuchen; es gibt da immer lehrreiche Beſchäftigung und vielfache Beluſtigung. — Man gibt jezt auf einem Boulevardtheater ein ſatiriſches Stück: „Die ſieben Weltwunder," in dem die jezigen Wunder der Zeit den alten Wunderwerken entgegengeſtellt werden, und zwar auf höchſt drolligte Weiſe. Ein Wunderhund läßt ſich auf dem Variétéstheater ſehen; er iſt der unmittelbare Nachfolger des Zwergs Däumling, der gar keine übeln Geſchäfte in Paris gemacht hat, beſſere wenigſtens als ein Rieſe, welcher ungefähr zu derſelben Zeit ſich auf einer andern Bühne zeigte. Obgleich dieſer ſo ſehr ein Extrem war als der Zwerg, ſo machte er doch kein Glück. Der Unterſchied kam wohl daher, daß der Eigenthümer des Zwergs es beſſer verſtand, die Neugierde des Publikums zu ködern. Am Rieſen war nichts zu ſehen als ſeine große Geſtalt. Der Zwerg dagegen nannte ſich General Tom und nahm ſich in ſeiner Uniform ganz poſſierlich aus. Er ſchwazte, ſang, tanzte, äffte die Stellungen berühmter Statuen nach, fuhr in einem kleinen Wagen, einen kleinen Kutſcher vor und einen eben ſo kleinen Lakaien hinter ſich, theilte kleine Denkmünzen aus, ließ ſich von den Damen küſſen u. ſ. w. Alles dieß war ſehr ſpaßhaft und amuſirte die Leute. Einige Journaliſten haben daraus die Folgerung gezogen, daß man mit der Kleinheit beſſer in der Welt fortkommt als mit der Größe, indem erſtere beluſtigt, leztere oft Langeweile macht. Statt des Zwergs hat alſo jezt das Variétéstheater einen Hund, für welchen, wie für den Zwerg, ein eigenes Stück gedichtet worden iſt, worin er natürlich die Hauptrolle ſpielt. Es iſt der Hund eines Schleichhändlers, welcher der Mauth allerlei Streiche ſpielt, zu welchen ihm der Hund behülflich iſt. Gäbe es hier eine ſtrenge Theatercenſur, ſo würde ſie vielleicht am Siege des Schleichhandels über die Wachſamkeit der Mauth Anſtoß genommen und darauf beſtanden haben, daß der Mauth der Sieg verbleiben müſſe. Man läßt aber das Publikum über die hinters Licht geführte Douane lachen, da man wohl weiß, daß die zum Schleichhandel abgerichteten Hunde nicht immer ſo glücklich ſind, wie der Hund Emil in dem Stücke des Variétéstheaters; ſie müſſen gar oft ihre Treue gegen ihre Herrn mit dem Leben bezahlen, oder werden zu Kriegsgefangenen gemacht. Ein anderes Theater hat den Amerikaner Risley, der mit ſeinen Kindern Ball ſpielt, und auch dieß ſcheint die Zuſchauer troz der Gefahr, worin die Kinder ſchweben, zu beluſtigen. — Das Théâtre français war neulich in heftiger Bewegung, weil eine ſeiner ſchönſten und beliebteſten Schauſpielerinnen, Dlle. Pleſſy, verſchwunden war und, wie es hieß, nach Rußland gehen wollte, troz der von ihr eingegangenen Verbindlichkeiten, troz ihrer vortheilhaften Stellung am Théâtre français, wo ſie nicht beſoldete Schauſpielerin, ſondern Sociétaire war, was viel ſagen will. Eine ſolche Sociétaire oder aſſocirte Schauſpielerin ſizt im Schauſpielerrathe dieſes etwas republikaniſch regierten Theaters, gehört alſo mit zur Regierung der Anſtalt, kann nicht abgeſezt werden, erhält einen ſtarken Gehalt, bekommt Antheil am Gewinnſt, wenn einer herauskommt, und kann, wenn ſie ſich nach einer gewiſſen Dienſtzeit zurückziehen will, auf eine Penſion Anſpruch machen. Eine ſolche Stellung iſt eben ſo vortheilhaft als angenehm, und alle jungen Schauſpielerinnen kennen kein höheres Ziel ihrer Wünſche. Daß nun eine dieſe Vortheile plözlich aufgibt, iſt etwas Unerhörtes in den Jahrbüchern des Théâtre français und Dlle. Pleſſy's Schritt konnte man ſich daher gar nicht erklären. Bald aber hieß es, aus Mißlaune wegen häuslicher Angelegenheiten habe ſie mit einem Petersburger Theater einen Kontrakt geſchloſſen. Der Petersburger Direktor iſt die Schlange, welche den hieſigen Theater-Eva's nachſtellt und ſie zu verführen trachtet. Je ſchöner ſie ſind, deſto mehr Verführungsmittel werden angewendet, um ſie zu bezaubern, und da Niemand aus freiem Antrieb nach Rußland geht, ſo läßt der Petersburger Direktor viele tauſend Rubel blinken, welche denn auch zuweilen die gehoffte Wirkung thun. Dlle. Pleſſy ſcheint aber weniger durch Gewinnſucht als durch den Wunſch, Jemand durch ihre Abreiſe zu ärgern, getrieben worden zu ſeyn, Alles aufzugeben, Haus und Hof, Ruhm und Theater, um dem Rufe des verführeriſchen ruſſiſchen Direktors zu folgen. Das Théâtre français hat aber die Sache gar nicht von der romantiſchen Seite angeſehen, ſondern auf Hab und Gut der verſchollenen Schauſpielerin Beſchlag gelegt und gerichtlich eine Entſchädigung von nicht weniger als 200,000 Fr. verlangt. Troz ihres Grimms muß es, dünkt mich, der Dlle. Pleſſy äußerſt ſchmeichelhaft ſeyn, daß man den Verluſt ihrer Perſon zu 200,000 Fr. anſchlägt. So manche Leute treten von der Schaubühne der Welt ab, für die man keinen Heller gäbe, um ſie wieder zu bekommen, und ſiehe da, eine Schauſpielerin, deren Verluſt das Théâtre français zu 200,000 Fr. anſchlägt! Die Theaterkritiker hofften bisher immer noch, die ſchöne Dlle. Pleſſy werde ſich von ſelbſt wieder einſtellen und dem Théâtre français etwas beſſeres als die 200,000 Fr. einliefern, nämlich ſich ſelbſt. Dieſe Hoffnung iſt aber nicht in Erfüllung gegangen, und in Erwartung des Ausgangs des gegen ſie verhängten Prozeſſes, welcher ihm wahrſcheinlich keine 200,000 Fr. verſchaffen wird (denn wo ſollte Dlle. Pleſſy ſie hernehmen?), hat das Théâtre français ſchnell die Rollen vertheilt, welche die Entflohene zu ſpielen pflegte, und ſcheinbar iſt der Verluſt erſezt. Aber ſicher werden die Herrn und Damen Sociétaires den Verluſt noch lange fühlen. Mit einem Schauſpieler, welcher ſich in demſelben Falle befand, wie Dlle. Pleſſy, hat ein anderes Theater weniger Umſtände gemacht. Ein Schauſpieler des Variétéstheaters, Namens Breſſan, war vor einigen Jahren davon gegangen und hatte ſich ebenfalls nach Rußland begeben. Die Wenigſten bleiben aber lange dort; bald ſehnen ſie ſich wieder nach ihrem Vaterlande. So auch Breſſan, der wieder nach Paris zurückgekehrt war und incognito hier verweilte. Er wurde aber einmal auf den Boulevards vom Direktor erkannt und ohne weiteres wegen des Bruchs ſeines Kontrakts belangt. Der Direktor verlangte 50,000 Fr. Entſchädigung, ein Viertel vom Werthe der verſchollenen Dlle. Pleſſy. Das Gericht ſchlug aber den Verluſt bei weitem nicht ſo hoch an und erkannte dem Direktor nur 6000 Fr. zu. Den veranſchlagten Werth der Dlle. Pleſſy wird es wohl auch um ein oder mehrere Viertel herabſezen. Das Gericht weiß wohl, daß wenn man die Leute gerichtlich verfolgt, man ſie höher zu ſchäzen pflegt, als wenn man ſie noch unter der Hand hätte.

(Fortſezung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 208.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 30. Auguſt 1845.

I know, thou art valiant, and, to the possibility of thy soldiership, will subscribe for thee.

Shakespeare.

## Aus den Freiheitskriegen.

(Schluß.)

In einem hübſchen Zimmer (der Sommerwohnung eines Bürgers aus Rheims) hatte man Kaminfeuer gemacht, ich lag ausgeſtreckt auf einer Matraze daneben und lächelte der verdrießlichen Sorgſamkeit mehrerer Kameraden für ein bequemes Nachtlager; und indeß ſie noch immer das verſäumte Nachteſſen und die Betten in Rheims beklagten, Alles rund umher verwünſchten und verfluchten, ſang ich fröhliche Lieder und dankte Gott auch für dieſes mir unverdient erwieſene Gute. Es verging eine kurze Zeit, als es plötzlich in unſerem Kamin gar gewaltig zu brauſen begann und ein dicker Rauch in die Stube zurücktrat. Ein furchtbares Geſchrei erhob ſich hierauf von außen: „Feuer! Feuer!" „Retten Sie ſich, retten Sie ſich," ſchrieen meine Stubengeſellſchafter und ſtürzten wie ſinnlos zum Zimmer hinaus. Ich blieb, ſo ſchnell konnte das Feuer nicht um ſich greifen, erſt mußte ich wiſſen, woran die Sache lag. Eine Menge Stroh, welches brennend herabfiel, gab mir die Vermuthung, es ſey vom Eigenthümer hier verſteckt worden, wovon der Bauer, der Feuer gemacht, nichts wußte. Das Geſchrei war vielleicht unnöthig, und ich konnte die Wirkung leicht mit der Urſache heben. Am Marmorkamin mit der Linken mich haltend, fuhr ich mit einer meiner Krücken in der Rechten tief in den Schornſtein und ſuchte den brennenden Gegenſtand zu erreichen. Vieles Stroh fiel herab, mit ihm ein dicker Dampf. Jezt erſt verließ ich auf einen Augenblick das Zimmer. Die Bauern waren unterdeß verſammelt, Miſt hatte das Stroh vollends herabgedrückt, und die Sache war beendigt. Beſchämt kam Einer nach dem Andern zurück und ſie wunderten ſich gar ſehr, mich ruhig ſchon wieder auf meinem Lager zu finden. Man kam endlich zur Ruhe, ein jeder hatte ſich Matrazen und eine Menge Kiſſen nach ſeiner Bequemlichkeit geordnet, und ich ſchlief lachend und ſingend zu ſüßen Träumen ein.

Es mochte Mitternacht vorüber ſeyn, als ein verwundeter Jäger von den ſchwarzen Huſaren eiligſt mit einer Leuchte zu mir hereintrat und mir meldete, er habe eine Menge Bauern belauſcht, welche nicht anderes Sinnes wären, als uns Alle todtzuſchlagen, auch habe er Miſtgabeln zuſammengetragen vorgefunden. Ich glaubte der ganzen Sache nicht, doch war's nicht das erſte Beiſpiel und alle Vorkehrungen mußten getroffen werden. Ich wollte nicht weichen, ſondern das Haus bis auf den lezten Mann vertheidigen, und übernahm daher das Kommando. Alle Burſchen und Ordonnanzen mußten ſogleich gewaffnet antreten und die Gewehre geladen werden;

Digitized by Google

die eine Hälfte ſollte das eine Thor, die andere das andere Thor vertheidigen; wenn eines geſtürmt würde, ſollten ſich beide Trupps auf meinen Hausflügel zurückziehen, vor welchem noch eine hohe Mauer mit einer engen Pforte befindlich war; dort wollten wir ſiegen oder ſterben. Bis dahin ging jeder wohin er wollte, nur einzelne Wachen wurden an die Thore geſtellt, die im Hofe vorhandenen acht bis zehn handfeſten Bauern in eine Stube zurückgewieſen. Auf Einen Ruf mußte Alles auf ſeinem Poſten ſeyn. — Die Dispoſition war ausgegeben, Karl XII. bei Bender und der Marſchall von Sachſen in Polen ſtanden in hellem Glanz vor meinem innern Auge, und ich entſchlief in freudiger Hoffnung eines nahen glanzenden Gefechts. Aber es ſollte nicht ſeyn; der helle Morgen fand mich ruhig auf meinem Lager.

Um ſieben Uhr Morgens ſollte aufgebrochen werden, doch die Menge der das Frühſtück beſorgenden Diener und die unſaglichen Bedürfniſſe eines Jeden verzögerten den Aufbruch wohl über eine Stunde. Plötzlich ergriff's mich. „Nun iſt es Zeit!" ſagte mir laut eine innere Stimme und ich eilte ſo ſchnell als möglich nach meinem Wagen. Doch Graf Leuthrum's Leute konnten nicht fertig werden (ſeine Geſchichte erzähl' ich ein andermal); ich wollte ihn aber nicht verlaſſen, ihn, der mehr litt als wir Alle. Erſt nach einer guten Viertelſtunde wurde man fertig; wir fuhren ab. Ein eiliger Jäger kam und verkündete, die Franzoſen ſeyen ſchon um vier Uhr Morgens in Rheims eingerückt; wir fuhren weiter. Ein großes Feuer erhob ſich jenſeits der Chauſſee. Die Franzoſen hatten dieſelbe Nacht ſechs Verwundete im Nebendorf erſchlagen; das Feuer war die Rache der Koſacken. Viele Wagen eilten der Brücke über die Aisne zu, als ſich uns plötzlich ein beſonderes Schauſpiel darbot. Einzelne Koſacken kamen flüchtig über die Haide, hinter ihnen eine Schaar von Reitern mit wildem Roßſchweif, in flatternde weiße Mäntel gehüllt. Wir ſahen unſern Feind wenige hundert Schritte von uns ſchon auf der Straße. „Gefangen werde ich nicht, ſo Gott will," ſprach ich laut und ließ den Wagen wenden, um zu meinen Reitpferden zu gelangen, die weit dahinter ſorglos nachkamen. Aber feſt im Auge behielt ich den Feind, und da erſah ich, wie, als wir nur eine kurze Strecke gefahren, mit einemmale ein Hinterhalt von Koſacken losbrach und ihn zu Paaren trieb. In wenigen Minuten waren die Verwegenen alle gefangen. Wir fuhren ruhig über die Brücke nach Laon. Es waren zwei Koſackenregimenter, welche die Brücke eine Viertelſtunde beſezt hielten; mit eben denſelben hatte ich meinen Feldzug im Jahre 1813 eröffnet — ein Jahr war verfloſſen und ſie waren meine Retter!

O Fouqué! wie iſt man doch ſo ruhig und ſicher in dem Vertrauen auf Gottes Allgegenwart! Ich habe dich bis hieher führen wollen und nicht weiter. Verzeih, wenn ich dich gelangweilt habe. Du wirſt den Kern von der Darſtellung unterſcheiden, und das tröſtet mich. Gottes Walten iſt ſichtbar und du wirſt es hier nicht verkennen! Man trieb mich von einem Ort zum andern, und ſo bin ich denn endlich nach Brüſſel gekommen, um in wenigen Wochen wieder zur Armee abzugeben. In Mons ergriff mich ein heftiges Wundfieber. O welche wunderbare Stunden! ich fühlte mich Gott naher als je.

In einem großen halben Monde von hellpolirtem Stahl trag' ich die Hälfte des Schauſtücks, das wir in Böhmen mit einander theilten, und einen kleinen Brief aus unausſprechlich theuren Händen. Auf der einen Seite des Mondes ſtehen die Worte: „Panier, Panier, wir ſehn dich wallen!" auf der andern: „Und immer fragt der Seufzer wo?" Dieſes Schild ſchirmt meine Bruſt.

Ich empfing deinen Brief vom 9. Januar unter den römiſchen Bogen der Waſſerleitung von Metz; ich dachte, die Bogen und der Himmel ſollten über mir einbrechen, um meine Schamröthe zu verbergen. Du haſt mir mehr gegeben, als ich verdiene und als ich tragen kann, und bin ich, was du aus mir machen willſt, ſo bin ich's durch dich. — Ich fühle Seligkeit bei *deinen* *Lorbeerzweigen*; wie konnte es anders ſeyn? du mußteſt, du *allein* der hohen deutſchen Fürſtin Lieblingsdichter ſeyn. — Grüße mir den tapfern Seegemund. Mit ſeinen tapfern Pommern habe ich die Thore von Lüneburg geſtürmt; bei der weißen Farbe ſchwillt mir jederzeit das Herz; die Grenadiere von Preußen nannte ſie Friedrich, und er hatte recht. Nun ſo lebe wohl, du theurer lieber Freund! Stunden ſind ſeit dem Beginne dieſes Briefes hingerollt. Ich fürchte, du wirſt nichts leſen können.

Ewig dein

Carl G.

---

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

Bei Bettlägerigen waren jene Binden um Schenkel und Waden ein unverfängliches ärztlich angeordnetes Hülfsmittel. Als dagegen der große Pompejus mit weißen Wollbinden um die Beine auf den Straßen und dem Markte Roms erſchien, weil er ein Geſchwür zu bedecken wünſchte, ja nach allen Regeln einer vernünftigen Geſundheitsſorge bedecken mußte, war des Gewitzels darüber kein Ende, und der Freiheitsaffe *Favonius*, der ungeſchickte Nachahmer des uticenſiſchen Cato, wollte

Digitized by Google

dahinter ein Attentat auf die Republik wittern und ſpöttelte, da die weiße Binde dem weißen Kaiſerturban des Partherfürſten gleich ſchien: „es komme nicht darauf an, an welchem Theile des Leibes das Diadem getragen werde.“ Der ſamoſe Clodius trug ähnliche Schenkelbinden von Purpurfarbe, denen man keine politiſche Deutung gab, obgleich Cicero auch auf ſie ſeine ſatiriſche Laune ausgießt. Selbſt dem Auguſtus wurde es keineswegs von allen Seiten verziehen, daß er, altrömiſcher Abhartung und Sittenſtrenge zuwider, obgleich durch ſeine gebrechliche Geſundheit entſchuldigt, im Winter Binden um die Beine trug. Da er außerdem in dieſer Jahreszeit noch ein leinenes Hemd, ſodann vier Leibröcke und über dem Allen endlich eine dicke, alſo wohl gefütterte Toga trug, ſo mag er allerdings bei ſeinen Römern mitunter kurioſe Betrachtungen angeregt haben. Sein Beiſpiel indeß wirkte, wie es mit Beiſpielen der Mächtigen geht, auch wo es Widerſpruch oder Bekrittelung fand, mit unwiderſtehlicher Gewalt, ſo daß die Nachahmung bald allgemein wurde, und jene Binden figurirten von nun an bei der römiſchen Männertoilette ganz wie bei uns die Beinkleider und Strümpfe.

Mit der Herrſchaft der Gothen in Rom wurden natürlich die Beinkleider eigentliche und allgemeine Tracht und ſie ſind ſeitdem eben ſo ſehr ein unveräußerliches Pertinenzſtück der Kleiderdecenz geworden, als ſie vorher ungehörig, ja lächerlich ſchienen. Gothiſch ganz eigentlich war dann die Heroentracht des Mittelalters, welche den ganzen Leib mit Leder, nämlich mit ledernem Aermelwamms und ledernen, enganſchließenden, den ganzen Fuß umkleidenden Beinkleidern bedeckte, wie wir aus Dante wiſſen. Die engen Beinkleider waren eben das Zeichen germaniſcher Edelbürtigkeit. Indeß iſt nicht zu zweifeln, daß man auch im Weſten frühzeitig gewebte Beinkleider getragen hat. Bereits im ſechsten Jahrhundert gingen die Franken theils in ledernen, theils in leinenen. Die aus Linnen oder Wolle gemachten Beinkleider wurden nach Analogie der ledernen genäht: ſie kamen nicht in ihrer, den Beinen angemeſſenen Geſtalt vom Webſtuhle, ſondern waren ein Produkt des Schneiders, welcher noch bis in das ſechzehnte Jahrhundert hinein, wenigſtens in Deutſchland und England, auch die Strümpfe, und zwar aus Tuch, verfertigte.

Wann ſich Hoſe und Strumpf geſchieden haben, d. h. die erſtere, ſtatt den ganzen Schenkel mit Wade und Fuß zu decken, in der Mitte getheilt worden ſey, iſt nicht genau zu ermitteln; es ſcheint indeß verhältnißmäßig ſpät und nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert geſchehen zu ſeyn. Die Benennung Strumpf bezeichnet eben ein abgebrochenes, abgeſtuztes Stück und deutet auf den Akt der Trennung eines Ganzen genau hin. Die Franzoſen, indem ſie von nun an das Beinkleid als haut de chausse, den Strumpf als bas de chausse, nachher als bas ſchlechthin umſchrieben, hatten ebenfalls die urſprüngliche Zuſammengehörigkeit im Auge. Ihr Wort chausse aber, das lateiniſche calceatura, woraus zunächſt chaussure, hat eine aus der alten Volksſprache nachtönende allgemeine Bedeutung für Alles und jedes, womit eben zuvörderſt der untere Fuß, ja die Ferſe (calx), von da aus aber das ganze Bein bedeckt wird.

Die Idee des Strumpfes lag eigentlich ſehr nahe in den ledernen und ehernen Beinſchienen, womit man von Uralters her Schienbein und Wade gegen Verletzungen, namentlich ſchon bei Jagd und Feldarbeit gegen ſtechendes Geſträuch, deßgleichen gegen den Biß der Schlangen und die Krallen der Raubthiere, hauptſächlich aber im Krieg gegen die Streiche der feindlichen Waffen zu ſchützen ſuchte. Bereits der ſchon oben angeführte Homeriſche Laertes trägt an den Schienbeinen genähte rindslederne Kamaſchen gegen die Dornen, natürlich von den Knöcheln bis an die Knie reichend, was genau jene braunledernen hohen Kamaſchen ſind, die noch jezt in Italien Hirten, Jäger, Landleute, deßgleichen Maulthiertreiber, Lazzaroni und Bravi, nicht minder dieſelben Menſchenklaſſen in Spanien und Portugal tragen; nur daß wir bei jenen noch nichts von Knöpfen und Schnallen erfahren, ſondern dieſelben einfach umgebunden ſind. Eben derſelbe alte Herr hat, zum Schutz gegen Dornen, Handſchuhe an den Händen, die ohne Zweifel ebenfalls aus Leder gemacht waren, in ſo früher Zeit aber allerdings auffallend ſind.

Man würde ſich indeſſen überhaupt täuſchen, wenn man vorausſezte, die Alten hätten des ſogenannten Comforts in ihrem Hausleben ermangelt. Sie haben vielmehr den Sinn dafür viel ausgedehnter und raffinirter beſeſſen als die heutige Welt, und ſelbſt Völker, denen man dieß wegen ſonſtiger Schlaffucht und Unregſamkeit des geiſtigen Lebens nicht zutrauen ſollte, z. B. die Egypter und ihre Geiſtesbrüder, die Etrusker, haben darin eine Umſtändlichkeit und Breite entfaltet, die man nicht einmal immer bei den heutigen Vätern des Comforts, den Engländern, finden dürfte. Namentlich in Futteralen aller Art und für alle möglichen Gegenſtände war dieſer Comfort höchſt ausführlich. Die Perſer hatten ſelbſt Handſchuhe mit Fingern, was von denen des Laertes wohl kaum vorauszuſetzen iſt, die vielmehr bloße Pelzhüllen um die Hand werden geweſen ſeyn. — Jene Jagdkamaſchen nun brauchte man alſo nur über den Fuß zu verlangern, um einen Strumpf zu erhalten. Zunächſt aber war es wünſchenswerth, ein den Füßen angenehmeres Material als Tuch zu Hülfe zu nehmen, und dieſes Material hatte man in der Seide.

Digitized by Google

Seidene Strümpfe hatten zuerſt die Mailänder und die Spanier. Ob dieſe urſprünglich auch aus ſeidenem Tuche genäht, oder gleich gewebt waren, wann ſie überhaupt zuerſt gemacht, wann die gewebten Strümpfe durch geſtrickte erſezt worden, darüber kommt man zu keiner genügenden Aufklärung. In England läßt noch im Jahre 1558 Doktor Sands, zulezt Erzbiſchof von York, einen Schneider rufen, um ſich ein Paar Strümpfe machen zu laſſen, und dieſer nahm dazu die Maaße. Es wird aber bemerkt und iſt leicht zu erklären, daß die Geiſtlichkeit am längſten bei alter Mode und überlieferten Trachten in Stoff und Schnitt geblieben ſey und habe bleiben müſſen; und damals gab es bei den Engländern bereits geſtrickte Wollſtrümpfe. In welchem Werth aber ſolche Kleidungsſtücke überhaupt noch geſtanden, ergibt ſich aus einer Notiz in dem unter Königin Eliſabeth aufgeſezten Verzeichniſſe aller Einnahmen des Biſchofs von St. Aſaph, wornach derſelbe bei dem Todesfalle eines jeden Geiſtlichen, welcher eine Pfründe gehabt, von deſſen Nachlaß ſeine beſten Beinkleider und Strümpfe erhielt.

Selbſt König Heinrich VIII. trug mit ſeinen Kindern für gewöhnlich wollene, aber bereits geſtrickte Strümpfe. Einem beſondern Zufalle ſoll er die Erlangung eines Paars ſeidener geſtrickter Strümpfe aus Spanien verdankt haben, und noch ein Paar lange ſeidene, geſtrickte, ſpaniſche Strümpfe, die ſein Sohn Eduard V. von einem Londoner Kaufmann, Thomas Gresham, zum Geſchenk erhalten, machten Aufſehen; begreiflich, wenn damals die Seide, wie ein Quellenſchriftſteller bemerkt, dem Golde gleich geſchäzt wurde. Königin Eliſabeth erhielt um's Jahr 1561 ein Paar ſchwarzſeidene geſtrickte Strümpfe aus Mailand; nachher wollte ſie keine andern, alſo keine wollenen mehr tragen. Leinene Strümpfe kommen ungefähr gleichzeitig, neben den wollenen, als Tracht der Schotten vor.

Wir denken dieſe Bemerkungen in einem künftigen Artikel über die andern Stücke der Tracht auszudehnen.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Auguſt.**

(Fortſezung.)

Prozeſſe.

Andere Theaterdirektoren haben mit ihren Schauſpielerinnen andere Noth. Da war am Gymnase dramatique eine ganz junge und hübſche Schauſpielerin, kurzweg Dlle. Déſirée genannt, welche ſchon in ihrem 14ten Jahre die Bühne betrat und, da ſie noch minorenn war, den Kontrakt mit dem Theaterdirektor durch ihre Mutter unterſchreiben ließ. Dieſe nahm auch den Gehalt ſehr regelmäßig in Empfang und befand ſich wohl dabei. Aber die hübſche Déſirée fand einen reichen Anbeter, wie ſchöne Schauſpielerinnen hier ſehr leicht finden, ohne daß ſie dieſelben aufzuſuchen brauchen, verließ das mütterliche Haus und wollte nun nicht mehr unter mütterlicher Vormundſchaft ſtehen, mithin ihren Gehalt ſelbſt beziehen. Dieß machte aber einen Strich durch die Rechnung der Mutter, und dieſe verlangt daher vom Gericht die Auflöſung des von ihr im Namen ihrer Tochter unterſchriebenen Kontrakts. Der Theaterdirektor hatte den berühmten Advokaten Philippe Dupin, und die Mutter der Schauſpielerin einen nicht minder berühmten, Leon Duval, zum Vertheidiger. Es kamen da ſchöne Züge aus dem Leben der Mutter und Tochter zum Vorſchein; Dupin erzählte den keineswegs erbaulichen Lebenswandel der Mutter, welche abwechſelnd mit Ehemännern und mit Liebhabern gelebt hat, und Duval machte dagegen die Tochter herunter; zulezt geriethen die beiden Advokaten aneinander, Alles zur Beluſtigung der Zuhörer, denen die gerichtliche Verhandlung ſo unterhaltend vorkam, als ein Vaudeville, in welchem Dlle. Déſirée eine Rolle geſpielt hätte. Das Gericht hat noch nicht entſchieden, ob leztere dem Gymnase dramatique ferner angehören ſoll oder nicht, wenn ſie anders noch ſpielen will, was aber zweifelhaft iſt, da der reiche Anbeter ſie einſtweilen dieſer Arbeit überhebe. Vielleicht läßt ſich auch die ergrimmte Mutter beſänftigen. — Den Liebhabern ſkandalöſer Gerichtsverhandlungen iſt durch den Prozeß des jungen Prinzen de Berghes eine große Befriedigung geworden. Dieſer Prozeß hat aber eine ſehr ernſte Seite: er lieferte den Beweis, daß die Gleichheit vor dem Geſetze, worauf die Nation mit Recht ſo viel hält und die ihr als eines der wichtigſten Ergebniſſe ihrer großen Revolution gilt, in der That beſteht, und daß ein Prinz, wenn er ſich eines Vergehens ſchuldig macht, nicht anders behandelt wird, wie jeder andere Franzoſe. Sicher hätte ſeine Familie, wie die ſeiner Frau, einer Tochter des Bankiers Sellière, Vieles darum gegeben, um dem jungen Manne den Schimpf einer Verurtheilung zu erſparen; beide haben auch gewiß Alles verſucht, um die Sache niederzuſchlagen. Es hat aber nichts geholfen, und dieſer Kriminalprozeß hat denſelben Gang gehabt und dieſelbe Publicität erhalten, wie alle täglich vor den hieſigen Gerichten verhandelten Prozeſſe. Da der Prinz die von ihm begangene Betrügerei ſelbſt eingeſtand, ſo ſuchte die Familie ihn für einen Blödſinnigen auszugeben, der nicht zurechnungsfähig ſey. Dahin zielten die Zeugniſſe aller zu ſeinen Gunſten auftretenden Zeugen, beſonders ſeiner ehemaligen Lehrer, welche ſämmtlich ausſagten, daß ſie ihm niemals etwas hätten beibringen können. Man lachte dabei über das Zeugniß eines Arztes, welcher aus dem kleinen Kopfe des jungen Prinzen folgerte, ſein Gehirn habe ſich zu wenig ausdehnen können, weßhalb es ihm gänzlich an Verſtand fehlen müſſe. Es ſcheint in der That, daß der junge Prinz de Berghes keinen Ueberfluß an Verſtand hat, und die Familie Sellière, welche ihre Tochter dieſem Menſchen gegeben hat, hätte dieß unſchwer bemerken können, wenn ſie nicht ſo erpicht geweſen wäre, einen Prinzen in die Familie zu bekommen.

(Fortſezung folgt.)

---

**Beilagen:**

**Intelligenzblatt Nr. 33 und Monatsregiſter Auguſt.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 33.

Sonnabend, 30. Auguſt 1845.


[248] Königl. Sächs. confirmirte

## Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig.

*Gegründet im Jahre 1831.*

### Vortheile, welche die Gesellschaft bietet.

**1) Unbedingte Sicherheit der Mitglieder.**

Durch die Basis der Gesellschaft, Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit. Obgleich die Gesellschaft bei ihrer Begründung kein Stamm-Kapital hatte, so ist durch die jährliche Einnahme, welche jetzt ungefähr 192,500 Thlr. beträgt, nach Abzug aller Ausgaben ein gesellschaftlicher Fond gebildet worden, welcher Ende 1844 die Höhe von 654,259 Thlr. erreicht hat. Die jährliche Einnahme und das Gesammtvermögen der Gesellschaft wachsen von Jahr zu Jahr.

Durch die Controle mittelst des Magistrats zu Leipzig und des aus Gesellschafts-Mitgliedern bestehenden Ausschusses.

**2) Wohlfeilheit der Beiträge.**

Durch Zurückerstattung aller sich ergebenden entbehrlichen Ueberschüsse (bis jetzt durchschnittlich über 21 Procent) mittelst Abrechnung von den jährlich zu leistenden Beiträgen.

**3) Die Versicherungsscheine können ohne Vorwissen und Mitwirkung des Directorium an Andere cedirt werden.**

**4) Die Gesellschaft kauft Versicherungsscheine zurück und macht zu billigen Zinsen darauf Vorschüsse, beides nach Verhältniss des Betrags der eingezahlten Beiträge.**

### Jährliche Prämien zur Versicherung von 100 Thaler.

| Alter. | Auf 1 Jahr. | | | Auf 5 Jahre. | | | Auf Lebenszeit. | | | Die Dividende vermindert durchschnittlich den Beitrag für eine lebenslängliche Versicherung von 1000 Thaler von | | | auf | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Jahre. | Thlr. | Ngr. | Npf. | Thlr. | Ngr. | Npf. | Thlr. | Ngr. | Npf. | Thlr. | Ngr. | Npf. | Thlr. | Ngr. | Npf. |
| 20 | — | 28 | 4 | 1 | — | 8 | 2 | 2 | 9 | 20 | 29 | — | 16 | 12 | 7 |
| 30 | 1 | 11 | — | 1 | 13 | 4 | 2 | 19 | — | 26 | 10 | — | 20 | 18 | 8 |
| 40 | 1 | 20 | 6 | 1 | 21 | 5 | 3 | 11 | 6 | 33 | 26 | — | 26 | 15 | 9 |
| 50 | 2 | 11 | 8 | 2 | 18 | 6 | 4 | 22 | — | 47 | 10 | — | 37 | 2 | 3 |
| 60 | 3 | 25 | 3 | 4 | 9 | 5 | 7 | 4 | 8 | 71 | 18 | — | 56 | 2 | 6 |

Durch die in allen Vereinsstaaten und der deutschen Schweiz bestehenden Agenturen können Auskünfte ertheilt und Versicherungen angenommen werden, ohne dass hierdurch Kosten für die Anmeldungen erwachsen.

[227] So eben iſt bei den Unterzeichneten erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Schweizeriſches Familienbuch.

Herausgegeben

**von J. J. Reithard,**

geweſenem evang. Schulinſpektor des Kantons Glarus.

Erſter Jahrgang.

Gr. 8. mit vielen lithographirten Bildern, broch.
1 Rthlr. 20 Ngr. oder 3 fl.

Dieſes Unternehmen des bekannten Volksſchriftſtellers und Dichters hat die Unterhaltung und Belehrung von Jung und Alt zum Zwecke, ſoll aber zum Unterſchiede von ſo vielen andern Unterhaltungsblättern, Volks- und Jugendſchriften nur ſolchen Stoff darbieten, welcher ſich vorzugsweiſe der Jugend gegenüber in ſittlicher und chriſtlicher Beziehung als geſunde Geiſtesnahrung rechtfertigen läßt.

Im Speciellen enthält das Familienbuch geiſt- und herzbildende Erzählungen, ſchweizeriſche Geſchichten und Sagen, Biographien, Reiſebeſchreibungen, Gedichte, Räthſel, Muſikbeilagen, intereſſante und nützliche Miscellen und Notizen verſchiedener Art. Die Mitwirkung einiger der anerkannt beſten ſchweizeriſchen Dichter, Schriftſteller und Komponiſten erleichtert die Durchführung eines Unternehmens, deſſen Bedürfniß gerade durch die Ueberfülle unzweckmäßiger Jugend- und Unterhaltungsſchriften dringend geworden iſt.

Meyer & Zeller in Zürich.

[244] Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

**Römiſche Ueberzeugungen,** betrachtet im Lichte der Schrift, Vernunft und Geſchichte. Empfohlen allen deutſch-katholiſchen Gemeinden in einem Sendſchreiben an einige

Digitized by Google

römiſche Geiſtliche in Schleſien. Zugleich ein Beitrag zur Berichtigung irriger Vorſtellungen über die römiſche Kirche unter Proteſtanten, von einem Proteſtanten. 9 Bogen in gr. 8. Gebeftet. Preis ½ Thlr.

---

[249] Im Unterzeichneter iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Handelsgeographie und Handelsgeſchichte.

Ein Handbuch

für Handels-, Gewerbs-, polytechniſche und Realſchulen, ſowie für Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner.

Von

**Dr. Adolph Kiſchwitz.**

**Dritter Theil,**

alle außereuropaiſchen Länder umfaſſend.

gr. 8. Velinpapier. Preis 1 Rthlr. 6 Ngr.

Mit dieſem dritten Bande iſt ein Werk geſchloſſen, das beim Schul- und Privatgebrauch als anerkannt guter Leitfaden für die Ausbildung im kaufmänniſch- und gewerblich-geographiſchen und geſchichtlichen Wiſſen, in Handels- und Gewerbsſchulen, wie auch in andern höhern Bildungsanſtalten eingeführt iſt. Daſſelbe bietet nicht nur dem Kaufmann und Fabrikanten, ſondern überhaupt Jedem, der eine ſchnelle und gründliche Ueberſicht aller Länder der Erde und des Nöthigſten aus der Produkten-, Gewerbs- und Handelskunde nach dem neueſten Stand der Dinge erlangen will, eine ebenſo leichtfaßliche als praktiſche Belehrung.

Leipzig, Auguſt 1845.

G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.

---

[223] Im Verlage von **Meyer & Zeller** in **Zürich** sind so eben folgende für Freunde der Mathematik und Mechanik, sowie für den Unterricht in Gewerbs- und Industrieschulen ausgezeichnet nützliche Werke erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

# Zeichnungen

**von ausgeführten in verschiedenen Zweigen der Industrie angewandten**

## Maschinen, Werkzeugen und Apparaten neuerer Construction.

Gesammelt und mit erklärendem Texte bearbeitet

von **J. H. Kronauer,**

Lehrer an der Gewerbsschule in Winterthur.

**Erster Band.**

Dieser erste Band obigen äusserst schön und bis ins kleinste Detail aufs genaueste ausgeführten Werkes, welches hiemit allen Mechanikern sowohl als allen Lehrern der Mathematik und Mechanik angelegentlichst empfohlen wird, enthält 50 hübsch lithographirte Tafeln in Imperialformat mit 10 Bogen Text. Dasselbe wird in 10 Lieferungen von je 5 Tafeln und 1 Bogen Text ausgegeben. Jede Lieferung hat den beispiellos billigen Preis von 24 Ngr. 8 Pf. oder 1 fl. 30 kr. Rh. W., so dass das Ganze auf bloss 8 Thlr. 8 Ngr. oder 15 fl. kommt.

☞ Obiges Werk unterscheidet sich von dem nun auch in Uebersetzung erscheinenden Werke von M. Armengaud durch folgende Vorzüge: Der mit ausgezeichneten technischen Kenntnissen ausgerüstete, mit mehreren der ersten mechanischen Werkstätten Frankreichs, sowie mit einer vorzüglichen lithographischen Anstalt in Verbindung stehende Herr Herausgeber, der sowohl einige Zeit mit Hrn. Armengaud gearbeitet als denselben mit Beiträgen zu seiner *Publication industrielle* unterstützt hat, erlaubte sich dem Werke von Armengaud das Beste und Neueste ebenfalls zu entnehmen, das Mittelmässige und Schlechte aber, dessen sich nicht wenig in jenem Werke befindet, wegzulassen. Die daraus entlehnten Zeichnungen sind in unserm Werke durchaus umgearbeitet und — was von wesentlichem Vortheil ist — in grösserem Massstabe und mit Vermeidung der Fehler, welche sich dort in Masse vorfinden, wiedergegeben. Zudem enthält unser Werk eine Menge neuer Maschinen, die in jenem nicht enthalten sind, und dennoch, obgleich der Umfang des Werkes grösser ist als der des andern, ist der Preis nicht höher.

---

## Grösstentheils neue Aufgaben

aus dem Gebiete

# der Géométrie descriptive

**nebst deren Anwendung auf die constructive Auflösung**

von Aufgaben über räumliche Verwandtschaften der Affinität, Collineation etc.

Systematisch geordnet und gelöst

von **Leopold Mossbrugger,**

Professor an der Kantonsschule in Aarau.

***Mit 58 lithographirten Tafeln.***

Zwei Bände gr. 4. broch. 4 Thlr. 4 Ngr. od. 7 fl. 30 kr.

Wir glauben dieses besonders für Lehranstalten wichtige Werk des schon durch mehrere Bücher und Zeitschriften als ausgezeichnet bekannten Mathematikers allen Geometern, sowie überhaupt Freunden der Mathematik und Mechanik angelegentlich empfehlen zu dürfen.

---

## Anfangsgründe des geometrischen Zeichnens für Volks- und Gewerbsschulen

von **J. H. Kronauer,**

Lehrer an der Gewerbsschule in Winterthur.

***Mit 27 Figurentafeln.***

Querquartformat. 1 Thlr. 2 Ngr. oder 1 fl. 56 kr.

Dieses für geometrische Vorlagen in Schulen sich eignende zierlich ausgestattete Werklein wird allen Lehrern der Geometrie bestens empfohlen.

---

Ebenso ist in unsern Verlag übergegangen:

## Darstellende Geometrie

von **J. M. Ziegler.**

Mit 3 Figurentafeln in Imperialquart und 66 in Royalfolio. Imperialquart 20 Bogen Text.

Herabgesetzter Preis: 6 Thlr. 3 Ngr. oder 11 fl.

Durch diese Preisherabsetzung wird es nun sowohl allen Freunden der Mathematik als allen Lehranstalten möglich, dieses vorzügliche, von vielen deutschen und französischen Journalen rühmlichst erwähnte Werk anzuschaffen.

Digitized by Google

[246] **Neues Werk von Bülow-Cummerow!**

Im Verlage von **Joh. Friedrich Hammerich** in **Altona** iſt ſo eben erſchienen:

**Die europäiſchen Staaten nach ihren inneren und äußeren politiſchen Verhältniſſen.** Von **Bülow-Cummerow.** gr. 8. geh. Velinpap. 24 Bogen. Preis 2 Thlr.

Wichtigkeit des Gegenſtandes, der entſchiedenſte Freimuth in Auffaſſung und Sprache bei wahrhafter Loyalität, werden die öffentliche Aufmerkſamkeit raſch auf dieſes merkwürdige Buch lenken!

---

[245] Bei **Th. Pergay** in **Aſchaffenburg** iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Sonne, Erde und Mond.

### Aſtronomiſche Elementarlehren

faßlich dargeſtellt

von

**Dr. J. J. J. Hoffmann.**

Velinpapier. 8. Preis 1 fl. 30 kr. rhein.

Der durch die Faßlichkeit und Klarheit ſeiner zahlreichen mathematiſchen Werke berühmte Herr Verfaſſer gibt hierin die Elementarlehren der Aſtronomie in leicht faßlicher Form.

---

Die

## fünf Säulenordnungen

nebſt der Conſtruction der architectoniſchen Glieder, auf neun lithographirten Tafeln dargeſtellt, mit einem erklärenden Texte.

Zum Gebrauche

für Gewerbsſchulen, Studirende, angehende Baukünſtler und Kunſtliebhaber

herausgegeben

von

**A. Schuck.**

Dritte Auflage neu gezeichnet und verbeſſert von

**P. Amelung.**

Velinpapier. 4. Preis 36 kr. rhein.

---

[213] **Neuer Roman**

von der Verfaſſerin von „Clementine" und „Jenny".

In meinem Verlage iſt neu erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

## Eine Lebensfrage.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

---

Die frühern Romane der beliebten Verfaſſerin:

## Clementine.

Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr.

---

## Jenny.

Zwei Theile.

Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

ſind fortwährend von mir zu beziehen.

Leipzig, im Juli 1845.

**F. A. Brockhaus.**

---

[247] Im Verlage von **Guſtav Oehler** in **Frankfurt a. M.** erſchien ſo eben:

**Bürger. Ein deutſches Dichterleben.**

Roman von Otto Müller.

Eleg. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr. — 2 fl. 42 kr.

---

**Novelletten.** Aus dem Franzöſiſchen von Wilhelm Wagner.

Eleg. geh. 22½ Sgr. — 1 fl. 21 kr.

---

## Fabeln

und

## poetiſche Erzählungen

von

**Gottl. Conr. Pfeffel,**

in Auswahl herausgegeben von

**H. Hauff,**

Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taſchen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlſtich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutſchen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ſehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und ſeine Werke werden überall geleſen und hochgeachtet. Sein Geiſt ergoß ſich vorzugsweiſe in die Form der Fabel und der derſelben durch moraliſche oder ſatiriſche Pointe zunächſt ſtehenden poetiſchen Erzählung. In dieſen Gattungen, denen er auch vorzüglich ſeinen Ruhm verdankte, ſpricht ſich ſein lebendiger, liebenswürdiger Geiſt bei weitem am eigenthümlichſten aus, und nur auf ſie konnte Rückſicht genommen werden, wenn es ſich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'ſchen Fabeln und poetiſchen Erzählungen ſind, nicht ſelten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich franzöſiſchen Muſtern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe ſind meiſt den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereigniſſen entnommen; beſonders bot ihm die franzöſiſche Revolution reiche Gelegenheit, ſein ſchönes Talent zu üben und die Wechſel der großen Zeitgeſchichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele ſeiner Schöpfungen in dieſem Fache ſind den beſten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu ſetzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe ſind faſt alle Fabeln und ein großer Theil der poetiſchen Erzählungen vereinigt. Beigegeben iſt aus den proſaiſchen Werken die Biographie eines Pudels, in der ſich Pfeffels munterer Geiſt ſo rein ausſpricht.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

# Schillers Leben.

Ein Nachtrag zur neuen Octav-Ausgabe der Werke in 10 Bänden.

Das im Formate der letzten Octav-Ausgabe erſchienene

# Leben Schillers.

Verfaßt aus den

## Erinnerungen der Familie,

ſeinen eigenen Briefen

und

## den Nachrichten ſeines Freundes Körner.

gr. 8. Velinp. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

empfiehlt ſich durch treuſte Darſtellung des Lebens unſres unſterblichen Dichters vor allen anderen Compilationen neuerer Zeit. Verfaßt nach authentiſchen Quellen, aus dem Nachlaß ſeiner Gattin, aus ſeinen eigenen Briefen, aus den Mittheilungen ſeiner Schweſter und ſeines innigſten Freundes Körner kann der Leſer verſichert ſeyn in dieſem Buche das treuſte Bild eines Mannes zu finden, der ganz Deutſchland, ja der ganzen gebildeten Welt lieb und theuer geworden iſt und es wohl immer bleiben wird.

Da ſich dieſes Buch in Format und Ausſtattung ganz der neuen Octav-Ausgabe von Schillers Werken in 10 Bänden anſchließt, ſo dürfte es auch beſonders den Beſitzern derſelben als würdiges Supplement willkommen ſeyn.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

[185] **Zweite vermehrte Auflage von der gekrönten Preisſchrift:**

Ueber

## engliſche Landwirthſchaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthſchaftliche Verhältniſſe,

**insbeſondere Deutſchlands.**

Nach eigener Anſchauung

von

**A. v. Weckherlin.**

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gGr.

Dieſe Schrift iſt der ſechsten Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe gewidmet, welche der Verfaſſer als zweiter Vorſtand der Verſammlung mit Ueberreichung derſelben bewillkommnete und wurde nach dem Antrage der Centralſtelle des großherzoglich badiſchen landwirthſchaftlichen Vereins mit dem zur Feier der Verſammlung deutſcher Landwirthe in Carlsruhe von Seiner Hoheit dem Herrn Markgrafen **Maximilian von Baden** ausgeſetzten Preiſe von 100 Ducaten gekrönt.

Hauptabſchnitte des Inhalts: Erſter Abſchnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und den jetzigen Stand der engliſchen Landwirthſchaft und über eine Vergleichung derſelben mit der deutſchen Landwirthſchaft. I. Ueber den früheren landwirthſchaftlichen Zuſtand in England, als Einleitung. II. Neuere engliſche Landwirthſchaft. III. Einzelne Gegenſtände, welche bei der engliſchen Landwirthſchaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthſchaftlichen Verhältniſſen Deutſchlands Intereſſe erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthſchaftliches Bauweſen. — Zweiter Abſchnitt: Speziellere Vergleichung des engliſchen mit andern, insbeſondere deutſchen Wirthſchaftsſyſtemen und der Anwendbarkeit des engliſchen Syſtems in andern Verhältniſſen. I. Durchſchnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieſer Vergleichung Erſchöpfung und Erſatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verſchiedener Wirthſchaftsſyſteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältniſſes bei den verſchiedenen Wirthſchaftsſyſtemen, beſonders aber des Einfluſſes der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebſt Schlußfolgen daraus und Berechnungen für das Hohenheimer Wirthſchaftsſyſtem.

---

Von demſelben Verfaſſer wird im Laufe dieſes Jahres noch bei uns erſcheinen:

## Die landwirthſchaftliche Thierproduktion

in drei Theilen,

I. Allgemeiner Theil. II. Rinderzucht. III. Schafzucht mit Wollkunde.

worauf wir bei dieſer Gelegenheit vorläufig aufmerkſam zu machen uns erlauben.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Echos lyriques,

Poésies

traduites de l'allemand en français

par

*Eugène Borel.*

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Neununddreissigſter Jahrgang.

**1845.**

## September.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

# Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitſchrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausſchluß der politiſchen Tagesgeſchichte, auf würdige Weiſe zu repräſentiren, iſt dem Morgenblatt bei ſeiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und ſeitdem feſtgehalten worden.

Für die literariſche Kritik und für die Kunſt ſind längſt beſondere Beilagen angeordnet, und für dieſe beiden Zweige ſelbſtſtändige Redaktionen beſtellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinſten die Aufgabe, der vaterländiſchen Literatur, beſonders der Poeſie in ihren verſchiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortſchritte in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Geſellſchaft möglichſt vielſeitig zur Anſchauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verſchiedenartigſten Stoff in ſich aufnehmen. Hinſichtlich der Form wird dabei die Rückſicht feſtgehalten, daß das Ernſte, wiſſenſchaftlich Belehrende nicht ſowohl erſchöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber ſich möglichſt vom Gemeinen fernhalten ſoll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabſchnitte:

Poeſie. Gedichte lyriſchen, beſchreibenden, erzählenden, epigrammatiſchen, ſatiriſchen Inhalts; Bruchſtücke ungedruckter dramatiſcher Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den intereſſanteſten Produkten fremder Literaturen werden Ueberſetzungen oder Bruchſtücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreiſen und Beziehungen, in ernſter und komiſcher Form, Reiſebeſchreibungen und Auszüge aus ſolchen, fortlaufende Berichte von den wichtigſten Orten über die geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe, über Kunſt, Bühne, Muſik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Muſik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leiſtungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu beſprechen. Auch dem Wechſel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, mit der nothwendigen Rückſicht, daß hier nur die bezeichnendſten Formen angedeutet, die vornehmſten Reſultate hervorgehoben werden können.

Geſchichte. Das **Morgenblatt** eignet ſich auf dieſem Felde vorzüglich an: Kulturgeſchichte, wichtige archäologiſche Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächſten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeſchichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derſelben u. ſ. w.

Wiſſenſchaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen; Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächſter Beziehung zum Leben und der Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, in den philoſophiſchen und Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne. Der Hauptgeſichtspunkt dabei iſt, ſowohl elementariſche Didaktik als ſtreng wiſſenſchaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernſten und Wiſſenswürdigen durch anſprechende Form Eingang zu verſchaffen.

Ein ſich ſtets erneuernder und verjüngender Kreis ſchätzbarer Mitarbeiter ſichert der Redaktion die Mittel, der Zeitſchrift den Ruf zu erhalten, deſſen ſie ſchon ſo lange genießt. Schriftſteller, welche der Redaktion die Ehre erweiſen, ſie in ihren Bemühungen zu unterſtützen, werden ihre Beiträge, wenn dieſe dem Zweck und dem Charakter der Blätter entſprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemeſſen honorirt ſehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Für literariſche Anzeigen werden beſondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

# Das Literaturblatt

ſtellt ſich die Aufgabe, über alle Erſcheinungen der neueſten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leſerkreis von Intereſſe ſeyn können, d. h. über die vorzüglichſten neuern Dichterwerke, ſo wie über alle Gattungen der vorherrſchenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forſchungen aller Art, durch welche der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geſchichte, in allen Gebieten der ſocialen Kultur und ſelbſt in den ſtrengern Wiſſenſchaften, ſofern Werke dieſer Art großes Aufſehen erregen und für das praktiſche Leben nicht ohne Folgen ſind, ſo daß ſie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke ſolcher literariſchen Mittheilungen ſagt die referirende Form am beſten zu, die in möglichſter Kürze den weſentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zuſammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leſer eine Ueberſicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der ſcherzende Ton iſt nicht ausgeſchloſſen, wo es der Gegenſtand mit ſich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewiſſenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

# Das Kunſtblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielverſprechenden Wirkſamkeit der bildenden Kunſt wurde im Jahr 1819 das Erſcheinen des **Kunſtblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Abſicht dieſes Unternehmens konnte nur ſeyn, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreiſe als dem, welchem deren unmittelbare Anſchauung zu Gebote ſteht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns beizutragen. Dieſen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünſtigung, welche die Kunſt ſeitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtſchnur ihres Beſtrebens.

Das **Kunſtblatt** bemüht ſich zuvörderſt, überſichtliche Berichte über die Leiſtungen der lebenden Kunſt aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in dieſen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend ſeyn; in denen letzterer Art ſpricht jeder Mitarbeiter ſeine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat ſich die Umſicht und Billigkeit zum Augenmerk geſetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten iſt.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſcheinende Bücher und Kunſtwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

---

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**," mit Einſchluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunſtblatts**," koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunſtblatts**," ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, namlich das „**Literaturblatt**" . . . . . . . . . . 6 fl.
das „**Kunſtblatt**" . . . . . . . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpoſtamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

**J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.**

---

# Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

## Gedichte.

Die drei Kreuze auf dem Hurderfelde. Von Reithard. 209.
Die Maikönigin. 214. 215.
Lieder aus der Schweiz. Von Reithard. 217.
Symboliſches. Von O. A. Banck. 220.
Unter dem Himmel. Von Juſtinus Kerner. 221.
Sonette von H. Lingg. 223. — 228.

## Räthſel.

Der Gänſekiel. 219. — Der Zahn. 234.

## Erzählungen.

Der Pflanzer. 227 — 234.

## Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Aus den Pyrenäen. 209 — 216.
Das Burnsfeſt am Ufer des Doon. 210 — 215.
Die römiſchen Amphitheater. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. — 229.
Bilder aus einem Album am Genferſee. 218 — 221.
Die Feſte zu San Sebaſtian im Auguſt 1845. 222. 223. 224. 225. 226. — 230. 231.
Zur Geſchichte des Biers. 224. 225.
Ueber Goethe's Götz von Berlichingen. 226. 227.
Watteau. Von A. von Sternberg. 232 — 234.

## Korreſpondenz.

Köln. 209. 210. 211. 212. — Paris. 209. 210. — 229. 230. 231. — Leipzig. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. — Prag. 216. 217. 218. 219. 220. — Hamburg. 221. 222. 223. 224. — 234. — Wien. 224. 225. 226. 227. — Baden-Baden. 226. 227. 228. — Dresden. 232. 233.

---

## Literatur-Blatt.

### Nro. 89.

Geſchichte. Geſchichte der Kabinette Europas während des Konſulats und des Kaiſerreichs 1800 — 1815 nach Aktenſtücken im Archive der auswärtigen Angelegenheiten in Paris von Armand Lefebre. Aus dem Franzöſiſchen von Dr. Diezmann. — Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Alfred Meißner.

### Nro. 90.

Geologie. Geologie oder Naturgeſchichte der Erde auf allgemein faßliche Weiſe abgehandelt von K. C. v. Leonhard. — Kunſt und Alterthum. Abriß einer kirchlichen Kunſtarchäologie des Mittelalters mit ausſchließlicher Berückſichtigung der deutſchen Lande, von H. Otte.

### Nro. 91.

Geſchichte. Geſchichte der rheiniſchen Pfalz nach ihren politiſchen, kirchlichen und literariſchen Verhältniſſen von Prof. Dr. Ludwig Häuſſer. — Romane. 1) Royaliſten und Republikaner. Aus der Zeit der franzöſiſchen Republik. Von Heſekiel. — 2) Die dunklen Roſen. Roman aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution von Julius Dornau. — 3) Petſchorin oder ein Duell im Kaukaſus. Aus den hinterlaſſenen Papieren eines ruſſiſchen Offiziers herausgegeben von Lermontoff.

### Nro. 92.

Politiſche Literatur. 1) Die europäiſchen Staaten nach ihren inneren und äußeren politiſchen Verhältniſſen von Bülow-Cummerow. — Geſchichte. Geſchichte der rheiniſchen Pfalz nach ihren politiſchen, kirchlichen und literariſchen Verhältniſſen ꝛc. (Schluß.)

Digitized by Google

Nro. 93.

Politiſche Literatur. 2) Die preußiſche Verfaſſungsfrage und das nordiſche Prinzip. — Sprachkunde. Die Entwicklung des Chriſtenthums auf die althochdeutſche Sprache. Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Kirche von Rudolf Raumer.

Nro. 94.

Reiſen. Reiſen auf den griechiſchen Inſeln des ägäiſchen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß. — Altdeutſche Dichtkunſt. 1) Graf Rudolf von Wilhelm Grimm. — 2) Drei mittelhochdeutſche Gedichte. Mit erläuternden Anmerkungen von Karl Schädel. — 3) Lieder und Sprüche der Minneſinger. Mit einer grammatiſchen Einleitung und ſprachlichen Anmerkungen von W. Hüppe.

Nro. 95.

Italieniſche Literatur. Dante Alighieri's proſaiſche Schriften mit Ausnahme der vita nuova. Ueberſezt von K. L. Kannegießer. — Länder- und Völkerkunde. Morgenland und Abendland. Bilder vom Verfaſſer der Cartons.

Nro. 96.

Deutſche Geſchichte. 1) Regesta imperii. Die Regeſten des Kaiſerreichs von 1246 — 1313. Neu bearbeitet von J. Fr. Böhmer. — 2) Fontes rerum Germanicarum. Geſchichtsquellen Deutſchlands, herausgegeben von demſelben. Zweiter Band. Hermanus Altahensis und andere Geſchichtsquellen Deutſchlands im 13ten Jahrhundert. — 3) Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum ex monumentis germ. hist. reduci fecit G. H. Pertzius. I. Einhardi Annales. II. Einhardi vita Caroli M. — 4) Kern und Ueberſicht der Taſchenbücher für vaterländiſche Geſchichte, herausgegeben von Joſeph Freiherrn von Hormayr. — 5) Lebensbeſchreibung des Erzbiſchofs Ansgar, kritiſch bearbeitet von Dr. Kippel. — 6) Geſchichte des deutſchen Reichs unter Conrad dem Dritten und Philipp Joffé. — Dramatiſche Dichtkunſt. 1) Horatio, der Mulatte. Romantiſches Drama in fünf Aufzügen. Nach H. C. Anderſen frei bearbeitet von Dr. Le Petit. — 2) Graf Durem oder Kraft und Macht. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von R. von Liliencron. — 3) Die Grafentochter. Trauerſpiel. Als Manuſcript gedruckt.

Nro. 97.

Deutſche Geſchichte. 7) Geſchichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handſchriften. Von Franz Palacky. 8) Vaterländiſche Geſchichte des Elſaſſes von der früheſten bis auf die gegenwärtige Zeit, nach Quellen bearbeitet von Prof. Strobel. 9) Korreſpondenz des Kaiſer Karl V. Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüſſel mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. 10) Dreißig Jahre des Proſelytismus in Sachſen und Braunſchweig. — Kunſt. Anleitung zur Kunſtkennerſchaft, oder die Kunſt, in drei Stunden ein Kenner zu werden. Ein Verſuch vom Advokaten Detmold in Hannover.

Nro. 98.

Deutſche Geſchichte. 11) Guſtav Adolph, König von Schweden, und ſeine Zeit. Von A. F. Gfrörer.

Nro. 99.

Deutſche Geſchichte. 11) Guſtav Adolph, König von Schweden, und ſeine Zeit. (Schluß.)

## Kunſt-Blatt.

Nro. 70.

Lexikographiſche Kunſtliteratur. (Fortſetzung.) 2) Converſationslexikon für bildende Kunſt, illuſtrirt mit über 3000 Holzſchnitten. — Moderne Malerei und Skulptur in Frankreich. (Schluß.) — Das goldene Rößl in Alt-Oetting. — Perſönliches. — Ausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 71.

Ueber den Pauperismus auch in der Kunſt. — Lexikographiſche Kunſtliteratur. (Schluß.) 3) Baulexikon. Erklärung der im geſammten Bauweſen am häufigſten vorkommenden techniſchen und Kunſtausdrücke. Begonnen von C. F. v. Ehrenberg, fortgeſezt von Ed. Knoblauch und L. Hoffmann. — Akademien und Vereine.

Nro. 72.

Die Alterthümer von Aventicum, Avenches in der Schweiz. — Ueber den Pauperismus auch in der Kunſt. (Schluß.) — Muſeen und Sammlungen.

Nro. 73.

Die Alterthümer von Aventicum, Avenches in der Schweiz. (Schluß.) — Neue Bilderwerke. The holy land, Syria, Idumea, Arabia, Egyptus and Nubia from drawings made on the spot by David Roberts R. A. with historical descriptions by the rev. George Croly L. L. D. lithographed by Louis Haghe. — Muſeen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 74.

Einiges über Kunſtvereine. — Nekrolog. IV. Cav. C. E. Liverati. — Bauwerke. — Malerei. — Plaſtik.

Nro. 75.

Die Düſſeldorfer Kunſtſchule. — Einiges über Kunſtvereine. (Schluß.) — Plaſtik. — Medaillenkunde. — Technik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 76.

Alte Häuſer. Ideen bei Durchblätterung der Skizzen des Architekturmalers Herrn Vermeerſch. — Die Düſſeldorfer Kunſtſchule. (Fortſetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 77.

Die Xanthiſchen Marmore im brittiſchen Muſeum. — Alte Häuſer. (Schluß.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Literatur. — Nekrolog.

Nr. 78.

Die Xanthiſchen Marmore im brittiſchen Muſeum. (Schluß.) — Bilderwerke. Gemme d'arti italiane. Anno I. Milano e Venezia. — Perſönliches. — Ausſtellungen.

Digitized by Google

№ 209.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 1. September 1845.

— Zu welchem Lande
Glaubt ihr zu ſeyn? — Kommt, ſeht von dieſem Stande
Nach Weſten hin und ſagt, was ihr erblickt? — —
Er reibt ſich Aug' und Stirn, ſchaut immer wieder hin
Und ruft: Iſt's möglich, daß ich ſchon am Ziele bin?

Wieland.

## Die drei Kreuze auf dem Hurderfelde. *

Volksſage vom Zürichſee.

Von Neithard.

Der Silbermond durchwallt die Nacht;
Er hat den Weg ſchon oft gemacht,
Er ſteuert feſt durch's Sterngewirr,
Drei Wand'rer aber gingen irr
Im Böhmerwalde.

Die zogen einſt vom Heimathort
Vereint zur gleichen Stunde fort;
Nun kehren ſie, des Wanderns ſatt,
Vereint zurück zur Vaterſtadt
Im Schweizerlande.

Der Eine reckt zwei Finger ſchwarz:
„Der Wald hier hegt ein ſond'res Harz —
Bisher gerieth das Pech an mich;
Doch, wie mir ſcheint, bin dießmal ich
In's Pech gerathen!"

Drauf lautete des Andern Spruch:
„Hätt' ich mich je verirrt im Tuch —
Auch nur um einer Elle breit —
Geſchäh' mir's recht, zu dieſer Zeit
Im Wald zu irren!"

„Kein Ziel, kein Ausgang iſt zu ſehn!"
Der Dritte brummt's, dann blieb er ſtehn:
„Zwar feilt' ich manchen Dietrich — doch,
Weil hier nicht Thür, noch Schlüſſelloch,
Kann ich nicht helfen!"

So klagen ſie und ſeufzen ſchwer;
Das Herz iſt voll, der Magen leer,
Auch tragen ſie die Beine kaum.
Drum lagern unter einem Baum
Die drei Geſellen.

Und gähnend wünſcht der Schneider: „Ach!
Säß' ich daheim und unter'm Dach
Zu Rapperswyl am Zürichſee,
Bei Geißenfleiſch und Glarnerthee
Und meiner Mutter!"

Der Schuſter wiſcht die Augen ſtumm
Und wälzt ſich ächzend um und um:

* Das Hurderfeld bildet, Rapperswyl gegenüber, die Erdzunge, auf welche die 1500 Fuß lange Brücke, welche beide Ufer des Zürichſees verbindet, überſpringt.

Digitized by Google

Wohl weiß er, wo der Schuh ihn drückt,
Warum er ächzt und rutſcht und rückt —
O Meiſterstochter!

Der Schloſſer ſpricht: „Mein Reiſ'genoß!
Der Schlüſſel iſt noch weit vom Schloß.
Ach, trüg' uns eine gute Fee
Gen Hurden an den Zürichſee,
Dieweil wir ſchlafen!

„Daß beim Erwachen das Geländ'
Der theuern Heimath vor uns ſtänd':
Des Morgens Glut am Firnenſchnee,
Die graue Burg, der blaue See,
Die grünen Linden!"

Und Alle ſeufzen ſchlummerſchwer:
„Ach, daß es Gottes Wille wär!"
Dann lullt ſie gleich von Buſch und Baum
Waldrauſchen in den ſchönſten Traum;
Denn ihnen träumte:

Ein Weiblein ſtieg aus ſelbem Baum —
So winzig — einer Handhoch kaum;
Berührt mit einem Miſpelreis
Der Schläfer Augenlieder leis
Und murmelt ſeltſam.

Da bricht es krachend durch's Gezweig,
Als ob ein Rieſe niederſteig';
Dann fühlt von unſichtbarer Kraft
Ein Jeder ſich emporgerafft
Und fortgetragen.

Und über Feld und Wälder braust's,
Und über Berg' und Ströme ſaust's,
Und über Stadt' und Länder fährt's,
Und allen Dreien pocht das Herz —
Zumal dem Schneider.

Und ſieh, nach wetterſchnellem Flug,
Gebeut ein Donnerwort: „Genug!"
An goldengrüner Matte Ranft
Legt die geheime Macht ſie ſanft
Auf weichen Raſen.

Dann eilt ſie fort mit Sturmgebraus.
Das Kleeblatt reibt die Augen aus;
Doch plötzlich fährt's vom Gras empor
Und ſtreckt den Hals und reckt das Ohr —
Denn horch, es läutet!

„Ei, ſind wir nicht im Böhmerland?
Das Glöcklein tönt mir ſo bekannt,
Als käm's vom Kapuzinerthurm! . . .
Mein Herz wird weich, mein Schädel ſturm —"
Begann der Schneider.

„Und mir vor Augen ſchwimmt ein Meer . . .
Geſellen, ei, ſo ſchaut doch her!
Iſt dort nicht unſer Reiſeziel?
Nicht hier die „Brugg" von Rapperswyl?"
Verſetzt der Schuſter.

„O Wunder!" ſchrie der Schloſſer laut:
„Sind dort nicht Schloß und Kirche? Schaut!
Und dieſe Au, worauf wir ſind,
Durchſprang ich ſie nicht oft als Kind:
Die Au von Hurden?"

So war's. Ei wie, umarmt vom Tag,
So hold und lieb die Heimath lag:
Des Morgens Glut am Firnenſchnee,
Die graue Burg, der blaue See,
Die grünen Linden!

Und jubelnd bricht ihr Dank hervor.
Drei Kreuze richten ſie empor,
Zum Zeugniß deſſen, was geſchehn.
Die Kreuze ſind noch heut' zu ſehn:
Im Hurderfelde.

---

## Aus den Pyrenäen.

### Der Pic du Midi von Bigorre.

Luz, den 26. Juli 1845.

Trotz meines beſten Willens habe ich es in Bagneres de Bigorre nicht ganz acht Tage ausgehalten. Nicht als ob es überhaupt ſchwer ſeyn möchte, es länger in Bagneres auszuhalten; im Gegentheil, die Stadt und Umgegend ſind ſehr ſchön, das Leben bequem und nicht theuer. Aber ich hatte auf ein Badeleben gerechnet, hatte meine Saiten nach meinem Guide du Voyageur (Richard) — dem einfältigſten Buche dieſer Art — hoch geſpannt, und fand jezt nichts als ein artiges Städtchen und eine ſchöne Umgegend. — Um nicht einer zweiten Enttäuſchung zu begegnen, ſchloß ich meine Rechnung mit dem Badeleben in den Pyrenäen ab, packte meinen Koffer und ſchickte ihn geraden Wegs nach Pau. Ich hatte mir in Perpignan eine Schäferkutte gekauft, aber ihrer bis jezt ſo wenig als meines Leibrocks bedurft, und ſo wurde

Digitized by Google

auch dieſe losgeſchlagen; ich verbrannte meine Schiffe und zog als leichter Infanteriſt meines Weges weiter.

Vorher hatte ich mich nach einem Führer umgeſehen; aber der Mann forderte vierzig Franken und ſah ſehr gnädig aus, als er bis auf dreißig herabſtieg; dafür wollte er mich zu Pferde bis auf den Pic du Midi begleiten; zu Fuße gehen die hohen Herrn nur im Falle der Noth. Da ich aber nicht wußte, ob ich in den zwei Tagen dreißig Franken verdienen würde, ſo hatte ich nicht Luſt, ſie auszugeben. Nothgezwungen machte ich daher einen andern Feldzugsplan. Ich wußte, daß halbwegs bis zum Pic ein Gaſthaus ſey, und dachte, dort im Falle der Noth auch einen Führer zu finden. So zog ich getroſt ohne einen ſolchen von Bagneres ab, und ich rathe meinen Nachfolgern, es mir nachzumachen: Es iſt wohlfeiler nnd bequemer.

Durch das Thal von Campan ging ich in das der Gripp. Nahe bei dem Flecken, der jenem den Namen gibt, begegnete ich einem Wagen mit Nonnen. Hinter dieſem her kam eine Nonnenſchule zu Eſel, die Lehrerin zu Pferde. Eine der Schülerinnen betete den Roſenkranz laut vor, die andern beteten im Chor nach. Hinterher kam der unvermeidliche Führer, der hier der Treiber war. Es wimmelt von Geiſtlichen in den Badern der Pyrenäen; ſchon früher war mir ihre Allgegenwart aufgefallen. In Bagneres de Lüchon war ein Biſchof, der ſeine goldenen Litzen an Hut und Kleid ſehr ſtolz einher trug. Auf den belebteſten Promenaden ſtieß man ſtets auf Geiſtliche, die ihr Brevier beteten. Aber der Roſenkranz der Nonnenſchule zu Pferde und zu Eſel auf dem belebten Ausfluge nach Campan war doch die intereſſanteſte Parade dieſer Art, der ich bis jezt begegnet bin. Mein Vertrauen auf die Freiheit geht ſo weit, daß ich ſelbſt Freiheit für die Jeſuiten habe; meine Duldung kennt nur für den Grundſatz, nicht für die Menſchen Grenzen. Aber es ſkandaliſirt mich ein Laſter, das ſich auf offener Straße zeigt, faſt weniger wie eine Tugend, die ſich zur Parade herabläßt. Das offenbare Laſter iſt ungeſchminkte Schlechtigkeit, die Parade der Tugend, der Frömmigkeit nur zu oft übertünchte Heuchelei. Und iſt ſie es nicht, ſo iſt die Parade doch vom Böſen; wie Chriſtus im Tempel keinen Schacher wollte, ſo zog er ſich auf den ſtillen Oelberg zurück, wenn er betete.

Es iſt ein böſes Zeichen, daß die franzöſiſchen Prieſter in Maſſe in die Bader ziehen; es beweiſt das zweierlei, und zwar einmal, daß ſie in den Luxusſtrudel der Zeit mit hineingezogen ſind, und dann, daß ſie auf die Wunderkuren der Schwefelbäder mehr vertrauen als auf die ihrer heiligen Kapellen. Das ganze Badetreiben iſt ein Auswuchs unſerer Zeit, und wenn ich Papſt wäre, ſo verböte ich allen meinen Unterthanen, auf die Nymphen mehr als auf die Heiligen zu bauen.

Der Führer und Treiber der Nonnenſchule aber blieb ſtehen, als er mich ſah, fragte: „der Herr will wohl allein reiſen?“ und höhnte: „Gehen Sie raſch, ſonſt kommen Sie zu ſpät.“ Die Fußreiſenden ſind in den Pyrenäen ſeltene Erſcheinungen; aber einer ohne Guide muß noch gar nicht vorgekommen ſeyn. „Sie reiſen allein?“ fragte mich faſt jeder Begegnende, der Eine mit Worten, der Andere mit Blicken. Man könnte auf dieſe Weiſe faſt glauben, daß es ein Wageſtück ſey; aber es iſt nur etwas Neues, und überdieß eine Neuerung, die alle Guides des Landes und alle ihre Helfershelfer, das heißt das ganze Volk, für einen Eingriff in ihre Rechte anſehen. Sie haben ein Gefühl, als ob man ſich durch ihr Bereich ſchmuggle, ohne ihnen den ſchuldigen Zoll zu zahlen. Dafür wird man denn von Rechtswegen ſo viel als möglich verhöhnt.

Der Tag neigte der Nacht zu, als ich in das Thal der Gripp hineinlenkte. Es war ein ſonnenleerer Abend, der graue Himmel ſpiegelte ſich grau auf der Erde ab. Das verhindert aber nicht, daß die ganze Umgegend, ein Thal mit Wieſen, abgeſchloſſen durch baumbekränzte Berge, ein Bergſtrom, Bauernhöfe und Chalets in Menge, ſtets des Schönen viel bietet. Die Heuernte belebte die Wieſen, oft ſangen die Arbeiter, einmal hörte ich den Schweizerſchrei und Juchhei, und kam endlich ziemlich müde im Wirthshaus zur Gripp an.

Am andern Tage war der Himmel bezogen und an das Beſteigen des Pic du Midi nicht zu denken. Es war mir faſt lieb, gezwungen zu ſeyn, einen Raſttag zu machen, und dieſer war einer der angenehmſten der ganzen Reiſe. Die Wirthsleute ſchienen brave, ſchlichte Menſchen, das Leben iſt einfach, wohlfeil, und ehe der Tag halb zu Ende, waren wir ganz gute Freunde.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Köln, Auguſt.**

Der König von Pieußen und die Königin Victoria am Rhein.

Hatte ſchon die bloße Erwartung der Feſtlichkeiten, die wir Rheinländer vor wenigen Tagen geſeven, in unſerer Bevölkerung eine außerordentliche Bewegung hervorgebracht, ſo durfte man ſich nicht wundern, wenn, als die Feſtlichkeiten nun wirklich da waren, das Gedränge und die Neugier etwas fieberhaft waren. Nachdem unſere königlichen Herrſchaften am 28. v. M. auf Schloß Stolzenfels angekommen waren, wurde die hieſige Stadt von denſelben bereits am 5. d. mit einem Beſuche beehrt, bei welcher Gelegenheit der König über das hier garniſonirende Militär große Parade auf dem Neumarkt hielt. Von hier aus beſuchten die Majeſtäten noch mehrere niederrheiniſche Städte, Düſſeldorf, Weſel, Cleve. Am 8. war der König in Rheydt, an demſelben Tage in M. Gladbach, wo die Straßen feſtlich geſchmückt waren. Hier legte der König unter den entſprechenden Feierlichkeiten den Grundſtein zu einer evangeliſchen

Digitized by Google

Kirche. Noch denſelben Tag, gegen 4 Uhr Nachmittags, langten die Herrſchaften wieder hier an, und nun fand im Regierungsgebäude große Vorſtellung der Civil- und Militärbehörden u. ſ. w. ſtatt. Am 10. begab ſich der König wieder hier durch nach Aachen zum Empfang des erlauchten britiſchen Gaſtes, welcher denn auch endlich des andern Tags mit glänzendem Gefolge dort eintraf. Der hieſige Empfang, der auf ihrer nunmehrigen Fahrt nach **Brühl** unſerem Könige und der Königin von England zu Theil ward, war ausgezeichnet in jeder Hinſicht. Die Straßen vom Eigelſteiner Thore bis zum Bonner Bahnhof, welche der Zug durchfuhr, waren, wo es die Breite nur immer geſtattete, mit hohen Stangen bepflanzt, von welchen buntfarbige Wimpel wehten. Faſt alle Häuſer waren mit Flaggen und in ſonſtiger Weiſe verziert. Die Ankunft der allerhöchſten und höchſten Herrſchaften am feſtlich geſchmückten Bahnhofe der rheiniſchen Eiſenbahn am Abend des gedachten Tages zwiſchen 7 und 8 Uhr verkündete den in gedrängten Maſſen durch die Straßen wogenden Bewohnern Kölns das Geläute der Glocken und der Donner von etwa 120 Geſchützen, welche rings um die Stadt in den Forts aufgeſtellt waren. Vom Dome herab wehte das große Banner mit dem bedeutungsvollen „Protectori.“ Erwartungsvoll harrte die Menge und ſtürmiſches Hurrah erſchallte, als zuerſt Prinz Albert mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dann die jugendliche Königin von England, in einfachen Reiſekleidern, zur rechten Seite unſeres Königs ſitzend, erſchien. Obgleich Ihre großbritanniſche Majeſtät von den Beſchwerden der großen und raſchen Reiſe etwas angegriffen zu ſeyn ſchien, ſo dankte dieſelbe doch wiederholt durch freundliche Verneigungen für den herzlichen Empfang, den ihr unſere Bevölkerung bereitete. An der Bonn-Kölner Eiſenbahn ſtanden, gleich wie vorher an der rheiniſchen, zwei Bataillone Infanterie als Ehrenwache; jedoch ſezten die Herrſchaften ſogleich mit einem Extrazug ihre Reiſe nach dem Schloſſe Brühl fort, wo unſere Königin ihrer harrte. Eine unzählige Volksmenge folgte dem königlichen Zuge, um dem großen Zapfenſtreich beizuwohnen, welcher vor dem Schloſſe von ungefähr 150 Tambours und 250 Muſikern ausgeführt werden ſollte. Nach 9 Uhr begann derſelbe; die Muſikchöre waren in Form eines geöffneten Vierecks aufgeſtellt, und zwar ſo, daß die von acht Infanterieregimentern die Fronte, die von fünf Cavallerieregimentern den linken und die Tambours der 15ten und 16ten Infanteriebrigade den rechten Flügel bildeten. Vor jeder einzelnen Abtheilung ſtand der betreffende Kapellmeiſter und in der Mitte der Hauptdirigent, der Muſikdirektor des Gardecorps; Fackeln erhellten dieſe Scene und gaben ihr ein pittoreskes Anſehen. Nach mehreren Märſchen und Geſangſtücken, unter denen wir das „God save the Queen,“ den Marſch aus dem „Sommernachtstraum“ und die Ouverture zu der Oper „ein Feldlager in Schleſien“ nennen, begann der eigentliche Zapfenſtreich, ausgeführt von etwa 150 Trommlern, welcher natürlich ſeine großartige, buchſtäblich erſchütternde Wirkung nicht verfehlte. Victoria zeigte ſich mehreremale am Fenſter und offenbarte ein lebhaftes Intereſſe an dieſer großartigen militäriſch-muſikaliſchen Aufführung.

(Fortſetzung folgt.)

## **Paris**, Auguſt.

(Fortſetzung.)

### Die Oper.

Der Operndirektor Leon Pillet ſoll nach Bonn gereiſt ſeyn, bloß um Meyerbeer an ſeinen **Propheten** zu erinnern. Er iſt aber ohne denſelben zurückgekommen, und wahrſcheinlich um ſich wegen des Ausbleibens des Propheten zu tröſten, welcher allerdings der großen Oper höchſt willkommen wäre, wenn er 250mal aufgeführt werden könnte wie Robert der Teufel, hat er ein luſtiges Ballet gegeben: „der Teufel iſt los,“ nach einer alten Sedaineſchen Operette, welche denſelben Titel führt. Adam, der bekannte Compoſiteur des Poſtillons von Lonajumeau und ſo mancher andern Operetten, hat die Muſik dazu geſezt, und Carlotta Griſi, die erſte Tänzerin, welche das Pariſer Ballet jezt beſizt, hat die erſte Rolle übernommen, die der Frau des Korbflechters. In Sedaines Operette iſt das eine der zwei contraſtirenden Paare ein Schuhflicker und ſeine Frau, das andere ein Marquis und die geifernde Marquiſin. Der Schuhflicker ſchien der Oper etwas zu niedrig; vielleicht hat man den Schuhflicker auch deßhalb in einen Korbflechter verwandelt, weil ſich mit dem Schurzfell nicht wohl tanzen läßt; und da aus der Oper ein Ballet geworden, hat der Dichter der Korbflechterin ganz beſondere Tanzluſt beigelegt. Ferner hat man die Handlung aus Frankreich nach Polen verlegt, um fremde Trachten und fremde Tänze einführen zu können. Mit dieſer tanz- und lebensluſtigen Korbflechterin wird der Operndirektor bis zum Herbſt haushalten können. An eine große Oper muß er aber doch denken, und wer ſollte dieſe ſetzen, wenn nicht Meyerbeer? ich meine eine Oper, von der man ſich Hunderte von Vorſtellungen verſprechen und auf welche alſo ein Direktor dreiſt 25—30,000 Francs verwenden kann. L. Pillet läßt nicht verlauten, ob er ein tröſtliches Verſprechen aus Bonn mitgebracht hat. Das alte Repertoire, in dem ſich doch ſo manche vortreffliche Oper befindet, hat ſeine Anziehungskraft gänzlich verloren. Die Schuld liegt nicht allein an der Muſik, ſondern auch am Texte und der ganzen Behandlungsweiſe des dramatiſchen Stoffes, welche jezt einen ganz andern Charakter hat als früher. Die mythologiſchen Stücke machen Langeweile: Jupiter, Aurora, Herkules, Medea dürfen ſich auf der Opernbühne nicht mehr ſehen laſſen. In dieſer Hinſicht iſt die Operettenbühne glücklicher. Von Zeit zu Zeit kann ſie ſich erlauben, etwas Altes dem jezigen Publikum wieder vorzuführen. Die alte franzöſiſche Operette iſt ſehr geiſtreich und gefällt zu allen Zeiten. Der neue Direktor der Operettenbühne hat die Erlaubniß nachgeſucht, auch fremde Operetten aufführen zu dürfen. Seine Vorgänger hatten dieſes Privilegium nicht, und es erſcheint auch unnöthig, da für italieniſche Opern eine eigene Bühne vorhanden iſt und Opern aus Deutſchland hier nicht wohl aufgeführt werden können, weil der Geſchmack, ſowohl was den Text als was die Muſik betrifft, gar zu verſchieden iſt. Nur Webers Freiſchütz konnte hier durchdringen, und dieſen betrachtet man als eine große Oper. Dennoch hat man dem neuen Direktor ſein Geſuch nicht abgeſchlagen, ſondern ihn bloß verpflichtet, jährlich zwanzig Aufzüge ganz neuer franzöſiſcher Operetten zu geben, um dadurch muſikaliſche Talente aufzumuntern. So eben iſt eine neue Operette in drei Aufzügen: „die beiden Spielleute,“ Muſik von Labarre, gegeben worden. Die Handlung iſt nach Tirol verlegt, aus demſelben Grunde, aus dem das Ballet „der Teufel iſt los“ in Polen ſpielt: man will Coſtüme, Nationaltänze und dergleichen anbringen, und muß ſich alſo nach Ländern umſehen, wo dergleichen wirklich oder im Volksglauben noch vorhanden iſt.

(Schluß folgt.)

**Beilage: Literaturblatt Nr. 89.**

**Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.**

Digitized by Google

№ 210.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 2. September 1845.

— Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke ſchlägt in jeder Bruſt.
Schiller.

## Das Burnsfeſt am Ufer des Doon,

den 6ten Auguſt.

Es ſind neun-und-vierzig Jahre, daß Schottlands Sänger, Robert Burns, ſtarb. Von ſeinen Kindern leben noch drei Söhne; der Aelteſte, Robert, als penſionirter Stempel- und Steuereinnehmer in der Stadt Dumfries, wo ſeine Eltern die Augen ſchloſſen, der Jüngſte, James Glencairn Burns, als penſionirter Major in Graveſend, der Mittelſte, William Nicol Burns, als Oberſt nach zwei-und-dreißigjähriger Abweſenheit vor Kurzem aus Indien zurückgekehrt. Sobald der Entſchluß der beiden Lezteren, im Lauf des Sommers ihr heimathliches Schottland zu beſuchen, das Land, mit welchem ihres Vaters Name untheilbar verknüpft iſt, während ſie ihm fremd geworden, ſich in Dumfries verbreitete, fiel es Mehreren ein, daß dieß eine geeignete Gelegenheit wäre, die verhältnißmäßig geringe Beachtung, die der Vater im Leben gefunden, wo möglich durch einen ehrenvollen Empfang derer gut zu machen, die ſeinem Herzen das Theuerſte geweſen. Schottland faßte den Gedanken auf. In der Nähe von Burns' Geburtsſtätte, am Ufer des Doon, wurde ein geräumiger Saal gebaut, ein angrenzendes Feld zur Empfangsfeier, der ſechste Auguſt zum feſtlichen Tage beſtimmt.

In angenehmer Geſellſchaft und zahlreicher Begleitung verließ ich am Vorabend Edinburg. Die Schnelligkeit einer Eiſenbahnreiſe, ein herrlicher Abend und das Vorgefühl der morgenden Aufregung erhöhten unſere Stimmung, belebten das Geſpräch, beflügelten die Zeit. Raſch fuhren wir durch Glasgow nach dem Ayrer Eiſenbahnhof; hier ging Alles bunt durch einander; nach mancherlei Kampf errangen wir bequeme Plätze, flogen durch die Thalgründe von Renfrewſhire, ſtreiften die Schornſteine von Paisley und hielten. Nicht lange, ſo ſchoſſen wir wieder über das Land. Jezt ein Dorf, ein Anhaltepunkt, dann ein lieblicher See, wo unſere Ankunft ſelbſt einen Zug von Schnepfen nicht beunruhigte; dann ein flüchtiger Blick auf die milcherzeugenden Abhänge von Cunningham, und ſchon waren wir weit. Die Sonne ſenkte ſich hinter die Hügel oberhalb Largs, ſank zwiſchen ſchwarzen und goldenen Wolken nieder. Wir waren auf der flachen Sandküſte von Kyle, hielten bei kleinen Städten drei-, viermal an und kamen um neun Uhr nach Ayr.

Hier auf dem Wege zu unſerm Hotel wurde es deutlich, daß etwas Ungewöhnliches die Stadt bewegte. Haufe an Haufe drängte ſich in den Straßen, Ausrufer thaten lange Liſten von Feſtlichkeiten kund und zu wiſſen, Blumen- und Epheuguirlanden wurden einhergetragen, Ehrenpforten und Siegesbogen zu ſchmücken, Schauſtellungen verſchiedenſter Art lärmten und machten ſich

Digitized by Google

breit, wie toll ſtürmten Wagen vor die Gaſthäuſer und wieder fort. Vielfach beneidet nahmen wir unſere in den King's Arms beſtellten Zimmer ein, ſämmtlich in jener eigenen Stimmung, die nichts kennt und nichts fühlt, als die treibende Angſt, ſich zu nichts auch nur fünf Minuten gönnen zu dürfen. Ein großartiger Thee mit allen in Schottland üblichen Zuthaten wurde aufgetragen; wir verſchlangen ihn, als wären wir in einem deutſchen Eilwagen angekommen und der neue Poſtillon hätte zum zweitenmal in's Horn geſtoßen oder in die Trompete. Und erſt als wir fertig und Teller und Taſſen weggeräumt waren, kam uns bei, daß die Hetze ganz unnöthig geweſen war, daß wir bis morgen nichts zu thun hatten als zu ſchlafen.

Um ſechs am folgenden Morgen erneute ſich der Lärm und die Aufregung in den Straßen. Glocken läuteten, Trommeln und Pfeifen erklangen aus unbekannter Ferne. Aber das Wetter hatte ſich garſtig geändert. Ein ſtarker Wind blies aus Oſten, brachte Nebel, Wolken und Kälte. Wer aus dem Bett geſtiegen war, um nach dem Wetter zu ſehen, eilte zurück, die Täuſchung zu verſchlafen. Bald aber wurde es zu laut, zu lebendig in den Straßen; man konnte nicht länger liegen bleiben. Es war acht Uhr; Dampfzüge und Dampfboote ſpieen Menſchenfluthen in unſere Straße aus. Vornehme Herren gingen Arm in Arm, geringere Männer, dickbauchige blaue Regenſchirme in den Händen, eilten ſtracks vorwärts. In kurzen Zwiſchenräumen erſchienen einzelne Trupps, Landleute aus demſelben Dorfe, Freimaurerlogen und andere Geſellſchaften, voran ein Fahnenträger, zwei Dudelſackpfeifer oder eine Muſikbande; überall breite blaue Mütze, hie und da ein gewürfelter Plaid. Bleiche Frauen in Bombazetkleidern und weißen Halskrauſen ſaßen ruhig an den offenen Fenſtern und ſchauten auf die Vorübergehenden. Wir unſererſeits verſammelten uns im Salon, nicht ganz ſo luſtig wie geſtern Abend, doch feſt entſchloſſen, das Beſte zu hoffen, dem Barometer zum Trotz, der in der Nacht einige Linien gefallen war. Das Wetter ſah allerdings verdrießlich aus; daß es aber ſtark regnen würde, glaubte Niemand: ein trüber Tag, kleine Schauer, kein eigentlicher Regentag. Die verſchiedenen Beſtandtheile der großen Prozeſſion rückten in geſchloſſener Ordnung auf den Sammelplatz und friſche Haufen zogen allerwärts ein. Die Heiterkeit des Sonnenſcheins fehlte, deßhalb aber nicht Leben, Luſt und Bewegung.

(Fortſetzung folgt.)

---

# Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Morgens beſuchte ich die Waſſerfälle der Gripp. Es gibt deren zwei, beide in ihrer Art ſehr ſchön. In einer wilden, einſamen, faſt öden Gegend ſtürzen ſie zwiſchen zwei ſchroffen Felſen und an dunkeln Tannen vorüber von hohen Bergen herab. Der Fall des untern iſt weniger hoch, aber er ſtößt auf mehr Hinderniſſe, muß die Felſen beſiegen und bricht ſich an einer Stelle in fünf, ſechs Arme, die ſich im nächſten Augenblicke wieder vereinigen, um ſich ein paar Schritte weiter wieder zu trennen. Der obere Fall ſchießt aus einer engen Schlucht hervor und ſtürzt ſich vielleicht hundert und mehr Fuß tief in den Abgrund. Waſſerſtaub, Regenbogen, ſchwarze Felſen in naſſem Glanze, dunkle Tannen im friſcheſten Grün, Hecken wilder Roſen, rothe Blumen auf weichem Mooſe bilden die ſchönſten Gegenſätze. — Aber man gewöhnt ſich ſelbſt an das Schönſte. Wie großartig dieß Schauſpiel war, es ließ mich kalt. Eine Art Dörfchen der einfachſten Art, das zwiſchen dem erſten und zweiten Sturze liegt, regte meine Gefühle faſt mehr an als die ſchönſten Bilder.

In einem öden Keſſelthale am Fluſſe ſtand ein Halbdutzend Hütten. Meine Schulter reichte bis zum Dache, und es gab eine Zeit, wo ich getroſt verſucht hätte, mit einer Stange über das ganze Haus wegzuſetzen. Eine enge Thüre war Eingang und Ausgang für Licht und Luft, für Menſchen und Thiere. Bei jedem Häuschen war ein Hof mit einer Umzäunung, die eine Art Caſematten für die Schafe und Kühe bildete. Es ſah das Alles ſo ärmlich, ſo verlaſſen aus, daß es an die Grenzen der Kultur und Civiliſation erinnerte. Nahe an dieſem Nomadenlager graste eine Heerde unbewachter Pferde. Aus einem der Häuschen trat eine alte, gebrochene, kleine, häßliche, triefaugige Frau hervor und fragte mich, ob ich keine Milch wolle? Sie war ein Bild des Elendes, und als ich meinerſeits fragte, ob ſie ſtets hier wohne? war ſie mit ihrem Franzöſiſchen zu Ende. Sie konnte nur Milch anbieten und Almoſen fordern. Wohl eine Abkömmlingin der gothiſchen Sieger und Eroberer. — Aber ſie paßte zu dieſen Wohnungen, wie dieſe Wohnungen in dieſe Gegend hinein gehörten. Es war Alles im Einklange. Die tiefſte Einſamkeit, die ſchaurigſte Oede; die Welt lag Hunderte von Meilen, die Geſellſchaft und die Kultur Tauſende von Jahren hinter dieſem vergeſſenen Dorfe anderer Zeiten, anderer Regionen zurück.

Ich war ganz erfreut, als ich auf einmal zwei ſchmucke Dirnen mit Schuhen und Strümpfen an ihren Füßen

Digitized by Google

aus dem Tannenwalde hervortreten und über die kleine Brücke auf mich zukommen ſah. Die Eine war leidlich ſchön, die Andere nicht häßlich, und dieſe Empfehlungsbriefe genügten, um ſie ganz freundlich aufzunehmen. Und in der öden wilden Fremde reicht dann ein Gruß hin, um gleich ganz gut bekannt zu ſeyn. Ich hatte recht vermuthet, ſie gehörten nicht in dieſe Einſamkeit. In der Nähe der Waſſerfälle iſt eine Quelle und ein Bad, die bis jezt nur von den Bewohnern der Umgegend beſucht werden. Die beiden Mädchen hatten von Campan nach Gripp eine Badereiſe gemacht, wohnten in Gripp auf acht Tage und waren Kurgäſte. Das Beiſpiel thut viel; wie die Großen ſingen, ſo pfeifen die Kleinen. Ich aber kritiſirte gar nicht, ſondern ſtattete ſpäter den Damen einen Beſuch ab, wofür ſie uns Abends einen Gegenbeſuch machten und ich ſie ſchließlich bis nach Hauſe begleitete. Wir waren wechſelſeitig ſehr gnädig und großmüthig mit unſerer Geſellſchaftsfreundſchaft und die Bauern ſahen uns ganz verwundert an, als der Städter die beiden Dorfbaderinnen mit der gehörigen Grandezza Abends nach Hauſe begleitete. Dieſer eine Tag gab die Grundlage eines ſentimentalen Romans; aber am andern Tage ſchien die Sonne — und der Roman verflog mit dem friſchen Thau der Nacht.

In allem Ernſte aber war mir das Wirthstöchterlein doch lieber. Die beiden Dämchen, die in's Bad gereist waren, hatten troß ihrer Bauernkleider einen Beigeſchmack von Ariſtokratie; die eine war Bürgermeiſterstochter, die andere Paſtorsſchweſter. Genug, ſie fühlten ſich. Aber das Wirthstöchterlein war ein gutes Kind und ſonſt nichts, und wollte vor Allem ſonſt nichts ſeyn und ſcheinen. Ja doch, ſie war ſonſt noch etwas, und zwar die Bäckerin des Hauſes. Und ſie ſah ganz köſtlich aus, als ſie in Hemdärmeln, die den ganzen ſchönen Arm verriethen und die runde Bruſt andeuteten, mit ihrer weißen Hand das Brod knetete. Es war harte Arbeit, aber die Pyrenaenbauern ſind nun einmal ſo; ſie überlaſſen dieſelbe den Weibern. In jedem Hauſe iſt die älteſte Tochter Weberin und ſizt Jahr aus Jahr ein, den lieben langen Tag am Webeſtuhl und wirkt für die ganze Familie Hoſen- und Schürzenzeug, Hemden und Weſten. Die zweite Tochter in unſerem Hauſe war Köchin, die dritte backte das Brod und ſorgte für die Gäſte, die Mutter war Müllerin; denn eine Familie iſt hier Alles in Allem. Die Männer ſind unterdeß in den Bergen und hüten das Vieh. Das iſt eine müſſige Arbeit, wenn auch oft rauh und hart genug. Der Müſſiggang gewöhnt an den Müſſiggang, und ſo legen die Männer hier meiſt, auch wenn ſie von der Alp zurück kommen, die Hände in den Schooß. Sie melken die Kühe, ſie machen den Käſe und helfen das Heu mähen. Oft ſtricken ſie in der Einſamkeit Strümpfe, oft ſchneiden ſie im Winter Holzſchuhe, oft kochen ſie die Suppe; aber die harte Arbeit bleibt vor wie nach den Frauen überlaſſen. Das iſt ſüdliche Galanterie; der Himmel mag ſie ihnen verzeihen, ich nicht.

(Fortſezung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Auguſt.**

(Schluß.)

Der ewige Jude und der Antichriſt. — Journalweſen.

Auf den Boulevardstheatern herrſcht gegenwärtig große Vorliebe für die Darſtellung von Pariſer Vorfällen. Den meiſten Beifall erhalten die Stücke, in denen es recht arg hergeht, in welchen Greuel Schlag auf Schlag einander folgen. Ich habe neulich eines neuen Stücks erwähnt, in welchem Menſchen, welche im Kanal St. Martin Leichname und verlorene Effekten ſuchen, die Hauptrolle ſpielen. Ein anderes Stück ſchildert jezt die Umgegend von Paris, und auch in dieſem geht es ſehr bunt her. Die Dekorationen ſind gefällig und ſtellen allgemein bekannte Anſichten vortrefflich dar. Dieſe Liebhaberei iſt eine Nachwirkung von E. Sue's Pariſer Geheimniſſen. — Daß überhaupt Romane, ſeit ſie in Journalen erſcheinen, ganz anders wirken als früher, das erfährt gegenwärtig die katholiſche Geiſtlichkeit. Sie fühlt ſich durch die Schilderung der jeſuitiſchen Ränke im ewigen Juden beleidigt und angegriffen, und daher ziehen die Biſchöfe und Erzbiſchöfe in ihren geiſtlichen Mandements gewaltig gegen den Verfaſſer los. E. Sue aber bleibt ihnen nichts ſchuldig und antwortet ihnen keck und frei in den Anmerkungen zu ſeinem Roman. Dies iſt ein Krieg ganz neuer Art. Die Biſchöfe erlaſſen Mandements gegen einen Roman, und der Romandichter läßt ſeine Zurückweiſungen in das Tageblatt einrücken, in dem ſein Roman erſcheint. Auch ſieht die Geiſtlichkeit wohl ein, daß die ſogenannten Hirtenbriefe, ſo kriegeriſch ſie abgefaßt ſind, nicht hinreichen, den Roman und ſeinen Verfaſſer niederzuhalten. Sie hat daher ein anderes Mittel erſonnen, und zwar eine Kriegsliſt, um zum Ziele zu gelangen. Sie läßt auch einen Roman ſchreiben, den Antichriſt. Mit dem Schreiben des Romans iſt es aber nicht gethan; um zu wirken, müßte er auch eben ſo viele Leſer haben als der ewige Jude, das heißt wohl eine Million, vielleicht noch viel mehr. Um dem Gegengifte Abſatz zu verſchaffen, haben ſich, wie es ſcheint, fromme Gläubige zuſammengethan und Beiträge geſammelt, mittelſt welcher der geiſtliche Roman in einer ſtarken Auflage abgedruckt und in alle Leſekabinete verbreitet werden ſoll. Vielleicht machen es eifrige Geiſtliche ihren Schafen zur Pflicht, den erbaulichen Roman zu leſen und die Ihrigen zum Leſen deſſelben zu zwingen. Bisher ſcheint es aber damit nicht viel zu ſeyn. Vom ewigen Juden ſpricht Jedermann, den Antichriſt kennt faſt Niemand in Paris. E. Sue's Roman geht indeſſen jezt zu Ende, und die Geiſtlichkeit wird in dieſem Monat von der Unannehmlichkeit befreit werden, täglich ein Kapitel über die Jeſuiten durch den Conſtitutionnel in die ganze Welt verbreitet zu ſehen. — In meinem lezten Bericht ſprach ich vom rieſenhaften Format, das ein wenig verbreitetes Blatt, der Globe, annehmen will, in der Hoffnung, mittelſt

dieſer Metamorphoſe ein größeres Publikum zu bekommen. Dieſes neue Journal ſchien ein non plus ultra. Seitdem aber hat ein anderer Spekulant noch einen Schritt weiter gethan, und wenn der Globe das Format der großen Pariſer Journale verdoppeln will, ſo will „la Semaine“ das verdoppelte Format des Globe abermals verdoppeln, ſomit das der großen Pariſer Blätter vervierfachen; das Maaß wird alſo angegeben: 150 Centimetres in der Länge und 112 Centimetres in der Breite. Ein einziges Blatt ſoll ſo viel enthalten als zwei Oktavbände. Zum Glück ſoll la Semaine nur ein Wochenblatt werden; dieß iſt auch nöthig, denn die Leſer werden eine ganze Woche brauchen, um es zu leſen. Auch dieſes Blatt gibt, gleich dem Globe, eine Abbildung der ungeheuern Druckmaſchine, mittelſt welcher es gedruckt werden ſoll. Aber noch größere Wunder werden die aus derſelben hervorkommenden Blätter werden, beſonders wenn ſie alles leiſten, was hinſichtlich derſelben verſprochen wird. Wer ſoll aber ſo ungeheure Blätter leſen, und wo ſollen die Leſer die Zeit dazu hernehmen? Freilich ſind die Journale allgemeines Bedürfniß geworden. Lieſt nicht Jeder irgend ein Journal? Früher war Zeitungslektüre bloß Sache der Männer; die Frauen hatten Scheu vor der Politik und laſen höchſtens die Tagesnachrichten, nebenbei die Theaterartikel und Modenſachen. Jezt aber, da der Roman ſich in's Journal eingeſchlichen hat, können die Damen das Journal ſo wenig entbehren als die Männer, und ſo hat das Journalweſen einen wirklich rieſenhaften Aufſchwung erhalten. Aber dieſer Flug wird durch das Bleigewicht der Stempeltaxe etwas gehemmt. Das Format der Blätter vergrößert ſich, die Preiſe dagegen ſind herabgeſezt worden; das heißt, die Koſten der Herſtellung ſind bedeutend vermehrt, die Einnahme iſt bedeutend verringert. Die Unternehmer haben daher nur zwei Mittel, um beſtehen zu können: ſie müſſen die Abſchaffung oder wenigſtens eine Ermäßigung der Stempeltaxe erwirken, und dann durch die bezahlten Annoncen ihre Einnahme erhöhen. Von der Herabſezung der Stempeltaxe hat bisher der Finanzminiſter nichts hören wollen, und auch die Deputirtenkammer hat in der lezten Seſſion einen betreffenden Antrag verworfen; man glaubt aber, daß die Taxe dennoch bald wied herabgeſezt werden. Vom Annoncenweſen war im vorigen Briefe die Rede. Bereits ſind hier 216 Bureaus eröffnet, wo man Ankündigungen aller Art gegen baare Bezahlung annimmt, und ein Wagen fährt beſtändig herum, um dieſelben von den Bureaus nach der Hauptanſtalt auf dem Börſenplaze zu bringen, von wo aus ſie in die Journale gelangen.

Dg.

## Köln, Auguſt.

(Fortſezung.)

Der König von Preußen und die Königin Victoria am Rhein.

Nachdem des andern Tages, am 12. d., der König und die Königin in Bonn der feſtlichen Enthüllung des Beethovendenkmals beigewohnt, beſuchten ſie wieder gegen Anfang der Nacht unſere Stadt, um vom Rhein aus das impoſante Schauſpiel einer Beleuchtung derſelben nach der öſtlichen Seite hin in Augenſchein zu nehmen. Troz des ſchlechten, regneriſchen Wetters, das nur auf Augenblicke von einem ſchneidenden Windzug unterbrochen wurde, hatte ſich in Deuz eine zahlreiche Menſchenmenge verſammelt, deren Beharrlichkeit bis an's Ende ausdauerte. In dem großen Garten der „Bellevue“ und in den Gebäuden des „Prinzen Karl“ befand ſich, obſchon dieſelben überfüllt waren, nur ein kleiner Theil der Menge, da die Mehrzahl auf der Straße und auf dem freien Rheindamm ſich ihren Standpunkt ſuchen mußte. Unter rauſchender Muſik und dem Zuruf der Menge fuhren die gekrönten Häupter den Rhein hinauf bis in die Gegend von Rodenkirchen, um von da die Beleuchtung des Siebengebirgs in Augenſchein zu nehmen. Es mochte etwa halb 10 Uhr ſeyn. Etwa eine Stunde verfloß, ehe die Rückkehr erfolgte. Jezt ſtiegen Raketen in den verſchiedenſten Farben, ſprühten Guirlanden und Bouquets in das Dunkel der Lüfte, krachten tauſend und aber tauſend Schüſſe über die Maſſen hin. Den Preis und die allgemeine Bewunderung trug die Beleuchtung der Rheinau davon. Die Inſel, von unzähligen, verſchiedenartig leuchtenden Feuern umglänzt, in ihrer Mitte jene Wunderfeuerſträuße und Feuerguirlanden, aus denen die Raketen wie ſchlanke Lilien in die Höhe ſchoſſen, das tiefe Gewäſſer, in majeſtätiſchem Wallen dieſe Zauber umrauſchend: Alles machte einen feenhaften Eindruck. Herrlich glänzte die lange Häuſerreihe den Rhein entlang, bald grün, bald glühroth beleuchtet. Bengaliſche Feuer erleuchteten die Dragonerkaſerne in Deuz und den Dom, in deſſen zahllos veräſteten Adern und Rippen die Fee Morgana mit allen ihren wunderſamen Zaubern glänzte. Eine großartigere Rheinuferbeleuchtung, als ſie Köln bei dieſer Gelegenheit geſehen, iſt hier noch nicht erlebt worden, und noch lange wird unſere Erinnerung von den empfangenen großen Eindrücken zehren. Dieſer impoſanten Feierlichkeit ſollte des andern Tags gleich noch eine andere folgen. Den 13. Nachmittags wollte die Königin den Dom beſichtigen. Schon um halb 3 Uhr hatten ſich ſämmtliche Dombauvereine mit ihren Bannern und Inſignien rings um den Dom in Doppelreihen aufgeſtellt. Am Haupteingange befand ſich der Vorſtand des Centralvereins, wo auch auf dem neu aufgeführten Sockel des ſüdlichen Pfeilers des nördlichen Thurms das große Vereinsbanner aufgepflanzt war, und ebenſo wehten längs der ganzen Reihe der mit ihren Zeichen geſchmückten Vereinsglieder die Wappenfahnen der verſchiedenen deutſchen Bundesſtaaten. Zwei Muſikchöre ſpielten abwechſelnd. Gegen vier Uhr kamen die Majeſtäten mit glänzendem Gefolge von Brühl an, begrüßt von dem feierlichen Geläute der Domglocken und dem Zurufe der die Straßen füllenden Volksmenge, und fuhren von der Südſeite rings um den Dom durch die aufgeſtellten Spaliere der Dombauvereinsgenoſſen, um ſo das Aeußere des Baues genau betrachten zu können. Am Hauptportal des Domes angekommen, begaben ſie ſich durch das nördliche Nebenſchiff in den Dom, wo ſie, wie unſere Zeitungen berichteten, vom Erzbiſchof-Coadjutor und dem Domkapitel empfangen wurden. Nachdem ſie um den Chor gegangen, traten ſie durch den ſüdlichen Eingang in denſelben, während unter Orgelbegleitung der Männergeſangverein einen feierlichen Chor anſtimmte. Der Geſang währte in Abwechslungen ſo lange, als die Geſellſchaft im Dom verweilte. Hierauf erfolgte, als ſie in das ſüdliche Nebenſchiff trat, die Ueberreichung der Dombauvereinszeichen an die Königin. Der Menſchenzuſammenfluß in den Straßen und um den Dom war ſo groß, wie ihn unſere Stadt noch ſelten geſehen. Abends fand im königlichen Schloſſe zu Brühl ein glänzendes Concert ſtatt, bei welchem mehrere der ausgezeichnetſten Kunſtcelebritäten, unter ihnen auch Meyerbeer, mitwirkten.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 211.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 3. September 1845.

Nein, hier hat es keine Noth:
Weiße Mädchen, ſchwarzes Brod.

Goethe.

## Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Meine kleine Brodbäckerin klagte gar nicht und ſah ſehr artig aus, als ſie den Teig geknetet hatte und ihr die Ofenflamme die gerötheten Wangen beſchien. Ich hätte ihr helfen mögen, aber ſo ein Stockgelehrter iſt auch zu Nichts gut und könnte höchſtens noch einen Pyrenäenhirten ſpielen, wenn er noch geſunde Beine und feſte Lungen hat. Deßwegen vermehrte ich die Arbeit, ließ mir ein kleines Sonderbrod backen, neckte die Bäckerin ſo viel und ſo gut es ging, und ich denke, daß ihr die Zeit nicht lang geworden, die Arbeit nicht hart geſchienen, dieweil ich ſie ſtörte ſo gut ich konnte.

Als wir das Brod endlich im Ofen hatten, ging die Bäckerin in ihre Speicherkammer, um ſich anzukleiden, während ich der Weberin in ihrer ſtaubigen, engen Stube einen Beſuch machte. Aber ſie war ſehr ſpracharm, hatte in der Einſamkeit ihr Franzöſiſch bald verlernt, oder konnte auch vielleicht gar nicht recht zu ſich kommen ob der ungewohnten Erſcheinung eines Beſuches in ihrem einſamen Weberkämmerlein.

So wurde es Zeit zum Eſſen. Forellen und Eierkuchen waren Alles, was es gab, und erſt nach Tiſch ſah ich das tägliche Abendeſſen, „ean bouillie,“ wie ſie's hier nennen, bereiten, das heißt einen köſtlichen handfeſten türkiſchen Weizenmehlbrei. Es that mir leid, daß ich das nicht früher gewußt.

Am Abend kamen die Nachbarinnen Badegäſte, und wir plauderten dann bis ſpät genug — viel zu ſpät. Nachdem ich die Damen nach Hauſe begleitet und zurückkam, war die Bäckerin bereits zu Bett gegangen. Sie war um vier Uhr zum Brodmachen aufgeſtanden; aber ſie hatte mir eine Geſchichte verſprochen, wie ſie ſich die Bauern hier in den Winterabenden vorerzählen, und ich trage es den beſuchenden Damen noch nach, daß ſie mich um dieſelbe gebracht.

Ueber Nacht klärte ſich das Wetter auf. Die Zeche war ſehr wohlfeil; das Wirthshaus iſt gut, ich kann's empfehlen, und bitte meine Landsleute, die hinkommen, der kleinen Bäckerin zu ſagen, daß ich ſie recht lieb habe.

---

Um halb ſechs zogen wir aus — wir, nämlich ich und der Pferdeknecht des Wirthshauſes, der für fünf Franken zu meinem Führer bis auf den Pic wurde. Für weitere drei Franken hätte ich auch ein Pferd haben können. — Halb ſechs war eigentlich ſchon etwas ſpät. Ich hatte auch Auftrag gegeben, mich, wenn's Wetter klar wäre, viel früher zu wecken. Aber ich habe die Frau Wirthin im Verdacht, daß ſie den Gaſt lieber behalten als weggeſchickt hätte, und deßwegen mußte ich mich ſelbſt

Digitized by Google

wecken. Die Wirthin ſagte, es ſey dem Wetter nicht zu trauen, der Pferdeknecht ſezte hinzu: „Wir müſſen uns ſputen, denn ſonſt könnte es wieder ſchlecht werden, ehe wir oben ſind." Um ſo mehr hättet ihr mich früher wecken ſollen, dachte ich.

Der Weg iſt gebahnt und wird in Kürze fahrbar ſeyn. Er führt über Tourmalet von Bagneres nach Bareges. Vor zwanzig Jahren war das noch eine kaum betretene Bahn, vor zehn noch ein Wageſtück; in ein paar Wochen werden Omnibus hier ab- und zugehen. Oft führt er freilich an tiefen Abgründen vorbei, aber überall bietet er ſchöne Ausſichten auf das einſame Thal und die Waſſerfälle der Gripp. Mein Führer, der früher Hirte geweſen und jezt zum Pferdeknecht vorgerückt war, blieb bei jedem Vorübergehenden ſtehen, und Alt und Jung, Mann und Weib mußten ihm ihren Zoll in ein paar Fragen und Antworten zahlen. Ich glaube, dieſe Art iſt hier zu Land allgemein; ich habe ſie oft genug beobachtet.

Nach einer Stunde Steigens verließen wir den Weg, der über Tourmalet nach Bareges führt, und lenkten rechts in das Gebirge ein. Bald waren wir in dem einſamſten Thale, zu beiden Seiten himmelhohe Berge, vor uns die Felſenzacken des Pic. Wir folgten dem Adourfluſſe, der immer kleiner wurde. Das Thal ſelbſt bildeten grüne Matten, die ſich oft bis in die Berge hineinzogen; Bäume wurden immer ſeltener und hörten bald vollkommen auf. — Auf einer dieſer Matten fanden wir eine Heerde Pferde, die hier frei und ohne Aufſicht herumzogen. Die Hirten beſuchen ſie nur von Zeit zu Zeit, alle zwei, drei Tage, um zu ſehen, wie's geht. Ich fragte, ob ſie denn nichts von den Wölfen und Bären zu fürchten hätten, und mein Führer ſagte mir: im Gegentheil, der Wolf, der ſich an eine Heerde Pferde wagte, würde ſchlecht wegkommen. Dennoch iſt dieſe Art, die Pferde ſchutzlos zu laſſen, ein Beweis, daß es der Wölfe und Bären nicht viele hier geben muß. Mein Führer hatte nur einmal in ſeiner zwanzigjährigen Hirtenlaufbahn einen Wolf, nie einen Bären geſehen.

Nachdem der Adour ſo klein geworden war, daß wir ihn ganz bequem überſchreiten konnten, ſezten wir uns am Fuße des Pic nieder, zum Ausruhen und Frühſtücken. Brod und Käſe und ein Schluck Wein genügten mir; aber ich hatte mir gedacht, der Führer werde ſelbſt für ſich ſorgen. Nun hatte er aber nichts mitgenommen; ich theilte mit ihm, aber das Mahl wurde dadurch ſehr karg. Dennoch ſparte der Kluge die Hälfte ſeines Theils, und ich folgte ſeinem Beiſpiele, als ich hörte, daß es nichts wieder geben werde, bis wir auf der andern Seite des Pic angekommen.

(Fortſezung folgt.)

---

## Das Burnsfeſt am Ufer des Doon.

(Fortſezung.)

Wir brachen auf. Kaum einige Schritte vom Hotel begegneten wir der Prozeſſion. Es war eine lange Reihenfolge von mehr und weniger öffentlichen Körperſchaften, an deren Spitze der Magiſtrat und die Stadträthe; ſie zogen aus der Stadt nach dem drei engliſche Meilen entlegenen Schauplatze der Feſtlichkeit, eine Augenweide für die verſammelten Tauſenden, von denen anzunehmen war, daß die Wenigſten Einlaß in den Feſtſaal finden konnten. Eingekeilt zwiſchen Menſchenmaſſen, angeſtaunt und bewundert aus Fenſtern, von Simſen und Giebeln, kam die Prozeſſion heran, ein ſeltſamer, buntſcheckiger Aufzug, mit Muſikchören, in ſchönſter Pracht und Herrlichkeit der Banner und Fahnen. Stadtdiener in altmodiſchen rothen Röcken mit noch älteren Hellebarden, die ſtadtiſchen Würdenträger in ehrbaren ſchwarzen Fracks, die Pächter und Schäfer von Ayrſhire, Kinder derer, unter welchen Burns aufgewachſen, die Menſchen, denen er mit Leib und Seele angehörte, Freimaurerlogen mehrerer Städte, voran die Mutterloge aus Kilwinning, die älteſte in Schottland, der Quell und Urſprung aller andern, ſämmtlich mit ihren Scharpen, Schürzen und ſonſtigen Abzeichen, das Schwert bedeutungsvoll ſtets in den Händen des Schwächſten und Bejahrteſten. Darauf König Criſpins Mummenſchanz: zuerſt ein Ritter in voller Rüſtung; dann ein ſchöner, junger britiſcher Prinz, in bunt verbrämtem Rocke, hoch zu Roß, mit großem Gefolge; nach dieſem ein indiſcher Fürſt mit Pfeil und Bogen, ebenfalls zu Roß und mit Gefolge; dann ein ſehr ernſt ausſehender Mann, König Criſpin in eigener Perſon, mit gewaltiger Krone und mächtigem Kommandoſtabe, ſeine Robe von Pagen getragen, und hinter ihm eine Schaar gravitätiſcher Geheimräthe; demnächſt zwei weitere Mummenſchanze anderer Art — Tam o' Shanter und Souter Johnnie — darauf eine Gruppe hochländiſcher Häuptlinge in Nationaltracht; zum Schluß wieder Freimaurer und närriſche Käuze — odd Fellows — ohne Zahl. — Unangemeldet hatten ſich die Arbeiter der Herren Smith zu Mauchline angeſchloſſen, jener geſchickten Fabrikanten der aus Einem Stück geſchnittenen hölzernen Doſen, die hier allgemein in Gebrauch ſind. Auf einem Tiſche trugen ſie eine koloſſale ſchottiſche Diſtel — bekanntlich Schottlands Wahrzeichen — die zu Moßgiel auf Burns' Pachtgute gewachſen war, und darüber als Motto die zwei lezten der vier Zeilen, bei denen jedem Schotten das Waſſer in die Augen tritt:

„The rough bur-thistle, spreading wide
Amang the brairded bear —
I turned the weeder clips aside,
And spared the symbol dear."

Digitized by Google

Das machte den eigentlichen und würdigſten Schluß eines Aufzugs, der Manchem groteſk und läppiſch erſcheinen mag, der aber an innerer Bedeutung viel dadurch gewann, daß wohl die große Hälfte der Theilnehmer durch ihre Väter und Mütter dem Sänger von Kyle nahe ſtanden, ſogar mehrere darunter waren, die ihn geſehen und geſprochen und dieß und jenes zuſetzen könnten zu einer Lebensgeſchichte voll ſo heiterer und düſterer Farben. — Eine halbe Wegſtunde dehnte ſich der Zug aus, und alle fünf Minuten ertönte ein anderes Muſikſtück, bald von Blechinſtrumenten, bald von Pfeifen, Trommeln und Dudelſäcken. Jede Melodie erinnerte an ein Burnsſches Lied.

Nun fort an den Doon. Mehr als ein Weg führt dahin; die Hauptſtraße war der Prozeſſion angewieſen und für Wagen geſperrt. So wählten wir den Weg nächſt dem Meere und erblickten bald den braunen Hügel von Carrick mit ſeinem hohen Newarker Thurme — „bosomed high in tufted trees“ — und Greeman, das am äußerſten Rande des über die Salzfluth hinausragenden Felsriffs wie ein Speer emporſteht. Der Himmel umwölkt, kalter Wind, die Bäume ſich ſchüttelnd und alle Fußpfade voll Wanderer in Sonntagskleidern nach Einem Ziele. Da begann's zu regnen; wie Schade um die weißen Kleider, die weißen Strümpfe, die niedlichen Sommerhüte! Aber Niemand ſchien's zu achten. Ueber die Felder ſahen wir das Schwanken und Treiben auf der Hauptſtraße, die Triumphbogen und Ehrenpforten, und ein Dach von Regenſchirmen; Pfeifen und Dudelſäcke tönten herüber.

Jezt waren wir vor dem Häuschen zu Bridgehouse, in welchem Iſabella, Burns' jüngſte Tochter, der lezte Sproß ſeiner Familie, für ſich und ihre ſtarkgeſinnten Töchter vom Edelmuthe ihres Vaterlandes eine glückliche Stätte erhalten hat, einen ſicheren Schutz gegen die Stürme, die ihr Leben gebeugt. Uns alle verlangte, Burns' Schweſter zu ſehen. Wir hielten und klopften; die Thür war verſchloſſen, Niemand daheim. So gingen wir weiter, vorüber an Belleisle und Mount Charles und längs dem Ufer des Doon nach dem Schauplatze des Feſtes, den wir bald erreichten. Ringsum Menſchenwogen; hinter uns Burns' Geburtshütte, mit Blumen- und Epheubehangen; zur Rechten die alte Kirche von Alloway, die Bäume voll Knaben, und dann und wann ein Glockenſchall, wenn Einer an das Glöckchen ſtieß, das noch an der öſtlichen Ecke des verlaſſenen Gebethauſes hängt; vor uns das ſchöne, auf corinthiſchen Säulen ruhende Monument, und dort ſein Erbauer, der gefeierte Thomas Hamilton; zur Linken der Saal, ein großes aus Holz gezimmertes Gebäude, das Dach von Fahnen umweht, die Wände aus Blumen gebildet; nach der Brücke hin Gerüſte und Platformen, und darauf Kopf an Kopf.

Glücklicherweiſe hörte der Regen auf; die Schirme wurden eingezogen, Alles athmete freier, auch der Himmel. Die Wolken brachen ſich, ein blauer Streifen zeigte ſich, und ein Dichter in unſerer Geſellſchaft meinte, Phöbus komme, Zeuge der Apotheoſe ſeines Lieblingsſohns zu ſeyn. Wir konnten der Lockung nicht widerſtehen, das Haus des David Auld zu beſuchen, ſchon um im Garten den Brunnen zu ſehen, den Jeder kennt, der Tam o' Shanter kennt. Dort trafen wir die im Erdgeſchoß verſammelten Hauptperſonen des Feſtes, und nachdem wir unſerer Neugier im Garten Genüge gethan, folgten wir ihrer Einladung, ſie auf die in der Nähe des Saals für ſie errichtete Tribüne zu begleiten.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Leipzig**, Auguſt.

Die Auguſtereigniſſe.

Ueberall, wohin man in Deutſchland kommt, hört man von einem heitern, friedlichen Leipzig ſprechen. Dieß Epitheton paßt ſeit acht Tagen nicht mehr auf unſere Lindenſtadt. Sie iſt ſehr ernſt, ſehr traurig, ſehr finſter geworden und hat jezt ein gar kriegeriſches Anſehen. Zu unerwartet, zu entſetzlich brachen Ereigniſſe über ihre friedlichen Bewohner herein, wie ſie in ſolchem Maße wohl Niemand für möglich gehalten hätte. Laſſen Sie mich einen Blick auf die jüngſte Vergangenheit werfen, ehe ich zu ferneren Mittheilungen ſchreite, denn nur in dem Vergangenen finden wir die Keime zu der blutigen Saat, die ſo ſchnell in Blüthe und Frucht aufgeſchoſſen iſt.

Sie werden ſich noch erinnern, daß Anfang dieſes Jahres eine große Anzahl hieſiger proteſtantiſcher Einwohner zuſammentraten und eine Petition um Verleihung einer freieren Kirchenverfaſſung an die in Evangelicis beauftragten Miniſter entwarfen. Andere Städte des Landes ahmten dieſes Beiſpiel nach, wie denn überhaupt nicht zu verkennen war, daß ſeit dem Ronge'ſchen Briefe an Arnoldi in Trier auch unter dem proteſtantiſchen Theil der ſächſiſchen Bevölkerung ſich ein ungleich regerer Sinn für kirchliche und religiöſe Fragen zeigte, als früher. Daß es immer gewagt bleibt, einem ſo tiefſinnigen, zum Grübeln geneigten Volk, wie das deutſche, dem alles religiöſe Leben tief in's Fleiſch gewachſen iſt, ſeine religiöſe Ueberzeugung antaſten zu wollen, hatte ſich ſchon vor mehr als Jahresfriſt ſehr deutlich kund gegeben bei dem damals ſich erhebenden Streite über das Glaubensbekenntniß. Man hatte jenen Streit, der in Ruhe geſchlichtet ward, noch nicht vergeſſen, als Ronge ſeinen weltgeſchichtlichen Brief ſchrieb und damit ein Schisma in der altkatholiſchen Welt hervorbrachte, wie es ſeit den Zeiten der lutheriſchen Reformation nicht mehr vorgekommen iſt. Die ſächſiſche Bevölkerung und Leipzigs vorzugsweiſe nahm von Anfang an entſchieden Partei für Ronge. War Leipzig ja doch die Stätte, wo der gegen Rom geſchleuderte Blitz geſchmiedet worden war. Bei uns bildete ſich zuerſt unter Blums und einiger Andern Leitung eine deutſchkatholiſche Gemeinde, die gegenwärtig bereits ſo angewachſen iſt, daß der Gewandhausſaal, den ihr die Behörde zu ihrem Gottesdienſt eingeräumt hat, die Zahl der Mitglieder nicht mehr

Digitized by Google

faſſen kann. Je mehr die Maſſe des Volks dem neuen Reformator und ſeinen Anhängern beiſtimmte, deſto mehr mußten die Maßregeln der Regierung, ſo natürlich ſie jeder mit dem Geſez Vertraute fand, jene Maſſe unangenehm berühren. Mißbilligende Stimmen über das Verfahren der Regierung wurden überall laut; man ſprach ſich offen gegen dieſelben aus und konnte ſich namentlich darüber nicht zufrieden geben, daß man der neuen Gemeinde keine Kirche zur Abhaltung ihres Gottesdienſtes einräumte. Der Sachſe iſt, ſeit er ſich konſtitutioneller Staatsbürger nennt, ſehr gern geneigt, ſein kleines Vaterland andern mächtigeren Staaten gegenüber in Schuz zu nehmen. Er hält viel auf ſeine liberale Regierung und hängt mit unbegrenzter Liebe und Verehrung an ſeinem Könige. Darum verdroß es ihn und kränkte ihn tief, daß er jezt ſehen mußte, wie das konſtitutionelle, dem Fortſchritt ſo bereitwillig huldigende Sachſen in kirchlicher und religiöſer Hinſicht auf einmal hinter Preußen zurückblieb. War es der Menge zu verdenken, daß ſie ſich jezt zu Schlüſſen hinreißen ließ, die ſich ihr gleichſam von ſelbſt aufdrängten? Die Inſchrift in der neu erbauten katholiſchen Kirche zu Annaberg, die vielfachen Gerüchte, die im Lande umliefen und das Vorhandenſeyn einer jeſuitiſchen Propaganda predigten, hatten ſchon früher Verdacht erregt. Jezt warf man Wahres und Falſches, Wahrſcheinliches und Unwahrſcheinliches bunt durcheinander, und hatte bald herausgebracht, daß auch die Maßregeln der Regierung jeſuitiſchen Einflüſterungen unterliegen. Konnte es Wunder nehmen, daß Viele die konfeſſionelle Verſchiedenheit unſeres Königshauſes vom Volke nach alledem ebenfalls bedauerten?

(Fortſezung folgt.)

**Köln,** Auguſt.

(Fortſezung.)

Die Rheinſchifffahrt. — Armenweſen.

Dieß iſt in wenigen Zügen eine Schilderung der Feſtlichkeiten, die wir hier in lezter Woche geſehen. Je eifriger unſer königliches Haus und die Bewohner des Rheinlandes bemüht waren, den Beſuch der britiſchen Königin zu ehren, um ſo weniger günſtig zeigte ſich die Witterung, die nur mit wenigen, ganz kurzen Unterbrechungen außerordentlich unfreundlich war, indem Regen und eine um dieſe Zeit unerhörte Kälte Alles aufboten, die Hingebung der rheiniſchen Bürger an ihre königlichen Gäſte auf die Probe zu ſtellen. — Die Königin Victoria und ihr Gemahl haben bereits am 16. d. die gaſtliche Burg Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, den herrlichen Stolzenfels, wieder verlaſſen, um ihre Reiſe nach der Geburtsſtätte des Prinzen Albert fortzuſezen, wo ihres Verweilens jedoch auch nur kurze Zeit ſeyn wird. Wir dürfen hoffen, daß die britiſche Königin, deren Erſcheinung, gleich der ihres Gatten, durch Anmuth und eine edle Jugendfriſche überall den beſten Eindruck machte, freundliche Erinnerungen an ihren Aufenthalt am Rhein nach ihrer Hauptſtadt jenſeits des Meeres zurücknehmen werde. Eine Beiſteuer von 500 Pfd. Sterl. (3300 Thaler) für unſern Dombau hat die Königin von England noch vor ihrer Abreiſe von Stolzenfels hierher anweiſen laſſen.

Vor wenigen Wochen lag hier das erſte eiſerne Rheinſeeſchiff, deſſen ich in meinem lezten Berichte gedachte, vor Anker, um von hier aus ſchwerbefrachtet ſeine erſte Fahrt nach der Oſtſee anzutreten. Durch dieſe direkte Verbindung des Rheins mit der Oſtſee hat der hieſige Plaz neuerdings gewonnen. Köln iſt bekanntlich der Mittelpunkt und Hauptſtapelplaz des Rheinhandels zwiſchen Holland und Deutſchland, was es beſonders durch das Stapelrecht, welches Köln von Kaiſer Friedrich II. erhielt, geworden iſt. Unter der franzöſiſchen Regierung, im Jahr 1804, wurde dieſer Stapelzwang in einen bloßen Umſchlag der Güter in andere Schiffe umgewandelt, wobei der Handel dieſer Stadt wenig verlor. Köln wird in ſeinen Handels- und Schifffahrtsverhältniſſen außerordentlich auch durch ſeine Lage begünſtigt, indem der Rhein hier einen vortrefflichen Buſen bildet, der zu einem ſehr ſichern Hafen dient; auch können die großen Schiffe, deren man ſich auf dem Unterrhein zur Fahrt nach Holland bedient, nicht wohl den Strom höher hinauf als Köln gebracht werden. Die Urſache aber, daß man zwiſchen Köln und Holland ſo große Fahrzeuge braucht, liegt hauptſächlich in dem Umſtande, daß bei den großen Stürmen, die wegen der ausgedehnten Fläche der Ufer auf dem Unterrhein herrſchen, die Fahrt mit Schiffen von 5000 bis 8000 Centner Ladung weit ſicherer iſt, als mit jenen, welche nur eine Ladungsfähigkeit von 3000 bis 4000 Centner haben. Der ehemalige Freihafen bei der Markmannsgaſſenpfort, wo unter der franzöſiſchen Regierung Schiffe und Gut frei waren, iſt der gewöhnliche Landungsplaz der hier ankommenden Schiffe, weil ſich hier das große, ſehr zweckmäßig eingerichtete Waarenlager befindet. Dagegen iſt zur Sicherung der vielen Schiffe, welche ſtets bei Köln liegen, in den lezten Jahren der franzöſiſchen Regierung am untern Ende der Stadt, bei dem ſogenannten „Thürmchen,“ ein Sicherheitshafen angelegt worden, welcher ſiebzig und mehr Schiffe, wenn ſie nicht allzugroß ſind, aufnehmen kann.

Statiſtiſche Vergleichungen ſind auch in kulturgeſchichtlicher Hinſicht immer intereſſant, und ſo dürfte es Ihre Leſer überraſchen, wenn ſie hören, daß es in Köln im Jahr 1813 nach einer polizeilichen Aufnahme unter etwa 50,000 Einwohnern nicht weniger als 19,059 (alſo beinahe die Hälfte der Geſammtbevölkerung) amtlich ſignaliſirte Arme gab. Vormals beſtanden bei den Stiftern und Klöſtern, ſowie bei den Pfarreien der Stadt reiche Armenſtiftungen, welche von den betreffenden Corporationen ꝛc. verwaltet wurden. Die Austheilungen geſchahen größtentheils nur an diejenigen, welche von Almoſen lebten, weniger an Hausarme und dürftige Kranke. Die nachtheilige Folge hievon war die große Menge der Bettler, welche die Stadt Köln in ſo übeln Ruf brachten. Ein großer Theil dieſer Armenſtiftungen ging aber durch die franzöſiſche Beſchlagnahme der Kirchen- und Kloſterarchive verloren und kam an die Domänenverwaltung, gegen welche hernach wegen Mangel an Urkunden keine Reklamationen ſtattfinden konnten, beſonders da die franzöſiſche Regierung die Prozedur gegen die Domänen ſehr erſchwerte. Noch mehr als durch die Fremdherrſchaft iſt durch das preußiſche Gouvernement der nicht genug hervorzuhebende Grundſaz: „bete und arbeite!“ hier zu Lande in Gang gebracht worden, ſo daß wir gegenwärtig in Köln bei einer Bevölkerung von 80,000 Seelen vielleicht kaum ein Achtel Arme beſizen, für welche die hier beſtens eingerichteten öffentlichen Hülfsanſtalten einzuſchreiten haben. Die Bequemlichkeiten, welche der Krummſtab bot, ſind freilich bei Vielen noch nicht vergeſſen, aber die Noth lehrt nicht allein beten, ſondern auch arbeiten, und ſo verlieren ſich die alten, tief gewurzelten Schäden des hieſigen Kulturlebens je länger je mehr.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 212.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 4. September 1845.

Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Schiller.

## Das Burnsfeſt am Ufer des Doon.

(Fortſetzung.)

Der Platz, wo die Tribüne errichtet worden, auf der Stirn eines Abhangs über der alten Doonbrücke — der Brücke, die Burns berühmt gemacht — bot den glücklichſten Geſichtspunkt für die nahende Prozeſſion, und kaum hatten wir uns geordnet, als die Spitze derſelben, die Brücke überſchreitend, unter dem Triumphbogen hervortrat, der eine Bildſäule des Tom o' Shanter trug. Mitten in der vorderſten Reihe auf unſerer Tribüne ſtand der Graf von Eglintoune, Lordlieutenant von Ayrſhire, ein ſchöner, hochgewachſener, kräftiger Mann, ihm zur Rechten Frau Begg, des Sängers Schweſter, eine würdige Matrone, ſchwarz gekleidet, zur Linken Burns drei Söhne und neben dem jüngſten Profeſſor Wilſon. Intereſſant iſt das Verhältniß, in dem die drei Söhne des Dichters und der Graf von Eglintoune hier neben einander ſtanden; jener iſt der Enkel des Oberſten Montgomery von Coilsfield, wie er damals hieß, Burns „sodger Hugh, my warrior stented,“ in deſſen Haus die niedere Magd lebte, welche Burns als Hochlands Marie zur Unſterblichkeit erhoben, und die Söhne des Bauers ſind jezt die vom Volk Gefeierten, und der Sohn des Pairs iſt einer der Huldigenden. Geſchieht das in einem Lande, wo der Geiſt des Ariſtokratismus vielleicht der ſtarrſte auf Erden iſt, wer möchte zweifeln, daß es einen Geiſt der Intelligenz gibt, dem nichts widerſteht? — Burns' drei Söhne ſind mittlerer Größe, jeder mit einem eigenthümlichen Geſichtszuge des Vaters. Außerdem hat Robert ganz deſſen Kopf, William ſeine dunkeln, ausdrucksvollen Augen. Leztere bemerkte ich auch an Frau Begg und einer ihrer Töchter.

Da kam ſie, die Prozeſſion; Trompeten ſchmetterten, Trommeln wirbelten, Siegesmuſik erklang, Fahnen wehten. Der Tribüne wendete ſich die Menge zu, und ſchon war mehr als Ein Auge naß. Die vor fünfzig Jahren an einem großen Dichter begangene Sünde der Vernachläſſigung ſollte jezt, ſollte heute, in dieſer Stunde geſühnt werden, geſühnt durch die ſeinen Söhnen dargebrachte Reue eines Volks. Der feſtliche Zug kam, und tiefes Schweigen, die ächte Sprache des Gefühls, machte auch hier ſich geltend. Nur wenn ein neues Muſikchor heran kam und ein Burnsſches Lied erſchallte, wurde das Gefühl zu ſtark, forderte ſein Recht, löste ſich in langgehaltenem Jubel auf. Burns' Söhne empfingen und erwiderten den Gruß der Menge unbedeckten Hauptes, und Keiner ging ungerührt vorüber, der feierliche Crispin ausgenommen, der, wie es dem Königthume ziemt, keine Muskel bewegte, kein Auge wendete. Tauſende waren

Digitized by Google

vorüber, friſche Tauſende kamen; vor uns eine dichte, ſchauende Maſſe, und immer noch tönten Pfeifen aus der Ferne, immer ſahen wir neue Fahnen, wo der Wind die Zweige der Baume zur Ausſicht öffnete. Es rückte heran und rückte vorüber, Hauſe an Hauſe, Muſik auf Muſik, und feſt drückte ſich das Taſchentuch an die Augen der Matrone, die vor ſechzig Jahren jeden Abend Zeugin geweſen war von der Andacht in der Hütte des Bauers.

Endlich ſchloß die hoch getragene Diſtel mit ihrem Motto den Zug und die lezte Muſikbande ſpielte: „Scots, wha ha'e wi' Wallace bled — Schotten, die mit Wallace geblutet.“ — Da war kein Halten, kein Widerſtreben, das ſprengte jede Feſſel. Das Blut ſtürmte durch die Adern, die Bruſt heiſchte Luft und lauter und länger jubelte der Zuruf. Die Diſtel kam der Tribüne ſo nah, daß Profeſſor Wilſon, zitternd vor Begeiſterung und das Haar im Winde flatternd, die Stacheln nicht achtend und das Motto vergeſſend, mit kecker Hand die Blume faßte, ſie vom Stengel brach und den Söhnen Burns' überreichte.

Nun war es Zeit, uns in den Saal zu begeben, noch aber konnten wir nicht. Die Menge drangte vor die Tribüne; Männer und Frauen wollten den Handdruck eines Burns. Die drei Söhne boten freundlich die Hände, und Hunderte von den Bewunderern ihres Vaters gingen heiter und glücklich von dannen. „I ha'e a wife and twa wee laddies — ich habe ein Weib und zwei muntere Jungen“ — ſang ein fröhlicher Landmann, dem der Major die Hand geſchüttelt, Anfangsworte jenes ſchönen Liedes, worin der Dichter ſeine Sorge für das Wohl der Seinigen andeutet, deren damals Wenigere waren als ſpäter, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich in ſolchen Aeußerungen der Fröhlichkeit den wahren Charakter des Feſtes erblicke, das Durchbrechen eines edeln Nationalgefühls am Altar eines in ihm aufgegangenen Namens.

Auf dem weiten Felde um den Saal ragte Kopf an Kopf; aber eine für uns frei gehaltene Gaſſe brachte uns ungehindert an's Ziel: ein großer viereckiger Raum, das Dach von zwei Reihen ſchlanker Säulen getragen, an jeder der vier Seiten eine Galerie und langs des Saals ſchmale Tafeln mit Sitzbänken, ſo geſtellt, daß Alle die mittelſte Tafel im Auge hatten. Nach und nach verſammelte ſich die Geſellſchaft und nahm Platz, und nur das that mir leid, daß es phyſiſch unmöglich geweſen, der geſammten Volksmenge Einlaß zu gewähren, daß das eigentliche Feſt für Tauſende endete, als es für wenige Hunderte begann. Um zwei Uhr war Alles geordnet. Der Ortsgeiſtliche ſprach das Gebet und die leichte Mahlzeit — ein ſogenanntes lunch — war ſchnell abgethan. Neben dem präſidirenden Grafen von Eglintoune ſaßen die Söhne und Verwandte Burns', außerdem des Grafen Gemahlin, der Lordoberrichter und mehrere hohe Beamte. Profeſſor Wilſon als Vicepräſident hatte die Literaten zu Nachbarn, unter ihnen Aliſon, den Verfaſſer der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution.

(Schluß folgt.)

---

## Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Noch immer lag die Spitze des Berges vor uns im ſchönſten blauen Himmel. Auf einmal rollte es wie Donner in den Thälern hinter uns. Wir horchten auf, ſahen uns um und bemerkten ſchwere Wolken hinter uns herkommend. Aber mein Führer behauptete, es ſey eine Lawine geweſen und wir würden ſie weiter höher ſehen. Wirklich kam jezt der Schnee und wurde nach und nach immer häufiger. Bald ging unſer Weg Viertelſtundenlang durch denſelben. Es iſt das ſehr ermüdend und unangenehm. Man gleitet bei jedem Schritt aus und hat bald naſſe Füße. Ein zweites Donnerrollen und die immer größere Fortſchritte machenden Wolken in unſerem Rücken bewieſen uns, daß mein Führer ſich geirrt. Er ſchüttelte jezt bedenklich den Kopf und ſagte: „Wir werden zu ſpät kommen und ſchlechtes Wetter haben.“ — Mit ſehnſüchtigen Blicken ſah ich nach der Kuppe des Berges vor uns, die ſich noch immer im blauſten Azur zeigte. Ich wäre gerne raſcher gegangen, aber es war nicht möglich. Die Wolken kamen immer näher, zulezt verhüllten ſie die Sonne und nur der Pic ſelbſt ſtand noch klar und rein vor uns. Nie und nirgend hat mich bis jezt das Gefühl der Einſamkeit, der Oede ſo lebendig durchdrungen, als hier, auf dieſer Schneebahn, neben ſchroffen, lebloſen Felſen, ohne Sonnenſchein, ohne Ausſicht weder rechts noch links. Auf einmal ſtand mein Führer ſtille und ſah eine Weile nach der Kuppe des Berges, und ich harrte der da kommenden Dinge wie einem Schlußurtheile. „Dort oben ſteigen fünf oder ſechs Leute hinauf,“ ſagte er und deutete nach ihnen hin. Und das Urtheil gab mir Recht und entſchied gegen alle möglichen Skrupel. Mir war wieder ganz wohl zu Muthe. Vorwärts!

So ging's denn weiter, bis wir endlich auf die Scheidecke kamen, die auf den Weg nach Bareges führt. Unterdeß hatten die Wolken auch die Kuppe des Pic erreicht, und mein Führer blieb an dieſem Scheidewege ſtehen und ſagte: „Wir ſind zu ſpät gekommen,

Digitized by Google

werden oben nichts mehr ſehen, und ich rathe Ihnen, lieber gleich nach Bareges zu gehen. Dort iſt der Weg." — „Schönen Dank für den guten Rath, aber ich habe nicht Luſt, die Dreiviertel des Weges, die gemacht ſind, zu verlieren. Vorwärts!" Bald holten wir eine Schaar Arbeiter mit einem Aufſeher ein, die von Bareges kamen, um den Weg im Schnee zu bahnen. Der Aufſeher ſchüttelte den Kopf, als er uns weiter ſteigen ſah, und gab mir denſelben guten Rath: „Es wird ſchlechtes Wetter werden, und dann iſt's oben nicht geheuer." Aber wir waren wieder mehrere tauſend Schritte näher dem Ziele. Vorwärts! Ueberdieß erzählte er uns, daß die Geſellſchaft, die oben ſey, aus vier Herrn und einer Dame beſtehe. Das entſchied denn alle Zweifel in der Caſſationsinſtanz. Wir gingen eine Weile zuſammen, und ehe wir uns trennten, begann es zu regnen. Der ſcharfe Wind warf uns die kalten Tropfen in's Geſicht. Das war um ſo unangenehmer, als die vier Stunden Steigens den Schweiß durch Hemd und Rock getrieben hatten. Der Aufſeher hatte mir geſagt, die Kapuze, die er trug, gehöre einem der Arbeiter, der ſie ihm geliehen. Ich fragte, ob ein Anderer mir ſeine gegen Lohn borgen wolle, und ich hatte ein Dutzend haben können.

So von Neuem gegen Sturm und Regen ausgerüſtet, ging's trotz Sturm und Regen vorwärts. Wir waren weit über dem berühmten See Oncet, der ein ganz kleiner Teich iſt und im blauen Eiskleide in einem weißen Schneebeete tief unten zu unſern Füßen lag. Ein neuer Donnerſchlag, neuer Regen und Wind ließen meinen Führer noch einmal verſuchen, mich vom Unternehmen abzubringen. Aber oben ſaß ja eine Dame; ich hätte mich mein Lebenlang geſchämt. Vorwärts!

Endlich erreichten wir, nicht die Kuppe, aber vorerſt den Bergrücken. Die Welt jenſeits des Pic öffnete ſich vor uns. Wir machten einen Augenblick Halt. Wolken beherrſchten den ganzen Horizont rings um, aber hier und dort durchbrach ſie ein Lichtblick, öffnete ſich eine Ausſicht in die Weite. Ich ahnte, daß gerade dieſes Wolkenſpiel zur ſchönſten Abwechslung führen müſſe, und fing an zu hoffen, daß das ſchlechte Wetter die ſchönſte Gunſt des Geſchickes ſeyn könne. Zu unſern Füßen links lag ein weites Thal, tief unten deckten es die Wolken, weiter höher regnete es, in dieſen Regen ſchien die Sonne und ſchuf zu unſern Füßen den ſchönſten Regenbogen, den ich je ſah. Zum leztenmale verſuchte der Führer, mich umzulenken; aber ich fühlte mich neu geſtärkt und wir kamen auf der Spitze an, ohne daß ich müder geworden war.

Die Kuppe des Pic du Midi iſt nur wenige Schritte breit; ein kleines rundes Häuschen verengt den Raum noch mehr. Frankreich zu iſt der Berg eine Art Vorpoſten der Pyrenäen, wenn auch ſchon faſt in der Mitte derſelben liegend; aber ſeine Höhe läßt ihn hier als den erſten erſcheinen. Der Ebene zu iſt er faſt ſenkrecht abgedacht, nach den Pyrenäen hin iſt er weniger ſteil, aber doch immer ſteil genug, um überallhin eine freie Ausſicht zu bieten. Er liegt 8600 und etliche Fuß über der Meeresfläche.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Köln**, Auguſt.

(Schluß.)

Panorama von Köln. — Theater.

Unſere gegenwärtige Kunſtausſtellung, von welcher ich noch zu reden habe, iſt auch von unſerem Herrſcherpaare beſucht worden, doch mögen deſſen Erwartungen nicht beſonders befriedigt worden ſeyn. Von namhaften deutſchen Künſtlern finden ſich nur wenige Werke vor, und zwar ſolche, welche durch den Grabſtichel, nicht durch den Pinſel hervorgebracht ſind. Unter den Gemälden deutſcher Künſtler, welche die nähere Beachtung anzogen, nennen wir eine „Waldlandſchaft" von Hans Beckmann in München, ein „Reitergefecht" von dem verſtorbenen Monten in Düſſeldorf, der „Eybſee" von Felix Schiller in München, dann einige „Landſchaften" von Auguſt Becker in Darmſtadt., In der Malerei verdient bei der dießjährigen hieſigen Ausſtellung unſtreitig den Preis der geniale belgiſche Maler Gallait in Brüſſel, der in ſeinem „Taſſo, im Gefängniß von Montaigne beſucht," ein neues Zeugniß ſeiner ausgezeichneten Begabung abgelegt hat. An Kupferſtichen ſteuerten Amsler in München, Felſing in Darmſtadt und Schäfer in Frankfurt ſchöne Gaben bei; nicht weniger zeichnet ſich ein Glasgemälde W. Voertel's in München, die Madonna mit dem Jeſusknaben darſtellend, aus. Was zur Zeit dem Kunſtſinn unſerer Stadt eine größere Genugthuung gewährt, als der Erfolg der dießmaligen Ausſtellung, das iſt das eben ſeiner Vollendung zuſchreitende Panorama von Köln von dem als Landſchaftsmaler bereits rühmlichſt bekannten Laſinsky. Das Rieſenbild beſchäftigt den Künſtler ſchon ſeit zwei Jahren und umfaßt 72 Fuß im Durchmeſſer und 56 Fuß in der Höhe. Die Aufnahme der Zeichnung fand vom nördlichen Seitenthurm der Kirche zu Deutz ſtatt, und der Punkt konnte nicht glücklicher gewählt werden, denn wohin ſich der Blick auch wendet, überall wird das Auge durch den Reiz der ſich ihm darſtellenden Naturſchönheiten feſtgehalten, und ungehindert kann daſſelbe in der weiten großen Landſchaft bis auf eine Entfernung von 12 bis 15 Stunden umherſtreifen. Dicht vor uns, am Fuße des Thurmes, erblicken wir die vordere Seite von Deutz mit ſeinen vorzüglichſten Gebäuden, begrenzt von dem breiten Bette des Rheins, der in ſeinen verſchiedenen Krümmungen den größten Theil des Gemäldes durchſchneidet, und an deſſen entgegengeſeztem Ufer ſich nun die Hauptpartie des Bildes, die Stadt Köln, in ihrer ganzen Länge ausdehnt und dem überraſchten Beſchauer mit ihrer bunten Häuſermaſſe, ihren ſchönen Kirchen und Thürmen, die ſich theilweiſe in den grünen, halb durchſichtigen Fluthen des

Digitized by Google

Rheins als zarte Schatten abſpiegeln, einen höchſt freundlichen und doch zugleich großartigen Anblick gewährt. Das Ganze iſt, nach dem einſtimmigen Urtheil der Kenner, in Compoſition und Ausführung ſo gelungen, daß in jedem einzelnen Theile des 100 Fuß auf der Leinwand umfaſſenden Gemäldes die Hand des vollendeten Meiſters ſichtbar wird, und man bald erkennt, daß der Genius der Kunſt dem wackern Meiſter bei ſeiner geiſtvollen Auffaſſung freundlich zur Seite ſtand.

In der Wüſte unſeres Theaterlebens ſind wir dieſer Tage durch eine herrliche Oaſe erquickt worden, nämlich durch die königlich ſchwediſche Hofopernſängerin Jenny Lind, welche, aus Anlaß des Empfangs der britiſchen Königin von unſerem König an den Rhein gerufen, bereits in zwei Rollen, als Norma und als Lucia (in Lucia di Lammermoor) im hieſigen Theater geſungen hat und nun noch als Euryanthe auftreten wird. Alle Welt iſt ihres Lobes voll und will ihr den Preis vor der Schröder-Devrient und ſelbſt der Ungher, unſern beiden erſten dramatiſchen Sängerinnen in Deutſchland, zuerkennen. Die lange Entwöhnung von ächten Kunſtgenüſſen in dieſem Gebiete wirkt zu dieſem Enthuſiasmus mächtig mit, allein deßhalb bleibt die Lind nichts deſto weniger eine wahrhaft merkwürdige Erſcheinung, deren Ruhm wahrſcheinlich bald den Ruf ihrer meiſten Nebenbuhlerinnen verdunkeln wird.

## Leipzig, Auguſt.

(Fortſetzung.)

### Die Auguſtereigniſſe.

Wohl nie hat das Land im Allgemeinen ſchmerzlicher den unglücklichen politiſchen Schritt Auguſts des Starken empfunden, als in dieſer Zeit. Beweis dafür war, daß die Abſchwörungsformel jenes Königs in beſondern Abdrücken erſchien und reißenden Abſatz fand, doch auch eben ſo ſchnell confiscirt wurde. Da ſagte man ſich dann laut: Seht ihr, es gibt doch Jeſuiten im Lande, ſonſt müßten ſie eine Thatſache, die zehnmal ſchon gedruckt und wieder gedruckt worden iſt, jezt nicht gleichſam ungeſchehen machen wollen! Obwohl Niemand ſchwarz auf weiß beweiſen konnte, daß es wirklich Jeſuiten im Lande gebe, glaubte die Menge dennoch daran, und hatte auch bald einen Beſchützer derſelben in der Perſon des Prinzen Johann ſich erdichtet. Durch eine eigenthümliche Verkettung von Umſtänden war Prinz Johann ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr recht beliebt beim Volke. Auf dem lezten Landtage hatte er ſich zu ariſtokratiſch gezeigt und, wenn ich nicht irre, auch damals geäußert, daß er mit ganzer Seele Katholik ſey. Darauf baute nun der Wahn ſeine ſchauerlichen Phantaſiegebilde, brachte ſie mit hunderterlei trüglichen Gerüchten in Verbindung und war bald einig darüber, daß der Prinz vermuthlich auch den Jeſuiten angehöre.

Dieß war ſo ziemlich die allgemein verbreitete Meinung unter den weniger gebildeten Volksklaſſen, als am 17. Juli das Reſcript der vier in Evangelicis beauftragten Miniſter erſchien, worin geſagt wurde, daß die Miniſter ſtreng über Aufrechthaltung des Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes wachen würden. Zwei Tage ſpäter verbot eine zweite Miniſterialverordnung alle öffentlichen Verſammlungen, deren in lezter Zeit viele gehalten worden waren, da die Beſprechungen der proteſtantiſchen Freunde im Volk außerordentlichen Anklang fanden. Faſt zu gleicher Zeit kam Ronge zum zweitenmale hier an. Die Studenten begrüßten ihn am Bahnhofe mit begeiſtertem Hoch; an den Rath aber war zugleich eine Verordnung der Miniſter ergangen, nach welcher derſelbe jedem nach Leipzig kommenden deutſchkatholiſchen Prieſter ſofort bekannt machen ſollte, daß ſich ein ſolcher bei Strafe von 50 Rthlr. aller geiſtlichen Funktionen zu enthalten habe, welche Eintragung in's Kirchenbuch zur Folge hätten. Der Rath entledigte ſich dieſes Auftrags mit ängſtlicher Pünktlichkeit, was ebenfalls keinen guten Eindruck auf's Volk machte. Später hielt Ronge Gottesdienſt bei den Deutſchkatholiken, ordinirte dabei einen jungen Geiſtlichen, Dr. Edwin Bauer, der von der proteſtantiſch-lutheriſchen Kirche zu den Deutſchkatholiken übergetreten war, und führte denſelben als künftigen Pfarrer bei der hieſigen Gemeinde ein. Der Zudrang zu dieſer Feierlichkeit war ſo groß, daß die Räume des Gewandhausſaals die andrängenden Menſchen nicht faſſen konnten und nur durch Zufall ernſtliches Unglück verhindert wurde. Da die Gemeinde keinerlei Ausſicht hat, in Kurzem eine Kirche zu erhalten, beſchloß ſie in einer ihrer berathenden Zuſammenkünfte, während der nächſten Michaelismeſſe, wo ungewöhnlicher Zudrang zu erwarten ſteht, und überhaupt, ſo lange die Witterung es geſtatten ſollte, ihren Gottesdienſt unter freiem Himmel zu halten.

Alle dieſe einander raſch folgenden Vorgänge vermehrten die aufgeregte Stimmung im Publikum und ließen es mit verhaltenem Grimm auf die Regierung blicken. Mittlerweile hatte man ſich mehrfach berathen, was wohl gegen die Beſchlüſſe der Miniſter zu thun ſeyn möchte, denen blindlings zu gehorſamen nur Wenige gewillt waren. Vom Höchſten bis zum Niedrigſten erblickte Jeder in jenen Verordnungen eine Beſchränkung der Gewiſſensfreiheit, welche doch im §. 32 der Verfaſſungsurkunde allen ſächſiſchen Staatsbürgern und Unterthanen zugeſichert iſt. Auf Grund dieſer mit klaren Worten ausgeſprochenen Garantie ward beſchloſſen, eine Proteſtation gegen den Erlaß der Miniſter zu entwerfen und dieſelbe den Miniſtern zuzuſenden. Das hieſige proteſtantiſche Publikum fühlte ſich um ſo mehr dazu gedrungen, als es in dem Erlaß der Miniſter eine indirekte Antwort auf die im Anfang dieſes Jahres eingegebene Petition um Verleihung einer freieren Kirchenverfaſſung erblicke und erblicken mußte. Am 7. Auguſt ward erwähnte Proteſtation im Saale des Schützenhauſes von nahe an 600 Proteſtanten unterzeichnet. Sie drang auf Rücknahme der Miniſterialverordnung vom 17ten Juli, berief ſich dabei auf den angeführten Paragraphen der Verfaſſungsurkunde, und gab den Miniſtern zu bedenken, daß bei der großen Aufregung, welche alle Gemüther bereits ergriffen hätte, im Weigerungsfalle leicht ähnliche betrübende Auftritte ſtattfinden könnten, wie ſie vor fünfzehn Jahren das ganze Land in ſo tiefe Betrübniß geſtürzt hätten. Gewiß ahnte von den verſammelten Hunderten kein Einziger, daß dieſe traurig-ernſten Worte ſo bald zur entſetzlichſten Wahrheit werden würden. Zugleich lag die frühere Petition um freiere Kirchenverfaſſung an vielen Orten der Stadt zum Unterſchreiben auf, da man ſie nunmehr möglichſt ſchnell an die Kammern bringen wollte, die am 9. September eröffnet werden ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 213.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 5. September 1845.

Ha, was erblick' ich jezt!
Wohin ſoll ich mich wenden,
Wohin zuerſt, wohin zulezt
Mein wonnerfülltes Auge ſenden? —
Das Lichte, Dunkle, Blühende und Wilde
Vereint zum wunderſchönſten Bilde!

K. E. Ebert.

## Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

An dem ſteilen Abgrunde auf der zweiten Stufe, durch die höhere gegen den Wind geſchüzt, ſaß die Geſellſchaft. Die Dame war ganz zu Pferd auf den Berg gekommen. Vor ein paar Jahren wäre dieß vollkommen unmöglich geweſen; noch heute iſt es ein keckes Wageſtück, das nur mit Hülfe vieler Arme zur Unterſtützung des Pferdes möglich iſt. Die Herrn hatten eben ihr Frühſtück verzehrt und ſchmauchten ihre Cigarren. Die Reſte zeigten, wie geſund das Mahl und der Hunger geweſen. Die Guiden der Geſellſchaft ſpöttelten ein wenig, als ſie hörten, daß ich zu Fuß reiſe; aber ſie lachten laut auf, als ſie unſer Frühſtück ſahen. Die Herrn der Geſellſchaft boten uns ſogar ihre Reſte an, aber ich ſchlug ſie dummgroßmüthig für mich aus und ſagte, wenn ſie meinem Führer etwas geben wollten, würden ſie mich verpflichten. Weiß der Himmel, ob ſie das beleidigte, aber der arme Teufel erhielt nichts und mußte ſo mit ſeinem Stück Brod und Käſe und einem Schluck Wein zufrieden ſeyn. Nach einer Weile riethen die Guides der Geſellſchaft, ſchlechtes Wetter verkündend, zum Aufbruche und meiner ſchien bereit, zu folgen; aber ich legte Proteſt ein, und ſo blieben wir.

Erſt jezt konnte ich mir das große Schauſpiel in Ruhe anſehen; und ich glaube in allem Ernſte, daß ich durch das ſchlechte Wetter auf's Höchſte bevorzugt war. Die Ausſicht bei ganz reiner Luft muß freilich auch unendlich großartig hier ſeyn, aber heute ſah ich alle Wechſelſpiele, die man ſonſt nur bei vielfacher Beſteigung der Berge nach einander beobachtet. Eine Seite der Ausſicht, zu unſerer Linken nach Béarn und dem Ocean zu, war ganz offen und zeigte uns die unendliche Fläche bis zum fernen Horizont mit allen Abwechslungen von Berg und Thal, von Feld und Wald, von Dorf und Stadt. Rechts und vor uns lagen dicke Nebelwolken bis zu unſern Füßen und deckten oft die ganze Ausſicht; von Zeit zu Zeit aber traten dieſe Wolken, dieſe Nebel zurück, und mit jedem Schwanken öffnete ſich ein neuer Proſpekt, hier in eine Schlucht, dort auf Felſengruppen, weiter auf ein Thal voll Dörfern, oder auf eine Stadt und ihre Umgebung. Die Scene war in beſtändigem Wechſel, jeder Augenblick änderte die Ausſicht. Oft zog ſich der Wolkenſchleier wieder ganz dicht zuſammen und verdeckte Alles, was wir ſo eben noch geſehen; einmal zog er ſich vollkommen zurück und zeigte dann tief unten und weithin im Thale eine weiße Wolkenmaſſe, die wie ein Schneemeer mit koloſſalen Wellen hin und her ſpielend viele hundert Meilen Landes deckte.

Digitized by Google

Hinter uns lag die ganze Kette der Pyrenäen, im Vordergrunde enge Thäler, der See Oncet, tiefe Berge mit dunkeln Tannengruppen, und weiter zurück im Kreiſe die ſchneegezierten Kuppen aller namhaften Berge der Pyrenäen, die Maladetta, der Mont perdu, die Thürme des Marboré, die Breche Rolands, der Vignemale und endlich der Pic du Midi d'Oſſau. Und über dieſen dunkeln Schiefer- und Granitfelſen mit ihren weißen Kämmen und Halskrauſen lagen ſchwere Wetterwolken, dunkel und weiß gebordet, wie ihre Nebenbuhler unter ihnen. Von Zeit zu Zeit rollte ein Donner durch jene, von Zeit zu Zeit ſchoß ein Blitzbote zu dieſen hinab. Oft aber öffneten ſich die Wolken und warfen hier dunkle Regenſchauer, dort helle Sonnenlichter in die Bergmaſſen hinein.

Ich werde dieſe Bilder nie vergeſſen. Sie mahnten mich an den Rigi; doch iſt es verkehrt, ſich zum Vergleiche an das Schöne, das man anderswo geſehen, mahnen zu laſſen. Ruft das ſchöne Bild das Andenken an ein anderes ſchönes Bild in's Gedächtniß zurück, ſo iſt das ein Reiz und eine Wohlthat mehr, aber man ſage nicht: das iſt ſchöner. Der Baum in der Ebene iſt ſo ſchön als die Ausſicht von dem höchſten Berge.

Es war wunderbar ſchön, wunderbar erhaben hier. Allen meinen Freunden einen ſolchen Genuß, allen guten Menſchen von Zeit zu Zeit eine ſolche Feier- und Betſtunde!

„Es iſt ſehr kalt," ſagte mein Führer, und wirklich muß er auch ziemlich gefroren haben. Er hatte nichts als ſeine Weſte an, und trotz meines Paletots und der Kapuze des Arbeiters fühlte ich die Schärfe des Windes. — Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß ein ſolcher Führer überall ein Störefreund iſt. Ich wäre gewiß noch Stunden hier oben geblieben, und die Dame mit ihren Geleitern ſchien ebenfalls gar keine Luſt zu haben, ſchon herabzuſteigen; aber ein Guide hat ſein Geld verdient, wenn er euch an's Ziel gebracht hat, und wünſcht dann natürlich, wieder ſo raſch als möglich nach Hauſe zu kommen. Sie mögen oft ſehr ehrliche und kluge Leute ſeyn, aber in der Regel ſind ſie doch von der Race, die das ſchöne Gebot: bleib' zu Haus und nähr' dich redlich, mit Füßen tritt. Sehr viele ſind müſſiges Geſindel und verthun das raſch verdiente Geld eben ſo raſch wieder. Ich glaube nicht, daß ihr neidiſcher Hohn, mit dem ſie den Fußreiſenden oft begrüßten, mit an dieſem Urtheile Schuld iſt.

Das Herabſteigen zu Fuß geht raſcher als zu Pferd. Nachdem wir an den Arbeitern, die den Weg im Schnee bahnten, vorbei waren und ich meinen Mantel wieder abgetreten hatte, holten wir bald die berittene Geſellſchaft ein. Nach einer halben Stunde gelangten wir zur Hourquette des cinq ours; aber es waren keine Bären da. Mein gedruckter Führer erzählte mir ſpäter, daß hier vor mehreren Jahren ein franzöſiſcher Reiſender, die Schönheit der Natur bewundernd, vom Tode ereilt worden. So ſterben, muß ein ſchöner Lohn eines rüſtigen Lebens ſeyn. Mein lebendiger Führer aber wußte von all dem nichts und freute ſich nur, am Ziele ſeiner Wanderſchaft angekommen zu ſeyn. Er ſagte mir hier Lebewohl, mit der Aeußerung, daß ich nun nicht mehr irren könne, und verließ mich, nicht ohne vorher verſucht zu haben, einen größeren Lohn als den verabredeten zu erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

## Das Burnsfeſt am Ufer des Doon.

(Schluß.)

Es würde den Zweck gegenwärtiger Mittheilung überſchreiten, ſämmtliche Tiſchreden in deutſcher Ueberſetzung einzuſchalten; aber ich würde auch meinen Zweck nicht ganz erreichen, wollte ich ihrer gar nicht gedenken. Die engliſchen Zeitungen werden ſie Wort für Wort bringen; aber nicht allen Ihren Leſern dürften die engliſchen Blätter zugänglich ſeyn. Für ſolche alſo hier das Wichtigſte aus den Reden des Grafen von Eglintoune und des Profeſſor Wilſon.

„Nicht Freude und Fröhlichkeit haben uns zuſammengerufen," ſprach der Graf, „und wir ſitzen nicht bei einem Mahle, wo eine beſtimmte Zahl niedergeſchriebener Toaſte von Zeichen der Billigung begleitet werden muß. Was uns vereinigt hat, iſt das innerſte und laute Verlangen eines geſammten Volks, ſeinen Dichter zu ehren, iſt der freiwillige Erguß eines Volksgefühls für den verklärten Todten, iſt der Wunſch, denen, die er hinterlaſſen, die Hand des Willkommens und der Freundſchaft zu reichen. Hier, auf derſelben Stelle, wo der Dichter den erſten Athemzug gethan, auf dem Boden, den ſein Genius geheiligt, neben der alten Kirche, die ſein Gedicht unſterblich gemacht, an der Seite des Denkmals, welches die Bewunderung und Reue eines Volks ſeinem Gedächtniß geweiht: hier finden wir nach vielen verronnenen Jahren uns zuſammen, am Altar des Genius unſere Huldigung niederzulegen."

Bei den Worten: „die Bewunderung und Reue eines Volks" erhob ſich wie verabredet die ganze Verſammlung und rief einſtimmigen Beifall, ein Moment, der mir hiſtoriſch bemerkenswerth dünkt. Nachdem hierauf der Graf der anweſenden literariſchen Notabilitäten erwähnt, fuhr er fort: „Daß ich es kurz ſage, jede Stadt, jeder Bezirk, jeder Stand, jedes Geſchlecht und jedes Alter ſind hierher gekommen, ihrem Dichter zu huldigen. Die ehrlichen Burſchen ſind hier, die er ſo herzlich gelobt und

Digitized by Google

deren höchſter Stolz es iſt, dem Lande Burns' anzugehören; die ſchönen Mädchen, die er geehrt und beſungen, ſind hierher gekommen, durch ihre Lieblichkeit des Dichters Worte zu rechtfertigen; und der Enkel derer, die auf Schloß Montgomery gewohnt, bekennt ſich viel zu hoch geehrt durch die Erlaubniß, das Andenken auszubringen des damals ungekannten Wanderers an den Ufern des Ayr. Wie wenig mochte der alte fromme Mann, der jene beſcheidene Hütte bewohnte, wenn er in der ſchweren, dicken Bibel las — wie wenig mochte er ahnen, daß das um ſeine Knie ſpielende Kind einſt der Stolz und die Bewunderung eines Volks, einſt ein Dichter werden würde, ein Dichter, der einzig iſt in eigenthümlicher Schöpfung, der an Glut des Ausdrucks ſeines innigſten Gefühls, an ſchneller Auffaſſung der Schönheiten der Natur Keinem nachſteht, der je im Feenlande der Dichtkunſt ſich ergangen! Wohl mögen wir uns freuen, daß Burns der Unſere iſt, uns freuen, daß kein anderer Erdenfleck als der, auf welchem wir ſtehen, das Vorrecht fordern kann, die Geburtsſtätte unſeres Homers zu ſeyn. Hätte er doch die Unvergänglichkeit des Ruhmes, den er ſich geſchaffen, hätte er den heutigen Tag voraus erblicken können, wo ſtarke Männer und ſchöne Frauen, der Dichter und der Geſchichtſchreiber, der Pair und der Bauer mit einander wetteifern, dem ungelehrten, aber mächtigen Genie, in welchem wir den erſten aller Dichter Schottlands begrüßen, den Zoll der Bewunderung zu entrichten! Hätte er's ahnen können, es würde die ſchweren Stunden ſeines Lebens in Moßgiel ihm erleichtert, die lezten dunkeln Tage ſeiner irdiſchen Pilgerſchaft ihm erhellt haben."

Der den Söhnen Burns' vom Profeſſor Wilſon gebrachte Willkomm war in der glücklichſten Weiſe dieſes außerordentlichen Mannes, der jezt, nahe den Sechzigen, noch ſo friſch und blühend und kräftig iſt wie in den Tagen ſeiner Jugend, wo er die Berge und Thäler ſeines Geburtslandes durchzog. Hat die Zeit ſein Haar dünner, ſo hat ſie auch ſeinen ſchönen Schädel ſichtbar gemacht. Wenn er in begeiſterter Rede den Arm hebt und unter den dichten Brauen das Auge Flammen ſprüht, muß die Seele des Hörers ihm lauſchen. Seine Worte ſind Gedichte voll glühender Bilder und hochherziger Gefühle; der Ausdruck iſt vielleicht bisweilen ausſchweifend, aber ſtets der Erguß eines edeln Gemüths. Er ſagte unter Anderem: „Keiner wird leugnen, daß unter den anerkannten Wohlthätern ihres Geſchlechts unſerm Burns ein Platz in vorderſter Reihe gebührt. Er iſt es, der die Armuth mit ihrem harten Looſe verſöhnt, der durch den Zauber ſeiner Dichtung die Laſt der Sorge erleichtert, der durch unſterbliches Lied für immer die Hütte des Armen geheiligt, durch ein Gemälde, das nur ein von Frömmigkeit begeiſtertes Genie zu ſchaffen vermochte, ein ſo zartes und wahres Gemälde jenes glücklichen Abends, wo der Arbeiter ſich vorbereitet auf den Sabbath des Herrn, auf den Tag, an welchem eine himmliſche Ruhe ſich über die Erde lagert, und nirgends ſo rein wie bei denen, die auf den Bergen und in den Thälern unſeres geliebten Landes wohnen. Mich dünkt, ſolche Empfindungen müſſen eine Rechtfertigung ſeyn für Burns' Charakter und was er gethan, in moraliſcher und intellektueller Hinſicht, ſie müſſen ihn und ſein Werk erheben über die Möglichkeit der Verringerung, ihn auf die Höhe der begabteſten menſchlichen Weſen ſtellen, die durch edle Geſinnung und herrliche Gedanken ihrem Geſchlechte Gutes erwieſen haben. Doch möchte ich ein Wort mehr ſagen, ich möchte ſagen, daß wir eine Stimme hören über uns und unter uns und rings um uns, nicht die Stimme bloßer Bewunderung, wie Männer von Geſchmack oder Kritiker ſie haben — eine Stimme, die ſeit Alters gehört worden und die Herzen der Tyrannen zittern gemacht hat — eine Stimme, die man am liebſten in Friedenszeit hört, wo ſie klingt wie das Geplätſcher fernen Waſſers, oder wie das Murmeln eines Sommerhains, oder wie das Geräuſch des Meers, das auch wogt, wenn es ruht — ich meine die Stimme des ſchottiſchen Volks, die Stimme ſeiner Bauern und ſeiner Zünfte, die Stimme Aller, ſo ihr Brod erwerben im Schweiße ihres Angeſichts — die Stimme unſerer Arbeiter. Ich will mir nicht anmaßen, ihren Charakter zu zeichnen; allein das wag' ich zu behaupten, daß jezt wie ſonſt ſie ſich die Namen nicht vorſchreiben laſſen, die ſie verehren und im Munde führen ſollen, daß es Männer ſind, denen eher die Waffe aus der Fauſt, als die Verehrung aus dem Herzen gerungen werden kann. Für ihre Liebe haben ſie ſich Männer gewählt, die ehrlich, wahr, aufrichtig, unbeſcholten, entſchloſſen und frei ſind. Sie fordern nicht von einem und demſelben Menſchen widerſprechende Eigenſchaften, ſind keine Anbeter der Vollkommenheit und Vervollkommnungslehre; ſie haben von jeher die vorgezogen, die mit ſtarken, ernſten Verſuchungen gekämpft und, ob ſiegend oder beſiegt, männlich den Kampf beſtanden, deren Seelen ihr Vaterland geliebt und deren Leidenſchaft des Volkes Wohlfahrt geweſen. Konnte ein ſolches Volk einen Burns ſehen, ohne ihn zu bewundern und zu lieben, ſeine Vorzüge zu achten, ſeinen Kummer zu fühlen, ſeine Schwächen zu beklagen und ehrfurchtsvoll zu verhüllen? Warum ſie ihn geliebt? Weil er ſeinen Stand liebte und nie davon laſſen wollte. Sie liebten ihn, weil er den niedrigſten Stand der Menſchheit liebte; ſie liebten ihn wegen ſeines freien Sinnes — ein Sinn, den Unkluge ihm abgeſprochen, weil er bisweilen ſich nicht höflich genug ausdrückte. Das ſollte Keiner vergeſſen, daß er nicht für ſeine Freiheit allein, daß er für die Freiheit derer aufgeſtanden, zu deren Klaſſe er gehörte, für eine

Digitized by Google

Freiheit, die in den meiſten Geſchichtsperioden vom Stolze höher Geſtellter verhöhnt, oft für Verbrechen erklärt worden iſt. Sie liebten ihn wegen des Sonnenblickes, den er auf die Verachtetſten ihres Standes warf, nicht indem er den Armen zum Gegenſtand des Mitleids machte, ſondern indem er nachwies, daß es in ihren Reihen etwas Edleres gebe, als der Weiſeſte ſich träumen läßt, daß größere ſittliche Reinheit und innigere Hingebung, mehr Pietät und mehr Liebe nirgends zu finden ſey, als bei den Bebauern des Feldes.“ ...

Vier Stunden waren ſchnell verfloſſen; dann brach die Verſammlung auf, und ich glaube, keiner von uns wird an dieſen ſechsten Auguſt anders als mit Freude zurückdenken.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Leipzig, Auguſt.**

(Fortſetzung.)

Die Auguſtereigniſſe.

Schon am 10ten traf die Antwort der Miniſter auf die Proteſtation ein. Sie lautete, wie man erwarten konnte, abſchläglich, was die Stimmung nur noch düſterer und unheilverkündender machte. Dennoch wäre von der hieſigen Bevölkerung gewiß kein auffallender oder gar geſetzwidriger Schritt gethan worden, hätte nicht der Zufall denſelben herbeigeführt. — Es ward durch einen Tagesbefehl bekannt gemacht, daß Prinz Johann, Generalkommandant aller Communalgarden des Königreichs, am 12. Auguſt die alljährliche große Revue über die hieſige abhalten werde. Die Mannſchaften wurden zu dieſem Behuſe kommandirt, ſich um 2½ und 3 Uhr auf ihren Sammelplätzen einzufinden, um gegen 4 Uhr auf dem gemeinſchaftlichen Exerzierplatze einzutreffen. Der Prinz ſollte zur ſelben Zeit in Leipzig ankommen. Sie können ſich denken, daß nach allem Vorhergegangenen das Anſagen dieſer Revue bei Niemand Freude erregte; im Stillen mochte wohl Jeder wünſchen, ſie möchte ſchon vorüber ſeyn. Es hieß, die Communalgarde werde nur in geringer Anzahl erſcheinen, wie dies auch in andern Städten — man nennt Annaberg und Chemnitz — der Fall geweſen war. Auch Beſorgniſſe, daß es einen Straßenlärm geben könnte, wurden laut. Ungeachtet dieſer drohenden und bedenklichen Vorzeichen traf man unbegreiflicher Weiſe durchaus keine Prohibitivmaßregeln. Sogar der große Zapfenſtreich, der jedesmal Gaffer in Menge herbeizieht und ſchon häufig ohne allen Grund Anlaß zu Skandal geworden iſt, ward nicht abgeſagt, obwohl es im Volke allgemein ſo hieß.

Als nun die Communalgarde in ziemlicher Anzahl — gegen 2000 Mann ſtark — um 4 Uhr Nachmittags auf dem Exercierplatze erſchien, war der Prinz ſchon da, was noch nie vorgekommen war. Es heißt, das erſte Bataillon habe den Gruß des Prinzen kaum erwiedert; ob es ſich ſo verhält, weiß ich nicht, nur ſo viel iſt gewiß, daß er die letzten Bataillone, unter denen ich mich ſelbſt befinde, gar nicht begrüßte, ſondern mit ernſter Miene ſtill an ihnen vorüber ritt. Während der Revue, die bis 7 Uhr Abends dauerte und übrigens ohne Störung und zu des Prinzen vollkommenſter Zufriedenheit mit den Mannſchaften vorüberging, hatten ſich Tauſende von Zuſchauern eingefunden. Nach dem Defiliren brachte der Kommandant Dr. Haaſe dem Prinzen wie gewöhnlich ein Lebehoch, in das nur einige Stimmen ſchwach einfielen; die Muſik ſchwieg aus purer Vergeßlichkeit ganz. Deſto lauter erſcholl aus den dichten Reihen der Zuſchauer Gelächter und der Ruf: „Es lebe Ronge!“

Der Prinz mit ſeinem Stabe verließ nun den Platz, die Kommunalgarde zog mit klingendem Spiel zurück in die Stadt und ward, ohne irgend eine Weiſung ſich parat zu halten, entlaſſen. Hätte man bei den bedenklichen Zeichen unter der gemiſchten Volksmenge nur ein Bataillon unter den Waffen ſtehen laſſen und daſſelbe an die Wohnung des Prinzen kommandirt, damit es dem Andrange des Volkes beim Zapfenſtreiche wehre, ſo würde alles Unglück verhütet, die Stadt vielleicht nicht einmal durch Schreien und Pfeifen geſtört worden ſeyn. Warum man dieß nicht gethan hat und ob man überhaupt an eine unruhige Nacht gar nicht glaubte, das ſind Fragen, die bis jetzt noch Niemand beantworten konnte oder wollte. Die Kommunalgarde zerſtreute ſich. Jeder ging ſeinen Geſchäften oder Vergnügungen nach und wohl nur Wenigen fiel es ein, den Zapfenſtreich, welcher nach neun Uhr durch die Petersſtraße auf den Roßplatz zog, wo der Prinz im Hôtel de Pruſſe abgeſtiegen war, zu begleiten. Mit dem Beginn dieſes unglücklichen Zapfenſtreiches und wohl auch ſchon vorher ſammelten ſich Tauſende auf dem ſehr großen Platze. Der Prinz hatte inzwiſchen die ſtädtiſchen und Militärbehörden empfangen und ſoupirte inmitten derſelben im Gartenſalon. Nach der Muſik begann die Menge zu pfeifen, zu ſchreien und zu ſchimpfen, rief: „Es lebe Ronge!“ — „Fort mit den Jeſuiten!“ u. ſ. f., ſchritt jedoch außerdem zu keinem Exceſſe. Da ward das Lied „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ angeſtimmt. Hüben und drüben fiel Stimme nach Stimme ein und bald ſangen Tauſende den alten ergreifenden Glaubensgeſang. Zwiſchen den einzelnen Verſen wiederholte ſich der frühere Lärm, am Schluſſe des Liedes aber flog klirrend ein Stein in die erleuchteten Fenſter des Hotels. Damit war das Signal zum wildeſten und ſtrafwürdigſten Tumult gegeben. In wenigen Augenblicken waren alle Fenſter zertrümmert, man ſtieß Schimpfworte gegen die Perſon des Prinzen aus, brachte Ronge wiederholt Vivats und ſchrie „Nieder mit den Jeſuiten!“ Dem wachſenden Skandal, der eine immer bedrohlichere Geſtalt annehmen, vielleicht gar zu einem Angriff auf das Hotel führen und den ſchuldloſen Prinzen perſönlich gefährden konnte, mußte ſchnell und energiſch geſteuert werden. Es hätte dies durch Zuſammenberufung der Kommunalgarde geſchehen ſollen, denn ihr liegt nach dem Regulativ die Aufrechthaltung und Wiederherſtellung der Ruhe in einer Stadt ob. Man dachte aber nicht daran oder doch erſt dann, als es ſchon zu ſpät war, und die Kommunalgarde fühlt ſich dieſer Nichtbeachtung wegen mit Recht gekränkt, da ſie ſich ſo viel Kraft zutraut, um einen Auflauf, ſey er auch noch ſo bedeutend, mit ihren Bajonetten zu zerſtreuen. Anſtatt beim erſten Beginn des Tumultes Generalmarſch ſchlagen zu laſſen, rief man erſt jezt, wo der Haufe ſich ſelbſt erhitzt hatte, das Militär, ein Bataillon Schützen, das hier garniſonirt, zu Hülfe. Dieſe ſäuberten durch einen Bajonettangriff den Platz, wodurch die Menge nach den etwa fünf Ellen höher gelegenen Promenaden zurückgedrängt wurde. Nachdem dies geſchehen war, kam eine Abtheilung Communalgarde, die man von der Wache requirirt hatte, ebenfalls auf dem Platze an und wurde von dem Kommandanten der Schützen als unnütz zurückgewieſen. (Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 214.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 6. September 1845.

Ich habe dich geſehen,
Ein warmes Herz, ein muntres Blut,
Wie's Vöglein in den Höhen. —
Ich habe dich geſehen,
Bild der Geduld im Todeskampf,
Das lichte Auge brach im Krampf.
J. Kerner.

## Die Maikönigin.

Nach dem Engliſchen Alfred Tennyſon's.

I.

Du mußt mich wecken morgen früh, recht früh, lieb Mütterlein,
Denn morgen wird die beſte Zeit vom ganzen Jahre ſeyn,
Vom neuen Jahr der ſchönſte Tag, ſo fröhlich, friſch und frei;
Denn, Mutter, ich bin Königin, die Königin vom Mai!

Sie ſagen, meine Augen ſind die glänzendſten von allen,
Und Gretchen, Käthe und Marie kann nicht ſo ſehr gefallen.
Sie ſagen, daß Alice wohl im Land die Schönſte ſey;
So, Mutter werd' ich Königin, die Königin vom Mai!

Ich ſchlummre alle Nacht ſo feſt, ſchlaf immer wieder ein;
Du mußt mich rufen laut, recht laut, beim erſten Morgenſchein,
Denn Roſenknoſpen hol' ich mir, viel grünes Laub dabei,
Ich bin ja Maienkönigin, die Königin vom Mai!

Und als ich kam durch's Thal daher, wen meinſt, daß ich geſehn?
Ja, Robert ſah ich unter'm Baum dort bei der Brücke ſtehn;
Der dachte, wie ich geſtern doch ſo ſpröd geweſen ſey;
Doch, Mutter, ich bin Königin, die Königin vom Mai!

Sie ſagen, daß vor Lieb' er ſtirbt; das kann ja gar nicht ſeyn!
Sie ſagen, daß ſein Herz noch bricht; was ſoll das für mich ſeyn?
Manch friſcher Junge wirbt um mich und naht mir keck und frei.
Bin ich doch Maienkönigin, die Königin vom Mai!

Klein Effie auch ſoll morgen mit dort auf den Raſen grün,
Und du, o Mutter, mußt es ſehn, wie ich bin Königin.
Viel Schäferburſche nah und fern die kommen all' herbei,
Und, Mutter, ich bin Königin, die Königin vom Mai!

Hörſt du den Nachtwind friſch und kühl dort auf der Wieſe wehn?
Die lieben Sterne werden hell, wenn ſie darüber gehn;
Ganz ohne Regen kommt ſo klar der liebe Tag herbei,
Und ich bin Maienkönigin, die Königin vom Mai!

Dann, Mutter, liegt das ganze Thal ſo ſtill und friſch und grün,
Und Maienblum' und Röslein roth dort auf dem Hügel blühn,
Und plaudernd zieht durch's Wieſenthal der helle Bach herbei;
Denn ich bin Maienkönigin, die Königin vom Mai!

Digitized by Google

So wache nur und wecke mich recht früh, lieb Mütterlein,
Denn morgen wird die beſte Zeit vom ganzen Jahre ſeyn,
Vom neuen Jahr der ſchönſte Tag, ſo fröhlich, friſch und frei;
Denn, Mutter, ich bin Königin, die Königin vom Mai!

### II.

### Neujahrsabend.

Wachſt du, ſo weck' mich morgen recht früh, lieb Mutter mein:
Will ſehn vom neuen Jahre den erſten Sonnenſchein,
Ich ſeh' zum leztenmale das liebe neue Jahr;
Bald möget ihr mich legen auf meine Todtenbahre.

Ich ſah die Sonne untergehn, ſie ſank und ließ im Scheiden
Zurück das gute alte Jahr und meines Lebens Freuden;
Nun kommt das neue Jahr, doch ich ſoll nimmer ſchauen,
Die hohen grünen Bäume, die Blümlein auf den Auen.

Wir machten Blumenkränze im Frühling, der vorbei,
Sie nannten auf der Wieſe mich Königin vom Mai,
Wir tanzten um den Maibaum und in den Büſchen grün,
Bis Abendnebel zogen auf unſrer Wieſe hin.

Und nun blüht keine Blume, die Fenſter ſind voll Eis,
Noch einmal möcht' ich ſehen zarte Schneeglöcklein weiß.
O möchte ſcheinen die Sonne und all der Schnee vergehn!
Ich möchte, bevor ich ſterbe, noch eine Blume ſehn!

Bald wird die Elſter plaudern vom hohen Lindenbaum,
Der Kibiz bau'n ſein Neſtchen im grünen Waldesraum,
Die Schwalben werden kommen weit über's blaue Meer,
Doch ich, ich liege einſam und höre ſie nicht mehr.

Dort unter'm Schlehdornbaume da laſſe mich begraben,
Da wirſt du manchmal ſehen, wo ſie gelegt mich haben;
Ich will dich nicht vergeſſen, o Mutter, ich höre dich gehn,
Wenn über meinem Haupte die grünen Bäume wehn.

Wohl war ich wild und thöricht, doch du vergabſt mir's lange,
Du küßteſt, liebe Mutter, die bleiche Stirn und Wange;
Doch ſo ſollſt du nicht weinen, dein Schmerz ſey ſanft und lind,
Sollſt dich um mich nicht härmen, du haſt ja noch ein Kind.

Und leiſe komm' ich wieder, o Mutter, wenn ich kann;
Du kannſt mich nicht erblicken, doch ſeh' ich ſtill dich an;
Kann dir kein Wörtchen ſagen, doch lauſch' ich dir ſo gerne,
So bin ich oft dir nahe, wenn du mich glaubeſt ferne.

Gut Nacht! und wenn gut Nacht Ihr mich für immer hörtet ſagen,
Wenn aus dem lieben Stübchen ſie mich hinweggetragen,
Laßt Effie nach mir ſehen erſt wenn mein Raſen grün;
Sie ſoll ein beſſer Kind dir ſeyn, als ich geweſen bin.

Gut Nacht, lieb' Mutter, weck' mich beim erſten Morgenſchein,
Bei Nacht kann ich nicht ſchlafen, doch Morgens ſchlummr' ich ein;
Ich möchte ſehn die Sonne vom lieben neuen Jahr;
Drum liebe Mutter weck' mich, ſobald der Morgen klar.

(Schluß folgt.)

## Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Der Weg führte noch ein paarmal durch Schneelager. Ich hatte nicht Luſt, noch einmal durch den Schnee zu waten, und entſchloß mich auf gut Glück, über Heide und Kraut und durch eine Schafheerde, die hier weidete, durchzugehen und den Weg unterhalb der Schneelager wieder aufzunehmen. Aber ich gerieth auf dieſe Weiſe aus dem Regen in die Traufe. Die Schafe ſcheuten vor dem Fremden und liefen hin und her. Als das der Hund merkte, erhob er ſeine brüllende Stimme und kam auf mich zu. So ein „Berghund“ (chien de la montagne), wie ſie hier heißen, iſt ein Ehrfurcht gebietender Geſelle. Er gleicht dem Neufundländer Hunde, nur hat er eine Stimme wie zwei, und ihrer zwei bilden ein ſchönes Echo. Kaum hatte ich mich in Bereitſchaft geſezt, mich meiner Haut gegen den erſten zu wehren, als ein zweiter hinter mir ſeine Donnerſtimme erhob. Das wird luſtig werden, dachte ich. Und ringsum kein Menſch. Mit dem Einen hätte ich's wohl gerne gewagt; aber zwei, das war des Guten zu viel. Zu meinem Troſte fiel mir jezt ein, daß dieſe Hunde den Stein fürchten. Ich hob einen auf und warf ihn nach dem erſten; er lief dem Steine nach; darauf warf ich einen nach dem zweiten, und dieſer ſezte ihm eben ſo nach. Das Spiel dauerte eine gute Weile, während ich für den Fall der Noth Stock und Meſſer bereit hielt und mich allmählig nach dem Wege zurückzog. Als ich ihn erreicht, ſchienen ſich auch die beiden Wächter zu beruhigen, blieben zurück und heulten mir nur aus der Ferne nach.

Dieſe Hunde ſind eines von den Wundern, denen wir überall begegnen und die wir ſo ſelten beachten. Der Schäferhund der Ebene muß verhüten, daß die Heerde ſich zerſtreue. Er rennt hin und her, umkreiſt die

Digitized by Google

Schafe und hält ſie enge zuſammen. Hier oben in den Bergen iſt das nicht nöthig. Die Kräuter ſind ſparſam geſäet, die Heerde muß einen großen Raum haben; aber ſie iſt von Wolf und Bär bedroht, und gegen ſie muß der Hund ſie ſchützen. Deßwegen liegt dieſer ruhig und müſſig da und läßt die Heerde machen. Aber naht die Gefahr, ſo brüllt er mit ſeiner Donnerſtimme alle Schäfer auf Stunden weit aus ihrem Schlafe; ſo ſcheucht er den keckſten Wolf weg, und hilft die Drohung nichts, ſo wagt er getroſt ſeinen Pelz und greift Wolf und Bär Mann gegen Mann an. So ein Hund und nur ſo einer konnte hier von Nutzen ſeyn, und nur hier iſt er etwas werth. Der Berghund der Pyrenäen iſt im Thale vollkommen nutzlos, eine Schlafmütze ohne Leben und Kraft, und nur oben bei der Heerde ein unbeſtechlicher, unermüdlicher und ſein Leben getroſt einſetzender Wächter und Schützer der ihm anvertrauten Schaar.

Bald kam ich an die erſten Schäferhütten, wo ein Hirte unſer — das heißt der Geſellſchaft, die ich auf dem Pic getroffen — harrte und mir ſeine friſche Milch anbot. Von Herzen nahm ich ſein Anerbieten an und frühſtückte nun, daß es eine Luſt war. Während des Frühſtücks langten auch die Reiter an, aber ich war wieder eher fertig als ſie und hatte nicht Luſt, zu Fuß mit ihnen zu Pferd mich einzulaſſen. Ich glaube, wenn ich einſt betteln müßte, ich würde der ſtolzeſte Menſch der Welt werden, denn bis jetzt ſpürte ich Demuth nur nach unten, Stolz nur mitunter nach oben hin. Ob das recht iſt, weiß ich nicht und will es nicht behaupten; aber es iſt einmal ſo und ich kann nichts dafür. — Als ich eben aufbrechen wollte, rief einer der Geſellſchaft: Seht da, ein Adler! Und wirklich ſchwebte einer, ſeine weiten Flügel regungslos ausbreitend, über uns weg. Er rührte keine Feder, und doch ſegelte er ſtolz durch die Lüfte. Es kam ein zweiter, denn ſie ſind faſt nie allein. Der König und ſeine Königin ſegeln ſtets zuſammen. O ihr armen gefangenen Helden in Paris, ich hatte immer Mitleiden mit euch, aber von heute an erſt fühle ich ganz, wie gräßlich euer Loos iſt. Ich war eurer Burg nahe und weiß, wie ſchön es ſich in derſelben haust.

Der Weg lief von jetzt an in der halben Höhe des Berges rechts neben einem Thale, in dem ein Fluß einherjubelte, und gegenüber wilden, kecken, öden und oft doch dem Thale zu durch Bäume und Wieſen ſehr lieblichen Bergen und Schluchten. Der Tag wurde immer ſchöner und zehnmal ſah ich mit Sehnſucht zurück nach dem Pic. — Ich glaube, ich hatte den rechten Weg verfehlt, denn ich kam an zwei Flüßchen ohne Brücken, und hatte bei einem die größte Noth, eine Stelle zu finden, wo ich ihn von Block zu Block durchwaten konnte, ohne bis an die Knie in's Waſſer zu müſſen. Zuletzt ging's gar wieder bergauf, dann aber auf einmal ziemlich ſteil bergab und über eine Brücke in die Straße von Bareges.

## Bareges.

Bareges iſt erſt in der neueſten Zeit als Badeort bekannt und berühmt worden. Ein Arzt Ludwigs XIV. beredete Madame Maintenon hieher zu gehen, und von da her ſchreibt ſich denn die Berühmtheit des Badeorts. Der Ort liegt 1269 Metres über der Meeresfläche und beſteht aus einer einzigen Straße von ſiebzig Häuſern und etlichen Holzbuden. Dieſe Holzbuden werden im Herbſte abgebrochen und laſſen eine Lücke für die Lawinen, die gewöhnlich hier ihren Weg vom Berge herab einſchlagen. Im Winter verlaſſen alle Bewohner den Ort und nur ein paar Hüter bleiben zurück.

Es gibt hier ein Hoſpital für Soldaten. Sie haben das Vorrecht, die erſten Bäder zu bekommen, während das Waſſer die kalten ſteinernen Wannen noch nicht erwärmt hat. Reichen dieſe erſten Bäder nicht aus, ſo erhalten ſie in einer gemeinſamen Badeſtube das Waſſer, das ſchon zu Privatbädern gedient hat. Das verhindert aber nicht, daß unter den Soldaten die meiſten Heilungen vorkommen.

In dieſer Höhe hier iſt das Klima ſehr rauh und in guten Jahren nur ein paar Wochen ſchön Wetter. Die Kranken müſſen alſo ſehr vorſichtig ſeyn. Ob die Kuren ſo unbezweifelt feſt ſtehen, wie die Krankheiten, weiß ich nicht; aber ſo viel weiß ich, daß ich ſehr krank ſeyn müßte, um mich zu entſchließen, hier in Bareges meine Zelte aufzuſchlagen. Eine einzige Straße, von himmelhohen Bergen rechts und links umſchloſſen, und in dieſer Straße nichts als Kranke, Lahme und Krüppel. Schon ehe ich das Oertchen erreichte, begegnete ich zwei Spaziergängern, die beide, eine Dame und ein Herr, ſich auf Stöcke ſtützten. In der Straße von Bareges ſaßen die kranken Soldaten auf allen Steinen, ſchleppten ſich umher oder ließen ſich auf und ab tragen: ein großes Lazareth.

Im Wirthshauſe, in dem ich abſtieg, forderte man mir vier Franken täglich für ein ganz gewöhnliches Zimmer. Ich proteſtirte und verſicherte, ich ſey nicht krank und werde nur einen oder ein paar Tage hier bleiben. Das genügte, um mir das Zimmer für dreißig Sous zu verſchaffen. Es iſt das ein merkwürdiges Beiſpiel der hieſigen Denkart und Handlungsweiſe. Im Falle der Noth hätte ich weiter gehen können, und deßhalb zahlte ich weniger, freilich mit der Bedingung, daß, wenn Jemand komme, der das Zimmer für vier Franken auf längere Zeit wolle, ich es augenblicklich abtreten müſſe.

Digitized by Google

Vor dem Eſſen zog ich ein paarmal durch die Straße auf und ab. Ich begegnete vielen Leuten mit Romanen unter dem Arme, ein Zeichen der furchtbarſten Langeweile. Vielleicht aber gibts noch ein größeres; ich ſah um vier Uhr, bei hellem Tageslicht, in einem Zimmer zu ebener Erde zwei Herren mittleren Alters Piquet mit einander ſpielen. Nur verrückten Königen, wie Karl VI., ſollte das erlaubt ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Leipzig, Auguſt.**

(Fortſetzung.)

Die Auguſtereigniſſe.

Da der Anführer der Communalgarde dem Schützenobriſt nicht zu gehorchen hatte, ſo blieb ſie und ſtellte ſich, wie dabei Geweſene dieß eidlich zu erhärten ſich erboten haben, auf dem rechten Flügel der Schützen auf, von wo aus ſie Alles, was von da an geſchah, genau beobachten konnte. Der Platz war jezt ganz leer; die Maſſe, der Mehrzahl nach aus harmloſen Spaziergängern und Neugierigen beſtehend, bewegte ſich in dichten Haufen auf den Promenaden und der Chauſſee, die ſie in zwei Hälften ſcheidet. Starke Barrièren ſchließen ſie außerdem noch vom Schloßplatze ab. Schreien und Lärmen dauerte allerdings noch fort, möglich auch, daß Einzelne noch Steine warfen, an einen erneuerten Angriff ward aber jedenfalls nicht gedacht. Da auf einmal ertönt ein Hornſignal und von drei Seiten zugleich wird auf die wehrloſe Menge inmitten der Promenaden ſcharf gefeuert. Niemand hatte vorher eine Aufforderung, ſich zu zerſtreuen, gehört, obwohl behauptet wird, es ſey eine ſolche wiederholt gegeben worden. Sieben ſtürzten zum Tode getroffen nieder und ſtarben bis auf Einen, der am frühen Morgen verſchied, ſogleich, fünf wurden ſchwer verwundet und ſind zum Theil ſpäter geſtorben. Die Zahl der leicht Verwundeten kennt man nicht. Dieß unnöthige Blutvergießen — und als ein ſolches wird es in der Geſchichte unſerer Stadt ewig fortleben — erbitterte nach dem erſten ſtarren Entſetzen die ſchaudernde Menge. Ein furchtbarer Schrei des Unwillens rief laut zur Rache auf und tobend ſtürzten brüllende Menſchenhaufen in die innere Stadt, um die ahnungsloſen Bürger zu wecken und ſich zu bewaffnen. Der Tumult nahm jezt den ernſthafteſten Charakter an und das Entſetzlichſte ſtand zu befürchten, wenn die blind wüthende Menge nicht gezügelt werden konnte. Die Studenten, von denen zwei getödtet ſeyn ſollten, erſtürmten den Fechtboden und bewaffneten ſich mit ihren Schlägern, Andere ſchlugen mit Knütteln an die Thüren der Häuſer und riefen nach dem Schutz der Communalgarde, die vergebens auf das Alarmzeichen wartete. Endlich nach 11 Uhr ward Generalmarſch geſchlagen, die Mannſchaften ſammelten ſich und ſtellten durch ihr gemeſſenes und feſtes Benehmen gegen 5 Uhr des Morgens die Ruhe wieder her. Ohne ihr Einſchreiten wäre in dieſer Schreckensnacht ohne Zweifel noch mehr Blut gefloſſen, denn die Gemüther waren zu erhizt, die Begierde, Rache zu nehmen, zu groß; nur ihrem ruhigen Ermahnen hat die Stadt es zu verdanken, daß größeres Unglück verhütet wurde.

Laſſen Sie mich ſchweigen von der Aufregung der nächſten Tage, von dem Grame, der ſich der ganzen Stadt bemächtigt hatte. Sieben ſchuldloſe Menſchen lagen auf der Bahre, darunter zwei arme Familienväter. Jeder mußte ſich's geſtehen, daß eine That geſchehen war, die mit dem ſtrengen Recht nicht in Einklang gebracht werden konnte. Der Zorn und die Erbitterung Aller richtete ſich zumeiſt gegen den Vollſtrecker des Blutbefehls, den, wie ſich bald erwies, der Prinz nicht gegeben hatte. Bis heut weiß man aber auch nicht, von wem der Befehl zum Feuern ausgegangen iſt, zum Feuern auf dicht gedrängte, aus Weibern und Kindern beſtehende Maſſen, wo jede Kugel tödten mußte. Ich enthalte mich hier jeder Bemerkung, hoffend, daß die königliche Commiſſion, welche zu „gründlicher Erörterung des Zuſammenhangs, des Fortgangs und Hergangs der Sache,“ wie es in der Verordnung heißt, die Wahrheit an's Licht bringen und die ſpäteren Richter ein unparteiiſches Urtheil über die Schuldigen fällen werden. — Nachdem der Prinz am Morgen nach der blutigen Nacht unter Bedeckung berittener Communalgarde abgereiſt war, nicht ohne vom Pöbel inſultirt zu werden, ſammelten ſich die Volkshaufen in bedenklicher Weiſe. Man hörte wiederholt das Verlangen, die Pleißenburg zu ſtürmen und die Schützen aus der Stadt zu verjagen. Die Studenten beriefen mittelſt Anſchlags eine Volksverſammlung in's Schützenhaus, um ſich über das, was zu thun ſeyn möchte, zu berathen. Von Halle war Succurs eingetroffen. Inzwiſchen ermahnte der Rath die Bürger zur Ruhe und gab darauf bezügliche Befehle. Die Communalgarde, die ſchon die Nacht über zum Theil gewacht hatte, trat unter die Waffen und übernahm die fernere Aufrechthaltung der Ordnung. Anfangs ſchien es, als werde die Verſammlung, die wohl von 5000 Menſchen beſucht war, zu keinem friedlichen Reſultate führen; als aber Blum, als freiſinniger Redner beim Volke beliebt, das Wort ergriff und den Erhizten zu Gemüthe führte, daß nur auf dem Wege des Geſetzes Heil für den Bürger und Gerechtigkeit und Sühne zu erlangen ſey für die Opfer, die eine unüberlegte That niedergeſchmettert habe, beruhigten ſich auch die heftigſten Sprecher, und in nicht gar langer Zeit einigte man ſich dahin, eine Deputation an den Stadtrath zu ſenden und von dieſem zu erbitten, er möge die Aufrechthaltung der Ruhe nur der Communalgarde anvertrauen und dahin wirken, daß das Militär aus der Stadt entfernt werde, daß ein Garniſonswechſel ſtattfinde, über die unſeligen Vorgänge eine ſtrenge Unterſuchung eingeleitet und endlich ein möglichſt ſolennes Begräbniß der Gefallenen angeordnet werde. Begleitet von Tauſenden langte dieſe Deputation, zu deren Sprecher Blum erwählt worden war, in lautloſem Zuge vor dem Rathhauſe an. Der halbe Marktplatz füllte ſich, und nachdem Blum abermals zum Feſthalten an dem Geſetz ermahnt hatte, betrat die Deputation das Rathhaus. Nach mehr als einſtündigem Warten verkündigte ſie vom Balkon des Rathhauſes herab der mit ziemlicher Geduld harrenden Menge, die jezt leicht aus 8000 Köpfen beſtehen mochte, daß der Rath ſein Möglichſtes thun werde, um allen Wünſchen zuvorzukommen. Die Anträge wurden größtentheils genehmigt und beruhigter ging die ungeheure Verſammlung auseinander. Zuvor erklärten ſich noch die Studenten bereit, zugleich mit der Communalgarde die Bewachung der Stadt zu übernehmen.

(Fortſetzung folgt.)

**Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

# Intelligenz-Blatt. Nro. 34.

Sonnabend, 6. September 1845.

[224] Bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erscheinen folgende vorzügliche naturhistorische Werke in Lieferungen und sind durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

## Methodischer Handatlas zum gründlichen Unterrichte in der Naturgeschichte

für Schüler höherer Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung.

Von **August Menzel.**

Obiger ganz eigenthümlich eingerichtete, in ganz **neuer** Art ausgeführte und ungemein billige Atlas, über welchen ausführliche Prospecte sowie Exemplare durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen sind, erscheint in ungefähr 20 sechs- bis achtwöchigen Lieferungen von je 12 Tafeln à 5 Ngr. oder 18 kr. rhn. oder 10 Doppellieferungen von je 24 Tafeln à 10 Ngr. oder 36 kr. rhn. Diess verbunden mit der Einrichtung, dass die Abtheilungen des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs einzeln abgegeben werden, setzt auch den Unbemittelten in den Stand, denselben ohne Schwierigkeit anzuschaffen; überdiess erhalten Lehrer auf je 12 Exemplare eines gratis. Dieser in Verbindung mit Hrn. Prof. Eichelberg entworfene und ausgeführte Atlas wird allen HH. Lehrern der Naturgeschichte als ein wichtiges Supplement zu den verschiedenen Lehrbüchern und Leitfaden der Naturgeschichte von grossem Werthe seyn.

## Naturgetreue Abbildungen

und ausführliche Beſchreibungen aller in- und ausländiſchen Gewächſe,

welche die wichtigſten Produkte

**für Handel und Induſtrie liefern,**

als

naturgeſchichtliche Begründung der mercantiliſchen Waarenkunde

von **Prof. J. F. A. Eichelberg.**

Dieſes Werk hat 12 Lieferungen zu 6 colorirten Tafeln und 2 Bogen Text à 22½ Ngr. oder 1 fl. 18 kr.

## Naturgetreue Abbildungen

und ausführliche Beſchreibungen aller für Handel und Induſtrie wichtigen Thiere

von **Prof. J. F. A. Eichelberg.**

Davon erſcheinen 6 Hefte colorirt zu 6 Tafeln und 2 Bogen Text à 22½ Ngr. oder 1 fl. 18 kr. Daſſelbe ſchwarz 12½ Ngr. oder 54 kr.

[250] **Lumbye's Tänze.**

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint eine Reihenfolge neuer Tänze des dänischen Componisten

**C. H. Lumbye,**

welche sich durch Frische der Melodieen und trefflichen Rhythmus gleich sehr auszeichnen und allen Freunden guter Tanzmusik hierdurch dringend empfohlen sind.

Bereits erschienen sind

**für das Pianoforte zu zwei Händen:**

1) Les Souvenirs de Paris. Polka, Walzer u. Galopp. 10 Ngr.
2) Eine Sommernacht in Dänemark. Galopp. 10 „
3) Le Carnaval de Paris. Polka. . . . . 5 „
4) Erinnerung an Wien. Walzer. . . . . 15 „
5) Donau-Blumen-Quadrille. . . . . . . 10 „
6) Tivoli-Bazar-Galopp. . . . . . . . . 5 „
7) Corsikaner Galopp. . . . . . . . . 5 „

Die drei ersten Nummern sind auch bereits für das Pianoforte zu 4 Händen (zu 7½ bis 15 Ngr.) und für Orchester (zu 1 bis 2 Thlr.) ausgegeben; die übrigen folgen in diesen Ausgaben bald nach. — Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

Leipzig, den 23. August 1845.

**Breitkopf & Härtel.**

[251] Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig iſt erſchienen:

**Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine,** Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand, depuis l'anné 1706 jusqu'à 1742, écrits de sa main. Nouvelle édition. En deux Volumes. 8. Velinp. Preis 3 Thlr.

**Memoiren von Friederike Sophie Wilhelmine,** Markgräfin von Baireuth, Schweſter Friedrichs des Großen. Vom Jahre 1706 bis 1742. Von ihr ſelbſt niedergeſchrieben. Nach dem franzöſiſchen Originale überſetzt von Th. Hell. Zwei Bände. Fein Velinpap. 8. geh. Preis 2 Thlr.

[241] So eben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

## Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der intereſſanteſten Kriminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

**Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis.)**

**Siebenter Theil.**

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Das papiſtiſche Complott. — William Lord Ruſſell. — Der blaue Reiter. — Der verrätheriſche

Digitized by Google

Ring. — Das Gelöbniß der drei Diebe. — Die Tragödie von Salem. — Jochim Heinrich Ramcke.

Der erſte Theil koſtet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis ſechste Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Juli 1845.

**F. A. Brockhaus.**

---

[228] So eben iſt bei den Unterzeichneten erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## CANTI
### DI UN
## MENESTRELLO ITALIANO.

broch. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

**Meyer & Zeller in Zürich.**

---

[253] Bei uns erſchien ſo eben:

## Weinbüchlein

von

### Wilhelm Wackernagel.

gr. 12. Geh. Preis 18 Ngr.

Leipzig, im Auguſt 1845.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[226] Bei **Meyer & Zeller in Zürich** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Handbuch

der

### proſaiſchen Nationalliteratur der Deutſchen

von Gottſched bis auf die neueſte Zeit.

Mit Commentar.

**Von Dr. Heinrich Kurz.**

In drei Bänden Lexikonformat.

**Erſter Band.**

**Subſcriptionspreis für den Band 1 Rthlr. 17½ Ngr. oder 2 fl. 45 kr.**

Das poetiſche Handbuch deſſelben Verfaſſers iſt mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommen worden, daß derſelbe wohl auch dieſem mit dem gleichen Fleiße ausgearbeiteten Handbuche zu Theil werden wird.

Ebenſo iſt unter der Preſſe ein von vielen Seiten lebhaft gewünſchtes

## Handbuch

der

### altdeutſchen Nationalliteratur der Deutſchen.

Mit Noten und Commentar.

**Von Dr. Heinrich Kurz.**

Dieſes Werk, welches Proſa und Poeſie umfaßt, wird die Stärke und den Preis der beiden andern Bände haben.

---

## Gedichte

von

### Annette Freiin von Droſte-Hülshof.

8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Freunde ächter Poeſie werden dieſe geſammelten Gedichte einer deutſchen Sängerin von ſchon anerkanntem Rufe hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraſchenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet die Dichterin die glücklichſte Naturempfindung und Naturanſchauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verſchwommene Naturſchwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Weſens in allen Sphären und Elementen mit ſcharfem Sinn zu erfaſſen, mit der keckſten, prägnanteſten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranſchaulichen weiß. Eine entſchiedene Originalität, welche vor dem Höchſten und Tiefſten nicht zurückſcheut, und das anſcheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernſt, Humor und Phantaſie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbſt manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache erhöhen nur das ſcharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht ſelbſt den Reiz dieſer Dichtungen, da ſie mit großer Klarheit, innigſter Zartheit und Weichheit und dem ſchönſten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechſeln. Ein großer, umfaſſender, edler Sinn, der ſich ſchon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt ſich auch in umfangreicheren Compoſitionen hiſtoriſcher Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muſe der Dichterin, den Kreis des Lyriſchen durchbrechend, nach epiſcher Geſtaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit ſtrebt.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

[233] Im Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

## Die ſpeculative Idee Gottes

und die damit zuſammenhängenden

### Probleme der Philoſophie.

Eine kritiſch-dogmatiſche Unterſuchung

von

**Dr. J. U. Wirth.**

gr. 8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Die vorliegende Schrift zerfällt in zwei Theile, einen theoretiſchen und einen hiſtoriſchen, von welchen der erſtere eine ſelbſtſtändige Löſung des höchſten metaphyſiſchen und religiöſen Problems gibt und von ihm aus die wichtigſten Fragen der Philoſophie und der Zeit beleuchtet, der zweite die Entwicklung der Idee Gottes und der damit zuſammenhängenden Probleme durch die ganze Geſchichte der Philoſophie bis auf die neueſte Zeit verfolgt.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

## Dramatiſche Werke

von

### Joſ. Chriſt. Baron von Zedlitz.

Vier Theile.

8. Velinpap. broch. Preis fl. 10. — oder Rthlr. 6. 8 gr.

Inhalt und Preiſe der einzelnen Theile.

I. Thl. **Stern von Sevilla.** 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.
II. „ **Kerker und Krone. Der Königin Ehre.** 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.
III. „ **Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid.** 3 fl. od. 2 Rthlr.
IV. „ **Cabinets-Intriguen. Die Liebe findet ihre Wege.** 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

# Gedichte

von

# Nicolaus Lenau.

## Zwei Theile.

8. Velinpapier, mit dem in Stahl geſtochenen Bildniß des Verfaſſers.
Preis 5 fl. 42 kr. oder 3 Rthlr. 9 gGr.

Der erſte Theil enthält ſämmtliche Gedichte, welche in unſerm Verlage bereits fünf Auflagen erlebten, der zweite Theil bildet die vierte vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte." Der Beifall, den dieſe Gedichte voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantaſie ſtets gefunden, berechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Geſammt-Ausgabe derſelben ſehr willkommen ſeyn wird.

---

# Fauſt.

# Ein Gedicht von Nicolaus Lenau.

## Zweite, ausgeführtere Auflage.

Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Des Dichters ſeltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden ächter Poeſie dieſes Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeſchylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung begrüßt und von den alten Kunſtrichtern jede in ihrer Perſönlichkeit anerkannt. So wird auch unſere Zeit in dieſem Fauſt die Fortbildung des Dichtergeiſtes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einſicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterſcheiden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Verſuch einer Phyſiologie der Sprache

nebſt hiſtoriſcher Entwicklung der abendländiſchen Idiome nach phyſiologiſchen Grundſätzen.

Von

Dr. K. M. Rapp.

Vier Bände.

gr. 8. Preis 9 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 6 Gr.

Der Verfaſſer hat ſich die neue Aufgabe geſtellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin ſich die Bildung des Abendlands bewegt, vergleichend zu ſchildern. Neben getreuer Benützung der ſtrengwiſſenſchaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, ſind ſeine Vorbilder insbeſondere Rask, deſſen Unterricht er in Kopenhagen aufgeſucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie ſie geſprochen werden, verdankt er die Auffaſſung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgeſtaltigen Erſcheinungen deſſelben, hier vorerſt der Lautlehre, weiß er darzuſtellen als Ausſtrahlungen einer urſprünglichen Einheit. Dieß wird beſonders anſchaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Beiſtand er den oft ſo wunderlichen Eigenſinn der beſtehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben ſind in dieſer Geſammtorthographie gegeben und meiſt von Ueberſetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erſte Band enthält die Theorie, d. h. die Laute und die Erſcheinungen der Quantität und des Accents, ſowie ſich dieſe Seiten der Sprache auf dem Geſammtgebiet der beigezogenen Sprachen darſtellen; außerdem noch den Anfang der hiſtoriſchen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechiſch, Latein, Gothiſch. — Im zweiten Band ſind die mittelalterlichen Sprachen dargeſtellt: Byzantiniſch, Provenzaliſch, Nordfranzöſiſch, Altnordiſch, Angelſächſiſch, Nieder- und Oberdeutſch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausſchluß des Deutſchen, von dem nur das Niederdeutſche aufgenommen iſt, indem das Oberdeutſche ſammt unſrer Schriftſprache dem vierten Band angehören.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Die Zukunft von Deutſchlands Wollerzeugung und Wollhandel.

Ein Buch für Landwirthe, Kameraliſten und Kaufleute

von

J. G. Elsner.

gr. 8. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Einleitung. I. Die Vergangenheit. — Die deutſche Wollerzeugung in der alten Zeit. — Dieſelbe in der jüngern Zeit. — Der deutſche Wollhandel in der alten Zeit. — Derſelbe in der jüngern Zeit. — II. Die Gegenwart und Zukunft. — Der gegenwärtige Standpunkt unſrer Wollerzeugung als Baſis für die Zukunft. Standpunkt nach Quantität und Qualität. — Geſtalt und Gang des gegenwärtigen Wollhandels und die darin liegende Andeutung für die Zukunft. — Parallele zwiſchen Erzeugung und

Digitized by Google

Verbrauch von Wolle. — Die europäiſchen und auswärtigen Länder gegen einander geſtellt. — Nothwendige Harmonie zwiſchen den Wollerzeugern, Wollhändlern und Fabrikanten, wenn ihr Gewerbe beiderſeits in Zukunft in Deutſchland blühen ſoll. — Höhe und Mannigfaltigkeit der Qualität, zu welcher die deutſche Wolle bereits geſtiegen iſt und noch ferner gebracht werden kann, was auf die Sicherung ihrer Zukunft von weſentlichem Einfluſſe ſeyn muß. — Vergleich zwiſchen den Fortſchritten unſrer Merinozucht und der des Auslandes und daraus gezogene Folgerungen und Schlüſſe. — Wird das Verhältniß der Wollerzeugung nach Quantität und Qualität in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands in Zukunft daſſelbe bleiben, welches es gegenwärtig iſt? — Wie kann und wird ſich der Wahrſcheinlichkeit nach das Verhältniß zwiſchen Erzeugung und Verbrauch von Wolle in der Zukunft ſtellen, welche Rolle wird Deutſchland dabei ſpielen, und wie wird es den Anſtrengungen der Engländer begegnen, die ſich von dem ſeitherigen Tribute zu befreien ſtreben? — Kann und wird Deutſchland jemals mit ſeinen ſich aufſchwingenden Wollen-Manufakturen, beſonders wenn ſein Handel an Ausdehnung gewinnt, ſo weit kommen, daß es nicht allein ſeine erzeugte Wolle verarbeiten, ſondern noch fremde bedürfen wird? und welchen Einfluß muß dieß auf die Erzeugung haben? — Beſondere Urſachen, welche die Zukunft der Wollerzeugung und des Wollhandels in Deutſchland günſtig oder ungünſtig geſtalten können. — Von den Wollpreiſen, und zwar von den natürlichen und den künſtlichen; ſo wie von ihren Schwankungen. Können und ſollen Aſſociationen, z. B. Aktien-Geſellſchaften u. dgl. und Staatsregierungen hierauf einwirken? — Die Wollmärkte, wie ſie ſind, wie ſie ſeyn ſollten, und wie ſie wahrſcheinlich in Zukunft ſeyn werden. — Einige allgemeine Betrachtungen und Muthmaßungen.

Ein Mann, deſſen Gründlichkeit und Klarheit in dem, was er über ſein Lieblingsfach ſchreibt, bekannt iſt, behandelt hier einen Gegenſtand der National-Induſtrie, welcher unſerm Vaterlande bisher goldene Früchte getragen. Er widerlegt ſiegend die Beſorgniß, die man wegen ſeines Verluſtes hegen könnte, und gibt zugleich eine vollſtändige Anweiſung, wie Deutſchland mit dem glücklichſten Erfolge jeder verſuchten Konkurrenz von außen begegnen muß. Wir halten jedes Wort, was wir weiter zur Empfehlung des Buches beifügen könnten, für überflüſſig, weil es ſonſt ſcheinen möchte, als bedürfe es derſelben und werde ſich nicht ſelbſt empfehlen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Der deutſche Zollverein

in

## ſeiner Fortbildung.

Von

**Guſtav Höſken.**

gr. 8. Velinp. br. Preis 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

1) Einführung in das Bedürfniß einer kräftigen Organiſation des Zollvereins. 2) Die Bedeutung und Fortbildung der Zollvereinstage, entwickelt aus der Geſchichte ihrer Entſtehung. 3) Der Vereinstarif als Grundlage der politiſchen Oekonomie des Zollvereins. 4) Der Eingang in den zweiten Zeitabſchnitt des Zollvereins. 5) Die Stellung des Zollvereins zu Oeſterreich; Ausſicht und Mittel zur Annäherung beider Handelskörper. 6) Des Zollvereins Beziehungen zu den Niederlanden, den Hanſeſtädten und Dänemark, im Zuſammenhange dargeſtellt mit der Handelspolitik dieſer Staaten und ihrem Verkehr mit den übrigen Ländern. 7) Deutſche Beziehungen zu Großbritannien. 8) Organiſirung der deutſchen Schifffahrt. 9) Die Theorie der Continentalſperre gegenüber der Colonialausbreitung. Schlußwort. — Nachtrag zur Staatsökonomie des Zollvereins: Das Schutzbedürfniß der Gewerbe im Zollverein.

Die Erfahrungen unſerer jüngſten Geſchichte lehren, daß die Zeit gekommen, wo nur noch ein das Geſammtvaterland umfaſſendes Streben fruchtbar iſt, auf jedem andern aber der Unſegen des Mißlingens ruht. Und ein ſolches Streben auf dem Gebiete des Zollvereins fruchtbar zu machen, zu ſeiner Kenntniß wie zu ſeiner Fortbildung beizutragen, dazu ſoll gegenwärtige Schrift dienen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Gedichte

von

## Karl Egon Ebert.

Vollſtändige Ausgabe in drei Büchern

**in dritter ſtark vermehrter Auflage.**

8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Erſtes Buch: **Natur und Liebe. Lieder. Sonette.**
Zweites Buch: **Kunſt und Literatur.**
Drittes Buch: **Sage und Geſchichte.**

In Karl Egon Ebert's Gedichten begrüßt uns die Muſe, wie ſie Einer ſeiner Landsleute und Dichtergenoſſen ſchildert, „die traute, keuſche, wahre, fromme Muſe," die einſt friedlich durch Deutſchlands Auen ſchritt, der Heimath Recht und Sitte vertrat, die Saat des Friedens beſchwichtigend ausſtreute, Paläſte und Hütten als Botin einer ſchönern Flur heimſuchte, jedem Dinge den ächten und ungeſchminkten Namen lieh, die noch einen Gott im Bilde ſeiner Schöpfung verehrte, und ihr ſchlichtes Lied noch für ein Gebet hielt. Dieſer Muſe wird ein unverwöhntes Ohr immer gerne lauſchen, wenn ſie in Liedern und Sonetten die Segnungen der Natur und das Tröpſchen Liebe preist, ohne welches Leben nicht Leben wäre, für ächte Künſtler und Dichter ſich begeiſtert, den Spott ſich nur da erlaubt, wo er hingehört, Sage und Geſchichte in lichten, verſtändlichen Bildern ſpiegelt. Dieſe neue Sammlung bringt neben Vielem, das dem Publikum ſchon bekannt und werth iſt, auch vieles Neue, das gewiß ſeine Zuneigung erwerben wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Die chriſtliche Lehre

nach dem

## kleinen Katechismus Luthers.

Zur Unterweiſung geordnet

von

**G. Mehring,**

Prälat.

8. Velinp. broch. Preis 20 kr. oder 6 gGr.

Des Verfaſſers Streben war es, die chriſtliche Lehre in ihrer Begriffs-Einheit aufzufaſſen und darzuſtellen, zugleich zu zeigen, wie ſich dieſe Darſtellung am Luther'ſchen Katechismus, der auch als evangeliſche Bekenntnißſchrift ſo große Bedeutung hat, durchführen laßt, indem gerade er für eine methodiſche Entwicklung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformations-Zeitalter vermißt wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 215.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 8. September 1845.

Good e'en to your worships! more of your conversation would infect my brain. I will be bold to take my leave of you.

Shakespeare.

## Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Um fünf Uhr wurde in unſerem Wirthshauſe, das ich nicht nennen mag, weil ich's nicht empfehlen will, geſpeiſt. Ich kam, als bereits die ganze Geſellſchaft zu Tiſche ſaß. Es waren lauter jüngere Leute, eine table de garçons; das Geſpräch war ihrem Alter angemeſſen, ſpielend, witzelnd, moquirend, nichtsſagend. Es war viel die Rede von den Damen, und die Herrn ſahen dabei aus, ſprachen und nahmen die Neckereien ihrer Nachbarn in einer Art auf, daß ich glaubte, unter die gefährlichſte Race von Löwen gerathen zu ſeyn. Es war auch von einem Balle die Rede, der nächſtens ſtattfinden ſollte, und einer der Anweſenden war Commiſſär.

So kam das Ende des Eſſens heran, und als man aufſtand, gingen zwei Herrn ohne Hülfe von Krücke und Stock davon, die andern waren ſämmtlich lahm, ſchleppten ſich und hinkten weg. Das waren die Löwen von Bareges. Ich muß geſtehen, dieſer lahme Aufbruch nach der rüſtigen Sitzung flößte mir das tiefſte Mitleid ein und brachte den Entſchluß zur Reiſe, hier nur ſo lange zu bleiben, als zum Verſchnaufen nöthig. — Das Eſſen war überdieß erbärmlich ſchlecht. Es kam eine Schüſſel Iſard * auf den Tiſch, die die ganze Stube im wahren Sinne des Wortes verpeſtete. Die Mehrzahl der Gäſte lobte indeſſen die Zartheit des Fleiſches. Ich wollte es verſuchen, aber es war mir unmöglich, mit dem Geſtanke unter der Naſe vorbei zum Munde zu kommen.

Nach einem Abendſpaziergange ging ich auf den Cercle. Dieſer war leidlich genug; es gab viele Zeitungen, es wurde Domino, Dame und Karten geſpielt, geſprochen faſt gar nicht. Der Cercle iſt für die Herrn, man abonnirt ſich auf denſelben; für die Damen hält die Frau des Badearztes, Herrn Pagès, eine Art offenen Salon. Aber das verhindert nicht, daß, wie unſere Tiſchgeſellſchaft einſtimmig bezeugte, alle Welt ſich auf's Gräßlichſte langweilte. — Ich ging bei Zeiten zu Bett, ſtand bei Zeiten auf, machte ein Kreuz über Bareges, hing meine Jagdtaſche über die Schultern und zog nach Luz.

### Luz und St. Sauveur.

Die Landſtraße von Bareges nach Luz geht ziemlich ſteil bergab. Obgleich nur 6000 und etliche Metres von einander, liegt Bareges doch 530 Metres höher als Luz. Mit jedem Schritte wird die Gegend freundlicher, bis ſich zuletzt das Thal öffnet und das kleine Städtchen, mit friſchen Wieſen umgeben, von zwei alten Ruinen geſchützt,

* Der Iſard iſt die Gemſe der Pyrenäen.

Digitized by Google

von grünen, baum- und grasreichen Bergen eingeſchloſſen, vor uns liegt. — Wir ſind hier in einem Luz—ern der Pyrenäen. Es iſt auffallend genug, daß ſich dieſe Namen hier wiederholen. Ich ſtieß in den Pyrenäen noch auf mehrere Schweizerſtädte, Bern, Biel und dergleichen. Wenn ich ein Gelehrter wäre, würde ich der Urſache dieſes Zuſammentreffens auf die Spur zu kommen ſuchen. Wir Ungelehrten begnügen uns aber mit den Erinnerungen, die uns von hier aus in die Schweizerwelt und aus dieſer wieder in das Pyrenäenleben hinein verſetzen.

Und die Bewohner von Luzern würden ſich ihrer Namensfreunde in Luz nicht zu ſchämen haben. Auch die Pyrenäen zeugten einſt freie Leute und Geſetze der Freiheit. Luz und die Bewohner des ganzen Thales von Bareges, das ſich von Gavarnie bis Pierrefitte erſtreckt, hatten ihre freie Verfaſſung, während anderswo Alles in Knechtſchaft lebte. Sie ſtanden unter der Oberherrſchaft der Grafen von Bigorre, aber ſchon 1077 mußte Bernard II. ihre Gebräuche und Gewohnheiten ſammeln laſſen und beſtätigen. Die Grafen ſchwuren, ſie zu halten, und erſt dann ſchwuren auch die Bewohner des Thales ihnen Treue. Verlezte der Graf die Verfaſſung, ſo entſchieden die Gerichte über die Verletzung, weigerte er ſich, dem Urtheil zu gehorchen, ſo konnte der Verlezte ihm die Treue kündigen und ſich einen andern Herrn ſuchen. Die Bareger konnten nur bei einem Einfalle in ihr Land zu Kriegsdienſt angehalten werden. Sie gaben den Grafen drei Arbeittage und ein Schaaf zum Pfingſtfeſte. — 1171 gab Centule III. dieſelbe Verfaſſung der ganzen Grafſchaft von Bigorre, in die ſich dann das Thal von Bareges halbwegs auflöste, aber vor wie nach durch ſeine eigenen Conſuln und ſeine ſelbſtgewählten Richter regiert, ſo wie durch ſeine Abgeordneten auf den Landtagen der Grafen von Bigorre vertreten war. Unter Heinrich IV. kam das ganze Land an Frankreich.

Wir haben geſehen, daß die Frauen in den Pyrenäen wie die Männer, ja rüſtiger als die Männer, arbeiten. Die alten Geſetze des Landes machten in Bezug auf das Erbrecht des Erſtgeborenen keinen Unterſchied zwiſchen Mann und Weib. War ein Mädchen die Aelteſte der Familie, ſo erhielt ſie das Erbgut und heirathete in der Regel den nachgeborenen Sohn einer andern Familie, der dann aber in der Regel ihren Namen annahm. Die thatſächliche Gleichſtellung von Mann und Weib muß hier alſo ſchon ſehr alt ſeyn; und wer weiß, ob dieſelbe nicht bis zu den Sagen von den Amazonen, die einſt in den Pyrenäen gehaust haben ſollen, hinaufreicht? Jedenfalls aber waren die alten Geſetze gerechter als die neuen, und wenn die Männer die Frauen wie Männer arbeiten laſſen, ſo dürfen jene auch das Recht in Anſpruch nehmen, wie Männer behandelt zu werden und mit ihnen in Rath und Staat gleich zu ſtehen.

Im Wirthshauſe zu Luz fand ich ein gutes Frühſtück und, was mehr werth war, eine freundliche Geſellſchaft. Ein älterer Mann und zwei jüngere ſezten ſich eben zu Tiſch. Ein paar gewechſelte Fragen und Antworten brachten uns bald näher. Auf einmal redete der eine meiner Nachbarn den andern deutſch an. Ich glaube, er that es, weil er mir den Deutſchen anſah. Der Frager aber war ein Holländer, der Gefragte ein Ruſſe, deutſcher Herkunft, der Alte ein Franzoſe. Die deutſche Sprache wurde nun das Band, das uns — auch den Franzoſen, troß ſeiner deutſchen Taubſtummheit — ſehr bald Alle vereinigte. Die drei reisten bereits mehrere Tage zuſammen, und ehe das Frühſtück zu Ende, waren wir ganz gute Freunde, und beſchloſſen dann, den Tag zuſammen in Luz zuzubringen und morgen ebenfalls zuſammen nach Gavarnie zu reiten. Den Tag aber ſchlugen wir als Raſttag auf die beſtmöglichſte Weiſe todt, und zwar auf die folgende.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die Maikönigin.

(Schluß.)

### III.

Ich dachte lang zu ſterben, noch eh' der Frühling kam,
Nun hör' ich auf den Wieſen das muntre junge Lamm.
Ich denke, wie ich traurig vom alten Jahre ſchied,
Zu ſterben, eh das Veilchen und Glöckchen iſt erblüht.

O lieblich iſt das Veilchen, das blüht auf grüner Flur,
Und ſüß des Lämmchens Stimme, hör' ich's auch ferne nur.
O lieblich iſt das Land umher, das friſche junge Grün,
Und lieblich iſt der Tod für mich, die gerne geht dahin.

Hart ſchien mir's, wenn ich nimmer die goldne Sonne ſähe;
Nun ſcheint mir's hart zu bleiben — dein Wille, Gott, geſchehe!
Doch lange wird's nicht währen, bis ich die Ruh' gefunden,
Des Prieſters Worte tröſten mich in den trüben Stunden.

Geſegnet ſey ſein ſanftes Work, ſein greiſes Silberhaar,
Geſegnet ſey ſein ganzes Thun, ſo fromm, ſo mild und wahr,
Geſegnet ſey ſein gütig Herz und ſeine treue Hand!
Ich ſegnet' ihn viel tauſendmal, als er am Bette ſtand.

Er zeigt' mir zwar der Sünde Nacht, doch auch der Gnade Schein,
Und ſteckt' ich ſpät mein Lämpchen an, noch läßt der Herr mich ein.
O Mutter, nimmer wünſch' ich mir das friſche junge Leben;
Ich möchte kommen bald zu Ihm, der ſich für uns gegeben.

Kein Eulenruf, kein Todtenwurm ſagt mir, daß bald es endet,
Es hat ein ſchöner Zeichen mir der liebe Gott geſendet.
Komm Mutter, gib mir deine Hand, daß ich dich recht kann ſchauen,
Zur andern Seite Effie, dann will ich's Euch vertrauen.

Am frühen kühlen Morgen hört' ich der Engel Ton;
Noch war es dunkel draußen, der Mond geſunken ſchon.
Es flüſterten die Bäume, der Wind begann zu wehn,
Am frühen Morgen hört' ich den Ruf an mich ergehn.

Ich lag im Bette wach und dachte an euch Beide,
Und wie ihr einſam ſeyd, wenn ich von euch nun ſcheide;
Ich betete aus Herzensgrund und fühlte mich ergeben,
Da hört' ich liebliche Muſik ſanft durch die Lüfte ſchweben.

Ich dachte: tönt es dreimal, ſo iſt es mir ein Zeichen,
Und dreimal tönte wieder der Ton nach kurzem Schweigen.
Ganz nahe zog's vorüber an meinem Fenſterlein;
Dann ſtieg es auf zum Himmel, verhallt' im Sternenſchein.

So weiß ich, meine Zeit iſt da. Das himmliſch ſchöne Lied,
Es zog mir nur den Weg voran, den meine Seele zieht.
Ich klage nimmer um mich ſelbſt, ich gehe heute gerne;
Doch Effie, tröſten mußt du ſie, wenn ich bin von euch ferne.

Sagt Robert noch ein freundlich Wort, ſagt ihm, daß er nicht weine,
Und eine Beſſere, denn ich, ſoll werden bald die Seine.
Hätt' ich gelebt — ich hätte gern ihm Herz und Hand gegeben,
Doch alles das iſt nun vorbei, ſeit ich entſagt dem Leben.

Wie ſcheint es ſchön und wunderbar! die Stimme, die nun ſpricht,
Mag tönen, eh' der Abend ſinkt, im klaren Himmelslicht.
Für immer und für ewig mit den Guten und den Reinen! —
Was iſt dieß arme Leben werth, wie ſollten wir's beweinen?
Für immer und für ewig! im ſel'gen Heimathland!
Und ſtille dort zu warten, bis Gott auch euch geſandt,
Zu ruhen dort in Gottes Licht, wie hier an deinem Herzen,
Wo alle Müden gehn zur Ruh', wo enden alle Schmerzen.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Prag, Auguſt.**

Eiſenbahn. — Monument Kaiſers Franz. — Vereine. — Deutſche Literatur.

Die Wien-Prager Eiſenbahn iſt vollendet, der Bahnhof hat ſich wie durch Zauberhand empor gehoben und wir ſehen noch in dieſem Monate der Probefahrt entgegen, bei welcher der Erzherzog Franz Karl als Stellvertreter des Kaiſers erſcheinen ſoll; aber auch die Prag-Dresdener Bahn dürfte bald begonnen werden, und da dieſe von hier aus geführt wird, ſo haben wir die Hoffnung, vielleicht ſchon 1846 kleinere Ausflüge auf derſelben zu machen. — Das Monument, welches die Stände dem Kaiſer Franz am Quai ſetzen, wird eine Höhe von 75 Fuß erhalten; die Bildſäule des Kaiſers zu Pferde ſoll von einem auf vier gothiſchen Pfeilern ruhenden Baldachin überragt und von allegoriſchen Figuren umgeben ſeyn. Eben errichtet man am Franzensquai das Gerüſt, unter welchem das Denkmal aufgeſtellt wird. — Der Verein zur Ermunterung des Gewerbgeiſtes in Böhmen zählt bereits 600 Mitglieder, von welchen jedoch im Sommer ſo viel auf dem Lande, in den Bädern oder auf Reiſen abweſend ſind, daß die Sitzungen ſtocken und manchmal gar nicht abgehalten werden können, weil die ſtatutenmäßige Anzahl von Theilnehmern nicht zuſammen kommt. Die Redaktion der „Encyklopädiſchen Zeitſchrift des Gewerbevereins" iſt an Profeſſor Balling übergegangen, und auf den Vorſchlag, noch eine zweite populäre periodiſche Schrift in beiden Landesſprachen herauszugeben, haben ſich der Graf Deym und der Bankier v. Lämel erboten, wenn die Koſten nicht hereingebracht werden ſollten, den Ausfall aus eigenen Mitteln zu decken. Unter den Vorſchlägen des Vereins nennt man, nebſt der Gründung einer Hypothekenbank, noch die Einſchränkung des Hauſirhandels, der allerdings einen ſchädlichen Einfluß auf die Geſittung des Volks ausübt. — Zu dem Verein zum Wohle hülfsbedürftiger Kinder iſt im heurigen Jahre noch eine Aſſociation zur Verſorgung der Dienſtboten hinzugekommen. Der erſte zählt ſchon über 500 Theilnehmer; er wurde 1842 begründet und verſorgte im erſten Jahr ſchon 38 Kinder, deren Zahl bereits auf 86 geſtiegen iſt. Der Erzherzog Stephan ſchenkte der Anſtalt 1000 Gulden C. M. — Der Maler Lexa hatte in der Rotunde auf dem Viehmarkt ein treffliches Panorama von St. Petersburg aufgeſtellt, welches er während ſeines vieljährigen Aufenthalts in Rußland an Ort und Stelle aufgenommen, und dem er nun die Anſicht von Berlin folgen ließ. — Eine der wichtigſten Erſcheinungen im Gebiete der Literatur iſt Fr. Palacky's muſterhafte „Geſchichte von Böhmen," welche langſam, aber deſto ſiegreicher vorwärts geht. Die ſo eben erſchienene erſte Abtheilung des dritten Bandes umfaßt die Geſchichte Böhmens unter Wenzel IV. bis zum Ausbruch des Huſſitenkriegs, den Beginn einer hochwichtigen und unheilvollen Epoche. — Ein recht intereſſantes und zeitgemäßes Werk iſt: „Die medizinischen Anſtalten Prags," geſchildert von Dr. W. R. Weitenweber. Der Verfaſſer beſchreibt gefällig und lichtvoll

Digitized by Google

nicht nur die eigentlichen Kranken-, Irren-, Siechen- und Armenanſtalten, ſondern auch andere Inſtitute zum Gedeihen und Wohl des phyſiſchen und geiſtigen Menſchen (z. B. die Univerſität, das Clementinum, das böhmiſche Nationalmuſeum, den botaniſchen Garten, den mediziniſchen Leſeverein, die gymnaſtiſche Lehranſtalt, die Schwimmſchulen und Badeanſtalten, die Waiſenhäuſer, Kleinkinderbewahranſtalten, die beiden Blindeninſtitute u. ſ. w.), und zeigt ſo die großen Fortſchritte der lezten Jahrzehnte in Wiſſenſchaft und Humanität. Das allgemeine Krankenhaus iſt um die Hälfte, der botaniſche Garten um ein Drittel vergrößert und mit neuen Pflanzen ausgeſtattet, und in allen Anſtalten zeigt ſich ein gleich reges Leben und Vorwärtsſchreiten. Die Verlagshandlung hat dieſes Werk würdig, man kann ſagen glänzend ausgeſtattet und ihm zwölf Anſichten, in Aquatinta auf Stahl geſtochen, und einen mediziniſch-topographiſchen Plan beigefügt, und man kann ſagen, daſſelbe mache dem Land und der Regierung, dem Verfaſſer und Verleger Ehre. — Dr. E. Fr. Rößler, von dem ſo eben: „Deutſche Rechtsdenkmäler in Böhmen," erſter Band, die Preſſe verlaſſen, beabſichtigt die vorzüglichſten Denkmäler des Rechts zu ſammeln und zu erläutern. Dieſer Band enthält: „Das Altprager Stadtrecht aus dem 14ten Jahrhundert." Im Rechtsleben ſpiegelt ſich der Charakter des Volkes ab, und man lernt mit den äußern die innern Zuſtände kennen. Der Verfaſſer führt uns in der Einleitung nicht nur in den Gerichtsſaal, ſondern auch in die Wohnungen der Bürger, und vorzüglich intereſſant ſind die Verhältniſſe der Fremden und Juden zur Stadt und Bürgerſchaft in jenem Zeitabſchnitt. — Von „Böhmens Ritterburgen und Bergſchlöſſer," geſammelt von F. Alexander Heber, iſt bereits das achte Heft des dritten Bandes erſchienen, und da die Verlagshandlung das Ganze auf ſechs Bände berechnet, ſo iſt beinahe die Hälfte deſſelben in den Händen der Pränumeranten. Der erſte Band enthielt 25 Burgen und 75 Burgfragmente mit 50 Abbildungen und Grundriſſen, der zweite Band 15 Burgen und 47 Fragmente mit eben ſo viel Abbildungen, und der dritte bisher 25 Veſtenbeſchreibungen. Manche Burgen haben 2 — 3 Anſichten und einen Plan. — A. Sembera hat eine Monographie ſeiner Vaterſtadt: „Hohenmauth, die königliche Leibgedingſtadt in Böhmen," herausgegeben, die Gründlichkeit mit Treue vereinigt. Hohenmauth (gegenwärtig einer der Hauptpunkte der Wien-Prager Eiſenbahn) war ein Lieblingsort Premiſl Ottokars II. Vorzüglich intereſſant ſind im Buche die Notizen über alte Volksgebräuche. — In vierzehntägigen Heften erſcheint ein „Handwörterbuch der Landeskunde des Königreichs Böhmen" von F. C. Battemich, welches, nach den erſten zwei Heften zu ſchließen, ſich einer großen Vollſtändigkeit zu rühmen haben wird. — Poetiſche Sammlungen ſind bei uns ſelten, und wenn ſie entſtehen, wandern ſie gewöhnlich in's Ausland. Die dritte Auflage von K. E. Eberts Gedichten iſt ſo eben bei J. G. Cotta, die von Alfred Meißner bei Phil. Reclam junior herausgekommen, und auch die zweite Auflage von Friedrich Bach's Poeſien wird wieder in Leipzig erſcheinen.

(Fortſetzung folgt.)

## Leipzig, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Auguſtereigniſſe.

Mit wahrhaft aufopfernder Ausdauer unterzogen ſich von da an Communalgarde und Studenten dem anhaltendſten Wachdienſt Tag und Nacht, und wenn je das Inſtitut der Communalgarde ſich als ein bedeutungsvolles erwieſen hat, ſo iſt es in dieſen ſchweren, unheildrohenden Tagen geſchehen. Bürger und Studenten beſiegten ſich ſelbſt, indem ſie ihren gerechten Unmuth der öffentlichen Sicherheit zu Liebe verſtummen ließen und diejenigen, die ſie als Feinde betrachteten, vor der blinden Wuth des Pöbels ſchützten. Seit den Abendſtunden des 13ten Auguſt glich das Schloß einer belagerten Feſtung, indem es, namentlich des Nachts, ſtets von einem Bataillon Communalgarde durch zahlreiche Wachen eingeſchloſſen ward, die Jedermann fern hielten. Es war dieß um ſo nöthiger, als das an ſich unſchuldige Militär von der erbitterten Menge durch ſchmachvolle Schimpfworte inſultirt wurde und zulezt vielleicht Repreſſalien ergriffen hätte.

Um fünf Uhr Abends deſſelben Tages traten auch die Stadtverordneten zu einer außerordentlichen öffentlichen Sitzung zuſammen, um eine Adreſſe an den König zu entwerfen, in welcher ſie ihren Schmerz über die traurigen Vorgänge ausſprachen, um ſtrengſte Unterſuchung baten und auf Verlegung der Garniſon antrugen. Eine Deputation des Rathes wie der Stadtverordneten ging ſofort nach Dresden ab.

In Folge der getroffenen Vorſichtsmaßregeln und der Einheit, die unter Bürgern und Studenten herrſchte, wurde jede weitere Ruheſtörung unmöglich gemacht. Patrouillen durchſtreiften fortwährend Plätze und Straßen, zerſtreuten ſich ſammelnde Menſchengruppen und verhafteten Widerſpenſtige. Die Nacht, ſo wie der folgende Tag vergingen ruhig. Nur die Aufregung der Gemüther dauerte fort, da inzwiſchen noch zwei Bataillone Infanterie (Schützen und Jäger) und eine Schwadron Cavallerie eingerückt waren, ſich jedoch ruhig in den Kaſernen verhielten. Die nahe bevorſtehende Beerdigung der Gefallenen, die Freitags ſtattfinden ſollte, verſammelte wieder Tauſende im Schützenhauſe zu einer Berathung. Man wünſchte ein gemeinſames, großartiges Leichenbegängniß, eine Trauerfeierlichkeit, an welcher die ganze tief betrübte Stadt Theil nehmen ſollte. Zu dieſem Behufe ſchickte die Verſammlung verſchiedene Deputationen ab: an den Stadtrath, um von ihm die Stadtfahnen ſich zu erbitten, an die Kommandanten der Communalgarden, um ſich der Mitwirkung ſämmtlicher Mannſchaften zu verſichern, an den Stadtkommandanten, Obriſt v. Buttlar, um ihn dringend zu bitten, die Schützen an dieſem aufregenden Tage im Schloß Pleiſſenburg zu halten, damit während der traurigen Feierlichkeit kein Exceß vorfallen möge. Alle dieſe Deputationen fanden die erwünſchteſte Aufnahme, nur bemerkte der Obriſt v. Buttlar, die Bürger möchten bedenken, daß die Schützen als Corps nicht für das, was ihnen befohlen worden wäre, verantwortlich gemacht werden könnten, der Vorwurf treffe ganz allein den Befehlenden. Eine vierte Deputation ward noch an den Dresdener Bahnhof geſendet, um die von Dresden zurückkommenden Deputationen zu empfangen und von ihnen zu erfahren, wie der König die Adreſſe aufgenommen habe. Nach 8 Uhr erſchienen die Deputirten vor der Volksverſammlung und Appellationsrath Dr. Haſe theilte derſelben die Antwort des Königs mit, die viel zur Beruhigung der Gemüther beitrug.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 9. September 1845.

En hic est ille terrarum victor et totius orbis domitor, in machina pendens et ad periculum suum plaudens. Ecce populus romanus universus velut duobus naviglis impositus, binis cardinibus sustinetur, et se ipsum depugnantem spectat, periturus momento aliquo luxatis machinis.

Plinius.

## Die römiſchen Amphitheater.

Wir haben vor Kurzem in dieſen Blättern die römiſchen Fechterſpiele beſprochen. Ueber den Schauplatz derſelben, das Amphitheater, konnten wir uns dabei nicht weiter verbreiten, um die Abhandlung nicht zu ſehr anzuſchwellen. Zweckmäßiger dünkte es uns, dieſem Gegenſtand einen beſondern Artikel zu widmen und nach unſerer Weiſe andere Züge des antiken Lebens damit zu verflechten. Das römiſche Amphitheater nimmt um ſo mehr das Intereſſe in Anſpruch, als in unſerer Zeit wieder öffentliches Leben zu erwachen ſcheint und dieſem entſprechende Bedürfniſſe ſich geltend machen.

Im Abſchnitt über die Fechterſpiele haben wir geſehen, daß im republikaniſchen Rom das Forum romanum der Schauplatz derſelben war. Sogar noch die Spiele, welche Cajus Cäſar Octavianus zum Andenken des großen Diktators, ſeines Adoptivvaters, mit der größten Pracht ausrichtete, wurden auf dem Römermarkte gehalten; deßgleichen diejenigen, welche der nachmalige Kaiſer Tiberius als Jüngling zu Ehren ſeines leiblichen Vaters, des Tiberius Claudius Nero, erſten Gemahls der Livia, anſtellte. — Der erſte, welcher gleichwohl das Gladiatorenſpiel vom Marktplatze in einen geſchloſſenen Raum verlegt hatte, war der jüngere Cajus Scribonius Curio geweſen, jener als politiſche Wetterfahne und überhaupt als Schwindelgeiſt und Abenteurer in jeder Hinſicht berüchtigte Freund und Korreſpondent des Cicero, welcher als Parteigänger Cäſars in Afrika tapfer fechtend fiel. Als dieſer zum Leichenbegängniß ſeines Vaters verſchiedene Schauſpiele zu geben vorhatte und mit dem reichen Scaurus, der ſo eben ſein ſpäter zu beſchreibendes Theater mit unermeßlicher Pracht, wenn gleich nur für augenblicklichen Bedarf, aufgeführt hatte, wegen ſeiner beſchränkten Mittel nicht wetteifern konnte, erſann er etwas Originelles, wo der Witz die Koſtbarkeit aufwiegen mußte. Er gab am Vormittage auf zwei einander mit dem Rücken zugekehrten, ſammt den Zuſchauerſitzen aus Holz gezimmerten Bühnen dramatiſche Vorſtellungen. Gegen Abend drehte ſich plötzlich die ganze Vorrichtung von beiden Seiten her auf zwei Kurbein; die beiden Scenen fügten ſich an einander, die Dekorationen und der ſonſtige Theaterapparat wurden hinweggenommen und die halbrunden Kreiſungen der Zuſchauerſitze des Theaters umſchloſſen nun in einem eigentlichen Amphitheater, d. h. in einem ringsum ſich terraſſenförmig erhebenden Eirund, einen mit Sand beſtreuten Gladiatorenplan. Plinius der Aeltere, welcher uns von dieſer ſinnreichen Maſchinerie Kunde gibt, verfehlt nicht, ſich im Tone ſeiner großväteriſchen Strafpredigten über das Halsbrechende und Unvorſichtige einer ſo kühnen

Digitized by Google

Veranſtaltung zu formaliſiren. Was wäre aber römiſchen Kräften unmöglich geweſen? und ſicherlich haben wir die Thatſache dieſes wunderbaren Baues nicht in Zweifel zu ziehen, wenn auch die Conſtruktion im Einzelnen manches mathematiſche Problem darbieten ſollte. Schwer iſt insbeſondere zu begreifen, wie bei dem Herumdrehen der Zuſchauerſitze das im Freien ſchwebende Bretterwerk die ungeheure Laſt mit Sicherheit halten konnte, ohne unter demſelben zuſammenzubrechen; manchem ehrlichen Philiſter Roms mag bei dieſer genialiſchen Luftreiſe bange geworden ſeyn.

Damals war aber dieſer Bau nur vorübergehend; auch ein zweites Amphitheater, das unter dieſem eigentlichen Namen Julius Cäſar im Jahr 708 für ſeine Gladiatorenſpiele und Hetzjagden anlegte, war nur von Holz und wurde wieder abgebrochen. Es befand ſich auf dem von dieſem Diktator erbauten und geſchmückten Markte, dem Juliſchen, welcher oſtwärts vom Römermarkte lag. Das erſte wirklich ſtändige und aus Stein aufgeführte Amphitheater verdankten die Römer dem in mehreren Kriegen, namentlich durch ſeine Siege über die nordſpaniſchen Gebirgsvölker bewährten Freunde Auguſts, Statilius Taurus, der daſſelbe auf ſeine Koſten, natürlich aus mancher Waffenbeute, aufführen ließ und im Jahre 725 mit einem Gladiatorenſpiel einweihte. Er machte ſich durch dieſes Geſchenk bei dem Volke ſo beliebt, daß ihm daſſelbe das Recht zuerkannte, alljährlich einen der Prätoren nach ſeiner Wahl einzuſetzen, welche Auszeichnung ihm ohne Zweifel Auguſt, als er die Oberherrſchaft mehr und mehr in monarchiſche Formen faßte, gelaſſen haben wird. Dieſes Amphitheater befand ſich auf dem Marsfelde. Caligula faßte gegen daſſelbe eine Abneigung, aus welchem Grunde, wiſſen wir nicht; er ließ in ſeinen lezten Zeiten ſeine Spiele nicht mehr dort halten, ſondern richtete Lokalitäten für das augenblickliche Bedürfniß ein. Auch Nero baute unter weitläuftigen, ein ganzes Jahr hinnehmenden Anſtalten im Jahr 58 ein hölzernes Amphitheater auf demſelben Platze, wo das ſteinerne ſtand, nämlich auf dem Marsfelde. Dieſes aber ward im Jahre 65 bei dem großen von beſagtem Kaiſer, der ein ſchöneres und regelrechter gebautes Rom haben wollte, geſtifteten Brande von den Flammen verzehrt.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Nach dem Frühſtück machten wir einen Ausflug nach dem eine halbe Stunde von Luz gelegenen St. Sauveur. Es war ein ſchöner Tag; die klarſte Sonne belebte die Berge, und der ſchönſte Wechſel zwiſchen Wieſen und Fruchtfeldern und Baumgruppen machte die Berge von St. Sauveur zum freundlichſten Hintergrunde des ſchönen Thales von Luz. St. Sauveur iſt ein kleines Dörfchen, eine einzige Straße von etwa vierzig Häuſer, die um die Badeanſtalt und eine geſchmackloſe Kirche in der Mitte des Berges liegen. Ein Biſchof wurde dort von einer Nervenkrankheit hergeſtellt; die Herzogin von Angouleme wählte es zu ihrem Lieblingsbade, und ihr folgten ſo viele Engländer, daß es in dieſer Straße, die kaum eine Theilung zuläßt, dennoch ein Quartier des Anglais gibt. Der Biſchof, die Prinzeſſin, die Engländer zogen von da an von Jahr zu Jahr eine große Zahl nervenſchwacher Weiber nach St. Sauveur.

Wir ſahen uns die Badeanſtalt an, zogen durch das Dörfchen und hinter ihm den Berg hinauf, bis wir an eine Stelle kamen, wo ſich die Ausſicht auf das Thal von Luz und Pierrefitte öffnet. Hier ruhten wir aus, ſtundenlang, in nichtsſagenden Geſprächen. Der Ruſſe war ein gebildeter, gewandter Mann, der geſehen und gehört hatte, der Holländer hörte ruhig zu, der Franzoſe hielt ein Mittagsſchläfchen. Und die Zeit lief ſo raſch ſie konnte. Ich hatte lange genug allein gelebt, um mich des Genuſſes zu freuen, einmal wieder nach Herzensluſt die Gedanken aus- und eintauſchen zu können. — Auf dem Rückwege beſuchten wir den Park von St. Sauveur. Alles war hier ſtille und leer, nur zwei, drei Leuten begegneten wir. Es ſcheint, die Herzogin von Angouleme, die eine Denkſäule im Park aufführen ließ, hat dem Bade nicht gerade genüzt. Die Inſchriften der Säule ſind ausgeriſſen, aber die mittelbürgerliche Ariſtokratie hat ſich, troß dieſes ihr wohlgefälligen Vandalismus, von dem Bade der legitimiſtiſchen Ariſtokratie zurückgezogen.

Wieder in Luz angekommen, beſuchten wir die merkwürdige Kirche. Sie wurde von den Tempelrittern gebaut, beſteht aus zwei Kirchen, von denen die eine wahrſcheinlich früher zum Verſammlungsſaale der Templer diente, und iſt mit einer feſten Mauer mit Schießſcharten für Gewehre und Kanonen umgeben. Der Thurm iſt ebenfalls ein Feſtungsthurm. In dieſe Kirche, in dieſe feſte Burg zogen ſich die Bewohner von Luz zurück, ſo oft ſie angegriffen wurden. Die Kirche ſcheint alt genug zu ſeyn, um bis in die Zeiten der Mauren hinauf zu reichen; doch will ich das nicht verbürgen. — In der zweiten Kirche fanden wir den Prieſter einſam und allein vor dem Altare auf und ab gehend und ſein Brevier betend. Wenn mich die geiſtlichen Herrn und die Nonnen, die ihre Frömmigkeit auf der Landſtraße ſcheinen ließen, ſtörten und mir zum Aergerniß wurden, ſo verließ ich die einſame Kirche hier ſo bald als möglich, um den ſtillen Beter nicht zu ſtören und zu ärgern.

Digitized by Google

Auf dem Kirchhofe um die Kirche, dem Wall der Feſtung, lagen Schritt an Schritt einfache große Schieferplatten, auf denen ein Name und eine Jahrszahl, oft nur ein paar Buchſtaben eingegraben waren; aber an der Mauer ſtanden zwei große ſtolze Gräber, Urnen, Säulen, „die beſten Gatten, Väter, Kinder, Freunde und Bürger.“ Der Herr habe ſie ſelig; aber die Windbeutelei nach dem Tode iſt doch die allerdummſte, die es gibt. — Jene einfachen Schieferſteine auf den Gräbern laſſen auf ein ſehr einfaches und einfältiges Volk ſchließen. Nur fürchte ich faſt, daß ſeit Luz zum Vermittlungspunkte zwiſchen Bareges und St. Sauveur wurde, die Einfalt gar oft zwiſchen all den Poſtchaiſen in's Gedränge gekommen ſeyn wird. Ich habe allerlei böſe Erfahrungen in ganz kurzer Zeit gemacht.

Nach unſerm Abend-Mittageſſen machten wir noch einen Ausflug auf die Ruine der Burg St. Marie. Sie liegt auf einem Hügel im Thale zwiſchen drei das Thal einſchließenden Bergen, und beſteht aus einem runden und einem viereckigen Thurme nebſt der ſie verbindenden Ummauerung; genug, um den Umfang und die Bedeutung der alten Burg anzudeuten. Hier hausten einſt die Grafen von Bigorre und Bareges und deren Vertreter. Im vierzehnten Jahrhundert kam das Land und die Burg durch den Vertrag von Bretigny an die Engländer. Ein baron des Angles hauste in ihr bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts; aber er begünſtigte die aragoniſchen Bauern zum Nachtheil derer im Thale von Bareges. Mit den Herrn waren die Engländer leichter fertig geworden; als ſie aber das Volk verlezten, war ihre Herrſchaft bald zu Ende. 1404 ſchloſſen ſich die Bewohner von Luz dem Adel von Bigorre an, ſtürmten das Schloß unter der Anführung eines der Ihrigen, Auger Coſſite, und nahmen es nach hartem Kampfe weg.

Als wir den Weg nach der Ruine einſchlugen, kam die ganze Jugend des Dorfviertels zugeſtrömt, wollte einen Sous haben und erbot ſich, uns auf den Berg zu führen. Ein ſchmuckes Mädchen von zehn Jahren eroberte den Vorrang. — Da die neugemähten Wieſen bewäſſert wurden, ſo that uns die kleine Führerin ganz gute Dienſte. Auch legte ſie ein Brett über einen kleinen Bach, den wir ſonſt hätten überſpringen müſſen. So kamen wir endlich oben an; aber die Ruine war verſchloſſen. Das Mädchen fragte, ob ſie den Eigenthümer rufen ſollte? „Koſtet ſo und ſo viel,“ hieß das auf deutſch. Es war ſchon ſpät, die Sonne untergegangen, und ſo begnügten wir uns zu ſehen, was offen war, die Ausſicht, die in der halb nächtlichen Beleuchtung ausnehmend reizend war. Das Thal, die Berge, Luz mit ſeiner Kirchenburg, eine zweite Ruine, der, vor der wir ſtanden, gegenüber, zwei Flüſſe, die ſich hier verbinden, die lebendigſten Wieſen, die ſchönſten Baumgruppen und Alleen: es war vollkommen ein Schweizerbild und zwar der ſchönſten Art.

Aber die kleine Führerin hatte ſchon den Inſtinkt der Guides. „Meine Herren, jezt müſſen wir hinabgehen, ſonſt iſt das Brett nicht mehr da!“ Ich mußte hell auflachen; dieſe Ungeduld, ihre paar Sous zu erhalten, entſprach vollkommen der Anſicht, die ich von den Guides aus Erfahrung erlangt hatte. „Daß dich der Kuckuck, kleine Hexe!“ ſagte ich ſo freundlich als möglich. — „Wenn Sie nicht mitkommen, ſo gehe ich allein.“ — „Lauf, wenn's dir Spaß macht.“ Und wirklich ging ſie, und ihr nach der ganze Zug der Straßenjugend, die uns gefolgt war. — Wir blieben noch eine Weile, dann gingen wir auch hinab. An der Brettbrücke angekommen, fanden wir dort die ganze Dorfjugend, aber auch eine Frau, die das Brett hielt und den Zoll einzog. Ich glaube, die Kleine hatte dieſe Entwicklung vorher geſehen und wollte ihr durch ein raſches Manöver vorbeugen. Als wir über der Brücke waren, ſtand eine zweite Frau da und ſagte gebieteriſch: „Zahlen Sie die Wieſe, ſie gehört mein!“ Ich wußte erſt gar nicht, was ſie wollte, und begriff nur nach und nach, daß ſie uns ein Weggeld für die zehn Schritte über ihre Wieſe abverlangte. — Ja, die Schieferplatten auf den Gräbern gehören einer andern Zeit an.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Leipzig, Auguſt.**

(Fortſetzung.)

### Die Auguſtereigniſſe.

Am Morgen des 15. Auguſt trat die Communalgarde ſchon früh 5 Uhr unter die Waffen. Sechs der Gefallenen ſollten Vormittags zuſammen beerdigt werden, die Beſtattung des Siebenten, des Privatgelehrten Nordmann, mußte bis in die Nachmittagsſtunden verſchoben werden, da die Familie eine Klage anſtellen wollte und zu dieſem Behufe eine Obduction des Leichnams unerläßlich war. In der ſiebenten Stunde ſezte ſich dieſer Rieſenleichenzug, wie Leipzig noch keinen geſehen hatte und, Gott gebe es, keinen wieder ſehen möge, vom Hoſpital zu St. Jakob aus in Bewegung. Er ward eröffnet durch die reitende Communalgarde und eine Kompagnie Communalgarde zu Fuß. Dieſen ſchloß ſich eine Abtheilung bewaffneter, mit Binden und Schärpen geſchmückter Studenten an. Hinter dieſen erklangen die Klagetöne des Trauermarſches, den das Muſikchor des vierten Bataillons anſtimmte. Umgeben von Studenten mit der großen, umflorten Univerſitätsfahne, welche die Bürgerſchaft den Studirenden zum Andenken an die gemeinſamen Mühen und Leiden des Jahres 1830 geſchenkt, und dem Ausſchuß, folgte der erſte Sarg. Er barg die Leiche des Handlungscommis

Digitized by Google

Freygang, eines 19jährigen Jünglings. Volk aus allen Ständen ſchloß ſich dieſem an, worauf zwei mit Blumen bekränzte Särge ſichtbar wurden, denen Marſchälle mit einem Cypreſſenkranz und Palmenzweigen in den Händen vorausgingen. Die beiden Poſtſekretäre Priem und Jäniſch ſollten in ihnen der Erde übergeben werden. Die Geiſtlichkeit und das ganze Poſtperſonal in Galauniform folgte ihnen. Nach einem zweiten Muſikchor und einer abermaligen großen Anzahl Leidtragender erſchienen die vier Viertelsfahnen, welche den Sarg des Markthelfers Kleeberg umgaben. Dann folgte die umflorte Fahne der Kramerinnung, umgeben von den Inſignien des Handelsſtandes, den vergoldeten Ankern und Merkurſtäben, worauf in einem Leichenwagen der Sarg des Polizeidieners Arland dem Zuge ſich anreihte. Den Schluß des erſchütternden Leichenzuges machte der Sarg des Schriftſetzers Müller aus Augsburg. Ihn begleiteten ſeine Kollegen mit den goldenen Greifen und der Fahne der Buchdruckerinnung, und Tauſende von Menſchen ſchloſſen ſich ihnen an. Der Zug, von einer wandelnden Kette Communalgarde umgeben und geſchützt gegen den Andrang der zahlloſen Zuſchauer, bewegte ſich um einen Theil der Promenade am Schloſſe vorüber, da die einzelnen Särge vor den Wohnungen der Gefallenen abgeholt werden mußten, durch die Hauptſtraßen der Stadt nach dem Friedhofe zu St. Johannis. An 15,000 Menſchen mochten ſich an ihm betheiligt haben, während eine gleich große Menge mit thränenden Augen ihn an ſich vorüberwandeln ließ. Erſt in der zehnten Stunde kam er auf dem Platze vor dem Friedhofe an, wo die Särge in einer Reihe niedergeſezt und der ungeheuern Menſchenmenge wegen der Trauergottesdienſt gehalten wurde. Während des Zuges läuteten alle Glocken, was bei Leichenbegängniſſen ſonſt nie geſchieht. Als Redner traten auf Dr. Jordan, M. Zille, Rob. Blum, Superintendent Dr. Großmann und Stud. Dulk aus Königsberg. Um halb 11 Uhr war die Feierlichkeit vorüber, die momentan nur durch das Gerücht von ausgebrochenen Unruhen in der Nähe des Schloſſes unterbrochen wurde, was die Abſendung einiger Kompagnien Communalgarde nöthig machte. Einige Ruheſtörer hatten die Fenſter in der Kaſerne mit Steinen einzuwerfen verſucht, wurden aber ſogleich zerſtreut. Ungeachtet ſich den ganzen Tag über eine überreizte Stimmung im Volke bemerkbar machte, gelang es doch der Wachſamkeit der Communalgarde, allem Ungebührenden zu ſteuern. Während der Nacht waren die Poſten noch verſtärkt, und die Studenten verſäumten nicht, durch häufiges Patrouilliren die Straßen von Müßigen zu ſäubern. Sonnabends traf der Geheimerath von Langenn ein und überbrachte dem Rath eine Bekanntmachung des Königs, die Sonntags mit Tagesanbruch an den Straßenecken angeſchlagen wurde. Ich kann es mir erſparen, auf den Inhalt derſelben hier näher einzugehen, da ſie bereits durch alle Zeitungen die Runde gemacht hat zugleich mit den übrigen Bekanntmachungen, die der Rath von Zeit zu Zeit erließ.

(Schluß folgt.)

## Prag, Auguſt.

(Fortſetzung.)

### Literatur.

Ebert hatte ſich bereits durch die erſte Auflage ſeiner Gedichte einen Rang unter den deutſchen Dichtern geſichert. Die zweite und dritte brachten bedeutende Vermehrungen und einige polemiſche Gedichte gegen die neuern Zeitrichtungen, die, wenn ſie auch den Ruhm des ächten Poeten nicht erhöhen, doch beweiſen, daß er eben ſo viel Wiz und Laune als Gefühl und Geiſt, Kraft und Phantaſie beſizt. Meißner wird bald ſeinen Weg machen, und Bach, deſſen „Senſitiven“ weniger Theilnahme erregten als verdienten — vielleicht weil ſie gar nicht politiſch waren — ſich gewiß auch unter den deutſchen Poeten feſtſetzen und behaupten, wenn manche lärmende Ephemeren vergeſſen ſeyn werden. — Von dem Werke über Boſeo, welches Profeſſor Franceſconi ankündigte, iſt erſt ein Heft erſchienen, und zwar in deutſcher Sprache. Die verſprochenen andern germaniſchen, ſlaviſchen, romaniſchen, türkiſchen und magyariſchen Ueberſetzungen ſollen noch folgen. — Die Verlagshandlung Gottlieb Haaſe Söhne hat den von ihr beabſichtigten neuen hebräiſchen Verlag vorläufig mit ſieben iſraelitiſchen Gebetbüchern begonnen: Tephilath isreal in 4 Nummern (einige mit Ueberſetzungen), T. I. Derech Hachajim-Sidur u. ſ. w., welche bereits erſchienen ſind. — Die Journaliſtik geht ihren gewohnten Gang fort. Die Oekonomen kaufen und leſen fleißig die ſoliden „ökonomiſchen Neuigkeiten und Verhandlungen.“ Die „Bohemia“ (redigirt von F. Klutſcher und Gutt) wechſelt in ihren Erzählungen und Novellen zwiſchen Original und Ueberſetzung, und unter ihren Erzählern herrſchen Ladislaus Tarnowsky, Jean Charles, J. P. Lyſer und Paul Aſper vor. Bei einer Erzählung von Joſeph Wenig: „der Ehemann in tauſend Nöthen,“ ſahen die Leſer in wahren Nöthen dem Ende entgegen, das erſt nach eilf Nummern erfolgte. Außerdem pflegt die „Bohemia“ ihre Moſaik. „Oſt und Weſt“ (Redakteur Rudolph Glaſer) bringt manchen guten ernſten Aufſaz; die Erzählungen ſind meiſt Ueberſetzungen aus ſlaviſchen Sprachen. Auch hier iſt Jean Charles thätig. Das Notizenblatt iſt intereſſant; das Beiblatt „Prag“ beſchäftigt ſich meiſt mit lokalen Gegenſtänden. — Die „Erinnerungen“ (von Heinrich Urban redigirt) erweitern alljährlich den Kreis ihrer Mitarbeiter, wie ihrer Leſer. — Eine neue periodiſche Schrift mit ſehr gefälliger Außenſeite: „Bild und Leben“ (Redakteur Joſeph Freund) iſt durch und durch modern, illuſtrirt, und ſchließt ſich daher vorzüglich der franzöſiſchen Schule und Novelliſtik an. Auch hier begegnen wir Jean Charles. — Was die Kritik betrifft, ſo beſchäftigt ſie ſich viel mit dem Theater, was auch natürlich iſt, da Prag troz ſeines großen Umfangs doch wenig öffentliches Leben hat. In dieſer Rückſicht begründete auch der Obriſtburggraf von Chotek als erſte belletriſtiſche Zeitſchrift die „Bohemia,“ um darin die Intereſſen der Bühne zu beſprechen. Die andern Artikel kamen erſt im Laufe der Zeit hinzu. Ihr Theaterreferent iſt ein Mann von Geiſt, Kenntniſſen und Unbeſtechlichkeit, nur ſcheint er ſich darin zu gefallen, mit dem Geſchmack des Publikums im Widerſpiel zu ſtehen. Davon hat er bei der Garcia-Viardot, die er halb, und Moriani, den er ganz verwarf, zwei Beiſpiele gegeben. Das Beiblatt „Prag“ hat der Referenten mehrere mit mehr und weniger reifem Urtheile. Der gründlichſte, der jedoch leider ſelten ſchreibt, iſt R. G. (der Redakteur).

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 217.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 10. September 1845.

— Let the mutable many
Regard me as I do not flatter, and
Therein behold themselves: I say again,
That is the way to lay the city flat,
To bring the roof to the fundation,
And bury all, which yet distinctly ranges,
In heaps and piles of ruin.

Shakespeare.

## Lieder aus der Schweiz.

Von Reithard.

### Ufnau.

Die ihr ein großes Grab umgürtet,
Tragt mich, ihr Wogen, an das Eiland,
In deſſen fromme Stille weiland
Ihr den verfolgten Hutten führtet!

Vom deutſchen Meere ausgeſpieen,
Hat ihn ein Schweizerſee getragen;
Hier ſah er freie Auen ragen
Und fand ein Schiff, auf ſie zu fliehen.

Ihr pocht an ſeinem Sarkophage
Und ruft heraus den edeln Schemen? —
Stracks wird er Schild und Streitart nehmen,
Damit er euch von dannen jage!

Der Feuer warf in Roma's Bilder,
Daß Gott im Geiſt verherrlicht werde,
Denkt traun vom ekeln Opferherde
Der Selbſtvergötterung nicht milder!

Horch, er erhebt des Wortes Wuchten,
Die Cajetani Bann zerquetſchten,
Wie wild die Nachtdämonen fletſchten,
Wie fein ſie ihn zu fällen ſuchten:

„Die ihr, was ich mit Schwert und Feder
Beſchirmt: des Glaubens reine Fahne,
Mit Füßen ſtampft, wie mürbes Leder,
Mich frech entwürdigt zum Kumpane;

„Die ihr den Lutherſturm verwechſelt
Mit dem Peſtodem eures Mundes,
Aus euerm Ich Idole drechſelt,
Entweiher des gelieh'nen Pfundes!

„Ich kenn' euch wohl und eure Schlingen,
Die, ſchlau aus Wahr und Falſch geflochten,
Selbſt meinen edeln Berlichingen
Umſtricken und erbeuten mochten!

„Ha, e u e r Licht ſind Feuerbrände
Und Schutt und Aſche e u r e Saaten;
Ihr düngt mit Blut des Volks Gelände
Und erntet unterjochte Staaten!

Digitized by Google

„Drum, wie ich gegen Papſt und Fürſten
Vormals gedonnert, donnr' ich wieder
Auf euch und euer Freiheitsdürſten
Die Streitart meines Zornes nieder!"

### An die Wilden.

Nicht wenn die Himmel blauen
Und milde Lüfte weh'n,
Wollt ihr den Vater ſchauen;
In Flammen und in Grauen
Wollt ihr den Meiſter ſehn;
Wollt die empörte Fluth,
Und daß die Städte qualmen —
Doch euern Uebermuth
Wird Gottes Sturm zermalmen!

Daß eine Kluft ihn ſcheide
Von Gottes nächſter Näh',
Das fühlte ſchon der Heide:
Vor Jovis Strahlenkleide
Zerſtäubte Semele;
Geſtürzt ward Phaëton
Vom ſtolzen Sonnenwagen
Und Tellus' frecher Sohn
Vom Donnergott erſchlagen.

Und ihr vertilgt, o Scythen!
Des Glaubens Poeſie,
Der Offenbarung Blüthen,
Und heißt dieß wirre Wüthen:
Den Sturm vom Sinai?
Stieg' Moſes abermal
Aus des Gebirges Wettern,
Er würde euern Baal,
Wie Aarons Kalb, zerſchmettern!

Laßt ab, laßt ab zu toben,
Fleht um ein gläubig Herz!
Laßt ab, ſchon iſt dort oben
Des Rächers Arm erhoben,
Ein allvernichtend Erz!
Ihr habt den Sturm gewollt,
Dem keine Kraft gewachſen —
Horcht, er entbraust, und rollt
Die Welt aus ihren Achſen!

Und ihr verlangt, gleich Bütteln,
Des Meiſters Paß zu ſehn?
Ihr wagt's, mit Mähnenſchütteln
An Gottes Haus zu rütteln,
Das nimmer wird vergehn? . . .

Sinkt hin und betet an,
Und lauſcht dem ſanften Winde,
Damit nicht der Orkan
Euch ungebeſſert finde!

---

## Die römiſchen Amphitheater.

(Fortſetzung.)

Da entſprang der Gedanke jenes Rieſenprachtwerks, das noch jezt, wenn man Größe nicht bloß in geometriſchen Umfang, ſondern in überwältigende Erhabenheit und hinreißenden Totaleindruck ſezt, das großartigſte und gewaltigſte Baudenkmal des Erdkreiſes genannt werden muß, des Coliſäums. Mit dieſer Idee wurde der Plan des Auguſtus ausgeführt, einen großen Hauptſchauplatz für die Lieblingsſpiele des Volks mitten in der Stadt zu errichten. Begonnen ward die Arbeit im Jahr 77, zwei Jahre vor Veſpaſians Tode. Wie ſchnell aber ein ſo über alle Maßen feſter, der Vergänglichkeit trotzender Machtbau angegriffen und welche Fülle von Menſchenkräften auf ihn verwendet worden ſeyn muß, erſieht man daraus, daß noch Veſpaſianus in eigener Perſon ihn mit Spielen einweihen und dabei außer dem kaiſerlichen und ſenatoriſchen Parterre zwei der ungeheuren Sitzterraſſen vollendet und mit Zuſchauern angefüllt ſehen konnte. Titus ergänzte und vervollſtändigte den Bau zum beabſichtigten Ganzen, ſo daß er denſelben im Jahre 80 mit hundert Tage dauernden höchſt mannigfaltigen und glänzenden Spielen als das ſiebente Wunder der Welt (dafür erklärte die Stimme des Alterthums dieſes Werk) hinſtellen konnte. Gleichwohl wünſchte auch noch Domitianus einen Antheil an dieſem baulichen Denkmal ſeines Hauſes zu erlangen, und für die lezte Hand, welche er an deſſen äußere Verzierung gelegt hatte, weihte er es zum drittenmale mit Spielen ein.

Die Vorausſetzung, daß dieſer Rieſenbau unter Leitung eines Baumeiſters Gaudentius, welcher nachmals ſelber als chriſtlicher Märtyrer von den wilden Thieren ſeiner eigenen Arena zerfleiſcht worden ſey, durch eine Anzahl kriegsgefangener Juden, die man verſchiedentlich zwiſchen zwölf- und dreißigtauſend angegeben findet, zu Stande gekommen, beruht auf einer untergeſchobenen Inſchrift. Sie zeigt ſich um ſo verdächtiger, als uns der Augenzeuge Joſephus in ſeiner Geſchichte des jüdiſchen Kriegs über die Verwendung der von ihm auf ſieben-und-neunzigtauſend berechneten jüdiſchen Gefangenen genauen Beſcheid gibt. Titus hatte das Geſchäft, für dieſe Gefangenen Sorge zu tragen und über

Digitized by Google

ſie, unter Einholung höherer Befehle, zu verfügen, ſeinem Freigelaſſenen Fronto überlaſſen. Zuvörderſt nun wurde beſagte Zahl dadurch decimirt, daß man Schwache und Alte, deren Verkauf nichts eintragen konnte, wegſchaffte. Man muß dabei an die grenzenloſe Verachtung denken, in welcher die Juden bei Griechen und Römern ſtanden, und an den Grimm, welchen ihre weniger muthvolle und großartige, als hartnäckige und erboste Vertheidigung erregt hatte. Ferner wurden die Haupträdelsführer des Abfalls von der römiſchen Herrſchaft, bis auf den Johannes Levi und den Simon Gioras (wovon der erſte zu ewigem Gefängniß aufbewahrt, der zweite aber bei dem Triumphe der beiden Cäſaren am Fuße des Kapitols erdroſſelt wurde), deßgleichen Mörder und Uebelthäter, die ſich unter einander ſelbſt angaben, hingerichtet. Von den Uebrigen ſodann wurde, was unter ſiebzehn Jahren war, insgeſammt verkauft, und zwar, wie der Zuſammenhang lehrt, an Ort und Stelle. Denn bei der Kunde ſolcher Eroberungen, wie die Jeruſalems, zogen die Sklavenhändler aus allen Theilen der römiſchen Welt wie Geier und Raben nach einem Leichenfelde heran, um ihr Geſchäft zu machen. Was über ſiebzehn Jahr war, davon las Fronto die ſtattlichſten und ſchönſten Männer aus und ſparte ſie zur Aufführung beim Triumphe auf. Wir erfahren etwas weiterhin, als ſie, ſammt dem Simon und dem Johannes, zu Alexandria eingeſchifft werden, daß deren nicht mehr als ſiebenhundert geweſen. Die andern wurden theils nach Egypten zur Frohnarbeit, alſo ohne Zweifel zu Kanalbauten und in die Steinbrüche geſchickt, und von einer Abführung nach Rom iſt durchaus keine Rede; theils, und hiebei wird geſagt: die meiſten, vertheilte ſie Titus in die Provinzen, um daſelbſt in Fechterſpielen und Thierhetzen aufgerieben zu werden, was vermuthlich auch das Loos der ſiebenhundert für den Triumph Auserleſenen geweſen iſt. Während übrigens Fronto in dieſer Weiſe mit den Gefangenen ſchaltete, kamen deren noch zweitauſend durch Hunger um, indem einerſeits ihre Wächter aus Mißgunſt mit der Speiſe gegen ſie kargten (das Heer fing an Mangel an Lebensmitteln zu leiden), andererſeits manche aus Verzweiflung und Unmuth ſich der Nahrung enthielten. Titus ſelbſt ging mit dem Vorrathe dieſer Unglücklichen verſchwenderiſch um. In Cäſarea feierte er ſeines Bruders Geburtstag mit Spielen, bei welchen er zweitauſend fünfhundert Juden ſich unter einander theils als Fechter, theils im Fackelkampf würgen, theils im Thiergefechte ſie von Beſtien zerreißen ließ. Darauf beging er ſeines Vaters Geburtsfeſt zu Berytus (dem jezt ſo viel genannten Beirut) mit noch größerem Aufwande, und es ging dabei abermals eine große und vermuthlich die doppelte Zahl Juden drauf.

Das Coliſäum ward in der Tiefe zwiſchen dem palatiniſchen, esquiliniſchen und cäliſchen Hügel auf der Stelle errichtet, wo ehedem der große Teich im ſogenannten goldenen Hauſe des Nero, als der Mittelpunkt dieſes gigantiſchen Palaſtes, gelegen hatte. Seinen Namen erhielt es von der durch den griechiſchen Bildhauer Zenodorus gegoſſenen, einhundert und zehn Fuß hohen Bronzeſtatue oder Coloſſus des Nero, welche nach des Tyrannen Falle in der erſten Wuth des Volkes, wie es 1814 dem Napoleon der Vendomeſäule erging, umgeſtürzt, von Veſpaſianus aber wieder aufgerichtet wurde. Da der Kaiſerkopf zertrümmert oder verſchleppt worden, putzte er ihn mit einem Strahlenkopfe zum Sonnengott auf und ſtellte ihn auf die heilige Straße. Von dort verpflanzte Hadrian das geprieſene Werk vor das Amphitheater, und ſeitdem muß der Name Coloſſeum oder, wie man ihn mundrechter zurechtrückte, Coliſeum * aufgekommen ſeyn; die klaſſiſchen Schriftſteller ſagen durchweg das Flaviſche Amphitheater.

Wir unternehmen es nicht, dieſes wahrhafte Denkmal antiker Römermacht in ſeiner baulichen Herrlichkeit zu würdigen; es bildet aber einen zu Vergleichung des alten und neuen Roms vielfachen Anlaß gebenden Gegenſatz zum Bauſtyl der Peterskirche. Im Platzgreifen auf Erden überflügelt dieſe das Coloſſeum entſchieden, während jenes mit zuſammengenommenem Muthe maaß- und zielbewußter Einheit unläugbar ganz anders in's Reich der Erhabenheit und der Herrſchergedanken emporſtrebt.

(Fortſetzung folgt.)

* Nicht Coliſeus; ſo konnte nur der Coloß genannt worden ſeyn: colosseus Nero oder Sol.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Prag**, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Berichterſtatter über die Prager Bühne.

Was die Berichterſtatter über unſer Theater in auswärtigen Blättern betrifft, ſo haben nur wenige derſelben einen regelmäßigen Referenten, und was wir darin leſen, ſind meiſt die Produktionen junger Leute, die ſo zwiſchen dem 15ten und 18ten Jahre einen Fingerkrampf bekommen, der nur durch heftige Bewegung des leidenden Theils zu ſtillen iſt. Dieſe ſchreiben gewöhnlich ſo lange bis — ſie ſchreiben gelernt haben, oder, wo dieſes nicht der Fall iſt, bis die Redakteure dahinter kommen, daß ſie ſich mit ihren unreifen Korreſpondenzen blamiren. Zur Ehre und Freude Prags muß ich geſtehen, daß dieſe Einſendungen gerade jezt — die untergeordneten Wiener Blätter ausgenommen — nicht zahlreich ſind; und es ſcheint faſt, die Referentomanie, welche

Digitized by Google

vor einigen Jahren unter den Studenten und iſraelitiſchen Handlungsbefliſſenen graſſirte, ſey im Abnehmen begriffen. Nur die erſten Blätter Wiens (mit Ausnahme der „Sonntagsblätter,“ von dem geiſtvollen L. A. Frankl redigirt, für welche Prag jenſeits der chineſiſchen Mauer zu liegen ſcheint) haben ihre regelmäßigen Korreſpondenten. Den Referenten der „illuſtrirten Theaterzeitung,“ W. Storch, ſchließt ſchon ſein lammfrommes Gemüth von dem Recenſentenhandwerk aus. Man muß es ſchon ſehr arg treiben, bis man ihm einen Tadel entlockt, der dann auch noch ſo milde und gemüthlich erſcheint, daß man es ihm anſieht, wie ſchwer es ihm wird, den Mimen nicht loben zu können, der eine ſo feige Rüge verachtet; denn dieſe Herren haben eine harte Haut, und es bedarf draſtiſcher Mittel, um auf und durch dieſelbe zu wirken. Dazu kommt noch, daß er ſich durch ſeine Herzensgüte dazu verleiten läßt, Dinge zu vertheidigen, die nicht zu vertheidigen ſind. Da es noch weit mehr Geiſt und Sachkenntniß bedarf, um immer zu loben, als immer zu tadeln, ohne ausgelacht zu werden (ſelbſt der Polyhiſtor Böttiger iſt dieſem Schickſal nicht entgangen), und Storch ein reicher Mann iſt, der keinen andern Vortheil von ſeinem Geſchäfte hat, als die langweilige Auszeichnung, daß ihm die Hiſtrionen den Hof machen, ſo begreife ich nicht, warum er nicht ſchon lange die Feder niedergelegt hat, ſtatt ſich fortwährend zur Zielſcheibe guter und ſchlechter (leztere haben das Uebergewicht) Prager Witze herzugeben. — Der Einſender des „Humoriſten“ ſcheint nach ſeinem renommiſtiſchen Tone ſich auch noch in den literariſchen Idylpetjahren zu befinden und — kein Freibillet zu haben. Er beſchäftigt ſich viel mit den geringfügigſten Kleinigkeiten, wüthet über einzelne unbedeutende Perſonen und hat noch zu wenig Kenntniſſe, Einſicht und Geſchmack, um ein Berichterſtatter genannt zu werden, auch zeigt er gewiſſe Sympathien und Antipathien zu deutlich. — Die ſolide „Wiener Zeitſchrift“ hat einen ziemlich ſcharf eingehenden Korreſpondenten, der jedoch — was man ihm bei dem jetzigen Zuſtande des Drama's und der Dramatiker eben nicht übel nehmen kann — die Theaterfrage mehr ſatiriſch und humoriſtiſch als hiſtoriſch-kritiſch behandelt. Er führt nicht allein oft das Publikum ſelbſt in ſeinen Repräſentanten als Bühnenkritiker ein, um auch ſeine ſchwachen Seiten zu beleuchten, und citirt ſogar — nicht Bücher, ſondern im Gegentheil Geiſter, welche ihre Stimmen über die theatraliſchen Novitäten und ihre Repräſentation abgeben. So beurtheilten Ovid und Terenz in einem Dialoge Blums „Schule der Verliebten;“ Madame Birch-Pfeiffers „Marquiſe von Vilette“ (die überhaupt in Prag keine ſo ſanften Beurtheiler fand als in Norddeutſchland) beſprachen die geſammten Perſonen ihrer früheren Stücke, und der Phöbus aus „Notre Dame de Paris“ findet ſich im Bolingbrocke wieder. Shakeſpeare erſcheint bei Gelegenheit der „Quälgeiſter“ als Kritiker der Bearbeiter ſeiner Dramen, und bei der erſten Aufführung des: „Er muß auf's Land“ verſammeln ſich Todte und Lebende, Immermann und Karl Blum, Bayard, de Bailly und die Legionen der Ueberſetzer des „Mari à la Campagne,“ um ihre Rechte auf dieß Meiſterſtück zu vindiciren u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

## Leipzig, Auguſt.

(Schluß.)

Die Auguſtereigniſſe.

Nach der Beſtattung der unſchuldigen Opfer des 12ten Auguſt konnte man annehmen, daß die Ruhe der Stadt keine weitere Störung mehr erleiden werde. Man that jezt nur noch Schritte, um der königlichen Unterſuchungskommiſſion, deren Ankunft nun bereits erfolgt iſt, in die Hände zu arbeiten. Sie beſteht aus dem Geheimenrath v. Langenn, dem Regierungsrath Reiche-Eiſenſtuck und dem Appellationsrath v. Reizenſtein. — Montags traf noch eine zweite Schwadron Cavallerie nebſt einer halben Batterie reitender Artillerie ein. An Militär iſt mithin kein Mangel, obwohl Niemand recht einſehen kann, zu welchem Zweck es gekommen iſt, da wir die Beruhigung der Stadt ganz allein der Wachſamkeit und Ausdauer ihrer bewaffneten Bürger und der in gleichem Sinne mitwirkenden Studentenſchaft zu verdanken haben.

Somit hätte ich Ihnen die blutigen Ereigniſſe des 12ten Auguſt und die Begebenheiten der nächſten Tage den Hauptzügen nach geſchildert und könnte hier meinen ohnehin ſchon ſehr langen Brief ſchließen. Indeß drängt es mich, noch einige Worte hinzuzufügen.

Man hat die Behauptung mehrfach ausgeſprochen, die Unruhen jenes unglücklichen Abends ſeyen voraus überlegt geweſen und man habe mit Abſicht eine Demonſtration machen wollen. Ich meines Theils glaube durchaus nicht daran. Sicherlich hat keinerlei Komplott ſtattgefunden; die bloße Unzufriedenheit und Mißſtimmung, die ſich in Aeußerungen der Beſorgniß kund gab, genügte vollkommen, den Tumult entſtehen zu laſſen, als man eine Gelegenheit dazu gefunden zu haben glaubte. Die königliche Commiſſion wird dieß hoffentlich ermitteln und, wir wünſchen es aus vollem Herzen, nächſt dieſer Ermittelung auch nicht verſäumen, diejenigen an's Licht zu ziehen, welche ſo viel Blut unnützerweiſe vergoſſen und ſo große Betrübniß über die ganze Stadt verhängt haben. Daß jenes Blutvergießen ein unnützes war, dieß ſprechen wir furchtlos aus, da Zeugen genug vorhanden ſind, die dem Hergange beigewohnt und das unverantwortliche Verfahren dabei beſchwören können und werden. — Wie man übrigens auch dieſe Vorfälle betrachten, wie man ſie eines Theils verdammen, andern Theils beklagen mag, ſie rufen uns eine ernſte Warnung zu, die Jedermann wohl beachten ſollte. Sie ſagen uns, daß im ernſten deutſchen Volke, das dem Frieden ſo geneigt iſt, etwas ſchlummert, das ſich ungeſtraft nicht antaſten läßt — ſein religiöſes Bewußtſeyn. Nur weil ſich dieſes religiöſe Bewußtſeyn beleidigt fühlte, weil Schritte geſchehen waren, die, mögen ſie ſich immerhin geſetzlich rechtfertigen laſſen, doch von dem Geiſt der fortſchreitenden Zeit nicht gebilligt werden können, nur deßhalb zerbrach eine Menge Unvorſichtiger die Schranken des Geſetzes und ſchritt zu frevelhaften Thaten, die kein Beſonnener billigen wird. Erkennt man dieß aber und achtet man auf die Veranlaſſung dieſer traurigen Ereigniſſe, dann wird man hoffentlich einer zeitgemäßen Entwickelung des religiöſen Bewußtſeyns keine ferneren Hinderniſſe mehr in den Weg legen. Fortſchritt auf dem Wege des Geſetzes darf das Volk, darf jeder Einzelne fordern, ſolchem Fortſchritt muß der Staat in unſern Tagen förderlich ſeyn. Reicht man ſich in dieſer Weiſe gegenſeitig die Hand, dann wird alles Mißtrauen verſchwinden; will man aber hartnäckig an dem Veralteten feſthalten, das von der Mehrheit eines aufgeklärten Volkes nicht mehr als zeitgemäß und als ſeiner Ueberzeugung genügend anerkannt wird, dann mögen diejenigen die Folgen verantworten, die ihr Ohr den Bitten und Forderungen des Zeitbewußtſeyns verſchließen!

---

**Beilage: Literaturblatt Nr. 93.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 218.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 11. September 1845.

— Sie ſezten
Dieſes lebende Bild ihnen zum bleibenden Ruhm,
Dir zum Danke. —

Griechiſche Anthologie.

## Bilder aus einem Album vom Genferſee.

### 1. Die Rouſſeauinſel.

Ein ſonderbarer Irrthum ſcheint's, daß Rouſſeau in Genf geboren wurde, der von Gefühl, Glut, Sinnlichkeit und Leidenſchaft überſtrömende Jean-Jacques, der Claude Lorrain des menſchlichen Gemüths, der deſſen Sonnenaufgänge und Niedergänge mit zauberiſchen Farben malt, in dem eiskalten, gelehrten, anſtändigen, rechnenden, meſſenden und ſpekulirenden Genf, wo des Herzens Pulſe oft nach den daſelbſt trefflich fabrizirten Sekundenuhren und Chronometern berechnet werden und der Flügelſchlag der Poeſie ſich geometriſche Winkelmeſſungen gefallen laſſen muß, von wo Rouſſeau flüchtete und wo ſeine Schriften auf Voltaire'ſche Inſpiration vom Henker auf der Regierungsakropolis verbrannt wurden. — Aber was rede ich von Widerſpruch zwiſchen Wiege und Sarg? herrſcht doch derſelbe auch im Binnenland ſeines reichen, warmen, zerriſſenen Gemüths, wo blumige Wieſen mit kecken Felszähnen, ſtagnirende Sümpfe mit Katarakten, ſtachelige Cactus und Aloen mit Königskerzen, Immergrün und duftenden Alpenpflanzen wechſeln.

Nach einem vielbewegten, mit Schaum und Staub bedeckten Leben fand der arme Mann erſt im Tode Ruhe. Da endlich ſtand ſein fieberhaft ſchlagendes Herz ſtill und über ihm erhob ſich zuerſt auf fremder Erde ein würdiges Denkmal, nahe bei dem Ort, wo er ſich wahrſcheinlich ſelbſt tödtete, wo er zulezt gelebt, gelitten und geirrt. Da aber, wo er geboren wurde, von wo ihn frühe jugendliche Verirrung austrieb, in Genf verging über ein halbes Jahrhundert, ehe der Gedanke eines vaterländiſchen Denkmals für ihn zur Reife kam.

Es iſt früher in dieſen Blättern von dem Einweihungsfeſt der Bronzeſtatue Rouſſeaus auf der nach ihm benannten Inſel, es iſt von dem Kinder- und Blumenfeſt geſprochen worden, das noch jezt von Zeit zu Zeit wiederholt wird. Man hat im Einzelnen manches an dieſem ehernen Sitzbild getadelt, die zu ſchwere Bemantelung, die zweideutigen Folianten unter dem Lehnſtuhl, die zu deutlich an den Ort ſeines Todes erinnern u. ſ. w. Immer aber bleibt es eine der beſten ikoniſchen Statuen James Pradiers, der ſie unentgeltlich für ſeine Vaterſtadt und die ſeines Landsmannes Jean-Jacques gearbeitet hat. Bekanntlich iſt es ſehr ſchwer, Standbilder von Lebenden richtig und bezeichnend aufzufaſſen; nicht allen gelingt dieß wie Rauch und Schwanthaler, hat ſich doch der Meiſter Thorwaldſen ſelbſt bei ſeinem Prinz Eugen und Schiller vergriffen. Was auch die Kunſt an Rouſſeaus Erzbild zu viel oder zu wenig gethan haben mag, immer ſteht es monumental und impoſant da, und die Natur hat ſich auf ihre Weiſe bemüht, die architektoniſchen und

Digitized by Google

plaſtiſchen Formen mit reichem Blumen= und Baumſchmuck zu umgeben, wodurch ſie etwas von ihrer Strenge und ihrem Ernſt verlieren und maleriſche Anmuth gewinnen.

In fünfzehn Jahren hat ſich ein grüner Dom über die Statue gewölbt und die ganze Inſel iſt gleichſam zu einem weiten, ſchwimmenden Blumenkelch geworden. Aber auch im Winter, wenn das Laub gefallen iſt, puzt die gute, kunſtreiche Mutter Natur Nachts herrliche Weihnachtsbäume für ihre Kinder auf, die dann am folgenden Morgen bewundernd herbeieilen und ſich an dem Zauber nicht ſatt ſehen können. Heftiger Nordoſtwind (Biſe) treibt und peitſcht die Seewellen mit ſolcher Gewalt gegen die Inſelmauer, daß der Waſſerſtaub hoch aufwirbelt, über das eiſerne Geländer weg, auf den erzenen Rouſſeau bis in die höchſten Baumſpitzen. Dieſes ſtäubende Waſſer wird ſogleich zu Eis und legt um Alles einen Diamantſchmuck. Am Geländer ſind's reiche Verzierungen, eine neue architektoniſche Dekoration, voll des höchſten, mannigfaltigſten Reizes, wo ſich indiſche, chineſiſche, egyptiſche, griechiſche, römiſche, arabiſche, romaniſche, gothiſche und moderne Formen ſchweſterlich in einander ſchlingen und in dieſer Umarmung ganz Neues hervorbringen. Rouſſeau, dem See und all ſeiner Herrlichkeit als lezte bizarre Paradoxie den Rücken zuwendend, iſt wie von Candiszucker, mit komiſchen Eiszapfen an Naſe, Kinn und Fingern. Beſonders ſchön aber iſt die Kryſtallwelt in den Bäumen, wo Alles in Wunderfarben funkelt, glitzert und blizt, wenn die Sonne darauf ſcheint, gleich nachher aber in ſchweren Tropfen zur Erde rinnt, wie die Spiele und Lieder phantaſtiſcher Jugend, wenn heiße Lebensſtrahlen darauf fallen.

Im Sommer fehlen freilich die Eisbilder, die luftige, durchſichtige, funkelnde Arabeskenwelt zwiſchen Himmel und Erde, die aus Sonnenlicht und Edelſteinen gewebten Blumengehänge, die ſich von Aſt zu Aſt ſchlingen. Dann aber hat die Inſel ihr weitwallendes, falten= und zackenreiches Prachtkleid angelegt und Alles um ſie her ſteht in vollem Schmucke. Welch reizendes See= und Strombecken! dunkelblau und meergrün die raſche lebendige Fluth; Brücken, Kays und Häuſer in hellen, impoſanten Maſſen, denen nur weniger Einförmigkeit zu wünſchen wäre; in's Land hinein das ſaftige Licht= und Dunkelgrün einer reichen Vegetation, und drüber die ſavoyiſche Alpenwelt, auf der die zackigen Silberkronen der Faucignygletſcher ruhen. Vom anmuthigen Hügelland Colignys dringen Miltons und L. Byrons Dichterklänge über den See herüber, den ja auch Rouſſeau und Voltaire den Ihrigen nannten.

Im Mittelalter ſtand auf dieſer Inſel ein ſchwerfälliger viereckiger Thurm zur Vertheidigung des Hafens; ſpäter wurde da eine Art Blockhaus errichtet, hinter dem die Barken bei heftiger Biſe Schutz ſuchten; daher der Name Ile des barques. Glücklicherweiſe wurden damals ſchon einige Bäume darauf gepflanzt. Dieſe ſtanden noch und erleichterten vor fünfzehn Jahren die Umwandlung des kleinen Eilands in einen öffentlichen Spaziergang, der durch Rouſſeaus Statue Bedeutung und Namen erhielt. Anmuthig iſt dieſe kleine Inſel zu allen Tageszeiten durch ihre reizende Lage und die ſchönen Pflanzungen, in deren Mitte Jean=Jacques wie in einer Laube ſizt und meditirt, weßhalb er auch, um nicht durch die reiche Schönheit zerſtreut zu werden, dem See, den reizenden Ufern, dem Strom, dem Hafen und ſeinen Kays den Rücken zuwendet und St. Gervais vor ſich hat, wo er geboren iſt. Sähe er auf, ſo würde er ſich nicht wenig über die Verſchönerung dieſes einſt ſo häßlichen Quartiers wundern.

(Fortſetzung folgt.)

## Die römiſchen Amphitheater.

(Fortſetzung.)

„Das Gebäude erhebt ſich über das Straßenpflaſter durch einen ringsum acht Fuß breit vorliegenden Kreis von prächtigen Travertinquadern; dieſer Kreis iſt nach vorn durch eine Stufe abgetheilt, die ſich leiſe ſenkt, zum Abfluſſe des Regens.“ * Die Höhe des gewaltigen Werks, zu welcher, nach dem Ausdrucke des Ammianus, der menſchliche Blick mühſam hinanſteigt, beträgt, nach den gewiſſenhaften Meſſungen des deutſchen Baukünſtlers Knapp, 183 Fuß; der Umfang des geſammten Ovals nach Lucangeli, einem Römer, der zwei=und=zwanzigjährige Studien und Anſtrengungen der Idee, dieß Werk nachzubilden und das Zerſtörte zu ergänzen, gewidmet hat, 1683 Fuß 9 Zoll Pariſer Maß; die große Axe 591 Fuß 3 Zoll, die kleinere 508 Fuß 9 Zoll. Lucangelis Höhe iſt dagegen nur 151 Fuß. Ueberhaupt iſt bei einem Werke von ſolchem Umfang mancher Irrthum im Einzelnen der Meſſung unvermeidlich.

Das Gebäude ſteigt äußerlich in vier, aus mächtigen Travertinquadern ſolid ausgeführten Stockwerken empor. Die drei untern beſtehen aus je achtzig Bögen von 21 Fuß Breite, das oberſte aus einer Feld um Feld (von der Breite der Bögen) mit Fenſtern (in der Zahl alſo vierzig) verſehenen Mauer; oben ſchließt ein Kranzgeſimſe das Ganze ab. An den Pfeilern der Bögen ſind Säulen angebracht, die im Halbcirkel aus der Mauer

* Worte der Beſchreibung von Rom III., S. 325, der wir im Weſentlichen auch weiterhin folgen.

Digitized by Google

heraustreten (Halbſäulen). Sie ſind am erſten Stockwerke von doriſcher Ordnung und haben eine Höhe von 32 Fuß 2 Zoll, am zweiten von ioniſcher, hoch 36 Fuß 10 Zoll 5 Linien, am dritten von korinthiſcher, Höhe 36 Fuß 2 Zoll. Der oberſte Stock iſt über den Halbſäulen der untern mit korinthiſchen Pilaſtern von 43 Fuß 6 Zoll 1 Linie Höhe verziert; das Geſims macht 4 Fuß 2 Zoll 8 Linien Höhe aus. Die gegen das unterſte ſcheinbar unverhaltnißmaßig geſteigerte Höhe der obern Stockwerke kann den bloßen Zeichnungen zufolge für das Gebäude drückend bedünken. „Wenn aber,“ ſo läßt ſich darüber ein Augenzeuge und competenter Richter, Goethe's Freund, Heinrich Meyer, vernehmen, „wenn der Beſchauer dem Gebäude ſelbſt näher tritt, rückt ſogleich Alles in beſſere, gefälligere Verhältniſſe, weil alsdann die untere Reihe der Bogen dem Auge zunächſt höher und mächtiger ſich darſtellt, jene oberſte Abtheilung mit den Fenſtern und Pilaſtern, ihrer Entfernung wegen, niedriger und leichter.“

„Zum Schmucke der mittleren Stockwerke ſtand in jedem Bogen in der Höhe der Brüſtung ein Standbild von Marmor oder Erz, auf einem Unterſatze von Travertin. Die vierte Ordnung aber trug in den nicht von Fenſtern durchbrochenen Räumen zwiſchen den Pilaſtern runde Erzſchilder, mit den Bildniſſen der Ahnen der Flavier und ähnlichen Darſtellungen.“ Dieſe Schilder oder Medaillons waren es, mit welchen Domitianus das Seine zur Glorie dieſes Familienbaues beiſteuerte. Dieſe Verzierung gehörte offenbar in den urſprünglichen Bauplan, und der letzte der Flavier fügte alſo dem großen Werke keineswegs etwas Ueberflüſſiges oder von willkührlicher Eitelkeit Angeſonnenes zu.

Die achtzig Bogen des unterſten Stocks führten durch achtzig Thore in die innern Räume. Die Breite dieſer Thore beträgt zwiſchen 13 Fuß 6 Zoll und 13 Fuß 9 Zoll, die Höhe 22 Fuß 4 Zoll. „An den Enden der beiden Axen ſind die vier Haupteingänge, ausgezeichnet vor den übrigen durch eine um 1 Fuß 4 Zoll größere Breite und reicheren Schmuck.“ In Betreff dieſer Eingänge iſt jedoch noch manches dunkel. Da von denen der kurzen Axe gewiß ſcheint und durch die noch vorhandenen Reſte beſonders ausgeſuchter Vorrichtungen bewieſen wird, daß dieſelben von der kaiſerlichen Familie benutzt worden, um von da aus in ihre Logen zu treten, ſo nimmt man in der Regel an, der eine Eingang der langen Axe habe zum Einzug einer ähnlichen Feſtprozeſſion gedient, wie dieſelbe bei alljährlicher Eröffnung der circenſiſchen Spiele ſtattfand; der entgegengeſetzte dagegen ſoll nach den Einen zum Hereinſchaffen der wilden Thiere und der Maſchinen, nach Andern zum Hinausſchaffen der Leichname, ſowohl der Gladiatoren als der getödteten Beſtien benutzt worden ſeyn.

In Betreff des erſten Punktes nun vergißt man, daß der circenſiſche Pomp ein prachtvoller Aufzug prangender Götterbilder auf Siegeswagen war, während der Auf- oder vielmehr der Umzug der Gladiatoren auf ihrer Arena das düſtere, wenn auch blutdürſtigen Augen noch ſo willkommene Schauſpiel zum Tode beſtimmter Sklaven gewährte, welches ſich zu einer religiöſen Feſtandacht, was der Sinn des circenſiſchen Pompes iſt, nicht eignen konnte. So gewiß die Römer ihren Gladiatorenſpielen mit Leidenſchaft zuſchauten, ſo empörend hätte es ihnen auch in frivolen Zeiten bedünken müſſen, ſtatt der vierfüßigen Opferthiere des circenſiſchen Feſtzuges lebendige Menſchen als der Gottheit beſtimmte Opfer zu einem Schauſpiel für die Gottheit durch das Amphitheater zu führen. Nicht einmal Saturnus, der grämliche Greis der Zeiten, bekam die Gladiatoren als Opfer für ſich, zu ſeiner Verehrung. Die Menſchenopfer am Saturnusfeſte hatte ſchon König Numa abgeſchafft, und ſtatt je eines Menſchenhauptes je ein Zwiebelhaupt in den Tiberſtrom werfen gelehrt. Nur als Leichenſpiel, zur Sühnung der Manen, floß der Fechter für Nichts geachtetes Blut; und da hatte man, weil dieß Schauſpiel einmal gern geſehen wurde, um es zu einem regelmäßigen machen zu können und nicht immer warten zu müſſen, bis ein vornehmer Herr ſtürbe, es dem Saturnusfeſte zugelegt, nicht als Opfer, ſondern als Schmuck und Verherrlichung.

Schon der Umſtand, daß über allen vier Haupteingängen eherne Viergeſpanne, alſo triumphaliſche Ornamente angebracht waren, hätte die Beſchreiber dieſes Amphitheaters abhalten ſollen, an irgend eine Beſtimmung eines dieſer Eingänge zu denken, welche nicht eine vollkommen würdige und eine Feſtbedeutung ſelbſt an ſich tragende Vorſtellung erregen könnte. Der gladiatoriſche Umzug um die Arena geſchah ſicher nicht unter dem Vortritte irgend einer Magiſtratsperſon, etwa des die Spiele ausrichtenden Prätors, ſondern unter dem des Fechtmeiſters; und der Zug ging eben ſo wenig durch den Haupteingang des Publikums, ſondern er kam aus den unter der Arena, wie wir ſehen werden, angebrachten Räumen hervor, ſo daß er recht eigentlich den Anſtrich eines der Unterwelt entſteigenden Todtenzuges hatte. Was von religiöſen Ceremonien möglicherweiſe auch dieſen Spielen vorausging, konnte unmöglich aus einer Prozeſſion beſtehen, da in dieſer die Gladiatoren, ja zuletzt ſelbſt die Elephanten, Löwen, Rhinoceroſſe und dergleichen Ungethüme hätten mitgehen müſſen. Eben ſo wenig konnte am Schluſſe des Tags etwa der Prätor ſich an die Spitze der mit Palmen belohnten ſiegreichen Fechter ſtellen und ſie im Triumphe zum entgegengeſetzten Eingange hinausführen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Prag, Auguſt.**

(Fortſetzung.)

Böhmiſche Literatur.

Unſtreitig iſt gegenwärtig die Produktion der böhmiſchen Literatur bedeutender, zum wenigſten umfangreicher als die der deutſchen. Ein merkwürdiges Buch iſt eine von der „Malice Czeska" herausgegebene Chreſtomathie: „Auswahl böhmiſcher Literatur." Der erſte Band enthält 48 Bogen in groß Oktav, und der Prolog des Werkes iſt eine altböhmiſche Sprachlehre von P. Safarik. Das Werk ſelbſt bringt zuvörderſt das alte Gedicht: „Libuſſa's Gericht," welches einſt einen Erisapfel in der böhmiſchen Literatur bildete, da der große Philolog Dobrowsky deſſen Aechtheit bezweifelte. Den Uebergang zu dem allbekannten Gedicht Zabov und Slawoy und mehreren andern Geſängen der „Königinhofer Handſchrift" bildet ein Bruchſtück aus dem Evangelium des heil. Johannes, ein Pergamentblatt klein Folio aus dem 10ten Jahrhundert, im böhmiſchen Muſeum durch Hanka an den Deckeln eines Buches gefunden. Unter die bedeutendern alten Fragmente gehört die Skizze des Studentendramas: „der Salbenkrämer." — Dieſem folgt Dalemils „böhmiſche Reimchronik" und Auszüge aus dem „Buch des alten Herrn von Roſenberg." Es trägt dieſe Aufſchrift, weil es bei ihm gefunden und aus ſeinem Manuſcript kopirt wurde. Es umfaßt eigentlich nicht Rechte von geſetzlicher Kraft, ſondern nur beſondere Regeln, nach welchen man bei Prozeßſachen zu verfahren habe, um ſeinen Streit durchzuführen. — Skizzen aus dem Epos: „die Alexandreide" und andern hiſtoriſchen Dichtungen, ſo wie die „Legende des heil. Prokop," die „zehn Gebote" in gereimten Verſen, andere theologiſche Gedichte und mehrere Fabeln und Satiren gehören alle noch dem 14ten Jahrhundert an. Beſonders intereſſant iſt die „Selbſtbiographie Karls IV." und ſein lateiniſch verfaßtes „Krönungsceremoniell," das jedoch nicht in allen Stellen gleich gelungen in's Böhmiſche übertragen iſt; dann die freie Ueberſetzung der Landrechtsordnung. Dieſer folgen die „Klagen" Tkadleczeks und die „moraliſchen Schriften" des Ritters Thomas von Stitny, der unter die vorzüglichſten böhmiſchen Schriftſteller gezählt werden muß. Dann nebſt einigen Ueberſetzungen romantiſcher Gedichte noch die Sprüchwörter, ſatiriſchen und moraliſchen Gedichte des Smil Flaſſka von Pardubitz u. ſ. w. — So eben iſt in dieſem patriotiſchen Verlage die zweite, ſehr verbeſſerte Auflage von Jungmanns „Anleitung zum Style" erſchienen. Es iſt dies (Jungmanns „Wörterbuch" ungerechnet) das 16te Verlagswerk der Malice Czeska, deren Beförderer ihre Unterſtützung reichlich belohnt ſehen. — Ein zweites bedeutendes Werk: „Kritik böhmiſcher Literatur," enthält die Vorträge der philologiſchen Sektion der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in den beiden leztvergangenen Jahren. Der fleißigſte Mitarbeiter dieſes Werkes iſt unſtreitig Hanka; er lieferte dazu an Darſtellungen und Beurtheilungen den „Todtentanz," die „Komödie vom reichen Mann und Lazarus," den „Weisheitsſpiegel des Cyrillus," „Jakobus Paläologus" und das „Denkmal des Mathäus Collinus," dann die Ueberſetzung aller Evangelien und drei religiöſe Traktate aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Schafarik beleuchtete ein „Leben Jeſu" und das „Evangelium Matthäi" aus dem vierzehnten Jahrhundert, und Jungmann beſchäftigt ſich in den biographiſchen Notizen, die den Eingang des Werkes bilden, vorzüglich mit den „religiöſen Geſprächen" des Thomas von Ritny. — Die beiden bedeutendſten böhmiſchen philoſophiſchen Schriftſteller ſind Marek und Klacel. Von erſterem iſt ſo eben eine „Fundamental-Philoſophie" (Logik und Metaphyſik) erſchienen, die eine bedeutende Lücke in der böhmiſchen Literatur ausfüllt. — Von dem Dichter Macha, welchen der Tod der böhmiſchen Kunſt zu früh entriß, erſcheint eine Geſammtausgabe ſeiner Werke, beſorgt von Karl Sabina, welcher im erſten Hefte eine Biographie des Dichters liefert, nebſt dem Anfang des Gedichts: „der Mai," wodurch Macha zuerſt die Aufmerkſamkeit der Leſewelt auf ſich zog. — Der geiſtreiche Maly, von dem ſo eben zwei Bändchen höchſt volksthümlicher „böhmiſchen Mährchen" erſchienen ſind, ſezt ſeine „Bibliothek unterhaltender Lekture" thätig fort. Der zweite Band bringt „Ukraine-Sagen," treffliche Bilder aus dem Volksleben; der dritte enthält: „der Comptoiriſt," eine der anziehendſten Novellen aus dem Tagebuch eines Arztes. Minder bedeutend iſt ein viertes Bändchen: „mein Bruder Arthur," nach dem Däniſchen des Anderſon. Auch Maly's populäre „Geſchichte Böhmens" ſchreitet rüſtig vorwärts; der fünfte Theil enthält den Zeitraum vom Tode Karls IV. bis zur Schlacht von Mohacs. — Bozana Niemetz, früher durch Gedichte bekannt, hat ſich gleichfalls in einem Bändchen „böhmiſcher Volksmährchen" verſucht und den populären Ton recht gut getroffen. — Der beliebte Erzähler Johann von Stern hat eine hiſtoriſche Novelle geliefert: „der Salbenkrämer," die zur Zeit des Winterkönigs ſpielt, und deren gute Charakteriſtik gelobt werden muß, wenn er gleich in der Form hie und da aus dem Coſtüm der Zeit fällt. Das lezte Bändchen ſeiner Unterhaltungsſchriften enthält: „Bekanntſchaften auf der Durchfahrt" und „das Harfenmädchen," die weniger anſprechen. — Der zweite Jahrgang des „Kuttenberger Almanachs," der für einen wohlthätigen Zweck erſcheint, zeigt einen erfreulichen Fortſchritt und enthält Novellen, hiſtoriſche und topographiſche Artikel, meiſt Originale. — Von Konecny's „Taſchenwörterbuch" iſt nunmehr der deutſch-böhmiſche Theil erſchienen. — Spatny hatte ſchon vor zwei Jahren ein „landwirthſchaftlich techniſches Wörterbuch" erſcheinen laſſen, zu dem er jezt den deutſch-böhmiſchen Theil liefern will, wobei er die Freunde und Kenner der böhmiſchen Sprache in der Bohemia auffordert, Bezeichnungen zu ſammeln und ihm mitzutheilen. — Kodyms „Sonntagsblätter," deren Tendenz vorzüglich populäre Phyſik iſt, gehen rüſtig vorwärts. — Ein Herr Hanns Wittowetz hat den ſonderbaren Einfall gehabt, eine Poſſe zu ſchreiben unter dem Titel: „der Allergrübler oder die Ueberſchwemmung von 1845." (!) Der Volkscharakter iſt hie und da recht bezeichnend geſchildert, wenn auch das Ganze ein Fehlgriff iſt. — Das lezte Quartal der „Muſeums-Zeitſchrift" übertrifft an Intereſſe und Reichhaltigkeit manchen früheren Jahrgang. Profeſſor Sembora eröffnet dieſes Heft mit dem zweiten Artikel ſeiner „Abhandlung über die Slaven in Unteröſterreich," mit Volksliedern und einer kleinen Karte. Er ſpricht hier nicht nur über die Wohnſitze und Verbreitung der Slaven in Unteröſterreich, ſondern auch über deren Urſprung, Sprachdialekt, Kulturzuſtand, Tracht, Wohnung, Nahrung, Volksſitten, Tänze, Muſik, Geſänge, Hochzeitgebräuche und Trauerweiſen bei Sterbfällen. — In Maly's Beitrag zur Geſchichte Böhmens im 17ten Jahrhundert (von 1615 — 1620) aus der Slawata'ſchen Chronik, figuriren Martinitz, Slawata, Thurn, Wenzel von Wchinitz u. m. a.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 219.

# Morgenblatt

für

## gebildete Leſer.

Freitag, den 12. September 1845.

> Arches on arches! as it were that Rome,
> Collecting the chief trophies of her line,
> Would build up all her triumphs in one dome,
> Her Coliseum stands — — —
> This long-explored, but still exhaustless mine
> Of contemplation.
>
> Byron.

### Die römiſchen Amphitheater.

(Fortſetzung.)

Der erwähnte Eingang kann nun aber gleichfalls weder zum Hereinſchaffen der Thiere und Geräthſchaften, noch zum Hinausſchaffen der Leichname gedient haben, am wenigſten in Anweſenheit der Zuſchauer. Während der Spiele waren beide Geſchäfte überhaupt unſchicklich und mußten, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſo geräuſchlos und unbemerkt als möglich abgethan werden. Die Leichen der Gladiatoren wurden von Alters her höchſt verächtlich behandelt und man ſchleifte ſie an Haken aus dem Kampfraume hinaus. Wie hätte dieß durch die prächtig geſchmückten Haupt- und Staatseingänge geſchehen dürfen? Wenn große Maſſen von Fechtern und vollends von großen und ungeſchlachten wilden Thieren umgekommen waren, ſo konnte natürlich eine Aufräumung auch inmitten der Spielzeit und in Gegenwart des Publikums nöthig werden, und dazu war die ſogenannte Pforte der Libitina, d. h. der Proſerpina, welche den Leichen und allen Beſtattungsgeſchäften vorſtand, vorhanden, die gewiß nicht an den Haupt- und Prachtpunkten des Gebäudes, ſondern in irgend einem Winkel angelegt war. In der Nähe war dann ein eigener Platz, wo man die Kadaver aufhäufte, um ſie maſſenweiſe aus der Stadt zu ſchaffen und an irgend einem verſteckten Orte, unſeres Erachtens am Hinrichtungsplatze der Verbrecher vor dem Esquiliniſchen Thore, die Thierleichen natürlich nach abgezogenen Fellen und ausgebrochenen Hörnern und Zähnen, zu verbrennen oder zu verſcharren.

Wozu dienten nun aber die Eingänge der langen Axe? Nehmen wir die Analogie des Circus zu Hülfe, ſo führte der obere Eingang von der Seite der heiligen Straße und dem Platze her, wo Hadrian den Koloß hingeſezt hatte, zu dem Sitze des präſidirenden Prätors, der vermuthlich ſeine Amtsgenoſſen und andere Magiſtratsperſonen zur Seite hatte. Denn bereits Auguſtus hatte die privilegirten Plätze einzelner Stände, und beſonders der Würdenträger in den öffentlichen Schaulokalen ſehr genau und nach einer ziemlich exkluſiven Rangordnung, monarchiſchen Prinzipien gemäß, beſtimmt. Eine andere Analogie, vom Theater entlehnt, führt uns auf die Beſtimmung des zweiten oder untern Einganges der langen Axe, der den jetzigen Straßen des heiligen Johannes und der vier gekrönten Heiligen zugekehrt war. Auguſtus hatte verfügt, daß die veſtaliſchen Jungfrauen im Theater ihren Sitz dem des Prätors gegenüber haben ſollten. Dieſe Damen, an der Zahl ſechs, wurden für ihren ſchweren und entſagungsvollen Dienſt in dem Maaße durch Auszeichnungen entſchädigt, als mit

Digitized by Google

der zunehmenden Weltlichkeit der Geſinnungen ſich wenigere fanden, welche das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ablegen wollten; daher unter Auguſt ſogar geſetzlich beſtimmt wurde, daß die Töchter freigelaſſener Leute wählbar ſeyn ſollten. Sie hatten mehrere Ehrenzeichen mit den Obrigkeiten, namentlich auch das Vorrecht gemein, daß ein Liktor vor ihnen hergehen und die Menge aus dem Wege weiſen mußte. Wie doch aber die Ehre ihres bevorrechteten Sitzes im Theater angeſchlagen wurde, muß daraus erhellen, daß im Jahre 23 Tiberius beſchließen ließ, die Kaiſerin Mutter ſolle, ſo oft ſie das Theater beſuche, ihren Platz unter den Veſtalinnen nehmen.

Die beiden Eingänge der kurzen Axe übergehen wir einſtweilen bis zur Erwähnung des **Podiums**, d. i. der erſten Sitzreihe, was wir heutzutage das Parterre nennen würden, und kehren für's Erſte zur Außenſeite des Gebäudes zurück. Die drei über einander aufſtrebenden Bogenreihen derſelben kündigten von ſelbſt an, daß die erſte und nächſte Hülle durch Arkaden gebildet werde, welche dem Herantretenden, ſo wie dem von den innern Räumen aus Erholung Suchenden luftige Gänge zum Luſtwandeln und Converſiren gewährten, deßgleichen zum Einnehmen von Erfriſchungen, die natürlich hier ſo gut, wie in den Außenhallen des Circus, in jeder möglichen Geſtalt geboten wurden. Durch die drei untern Stockwerke liefen doppelte Außengänge hinter einander; im erſten zwei förmliche Säulenhallen, durch ſich wiederholendes Bogen- und Halbſäulenwerk, gleich dem der Außenſeite, gebildet; der erſte Säulengang hatte 35 Fuß 6 Zoll Höhe bei 15 Fuß 5 Zoll Weite, der zweite 35 Fuß 3 Zoll Höhe bei 13 Fuß 1½ Zoll Weite. Im zweiten Stock iſt zu vorderſt ein Portikus von 33 Fuß 10½ Zoll Höhe bei gleicher Weite mit dem erſten des erſten Stocks; demnächſt aber folgen zwei über einander liegende gewölbte Gänge, der untere von 20 Fuß 5½ Zoll Höhe, und ein oberer, ganz niedriger von nur 10 Fuß 6 Zoll Höhe. Dieſe beiden über einander gelegenen Gewölbgänge ſind noch vorhanden und man ſteigt durch den obern zu der äußerſten, jetzt überhaupt noch zugänglichen Höhe empor, einer breiten Terraſſe, welche ehemals die beiden Außengänge des dritten Stockwerks trug, die übrigens beide keine Portikus, ſondern bloß zwei Gewölbe hinter einander waren, beide von etwa 22 Fuß Höhe. Der vierte Stock hatte einen einzigen hinter der Umfaſſungsmauer des Ganzen herführenden Verbindungsgang, welcher indeß, gleich dem zweiten Gange des zweiten Stocks, ſich in zwei über einander liegende Korridors theilte. Auf dieſe Weiſe hatte eigentlich die äußerſte Umfaſſung fünf über einander liegende Stocke, die zweite vier. Die Höhe jener beiden Gänge des vierten Stockwerks betrug etwa 15 und 14 Fuß, ihre Weite war der des erſten äußern Ganges im dritten Stockwerke gleich, nämlich 16 Fuß, etwas breiter als die erſte und zweite äußerſte Säulenhalle.

Die angeführten Modifikationen in der Zahl, ſo wie in der Höhe und Breite der von außen nach innen zu ſich um das Gebäude herumziehenden Hallen und Gänge werden natürlich durch die Wiederlagen der Zuſchauerſitze bedingt, welche amphitheatraliſch rings um die Arena her emporſteigen und in ſich ſelbſt wieder durch terraſſenförmige Abſätze, deßgleichen durch ſtrahlenartig aufſteigende Zwiſchengänge in ſogenannte **Keile** getheilt ſind.

(Fortſetzung folgt.)

## Blätter aus einem Album vom Genferſee.

(Fortſetzung.)

Abends, wenn ſich die Sonne im Weſten der dunkeln Juramauer nähert, die Schatten lang und farbig werden, beginnt der Zauber dieſer lemaniſchen Orgia. — Während da Donnerſtag Abends unter Sabons Leitung ein Harmoniemuſikchor ſo gute Concerte gibt, als es ihm bei unſern beſchränkten Muſikzuſtänden und Mitteln möglich iſt, ſtimmt vieles zu einem Accompagnement, das nur in Neapels Villa Reale etwas Aehnliches hat, wiewohl dort Alles viel weiter und großartiger iſt, aber nicht ſchöner. Das kleine grüne Eiland vereinigt auf bequemen Sitzen und in freundlichen Gruppen, was Genf und die eben hier verweilenden Fremden an ſchönen Frauenblumen aufzuweiſen haben, friſche, ſturmſchreitende Engländerinnen, weich auf ihre Rohrſtühle hingegoſſene Spanierinnen und Italienerinnen, elegante Franzöſinnen, an denen jede Falte und jeder Zug eine Pariſer Idee iſt, entzückte deutſche Mädchen und Frauen, die ihr inniges Behagen nicht bergen können, dazwiſchen britiſche und franzöſiſche Lions, die von Löwen höchſtens die Beharrung und Behartung haben. Kaum hat die Muſik begonnen, ſo ſchaukeln eine Menge geputzter Kähne herbei, zwiſchen denen kecke Ruderſchaluppen mit engliſchen, nordamerikaniſchen und andern Flaggen pfeilſchnell hindurch gleiten. Auch in den Kähnen wiegen ſich geputzte Frauen aller Färbung und Gehabung und darum her ziehen ernſt beſonnene Schwäne ihre elliptiſchen Bahnen. Auffallend vor Allen iſt manchmal ein ſchönes Fiſchermädchen; ſie rudert oft allein in ihrem Kahn langſam herbei, ihre Bewegungen ſind voll Anmuth und Weichheit; unter den vielen Treibhauspflanzen ſchwankt ſie herum wie ein friſcher duftender Strauß

Digitized by Google

Feldblumen. — So lange ein Muſikſtück dauert, drängen ſich alle Kähne wie lauſchende Delphine um die höher gelegene Inſel, ſuchen aber das Weite, ſo wie die lezten Akkorde verklingen. Dieſe auseinander eilende Bewegung iſt ſehr anmuthig. Bald darauf braust das heimkehrende Dampfſchiff heran, die kleinen Kähne und Schaluppen flüchten ſich in Eile, der Dampfer mäßigt aber noch vor den Hafenketten ſeinen raſchen Gang, wirft Anker und legt ſich ganz nahe bei der Inſel an den großen Rhonekay, wo gelandet wird. Von der anmuthigen Inſel und den Hörnerklängen angelockt, kommen nun manche der eben gelandeten Fremden in Reiſekleidern herüber.

Indeſſen ſind die Schatten auf dem Flachland länger geworden und farben ſich violett; die Alpen dagegen haben noch volles Sonnenlicht. Bald fangen die Faucignygletſcher an zu glühen, ihr Silber wird immer goldiger, roſiger und leuchtender auf dem violetten, in Purpur ſchillernden Himmelsgrund, während die Sonne ſchon lange hinunter iſt und Dunkel ſich auf die Erde legt. Endlich kommt das höchſte Leuchten; aus faſt überirdiſchem Glanz geht es langſam in matteres und bleicheres Licht über, in das ſich leichtes Grau und Blau miſchen, faſt leichenfarb. So ſtirbt nach und nach die Glut ab, es wird immer dunkler, bis ſich auf einmal wieder einige Hellung über die Schneefelder verbreitet und auch der Montblanc mit ſeinen öſtlichen Genoſſen etwas Roſenlicht gewinnt, aber nur für einen Augenblick, denn gleich nach dieſem lezten Aufleuchten überzieht ihn bleibend immer tiefer werdendes Dunkel. Nur ſelten tritt er in einer dritten Beleuchtung hervor, in der des Vollmonds, wo er etwas Geſpenſtiſches annimmt. Wenn der Mond über die ſavoyiſchen Alpen herüberſchreitet, wirft er ein ſchwaches, wogendes Silberband auf die Wellen nach der Inſel hin, als wollte er darauf heimlich Nachts in das Erdenbrautbett gleiten; an den Ufern tanzen jubelnd dazu kleine Lichtwellen, wie Undinen- oder Lurleiskinder, die durchaus an's Land wollen.

Iſt aber gerade kein Mondſchein, oder geht der Mond erſt ſpater auf, ſo hat das Inſelconcert andere Feſtbeleuchtung. Kaum dunkelt es, ſo kommen die ſternhellen Gaslichter auf den Kays und Brücken hervor, leuchten zwiſchen den Bäumen hindurch, fließen im Wiederſchein auf der Rhone auf und ab und machen dieſe ganze Stadtgegend zu einem Feſtſaal mit herrlichem Spiegelglanz und Farbenleuchten. Seitwärts ſteigen von den Barken und von den Landhäuſern am Ufer kecke Raketen und römiſche Lichter auf, deren fallende Farbenſterne Häuſer, Schiffe, Bäume, Brücken und Wellen mit ihrem Licht überziehen und aus der dunkeln Fluth ſpiegelnd zurückſpringen. — Aber ſchon gegen neun Uhr wird's ſtill, das Concert iſt zu Ende, die Leute gehen zum Thee nach Haus und bald nach zehn wandelt Niemand mehr über die Brücke der ſchönen, hellen, rhonebeſpülten Seeſtadt.

### 2. Eine Predigt in Montreux.

Es war am 19. Julius früh Sonntags, da ſaß Jemand unter den herrlichen Feigen- und Nußbäumen im Grasgarten dicht vor Schloß Chillon, um deſſen Nordſeite zu zeichnen, die ſo wenig bekannt und doch mit ihren eckigen und runden Thürmen, Sturmgängen und Zugbrücken viel phantaſtiſcher und maleriſcher iſt, als die elegantere Seeſeite, welche in allen Bilderläden aushängt. Dieſe dem Land zugewendete Seite iſt auch hiſtoriſch und ſtrategiſch viel wichtiger als jene, die nicht wohl angegriffen werden konnte, weil die ſavoyiſchen Galeeren dort wie Schildwachen auf und ab gingen und ſie ſchüzten, Savoyen aber lange die ſtärkſte Seemacht auf dem Leman war. Auch wurde das Schloß 1535 von den Bernern von der Landſeite genommen, das einzigemal, wo es überhaupt genommen worden iſt.

Der zeichnende Jemand war ich. Während ich ſo da ſaß, waren eine Menge geputzter Landfrauen und Mädchen grüßend an mir vorübergegangen, den ſchattigen Fußpfad nach Veiteux hinauf. Ich war fertig mit meiner Arbeit und ſchob eben den Bleiſtift in mein Zwickbuch, um mich nach dem nahen Villeneuve zu wenden und von da mit dem erſten Dampfboote Genf noch zur Tiſchzeit zu erreichen. Ich kam aber fürs Erſte weder nach Villeneuve noch nach Genf.

Wenige Schritte von der anmuthigen Stelle, wo ich geſeſſen, ſchießt an der Bergſeite der Landſtraße ein wilder, kryſtallheller Alpenbach herunter und bildet einen kleinen Waſſerfall. An dieſem ſaß eine betagte Frau, um die zwei anmuthige Landmädchen in ihrer reizenden Landestracht beſchäftigt waren. Wer kennt nicht dieſe maleriſche Miſchung berniſcher Koketterie und romaniſcher Sitte? das ſchwarze, eng anliegende Mieder, Räthſel gebend und Räthſel löſend, aus dem feine, blendendweiße, luftige Hemdärmel wolkenartig quellen, mit den langen, dunkelvioletten Handſchuhen, die jedoch ein hübſches Stück von dem wohl modellirten Oberarm zeigen, gerade ſo viel, um das übrige ohne Fehl errathen zu laſſen; auf dem niedlichen Kopf das ſchwarze, mit Spitzen beſezte Häubchen, das an die ſchönen ſtrohflechtenden Kinder im Arnothal zwiſchen Florenz und Piſa erinnert, und darauf der ganz eigenthümliche Strohhut, der mit ſeinem Thürmchen einem wandelnden, ſchwer einzunehmenden Kaſtell gleicht. Allerdings blitzen darunter auch zwei Geſchütze hervor, die immer treffen und manchmal ſchwer verwunden, aber nie tödten. Den beiden Mädchen ſah man es an, daß ſie Schweſtern

Digitized by Google

waren und Enkelinnen des Mütterchens; denn es war in allen dreien eine Tradition von Familienzügen, blumig und in Verſteinerung übergehend.

(Fortſezung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Prag, Auguſt.**

(Fortſezung.)

Böhmiſche Literatur. — Buch- und Kunſthandel.

„Die böhmiſche und deutſche Nationalität in Prag bis in das fünfzehnte Jahrhundert" von Tomek findet ein Seiten- oder Gegenſtück in einem „Wort über böhmiſche Nationalität" von J. E. Wocel, dem Verfaſſer von „Kelch und Schwert" und der „Premisliden," der auch in dieſer Zeitſchrift wieder Proben eines neuen Gedichts: „das Labyrinth des Ruhmes," mittheilt. — Jachim lieferte die Biographie des Adam Junoſſ von Roscizewski (er ſtarb am 11. December 1844), eines Mannes, der ſeiner Lieblingsidee, ein Mittler zwiſchen den Böhmen und Polen zu werden, ſeine ganze Exiſtenz opferte. — Vom Jahre 1846 an wird die Muſeumszeitſchrift nicht mehr als Vierteljahrsſchrift, ſondern alle zwei Monate erſcheinen. Die Mittheilungen, welche ſie in ihr Bereich zieht, ſind hiſtoriſche und ethnographiſche Abhandlungen, Reiſen, beſonders durch ſlaviſche Gegenden, vorchriſtliche Alterthümer, Kritiken, vor Allem aber in's Volksleben eingreifende Aufſäze, namentlich Abhandlungen über Hebung der Schulen, der Gewerbe, der Literatur, des Theaters und überhaupt der dramatiſchen Kunſt. Auch das Honorar iſt erhöht worden. Nach den Angaben der Muſeumszeitſchrift erſchienen in den Jahren 1843 — 1844 beiläufig 240 böhmiſche Werke, nämlich: Theologie 50, Sprache 15, Geographie und ihre Seitenzweige 8, Oekonomie 5, Lehrbücher und Jugendſchriften 52, Mathematik 1, alte Literatur 4, Belletriſtik 18, periodiſche Schriften 12, Ueberſezungen 119. Ein Böhme in Wien, A. Kahn, der ſchon früher Erd- und Himmelsgloben mit italieniſchen und ungariſchen Worten verfertigt hat, will nun auch dergleichen mit böhmiſchen Bezeichnungen herausgeben. — Noch müſſen wir zum Schluſſe ein Werk beſprechen, welches ſowohl der deutſchen als der böhmiſchen Literatur angehört, nämlich: „Gedichte aus Böhmens Vorzeit," verdeutſcht von Joſeph Mathias Grafen von Thun, mit einer Einleitung von P. J. Safarik und Anmerkungen von F. Palacky. Dieſe Sammlung enthält außer der eigentlichen „Königinhofer Handſchrift" auch „Libuſſa's Gericht" und König Wenzels „Minnelied." Der böhmiſche Text iſt nach den neueſten gründlichen Forſchungen abgedruckt. Was die Ueberſezung betrifft, ſo iſt der Sinn jeder Zeile in derſelben Sylbenzahl wieder gegeben; eine Vergleichung mit den frühern Ueberſezungen wird die Vorzüge dieſer neuen Verdeutſchung am beſten zeigen. Die Einleitung von Safarik und die Anmerkungen von Palacky machen dieſe Ausgabe für den Beſizer der früheren Ausgaben unentbehrlich. — Wenn wir das Jezt des Buchhandels und der literariſchen Produktion mit dem Sonſt vergleichen, zeigt ſich augenſcheinlich, daß dieſelben in raſchem Vorſchritt begriffen ſind. Wir haben gegenwärtig 10 Buchhandlungen in Prag, von welchen die meiſten als anſtändige Niederlagen der Erzeugniſſe deutſcher und fremder Literatur betrachtet werden können. Die Zahl war ſonſt eben nicht kleiner, aber die Beſchaffenheit ſehr verſchieden. Noch in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts waren von den Prager Buchhändlern kaum zwei bis drei ſo zu nennen und ſtanden in Verbindung mit dem großen Literaturſtapelplaz Leipzig; ja ſelbſt dieſe beſuchten ſelten alle zugleich die dortige Büchermeſſe. Die andern waren eigentlich nur Bücherkrämer, die ſich ihren kargen Unterhalt durch Rechen-, Gebet- und Kochbücher und einige leidige Nachdrücke erwarben und höchſtens mit Oeſterreich und ſüddeutſchen Verlegern von Predigten, dem Himmelsſchlüſſel u. ſ. w. in Communikation ſtanden. Mit jedem Decennium änderte ſich die Scene mehr und mehr, und ſeit viele Regierungen die Schädlichkeit des Nachdrucks eingeſehen, der ſich jedoch ſchon früher durch Uebermaaß und zweckwidrige Wahl ſein eigenes Grab vorbereitet hatte, hat das literariſche Merkantilweſen ein viel freundlicheres und würdigeres Anſehen gewonnen. Wenn auch nicht alle zehn Buchhändler die Leipziger Meſſe beſuchen, ſo wird es gleichwohl noch kaum ein paar unter ihnen geben, die nicht jede ausländiſche Beſtellung realiſiren könnten. Auch mit England und Frankreich wurden vielfältige Verbindungen eröffnet, und in dieſer Hinſicht hat ſich die Betriebſamkeit der Herren Borroſch und André große Verdienſte um den hieſigen Buchhandel erworben. Will man eine Rangordnung unter den hieſigen Buchhandlungen annehmen, ſo gebührt der Calve'ſchen in Bezug auf Alter und Anſehen, Reichhaltigkeit des Verlags, Großartigkeit der Unternehmungen, Verbindung und Abſaz die erſte Stelle; an ſie reihen ſich würdig Borroſch und André, Kronberger, Gottlieb Haaſe Söhne, die eine zahlreiche Leihbibliothek haben, und Friedrich Ehrlich an. Die andern ſind von minderer Bedeutung. Die Zahl der Kunſthandlungen beläuft ſich auf ſechs, ſchmilzt aber ſehr zuſammen, wenn man die Sache genauer betrachtet, da mehrere darunter eigentlich nur Muſikalienhandlungen ſind, die nebenbei Kupferſtiche und Lithographien eintauſchen oder in Commiſſion nehmen, nur ſelten aber ſelbſt verlegen.

(Schluß folgt.)

---

## Räthſel.

Einſt unbekannt, jezt bin ich im Gebrauch,
Dem Narren dien' ich, doch dem Weiſen auch,
Des Guten und des Böſen that ich viel,
Die Scheidung bring' ich, wie die Eh' zum Ziel;
Das Leben geb' ich meinem todten Herrn,
Ich mache Krieg, doch Frieden ſtift' ich gern;
Der Stahl kann mich ſo bilden als zerſtören,
Ich kann die Welt, oft that ich es, bethören.

Auf kurzem Weg geh' ich durch's ganze Land,
Blind zeig' ich Alles euch; weiß wie die Wand,
Bring ich zuwege ohne Schwärze nichts,
Und bin zugleich Verbreiterin des Lichts
Und ſchwarzer Lüge furchtbar Inſtrument,
Kind einer Mutter, die ihr liebt und kennt;
Sie hat gelebt; jezt will auf meinen Gängen
Ein Kind lebloſer Mutter mich verdrängen.

J. G. Moſer.

---

**Beilage: Literaturblatt Nr. 94.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 220.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 13. September 1845.

Mit hoher Luſt ſieht auf des Lemans Fluth,
Wenn Thal und Hügel ſchon in Dämmrung ſinken,
Der hohen Eiswelt reine Purpurgluth
Mein Aug' aus dunkler Klarheit wiederblinken.

Matthiſſon.

## Bilder aus einem Album vom Genferſee.

(Fortſetzung.)

Die Alte war vom Gehen müde, hatte ſich auf einen Wegſtein am Sturzbach geſezt, und das jüngſte Mädchen ſchöpfte ihr mit hohler Hand Waſſer zum Trinken, wovon aber das meiſte verſchüttet wurde, zumal die Hand klein war. Darüber gab es Gelächter und Vorwürfe, namentlich als einige Tropfen auf die ſchwarzſeidene, gleichfalls bejahrte Schürze der Ahnfrau fielen. Schon hatte ich dieſer Idylle ein Weilchen zugeſehen, als mir der Lederbecher einfiel, den ich auf ländlichen Ausflügen als ſtandhafter Hydropath immer bei mir führe. Mit ihm begann die Unterhandlung auf ganz ungeſuchte Weiſe, denn nachdem ich ihn ſorgfältig ausgeſpült, reichte ich ihn der Großmutter voll perlenden Waſſers.

„Monsieur est bien bon,“ erwiderte ſie mir gar freundlich, „de penser comme-ça à une vieille grand-maman. Je voudrais rendre à Monsieur la même hospitalité. Nous demeurons là-haut au hameau de Glyon. Si les promenades de Monsieur le conduisaient de ce côté-là, mes enfants se feraient un honneur de vous recevoir.“ In dieſen wenigen Worten aus dem zahnloſen Munde lag ein eigener Reiz, ein altvaterlicher Bildungsanklang, der heutzutage in Waadt immer ſeltener wird. Die Mädchen ſagten nichts, ſahen mich aber mit aller Freundlichkeit an. Nun gab eine Frage die andere. Ich erfuhr von ihnen, daß ſie nach Montreux gingen, wo heute ein ſchönes Kirchenfeſt ſey. „Monsieur ne sait pas? Il y a quelques mois que nous avons perdu notre excellent pasteur, Mr. le Doyen Bridel qui était bien vieux, mais toujours jeune, toujours bon pour nous. Pensez Monsieur, c'est lui qui, il y a plus de quarante ans de cela, je crois même que s'était encore du temps des Bernois, m'a mariée avec Henri-David, il a baptisé ma fille, il l'a mariée avec François Benoit, il a aussi baptisé mes deux petites filles que voilà et qui ont aussi fait leur première communion chez lui. Puis il est mort et nous l'avons bien pleuré. Ils disent que Mr. le Doyen Bridel était aussi bien savant dans les livres; enfin il est mort et nous l'avons bien pleuré, et la commune a pensé d'avoir un bon successeur. Elle a beaucoup insisté auprès des Messieurs de Lausanne; enfin nous l'avons obtenu; c'est lui qui prêche aujourdhui pour la première fois dans notre vieille église de Montreux. Ils disent qu'il est aussi très-habile. Qui vivra, verra.“

Damit ſchickte ſie ſich zum Fortgehen an. Ich nahm Abſchied von ihr, mußte aber vorher verſprechen, in's Gebirg zu ihnen zu kommen. So gingen ſie langſam

Digitized by Google

den ſteinigen Pfad nach Veiteux hinauf und verſchwanden dort hinter den dichten Nußbäumen. Noch bis auf dieſe Stunde weiß ich nicht, warum ich mich nun keineswegs rechts nach Villeneuve und zum Genfer Dampfboot wandte, ſondern links, dem untern Weg nach Montreux zu. So kam ich nach einer halben Stunde auf die Terraſſe der kleinen gothiſchen Kirche, die mit ihrem ſpitzen Thurm ſich an einen reich begrünten Alpenabhang lehnt und beſonders vom See aus ein ſehr liebliches Bild darbietet.

Man hat Montreux manchmal das Nizza oder Piſa der Schweiz genannt. Dieß mag ſeyn wegen der milden Luft und der glücklichen Lage, völlig gegen Nord- und Nordoſtwind geſchützt und dem Süden zugewendet, wodurch denn eine mittagliche Vegetation gedeiht und Bruſtkranke große Erleichterung finden. Sonſt aber iſt die Lage von Montreux viel reizender und von mannigfaltigerer Schönheit als die jener italieniſchen Städte. Noch ehe Lord Byron und V. Hugo dieſe Kirchenterraſſe beſangen, hatte ſie großen Ruf. Milton, Gibbon, J. J. Rouſſeau, Voltaire, Johannes v. Müller, der Landſchaftsdichter Matthiſſon, Madame Staël, ihr F. W. Schlegel, Friederike Brun, Baggeſen, Bonſtetten u. ſ. w. empfanden ihren Zauber und ſprachen ihn gereimt und ungereimt aus. Die drei günſtigſten Momente für die See- und Landanſicht ſind hier zuerſt der Frühmorgen, wenn die Sonne über die Dent de Jaman den erſten feurigen Liebesblick in das Lemanbecken wirft und dabei die höchſten Bergſpitzen, Zahne und Hörner vergoldet, während unten noch Alles in tiefem Blau daliegt; ferner Abends, wenn ſie ſich dem dunkeln Juraſarg nähert und hinunter geht, und endlich Nachts, wenn der Mond ſeinen Silberblick über die Fluth gleiten läßt, der ſich wie ein zitterndes Band über den See ſpannt. Jeder dieſer drei Momente hat ſeine eigenthümliche Schönheit. Ich habe den Abend am liebſten, wo alle Einzelnheiten der Gebirgswelt, die mächtigen Thäler, Vorſprünge, Felſenriſſe, Abgründe und Schründe hervortreten, die im Sonnenlicht des vollen Tages verborgen bleiben. Vor allen ſtehen hier, wie am Wallenſtedter See, aber viel impoſanter und maleriſcher, ſieben Kurfürſten um das obere Seebecken herum, die Dent de Jaman, die Dent de Nave, die Tour d'Ay, die Diablerets, die Dent de Morcle, die Roche Julien und die Dent d'Oche. Ueber alle herrſcht der mächtige Kaiſer auf ſeinem breiten ſilbernen Thron, wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln; es iſt die gewaltige Dent du Midi, deren weite Schneefelder ſich bei untergehender Sonne mit goldigem Roſenlicht überziehen und ſo vom See in reizendem Doppelglanz wiedergeſtrahlt werden. Auch über dieſes Land herrſchten die ſächſiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer; ſo mag denn Otto I. auf der Dent du Midi thronen, er, der unter der Königin Bertha ſo glücklichen Einfluß auf das von Sarazenen und Hungarn zerſtörte Hochburgund hatte und deren ſchöne Königstochter ehelichte.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die römiſchen Amphitheater.

(Fortſetzung.)

Im unterſten Stock gelangte man aus den beiden vorderſten Umgebungsarkaden auf ſechs-und-ſiebenzig, nach jenen vier Haupt- und Staatseingängen der beiden Axen übrig bleibenden Privatzugängen, indem man zu allernächſt die große mittlere, 49 Fuß dicke Hauptmauer durchſchritt, in einen neuen Umgang von 13 Fuß 7 Zoll Breite; alsdann ging man durch die zweite, 28 Fuß ſtarke Mauer und gelangte in den lezten Gang vor dem, was wir, wie geſagt, die Parterreſitze zu nennen pflegen, nämlich die unterſte Reihe der Zuſchauerſitze überhaupt. Dieſer Gang war beſonders ſchön, er war mit Marmor gepflaſtert, übrigens aber nur 10 Fuß 10½ Zoll breit und etwa 15 Fuß hoch.

Hier bleiben wir zunächſt noch bei den oben angeführten Haupteingängen der kurzen Axe ſtehen. Dieſelben bilderen, gleich denen der langen Axe, innerhalb der beiden äußern Säulengänge ein hervortretendes, ſchön geſchmücktes Portal; nach innen zu durchbrachen ſie die gedachten ſtarken Zwiſchenmauern rechts und links mit einem Bogenbau, ſo daß man aus dem Portale in einen nicht weniger als 112 Fuß breiten Saal von drei Schiffen, durch dieſen aber in jenen mit Marmor gepflaſterten Gang gelangte. Von hier ſtieg man dann über eine breitere Mittel- und zwei ſchmälere Seitentreppen in den entſprechenden Sitz empor. Dieſer Sitz war hüben und drüben ſo breit als der erwähnte Saal, nämlich 112 Fuß, und daß er die für die kaiſerlichen Herrſchaften beſtimmten Logen bildete, gibt eben dieſe Ausdehnung ſo wie die beſondere Struktur und Ausſchmückung ohne Mühe zu erkennen. Der ganze Eingang war nämlich herrlich verziert und insbeſondere die beiden Säle mit den reichſten Stuckarbeiten geſchmückt, „die der größte Meiſter der neuen Kunſt in ſolchen Verzierungen, Johann von Udine, Raphaels Schüler, ihrer Schönheit wegen zeichnete." Neuerdings ſind dieſe Ausſchmückungen bis auf armſelige Reſte herabgefallen und verloren gegangen.

Durch den Marmorgang ſchritten denn die höchſten Perſonen, über die mittlere Treppe ſie ſelbſt, über die

Digitized by Google

Seitentreppen ihr Gefolge, zu ihrem Sitz in dem über die Arena erhöhten Rundkreiſe der erſten Ordnung der Zuſchauerſitze, welcher bei den Alten *Podium* hieß (Sockel, Baluſtrade, das italieniſche poggio, franzöſiſch appui). Daſſelbe lief, gleich den beiden folgenden höhern Ordnungen, unter freiem Himmel um das ganze Oval umher. Nur die kaiſerlichen Logen waren abgeſchlagen und bildeten ein förmliches Gemach mit einer Bedachung, welche Vorrichtung aber Trajan für ſeine Perſon wegnehmen ließ, um vor ſeinen Bürgern nichts voraus zu haben. Das Podium hatte ringsherum dieſelbe Tiefe; ſie betrug nach Abrechnung der Bruſtwehr nur 9 Fuß. Die Perſonen ſaßen nämlich auf dieſem Ehrenrange bloß Einen Mann hoch, und ſelbſt der Kaiſer hatte ſein Gefolge, ſo weit es nach unſerer Art zu reden *hoffähig* war, nicht hinter, ſondern neben ſich. Dieſer Ehrenrang gebührte aber außer dem Hofe, wie wir geſehen haben, den Veſtalinnen, ſodann ſämmtlichen Magiſtraten, den Senatoren (ſeit Auguſt ſechshundert an der Zahl) und den fremden Geſandten. Auguſt hatte eine Zeitlang den leztern dieſen Ehrenplatz entzogen, weil er bemerkt, daß man, vermuthlich von Seiten orientaliſcher Fürſten, Geſandte freigelaſſenen Standes an ihn abgeordnet hatte; aber dieſes im Zorn erlaſſene Dekret blieb nicht auf die Dauer wirkſam, und die ausnahmsmäßige Stellung, welche das Völkerrecht zu allen Zeiten unter gebildeten Nationen den Repräſentanten auswärtiger Staaten angewieſen hat, machte ſich auch in dieſem Punkte bald wieder geltend.

Daß die privilegirten Plätze von niemand Unberechtigtem eingenommen wurden, darauf wurde ſtreng gehalten, und wir haben bereits der Logenmeiſter, nach unſerer Art zu reden, oder der Platzanſeher gedacht, welche auf Ordnung zu halten hatten und Jeden, ſelbſt unter militäriſcher Hülfe (es gab in Rom ſo gut wie bei uns eine Theaterwache), von einem angemaßten Sitze unerbittlich und unter beſchämenden Umſtanden fortwieſen. Unter Auguſt, im Jahre Roms 729, wurde *Cajus Thoranius*, oder wahrſcheinlich *Turanius*, Volkstribun, ſogar verklagt, weil er ſeinen Vater, einen Freigelaſſenen, mit auf den Sitz der Tribunen, alſo auf das Podium (der Volkstribun hatte mit dem curuliſchen Aedilen gleichen Rang) genommen hatte; aber die kindliche Liebe fand hier ihre verdiente Anerkennung; der Angeklagte wurde freigeſprochen.

Die Zuſchauer des Podiums ſaßen auf Stühlen, die natürlich zugleich angemeſſen verziert, namentlich die ſogenannten curuliſchen der Magiſtrate mit Elfenbein ausgelegt und mit Polſtern verſehen waren. Leztere hatte jedoch erſt *Caligula* auf den ſenatoriſchen Sitzen eingeführt; vorher hatten ſich gepolſterter Stühle bloß die Kaiſer bedient.

Zunächſt hinter dieſer anſehnlichen Zuſchauerklaſſe, die in dem ungeheuern Eirunde einen glänzenden Kreis von mindeſtens tauſend Perſonen bildete, auf der Höhe einer das Podium einſchließenden und über daſſelbe um 5½ Fuß emporſteigenden Hintermauer, erhob ſich die zweite Ordnung der Zuſchauerſitze, zwanzig marmorne Stufen mit bezeichneten und numerirten Plätzen, jeder 1 Fuß 4 Zoll hoch, wo ein Jeder ohne Zweifel ſich nach Belieben ſein Pfühl zum Sitzen durch ſeinen Sklaven nachtragen laſſen konnte, und faſt 2 Fuß 3 Zoll tief, weil die Inhaber der obern Sitzreihen die Füße auf die untern aufzuſetzen pflegten, und doch die unter ihnen Sitzenden nicht beläſtigen ſollten. Da im Theater die vierzehn erſten Sitzreihen hinter der Orcheſtra dem Ritterſtande angewieſen waren, ſo vermuthet man mit Fug, daß im Amphitheater, welches keinen bloßen Halbkreis, ſondern ein volles Rund von Zuſchauerſitzen enthielt, die ſieben zunächſt an's Podium grenzenden Sitzreihen für die Ritterſchaft beſtimmt geweſen ſeyen. Unter derſelben hatten auch die Kriegstribunen, als welche Ritterrang beſaßen, ihren Platz. Das Militär hatte Auguſt in den Schauſpielen vom Civilſtande getrennt, was ſich natürlich vorzugsweiſe auf die gemeinen Soldaten bezieht; doch kennen wir deren beſtimmten Platz nicht. Nur iſt klar, daß es kein beſonders begünſtigter kann geweſen ſeyn, und derſelbe iſt alſo auf dieſen zwanzig Marmorſtufen ſchwerlich zu ſuchen. Was vielmehr von denſelben durch die Ritterſchaft unbeſezt blieb, nahmen ohne Zweifel die Notabeln des Plebejen- oder Bürgerſtandes ein, beſonders diejenigen, welchen eine Auszeichnung öffentlichen Vertrauens zu Theil geworden, indem ſie z. B. zu den Zahlmeiſtern des Schatzamtes (Aerartribunen) oder zu den Gerichtsgeſchworenen gehörten.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Symboliſches.

### 1. Nach oben.

Seht ihr wohl die Lerche dort
In dem Aether ſchweben?
Immer ſteigt ſie kühn empor,
Zu den weiten Räumen:

Denn, an einem *freien* Ort
Will die *Freie* leben,
Und am blauen Himmelsthor
Muß die Holde träumen!

Digitized by Google

### 2. In der Stille.

Doch die Nachtigall, die keuſche drunten,
Flattert am geliebten Neſt,
Denn es bannt ſie ſehnend feſt
Dieſer Erde Buſen.

In der Liebe engen Kreis gebunden
Singt ſie aus dem Nebelthal,
All ihr Glück und ſüße Qual
Zu den holden Muſen.

Selbſt der Nachte lange Stunden
Schweiget kaum ihr ſchmachtend Lied,
Denn es glühet, ach! es glüht
Ihr das Herz im Buſen.

Otto Alex. Banck.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Auguſt.

(Schluß.)

Theater.

Unſere Bühne hat in der lezten Zeit mehr Curioſa als Sehens- und Lobenswerthes gebracht. Ich habe ſchon oft den Fall erlebt, daß in deutſchen Städten Opern von einheimiſchen Tonſezern gegeben und bis in die Wolken erhoben wurden, die den Weg von ihrer Geburtsſtadt auf eine zweite Bühne niemals fanden; doch iſt dieſer Lobhudelumtrieb noch nie ſo großartig und unverſchämt betrieben worden, als bei uns mit „Zamora," heroiſch-romantiſche Oper in drei Akten, nebſt einem Vorſpiel in einem Akt: „die Verlobung," Text und Muſik von Joſeph Heller, einem hieſigen Beamten und Dilettanten, der ein theilweiſe gutes muſikaliſches Gedächtniß zu haben ſcheint, denn er erinnerte ſich an eine Unzahl Motive von klaſſiſchen und modernen Tondichtern, nur ſcheint er vergeſſen zu haben, daß jene Motive nicht die ſeinigen ſind, als er ſie in dieſes Potpourri zuſammenſchmolz. Und dieſe Oper wurde vorher in allen inländiſchen, ja ſelbſt ausländiſchen Blättern als ein Ereigniß angekündigt; ſie wurde als Dilettantenarbeit das erſtemal mit Nachſicht vom Publikum aufgenommen, das ſich aber wohl hütete, die Repriſe zu beſuchen; die Prager Blätter ſchwiegen oder beſprachen das Ding mit feiger Geduld, während in Wiener und Leipziger Blättern Berichte erſchienen, welche nicht viel weniger als etwa einen Don Juan hoffen ließen. — Die Gaſtrollen des Fichtnerſchen Ehepaars brachten eine Neuigkeit, welche — ein ſchlimmes Zeichen der Zeit — unter die Tendenzen des Tages gerechnet wird: „Er muß auf's Land," Luſtſpiel in drei Akten, nach dem Franzöſiſchen von W. Friedrich. Die Wiener Arrangeurs ſchneiden oft dem Stücke das Herz aus dem Leibe und legen eines von Pfefferkuchen hinein, was hier zum Glücke nicht viel ſchadete, und wenn aus der Mucker-Aſſociation ein Verein gegen die Thierquälerei wurde, ſo hat das bloß den drolligten Umſtand herbeigeführt, daß Frau von Zimmer verſichert, ſie hätte dieſe Verbindung aus *Liebe des Nächſten* begründet; in Oeſterreich verloren wir an dem eigentlichen Motive gar nichts, da wir weder Mucker haben, noch kennen, in dieſem Luſtſpiel aber die frappanten und draſtiſchen Situationen die Hauptſache ſind. Mit den Charakteren haben ſich die Verfaſſer ohnehin nicht ſehr angeſtrengt. Das Stück hat, trefflich geſpielt, hier wie überall großes Glück gemacht und wurde in vierzehn Tagen fünfmal und immer bei vollem Hauſe wiederholt. — Noch ein paar franzöſiſche Ueberſetzungen: „Die Gebieterin von Saint Tropez," Schauſpiel in fünf Akten, nach dem franzöſiſchen Drama: „La dame de Saint Tropez" bearbeitet von Lembert, und „Adam und Eva," Luſtſpiel nach Scribe von Carl, ſind ziemlich unbedeutend. Das erſte *ſoll* die Geſchichte der Laffarge ſeyn, die total unſchuldig und die edelſte Frau von der Welt iſt, nur ein klein wenig in einen andern Mann verliebt. Einige übertriebene Effektſcenen ſind durch die lächerlichſten Unwahrſcheinlichkeiten und Inconſequenzen herbeigeführt. „Adam und Eva" iſt von allen Scribe'ſchen Stücken, die ich kenne, das ſchwächſte; doch hat es höchſt ergözliche Partien, und zumal iſt der Tapezierergeſelle Lion trefflich gezeichnet. — Deutſche Neuigkeiten waren: „Wie denken Sie darüber? „dramatiſche Kleinigkeit in einem Akt von R. Hahn, der ein Schauſpieler ſeyn ſoll, was nicht unwahrſcheinlich klingt, da das ganze gedanken- und handlungsleere Ding bloß zuſammengewürfelt zu ſeyn ſcheint, um den Recenſenten einige hundertmal dageweſene Invectiven nochmals in den Bart zu ſagen; heutzutage haben doch faſt alle Recenſenten, die ganz jungen ausgenommen, einen Bart. Es wurde ſchlecht geſpielt und nachſichtiger aufgenommen, als Dichter und Darſteller verdienten. — Ferner: „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten." Luſtſpiel in vier Akten von Deinhardſtein. Eine alte Geſchichte, in der neueſten Zeit in der „Reine d'un jour" und dem „verwunſchenen Prinzen" glücklich repetirt, die, mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, vielleicht Stoff für ein zweiaktiges Stückchen dargeboten hätte, iſt hier auf deren vier ausgedehnt und auf drei Zufälle baſirt, die weit über die Unwahrſcheinlichkeit hinaus ragen. Ein gewiſſer Wilhelm Fürſt hat nicht allein erſtens den Namen mit dem regierenden Fürſten gemein, ſondern er kommt zweitens eben in einem Krähwinkel an, als der Fürſt incognito reiſt, und ſieht ihm drittens ähnlich wie ein Zwillingsbruder. Das Beſte am Stück iſt das Mißverſtändniß im dritten Akte, wo Emma ihren Geliebten ſelbſt für den Fürſten hält, und da erwartete ich nun eine höchſt komiſche Scene, wo ſie der Vater würde zwingen wollen, den Fürſten zu heirathen; aber ſie — kam nicht. — Sehr ärmlich iſt das Fach der Poſſe in der lezten Zeit beſtellt geweſen; wir bekamen indeſſen drei zu ſehen: „Die Goldſpinnerin in der Scherka, oder Kupferſchmied, Koch und Kappelmacher," von F. Hoppe; „Doktor und Friſeur, oder die Sucht nach Abenteuern" von Fr. Kaiſer, und „Chriſtoph Wind, oder Flegeljahrsfatalitäten," Poſſe mit Geſang in drei Abtheilungen von Eduard Liebold. Die erſte iſt ein Produkt, welches ſich um einige Jahrzehnte verſpätet zu haben ſcheint; aus dem Stoff der zweiten hätte etwas werden können, wenn deren Verfaſſer jährlich wenigſtens zwölf Stücke weniger ſchriebe, aber bei „Chriſtoph Wind" fühlt man ſich verſucht auszurufen: „Das aber iſt der Fluch der — —" *ſtrafbaren Nachſicht* mit einheimiſchen Machwerken. Hätte man das „Loch im Plafond" verdientermaßen ausgeziſcht, ſtatt daß ſich Publikum und Kritiker damit blamirten, ſo würde uns Liebold vielleicht mit dieſer zweiten, wo möglich noch *viel* ſchlechteren Scharteke verſchont haben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 35.

Sonnabend, 13. September 1845.

[252] Bei uns erſchien ſo eben:

Die

## erſten Mutterpflichten

und

## die erſte Kindespflege.

Ein

Beobachtungsbuch für junge Frauen und Mütter.

Von

**Dr. Friedr. Auguſt von Ammon,**

Sr. Maj. des Königs von Sachſen Leibarzt, Geheimer Medicinalrath, Ritter hoher Orden ꝛc.

**4te durchaus verbeſſerte Auflage.**

gr. 12. eleg. geb. Preis $1^{1}/_{4}$ Thlr.

Leipzig, im Auguſt 1845.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[243] So eben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

## Erik Gustaf Geijer,

**Ueber die innern geſellſchaftlichen Verhältniſſe unſerer Zeit.**

Aus dem Schwediſchen von

**U. W. Dieterich.**

Gr. 8. Geheftet. 25 Ngr.

Eine neue Schrift des berühmten Hiſtorikers, welche ungeachtet mancher ſpeciellen Beziehungen auf Schweden die allgemeinſte Beachtung auch in Deutſchland verdient.

Leipzig, im Juli 1845.

**Brockhaus & Avenarius.**

---

[255] **Für Lehrer.**

Bei A. Sorge in Oſterode iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Pianiſt oder die Kunſt des Klavierſpiels** in ihrem Geſammtumfange, theoretiſch und praktiſch dargeſtellt. Ein Lehr- und Handbuch für Alle, die Klavier ſpielen, Künſtler und Dilettanten, Lehrer und Schüler. Von G. Schilling. Gr. 8. 25 Bogen. 2 Thlr.

Dieſes Werk iſt in mehreren kritiſchen Blättern beurtheilt, unter andern ſagt Referent in dem ſchleswig-holſtein. Schulblatt, VII. Bd., 16 Heft, S. 145: „Vorliegendes Werk verdient ſchon deßhalb allen tüchtigen Klavierlehrern empfohlen zu werden, weil es das erſte dieſer Art iſt, wovon man mit Recht ſagen kann: es ſey wiſſenſchaftlich-methodiſch abgefaßt" u. ſ. w.

**Geſangbuch, kleines, für Stadt- und Landſchulen.** 8. Achte Auflage. 2 gGr.

**Cruſius, G. F. Ed., chriſtliche Morgenweihe** in Geſängen. 8. Geh. 9 Bogen. 10 gGr.

**Wrand** (Inſp. in Clausthal), **Leſebuch für Mittelklaſſen evangeliſcher Schulen.** 17 Bogen. Zweite Auflage. 8. 12 gGr.

Binnen einem Monat wurde eine dreitauſend Exemplare ſtarke Auflage durch die Einführung in verſchiedenen Schulen vergriffen.

**Läncher, Dr., Die Sterne.** Eine Darſtellung aus der Himmelskunde, Erdbeſchreibung, Naturlehre, Zeitberechnung und den verwandten Wiſſenſchaften. Gr. 12. Geb. 5 Bogen. 9 gGr.

**Cruſius' Geſchichte der vormals kaiſerlichen freien Reichsſtadt Goslar am Harz.** Zehn Lieferungen. Broch. Gr. 8. 2 Thlr. 16 gGr.

---

[256] Im Verlage der Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

**Daniel, H. A., Lehrbuch der Geographie für** höhere Unterrichtsanſtalten. 8. 15 Sgr.

— — und **H. J. Eckardt, geiſtliche Reden** in den Sonnabendsandachten des königl. Pädagogiums gehalten. Gr. 8. Broch. 16 Sgr.

**Dieter, H. E., Merkbüchlein,** nach Eiſelens Turntafeln bearbeitet. Zunächſt für die Turner in den Francke'ſchen Stiftungen zu Halle. 16. Broch. $7^{1}/_{2}$ Sgr.

**Echtermeyer, Th., Auswahl deutſcher Gedichte** für gelehrte Schulen. Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von R. H. Hiecke. 8. Cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

**Günther, F. J., Handbuch für den deutſchen Unterricht auf Gymnaſien,** enthaltend eine nach den ſechs Klaſſen eingerichtete Vertheilung des Lehrſtoffs mit kurzen methodiſchen Anweiſungen, 2600 Aufgaben zu ſchriftlichen Arbeiten mit kurzgefaßter Theorie der Stylarten, fünf Beiſpiele verſchiedenartig erklärter Gedichte und eine Poetik für Secunda. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

— — **die Poetik.** (Nach Hegels Aeſthetik.) Für Gymnaſien. Gr. 8. Broch. 10 Sgr.

(Beſonderer Abdruck aus dem „Handbuche u. ſ. w.")

**Heinrich, C., Schulgeſangbuch** zum Gebrauch beim Anfange und Schluſſe des Unterrichts in chriſtlichen Volksſchulen. 8. Broch. $2^{1}/_{2}$ Sgr.

**HOHL, A. F., Vorträge über die Geburt des Menschen.** Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

**SCHMIDT, H., der griechische Aorist** in seinem Verhältnisse zu den übrigen Zeitformen. Gr. 8. Broch. 10 Sgr.

**Zeitſchrift für proteſtantiſche Geiſtliche.** Herausgegeben von C. Chr. Lebr. Franke und H. A. Niemeyer. Dritter Band. Gr. 8. 2 Thlr.

---

[257] Bei **C. H. Reclam** sen. in **Leipzig** iſt erſchienen:

**Politiſche Januskoͤpfe** für Preußen von einem Preußen.

audiatur et altera pars!

9 Bogen in gr. 8. geheftet. Preis $^{2}/_{3}$ Thlr.

Obige Schrift enthält eine kritiſche Beleuchtung gewiſſer, in neueſter Zeit in Preußen populär gewordener politiſcher Urtheile und Forderungen, namentlich in Betreff der Konſtitutionsfrage, und der dieſelben begleitenden Geſinnungen. Indem ſie zugleich

Digitized by Google

die Urſachen der dabei hervortretenden Mißſtände auf verſchiedene Gebrechen der geiſtigen und ſittlichen Bildung der Gegenwart zurückführt, geht ſie beſonders ein auf das Weſen und die Wirkungen der modernen, namentlich Hegel'ſchen Philoſophie, von der für Nichtkenner eine faßliche Darſtellung gegeben wird.

---

[259] **Die neueſten intereſſanteſten engliſchen Romane.**

Den Freunden einer gewählten Lektüre werden folgende, im Verlag der Hofbuchhandlung (**E. Leibrock**) in Braunſchweig erſchienene, in Octav auf Velinpapier ſehr elegant gedruckte Werke empfohlen:

**Strathern, oder Freier auf Reiſen.** Von Lady Bleſſington. Aus dem Engl. von Hofrath Dr. Petri. 4 Bände.
**Cyril Thornton.** Von William Napier. Aus dem Engl. von Wilh. du Roi. 3 Bände.
**Lord Dacre von Gilsland.** Von M. Eliſ. Stuart. Aus dem Engl. von Hofrath Dr. Petri. 3 Bände.
**Des Grobſchmieds Tochter.** Von dem Verf. des „Walter Clayton." Aus dem Engl. von W. du Roi. 3 Bände.
**Wittwen und Wittwer.** Von M. Thomſon, überſetzt von Hofrath Dr. Petri. 3 Bände.

---

[258] Bei **Huber u. Comp.** in **St. Gallen** und **Bern** iſt erſchienen und durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen:

**Reithard, J. J. Gedichte.** 12. 20 Bogen. geh. 1 Rthlr. 18 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Der Herr Verfaſſer, deſſen poetiſche Beiträge in Zeitſchriften, Muſenalmanachen u. ſ. w. ſtets mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden, und zum Theil in Anthologien eine bleibende Stätte fanden, unterwarf ſeine Gedichte einer nochmaligen Durchſicht und theilweiſe einer Ueberarbeitung, und traf die Auswahl für dieſe erſte Sammlung derſelben mit ſtrenger Sorgfalt, ſo, daß ſich darin ſein ganzes dichteriſches Leben in ſeiner Vielſeitigkeit aufſchließt.

---

[234] In unterzeichnetem Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Boehmer, Joh. Friedr.**
(Stadtbibliothekar zu Frankfurt)

## Fontes rerum Germanicarum.

### Geschichtsquellen Deutschlands.

**Zweiter Band.**

Auch unter dem Titel:

**Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 13ten Jahrhundert.**

gr. 8. broch. LVI u. 572 Seiten. Auf ſatinirtem Schreibp. mit einer Lithographie. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 4 gGr.

Dieſer Band, welcher auch einzeln zu haben iſt, bildet die Fortſetzung der vor zwei Jahren begonnenen Handausgabe klaſſiſcher Geſchichtſchreiber des deutſchen Mittelalters. Sein Inhalt zerfällt in drei Hauptgruppen: 1) Rheiniſche Geſchichtsquellen ſtromabwärtsgehend aus Colmar, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Köln. 2) Quellen zur Geſchichte der deutſchen Könige Philipp, Otto, Heinrich, Wilhelm, Richard und Rudolf, namentlich was Gottfried von Cöln, Reiner von Lüttich, Melis Stoke, Johannes Bela, Thomas Wikes und Martinus Polonus mit der Aldersbacher Fortſetzung für dieſelben gewähren, nebſt der Erfurter Chronik, den Annalen von Sindelfingen, den geſchichtlichen Noten aus Wimpfen und dem Gedichte Hirzelins über die Schlacht bei Göllheim. 3) Bayriſche Geſchichtsquellen, nämlich die Annalen Hermanns und Eberhards von Nieder-Altaich nebſt deren Fortſetzung in der Chronik von Oſterhoven. Dieſer Band enthält ſomit für die Geſchichte Deutſchlands im betreffenden Jahrhundert mehr als irgend eine andere bisher erſchienene Scriptorenſammlung. Manche der hier mitgetheilten Stücke waren, obgleich ſchon gedruckt, doch ſo ſelten wie Handſchriften, z. B. die Geſchichte der Thaten Rudolfs des Habsburgers durch Gottfried von Ensmingen aus Straßburg, oder faſt ganz unbekannt wie des Cäſarius von Heiſterbach treffliche Lebensbeſchreibung des Erzbiſchofs Engelbert von Cöln, andere ſind hier aus Handſchriften weſentlich berichtigt, wie die Colmarer und die bayriſchen Geſchichtsquellen, noch andere erſcheinen hier zum erſtenmal gedruckt wie unter mehrerem die gehaltreichen Wormſer Annalen, aus denen man die innern Zuſtände jener Stadt kennen lernt, die einſt werth war, Schauplatz des Nibelungenliedes zu ſeyn, deſſen muthiger Geiſt in den Thaten der Bürger wiedererkannt wird. Die Vorrede enthält umfaſſende Erörterungen über Verfaſſer, Gehalt, Handſchriften und Drucke der mitgetheilten Stücke.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# Savonarola.

### Ein Gedicht

von

**Nicolaus Lenau.**

Zweite durchgeſehene Auflage.

Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Gründliche hiſtoriſche Studien haben in unſrer Zeit ein neues Licht auf den florentiniſchen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darſtellung die Fackel der Geſchichte, und ſie wirft in ſeiner Hand den verklärenden Schimmer der Poeſie über einen der edelſten Kämpfer für eine Sache, deren — zu ſpät, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden iſt. Dabei hat der Verfaſſer allen Verſuchungen widerſtanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenſtand ſeiner Dichtung gewählt hat, mit ſpätern Erſcheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künſtleriſcher Beſonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola ſtarb, zur poetiſchen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem hiſtoriſchen Boden, in welchem ſeine Thätigkeit und ſeine Geiſteseigenthümlichkeit wurzelte, losgeriſſen, um ihn in ein ideales Vacuum zu ſtellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geiſt jener Zeit mit all ſeinen Zügen, ſeinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenſo der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetiſche Wirkung rein erhalten und verſtärkt. Savonarola erſcheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenſtand ſelbſt liegende Poeſie iſt, wie man es von dem Verfaſſer erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eiferſüchtigen Selbſtſtändigkeit der Muſe unverträglichen Zwecken dienſtbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieſer Dichtung, in welcher ächte Poeſie aus einer friſchen und tiefen Begeiſterung für die Herrlichkeit des chriſtlichen Glaubens Hand in Hand geht, ſich wie die erſte recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

[254] In Unterzeichneter ſind ſo eben erſchienen:

# Monatblätter

zur Ergänzung der

## Allgemeinen Zeitung.

1845. Auguſt.

Inhalt.

Zur ſchwediſchen Literatur (eine Vorleſung von Geijer). — Die Manufakturinduſtrie in Beziehung auf Rußlands Volksleben und die Geſtaltungen des Petersburger Pauperismus. — Auguſt Wilhelm v. Schlegel. — Ehrenrettung König Albrechts des Erſten. — Italieniſche Familien. — Merxiko im fünften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. — Denkwürdigkeiten des Grafen N. Olizar. — Die ungariſchen Magnaten in Paris und die ungariſche Regeneration. — Deutſche kirchliche Zuſtände 1845.

Dieſe Monatblätter ſtellen ſich die Aufgabe: Gegenſtände der Politik, Litteratur und Wiſſenſchaft auf eine erſchöpfendere Weiſe, als es der Raum eines Tagblattes geſtattet, zu beſprechen. Sie bieten den mannigfachen Strebniſſen des geiſtigen Lebens, ſowie den materiellen Intereſſen im Vaterlande ein förderliches Organ und ergänzen ſomit nicht allein die Augsburger Allgemeine Zeitung, ſondern werden auch als ſelbſtſtändiges Ganze jedem Gebildeten vom größten Intereſſe ſeyn.

Jedes Heft umfaßt nach Maßgabe des Stoffes 6—8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung und der Jahrgang von 12 Heften koſtet im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gGr.

Auch durch die Poſt können dieſelben bezogen werden, in welchem Falle der Preis ſich von uns nicht für jeden Verkaufsort, ſondern nur durch die betreffenden Poſtämter beſtimmen läßt; jedoch darf er im Bereiche des Königreichs Bayern und des Königreichs Württemberg 8 fl. nirgends überſchreiten.

Stuttgart, im Sept. 1845.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Nomenclator botanicus

seu:

## Synonymia plantarum universalis.

Enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

105 Bogen Lexicon-Format. Preis 12 fl. oder 8 Rthlr.

Wenn ſchon vor 20 Jahren die erſte Ausgabe dieſes Werks eine gefühlte Lücke in der botaniſchen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, ſo wird nach dieſem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch ſo glänzende Periode der Bereicherung der botaniſchen Kenntniſſe weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfaſſer aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um ſo weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem ſich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verſchiedenen, unabhängig von einander dieſelben oder verwandte Gegenſtände bearbeitenden Schriftſteller, und deren individuelle Anſichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Maſſe der Synonyme auf eine der Wiſſenſchaft ſelbſt beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat ſich daher der Verfaſſer die Aufgabe geſtellt, dem botaniſchen Publikum gleichſam einen Leitfaden aus dieſem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verſchiedenen Wegen zugekommenen Wünſche, in ſo fern ſie ihn ſolche nicht zu weit von dem urſprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botaniſchen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetiſcher Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im Syſtem aufführt und da, wo der Name des Autors und die beſtändige Hinweiſung auf die ſyſtematiſchen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (ſo weit dieſe erſchienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollſtändiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erſchien,

Digitized by Google

auch noch häufig eine ſpecielle Nachweiſung beifügt. Auf dieſe Art erhält man über die angeführten Momente eine ſehr ſchnelle und vollſtändige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgeſtellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieſes mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben ſo ſehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, ſo wie den Beſitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in dieſem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botaniſchen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botaniſchen Literatur. Wenn auch einige Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle ſtets behaupten werden, ſo können ſie doch das angezeigte Werk um ſo weniger entbehrlich machen, als darin hauptſächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur ſehr eingeſchränkt Rückſicht genommen iſt, während die ſyſtematiſche Anordnung den ſchnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (alſo um 10,000 weniger als die erſte Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählt. Die zweckmäßigſte typographiſche Einrichtung macht es möglich, daß dieſes ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Ueberſicht nicht ſtörend einwirkenden möglichſt engen Raum zuſammengefaßt iſt.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Die Mündlichkeit,

## das Anklageprinzip,

die

## Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht

in

## ihrer Durchführung in den verſchiedenen Geſetzgebungen

dargeſtellt

und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit

mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder

geprüft von

**Dr. C. J. Mittermaier,**

Geheimerrath und Profeſſor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Anſichten in Bezug auf die Umgeſtaltung des deutſchen Strafprozeſſes. Verhältniſſe, welche Einfluß auf dieſe Anſichten haben. §. 2. Ueber den neueſten Stand der Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Verbeſſerung des Strafprozeſſes. §. 3. Engliſcher Strafprozeß in ſeiner praktiſchen Bedeutung und in ſeiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des ſchottiſchen und des iriſchen Strafprozeſſes. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Franzöſiſcher Strafprozeß. Entwickelung und Anwendung deſſelben. Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Frankreich. §. 6. Entwickelung des franzöſiſchen Strafprozeſſes in Belgien. §. 7. Strafprozeßgeſetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgeſetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Braſilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geſchwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergiſche Strafprozeßordnung, preußiſcher Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachſen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortſchritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgeſetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgeſetzgebung in der Schweiz. Statiſtiſche Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgeſtaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holſtein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Anſichten über Umgeſtaltung des Strafprozeſſes. Verhältniß des engliſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Hinderniſſe und Schwierigkeiten bei Abfaſſung neuer Strafprozeßgeſetzbücher. §. 22. Zuſammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozeſſes mit der Gerichtsverfaſſung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieſes Grundſatzes und Beſchränkungen deſſelben nach den verſchiedenen Geſetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Unterſuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltſchaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geſchwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angeſtellte Richter.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkes bezweckte die Hauptgrundſätze, von deren Annahme die Umgeſtaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Weſen und Einfluſſe, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange unter ſich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verſchiedenen Länder vergleichend darzuſtellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche ſtatiſtiſche Nachweiſungen Materialien der Prüfung ebenſo den mit Geſetzgebungsarbeiten Beſchäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Der gegenwärtige Zuſtand

der

# Vaccination

von

## John Baron, M. D.

Aus dem Engliſchen

von

## F. G. Gmelin,

Dr. und ordentl. Profeſſor der Medizin.

gr. 8. in Umſchlag broch. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Der Bericht über die Vaccination iſt durch die Mittheilungen vieler der angeſehenſten Aerzte Englands entſtanden, und ſetzt uns über den jetzigen Zuſtand der Vaccination in England auf eine authentiſche Art in Kenntniß. Beſondern Werth erhält derſelbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pocken-Epidemieen unter dem Rindvieh, durch künſtliche gelungene Verſuche über die Hervorbringung von echten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menſchenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht geſetzt wird. Es dürfte daher dieſer Bericht nicht bloß für Aerzte, ſondern auch für das größere Publikum von Wichtigkeit ſeyn, das ſich für den Gegenſtand intereſſirt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 221.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 15. September 1845.

Paulatim deinde ad superos Astræa recessit.
Juvenal.

## Unter dem Himmel.

Laßt mich in Gras und Blumen liegen
Und ſchaun dem blauen Himmel zu,
Wie goldne Wolken ihn durchfliegen,
In ihm ein Falke kreist in Ruh.

Die blaue Stille ſtört dort oben
Kein Dampfer und kein Segelſchiff,
Nicht Menſchentritt, nicht Pferdetoben,
Nicht des Dampfwagens wilder Pfiff.

Laßt ſatt mich ſchaun in dieſe Klarheit,
In dieſen ſtillen, ſel'gen Raum:
Denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit
Das Fliegen, der unſel'ge Traum.

Dann flieht der Vogel aus den Lüften,
Wie aus dem Rhein der Salmen ſchon,
Und wo einſt ſingend Lerchen ſchifften,
Schifft grämlich ſtumm Britannia's Sohn.

Schau' ich zum Himmel, zu gewahren,
Warum's ſo plötzlich dunkel ſey,
Erblick' ich einen Zug von Waaren,
Der an der Sonne ſchifft vorbei.

Fühl' Regen ich beim Sonnenſcheine,
Such' nach dem Regenbogen keck,
Iſt es nicht Waſſer, wie ich meine,
Wurd' in der Luft ein Oelfaß leck.

Satt laßt mich ſchaun vom Erdgetümmel
Zum Himmel, eh' es iſt zu ſpät,
Wann, wie vom Erdball, ſo vom Himmel
Die Poeſie ſtill trauernd geht.

Verzeiht dieß Lied des Dichters Grolle,
Träumt er von ſolchem Himmelsgraus,
Er, den die Zeit, die dampfestolle,
Schließt von der Erde lieblos aus.

Juſtinus Kerner.

## Die römiſchen Amphitheater.

(Fortſetzung.)

Auguſtus hatte, um bei einreißender Eheloſigkeit (eine Frau zu ernähren war im alten Rom ſo ſchwer als in manchen luxuriöſen Städten des neueſten Deutſchlands) die Hageſtolzen zum Heirathen zu reizen, den

Digitized by Google

beweibten Plebejen einen Ehrenplatz im Theater (und was vom Theater gilt, können wir kühnlich auf's Amphitheater übertragen) angewieſen; möglich, daß dieſer gerade auch auf den Marmorſtufen war. Bleibend iſt dieß Ehrenrecht unter den folgenden Kaiſern geweſen, das ſehen wir aus Martial. Den noch nicht in die Männertoga gekleideten Knaben, was wir ſagen würden den Unconfirmirten, war ein ganzer Keil der Zuſchauerſitze eingeräumt, und einer dicht daneben ihren Hofmeiſtern, dieß natürlich nicht beſonderer Ehre, ſondern des Anſtands und der Ruhe wegen, und alſo natürlich auch nicht auf dieſer vordern Ordnung.

Hinter dieſer erhob ſich nun abermals eine Abſchließungsmauer von 5 Fuß 9 Zoll Höhe, deren Oberfläche zuvörderſt eine Terraſſe von 11 Fuß 6 Zoll Tiefe bildete, und nun folgte in ſechzehn Stufen hinter einander die dritte Ordnung der Sitze, die lezte derer, die ganz im Freien und Lichten angebracht waren. Da, je höher die Sitzordnungen ſelber emporſtiegen, die Keile der Sitzreihen ſich erweiterten, ſo gewährten dieſe ſechzehn Stufen der dritten Ordnung gleichwohl einen ungleich größern Gelaß als die zwanzig der zweiten. Auf ihnen ſahen denn alle diejenigen Bürger zu, welche ſich, ohne gerade zu einer vorzüglich angeſehenen Claſſe zu gehören, dem ungeachtet in einer gewiſſen würdevollen Ehrenhaftigkeit behaupteten. Es gehörte namentlich hiezu, daß ſie reputirlich angezogen, d. h. in der altrömiſchen weißen Toga, erſcheinen konnten, indem Auguſtus verfügt hatte, daß kein — wie ſollen wir ſagen? — Schwarzkittel (Pullatus) in dieſen mittleren Sitzraum zugelaſſen werden ſolle. Pullatus nannte man Alles, was, um die oft zu waſchende Toga zu ſparen, ſtatt derſelben einen dunkelfarbigen Capotrock trug; alſo geringes Volk, Arbeitsleute, Taglöhner, niedrige Hanthierungen Treibende. Wohin Leute dieſer Art verwieſen wurden, wenn ſie den Spielen, dieſem Hauptziele des nationalen Heißhungers, ihre Gegenwart doch nicht entziehen wollten, werden wir ſogleich ſehen.

Mit dieſer dritten Ordnung der Zuſchauerſitze waren die beiden untern Stockwerke des Amphitheaters nach innen zu vollſtändig ausgefüllt. Es folgte nunmehr „eine majeſtätiſche Abſchließungsmauer von Ziegelbau, die noch großentheils erhalten iſt. Sie war 24 Fuß hoch, abwechſelnd von Thüren, Fenſtern und Niſchen durchbrochen.“ Das dritte und der größte Theil des vierten Stockwerks nämlich bildeten für die Zuſchauer eine von Säulen getragene, 15 Fuß tiefe bedeckte Halle, in welcher dieſelben zehn Reihen tief, gleichfalls natürlich in aufſteigender Linie, auf hölzerner Vorrichtung ſaßen. Dieſe hölzernen Sitze hatten aber keine verächtliche Bedeutung. Es wäre den Bauregeln zuwider geweſen, in ſolcher Höhe ein auch noch ſo ſolides Gebäude mit ſteinernem Sitzwerk zu beſchweren. Daß dieſe Sitze nicht gering angeſehen waren, ergibt ſich ſchon aus dem Material des Säulenwerks. „Eine Baſis der von hier herabgeſtürzten Säulen, die nach den unten aufgeſtellten Reſten, theils aus Cipollin (eine edle Marmorart aus Karyſtos in Euböa, meergrün mit wellenförmig geſchwungenen Adern), theils aus Granit, mit Baſis und Knauf 39 Fuß hoch waren, liegt noch im oberſten der jezt erhaltenen Gänge.“ Wir ſind unſererſeits im Allgemeinen damit einverſtanden, daß dieſe ſtattliche Halle, die natürlich, wie alle übrigen Sitzreihen, durch die geſammte Ellinie durchlief, der Platz für die Frauenwelt geweſen ſey. Hiebei ſind indeß noch ein paar Anmerkungen zu machen.

Daß die Damen der höheren Geſellſchaft an der Seite ihrer Gatten bei den öffentlichen Schauſpielen erſchienen, war nicht antiker Styl. Griechen und Römer hielten feſt an der Anſicht, daß ſich die Wirkſamkeit des ſchönen Geſchlechts auf's Haus beſchränken müſſe, und fanden jedes Heraustreten deſſelben aus ſeiner Sphäre, jedes Mitwalten in den angebornen Funktionen des Mannes bei Herrſchaft, Krieg und Staatsverwaltung, ja ſchon jedes auffallende und häufige öffentliche Erſcheinen der Weiber unerträglich. Am allerunſtatthafteſten aber würde ihnen eine Gleichſtellung des Weibes mit dem Manne in den Attributen der Machtvollkommenheit, der Amtswürde und der öffentlichen Repräſentation erſchienen ſeyn. Eine weibliche Succeſſion im Regimente zum Beiſpiel, wie ſie das heutige Staatsrecht Europas heiligt, ſo daß in dieſem Augenblick auf drei Königsthronen Frauen ſitzen, hätte ihnen ein politiſcher Widerſpruch und nur in den Augen barbariſcher Völker vernunftmäßig gedünkt. Lediglich auf Anlaß religiöſer Ceremonien hatte das weibliche Geſchlecht damals Gelegenheit, in ſeinem Glanze auch mit außerordentlicher Pracht und Stattlichkeit hervorzutreten, wobei es jedoch nach Oertlichkeit ſowohl als anderweitigen Bedingungen eine ſolche Stellung erhielt, daß auf's Deutlichſte hervortreten mußte, wie wenig daſſelbe als ſelbſtſtändig und gleichberechtigt zu betrachten, wie ſtreng vielmehr den Pflichten der Zurückhaltung, den Rückſichten der Scham und dem Gebote unverbrüchlicher Sitte unterworfen ſey.

Die Qualifikation der öffentlichen Spiele als religiöſer Feierlichkeiten machte nun allerdings auch eine Zulaſſung der Frauen bei denſelben möglich, wiewohl auch darin uralte Sittenſtrenge beſchränkende Vorkehrungen getroffen hatte, ſo daß z. B. bei den olympiſchen Wettkämpfen, ohne Zweifel weil die meiſten derſelben die Concurrirenden in völliger Naktheit aufzutreten nöthigten, die Anweſenheit von Frauenzimmern auf's Schärfſte unterſagt war. Selbſt ob im griechiſchen Theater, mindeſtens

Digitized by Google

zur Zeit der republikaniſchen Staatsblüthe, weibliche Zuſchauer ſich einfinden durften, iſt noch keineswegs ausgemacht, und zum unbefangenen Mitgenuß der Ariſtophaniſchen Komödie hatte wenigſtens die griechiſche Matrone und vollends die griechiſche Jungfrau eine Doſis von Starkgeiſtigkeit beſitzen müſſen, wie ſie nur einer heutigen Heroine des blaugeſtrumpften Ritterthums helfen mag, um das hölzerne Zauberroß der Emancipation mit der Kraft mephiſtopheliſcher Feuerluft zu beflügeln.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Blätter aus einem Album vom Genferſee.

(Fortſetzung.)

Ich ſuchte eben an der Dent d'Oche die Bergriſſe, von denen, nach Gregor von Tours, im Jahr 563 eine ungeheure Felſenmaſſe herunterſtürzte und dem See eine ganz andere Geſtalt gab. Er trat damals auf dem nördlichen Ufer weit in's Land und verſchüttete dabei mehrere römiſche Städte, z. B. Luſonium. Da begann vom Kirchthurme über mir das ſchöne Geläute, wodurch ſich Montreux auszeichnet. Es erſchienen viele geputzte Damen aus Genf, Lauſanne, Vevey und der Umgegend, noch mehr Landfrauen und Mädchen, deßgleichen auch zahlreiche Männer. Alle drängten ſich zur Kirche. Unter ihnen fand ich bald das Großmütterchen mit ihren zwei ſchönen Enkelinnen heraus, und ihr zufriedenes Lächeln bei meinem Anblick dauerte noch, als ſie ſchon in ihren Bänken ſaßen. Es lag darin ein religiöſes Genügen, daß ſie mich in ihre Kirche gebracht hatten. Mein Nachbar war einer der Notabeln des Orts, von dem ich während des Pſalmgeſangs erfuhr, der neue Pfarrer ſey der als Literator und Hiſtoriker rühmlich bekannte Profeſſor **Monnard** aus Lauſanne, den ſich nach Dekan Bridels Tod der Municipalrath von Montreux und alle angeſehenen Einwohner des Orts und der Umgegend dringend als Pfarrer von der geiſtlichen Behörde und der Regierung erbeten hätten und der auch dazu ernannt worden ſey. Er ſey ein Mann von Bedeutung im Land, auch mit dem verſtorbenen General de la Harpe einer der thätigſten Betreiber der Revolution von 1830 und der darauf folgenden Conſtitution geweſen, welche bis zum 14. Februar dieſes Jahrs gedauert; da ſeine Zeit vorüber, habe er geſucht, ſich aus dem Brennpunkt der heutigen Landespolitik zu entfernen und ſeinem alten Wunſche gemäß eine Stelle als Landpfarrer zu bekommen, um da ſeine ferneren Tage zuzubringen.

Der Pſalmgeſang war vorüber und der neue Pfarrer ſtand etwas bleich auf der Kanzel. Bleich aber war nicht ſeine Rede, ſondern voll Leben und Jugend, mit reicher Beziehung auf unſere Zeit und Waadts jetzigen Zuſtand. Er begann mit einem anziehenden Exordium, ungefähr in folgender Weiſe.

„Unſer Wandel aber iſt im Himmel" (Paulus an die Philipper III. 30.). Wir leben in einem Lande, deſſen Einwohner viel in die Fremde auswandern; man findet dergleichen bei vielen Nationen und in allen Weltgegenden; „ihr Acker iſt die Welt" (Matthäus XIII. 38.), ihre Thätigkeit macht viele Länder fruchtbar und bereitet ſie zur Ernte. Die Auswanderer aus unſerem Lande bewahren aber auf der fremden Erde die Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden tief in ihren Herzen. Wenn ſie ſich jenſeits des Oceans niederlaſſen, in Gegenden, die ſie zuerſt angebaut, ſo geben ſie ihren neuen Dörfern, den Bergen und Bächen heimathliche Namen. Die meiſten unſerer Landsleute bringen jedoch die erſten Jahre ihres thätigen Lebens in freiwilligem Exil zu, um ſpäter in ihr Vaterland zurückkehren und da mit dem erworbenen Gut frohe Tage verleben zu können. Wenn ſie arbeiten oder Handel treiben, ſpekuliren oder ſtudiren, ſo geſchieht es immer mit dem Hinblick auf ihr Vaterland, wohin ſie einſt zurückzukehren hoffen; wenn ſie in der Fremde ſparen, ſo thun ſie es nur, um einmal in der Heimath wohlhabend oder gar im Ueberfluß zu leben, an der Stelle, wo ſie ihre Jugend in beſchränkten Umſtänden zugebracht; wenn ſie ſich in der Gegenwart manchen Lebensgenuß verſagen, ſo geſchieht es nur, um einſt edlere, dauerhaftere und reinere Genüſſe in der Heimath zu finden. Dieſes Heimweh unſerer Landsleute iſt dem ähnlich, das wir auch als Bewohner der Erde in Beziehung auf den Himmel fühlen müſſen. Wir berechnen trefflich unſer kurzes und vorübergehendes Daſeyn und Alles, was darauf Bezug hat; möchten wir auch für die Ewigkeit rechnen lernen! In dieſer Stunde beginnt das neue Verhältniß dieſer Kirche mit einem der Geiſtlichen, welche die Vorſehung berufen hat, euch auf dem Wege des Lebens und des Todes zu führen. Ich möchte euch die Ueberzeugung geben, daß mich chriſtlicher Sinn und chriſtliche Theilnahme für eure Perſonen, für euer irdiſches Glück, beſonders aber für euer ewiges Heil durchdringt. Werfen wir in dieſer Beziehung einen Blick auf die Verbindung unſeres Erdendaſeyns mit dem künftigen Leben, auf den Wandel des Chriſten, der auf ſeiner Pilgrimſchaft hienieden den Blick nach der ewigen Heimath richtet" ꝛc.

Im Verlauf ſeiner Predigt ſprach der neue Pfarrer auch von der Freiheit, die, wenn ſie wahre Freiheit, nicht bloßer Schein ſeyn ſoll, feſt in Religion und Sitte wurzeln müſſe; ebenſo habe die Erziehung, auf die man oft ſo ſtolz ſey, ſehr geringen Werth, ja ſie ſey entſchieden nachtheilig, wenn das Lernen und Wiſſen nicht ſittlich und religiös feſt begründet ſey. Rührend war auch die Art, wie des verſtorbenen Dekans Bridel und ſeiner großen Verdienſte um die Gemeinde gedacht ward.

Digitized by Google

Als der Gottesdienſt zu Ende war, wurde der neue Pfarrer auf der Kirchenterraſſe von den Notabeln des Orts bekomplimentirt und nach ſeiner Wohnung begleitet. Nur fünf bis ſechs Männer blieben unter den Bäumen zurück, um ſich in ihrem Sinn über den neuen Pfarrer und ſeine Antrittspredigt zu beſprechen. Es waren die Radikalen der Gemeinde, die vom Kirchlichen bald zum Politiſchen übergingen und ſich dabei in's Aſchgraue verlieſen, ein Colloquium, das an dieſer durch Naturherrlichkeit großartig reizenden Stelle, im Anklang des Alterthums und des Mittelalters ſonderbar anzuhören war und ein bitterer Spott auf unſere Tage ſchien.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Hamburg, Auguſt.

Neue Anleihe. — Neubau.

Es hat in Hamburg einen ziemlich lebhaften Eindruck gemacht, daß man zu den öffentlichen Bauten mit der großen Feuer-Kaſſen-Anleihe von 32 Millionen Mark Banco nicht ausreicht, ſondern noch eine Anleihe von 8 bis 9 Millionen dazu machen muß, wobei es ſich noch fragt, ob dieſes Supplement ausreichen werde. Als es verlautete, daß die das neue Anleihen betreffende Propoſition des Raths der Bürgerſchaft vorgelegt werden würde, erwartete man von vielen Seiten eine ſtarke Oppoſition; nichts deſto weniger iſt der Antrag am 31. Juli im Rath- und Bürgerconvent, auf 9 Millionen Mark Netto-Provenue lautend, gutwillig genehmigt worden. Es blieb aber auch kaum die Wahl; hatte man zu dem großartigen Plane A geſagt, ſo mußte man wohl auch B ſagen, und es gab ſchon zu Anfang, gleich nach dem Brande Stimmen, die darauf aufmerkſam machten, daß man die zu einem ſo radikalen und umfaſſenden Neubau erforderliche Summe unmöglich werde genau limitiren können. Es exiſtirt hier eine ziemlich zahlreiche Partei, welche die Schuld der überaus großen Ausgaben den gigantiſchen Planen des engliſchen Ingenieurs Lindley zuſchreibt, welcher den Gedanken des Neubaus entwarf und ihn leitet, der ferner den großen Sielbau ſchuf und fortführt, ſo wie er auch vorzüglich bei der großartigen Anlage der Staatswaſſerkunſt betheiligt ſeyn wird; es gibt ſogar öffentliche Stimmen, welche behaupten, dieſer Mann ſey Schuld, wenn Hamburg durch ſeine Bauten in eine Kriſis gerathe, wie denn die enormen Summen, die ſeit dem Brande baar zu machen waren, für die Privatbauten und Grundeigenthümer bereits eine ſehr ſchwere Zeit herbeigeführt haben, ſo daß Geld für erſte und ſichere Hypothek in Grundſtücken mit 5 Prozent und darüber verzinst werden mußte. Lindley, ſagt man weiter, baute auch die Hamburg-Bergedorfer Eiſenbahn, und wenn auch die Solidität derſelben anerkannt werden muß, ſo ſind doch die 1½ Millionen Mark für die Strecke von zwei Meilen eben ſo berühmt. Aber die Bergedorfer Bahn war die erſte des Nordens, und Verſuche ſind immer koſtſpielig. Den Neubau anlangend, ſo muß man ſich freuen, daß ein durchgreifender Plan gewählt ward, denn was würde bei halben Maßregeln gewonnen ſeyn? Jezt geſtaltet ſich Hamburg bequem, prächtig, ruhmvoll; die Fremden ſind voll vom Lobe des herrlichen Neubaus; die Anlagen des Siehls, der Waſſerleitungen der (privativen) Gasbeleuchtung ſind freilich koſtbar, aber welche Wohlthaten für Geſundheit, Wohnlichkeit und Annehmlichkeit! Die Geldkriſis, wenn wirklich eine kommen ſollte, wird Hamburg leicht überwinden. Uebrigens ſoll auch nicht der ganze Betrag der neuen Anleihe zu den eigentlichen Staatsbauten verwendet werden; über die Hälfte wird abſorbirt durch die Betheiligung des Staates an der Berlin-Hamburger und Hamburg-Bergedorfer Eiſenbahn, ſo wie durch die Ausgaben für die Verbeſſerung der Elbſchifffahrt. Der Reſt ſoll zunächſt mit verwendet werden zu der Staatswaſſerkunſt, einer neuen Kaſerne, zu neuen Strafanſtalten, vielleicht auch zu einer verbeſſerten Irrenanſtalt und als Zuſchuß zum Rathhausbau. Im Uebrigen geſtalten ſich die Finanzen Hamburgs bei einer Jahresbilanz des Staatshaushalts von etwa 5½ Millionen Mark vortrefflich, ſo daß jährlich Ueberſchüſſe vorhanden ſind, von welchen, wie auch jezt wieder, ein Theil der Brandſteuer den Steuerpflichtigen abgenommen werden kann.

Die Privatbauten des neuen Hamburgs nähern ſich mehr und mehr ihrer Vollendung. Die Elbwaſſerkunſt von Edw. James Smith, welche durch die beliebte Staatswaſſerkunſt ſo ſchwer bedroht ward, dringt doch ſiegreich durch; der Eigner und Erbauer erklärte kurzlich, von einer Reiſe aus England zurückkehrend, daß London und Paris eine ſo vollkommene Anſtalt nicht aufzuweiſen hätten. Eben ſo iſt der Bazar von Wilh. Sillem ein Gebäude, deßgleichen Paris keines aufzuweiſen hat. Dieſes gewaltige Gebäude nimmt die frühere Stelle des Hotels zur „alten Stadt London“ am alten Jungfernſtieg in einer Fronte von 124 Fuß Länge ein. Durch ein Vorderhaus, vier Etagen hoch, kommt man durch drei Bogeneingänge über die Vorhalle in die Bazargaſſe; ein achteckiger Hofplatz iſt mit einer koloſſalen Glaskuppel bedeckt; der Durchmeſſer des Platzes beträgt 45 Fuß, die Höhe von der Kuppel bis zum Fußboden 99 Fuß. Einen eigenthümlichen Eindruck macht dieſer tempelartige Raum Abends, wo er durch einen herrlichen gußeiſernen Kandelaber erleuchtet wird. Die Geſimſe ſind mit griechiſchen Statuen ohne Ueberladung reich verziert. Der Bazar ſelbſt iſt eine 332 Fuß lange, mit fortlaufender Glaskuppel überwölbte Straße von zwei Reihen Läden, über deren jedem eine entſprechende Wohnung ſich befindet; am Ende deſſelben iſt abermals eine Vorhalle, aber ſimpler, und dieſe führt in die große Königsſtraße, freilich keine der erſten Gaſſen Hamburgs. Auch die Geſimſe des Bazars ſind in ihrer ganzen Länge mit Statuen verziert. Das Vordergebäude bildet der Gaſthof „Hotel de Ruſſie,“ der für 15,000 Mark an zwei Wirthe vermiethet iſt. Das ganze Gebäude, welches über eine Million Mark koſtet (denn auch Marmorverzierungen ſind paſſend angebracht, alle Fenſter und Thüren ſind von Eiſenguß), wird durch Gas erleuchtet werden und enthält 34 Läden, 231 Zimmer, 32 Kammern, 36 Küchen und 213 Keller. Der Baumeiſter iſt Noerdiek, ein Hamburger. Einige der Läden ſind bereits bezogen; der Bazar wimmelt den ganzen Tag von Neugierigen; dennoch ſcheinen die Inhaber jener Läden ſehr wenig zu thun zu haben, und es iſt ſehr zu fürchten, daß, wenn der Reiz der Neuheit verſchwunden iſt, auch dieß Wenige ſich noch vermindern werde. Der Unternehmer iſt übrigens ein reicher Mann, und das Gerücht, er wolle das ſchöne Lokal in der Lotterie ausſpielen laſſen, war durchaus ungegründet. Wenn ſich auch der Verkauf in den Läden als unbedeutend herausſtellen ſollte, wird die Lokalität ſich für andere Zwecke verwerthen laſſen. Jedenfalls hat W. Sillem ſich ein Monument erbaut.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 222.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 16. September 1845.

I will flatter my sworn brother the people, to earn a dearer estimation of them: 'tis a condition they account gentle.

Shakespeare.

## Die Feſte zu San Sebaſtian im Auguſt 1845.

Der Aufenthalt des ſpaniſchen Hofes zu San Sebaſtian während der erſten Hälfte des Auguſts dieſes Jahrs hat zu einer Reihe von Feſtlichkeiten Anlaß gegeben, die von der geſammten deutſchen Preſſe faſt völlig übergangen worden ſind. Indeß trugen dieſe Feſte einen ſo ganz eigenthümlichen Charakter und geben eine ſo klare Idee von den Sitten und Gebräuchen des verhältnißmäßig noch ſehr wenig in Europa bekannten baskiſchen Landes und Volkes, daß eine Schilderung derſelben von einem Augenzeugen, der ſie einem Bilde gleich in einen Rahmen zuſammenfaßt, ſicherlich das Intereſſe des Leſers erregen wird. Der Berichterſtatter hat in ſeine Darſtellung die königlichen Perſonen nur in ſo weit hereingezogen, als es nicht zu vermeiden war. Die Schilderung des Landes und ſeiner Bewohner, ihrer Eigenthümlichkeiten war ſein Hauptzweck.

### I.

San Sebaſtian, 18. Auguſt.

Die ſchönen Tage von San Sebaſtian ſind vorüber; auf das bunte und faſt die Sinnen verwirrende Treiben iſt wieder das gewöhnliche Leben mit ſeiner alltäglichen Nüchternheit gefolgt, und ich will die Ruhe, die nach der mehr als vierzehntägigen Aufregung und Anſpannung aller geiſtigen Kräfte in die Gemüther zurückgekehrt iſt, zur Sammlung meiner Erinnerungen benutzen. Ich folge bei Schilderung der einzelnen Feſtmomente der chronologiſchen Ordnung, in der ſie ſich aneinander reihten.

Der Hof traf zwar ſchon mit dem Beginn des Auguſts ein, aber die eigentlichen Feſte begannen erſt am ſiebten. Inzwiſchen erſchien die Stadt ſchon ſeit dem erſten in ſchmuckem Feſtgewande. Die Einwohner hatten die Vorderſeiten ihrer Häuſer abreiben oder friſch anſtreichen laſſen. Selbſt an den Wällen der Stadt und des Forts hatte man in der Eile die nothwendigſten Ausbeſſerungen vornehmen laſſen, wenn auch die wirklichen Schäden und Lücken dabei mehr nur verdeckt als wirklich beſeitigt wurden. Vom hohen, die Stadt beherrſchenden Felſenſchloſſe, an deſſen Fuß ſich die Wogen des biscayiſchen Meeres brechen, wie von dem Hauſe, welches die königliche Familie bewohnte, wehte luſtig das ſpaniſche Nationalbanner in Gelb und Roth, und die ungewohnte Lebhaftigkeit in den Straßen, die Zahl der Fremden aller Nationen, die ſich da im bunten Gewühle durcheinander drängten, die Geſchäftigkeit der Werkleute, die mit den Zurüſtungen zu den bevorſtehenden Feſten alle Hände voll zu thun hatten, Alles deutete an, daß die kommenden Tage Außergewöhnliches bringen ſollten.

Digitized by Google

Am 4ten erſchien das Feſtprogramm. An demſelben Tage hatten die Königinnen zum erſtenmale Gelegenheit, den gutmüthigen, gaſtlichen Charakter der Basken in ſeiner ganzen Natürlichkeit und Aufrichtigkeit an einfachen Landleuten, in deren Mitte ſie ſich unvermuthet verſezt ſahen, kennen zu lernen. — Sie waren bei einem Ausfluge zu Wagen an einen La Herrera genannten Punkt an der Bai gekommen, wo ſie die Luſt anwandelte, einen Spaziergang zu Fuß zu unternehmen. Man ſtieg aus dem Wagen und den ziemlich ſteilen Bergabhang hinauf, auf deſſen Gipfel das kleine Dörfchen Alza liegt. Außer zwei Hofdamen hatten ſie keine Begleitung bei ſich. Etwas ermüdet vom ungewohnten Steigen, kamen ſie auf dem Platze vor dem Dörfchen an. Es war gerade Feſttag und die geſammte Bevölkerung hatte ſich zu luſtigem Tanz beim Klange des landesüblichen Tambourins verſammelt, ein für die junge Königin und die noch jüngere Infantin an ſich ſchon ganz neues Schauſpiel. Mitten unter den in Scherz und Luſt ſich bewegenden Gruppen erblickte man den Pfarrer des Orts, auf einem Karren ſitzend und ſo alle Andern überragend, im eifrigen Geſpräche mit dem Regidor und einigen Ortsnachbarn. Es ſah aus, als hätte er dieſen erhöhten Platz eingenommen, um gewiſſermaßen den Vorſitz bei den Tanzvergnügungen zu führen. Die Königinnen kamen ſo, ohne daß man ihnen beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, heran, und da entſpann ſich denn das folgende Geſpräch zwiſchen einigen Landleuten und der Königin Iſabella.

„Ihr kommt von San Sebaſtian?" — „Ja." — „Ihr ſeyd wahrſcheinlich Damen vom Militär." — „Nein, wird ſind nicht von Offiziersfamilien." — „Aber ihr ſeyd doch Caſtilianerinnen?" — „Ja, wir ſind von Madrid." — „Gefällt es euch in dieſem Lande?" — „Sehr, es iſt ſehr luſtig." — „Wollt ihr euch niederſetzen?" — „Nein, wir wollen ſpazieren gehen." — „Hier zu Lande ſind die Wege ſchlecht, und ihr werdet müde geworden ſeyn, Señoras?" — „Das hat nichts zu ſagen. Weißt du, wer wir ſind?" — „Nein, aber ich vermuthe, daß ihr von der Familie eines Generals oder etwas dergleichen ſeyd." — „Nein, wir ſind die Königinnen."

Wie ein Zauberſchlag wirkte dieſes Wort auf alle Anweſenden. Pfarrer, Regidor und Bauern ſanken augenblicklich auf die Knie und die Tanzenden folgten innehaltend dem gegebenen Beiſpiele. Ein allgemeiner Ruf erhob ſich: Erreguiña! Erreguiña! (die Königin!) Vergeblich ſuchten die Damen die Leute zur Fortſetzung ihrer Tänze zu bereden. Der ganze Haufe, Männer und Frauen, junge Burſche und ſchwarzäugige Mädchen drängten ſich um ſie und begleiteten ſie ſo in Maſſe auf den höchſten Punkt der Anhöhe, von wo aus man einer ſehr ſchönen Ausſicht über das tiefer liegende Land und die ganze Bai von Paſſages genießt. Auf dem Rückwege erwartete die Königinnen ein neuer, die gaſtfreundliche Sitte des Landes bezeichnender Auftritt. Die im Dorfe zurückgebliebenen Männer und Frauen hatten inzwiſchen die Anweſenheit der königlichen Gäſte vernommen, und da kamen ſie denn aus allen Straßen und Häuſern, ſelbſt von entfernt gelegenen Höfen herbei, alle mit Früchten oder andern landwirthſchaftlichen Erzeugniſſen in den Händen. Jeder und jede wollte das Beſte, was ſie beſaßen, zum Geſchenk darbringen, Milch, Butter, Käſe, Obſt, Aepfelwein, ſelbſt Waſſer mit Zucker dazu. Die Königinnen erhielten hier einen Vorgeſchmack von dem ehrlichen, gaſtfreien Charakter der braven Guipuzcoaner, der mit vollem Rechte den hohen Ruf verdient, in welchem er ſteht. Jeder, der das Land zu bereiſen Gelegenheit hatte, wird aus eigener Erfahrung dieß beſtätigen.

(Fortſetzung folgt.)

## Die römiſchen Amphitheater.

(Fortſetzung.)

Mit Recht ſcheint man anzunehmen, daß die griechiſchen Damen nur bei Tragödien in's Theater gingen. Die römiſche Frauenwelt unterlag minder eiferſüchtigen Geſetzen, und es wird vor Auguſtus Zeiten von Beſchränkung derſelben in Bezug auf Schauſpiele nichts geleſen. Gleichwohl müßte man ſich hüten, daraus deren unbedingte Theilnahme an denſelben folgern zu wollen. Der Staat überließ in den älteren, einfachen und darum ſtarken Zeiten alles, was die Sittlichkeit des Privatlebens anbelangte, der Hauszucht. Dem Familienvater ſtand im weiteſten Sinne des Wortes jedes Recht über die Seinen zu, und wir dürfen dafür ſtehen, daß vor den Zeiten des zweiten puniſchen Kriegs, ja noch vor denen der bürgerlichen Unruhen unter Sulla und Marius, nicht jedes Weib zu jedem Schauſpiele willkührlich laufen durfte. Publius Sempronius Sophus, der ſeinen Beinamen (der Weiſe) von ſeiner ausgezeichneten Rechtskunde bekam, Konſul des Jahrs 486, ließ ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden, weil ſie ohne ſein Vorwiſſen in das Schauſpiel gegangen war.

Auguſtus verbot den Weibern das Zuſehen unter den Männern, inſofern dieſelben allein, d. h. ohne den Schutz eines Gatten, Vaters oder Bruders, erſcheinen würden, und wies ihnen den ſogenannten obern Platz an. Es iſt keine Frage, daß hier eben jener Raum gemeint war, welchen im Coliſeum die oben erwähnte große Säulenhalle des dritten Stocks mit den zehn Sitzreihen bildet. Da ließen ſich nach unſerer Anſicht die Frauen

Digitized by Google

und Töchter der Magiſtrate und Senatoren nieder, die bis dahin, weil ihre Männer beſtimmte Plätze hatten, entweder von den Spielen hätten wegbleiben oder denſelben da, wo ſie eben unterkommen konnten, hätten zuſehen müſſen. Denn auf gemeine Weiber, auf's „Pack," das ſich mit Vergnügen unter den Männern umtreibt, bezog ſich gewiß jene Sorgfalt Auguſts nicht. Die ſoliden Bürgersfrauen aber ſahen an der Seite ihrer Männer zu, was ſchon daraus hervorgehen muß, daß Auguſt den verheiratheten Männern Ehrenplätze einräumte. Dieſe hätten ja weder Sinn noch Werth gehabt (ich meine die Plätze), wenn beſagte Männer nicht die Urſache und den Gegenſtand ihrer Belohnung, die liebe Ehehälfte, an ihrer Seite hätten haben dürfen. Die Damen von Rang dagegen konnten ein für allemal nicht neben ihren Männern ſitzen: das wäre nach antiker Vorſtellung ein lächerlicher Senat geweſen, der in corpore hätte erſcheinen ſollen, jeder ſeine Frau zur Seite. Selbſt der Kaiſer hatte die Gemahlin nicht neben ſich; gerade deßhalb führt Suetonius in ſeinem Leben Auguſts als beſondern Umſtand an, dieſer Fürſt habe jezuweilen im Circus mit Weib und Kind zur Seite zugeſehen, weil dieß wider die Etikette war, die eben dieſer ſchlaue Monarch, um hausväterlich, ja ſpießbürgerlich zu erſcheinen und Gevatter Schneider und Handſchuhmacher zu bezaubern, mit Fleiß außer Augen ſezte. Wir haben ja die Zeiten auch gehabt, wo die Bürgerkönige, die ſich noch nicht ſo recht feſt im Sattel fühlten, den Regenſchirm des Spezereikrämers liehen. Gerade deßhalb hatte das Coliſeum für die kaiſerliche Familie zwei Logen; die eine war für die männlichen Perſonen des Kaiſerhauſes, die zweite für die weiblichen, für Gemahlin und Töchter, eingerichtet. Die verwittweten Kaiſerinnen hatten ihren Sitz in der Loge der Veſtalinnen, wie wir geſehen haben; dieſe Einrichtung, durch das Beiſpiel der Livia, dieſer hochgeprieſenen Wittwe Auguſts, der ſchönſten und ſtolzeſten Frau ihrer Zeit, geheiligt, iſt gewiß von den ſpätern Kaiſerinnen, welche mit Andacht an der Etikette des alten und durch eine Ueberlieferung von fünf Hofhaltungen eingewurzelten Ceremoniels hielten, nicht geändert worden.

Wenn Ovidius in ſeinem unvergleichlichen Lehrgedichte „von der Kunſt zu lieben" dem galanten Jünglinge räth, ſich im Circus dicht neben die Angebetete zu ſetzen und alle Gelegenheit zu nutzen, um ſich ihr dienſtfertig und angenehm zu zeigen, und wenn Juvenal zürnt, daß eben daſelbſt die Ehemänner oft neben ihren Gattinnen eine Stellung annehmen, daß ſie ſchon erröthen müßten, wenn es ihnen Jemand erzählte, ſo wird nach dem eben Angeführten Niemand dieſe Stellen mit den Anordnungen des Auguſt in Widerſtreit finden, ſondern ſich dieſelben auf's Einfachſte erklären können, wenn er nur erwägt, daß weder der erſte dieſer Poeten an allzu züchtig gewöhnte junge Damen, noch der zweite an Ehefrauen aus den höchſten Ständen denkt.

Zu den Sitzreihen der Frauenhalle gelangte man aus jenem über den äußerſten Umgängen der drei erſten Stockwerke angelegten, 15 Fuß hohen Gewölbgange des vierten, deſſen Anſätze man nach der Beſchreibung von Rom noch deutlich an der äußerſten Mauer über den Bögen des dritten Stockwerks bemerkt. Sein Licht empfing dieſer Gang durch die kleinen Fenſter über dem Geſimſe des dritten äußern Stockwerkes. Die Decke der Frauengalerie aber diente nun noch zu einem hinreichenden Zuſchauerraum der Art, welche wir jezt die oberſte Galerie nennen, nämlich für jene Zuſchauer in ſchwarzen Kitteln, welchen der Zutritt zu den untern Räumen verwehrt war, und welche nun von dieſem Platze aus hinter einer Bruſtwehr ſtehend zuſahen. Als Zugang zu dieſer Galerie führte über jenem äußerſten Gewölbgange des vierten Stockwerks ein fünfter, von 14 Fuß Höhe, wie wir oben bemerkt haben, umher, der ſein Licht durch die hohen oberſten Fenſter der Umfaſſungsmauer empfing.

Aber ſelbſt damit war der Raum für Zuſchauer nicht ganz erſchöpft. Es führte nämlich auf Bogen, welche längs der Umfaſſungsmauer innerlich hinliefen, auf der oberſten Höhe des Gebäudes noch eine zehn Fuß Raum gewährende Terraſſe mit Bruſtwehr umher, von welcher aus durch eben ſo kunſtreiche als ſolide Vorrichtungen ein Geräth des Luxus gehandhabt wurde, das in den üppigen, im ruhigen Beſitze der bekannten Welt ſich göttergleich empfindenden Herzen dieſes Wundervolks zu einem behaglichen Schaugenuß unentbehrlich ſchien. Es war dieß ein Schutz der freiſitzenden Zuſchauer gegen Sonnenſtrahl und Regen, der nach Bedürfniß augenblicklich herbeigeſchafft und ebenſo zurückgenommen werden konnte. Man bewirkte dieß bekanntlich durch ungeheure Tücher, in den Kaiſerzeiten ſogar von Seide und prächtig geſtickt, die an Maſten und Segelſtangen durch Matroſen regiert, aufgezogen und eingerefft wurden. Im Coliſeum war hiezu im ungeheuern Umkreiſe von über anderthalb tauſend Fuß, in einer Breite zwiſchen zweihundert und dreihundert Fuß, von der äußerſten Mauer bis zum Rande der Arena ein oben alſo offenbleibendes (außerdem hätte es auf dem Kampfraume ſelbſt zu ſchattig werden mögen), zeltförmig ſich aufwölbendes Netzwerk von Stricken und Seilen übergeſpannt, das, an Balken durch Ringe, Kloben und Flaſchenzüge befeſtigt und mit Sicherheit in der Schwebe gehalten, die Segeltücher verbreitete und zurückließ, wie es die geſchickte Hand der Matroſen der Flotte verfügte. Lucangeli hat dieſes Netzwerk in einem Modelle ſinnreich veranſchaulicht. Auf dieſer oberſten Terraſſe hatte denn ohne Zweifel noch eine lezte Grundſuppe von Zuſchauern

den Plaz, welchen wir in heutigen Zeiten, aller Wahrſcheinlichkeit nach von den Zuſtänden der Unſchuld und Unverſchleiertheit, die ſich da zeigen, das Paradies zu nennen gewohnt ſind.

Die Geſammtmaſſe der Zuſchauer, welche in dieſem wahrhaft koloſſalen Bauwerk untergebracht werden konnte, wird mit unangefochtener Sicherheit auf 87,000 Menſchen, von Einigen ſogar, die von dieſer Zahl die ſtehend Zuſchauenden auf den beiden alleroberſten Standplätzen ausgeſchloſſen halten, auf 107,000 berechnet.

In einem folgenden Artikel betrachten wir die Arena ſelbſt.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Hamburg**, Auguſt.

(Fortſezung.)

Neubau. — Verhältniß zum Zollverein.

Mit einem andern mehrerwähnten Neubau, der Tonhalle, ging es bereits den Krebsgang. G. A. Groß, der Gründer des Volksgeſangvereins, baute dieſelbe ohne eigene Mittel auf mühſam zuſammengebrachte Aktien; wie man ſagt, verfuhr er dabei weder umſichtig noch wirthſchaftlich genug, wandte auch dem Volksgeſangverein nicht mehr die Aufmerkſamkeit und den Fleiß zu, womit er ihn gegründet. Die Folge davon war zuerſt die Auflöſung des genannten Vereins, dann die Entfernung des Herrn Groß vom Inſtitut der Tonhalle, in welcher man nun Wachsfigurenſammlungen, Zweigroſchenconzerte und Aehnliches produzirte, und endlich das Falliment des Stifters. Der Volksgeſangverein nahm einen ſehr ſchönen Anfang und hatte einen recht erfreulichen Einfluß ſowohl auf die beſſern jungen Handwerker Hamburgs als auf die nahliegenden Orte, in welchen ſich alsbald ähnliche Vereine bildeten. Von dem geſprengten großen Groß'ſchen Verein haben ſich einzelne Trümmer als Geſellſchaften von 50, 30 und 20 Perſonen gerettet. Auch Groß hat ſich mindeſtens einen Namen erworben, in der Bildungsgeſchichte Hamburgs nämlich; es iſt Schade, daß er die materiellen Früchte faſt muthwillig von ſich geſtoßen hat und jezt ſeine Carrière als Muſik- und Geſanglehrer wieder beginnen mußte. Vielleicht iſt hier der paſſende Ort, der Ausbreitung der ſogenannten Sängerfeſte auch in unſerem Norden zu erwähnen; dieſelben ſcheinen indeß ein ſehr vorübergehendes Leben zu haben und nur der augenblicklichen Mode anzugehören, da ſie nur durch politiſche Beimiſchung Reiz erhalten können. Die politiſche Zugabe aber ſieht man in den Regierungsregionen ſcheelen Auges an, und in Schleswig und Holſtein ſind den Sängern bereits die dreifarbigen Fahnen mit oder ohne Schleswig-Holſteins Wappen von der Regierung verboten. Es iſt unſchwer vorauszuſehen, daß man, wenn die Liedertäfler ſich durch Geſänge oder Toaſte zu tief in die Politik verirren, die Sängerfeſte ganz verbieten wird. Ob die Aufregung dadurch vermehrt oder gemindert werde, iſt eine andere Frage. In nächſter Nähe fanden ſolche Feſte ſtatt in Mölln, Pinneberg und ein größeres in Izehoe. — Auf die Privatbauten wieder zurückkommend, habe ich rühmend zu erwähnen, daß ein ſchlichter Geſchäftsmann, den großen Mangel an kleinen Wohnungen erwägend, ein beträchtliches Grundſtück für den Zweck angekauft hat, die darauf ſtehenden Bauten niederzureißen und 72 Wohnungen für kleine Familien darauf zu erbauen. — Zu den neu errichteten Gaſthöfen iſt neuerdings ein prachtvoller hinzugekommen; derſelbe erhebt ſich am neueſten Jungfernſtieg (Alſterdamm) unter dem Namen Alſter-Hotel. — Wie ungemein troz der Geldnoth auf gut gelegene Pläze ſpekulirt wird, beweist die Thatſache, daß kürzlich ein an der Ecke des alten und neueſten Jungfernſtiegs (Reſendammsbrücke) gelegener Bauplaz für 90,000 Mark verkauft ward, was für jeden Quadratfuß Grundfläche etwa $25\frac{3}{4}$ Mark Banco (faſt 15 Thlr. Preuß.) ausmacht, der ſtädtiſchen Abgaben davon nicht zu gedenken. Auf ſolchem Plaz ſoll ſich auch ein entſprechendes Gebäude erheben; wie hoch muß daher die Miethe geſtellt werden, ſollen nur die Zinſen herauskommen! — Die „neue“ Börſe hat Anfangs Juni auf ihren Dachgeſimſen getriebene und wie Stein angeſtrichene Zinkſtatuen erhalten, von Kiß in Berlin modellirt und in Breslau gearbeitet. Auf der linken Seite prangt Merkur, auf der andern Hammonia, von andern Figuren und Emblemen umgeben. — Wie ſehr übrigens die Hamburger Börſe ihren Merkur nach allen Winden hin ſpekuliren läßt, beweist unter anderem, daß der Fürſt der Wüſte, Abdel Kader, hieſelbſt Waffen erhandelt oder beſtellt hat, was zu einem Prozeß vor dem hieſigen Handelsgerichte Anlaß gab. Eine andere Spekulation eines unſerer Börſenmänner, der lange in Braſilien gelebt und daſelbſt ſein bedeutendes Vermögen erworben hat, iſt eine Eisſendung nach Rio de Janeiro. Das Eis ward in Blöcken zwiſchen Holzſpänen verpackt, und die Kühle, die es im Schiffsraum verbreitete, machte es möglich, zugleich Leckereien, die ſonſt dem Verderben ausgeſezt wären, mit dahin zu ſenden. Es iſt zu erwarten, daß das Geſchäft ergiebig wird, da der Mann ſeinen Markt genau kennt. Seine erſten Geſchäfte dahin beſtanden, irre ich nicht, in Sendungen ſeidener Männerhüte, für welche er größtentheils Colonialprodukte eintauſchte und ſolche auf hieſigen Markt legte. — Einmal beim Handel, darf ich wohl erwähnen, daß die Stimmung für den Zollverein, troz dem Streben einiger Freunde deſſelben, hier nicht beſſer geworden iſt; im Gegentheil, die Furcht vor den die Handelsfreiheit beeinträchtigenden bureaukratiſchen Maßregeln ward nur lebendiger. Man iſt hier an die Uebergriffe und den Uebermuth der Beamten ſo wenig gewöhnt, daß man auch in der höflichſten Berufsausübung eines preußiſchen Beamten mißbräuchliche Uebergriffe erblicken würde, und der Handel hat hier keine andern Feſſeln, als die ihm durch die Zölle und Verträge der deutſchen Mächte geſchlagen ſind. Es läßt ſich nicht läugnen, daß man zu Allem, was in Bezug auf den Handel aus dem Innern Deutſchlands dekretirt wird, nur ein ſehr, ſehr beſchränktes Vertrauen hat und es von vornherein als unpraktiſch verdammt; und es iſt gewiß, daß ein erheblicher Handel nur im freieſten Bewegen ſich geſtalten kann. Um Alles keine zeitraubenden Formen und Schnörkeleien, denn die Waare, die an heutiger Börſe einen „netten Avanz“ bringen würde, kann morgen vielleicht nur mit empfindlichem Verluſt losgeſchlagen werden. Dann hat der hanſeatiſche Kaufmann auch ein behagliches Gefühl ſeiner Stellung, das aus dem Bewußtſeyn ſeiner Nützlichkeit und Unabhängigkeit entſpringt, während er in den Beamten meiſt nur Beſoldete erblickt, die maſchinenartig ihre Funktion üben und mehr oder minder von den Launen ihrer Vorgeſezten abhängig ſind.

(Fortſezung folgt.)

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 74.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 223.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 17. September 1845.

— The golden crowned summer is here!
The summer, the summer, the exquisite time
Of the red rose's blush, and the nightingale's chime!

Clark.

## Sonette von H. Lingg.

### I.

Noch ſprüht des längſten Tages warme Quelle
Lebendig durch die Nacht, es nahn verſtohlen
Die Träume nur, es ziehn mit ſcheuen Sohlen
Die Sterne vor des Aethers blaue Schwelle.

Kaum iſt verrauſcht des Abends Dämmerwelle,
Da ſcheint ihn ſchon der Morgen einzuholen;
Kaum öffnen ihren Kelch die Nachtviolen,
Da hebt die Sommerblume ſich zur Helle.

In Furcht, daß ſich ſchon hell die Berge ſchmücken,
Singt ſchöner jezt in lezten Gluthghaſelen
Die Nachtigall ihr klagendes Entzücken.

In Furcht, daß bald die ſchönen Stunden fehlen,
Beeilt ſich heißer ihren Kuß zu drücken
Die Liebe jezt in luſtentflammten Seelen.

### II.

Du rühmſt den Schlaf, weil jeder Schmerz verfliege,
Von ſeinem Hauch in ſüßen Traum geſungen,
Weil ausgelöſcht in ſeinen Dämmerungen,
Des Tages Qual wie Gluth in Duft verfliege?

Und bangſt du nicht hinab die dunkle Stiege
Hinabzugeben in's Lügenreich, bezwungen
Und wehrlos hinzuſinken, wahnumſchlungen,
Verloren deiner Freiheit kühnſte Siege? —

O laß im Schlaf ſein Weh den Feigen tödten,
Laß Blumen ſelig träumen, laß der Kröten
Geſchlecht den Winterſchlaf im Felſen rühmen!

Doch uns ſoll nichts des Lebens Schmerz verblümen;
Nur ihm ſey Dank mit jeder Morgenröthe,
Der uns vom Staub zum Menſchengeiſt erhöhte!

### III.

Einſt flog der Schlaf vom feſterhellten Saale,
Vom Klang der Becher, von der Fackeln Leuchte
Zum ärmſten Haus, wo müd und elend keuchte
Der Armuth Sohn beim thränenreichen Mahle.

Doch als ihn hier vom Bett die Sorge ſcheuchte,
Da flog er weit, weit fort in ferne Thale
Und warf von ſich die traumgefüllte Schaale,
Und zürnend ſchwamm ſein Blick in Thränenfeuchte.

Und ſeine Thränen thauten leiſe nieder,
Sie glänzten da und dort aus Blumen wieder
Und perlten um der Blüthen Purpurringe.

Digitized by Google

Und alle Bienen, alle Schmetterlinge,
Die lüſtern bald von dieſem Thau getrunken,
Sind raſch betäubt zur Erde hingeſunken.

IV.

Schwer iſt der Völker Schlaf, wenn eingeſchlafen
Fern im Gebirg der Adler ihrer Thaten,
Wenn ihre Banner Fremde niedertraten,
Wenn ihre Schiffe ruhn im ſeichten Hafen.

Auf Trümmern blühn Cypreſſen und Agaven;
Wo einſt die Knaben ſchon um Waffen baten,
Stehn jezt die lezten Männer ſtumm — verrathen,
Und ſterben ruhmlos hin wie andre Sklaven.

Die Sitten kranken, todt ſind Ruhm und Ehre,
Geſchmückte Schmeichler, ſtatt der freien Wehre,
Ziert goldner Ketten reiche Schmachguirlande.

Die Kraft verſiegt, zum Liebchen wird die Schande,
Der Schönheit Blüthe blüht gemeinen Lüſten
Und ſchuldig iſt das Kind ſchon an den Brüſten.

V.

Dort möcht' ich weilen, hoch an Gangas Bronnen,
Auf Himalayas Höhn, frei, ungeblendet,
Schaun, wie den Bergaltären Feuer ſpendet
Das ewig neugeborne Licht der Sonnen;

Und ſchauen, wie zum Thal, von Nacht umronnen,
Der Bergſtrom ſich ſchon leuchtend niederwendet,
Wie hier im Fels die Pflanzenwelt verendet
Und blühend dort den Gletſcher hält umſponnen;

Wie Blitze dort, dort Wolken niederthauen
Wie endlos Nebel um die Pole grauen,
Wie um den Gleicher die Vulkane rauchen;

Und wie in ſtetem Saugen und Verhauchen
Die Lebenskräfte ſtrudeln und verfließen
Und blumengleich ſich öffnen und ſich ſchließen.

VI.

Bang iſt der Tag, die Luft ſo welk, ſo trocken,
In allen Kirchen wogt's von frommen Bittern
Um Regen, horch, was war das für ein Zittern,
Und noch 'mal wieder? alle Herzen ſtocken.

Die Erde bebt — ein Gott bewegt die Glocken.
Hinaus, hinaus! von tauſend Ungewittern
Erbebt es unter uns — die Mauern ſplittern,
Paläſte ſtürzen hin in Trümmerflocken.

Und Sturz auf Sturz — auf aus den Todeskammern
Zerborſtner Kirchen, Kerker, Hoſpitäler
Stöhnt Hülferufen, Aechzen, Todesjammern,
Und draußen flüchtig, irrend durch die Thäler
Ziehn Frauen, die ihr lachend Kind umarmen,
Und Schwarze, die gerettet ihre Quäler!

---

## Die Feſte zu San Sebaſtian im Auguſt 1845.

(Fortſetzung.)

Am 7ten machten die Königinnen eine Luſtpartie zu Waſſer. Um fünf Uhr Abends brachen ſie mit ihrem Gefolge von San Sebaſtian auf und begaben ſich zu Lande abermals nach La Herrera zwiſchen San Sebaſtian und Paſſages. Dort angekommen, ſchifften ſie ſich in einer reich verzierten Schaluppe ein, auf welcher eine große Flagge in den Nationalfarben Spaniens luſtig im Winde flatterte, und alsbald begann die eigentliche Luſtfahrt auf der Bai von Paſſages ſelbſt. Die Sonne ſtrahlte im vollſten Glanze im Waſſer und vergoldete den Saum der gegenüber aufziehenden Wolken, die keine unmittelbare Gefahr der Entladung zu drohen ſchienen, und durch die verſchiedenen Farbentinten ihrer Licht- und Schattenpartien dem prächtigen Schauſpiel der in der herrlichſten Beleuchtung erſcheinenden Landſchaft und Meeresbucht erhöhten Reiz verliehen. An der Spitze fuhren zwei Schaluppen, auf welchen Frauen und Mädchen, ausgewählt aus den ſchönſten Schifferinnen des Landes, die Stelle der Ruderer vertraten und durch die Kraft und Gewandheit, mit der ſie ihre Fahrzeuge lenkten, bewieſen, daß ſie es den Männern gleich zu thun wiſſen. Dieſe rüſtigen und roſigen Töchter des Landes waren weiß gekleidet und trugen allerliebſt ſtehende Matroſenhüte, von welchen der buntfarbige Schmuck der Bänder wehte. Nach ihren Barken kam die der Königin, in welcher ſich auch der Miniſter des Auswärtigen, Martinez de la Roſa, befand. Der königlichen Barke folgten, ihr als Geleite dienend, zwei kleine Boote der königlichen Marine, mit Offizieren und Matroſen derſelben bemannt. Dahinter kam im bunten Durcheinander und ein ausnehmend maleriſches Ganzes bildend, eine Maſſe von kleinen Fahrzeugen aller Art — es mögen deren wohl über achtzig geweſen ſeyn — mit einer Maſſe elegant gekleideter Damen, mit Männern aus den höheren und mittleren Claſſen, Offizieren und Soldaten der Garniſon von San Sebaſtian, und Fremden aus der Nähe und Ferne, welche die Feſte herbeigelockt.

So fuhr man denn den Urumeafluß hinauf. An einer Stelle, wo die Fluth nur noch ſehr wenig ſich fühlbar macht, hatte man zwei Flöße ſo durch Anker befeſtigt, daß zwiſchen ihnen ein ſchmaler Durchgang frei blieb, über welchem aus Baumzweigen und Blumengewinden ein

Digitized by Google

einfacher, aber geſchmackvoller Triumphbogen errichtet war. Unter dieſem fuhr die königliche Barke durch, während ein Schwarm von hübſchen jungen Mädchen in ihrer einfachen, aber pittoresken Landestracht unter Freudenrufen und dem Klange der Caſtagnetten auf den beiden Flößen wunderbar liebliche Tänze aufführte. Unterdeſſen ertönte von den beiden Ufern des Urumea der enthuſiaſtiſcher Zuruf — freneticas aclamaciones, ſagen die Spanier mit Recht, denn man muß ſolches Rufen in Spanien gehört haben, um von der darin ſich ausſprechenden Leidenſchaftlichkeit einen Begriff zu haben, wie ſie in allen Aeußerungen öffentlicher Luſt oder öffentlicher Aufregung im guten oder im ſchlimmen Sinne mit der ganzen der Gemüthsart der ſüdlichen Völker eigenen Heftigkeit hervortritt. Dießmal war es der jubelnde Gruß der rechts und links an den Flußufern zuſammengeſtrömten Menge von Landleuten, die, begierig nach dem ſo ſeltenen Anblick ihrer Königin, in baskiſcher Mundart — nur wenige verſtehen ja die caſtellaniſche — ſie als ihre Erreguiña willkommen hießen. Alle waren in ihren Feſttagskleidern erſchienen und ſuchten durch Winken und die lebhafteſten Geberden den Eindruck ihrer weithin hallenden Stimmen noch zu erhöhen, um ihre Gefühle der Treue und Hingebung für die jugendliche Monarchin an den Tag zu legen, deren Namen noch vor wenigen Jahren das verhaßte Symbol einer angefeindeten Sache für die Mehrzahl dieſer Menſchen geweſen war und deren Herzen ihr jezt entgegenſchlagen, obgleich das Baskenland ſeit Wiederherſtellung des Friedens nach dem ſechsjährigen Bürgerkriege und ſeit die Autorität der Königin Iſabella auch dort überall anerkannt wird, von ihrer Regierung des Leides wohl mehr als des Guten erfahren hat. Es iſt ein ehrendes Zeugniß für den geſunden Sinn und den aus den eigenthümlichen althergebrachten Inſtitutionen der drei Provinzen leicht zu erklärenden praktiſchen und politiſchen Takt dieſer einfachen Söhne des Gebirges, daß ſie ſo die Perſon der Monarchin wohl zu unterſcheiden wiſſen von ihren verantwortlichen Räthen, gegen deren verletzende Maßregeln ſie ſich des Rechtes freimüthiger Einſprache nicht begeben.

Die Königinnen und die Infantin waren einen Augenblick an's Land geſtiegen, um die Kapelle von Lezo zu beſichtigen. Nachdem ſie dort ein kurzes Gebet verrichtet, beſtiegen ſie ihre Barke wieder, um die Fahrt fortzuſetzen. Aber inzwiſchen hatte das bis dahin günſtige Wetter ſich verſchlimmert, graue Regenwolken hatten allmählig den Himmel vollſtändig umzogen und bald ergoß ſich ein ſtrömender Regen auf die unvorbereitete Menge. Auch da zeigte ſich ſchlagend die Erregbarkeit dieſer Kinder des Südens, die eben ſo leicht, wie ſie vor wenigen Augenblicken dem Gefühle der ſorgloſen Luſt ſich völlig überlaſſen hatten, über einem Regenguß die Köpfe und den Muth verloren. Bald war Verwirrung im Zuge eingeriſſen; es war, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, wie wenn ein Windſtoß eine Flotte auseinanderjagt, die ſo eben noch im Schmuck ihrer aufgezogenen Flaggen und Wimpel in ſtolzer, feſtlicher Haltung daherſegelte. Von allen Seiten ertönten die eben nicht ſehr harmoniſch klingenden Klagerufe der Damen, die für ihre ſchmucken und deutlich ihre Pariſer Abkunft verrathenden Anzüge fürchteten und daher zur eiligſten Rückkehr nach San Sebaſtian drängten. Wohl oder übel, man mußte der Uebermacht weichen und der Stadt wieder zuſteuern. Da gab es nun ein wahres Wettrennen, jede Barke ſuchte die andere zu überholen, jede wollte zuerſt das nicht etwa bloß erſehnte, ſondern mit lautem Geſchrei angerufene Geſtade erreichen. Es ging der Flotille wie einem geſchlagenen und übereilt fliehenden Heere; Jeder ſorgte nur noch für ſich, Niemand kümmerte ſich mehr um den Andern. Aller Sinn für Ordnung und Unterordnung war wie durch einen Zauberſchlag verſchwunden in dieſer wirren Maſſe von Menſchen und Kähnen, die nur noch für Eines Gefühl zu haben ſchienen, für den fallenden Regen, gegen den nur Wenige durch mitgebrachte Regendächer ſich ſchützen konnten. Die Auskunftsmittel, die ergriffen wurden, um jenes leider unerſetzliche Möbel einigermaßen zu erſetzen, gaben zu den luſtigſten Scenen Anlaß, und wenn das Schauſpiel vorher im heitern Sonnenglanze fröhlicher war, ſo hatte es jezt wenigſtens an Buntheit nichts verloren, wenn auch ſicher nicht an Schönheit gewonnen. War es zuerſt lachend geweſen, ſo war es jezt dem Lächerlichen nahe. Die Königin ſelbſt, die mit ihrer Mutter und Schweſter allerdings unter einer Art Zelt, das ſchnell über ihrer Barke aufgezogen wurde, gegen den Regen geſchirmt war, gab zwar ihr lebhaftes Bedauern über das Mißgeſchick zu erkennen, das ſo viele elegante und theure Toiletten betroffen, konnte ſich aber doch des komiſchen Eindrucks nicht erwehren, den das ſo plötzlich völlig veränderte Schauſpiel auf ſie machen mußte. Sie brach einigemal in herzliches Lachen aus. Bei der Haſt, mit welcher jeder nur ſein Schiffchen in's Trockene zu bringen bemüht war, konnte es nicht fehlen, daß zulezt alle Fahrzeuge der königlichen Barke vorangeeilt waren. Sie war die lezte, die in San Sebaſtian wieder einlief.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Hamburg**, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Verhältniß zum Zollverein. — Fremde. — Wettrennen. — Regattas.

Hamburg und mit ihm die andern Hanſeſtädte würden dem Zollverein freundlichſt entgegenkommen, ja ſelbſt

Digitized by Google

Opfer bringen, wenn deſſen Prinzip einmal eine nationale Handelsfreiheit würde, ein deutſcher Hanſabund im Großen und Allgemeinen. Freiheit allein bringt dem Ganzen Segen; Beſchränkungen können nur Einzelnen dienlich ſeyn. Ein kleines Beiſpiel hievon gibt die kürzlich zwiſchen Hannover und Hamburg geſchloſſene Convention, die Harburg-Hamburger Dampfſchifffahrt betreffend. Dieſe Schifffahrt war bis zu dieſem Jahre der freien Concurrenz anheimgeſtellt, das Publikum befand ſich wohl dabei, man konnte ſtündlich von einem Ufer zum andern für einen ſehr mäßigen Preis kommen, und auch die Unternehmer ſtanden ſich bei der ſtarken Frequenz gut; jezt iſt die Schifffahrt das Monopol Einiger, der Fahrſtunden ſind weniger geworden, die Preiſe am Sonntag (alſo gerade für das unbemittelte Publikum) höher, Klagen über Willkühr u. ſ. w. werden auch ſchon vernommen. — Die Dampfſchifffahrt zwiſchen Hull und Hamburg war früher in Einer Hand, die Frachtanſäze demzufolge ſo enorm, daß dadurch die hanſeatiſche Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft hervorgerufen ward, um durch Concurrenz niedrigere Preiſe zu erzielen; das Reſultat ward erreicht, aber es war kaum erreicht, als jene engliſche und die neue Hamburger Geſellſchaft ſich zuſammenwarfen und die alten Frachtanſäze wieder eintreten ließen. Der Handel, der freie Handel duldet ſolche Bedrückung nicht; es iſt in dieſem Augenblick eine mit mächtigen Geldmitteln verſehene Compagnie zuſammengetreten, um durch erneute und kräftigere Concurrenz die alte und die neue ihrem Zweck ungetreu gewordene Compagnie zur Raiſon zu bringen und Hamburg die Frachten zu erhalten, die ſonſt ein billigerer Hafen an ſich ziehen würde. Man mag blicken, wohin man will: Concurrenz, Freiheit bringen Kraft und Leben; Abgeſchloſſenheit, Beſchränkung, Formenweſen lähmen, entmuthigen, ermatten und ſchläfern ein. Welch eine Fülle des Handels müßte im weiten Vaterlande blühen, wenn dieſes und jenes Geſchäft, dieſer und jener Artikel nicht oft bei jeder Meile mit der Stirn an einen Schlagbaum ſtieße! welch eine Fülle des Segens könnte der Handel Deutſchlands ſelbſt in die ärmeren Gegenden ausſtrömen, wenn ſeine ſchönſten Ströme nicht durch die drückendſten Schubkeleien und Zölle gelähmt wären! Statt daß man den Sand aus dem Flußbette wegſchaffen ſollte, beſchwert man den Strom noch mit hemmendem Ballaſt!

Eine ſolche Beſchränkung hat gerade in dieſen Tagen einen ſchmerzlichen Eindruck gemacht, und würde, wäre ſie zur Zeit des Sängerfeſtes in Würzburg bekannt geweſen, die nationale Kundgebung wohl noch prägnanter gemacht haben; nämlich die Verweigerung der Genehmigung einer Eiſenbahn von Lübeck durch das Herzogthum Lauenburg bis an die Berlin-Hamburger Bahn von Seiten der däniſchen Regierung. Der freien Stadt Lübeck wurde von dieſer Seite die Eiſenbahnverbindung mit der freien Stadt Hamburg verweigert; es ward ihr Plan, nach Kiel oder an irgend einen Punkt der Altona-Kieler Eiſenbahn zu bauen, vereitelt, damit auch die lezte Hoffnung auf eine direkte Verbindung mit den umliegenden Städten, mit dem Innern Deutſchlands, mit dem durch Geſchichte, Gebräuche und Sitten, durch Geſchäfte und Freundſchaften ſo nahe verwandten Lauenburg; und auch Lauenburg, das Land, in deſſen Walde die däniſche Flotte wächst, auch Lauenburg iſt deutſch! Es iſt kläglich, daß wir Deutſche ruhig zuſehen können, wie der kleinſte europäiſche Staat uns förmlich Rechte und Wege vorſchreibt oder abſchneidet, je nach ſeiner Laune und Willkühr! Hat Dänemark doch auch eben noch die ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen verboten, die dreifarbig ſind, und hat man doch in Izehoe, um das Verbot zu umgehen und gleichzeitig ſeinen Schmerz zu zeigen, zu den drei Farben eine vierte und zwar die der Trauer hinzugefügt! Schleswig-Holſtein erwehrt ſich am Ende wohl der däniſchen Eingriffe; wie aber ſoll Lübeck ſich der Beſchränkungen erwehren? wie ſoll es ſich halten, wenn ihm von allen Seiten (mit Ausnahme Mecklenburgs) die Verbindungen abgeſchnitten werden und es keine Hülfe, keine Fürſprache bei den deutſchen Brüdern findet? Es thun uns Männer Noth, die Muth und Kraft haben, das Intereſſe der Schwächern dem Gewaltigern gegenüber zu vertreten. Ein ſolcher Mann iſt kürzlich von uns geſchieden. Graf Konrad von Blücher-Altona, ein naher Verwandter des Fürſten von Wahlſtatt, ſtarb am 1. Auguſt, $81\frac{1}{2}$ Jahr alt. Er war von Geburt wohl eigentlich ein Däne, allein nicht nur in Altona, deſſen Oberpräſident er war, ſondern auch in Hamburg, das ihn längſt zum Ehrenbürger gemacht, ward er als ein gerader deutſcher Biedermann verehrt, als ein Mann, der Kopf und Herz an der rechten Stelle hatte und immer in der Zeit der Noth der war, auf den man ſich verlaſſen konnte. Er hat während ſeiner 58jährigen Oberpräſidentſchaft zweimal Gelegenheit gehabt, der Nachbarſtadt Hamburg recht nüzlich zu ſeyn; einmal in der franzöſiſchen Zeit, wo er viel, viel Unheil abwendete, dann während des großen Brandes im Jahr 1842, wo er mit Hülfe auf allen Seiten bereit war. Selten iſt eine obrigkeitliche Perſon populärer geweſen als er. „Vater Blücher“ nannte ihn die Volksſprache; er war ſo zugänglich wie ein Vater, ſo leutſelig und — wenn ein Störenfried ihm den Kopf warm machte — auch wohl einmal ſo zurechtſezend. Seine große Beliebtheit zeigte ſich noch an ſeinem Begräbnißtage; troz des ſtarken Regens hatten ſich viele Tauſende bei dem bürgerlichen Leichenzuge eingeſtellt und eine Reihe von mehr als hundert Wagen mit Leidtragenden folgte. Von Hamburg aus nahmen Deputationen des Senats, der bürgerlichen, wiſſenſchaftlichen und militäriſchen Inſtitute, das diplomatiſche Corps und eine große Zahl Privatperſonen an demſelben Theil. Er feierte vor einem Jahr ſeine goldene Hochzeit und hinterläßt eine Wittwe.

Mehrere bedeutende Fremde beſuchten uns in dieſen Tagen; am meiſten intereſſirte Zſchokke, der untrügliche Zeichen hoher Verehrung erhielt, aber ſehr zurückgezogen lebte; nächſt ihm nenne ich noch Hofrath Jul. v. Moſen und Hoffmann von Fallersleben, welcher leztere auch dem Sängerfeſte in Izehoe beiwohnte, wo er ſeine unpolitiſchen Lieder beim Feſtmahl vortrug und einen ſehr zweideutigen Erfolg damit hatte. — Ueberhaupt wimmelte es im Juli und zu Anfang Auguſts von Fremden, wozu namentlich die bei Wandsbeck gehaltenen Wettrennen beitrugen, die dießmal auch wieder ein ſcheußliches Hazardſpiel im Gefolge hatten. Von den Rennen machten die ſogenannten Hurdle-Rennen, wobei die Herren ſelbſt über in der Bahn aufgeſtellte Hinderniſſe ſezten, einiges Aufſehen; ſonſt iſt man im Allgemeinen derſelben überdrüſſig, und ohne die damit verbundenen Spielgelegenheiten und Jahrmarktsgeſchichten würden wenige Zuſchauer hinausziehen. Größern Reiz und Beifall findet die Alſterregatta, das Wettrudern auf der Außenalſter in ein- bis ſechsrudrigen Booten; man freut ſich im Volke bereits auf den 7. September, als an welchem Tage die Regatta dießmal ſtattfinden ſoll. Probefahrten, Regatta's in kleinem Maßſtab, ſind bereits mehrere gehalten worden.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 224.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 18. September 1845.

— Can sodden water,
A drench for sur-rein'd jades, their barley broth,
Decoct their cold blood to such valiant heat?
Shakespeare.

## Zur Geſchichte des Biers.

Durch den beſtändigen Genuß von Wein, Bier und gebrannten Waſſern haben ganze Völker nach und nach eine eigenthümliche Körperbeſchaffenheit und Geiſtesrichtung bekommen, und ſo ſpiegelt ſich dieſer Genuß ſelbſt in ihrer Geſchichte ab. Wenigſtens der deutſche Charakter wurde durch den beliebten Gerſtentrank ſeit Jahrtauſenden im Allgemeinen bedingt und modificirt.

Gewöhnlich hält man das Bier überhaupt für eine germaniſche Erfindung; mit Unrecht. Schon Jahrhunderte früher hatten die Egypter ihr Bier, und dieß mag wohl auch mit Schuld geweſen ſeyn an dem ernſten, ja finſtern Charakter jenes Volks. Herodot ſagt, die Egypter bedienen ſich eines aus Gerſte gemachten Weines, denn in ihrem Lande gebe es keine Weinſtöcke. Nach Manchen iſt Oſiris ſelbſt der Erfinder dieſes Getränkes. — In einer Stelle in den „Flehenden“ des Aeſchylus werden die Egypter mit ſpöttiſchem Seitenblick Leute genannt, welche den berauſchenden Trank aus Gerſte zu trinken pflegen. Wie die Leſer aus der Voſſiſchen „Antiſymbolik“ erſehen können, findet man in den alten egyptiſchen Tempelurkunden angemerkt, daß der erwähnte Oſiris im Weinrauſch mit dem Geſicht unterwärts, im Bierrauſch oberwärts gefallen ſey; womit ſich eine Stelle beim Ariſtoteles „über den Rauſch“ vergleichen läßt, worin es heißt, daß diejenigen, die vom Gerſtenwein, Pinon, berauſcht ſind, rücklings umfallen, da doch jeder andere Betrunkene nach allen Seiten des Körpers hin zu fallen pflege. — Uebrigens mögen auch die Egypter nicht die Erfinder des Biers, wenigſtens nicht die einzigen, geweſen ſeyn. Es gibt ſo Manches, worauf die Menſchen in verſchiedenen Ländern und zu verſchiedenen Zeiten, durch den Drang des Bedürfniſſes und den Reiz der Umſtände geführt worden ſind.

Bier hatten auch die alten Armenier; bei ihnen fand es Xenophon, als er, beim Rückzug der Zehntauſend, durch ihr Land kam. Er nennt es gleichfalls Gerſtenwein. — Auch die Luſitanier und Hiſpanier brauten Bier aus Weizen: „ein aufheiterndes, ermunterndes, berauſchendes Getränk.“ Von den Numantinern erzählt eine, von der gewöhnlichen Geſchichte ihres Untergangs abweichende Tradition, daß ſie, als ſie beſchloſſen hatten, ſich ſelbſt mit ihrer Stadt zu vernichten, ſich zuvor mit dieſem Getränk berauſcht hätten. — Selbſt die Griechen hatten ein Bier, wenigſtens muß das Kurmi der Creter eine Art davon und wohl auch eine Urſache von den „faulen Bäuchen“ geweſen ſeyn, die ihnen, wie wir auch aus einem Briefe des Apoſtels Paulus wiſſen, einer ihrer Weiſen und Propheten, Epimenides, unter andern vorwarf. — Zythos iſt bei den Griechen der gewöhnliche Name für Bier.

Digitized by Google

Ferner finden wir Bier bei den Dalmatiern, wo es Sabaium hieß. Kaiser Valens ſoll es gerne getrunken und deßhalb den Beinamen Sabaiarius — was ſo viel als Bierbruder wäre — erhalten haben. Die Gallier brauten gleichfalls Bier, und von ihnen ſoll der Name cerevisia herrühren, der von den Römern gebraucht wird. Solches galliſche Bier ſcheint Kaiſer Julian getrunken zu haben, wenn anders das ihm zugeſchriebene Spottepigramm in der griechiſchen Anthologie von ihm herrührt. Er nennt es einen celtiſchen Trank. So viel iſt gewiß, ächt deutſches Bier war es nicht; er muß es wo nicht in Paris oder Trier, vielleicht in Speier getrunken haben, wo er auf ſeinem Feldzug gegen die Alemannen gleichfalls geweſen iſt. Auch jezt noch will das Bier jener Gegenden gar Vielen nicht recht munden, beſonders ſolchen, die aus Bayern gekommen ſind.

Wir kommen nun auf den Gerſtentrank der Deutſchen und der nahverwandten Skandinavier. — Nach der Edda iſt der Name Bier der edlere, in der Sprache der Aſen oder Götter gebräuchliche Name; die Menſchen, heißt es, nennen es Oel, was auffallend an jene Art von Bier erinnert, welches den Engländern ale heißt. Bier kommt wohl nicht von bitter her, wie Hüllmann meint, denn die alten Deutſchen hatten noch kein gehopftes Bier; wenigſtens finden wir den Hopfen, als Zuthat zur Verhinderung der Fäulniß des Biers, erſt im zwölften Jahrhundert, und zwar an einem Orte erwähnt, wo wir's nicht erwarten ſollten, in einer Schriſt der h. Prophetin Hildegardis, die im Jahr 1179 als Aebtiſſin auf dem Rupertusberge ſtarb, die aber auch nebenbei bemerkt, daß wegen dieſes Zuſatzes das Bier die Menſchen düſter oder melancholiſch mache. Der Name Bier kommt unſtreitig vom altdeutſchen Bere, was Gerſte bedeutet; daher Gerſtenbrod im Straßburger Stadtrecht, zufolge der Königshofer Chronik, berebrot genannt wird. Zur Erläuterung möchte dienen, daß die Angelſachſen den Oktober Berſtmonat, d. h. Gerſte- oder Biermonat genannt haben.

Daß die alten Germanen viel Bier tranken, iſt ſprüchwörtlich bekannt; aber ſie lernten auch von den Römern den Wein kennen und ſingen, vielleicht durch das Beiſpiel aufgemuntert, das Kaiſer Probus durch Anpflanzung von Reben am Rhein gegeben hatte, noch mehr ſeit Einführung der Klöſter, ſelbſt an in ihrem Lande das edle Gewächs zu bauen. Im Mittelalter wurde ſehr viel Wein getrunken und dieſer ſelbſt da gebaut, wo ſeit vielen Jahren keiner mehr gezogen wird und auch keiner zu gedeihen ſcheint. Da hat man denn den Schluß gemacht, daß das Klima in jenen Gegenden vormals milder geweſen ſeyn müſſe, als gegenwärtig. Allein der Schluß iſt voreilig. Nicht milder war das Klima, ſondern die Mägen der Trinker waren ſtärker, ihr Weinzahn nicht ſo zart und wähleriſch; der Rebenſaft, den man gewann, mag großentheils eine Art „edler Eſſig“ geweſen ſeyn, von welchem der lateiniſche Dichter Jakob Balde in ſeiner „Apologie der Fetten“ ſpricht, deßgleichen bei Landshut und Kelheim gebaut wurde: „pueris labrusca timenda.“ — Auch in der Heimath der geräucherten Gänſebrüſte, im fernen Pommerlande, wurde vormals das edle Gewächs gebaut. Die Geiſtlichen, die den Apoſtel der Pommern, den Biſchof Otto von Bamberg, aus Franken dahin begleiteten, vermißten ungern ihre heimiſchen Reben und verſuchten ſolche in der neuen Heimath anzupflanzen; doch gedieh das Chriſtenthum beſſer als der Wein.

Ferner finden wir noch in der Mitte des Mittelalters bis in das ſiebzehnte Jahrhundert herein den Weinbau in der brandenburgiſchen Mark, im Hannöverſchen, Braunſchweigiſchen u. ſ. w. — Der Dichter Sabinus, Melanchthons Schwiegerſohn, ſingt in ſeinem „italieniſchen Reiſegedicht,“ da wo er von ſeiner Vaterſtadt Brandenburg redet: „daß an den Wogen der Havel ein Berg ſtehe, der bis zum Gipfel hinauf mit Reben bepflanzt, auf dem ſandigen Boden einen Wein erzeuge, deßgleichen an den Wogen des ſchäumenden Rheins der Weinſtock auf den fetten Gefilden der Wangionen hervorbringe.“ Freilich klingt das ſeltſam genug, und eine poetiſche Hyperbel iſt mit Recht anzunehmen, wenn man an die Lage Brandenburgs und an die Gegend denkt, wo die „Liebfrauenmilch“ gewonnen wird. — Uebrigens wurde noch zu Zeiten des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm und auch ſpäterhin ziemlich viel Wein im Brandenburgiſchen gebaut. Urkundlich iſt noch, daß an der Tafel jenes Fürſten, der bekanntlich die Freuden des Bechers liebte, ſeine Kammerjunker ſich mit Landwein begnügen mußten, der zum größten Theil in der Mark Brandenburg ſelbſt, z. B. bei Lehnin, gewonnen wurde.

(Schluß folgt.)

## Die Feſte zu San Sebaſtian im Auguſt 1845.

(Fortſetzung.)

Der 8te und 9te Auguſt brachten nichts für den Fremden Bemerkenswerthes. Am erſtern Tage hatten die Königinnen den benachbarten Berg Amazagaña beſtiegen, auf deſſen Spitze man einer der herrlichſten Ausſichten genießt, welche das an Naturſchönheiten ſo reiche baskiſche Land bietet. Aber als ſie am 10ten Morgens nach der Kirche Santa Maria zum Hochamt fuhren, bot ſich ein neues charakteriſtiſches Schauſpiel. Eine Truppe junger Männer des Baskenlandes, ſchlanke ſtattliche Burſche mit ausdrucksvollen Geſichtern und entſchloſſenem Blick, ſchön anzuſchauen in der eigen-

Digitized by Google

thümlichen Landestracht, ſchritten vor dem königlichen Wagen einher, den Schwertertanz aufführend, die Espata Dantza, wie ihn die Basken nennen, weil jeder der daran Theilnehmenden ein Schwert in der Hand trägt, mit welchem er allerlei Bewegungen macht, die bald auf Angriff ſeinerſeits, bald auf Vertheidigung gegen einen andringenden Gegner deuten. Während ſo die rechte Hand den Degen ſchwingt, hält die linke ein Inſtrument, eine Art Dudelſack, deſſen durchdringende Töne den Takt zum Tanz und den Bewegungen mit dem Degen angeben. Ein zweites Accompagnement bilden die Klänge eines am linken Arme des Tänzers hängenden und mit einem kleinen Stäbchen von ihm geſchlagenen Tambourins. Es gehört eine nicht geringe Gewandtheit und lange Uebung dazu, um dieſe verſchiedenen Aufgaben des Schwertertanzes gut durchzuführen. Man trifft aber unter den Eingeborenen viele, die einen hohen Grad von Fertigkeit im gleichzeitigen Spiel dieſer verſchiedenen Inſtrumente beſitzen.

Am Abend deſſelben Tages hatte man Gelegenheit, ſich von den Fortſchritten der muſikaliſchen Bildung hier zu Lande zu überzeugen. In der That ſteht San Sebaſtian hierin weit über mancher größeren Stadt des franzöſiſchen Nachbarlandes. Unter dem Namen „Philharmoniſche Geſellſchaft" beſteht hier ein Verein für Inſtrumental- und Vokalmuſik, in welchem Damen und Männer aus den angeſehenſten Familien mit dem lobenswertheſten Wetteifer zuſammenwirken und durch ihre Concerte zu Erhöhung des geſellſchaftlichen Lebens beitragen. Dieſe Geſellſchaft nun gab am 10ten Abends ein Concert im Freien auf dem großen Platze, unmittelbar unter dem Balkon der königlichen Wohnung. Gegenüber den Fenſtern derſelben hatte man ein großes, mit Bögen überwölbtes Stufengerüſt aufgeſchlagen, auf welchem die Mitwirkenden Platz nahmen, darunter zwölf der vornehmſten und ſchönſten Damen. Das Ganze war durch buntfarbige Lampen reich beleuchtet. Gegen 9 Uhr erſchienen die Königinnen und die Infantin, von allgemeinem Zuruf begrüßt, auf ihrem Balkon und das Concert begann. Man ſang Chöre aus Semiramide, aus Nabuchodonoſor und Moſes mit großem Ausdruck und vortrefflichem Zuſammengreifen. Auch da bewährte ſich wieder, daß die Spanier im Punkte der Muſik hinter keiner Nation, vielleicht die Deutſchen und Italiener ausgenommen, zurückſtehen, und namentlich haben ſich die Bewohner von San Sebaſtian ſeit lange ſchon darin hervorgethan. Mehr als 6000 Perſonen wohnten auf den Balkonen der umliegenden Häuſer, auf dem Platze ſelbſt und in den anliegenden Straßen dem großen Conzerte bei und ließen ſich durch einen gegen zehn Uhr eintretenden feinen Regen ſo wenig vertreiben, als die Vortragenden ſich dadurch unterbrechen. Jeder hielt ſtandhaft auf ſeinem Poſten aus; denn zum Schluſſe ſollte noch ein nationales Tanzmuſikſtück, der Zortzico, den man nach den Kirchenchorälen für eines der älteſten, ſchriftlich auf uns gekommenen Muſikſtücke hält, aufgeführt werden. Große Originalität und ein eigenthümlicher Reiz zeichnen daſſelbe aus, und gleich nach den erſten Takten fühlt man den mächtigen Eindruck. Die Chöre ſangen dazu mehrere Strophen, die einer der angeſehenſten Einwohner von San Sebaſtian, Don Vicente Echagaray, von ſeinen baskiſchen Landsleuten als Dichter ſehr hoch geſtellt, zu Ehren der Königin für dieſen Anlaß verfaßt hatte. Für Kenner und Liebhaber der baskiſchen Sprache laſſen wir hier die erſte und die lezte Strophe folgen:

Zortzicoa agorrillaren amarreco gabotsandean erreguiñari bere ama andre eta aizpachoari cantatua.

Isabel bigarrena
Aingneru maitea
Erréguiña gurea
Berdiñic gabea:
Euscaldunaren doai
Atseguiñ betea,
Eta Donostiaren
Zorion jabea.

Erreguiña maitea
Bigarren Isabel,
Salve Donostiarrac,
Salve milla bider:
Salve zuri Cristina.
Bere Ama andrea
Eta salve Lûisa
Aizpacho gaztea.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Wien, Auguſt.

Induſtrieausſtellung. — Gewerbeverein.

Die Periode der Induſtrieausſtellung iſt uns wie ein Traum, wie eine magiſche Schau vorübergeſchwunden. Dieß iſt nun mit dem concreten Geſammtbilde der Ausſtellung allerdings der Fall; anders aber verhält es ſich mit den geiſtigen Reſultaten, mit den moraliſchen Wirkungen. Dieſe beginnen erſt eigentlich ſich geltend zu machen, nachdem ſich der unmittelbare ſinnliche Eindruck verloren; ſie ſind gleichſam der fortwirkende, allenthalben die Luft ſchwängernde Duft, nachdem die Blume verſchwunden. Kein Wunder alſo, daß die Induſtrieausſtellung noch immer ein auf Aller Lippen ſchwebendes Schlagwort der Converſation iſt. Weſentlich wird das Intereſſe an der Sache durch die in den meiſten in- und ausländiſchen Journalen immer noch fortgehende Beſprechung der Ausſtellung lebendig erhalten. Dazu haben mehrere unſerer einheimiſchen Blätter, und darunter gerade einige von ausgeprägtem offiziellem Charakter, die Induſtrierevue erſt kürzlich begonnen. Außer den allgemeinen Beſprechungen machen ſich nun auch die von einzelnen Blättern gegebenen detaillirten Berichte über einzelne Fächer und Kategorien der Ausſtellung geltend. Unter den allgemeinen Ueberſichten der Ausſtellung zeichnet ſich vornehmlich der

Digitized by Google

Bericht des öſterreichiſchen Lloydjournals, das zu dieſem Ende eine beſondere Beilage herausgab, durch Genauigkeit, Gründlichkeit und kenntnißreiche Prüfung aus; dieſer Bericht umfaßt nicht weniger als 40 Nummern. Legt man auf offizielle Autorität beſonderes Gewicht, ſo greife man nach der Beilage des öſterreichiſchen Beobachters; dort wird man ſämmtliche Angaben aus den Quellen des k. k. ſtatiſtiſchen Bureaus geſchöpft finden und ſich ſomit über die Zuverläſſigkeit der Daten, was Ziffern betrifft, vollkommen beruhigen dürfen. Auch die Wiener privilegirte Zeitung (mit andern Worten die „Hofzeitung") widmet der Ausſtellung eine gründliche Beſprechung; nur dürfte ſie ziemlich ſpät zum Ziele kommen, zumal ſie den Weg alphabetiſcher Muſterung eingeſchlagen hat. Was die auswärtigen Blätter betrifft, ſo waren die Berichte der Allgemeinen Zeitung die befriedigendſten; ſie gab eine conciſe, charakteriſtiſche und treffende Beurtheilung, und zog beſtändig Parallelen zwiſchen den kommerziellen Ergebniſſen des Zollvereins und der lezten Berliner Ausſtellung mit denen Oeſterreichs und der Wiener Expoſition. Einen umfaſſenden, wie es ſcheint mit Liebe ausgearbeiteten Bericht liefert auch die Leipziger illuſtrirte Zeitung und ſtattet denſelben mit Bildern aus. Auch fehlt es nicht an nachträglicher Hervorhebung manches unter der ungeheuern Maſſe von Gegenſtänden beinahe ganz verloren gegangenen oder überſehenen Objekts. Ueber begeiſterte und emphatiſche Adreſſen oder Lebehochs dieſes oder jenes Induſtriemanns oder Induſtriefreundes an die Legion der Ausſteller darf man ſich eben ſo wenig wundern, wenn man denſelben in einem oder dem andern Blatte begegnet, als über die nachträglichen Auszeichnungen einzelner Gewerbsmatadore; ſie ſind beſtimmt, das Maß des verdienten Lohnes voll zu machen. — So eben leſen wir die Anzeige, daß der niederöſterreichiſche Gewerbeverein im nächſten Monat keine Sizung halten werde. Er hat Recht, ſich dieſen Ferienmonat zu gönnen, denn nach gethanener Arbeit iſt gut ruhen. Man kann ſich über die Thätigkeit und umfaſſende Wirkſamkeit dieſes überaus nüzlichen und gut organiſirten Vereins, an deſſen Spize ein wackerer Graf von Colloredo-Mansfeld ſteht, nur rühmend ausſprechen. Sein Einfluß auf Hebung und Kräftigung von Handel und Gewerben iſt unverkennbar. Beſonders müſſen ſeine Bemühungen, die induſtrielle Technik mit den Künſten zu vermitteln, jene durch dieſe zu veredeln und zu vervollkommnen, hervorgehoben werden. (Fortſezung folgt.)

## **Hamburg**, Auguſt.

(Schluß.)

Verſuch mit der Taucherglocke. — Religiöſe Bewegungen. — Communismus.

Ein anderes Waſſervergnügen hat die Polizei unbegreiflicher Weiſe unterſagt. Die beiden Norweger, welche in faſt allen an Flüſſen liegenden Hauptplätzen Ungarns und Deutſchlands ihre Kunſt, auf der Fläche des Waſſers zu gehen, produzirt haben, wollten dieß auch in Hamburg thun, und man würde hier Gelegenheit genommen haben, zu unterſuchen, welchen praktiſchen Nuzen die Erfindung dieſer jungen Männer gewähren möchte; die Polizei geſtattete ihnen aber deren Ausübung nicht, angeblich weil der Andrang des Volks an den Ufern Gefahr bringen möchte. — In der Elbe, am St. Pauliufer, wird jezt ein Verſuch mit einer 12,000 Pfund ſchweren Taucherglocke gemacht; ein Engländer unterrichtet einen Deutſchen in der Benüzung derſelben. Die Glocke hängt an einem mit vier Ankern verſehenen Prahm; eine Luftpumpe verſieht auf gegebene Zeichen (mittelſt Hammerſchlägen von unten herauf) die Glocke mit Luft; die Signale mit dem Hammer deuten an, ob die Prahmführer die Richtung der Glocke verändern oder ſie wieder heraufwinden ſollen; neben der Kette, welche die Glocke trägt, läuft noch eine, um das am Grunde Gefundene heraufzuziehen. Einer der Senatoren (bei der Schifffahrts- und Hafendeputation) ſtieg zum Verſuch mit in die Tiefe hinab. — Daß man für unſere Schifffahrt alles Mögliche thut, wird gern anerkannt, zugleich aber auch bedauert, daß von Seiten der Elbſtaaten faſt nichts zur Verbeſſerung der Stromfahrt geſchieht, während die Zölle mit pünktlicher Gewiſſenhaftigkeit erhoben werden. Unſere Schifffahrtsgeſchäfte ſind übrigens bedeutend im Zunehmen, was allein daraus hervorgeht, daß das Seeverſicherungsgeſchäft ſeit 1814 ſich beinahe verſiebenfacht hat, indem das verſicherte Kapital von 41 Millionen auf faſt 280 Millionen geſtiegen iſt.

In der Literatur iſt es hier ſtille; die Erſcheinungen beſchränken ſich faſt auf die Tagesfragen. Unter dieſen hat die deutſchkatholiſche einiges Aufſehen gemacht. Ein iſraelitiſcher Steindrucker hier, Semmi Herz, fragte Ronge auf's Gewiſſen, was er von der Dreieinigkeitslehre denke, und da Ronge ſchwieg, wiederholte Herz ſeine Anfrage nachdrücklicher. Er hatte denn auch endlich die Freude, eine Antwort zu erhalten. Ronge meint, „eine ausführliche Erklärung der Hauptgrundſäze wäre für einen Brief eine unbillige Forderung; der Menſchengeiſt auf ſeiner jezigen Bildungsſtufe erkenne keinerlei pfäffiſche Sazungen, ob ſie aus dem Juden-, Papſt- oder Lutherthum ſtammen;" — ferner: „es iſt Unſittlichkeit, Jemanden zuzumuthen, nicht mehr und weniger zu glauben, als vorgeſchrieben worden." — „Leſen Sie das allgemein gehaltene Symbolum durch und ſehen Sie zu, ob etwas darin zu finden, was Ihren Begriffen von der Einheit Gottes widerſtritte." Herz waren dieſe Erklärungen keineswegs genug; wie er früher ſeine Anfragen durch die Steindruckpreſſe unentgeldlich in's Publikum gebracht, ſo lithographirte er auch den Ronge'ſchen Brief und verſah denſelben mit ſeinen Erläuterungen und Bemerkungen; außerdem ließ er in einer Broſchüre auch noch das Facſimile des Briefs abdrucken. — Uebrigens ſchlagen die Wellen der Confeſſionsbewegungen im Innern Deutſchlands (mit Ausnahme des Guſtav-Adolph-Vereins) nur gelinde an die hieſigen Geſtade; wir müſſen anerkennen, daß hier Gewiſſens- und Glaubensfreiheit für **alle** Confeſſionen herrſcht, obwohl es an Eiferern nicht ganz fehlt. — Eine andere Zeitfrage, den Communismus, behandelte Profeſſor **Wurm** in einer Reihe von Vorleſungen; er fand zwar ein Auditorium dafür, nichts deſtoweniger iſt es klar, daß auch dieſe myſtiſche Frage für uns ein ſehr untergeordnetes Intereſſe hat, da die Verhältniſſe hier nicht ſo himmelſchreiend ſind, um einer Lehre wie dem Communismus auch nur bei den Geringſten Eingang zu verſchaffen. Man wollte ihn zwar in einem durch G. **Schirges** geſtifteten Handwerkervereine aufſpüren, allein man überzeugte ſich bald vom Gegentheil. — Auch was auswärtige Blätter von der Ausweiſung fremder Handwerker und Arbeiter meldeten, iſt rein aus der Luft gegriffen; wir weiſen hier Niemand aus, es müßte denn einer gegen die beſtehenden Geſeze ſich vergangen haben.

In unſern beiden Theatern herrſchte anhaltend erſtaunliche Regſamkeit; der Gäſte ſind unzähliche, manchmal treten deren drei zugleich auf einer Bühne auf. Davon, ſo wie von der im Stadttheater am 11. Auguſt ſtattgefundenen würdigen Beethovenfeier und von der Sängerin von Marra, die wie Jenny Lind entzückt, im nächſten Briefe.

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 75.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 225.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 19. September 1845.

Venez, grande princesse, avec tous vos appas,
Venez prêter vos yeux aux innocents débats
Que notre désert vous présente.

Molière.

## Die Feſte zu San Sebaſtian im Auguſt 1845.

(Fortſetzung.)

Derſelbe Tag hatte auch ein militäriſches Schauſpiel geboten. Die Königin nahm eine Muſterung der Beſatzung von San Sebaſtian vor. Sechs Bataillone Infanterie, drei des Regiments Mallorca, ein Provinzialbataillon von Logroño, eines von Leon, eines von Palencia, eine Abtheilung reitender Jäger, eine andere von Guardias Civiles (Gensdarmerie) und eine Batterie Gebirgskanonen wurden gemuſtert und führten dann unter den Augen der Königinnen, die mit dem General Narvaez und ihrer übrigen Begleitung unter einem Zelt am Landthor Platz genommen hatten, ein Scheingefecht aus. Dieſes ſtellte einen Ausfall der Garniſon dar, die einen unverſehens herangerückten Feind zurückzutreiben ſucht, welcher ſich ſchnell einer der nahegelegenen Höhen bemächtigt hatte und dort aus raſch errichteten Batterien den Platz bereits bedrohte. In beſter Ordnung zogen die Truppen durch das Landthor hinaus, den Feind anzugreifen, mußten jedoch, da dieſer mit bedeutender Uebermacht angriff, vom Verſuche ablaſſen, und um ſich nicht am Ende den Rückzug abgeſchnitten zu ſehen, wieder in den Platz ſich zurückziehen. Der Generalkapitän der baskiſchen Provinz, General Joſe de la Concha, hatte den Plan mit dem Commandanten von Guipuzcoa, General Barrenechea, entworfen, und Beide leiteten auch die Ausführung. Ich erwähne dieſes Schauſpiels, das allerdings durchaus keine lokale Farbe hatte, nur deßhalb, um der ſpaniſchen Soldateska das wohlverdiente Lob tüchtiger Ausbildung nicht zu verſagen. In der That wurden alle Bewegungen mit einer Einheit, Sicherheit und Präciſion ausgeführt, wie man ſie von den beſten europäiſchen Truppen nicht beſſer erwarten könnte. Auch Haltung, Ausſehen und Bekleidung der Leute ließen durchaus nichts zu wünſchen übrig, und franzöſiſche Offiziere aus Bayonne, welche Augenzeugen des Manövers waren, ließen den ſpaniſchen Truppen die vollſte Gerechtigkeit widerfahren durch das Zugeſtändniß, daß ſie in jeder Beziehung den franzöſiſchen ſich an die Seite ſtellen könnten.

Ein Schauſpiel anderer Art bot ſich am 11ten. Gegen Mittag begaben ſich die Königinnen und die Infantin zu Wagen und, wie immer, ſeit ſie ſich im Baskenlande befinden, ohne alle Begleitung nach dem Geſtade der Bai, um einer Fiſcherei mit dem großen Netze beizuwohnen. Wie durch eine Zaubergewalt bot dieſe Bai den belebteſten Anblick, während ſie ſonſt ſo ruhig und ſtill daliegt, eine ſichere Zuflucht für die auf dem hohen Meere vom Sturm geängſtigten Fahrzeuge

Digitized by Google

bietend, da ſie faſt einem vom Meere ganz abgeſchloſſenen See gleicht. Seit ſiebzehn Jahren hatte man zu San Sebaſtian keinen Fiſchfang in ſo großem Maßſtabe geſehen. Der lezte fand bei Gelegenheit des Beſuchs ſtatt, den 1828 Ferdinand VII. und die Königin Amalie der Stadt machten. Ein doppelter Reiz lockte daher die Einwohner wie die Fremden zu dieſem Schauſpiel. Ein ungeheures Netz, die ganze Ausdehnung des Hafeneingangs einnehmend, war zuvor im Waſſer ausgeſpannt worden, und wurde nun nach der Ankunft der hohen Gäſte aufgezogen. Die Königinnen und die Infantin nahmen am Ufer auf einem für ſie errichteten Gerüſte Platz, das ſich auf Walzen vorwärts ſchieben ließ. Als man es aber wirklich vorwärts rücken wollte, fand man dieß wegen des beweglichen Flugſandes unthunlich, und nur die kräftigen Arme eines Matroſenhaufens vermochten das Gerüſt endlich bis zu einer Stelle zu bringen, von wo aus man alle Bewegungen der Fiſcher vollſtändig überſehen konnte. Zu beiden Seiten bildeten die unabſehbaren Maſſen der Zuſchauer am Ufer die fröhlichſte Staffage. Das Ergebniß der Fiſcherei fiel übrigens ziemlich geringfügig aus, was jedoch nicht hinderte, daß die zwei jungen Prinzeſſinnen an dem für ſie ganz neuen Anblick ſich höchlich ergözten.

Nachmittags wollten die Königinnen auf dem Urumeafluß das Landhaus eines reichen Einwohners von San Sebaſtian, des Herrn Mendizabal (nicht des frühern Miniſters) beſuchen, welches höchſt reizend auf einem Punkte gelegen iſt, von wo man einer der bezauberndſten Ausſichten auf die herrliche Landſchaft genießt. Aber nicht weit von San Sebaſtian blieb die königliche Barke, da Ebbe war, auf dem Sand ſitzen. Als man ſie endlich wieder flott gemacht, rückte der Abend heran und man mußte auf den Ausflug verzichten. Da drückte Iſabella den Wunſch aus, im zunächſt gelegenen Meierhofe einzutreten. Ihr Begleiter, der Graf von Villafranca de Gaytan, Generaldeputirter der Provinz, bemerkte dagegen, daß man dort nicht darauf gefaßt ſey, ſie angemeſſen zu empfangen. Aber die Königin, welcher die ewigen offiziellen Empfänge nachgerade läſtig ſeyn mochten, erwiderte, das ſey gerade, was ſie wünſche und ſuche; ſie wolle die innere Einrichtung, den Haushalt des Beſitzers in ſeiner ganzen Einfachheit ſehen und wo möglich die Leute beim Abendeſſen überraſchen. Man ſtieg alſo an's Land und trat in den am Ufer des Fluſſes gelegenen Meierhof. Man kann ſich die Beſtürzung im Hauſe denken; die freundlichen Worte der Königin fruchteten Anfangs nichts; erſt dann legten die Leute allmählig ihre Scheu ab, als der Graf Villafranca in der baskiſchen Landesſprache ihnen ſagte, es würde der Königin Freude machen, das ganze Haus mit allen ſeinen bäuerlichen Einrichtungen zu beſichtigen. Der Meier beeilte ſich, dieſen Wunſch zu erfüllen. Zuerſt führte er ſeine hohen Gäſte in den Kuhſtall; weder die Königin noch die Infanten hatten je einen näher geſehen, und ſie äußerten auf's Lebhafteſte eine kindlich naive Freude. Sie verlangten friſche Milch zu trinken; die Bauersfrau begann ſogleich eine Kuh zu melken, da gerieth die Königin vollends in Erſtaunen, als ſie ſah, wie geduldig und ruhig das Thier ſich dieſe Operation gefallen ließ, die ihm, wie ſie glaubte, wehe thun müſſe. Die friſche Milch mundete köſtlich, und nun ging es in den Hof zum verſchiedenen Geflügel, dann in die Schlafkammern des Meiers und ſeines Geſindes, in die Küche und endlich in die Scheune. Ueberall bot ſich Neues den Blicken der in eine ganz unbekannte Welt verſezten Prinzeſſinnen. Auch die Ackergeräthe zogen ihre Aufmerkſamkeit auf ſich und ſie ließen ſich den Gebrauch auf's Genaueſte erklären.

(Fortſetzung folgt.)

# Zur Geſchichte des Biers.

(Schluß.)

Selbſt in der Nähe des Fichtelgebirges wurde vormals der Weinbau betrieben. Beſonders blühte er vom vierzehnten bis zum ſiebzehnten Jahrhundert um Kulmbach und Burghaig. Noch bewahrt die „Weinbrücke" bei jener Stadt das Andenken an jene Zeit; ja es hat lächerliche Etymologen gegeben, die den Namen „Kulmbach" von „culmen Bacchi" herleiten wollten. Sogar bis in die Nähe des, durch ſeine Schweizergegend und romantiſche Burgruinen bekannten Städtchens Berneck, bis an den Fuß des Fichtelgebirges, wurde von Kulmbach an auf den ſonnenreichen Berggehängen Wein erzielt.

In der neueſten Zeit iſt es anders. Ja, das Bier, eine von den Zeit- und Weltmächten, worunter der Dampf voranſteht, breitet ſeine Herrſchaft mehr und mehr aus, und ſcheint in vielen Gegenden den Wein zu verdrängen. Es iſt dieß zum Theil auch eine Folge von den langen franzöſiſchen Kriegen in Deutſchland, wo die welſchen Krieger ſich an das Bier gewöhnten. Bier, und gerade nicht ſchlechtes, wird gegenwärtig eben ſo wohl in Paris, Lyon, Livorno und in der Weltſtadt Rom, als in Deutſchland, den Niederlanden und in England gebraut. Und in der neuen Welt, vor allen in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, in welchen, die Länder am Ohio ausgenommen, der Weinſtock nicht gedeiht, war es ſchon lange durch die Pflanzer germaniſcher Abkunft eingeführt und kommt täglich mehr in Gebrauch.

Digitized by Google

Nur der Branntwein macht noch in manchen Ländern dem Gerſtenwein die Herrſchaft ſtreitig, und das wird, troz der Mäßigkeitsvereine, nicht anders werden, wenn nicht allenthalben das Bier anders, d. h. beſſer oder wohlfeiler wird.

Gewöhnlich hält man das bayeriſche Bier für das beſte; aber auch in andern Ländern, namentlich in Franken und Schwaben, wird dieſes Getränk ſchon lange in vorzüglicher Güte gebraut und z. B. aus dem Bayreuthiſchen und Bambergiſchen nach Sachſen und anderwärts verführt. — Das ſächſiſche Bier, das in frühern Zeiten weit beſſer geweſen ſeyn muß, z. B. das Torgauer, ſtand in neuerer Zeit in ſchlechtem Ruf. Man ſchrieb die Urſache dem Waſſer zu; wunderlich genug, da ja auch in den eigentlichen Bierlanden verſchiedenartiges Waſſer iſt und doch allenthalben gutes Bier bereitet wird.

Der Gerſtentrank iſt ein wahres Lebenselement für die Münchner. Von den Römern ſagt man, ſie hätten leidenſchaftlich nach Brod und Schauſpielen verlangt; von den Münchnern könnte man ſagen: nach Brod, Würſten und Bier; die Schauſpiele nehmen dort die zweite Stelle ein. — Aus dieſem Grunde verdient der Bierbrauer Pſchorr, der als Repräſentant aller bayeriſchen Bräuer gelten kann, ein dankbares Andenken, ſogleich nach dem König Gambrinus, den eine gewiſſe Legende eben ſo wahr zum Erfinder des Biers, als eine andere die h. Cäcilia zur Erfinderin der Orgel gemacht hat. Mit Recht hat die reiche Familie des großen Bierbrauers zu ſeiner Ehre eine Büſte deſſelben aus carariſchem Marmor verfertigen laſſen, um ſie in einer Halle, in der Nähe ſeines Brauhauſes, aufzuſtellen, wohin denn alle ächten Biertrinker von Zeit zu Zeit andachtsvolle Wallfahrten anſtellen können und ſollen. — Man könnte ihn vergleichen mit dem nordiſchen Gott Aegyr in der alten Edda, der in einem großen Keſſel das Bier für die Aſen brauen mußte. Auch könnte man den berühmten Bockkeller die wahre Walhalla für die Münchner Aſen und Einheriar nennen.

Bier war es hauptſächlich, was die deutſchen Krieger in Griechenland vermißten. Hätten ſie ihren lieblichen Trank und die hübſchen Kellnerinnen mit Silber- und Goldhäubchen in der Heimath des Aeſchylus und Xenophon gehabt, ſie hätten ſich ſelbſt dort heimiſch gefühlt, und manche von den Zurückgekehrten würden ſich nicht ſo bitter über das claſſiſche Land beklagen, wo es nur harzigen Wein, ſchlechtes Brod, Ziegenfleiſch und unfreundliche Mädchen gebe.

Im dritten Geſang ſeines „Landbaus“ gibt Virgil da, wo er von den Scythen an der Donau ſpricht, eine ſo maleriſche Schilderung des nordiſchen Winters, daß dem römiſchen Leſer wohl vor Schauder die Gänſehaut angelaufen ſeyn mag. Aber gemüthlich für uns Nordländer iſt die Erzählung, wie die Einwohner in Höhlen unter der Erde, am flammenden Herde, worauf ganze Ulmenſtämme geworfen wurden, müßig und ſorglos, bei Spiel und Bechern, gefüllt mit köſtlichem, aus Malz gebrautem Wein, die langen Nächte zubrachten. Da wird man lebhaft an manche deutſche Bierkneipe erinnert, wo die Leute in einer tiefen, dumpfen, warmen Stube, bei immer gefülltem Bierglas und Kartenſpiel — das eigentlich recht zum Biere paßt, weniger zum aufregenden, Geſpräch erweckenden Wein — ſich die lange Zeit vertreiben; ganz das Urbild zu manchen niederländiſchen Gemälden. Vortrefflich paßt der Rauchtabak zum Biertrinken; er hat ſo etwas ſanft Benebelndes, Einſchläferndes für Sinnen und Geiſt. Weintrinker von zarter Zunge „trinken“ ſelten den Tabaksdampf — wie man vor Alters ſagte — zum Wein.

Da Bier ein flüſſiges Brod iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn Biervirtuoſen in der Regel etwas rund und maſtig ausſehen, pingues et nitidi, würde der Römer ſagen. — Beſonders an Wirthen und den Bierbrauern ſelbſt iſt das wahrzunehmen, wiewohl dieſe auch noch Anderes trinken und überhaupt ihres Leibes und ihrer Haut fleißig pflegen, was ihnen auch leicht wird, da ſie gewöhnlich begütert ſind, beſonders in Ländern, wo es ſogenannte Sternbräuer gibt, d. h. vornehme Herren, hohe Beamte u. ſ. w. die Brauereien beſitzen, und in deren Intereſſe es natürlich liegt, daß das Bier nicht wohlfeiler wird, als es bei den Preiſen von Gerſte und Hopfen ſeyn könnte und ſollte, zum Beſten ſo vieler Handwerker, Landleute und Taglöhner, für welche dieſer Trank Nahrung und Erquickung zugleich iſt.

Ein angenehmer, geſunder Trank, der ſelbſt erheitert und aufweckt, bleibt immer das Bier, wenn es die gehörige Miſchung von Zeug und Hopfen hat und wohl gekocht iſt, wenn beſonders nur das geiſtig Aromatiſche des leztern durch leichten Abſud benuzt wird. Es iſt dann gerade wie beim Thee, der dagegen widerlich, ja ungeſund wird, wenn ſeine Blätter abgeſotten werden. Mag aber das Bier auch noch ſo geſund ſeyn, in der Regel ſollten es Leute, die viel ſitzen, die mehr den Geiſt als den Körper bewegen, nur nach körperlicher Bewegung genießen, Dichter vollends gar nicht, wenn ſie dichten. Auch Jean Paul, der doch gutes Bier recht ſehr zu ſchätzen wußte, trank Vormittags, wo er dichtete und ſchrieb, nur Wein, zur Füllung ſeines poetiſchen Luftballons, in früheren Jahren meiſtens Kaffee. Dieſes die Geiſter mehr lebhaft und wach erhaltende als begeiſternde Getränk war auch eine Hippokrene für den alten Voltaire.

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, Auguſt.**

(Fortſezung.)

Gewerbeverein. — Statiſtiſche Veröffentlichungen. — Eröffnung der Prager Eiſenbahn.

Sehr viel hat der niederöſterreichiſche Gewerbeverein zum Beiſpiel für Entwicklung und Vervollkommnung der Manufakturzeichnung gethan; was bisher in dieſer und ähnlicher Hinſicht geſchehen, iſt ihm zu verdanken. Sehr bedeutende, jedenfalls aufmunternde Preiſe wurden auch heuer wieder für dieſe oder jene Erfindung oder Verbeſſerung ausgeſchrieben. Dieſer Verein ſteht in weit ausgebreiteter Korreſpondenz und wird in techniſchen, induſtriellen, kommerziellen und ökonomiſchen Beziehungen auch auswärts als Autorität geachtet. Sein beſonderes Augenmerk hat derſelbe auf die Entdeckung neuer Wege für den öſterreichiſchen Handel, beſonders in überſeeiſchen Gegenden gerichtet, und ich habe ſchon einmal von dem Plane geſprochen, Reiſende nach Oſtindien und andern zugänglichen aſiatiſchen Ländern zur Erforſchung günſtiger Abſatzterrains für öſterreichiſche Produkte zu ſenden. Irre ich nicht, ſo war die urſprüngliche Idee hiezu von dem für Oeſterreich ſo bedeutenden und wichtigen Inſtitute des öſterreichiſchen Lloyd in Trieſt ausgegangen, und es hat ſich allermittelſt in Trieſt eine Geſellſchaft zur Beförderung des öſterreichiſchen Handels nach China und Indien gebildet, die, auf Aktien gegründet, nur auf den Moment ihrer definitiven Conſtituirung harrt. Nächſter Zweck dieſer Geſellſchaft ſind die Verſendung und der Verſchluß öſterreichiſcher Erzeugniſſe in Indien und China, Vorſchüſſe des Vereins auf gangbare Artikel, Verſchiffung derſelben, Miethung tauglicher Schiffe, Uebernahme von Rückfrachten u. ſ. w. Das Stammkapital ſoll in einer Million beſtehen ꝛc. Mit dieſer weitausſehenden und zukunftreichen Unternehmung ſteht die kürzlich im Verſammlungslokale des Gewerbevereins ſtattgefundene Ausſtellung von in den aſiatiſchen Ländern am meiſten gangbaren Waarenmuſtern und Proben im Zuſammenhang. Dieſe Expoſition ſollte den Gewerbetreibenden zur Orientirung über das dienen, was Noth thut, wenn ſich die öſterreichiſche Fabrikation im fernen Oſten Bahn brechen und einen weiten Markt öffnen will. — Einmal von der Wirkſamkeit des Gewerbevereins ſprechend, erwähne ich auch einer von demſelben gemeinſchaftlich mit dem Landwirthſchaftsvereine getroffenen geologiſch-ökonomiſchen Maßregel, nämlich der Aufforderung an ſämmtliche Haus- und Brunnenbeſitzer zur Einſendung von Muſtern der bei Brunnengrabungen und Bohrungen zu Tage geförderten Erdſchichten, mit Beifügung der bei dieſer Gelegenheit hinſichtlich der Waſſerquellen und Strömungen gemachten Beobachtungen und Erfahrungen. Wer weiß, daß vor dem Zuſtandekommen der großartigen Ferdinandswaſſerleitung ganze Vorſtadttheile im buchſtäblichen Sinne Durſt litten, daß überdieß unzählige Brunnen in heißen Sommern gänzlich verſiegen und viele derſelben ungenießbares Waſſer liefern, der begreift den Grund und die Bedeutung jener Maßregel, nicht zu erwähnen, daß dadurch die geognoſtiſche Orientirung auf dem Wiener Terrain bedeutend gefördert wird. — Daß ſich den Forderungen der Zeit gemäß die Oeffentlichkeit allmählig auch in Oeſterreich Bahn zu brechen beginnt, kann nicht geläugnet werden. Man verfolgt hiebei einen ganz naturgemäßen Gang und beginnt zuerſt mit ſtatiſtiſchen Eröffnungen. Der Anfang iſt nicht ſo unbedeutend als es ſcheint und immerhin ein tüchtiger Schritt vorwärts. So betrachten wir wenigſtens die vom höchſten Orte herabgelangte Bewilligung zur Publicirung der vom Rechnungsdepartement der allgemeinen Hofkammer jährlich verfaßten Ausweiſe über Oeſterreichs Handel mit dem Auslande und den Zwiſchenverkehr von Ungarn und Siebenbürgen mit den übrigen Provinzen, und das Erſcheinen dieſes mehrbändigen Werkes im Verlage der Aerarialſtaatsdruckerei. Außerdem geht die Rede von einer auf Veranlaſſung und unter Aufſicht des Generalrechnungsdirektoriums in Tabellenform erſchienenen ſtatiſtiſchen Darſtellung des öſterreichiſchen Gewerbsfleißes, der Segel- und Dampfſchifffahrt, des Seehandels, der Eiſenbahnen u. ſ. w., alſo einer umfaſſenden Generalſtatiſtik der öſterreichiſchen Volks- und Staatswirthſchaft, ein Werk, das unter ſichtender und kritiſcher Theilnahme der Sachverſtändigen weiter fortgeſezt werden ſoll. Wer ſich erinnert, daß vor noch nicht langer Zeit gerade die ſtatiſtiſchen Grundlagen der Staatsverwaltung den Blicken des Publikums gänzlich entzogen waren und überhaupt in myſtiſchem Dunkel lagen, der darf darin Fingerzeige entſchiedenen Fortſchritts dankbar erkennen. — Ein längſt angekündigtes und vorbereitetes Feſt hat endlich, und zwar am urſprünglich feſtgeſezten Tage, ſtattgefunden. Die Eröffnungsfeier der Wien-Prager Staatsbahn am 20. Auguſt, als am Namenstage des böhmiſchen Landeschefs, Erzherzogs Stephan, war großartig und dauerte mehrere Tage. Umgeben von einer glänzenden Suite und von einer Elite beſonders geladener Gäſte, überdieß von ſeinem erlauchten Oheim, dem greiſen Erzherzog Joſeph, Palatin von Ungarn, begleitet, verließ Erzherzog Franz Karl, Bruder des Kaiſers, als Stellvertreter des Monarchen, am 19. Auguſt die Kaiſerſtadt und begab ſich auf der Ferdinands-Nordbahn nach Olmütz. Ein Volksfeſt, welches dieſen Tag beſchloß, wird unter den Olmützer Feierlichkeiten als beſonderer Glanzpunkt hervorgehoben. Am folgenden Morgen fand die Bahneröffnung ſtatt. Erwähnung verdient hier der aus der Hindörfferſchen Wagenfabrik in Wien hervorgegangene und eigens zu dieſer Feier gebaute Staatswaggon, ein mit größtem Aufwand ausgeſtattetes Prachtexemplar, das, aus Salon, Antichambre, Kabinetten und Korridor beſtehend und den glänzendſten Comfort darbietend, ein auf den Fittigen der Dampfkraft hinſchwebendes koſtbares Wohnhaus genannt werden kann. Mit dieſem kleinen ſchimmernden Palaſt an der Spitze trat nun der Feſttrain ſeine Reiſe, oder vielmehr ſeinen Flug nach Prag an, das denn auch in den Nachmittagsſtunden des 20. Auguſt glücklich erreicht wurde. Ihnen das dortige Feſtprogramm zu ſchildern, liegt außerhalb meiner Aufgabe. Am 25. trat der Feſttrain wieder ſeine Rückreiſe nach Wien an und vollendete dieſelbe in Einem Tage. Vom 1. September an nimmt nun der ordentliche Perſonenverkehr auf dieſer nördlichen Linie der Staatsbahn ſeinen Anfang, der Gütertransport jedoch erſt vom 1. Oktober an. So wäre uns denn der Norden wieder um ein Bedeutendes näher gerückt und ſomit auch der Moment der Realiſirung des der ganzen gewaltigen Unternehmung zu Grunde liegenden großen Gedankens. Indeſſen wird auch auf der ſüdlichen Linie der Staatsbahn rüſtig fortgebaut und man hofft die Strecke von Gratz bis Cilli noch heuer eröffnet zu ſehen. Auf der italiſchen Bahn hätte ſich durch den bald nach Abgang eines ſtarken Trains ſtattgefundenen Einſturz einer Säulenhalle des Paduaner Bahnhofs ein großes Unglück ereignen können.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 226.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 20. September 1845.

Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller.

## Ueber Goethe's Götz von Berlichingen.

Vorgetragen am 28. Auguſt 1845 zu Erlangen von D. H.

Der folgende Verſuch, die Gegenſätze zu entwickeln, durch welche Goethe im Götz von Berlichingen die großen Culturbewegungen des Maximilianiſchen Zeitalters bezeichnet, empfiehlt ſich, wie uns ſcheint, durch Klarheit und Einfachheit. Und eine ſolche Betrachtung iſt eine ganz zeitgemäße. Erinnern doch die heutigen Gährungen auf allen geiſtigen Gebieten in Kirche und Staat, in den Begriffen von Recht und Eigenthum, auf's merkwürdigſte an den Schluß des Mittelalters, an die geiſtige Bewegung, aus der vor dreihundert Jahren ein Culturzuſtand geboren wurde, der gegenwärtig mit raſchen Schritten einer neuen ähnlichen Umwandlung entgegengeht.

---

Wer Goethe's dramatiſche Dichtungen lieſt, ohne über das Weſen der dramatiſchen Poeſie im Reinen zu ſeyn, den muß es befremden, daß der Dichter ſelbſt ſeinen Torquato Taſſo ein Trauerſpiel nennt, während doch bloß edle Menſchen in dieſem Stücke auftreten, kein Verbrechen begangen, kein Blut vergoſſen, keine der handelnden Perſonen ermordet wird oder auch nur eines natürlichen Todes ſtirbt, daß dagegen der Götz von Berlichingen nur ein Schauſpiel heißt, obgleich in demſelben Mord und Hinrichtung einander folgen und nicht etwa Einzelne, welche nicht tief in die Handlung eingreifen, wie Selbitz, die rebelliſchen Bauern, der Kaiſer, umkommen, ſondern Adelheid und Weislingen und der Held des Stücks, Götz von Berlichingen ſelbſt, einen tragiſchen Tod erleiden. Aber der ſcheinbare Widerſpruch dieſer Titel verſchwindet, ſobald man die beiden Stücke mit der Idee des Trauerſpiels zuſammenhält. In jenem finden wir zwei Gegenſätze, den einſeitig poetiſchen Taſſo und den einſeitig verſtändigen Antonio; wir ſehen, wie ein edles Gemüth mit ſeinen ſchwärmeriſchen Idealen dem Zwange der wirklichen Welt und der äußern Verhältniſſe unterliegen muß. Im Götz dagegen hat ſich der Dichter nur die Aufgabe einer Schilderung geſtellt. Er führt vor unſere Augen den Uebergang eines großen Abſchnittes in der Weltgeſchichte in einen anderen, den Kampf zwiſchen dem untergehenden Mittelalter und der beginnenden neuen Zeit. Die alte Rauheit und Kraft mit ihrer Treuherzigkeit, das altdeutſche Ritterthum in ſeiner Unabhängigkeit weicht einer feineren, geiſtig gebildeteren, aber auch weichlicheren Art, welche das Fremde liebt und willig das geſchmückte Joch des Mächtigeren trägt. Als Hauptvertreter der beiden Zeiten werden der ritterliche Götz und der hofmänniſche Weislingen aufgeführt, aber umgeben von einem Kreiſe von

Digitized by Google

Perſonen und Erſcheinungen, welche das Bild der Zeit vervollſtändigen.

Im Beginne des Stücks führt Goethe einen Mönch Martin ein, welcher die Vorzüge des freien Ritterweſens, die erlaubten Freuden des Lebens, das Glück der Ehe in hohem Grade zu ſchätzen weiß und mit einer ſchmerzlichen Sehnſucht darnach blickt. In dieſem Gefühle ſagt er zu Götz: „O Herr, was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus einer mißverſtandenen Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt!“ Betrachten wir dieſe Geſinnung und halten ſie zuſammen mit den weitern Umſtänden, daß ſein Kloſter zu Erfurt, er ſelbſt ein Auguſtinermönch iſt, daß er ſich auf einer Reiſe für ſeinen Abt befindet, ſo iſt es unabweisbar, daß Goethe in dieſem Kloſterbruder Martin Luther einführt, kurz bevor er als Reformator auftrat; Zeit, Name, Stand, Geſinnung, Alles trifft zuſammen. Auch Luther machte damals eine Reiſe in Ordensangelegenheiten; den Abt des Bruders Martin, der dieſen liebt, erkennen wir im frommen Staupiz wieder. Aber iſt es Luther, was ſoll er hier? — Er trägt mit zur Schilderung des abgelebten Mönchthums bei. Der Abt von Fulda, ſein Gegenſatz, bezeichnet uns nur die tiefe Verderbniß der damaligen Geiſtlichkeit; der Bruder Martin dagegen ſpricht die Nothwendigkeit einer Aenderung, einer Beſſerung aus, und in ſo fern wir in ihm den ſpätern Reformator ſehen, der die neue Zeit heraufführte, findet er ganz paſſend einen Platz in dem Gemälde, welches den Uebergang von einem Zeitalter zum andern darſtellt.

Wie er die Reformationsbedürftigkeit der Kirche vertritt, ſo Metzler und Sievers die des Staates. In ihrem erſten Geſpräche, welches den Anfang des Stücks bildet, blickt dieſe Geſinnung nur durch; im Verlauf der Handlung finden wir ſie an der Spitze der Aufrührer. Sie und ihre Genoſſen lehnen ſich gegen das Feudalweſen auf, welches bereits ſeine Beſtimmung erfüllt hat und vom Schauplatze treten muß, um einer andern Ordnung des öffentlichen Lebens Platz zu machen.

In dieſe Zeit fällt auch die Einführung des römiſchen Rechts in Deutſchland durch Maximilian. Dieſelbe findet ſich in der Perſon des Olearius dargeſtellt, eines Frankfurters, der zu Bologna die Rechte ſtudirt hat. Ihm begegnen wir am Hofe des Fürſtbiſchofs zu Bamberg. Dort ſezt er die Vortheile des Corpus juris auseinander, wie es als eine Sammlung von mehreren Jahrhunderten alle Fälle enthalte, nicht nach Stimmungen und Parteiliebe geändert werden könne und ſo alle Verwirrung und Unordnung fern halte. Darin hat er nun freilich Recht; aber zugleich mit dem Nutzen bringt die neue Gerichtsordnung die vielen Sporteln und andere Mißbräuche mit. Dieſe Uebelſtände finden wir in der Scene angedeutet, wo dem Ritter von Berlichingen (der unter den Landleuten ſizt) Brautvater und Bräutigam ihr Leid wegen des langen Prozeſſes klagen, wie der Italiener Sapupi allen Beiden das Geld abgenommen und dann ein „ſcheeles“ Urtheil, wie ſie es nennen, abgegeben habe, wovon keiner etwas hatte.

(Schluß folgt.)

## Die Feſte zu San Sebaſtian im Auguſt 1845.

(Fortſetzung.)

Zu guter Lezt wurde den Prinzeſſinnen von den Landleuten noch das Beſte, womit ſie ihnen aufwarten konnten, friſcher Obſtwein, kredenzt, der angenommen und vortrefflich befunden wurde. Man ſchied endlich, und nun überließen ſich die jungen Prinzeſſinnen, frei von der bindenden Feſſel des Hofzwangs, ihrer jugendlichen Luſt. Unter Lachen und Schäkern ſprangen ſie auf der Wieſe dahin, und wollten noch weiter gehen; aber die Nacht brach herein, Königin Chriſtine beſorgte, ſie möchten ſich zu ſehr erhitzen und ermüden, und beredete ſie mit Mühe zur Rückkehr in die Barke. Erſt gegen zehn Uhr Nachts langte man wieder in San Sebaſtian an.

Schon oben wurde erwähnt, daß die Königin überall hin geht ohne alle Bedeckung; nur dann erſcheint ſie mit ſolcher, wo die Hofetikette ſolches unumganglich erfordert. Sonſt läßt ſie ſich bei ihren Ausflügen nur von Perſonen des Landes begleiten, wo ſie ſo herzlichen Empfang gefunden hat. Der Graf von Villafranca de Gaytan fehlt dabei nie an ihrer Seite, und wenn ſie eine etwas weitere Partie machen will, läßt ſie ihn rufen, und die gewöhnliche Anrede an ihn iſt dann: „Wir möchten heute an dieſen oder jenen Ort gehen; du begleiteſt uns, nicht wahr? Komm zu der oder der Stunde, uns abzuholen.“ Die Könige von Spanien reden bekanntlich nach althergebrachtem Brauche Jedermann in ihrem Lande, wie hoch auch der Unterthan geſtellt ſey, mit „Du“ an.

Am 12ten Mittags fand in der Bai auf Veranſtaltung des Ayuntamiento ein Wettkampf im Schnellrudern ſtatt, der in allen ſeinen Phaſen ein höchſt anziehendes Bild gewährte. Neun Schaluppen aus eben ſo vielen Häfen der Provinz Guipuzcoa, aus Fuentarabia, Paſſages, San Sebaſtian, Orio, Zarauz, Guetaria, Zumaya, Deva und Motrico, nahmen an dieſem

Digitized by Google

fröhlichen Spiele Theil. Sämmtliche Schaluppen bildeten drei Abtheilungen; jede einzelne trug Flagge und Wimpel ihrer Stadt. Mittelſt dieſer Abzeichen konnte man auch aus der Ferne ſie unterſcheiden und wiſſen, welchem Hafen jede angehörte. Für diejenige Schaluppe jeder der drei Abtheilungen, welche in der kürzeſten Zeit eine beſtimmte Strecke zurücklegen würde, waren je 1000 Realen als Preis ausgeſezt. Die Schaluppen mußten vom Abfahrtspunkte aus von Oſten nach Weſten längs des Ufers der Bai eine Linie durchfahren und dann auf den Abfahrtspunkt zurückkehren. Aus allen Häfen, deren Schaluppen an dem Wettkampfe Theil nahmen, waren zahlreiche Zuſchauer zugegen, und da vernahm man denn von allen Seiten aufmunternde Rufe der einen, ſpottende der andern, je nachdem die Wechſelfälle des Wettlaufes dazu Anlaß gaben. Es wäre ſchwer zu entſcheiden, wer lebhafteren Antheil am Kampfſpiele nahm, die Ruderer in den Schaluppen ſelbſt oder die mit geſpannter Aufmerkſamkeit allen ihren Bewegungen folgenden Zuſchauer am Ufer. Allgemeiner Beifallruf empfing endlich die drei Schaluppen von Guetaria, Zumaya und San Sebaſtian, welche die Oberhand behielten. Dieß war nur die Einleitung zu der Wettfahrt um den Hauptpreis von 2000 Realen. Um dieſen kämpften nur die drei Schaluppen, welche im erſten allgemeinen Rennen Sieger geblieben waren. Die Schaluppe von San Sebaſtian trug den Sieg davon, und die Ruderer, welche ſo die Ehre ihrer Stadt treulich wahrgenommen, wurden mit donnerndem Jubelruf von der Bevölkerung im Triumphe nach der Stadt zurückgeleitet.

Am Abend deſſelben Tages beſuchten die Königinnen die Kaſerne des Infanterieregiments Mallorca. Ein glänzendes Gefolge hatte ſich ihnen angeſchloſſen. Nach der Beſichtigung der innern Einrichtung, welche die verdiente Anerkennung fand, folgten die Königinnen und die Infantin einer Einladung des Offiziercorps, unter einem Zelte, das in einem der Höfe des Gebäudes aufgeſchlagen war, Erfriſchungen einzunehmen. Der Hof war wie durch einen Zauberſchlag in einen reizenden Garten umgewandelt. Geſchmackvolle Verzierungen bedeckten ringsum die Wände, und der wirklich vortreffliche Eindruck des Ganzen wurde erhöht durch eine reiche Beleuchtung. Die Bedienung der Königinnen und ihres Gefolges wurde durch Soldaten mit einem Geſchicke und einer Gewandtheit beſorgt, daß ſelbſt ein Grande verſicherte, im königlichen Palaſte zu Madrid könnte ſie nicht beſſer ſeyn. Beſondere Freude ſchien es der Königin zu machen, als die Offiziere ihr ein reich verziertes Käſtchen mit Bonbons darbrachten, auf deſſen Deckel man das Bildniß der Herzogin von Nemours erblickte, welche nächſtens mit ihrem Gemahl zum Beſuche der Königin nach Pamplona kommen ſoll. Man hatte zu San Sebaſtian lange ſich geſchmeichelt, dieſe Zuſammenkunft in dieſer Stadt vor ſich gehen zu ſehen. Allein der geringe Umfang der Stadt und die Beſchaffenheit der Gegend, welche den Bewegungen eines größeren Truppencorps nicht günſtig iſt, andererſeits der Wunſch der Königin, ihre franzöſiſchen Gäſte in einer größeren Stadt von eigentlich ſpaniſchem Ausſehen und Charakter zu empfangen, machten, daß man Pamplona zu dieſem Zwecke den Vorzug gab. San Sebaſtian bietet in ſeiner äußern Erſcheinung durchaus nichts Charakteriſtiſches, man glaubt ſich in einer ſchönen kleinen Provinzialſtadt Frankreichs zu befinden. Der tägliche ſtarke Verkehr über See und Land mit den Nachbarſtädten des nahen Frankreichs, Bayonne vorzüglich und ſelbſt Bordeaux, macht es erklärlich, daß zu San Sebaſtian der ſpaniſche Nationalcharakter ſowohl in der Bauart und Anlage der Häuſer und Straßen als in den Sitten der Bewohner weniger entſchieden hervortritt.

Im nächſten Briefe habe ich noch die Hauptfeſte, das Stiergefecht und die Comparſa zu beſprechen.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Baden-Baden**, Auguſt.

Die Fresken der Trinkhalle. — Das neue Schloß.

In einem Atelier, das gleichſam in der Luft ſchwebt, in ſeinem Glaskabinet malt Götzenberger an ſeinen Fresken in der Trinkhalle. Der Meiſter arbeitet eben an der Sage vom Fremersberg: der verirrte fürſtliche Waldmann wendet ſich, durch den Wald reitend, noch einmal und erblickt die herbeieilenden Klausner mit ihren Leuchten. Das zunächſt auszuführende Stück wird der Grafenſprung bei Schloß Eberſtein ſeyn, und dann erſt, nach einem Winter in Rom, wird das Werk neu aufgenommen. Später ſollen noch die Geiſterhochzeit auf Burg Lauf und wo möglich eine Sage von Allerheiligen folgen. Unter den bereits vollendeten zieht vorzugsweiſe der Mummelſee durch einen poetiſchen Hauch an, durch eine Stimmung auch in der Landſchaft. Auf der Scene vom Baldreit, wo der geneſene Markgraf ſich munter zu Roß ſchwingt, iſt der innere Hof ſo gehalten, wie er hier vor Kurzem noch beſtand. Zwei Oelgemälde des Künſtlers ſah ich in ſeinem Hauſe, geſchichtliche Porträts: der Markgraf Fortunat — ein wunderſam ſchöner, ich möchte faſt ſagen geheimnißvoller Kopf auf dem alten Urbilde — und die Erbauerin der Favorite, Frau Sybille, mit ſtattlicher Geſtalt und reizender Hand. Beide ſind für die Reihe von Ahnenbildern im Feſtſaale des hieſigen Schloſſes beſtimmt, das mit ſeiner kaum beendigten Reſtauration in gothiſchem Styl Einzelnen für jezt nur durch beſondere Gunſt ſich öffnet. Welch herrliche Ueberreſte der Vergangenheit, dieſes ſogenannte neue Schloß von Baden! Faſt dürfte aber eine gewiſſe Verwirrung zwiſchen dem wirklich Mittelalterlichen und dem Nachgeahmten ſtören. Im Schloßhof hat man eine Gartenanlage gemacht, wodurch er freilich weniger ernſt wird. Den neuen Stall mit ſeinen Reihen von Galerien ſchilderte

man mir äußerſt romantiſch. Durch ſauber geſchnizte Thüren gelangten wir in die Vorhalle des Schloſſes. Links im Erdgeſchoß ein modern gothiſcher Speiſeſaal mit grau in grau gemaltem Fries, in der Mitte eine Tafel voll Trinkgeſchirr. Ich zog die ſchönen Wölbungen der Corridore vor, welche hie und da eine alte Glasmalerei, ein Wappen ziert; ferner, einer andern Zeit angehörend, das ehemalige Badzimmer, voll Stuccaturen, die einſt Spiegel einrahmten, mitunter phantaſtiſche lebensgroße Geſtalten, welche dem Bewohner leicht zu Fieberbildern anwachſen konnten. Die vergitterten Fenſter, durch die ſich Ranken von der Epheuwand hereinſpinnen in die Niſche, geben mit eigenthümlichem Reiz auf den Schloßgarten. Ein anderes Gemach prangt noch mit ſchweren Goldverzierungen, die leider nach und nach abfallen; hier ſieht man am Fußboden auch Trümmer von altem Steinmoſaik, Wappen u. ſ. w. Noch großartiger iſt die Halle mit reichem Schmuckwerke, mit Conſolen längs dem Plafond u. d. m., die jezt zur Kaffeeküche benuzt und ganz eingeräuchert iſt. Wenn man das zu einer Trinkhalle, oder noch beſſer, zu einem Betſaale eingerichtet hätte! Von da ging es über ganz altes Gedach und Stiegenwerk, das ſich recht maleriſch ausnimmt, ordentlich Walter-Scottiſch, über eine neue Galerie, zwiſchen den Spizbogen hindurch glücklich von der Sonne beleuchtet. Der ziemlich farbig dekorirte Ahnenſaal hat eine hübſche Ausſicht. Unter den Conterfei's ſuchte ich mir jene badiſche Fürſtin, welche der Sage nach im Schloſſe als weiße Frau wandelt. Auf dem Bilde trägt ſie ein grünes Gewand, in den Händen — vor einem Brunnen ſtehend — eine Schale und eine Blume. Jakob gemahnt mit feinen Zügen wie ein Gelehrter, Ludwig, der Türkenbändiger, hat ein ſehr ariſtokratiſches Geſicht.

(Fortſezung folgt.)

## Wien, Auguſt.

(Fortſezung.)

Eiſenbahnen. — Der Stephansthurm. — Gasbeleuchtung. — Beethovensfeier.

Die plözlich mit ſo großem Lärm aufgetauchten Gerüchte von einer in London entſtandenen Italian- and Austria-Company zur Uebernahme großartiger Eiſenbahnbauten im öſterreichiſchen Italien ſind wieder ganz verſchwunden; hingegen beſtätigt ſich der von der Regierung gefaßte Beſchluß, bis 1850 keine weitere Conceſſion an Privatgeſellſchaften zum Eiſenbahnbau zu verleihen, was nur heilſam ſeyn kann, zumal ſich das Aktienfieber und der Börſenſchwindel bereits bis zur Tollheit geſteigert haben. Namentlich haben die Ferdinands-Nordbahnaktien eine früher nie erhörte Courshöhe erreicht. Auf der Oedenburg-Wien-Neuſtädter Bahn ſputet man ſich ſowohl ungariſcher als auch öſterreichiſcher Seits mit den Erdarbeiten. Die kleine Ausäſtung von der Gloggnizer Bahn nach dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe Laxenburg ſollte bis zum Herbſte l. J. vollendet ſeyn; nun iſt es aber ſtill davon. — Der an unſerem greiſen Stephansthurm vorgenommenen neuerlichen Kur habe ich bereits erwähnt und auf das Gerücht von einer wahrſcheinlichen Amputation hingedeutet. Lezteres beſtätigt ſich nun zu unſerer Beruhigung nicht; aber daß der ehrwürdige Veteran in ſeiner gegenwärtigen Lage einen ſeltſamen Anblick gewährt, muß zugeſtanden werden. Gerüſte und kleine Bollwerke von verſchiedener Art entſtehen und verſchwinden wie Blaſen und Beulen am Rieſenkörper. Zuweilen erſcheint er wie von Bandagen und Schnürmiedern umwickelt, bald hat er wieder das Ausſehen eines oben und unten, hinten und vorne behangenen Korbträgers. Seit Jahren iſt uns nun der Anblick ſeines freien, ſchlanken, majeſtätiſchen Wuchſes verkümmert. Er theilt das allgemeine Schickſal des Alters, und senectus ipsa morbus. — Seit 1. Juli ſind bereits die Hauptpläze und Straßen mit Gas beleuchtet, und die Anſtalt macht fortwährend rüſtige Fortſchritte. Sie hat ſich auch zu ſputen, wenn ſie bis zum Oktober 1846 ihr vorgeſtecktes Ziel — allgemeine Beleuchtung der Stadt — erreichen will. So eben werden die Gasröhren zwiſchen dem neuen und dem innern Burgthore gelegt und hiemit die Gasbeleuchtung der ganzen Straßenſtrecke von der kaiſerlichen Burg bis nach Schönbrunn vollendet. Der Eindruck iſt ein äußerſt wohlthuender. Am rechten Ufer des Donaukanals außerhalb der Stadt, in der Richtung der Simeringer Heide, wird ſo eben ein neuer geräumiger Gaſometer errichtet. Sich die Stadt, die Glacien und ſämmtliche Vorſtadtgründe der Kaiſerſtadt von einem unterirdiſchen Gasröhrenneze durchzogen zu denken, iſt eine beinahe Schwindel erregende Vorſtellung, und dennoch geht ſie ihrer Verwirklichung entgegen. — Und was ſoll ich Ihnen nun von der Theilnahme Wiens an der Beethovensfeier ſagen, wovon Deutſchland in dieſen Tagen ſo voll war? Ich ſollte viel zu erzählen wiſſen, zumal Wien einen ſo gegründeten Anſpruch hat, dieſen muſikaliſchen Heros den Seinigen zu nennen. Meine Mittheilung muß ſich indeſſen auf Weniges beſchränken; es ſcheint, Bonn hat bereits die ganze Tiefe einer muſikaliſchen Feier erſchöpft, ſo daß Wien nichts als ein ſtilles Todtenfeſt übrig geblieben iſt. Nach dem Berichte der Sonntagsblätter, welche, ſo oft eine große Todtenfeier in Deutſchland im Anzuge iſt, immer zur lebendigſten Theilnahme auffordern, ſollte am Feſttage ein ſolennes Hochamt mit Aufführung einer Beethoven'ſchen Meſſe in der Friedhofkirche in Währing — der Grabſtätte Beethovens — ſtattfinden, überdieß im Gartenhauſe der berühmten Sängerin Haſſelt-Barth das „Septuor“ und die „Adelaide“ Beethovens ausgeführt und hiemit der Vortrag eines Gedichts von Anſchütz verbunden werden; unerklärlicherweiſe unterblieb aber Alles. Die Sonntagsblätter melden: „ein Unerwartetes habe die Vollbringung gehindert.“ Mußte nun gleich die beabſichtigte Feier unterbleiben, ſo konnte doch Niemand die fromme Wallfahrt zum Grabe des Verewigten hindern, und dieſe hat auch in der That ſtattgefunden. Davon zeugten die am Grabmonumente aufgehangenen Kränze und niedergelegten Verſe, die ſich namentlich auch über die ſtille Feier ausſprachen. Leider beginnt der vor 17 Jahren aufgerichtete Grabſtein bereits ſchadhaft zu werden; zur rechten Zeit hat daher die Aufforderung der Sonntagsblätter auf die Erhaltung dieſes Monuments aufmerkſam gemacht. Dieß hatte zur Folge, daß ſich Stimmen erhoben, die gleiche Gerechtigkeit für das beinahe ganz der Vergeſſenheit verfallene und ſomit auch wirklich verfallende Grabmal Glucks auf dem Mazleinsdorfer Kirchhofe verlangten. Kaum noch iſt die intereſſante Inſchrift auf einer der Mauer eingefügten, unter Gras und Unkraut halb verſteckten Marmortafel lesbar. Sie lautet: „Hier ruht ein rechtſchaffener deutſcher Mann, ein eifriger Geiſt und treuer Gatte, Chriſtoph, Ritter von Gluck, der erhabenen Tonkunſt großer Meiſter. Er ſtarb am 15. November 1787.“ Auch die Wiener Muſikzeitung hat einen mahnenden Aufruf in dieſem Sinne laut werden laſſen. Bereits bildet ſich aus freiwilligen Beiträgen ein kleiner Fonds zu genanntem Zweck.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 36.

Sonnabend, 20. September 1845.

[240] So eben erſchien in meinem Verlage und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Deutſche Mährchen und Sagen.

Geſammelt und mit Anmerkungen herausgegeben
von
**Johann Wilhelm Wolf.**

Mit drei Kupfern.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieſe „Deutſche Mährchen und Sagen“ ſchließen ſich an des Herausgebers

## Niederländiſche Sagen.

Mit einem Kupfer.
Gr. 8. 1843. Geh. 3 Thlr.

an und können als Fortſetzung derſelben betrachtet werden.

Leipzig, im Auguſt 1845.

**F. A. Brockhaus.**

[260] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

## Dingler's Polytechniſches Journal.

Sechsundzwanzigſter Jahrgang.

### Erſtes Auguſtheft 1845.

Inhalt. Beſchreibung einer Blech-Durchſchlag- und Nietmaſchine zur Verfertigung von Dampfkeſſeln, Siederöhren ꝛc.; erfunden von Lemaitre. Mit Abbild. — N. Nicholſons zuſammengeſezter Keil zur Regulirung des Abſtandes zwiſchen den Walzen verſchiedener Maſchinen. Mit Abbild. — J. Allens Alarmpfeife für Dampfkeſſel. Mit Abbild. — Joyners Häckſelſchneidmaſchine. Mit Abbild. — Robinſons tragbarer Dampfapparat zur Zubereitung des Futters für Pferde und Vieh. Mit Abbild. — Bowery's Klampe für Schreiner. Mit Abbild. — Fenns Hobel mit Federadjuſtirung. Mit Abbild. — Sich ſelbſt adjuſtirende Falltreppe für Landungsplätze. Mit Abbild. — Apparat zum Zeichnen nach der Natur, von Lorimier. Mit Abbild. — Kronheims Anfertigung von Stereotypplatten. Mit Abbild. — Bericht von Seguier über den Chronograph von Rieuſſec. Mit Abbild. — Ueber das elektromagnetiſche Chronoſkop (Zeitmeſſer) von Wheatſtone. — Ueber elektriſche Beleuchtung. — Ueber die galvaniſche Verſilberung des Stahls und des Gußeiſens, von Desbordeaux. — Ueber Erhaltung des Glanzes und der weißen Farbe bei den auf galvaniſchem Wege verſilberten Gegenſtänden, von Mourey. — Ueber die Eigenſchaft einer geſättigten Kochſalzauflöſung das ſchwefelſaure Blei ꝛc. aufzulöſen und Anwendung derſelben zur Analyſe des Bleiglanzes, von Becquerel. — Ueber die Darſtellung einer ſchwarzen Bronze auf Meſſing, von Dr. Elsner. — Anweiſung zum Gebrauch des Garanceins. — Neues Verfahren, den Hanf und Flachs zu röſten, für Poole in London patentirt. — Ueber die Bildung des Fettes bei den Thieren, von Bouſſingault. — Ueber ein bei der ſchottiſchen Whiskyfabrikation aus gemalzter Gerſte entſtehendes Oel, von Glasford. — Verfahren, die verſchiedenen Qualitäten eines Seidenfadens beim Abhaſpeln der Cocons mit Vortheil von einander zu trennen, von Bourcier. — Ueber anaſtatiſche Druckerei, von J. Woods. — Miscellen. Oeſterreichiſche Verordnung über Anlage von Dampfkeſſeln. (Inſtruktion für die geſetzlich vorgeſchriebene Probirung der Dampfkeſſel aller Art.) — Zuſammenſetzung der Atmoſphäre in der Periode der Steinkohlenbildung. — Martens' Daguerreotyp für Umſichtbilder (daguerréotype panoramique). — Ueber die Gutta Percha oder Gutta Tuban, ein Surrogat des Kautſchuks. — Anbau des Zuckerrohrs und Zuckerfabrikation an der andaluſiſchen Küſte.

### Zweites Auguſtheft.

Inhalt. Befeſtigungsmethode der Schaufeln an den Schaufelrädern der Dampfſchiffe; von Eden Hamond. Mit Abbild. — Horne's pneumatiſche Inſtrumente mit und ohne Ventile. Mit Abbild. — Ueber die Grenze hoher und tiefer Töne, von Despretz. — Geſchichtliche Notizen über die Benutzung des luftverdünnten Raums zu gewerblichen Zwecken, von Prof. Schubarth. — James Malams Verbeſſerungen in der Reinigung des Steinkohlengaſes. Mit Abbild. — Beſchreibung des Natterer'ſchen Apparates zur Darſtellung der Kohlenſäure und des Stickſtoffoxyduls im flüſſigen und feſten Zuſtand. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in der Schwefelſäurefabrikation mittelſt Schwefelkies, von Gamble. Mit Abbild. — Betrachtungen über die Theorie des Hrn. Péligot über die Fabrikation der Schwefelſäure, von Dr. Koene. — Verfahren, die arſenikhaltige Schwefelſäure während ihrer Fabrikation zu reinigen, von Dupasquier. — Ueber das Weißmachen des Roheiſens bei den Hohöfen zu Janon, von Bouchard. — Verbeſſerungen in der Gewinnung des Kupfers aus den Kupfererzen, ſo wie des in denſelben enthaltenen Silbers oder Goldes, für Newton patentirt. — Verfahren, das Kupfer aus dem Cementwaſſer zu gewinnen und die Metalle mittelſt Elektricität aus den Erzen abzuſcheiden, von Napier. — Vorſchriften zu weißen oder blaßgefärbten Metalllegierungen, und neues Verfahren bei der galvaniſchen Verſilberung ꝛc., von Parkes. — Ueber Bereitung eines Lackfirniſſes und Polirlacks für Hornarbeiter, von Knauer. — Ueber die Anfertigung einer ausgezeichneten Politur für gedrechſelte Gegenſtände, von Knauer. — Metallographie, oder Verfahren, Abdrücke von Kupferſtichen oder Autographien auf Weißblechplatten zu übertragen und in Kupferdruckerpreſſen abzudrucken, von Knecht. — Ueber die Gefahren, welche die der Sonne ausgeſezten gefirnißten Malereien bedrohen und die Mittel, ihnen zu begegnen, von Tripier. — Ueber das Verfahren, welches zu befolgen iſt, um erneuertem Firniß dieſelbe Dauer zu ſichern, wie dem auf friſche Malerei aufgetragenen, von Tripier. — Ueber Moiſſons concentrirten ſtickſtoffreichen Dünger; ein der Société d'Encouragement erſtatteter Bericht. — Miscellen. C. G. Kinds neueſte Erfindung im Erdbohrweſen. — Ueber die Fabrikation des ſchmiedbaren Gußeiſens. — Neues photographiſches Papier von Horsley. — Anwendung des Holzgeiſtes zur Beleuchtung. — Desbordeaux, über Verſilberung des Stahls. — Napiers Verfahren, Medaillen und andere Gegenſtände aus Silber auf galvaniſchem Wege zu erzeugen. — Bituminöſe Erde (erdige Braunkohle) ein vorzügliches Mittel zur Zerſtörung des Abtrittgeruchs. — Ueber Divi-divi. — Ueber das Gypſen des Weins. — Nekrolog.

Digitized by Google

Von dieſem alle Zweige der Technik umfaſſenden Journale erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

**Die Verlagshandlung kann vom**

## Polytechniſchen Journal

**noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1—25ſter Jahrgang oder Band 1 bis 94 zu 233 Rthlr. 8 gGr. oder 400 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge ſind fortwährend zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.**

---

# Real-Index

zu Dr. Dingler's

## polytechniſchem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Univerſitäts-Profeſſor und Sekretär der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[261] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

# Das Ausland.

## Ein Tagblatt

**für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.**

### Monat Auguſt 1845.

**Größere Aufſätze.**

Mittheilungen über Mexico. Nach Duflot de Mofras. 1. Allgemeiner Zuſtand. 2. Finanz- und Handelslage; Minenertrag. — Bilder aus Amerika: Weſtpoint; Rocheſter und ſeine Umgebungen. — Der Wallfiſchfang. 2. Wanderungen des Wallfiſches. — Verſammlung der brittiſchen Naturforſchergeſellſchaft. Zweiter, dritter und vierter Abſchnitt. — Die Armenierinnen zu Konſtantinopel. — Das St. Johannisfeuer in der Provence. — Auſtralien und Neuguinea in geologiſcher Hinſicht. — Engliſche Kolonien: Neuſeeland. — Die Hirtenſtämme im Gurganthale. — Salerno. — Meſched. — Schilderung von Quebek. — Fragmente aus Samnium. 1. Grenzen und Eintheilung des urſprünglichen ſamnitiſchen Gebiets. — Fürſt Paul Dimitriewitſch Zizianoff. — Ein Aufenthalt auf den Pamarbug-Inſeln. — Lady Heſter Stanhope und der zweite Meſſias. — Streifereien in und um Neuſeeland. Erſter Abſchnitt. — Die Zitterer zu Niscavuma. — Die finniſche Literatur. — Bilder aus Khoraſan: Zaffarun; die Safranherberge; Geſpenſter und Räuber; der Vogt von Huſſeinabad. — Ausflug nach Algier. Erſter Abſchnitt. — Die Engländer auf Borneo. — Herat. — Die oſſetiſche Sprache. — Calderons Schauſpiel: Liebe nach dem Tod oder die Belagerung von Alpuxarra. — Die venezueliſche Provinz Guayana. — Der Kreis Mariupol in Südrußland. — Reiſebriefe aus Spanien. XI. u. XII. — Der Zauberer von Turbut. — Das Oregongebiet. (Mit einer Karte). — Schiras. — Der Großmufti aus Bayreuth. — Der Indigo in Indien. — Geologiſche Struktur des Altai. — Skizzen aus Nordamerika: die Flatboolsmen. — Meſſungen der Menſchengeſtalt.

**Chronik der Reiſen.**

Tſchichatſcheffs wiſſenſchaftliche Reiſe im Altai. — Ein Beſuch an China's Oſtküſte.

**Kleinere Mittheilungen.**

Celtiſcher Tempel in Frankreich. — Hieroglyphentypen. — Eiſenerzeugung in England. — Lamartine's Werke. — Die foſſilen Thierüberreſte im Garonnegebiet. — Der Reiſende Lieutenant Cunningham. — Itinerarium von Herat nach Peſchawer. — Ueber das Wandern der Thiere. — Winterkartoffeln. — Oſtindiſche Finanzen. — Die Stadt Tinghai auf Tſchuſan. — Fortſchritte der Proſtitution und der franzöſiſchen Sprache in Algier. — Die Falaſcha oder Judennachkommen in Abyſſinien. — Hong-Kong. — Jongleurs und Boxer im Sudan. — Depreſſion von Nordafrika. — Tüp-Karagan. — Abnehmen des engliſchen Wallfiſchfanges. — Kurioſe Anſicht über die Beſtimmung der Pyramiden. — Die Medſchertain-Somali. — Die Eingebornen auf Fernando Po. — Celtiſche Ueberreſte in Frankreich. — Der lezte Winter in Island. — Die Ruſalkas. — Eine atmoſphäriſche Lokomotive. — Ein Fluß in Feuer. — Wiſſenſchaftliche Expedition in Frankreich. — Seevulkan. — Winterwetter im Sommer. — Ungeheure Häringe. — Schildkrötenverkauf in London. — Die Sterblichkeit der Sipahis in Hong-Kong. — Charles Lyell über das Zurückweichen der Niagarafälle. — Hinſchwinden der Indianer im Oregongebiet. — Meridianmeſſung in Schweden und Rußland. — Schwediſche Literatur in Dänemark. — Etwas über Candahar. — Poſtreform in Belgien. — Witterung im Oſten und Norden Europas. — Die Adelphopoietoi in Griechenland. — Dampfbootverbindung in der Südſee. — Theeſtaude in Ceylon. — Die Schweinearistokratie in Cincinnati. — Gerichtlicher Nutzen des Pantoffelregiments. — Huldreeventyr og Folkeſagen.

* * *

**Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche reſp. Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf dieſe Zeitſchrift an. Erſtere liefern ſie täglich, leztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunſche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.**

---

# Chronologiſches Regiſter

der

# fränkiſchen Revolution

von Eröffnung der erſten Verſammlung der Notablen bis zur Einführung der Conſular-Regierung, 22. Febr. 1787 bis 15. Dec. 1799

von

Dr. E. L. Poſſelt,

bedeutend vermehrt und fortgeſezt

von

C. Jochmus,

Königl. Preuß. Hofrath.

Vierter Band.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit dieſem Band iſt das ganze Werk geſchloſſen. Er enthält überdieß noch ein ausführliches Sach- und Namens-Regiſter, wodurch der Werth dieſer für den Geſchichtsfreund ſo wichtigen Arbeit noch mehr erhöht wird.

Um die Anſchaffung des Ganzen zu erleichtern haben wir den Preis aller 4 Bände auf

8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Alte hoch- und niederdeutſche

# Volkslieder

mit Abhandlung und Anmerkungen

herausgegeben von

## Ludwig Uhland.

Erſter Band:

## Liederſammlung in fünf Büchern.

Zweite Abtheilung.

gr. 8. brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Mit Dank und Freude hat Deutſchland aus der Hand eines ſeiner geliebteſten Dichter und gründlichſten Forſcher den erſten Band dieſer ſeit vielen Jahren vorbereiteten Sammlung deutſcher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Volkslebens" empfangen. Mit vorliegender zweiten Abtheilung ſchließt der für ſich beſtehende Text ab, an deſſen Schluſſe die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetiſches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt iſt. Nach der Vorrede beabſichtigt der Verfaſſer noch zwei kleinere Bände folgen zu laſſen, welche eine Abhandlung über die deutſchen Volkslieder, und kritiſch-hiſtoriſche Anmerkungen enthalten werden. Wir ſelbſt waren bemüht für die würdigſte Ausſtattung eines Werkes zu ſorgen, das eine Zierde der deutſchen National-Literatur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Schriften des Freiherrn von Gagern.

Die Unterzeichnete erlaubt ſich auf folgende in ihrem Verlag erſchienene Schriften des Freiherrn von Gagern hiermit wiederholt aufmerkſam zu machen:

## Mein Antheil an der Politik.

4 Bände. 8. 1823—1833. 5 Rthlr. 16 gGr. oder 9 fl. 9 kr.

Preiſe der einzelnen Theile und deren beſonderer Titel:

I. Band. Unter Napoleons Herrſchaft. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.
II. Band. Nach Napoleons Fall. — Der Congreß zu Wien. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 24 kr.
III. Band. Der Bundestag. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 1 fl. 45 kr.
IV. Band. In der Einſamkeit. — Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815—1831. Mit Erläuterungen. 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

## Der Deutſche in Nordamerika.

(1818.) 12 gGr. oder 45 kr.

## Ueber Deutſchlands Zuſtand und Bundesverfaſſung.

8. 1818. 16 gGr. oder 1 fl.

## Der Einſiedler,

oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.

I. und II. à 3 Hefte. Gr. 8. (1822—1827.) 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr.

## Die Reſultate der Sittengeſchichte.

I. — VI. Band. 8. 8 Rthlr. 16 gGr. oder 13 fl. 48 kr.

Einzeln:

I. Band. Die Fürſten oder die Natur der Monarchie. 2te Auflage. 8. 1835. Velinpap. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl.
II. Band. Ariſtokratie. 2te Auflage. 1835. 2 Rthlr. oder 3 fl.
III. Band. Demokratie. 2te Auflage. 1836. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 3 fl. 36 kr.
IV. Band. Politie oder der Staaten Verfaſſungen. 2te Auflage. 1837. 2 Rthlr. 6 gGr. od. 3 fl. 30 kr.
V. und VI. Band. Freundſchaft und Liebe. 8. 1822. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

[382] **Zedlitz Waldfräulein.**

**Zweite unveränderte Auflage.**

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

# Waldfräulein.

## Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

## Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetſcher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf ſey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poeſie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernſten Todtenkränze, ſehr verſchiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meiſterſchaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfriſche, mit der heiterſten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[185] **Zweite vermehrte Auflage von der gekrönten Preisſchrift:**

Ueber

## engliſche Landwirthſchaft

und deren

Anwendung auf andere landwirthſchaftliche Verhältniſſe,

**insbeſondere Deutſchlands.**

Nach eigener Anſchauung

von

**A. v. Weckherlin.**

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gGr.

Dieſe Schrift iſt der ſechsten Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe gewidmet, welche der Verfaſſer als zweiter Vorſtand der Verſammlung mit Ueberreichung derſelben bewillkommnete und wurde nach dem Antrage der Centralſtelle des großherzoglich badiſchen landwirthſchaftlichen Vereins mit dem zur Feier der Verſammlung deutſcher Landwirthe in Carlsruhe von Seiner Hoheit dem Herrn Markgrafen **Maximilian von Baden** ausgeſetzten Preiſe von 100 Ducaten gekrönt.

Hauptabſchnitte des Inhalts: Erſter Abſchnitt: Allgemeiner Ueberblick über die allmählige Ausbildung und den jetzigen Stand der engliſchen Landwirthſchaft und über eine Vergleichung derſelben mit der deutſchen Landwirthſchaft. I. Ueber den früheren landwirthſchaftlichen Zuſtand in England, als Einleitung. II. Neuere engliſche Landwirthſchaft. III. Einzelne Gegenſtände, welche bei der engliſchen Landwirthſchaft und ihrer Anwendbarkeit in landwirthſchaftlichen Verhältniſſen Deutſchlands Intereſſe erregen. a) Kultivirung, Düngung und Bearbeitung des Landes. b) Pflanzenbau. c) Viehzucht. d) Landwirthſchaftliches Bauweſen. — Zweiter Abſchnitt: Speziellere Vergleichung des engliſchen mit andern, insbeſondere deutſchen Wirthſchaftsſyſtemen und der Anwendbarkeit des engliſchen Syſtems in andern Verhältniſſen. I. Durchſchnitts-Anhaltpunkte dafür, wie bei dieſer Vergleichung Erſchöpfung und Erſatz an Bodenkraft angenommen werden. II. Betrachtung verſchiedener Wirthſchaftsſyſteme. III. Annähernde Ermittelung des Ertragsverhältniſſes bei den verſchiedenen Wirthſchaftsſyſtemen, beſonders aber des Einfluſſes der mehr oder minder ausgedehnten Futterproduktion, nebſt Schlußfolgen daraus und Berechnungen für das Hohenheimer Wirthſchaftsſyſtem.

Von demſelben Verfaſſer wird im Laufe dieſes Jahres noch bei uns erſcheinen:

## Die landwirthſchaftliche Thierproduktion

in drei Theilen,

I. Allgemeiner Theil. II. Rinderzucht. III. Schafzucht mit Wollkunde.

worauf wir bei dieſer Gelegenheit vorläufig aufmerkſam zu machen uns erlauben.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[221] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Belgien

in ſeinen Verhältniſſen

zu

## Frankreich und Deutſchland

mit Bezug auf die Frage

der Unterſcheidungszölle für den Zollverein

von

**Guſtav Höfken.**

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 45 kr. od. 2 Rthlr. 6 gGr.

Der Herr Verfaſſer ſetzt in dieſem Buche, welches eine der wichtigſten der neueren deutſchen National-Angelegenheiten behandelt, die außerordentlichen Vortheile auseinander, welche der neue Handels- und Schifffahrtsvertrag vom 1. September 1844 für Belgien hat, und vergleicht damit die geringen Vortheile und überwiegenden Nachtheile des frühern Vertrags mit Frankreich. Er beweist durch tabellariſche Ueberſichten, daß die Bilanz in der Fabrikatenausfuhr zwiſchen Frankreich und Belgien zu Gunſten des erſteren ſteht und zwar wie 30 zu 16 Millionen; zwiſchen Deutſchland und Belgien dagegen zu Gunſten des letzteren und zwar wie 20 zu 17 Mill. Wie aber der Vertrag mit Belgien erſt eigentlich fruchtbar gemacht werden könnte, wird ſchließlich noch, unter Berückſichtigung der Sonderintereſſen Hollands und der Hanſeſtädte mit größter Klarheit erörtert.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Gedichte

von

## Chr. J. Matzerath.

8. in Umſchl. broch. Preis 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Die Erſcheinung dieſer Gedichte iſt für die Rheinlande um ſo mehr von Intereſſe, je länger dieſe ſchöne Grenzprovinz des Geſammtvaterlandes durch ihre frühere Geſchichte von der allgemein-deutſchen Literatur ausgeſchloſſen worden, und je dringender es daher gilt, in dem ſchönen Fortſchritt dieſer Literatur auch ſie würdig zu repräſentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 227.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 22. September 1845.

— They haggled, wrangled,
As though they were in a mere Christian fair
Cheapening an ox, an ass, a lamb, or kid;
So that their bargain sounded like a battle
For this superior yoke of human cattle.
Byron.

## Der Pflanzer.

Ein Lebensbild aus Louiſiana von einem deutſchen Reiſenden.

Es war im Oktober 1840; die Sonne ſtieg aus den dunkeln Schatten der Niederungen empor, die das öſtliche Ufer des Miſſiſſippi bilden. Der Spottvogel ſchaukelte ſich in den Tulpenbaumen der Gärten und Schaaren von munter flatternden Seidenſchwanzen berauſchten ſich an den lockenden Beeren des Chinabaumes; mächtige ſchneeweiße Reiher ſegelten mit langſamem Flügelſchlag dicht über der Oberfläche des Stromes hin, oder ſtanden in ernſter Beſchauung auf einem im Waſſer liegenden Baumſtamm, das Erſcheinen eines kleinen Fiſches abzuwarten. Die Natur feierte ihren Sabbath — nicht ſo der Menſch.

Auf der Straße, die am Miſſiſſippi hin zwiſchen dem hochaufgeworfenen Schutzdamm und den Pflanzungen liegt, wanderte, aus den Atchafalaya-Anſiedlungen herunterkommend, ein Zug Negerſklaven, Männer, Frauen und Kinder, in doppelter Reihe und von einem mit Stieren beſpannten Wagen gefolgt, der das Gepäck der Schwarzen führte. Zwar waren dieſe nicht gefeſſelt, nicht einmal mit Stricken an einander gebunden; aber zu jeder Seite des Zuges ritten zwei, mit geladenen Doppelflinten bewaffnete Aufſeher, und auch der Führer der Caravane trug nicht allein Büchſe und Meſſer, ſondern auch noch zwei gewaltige Sattelpiſtolen im Gürtel. — Die Neger ſchienen dieſe ernſten Umgebungen wenig zu achten; lachend und ſingend ſchritten ſie neben einander her und vertrieben ſich die Zeit mit Erzählungen und Poſſen. Je höher jedoch die Sonne ſtieg, deſto lebhafter wurde es auch auf der Fahrſtraße, und häufig ſahen ſich die Neger von Creolen und amerikaniſchen Anſiedlern auf ihren kleinen feurigen Muſtangs überholt, die einige Worte mit dem Führer wechſelten, die Sklaven einen Augenblick muſterten, an ſich vorbei defiliren ließen und dann mit verhängtem Zügel, dem Laufe des Stromes folgend, auf das Gerichtshaus Pointe-Coupée zuſprengten. Dort hatte ſich indeſſen der größte Theil der Pflanzer aus dem ganzen Pariſh verſammelt, um der Verſteigerung des „beweglichen und unbeweglichen“ Eigenthums eines erſt kürzlich am „great bend“ verſtorbenen Franzoſen beizuwohnen, und der Verkauf begann bald darauf unter den üblichen Formalitäten mit der Pflanzung, den Gebäuden und dem „wilden Lande“ des Verblichenen. Indeſſen langten auch die Sklaven, ein- und-dreißig an der Zahl, am Orte ihrer Beſtimmung an und wurden von den Aufſehern theils einzeln, theils in Familien zur Beſichtigung aufgeſtellt.

Die leichtſinnige Fröhlichkeit der Neger hatte ſich jetzt verloren; die ernſte Bedeutung der nächſten Stunde,

Digitized by Google

die über ihr künftiges Schickſal entſcheiden mußte, ſchien ſich ihnen aufzudringen und man hörte unter den Unglücklichen nur dann und wann ein leiſes Flüſtern. Mit ängſtlicher Scheu flogen ihre Blicke von einem zum andern der ſie prüfend betrachtenden Käufer, um im Voraus aus deren Mienen zu leſen, welches Loos ihrer harre, wenn dieſer oder jener ſie erſteben ſollte. Endlich gab der Sheriff das Zeichen zum Beginnen und ein kräftiger Neger, mit breiten, gutmüthigen Geſichtszügen und wahrhaft herkuliſchen Armen ward zuerſt vorgeführt; ihm folgte ein junges, kränklich ausſehendes Weib mit hohlen Augen und eingefallenen Wangen, die ein Kind an der Hand führte und einen Säugling auf dem Arme trug.

„Nero,“ las der Richter aus dem Auktionsverzeichniß ab, „Nero, männlicher Sklave, fünf-und-dreißig Jahre alt, von kräftigem Körperbau und geſunder Leibesbeſchaffenheit, ſeines Handwerks ein Schmied; weiß auch beſonders gut mit der Axt umzugehen; Maria, ſeine Frau, achtzehn Jahre alt, vorzüglich brauchbar im Baumwollenfeld; Scipio, ihr Kind, drei Jahre alt; ein Säugling weiblichen Geſchlechts.“

„Verkauft Ihr nicht den Mann allein, Richter?“ rief ein Pflanzer aus Feliciana Pariſh; „die Frau ſieht verdammt dünn aus!“ — Die Unglückliche preßte ihr Kind an die Bruſt und ſchaute mit ängſtlichem Blicke im Kreiſe umher, und der Mann griff nach ihrer Hand, als fürchtete er von ihr geriſſen zu werden. — „Nein,“ erwiderte der Richter, „die Familien werden nicht getrennt.“ Und mit einem tiefen, aus innerſter Seele kommenden Athemzug erleichterte ſich das Herz der Armen.

„Sechshundert Dollars!“ ſagte ein Creole vom Falſe River. — „Sechshundert fünfzig.“ — „Siebenhundert.“ — „Achthundert.“ — „Tauſend!“ rief ein kleiner runder Mann mit gemüthlichem Antlitz, der eben erſt in die innere Einfriedigung des Gerichtshofes hereingeritten und noch nicht einmal vom Pferde geſtiegen war, der aber den eben unter dem Hammer befindlichen Sklaven kannte. — „Tauſend Dollars!“ wiederholte der Sheriff, als eine augenblickliche Pauſe entſtand; „Gentlemen, tauſend Dollars — der Mann iſt allein zwölfhundert werth!“ — „Tauſend und fünfzig!“ bot ein baumlanger Mann in blauem Frack und Nankingbeinkleidern. — Der Neger warf einen flehenden Blick auf den kleinen Dicken, den dieſer auch zu verſtehen ſchien, denn er nickte dem Sheriff zu und ſagte: „Fünfzig mehr!“

(Fortſetzung folgt.)

# Ueber Goethe's Götz von Berlichingen.

(Schluß.)

Noch zwei andere Erſcheinungen aus der alten freien Zeit läßt Goethe raſch, wie auf der Flucht vor dem kommenden Jahrhunderte begriffen, an uns vorüber ziehen: die Zigeunerhorde, die ſich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit vor uns entfaltet, und das Fehmgericht mit ſeiner furchtbaren, verborgenen Macht. Sie mußten der neuen Ordnung der Dinge weichen, welche allgemeine Sicherheit auf Koſten der Freiheit des Einzelnen forderte. Wo die Verwalter eines Landes jeden Quadratfuß aufgezeichnet haben und unterſuchen laſſen, iſt kein Ort für einen wandernden Trupp von Dieben und Gauklern, und wo jeder Einzelne ſo mit Geſetzen und Schranken aller Art umgeben iſt, daß ihn der Arm der Gerechtigkeit ſtets und ſogleich erreichen kann, da bedarf es keines Gerichtes, das den Verbrecher aus dem Verborgenen verborgen ſtraft.

Aber nicht allein im öffentlichen Leben, auch in der Familie, in der Erziehung macht ſich das Neue geltend. Götzens Söhnlein, Karl, iſt ganz ein Kind der neu heraufziehenden Zeit. Bei den Frauen zu Hauſe bekümmert er ſich um deren Angelegenheiten und wird zu Bücherleſen und Schulkenntniſſen angeleitet. Er iſt ſo gelehrt, daß er Lage, Größe und Alter von Jarthauſen kennt, weiß aber nicht, daß es ſeinem Vater gehört, und dieſer erwidert, als das Kind ihm ſeine Schulweisheit entgegenbringt, er habe alle Pfade, Wege und Furten gekannt, ehe er den Namen von Fluß, Dorf und Burg gewußt. — Karls Tante, Marie, welche ihm dieſe gelehrte Erziehung gibt und ihn in Küche und Keller mitnimmt, iſt ein edles, liebenswürdiges, aber empfindſames und ſchwaches Mädchen, letzteres wenigſtens neben ihrer Schwägerin Eliſabeth, und ſie gehört ſomit ebenfalls der neuern Zeit an. — Eliſabeth, Götzens treue Lebensgefährtin, ſeine furchtloſe, ritterlich denkende Gattin, iſt das Bild einer deutſchen Hausfrau aus dem Mittelalter. Sie ſpricht wenig, aber jedes ihrer Worte trägt das Gepräge eines hellen Hausverſtandes, eines liebenden Gemüthes, einer einfältigen Frömmigkeit. Wir ſehen ſie ſtets im Hauſe beſchäftigt mit Spinnen und Kochen; ſie ſelbſt ſpeiſt jeden ermüdeten Kriegsknecht, der auf ihr Schloß kommt; den Kriegern ihres Mannes iſt ſie Mutter und eine weiſe Lehrerin ihres Knaben, dem ſie die ritterlichen Thaten ſeines Vaters als hohes Beiſpiel vorhält.

In grellem Gegenſatze mit den ernſten, tugendhaften Frauen auf Jarthauſen ſteht die ſchöne Adelheid von Walldorf, am Hof des Biſchofs zu Bamberg, deſſen

Digitized by Google

Freundin ſie iſt, ſie, in jedem nutzloſen Spiel bewandert, zu jeder Liſt bereit, des größten Verbrechens fähig. Ihre Reden athmen Geiſt und Anmuth, zeugen von hoher Bildung, wenn ſie den Witzen Liebetrauts mit den übrigen begegnet, wenn ſie Weislingen von Götz abwendig machen oder zu neuer Thätigkeit ſpornen muß. Aber dieſe ihre herrlichen Eigenſchaften ſtehen im Dienſt ihrer Herrſchſucht, die ſich, ſo wie im Benehmen gegen ihre ganze Umgebung, ſo beſonders in jenen Worten ausſpricht: „Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß du ſie hindern ſollteſt. Weislingen, gedenke nicht mich zu hindern, ſonſt mußt du in den Boden. Mein Weg geht über dich!“

Wie Eliſabeth und Adelheid, ſo ſtehen ſich auch die Hauptperſonen, Götz und Weislingen, einander gegenüber. Sie werden Beide, jeder von ſeinen Anhängern als Muſter eines Ritters angeführt; von Beider Ruf iſt Alles erfüllt, Beide ſchätzt der Kaiſer. Jenen charakteriſirt das Urtheil der andern Ritter: „er ſey tapfer und edel in ſeiner Freiheit, gelaſſen und treu im Unglück,“ wogegen ihm freilich ſeine Feinde Gewaltthätigkeit und Ungehorſam zur Laſt legen. Den Weislingen nennt der Biſchof den edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in einer Perſon. In Eliſabeths Augen iſt er nur ein Treuloſer. — Und ſo finden wir beide Männer durch die ganze Handlung hindurch geſchildert. — Aus jedem Strauße kehrt Götz als Sieger zurück, unter den Siegern thut er immer das Beſte. Seinen edlen Sinn beweist er in der väterlichen Sorge auch für ſeinen niederſten Knecht, in dem großmüthigen Verzeihen gegenüber Weislingen, in der zarten Liebe, mit der er ſeine gekränkte Schweſter umgibt. Gelaſſen bleibt er bei ſeiner Verwundung und in Gefangenſchaft, treu ſeiner Sache und dem Kaiſer. Nur die Noth erzwingt Gewaltthätigkeiten von ihm; der Meineid ſeiner Feinde empört ihn. Im Bauernkriege ſtellt er ſich an die Spitze der Aufrührer, weil er nicht wohl ausweichen konnte und, wie er ſelbſt ſagt, damit kein Schlechterer den Platz einnehme.

In welchem Grade Weislingen ein angenehmer Mann war, beweist ſein Ruhm im Munde der Frauen, ſeine Beliebtheit bei aller Welt; in welchem Grade er eine edle Natur war, zeugt ſeine frühere Freundſchaft mit Götz und beſonders die Unterredung mit demſelben auf Jarthauſen, wo er ſeine und der Fürſten Sache vertheidigt, ſeine Sehnſucht nach Friede und Ordnung ausſpricht, und ſich durch die alte Liebe und Treuherzigkeit des Götz für überwunden erklärt. Aber kaum hat er dieſem ewige Freundſchaft und Vertrauen gelobt, Mariens Hand begehrt und empfangen, da kommt eine Verſuchung nach der andern; erſt Franz mit ſeiner begeiſterten Beſchreibung der Adelheid, dann Liebetraut mit ſeinen verlockenden Künſten, der Biſchof mit ſeinem hohen Anſehen, Adelheid ſelbſt mit ihren unwiderſtehlichen Reizen — und Weislingen iſt ſchwach genug, nachzugeben, ſich bethören, feſſeln zu laſſen. Er bricht ſein doppelt gegebenes Wort, verleugnet und verunehrt ſeinen Freund in deſſen Abgeſandten, ſpricht und handelt ſogar gegen ihn. Aber von da an verfolgt ihn ſein böſes Gewiſſen; er vermag Götzens und Mariens Anblick nicht zu ertragen, aller Muth verläßt ihn, im Tode verzweifelt er. — Sein Diener Franz war ſein Liebesbote zur Adelheid und ſein Mörder durch dieſelbe. Er endet durch Selbſtmord, während der einfache Georg, Götzens treuer Knappe, den Reitertod für ſeinen Herrn ſtirbt.

Endlich iſt noch eine Vermittlung nöthig zwiſchen dem, was Götz, und dem, was Weislingen vertritt. Dieſe iſt dargeſtellt in der Perſon des Sickingen. Tapfer und ritterlich im alten Sinn, wie ſein Freund Götz, iſt er zugleich durch ſeine feinen Sitten, wie die neue Zeit ſie verlangte, ein Günſtling des Kaiſers und ſteht ſo mitten zwiſchen den beiden Zeitabſchnitten, deren Uebergang das Stück ſchildert.

Wie wir nun Götz immer mehr unterliegen, auf ein immer kleineres Gebiet beſchränkt, ihn am Ende ſterben ſehen, ebenſo erging es der Sache, die er vertrat. Die gute alte Zeit mußte unterliegen und ſcheiden mit dem Manne, in dem ſie ihr Abbild und ihren Verfechter fand. Aber indem ſie ſchied, nahm ſie auch ihre Uebelſtände mit hinweg, Rohheit der Sitten, das Feudalweſen, das Fauſtrecht, und die neuere Zeit verbannte nicht allein den alt ritterlichen Sinn, ſie führte auch Friede und Ordnung für den Staat, geiſtige Bildung für die Menſchen herbei.

So ſchließt immer die eine von beiden Zeiten ſowohl die Mängel, als auch die Vorzüge der andern aus, und es bleibt jedem Einzelnen überlaſſen, für welche er ſich entſcheiden will.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, Auguſt.**

(Schluß.)

Beethovenfeier. — Theater.

Eine Beiſteuer zu Webers Monument wurde auch längſt in Antrag gebracht, wiewohl bis jezt ohne Folge. Die Beſprechung der Beethovenfeier hat überdieß die Mittheilung einiger kleinen Züge aus dem Leben des großen Meiſters veranlaßt; eine intereſſante Gabe, für die man dankbar ſeyn darf. Mehr vielleicht im Scherz als im Ernſt haben die Sonntagsblätter die Bewohner der Beethovensgaſſe — ſo heißt die Gaſſe, in welcher Beethovens Sterbehaus ſteht — aufgefordert, am Geburtstage des Meiſters eine Illumination zu veranſtalten. Dieß gab zu einer launigen, im Kerne aber etwas ironiſch bittern Korreſpondenz mit einem äſthetiſchen Bewohner jener Gaſſe Veranlaſſung.

Digitized by Google

der da meldet, daß es am beſagten Orte nach wie vor ohne Ausnahme ſtockfinſter geblieben. In einer ſeiner jüngſten Nummern macht ſich der „große Humoriſt“ auf eine ſehr kleinliche Art über das Bonner Feſt luſtig und nennt es „den muſikvollgeſtopften Beethoventag in Bonn.“ Die Beethovenmedaille wird von den hieſigen Blättern als ſehr ſchülerhaft geſchildert. Wir bedauern, wenn dem wirklich ſo iſt. Erwähnt muß noch werden, daß Wien mehrere Repräſentanten zum Bonner Feſte geſandt hat; hierunter nennt man die bekannten Tondichter Hover (Püttlingen) und Deſſauer, den Profeſſor Fiſchhof und die tüchtigen muſikaliſchen Kritiker Kunt („Carlo“ genannt) und Dr. Becher, der nun auch bereits als Compoſiteur aufgetreten iſt. — Einige Mittheilungen über das Theater kann ich weder mir, noch Ihnen erſparen; wollte Gott, es ließe ſich recht viel des Erquicklichen berichten! Der Ferienmonat des Hofburgtheaters hat mit dem erſten Auguſt ſein Ende genommen. Von den mancherlei Neuigkeiten, womit Fama unſere Neugierde gekitzelt und unſere Erwartung geſpannt, iſt leider bisher nichts zum Vorſchein gekommen. Von den Erfolgen der während der Ferien auf verſchiedenen auswärtigen Bühnen gaſtirenden Hofſchauſpieler zu ſprechen, können wir füglich Blättern vom Metier überlaſſen. Die innere Räumlichkeit des Hofburgtheaters hat einige zweckmäßige Veränderungen erfahren; alſo denn doch eine Novität! — Im Kärnthnerthortheater begann die deutſche Saiſon mit einem neuen Ballet, das von der zweiten Belagerung Wiens handelt. Es iſt unglaublich, wohin unſere Balletdichter gerathen. Und welche Summen nimmt nicht die Ausſtattung eines ſolchen „getanzten Bildes“ in Anſpruch! — Die Stunde der Inauguration des neuen Theaters an der Wien unter der neuen Direktion Pockorny's rückt heran. Es iſt dieß zugleich die Stunde, wo dem Kärnthnerthortheater ein bedeutender Rival erſteht, ſchon dadurch gefährlich, daß er ihm ſeinen beſten Sänger, den trefflichen Staudigl, abgewonnen, und ſich überhaupt im Fach der Oper in eine kräftige Verfaſſung geſezt hat. Die Eröffnung dieſer Bühne findet am 1. September ſtatt, und ſchon ſind alle Journale von den Wundern voll, die dort zu ſchauen ſeyn werden. Neben der Oper ſoll das Vaudeville und das Lokalſtück blühen und ein nicht minder gutes recitirendes Schauſpiel beſtehen. Zur Realiſirung alles deſſen ſind Kräfte der verſchiedenſten Art aufgetrieben worden und Pockorny hat bei allen deutſchen Theatern Rekruten werben laſſen. So wie Staudigl an der Spitze der Oper, ſo ſtehen Beckmann und der renommirte Heldenſpieler Kunſt als Regiſſeure dem Vaudeville und Schauſpiel vor. Die Reſtauration des Theaters ſoll glänzend ſeyn, und am Eröffnungsabende wird die Oper „Stradella“ gegeben werden. — Während ſich dieſe Dinge an der Wien vorbereiten, arbeitet Direktor Karl an der Reſtauration des Leopoldſtädter Theaters. Was bei dieſem Unternehmen, das jedenfalls nur ein Flickwerk ſeyn kann, herauskommt, wollen wir erwarten. Ob unter ſolchen Umſtänden an einen neuen Theaterbau — wie früher ruchbar geworden — zu denken, ſteht ſehr dahin. Neſtroy und Scholz benützen die jetzige Theaterpauſe zu Gaſtreiſen, das übrige Theaterperſonal muß aber zuſehen, wie es ſeine Exiſtenz zu friſten vermag. Die Vorbereitungen für die neue Epoche des Theaters an der Wien haben Pockorny nicht abgehalten, im Joſephſtädter Theater die größte Rührigkeit zu entfalten. Unter den dortigen Neuigkeiten finden wir eine neue Oper von dem bekannten Walzercompoſiteur Fahrbach, „das Schwert des Königs“ betitelt, die jedoch bald wieder vom Repertoire verſchwunden iſt. Siegreicher war ein neues Lokalſtück von Fr. Kaiſer: „die Induſtrieausſtellung,“ obgleich das rhetoriſche Element das dramatiſche Leben darin überwiegt. Es war vorauszuſehen, daß einer unſerer Lokaldichter ſich eines ſo nahe liegenden Themas, wie die Gewerbeausſtellung, bemächtigen werde.

## Baden-Baden, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Das neue Schloß.

Ganz lockend und liebenswürdig ſind die hochgelegenen fürſtlichen Fremdenſtuben, eine Reihe von bequemen Zimmern, modern Rococo, mit trefflichem Geſchmack, alſo ganz anſpruchslos gehalten, ſehr ernſt, ſehr dunkel die Wände, in Sammt, die Geräthe ſolid und glänzend gearbeitet; Alles ſo einfach, ſo ruhig, gar nichts Affektirtes, reizend heimlich; nur hier und dort etwa ein altes Bild, z. B. eines vermuthlich von Baldung; ſpiegelhelles Getäfel, nur Eine breite Fenſterniſche, wie ein tiefer Rahmen — und welcher Anblick! zunächſt wie in eine fremde Welt hinaus auf all die Thürmchen und charakteriſtiſchen alten Drachen als Dachrinnen, dann darüber hinaus die Schwarzwaldberge und Matten, all der tiefe männliche Ernſt und all das Kinderlächeln, all der Naturzauber; aber ſo von oben, dem Himmel näher, mit weniger Sehnſucht und mehr Frieden zu überſchauen. Gearbeitet wird noch an drei neuen Feſtſälen. Der mittlere iſt eine nach dem Korridor offene Halle mit Kamin. Für die beiden andern ſind in Goldrahmen einige dreißig Ahnenbilder der Durlacher und der andern Linie beſtimmt, auch ſchon größtentheils in Reih und Glied aufgeſpeichert, aber als Kunſtartikel nicht im Einklang mit der übrigen edeln und zweckmäßigen Anordnung, die einen heitern, ſogar reichen freilich — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — elegant gothiſchen Eindruck verſpricht. Von den Malereien auf Goldgrund ſieht man in den Fenſterniſchen ſchon Einiges vollendet, Gemmen, Arabesken ꝛc.

Sonſt ſah ich in der lezten Zeit nicht viel von Bedeutung entſtehen. Es iſt in dieſer Beziehung hier ſo viel, ja Alles geſchehen, und es muß daher nothwendig etwas Stillſtand eintreten. Die Menge von Gebäuden, von Anlagen, welche in den jüngſten Jahren hier überall auftauchten, müſſen dem ältern Beſucher dieſer Quelle fabelhaft dünken. Noch kürzlich erzählte mir ein edler Greis, welcher Baden zum 41ſtenmale beſuchte — das erſtemal zur Zeit des Raſtadter Geſandtenmords — wie er es noch als ganz kleine Stadt gekannt, den alten badiſchen Hof abbrechen und die Kapuzinerleichen in dieſen ehemaligen Kloſtermauern ausgraben und auf den Gottesacker hinaustragen ſehen. Damals drängte ſich alles Leben um das vorige Gaſthaus zum Salm, und als einzige Promenade hatte man die nahe an den Friedhof grenzende Seufzerallee, in der es jezt einſam und ſchweigend iſt wie im Schattenthale. König Max, gemüthlichen Andenkens, wohnte in dem Küſterhäuschen neben dem Salm. Damals ſoupirte man noch; Abends kam der König herein in den Speiſeſaal, und dann kamen auch ein paar Fiedler, und man war ſehr fröhlich, Alles wie Eine Familie. Wie viel braucht man jezt Glanz und Tumult, um nicht vergnügt zu ſeyn! Damals waren die Wälder wunderprächtig, noch nicht ausgebauen von dem wahnſinnigen Gebaue, z. B. bei Geroldsau und ſeinen Waſſerfällen ganz unberührt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 228.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 23. September 1845.

Wohl war zuvor mild, milder als jezt, die Welt.
Da ſtürzte Schneeſturm —
Endlos herab, da, reiche Natur, begrubſt
Du lebensſcheu dich, öd' und troſtlos.

C. Schimper.

## Sonette von H. Lingg.

### VII.

Vor Wonne zitternd, hat die Mittagsſchwüle
Auf Thal und Höh' in Stille ſich gebreitet;
Man hört nur, wie der Specht im Tanne ſcheitet,
Und wie durch's Tobel rauſcht die Sägemühle.

Und ſchneller fließt der Bach, als ſuch' er Kühle,
Die Blume ſchaut ihm durſtig nach und breitet
Die Blätter ſehnend aus und trunken gleitet
Der Schmetterling vom ſeidnen Blüthenpfühle.

Am Ufer ſucht der Fährmann ſich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern,
Und ſieht in's Waſſer, was die Wolken machen.

Jezt iſt die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fiſcher weckt, der Jäger hört ein Lachen,
Und golden ſieht der Hirt die Felſen ſchimmern.

### VIII.

Geblüht hat einſt der Pol im Tropenlichte,
Die Wüſte trug den Schooß voll Sommerblüthen,
Die Steppe ſang, die Heidequellen ſprühten,
Wo jezt das Meer, ſtand einſt die Bernſteinfichte.

Erinnrung lebt noch: oft wie Traumgeſichte
Malt ſeine Vorzeit noch das Mittagbrüten
Der Wüſtenluft, die Blumen der verglühten
Polſonne ſtehn auf dunkler Kohlenſchichte.

Auch lebt ein Baum ſeit frühſten Erdenaltern,
Der oft umrankt von lauſchenden Lianen,
Dem Urwald noch erzählt von ſeinen Ahnen;
Dann lauſcht um ihn ein Kreis von blauen Faltern,
Dann zähmt der Papagei ſelbſt ſeinen Schnabel
Und alſo raunt der Baum die alte Fabel:

### IX.

Vernehmet denn, Mimoſen und Bananen!
Einſt flog die Erde noch im Sphärentanze
Voll Jugendluſt in wilden Feuerbahnen,
Umſchlungen rings vom reichſten Blumenkranze.

Da blühten wir, der Pflanzenwelt Titanen,
Da hob ſich mächtig bis zum Wolkenglanze
Der Pinien Schirm, der Aloe Blätterlanze,
Hoch über Berge flatterten Lianen.

Aus unſrer Kelche duft'gem Abgrund tauchten
Aromawolken, Wetterleuchten blizte,
Wenn wir in ſtiller Nacht uns Küſſe hauchten,
Ein goldner Waſſerfall von Thau beſprüzte

Den Lebenskeim der Thiere, die noch ſchlieſen,
Als Blüthenſtaub in unſern Blättertieſen.

X.

Doch plötzlich kam ein Sturm — Schneeflocken ſchwangen
In unſre Blüthen ſich — mit kalter Schneide
Zerriß ein Eisſtrom unſer Krongeſchmeide,
Und unſre Jugend — längſt iſt ſie vergangen.

Seit jener Nacht ſind bleich die Lilienwangen,
Senkt ihre Zweige ſtumm die Trauerweide,
Stehn die Cypreſſen ernſt im dunklen Kleide
Und bebt im Eppich ſtets ein leiſes Bangen.

Seit jener Nacht erliegen wir bald rauhen,
Bald glüh'nden Jahren, ſtehn wie ausgeſezte,
Verwaiste Kinder auf der Erde Auen!
Die Rebe weint ſeitdem — der Oelbaum nezte
Für immer ſich mit Aſche — ſterbend ſchauen
Vom dunklen Libanon der Cedern lezte.

XI.

Vor allen Städten ſeyd ihr Meeresbräute
Die herrlichſten — der Tiefe Schätze quellen
Zu euch empor — des Glücks Goldiegel ſchwellen
An euern Strand der fernſten Länder Beute.

Da Indien dir, Tyrus! Weihrauch ſtreute,
Und da, Corinth! zu deinen Marmorſchwellen
Der Römer kam — da auf den hohen Wellen
Dein Leu, Venedig! allen Flaggen dräute;

Da war's — da zog der Ruhm durch Siegesthore,
Da ſchien die Mittagsgluth von goldnen Dächern
Auf Heldenbilder längs der Corridore; —

Da ſahn die Herrn und lächelnd der beſiegten
Meerwelle zu, indeß in Prunkgemächern
Auf Purpur ſich in Traum die Töchter wiegten.

XII.

Madeira, blau vom Ocean umſchrieben,
Ward einſt entdeckt von ſchönem Liebespaare,
Das Vaterfluch vom heimiſchen Altare
Auf leichtem Kahn durch's wilde Meer getrieben;

Hier ſtarben ſie — die holden Leichen blieben,
Bewacht von Elfen auf umblümter Bahre,
Bis neue Colonien nach langem Jahre
Den Hain der Liebenden in Trümmer hieben.

Da hob ein Waldbrand ſeine Feuerflügel,
Die ganze Inſel ward zum Aſchenhügel,
Und aus der Aſche ſproßten nur noch Reben;

Doch ward ein Becher jezt das Felsgeſteine,
Madeira ward ein Becher edler Weine,
Drin heiß noch jener Liebe Küſſe leben.

---

## Der Pflanzer.

(Fortſetzung.)

„Maſter Turnbull," ſagte der Lange leiſe zu ihm, indem er zu ihm trat, „überbietet mich nicht weiter und wir können nachher wegen des Mannes allein einig werden." — „Meint Ihr? ſo?" fragte Turnbull, ihn von der Seite betrachtend; „wollt die Leute trennen, eh? ſeyd wohl ein Sklavenhändler?" — „Das iſt mein Geſchäft," antwortete der Lange; „alſo laßt mich bieten, und wenn ſie mir zugeſchlagen ſind, wollen wir ſchon wegen des Schmieds uns einigen. — Zwanzig mehr!" rief er jezt, ſeine Stimme erhebend und von Turnbull wegtretend. — „Hundert mehr!" rief Turnbull und die Augen der beiden Sklaven glänzten vor Freude. — „Geht zum Teufel!" murmelte der Sklavenhändler und trat auf die andere Seite, um die nächſtfolgenden Neger zu betrachten. — „Zwölfhundert und zwanzig!" rief der Sheriff. „Zwölfhundert und zwanzig zum erſten, zum zweiten und — zum — dritten!" wiederholte er und ſchlug bei dem lezten Wort mit ſeinem Stock auf das Geländer. „Mr. Turnbull, ſie ſind die Ihrigen."

In ängſtlicher Spannung hatten die beiden Neger das Zuſchlagen des Verkäufers erwartet, jezt aber eilten ſie mit freudiger Haſt auf ihren neuen Herrn zu, denn Turnbull war als der gutherzigſte Mann im ganzen Pariſh bekannt, faßten ſeine Hände, küßten und drückten ſie und geberdeten ſich wie Kinder, die ein neues Spielzeug erhalten haben. — „Ich fürchtete ſchon, Maſſa möchte nicht kommen!" ſagte Nero, während er auf's Neue die Hand ſeines jetzigen Herrn ergriff und dann das kleine feurige Thier, auf dem dieſer ritt, ſtreichelte. — „Fort mit euch, fort!" rief Turnbull, ſich ärgerlich ſtellend, „packt euch! Hol's der Henker! ihr reißt einem ja faſt die Kleider vom Leibe. Aber, Nero, geh mit deiner Frau hier nebenan in das Wirthshaus und laßt euch zu eſſen geben; ſagt nur: für Turnbull!" Damit wandte er ſich der Verſteigerung zu, die indeſſen wieder begonnen hatte, und die Sklaven, glücklich einen ſo guten „Maſter" erhalten zu haben, eilten, ſeinem Befehle Folge zu leiſten.

Digitized by Google

Die Verſteigerung ging jezt ruhig ihren Gang. Turnbull erſtand noch einen Knaben von zwölf und ein Mädchen von ſiebzehn Jahren, deren Eltern erſt kürzlich geſtorben waren, den erſteren für vier-, die leztere für ſechshundert Dollars, und der Sklavenhändler kaufte zwei ganze Familien, die er, wie er ſich äußerte, nach Kentucky führen wollte. Unter dieſen war ein ſechzehnjähriges, faſt weißes Mädchen, die Tochter einer Mulattin, für die ihm mehrere Pflanzer eine anſehnliche Summe boten; er behauptete aber, im Norden einen noch viel beſſeren Preis für die ſchöne Südländerin erhalten zu können, und wandte ſich, die niedergeſchlagenen Sklaven ſeinen Aufſehern übergebend, nach der eben wieder anlangenden Fähre, um nach Bayou Sarah und von da mit einem dort liegenden Dampfboot den Miſſiſſippi hinauf zu gehen.

„Warum ſteht denn Hawthorn ſo mürriſch dort, Turnbull?“ fragte dieſen ein junger Pflanzer aus der Nachbarſchaft; „er hat gar nicht mitgeboten und ich habe ihn ſchon ein paarmal recht tief ſeufzen ſehen.“ — „Am erſten Montag im November ſoll ſein Eigenthum ebenfalls verſteigert werden,“ erwiderte Turnbull mitleidig, „und da mag's ihm wohl hier ſonderbar um's Herz werden, wenn er denkt, wie ihm in vier Wochen daſſelbe bevorſteht. Er hat ſich in zu viele Spekulationen eingelaſſen und kann ſeine Schulden nicht bezahlen; mir thut's leid um ihn, auch um die prächtigen Sklaven, die er hat — wohl an zwei-und-fünfzig Stück; die werden nun vereinzelt.“

„Das iſt's nicht, was ihm am Herzen nagt!“ unterbrach ihn ein zu ihnen tretender Creole; „er hat mir's eben vertraut: die Cholera iſt auf ſeiner Pflanzung ausgebrochen, und wie er ſagt, ſind ſeit vorgeſtern Mittag bis heute früh, wo er von Hauſe fortritt, ſchon ſiebzehn geſtorben.“ — „Teufel!“ riefen die Männer erſchrocken. — „Ja! ja! 's iſt kein Spaß,“ betheuerte der Creole; „er ſollte auch eigentlich gar nicht ſo unter andern Menſchen herumgehen; der Böſe traue, er kann ja doch auch angeſteckt werden.“ — „Nun, das fehlte uns hier noch zu den ſchlechten Zeiten!“ ſagte Turnbull kopfſchüttelnd; „ein Bischen Cholera unter den Negern, daß wir unſer Eigenthum recht ſchnell los werden, dann können wir mit den Freiwilligen nach Texas gehen; eine Büchſe und ein Pferd werden wir ja wohl noch übrig behalten. Aber da kommt Hawthorn, er ſoll uns ſagen, ob er die Sache für gefährlich hält.“

Der Mann, von dem ſie ſprachen, war von ſchlanker, faſt ſchmächtiger Geſtalt, mit bedeutend vorſtehenden Backenknochen und grauen, lebhaften Augen, die keine fünf Sekunden auf einer Stelle hafteten, ſondern in immerwährendem Kreislauf von einem der Verſammelten zum andern flogen. Aber ſchwere Sorge ſchien auf ſeinem Herzen zu laſten und ſein Geſicht war bleich, ſeine Haare und ſein ganzer Anzug nicht geordnet. Leicht grüßend, wollte er an den Männern vorüber gehen, als Turnbull, der abgeſtiegen war und ſein Pferd am Zügel führte, ihm in den Weg trat.

„He, Hawthorn, was iſt mit Euch vorgegangen, ſeit ich Euch nicht geſehen? Ihr ſeht gar nicht mehr aus wie ſonſt. Bless my soul, Mann! Ihr müßt Euch einen konträren Wind nicht gleich ſo zu Herzen nehmen; wer weiß, ob er nicht morgen ſchon aus einer beſſern Ecke bläſt!“ — „Turnbull,“ erwiderte der Pflanzer, indem er des freundlichen Tröſters Hand ergriff, „ein Mann kann viel Unglück ertragen, und ſelbſt das Schrecklichſte, wenn es in ſeiner ganzen Furchtbarkeit auf uns eindringt, wird den Starken nicht leicht zu Boden werfen; kommt es aber nach und nach — tropfenweiſe, immer wieder denſelben Fleck verwundend, dann beugt es nicht mehr den Geiſt, dann vernichtet es die Spannkraft der Seele und das Herz bricht welk und matt zuſammen.“

„Muth, Hawthorn, Muth!“ rief Turnbull, „wir leben in einem Lande, wo raſche Glücksfälle nichts Seltenes ſind; eine einzige gute Spekulation kann Euch wieder ſo reich machen als früher, und reicher.“ — „Mit mir iſt's aus!“ ſagte der Amerikaner kopfſchüttelnd; „ſchon ſeit fünf Jahren verfolgt mich das Unglück. Damals begann es zuerſt mit dem Mißwachs der Baumwolle; gut, euch allen ging es nicht beſſer; im nächſten Jahr aber brannte mir, wahrſcheinlich durch einen Neger angezündet, die Cotton-Gin * ab und mit ihr ein großer Theil meiner Ernte; 1837 raubte mir die Viehſeuche den größten Theil meiner Heerden; im folgenden Jahre verſuchte ich die Spekulation mit Texas, kaufte dort dreihundert Maulthiere, wurde, wie ihr wißt, von den Cumanches überfallen und beraubt und rettete nur durch ein Wunder meinen Scalp. Im vorigen Jahre ließ ich mich verleiten, mein Geld in der „Conſolidated Bank“ anzulegen, die gleich darauf ihre Zahlungen einſtellte. Durch Alles dieß nicht gebeugt, hoffte ich wenigſtens, mit dem Verkauf meiner Sklaven die Gläubiger befriedigen zu können und als ehrlicher Mann dazuſtehen; da bricht dieſe Seuche — mein Sohn, der Arzt, fürchtet ſogar, es ſey die Cholera — unter ihnen aus, und Gott weiß, ob ich nicht in acht Tagen ein Bettler bin!“

Er ſchwieg und Turnbull ſah ihm mitleidig in's Geſicht. — „Wenn Ihr nun aber Eure geſunden Sklaven in einen andern Pariſh ſchafftet, daß dieſe der Seuche aus dem Wege kämen?“ — „Darf ich's denn?“ erwiderte Hawthorn; „ſie wie all mein Eigenthum ſind zum Verkauf ausgeſezt, und Ihr wißt ſelbſt, daß ich jezt kein Recht mehr habe, über ſie zu ſchalten.“ — „Ich will einmal mit Euch hinüber reiten,“ ſagte Turnbull nach einer Pauſe

* Baumwollenreinigungsmaſchine.

Digitized by Google

peinlichen Stillſchweigens, „ich will's ſelbſt einmal mit anſehen."

(Fortſezung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Baden-Baden, Auguſt.

(Schluß.)

Luxus. — Spiel. — Gaunereien. — Mancherlei.

Die neue Ausſtattung des Badiſchen Hofs kann als Beleg dienen, wie ſehr ſich hier der Luxus geſteigert und verfeinert hat, wovon ein Blick in das fürſtliche Treppenhaus überzeugt, das mit offenen Galerien einem Theater nicht unähnlich iſt, und in die goldſchimmernden Säle mit Spiegelwänden. Und damit in ſo umfaſſender Einrichtung nichts fehle, auch nicht der geiſtliche Comfort, erhebt ſich — wohl auf geweihtem Grunde — in der ſtillſten Ecke des geräumigen Gartens eine artige Kapelle, und aus dunkler Baumgruppe ſchaut, etwas verwundert, ſollte ich meinen, das bemooſte Steinbild irgend eines Heiligen. Man muß wenigſtens durchweg geſtehen, daß in keiner Art etwas verſäumt wird, den bequemen Verkehr zu fördern. Dahin gehören die neuerlich wie in Karlsruhe eingeführten Droſchken, und zwiſchen Lichtenthal und hier der Omnibusdienſt. Lezterer — chacun à son tour — iſt für Baden wegen des hieſigen Bahnhofs nun auch zur Hälfte in Penſionsſtand verſezt, nachdem längſt die Extrapoſt, wenn ſie ſich je wieder in das Thal verirrte wie ein Kreuzfahrer, von den Bergbewohnern ſchon von weitem ſignaliſirt ward. Als nächſte Folge der bis hierher erweiterten Dampfſtraße bemerkt man an Sonntagen oder bei andern feſtlichen Gelegenheiten ein auffallend vermehrtes Gewühl, eine Ueberſchwemmung von uneleganter Geſellſchaft. Es liegt etwas Geſchichtliches in dieſem Einbruche des Volks, das ſich wunderlich genug in allen ſeinen Typen durch die Goldgemächer drängt. Die Nachbarſtädte, große und kleine, hört man darüber klagen, daß nun Alles nach Baden getragen werde, jeder Handwerker ſeinen Sonntagstrunk da genieße. Und das mag wohl noch eine trübere Seite haben, die leicht vortritt, wenn man alle dieſe Geſtalten unheimlich um die grünen Tiſche fluthen ſieht, welche bei ſolcher Gelegenheit in der Quantität Erſaz für die Qualität ſuchen werden. Dieſe Zugänglichkeit der Bank nun auch für die unterſten Klaſſen muß natürlich die Verderbniß unberechenbar ausbreiten, da nun eine Lockung ſo viel allgemeiner wird, welcher die hieſigen Gewerbsleute nicht immer widerſtanden. Sich dafür ſchadlos zu halten, mußten Leztere um ſo mehr die Gäſte übernehmen; „der Fremde ſoll zahlen, er hat's ja!" heißt die Deviſe. Zuweilen wird aber das Unrecht von auswärtigen Betrügern mit Wucher vergolten. Hieher gehören die Gaunerauekdoten. Eine Dame kommt, von einer Dienerin begleitet, die ein ſchlafendes Kind trägt, in ein hieſiges Magazin und wählt für viele hundert Franken feine Waaren, Spitzen u. ſ. w. Das Geld reicht nicht, ſie eilt nach Hauſe, den Reſt zu holen, nimmt das Päckchen mit und läßt Kind und Wärterin als Bürgen zurück. Eine Viertelſtunde nach der andern vergeht, die Herrin kehrt nicht wieder, die Zofe wird unruhig, behauptet, es müſſe jener etwas zugeſtoßen ſeyn, bittet um Erlaubniß, das ſchlafende Kind auf ein Bett im Nebenzimmer legen zu dürfen, und rennt der Dame nach, bleibt aber aus wie ſie. Endlich ſehen die Leute nach dem Kleinen, deſſen conſequenter Schlummer Befremden erregt, und finden — eine wohlgewickelte Puppe. — Oder jene Elegante, die mit Pantoffeln in einen Schuhladen tritt. Sie hat ihre Chauſſure überſehen und will nun flugs das Verſäumte nachholen. Sie nähert ſich der Budenthüre, neue Stiefelchen zu verſuchen. Im Augenblicke, wo ſie damit fertig iſt, reißt ein Vorübergehender ihr den Beutel aus der Hand, und fort damit um die Ecke, die Dame hülferufend ihm nach — und Roß und Reiter ſah ich niemals wieder! — Unter den Annoncen iſt eine „königlich ſächſiſche und großherzoglich heſſiſche Hof-Hühneraugenoperateurin" nicht zu vergeſſen.

Das Theater brachte neben fremden Ringern den Zauberkünſtler Winter, einen Wiener Buffo und etliche Sängerinnen benachbarter Bühnen. Conzerte gab es wie gewöhnlich ausgezeichnete, in denen ein Sopran, Schüler von Crescentini, und der Pianiſt Kube Beifall ernteten. Die Virtuoſin auf der Harfe, Frau von Eichthal, hält ſich als Kurgaſt hier auf, von London kommend, wo ſie zu einer kleinen Soirée der Königin geladen, vor dieſer und dem belgiſchen Monarchenpaare ſpielte. Auch Felicien David befindet ſich zu Baden, der Compoſiteur der Wüſte, und ſchon wird die Ausführung dieſer Symphonie vorbereitet. Die Reunionen und Bälle ſcheinen mehr Vogue zu haben, als man ſich im Anfange verſprach. Zwei weibliche Größen — verſteht ſich in divergirenden Sphären — zwei Königinnen, mit deren Beſuch man ſich ſchmeichelte, ich meine die britiſche Majeſtät und Dlle. Rachel, welche zu Straßburg Kränze pflückte, täuſchten unſere vorſchnelle Erwartung, und vermuthlich iſt es auch den Feſten am Rheine zuzuſchreiben, wenn während dieſes Moments hier etwas mehr Ruhe herrſchte. Nach der Zuſammenkunft der Monarchen kehrte der Wellenſchlag um ſo kräftiger wieder und gibt der Nachſaiſon doppelten Aplomb. So wird ſchon in dieſen Tagen, und zwar wie es ſcheint für einige Zeit, Gutzkow erwartet. Spindler kehrte inzwiſchen von einer Reiſe nach Oeſterreich wieder, die ihn lang von Baden fern gehalten; hoffentlich bringt der Verfaſſer des Vogelhändlers eine volle Mappe zurück. Zu den hier heimiſchen Dichtern iſt auch Braun zu zählen, in deſſen Poeſien etwas Großes anklingt und der auch als ſcharfſinniger kritiſcher Kopf Einfluß gewinnen kann. Ich nenne Ihnen unter anderem ſeine ſo eben ohne Namen veröffentlichten „iriſchen Melodien der Gegenwart." Der Sänger der „ſchönen blauen Donau," Karl Beck, weilt derzeit in unſerer Aurelia, während der edle Auersperg in der Nachbarſchaft vorüberging. Von einem Ihrer Mitarbeiter, Wilhelm von Chezy, der bekanntlich hier angeſiedelt iſt, erſchien ein vierbändiger Roman, „der fromme Jude." — Die Azurtage des nahenden Herbſtes begünſtigen jezt die Wallfahrten nach allen Seiten. Dieſe kryſtallhellen Tage ſind mir ſchon manches Jahr als wahre Abſchiedstage erſchienen, in denen alle Freude, alles Weh noch einmal, zum leztenmale zuſammenklingen. In dieſe Zeit fällt das große Feuerwerk, welches Benazet zum Geburtsfeſte des Landesherrn vor der Colonnade abbrennen läßt. Da wird manches Auge den Raketen, den Leuchtkugeln mit Wehmuth nachfliegen in die blaue Unendlichkeit und in das Lebewohl, dieſen Sternen eines Augenblicks nachgerufen, noch viel zuſammenfaſſen, manchen Scheidegruß den Freuden einer ſchönen Sommerzeit, welche wie die Lichtfunken im Aether und gewiſſermaßen mit ihnen verſtiebt. Sinnbildlich zerknallt mit dieſen lezten Schwärmern doch wohl ſo eigentlich die ganze Kurzeit.

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 24. September 1845.

While stands the Coliseum, Rome shall stand;
When falls the Coliseum, Rome shall fall,
And when Rome falls, — the world . . . . .
. . . and these three mortal things are still
On their foundations, and unaltered all . . .

Byron.

## Die römiſchen Amphitheater.

(ſ. Nr. 216—222.)

### II.

Nachdem wir im vorigen Abſchnitt die Zuſchauerräume des großen römiſchen Amphitheaters betrachtet, haben wir noch die Arena zu beſprechen. Dieſelbe maaß im Umfange 748 Fuß, ihre lange Axe 285, die kurze 182 Fuß. Sie befand ſich keineswegs, wie man von dem alten Fechterraume auf dem Marktplatze natürlich annehmen muß, auf feſtem Boden, ſondern war vielmehr in ihrem ganzen Umkreiſe unterhöhlt, ſo daß den eigentlichen Kampfplan eine auf tiefen Grundmauern ruhendes Bohlenwerk trug, unter welchem ſich eine unterirdiſche Kluft von wenigſtens 25 Fuß Tiefe befand. Innerhalb derſelben konnten nicht nur Maſchinen aller Art angebracht und in Bewegung geſezt werden, hier befanden ſich auch die Behälter und Käfige wilder ſowohl als zahmer und friedfertiger Thiere. Die wunderbaren Vorrichtungen, um dieſelbe heraufzuſchaffen, werden wir bei Gelegenheit einer Beſchreibung der altrömiſchen Thierhatz auseinander zu ſetzen Veranlaſſung finden.

Die Grundmauern, auf denen die Arena ruhte, trugen zugleich das Podium, oder ſchloſſen ſich dem Mauerwerk, auf welchem dieſes ſich erhob, unmittelbar an. Vom Ringe aus, den daſſelbe bildete, liefen theils geradlinigte, theils concentriſche Mauergänge, die ſchräg aufſtiegen: „ſie dienten, wo ſie nicht durch kleine Zellen unterbrochen ſind, zum Hervorſchaffen der Maſchinen und zum Heraustreiben der Elephanten, Rhinoceroſſe und anderer lenkbarer Thiere. Jene Zellen aber enthielten Käfige für die reißenden Thiere, die durch eine leichte Vorrichtung in die Höhe geſchnellt wurden. Die Thüre ſolcher Käfige öffnete ſich dann von ſelbſt und der dazu beſtellte Gladiator reizte das Thier, heraus zu kommen.“ Die Beſchreibung von Rom findet indeß die gedachten Zellen (6 Palmen lang, 4 breit) für reißende Thiere, wie Löwen und Tiger, zu klein und vermuthet, daß dieſe Vorrichtungen, ſo wie die jezt noch erhaltenen inneren Mauern der Arena die vom Präfekten Baſilius im fünften Jahrhundert, nachdem die Arena durch ein Erdbeben zerſtört war, hergeſtellten, keineswegs aber die älteſten und urſprünglichen ſeyn möchten. Zu jener ſpäten Zeit ſtrömten natürlich die reißenden Ungeheuer aus den längſt von Barbaren in Beſitz genommenen Provinzen der gedemüthigten Siegerin des Erdkreiſes für ihre Thierhetzen nicht mehr zu. Eben dieſe Beſchreibung erklärt ſich daraus die unverhältnißmäßig hohe Lage beſagter Mauern, nach welcher das Podium über die Arena bloß um zwölf Fuß erhaben war, eine

Digitized by Google

Höhe, welche ergrimmte Beſtien der Wüſte leicht überſprungen und Schrecken unter die Herrſchaften und den Senat getragen hätten. Sie folgert aus dieſem Grunde mit Recht, daß die Untermauerung in glanzenderen Zeiten niedriger geweſen ſeyn müſſe.

Ueberhaupt werden in den guten Zeiten alle Anſtalten und Apparate der Arena, deſſen dürfen wir uns überzeugt halten, den großartigen und reichhaltigen Einrichtungen des übrigen Gebäudes im ſolideſten Maaßſtabe entſprochen haben, und insbeſondere ließ die Sicherheit der Zuſchauer wider den Zorn gereizter Ungethume ohne allen Zweifel nicht das Geringſte zu wünſchen übrig. Sehr möglich iſt es, daß zuvörderſt rings um die Arena des Amphitheaters, wie um die des großen Circus, ein breiter, ſtets mit vollem Waſſer unterhaltener Graben, ein ſogenannter Euripus, angelegt war, welcher den Zwecken der Schauſpiele angemeſſen zu Hülfe kam, wenn dieſer Fechtraum, wie dieß öfters zu geſchehen pflegt, zu ſogenannten Naumachien, d. h. zur nachbildlichen Darſtellung von Seegefechten, unter Waſſer geſezt werden ſollte. Außerdem waren aber unzweifelhaft noch anderweitige Vorkehrungen vorhanden, mittelſt welcher die Gefahr, von den wilden Thieren überfallen zu werden, vom Publikum fern gehalten wurde. Dahin gehören die umhergeſpannten Netze, an welchen Neroniſcher Uebermuth die Knoten der Maſchen in Bernſtein faſſen ließ; vor allen aber ein ſtarkes eiſernes Gitter, deſſen mit Beſtimmtheit mehrfach gedacht wird.

Unter den obgedachten unterirdiſchen Räumen befanden ſich natürlich auch die Aufenthaltsplätze der Gladiatoren, welche entweder überhaupt das Schauſpiel eröffnen oder zufolge eines beſtimmten Wechſels an die Reihe kommen ſollten. Es iſt durchaus nicht abzuſehen, an welchem Theile des Amphitheaters außerhalb der Arena dieſelben ſich hätten aufhalten ſollen, um in der ungeheuren Gebäulichkeit bei einem Heranzuge von irgend einem einzelnen Punkte des Zuſchauerumkreiſes her nach allen Seiten hin gleichmäßig geſehen zu werden. Jedem muß dagegen ſogleich einleuchten, wie angemeſſen das Auftreten dieſer Schlachtopfer war, ſobald ſie, den unterirdiſchen Räumen der Arena ſelbſt entſteigend, ausſchließlich innerhalb des Fechtraumes einherzogen und dann ihre Kämpfe begannen.

Es ſoll ſich mitten auf der Arena ein Altar des Pluto oder des unterirdiſchen Jupiter befunden haben. Wir glauben das und geben es zu, da wir ja bei unſern Beſchreibungen der Fechterſpiele geradezu von der Vorſtellung einer düſtern Religion, von einer Sühne der Manen durch Menſchenblut, ausgegangen ſind; das ſezt aber keinen Feſtumzug zum Behufe eines mit Bewußtſeyn und mit Abſicht vollzogenen Menſchenopfers voraus, was das Greulichſte geweſen wäre, womit ſich in gebildeten Zeiten die Majeſtät der Weltbeſieger hätte beflecken können. Das Blut der Gladiatoren floß den Unterirdiſchen; ihr Geſchäft hatte, wie jedes Menſchenwerk, nach den Vorſtellungen der alten Welt, einen Genius, einen Dämon, deß zum Symbol ſtand jener Altar da; daß aber förmlich und feierlich an ihn geopfert worden wäre, gar etwa geopfert durch einen Prätor des römiſchen Volks, im Namen dieſes Volks, dieſe Vorausſetzung iſt ganz und gar kannibaliſch. Deßgleichen iſt es eine irrige, ja ganz abſurde Auslegung, wenn man aus einer Stelle des chriſtlichen Märtyrologien- und Hymnendichters Prudentius folgern will, jener Altar ſey dem Jupiter Latiaris, dem Schutzgotte des alten lateiniſchen Volks und Bundes, geweiht geweſen und dieſem ſey da geopfert worden. Geopfert wurde nicht und der Altar gehörte dem Pluto, der Jupiter Stygius, aber nicht Latiaris heißt. Altar des Pluto ſagt Prudentius ausdrücklich, und unterweltlicher Jupiter umſchreibt er den Gott.

Das Coliſeum, in welchem das Jahr 248 nach Chriſti Geburt unter Kaiſer Philipp dem Araber die Pracht ſäkulariſcher Spiele zur Feier des tauſendſten Geburtsjahres der Stadt Rom erblickt hatte, diente noch Theodorich dem Weſtgothen zu feſtlichen Thierhatzen. „Wahrſcheinlich ſah es noch Karl der Große in ſeiner urſprünglichen Herrlichkeit; aus Beda (engliſcher Kirchen- und Annalenſchriftſteller, geſtorben 735) kennen wir das Sprüchwort der Römer: wenn das Coliſeum fällt, wird Rom fallen; wenn Rom fällt, wird die Welt fallen.“ Im Mittelalter beſaßen es die Frangipani, dann die Annibaldi, welchen leztern es Friedrich II. gegeben. Im Jahr 1332 hielt der römiſche Adel hier noch ein Stiergefecht. Hierauf diente dieſes Wunderwerk den rohen und bigotten Regierungen und Parteien als Steingrube und zu andern brutalen Benutzungen. Clemens XI. ließ die untern Bogengänge zumauern und zur Erzeugung des Salpeters mit Miſt anfüllen. Benedikt XIV. ſezte den Barbareien dadurch ein Ziel, daß er die durch ſo vieles Märtyrerblut getränkte Stätte der Paſſion Chriſti weihte und die vierzehn Stationskapellen für Prozeſſionen im Umkreiſe der Arena erbauen ließ. Jeden Freitag ward von nun an dort auf einer beſonders hergerichteten Kanzel eine Kapuzinerpredigt gehalten.

Pius VII. begann die Herſtellung, die franzöſiſche Zwiſchenherrſchaft ſezte ſie fort, und fortwährend iſt man jezt wenigſtens bemüht, ſowohl Einzelnes herzuſtellen, als das Ganze zu erhalten. Vollſtändig ſtehen aber überhaupt nur noch drei Achtel des Ganzen, die äußern vier Stockwerke der Ringmauer auf der nordöſtlichen Seite: „die erhaltenen Bögen gehen von XXIII bis LIV. Dieſe Zahlen ſind in den Travertin eingehauen; der

Digitized by Google

einfachſte Beweis, daß der Quaderbau in dieſem Gebäude nicht, wie Einige vermuthet haben, mit Stuck bekleidet war."

Es wird nun noch eines Amphitheaters im oder vielmehr am Lager der Leibwache erwähnt, und es finden ſich heutzutage die Ueberreſte eines ehemaligen Amphitheaters am äußerſten Ende der ſüdöſtlichen Stadt bei Santa Croce di Geruſalemme. Ueber dieſe beiden Lokalitäten wiſſen wir aber nur ſo viel, daß dieſelben nicht wohl für identiſch gehalten werden können. Wir beſchließen alſo hiemit die Erörterung über römiſche Amphitheater.

## Der Pflanzer.

(Fortſetzung.)

„Was nüzt das?" erwiderte Hawthorn, „Ihr könnt nicht helfen und — ſezt Euch der Gefahr aus, angeſteckt zu werden." — „Ich begleite Euch dennoch, ſey's auch nur, um mich ſelber zu überzeugen, ob auf den andern Anſiedlungen Gefahr droht. Aber wen bringen ſie denn da? der Verkauf ſcheint noch nicht vorüber?"

Sein Ausruf galt einem, man könnte faſt ſagen in Ketten gehüllten Neger, der eben von dem Deputy Sheriff herbeigeführt wurde. Es war ein aufgefangener Mulatte, deſſen Herr nicht ausgemittelt werden konnte. Er ſelbſt behauptete frei zu ſeyn, vermochte ſich aber in keiner Hinſicht auszuweiſen und ſollte nun im Namen des Staates an den Meiſtbietenden verkauft werden. Die Ketten waren ihm angelegt, weil er ſchon dreimal, troz allen Vorſichtsmaßregeln, aus verſchiedenen Gefängniſſen entkommen war und das leztemal den Schließer faſt erſchlagen hatte. Jedermann ſcheute ſich, ihn zu kaufen, und vergebens bot ihn der Sheriff lange für die niedere Summe von zweihundert Dollar aus. Ein Pflanzer aus der Nähe von Neuorleans, der zufällig anweſend war, entſchloß ſich endlich, ihn zu nehmen und auf ſeiner Zuckerplantage zu verwenden. Er erſtand ihn für zweihundert und einen Dollar.

„Bei mir kann er nicht entwiſchen!" lachte dieſer, „er müßte denn den See durchſchwimmen, und da halten meine Alligatoren ſchon Wache — prächtige Beſtien in der Hinſicht; ſie haben mir freilich ſchon drei Sklaven zu Schanden gebiſſen, von denen einer ohne Bein und zwei ohne Arme mit genauer Noth entkamen, den Uebrigen war's aber eine Warnung; es ginge keiner bis an den Gürtel in's Waſſer und wenn er ſeinem Vater das Leben retten könnte. — Doch wie bekomme ich den Burſchen nach Waterlow?" — „Dort habt Ihr gleich eine Gelegenheit," ſagte einer; „der führt den Brodwagen zurück, in den könnt Ihr ihn hineinlegen." — „Das iſt eine gute Idee!" rief der Pflanzer von Neuorleans, und den Sklaven an einem Ende der Kette haltend, führte er ihn dem Wagen zu, der eben, mit einem einzigen mageren Pony beſpannt, vorbeiraſſelte! — „Hallo!" — „Monsieur?" — „Könnt Ihr meinen Sklaven mit nach Waterlow nehmen und dort bei G. Pleuvier abgeben?" — „Impossible," rief der Fuhrmann, „der Wagen iſt gedrängt voll und nicht Raum mehr für einen Hund, viel weniger für einen ausgewachſenen Neger und anderthalb Centner Ketten!" — „Wie wär's, wenn wir ihn hinten anſchlößen?" meinte der Pflanzer; „er braucht ja nicht zu fahren; richtig abliefern werdet Ihr ihn doch?" — „Certainement!" lachte der Creole, „ſchließt ihn hinten feſt, dann kann er mit ſchieben helfen; wenn er aber an's langſame Gehen gewöhnt iſt, ſo thut mir's leid, mich nicht beſonders nach ſeiner Bequemlichkeit richten zu können, ich habe Eile und da wird er ſchon ein Bischen laufen müſſen!" — „Wie weit iſt's denn?" fragte der Pflanzer. — „Nur ſechs Meilen, ich fahre es in anderthalb Stunden." — „O, wenn's nicht weiter iſt," meinte Jener, „dabei werden ihm die Gelenke zugleich ein wenig geſchmeidig." Allermittelſt ward der Unglückliche herausgeführt, mit Hülfe zweier großer Vorhängeſchlöſſer an das Hintertheil des leichten, mit einer Leinwand überſpannten Wagens befeſtigt und in kurzem Trab, dem ſich der Gefeſſelte, wollte er nicht geſchleift werden, fügen mußte, fuhr der Creole mit ſeinem armen Schutzbefohlenen am Ufer hinunter.

Turnbull und Hawthorn hatten ſich indeſſen überſetzen laſſen und ritten durch Bayou Sarah und St. Francisville, beides kleine, blühende Städtchen, der noch etwa ſechs Meilen entfernten Plantage des Lezteren zu. — Dort aber ſah es traurig und öde aus; alle Arbeiten waren eingeſtellt, die Hecken niedergeriſſen, die Fenſter der Wohngebäude offen, als ob die Bewohner ausgezogen wären; die Pferde weideten im Garten, traten die Blumen nieder und benagten die Obſtbäume; die ſonſt ſo liebliche Pflanzung glich mehr einem von Räubern überfallenen und geplünderten Platz als der friedlichen Niederlaſſung eines Louiſianer Landwirths. — Hie und da ſtanden die Neger in Gruppen beiſammen und unterhielten ſich mit einander, ſchienen ſogar die Ankunft ihres Herrn nicht zu beachten, nur Einer trennte ſich von den Uebrigen, kam auf die beiden Reiter zu und blieb vor Hawthorns Pferd ſtehen.

„Nun, Hannibal," fragte dieſer, „wie ſteht's? geht es beſſer mit den Kranken?" — „In den lezten drei Stunden ſind vier geſtorben und William und Céleſte liegen in den lezten Zügen," erwiderte der alte Sklave eintönig und mit tiefem Schmerz; „ich bin ſelber nicht

Digitized by Google

wohl!“ fuhr er nach kurzer Pauſe fort, „an Hannibal wird die Reihe nun wohl auch bald kommen!“ — „Entſetzlich!“ rief Turnbull. — Hawthorn gab keine Antwort und ſtarrte trockenen Auges, düſter und wild vor ſich nieder.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, September.**

Wilde. — Eiſenbahnen. — Gekrümmte Schienenwege. — Neuer Frucht- und Gemüſemarkt.

Paris wird, ſcheint es, künftig mit Wilden regelmäßig verſehen werden; kaum waren die Joways fort, ſo bekam man die Ojibbewas zu ſehen, welche auch tanzen, ſchreien und fechten ſo gut als die Joways und alle möglichen Wilden, welche ſich für Geld ſehen laſſen. Vielleicht hatte kein Pariſer jemals etwas von den Ojibbewas gehört, und man wäre verlegen, wenn man ihre Heimath genau angeben ſollte. Dieß thut aber nichts zur Sache; ihr Name lautet ſo wild als der der Chippewas, Ottewas, Cahokias, Paducas und vieler andern Stämme auf as, und ſie ſehen auch ganz ſo wild aus wie ihre Vorgänger, die Joways; nur kommen ſie etwas zu ſpät, das Publikum hat ſich an den Joways ſatt geſehen, und da die Wilden nicht die Kunſt verſtehen, das Publikum lange zu unterhalten, ſo haben die Ojibbewas keinen Reiz mehr. Die Spekulanten, welche dergleichen Curioſa aus dem Auslande beziehen, werden wohl daran thun, wenn ſie die nordamerikaniſchen Wilden ein wenig ruhen laſſen und aus andern Welttheilen Wilde beſtellen. Das Pariſer Publikum hat einen Heißhunger nach Schauſpielen aller Art, aber nicht jedes Schauſpiel behagt ihm. — Die Eiſenbahnen haben der Dampfſchifffahrt auf der Seine den Todesſtoß gegeben, ſo jung dieſe Schifffahrt auch noch war. Auf der Eiſenbahn gelangt man zweimal ſchneller von Paris nach St. Cloud und wenigſtens viermal ſchneller von St. Cloud nach Paris zurück, und es iſt natürlich, daß die Meiſten der Landfahrt den Vorzug geben. Die Unternehmer der Eiſenbahn von Paris nach Rouen haben noch ein ſicheres Mittel gefunden, der Landfahrt den Vorzug zu verſchaffen. Sie haben die nach Rouen fahrenden Dampfboote an ſich gekauft und in Ruhe verſezt, und da ſich auch die Diligencen der Eiſenbahn bedienen, ſo hat das Publikum kein anderes Mittel mehr, um nach Rouen zu gelangen, als die Eiſenbahn. Nur die Extrapoſten fahren noch, aber wahrſcheinlich auch nicht mehr lange. Im Fache der Eiſenbahnen haben wir übrigens jezt eine Kurioſität, oder ſogar zwei Kurioſitäten, nämlich eine Bahn mit ſtarker Neigung nach der Hügelſtadt Saint-Germain hinauf, auf der die Wagen mittelſt des Luftdrucks bewegt werden ſollen, worin Großbritannien bekanntlich vorangegangen iſt. Aber etwas ganz Neues iſt die Bahn zwiſchen Paris und dem Dorfe Sceaux, eine deutſche Meile von der Hauptſtadt. Bisher kannte man nur gerade Bahnen, oder, wenn Krümmungen nöthig waren, ſo machte man ſie ſo leicht als möglich. Aber auf dem Wege von Paris nach Sceaux ſcheint es uns, als ob der Unternehmer der Eiſenbahn dieſelbe abſichtlich krümmt und ſchlängelt, ſo viel er nur kann, gerade als ob ihm daran läge, den krummſten Weg zu machen, der ſich denken läßt. Natürlich würden die gewöhnlichen Dampfwagen auf demſelben nicht fortkommen, aber Arnoux hat eigene Wagen erfunden, gelenkige Wagen, welche ſich krümmen und winden, wie man es haben will, und mit dieſen macht er ſich anheiſchig, die Bahn eben ſo ſchnell, wo nicht noch ſchneller zu durchlaufen, als mit den gewöhnlichen Dampfwagen. Ob ihm dieß gelingt, muß ſich zeigen. Sein Syſtem hat den Vortheil, daß er jeden Landſtrich, den man ihm zu theuer verkaufen will, umgehen kann, und daß ſeine Bahn ſich frei durch die Ländereien hindurchwindet. Vor der Hand erregt der krumme Weg großes Erſtaunen bei allen Neugierigen, die den Arbeiten zuſehen; Manche ſchütteln bedenklich den Kopf; der Mann läßt ſich aber nicht irre machen, er iſt ſeiner Sache gewiß, denn er hat ſeit mehreren Jahren Verſuche im Kleinen zu Saint-Mondé bei Paris angeſtellt, und dieſe Verſuche ſind immer ſehr gut ausgefallen. Warum ſollten ſie nicht, ſagt er, auf einer längern Strecke eben ſo gut ausfallen? Da die Sache von Seiten der Regierung genau unterſucht worden iſt, ehe ſie ſich zu dieſem koſtſpieligen Verſuche entſchloß, ſo müſſen doch wohl auch Kunſtverſtändige die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Sache ausführbar iſt. — Die Pariſer Stadtbehörde geht jezt mit dem Plan eines großen Gemüſe- und Fruchtmarkts um. Paris wird immer bevölkerter; um Paris herum gibt es Dörfer mit 8 – 12,000 Seelen. All dieſe Menſchenmaſſe muß mit Lebensmitteln verſehen werden, und wenn man in der Provinz beſonders ſchöne Früchte und Gemüſe haben will, ſo läßt man ſie aus Paris kommen. Wenn Prinzen in Frankreich reiſen, ſo ſendet man ihnen aus der Hauptſtadt Lebensmittel nach. Es begreift ſich, daß es einer großartigen Anſtalt bedarf, um die ungeheuern Vorräthe für die hieſige Conſumtion zu ſammeln und zur Schau aufzuſtellen. Der Verkauf im Großen findet am frühen Morgen ſtatt; ſchon vor Tagesanbruch langen Wagen und Karren aus allen Gegenden an; es iſt ſchon ein ungeheurer Platz erforderlich, damit dieſe ihre Vorräthe abladen können. Später beginnt der Kleinhandel, welcher den ganzen Tag dauert und Tauſende von Händen beſchäftigt. Für alle dieſe und ihre Waaren muß Platz vorhanden ſeyn, und die Tauſende von Käufern müſſen frei umhergehen und wählen können. Nun iſt zwar der jetzige Markt, ein ehemaliger Friedhof, ſchon ſehr geräumig; aber die zu demſelben führenden Straßen ſind großentheils enge, die Zufuhr iſt beſchwerlich und der Markt ſelbſt nicht bequem. Die Stadtbehörde hat ein dringendes Bedürfniß, den Zuſtand der Dinge zu ändern. Seit einem Jahre betrachtete man die Umgeſtaltung des Marktes ſchon als ausgemacht und die Zeitungen theilten bereits den Plan mit, deſſen Ausführung ungefähr 10 Millionen Francs koſten ſollte. Man ſcheint ſich jedoch eines Beſſern beſonnen zu haben, und man kommt jezt mit einer Verfügung, mit der man hätte beginnen ſollen: man ſendet eine Commiſſion ins Ausland, welche die fremden Märkte beſichtigen und die beſten Einrichtungen daſelbſt ſtudiren ſoll. Bei andern Einrichtungen hat dieſes Syſtem der Nachahmung gute Früchte getragen, und man thut wohl, auch bei der Einrichtung eines Hauptmarkts ſo zu verfahren.

(Fortſetzung folgt.)

---

Auflöſung des Räthſels in Nr. 219:

Der Gänſekiel.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 230.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 25. September 1845.

One gallant steed is stretch'd a mangled corse,
An other, hideous sight! unseam'd appears,
His gory chest unveils life's panting source,
Though death-struck still his feeble frame he rears,
Staggering, but stemming all

Byron.

## Die Feſte zu San Sebaſtian im Auguſt 1845.

(ſ. Nr. 222—226.)

### II.

Unter den Feſten, zu welchen die Anweſenheit der Königin in San Sebaſtian Anlaß gab, durfte natürlich das vornehmſte Nationalvergnügen der Spanier, das Stiergefecht, nicht fehlen. Am 11. Auguſt wurde ein ſolches im beſten Styl und mit großer Pracht gegeben; es hatte übrigens nichts Eigenthümliches, und da das ſpaniſche Stiergefecht ſchon ſo oft beſchrieben worden iſt, ſo gehe ich darüber weg und ſage nur ein paar Worte über die Haltung der Zuſchauer.

Es iſt für einen Nichtſpanier im höchſten Grade auffallend, mit welcher geſpannten, ununterbrochenen Theilnahme das Publikum allen Vorgängen des grauſamen Schauſpiels folgt. Vergeblich würde man da auch nur einen einzigen Zuſchauer ſuchen, der gähnte, wie das ſo häufig im Parterre unſerer Theater vorkommt. Alles iſt in einer Art fieberhafter Aufregung. Tauſendſtimmiges Geſchrei kreuzt ſich unaufhörlich. Mein Nachbar, ein Spanier ächten Schlages, ſchrie ſich faſt die Lungen wund, bald an den Stier, bald an den Kämpfer ſich richtend, ohne daß er müde zu werden ſchien. Seine ſchallende, weithin reichende Stimme tönte noch lauter als die eines Schiffskapitäns, der im Handgemenge, wenn man ſein Schiff entern will, ſeinen Leuten ſeine Befehle zudonnert und ſie zum Muthe anfeuert. Ich glaube, man hätte dieſem Manne das Hemd vom Leibe nehmen können, ohne daß er es gewahr worden wäre. — Eine merkwürdige Erſcheinung iſt auch das die Maſſen beſeelende Gefühl der Billigkeit und eine Art grauſamer Loyalität; auch nicht den Schatten eines hinterliſtigen und in ihrem Sinne widerrechtlichen Verfahrens gegen den Stier würden ſie hingehen laſſen. Erfolgt dann aber ein kühner, unerwarteter Stoß von einem der Toreadores, dann bricht auch ein wahrer Sturm von Bravos und Beifallklatſchen los. Einigemal wendete ich mein Fernglas von dem Schauſpiele, das alle Blicke gefeſſelt hielt, ab zur königlichen Loge, und andere Gedanken drängten ſich mir auf. „Welch ein Schauſpiel für drei Frauen!" dachte ich mir. Wenn die Spanier ihre junge Königin daran gewöhnen, ruhig das Blut kräftiger Thiere fließen, ſie vor ihren Augen hinſchlachten zu ſehen, iſt es da ein Wunder, wenn ſie dieſelbe auch wenig geneigt machen, unglücklichen Verurtheilten das Leben zu ſchenken, wenn ſie es auch dann nicht mehr als ihr ſchönſtes Vorrecht betrachtet, Gnade zu üben?

Zu einem wirklich grauſenhaften Zwiſchenfalle dieſes Stiergefechtes gab ein Pferd Veranlaſſung, das man

Digitized by Google

für todt auf der Arena hatte liegen laſſen. Plötzlich erhebt ſich das Thier, ſchleppt ſich gerade vor den Balkon der Königin hin, wo es zuſammenſtürzt, erhebt ſich aber noch einmal und ſchleift ſeine Eingeweide hinter ſich her. Da wird es den Stier gewahr, ſchleppt ſich gegen ihn, beißt und ſchlägt nach ihm aus und fällt endlich nieder, um nicht wieder aufzuſtehen, unter den fürchterlichen Hornſtößen ſeines wüthenden Feindes.

Oft hatte ich mich ſchon gefragt, wie man die furchtbaren Thiere auf den Kampfplatz bringe. Ich habe dieß nun geſehen. Als ich am andern Morgen zu früher Stunde mein Fenſter öffnete, ſah ich das Ende der Straße durch ein großes Segeltuch abgeſperrt. Ich ging hinab, mir die Sache näher anzuſehen. Vom Thore der Stadt an bis zum großen Platze waren alle Thüren verſchloſſen, und da wo Seitenſtraßen einmündeten, der freie Raum mit großen Tüchern verhängt, ſo daß man keinen Ausweg offen ſah. Man erwartete eben die Ankunft neuer Stiere. Ich hielt mich in der Nähe des Brunnens, wo eine Menge junger Mädchen barfüßig, in der ganzen Einfachheit und Friſche ihres Morgenanzuges, ſich ſammelten, um ihre Waſſereimer zu füllen, die ſie wie überall im Süden auf dem Kopfe tragen. Die Scene hätte herrlichen Stoff für den Pinſel eines geſchickten Malers gegeben. Auf einmal riß mich der vielſtimmige Ruf: „Die Stiere! die Stiere!“ aus meinen Kunſtbetrachtungen. Ich ſchlug eines der aufgeſpannten Tücher ſo viel um, daß ich gerade darüber wegſehen konnte, und ſo ſah ich denn den wilden Trupp der Thiere, die von faſt nicht minder wild ausſehenden Bergbewohnern mit kräftigen Stockſtreichen und großem Geſchrei daher getrieben wurden, einer drohenden Wetterwolke gleich mit furchtbarer Eile an mir vorbeiziehen. Man ſagte mir, eine unter die Caravane gemengte Kuh ziehe die Stiere nach ſich.

Im Grunde ſind die Stiergefechte minder unmenſchlich als die engliſchen Boxerkampfe, die ich geſehen. Es iſt etwas Großartiges, Alterthümliches, ſelbſt Poetiſches in den Stiergefechten, was ſich keineswegs bei den Boxereien findet, die ein durchaus unedles, gemeines Schauſpiel bieten. Der erſte Eindruck eines Stiergefechts iſt allerdings ſehr peinlich, aber ich begreife, daß man ſich daran gewöhnen und ſich dabei ganz vergeſſen kann. Außer der pyrenäiſchen Halbinſel werden ſie ſich nie einbürgern, wenigſtens nicht in der Art, wie man ſie jezt noch in Spanien hält, und die ſchon in Portugal dem Geſchmacke des Volkes nicht mehr zuſagt. Solcher Spiele Entſtehung iſt nur bei Völkern denkbar, die noch in der erſten Kindheit ſich befinden, oder die ſchon gänzlich entnervt, der äußerſten Mittel bedürfen, um ihre erſterbende Lebenskraft wieder etwas anzuregen. Bei den Stiergefechten zu Pamplona ſoll Montes, der ſpaniſche Talma in ſeiner Art, auftreten. Ich hoffe ihn, wenn's Gott will, dort zu ſehen; es geht mir wie den Kindern, die nachher gerne das berühren, was ihnen Anfangs Furcht machte.

Der Tag von Mariä Himmelfahrt brachte endlich ein neues Schauſpiel ganz eigenthümlicher Art, nach ächt baskiſcher Weiſe. Der Hof fuhr Vormittags in offnem Wagen zum feierlichen Hochamte, das der zum Beſuche herübergekommene Biſchof von Pamplona ſelbſt in der Kirche Santa Maria hielt. Auf dem ganzen Wege, welche der königliche Zug zu durchziehen hatte, waren alle Balkone reich mit Teppichen und Blumen und Blättergewinden geſchmückt und mit Damen im geſchmackvollſten Anzuge gefüllt. Zuerſt kamen Muſiker mit dem Tamburin und der baskiſchen Flöte, dann die Truppe der espata dantza, ihre nationalen Tänze aufführend; die Muſik der philharmoniſchen Geſellſchaft, das Ayuntamiento, voran deſſen Stabträger und Alguazils, der Alcade und ſein Beigeordneter in reichen ſpaniſchen Mänteln, mit Federhut und den Degen an der Seite, die übrigen Mitglieder des Ayuntamiento in ſchwarzem Frack, durch eine Medaille im Knopfloche kennbar, auf welcher das Stadtwappen geprägt iſt; hierauf die Mitglieder der Commiſſion, die das ausſchließliche Geſchäft hat, darüber zu wachen, daß um die Königin her nichts fehle; der Wagen der Königinnen und der Infantin ſelbſt. Die Königin Iſabella und ihre Schweſter waren wie gewöhnlich gleich gekleidet, ſie trugen quadrillirte Seidenkleider und Mantillas vom weißem Spitzenzeug, die Königin Mutter ein ſchwarzſeidenes Kleid und eine Mantille von ſchwarzen Spitzen. Eine bunte Menge ſchloß den Zug.

Nach dem Hochamte ging es nach dem Stadthauſe, wo die Königinnen und die Infantin auf dem großen Balkon Platz nahmen, um den Gärtnertanz — comparsa de jardineros — aufführen zu ſehen auf demſelben Platze, der an den beiden vorhergegangenen Tagen als Arena für die Stiergefechte gedient hatte. Dieſer Tanz iſt unſtreitig der ſchönſte, was man dieſer Art ſehen kann. Ein vollkommen treffendes Bild dieſes reizenden Schauſpiels mit der Feder wiederzugeben, iſt unmöglich, auch die beſte Schilderung wird dem, der es geſehen, nur als ein matter Abglanz erſcheinen. Ich will daher nur die hervorſtechendſten Partien hervorheben. Es gibt Dinge, die auch bei der lebhafteſten Erzählung unendlich verlieren, und der baskiſche Gärtnertanz gehört ſicher dazu.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

## Der Pflanzer.

(Fortſetzung.)

Da öffnete ſich die Thür eines kleinen Wohngebäudes, das im Mittelpunkt der Negerhütten lag und zwei breite Särge wurden von zwölf Negern die kleine Treppe, die zu der Hausthür hinauf führte, herunter getragen. Dem Zug ſchloſſen ſich die umherſtehenden Neger an, und Alle, Hannibal ausgenommen, der neben ſeinem Herrn blieb, verſchwanden bald in einem kleinen Magnoliengebüſch, das die eine Seite der Pflanzung begrenzte. — „Und warum nur zwei Särge?“ fragte Hawthorn nach einer Pauſe, in welcher Turnbull mit unheimlichem Grauſen den Leichen nachſtarrte. — „Die Zeit iſt zu kurz, Maſſa, für jeden einzelnen einen Sarg zu zimmern. Sie ſterben zu ſchnell; unſere ſieben Zimmerleute, die wir noch haben, zweie liegen ja auch ſchon in jenem Hügel, haben in den lezten Tagen ſcharf gearbeitet; es geht aber zu ſchnell, ſie kommen nicht nach!“ — „Gut, gut!“ ſagte Hawthorn und winkte ungeduldig mit der Hand, „macht's wie ihr wollt, mir iſt's recht — wär' ich auch zur Ruhe! Wollt Ihr nicht einmal mit in mein Hoſpital?“ wandte er ſich zu Turnbull, „es iſt der Mühe werth, einen Blick hinein zu werfen; wenn ich die Kranken einer ganzen Stadt in Verwahrung hätte, könnt's nicht ſchlimmer ausſehen. Ich habe meines Aufſehers Haus dazu geräumt und dieſen in meine Wohnung genommen.“

„Danke, danke!“ ſagte Turnbull, ängſtlich einen Schritt zurücktretend, „man ſoll ſich doch nicht unnütz in Gefahr begeben; die Krankheit iſt anſteckend und ich möchte ſie nicht gern nach Hauſe tragen; wer kommt aber dort geritten?“ — „Es iſt einer von meinen Negern,“ erwiderte Hawthorn, „mein Aufſeher ſollte ihn heute Morgen auf die benachbarte Plantage nach Lebensmitteln ſchicken, und ich ſehe, er kehrt mit den Körben zurück.“

Der Sklave kam auf ſeinen Herrn zugeritten und warf die leeren Körbe vom Pferde. — „Wie ſo, Scipio?“ fragte dieſer erſtaunt, „warum bringſt du das Beſtellte nicht?“ — „Wollten Nigger auf keine Plantage laſſen!“ ſagte der Angeredete in zornigem Ton — „war auf jeder, bei Lobkins, Whartons, Heckmann, Sajer und wie ſie Alle heißen, ſagten, Nigger ſolle zum Teufel gehen, er brächte die Peſt mit!“ — „Das dacht' ich!“ ſeufzte Hawthorn. „Ich reite wieder mit Euch zurück, Turnbull,“ wandte er ſich raſch zu dieſem; „ich muß mich zerſtreuen, bliebe ich einen Tag unter den Meinigen, ich würde wahnſinnig!“ — „So kommt!“ ſagte dieſer, der nicht ungern die gefährliche Nähe der Kranken mied, „vielleicht gibt's noch Mittel und Wege, Euch zu helfen; ein rechter Mann darf nicht verzagen ſo lange er noch ein Pferd hat, auf dem er reiten und einen Kopf, mit dem er ſpekuliren kann. Kommt mit mir zu den Meinigen, Ihr könnt Euch da ein wenig erholen und vielleicht erſchöpft ſich indeſſen die Krankheit hier, auf jeden Fall entgeht Ihr ſelber der Gefahr.“

Schweigend wandten die Männer ihre Pferde auf die Straße zurück und überließen den Platz ſeiner ſchauerlichen Oede und Einſamkeit; ehe ſie aber die Lichtung noch verließen und den Wald betraten, hörten ſie die wilden Klagegeſänge der Neger, die ihre Freunde und Verwandten in die Gruft ſenkten.

Es iſt ein eigenes Gefühl, das ſelbſt den Kühnſten, Unerſchrockenſten ergreift, wenn er ſich einer Gegend nähert, in der eine anſteckende Krankheit wüthet und wo der Tod heimtückiſch aus dem Hinterhalt bricht und ſein Opfer ergreift, ehe es die Nähe des Fürchterlichen ahnt. Mancher wird ſich mit trotzigem Herzen und unverzagtem Sinn den Reihen ſtarrender Bajonette entgegen werfen, ſein Fuß zögert aber, wenn er das Land betreten ſoll, auf dem die Peſt ihre entſetzliche Ernte hält; er würde den Feind, dem er in's Auge ſchauen könnte, mit friſchem Muth angreifen — hier aber, wo er den Tod in jedem freundlichen Handdruck, in jedem Athemzug vermuthen muß, wendet er ſich und flieht den fluchbeladenen Ort. So war es mit den Bewohnern des Pariſh Weſt-Feliciana; keiner betrat mehr die Pflanzung des unglücklichen Hawthorn, und als die Todesnachrichten immer ſchreckenerregender eintrafen, als zulezt die Nachricht kam, daß die Leichen unbeerdigt auf ihren Lagerſtätten lägen, wurde ein wirklicher Cordon gezogen.

Vier Wochen ſpäter, zu Ende des Monats Oktober, hatten ſich eben mehrere Männer an der Landung von Bayou Sarah verſammelt, um die Ankunft des Paketboots von Neworleans zu erwarten, als ein junger Pflanzer aus der Nachbarſchaft herbeiſprengte und ſein Pferd einem dort ſtehenden Neger zum Halten gab. Es war der nächſte Nachbar Hawthorns, und Alle umdrängten ihn mit Fragen nach dem Schickſal des ſo ſchwer Geprüften.

„Er hat vollendet!“ ſagte dieſer traurig im Kreiſe umherblickend. — „Was? todt?“ riefen Alle, wie aus einem Munde. — „Todt!“ wiederholte der Pflanzer; ich komme eben von dem Orte, wo Eine der noch geſunden Sklavinnen an jedem Morgen die Nahrungsmittel holte — an jedem Morgen weniger — und hörte das Entſetzlichſte. Vorgeſtern ſtarb der lezte ſeiner männlichen Sklaven, ſein treuer Hannibal, der ſich noch, ſtets mit den Kranken beſchäftigt, unglaublich lange aufrecht gehalten. Hawthorn, wie ſein Sohn, ſonderbarer Weiſe nicht angeſteckt, konnte den Verluſt des leztern nicht überleben und ſchoß ſich heute Morgen, wie mir das Mädchen erzählte, eine Kugel durch den Kopf.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, September.**

(Fortſetzung.)

Wachsthum der Stadt. — Theurung der Bedürfniſſe. — Geſellenvereine. — Neubauten.

Wie überall, iſt man auch hier nur zu ſehr geneigt, nach dem Schlendrian zu verfahren und es beim Alten zu laſſen. Aber die Erleichterung des Verkehrs ſezt jezt Künſtler und Beamte in Stand, fremde Einrichtungen kennen zu lernen; man bringt gute Ideen aus der Fremde mit und ſucht ſie auf die hieſigen Verhältniſſe anzuwenden. Damit geht es zwar nicht ſehr ſchnell; aber allmählig geſchieht es doch, und das alte Paris verſchwindet nach und nach, um einem neuen Platz zu machen, und um Paris herum wächst die Bevölkerung dergeſtalt, daß man bald aus fiskaliſchen Gründen wird genöthigt werden, den Umfang der Stadt zu erweitern und die umliegenden Dorfſchaften in die Stadt hereinzuziehen, wodurch ſie einen Zuwachs von etwa 80,000 Seelen gewinnen würde. Andererſeits aber wird die Verpflegung einer ſolchen Volksmenge eine ſchwierige und bedenkliche Sache. Das Brennmaterial ſteigt im Preiſe; die Pariſer haben ſich bisher noch nicht an den Gebrauch der Steinkohlen gewöhnen können, und das Holz hat in einem Umkreiſe von 20 Meilen kläglich abgenommen. Am Ende werden die Pariſer doch den großen Steinkohlenvorrath im nördlichen Frankreich und in dem benachbarten Belgien ſich zu nutze machen müſſen. Es geben ihnen noch andere Dinge aus, welche ebenfalls zum Bedürfniß geworden ſind. So ſind die Aerzte mit den Blutegeln ſo unbarmherzig umgegangen, daß nicht allein Frankreich, ſondern auch die umliegenden Länder erſchöpft ſind und man ſie jezt aus der Ferne verſchreiben muß. So eben wird ferner den Pariſern in den Tageblättern bewieſen, daß die Auſternbänke auf der Weſtküſte Frankreichs großentheils erſchöpft ſind. Dieſe Waare iſt ſchon längere Zeit theurer als vormals, und nicht Begüterte müſſen ſich dieſe Leckerei, welche ſonſt ziemlich wohlfeil war, jezt verſagen. So geht es mit vielen Lebensbedürfniſſen.

Ein prächtiges Revier iſt in der neueſten Zeit um die Magdalenenkirche herum entſtanden; es erſtreckt ſich bis über den Bahnhof der Rouener Eiſenbahn hinaus. Hier werden faſt jährlich neue Straßen angelegt, und zwar mit ſchönen, ſehr bequem eingerichteten Häuſern. Sie ſind faſt alle gleich hoch und ſchön, und dieß macht einen großen Eindruck, wenn man dieſes Revier zum erſtenmal ſieht. Für Arme iſt hier kein Aufenthalt; wer hier wohnen will, muß ſchon ein ziemlich bedeutendes Einkommen haben. Der Boden iſt zu theuer, als daß es eine gute Spekulation wäre, kleine Häuſer zu errichten, wogegen mit fünf- bis ſechsſtockigen Häuſern gute Geſchäfte zu machen ſind. — Die Zimmergeſellen haben ſich endlich wieder an die Arbeit begeben, nachdem ſie ſich mehrere Monate lang derſelben enthalten und nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch die Zimmermeiſter in große Verlegenheit geſezt haben, ſo daß einige, welche ſehr große Werkſtätten haben, bankerott geworden ſind, oder doch große Verluſte erlitten haben. Der Prozeß beim Polizeigerichte iſt nicht günſtig für die Geſellen ausgefallen, wiewohl ſie ſehr geſchickte Vertheidiger gewählt und mehrere Tageblätter ſich lebhaft ihrer Sache angenommen hatten. Vergebens ſagten die Beklagten: „Es hat uns nicht beliebt zu arbeiten; wer kann uns verwehren, lieber ſpazieren zu gehen oder die Hand in den Schooß zu legen, als um einen zu geringen Lohn zu arbeiten?“ „Wohl,“ erwiederte das Gericht, „aber eben ſo wenig könnt ihr Jemanden verwehren zu arbeiten, wenn er Luſt dazu hat, und eben weil ihr Gewalt gebraucht habt, um eure Kameraden, wenn ſie arbeiten wollten, davon abzuhalten, habt ihr wider das Geſetz gehandelt und ſeyd ſtraffällig.“ Mehrere ſind zu kürzerer oder längerer Haft und zu einer Geldbuße verurtheilt worden. Der von den Vereinen der Zimmergeſellen ausgeübte Zwang geht ſo weit, daß wenn in den großen Werkſtätten die von ihnen geſtellten Bedingungen verworfen werden, ſie dieſe Werkſtätten mit dem Interdikt belegen. Die Geſellen, die dennoch fortarbeiten wollten, ſetzen ſich der Gefahr aus, vom Verein ausgeſchloſſen und obendrein mißhandelt zu werden. Man erfuhr aus den Verhören, welch ſklaviſchen Gehorſam die meiſten gegen ſolche Verbote beweiſen und welche plötzliche Wirkung ein ſolches Interdikt auf die großen Werkſtätten hervorbringt, aus welchen alsbald ſämmtliche Geſellen weglaufen, ſogar ſolche, die ſchon Jahre lang in denſelben arbeiten, denen der Meiſter ſein Vertrauen ſchenkt und die er beſſer bezahlt als die andern. Es iſt merkwürdig, daß ſich ein ſo feſtes Band wie das, welches die Geſellenvereine umſchlingt, in einem Lande, wo es ſchon lange keine Zünfte und Innungen mehr gibt, bilden konnte, und daß daſſelbe trotz vielfacher gerichtlicher Strafen unerſchütterlich fortbeſteht und ſtärker iſt als die Furcht vor dieſen Strafen. Iſt es nicht ſonderbar, daß ein ſolcher Verein im Stande iſt, ſich einer Stadt zu bemächtigen und andere Vereine aus derſelben zu verbannen? Zu Paris hat ein Verein das rechte Seineufer, ein anderer das linke in Beſchlag genommen, und ein Geſelle, der dem Verein des einen Ufers angehört, darf nie auf dem andern arbeiten. Es gibt Städte in Frankreich, aus welchen ein Verein auf ein Jahrhundert vom andern verbannt worden iſt, ohne daß er es gewagt hat, ſich dagegen aufzulehnen oder die Hülfe der Juſtiz anzurufen. Sie unterwerfen ſich alle geduldig dem Ausſpruch, und in den meiſten Vereinen beſteht ein Ausſchuß, der die Angelegenheiten des Vereins leitet, Befehle ertheilt, Verbote ausgehen läßt, und dem man beſſer gehorcht als der rechtmäßigen Obrigkeit. Bemerkenswerth iſt es auch, daß die großen Vereine nach ihrer Verſicherung von Salomo und dem Tempelbau ſich herſchreiben und auf dieſe Herkunft ſtolz ſind. In der That ſind ſie ſo gut als die Maurer zu der Behauptung berechtigt, daß ihre Vorfahren am Tempel gebaut haben. Mehrere Bauten ſind durch die Widerſpenſtigkeit dieſer Geſellenvereine ſehr verzögert worden; ihre Weigerung, um den vorigen Lohn zu arbeiten, fiel gerade in die günſtigſte Jahreszeit, wo die Tage am längſten ſind und die Witterung am trockenſten iſt. Dieß iſt ein ſchwer zu erſetzender Schaden, den man durch Verwendung von Militärzimmerleuten vergebens abzuwenden verſucht hatte. Dieſe waren meiſtens aus der Provinz und im Handwerk wenig bewandert, ihre Arbeit konnte alſo diejenige der geſchickten Pariſer Geſellen nicht erſetzen. — Im Augenblick ſind folgende Hauptbauten im Werke: ein Gefängniß mit einigen hundert Zellen; ein Hotel für das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten; die Wiederherſtellung der gothiſchen Sainte Chapelle, und die Ausbeſſerung der alten Kathedralkirche. Ingres hat ſich anheiſchig gemacht, für 200,000 Francs, welche von der Stadtbehörde bezahlt werden ſollen, die neue Kirche zu St. Vincent de Paula mit Fresken zu ſchmücken.

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 231.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 26. September 1845.

Stand aloof,
And let the Pest's triumphant chariot
Have open way advancing to the tomb!
Wilson. *The City of the Plague.*

## Der Pflanzer.

(Fortſetzung.)

„Fürchterlich!“ riefen Alle. — „Sein Sohn,“ ſagte die Negreſſe, „ſey der Verzweiflung nahe und mache ſich jezt die bitterſten Vorwürfe, daß er keinen andern Arzt beigezogen.“ — „Gehangen ſollte der Burſche werden!“ rief Turnbull, der eben hinzu gekommen war; „lange hab' ich's dem Alten geſagt, der Burſche verſtehe nichts. Nein, da mußte er an den Niggern herumquackſalbern, bis er ſie Alle glücklich unter der Erde hat. Wenn ich einer von den Gläubigern wäre, ſollte er ſeinem Schickſal nicht entgehen. Was gedenken denn dieſe überhaupt jezt zu thun? wie ſteht es mit dem Verkauf am nächſten Montag?“

„Gott weiß es!“ erwiderte ihm ein Kaufmann von Bayou Sarah; „ſeit die Peſt dort wüthet, hat Niemand wieder an den Verkauf gedacht. Ich gehöre auch mit zu den Gläubigern, aber ſeit etwa vierzehn Tagen haben wir das Wachen aufgegeben. Im Anfang behielten wir die Plantage gut im Auge, weil wir nicht ohne Grund vermutheten, er möchte ſich und ſeine Neger nach Texas oder ſonſt wohin in Sicherheit bringen. Das iſt jezt nun freilich nicht mehr zu befürchten, und obgleich ich viel Geld bei dem Unglück verliere, thut mir der arme Teufel doch leid!“

„Und wo iſt ſein Sohn, der Doktor?“ fragte Turnbull. „Er ſoll,“ erwiderte der Pflanzer, „nach des Vaters Selbſtmord ſein Pferd beſtiegen haben und fortgeſprengt ſeyn, Niemand wiſſe wohin.“ — „Wir müſſen morgen auf jeden Fall einmal hinaus!“ rief Turnbull nach kurzem Bedenken. „Das geht nicht länger, wir können es vor Gott und der Welt nicht verantworten, die wenigen Menſchen, die noch dort ſind, ohne Rettung und Hülfe zu laſſen. Die Krankheit muß ſich erſchöpft haben!“ — „Ich gehe nicht mit,“ betheuerte der Pflanzer, „heute Morgen konnte ich, als der Wind gerade von dort herüber blies, die Leichen riechen; mir grauſt's beim bloßen Gedanken!“ — „Ich gehe auch nicht!“ ſagte der Kaufmann, „ich habe bei der Sache ſchon genug eingebüßt, will nicht auch mein Leben wagen!“ — Alle hatten einen Vorwand oder ſagten gerade heraus, daß ſie ſich vor Anſteckung ſcheuten, und Turnbull mußte ſeinen menſchenfreundlichen Plan aufgeben, da er allein nichts hätte ausrichten können.

Wie ſah es aber indeſſen auf der Plantage aus, die von Jedem gemieden, dem böſen Geiſt verfallen ſchien? Oede Stille herrſchte dort, die Aasgeier umkreiſten in engen Zügen eine der niedern Negerhütten und flogen in die benachbarten Bäume, von dort aus, mit lüſternen

Augen den Platz betrachtend, wo ihrer, ohne die Latten, welche die Eingänge verſperrten, ein herrliches Mahl gewartet hätte. — Jezt ſank die Sonne hinter den Wipfeln der Magnolien in ihr grünes Bett, düſterer und unheimlicher wurde es auf der verlaſſenen Anſiedlung und hie und da glitzerte ſchon ein matter Stern von dem blauen Himmelsgewölbe nieder, als ſchnell, aber vorſichtig aus verſchiedenen Richtungen fünf Neger, in dunkle Decken gehüllt, auf dem Platz erſchienen und ſich Hawthorns Wohnhaus näherten. An der Hinterthüre angekommen, ſchlug einer derſelben mit ſeinem Meſſer an eine alte blecherne Kaffeekanne, die dort ſcheinbar nachläſſig hingeworfen war, und wiederholte das Zeichen fünfmal, ehe ſich die Thüre öffnete, aus der ganz im Anzug der weſtlichen Backwoodsmen, * mit ledernem Jagdhemd, Kamaſchen, Moccaſins, Büchſe und Meſſer, Hawthorn heraustrat, und einen Augenblick auf der Schwelle ſtehen bleibend, ſcharf umherblickte.

„Alles ſicher, Hannibal?“ fragte er dann, ſich zu einem der eben Gekommenen wendend. — „Ja, Maſſa!“ erwiderte der treue Sklave, „es hat jezt keine Noth mehr, im Dunkeln wagt ſich vollends Keiner auf dieſen verrufenen Platz. Aber es iſt Zeit zum Aufbrechen!“— „Und haſt du Boote beſorgt? iſt der Weg durch die Magnolienſchlucht frei? trafſt du deine Vorſichtsmaßregeln, im Fall wir Jemanden begegneten?“ — „Alles beſorgt, Maſſa!“ erwiderte Hannibal mit großer Selbſtzufriedenheit, „der junge Gentleman hält bei den Booten mit William und Scipio und noch ſechs andern, und wir Uebrigen ſind genug, unſer ganzes Gepäck fortzuſchaffen, denn das, was wir in der lezten Nacht in den Sumpf am Ufer des Miſſiſſippi ſchafften, liegt ſicher und wir können es laden, wenn wir daran vorbei rudern.“ — „Gut, ſo laß uns eilen, my boy!“ ſagte Hawthorn lächelnd, indem er dem alten Sklaven freundlich die Schulter klopfte. „Es ſoll dein Schade nicht ſeyn, Hannibal, daß du mir ſo treu und eifrig dienſt, euer aller nicht. Aber jezt fort! die Minuten ſind koſtbar, wir haben noch einen langen Weg vor uns.“

Auf ſeinen Wink eilte Hannibal nach dem verlaſſenen Hauſe zurück, ſchloß die Thüre auf und rief einige Worte hinein. Gleich darauf ward es in den ſcheinbar öden Räumen lebendig, ein wirres Getöſe von Stimmen ſchallte daraus hervor und eine Menge Neger, Männer, Weiber und Kinder drängten ſich jubelnd in's Freie!

„Halt da!“ rief Hawthorn lachend, indem er abwehrend den Arm emporhob, „die Todten dürfen keinen ſolchen Spektakel verführen, daß die Lebenden darüber aufmerkſam werden könnten. Frieden, Kinder, bis wir in Texas ſind! dann ſollt ihr jubeln und ſpringen; jezt haltet mir Ruhe. Hannibal und Nelſon werden euch die Sachen zeigen, die zu den Booten getragen werden müſſen, und bleibt hübſch im hartgetretenen Fußpfad, daß die Spuren nicht am Rande ſichtbar ſind!“

(Fortſetzung folgt.)

* Hinterwäldler.

---

## Die Feſte zu San Sebaſtian im Auguſt 1845.

(Schluß.)

Die Schaugerüſte, Balkone, ja ſelbſt die Dächer waren mit Zuſchauern überfüllt. Troß dem hatte ſich auch noch eine unüberſehbare Menge vor den Pforten des Platzes geſammelt, deren Eröffnung erwartend. Der Eintritt war unentgeltlich. Anfangs war es Abſicht der Behörde geweſen, den ganzen Platz für die Tänzer und Tänzerinnen frei zu laſſen. Als man aber ſah, daß dadurch Unzählige des Schauſpiels beraubt würden, ertheilte man Befehl zu Oeffnung der Thore für Jedermann, und in einem Augenblick war der ganze Platz wie überſäet. Da zeigte es ſich nun, daß ſo der Comparſa der nöthige Spielraum fehlen würde; der Alcalde ließ daher ſchnell einen abgeſchloſſenen Raum bilden, mittelſt Pfählen, die in den Boden geſchlagen und durch ein fortlaufendes Seil verbunden wurden. All das geſchah in wenigen Minuten. Zwei oder drei Alguazils, die keine Waffe führten, als ein kleines Rohrſtäbchen, waren hinreichend, die dicht gedrängte Maſſe zum Zurückweichen zu vermögen. Niemand machte auch nur den geringſten Verſuch, über den ihm angewieſenen Platz weiter vorzudringen. Und zu all dem bedurfte es auch nicht eines einzigen Soldaten, die zwei oder drei Alguazils reichten vollkommen hin. Ein mir naheſtehender Franzoſe wunderte ſich darüber und bemerkte: „Wir befinden uns hier wahrhaftig in der Mitte des geſittetſten Volkes der Welt; ich habe ganz Europa durchreist, aber nirgends von Seiten des Volks eine ſo anſtändige Haltung, ſolche Achtung vor der Behörde geſehen, wie hier. Ueberall anderwärts bedurfte es ſtarker Abtheilungen von Soldaten, um eine ſolche Maſſe in Ordnung zu halten. Ich ſehe, es war in keiner Weiſe übertrieben, was ich über die Basken geleſen und gehört habe.“ Ich konnte dem Herrn nur vollkommen beipflichten.

Es mochten in dieſem Augenblick wohl 15,000 Perſonen in den Schranken ſelbſt ſich befinden. Die königliche Familie ſaß auf dem Balkone des Stadthauſes; alles harrte in tiefer Stille. Endlich öffnete ſich die dem Balkon der Königin gegenüber liegende Pforte und die Comparſa zog herein in folgender Ordnung. Etwa fünfzig

Digitized by Google

Muſiker von der unermüdlichen philharmoniſchen Geſellſchaft, ſämmtlich gleich gekleidet in königblauer Jacke von Sammet mit vergoldeten Knöpfen, weißer Weſte und weißem langen Beinkleid, rothſeidenem Halstuch und Gürtel, rundem ſchwarzen Hute mit breitem roſenfarbenen Bande und dergleichen Einfaſſung, darauf als zierlicher Schmuck eine große weiße Feder. Sechzehn Kinder mit der baskiſchen weißen Mütze, Boina genannt, im Uebrigen faſt eben ſo gekleidet wie die Muſiker, vier Blumentöpfe tragend. Ihnen folgten die Sänger in dunkler Sammettracht, dann acht Männer in gleichem Anzuge wie die Muſiker, mit zwei großen Blumentöpfen. Nun kam der Führer der Comparſa, ein großer ſchöner Mann in einer Art blauer Tunica, mit einem großen Stabe in der Hand; endlich die Tänzer und Tänzerinnen ſelbſt, zwei-und-dreißig im Ganzen, ſechzehn junge Männer und eben ſo viele Mädchen, in Weiß, Blau und Roſenfarb gekleidet. Die Mädchen trugen weiße Kleider und Schürzen, blaues oder roſenfarbenes Mieder, einen Blumenkranz um den Kopf, die Haare geſcheitelt und in zwei Zöpfen auf die Schultern herabfallend, und die Kleider mit blauen oder roſenfarbenen Bändern verziert; die jungen Männer weiße lange Beinkleider mit Stickereien auf den Nähten; eine kleine Jacke ohne Aermel von blauer oder Roſenfarbe, und die baskiſche Mütze von weißem Stoffe. Alle Anzüge gewährten durch ihre Friſche den reizendſten Anblick. Die ſechzehn Paare trugen ebenfalls acht Blumentöpfe. Ihnen ſchloſſen ſich junge Männer an, gleichfalls acht Blumentöpfe tragend. Endlich kam ein ganz mit Blumen und Laubwerk bedeckter kleiner Wagen, gezogen von zwei ſchönen Ochſen mit verſilberten Hörnern und in buntem Bänderſchmuck. Auf dieſem Wagen ſaß die Königin der Gärtner, ein zwar hübſches aber etwas allzuſtarkes Mädchen, das wahrſcheinlich die Göttin Flora vorſtellen ſollte.

Die ganze Comparſa zog vor den königlichen Balkon, und nachdem ſie den Königinnen und der Infantin ihren Gruß dargebracht, nahm jede Abtheilung den ihr beſtimmten Platz ein, die Tänzer und Tänzerinnen auf einem in der Mitte der Arena errichteten, erhöhten Bretterboden; unmittelbar unten um dieſen ſtellten ſich die Sänger und Muſiker auf, worauf die Tänze begannen. Dieſe beſtanden aus vier Abtheilungen. Zuerſt führen die Tanzenden verſchiedene Bewegungen aus und bilden, die Burſche mit blumenumwundenen Reifen, die Mädchen ihrer Schärpen ſich dazu bedienend, mannigfaltige anmuthige Gruppen. Nun reichen die Mädchen ihren Tänzern kleine Stücke Holz, die theils vergoldet, theils mit allerlei ſtark in die Augen fallenden Farben bemalt waren, und die Burſche, ſie geſchickt zuſammenfügend, erbauen damit wie durch einen Zauber auf der Mitte der Eſtrade einen Kiosk von eben ſo leichter als zierlicher Form, und um dieſen werden dann die mitgebrachten Blumentöpfe ſo aufgeſtellt, daß ſie zuſammen einen Blumengarten vorſtellen. Auf einmal ſieht man an den vier Ecken dieſes Gartens Tauben aufſteigen, welche man in Schachteln verſchloſſen mitgebracht hatte. Die Tänzer benetzen nun die Blumen mit kleinen Gießkannen, die Mädchen pflücken dieſelben in kleine Binſenkörbchen, die ſie am Arme tragen, binden daraus drei Sträuße, die in ein größeres Körbchen gelegt werden, und vier von ihnen, begleitet von ihren Tänzern, überbringen die Sträuße den Königinnen und der Infantin. Allermittelſt arbeiten die andern im Blumengarten fort unter Abſingung von Liedern. Nach der Wiederkehr der Abgeordneten beginnen die Tänze auf's Neue, und abermals werden die reizendſten Figuren ausgeführt. Alles geſchah genau nach dem Takte der Muſik und in darnach abgemeſſenen Bewegungen; jeder Augenblick brachte einen neuen Wechſel, ein neues, reizendes Bild. Ich habe nie etwas Schöneres, Anmuthigeres der Art geſehen, und der allgemeine rauſchende Beifall war im vollſten Maaße verdient.

Als die Comparſa zu Ende war, begab ſich der Leiter dieſes Schauſpiels, Echagne, Poſtdirektor zu San Sebaſtian, der troß eines im Bürgerkriege verlorenen Beines noch immer an Organiſirung ſolcher Spiele Geſchmack findet, auf den Balkon zu den Königinnen, um ſie im Namen der Tänzer zu bitten, daß ſie auf den Platz herabkommen und unter den Bögen durchgehen möchten, welche ſie mit ihren Reifen bilden würden, ſo eine Art künſtlichen Laubengangs darſtellend. Die Bitte wird augenblicklich und mit Freude gewährt, und unter dem Klange der Muſik, in welche ſich der donnernde Jubelruf des Volkes miſchte, kamen die Prinzeſſinnen herab und wandelten durch die Bögen. Der Anblick, den der Platz in dieſem Augenblicke bot, läßt ſich ſchwer beſchreiben. Der Jubel des Volkes wollte gar kein Ende nehmen, als es ſo die Königinnen ganz allein ohne alle Begleitung in ſeiner Mitte ſah. Die Königin ſelbſt war ſo bezaubert, daß ſie ſogleich den Wunſch ausſprach, dieſes Schauſpiel auch vor den Augen der franzöſiſchen Prinzen zu Pamplona aufgeführt zu ſehen. Wirklich wurden ſogleich mit den Müttern der Mädchen, welche mitgewirkt hatten, Unterhandlungen eröffnet. Die Schwierigkeiten und Einwürfe wurden bald beſeitigt, und die beiden Leiter der Comparſa ſind bereits nach Pamplona abgegangen, um die nöthigen Voranſtalten zu treffen.

Am 16. verließ der Hof San Sebaſtian und begab ſich nach Mondragon, wo die Königin die Bäder und das Mineralwaſſer des nahe gelegenen Santa Agueda gebraucht. Der Zauber, in welchem die Stadt San Sebaſtian vierzehn Tage lang befangen ſchien, iſt gelöst,

der Fieberzuſtand der durch die ununterbrochenen Feſte in ſteter Erregung erhaltenen Gemüther iſt vorbei, Alles kehrt wieder in ſeinen Normalzuſtand zurück und die Maſſe von Fremden, welche von allen Seiten hier zuſammengeſtrömt war, bedeckt jezt zu Fuß, zu Wagen, oder auf Maulthieren alle Straßen, der Heimath zueilend. Für Alle aber, welche da geweſen, werden die vierzehn Tage zu San Sebaſtian immer eine freundliche Erinnerung bleiben.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, September.**

(Schluß.)

Neubauten. — Kunſtſachen. — Die neuen Blätter. — Der Feuilleton-Roman.

In der königlichen Bibliothek richtet man einen unterirdiſchen Raum für die egyptiſchen Alterthümer ein, und im Louvre ſollen mehrere neue Säle mit den aus Griechenland und Kleinaſien gekommenen oder noch erwarteten Bildhauerſtücken gefüllt werden. Unter dieſen wird der Saal, welcher die Basreliefs aus dem alten Ninive enthalten ſoll, das meiſte Aufſehen erregen. Dieſer Fund kam ganz unerwartet, und da bis daher der Zuſtand der bildenden Kunſt in Aſſyrien ganz unbekannt war, iſt man äußerſt begierig auf dieſe originellen Kunſtwerke, über welche bereits, nach den von Flandin mitgebrachten Zeichnungen, verſchiedene Meinungen geäußert worden ſind. Einige meinen, dieſe Kunſtwerke ſeyen von Griechen, welche als Gefangene oder Sklaven ſich in Aſſyrien aufhielten, verfertigt worden; aber dann bleibt es wunderbar, daß zur Zeit der Blüthe des aſſyriſchen Reiches die griechiſche Kunſt bereits ſollte die Stufe erſtiegen haben, welche dieſe Basreliefs anzudeuten ſcheinen. Da man aber bisher bloß nach Zeichnungen urtheilen konnte, ſo hat das königliche Inſtitut in ſeinen Berichten weislich ſein Urtheil verſchoben und wartet die Ankunft der Kunſtwerke ſelbſt ab. Auch im mittelalterlichen Muſeum, das vor zwei Jahren eröffnet worden iſt, ſollen einige neue Säle eröffnet werden, da man eine Menge neuer Kunſtſachen erworben hat. Was das oben erwähnte Hotel des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten betrifft, ſo iſt dieß eine Angelegenheit, die ſich ſchon aus Napoleons Zeit herſchreibt. Dieſer hatte auf dem Kai d'Orſay einen tauglichen Platz dazu auserſehen und den Bau begonnen, als er aber geſtürzt wurde, gerieth auch der Bau in's Stocken, nachdem der Plan bereits einige Veränderung erlitten hatte; denn Talleyrand hatte die Wohnung ſeiner Frau weit von der ſeinigen haben wollen, ein anderer Miniſter dagegen rückte beide wieder aneinander. Während der Reſtauration ward wenig an dem Bau gethan, aber ſeit 1830 ging es ſehr raſch damit. Aber Thiers ließ, ich weiß nicht warum, den Plan abändern, und das Hotel wurde zur Aufnahme der Rechnungskammer und des Staatsraths eingerichtet. Dafür gingen mehrere Millionen darauf, und ſo hatte der Miniſter der auswärtigen Anlegenheiten ſo wenig ein eigenes Hotel als bisher; er wohnt noch immer zur Miethe. Da nun aber von den Kammern die Fonds zur Anlegung eines ſolchen Hotels bewilligt ſind, ſo wird doch endlich das ſeit 30 Jahren und noch länger beabſichtigte Gebäude zu Stande kommen. — Bibliothek und Oper erwarten ebenfalls neue Gebäude; da aber beide noch nicht einfallen und man immer dringendere Ausgaben hat, ſo werden dieſe beiden großen Bauten noch aufgeſchoben. Eben ſo bleibt der eine Flügel, welcher das Louvre mit den Tuilerien verbinden ſoll, unvollendet und befindet ſich in demſelben ruinenhaften Zuſtande wie vor 30 Jahren. Ludwig Philipp hat zu viel auf ſein Lieblingsprojekt einer hiſtoriſchen Gemäldegalerie im Verſailler Schloſſe verwendet, als daß ihm Geld übrig bliebe, die Galerie des Louvre zu vollenden, und dieſes Werk wird entweder ſeinem Nachfolger, oder wahrſcheinlicher dem Staat überlaſſen bleiben. — In der Journaliſtik geht man noch immer mit gewaltig großen Projekten um. Ich habe in früheren Berichten der Rieſenblätter erwähnt, welche nächſtens in's Leben treten ſollen. So eben iſt ein neues Projekt der Art aufgetaucht; das Blatt ſoll le Mouvement heißen, und ſucht vor der Hand bloß Aktionärs, welche die Güte haben ſollen, die zur Herausgabe nöthige halbe Million Francs beizuſteuern. Den Liebhabern der Romane wird in dieſem übrigens politiſchen Blatte völlige Befriedigung und Sättigung verſprochen; es ſoll hier mehr Roman gegeben werden als in irgend einem andern Blatte; „denn," ſo lautet die Ankündigung, „ohne Roman verbleicht und ſtirbt ein Journal, das Romanfeuilleton iſt durch den Willen der Mehrzahl der Leſer zu einer Macht emporgeſtiegen; das Feuilleton iſt der Regent der franzöſiſchen Geſellſchaft, der friedliche Eroberer der Intelligenz der Welt geworden." Die vielen Romane der Pariſer Feuilletons, nach welchen, wie es ſcheint, halb Europa heißhungrig iſt, haben das Geſchlecht der Ueberſetzer und Nachdrucker anſehnlich vermehrt. Eine Zeit lang gaben ſich bloß Belgier und Deutſche damit ab; jezt aber nimmt das Ding in der Schweiz und, was ganz unerwartet war, ſogar in Spanien überhand, und über ein Kleines wird ſich Frankreich ganz von Nachdruckern und Ueberſetzern eingeſchloſſen ſehen, welche alle von den Pariſer Feuilletons leben. Es wäre intereſſant, berechnen zu können, wie viele Menſchen in Europa durch die Feuilletons der Pariſer Journale ihre Nahrung finden, und welch ein Kapital dieſe Feuilletons in Umlauf ſetzen; ſicher ein größeres als das Einkommen manches Landes. Die Herren, welche dieſe Feuilletons ſchreiben, ſind daher auch jezt die gefeiertſten und am reichlichſten belohnten Schriftſteller in Europa, und es iſt gar nicht zu verwundern, daß der Buchhandel ſich in einem krankhaften Zuſtande befindet. Wo ſollen die Leute die Zeit zum Bücherleſen hernehmen, da ihnen ſchon das Leſen der Feuilletons und der großen Blätter ſo manche Stunde koſtet und die Journalromane dem großen Publikum jede ernſthaftere Lektüre verleiden. Mehrere Tageblätter haben ſich vergebens bemüht, das Publikum durch etwas anderes als durch Romane zu unterhalten; es hat ihnen nicht gelingen wollen, und um beſtehen zu können, haben ſie dem Strome folgen müſſen. In der friedlichen Zeit, worin wir leben, und beim Mangel an wichtigen politiſchen Begebenheiten laſſen ſich die Leſer durch die Feuilletons ſanft in Schlummer wiegen, und ohne den ungeheuern Aufſchwung der Induſtrie wäre das Roman-Feuilleton das Einzige, was das Publikum noch bewegt und anzieht.

Dg.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 232.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 27. September 1845.

> Glücklicher Künſtler! in himmliſcher Luſt
> Bewegen ſich ihm ſchöne Weiber;
> Verſteht er ſich doch auf Roſenduft
> Und appetitliche Leiber.
>
> Goethe.

## Watteau.

Wenn man das kleine Schloß zu Sansſouci beſucht und gleich links beim Eingang in eine Galerie tritt, die nur von geringer Ausdehnung iſt und ihre Fenſter nach der Hofſeite des kleinen Palais richtet, gewahrt man fünfzehn Gemälde, ſämmtlich Watteau's, alle ſo ziemlich von gleicher Güte, doch nicht gleich wohl erhalten. Friedrich der Große, deſſen Lieblingsmaler Watteau war, ſtellte die Bilder auf's Fenſter in ſeiner Nähe, um ſie, da er kurzſichtig war, mit Muße betrachten zu können, und beachtete nicht, daß die Sonne auf die Tafeln ſchien und ſie bleichte. Dieſem Grunde ſchreibt man zu, daß einige dieſer Bilder ein faſt ſchattenhaftes Anſehen gewonnen haben und ſtark gegen andere abſtechen, die noch im vollen Schmelz ihrer ſchönen Farben glänzen.

Man kann dieſe fünfzehn Bilder nicht anſehen, ohne daß ein Strom von Heiterkeit und Schönheit einem in die Seele dringt. Dieſer klare, farbenblühende Abendhimmel, dieſe anmuthigen Geſtalten, dieſe zauberhaften Gärten und Wieſenplätze, Alles zuſammen macht den Eindruck, als erzählte uns Jemand mit ſehr wohlklingender Stimme ein ſchönes Mährchen, und wir hörten es an, indem wir zugleich auf die Akkorde einer bezaubernden Muſik lauſchten, die aus der Ferne herüber tönte. Es iſt nicht die Schönheit, die mit der Größe gepaart erſcheint und unſere Seele ausweitet, indem ſie ihr tauſend edle und hochherzige Entſchlüſſe mittheilt; es iſt auch nicht die Schönheit, die ſich dem Gedanken vermählt und tiefſinnige Ideen, mächtige und erfolgreiche Forſchungen in uns gebiert; nein, es iſt die ſüße, tändelnde Schönheit, die wie eine reife Frucht vor unſern Lippen duftet, die unſern Sinn in einen beſcheidenen Taumel, unſer Nachdenken in einen lächelnden Traum wiegt. Wir ſehen etwas vor uns, was Poeſie iſt, aber ſich nicht prahlend vor uns kund gibt, das wie ein Spiel, das glückliche Kinder ſpielen, vor uns vorbei gaukelt. Es iſt unmöglich, Watteau's Bilder nachzuahmen, weil man Watteau's Seele ſich nicht aneignen kann. Alle Nachahmungen dieſes unübertrefflichen Anmuthſchöpfers ſind mehr oder weniger plumpe Commeragen, Plaudereien der Spinnſtube, die dem Geſchwätz der jungen Gräfinnen nacherzählt werden, oder es ſind kleine gemalte Laſter, verbotene Uebertreibungen verbotener Sitten, während Watteau faſt immer rein und lieblich bleibt, wenn er auch Gegenſtände behandelt, die in der verderbten Welt, in der er lebte, wenig Unſchuldsſeiten darboten.

Wir wollen unſere fünfzehn Bilder etwas genauer betrachten. In der Gruppe der drei, die zunächſt der Eingangsthüre zuſammengeſtellt erſcheinen, erſcheint als oberſtes Bild die Darſtellung eines Schäfers, der ſeine

Digitized by Google

Dame zu einem ländlichen Tanz auffordert. Der Platz, wo die Beiden ſich begegnen, iſt einſam; ein köſtlicher Abendhimmel iſt über eine einfache, aber nichts deſto weniger reizende Gegend ausgeſpannt. Man kann annehmen, daß der junge Mann ſeine Schöne ſuchte, ſie vergebens bei der Geſellſchaft im Thale ſuchte, und daß er ſie auf der einſamen Höhe hier findet und die Träumerin mit blühender Rede und zärtlichem Gruße überraſcht. Er tritt auf ſie zu und ſein rechter Arm legt ſich mit unbeſchreiblich graziöſer, nicht im mindeſten gekünſtelter Biegung um ihre ſchlanke Taille und die Finger ſeiner Hand taſten nur oben an den roſenhellen Atlas des Corſets, der die ſchönen Formen einſchließt. Er iſt in einem braunen Gewand, halb modiſch, halb phantaſtiſch, ohne Galanteriedegen, aber in hohen Strümpfen und geſchmückten Schuhen; das Haar, ohne Puder, fliegt in freien braunen Locken auf Schulter und Nacken. Seine ganze Stellung iſt vorſtrebend, kühn, jugendlich und dabei zierlich. Sie trägt einen bauſchigen Rock von weißem Seidenſtoff und ein rothes, mit Blumen geſchmücktes Mieder. Geſicht und Figur ſind mit einer großen und ſichern Anmuth gleichſam als aus dem Abendhimmel, der zum Hintergrunde dient, emporblühend dargeſtellt. Dieſes Bild iſt eines der ſchönſten, weil es zugleich eines der einfachſten iſt. Man möchte es gern in ſeiner Stube haben, um ſich an ſeiner Jugend zu erfriſchen, und gerade dieſes ſchien der königliche Freund Watteau's nicht geliebt zu haben, denn es iſt außerordentlich friſch und wohlerhalten.

Die zwei Bilder unten ſind mit einer großen Anzahl von Figuren bedacht. Das eine ſtellt ein damals beliebtes Spiel, das andere eine Muſikſtunde im Freien vor. Das Spiel bot dem Maler ſchöne Motive flüchtiger Bewegung. Einem jungen Manne ſind die Augen verbunden und er ſucht mit ſchalkhaft gelüfteter Binde diejenige der vor ihm hinflatternden Schönen zu erhaſchen, die er gerade finden und haſchen will. Der Schauplatz iſt ein Garten mit einer von der obern Terraſſe nach unten hin mündenden breiten Marmortreppe, deren Stützpfeiler ſchöne Vaſen und kleine Statuen zieren. Dunkle Baumſchatten füllen den Vorgrund und laſſen dem Bild das warme Licht eines Sommernachmittags in vollem heißen Blumenhauche im Mittelgrund des Bildes hervorquellen. Die Treppe und ein Theil der grünen Raſenplätze liegt im gelblichen Glanze. Es iſt warm, viele der Schönen haben ſich's leicht gemacht, die hübſchen Köpfchen blühen wie Blumen hinter zurückgeſchlagenen Blumenblättern hervor; nirgends aber ſehen wir die hier ſehr nahe liegende Gelegenheit benutzt, das Sittlichkeitsgefühl zu beleidigen. Die Gemeinheit, ſey es auch unter der eleganteſten Form, bleibt verbannt; unſer Künſtler iſt zu ſehr wahrer Poet, als daß er die Muſe, die ihm als leichtgeſchürzte Grazie erſcheint, zu beleidigen wagen ſollte. Unſere Zeit, ſo hochmüthig und prüd, iſt lange nicht ſo anſtandsvoll, und Watteau lebte in den Tagen einer Pompadour, er lebte unter den Orgien der Regentſchaft! — Auf dem Bilde, wo eine Muſik machende Geſellſchaft dargeſtellt iſt, ſitzt eine junge Frau in blaßgrüngelblichen Seidenſtoff gekleidet, und dieſe junge Frau iſt hinreißend ſchön. Sie hört die Liebeserklärung eines Mannes an, der zu ihren Füßen liegt, und die Muſik, wie es ſcheint, benutzt, um, ungehört von den Nebenſtehenden, ſein erotiſches Geflüſter in's Ohr und in's Herz ſeiner Dame ſtrömen zu laſſen. Das Hinlauſchen auf Verbotenes, das halbe Lächeln und das ganze Erröthen iſt in Stellung und Geſicht der jungen Nymphe unnachahmlich wiedergegeben. So lauſcht die junge Liebe unter Zitherklängen und Flötengejubel, unter dem Rauſchen der Baumwipfel und unter dem Anhauch warmer Blumendüfte auf das erſte Geſtändniß von den Lippen des Geliebten. So hingebeugt, halb widerſtrebend und halb mit Willen ſich hingebend, ſchöpft ſie, wie die Hand des Wanderers das ſilberne Naß der Quelle, den ſüßen Nektar aus Auge, Wange und Liebeslächeln des Jünglings. Und Alles dieß geht vor, während in der Nähe hinter dem Fächer gegähnt wird, während man vielleicht ſehr ſchlechte Muſik macht und der Himmel weiß was für profane Gedanken im Kopfe jener zwei Herrn ſich umtreiben, die dort im Vorgrunde im Schatten ſich lagern. Solch ein kleines Geheimniß iſt aber von unſerm Künſtler allen ſeinen Bildern eingeprägt. Es ſcheint Alles Heiterkeit und Luſt, aber ſieht man genauer hin, ſo ſteigert ſich dieſe Heiterkeit und Luſt irgendwo, bei irgend einem Pärchen zu einer Höhe, wo die unſchuldige Idylle in das Drama übergeht. Wer nicht Watteau iſt, malt dergleichen nicht. Hier iſt eben der Poet zu Hauſe, hier zeigt er, wie geſchickt er die Frivolität ſeines Gegenſtandes zu beſiegen und ihm die Innerlichkeit eines Herzensgegenſtandes zu geben weiß.

In der jetzt folgenden Gruppe ſind zwei Piecen, die ich, wenn der Urtheilsſpruch der Kenner nicht dagegen wäre, ſehr gern für Werke erklärte, die Watteau fälſchlich zugeſchrieben werden. Sie ſind die einzigen in der Sammlung, die weder die Anmuth noch die Unſchuld der Watteau'ſchen Bilder haben. Das eine zeigt einen Harem und den Tanz türkiſcher Frauen vor dem Sultan. Man kann ſich kaum etwas Abgeſchmackteres denken, als dieſe pſeudotürkiſche Tracht, dieſes Balletcoſtüm der Operſängerinnen zu den Zeiten der Pompadour, dieſe Schuhe mit rothen Abſätzen, dieſe Atlashöschen, dieſen gebauſchten, zu einer orientaliſchen Tunika verſchnittenen Reifrock, und dann die gepuderten Friſuren, überdeckt mit einem häßlichen Durcheinander von Diamanten und Pfauenſchweifen, von Roſenbouquets und Reiherfedern. Alles

Digitized by Google

das iſt gründlich geſchmacklos. Auf dieſem Bilde iſt aber auch die Compoſition ſteif und ohne Geiſt. Watteau hat entweder nie Gemächer und Säulengänge malen können, oder er hat ſie nicht malen wollen; kurz, der Saal, wo dieſer alberne Tanz vor ſich geht, iſt eine elende Wachtſtube, mit ſeynſollenden arabiſchen Ornamenten auf gut Glück hin verziert. Der Sultan iſt ein verkleideter Lakai, die türkiſche Dienerſchaft ſind geputzte Puppen ohne allen Ausdruck. Da haben wir beſſere Bilder, und unſere modernen Maler, die ſo ſorgfältig die Sitten und Gebräuche, die fremden Gebäude und Länder ſtudiren, bringen naturwahre und charakteriſtiſche Skizzen zu Tage, wenn ſie dieſes Feld bearbeiten; es ſey hier nur an Vernets orientaliſche Sujets erinnert.

(Fortſetzung folgt.)

## Der Pflanzer.

(Fortſetzung.)

Mit regem Eifer gingen die Schwarzen an's Werk und in kurzer Zeit hatte jeder ſeine Laſt aufgeladen; das Zeichen wurde gegeben und der Zug ſezte ſich in Bewegung. — Dicht an der weſtlichen Grenze von Hawthorns Plantage begann ein kleines Dickicht von immergrünen Stechpalmen und prachtvollen Magnolien, das ſich wohl drei Meilen lang an den beiden Seiten einer tiefen Schlucht hinzog, die einen kleinen Bach dem niedern Thallande und durch dieſes dem Ufer des Miſſiſſippi zuführte. In dieſer Schlucht hin und durch die dicht mit Rohr bewachſene Niederung führte ein ſchmaler Fußſteg zu einer kleinen, ſeit langer Zeit nicht mehr bewohnten Blockhütte, in der früher einmal ein Mord vorgefallen und die deßhalb von den Bewohnern verlaſſen war. In dieſe Hütte hatte der umſichtige Hannibal die in voriger Nacht zum Ufer geſchafften Waaren bringen laſſen und jezt ſchlich er ſich leiſe den Weg entlang, von den Laſtträgern gefolgt, die geräuſchlos und ſchnell hinter ihm herſchritten. Es war eine herrliche Nacht zu ſolchem Unternehmen; trüber, feuchter Nebel verdüſterte, wie mit einem dichten Schleier, die Sterne, von denen nur ſelten einer ſich durch die feuchten Dünſte Bahn brach und fern rollender Donner verkündete ein nahes Gewitter.

Hawthorn folgte Anfangs dem Zug mit der Büchſe auf der Schulter, drängte ſich aber jezt an den langſam vorwärts ſchreitenden Negern hin durch die Büſche, um an der Spitze des Zugs noch einige Anordnungen mit Hannibal zu treffen, als dieſer plötzlich ſtehen blieb und mit vorgeſtecktem Finger auf etwas Weißes im Gebüſch zeigte.

„There!“ flüſterte er mit kaum hörbarer Stimme, „ſchießt, Maſſa, ſchießt auf den weißen Fleck; der gehört nicht in den Wald hier!“ — „Wer da?“ rief der Amerikaner und trat, die Büchſe im Anſchlag, mit geſpanntem Hahn einen Schritt vor. „Wer da?“ oder ich ſchieße!“

Einen Augenblick ſchien die Geſtalt noch unſchlüſſig zu ſeyn, was ſie thun ſolle, die Gefahr war aber zu dringend, um lange zu zögern, und mit feſten Schritten trat ſie auf Hawthorn zu und ſtellte ſich ihm gerade gegenüber. „Rally!“ rief dieſer, „was führt Euch hierher?“ — „Der Verdacht, daß nicht Alles mit Euch ſo ſey, wie das Gerücht ging!“ antwortete der junge Mann. „Hawthorn, Hawthorn, Ihr habt ein ſchändliches Spiel geſpielt, und Euch zur Strafe hat mich Gott hierher geſandt!“

„Meint Ihr?“ rief Hawthorn zähneknirſchend, „meint Ihr wirklich? und Euer Bundesgenoſſe, der ſaubere Morris, hat wohl den Plan entworfen, mir hier aufzulauern? Was bekommt Ihr als Lohn?“ — „Wohl ſtand ich früher zu dieſem Zweck in Morris Dienſten,“ antwortete Rally, ſich hoch aufrichtend: „aber jezt weiß er nichts von meinem Thun; aus eigenem Antrieb ſchlich ich mich hierher. Ich ahnte die Schändlichkeit; aber glaubt nicht der gerechten Strafe zu entfliehen, und erntet dann den Fluch, den Ihr geſäet habt!“

„Meint Ihr?“ wiederholte Hawthorn mit verbiſſenem Zorn, als ſich jener von ihm wandte; „meint Ihr wirklich, ich ſey Thor genug, Euch jezt fort zu laſſen, damit Ihr die Nachricht in alle Welt auswerft? Peſt! Ihr müßt mich für einen verdammten Narren halten!“ — „Wagt es mir zu nahen!“ rief der junge Mann und riß eine Piſtole aus dem Gürtel. Im ſelben Augenblick umſchlang aber auch Hannibal mit eiſernem Griff von hinten ſeinen Arm, und trotz des heftigſten Sträubens und Hülferufens ſah ſich der Ueberliſtete in wenigen Minuten gebunden und geknebelt.

„Schreibt das Eurer Thorheit und Keckheit zu!“ ſagte Hawthorn, als er ſich von ihm wandte, um wieder an die Spitze des Zuges zu treten. „Ihr werdet jezt auf jeden Fall die Reiſe bis zur Grenze von Texas mitmachen und dann vielleicht klüger werden.“ — „Zweifle ſehr!“ ſagte Hannibal mit einem heimtückiſchen Blick auf den jungen Creolen. — „An was?“ fragte Hawthorn ſich ſcharf umdrehend. — „Daß — daß er klüger wird,“ antwortete der Schwarze zögernd, übergab den Gebundenen zwei ſeiner Getreuen und eilte Hawthorn nach.

Sie erreichten jezt die Niederung; der heiße Sommer hatte aber, mit Ausnahme einiger tiefer Stellen, die wie kleine Seen durch ſchmale Arme mit einander in Verbindung ſtanden, den Sumpf ausgetrocknet, und ohne bedeutende Unterbrechung ſezten ſie ihren Weg fort

Digitized by Google

bis ſie zu den überhängenden Weiden des Flußufers kamen. Der tief tönende Ruf einer Eule ſchallte ihnen von dort entgegen, Hannibal antwortete mit den täuſchend nachgeahmten Lauten des „Whip poor will,“ und gleich darauf trat der junge Doktor Hawthorn aus dem Dickicht und begrüßte freudig die Kommenden.

„Alles in Richtigkeit?“ fragte ſein Vater, ſich nach den Booten umſehend. — „Alles!“ entgegnete der Doktor; „es ging vortrefflich, kein Menſch hat uns bemerkt oder ahnt überhaupt nur, daß wir noch über der Erde wandeln.“ — „Einer doch!“ ſagte ſein Vater, „den bringen wir aber geknebelt.“ — „Kennt Ihr ihn?“ fragte der Doktor. — „Gewiß, es iſt Rally, der junge Creole.“ — „Höll' und Teufel! Der Spion, deſſen fluchwürdiger Wachſamkeit wir es allein zu danken haben, daß wir nicht ſchon vor vierzehn Tagen das Land verlaſſen konnten — Morris' Geſchöpf! Und was gedenkt Ihr mit ihm zu thun?“ — „Ihn bis zur Grenze von Texas mitzunehmen,“ ſagte der alte Hawthorn.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden, September.,**

Feſt in Kötzſchenbroda. — Fremde.

Die Eiſenbahnen haben bereits den mannigfachſten Nutzen für Betriebſamkeit und Verkehr gebracht; aber nicht minder bedeutend iſt ihr Einfluß auf das geſellige Leben, da vermöge derſelben ein Raum, der vormals ganze Stunden Zeit koſtete, in wenigen Minuten bezwungen wird. Der mitten aus anmuthigen Weingebirgen hervorblickende Marktflecken Kötzſchenbroda lockte von jeher manchen Bewohner der hieſigen Reſidenz auf ſeine heitern Jahrmärkte. Der dortige Zuſammenfluß von Käufern aus der ganzen Umgegend war eine überaus bunte Staffage für den mit grünen Bäumen durchwachſenen und mit mannigfaltigen Verkaufsbuden überfüllten Ort, und die gar reizende Lage des lezteren würde noch weit Mehrere öfter dahin gezogen haben, wenn nicht zwiſchen Dresden und Kötzſchenbroda eine ganze Meile Weges gelegen hätte. Seitdem die Eiſenbahn an dieſem Marktflecken vorüberführt, hat ſich nicht nur der dortige Jahrmarktsbeſuch von hier aus ungemein vermehrt, ſondern man fliegt dahin auch außer der Jahrmarktszeit. Kötzſchenbroda glaubte es an Aufmerkſamkeit gleichfalls nicht fehlen laſſen zu dürfen; es veranſtaltet immer im Auguſt ein zweitägiges ſolennes Vogelſchießen, welches gewöhnlich des glänzendſten Erfolgs genoß. Dießmal ſollte noch mehr geſchehen. Im dreißigjährigen Kriege war am 27. Auguſt 1645 im Pfarrhauſe zu Kötzſchenbroda ein in ſeinen Folgen für Sachſen ungemein wichtiger Waffenſtillſtand geſchloſſen worden. So wurde denn im jetzigen Jahre auf die beiden Vogelſchießtage, den 25. und 26. Auguſt, ein dritter gepfropft, der ſie durch eine förmliche Säcularfeier überbieten ſollte. Und das gelang vollſtändig. Fortdauernd liefen vom früheſten Morgen an die Dampfwagenzüge zwiſchen Dresden und Kötzſchenbroda hin und her. Ein glänzender Strom von vielen tauſend Menſchen überfluthete den mit Verkaufs- und Glücksbuden, wie mit Spiel und Tanz reichlichſt verſehenen Ort bis in die tiefe Nacht. Und troz dieſer lebenvollen Fülle, zum Theil ganz heterogener Elemente, auch keine einzige Störung der Ordnung, obgleich von irgend einer ungewöhnlichen polizeilichen, oder gar militäriſchen Ueberwachung gar nichts zu erblicken war. Die dabei vom dortigen Prediger und einem Staatsbeamten gehaltenen beziehungsreichen Feſtreden fanden großen Anklang, und die durch Sitte und Anſtand ſich auszeichnenden Aufzüge einheimiſcher Landleute und Jungfrauen in vorzeitlicher, maleriſcher Tracht erfreuten ſich des lauten Beifalls einer Verſammlung, in der Reich und Arm, Vornehm und Gering, Jung und Alt überflüſſig vertreten waren. Ein ſehr geſchmackvolles Feuerwerk, aus dem Laboratorium der Artillerie geſpendet, und der Glanz der von den umliegenden Weinbergen herablodernden bengaliſchen Flammen beſchloſſen eine Feier, deren Eintracht und Heiterkeit auch durch keine Spur jenes feindlichen Sinnes, deſſen heilloſer Ausbruch erſt vor wenigen Wochen ſo betrübend auf jeden rechtlichen Sachſen eingewirkt hatte, geſtört worden war. Der in Kötzſchenbroda zuſammengefloſſene Volksſtrom erhielt ſich zum Theil bis in die Nacht. In der erſten Hälfte derſelben ſollen auf der Eiſenbahn zwei ſehr ſtarke Züge, der eine von 45, der andere von 58 Wagen, mit 4000 Perſonen beſezt, im Dresdener Bahnhofe angelangt ſeyn.

Vielleicht hat noch kein Sommer ſeine Fremdenfülle und Eleganz mit Einem Male ſo reichlich über Dresden ausgegoſſen, als ſeit wenigen Wochen der jetzige. Straßen und Pläze ſind mit dem vielgeſtaltigſten beweglichen Glanze des Auslands geſchmückt, und die Fenſter der Gaſthöfe legen unzählige, mitunter ganz allerliebſte, ſchüchterne und kecke Geſichter zur Schau. Beſonders reich rauſcht die aus den Bädern heimkehrende neueſte Modepracht den ganzen Tag über die Brühlſche Terraſſe, um ſich zum Theil dort in den beiden Reſtaurationen niederzulaſſen, deren zahlreiche Hände und Füße zuweilen kaum auslangen für die vielen gleichzeitigen Nothſchreie der Gäſte nach Befriedigung ihrer höchſt wißbegierigen Gaumen. Obgleich, beim köſtlichen Wetter, die Reize der Umgegend die Stadt täglich eines großen Theils ihres fremden Schmuckes beraubten, blieben ihr und ihren Sehenswürdigkeiten und Verkaufsläden doch immer genug davon übrig. Unſere Droſchken, welche vor Herſtellung der Schiffbrücke eine große Verminderung ihrer Thätigkeit erlitten, möchten ſich jezt oft um Vieles multipliciren. Uebrigens gewähren ſie vermöge ihrer recht bequemen Beſchaffenheit und des wohlfeilen Preiſes dem ohne eigenes Geſchirr Reiſenden eine ungemeine Erleichterung für den Beſuch der Nachbarſchaft von Dresden. Zu den am meiſten in Augenſchein genommenen nächſten Punkten gehört die durch die lezte Belagerung der Stadt merkwürdig gewordene Anhöhe hinter dem Vorwerk Stöcking, wo bekanntlich dem General Moreau, den dort eine Kugel tödtlich verwundete, ein einfaches Denkmal, in einem ſteinernen koloſſalen Helm auf einer Ara beſtehend, unter einer Baumgruppe errichtet wurde. Schon die Nähe dieſes Denkſteins bewirkt, daß nicht leicht ein Fremder die Stadt verläßt, ohne einen Spaziergang dahin gemacht zu haben, weßhalb man häufiger als irgendwo beim Vorüberkommen daſelbſt Geſellſchaft findet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 37.

Sonnabend, 27. September 1845.

[242] In unſerm Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Maria.

### Ukrainiſche Erzählung

von

**Anton Malczeski,**

überſetzt von

**Conrad Roman Vogel.**

**(Mit einer biographiſch-literariſchen Einleitung.)**

8. Geh. Preis 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1845.

**Brockhaus & Avenarius.**

---

[280] Bei **Carl Focke in Leipzig** erſchien ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

## Lilien.

### Taſchenbuch

hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen für 1846,

von **C. v. Wachsmann.**

Neunter Jahrgang, mit 6 Stahlſtichen, höchſt elegant und prachtvoll gebunden. Preis 2⅓ Thlr. = 3 fl. 30 kr. Conv.-Münze.

---

[285] Bei **C. F. Winter**, akademiſche Verlagsbuchhandlung in Heidelberg, iſt ſo eben erſchienen:

## Euripides,

überſetzt

von

**J. J. C. Donner.**

**2ter Band.**

(enthaltend: Andromache, die Bacchen, Helena, Iphigenia in Aulis, Iphigenia in Tauri, der Kyklop.)

Der erſte Band erſchien im Jahre 1841, der 3te (Schluß-) Band wird bald möglichſt erſcheinen. Preis jeden Bandes 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr. rhein.

---

[269] So eben iſt erſchienen:

## Béranger's Lieder.

### Auswahl

in freier Bearbeitung

von

**Adelb. von Chamiſſo und Franz Frhr. Gaudy.**

**2te Auflage.**

Taſchenformat. Geb. Preis ½ Thlr.

Leipzig, den 9. Sept. 1845.

**Weidmann'ſche Buchhandlung.**

---

[271] Bei **F. H. Köhler in Stuttgart** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

## C. F. Freiherrn von Schweizer's Gedichte.

8. Velinp. eleg. broch. Preis 3 fl. = 1 Rthlr. 22½ Sgr.

Der Name des Herrn Verfaſſers iſt in den Blättern der Kunſt und Literatur Deutſchlands ſchon oft und mit ſteter Theilnahme begrüßt worden. Seine Gedichte, in einer ſorgfältigen Auswahl jetzt erſchienen, werden ſeinen zahlreichen perſönlichen Freunden eben ſo willkommen ſeyn, als den Gönnern deutſcher Dichtkunſt im Allgemeinen. Dieſelben zeichnen ſich durch eine reine, anſprechende Gemüthlichkeit, tiefe und mannigfache Empfindung, reiche Erfahrung und ſcharfes Urtheil über Welt und Zeit gleich vortheilhaft aus. Ein aus dem Herzen quellender, meiſterhaft dargeſtellter Humor und eine im Ausdruck durchaus eigenthümliche Gefühlsweiſe bilden ihre charakteriſtiſche Originalität.

---

[273] In der **Hallberger'ſchen** Verlagshandlung in **Stuttgart** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

## Demonſtrative Naturgeſchichte

oder

Erfahrungen und Belehrungen über das Sammeln, Präpariren, Claſſificiren, Aufſtellen, Verwahren und Demonſtriren der Naturkörper aller drei Reiche,

nebſt

**Beſchreibung der Lebensweiſe der Thiere, ſowie ihrer Körperhaltung bei allen Bewegungen**

von

**Dr. Alexander Held,**

Naturalien-Kabinet-Cuſtos zu München.

Bevorwortet

von

**Dr. G. H. von Schubert,**

Hofrath und Profeſſor zu München.

Mit ſieben Tafeln Abbildungen.

Preis 3 Thlr. 12 gGr. oder 6 fl.

---

[278] Bei **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in Berlin, erſcheint ſo eben:

## Hartmann von der Aue.

### Iwein mit dem Löwen.

Ueberſetzt und erläutert

von

**Wolff Graf von Baudiſſin.**

8. Eleg. geheftet. 1½ Thlr.

Dieſes anziehende altdeutſche Gedicht ſtammt aus dem dreizehnten Jahrhundert; es liegt ihm eine alte

Digitized by Google

celtiſche Sage zu Grunde. Iſt dieſe ſchon an und für ſich von höchſt intereſſanter Eigenthümlichkeit, ſo gewinnt ſie noch unendlich durch die ächt deutſche Art und Weiſe, in welcher der Dichter ſie aufgefaßt hat, durch die herzliche Innigkeit in den Schilderungen von Liebe und Freundſchaft, durch das friſche Wohlgefallen an Kampf und Sieg. Jeder Leſer wird ſich erfreuen an dem einfachen und doch ſo rührenden Gange der Geſchichte, an der lieblichen Klarheit und Gemüthlichkeit der Darſtellung, und an der großen Leichtigkeit der Sprache bei aller logiſchen und grammatiſchen Strenge. Die Ueberſetzung hat mit möglichſter Treue den Ton des Originals beibehalten, ohne indeß Gewandtheit und Anmuth der Diction vermiſſen zu laſſen.

---

[282] Eben iſt bei Hinrichs in Leipzig erſchienen:

## Briefe einer Hofdame in Athen.

An eine Freundin in Deutſchland 1837—1842.
VIII u. 328 S. 8. geh. 1845. 1 Thlr. 20 Ngr.

## Statiſtiſches Jahrbuch für 1845.

Herausgeg. von Dr. K. A. Müller.
gr. 8. XII u. 307 Seiten. gebd. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Landwirthſchaft, Plantagenbau. Berg- und Hüttenweſen, Salinen. Gewerbfleiß. Handel. Schifffahrt. Eiſenbahnweſen. Staatsleben, Bevölkerung. Verwaltung. Rechtspflege. Staatshaushalt. Kriegsweſen. Schule und Kirche.

## PENELOPE.

### Taſchenbuch für das Jahr 1846.

Herausgegeben von **Th. Hell.**

Mit 3 Stahlſtichen und Beiträgen von W. Alexis, W. v. Lüdemann, A. v. Sternberg, J. v. Großmann, G. A. v. Halem. 8. gebd. 1 Thlr. 20 Ngr.

---

[281] In unſerm Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Weerth, Dr. C., Der Haushalt der Natur** mit vorzugsweiſer Berückſichtigung der Stellung des Menſchen in demſelben. gr. 8. 1 Rthlr.

**Leizmann, Dr. Fr., Ueber Art und Kunſt der deutſchen Literatur.** gr. 8. geh. 4 gGr.

— — **Antipathien zwiſchen deutſchen und ſlaviſchen Volksſtämmen** mit beſonderer Beziehung auf Rußland. gr. 8. geh. 6 gGr.

Lemgo und Detmold, im Sept. 1845.

Meyer'ſche Hofbuchhandlung.

---

[283] Bei **Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen** iſt erſchienen:

**Bodemann, F. W.,** Sammlung liturgiſcher Formulare aus ältern und neuern Agenden. 1ſte Abthl. gr. 8. à 1 Rthlr.

**Charakterzüge** aus dem Leben der römiſchen Kirche. Ein Beitrag zur Volksbelehrung. 1ſtes Heft. Geſchichte des Cölibats. gr. 8. à 8 Gr.

**Hausmann, J. F. L.,** Handbuch der Mineralogie. 2te Aufl. 2ten Theils 2te Abthl. gr. 8. à 1 Rthlr. 8 Gr.

**Rettberg, F. W.,** Kirchengeſchichte Deutſchlands. 1ſten Bandes 1ſte Lief. gr. 8. à 1 Rthlr. 2 Gr.

**Sophian,** Töne aus meiner Liebe. 12. geh. à 8 Gr.

**Zachariä, H. A.,** Deutſches Staats- und Bundesrecht. 3ter Theil. gr. 8. à 2 Rthlr.

# Gedichte

von

## Franz Dingelſtedt.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Eine dichteriſche Perſönlichkeit der neueſten Zeit, durch Schickſal und Talent gleich hervorragend und innerlich wie äußerlich reichbewegt, erſcheint vor dem deutſchen Publikum zum erſten Mal in einer vollſtändigen, kritiſch geordneten und künſtleriſch geſtalteten lyriſchen Sammlung, welche ſich in drei Abtheilungen (Heimath — Wanderſchaft — Rückkehr) naturgemäß gliedert. Es ſind darin weder bloße individuelle Eindrücke noch bloße politiſche Gelegenheitsgedichte loſe an einander gereiht; vielmehr zeigt ein poetiſches Geſammtbild den ganzen Frühling eines deutſchen Dichterlebens in ſeinem Fortſchritt und Kampf, mit allen Verirrungen und Widerſprüchen in warmen, treuen und offenen Zügen. Neben der Idylle vom Weſerufer ſteht das Nachtſtück aus Paris und London, mit heißen und grellen Farben gemalt; gleich nach dem Liebesliede klingt das Kriegsgeſchrei der Zeit empor; Ironie und Elegie wechſeln, auf und ab fluthend, wie das ſtürmiſche Meer der eigenen Stimmung oder der fremden Umgebung. Nur aus der erſten Abtheilung wurden einzelne Blätter fliegend gekannt, und wir brauchen nur an das beredte Fürwort vor Jordans Kerker, an die begeiſterte Feier Uhlands und der Brüder Grimm, an die zürnende Todtenklage für Chamiſſo oder Schomburg zu mahnen, um aufs Neue für ſie zu intereſſiren; „Wanderſchaft" und „Heimkehr" erſcheinen dagegen hier zum erſten Male. Durch die ganze Sammlung geht, charakteriſtiſch für deren reichen und mannigfachen Inhalt, eine düſtere, zur Verneinung neigende, mit ſich ſelbſt unzufriedene Weltanſchauung, während die Form überall eine ſeltene Leichtigkeit und Glätte mit ſtrenger Correktheit vereinigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

Das evangeliſche

# Miſſionsweſen.

Ein Ueberblick über ſeine Wirkſamkeit und ſeine weltgeſchichtliche und nationale Bedeutung,

von

**Dr. F. W. Klumpp,**

Profeſſor am königl. Ober-Gymnaſium in Stuttgart.

Zweite Auflage.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die vorſtehende Schrift, welche die ſo wichtige und doch lange Zeit ſo wenig bekannte und beachtete Sache der Miſſion nach ihrer Geſchichte, ihren Grundſätzen, ihrem großartigen Umfange und ihren Erfolgen überſichtlich darſtellt, hat ſich in kurzer Zeit einen Leſerkreis gewonnen, und erſcheint daher bereits in einer zweiten, mit Beziehung auf den neueſten Stand der Sache fortgeführten Auflage. Je mehr nun in unſerer an raſchen Entwicklungen ſo reichen Zeit auch dieſer Angelegenheit, als einem wichtigen Momente in dem Entwicklungsgange der Weltgeſchichte, in den letzten Jahren eine unerwartete, allgemeinere Aufmerkſamkeit zugewendet worden iſt, deſto mehr dürfte die Schrift, welche die Aufgabe gerade auch von dieſer Seite faßt, für dieſes neu angeregte Intereſſe Vielen willkommen ſeyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Goethe Götz von Berlichingen illuſtrirte Ausgabe.

[287] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Die erſte Lieferung einer illuſtrirten Prachtausgabe von

# Goethe's Götz von Berlichingen.

Die Illuſtrationen ſind nach Zeichnungen von Eugen Neureuther. Wir dürfen ſie in Compoſition und Ausführung als vollkommen gelungen bezeichnen.

Dieſe ſchöne Ausgabe veröffentlichen wir in drei Lieferungen, von denen die

1ſte Lieferung 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr.
2te „ 2 fl. 20 kr. „ 1 Rthlr. 8 gGr.
3te „ 2 fl. 20 kr. „ 1 Rthlr. 8 gGr.
das vollſtändige Werk 8 fl. — „ 4 Rthlr. 16 gGr.

koſten wird. Die zweite Lieferung erſcheint Anfangs Oktober, die dritte Mitte November, ſo daß das Ganze noch vor Schluß dieſes Jahres vollendet ſeyn wird.

Dieſe Pracht-Ausgabe reiht ſich an die in gleicher oder ähnlicher Ausſtattung früher erſchienenen Editionen von Herders Cid, Nibelungen-Noth, Homers, Schillers, Herders, Platens, Pyrkers, Klopſtocks und Leſſings Werke in Einem Bande.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# J. G. von Herder's
# ausgewählte Werke.

## Ausgabe in Einem Bande

**mit dem Bildniß des Verfaſſers in Stahl geſtochen und einem Facſimile ſeiner Handſchrift.**

Preis brochirt 14 fl. oder 8 Rthlr.
Hübſch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabſchnitte des Inhalts:

Herder's Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden. — Dramatiſche Stücke und Dichtungen. — Stimmen der Völker in Liedern. — Geiſt der ebräiſchen Poeſie. — Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes. — Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. — Adraſtea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron. — Chriſtliche Reden und Homilien. — Homilien über das Leben Jeſu.

Außerdem ſind noch zu haben:

**J. G. von Herder's ſämmtliche Werke** in Taſchen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.
Ebendieſelben einzeln:
I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.
II. Literatur und Kunſt. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.
III. Philoſophie und Geſchichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.
Einzelne Bändchen aus dieſen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

— — **Der Cid.** Nach ſpaniſchen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe. 16°. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Neue Ausgabe in engliſchem Einband mit Goldſchnitt und einem Stahlſtich. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

— — — — Illuſtrirte Ausgabe mit 70 Holzſchnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther. 2te Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **chriſtliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Geſammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

**M. Caroline von Herder,** Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

# Freiligrath's Gedichte.

Neueſte Ausgaben.

[286] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Gedichte

von

### Ferdinand Freiligrath.

a) Miniatur-Ausgabe (7te Auflage) in engliſchem Einband mit Goldſchnitt und einem Stahlſtich. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

b) Octav-Ausgabe (8te Aufl.) mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Dieſe Sammlung von Gedichten, deren Erſtlinge den Namen ihres jugendlichen Verfaſſers ſchon vor Jahren in den Mund aller Freunde friſcher Poeſie gebracht haben, iſt ſchon zu allgemein bekannt, als daß ſie noch einer Empfehlung bedürfte. Die geiſtreiche Behandlung der Sprache, der metriſchen Formen und des Reimes, noch mehr aber die künſtleriſche Verarbeitung neuer Stoffe, die begeiſtertes Studium der Erd- und Völkerkunde an allen Enden erbeutet und feurige Phantaſie mit dichteriſcher Glut durchdrungen hat, werden ſich in dieſer Zuſammenreihung des Beſten, was der Dichter geleiſtet, in ihrer ſeltenen Eigenthümlichkeit herausſtellen. Auch die Zugabe von Ueberſetzungen franzöſiſcher und engliſcher Lieder aus der neueſten Epoche, zu deren Bearbeitung derſelbe ſeinen Beruf ſchon ſeit längerer Zeit bewährt hat, iſt dem Leſer ohne Zweifel willkommen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Kosmos von Alexander von Humboldt.

[263] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Kosmos.

Entwurf

## einer phyſiſchen Weltbeſchreibung

von

### Alexander von Humboldt.

**Erſter Band.**

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Der gefeierte Name des Autors überhebt uns jeder lobpreiſenden Anzeige des vorſtehenden Werkes. Wir beſchränken uns alſo darauf, den Inhalt dieſes erſten Bandes anzugeben, und bemerken nur, daß er ein für ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet, und durch die Anſchaffung deſſelben die Abnahme der beiden noch folgenden Bände nicht bedingt iſt.

Inhalt des erſten Bandes:

Einleitende Betrachtungen über die Verſchiedenartigkeit des Naturgenuſſes und die Ergründung der Weltgeſetze. — Begrenzung und wiſſenſchaftliche Behandlung der phyſiſchen Weltbeſchreibung. — Ein allgemeines Naturgemälde als Ueberſicht der Erſcheinungen im Kosmos.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Gedichte von Nicolaus Lenau.

Zwei Theile in engliſchem Einband mit Goldſchnitt.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.

Der erſte Theil erſcheint hier in der ſiebenten Auflage, der zweite bildet die fünfte und ſehr vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte."

In gleichem Format und gleicher Ausſtattung ſind ferner zu haben: Goethe's Hermann und Dorothea, Egmont; Schiller's Tell, Wallenſtein; Tegnér's Fritbiofsſage, Simrock Nibelungenlied, und die Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland, Freiligrath, Hölderlin, Platen, Oehlenſchläger und Zedlitz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 233.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 29. September 1845.

Thy skiff unmoor
And waft us from the silent shore . . .

. . . . . . . . .

Sullen it plunged and slowly sank;
The calm wave rippled to the bank,
I watched it, as it sank.

Byron.

## Der Pflanzer.

(Fortſetzung.)

„Oder wenigſtens ein Stück Wegs!“ murmelte Hannibal für ſich. „Soll mir des Schurken Bewachung anvertraut werden?“ fragte er lauter. — „Mach' es wie du willſt!“ erwiderte Hawthorn, zu den Booten hinuntergehend; „halte ihn nur ſo, daß er uns nicht verrathen kann!“ — „Ai, ai!“ lachte der Neger, und auf ſeinen Wink trugen einige der Schwarzen den ſich aus allen Kräften ſträubenden Gefangenen in eines der Boote hinunter. — „Bindet ihm die Füße feſt! ſo!“ ſagte Hannibal. „Nun zu Schiffe, wir müſſen vor Tagesanbruch an dem andern Ufer in Sicherheit ſeyn, alſo wenigſtens noch fünfzehn Meilen ſtromauf rudern. Darum raſch, my boys, raſch!“

Mit regem Eifer gingen die Schwarzen, Männer und Weiber, an's Werk, und bald darauf lagen ſie unter dem kleinen gefürchteten Häuschen, im Schatten einiger gewaltiger Baumwollenbäume. Auf das gegebene Zeichen trat Hawthorns Aufſeher, der hier bei den Waaren gewacht hatte, an's Ufer, und nach dem Austauſch weniger Worte begann das Laden der Boote. Darauf zogen ſie, von einem friſchen Südwind begünſtigt, die Segel auf und glitten ſo nahe wie möglich am Ufer, um die ſtärkſte Strömung zu vermeiden, den Miſſiſſippi hinauf.

Hannibal hatte mit ſechs Negern, die er ausgewählt, das kleinſte Boot genommen und in dieſes den Gefangenen gelegt, der noch immer, feſt gebunden und geknebelt, ſich nicht zu rühren vermochte. Vermöge der Schnelligkeit ſeines Fahrzeugs hätte der Neger wohl voraus ſeyn können, abſichtlich aber ließ er das breite, kurze Segel ein wenig flattern, blieb eine Taulänge hinter den Uebrigen zurück und hielt ein wenig mehr in den Strom hinaus. Das ſtärkere Plätſchern am Bug verrieth bald, daß das kleine Boot jezt gegen die ganze Waſſermaſſe anarbeite, und nachdem er das Segel wieder ſtraff angezogen, daß es jeden Lufthauch, der von dem Golf von Meriko herauf wehte, faßte, berührte er die Schulter ſeines Gefangenen, der in ſcheinbarer Theilnahmloſigkeit auf dem Boden des Fahrzeugs lag.

„Rally!“ ſagte der Sklave, und ein teufliſches Lächeln überflog ſeine dunkeln Geſichtszüge, „Rally, erinnert Ihr Euch wohl, wie Ihr Hannibal im lezten Frühjahr in Bayou Sarah binden und prügeln ließet, weil er nicht Wache ſtehen wollte, während Ihr der Frau Eures Freundes Geſellſchaft leiſtetet? Ihr hattet damals freilich eine andere Ausrede: der „damned nigger“ war unverſchämt geweſen, ſollte ſogar gedroht haben, und

Digitized by Google

das forderte exemplariſche Strafe. Mein Maſter war ja ſechs Meilen entfernt und Ihr wußtet die Geſetze auf Eurer Seite. Erinnert Ihr Euch dann wohl, wie Ihr, vier Wochen ſpäter, auf meinen Bruder mit Entenſchrot ſchoſſet, weil er, obgleich in Bayou Sarah von jedem Kinde gekannt, ohne Paß hinüber gekommen war und ſich durch die Flucht einer vier- und zwanzigſtündigen Haft entziehen wollte? Ihr hattet ebenfalls die Geſetze auf Eurer Seite; was kümmerte es Euch, daß der arme Teufel Monate lang unter Schmerzen das Lager hüten mußte. Erinnert Ihr Euch an das Alles?"

Der Gefangene ſah mit ſcheuem, wildem Blick zu der dunkeln Geſtalt empor, die ſich mit immer drohenderem Ausdruck über ihn hinbog, rührte ſich aber nicht. — „Gut!" fuhr Hannibal mit unterdrückter Stimme fort; „Ihr habt das ſicher nicht vergeſſen und der Tag ſey geſegnet, an dem ich meinen armen Bruder rächen kann. Befehlt Eure Seele Gott, denn Ihr lebt keine Viertelſtunde mehr."

Mit immer ängſtlicherem Herzklopfen hatte der Geknebelte den drohenden, Unheil verkündenden Worten des Negers gehorcht, aber noch geglaubt, er werde die ihm für kurze Zeit gegebene Macht nur dazu benutzen, dem Weißen ſeinen Grimm und Haß in's Antlitz zu werfen. Jetzt aber, da er vor ſeinen entſetzten Blicken das Schrecklichſte auftauchen ſah, als ihm eine fürchterliche Ahnung ſeines Schickſals dämmerte, verſuchte er mit der Kraft, die nur Verzweiflung gibt, ſeine Banden zu ſprengen und ſich zu befreien. Hannibal hatte aber das vorher geſehen, die Stricke waren unzerreißlich, und nach einigen Minuten nutzloſer Anſtrengung ſank der Unglückliche, kalten Todesſchweiß auf der Stirn, in ſeine vorige Lage zurück.

„Alles vergebens!" lachte Hannibal, indem er ein friſches Stückchen Kautabak in den Mund ſchob, „an's Werk, ihr Burſche! fort mit ihm! wir müſſen wieder in ſtilleres Waſſer zurück, ſonſt verlieren wir die Uebrigen; ich kann ſchon jetzt nicht mehr ihre Segel erkennen. Fort mit ihm!"

Die Neger befolgten ſchnell, und wie es ſchien mit freudigem Eifer, den gegebenen Befehl; der Unglückliche wurde trotz ſeines Sträubens aufgehoben, hing einen Augenblick ſchwebend in ihren kräftigen Fäuſten und flog dann, von einem lauten „a-ho-y" des Führers begleitet, in die hochaufſpritzende und über ihm zuſammenſchlagende Fluth.

Hannibal hatte indeſſen das Segel losgebunden, daß es im Winde flatterte, der Kahn, nicht mehr ſtromauf getrieben, hielt in ſeinem Laufe inne und aufmerkſam beobachteten die Neger, wie der Ertrinkende wieder auftauchte, wie er wieder unterſank, und noch einmal emporkam. Als ſich aber die trübe Fluth auch dießmal über ihm ſchloß, ergriff Hannibal das Steuerruder und mit geſchwelltem Segel flog das leichte Boot, von einem ſcharfen Südwind getrieben, dem Ufer zu und glitt an dieſem ſchnell und geräuſchlos hinauf.

(Schluß folgt.)

---

## Watteau.

(Fortſetzung.)

Das zweite Bild, das ich auch des Namens Watteau's für unwürdig erkläre, iſt eine Badeſcene, und dießmal eine ziemlich anſtößige. So etwas könnte Natoire gemalt haben. Eine korpulente junge Dame nimmt ein Wannenbad; ihre Dienerinnen ſind ihr behülflich, ein kleiner Mohr ſteht dumm zuſchauend im Vorgrunde. Auf einem Pfeilertiſche vor dem Spiegel liegen Schmuckſachen, Gewänder ſind hie und da auf dem Boden hingeſtreut. Das Zimmer iſt eine große Halle, mit ziemlichem Geſchmack drappirt und möblirt. Es iſt keine Heiterkeit, keine Friſche, keine Poeſie in dem Bilde. Es iſt unmöglich, daß Watteau ſo völlig alle ſeine bezeichnenden Tugenden abſtreifen kann; nicht einmal Anmuth in den Bewegungen läßt ſich bei dieſen hin und her eilenden und um die Badewanne gruppirten Frauen entdecken. Dabei hat das Bild gelitten und iſt gebleicht. Vielleicht war es in der Färbung ſehr blühend, und dann hatte es doch wenigſtens dieſes Verdienſt.

Ueber dieſen beiden Bildern hängen zwei wahrlich ſehr ächte Watteau's. Der Gegenſtand iſt ſo ziemlich immer derſelbe; es ſind wieder Frauen und Männer, die ſich mit Spiel, Tanz und Muſiciren hier im Grünen, dort in einer zierlichen Säulenvorhalle beſchäftigen. Jedes dieſer Bilder hat wiederum unnachahmliche Reize. Da iſt Jugend, da iſt Leben, da iſt Friſche! — Der Gegenſtand von einem der nächſten Bilder ſcheint ein Spiel zu ſeyn, das man jetzt nicht mehr kennt. Ein junger Mann in einer Maskentracht führt einen Tanz mit einer Dame aus, die ihn unter neckiſchem und anmuthigem Spiel in eine Gruppe junger Männer und Frauen hinzulocken ſucht. Vielleicht liegt eine mythologiſche Allegorie dieſem zierlichen Intermezzo zum Grunde. Zwei Frauen, am Fuße einer Eiche hingelagert, zeigen die lieblichſte Friſche in den jugendlichen Formen. Das hierauf folgende Bild ſtellt eine Prozeſſion dar; eine heitere Geſellſchaft zieht in's Grüne und ein dunkler, von Sommerlüften in lieblichem Rauſchen bewegter kleiner Waldplatz nimmt ſie auf. Die ſchönen, in farbige Gewänder gehüllten Geſtalten gleichen Blumen, die ſich

Digitized by Google

von ihren Stielen gelöſt haben und frei herumflattern. Watteau hat auf dieſem Bilde die ganze Fülle ſeines erotiſchen Farbenfüllhorns ausgeleert. Es ſind dieſe Gruppen mit ihrem heitern Frühlingshimmel als Hintergrund kleine anakreontiſche Gedichte, mit der Poeſie vornehmer Grazie und dem Abandon ländlicher Unſchuld gepaart. Man möchte, aller Sorgen einer engen Exiſtenz baar, mit dieſen jungen Wanderern in die Schatten des Hains flüchten und mit ihnen die bezaubernden Spiele der Kindheit und Jugend ſpielen. Aber ſie würden uns nicht aufnehmen, uns, die wir mit dem Staub, dem Unmuth und den Sorgen einer Welt beladen kommen, die dieſen glücklichen Geſchöpfen fremd iſt.

Wie glücklich war die Schönheit und die Jugend, die ſolch einen Maler fand, wie beneidenswerth der Glanz und der Reichthum, der einen ſo geſchickten und ſinnreichen Dollmetſcher gewann! Die Schmeichelkünſte einer verderbten Geſellſchaft, die Entſittlichung einer verweichlichten Generation erſchienen hier, durch eine faſt kindlich naive Kunſt gehoben und geläutert. Wir haben andere Auffaſſungen jener Geſellſchaftskreiſe, wo faſt dieſelben Geſtalten, faſt in denſelben Situationen und Gruppirungen erſcheinen, aber die Atmoſphäre des Laſters ruht ſchwer auf ihnen und verdichtet jede graziöſe Linie, trübt jedes lächelnde Geſicht. Watteau ſcherzt mit der Unnatur und den Laſtern der Großen wie ein Kind mit einer blutbeſpritzten Krone ſpielt. In die Verzerrungen der Convenienz läßt er den reinen Frühlingshimmel mit allen ſeinen Lichtern und Lüften verklärend hineinſpielen. So iſt jede Schärfe gemildert, jede verwundende Spitze gebrochen; die Kunſt hat ihr Verſöhneramt geübt.

Werfen wir auf Lemoine's Bilder einen Blick, ſo ſehen wir dieſelben Frauen, wie ſie in den Salons von Paris die Orgien unter der Regentſchaft mitfeiern helfen, oder wir ſehen ſie in Jacques Vanloo's Bildern die Attitüden annehmen, die den guten Geſchmack zugleich mit dem Anſtand beleidigen. Watteau zeigt ſie uns noch als unſchuldige Kinder. Wenn die Nacht kommt und die Spieltiſche aufgeſchlagen werden, das Geflüſter hinter Säulenvorſprüngen und Draperienfalten beginnt, dann gibt er ſeine Figuren an Nicolas Coppel ab, oder an Lemoine, und dieſe ſchalten und walten dann mit ihnen, wie es der Laune dieſer fauniſchen Satiriſten gelüſtet. Wehe der jungen Frau, die durch ihre Schönheit in dieſer nächtlichen Sphäre hervorleuchtet! unbarmherzig erfaßt der Pinſel Vanloo's ihren guten Namen, ihren noch unangetaſteten Ruf, und bringt ſie auf eine jener kleinen Tafeln, die, Meiſterſtücke der Kabinetsmalerei, beſtimmt ſind, ewig hinter einem grünen Vorhang ihre verborgenen Reize zu entfalten.

Watteau iſt aber auch nicht immer ganz rein von der pikanten und anſtößigen Laune, die damals alle Künſtler, die in der Welt ihr Glück machen wollten, beſeelte. Wir beſitzen von Watteau die ſogenannten Aeffereien in den Boudoirs von Chantilly, die Liebſchaften Ludwigs XV. in Carrikaturen darſtellend. Es iſt kaum glaublich, bis zu welchem Grad derſelbe Maler, der die moderne Welt in ſo reinem und unſchuldigem Glanze darzuſtellen wußte, zugleich den perfideſten Spott im Angriff gegen die Thorheiten dieſer Welt treiben kann. Dieſe kleinen gemalten Epigramme, dieſe in Gold und Flitter eingefaßten Medaillons ſind köſtliche Illuſtrationen zu der Memoirenliteratur jener Tage. Wie keck mußte das junge Genie ſeyn, das ſo etwas wagte unter den Augen der Pompadour und ihres allmächtigen Geliebten; dieſes Geliebten, der, beiläufig geſagt, während ſeiner Regierung zweihundert und dreißigtauſend Lettres de cachet austheilte.

Außer dieſen fünfzehn Watteau's im kleinen Palais zu Sansſouci befinden ſich auch noch einige Stücke dieſes Meiſters im Schloß zu Potsdam und dann drei ganz vortreffliche Tafeln im Muſeum zu Berlin. Von den drei leztgenannten Bildern ſtellen zwei, und dieſe ſind beſonders beachtenswerth, Maskengruppen, und eines eine muſicirende Geſellſchaft im Freien vor. Die Maskengruppen haben eine die italieniſche, die andere die franzöſiſche Operngeſellſchaft zum Gegenſtand. Die Italiener ſind in einem Garten bei Nachtzeit verſammelt. Die Beleuchtung iſt von einer magiſchen Wirkung und das Bild ſelbſt in allen ſeinen Theilen mit einem für Watteau ungewöhnlich kräftigen Pinſel ausgeführt. Die Köpfe haben hier Charakter und Phyſiognomie, während Watteau's Köpfe gewöhnlich nur Ausdruck haben, und zwar Ausdruck der Freude, des Lächelns, des gleichgültigen Hinblickes. In dieſer Nachtſcene ſehen wir zwar ebenfalls die ſtereotyp gewordenen lächelnden Frauenköpfe unſeres Meiſters, aber wir ſehen nebenbei auch Phyſiognomien, die den italieniſchen Charakter zeigen, und die Affekte des Spottes, des Zorns, der Schadenfreude ſind hier weit mehr markirt, als auf den andern Bildern. Das zweite Bild iſt äußerſt glücklich gruppirt und die erotiſche Poeſie iſt hier beſonders flüſſig und beweglich. Es wäre unmöglich, dieſes Bild zu copiren. Ein hübſcher Gedanke iſt, daß der junge Bacchus, ein in violettem Atlas gekleideter Jüngling, mit einem als Amor traveſtirten, mit Hut und Federbuſch gezierten jungen Offizier Brüderſchaft trinkt. Die Stellung des Bacchus, der auf einer Bank liegt, iſt voll Laune und Leben. Ein paar Mädchenköpfe zeigen die harmloſe Luſt und die Spottlaune neugieriger Zuſchauerinnen; es ſind die Schauſpielerinnen von ehemals, ausgelaſſene, aber graziöſe Dirnen, die unſer Maler ebenfalls mit gutem Geſchick und vieler Nachſicht behandelt hat. Die Scene

Digitized by Google

ſtellt einen Garten vor mit der Büſte einer verſchleierten Frau; vielleicht iſt dieſer Garten, vielleicht die ganze Geſellſchaft dem wirklichen Leben entnommen. Doch dieſer Anſicht widerſpricht die Allgemeinheit im Ausdruck und dem Geſichtsſchnitt der Köpfe.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden, September.**

(Schluß.)

Neue Theaterſtücke. — Deutſchkatholiken. — Das Verfaſſungsfeſt.

Der vormals gräflich Marcolini'ſche Palaſt in Friedrichsſtadt diente noch vor Kurzem zu einer lebendigen Erinnerung an den, allerdings wenig erfreulichen Zuſtand des Jahres 1813. Napoleon hatte eine Zeitlang von dort aus Europa tyranniſch beherrſcht, um faſt unmittelbar nachher ſelbſt der noch viel abſolutern Herrſchaft der Nemeſis zu verfallen. Die Gemächer, worin er gehaust hatte, waren faſt unverändert, mit Allem, was ſie an Geräth und Ausſchmückung enthielten, auf den neuen Beſitzer des weitläufigen Grundſtücks übergegangen und von demſelben ebenfalls wenig angetaſtet worden. So eben wird jedoch der abermalige Verkauf dieſes Grundſtücks ſolchen Betrachtungen ihre fernere Nahrung entziehen. Uebrigens wiegt unſtreitig der Zweck, zu dem die Stadt das Grundſtück an ſich brachte, alle Rückſichten der Art reichlich auf. Schon lange nämlich fehlte es ihr an einem zulänglichen Krankenhauſe, und zu einem ſolchen ſoll der Palaſt umgeſchaffen werden. Auch in anderer Hinſicht ſcheint es recht erwünſcht, daß es dahin gekommen iſt. Der lezte Beſitzer hatte den Plan, das ſehr geräumige Grundſtück zu vereinzeln; dadurch aber wäre der dazu gehörende Garten zerſchnitten und unſtreitig vernichtet worden, was beſonders ſeiner ſchönen alten Bäume wegen zu beklagen geweſen wäre, da dergleichen, bei der eigentlichen Wuth, alles Leben der Gartenvegetation in todten Stein zu verwandeln, in neueſter Zeit hier zu den Seltenheiten gehören.

Unſere Bühne entwickelt fortwährend eine wünſchenswerthe Thätigkeit durch neues Einſtudiren bewährter älterer Stücke und durch das Vorführen neuer. Die jüngſte Zeit brachte drei Neuigkeiten. Die erſte Cenſur: prae ceteris, ſchien das Publikum dem Schauſpiele: „Ein Brief aus der Schweiz" zuzuerkennen, deſſen Charaktere und Situationen den Stempel der dramatiſchen Dichtungen der Verfaſſerin, der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, wieder ſehr deutlich an ſich trugen. Die zweite Cenſur: omnino, fiel dem „Seelengemälde" von Gutzkow: „Der dreizehnte November" zu, und die dritte, das einfache dignus, gewann die aus dem Franzöſiſchen ſtammende Poſſe von Friedrich: „Der Confuſionsrath." Bei allen drei Neuigkeiten verdiente übrigens die auserleſene Beſetzung der Hauptrollen, ſo wie der Fleiß der Künſtler beſondere Anerkennnung. Später gab es ſogar noch ein viertes neues Stück auf der Bühne des Linkeſchen Bades: „Unverhofft!" eine Poſſe mit Muſik nach dem Franzöſiſchen von Neſtroy. Obſchon ich der Aufführung nicht beiwohnen konnte, läßt ſich doch mit ziemlicher Gewißheit vermuthen, daß ſie guten Erfolg hatte, da Neſtroyſchen Stücken ein ſolcher hier ſelten fehlt, wenn ſie, wie dieſes, durch den verſtändigen Muthwillen unſerer guten Komiker unterſtüzt werden. — Seitdem das Theater des Linkeſchen Bades, auf welchem das Poſſenſpiel ein längſt erworbenes Heimathsrecht behauptet, nach zweckmäßigen Reparaturen und Verbeſſerungen wieder in Gang gekommen, ſcheinen ſich Publikum und Schauſpieler mehr dafür zu intereſſiren, als früher. Mehemals, wo doch auf der Bühne in der Stadt recht beliebte Stücke gegeben wurden, erhielt kürzlich das kleine, außerhalb derſelben gelegene an denſelben Abenden großen Zuſpruch, was zum Theil davon herrühren mochte, daß unſere erſten Bühnennotabilitäten, die früher nie auf der leztern Bühne erſchienen waren, nunmehr derſelben ihre Kräfte ebenfalls nicht entziehen. Bei alldem behauptet ſich daneben das Mattheſiſche Sommertheater auf Reiſewizens durch die verſtändige Betriebſamkeit ſeines Unternehmers recht glücklich. Auf Reiſewizens gaſtiren ſogar fortwährend auswärtige Schauſpieler recht berühmter Theater. Der beſte Beweis des guten Fortkommens dieſer Nebenbühne iſt es wohl, daß das Stück: „der Zauberſchleier" bereits 15mal im jezigen Sommer geſpielt wurde. Dieſes Zauberſpiel mit Muſik von Titl ſcheint beſonders durch ſeine „wandelnde Schlußdekoration" zu gefallen, welche eilf landſchaftliche Anſichten darſtellt. Es wurde in Wien am 22. Juli d. J. zum 295ſtenmale gegeben. Für Dresden hat übrigens der Unternehmer des Theaters auf Reiſewizens das Intereſſe an demſelben dadurch um Vieles zu erhöhen gewußt, daß er die vorkommenden eilf Landſchaften insgeſammt der hieſigen Umgebung entlehnte. — So eben kommt mir ein, vor der Hand nur noch als Manuſcript gedrucktes, neues Luſtſpiel in drei Akten zu: „der moderne Timon." Der Verfaſſer iſt der durch gemüthvolle lyriſche Erzeugniſſe, in denen namentlich ein beſonderer Wohllaut der Sonette hervorzuheben, rühmlich bekannte Dichter Theodor Apel. Es iſt erfreulich, immer mehr vorzüglich Begabte nach dem Ziele ſtreben zu ſehen, welchem Gutzkow durch ſein „Urbild des Tartüffe" in neueſter Zeit am nächſten gekommen zu ſeyn ſcheint.

Am 31. Auguſt iſt bei den Deutſchkatholiken die Einführung ihres neuen Predigers Dr. Edwin Bauer, durch den Vorſtand Profeſſor Wigard, erfolgt. Dabei hat auch der Uebertritt zweier moſaiſchen Glaubensgenoſſen zum Chriſtenthum ſtattgefunden. Die zahlreichen Theilnehmer an der Verſammlung ſollen von dieſen Feierlichkeiten und den dabei gehaltenen Reden Wigards und Bauers tief ergriffen geweſen ſeyn. — Standen auch unſerem heurigen Verfaſſungsfeſte die empörenden Vorgänge zu Leipzig noch zu nahe, um den lauten Ausbrüchen der Freude nicht den Weg zu vertreten, ſo war die Theilnahme aller Wohlgeſinnten an dem ſchönen Feſte gerade deßhalb doch um ſo inniger. Der dießmal ſtatt des „alten Marktes" zum Mittelpunkte der öffentlichen Feſtlichkeit gewählte geräumigere Neumarkt reichte kaum aus für den mächtigen Zuſammenfluß der Einwohner aus allen Altern und Ständen, und die Fenſter der umliegenden Häuſer waren mit Zuſchauern und Zuſchauerinnen zum Theil ſchon vom frühen Morgen an überfüllt. Die Stadtbehörden, nebſt ſämmtlichen muſikaliſchen Geſellſchaften Dresdens und den Vorſtehern der Innungen bildeten die Mitte. Die von Kapellmeiſter Reißiger geleiteten und zum Theil ſelbſt geſchaffenen Melodien, welche mit großer Fertigkeit exekutirt wurden, ſprachen, in Verbindung mit den zu Grunde liegenden lebensvollen Liedern, den Charakter des Feſtes recht erhebend aus.

---

**Beilage: Literaturblatt Nr. 99.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 234.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 30. September 1845.

Kraft ſeiner Eigenſchaft, das Schöne zu bemerken,
Bot er mir ſeine Hand, um mich zum Uebergang
Nach Watteau's Maskenball zu ſtärken.

M. A. v. Thümmel.

## Watteau.

(Schluß.)

Es iſt dieſe manierirte Auffaſſung unſtreitig Watteau's Fehler; aber geſtehen wir nur ein, er würde ohne dieſen Fehler nicht die Tugenden beſitzen, die er beſizt. Die Gattung gemalter Poeſie, wie wir ſie bei ihm finden, verträgt ſich ſchwer, vielleicht gar nicht mit dem, was wir Charakter und Individualiſirung nennen; ſie gehört gleichſam nicht hierher. Wir ſuchen keine andere als hübſche Geſichter, wir wollen keinen andern Ausdruck als einen fröhlichen. Nun kann es eine Menge Geſichter geben, die, von einander abweichend, auf ihre Weiſe hübſch ſind, es kann einen Ausdruck von Frohſinn geben, der weit verſchieden ſich darſtellt von dem, der uns hier gegeben iſt; alles das iſt unbeſtreitbar wahr, aber gehört es in dieſe Gattung künſtleriſcher Auffaſſung? und wenn es in dieſe Gattung gehört, kann ſie gerade von Watteau's Pinſel gefordert werden? Dem Künſtler lag daran, einen Eindruck von ſonnenheller Freude, von frühlingsfriſchem Leben, von liebelächelnder Grazie und von anmuthiger Vornehmheit zu geben; dazu wählte er mit wenig Veränderung denſelben weichen, klaren Abendhimmel, dieſelbe ſchöne ſchlanke Frauengeſtalt, denſelben Jünglingscharakter. Selbſt die Farben ſeiner Gewänder kehren mit wenig Unterſchied immer wieder. Sollte er alſo nur nach moderner Anſicht individualiſiren, ſo war die Leichtigkeit, der Zauber dahin, oder Watteau hätte nicht Watteau ſeyn müſſen. Chodowiecky, der Watteau nachahmt, ſeine Poeſie aber nicht beſizt, iſt unausſtehlicher Manieriſt und ſeine im Grünen tanzenden und muſicirenden Geſtalten ſind nichts als Puppen. Chodowiecky fand ſeine Meiſterſchaft im Charakteriſiren; wo er individuelle Züge anbringen kann, iſt er trefflich.

Da aber dennoch eine Schule Watteau's beſtand, ſo müſſen wir unter ſeinen Nachahmern Lancret nennen. Dieſer hatte wirklich unſeres Meiſters Geiſt mit der Pinſelführung zugleich überkommen. Sein beſtes Bild, und unſtreitig ganz im Watteau'ſchen Genre gemalt, befindet ſich in der Rotunde von Trianon: „un bal en plein air.“ Dann iſt Fragonard zu nennen. In dem Gemälde des Meiſters das „la balançoire“ heißt, ſchwingt ſich ein junges Mädchen auf einer Hängeſchaukel und berührt faſt den Gipfel der Bäume. In dieſer reizenden, von Jugendluſt gleichſam taumelnden Phantaſieſchöpfung iſt der Becher noch ſchäumender gefüllt, als ihn Watteau's Hand uns darreicht. Fragonard hat aber mit ſeiner Balançoire die Gattung erſchöpft; er iſt nahe an die Grenze gegangen, ein Schritt weiter, und die Unnatur, die Grimace iſt da. Watteau iſt auch in der weiſen

Digitized by Google

Anwendung, im Maaß und in der Beſchränkung ſeiner Mittel rühmenswerth.

Von dem Leben unſeres Künſtlers weiß man wenig. Er ward 1684 geboren, in einem Jahre mit Claude Gillot, der auch ſein Landsmann und Freund war. Beide junge Leute kamen nach Paris, um ihr Glück zu machen. Gillot fand in dem Atelier des J. B. Corneille ſeine Stätte, aber er arbeitete Anfangs ſchlecht und wenig; es behagte ihm beſſer, in den Straßen von Paris herumzulaufen. Eines Tages traf er mit ſeinem Landsmann, dem Sohn eines Bleideckers, mit Antoine Watteau zuſammen. Sie ſchloſſen Freundſchaft, wie verlorene Söhne Freundſchaft zu ſchließen pflegen. Ein zügelloſes Leben begann. Watteau, der ſich mit Dekorationsmalen beſchäftigte, fertigte zugleich kleine Gemälde erotiſchen Inhalts, die er an Schauſpieler und Operntänzerinnen verkaufte. Dieſe kleinen Skizzen gefielen ungemein und lenkten die Aufmerkſamkeit auf den jungen Anfänger. Er arbeitete jetzt fleißiger und fortan in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Gillot. Später ſcheint er ſich der königlichen Gunſt erfreut zu haben, doch nur auf kurze Zeit. Er ſtarb in nicht ſehr vorgerücktem Alter in Lebensüberdruß an der Auszehrung. Ein düſteres Ende für einen ſo roſenfarbenen Geiſt.

Ein altes Buch liegt uns, indem wir dieſes ſchreiben, vor, das ohne Jahreszahl in Brüſſel erſchienen iſt und unter dem Titel: „vies des peintres," Maleranekdoten bringt und von einem Aufenthalt Watteau's in Antwerpen ſpricht. Will man dieſen Nachrichten Autorität beimeſſen, ſo iſt unſer Künſtler ein ſehr lockerer Geſell geweſen. Er zeigt ſich in ein paar Liebesabenteuer verwickelt, die im niederländiſchen Geſchmack groteske Leichtfertigkeit mit pedantiſchem Humor verbinden. In dieſen Blättern wird er als ein langaufgeſchoſſener magerer junger Herr geſchildert, der auffallende Farben trägt und nie ohne einen langen ſpaniſchen Stoßdegen ausgeht. Wir ſehen ihn in den Straßen Antwerpens Händel anfangen und Unruhe ſtiften. Die korpulente Frau eines Tuchwirkers ſchenkt ihm ihre Gunſt, aber nur um ihn ſpäter deſto treuloſer zu verrathen. Arm am Beutel und zerrüttet an Geſundheit, kehrt er nach Paris zurück. Seine Vaterſtadt Langres, die ſich wenig um ihn kümmerte, haßte er und ließ ſie dieß empfinden, als ſein Ruhm und Ruf den Culminationspunkt erreicht hatte und die Großen ſich um ſeine Gunſt bewarben. Er war launiſch und jähzornig und nur ſanft und umgänglich, wenn er ſich vor ſeiner Staffelei befand. Dieſen Zeitpunkt nahmen auch ſeine Hausgenoſſen, ſeine Dienerſchaft und ſeine Freunde wahr, wenn ſie ihm Dinge von Wichtigkeit vorzutragen hatten, oder ſeinen Entſchluß zu lenken beabſichtigten. Er malte mit „lachendem Munde und freudeſtrahlendem Auge," wie wenn man mit einer Geliebten oder einem Freunde plaudert. Dieſe Bezeichnung iſt recht artig. Wirklich konnte unſer Künſtler ſeine ſchönen Werke nicht wohl anders ſchaffen als im Zuſtand der größten Heiterkeit der Seele, und dieſe Heiterkeit mußte ſich ſodann in den Mienen ausprägen.

Wenn wir ein Schlußurtheil über die ganze Art und Kunſt Watteau's geben ſollen, ſo bemerken wir, daß ſeine beſſeren und beſten Arbeiten an die Werke Rembrandts und Paul Veroneſe erinnern und daß eben ſo Velasquez und Metzu in ihren originalen Eigenthümlichkeiten bei ihm durchſchimmern, aber alles dieß völlig unbeſchadet Watteau's eigenem Verdienſt. Die düſtere Welt Rembrandts konnte ihm nichts weiter geben als die meiſterhafte Behandlung des Helldunkels; näher durfte er ſich an Paul Veroneſe lehnen, deſſen Eleganz und Pracht in Gruppirung und Farbe dem Auge Watteau's vorzüglich einleuchten mußte. Metzu's kleine, allerliebſte, mit Freiheit und Geſchmack hingeſtellte Figuren und Velasquez' heitere Lichtgebung und helle räumliche Anordnung machten ſich auf eigenthümliche Weiſe bei verwandten Vorwürfen und Anläſſen geltend; aber immer iſt die eigenthümliche Poeſie Watteau's eine nur ihm verliehene Himmelsgabe, eine leuchtende Perle, die aus dem trüben Schlammgrunde ſeiner ſittenverderbten Zeit nur ſeiner Hand hervorzuholen vorbehalten war. Wir können uns keinen feineren und geiſtigeren Luxus denken, als ein Boudoir, das mit Bildern von Watteau dekorirt iſt. Es ſind ewigfriſche Blumen, die ihren geiſtigen Duft unmerkbar der Atmoſphäre mittheilen, in der wir denken und fühlen.

A. v. Sternberg.

# Der Pflanzer.

(Schluß.)

Der Morgen dämmerte ſchon, als die Flüchtlinge an der Mündung eines kleinen Fluſſes anhielten, die unterhalb Tunica in den Miſſiſſippi fällt. — „Hier iſt der Platz," ſagte Hannibal, der jetzt wieder zu ſeines Maſters Barke geſegelt war, „wenn wir den Tag über beilegen wollen, ſo findet in dieſen Dickichten keine Seele unſern Verſteck. Morgen Nacht können wir dann den Atchafalaya erreichen, auslanden und die Reiſe zu Land fortſetzen, ehe die furchtſamen Creolen es gewagt haben, die „Peſthöhle," wie ſie unſere Plantage in der letzten Zeit getauft haben, zu betreten. Was ſie für Augen machen werden, wenn ſie die todten Kühe finden!" — „Gut!" erwiderte Hawthorn, „wir wollen deinen Rath

Digitized by Google

befolgen, aber die Wachtpoſten nicht vergeſſen. — Haſt du deinen Gefangenen ſicher verwahrt?" — „Sicher!" erwiderte Hannibal und glitt mit ſeiner kleinen Barke zuerſt in die Flußmündung.

---

Fünf Wochen nach dieſem Vorfall erhielt Turnbull folgenden Brief aus Texas.

Texas, 5. December 1840.

My dear Sir! — „Da Sie der einzige Mann in Louiſiana ſind, deſſen Meinung mir nicht gleichgültig iſt, fühle ich mich gedrungen, Ihnen eine kurze Erklärung meines ſcheinbar unrechtlichen Betragens zu geben, die mich zum Theil in Ihren Augen rechtfertigen oder doch wenigſtens das Urtheil mildern wird, das Sie bereits in Ihrem Herzen über mich gefällt haben.

„Sie wiſſen, in welch verzweiflungsvoller Lage ich mich befand, daß ich auf dem Punkte ſtand, durch öffentlichen Verkauf Alles zu verlieren, was mir zu meinem Leben und einſtigen Fortkommen unumgänglich nöthig war; ich ſah mich am Rande eines Abgrundes, aus dem mich eigene Energie allein nie wieder hätte hervorreißen können. Ich mußte die Mittel zum Wirken, zur Thätigkeit behalten, und dieſe war ich im Begriff, durch die Habgier meiner Gläubiger, beſonders jenes Morris, zu verlieren. Von den Spionen derſelben umlagert, blieb mir kein Ausweg, als ein Mittel zu erſinnen, Freund wie Feind von meiner Plantage zurückzuſchrecken, und das konnte nur durch eine Krankheit geſchehen, die ſcheinbar fürchterliche Verwüſtungen unter meinen Sklaven anrichtete, wobei ich das Recht behielt, keinem andern Arzt mein Vertrauen zu ſchenken, wo mein Sohn ſelber prakticirte.

„Leicht bewog ich meine treuen Neger, mir beizuſtehen; denn gelang mein Plan, ſo konnten Alle in meinem Beſitz bleiben. Ich hatte ſie ſtets gerecht und gütig, ja väterlich behandelt, wogegen bei einer öffentlichen Verſteigerung ihr Schickſal ganz ungewiß war und ſie, die größtentheils durch Familienbande verkettet ſind, auf jeden Fall auseinandergeriſſen worden wären. Hannibal war mir in dieſer Sache beſonders nützlich; ſein kluger Kopf leitete die ganze Verſchwörung. Leere Särge wurden in Bereitſchaft gehalten, und ſobald ſich ein Fremder auf der Pflanzung zeigte, Anfangs unter feierlichem Gepränge, ſpäter mit düſterem, unheilverkündendem Schweigen begraben, wozu die Weiber ihre Todtengeſänge heulten. Bald erreichten wir unſern Zweck; die Nachbarn zogen einen Kordon, um ſich vor Anſteckung zu wahren, und wir lebten von der Zeit an ziemlich ſicher. Den Verdacht aber noch zu verſtärken, das Entſetzen und die Scheu noch zu vermehren, tödteten wir ein paar Kühe und hielten die Aasgeier davon ab, ſo daß einer, der ſich dem Platze näherte, den Verweſungsgeruch unfehlbar wittern und glauben mußte, es ſeyen die unbeerdigten Leichname der ſo ſchnell hintereinander Verſchiedenen.

„Unſer Plan glückte; wir ſchifften uns ein, ſegelten den Miſſiſſippi hinauf, lagen während des erſten Tages in einem Schilfbruch, der uns und unſere Kähne barg, verſteckt, erreichten in der zweiten Nacht den Atchafalaya, und fuhren nun dieſen, ohne weiter eine Entdeckung zu befürchten, hinunter. Unfern des mexikaniſchen Golfes ſollten wir Maulthiere finden, mit deren Hülfe wir die Reiſe zu Lande fortzuſetzen gedachten, vergebens harrten wir aber einen ganzen langen Tag auf die verſprochenen Laſtthiere, ſie kamen nicht, wohl aber ein Dampfboot, das uns auf eine viel leichtere und ſchnellere Art an das Ufer des erſehnten Landes trug. In Houſton angekommen, wanderten wir frohen Muthes weiter in's Innere, und jezt ſchallte ſchon von allen Seiten der Axtſchlag meiner Neger und das Praſſeln der überwundenen Stämme. — Texas iſt noch ein junges, kräftiges Land, und mit den Mitteln, die mir gegenwärtig zu Gebote ſtehen, habe ich die beſten Hoffnungen, in kurzer Zeit wieder ein wohlhabender Mann zu ſeyn und nach und nach meine Schulden bezahlen zu können, ohne dabei ſelbſt an den Bettelſtab zu kommen.

„Noch nenne ich Ihnen meinen Aufenthaltsort nicht, obgleich ich nicht beſorge, einen meiner Gläubiger hier zu ſehen. Ich will es erſt zu was Tüchtigem gebracht haben, dann ſollen Sie von dem alten Hawthorn hören, und ich hoffe, wir werden noch in ſpäteren Zeiten, ſey es in Texas oder Louiſiana, manches Glas Brandy zuſammen trinken und manches freundliche Wort mit einander wechſeln."

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Hamburg, September.

Italieniſche Sänger. — Beethovens Feier. — Neue Theaterſtücke. Gaſtſpiele.

Ueber die Bühnen Hamburgs habe ich ſeit Mai nicht berichtet und will daher jezt das Erheblichſte, was ſich ſeitdem dort ereignet, kurz zuſammenſtellen. Im Juni ſezten die italieniſchen Sänger bei dauernder Anerkennung, aber bei ſchwachem Beſuch ihre Vorſtellungen fort. Sennora del Carmen de Montenegro, Tochter des ſpaniſchen Generals, der in die Diego Leonſche Unternehmung verwickelt war, ſtieß zu ihnen und gab ihren Leiſtungen noch höhern Kunſtwerth. Vom Stadttheater ging die italieniſche Truppe dann zum Thaliatheater über, wo ſie natürlich wegen mangelnden Chors (und wegen mangelnder Conceſſion) keine Opern, ſondern nur einzelne Geſangſtücke geben konnte. — Wie überall im Vaterlande hat das Beethovenfeſt zu Bonn auch in Hamburg Anklang gefunden; unſere Stadttheaterdirektion ehrte das Andenken des großen Meiſters dadurch, daß ſie am Abend des Tages, wo ſeine Statue in Bonn enthüllt werden

Digitized by Google

ſollte, ein groſſes Feſt-Conzert veranſtaltete, wobei das ganze innere Theater beleuchtet war; das bis auf 80 Perſonen verſtärkte Orcheſter war auf der Bühne um die koloſſale Statue Beethoovens gruppirt. Eingeleitet wurde das Conzert mit einem „charakteriſtiſchen Tongemälde“ den Manen Beethovens geweiht, von E. Marxſen. Die Wahl und der Werth dieſer Compoſition wurde in den Zeitungen lebhaft erörtert; bei der Aufführung wurde ſie ſchweigend aufgenommen. Es folgte eine Feſtrede von Fr. Clemens, von Grunert mit groſſer Rhetorik vorgetragen; hierauf ward der Marſch aus: „die Ruinen von Athen“ aufgeführt. Das Conzert ſelbſt beſtand aus zwei Abtheilungen, deren erſte das Kyrie und Benedictus aus der Miſſa in D dur, die Feſtouverture in D dur, das Lied „Adelaide,“ vorgetragen von Dr. Härtinger, und ein Terzett von Beethoven; die zweite aber die Symphonie Nr. 9 über Schillers „An die Freude“ enthielt. Die Theilnahme des Publikums war ſo groß, daß nicht alle Beſtellungen befriedigt werden konnten. Aber auch die ausführenden Künſtler zeigten durch Präciſion und Eifer, daß ſie den Tag zu ehren wußten. Namentlich ward die groſſe Symphonie Nr. 9 zur Zufriedenheit ſelbſt ſtrenger Kritiker ausgeführt. — Im Schauſpiel gab die Anweſenheit unſerer einſtigen erſten Liebhaberin, Fräulein Enghaus aus Wien, Veranlaſſung zur Aufführung mehrerer klaſſiſchen Werke, welche ſonſt die Räume des Hauſes leer zu laſſen pflegen. Fräulein Enghaus war der größte Liebling des Publikums, ſo lange ſie in Hamburg weilte; ei ihrem Gaſtſpiel zogen Erinnerung und Anhänglichkeit die vielen Verehrer wieder hin, deßhalb konnte ſie es wagen (ich meine finanziell), zu ihrem Beneſiz Racines „Phädra,“ nach der Ueberſetzung Schillers, zu wählen. Sie ſchuf damit dem Publikum einen hohen, reinen Genuß. Aehnlichen Erfolg hatten die übrigen klaſſiſchen Stücke, die ſie zur Darſtellung brachte, namentlich „Maria Stuart,“ welche indeß einen kleinen Krawall verurſachte, indem das Publikum glaubte, daß es um die vier oder fünf lezten Scenen des Trauerſpiels verkürzt werden ſollte, weil bei der gewöhnlichen Schlußſcene (wo Leiceſter Maria's Haupt fallen hört) durch Verſehen der Geſellen des Maſchinenmeiſters (er ſelbſt war durch ein in der Stadt ausgebrochenes Feuer in ſeiner Eigenſchaft als Sprizenkommandeur plözlich abgerufen) ſtatt des Vorhangs ein Hinterproſpekt niedergelaſſen wurde und nun erſt der Vorhang fiel. Die Direktion mußte ſich hierüber bei dem Publikum verantworten. — Auch das Künſtlerpaar Beckmann aus Wien brachte verſchiedene, ſonſt hier nicht gangbare Artikel auf die Bühne; man kann aber eben nicht ſagen zum Nutzen der Kunſt, und, zieht man die perſönlichen Paraderollen der Gaſtſpieler ab, nicht einmal zum Vergnügen des Publikums. Ich ſah davon nur „die Müllerin von Burgos,“ Vaudeville in zwei Aufzügen von Kuppelwieſer, ein Machwerk, das über alle Vorſtellung fade und elend iſt, ſo daß deſſen Vorführung mehrfach als eine Beleidigung gegen das Publikum betrachtet wurde. — An neuen Stücken war die lezte Zeit nicht reich. Es wurde gegeben: „Mariana,“ Schauſpiel in fünf Aufzügen, frei nach Sheridan Knowles von F. Treitſchke. Das Stück gehört zur hausbackenen Rührungsliteratur, es iſt ein kultivirter Abklatſch der ſchönen Genovefa; ſie ward aber doch mit groſſem Beifall aufgenommen, und zwar, weil ſie Baiſon reiche Gelegenheit zur Entfaltung ſeines ſeltenen Talents gab. Ferner: „der Brief aus der Schweiz,“ Schauſpiel in fünf Aufzügen von der Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit.“ Dieſe Arbeit darf man wohl eine der ſchwächeren, wenn nicht die ſchwächſte der ſonſt nicht verdienſtloſen Verfaſſerin nennen; die Fabel iſt gezwungen, unwahrſcheinlich und nicht einmal neu. Ein reicher Ariſtokrat, der ſeinen einzigen Sohn verloren hat und den mit ihm verfeindeten Verwandten ſeine Erbſchaft nicht gönnt, ſchiebt deßhalb ein Waiſenkind unter; der herangewachſene Pſeudoſohn empfängt im Moment, wo er ſich mit einer reichen Erbin vermählen will, durch „den Brief aus der Schweiz“ die Nachricht, daß er nur ein Waiſenknabe war, und tritt aus Edelmuth zurück, wodurch die Kataſtrophe herbeigeführt wird. Die Charakteriſtik iſt ſehr flüchtig, der Dialog läßt ſich gehen, unbekümmert, ob er drei-, viermal etwas wiederholt; die Löſung des Knotens iſt ſo gewaltſam, daß die Unmöglichkeit in die Augen ſpringt. Einige recht hübſche Scenen entſchädigen einigermaßen, doch bei weitem nicht ausreichend. — Das Repertoire des Thaliatheaters beſtand während des Sommers faſt nur aus Gaſtſpielen. Selbſt Künſtler erſten Ranges gaſtirten auf dieſer unter der Gunſt der Verhältniſſe ſchnell emporgeblühten Bühne. Ein Herr Moſer aus Wien, der ſich Volksdichter nennt, ſchmuggelte ſich und ſeine Sängergeſellſchaft ebenfalls auf die Bretter, um mit ihnen mehr als zweideutige Geſangſtücke vorzutragen; das Publikum wies indeß ſeine ortswidrigen Produktionen ſo entſchieden zurück, daß er nicht einmal damit zu Ende kommen durfte, und der gerufene Direktor erklärte, er habe ſich leider durch falſche Anpreiſungen täuſchen laſſen. Zur Warnung für andere Direktionen und zur Verhütung ähnlicher Einſchwärzungen in die ohnehin ſchon hinreichend entweihten Kunſttempel iſt dieſes Falles hier gedacht. Ueberhaupt ſollten die Direktionen mit Gaſtſpielen vorſichtig ſeyn, um ſo mehr, als die Leichtigkeit des Verkehrs die Schaar der Kunſtjünger zu Reiſen mehr ſtacheln wird als früher. — Das Tivolitheater in der Vorſtadt St. Georg hat in dieſem Sommer ohne beſonderes Aufſehen in recht gemüthlicher Weiſe fortgewirkt, unter der Direktion von Landt, der ein Jahr lang das Aktientheater in der Vorſtadt St. Pauli leitete. Lezteres war nach ſeinem Abgang durch innere und äußere Uebelſtände an den Rand des Untergangs gebracht. Jezt haben ſich die Aktionäre zu einer Anleihe entſchloſſen.

## Räthſel.

Acht Schuh lang bald, wie kaum die größten Männer,
Bald ſichtbar nur durch ein Vergrößrungsglas,
Bald Schwert, bald Säge, bald Symbol für Kenner,
Bald Horn, bald Bein, bald Blattheil — was iſt das?

Wer viele zeigt, will dir vielleicht gefallen,
Wer dir ſie weiſ't, erregt dir Furcht vielleicht,
Wer ſie verlor, wird oft nur kindiſch lallen,
Er hat den Kulm der Weisheit längſt erreicht.

Will einer dran bei dir den Taſtſinn üben,
So wünſcht er wohl zu wiſſen deinen Werth;
Er wird vielleicht dir deine Laune trüben,
Wenn er des Wiſſens allzuviel begehrt.

Ich aber hab' es heut für dich geſchliffen,
Will dich verwunden, wie du mir gethan,
Und haſt du bald mein Räthſel erſt begriffen,
So fühlt es dir wohl ſelber auf den Zahn.

J. G. Moſer.

**Beilagen:**
**Kunſtblatt Nr. 78 und Monatsregiſter September.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Neununddreissigſter Jahrgang.

**1845.**

## Oktober.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

# Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

## Gedichte.


Kaiſer und Pabſt. Von G. Rapp. 255.
Gedichte von C. H. Kolbe. 241.
Sonette von H. Lingg. 245.
Seliger Tod. Von Neithard. 247.
Herbſtlieder von G. Rapp. 248.
Das Bild der Erinnerung. Von G. Hölder. 249.
Litthauiſche Volkslieder. Von C. H. Kolbe. 255. — 261.
Der Königin Dagamar Tod. Von C. H. Kolbe. 258.


## Erzählungen.


Das Mädchen das einen Mann ſucht. 258—240.
Die Meteore. 252—261.


## Aufſätze gemiſchten Inhalts.


Londoner Wagenſtatiſtik 255—257.
Aus den Pyrenäen. 235—238.
Aphorismen über die Zeit und ihre Eintheilung. 239—242.
Die römiſchen Alterthümer von Vienne. 242. 245. 244. 245. 246. 247. — 255. 254. — 259. 260.
Aus den Badeerinnerungen eines Hundes. 245—247.
Die Stadt in England. 248—251.
Die Wirkungen der Töne auf die Natur. 249—252.
Geheimniſſe der Zeitrechnung. 256. 257.


## Korreſpondenz.


Vom Niederrhein. 255. 256. 257. — Paris. 257. 258. 259. — 249. 250. 251. 252. — Peſth. 259. 240. 241. 242. 243. 244. — Frankfurt a. M. 242. 243. 244. 245. 246. 247. — Leipzig. 245. 247. 248. 249. 250. — Aus dem Rheinland. 251. — Wien. 253. 254. 255. 256. — Berlin. 255. 256. 257. 258. 259. 260. — Dresden. 257. 258. 259. — 261.


---

## Literatur-Blatt.

### Nro. 100.


Deutſche Geſchichte. 12) Geſchichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und andern ſeltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet von M. Chr. A. Peſcheck.


### Nro. 101.


Volkslieder. 1) Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Uhland. Erſter Band. Zweite Abtheilung. — Schädellehre. Die Phrenologie vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus beleuchtet. Von Dr. G. H. Meyer.


### Nro. 102.


Volkslieder. 2) Germaniens Völkerſtimmen. Sammlung der deutſchen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern ꝛc., herausgegeben von J. M. Firmenich. — 3) Oeſterreichiſche Volkslieder mit ihren Singweiſen geſammelt und herausgegeben von Tſchiſchka und Schottky. — 4) Gedichte in oberbayriſcher Mundart von Franz von Kobell. Zweites Bändchen. Erinnerungen an Berchtesgaden. — Vermiſchte Schriften. Cancan eines deutſchen Edelmanns. — Romane. 1) Die Kaiſerlichen in Sachſen. Roman aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, von Robert Heller. — 2) Mawn Na Soggarth, der Prieſterfänger. Eine iriſche Erzählung von M. Archdeacon. Ueberſezt von C. H.


### Nro. 103.


Deutſche Geſchichte. 13) Neuere Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis auf die Bundesakte. Von K. A. Menzel. — 14) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, seur de Frédéric le grand. — 15) Memoiren von Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, Schweſter Friedrichs des Großen. Von ihr ſelbſt niedergeſchrieben. Aus dem Franzöſiſchen von Th. Hell.


### Nro. 104.


Sagenliteratur. Deutſche Mährchen und Sagen. Geſammelt und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Wilh. Wolf. — Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Theodor Stamm. — Kunſtgſchichte. Denkmäler der Kunſt zur Ueberſicht ihres Entwicklungsganges von den erſten künſtlichen Verſuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Von A. Voit.


### Nro. 105.


Deutſche Geſchichte. 16) Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Herausgegeben von Joſeph Freiherrn von Hormayr. — Dichtkunſt. Frühlieder aus Tirol. Geſammelt und herausgegeben von Adolph Pichler. — Roman. Weiße Sklaven oder die Leiden des Volks. Ein Roman von Ernſt Willkomm.


### Nro. 106.


Phyſiologie. Phyſiologiſche Briefe für Gebildete aller Stände, von Carl Vogt. — Deutſche Geſchichte. 17) Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, ehem. kurmainz. Ingenieur-Oberſtlieutenant, ſodann im Dienſte der franzöſiſchen Republik. Herausgegeben von H. König.


### Nro. 107.


Deutſche Geſchichte. 16) Das Land Tirol und der Tiroler Krieg von 1809. Geſchichte Andreas Hofers. — Romane. 1) Tante Anna von Henriette Hancke. Eingeleitet von Anderſen. — 2) Schweſter Anna. Ein Roman aus der nächſten Vergangenheit von Adele Schopenhauer. — 3) Charakterſchilderungen von Philippine von Mettingh. — 4) Die Pflegetochter oder der Anſchlag auf Antwerpen. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde von A. J. van der Linde. Aus dem Holländiſchen von Wegener. — Dramatiſche Dichtkunſt. Sten Sture. Hiſtoriſches Schauſpiel von C. H. Weſel.


### Nro. 108.


Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Theobald Kerner. — Geſchichte. Geſchichte der Trennung der engliſchen Kirche von Rom. Von Johannes von Gumpach.


### Nr. 109.


Länder- und Völkerkunde. Pariſer Bilder. — Lyriſche Dichtkunſt. Die poetiſchen Schriften des alten Teſtaments. Zweiter Band. Die Pſalmen, der Urſchrift gemäß metriſch überſezt und erläutert von J. G. Vaihinger. — Dichtkunſt. Chronik der Elſäſſer in Liedern und Gemälden. Von Auguſt Lamey.


Digitized by Google

Nro. 110.

Remontewesen. Die Remontirung der preußiſchen Armee in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung und jetzigen Geſtaltung. Mit höherer Genehmigung und Benutzung amtlicher Quellen dargeſtellt von C. D. Meutzel. — Lyriſche Dichtkunſt. Ein Ruf von der Trave. Gedicht von Emanuel Geibel. — Kalender. Schwäbiſcher Volksbilderkalender für 1846.

---

## Kunſt-Blatt.

Nro. 79.

Kunſtbemerkungen aus Italien, geſammelt auf einer Reiſe im Herbſte 1844. — Ausſtellung. — Akademien und Vereine.

Nro. 80.

Kunſtbemerkungen aus Italien ꝛc. (Fortſetzung.) — Neue Zeichnungsſchule nach klaſſiſchen Vorbildern der Gegenwart von J. Schreiber. — Akademien und Vereine.

Nro. 81.

Kunſtbemerkungen aus Italien ꝛc. (Fortſetzung.) — Denkmäler.

Nro. 82.

Zur Kupferſtichkunde. Das erſte mit einem Kupferſtich verzierte, in Deutſchland gedruckte Buch. — Kunſtbemerkungen aus Italien ꝛc. (Schluß.) — Denkmäler. — Statiſtik. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 83.

Erinnerungen an Bernini. — Kunſttechnik. Die endlich entdeckte wahre Malertechnik des klaſſiſchen Alterthums und des Mittelalters, ſo wie die neu erfundene Balſam-Wachsmalerei, oder weſentlich verbeſſerte Lucanus-Knierimſche Harzmalerei zur vortheilhaften Vertretung der beſten älteren Malarten bei Staffelei- und Wandgemälden. Nebſt einer vollſtändigen Löſung des Problems der alten Enkauſtik und der angeblich alten Freskomalerei, von Friedrich Knierim. — Malerei. — Plaſtik. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 84.

Ueberſicht über die hauptſächlichſten alten Denkmale chriſtlicher Architektur und Skulptur in Schwaben. Von Dr. H. Merz. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Bilderwerke. — Literatur.

Nro. 85.

Die Münchner Kunſtausſtellung vom Jahre 1845. — Archäologie. Ueber die bemalten helleniſchen Vaſen von Friedrich Thierſch. — Literatur.

Nro. 86.

Die Münchner Kunſtausſtellung vom Jahre 1845. (Fortſetzung.) — Nekrolog. — Perſönliches. — Ausſtellungen. — Muſeen und Sammlungen.

Nro. 87.

Ueberſicht über die hauptſächlichſten Denkmale alter chriſtlicher Architektur und Skulptur in Schwaben. (Fortſetzung.) — Die Münchner Kunſtausſtellung im Jahre 1845. (Fortſetzung.) — Muſeen und Sammlungen.

---

# Reiſen und Länderbeſchreibungen,

30ſte Lieferung.

[326] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

# Harris' Geſandtſchaftsreiſe nach Schoa und Aufenthalt in Südabyſſinien 1841—1843.

## Deutſch von K. v. K.

Erſte Abtheilung.

Mit einer Karte von Abyſſinien und angränzender Länder.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Dieſes im Herzen von Abyſſinien unter vielfachen Störungen geſchriebene Werk darf mit Recht als ein höchſt anziehendes, belangreiches und werthvolles bezeichnet werden. Für den Unterhaltung ſuchenden Leſer bietet es in den mannigfachen und eigenthümlichen Erlebniſſen auf der Reiſe nach dem Süden Abyſſiniens und während des Aufenthalts dort, in der Schilderung einer wenig gekannten Natur und fremder wilder oder halbwilder Völkerſchaften, in den vergleichenden Rückblicken auf einzelne charakteriſtiſche Züge und Vorgänge der Geſchichte Schoa's den ausgiebigſten Stoff. Für den Freund der Erdkunde, der bisher aus überall verſtreuten, kurzen und meiſt bruchſtückartig gegebenen Berichten und brieflichen Notizen einzelner Reiſender ſich mühſelig Auskunft zuſammenholen mußte und hier jetzt ein ſelbſtſtändiges zuſammenhängendes Werk — das erſte derartige über Südabyſſinien — vor ſich hat, bringt es nebſt den ungemein werthvollen geordneten Anhängen über die geologiſche Beſchaffenheit, die Fauna und Flora des Adel-Landes und Schoa's, über die Orts- und Höhenbeſtimmungen, Wegentfernungen ꝛc., eine Menge von Nachrichten über Orte und Landſchaften des Reiches Schoa nicht nur, ſondern auch über die Galla-Länder und Völker und über jene Räthſelgebiete von Enarea, Kaffa, Zinzero ꝛc. mit ihren fabelhaften Bewohnern und noch im geographiſchen Dunkel laufenden Flüſſen und Bergen. Für den Freund der Menſchheit endlich, gewährt Harris Geſandtſchaftsreiſe, in ihrer Beſchreibung, in ihren wirklichen Ergebniſſen und in ihren noch zu erwartenden Folgen, vielen Stoff zur Betrachtung und Anregung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Vierteljahrs-Schrift 1845. 4tes Heft.

[309] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## das 4te Heft der deutſchen

# Vierteljahrs-Schrift

## für 1845.

**Oktober—December.**

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Iſt die Freigebung der Bauernlehen unter allen Umſtänden den agrariſchen Zuſtänden förderlich? Mit beſonderer Beziehung auf Württemberg. — Betrachtungen über Militärverfaſſungen in dem Zeitalter der Induſtrie. — Der Verbrauch der menſchlichen Lebensbedürfniſſe in diätetiſcher, ſtatiſtiſcher und politiſcher Betrachtung. — Das Volksſchriftenweſen und der allgemeine deutſche Volksſchriftenverein. — Die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Schafzucht und Wollkunde in Deutſchland. — Die Erdare. — Die Vereine für wiſſenſchaftliche Vorträge. — Das Eingreifen der Regierung in die Bewirthſchaftung der Privatwaldungen. — Thee und Kakao. — Die Mittelpunkte. — Das Corpus juris und die Idee des gemeinen deutſchen Rechts. — Kurze Notizen.

---

[315] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Leben der ausgezeichnetſten

# Maler, Bildhauer und Baumeiſter,

## von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beſchrieben von

**Giorgio Vaſari,**

Maler und Baumeiſter.

Aus dem Italieniſchen.

Mit einer Bearbeitung ſämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, ſo wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweiſungen begleitet von

**Ludwig Schorn,**

und nach deſſen Tode von

**Ernſt Förſter.**

Dritter Band,

enthaltend der Original-Ausgabe dritten Theil.

**Zweite Abtheilung.**

Mit 22 lithographirten Bildniſſen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Seitdem in Deutſchland ein erneutes, man darf wohl ſagen, leidenſchaftliches Intereſſe für die bildende Kunſt und ihre Geſchichte erwacht iſt, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt, und den Wunſch ausgeſprochen, die Lebensbeſchreibungen der Künſtler, durch deren Aufzeichnung der aretiniſche Maler Vaſari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauſes Medici den Grund zu der geſammten neueren Kunſtgeſchichte gelegt hat, ins Deutſche überſetzt und nach dem Stande unſerer jetzigen Kenntniſſe berichtigt und vervollſtändigt zu ſehen. Wir freuen uns daher, dem deutſchen Publikum in der obigen Ueberſetzung das Werk Zweier mit dem Genius der italieniſchen, wie mit dem der deutſchen Sprache gleich vertrauten Geiſter vorlegen zu können, welche Ton und Inhalt des Originals mit eben ſo viel Treue als Leichtigkeit wiedergeben. Die Herausgeber, welche die von Vaſari geſchilderten Kunſtwerke größtentheils aus eigener Anſicht und Unterſuchung kennen, und in den ſpeciellſten Theilen der geſammten Kunſtgeſchichte einheimiſch ſind, haben dieſe Ueberſetzung mit allen wünſchenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgeſtattet, ſo daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vaſari veranſtalten will, die deutſche Ueberſetzung wird zu Hülfe nehmen müſſen.

**Um den Ankauf dieſes trefflichen Werks zu erleichtern, haben wir uns entſchloſſen, die früheren Bände (I. II. 1. 2. III. 1. Abtheilung), welche im Ladenpreiſe 17 fl. 30 kr. oder 10 Rthlr. 8 gGr. koſten, wenn ſolche zuſammen genommen werden, für 12 fl. oder 7 Rthlr. zu erlaſſen, einzelne Bände aber können nicht anders als zu den gewöhnlichen Ladenpreiſen abgegeben werden.**

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.


Digitized by Google

№ 235.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 1. Oktober 1845.

La man degli avi insanguinata
Seminò l'ingiustizia; i padri l'hanno
Coltivata col sangue; e omai la terra
Altra messe non dà.

Manzoni.

## Kaiſer und Pabſt.

Um's Jahr 1000.

„Gottes Eden ſoll erſcheinen,
„Ueberblühn der Erde Leid,
„Reich und Kirche ſich vereinen,
„Hand in Hand in Reinigkeit!"
Alſo von dem Geiſt getroffen
Sprach des dritten Otto's Mund,
Der in jugendlichem Hoffen
Schwärmend auf dem Throne ſtund.

Seinem ſchönen Traume trauend,
Thut er ſeinen Römerzug,
Welſcher Ränke Netz zerhauend,
Schreckt er den verjährten Trug.
Seiner Jugendzeit Genoſſen,
Seines Volkes reinſten Sohn,
Kärnthens jungen Fürſtenſproſſen
Leitet er auf Peters Thron.

„Für mein Herz und meine Seele
„Gab er treu die ſeine mir,
„Den ich betend anbefehle
„Jeſu Reich zum Lenker dir!"

In der Andacht milden Thränen
Halten ſie im Dom ſich feſt.
Lilie und Roſe lehnen
Aneinander thaubenäßt.

Segne hoher Gottesmorgen
Ihren brüderlichen Bund!
Bange Menſchheit laß dein Sorgen,
Deines Friedens Tag erſtund.
Hebet hoch in der Entzückung,
Diener Gottes! euren Geiſt;
Theilet euch in die Beglückung
Völker, betet an und preiſt! —

In dem herben Todesleide
Liegt der Kirche Engel da,
Welſches Gift im Eingeweide,
Und der Kaiſer kniet ihm nah.
Mit des Sterbenden Ermatten
Sank ſein Glück in Moderduft;
In der Schwermuth ſchwarzen Schatten
Welkt er nach ihm in die Gruft.

Damit neigte dein Jahrtauſend,
Chriſti Reich, dein erſtes, ſich!
In der Kämpfe Grimm erbrauſend
Fährt dein zweites über dich;

Digitized by Google

Mußte mit dem Weh beginnen,
Mit dem Mord iſt es erwacht.
Laß es friedenvoll verrinnen,
Ende Herr die bange Nacht!

Georg Rapp.

## Londoner Wagenſtatiſtik.

### 1.

### Omnibuſſe.

Das eigentliche London iſt eine von der Themſe in einer Schlangenlinie durchſchnittene Häuſermaſſe auf einem Flächenraume von ungefähr zwanzig engliſchen Quadratmeilen ($4\frac{3}{4}$ gleich einer deutſchen). Mit den Vorſtädten, d. h. mit den Städtchen und Dörfern, die durch eine lange, aus Backſtein und Kalk geformte Kette nach und nach angeſchloſſen worden ſind, beläuft ſich der Umfang Londons, „der Stadt in England," auf fünfzig Quadratmeilen. Innerhalb dieſes Kreiſes wohnen über zwei Millionen Menſchen. Bewohner derſelben Stadt wollen und müſſen mit einander verkehren; dazu reichen für einen Flächenraum von der genannten Meilenzahl die natürlichen Mittel des Fortkommens, die Beine, nicht aus. Alſo hat man künſtliche erdacht, und ſo geſchieht es, daß Fuhrwerke der verſchiedenſten Größe, Geſtalt und Benennung, von früh bis Abend und von Abend bis früh nach allen Richtungen die Londoner Straßen kreuzen. Betrachten wir vor der Hand die Miethfuhrwerke und theilen ſie zum Behuf beſſerer Ueberſicht in drei Claſſen: *Omnibuſſe, Cabs* und *Lohnkutſchen*. Die Geſchichte dieſer Fuhrwerke, ihre Statiſtik, ihre Regulative, die Beſchaffenheit ihrer Führer und Aufſeher, bildet ein intereſſantes Kapitel in der Geſchichte des ſocialen engliſchen Lebens im Allgemeinen und des Londoner Lebens insbeſondere, ſo intereſſant, daß es möglich wäre, mein geſammeltes Material, deſſen Verarbeitung ich hier vorlege, gefiele ſelbſt denen, die England und die Engländer haſſen, weil ſie weder England noch die Engländer kennen, was nämlich *kennen* heißt.

Die wohlfeilſte, bequemſte und beſtregulirte der bezeichneten drei Wagenclaſſen iſt die, welche die engliſche Geſetzgebung — engliſch-juriſtiſch zu ſprechen, the 6th and 7th Victoria, Metropolitan Stage-Carriages nennt, Omnibuſſe und Landkutſchen innerhalb der Grenzen des Londoner Polizeibezirks, der von Charing-Croß ſich über einen Kreis von fünfzehn Meilen erſtreckt. Das in dieſer Beziehung jetzt beſtehende Syſtem iſt eben ſo neu als raſch fortgeſchritten. Noch vor fünfzehn Jahren gab es für gute Bürger, die in der Vorſtadt wohnten und in die Stadt und zurück fahren wollten, kein anderes öffentliches Transportmittel als ein paar langſame, unpünktliche Landkutſchen. Zehn Jahre früher ging — von Laufen war keine Rede — eine einzige ſolche Kutſche von Paddington nach der Bank, Morgens hin, Abends zurück, und war nicht immer voll. Jetzt fährt auf derſelben Straße ein Omnibus alle drei Minuten hin und zurück. Damals koſtete ein Platz im Innern — inside — zwei Schillinge oder zwanzig Silbergroſchen, obenauf — outside — ein Viertel weniger. Jetzt ohne Unterſchied einen halben Schilling. Die Landkutſchen ſind von den Omnibuſſen verdrängt worden, und eine oder zwei, die zwiſchen Hampſtead und der City fahren, ſind wohl die letzten Ueberbleibſel derſelben.

Nichts bezeichnet die Veränderungen in den Gewohnheiten und der Denkweiſe des Londoner Publikums während einer kurzen Reihe von Jahren deutlicher und unwiderſprechlicher als der Wechſel von der ruhigen, langſamen Manier jener abgekommenen Landkutſchen — short stages — zu der raſſelnden, ſtürmiſchen Weiſe der neuern Schule. Vergegenwärtigen wir uns beiſpielshalber die Tagesroutine eines Wagens, der vor fünf-und-zwanzig Jahren die Gracechurch-Straße mit Peckham verband. Letzteres iſt ein Dorf etwa drei Meilen ſüdlich von London. Der Führer, ein alter, ehrlicher invalider Mann, in ſeinen jüngern Tagen muthmaßlich Führer oder Schaffner einer weitfahrenden Landkutſche — long stage — kommt anderthalb Stunden vor Antritt ſeiner drei Meilen langen Reiſe in den Stallhof, plaudert mit dieſem und jenem, gibt nebenbei Acht, daß die Räder geſchmiert, die Pferde eingeſpannt werden, ſetzt ſich gemächlich auf den Bock, fährt im Schritt vor's Bureau, das ſich im Gewölbe eines Gewürzkrämers befindet, empfängt den Tagsbefehl und lenkt ſeine Roſſe in kleinem Zappeltrab nach der Wohnung eines der Herren, die er täglich abholt und zurückbringt. Dieſer Herr heißt Jones. Wie gewöhnlich iſt Herr Jones noch beim Frühſtücke und der Kutſcher, der das weiß, wartet geduldig, bis Herr Jones ſeine letzte Taſſe Kaffee getrunken, ſein zweites Ei geleert und die letzte geröſtete Brodſchnitte verſchluckt hat. Haben ſich dann Beide guten Morgen gewünſcht und ihre Wetteranſichten ausgetauſcht, ſo ſteigt Herr Jones ein und im Zappeltrab geht's zu Herrn Smith.

Herr Smith iſt ein pünktlicher Mann; er ſteht bereits am Fenſter, den Wagen erwartend. Sobald er durch das Anhalten ſich überzeugt, daß es *ſein* Wagen iſt, klingelt er. Die Köchin kennt die Bedeutung, bringt den Ueberrock und hilft ihrem Herrn ihn anzuziehen und warm zuzuknöpfen. Miſtreß Smith begleitet den Gatten an die Hausthür, und nachdem ſie ihm eine

Digitized by Google

glückliche Fahrt gewünſcht und ihn wiederholt gebeten, ſich ja nicht zu erkälten, er das auch mit Mund und Hand verſprochen, begrüßt er erſt den Kutſcher, dann Herrn Jones und ſezt ſich neben dieſen. Der dritte inside-passenger iſt Herr Robinſon. Er würde nur fünf Minuten haben warten laſſen, aber im Moment ſeines Einſteigens erinnert er ſich, daß er ſein zweites Frühſtück, ſein Lunch, vergeſſen. Er ruft nach dem Fenſter hinauf, ſeine Frau öffnet; er bittet um das Vergeſſene. Die Frau ſchickt es ſauber in Papier geſchlagen durch das älteſte Kind. Fünf oder ſechs jüngere kommen mit und ſchelten den Papa, weil er abreiſen wolle, ohne ſie geküßt zu haben. Herr Robinſon küßt ſie in der Runde und nimmt dann ſeinen Platz.

Dieſe drei Herren ſind die regelmäßigen Kunden. Den vierten und lezten Platz inside hat Tags vorher eine Dame beſtellt, die eine Freundin in der City beſuchen will und etwas vom Wege wohnt. Sie beſchämt die drei Herren, denn ſie iſt fertig. Während des Fahrens füllt ſich das Obenauf. Es ſind anſtändige Leute, obſchon, weil nicht ſo reich, nicht ſo reſpektabel wie die Herrn Jones, Smith und Robinſon. Die Dame hat beim geſtrigen Einſchreibenlaſſen ſich nach Lezteren erkundigt und nichts einzuwenden gehabt. Wäre einer der vier Plätze an ihren Bäcker oder Fleiſcher vergeben geweſen, ſo wäre ſie nicht mitgefahren. Was iſt in dieſen fünf-und-zwanzig Jahren in dieſem ariſtokratiſchen England aus ſolch ariſtokratiſcher Geſinnung geworden! Als ich vor einigen Monaten in einem Omnibus nach der Bank fuhr, ſaß mir zur Rechten ein Lord, zur Linken ein Soldat. Alles Uebrige haben die Omnibuſſe in gleichem Maaße geändert. Als dahin gehörig erwähne ich noch, daß die Peckhamer Landkutſche gegen zehn Uhr in der City anlangte, die Herren Jones, Smith und Robinſon ſich trennten, um vier Uhr wieder zuſammentrafen, in umgekehrter Ordnung, wie ſie abgeholt worden, zurückkamen und lezteres nicht zu ſpät war, ſich um fünf Uhr zu Tiſch zu ſetzen. Betrachten wir nun den Gang des wundervollen Wechſels.

Im Juli 1829 machte ein Lohnkutſcher, Namens Shillibeer, den erſten glücklichen Verſuch, den Omnibus in London einzuführen. In Paris war er längſt gekannt und beliebt; als aber ein ähnliches Fuhrwerk bereits 1800 auf dem Londoner Pflaſter erſchien, ſah es mit ſeinen vier Pferden ſo ſehr wie ein Leichenwagen aus und die engliſche Scheu vor Berührung mit unbekannten Menſchen war ſo mächtig, daß nur Wenige es benuzten und der Unternehmer abſtand. Shillibeer lockte durch billige Preiſe und daß er darin zwiſchen outside und inside keinen Unterſchied machte. Lezteres warf eine der Scheidewände um zwiſchen Arm und Reich. Die größere Räumlichkeit ſeiner Wagen machte es ihm möglich, billiger zu fahren als die Landkutſchen. Dieſe faßten 12—14, jene 17—20 Perſonen. Dazu kam, daß bei ihm mindeſtens 10 Perſonen, dort höchſtens ſechs, meiſt nur vier im Innern Platz und dadurch Schutz gegen die Witterung hatten. Er fuhr zuerſt zwiſchen Greenwich und Charing-Croß und zwar mit drei Pferden neben einander. Bald darauf von Paddington nach Bank; aber das Fahren mit drei Pferden wurde unpraktiſch befunden und man beſchränkte ſich auf zwei.

Um dieſelbe Zeit waren in Folge der zunehmenden Bevölkerung längs der verſchiedenen neuen Straßen „über das Pflaſter hin," off the stones, wie man ſich ausdrückte — mehrere neue short stages entſtanden, die etwas raſcher und billiger fuhren als die alten. So wie nun Shillibeer mit ſeinen Omnibuſſen und ſeinen noch niedrigeren Sätzen hervortrat, bildete ſich von Seiten der Eigenthümer der Landkutſchen eine heftige Oppoſition. Nicht genug, daß ſie ihre Preiſe auf den Betrag der ſeinigen herabſezten, ließen ſie ihre Wagen neben den ſeinigen wettrennen, boten Alles auf, die Fahrluſtigen ihm wegzukapern, und befahlen ihren Leuten, diejenigen zu inſultiren, die demungeachtet zu Shillibeer hielten. Als alles das nichts half, als die größere Bequemlichkeit der Omnibuſſe und das den Engländern eigene Auflehnen gegen Ungerechtigkeit Shillibeer nicht ſinken ließ, griffen ihn die Gegner mit ſeinen Waffen an und errichteten ebenfalls Omnibuſſe. Dawider konnte er nicht Stand halten. Die mächtigeren, vereinten Kräfte trieben ihn aus dem Felde; aber London wird nicht vergeſſen, daß er ihm Omnibuſſe und wohlfeile Fahrſitze verſchafft hat. *

(Fortſetzung folgt.)

* Shillibeer gerieth in mißliche Umſtände. Ich erinnere mich einer vor ſechs oder acht Jahren für ihn veranſtalteten Subſcription, deren Ertrag ziemlich bedeutend war. Nachdem er ſo lange nichts von ſich hören laſſen, erſcheint er plözlich wieder mit einer Neuerung, die Vermögen oder Kredit vorausſezt und durch welche er ſich neue Anſprüche auf den Dank der Londoner erwirbt. Er erhebt ſich gegen die Leichenwagenverleiher — the funeral-coach providers — über deren ſündhafte Prellereien längſt geklagt worden iſt, und hat ein Etabliſſement, das den traurigen Artikel bei weitem billiger liefert, und erntet dafür bereits öffentlichen Dank. Der Gegenſtand eignet ſich auch für einen deutſchen Aufſaz, und ſollte irgend Jemand ihn früher geben wollen, als es mir möglich ſeyn wird, oder gedachte Prellereien früher durch mich kennen zu lernen wünſchen, ſo mache ich aufmerkſam auf: Chadwick's Report to the Poor-Law-Commissioners on interment in towns.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Vom Niederrhein, Auguſt.**

Geographiſche, geſchichtliche und Kulturverhältniſſe. — Verwaltung. — Induſtrie.

Vom Gebiet der ehemaligen Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg, welche ſeit der Neugeſtaltung der Dinge

Beſtandtheile der jezigen preußiſchen Rheinprovinz bilden, liegt ein gutes Theil an den Geſtaden des Rheins, theils auf längere Strecken vom Strome beſpült, wie das fruchtbare Jülichſche Land und das gewerbreiche Herzogthum Berg, theils von ihm in zwei Hälften durchſchnitten, wie Cleve. Leztere Landſchaft iſt im unbeſtrittenen Beſize des Hauſes Hohenzollern bereits ſeit 1624; Jülich und Berg waren beim pfalz-bayeriſchen Hauſe. Hatten wegen ihres innigen vertragsrechtlichen Verbandes die öffentlichen Schickſale dieſer drei Landſchaften und der Grafſchaft Mark ſtets einen verwandtſchaftlichen Ausdruck, ſo offenbarten ſich dagegen die Bewegungen der Kultur unter ihren Bewohnern ſehr verſchieden. Nothwendig mußten ſich dieſelben im Herzogthum Cleve wie in der Grafſchaft Mark, wo die Grundſäze des preußiſchen Staatsregiments unter den verſchiedenen Confeſſionen eine rechtliche Parität begründet und einer Fortbildung wenigſtens des religiöſen Geiſtes freie Bahn gelaſſen hatten, ganz anders als in Berg und Jülich geſtalten, woſelbſt der laſſe Zügel eines entfernten katholiſchen Fürſten Kulturerſcheinungen zu Tage treten ließ, welche nicht wohl verworrener ſeyn konnten.

Das Herzogthum Cleve iſt ein geſegnetes, hochgebendes Land mit entſprechenden Niederungen. Seine ſanften Höhenzüge ſind mit üppigem Ackerfeld und mit herrlichen Waldungen erfüllt. Unter den leztern hat der ſogenannte Reichswald, wo Claudius Civilis (Taciti hist. lib. 4. c. 14) die Bataver bei einem Gaſtmahl wider die Römer aufgewiegelt haben ſoll, beſondere Berühmtheit. Die überaus ſchöne Cleve'ſche Rheinniederung mit ihren reichen Wieſen, Weiden und Fluren, nördlich beſchattet vom Reichswalde, wird in entgegengeſezter Richtung von dem gleich berühmten Teutoburger Walde begrenzt. In der Nähe, dem königlichen Strome entlang, liegen zahlreiche Dörfer in maleriſchen Gruppen, von reichen Gefilden umgeben. Fröhliche Landleute bebauen die geſegnete Flur und muntere Heerden beleben die blumigen Auen. An den Teutoburger Wald ſchließt ſich in Oſten, in allmähligen Steigungen, das Amphitheater der vaterländiſchen Gebirge; den Vordergrund ſchmückt der Rhein, dem eine Menge kleiner Flüſſe und Bäche unter munterem Geräuſche zueilt. Düſſeldorf mit ſeinen freundlichen Umgebungen beengt auf eine Weile die Ausſicht, doch bald öffnet ſich die Rheinebene wieder mit ſeltener Fülle, vom Silberſpiegel des Stroms maleriſch beglänzt. Aufwärts durchfliegt dann das Auge reich geſegnete, durch hübſche Dörfer und Landhäuſer belebte Fluren, und der Horizont neigt ſich erſt mit den impoſanten Felſenſtirnen des Siebengebirgs und ſeitwärts mit den Thürmen Kölns, der ruhmbekränzten Colonia Agrippina, die ſich, wie zum Schmucke, um den gekrümmten Rhein im Halbkreiſe lagern. Landeinwärts führen Heerſtraßen, zwiſchen freundlichen Anſiedelungen der thätigen Bewohner, in den Kranz der heimathlichen Berge. Zwar mindert ſich hier die üppige Vegetation, aber nur, um durch neue Geſtaltungen und durch ein buntes Spiel von Naturpartien den Wanderer reichlich zu entſchädigen. Die Gebirgsgipfel verſchaffen die reizendſten Ausſichten in unermeßliche Fernen und ſtellen dem Auge ein Panorama von ſeltener Schönheit dar; und ſchmücken gleich nicht Weinrebenguirlanden ſeine Ufer, ſo ſpiegeln ſich doch Kränze von Eichenlaub, mit den goldenen Aehren der geſegneten Flur durchflochten, in ſeinen grünlichen Gewäſſern, und Ruinen feſter Burgen des Mittelalters, Städte und Dörfer, die mit ihren Thurmſpizen aus Obſtgärten hervorragen, geben der Landſchaft einen eigenthümlichen Styl. — In der reizend gelegenen Stadt Cleve war einſt der Siz der über das Herzogthum Cleve und die Grafſchaft Mark geſezten königlichen Regierung und der übrigen höchſten Landesbehörden. Am rechten Ufer liegt das alte, als Feſtung berühmte Weſel, das ſo viel merkwürdige Schickſale durchlebt hat. Einſt gehörte es mit zur rheiniſchen Hanſa, brannte 1554 faſt gänzlich ab, erfuhr 1586 die Verwüſtungen des Herzogs von Parma und ward 1614 von den Spaniern weggenommen. Von 1757 bis 1763 war Weſel mit dem ganzen Herzogthum Cleve in franzöſiſcher Gewalt. Schon 1539 wurde hier die evangeliſche Lehre gepredigt und 1540 nahm die Stadt dieſelbe feierlich an, wobei ſie über dem Cleve'ſchen Thore die Worte in Stein aushauen ließ: „Den Frommen ſteh' ich offen." Zur Zeit der Verfolgungen des Herzogs von Alba und der engliſchen Königin Maria flüchteten ſich viele Niederländer und Britten hieher und ließen ſich wohnhaft nieder. Nicht weniger berühmt als Weſel iſt ſeine Schweſterſtadt Duisburg (an der Ruhr und Anger), wo die evangeliſche Lehre eben ſo früh Eingang fand. Hier war es, wo 1609 eine Synode der reformirten Kirche in den vier vereinigten Ländern Jülich, Cleve, Berg und Mark gehalten und auf derſelben jene berühmte Kirchenordnung zu Stande gebracht wurde, die ihre Geltung bis auf die neueſte Zeit gehabt hat. Der Duisburger Katechismus machte ſich einen nicht geringern Ruf als die 1655 in dieſer Stadt geſtiftete Univerſität, welche über ein Jahrhundert die Intereſſen der gereinigten Kirche mit Eifer wahrgenommen hat. Die umfaſſende Herrſchaft der reformirten Kirche im Cleveſchen, in Verbindung mit den materiellen Beſchäftigungen des Landes, haben der Kulturentwicklung ſeiner Bewohner eine gleich ſtarke als ſittliche Baſis verliehen, und daher auch des Volkes Zuſtände von jenen in Jülich und Berg bis auf die neuern Tage herunter vielfach unterſchieden. Die preußiſche Regierung in Cleve, welche immer eine gerechte und rechtſchaffene Landesverwaltung bezweckte, hatte der kurpfälziſchen Regierung in Düſſeldorf nie zum Vorbild gedient, und wiewohl namentlich das verfloſſene Jahrhundert an unſern zahlloſen kleinen Regierungsſizen die tiefſte Corruption zeigte, war ſie doch wohl nirgends ſchlimmer als in Düſſeldorf und in den von dort aus verwalteten kurpfälziſchen Herzogthümern Jülich und Berg. Die Einverleibung mit Preußen hat über Berg und Jülich dieſelben Tage einer geiſtigen und materiellen Verjüngung heraufgeführt, wie über die Landſchaften der Erzſtifte Köln und Trier und über ſo manche vormaligen, dem weſtphäliſchen Kreiſe zugehörigen Reichsſtädte u. ſ. w. Das Bergiſche Land mit ſeiner bis zur höchſten Ausdehnung geſteigerten Gewerbthätigkeit iſt einer der wichtigſten Punkte der Rheinprovinz, ja der preußiſchen Monarchie. Wohin es der Fleiß und das Geſchick der Menſchenhände bringen kann, zeigt kein anderer Fleck in Deutſchland beſſer als das Bergiſche, deſſen Fabrikthätigkeit im Verhältniß von keinem Fabrikbezirk der Welt übertroffen wird. An die Namen Düſſeldorf, Elberfeld, Barmen, Lennep, Solingen und andere knüpfen ſich die erhebendſten Betrachtungen über den Aufſchwung der deutſchen Induſtrie, für welche leider in Folge einer fortdauernd ſehr ungenügenden Handelspolitik des Zollvereins die nöthigen Schuzmaßregeln noch immer nicht in's Leben getreten ſind. Die Thätigkeit der Bewohner dieſer Gegenden umfaßt alle Zweige der techniſchen Kultur in einem Umfange, welcher mit der Induſtrie Englands wetteifert.

(Fortſezung folgt.)

---

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

# Intelligenz-Blatt. Nro. 38.

Mittwoch, 1. Oktober 1845.

[274] In der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

## Muntere Lebensbilder

von

C. Spindler.

2 Bände. 8. broch. 3 Thlr. 6 gGr. oder 5 fl. 24 kr.
(Der ſämmtlichen Werke Neue Folge 6ter u. 7ter Band.)
Stuttgart.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

---

[268] So eben iſt erſchienen:

## Geſchichte der franzöſiſchen Revolution bis auf die Stiftung der Republik.

Von

F. C. Dahlmann.

gr. 8. Geh. Preis $2\frac{1}{3}$ Thlr.
Leipzig, im Sept. 1845.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[264]

## URANIA.

### Taſchenbuch auf das Jahr 1846.

Neue Folge. Achter Jahrgang.

Mit dem Bildniſſe Jakob Grimm's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Uranie. Novelle von A. von Sternberg. — II. Der Schein trügt. Erzählung von F. Dingelſtedt. — III. Ein armes Mädchen. Erzählung von der Verfaſſerin von Jenny und Clementine. — IV. Die Sängerin. Novelle von M. Martell. — V. Sträflinge. Dorfnovelle von Berthold Auerbach.
Leipzig, im Sept. 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[279] Bei Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler in Berlin, erſcheint ſo eben:

## Leben und Wirken Seydelmanns.

Mit Benutzung und Veröffentlichung des handſchriftlichen Nachlaſſes und der Briefe deſſelben.

Dargeſtellt von H. Th. Rötſcher.

gr. 8. Eleg. geh. 2 Thlr.

Das ſo eben erſchienene Werk erfüllt den ſeit lange gehegten Wunſch der Künſtler, wie der Freunde der dramatiſchen Darſtellung, den vollen Geiſtesreichthum und den hohen Werth des ſeltenen Mannes, deſſen große Bedeutung die Gegner ſelbſt bei ſeinen Lebzeiten eingeſtanden, der Mit- und Nachwelt aufzuſchließen. Der als darſtellender Künſtler nur noch durch die Kraft der Erinnerung Fortlebende erſteht in dieſen Blättern vor uns als eine geiſtig hochbegabte, charaktervolle Perſönlichkeit, welche ſich uns durch die überraſchende Gewalt des Ausdrucks, zugleich als ein wahrer Künſtler des Worts zeigt. Indem das Werk außerdem das Entwicklungsgeſetz des Künſtlers darlegt und die durch denſelben hervorgerufenen Kontroverſen der Kritik wiſſenſchaftlich löſt, erſcheint daſſelbe auch als ein weſentlicher Beitrag zur Aeſthetik, wie zur Kunſtgeſchichte und nimmt durch die Einſicht, welche es in den gegenwärtigen Zuſtand der Bühne, wie in das, was ihr Noth iſt, gewährt, das allgemeinſte Intereſſe für ſich in Anſpruch.

---

[284] **Neue werthvolle Musikalien,**

welche so eben im Verlag der *Schlesinger*'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu haben sind (in Wien bei C. G. Müller):

Adhemar, König der Vagabunden f. Bass. 5 Sgr.
Anhang zu allen Klavierschulen. Leichte und fortschreitende 4händige Pianofortestücke von Hünten, Döhler, Heller, Kalkbrenner, Moscheles, Liszt, Kullak, Thalberg. Lief. VII — VIII. à 15 Sgr.
— dito Lief. IX — X. Fugues de Scarlatti, Bach, Händel. à 4 mains p. Klage. à 15 Sgr.
Bach, J. Seb., Ciaccona per Violine solo $7\frac{1}{2}$ Sgr. con Piano 25 Sgr.
Beethoven, Adelaide, Deutsch und italien. Text. 10 Sgr.
Berlioz, Die moderne Instrumentation u. Orchestration. Mit vielen Partitur-Beispielen. Lief. 5—8. gr. Folio. 4 Rthlr.
Canthal, Klänge der nordischen Nachtigall Jenny Lind. Walzer f. Piano. Op. 100. $12\frac{1}{2}$ Sgr.
Clementi, 6 Sonatinen in fortschreitender Ordnung f. Piano (à 5 Sgr.) cpl.
Daase, Vergissmeinnicht-Polonaise f. Piano mit Gesang. $7\frac{1}{2}$ Sgr.
David, Die Schwalben — *Les Hirondelles*. 5 Sgr. Träumerei der Nacht. $2\frac{1}{2}$ Sgr. dito mit franz. Text. 5 Sgr.
— Erinnerung — Adieux à Charence. 5 Sgr. Der gefallene Engel — L'Ange rebelle f. Bass. 15 Sgr.
Döhler, Transcriptions faciles p. Piano: 1. Adieu. Op. 45. 10 Sgr. 2. La Favorita. Op. 51. 15 Sgr.
— Gr. Fantaisie sur la Favorita de Donizetti p. Piano à 4 mains. Op. 51. 1 Thlr.
Donizetti, La Favorita. 2 Duette per 2 Soprani. à 15 Sgr.
Dussek, Gr. Sonate p. Piano. Op. 24. 15 Sgr.
Friedrich, La Sainte Madelaine. Romance p. Piano. Op. 15. $12\frac{1}{2}$ Sgr.
Ghys, L'Orage p. Violon seul. 10 Sgr. 6e Air varié pour Violon avec Piano. $\frac{2}{3}$ Thlr. 10e Air varié p. Violon av. Piano. $\frac{1}{6}$ Thlr.
— Triste Pensée et Pensée fixe p. Violon av. Piano. Op. 37. 1 Thlr.
Gumbert, Nach und nach. Für Alt oder Bariton. 5 Sgr. Das theure Vaterhaus f. Alt od. Bariton. Op. 9. 10 Sgr.
Gung'l, Joh., Abschieds-Polka f. Piano. Op. 11. $2\frac{1}{2}$ Sgr.
Halevy, Das Blumenmädchen — La Bouquetière für Sopran od. Tenor. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Digitized by Google

**Heller**, 30 Etudes progressives p. Piano. Op. 46. 3 Livr. à ¾ Thlr.
**Herz, H.**, Variat. de bravoure sur Joseph et sur Crociato de Meyerbeer p. Piano. Op. 23. à 17½ Sgr.
**Japha**, Trois Gondolières p. Piano. Op. 11. 15 Sgr.
**Kazynski**, Amata-Polka f. Piano. 5 Sgr.
**v. Knebel-Doeberitz**, Der König auf dem Thurme f. Bass. 12½ Sgr.
**Krebs**, 3 humoristische Gesänge f. Bariton od. Bass. Op. 134. à 7½. — 10 Sgr.
— Den fernen Lieben. Für Sopran od. Tenor. Op. 139. 10 Sgr.
**Kreutzer**, 40 Etudes ou Caprices p. Violon. 2 Livr. à 20 Sgr.
**Kücken**, Steckbrief für 4 Männerstimmen. Op. 36. 25 Sgr. 2 Duette f. Piano zu 4 Hdn. Op. 26. à 10 Sgr.
**Kullak**, Carnaval de Venise. Arrang. facile p. Piano. 15 Sgr.
**Kummer**, Réminescences d'Armide de Gluck p. Violoncelle av. Quatuor 1 Thlr. av. Piano 25 Sgr.
**Litolff**, 3 Mazourkas p. Piano. Op. 17. à 12½—15 Sgr. Chant du Gondolier p. Piano. Op. 18. 20 Sgr.
**Lührss**, Und wüssten's die Blumen. Für Sopran od. Tenor. 10 Sgr.
**Monpou**, Gastibelza f. Bass od. Alt. 5 Sgr.
**Mozart**, Sonate facile p. Piano. Cdur. 10 Sgr.
**Panofka** Air tyrolien p. Violon av. Piano. 20 Sgr.
**Prudent**, Rondo brillant sur un Bolero d'Adam p. Piano. 17½ Sgr. Gr. Trio de Robert le diable p. Piano seul. 1 Thlr.
**Ressel**, Oberländler f. 3 Violinen, Viola, Vcelle. u. Bass 17½ Sgr.
**Rubinstein**, Air suédois de Jenny Lind p. Piano. 10 Sgr.
**Schaeffer**, 3 Lieder f. eine Singst. Op. 6. 12½ Sgr. Die weisen Rathsherren f. 4 Männerst. 15 Sgr.
**Servais et Ghys**, Variat. brill. et concert. p. Vcelle. et Violon sur God save the King. 1⅙ Thlr.
**Spontini**, Borussia. Leichte Transcript. f. Piano von Wagner. 10 Sgr.
**Tedesco**, Fantaisie s. La Juive de Halevy p. Piano. ¾ Thlr.
**Thalberg et Panofka**, Mélodies styriennes p. Piano et Violon concert. Op. 61. 1½ Thlr.
**Truhn**, Spittelleute Klagelied. Komisches Lied. 5 Sgr. Vierstimmige Skolie (Weinlied). Op. 77. 12½ Sgr. Männerquartette. Op. 83. 20 Sgr.
**Vieuxtemps et Wolff**, Don Juan p. Violon et concert. Op. 20. 1½ Thlr.
**Weber, C. M. v.**, Trio p. Piano, Violon et Vcelle. Op. 63. 1⅚ Thlr. Ouverture de Preciosa p. 2 Violons, Alto et Vcelle. 25 Sgr.
**Weiss**, Im Fliederbusch. O dürft' ich. 2 Lieder für Sopran od. Tenor. Op. 13. à 10 u. 7½ Sgr.
**Westmorland**, Scelta di 9 Arie per Soprano o Tenore. 2 Thlr.

---

[291] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

# Die poetiſche Ukraine.

Eine Sammlung

## kleinruſſiſcher Volkslieder.

Ins Deutſche übertragen

von

### Friedrich Bodenſtedt.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Gedichte

von

## Annette Freiin von Droſte-Hülshof.

8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Freunde ächter Poeſie werden dieſe geſammelten Gedichte einer deutſchen Sängerin von ſchon anerkanntem Rufe hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraſchenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet die Dichterin die glücklichſte Naturempfindung und Naturanſchauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verſchwommene Naturſchwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Weſens in allen Sphären und Elementen mit ſcharfem Sinn zu erfaſſen, mit der keckſten, prägnanteſten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranſchaulichen weiß. Eine entſchiedene Originalität, welche vor dem Höchſten und Tiefſten nicht zurückſcheut, und das anſcheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernſt, Humor und Phantaſie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbſt manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache erhöhen nur das ſcharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht ſelbſt den Reiz dieſer Dichtungen, da ſie mit großer Klarheit, innigſter Zartheit und Weichheit und dem ſchönſten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechſeln. Ein großer, umfaſſender, edler Sinn, der ſich ſchon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt ſich auch in umfangreicheren Compoſitionen hiſtoriſcher Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muſe der Dichterin, den Kreis des Lyriſchen durchbrechend, nach epiſcher Geſtaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit ſtrebt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Der deutſche Zollverein

in

## ſeiner Fortbildung.

Von

### Guſtav Höfken.

gr. 8. Velinp. br. Preis 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

1) Einführung in das Bedürfniß einer kräftigen Organiſation des Zollvereins. 2) Die Bedeutung und Fortbildung der Zollvereinslage, entwickelt aus der Geſchichte ihrer Entſtehung. 3) Der Vereinstarif als Grundlage der politiſchen Oekonomie des Zollvereins. 4) Der Eingang in den zweiten Zeitabſchnitt des Zollvereins. 5) Die Stellung des Zollvereins zu Oeſterreich; Ausſicht und Mittel zur Annäherung beider Handelskörper. 6) Des Zollvereins Beziehungen zu den Niederlanden, den Hanſeſtädten und Dänemark, im Zuſammenhange dargeſtellt mit der Handelspolitik dieſer Staaten und ihrem Verkehr mit den übrigen Ländern. 7) Deutſche Beziehungen zu Großbritannien. 8) Organiſirung der deutſchen Schifffahrt. 9) Die Theorie der Continentalſperre gegenüber der Colonialausbreitung. Schlußwort. — Nachtrag zur Staatsökonomie des Zollvereins: Das Schutzbedürfniß der Gewerbe im Zollverein.

Die Erfahrungen unſerer jüngſten Geſchichte lehren, daß die Zeit gekommen, wo nur noch ein das Geſammtvaterland umfaſſendes Streben fruchtbar iſt, auf jedem andern aber der Unſegen des Mißlingens ruht. Und ein ſolches Streben auf dem Gebiete des Zollvereins fruchtbar zu machen, zu ſeiner Kenntniß wie zu ſeiner Fortbildung beizutragen, dazu ſoll gegenwärtige Schrift dienen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

## Zweite Auflage von Goethe's Werken in zwei Bänden.

[288] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:
Die erſte Lieferung einer neuen Ausgabe von

# Goethe's
# poetiſchen und proſaiſchen Werken
## in zwei Bänden,

welche wir, wie die frühere Auflage, in vier Lieferungen bis Oſtermeſſe 1846 vollſtändig veröffentlichen werden.

Dieſe Pracht-Ausgabe ſchmücken zehn gelungene Stahlſtiche nach Compoſitionen von Kaulbach, Stilke und Anderen, ſo wie Goethe's Portrait nach Rauch's Büſte.

Die vollſtändige Ausgabe in zwei Bänden wird im Subſcriptionspreiſe 24 fl. oder 14 Rthlr. — jede der vier Lieferungen 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr. koſten. An die Annahme der erſten Lieferung knüpft ſich die Verbindlichkeit für das ganze Werk.

Wir laden die Verehrer Goethe's zur baldigen Subſcription hiedurch ein, und haben ſämmtliche Buchhandlungen in den Stand geſetzt, dieſe Lieferung, wie die folgenden, zu den bemerkten Preiſen abgeben zu können.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Mozin Dictionnaire portatif.

## Neue Stereotyp-Ausgabe 1845.

[290] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Abbé Mozin's

kleines deutſch-franzöſiſch und franzöſiſch-deutſches
aus dem vollſtändigen Taſchen-Wörterbuch Mozin's von ihm bearbeitetes

# Hand-Wörterbuch,

enthaltend
die gemeinnützlichſten Wörter nach der Ausſprache.
Zum Gebrauche
der Realſchulen und Lehranſtalten beiderlei Geſchlechts bearbeitet.
Neue Auflage.
Durchgeſehen und vermehrt
von
C. G. Hölder,
Dr. phil. und Profeſſor am königlichen Gymnaſium in Stuttgart.
Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Die faſt jährlich nöthig werdenden neuen Auflagen dieſes deutſch-franzöſiſchen und franzöſiſch-deutſchen Wörterbuchs bürgen am beſten für ſeinen ausgezeichneten Werth.

Man wird nicht wohl ein Hand-Wörterbuch finden, in welchem die verſchiedenen Bedeutungen der Wörter genauer beſtimmt ſind, entweder durch Abkürzungen, welche die Wiſſenſchaft oder Kunſt bezeichnen, denen das Wort angehört, oder durch Einſchaltung von Wörtern und Phraſen. Auch iſt die Ausſprache der Wörter, die einige Schwierigkeit darbieten, angezeigt.

Druck und Papier werden jeden Käufer aufs höchſte befriedigen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Google

# Die Mündlichkeit,
## das Anklageprinzip,
die
## Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht
in
## ihrer Durchführung in den verſchiedenen Geſetzgebungen
dargeſtellt
## und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit
## mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder
geprüft von
## Dr. C. J. Mittermaier,
Geheimerrath und Profeſſor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Anſichten in Bezug auf die Umgeſtaltung des deutſchen Strafprozeſſes. Verhältniſſe, welche Einfluß auf dieſe Anſichten haben. §. 2. Ueber den neueſten Stand der Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Verbeſſerung des Strafprozeſſes. §. 3. Engliſcher Strafprozeß in ſeiner praktiſchen Bedeutung und in ſeiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des ſchottiſchen und des iriſchen Strafprozeſſes. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Franzöſiſcher Strafprozeß. Entwickelung und Anwendung deſſelben. Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Frankreich. §. 6. Entwickelung des franzöſiſchen Strafprozeſſes in Belgien. §. 7. Strafprozeßgeſetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgeſetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Braſilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geſchwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Würtembergiſche Strafprozeßordnung, preußiſcher Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachſen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortſchritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgeſetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgeſetzgebung in der Schweiz. Statiſtiſche Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgeſtaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holſtein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Anſichten über Umgeſtaltung des Strafprozeſſes. Verhältniß des engliſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Hinderniſſe und Schwierigkeiten bei Abfaſſung neuer Strafprozeßgeſetzbücher. §. 22. Zuſammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozeſſes mit der Gerichtsverfaſſung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieſes Grundſatzes und Beſchränkungen deſſelben nach den verſchiedenen Geſetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Unterſuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltſchaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geſchwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angeſtellte Richter.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkes bezweckte die Hauptgrundſätze, von deren Annahme die Umgeſtaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Weſen und Einfluſſe, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange unter ſich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verſchiedenen Länder vergleichend darzuſtellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche ſtatiſtiſche Nachweiſungen Materialien der Prüfung ebenſo den mit Geſetzgebungsarbeiten Beſchäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Skizzen aus dem Leben und der Natur.
## Vermiſchte Schriften
von
## H. Hauff.
Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfaſſer ſeit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, deſſen Redakteur er iſt, und in andern Zeitſchriften Aufſätze verſchiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er ſich entſchloſſen, eine Auswahl derſelben in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unſerer geſellſchaftlichen und literariſchen Zuſtände und populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des erſten Bandes iſt folgender: 1) Madelon. 2) Poſtdiluvianiſche Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verſchiedenheit und die Urzeit des Menſchengeſchlechts. 8) Miß Djeck. Zur Geſchichte des Elephanten. 9) Die große Waſſerſchlange.

Der **zweite** Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literariſche Grillen: 1) Das Jahr 1740. 2) Schalksnarren. 3) Der deutſche und der franzöſiſche Feuilletoniſt. 4) Ueber deutſche Dramatik, beſonders über das Luſtſpiel. 5) Der Holzſchnitt als typographiſcher Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geiſterglauben. — Geologiſche Briefe: 1. Das Verhältniß der Geologie zu unſerer Zeit. 2. Orientirung. 3. Aeltere Anſichten. 4. Werner. 5. James Hutton. Leopold von Buch. 6. Elie de Beaumont. 7. Neueſte Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Chronologiſches Regiſter
der
# fränkiſchen Revolution
von Eröffnung der erſten Verſammlung der Notablen bis zur Einführung der Conſular-Regierung, 22. Febr. 1787 bis 15. Dec. 1799
von
## Dr. C. L. Poſſelt,
bedeutend vermehrt und fortgeſetzt
von
## C. Jochmus,
Königl. Preuß. Hofrath.

Vierter Band.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit dieſem Band iſt das ganze Werk geſchloſſen. Er enthält überdieß noch ein ausführliches Sach- und Namens-Regiſter, wodurch der Werth dieſer für den Geſchichtsfreund ſo wichtigen Arbeit noch mehr erhöht wird.

Um die Anſchaffung des Ganzen zu erleichtern haben wir den **Preis aller 4 Bände** auf

8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 236.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 2. Oktober 1845.

Here's Nature nor too sombre nor too gay,
Wild but not rude, awful yet not austere.
Byron.

## Aus den Pyrenäen.

(ſ. Nr. 209 – 216.)

### Gavarnie.

Oleron, 9. Auguſt.

Wir hatten einen Ausflug von Luz nach Gavarnie beſchloſſen. Ich beſtellte mir ein ganz zahmes Thierchen und rechnete überdieß auf das holländiſche Phlegma und auf das deutſche Kaltblut, das in den Adern unſeres Ruſſen floß. Unſer Franzoſe war der gefährlichſte, er war Colonel geweſen, aber er hatte ſechzig Jahre auf dem Rücken.

St. Sauveur gegenüber geht der Weg gleich Anfangs ziemlich ſteil bergauf, dann wieder eine Weile bergab zu einer berühmten Brücke, dem Pont de Sia, die hoch über dem Fluſſe ſchwebend, zwei Felſen erſt durch einen Bogen und dann fünf Fuß über dem Bogen durch die Brücke verbindet. Ich habe nicht begriffen, wozu der Bogen dient, da er die Brücke nicht trägt; aber gewiß iſt, daß er die Schönheit der wilden Gegend — zu beiden Seiten ſteilaufſteigende Berge, und tief unter uns, zwiſchen ſchroffen Felſen, ein wilder, kecker, üppig ſprudelnder Bergſtrom — bedeutend erhöht durch den Gegenſatz der Alles beſiegenden Menſchenkeckheit gegenüber der grauſenerregenden Keckheit der Natur.

Zwiſchen dieſer und einer zweiten Brücke fanden wir eine Bergamazone, deren Mauleſel nicht von der Stelle wollte. Ein paar Peitſchenhiebe empörten ihn, er ſträubte ſich, ſtieg in die Höhe und ſtürzte mit ſeiner ſchönen Laſt zu Boden. Das ſah ſehr gefährlich aus, denn neben dem Wege war ein viele hundert Fuß tiefer Abgrund. Vor Jahren war ein Mädchen, das mit ihren Eltern und Freunden eine Luſtfahrt nach Gavarnie machte, ungefähr an derſelben Stelle in den Abgrund hinab geſtürzt und den Raubvögeln dieſer Berge zur Beute geworden. Aber unſere Amazone kam glücklicher weg, und ich glaube, nur wir haben Angſt bei der Sache gehabt. Dafür aber erhielt das Maulthier von unſerem Guide eine ſolche geſunde Tracht Prügel, daß es raſch wieder auf den Beinen war, ſich nach hinten und vorne mit ihnen zu wehren ſuchte, zuletzt aber geduldig ſeine Reiterin wieder aufnahm und von da an auch ziemlich geduldig mit uns weiter zog. Der Ruſſe ritt einen alten ſteifen Engländer, der trotz dem ſtets vorauf war und in den ſich der Mauleſel verliebte, ſo daß ſie nach und nach unzertrennliche Freunde wurden. Ob nicht vielleicht die ſchwarzen Augen der Amazone und das blonde Haar des Ruſſen daran mit Schuld waren, weiß ich nicht; aber die beiden Rozinanten hielten von nun an Schritt mit einander.

So kamen wir in Gers an. Eine berühmte Grotte läßt die Reiſenden hier abſteigen und eine Weile ausruhen.

Digitized by Google

Ich habe manche Tropfſteingrotte geſehen und werde um keine wieder zehn Schritte machen. Ich wäre auch hier vorüber geritten, hatten die Mitreiſenden nicht angehalten. Aber es war doch gut, daß wir uns die Grotte hier anſahen. Es handelte ſich nicht von einem unterirdiſchen Keller oder dergleichen, ſondern von einem Bergfluſſe, der hier ganz unerwartet aus einem ſteilen, dunkeln, engen, haushohen Felsbette hervorbricht. Ueber dem Bette iſt ein Laubhimmel von Baumen aller Art. Die Sonne ſpielt in dieſem Laube, die Strahlen brechen oft durch und fallen in einzelnen Tönen auf die naſſen Felſen und den lebendigen Fluß unten. Es liegt ein geheimnißvoller Schauer in dieſer Art Kirche, in die man auf einer Galerie hineintritt und in der der Boden lebendiges Waſſer iſt, die Mauern und Säulen Urfelſen, die Kuppel eine Baumwölbung mit himmelblauem Hintergrunde. Wäre ich ein Maler oder ein Baumeiſter, ich würde hier ein Muſter für ein Meiſterwerk der Bau- und Malerkunſt ſuchen. — Die Grotte gehört Jemanden; man muß, glaube ich, zehn Sous bezahlen, um ſie zu ſehen.

Von hier aus führt der Hauptweg nach Gavarnie und ein Nebenweg nach einer berühmten Wallfahrtskapelle. Während wir den Hauptweg einſchlugen, erzählte uns die kleine ſchwarzaugige Amazone, die immer freundlicher gegen den blonden blauaugigen Ruſſen geworden war, die Wunder dieſer Kapelle. Sie heißt, wenn ich nicht irre, Notre Dame de Héas und thut Wunder. Die kleine Reiterin erzählte:

„Die Gegend rings um das Kirchlein iſt ſehr wild, faſt ſo wild wie das Chaos, das Sie bald ſehen werden. In dieſer wilden Gegend liegt nahe an einem See ein ungeheurer Felsblock, der vom Berge herabgerollt iſt. Er heißt der Cailleau de l'Araille. Auf dieſem Stein fanden Hirten eines Morgens das Wunderbild, ſahen es von einem Verklärungsglanze umgeben und beteten zu ihm, und was ſie baten, wurde ihnen gewährt. Als das die Leute der Umgegend hörten, wollten ſie der Mutter Gottes eine Kapelle bauen; aber ſie waren ſo arm, daß ſie den Maurern bald nichts mehr geben konnten. Da kamen alle Tage drei weiße Ziegen dreimal zu dieſen und nährten ſie von ihrer Milch, bis die Kapelle ganz fertig war. — Sie müſſen am 15. Auguſt hieher kommen; dann ſehen Sie die ganze Bevölkerung der Umgegend von weit und breit hieher ſtrömen, und es vergeht faſt kein Jahr, wo hier nicht Wunder und Zeichen geſchehen."

Der Glaube thut Wunder, und nur der Glaube. Wenn ich den Wunderglauben vertheidigen wollte, ſo würde ich ſagen: Eben daß keine mehr geſchehen, iſt ein Beweis, daß die früheren kein Betrug waren, denn betrügen könnte man das Volk heute ſo gut, und bei den Fortſchritten der Wiſſenſchaft viel beſſer als ſonſt. Aber ich glaube an den Wunderglauben, der einſt Wunder that, und noch heute thut, wo er beſteht.

Aber ſiehe dort den ſchönen Waſſerfall! Die Gegend war immer wilder geworden. Der Weg ging immer mehr bergan, an viele hundert Fuß tiefen Abgründen vorbei. Unten rauſchte der Fluß über Felſen in hellen Schaumroſſen neben milchblauen Spiegeln des Himmels weg; rechts und links ſtiegen die Berge mehrere tauſend Fuß hoch in die Wolken hinauf; uns gegenüber ſtürzte ein breiter Bergſtrom den ganzen hohen Berg hinab. Faſt oben auf der Kuppe des Berges ſtand ein kleines Haus, eine Mühle mit einer Art Thorwölbung für den Strom, der unter ihr wegfloß. Dieſes Thor ſchien für den Fluß gemacht zu ſeyn, ſchien ihm den Weg vom Berg, aus dem er hervorſchoß, in's Thal zu öffnen; und da ſprudelte und ſprang er in langen Abſätzen den Berg hinab, bis er, uns gegenüber, auf einen Ruhepunkt ſtieß, wo er ſich ſammelte, ſich in die Breite ausdehnte und dann in zehn und mehr Armen zwiſchen Felsblöcken durchſchoß, ſich wieder ſammelte und endlich vollends hinabſtürzte.

(Fortſetzung folgt.)

## Londoner Wagenſtatiſtik.

(Fortſetzung.)

Kaum hatte Shillibeer ſein Gewerbe aufgegeben, ſo zerriß das Band der Coalition; er hatte ſie zum Kampfe wider ſich vereinigt und zuſammengehalten. Mit dem Sturze des gemeinſchaftlichen Feindes machten die einzelnen Intereſſen ſich geltend, und die noch geſtern unter Einem Banner gefochten, erhoben heute jeder ſein eigenes. Daraus erwuchs eine wahre Omnibusanarchie. Es wurde nicht mehr gefahren, ſondern gejagt, gerannt auf Tod und Leben. Die roheſten Menſchen wurden zu Condukteurs, die verwegenſten zu Kutſchern gewählt. Von Schimpfworten kam es zu Schlägereien, und das Publikum war nahe daran, auf die Wohlthat der Omnibuſſe zu verzichten, als eine Geſellſchaft ſich zuſammenthat, dem Skandal ein Ende zu machen. Das geſchah im Jahr 1836. Mit bedeutenden Geldkräften und unter dem Namen: London Conveyance Company, baute die Geſellſchaft elegante und bequeme Wagen, kaufte kräftige Pferde, nahm zu Kutſchern und Condukteurs Männer in Dienſt, deren gutes Betragen für Treue und Ordnung bürgte, gab ihnen ausreichenden Lohn und hübſche Livree, verbot alles Wettrennen, unterſagte jede Eigenhilfe und machte Pünktlichkeit des Abfahrens und Ankommens zur unerläßlichen Pflicht. Die bedrohten Gegner

Digitized by Google

verſuchten zwar auf alle mögliche Weiſe der Geſellſchaft Abbruch zu thun, ihre Leute zu verführen, ihr Inſtitut in ſchlechten Ruf zu bringen; aber das Publikum entſchied für das Beſſere, die freie Preſſe forderte einſtimmig den Schutz der Polizei für die Diener des Vereins, und ehe noch Letzterer Wagen genug hatte, das Bedürfniß zu befriedigen, ſahen die einzelnen Wageneigenthümer ſich verlaſſen, aus dem Felde geſchlagen, von der Straße vertrieben. Nun begriffen ſie ihren Irrthum und ihren Vortheil, verſöhnten ſich und ſtifteten ihrerſeits einen Verein nach dem Vorbilde der London Conveyance Company. Nicht lange, ſo verſtändigten ſich beide Geſellſchaften und ſind ſeitdem im Beſitze von zwei der belebteſten Londoner Routen, ihre Mittel aber koloſſal genug, jede Oppoſition im Keime zu erſticken. Doch gebührt ihnen der Ruhm, daß ſie, ſtatt ihr Monopol zu mißbrauchen, ihren erſten Grundſätzen treu geblieben ſind und ihre Linien mit einer Maſſe von Verkehrmitteln verſorgen, deren Möglichkeit vor zwanzig Jahren kein Menſch hätte ahnen können.

Bevor ich auf das Nähere des ſich immer weiter ausbildenden Syſtems eingehe, muß ich erwähnen, daß Paddington, ehemals eine Vorſtadt Londons, gegenwärtig der Ausmündungspunkt zweier Hauptſchlagadern des Londoner Verkehrs iſt. Die nach Norden ſtrömende heißt New Road, iſt gegen fünf Meilen lang und endigt am Bankgebäude. Zu beiden Seiten drängt ſich nicht bloß eine geſchloſſene Häuſerreihe, ſondern auch hinter dieſer eine „Nachbarſchaft" an die andere, noch vor wenigen Jahren von Feldern und Wieſen umgebene Dörfer und Flecken. Alles das iſt dicht bevölkert und liefert den nach der City und aus der City vorüberrollenden Omnibuſſen Schaaren von Fahrgäſten. Weil die andere Schlagader das Herz Londons durchſchneidet, iſt ſie noch blutreicher. Sie nimmt ihren Anfang in Bayswater und Nottinghill, geht durch die Oxfordſtraße, St. Giles's, Holborn, die Skinner- und Newgateſtraße, Cheapſide und Poultry, wo ſie am Bankgebäude ausmündet. Ihre Länge beträgt vier und eine halbe Meile. Obgleich beide Linien in Paddington anfangen und bei der Bank aufhören, ſind ſie doch, dieſe Punkte abgerechnet, nirgends unter einer Meile von einander entfernt und haben deßhalb jede ihre eigenen Wagen.

Die zuletzt bezeichnete Linie wird vorzugsweiſe von Wagen befahren, welche der London Conveyance Company gehören. Es ſind ihrer 82 mit einem Geſpann von 1000 Pferden. Jeder Omnibus macht täglich die Tour hin und zurück ſechsmal und eben ſo oft werden die Pferde gewechſelt. Und was für Pferde! Welch ein dem Auge wohlthuender Unterſchied zwiſchen ihnen, ſo blank und kräftig, und dem armen, elenden Vieh, das die Peckhamer Landkutſche ſchleppte! Es grenzt aber auch an's Wunderbare, was die Kraft dieſer Pferde leiſtet, wie ſie oft in ſcharfem Trab, nicht auf der Ebene allein, auch Hügel auf, Hügel ab, den an ſich ſchon ſchweren Wagen mit 18—20 Perſonen ohne ſichtbare Anſtrengung ziehen, nicht zu gedenken, daß manche dieſer Perſonen ſtarkes Gepäck bei ſich haben und die Meiſten nichts weniger als leichte Fliegen ſind. Denn eine Bemerkung, welche Omnibuskutſcher gegen mich gemacht und ich richtig befunden, iſt die, daß die größere Hälfte ihrer Paſſagiere ſtets eine ſehr wohlgenährte iſt. Rechnet man nun 82 Kutſcher und 82 Conducteurs, einige Supernumerare beider Klaſſen für Krankheits- und andere Fälle, weiß man, daß der Kutſcher bloß fährt und nichts mit Abwartung der Pferde zu thun hat, der Conducteur mit Einnahme, Berechnung und Ablieferung des Geldes voll beſchäftigt iſt, die Geſellſchaft einen eigenen Roßarzt, mehrere Schmiede und Stellmacher beſoldet, und ein engliſcher Stallknecht höchſtens vier Pferde übernimmt, ſo ergibt ſich eine Maſſe von ungefähr 500 ausſchließend für dieſe Anſtalt thätiger Menſchen.

Ihr aber verdankt es Jeder, der auf der fraglichen Linie ſchnell, wohlfeil und bequem von einem Punkte zum andern zu kommen wünſcht, daß er während der geſchäftigſten Tagesſtunden nur anderthalb, während der ganzen übrigen Fahrzeit nie länger als drei Minuten auf einen Omnibus zu warten braucht. Um das möglich zu machen, ſind ſowohl am Bureau in Paddington als beim Bankgebäude und an zwei oder drei Zwiſchenſtationen, wo eine kurze Raſt geſtattet iſt, Männer aufgeſtellt, welche time-keepers heißen, alſo die Schlaguhren der Omnibuſſe, deren Pflicht es iſt, darüber zu wachen, daß jeder Kutſcher die für Abfahrt und Ankunft vorgeſchriebenen Friſten pünktlich hält. Im Sommer von acht, im Winter von neun Uhr früh bis zwölf Mittags fährt alle anderthalb Minuten, von zwölf bis drei alle zwei Minuten, von drei bis fünf wieder alle anderthalb Minuten, von fünf bis neun wieder alle zwei Minuten, und von neun bis halb eilf alle drei Minuten ein Omnibus von der Hauptſtation Paddington ab, ſo daß während dieſer Stunden eine Omnibuskette, deren Glieder an Länge zwiſchen anderthalb und drei Minuten wechſeln, ununterbrochen ſich von Paddington nach der Bank zieht und ſämmtliche 82 Omnibuſſe hin und zurück eine Wegſtrecke von 2214 Meilen zurücklegen. Gibt man im Durchſchnitt jedem Omnibus auf jede Hin- und Herfahrt zehn Paſſagiere — was eher zu wenig als zu viel iſt — ſo bringt das der Geſellſchaft durch einen Sixpence — fünf Neugroſchen — von der Perſon täglich 246 Pfund oder 1700 Thaler, im Jahre 89,790 Pfund oder beiläufig 600,000 Thaler ein.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

## Vom Niederrhein, Auguſt.

(Fortſezung.)

### Das Ruhrthal. — Die Eifel.

Reich an eigenthümlichen Reizen iſt das Ruhrthal im Gebiete des Regierungsbezirks Düſſeldorf. Ein rheiniſcher Dichter nennt dieſe Gegend mit Recht ein idyllenartiges Epos, deſſen Schönheit noch durch hiſtoriſche Denkmale der Vorzeit, z. B. den Kattenthurm und die Iſenburg, die ſich von ſchauerlichen Höhen im Strome ſpiegeln, an Intereſſe gewinnt. Mit dieſen freundlichen Gebilden wetteifert das Thal der Wupper und ihrer Nebenbäche. Die Reize einer maleriſchen Gebirgsgegend erhalten hier durch die große Betriebſamkeit und den Kunſtfleiß der Bewohner eine ſeltene Weihe. Wo irgend ein Thal oder eine Bergfläche und Ebene Raum dargeboten, ſiedelten ſich die Vorfahren an, dem Bilde entſprechend, das ſchon Tacitus von den uralten Deutſchen entwirft. Der dumpfe Widerhall der Eiſenhämmer in den Thälern, das bebende Gehämmer der Schmiede, das luſtige Getriebe der Schleifwerkſtätten, das abgebrochene Knarren der Bandmühlen, das Raſſeln der Webſtühle, das ernſte, taktmäßige Stampfen der Pulvermühlen vereinigen ſich zu der wunderbarſten Harmonie. — Wenn ſo die Rheinniederung und die Gebirgsgegend ſich durch Naturreize auszeichnen, ſo fehlt es doch den übrigen Theilen des Regierungsbezirks Düſſeldorf nicht an eigenthümlicher Schönheit. Vorab hat die große Ebene weſtlich des Rheins nicht die ermüdende Einförmigkeit anderer Flächen, vielmehr entſchädigt eine reiche Abwechſelung von Fluren, Wieſen, Weiden und Waldungen für den Mangel der Höhen und Gebirge, und alle Schönheiten, welche eine Flachgegend überhaupt darbieten kann, treffen wir in dem Gebiete der Erft und Neers vereint. Was dennoch mangeln möchte, ſammelte die Natur an der äußerſten Grenze des Bezirks, bei Xanten und Cleve, in einer maleriſchen Gruppe von einzelnen kleinen Bergpartien.

Was dem Herzogthum Berg an Fruchtbarkeit des Bodens gebricht, wird reichlich durch die blühende Agrikultur im Jülich'ſchen erſezt, das einen großen Ueberfluß an Getreide aller Art erzeugt. Dieſes ſchöne und geſegnete Land hat ein treffliches Waſſergebiet, das nicht weniger den Erzeugniſſen ſeines Bodens als den Hervorbringungen ſeines Gewerbfleißes zu ſtatten kommt; die Waſſerkräfte der Ruhr und die Wohlfeilheit der Lebensmittel in einer ſehr fruchtbaren Gegend begünſtigen hier jede Fabrikunternehmung bedeutend.

Im Stromgebiet des Niederrheins liegt ein rauhes Hochland, das nicht bloß für den Naturforſcher und Mineralogen merkwürdig und anziehend iſt, ſondern auch für jeden Freund der Natur, der dieſe nicht allein in ihrem Schaffen und Erhalten freundlich ſchöner und in herrlicher Vegetation prangenden Landſchaften, ſondern auch in ihrem Zerſtören und in dem Graus und Chaos ihrer zertrümmerten und zerklüfteten Schöpfungen zu betrachten wünſcht. Dieſes Hochland heißt im engern Sinne die Eifel. Wenn man von Bertrich aus nach Norden, Nordoſten und auch nach Nordweſten ſich wendet, ſo öffnet ſich vor dem Auge, ſobald man aus dem Iſbachthale auf die Höhen von Hontheim oder Luzerath gekommen iſt, wie in einem gedehnten Halbkreis das Gebiet der vulkaniſchen Eifel, im engern Sinne dieſes Wortes. Man befindet ſich auf einer, im Durchſchnitt 11–1200 Fuß über dem Rheinſpiegel erhabenen Höhe von wellen- und muldenförmiger Bildung, von dem Anſchein nach ziemlich einförmigem Anſehen, auf deren Straßen und Fußwegen man, ohne jähe Steigen und Abhänge, bald auf- und bald abſteigt, und über welche hin man mehrere theils bewaldete, theils mit großen Felsſtücken, Lavablöcken und zerklüftetem Geſtein beſezte Kuppen von mäßiger Höhe und meiſt von abgerundeter Kegelform erblickt. Je weiter man den Weg nach Norden und Nordweſten (nach der Kyll hin), ſo wie nach Nordoſten fortſezt, um ſo zahlreicher tauchen dieſe kegelförmigen Kuppen auf, und einige tragen auf ihren Häuptern alte Burgruinen und zum Theil noch bewohnte Burgen, andern verleihen die auf ihnen emporragenden, meiſt mehr breiten als hohen Felsmaſſen von weitem den Schein ſolcher Burgtrümmer. Gegen Norden und Oſten erheben ſich in weiter Ferne höhere Gebirge (der hohen Eifel), von welchen einige ebenfalls noch die Kegelform auszeichnet. Dieſer merkwürdige Gebirgsſtrich, welchem erſt in den neuern Zeiten von den ihn mehr und mehr in's Auge faſſenden Naturforſchern der Name der „vulkaniſchen Eifel" beigelegt worden, bildet nur einen Theil, etwa die Hälfte des geſammten Eifelgebirgslandes, welches bis zur Beſiznahme des linken Rheinufers von den Franzoſen ein Beſtandtheil des geiſtlichen Kurfürſtenthums Trier war und jezt, zum preußiſchen Großherzogthum Niederrhein gehörig, den Regierungsbezirken von Trier, Koblenz und Aachen zugetheilt iſt. — Die eigentliche Eifel, ohne das zu ihrem Geſammtbegriff gerechnete Maifeld, iſt nur von wenigen und kleinen Flüſſen durchſchnitten, welche zum Theil romantiſch ſchöne, fruchtbare und wohl angebaute Thäler bilden, zum Theil aber auch in ſehr engen, wilden, von kahlen Felſen und Schiefer- oder auch Baſaltblöcken ſtarrenden Ufern ihre klaren und forellenreichen Gewäſſer fortwälzen. Die bedeutenderen dieſer kleinen Flüſſe, welche meiſt ein ſtarkes Gefäll und raſchen Strom haben, ſind nach Norden hin die Ruhr, welche in der Eifel entſpringt und dann über Gemünd und Nideggen in die Ebenen des Jülicher Landes eintritt; nach Oſten die weinreiche Ahr, die von der Voreifel über Aldenahr und Ahrweiler durch ein romantiſch ſchönes und unterhalb Ahrweiler vortrefflich angebautes Land bei Sinzig ſich in den Rhein ergießt; nach Süden die Prüm, die Nims, mit einem der ſchönſten Thäler, und die Kyll, welche unter dieſen Flüſſen deshalb der merkwürdigſte iſt, weil an ihren Ufern und in deren Nähe die bedeutendſten vulkaniſchen Erhebungen, Kraterreſte, Lavaſtröme und Mühlſteinbrüche vorkommen, ſo wie ſie auch an ihren ſtreckenweiſe flachen und mit ſchönen Auen bedeckten Ufern die meiſten und bedeutendſten Ortſchaften der mittlern Eifel vereinigt. Dieſe leztern Flüſſe, nebſt der Lieſer bei Daun und noch mehreren kleinern Bächen, münden ſich in die Moſel. Um dieſe Flüſſe und Bäche concentrirt ſich auch hauptſächlich der Anbau und die ſparſame Bevölkerung der Eifel, die kaum 1600 Menſchen auf die Quadratmeile beträgt und welche auf den höhern und rauhern Gebirgsebenen (ſo beſonders auf der Schneeifel und Venn, wie auf der öſtlichen Hocheifel) ein ſteiles, kaltes, ſteiniges Land bewohnt, höchſt arm und von einem traurig düſtern Anſehen, mit ſehr wenigen und meiſt gering bevölkerten Dorfſchaften. Die Einwohner ſind ſehr arme, größtentheils noch auf einer ſehr niedern Kulturſtufe ſtehende, aber genügſame, ehrliche und treuherzige Menſchen.

(Schluß folgt.)

---

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 79.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 3. Oktober 1845.

Da freut' ich mich an Rollekutſchen,
Am lärmigen Hin= und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin= und Wiederlaufen
Zerſtreuter Ameis=Wimmelhaufen.
Goethe.

## Londoner Wagenſtatiſtik.

(Schluß.)

Die andere oben erwähnte Linie, längs der New Road, wird lediglich von Omnibuſſen der Conveyance Association befahren, wie die von den einzelnen Omnibuseigenthümern gebildete Geſellſchaft ſich nennt. Die Zahl ihrer Wagen iſt fünf=und=fünfzig. Sie fangen ihren Cours ebenfalls im Sommer um acht, im Winter um neun Uhr an und ſchließen ihn um halb eilf Uhr Abends. Ausgenommen Sonntags, wo zu gewiſſen Stunden die New Road einer Völkerwanderung gleicht und deßhalb bis zu dreißig Omnibuſſe in der Stunde abgehen, iſt die Regel: alle drei Minuten einer.

Die ſchwierigſte Aufgabe iſt bisher geweſen, den Betrügereien der Kutſcher und Condukteurs zu begegnen. London bietet der Lockungen zu viele und zu ſtarke. Der ehrlichſte Menſch ſchlägt um und die größte Vorſicht bei der Wahl eines Dieners erweist ſich oft unzureichend. Eine genaue Beaufſichtigung, ein Nachzählen der Perſonen, die in einem Omnibus fahren, iſt ohne weit überwiegende Koſten nicht ausführbar. Die Mechanik hat ſich in Erfindungen erſchöpft, die höchſt ſinnreich waren und dem Zweck vollkommen entſprochen haben würden, wenn nicht theils Menſchenwitz ſich gegenſeitig zu überbieten wüßte, theils jeder Mechanismus dem Publikum eine, wenn auch noch ſo geringe Mühe verurſachte. Mühe will das Londoner Publikum ſich ſchlechterdings nicht anſinnen und aufbürden laſſen. Daher iſt nirgends eine Schwelle vor einem Kaufladen; es wäre Manchem zu unbequem, den Fuß hinauf zu heben. Bei ſtrengſter Kälte ſind die Gewölbthüren offen; ſtehen zu bleiben, um ſie zu öffnen, an der Klinke ſelbſt durch den Handſchuh ſich die Finger zu erkälten — wie kann ein Krämer das erwarten und verlangen? Man geht zum Nächſten, der lieber ſich als ſeine Kunden dem Froſte ausſezt. Daran ſcheiterten die Kunſtſtücke der Mechanik, und als leztes Mittel gilt jezt eine Art geheime Polizei, die jedoch laut Verſicherung des Sekretärs der London Conveyance Company nur in Aktivität tritt, wenn die Baarlieferungen eines Condukteurs zu auffallend hinter denen ſeiner Kameraden zurückbleiben. Dann erhält Einer oder Eine, die dem Verdächtigen unbekannt ſind, heimliche Anweiſung, in dem betreffenden Omnibus zu fahren, die Perſonen zu zählen und den Erfolg anzuzeigen. Stimmt das nicht mit der Berechnung des Condukteurs, ſo wird er gewarnt, im Wiederbetretungsfalle verabſchiedet. Es freut mich, hinzufügen zu können, daß ſolche Fälle verhältnißmäßig ſelten ſind.

Neben dieſen zwei Hauptvereinen gibt es noch zwei, deren Wagen auch von Paddington auslaufen. Die des

Digitized by Google

einen — alſo des dritten — 48 an der Zahl, durchkreuzen mehrere Theile Londons in rechten Winkeln mit den bezeichneten zwei Hauptlinien und gehen meiſt über die Brücken, namentlich die Weſtminſterbrücke, nach dem Elephant and Castle, einem unter dieſem Namen weit und breit bekannten Gaſthauſe am Anfang der Kenter Straße, wo Wagen und Fuhrwerke aller Art in Maſſe zuſammentreffen. Der vierte Verein beſchäftigt ſeine zehn Wagen zwiſchen Paddington und den Eiſenbahnhöfen. Demnach iſt Paddington mit den 195 Omnibuſſen, die von hier aus jeden Morgen ſich über London verbreiten, der Mittelpunkt wohl des großartigſten Fahrſyſtems, das die Welt kennt. Aber die Geſammtzahl der Londoner Omnibuſſe iſt damit noch keineswegs ausgeſprochen.

Eine dritte Rieſenader des Londoner Verkehrs entſpringt zwiſchen der Sloaneſtraße und Piccadilly, von welch letzterer Straße ſie über Charing-Croß, durch den Strand, die Fleetſtraße, Ludgate Hill, über St. Paul's Kirchhof nach Cheapſide geht und hier in die zuerſt beſchriebene Hauptlinie einfällt. Auf dieſer ganzen Strecke wimmelt es von früh bis Abend von Omnibuſſen. Viele durchſchneiden bloß die angegebenen Straßen, Andere verfolgen dieſe oder jene, bis ſie rechts oder links ablenken. Jeder hat ſeine Beſtimmung, die er oft auf großen Umwegen erreicht, jeder ſeinen Namen und die Straßen angeſchrieben, die er berührt. Da darf man nur leſen, um richtig zu wählen. So treffen an der Sloaneſtraße drei Wege zuſammen, auf deren jedem nicht weniger als zwanzig Omnibuſſe fahren. Der erſte bringt nach Chelſea, der zweite durch Brompton nach Fulham, der dritte und belebteſte nach Kenſington, Hammerſmith, Turnham, Green, Brentford, Isleworth und Hounslow. Kreuzwege führen über die Brücken von Hammerſmith und Kew nach Richmond. Jeder dieſer Orte hält ſeine eigenen, unmittelbaren Omnibuſſe, die insgeſammt an der Sloaneſtraße vorüber nach der Bank gehen. Einige kehren dann denſelben Weg zurück, andere ſetzen ihn in krummer und gerader Linie fort nach Whitechapel, Stepney, Bow, Blackwall, Poplar, den verſchiedenen Werften u. ſ. w. In dieſer Richtung befindet ſich meines Wiſſens die längſte Omnibusfahrt, von Brentford-end nach Whitechapel-gate, eine Entfernung von dreizehn Meilen. Dafür bezahlt die Perſon einen Schilling oder zehn Silbergroſchen, halb ſo viel, wer nicht über die Hälfte des Wegs fährt.

Wo die meiſten vom Weſtende kommenden Omnibuſſe ihr Ziel finden, ich meine in der Nähe der Bank, beginnen viele andere ihren Lauf nach Oſt, Süd und Nord. Ein Haus in Biſhopsgate-Street-Within mit dem ſchmeichelnden Namen: der Blumentopf, iſt der Knotenpunkt für alle nach Hackney, Hommerton und Clapton beſtimmten, ſo wie für diejenigen, die links von der Shoreditch Kirche durch Kingsland, Shacklewell, Stamford-hill und Tottenham nach Edmonton gehen. In entgegengeſetzter Richtung fahren eine Menge aus der Gracechurchſtraße über die Londonbrücke nach Newington Butts, Kennington, Birton, Stockwell, Clapham und Forting, während mehrere an gedachtem Elephant and Castle einen Seitenweg nach Walworth, Camberwell und Peckham einſchlagen. Bis noch vor Kurzem hatten, dem Schienenwege und den Dampfſchiffen zum Trotz, einige Omnibuſſe ſich auch nach Greenwich behauptet; jetzt iſt der Trotz gebrochen, der Dampf hat geſiegt. Uebrigens gehört die Mehrzahl der eben genannten Wagen bald größeren, bald kleineren Vereinen, die ſich nach dem Vorgang der „Paddingtoner Geſellſchaften" gebildet haben.

Nach dem Geſagten wird es nicht überraſchen, daß die Zahl ſämmtlicher, in den Straßen und Vorſtädten Londons fahrenden Omnibuſſe an 1400 reicht. Es waren ihrer am 4. Januar d. J. 1397, und da London ohne Aufhören wächſt, mehrt ſich auch entſprechend die Zahl der Wagen. Nach einer oberflächlichen Berechnung beträgt die tägliche Einnahme 2000 Pfund oder 14,000 Thaler.

Die ſonſt ſo häufigen und gerechten Klagen über die Rohheit der Führer und Condukteurs ſind jetzt ziemlich verſtummt, und wo Grund vorliegt, werden die Schuldigen von den Polizeirichtern nach äußerſter Strenge des Geſetzes beſtraft. Das Anbringen der Beſchwerden zu erleichtern, muß jeder Führer und Condukteur eine Nummer löſen und deutlich in Metall geſtochen auf der Bruſt tragen. Neben die Nummer ſtellt der Regiſtrirende Namen und Wohnung, ſo daß der Beſchwerdeführer bloß erſtere anzugeben braucht. Jede zuerkannte Strafe bemerkt der Richter auf der Rückſeite des Licenzſcheins, und vierteljährig haben ſämmtliche Polizeibureaus der Omnibusregiſtratur ein Verzeichniß aller betreffenden Ungebührniſſe einzureichen. Die Licenzſcheine müſſen jedes Jahr im Mai erneuert werden, und wer ſich der Erneuerung unwürdig gemacht, dem wird ſie verweigert.

## Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Ehe wir noch dieſe Eindrücke beſiegt hatten, führte uns der Weg in das „Chaos" hinein. Die Reſte eines Bergſturzes bilden dieſes Chaos. Ringsum haus- und thurmhohe und breite Felſen. Alle größere Vegetation hört auf, kein Baum und keine Staude mehr weit und breit; nur Steine, nur Felſen, nur Blöcke, die, hoch wie Berge, uns bei jedem Schritt den Weg ſperren. Oft haben ſie ſich in den Boden hineingewühlt, oft liegen ſie auf der einen Ecke und bilden mit dem nächſten

Digitized by Google

Blöcke Dächer, Wölbungen, Durchgänge, die über uns zuſammenzubrechen drohen, aber wohl ſchon Jahrtauſende drohen und noch Jahrtauſende drohen werden. Eine halbe Stunde windet ſich der Weg durch dieſe Trümmerwelt, an einem gewaltigen Berge vorbei, der gleichfalls nur Ruinen zeigt. Die Phantaſie ſieht Bilder an Bildern in dieſen todten Steinen; wie in den Wolken die Schafheerde weidet und die Löwen kämpfen, ſo ſchaffen dieſe Steinblöcke, die ein Spiel des Zufalls wie Wolken durcheinanderwarf, die keckſten Scenen, die die Einbildungskraft nur zu beleben braucht.

Und hinter dieſem „Chaos“ — der Name iſt gut gewählt, es iſt ein Chaos, in das der ſchaffende Geiſt des Menſchen ſein: „Es werde,“ hineintragen kann, wenn ihm die Zauberkraft der Liebe zur Natur im Herzen thront — rücken dann nach und nach die Berge auseinander und öffnen allgemach die Ausſicht auf den Circus von Gavarnie und die ihn beherrſchenden Bergkuppen. Dieſe leztern ſind insbeſondere die beiden ſogenannten Schlöſſer des Marboré und die beiden Rolandsbrechen.

Das „Marmorſchloß“ werden wir am Circus wieder finden; die Brechen Rolands aber treten nach und nach hinter den Bergen, die den Circus bilden, wieder zurück. Es ſind zwei ſcharfe Einſchnitte in die höchſte Kuppe des Pyrenäenhorizonts. Roland, der Ritter Karls des Großen, kam mit ſeinen Tapfern bis an dieſe Stelle und fand den Weg durch die ſteile Bergmauer geſchloſſen. Da zog er ſein Rieſenſchwert, holte aus und in zwei Hieben ſpaltete er die Felſenmauer und ſtürzte den Felſenbruch in den Abgrund. Die Breche erſchien uns von hier aus der Tiefe haushoch und landſtraßenbreit; ſie wird in der Höhe berghoch und flußbreit ſeyn. Ein rüſtiger Hieb war's jedenfalls.

Bald kamen wir in Gavarnie an; ein armes Dörfchen von ein paar Häuſern. Die Civiliſation hat hier einen Grenzwächter und verlangt einen Zoll. Das iſt die Gegenwart des Dörfchens; aber es hat auch ſeine Geſchichte. In der Kirche ſind zwölf Schädel, die einſt zwölf Tempelrittern angehörten, welche hier als Opfer der Politik ihrer Vorgänger und der Habſucht ihrer Zeitgenoſſen fielen. Sie lebten in dieſem lezten Thale, in dieſer Einſamkeit der öden Berge, aber ſelbſt das Chaos zwiſchen ihnen und der Welt konnte ſie nicht ſchützen. Philipps des Schönen Nachrichter drangen bis hieher in die Pyrenäen, ihre Beute ſuchend. — Wie das Kirchlein, ſo hat auch der Kirchhof ſeine Geſchichte. Zwei Gräber decken hier zwei junge Männer, die auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe oben in den Bergen vom Tode erreicht wurden. Sie hatten einen Führer genommen, um von Coterez nach Gavarnie über die Höhen zu gehen. Oben fanden ſie ſchlechtes Wetter und der Führer rieth ihnen, umzukehren. Sie wollten nicht, und fanden den Tod. Wie? kann Niemand ſagen, denn die Leichen ſind ſtumme Zeugen; der Führer aber kam allein zurück. Er wurde vor Gericht geſtellt und freigeſprochen; aber ſein Urtheil lautet doch: „Er kam allein zurück, und die beiden Reiſenden liegen in Gavarnie begraben.“ Man fand die Leichen getrennt, die eine oben in der Schneeregion erſtarrt, die andere an einem Felsabgrunde zerſchmettert.

In Gavarnie glaubt man dem Circus ſchon ganz nahe zu ſeyn; aber wir ritten wohl noch eine Stunde, ehe wir hinkamen. Der Weg führt durch Keſſelthäler, die in der Landesſprache oule (olla, Keſſel) heißen, und denen man die vorzeitige Seebildung noch heute anzuſehen glaubt. Endlich kamen wir zu dem „Hotel de la Cascade,“ wo wir unſere Pferde ſtehen ließen und in das Amphitheater eintraten.

Wir gingen über Schneelager, unter denen Flüſſe wegziehen. Oft kamen wir an Spalten, in die der Führer Steine warf, um uns zu zeigen, wie tief ſie ſeyen, und es rollte lange nach. Vor mehreren Jahren fiel ein Engländer in eine ſolche Spalte, wurde unten vom Strudel ergriffen und kam nach einer Weile beim Ausgang der Schneeſchlucht wieder an's Tageslicht. Der konnte ein ſchönes Reiſebildchen machen und ſicher ſeyn, daß keiner ihn Lüge ſtrafen werde. — Ueber dieſe „Schneebrücken,“ wie man ſie hier nennt, kamen wir in die Mitte des Amphitheaters. Vor einem großen Felsblocke ſchlugen wir unſere Warte auf.

Und es war eines der größten Schauſpiele, die ich bis jezt geſehen, obgleich ich die deutſche Schweiz durchreiſt habe. Es iſt ein Rieſencircus, mehrere Meilen im Umfange, viele tauſend Fuß hoch. Hünen, Titanen würden ſich auf dieſen Sitzen immer noch klein ausnehmen. In mehreren Terraſſenabſätzen ziehen ſich die Felſen in einem faſt regelmäßigen Kreiſe um das Amphitheater. Auf jedem Abſatze ſind weiße Schneelager, wie üppige Pfühle für Gäſte, aufgelegt. Aber auf der Kuppe in ungeheurer Höhe ſteht das Schloß Marboré rechts, hinter ihm eine gothiſche Kirche und links ihm gegenüber eine Rieſenruine, geheimnißvoll genug, um ihre Beſtimmung, ob Wohnung, Kirche oder Grab, uns armen Sterblichen nicht zu verrathen.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, September.

Pariſer muſikaliſche Zuſtände.

Erſter Brief.

So viel auch ſchon über das Treiben der Pariſer muſikaliſchen Welt in deutſchen Zeitſchriften berichtet wurde, ſo iſt man doch weit entfernt, eine richtige Anſicht und genauere Kenntniß von demſelben in Deutſchland zu haben.

Digitized by Google

Die meiſten dieſer Berichte liefern nur ſehr unvollſtändige Fragmente, verrathen oft gänzlichen Mangel an Sachkenntniß und enthalten nicht ſelten groſſe Unwahrheiten und Entſtellungen. Wie könnte dieß auch anders ſeyn, da die meiſten Berichterſtatter in die hieſigen muſikaliſchen Verhältniſſe viel zu wenig oder gar nicht eingeweiht ſind! — Es wird daher dem muſikaliſchen Deutſchland und beſonders den Virtuoſen, die ihr Augenmerk auf Frankreichs Hauptſtadt richten, um dereinſt ihr Talent daſelbſt geltend zu machen, willkommen ſeyn, eine gründliche und der Wahrheit gemäſſe Darſtellung dieſer Verhältniſſe zu erhalten. Wir wollen mit der Muſterung der wichtigſten Pariſer Inſtitute für Tonkunſt beginnen, und fangen mit dem berühmteſten derſelben, mit dem königlichen Conſervatorium an.

Dieſes im Jahr 1784 von Ludwig XVI. geſtiftete Inſtitut, um Schauſpieler, Künſtler für Inſtrumentalmuſik und Sänger und Sängerinnen auszubilden, verdient theilweiſe den groſſen Ruf, deſſen es in Frankreich und faſt in ganz Europa genießt. Er iſt gegründet, was franzöſiſche Deklamation und Inſtrumentalmuſik betrifft. hinſichtlich der Vokalmuſik aber iſt es eher eine deſtruktive als conſervative Anſtalt für die Stimmen. Die gröſten Virtuoſen auf faſt allen Inſtrumenten, namentlich Violiniſten, Celliſten, Flöiſten, Clarinettiſten, Fagotiſten, Horniſten, Harfenſpielerinnen, bis zu einem ſtaunenswerthen Grad ausgebildet, gehen aus dieſem Inſtitut hervor, und es iſt allgemein anerkannt, daß die Inſtrumentalconzerte des Pariſer Conſervatoriums das Vollkommenſte ſind, was man in der Art hören kann. Hier werden von Tonkünſtlern, deren jeder Meiſter auf ſeinem Inſtrument iſt, die Meiſterſchöpfungen eines Mozart, Haydn, Beethoven u. ſ. w. mit einem Ausdruck, einer Präziſion, einem Zuſammengreifen ausgeführt, von dem man ſich, ohne es gehört zu haben, keinen Begriff machen kann. Für einen Nichtabonnenten iſt es ſehr ſchwer, ja nicht ſelten unmöglich, Zutritt zu dieſen Conzerten zu erhalten, und es gibt viele Perſonen, die eine ganze Nacht Queue machen, um den andern Morgen vielleicht eine Eintrittskarte zu erhalten. Nur vier-und-zwanzig Eleven dieſer Anſtalt werden vom Staat erhalten, aber vierhundert beiderlei Geſchlechts empfangen als Externe unentgeldlichen Unterricht daſelbſt. Auch Fremde, d. h. Nichtfranzoſen, werden aufgenommen, wenn Talent und Fürſprache ihnen den Weg dazu bahnen. Protektion ſpielt überhaupt eine groſſe Rolle in dieſem Inſtitut, wo Intriguen und Kabalen jeder Art eben ſo ſehr und noch mehr an der Tagesordnung ſind, als bei den Theatern, und beſonders haben ſich hübſche und gefällige Schülerinnen der nicht fruchtloſen Gunſt der Lehrer zu erfreuen, die ihnen gar manchen Vortheil und Vorzug vor ihren Mitſchülerinnen zu gewähren im Stande ſind, namentlich bei der Vertheilung der Rollen auf dem kleinen niedlichen Theater dieſer Anſtalt, wo von Zeit zu Zeit von den Eleven ſowohl Schauſpiele als Opern aufgeführt werden, welche leztere in der Regel Auber ſelbſt dirigirt; nicht minder groß iſt der Einfluß mancher Lehrer bei den Preisvertheilungen.

(Fortſetzung folgt.)

## Vom Niederrhein, Auguſt.

(Schluß.)

### Die Eifel.

Auf den unfruchtbaren, ſteinigen Höhen, wo nichts als Hafer gedeiht, war von jeher und iſt heutigen Tages noch die Lebensweiſe der Bewohner eine recht dürftige: Morgens Brei, Mittags eine Haferſuppe, des Abends irgend ein Gemüſe. Durch die ſchlechte, dürftige Bauart und innere Einrichtung ihrer Hütten und Scheunen erinnern ſie vielfach an die ſchottiſchen Hochlande und an die noch ärmern und ſchmutzigern Dörfer in Irland. Noch vor vierzig Jahren gab es Dörfer und Weiler in der Hocheifel und der Schneeeifel, welche kaum einen andern Reiſenden als Landkrämer, Trödeljuden, Fidler u. ſ. w. geſehen hatten, und deren Bewohner, wenn ſie mit ihren Haferſäcken — um ihren Hafer zu verkaufen — in die Rheinſtädte kamen, dort als die Samojeden und Oſtiaken der Rhein- und Moſelgebirge neugierig beſchaut wurden. Wenn indeſſen auch hier, in dieſer ſo rauhen, wüſten und unfruchtbaren Gegend der Eifel, welche von ihren glücklicheren Nachbarn ſowohl am Rhein als jenſeits der Ardennen oft das deutſche Sibirien genannt wurde, ſich die als Naturgeſetz beſtehende Wahrheit ausſpricht: „wie das Land, ſo der Einwohner," und wenn daher auch jezt noch dem Charakter des Landſtrichs eine auffallende Armuth und Inferiorität der geiſtigen Bildung entſpricht, ſo trifft doch der Vorwurf kraſſer Rohheit und Unwiſſenheit keineswegs die Bewohner aller Eifelgegenden, indem ſich vielmehr in den von der Natur beſſer begünſtigten Strecken der niedern Eifel, vorzüglich nach dem Rhein hin, der Menſchenſchlag vortheilhaft auszeichnet. Seit die Eifel unter preußiſchem Scepter ſteht, iſt für die Verbeſſerung des Zuſtandes ihrer Bewohner und ihrer geiſtig ſittlichen Kultur ſehr Vieles geſchehen, und es wird fortwährend mit ſo gutem Erfolg durch Verbeſſerung des Unterrichts, Beförderung der Induſtrie und Gewerbe, Anlegung neuer und bequemer Verbindungsſtraßen an dieſer Aufgabe gearbeitet, daß der Unterſchied zwiſchen ehemals und jezt ſchon außerordentlich groß und erfreulich iſt.

Ein edles Volk bewohnt das beiderſeitige Gebirgsland und die Uferſtrecke vom Moſelausfluſſe bis unter Köln. Rauh und ungeſtüm gleich dem Sturme, der vom Nordmeer her ihre Thäler durchbraust, traten früh die Bewohner in der Geſchichte als gefürchtete Krieger auf. Als Trevirer, Ubier, Sigamber, als Feinde oder Bundesgenoſſen der Römer, zeigten ſie ſchon Auguſts Legionen die Stärke ihres Arms. Mit dem heldenmüthigen Karl Martell, ihrem Landsmanne, fochten die Nachkommen ſiegreich bei Poitiers gegen die Mauren. Auch ſpäterhin hat ſich ihr Kriegsruhm bewährt. Chlodwig, der Franke, Theodorich, der Auſtraſier, die Heriſtale gehörten ihnen an. Jene ſtolze Metropole, lange der Kaiſerſiz der Weltherrſcher, die hohe Auguſta Trevirorum, der Reichspalaſt zu Aachen, die mächtige Hanſeſtadt Köln, Stimmführerin des weſtlichen Deutſchlands auf den Bundestagen, lagen innerhalb ihrer Landesgrenzen. Jahrhunderte lang ſaßen auf ihren erzbiſchöflichen Stühlen Kurfürſten, welche bei Kaiſerwahlen den Ausſchlag gaben. Gelehrte und Künſtler gingen aus ihrer Mitte hervor. Zeit und Fortſchritte in der Bildung haben die Sitten gemildert, aber die Kraft iſt geblieben und das Nationalgefühl, der Stolz auf den Werth der Vorfahren. Dieſer Stolz, aus dem Selbſtachtung hervorgeht, iſt das Koſtbarſte, was eine neue Provinz dem Mutterlande zubringen kann. Der Rheinländer weiß, wie viel der moraliſchen und geiſtigen Kraft er zur Staatsmaſſe fügt. Daher ſieht er mit Hochgefühl die ehrwürdigen Wappen ſeiner frühern Landesherrſchaften im ſtolzen Reichsſchilde Preußens von Neuem glänzen, fühlt ſich mit Selbſtachtung als ein koſtbares Glied eines großen, mächtigen Ganzen. Seine Vergangenheit iſt groß, ſeine Zukunft wird es nicht weniger ſeyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 4. Oktober 1845.

— Der Brief — der kam vom König?
Ein unſchätzbarer, ſchwerer, theurer Brief!

Schiller.

## Das Mädchen das einen Mann ſucht.

*Ein altweſtphäliſches Sittengemälde.*

Glaubt nicht, daß ich euch eines jener frivolen Geſchöpfe vorführe, die von Wohlgerüchen duftend, mit Blumen und Bändern geſchmückt, in unſern Geſellſchaftsſälen ſich einfinden, um ſich einen Mann zu erobern; denkt an keine Hebe, ſtellt euch überhaupt nicht vor, daß mein einen Mann ſuchendes Mädchen ein Zauberbild von Anmuth und Koketterie ſey. Ich will euch ſagen, meine Schöne iſt eine ſechzigjährige Jungfer, und ihr werdet fragen: ſie ſucht einen Mann? Ja, ſie ſucht einen; ſie macht kein Geheimniß daraus — oder machte vielmehr, denn meine Geſchichte ſpielt viele Jahre zurück.

Für's Erſte leſet folgende königliche Verordnung vom Jahre 1775, die Friedrich der Große für ſeine Staaten erließ (Reglement für die Königlich Preußiſche allgemeine Wittwen-Verpflegungsanſtalt. § 29). „Um aber dieſes Inſtitutum noch gemeinnütziger zu machen und die Vortheile davon auch unverheiratheten Frauen zufließen zu laſſen (im Texte ſteht: Frauensperſonen — ein fürchterlich barbariſches Wort!), welche öfters bei dem eingeſchränkten Vermögen der Familien ohne alle Verſorgung bleiben, ſo ſoll es auch einem Vater verſtattet ſeyn, für ſeine unverheirathete Tochter, einem Oheim für ſeine Nichte, einem Bruder für ſeine Schweſter, einem jeden Verwandten für ſeine Verwandtin, und überhaupt einer jeden verheiratheten oder ledigen Mannsperſon für eine jede unverheirathete oder verwittwete Frau eine Penſion verſichern zu laſſen; ja es kann dieſes die Frau ſelbſt thun und ſich einen Mann wählen, auf deſſen Todestag die Verſicherung geſtellt werden ſoll. Jedoch darf dieſes niemals ohne ausdrückliche Einwilligung des Mannes geſchehen, als welcher ohnehin die ſämmtlichen erforderlichen Atteſte herbeiſchaffen muß. In allen dieſen Fällen werden dergleichen zwei Perſonen in Abſicht auf die Societät und ihre Geſetze wirklichen Eheleuten völlig gleich geachtet. Nach dem Tode des Mannes genießet die Frau die ihr verſicherte Penſion, und wenn ſie heirathet, behält ſie, gleich den wiederheirathenden Wittwen, nach der Beſtimmung des § 27 die Hälfte davon. Wir ſetzen aber hierbei ein für allemal feſt, daß keine Mannsperſon auf ihren eigenen Todesfall mehr als einer Frau, ſo lange ſelbige am Leben iſt, eine Penſion verſichern laſſen kann; und eben deßhalb iſt die vorher beſtimmte Einwilligung nöthig.“

Mit dem Zeitungsblatt in der Hand, in dem dieſe ſegensreiche Bekanntmachung ſich abgedruckt fand, ſaß die Tante Lore — dieß iſt der Name unſerer alten Jungfrau — auf dem Bänkchen im Gemüſegarten der Küſterwohnung, und um ſie her ſpielten zwölf Kinder,

Digitized by Google

ich ſage zwölf Kinder, im Graſe und auf dem Sandwege herum. Die junge Brut lärmte, und wie entſetzlich lärmte ſie! Das kleine Heer hatte ſich in zwei feindliche Parteien getheilt; ſie warfen ſich mit Kohlſtrünken und faulen Aepfeln, die Flüchtlinge ſetzten mit Geſchrei über verbotene Blumenbeete und die Sieger kamen und riſſen an der Schürze der Tante Lore, und manche vermeſſene Hand kam dem kleinen Häubchen nahe, das die grauen Haare ſchützte. Welch ungezogene Brut!

Im Sonnenſchein des heißen Nachmittags, wie beſchwerlich iſt das Wärteramt bei ſo vielen kleinen Kobolden! und Tante Lore iſt allein da, um dieſes wilde Heer zu zügeln und Unglück zu verhüten. Sie ſoll recht aufmerkſam ſeyn, ſo iſt ihr von ihrer Nichte, der Küſtersfrau, eingeſchärft worden, ſie ſoll ihr Auge überall haben, ſie ſoll vor allen Dingen darauf ſehen, daß die kleine Sammlung ausländiſcher Pflanzen, die der Küſter in einer Abtheilung des Gärtchens zieht, von den Kindern nicht beſchädigt werde; dann ſoll ſie ja darauf achten, ob einer der wilden Buben Luſt bezeigt, über den grünen Grasplatz an dem Hauſe zu laufen und dann — o worauf ſoll ſie nicht alles achten, was nicht alles verhüten! Und die arme Alte, da ſitzt ſie, in ihr Zeitungsblatt vertieft, und hört und ſieht nichts, merkt nicht, daß ihr linnenes Häubchen ſchief auf's eine Ohr geriſſen, merkt nicht, daß — o weh! — Pflanzen und Grasplatz unterdeß beſchädigt worden ſind.

Aber das Zeitungsblatt iſt ihr in dieſem Augenblick das Köſtlichſte auf Erden. Nicht das Zürnen des Küſters, nicht die harten Scheltworte der Küſterin, nicht das verſagte Abendbrod und die geſchmälerte Morgentaſſe — nichts vermag ſie von dem Blatte loszureißen. Sie ſieht durch ihre großen Brillengläſer, die auf die feine gebogene Naſe geklemmt ſind, ſtarr auf die Zeilen; ſie lächelt, ſie kokettirt mit jedem Buchſtaben, ſie ſaugt den ganzen langen Artikel in ſich, wie man eine ſaftige Frucht ausſchlürft. Sie läßt nichts zurück, kein Komma, kein Punkt, ſelbſt nicht das geheimnißvolle und ehrfurchtgebietende Paragraphenzeichen bleibt unberückſichtigt. Endlich ſeufzt ſie ſchwer auf — das Werk iſt vollbracht, der Artikel iſt ihr in Blut und Säfte übergegangen, ſie hat ihn vollkommen verſtanden, und nun faltet ſie ihre dürren Hände und zum Himmel aufſehend ſpricht ſie — ein Dankgebet für den König. Dann erſt — der Lärm wird betäubend — ſieht ſie auf die zwölf Unholde, und Gott! was ſieht ſie, was hört ſie! Zitternd nimmt ſie ihre Brille ab, vergißt aber bei allem Schreck nicht, ſie ſauber abzuwiſchen und in das Futral von Chagrin zu ſtecken, und nun fährt ſie unter die Brut.

(Fortſetzung folgt.)

# Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Der Marboré gleicht der Engelsburg in Rom. Er hat wie dieſe eine runde Kuppel, die das Ganze beherrſcht, und ringsum grauweiße Mauern, und in den Mauern hohe gothiſche Säulen und gothiſche Fenſter. Um die Burg herum, auf den breiten Wällen und Walladdachungen liegt eine weiße üppige Schneedecke. Vor einer der Thüren hatte der Wind den Weg gefegt, und in dieſem Wege lag ein ſchwarzer Felsblock — warum denn ein Felsblock? — nein, ſtand ein dunkler Rieſe Schildwache. Er hatte eine ſtrenge Parole, denn er ſtand da, ſtille und bewegungslos, und forſchte, was in der Tiefe vorgehe.

Ich rathe allen Reiſenden, hier jedes Fernrohr abzuweiſen, denn nur mit den ſcharfen Gläſern derſelben werden die hohen Fenſter zu Felſen, der Rieſenwächter zu einem ſchwarzen Steine. — Aus den Schneepfühlen auf den Sitzen des Circus quellen zahlloſe Bäche hervor, die dann von allen Seiten herabſtürzen. Sie ſind zahllos, denn auf jedem Schritt entdeckt man neue hinter Bergvorhängen, die man bis jezt von den Mauern des Circus nicht geſchieden hatte. Eine Cascade aber beherrſcht alle und heißt vorzugsweiſe die Cascade du cirque. Sie ſoll 1266 Fuß hoch hinabſtürzen und im Spätſommer ſehr breit und großartig ſeyn. Sie erſchien, als wir ſie ſahen, nicht bedeutender als hundert andere Waſſerſtürze. Aber während wir uns wunderten, daß ſie, trotz ihres Rufes, verhältnißmäßig ſo klein ſey, ſahen wir zwei Leute nahe vor uns die Wanderung zu ihr antreten. Es dauerte eine halbe Stunde, bis ſie zu ihr gelangten, und als ſie ganz nahe ſtanden, ſchwanden ſie zu ſchwarzen Punkten zuſammen, während der Waſſerfall durch ſie unendlich vergrößert wurde. Er iſt freilich klein für die Größe des ganzen Schauſpiels hier, denn dieſes Schauſpiel iſt eines der großartigſten, die der alte Meiſter irgendwo geſchaffen hat.

Es gibt in den Sagen am Rhein Rieſen, die auf den Bergen ſitzen und ihre Füße unten im Fluſſe baden. Nahe bei Goslar liegt ein haushoher Stein, das Sandkorn des heiligen Chriſtoph, das dieſer aus ſeinem Schuhe geſchüttelt, als er am Harz angekommen. Für ihres Gleichen baute der große Meiſter hier einen Circus, und es muß erbaulich genug ſeyn, wenn ſie Nachts aus ihrem Schloſſe rechts oben herabſteigen und aus dem geheimnißvollen Baue links die vorweltlichen Rieſenthiere zu Kampf und Spiel in der Bahn hier losgelaſſen werden. Dann heult der Wind aus den Nüſtern derſelben als

Digitized by Google

Sturm über die Erde weg; dann erſchüttert der Beifallsruf der Zuſchauer als Donner das ganze Land; dann machen ihre Fußtritte, als Erdbeben, die Granitfundamente der Pyrenäen erzittern. So ein Menſchlein würde in ihrem Athemſtrome eine Windsbraut finden; ſonſt möchte ich wohl einem ſolchen Schauſpiele einmal zuſehen.

Der Magen rief uns von dieſer Scene ab; wir gingen zurück in's Hôtel de la Cascade. Hôtel! Eine Hütte mit halbem Dache, eine Küche, die zugleich Keller, Speicher, Speiſeſaal und Bettkammer iſt. Aber das Frühſtück war nicht ſchlecht: Forellen, Eier, Schinken und ein gut Glas Wein, und vor allem geſunder Hunger und froher Muth. — Am Nebentiſche ſaß der Mann, der mit ſeinem Führer bis unter die Cascade des Circus gegangen war. Ich ſagte: „das iſt ein Engländer,“ denn ganz wie ein ſolcher lief er mit ſeinem Führer, ohne aufzuſehen, durch das ſchöne Schauſpiel des Circus bis an die Cascade und dann gleich wieder bis an den Wirthstiſch zurück. Aber es war ein Franzoſe, ein Franzoſe à la mode, das heißt à l'Anglaise. Die armen Teufel, ſie müſſens den Engländern nachmachen. Er fand, daß es kalt war, und hing den Mantel ſeiner Begleiterin über die Schultern, während dieſe ſeinen Paletot anhatte. Später rückten ſie an's Feuer. Die arme Frau oder Fräulein, denn das blieb unentſchieden, ſah ſehr abgeſpannt aus. Sie hatte eine Hetzjagd mitmachen müſſen, und der Franzoſe à l'Anglaise fragte ſie einmal auf engliſch: „You are very taired.“ Daß die Franzoſen die Engländer nachmachen, mögen ſie ſelbſt verantworten; aber daß ſie ihre Frauen und Maitreſſen dazu zwingen, und ſo die feinen, zarten Franzöſinnen verpfuſchen, dafür ſollen ſie dereinſt ſchwer büßen.

Nach dem Frühſtück gingen wir, in unſere Mäntel gehüllt, vor das Hôtel und legten uns, eine Cigarre rauchend, dem Circus gegenüber auf die Felſen. Die Sonne hatte früher hart mit den Wolken zu kämpfen; ſie hatte ſie jezt vollkommen beſiegt. Sie ſchillerte in den Eis- und Schneeſchichten oben, ſie warf ihre Schatten um die gothiſchen Dome des Schloſſes und des Doms, ſie durchſtrahlte die Waſſerfälle, ſie ſpielte mit den Thautropfen, und zeigte uns all das Große und Schöne viel größer und ſchöner als vorher. Und je länger wir hier lagen, ſtumm und ſtaunend, deſto größer und ſchöner wurde Alles. — Mein erſter Plan war geweſen, bis nach Gavarnie zu gehen und hier ein paar Raſttage zu machen. Ich rathe Jedem, der ein Herz für Großes und Schönes hat, dieſen Plan auszuführen, wage aber nicht zu ſagen, daß es mir leid thut, ihn nicht ausgeführt zu haben, denn meine Mitreiſenden waren alle ſo liebe Leute, ſo gute Burſche, daß ich am Ende doch nur gewonnen haben kann.

Wir brachen erſt auf, als uns nur eben Zeit übrig blieb, zum Eſſen wieder nach Luz zu kommen. Wir fanden Schritt für Schritt wieder, was wir früher bewundert. Die Fahrt von Luz nach Gavarnie iſt ein Drama, das mit ſeiner Entwickelung ſchließt; aber auch jede Scene deſſelben iſt groß und erhaben, und wir fühlten ihre Größe nur um ſo lebendiger, als ſie ſelbſt nach der Schlußſcene noch ihren ganzen Werth behielten. — Erſt im zweiten Drittheil der Rückreiſe wurden die Pferde wilder, das heißt, die Reiterluſt lebendiger. Eine Geſellſchaft überholte uns. Es hat einen eigenen Reiz, zu Pferde zu ſeyn, und es iſt nicht Jedem gegeben, ſich zu Pferde ruhig überholen zu laſſen. Genug, die Luſt kitzelte uns und wir ſprengten dahin. Mein Pferd war am Ende das beſte, und ohne es ſo recht zu wollen, kam ich zuerſt und lange vor den Andern mit der Geſellſchaft, die uns vorreiten wollte, in Luz an.

Als wir umgekleidet waren, fanden wir den Tiſch bereit. Wir ſprachen rüſtig zu, und nach Tiſch kam ein frohes Leben über uns Alle. Rußland, Holland, Frankreich und Deutſchland tranken: was wir lieben. Die Herzen öffneten ſich, aber leider ſchloß ſie, wenigſtens eines, ein Mißgriff wieder halbwegs zu. Der Franzoſe war Legitimiſt; ich habe die franzöſiſchen Legitimiſten recht gerne; er wußte, daß ich ein Flüchtling und von Köln ſey, brachte meine Flucht mit der Kölner Erzbiſchofsgeſchichte in Verbindung, und hielt mich ſo ebenfalls für einen Legitimiſten. Auf einmal hielt er mir ſein Champagnerglas entgegen und rief: A la santé des habitans de Goeritz! Ich mußte inwendig lachen und lächelte auswendig ein wenig, als ich antwortete: „Ei, warum denn das nicht? ich wünſche ihnen eine gute Geſundheit!“ Der arme Mann merkte die Ironie und fiel ganz aus ſeiner Freude heraus. Ich glaube, wir wären ſentimental geworden ohne dieſes kleine Mißverſtändniß. Rußland und ſogar Holland hatten Anlage dazu; Deutſchland iſt ſchwach, und Frankreich war alt und legitimiſtiſch. Es war alſo ganz gut, daß die Sache durch den kleinen Mißgriff eine Grenze fand. Uebrigens waren und blieben wir vor wie nach alle ganz gute Freunde und gingen erſt zu Bette, als uns der rüſtig verlebte Tag an die Stunde der Ruhe mahnte.

Aber ich that kein Auge zu. Die Nacht vorher hatte ich in zwei zweiſchläfrigen Betten geſchlafen, aber zwei geiſtliche Herrn, die angekommen, hatten ſich in mein Eigenthum eingedrängt. Ich that ſehr böſe, aber die Wirthin that ihrerſeits ſo freundlich, daß ich mich zulezt mit einem Kabinetchen zufrieden gab. Im Kabinetchen aber hausten keine Rieſen und Drachen, wie in Gavarnie, ſondern viel ſchlimmere Ungeheuer. Genug, ich kämpfte blutige Schlachten und hatte kaum Zeit, an

Digitized by Google

all das Schöne und Erhabene, das ſich heute geſehen und erlebt, zu denken, nicht Ruhe, davon zu träumen. — Gavarnie aber iſt ein Rieſenſchauſpiel, das ich nie vergeſſen werde und zu dem ich, wenn ich Dante wäre, die Helden erfinden und beſingen würde.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, September.

(Fortſetzung.)

Pariſer muſikaliſche Zuſtände.

Wird die Inſtrumentalmuſik in dem Conſervatorium auf eine Art gepflegt und gelehrt, daß ſie die außerordentlichſten Reſultate hervorbringt, ſo verhält es ſich mit der Vokalmuſik faſt gerade umgekehrt. Alle Leiſtungen in dieſem Fach ſind faſt unter der Mittelmäßigkeit, und ſelbſt die Chöre, die man im Conſervatorium, deſſen Conzerten und Opern hört, ſind weit entfernt, auch nur ſehr beſcheidene Anſprüche zu befriedigen. Mit Recht fragt man nach der Urſache dieſes Uebelſtandes, da doch die berühmteſten und erſten Singlehrer, wie ein Borbogni, Banderali, eine Damoreau u. ſ. w. hier Unterricht ertheilen. Soll man dieſen die Schuld eines ſo kläglichen Reſultats beimeſſen, ſo wie, daß man ſo äußerſt ſelten, ja faſt nie einen großen Sänger, eine tüchtige Sängerin aus dieſem Inſtitut hervorgehen ſieht? Und findet man auch bisweilen eine außerordenliche Kehlenfertigkeit und Biegſamkeit der Stimme, ſo iſt doch dieſe in der Regel ſchwach, klanglos, faſt abgenuzt. Die Schuld davon iſt nicht ſowohl bei den Singlehrern, als in der jezt beliebten Methode des Geſangunterrichts zu ſuchen, welche durch die neuern Compoſitionen italieniſcher, deutſcher und franzöſiſcher Tonſezer hervorgerufen wurde. Man hat die heilloſe Sucht, auf Koſten der Stimme bald möglichſt eine alle Schwierigkeiten überwindende Kehlenfertigkeit erlangen zu wollen, die man doch nur ſelten erreicht, und iſt dieß ausnahmsweiſe der Fall, ſo hat man nach der jezigen Methode ſingen gelernt, wenn man keine Stimme mehr hat, das heißt, man hat es durch unſägliche Anſtrengungen und den Verluſt der Stimme dahin gebracht, klangloſe Coloraturen, Triller und Saltimortali zu machen, die weder zum Gemüth noch zum Herzen ſprechen. Die Muſik, dieſe Univerſalſprache aller Völker und aller Zeiten, und der Geſang insbeſondere, ſoll auf die Seele wirken, deren Empfindungen und Gefühle ausdrücken; wie iſt dieß aber möglich, wenn das Inſtrument oder die Stimme klanglos iſt? Sie können dann im höchſten Fall einen vorübergehenden Sinnenkizel erzeugen. Es gehört in der That eine Felſenbruſt dazu, den Anſprüchen der jezt zur Mode gewordenen Singmethode zu genügen, beſonders wenn, wie dieß in Paris faſt immer der Fall iſt, bei weitem noch nicht genug phyſiſch ausgebildete Geſchöpfe, auf Koſten ihrer Geſundheit und ihrer Stimme, täglich die anſtrengendſten Uebungen machen müſſen, denen eine ſtarke Männerbruſt unterliegen würde. Dieß iſt der Grund, warum in der großen Oper zu Paris, ſowie auf allen Operntheatern in ganz Frankreich, ſo ſelten ſchöne, klangreiche Stimmen zu finden ſind, und iſt es einmal der Fall, ſo hat ſie in der Regel irgend ein Zufall dahin geführt und ſie haben die Conſervatoriumsſchule nicht durchgemacht. Die meiſten Sänger und Sängerinnen verlaſſen dieſes Inſtitut ſchon mit geſchwächten Stimmen, und dann thut die jezt beliebte Inſtrumentirung das Ihrige und bringt ſie vollends herunter. Die Orcheſter toben wie das wilde Heer, und will der Sänger nur einigermaßen gehört werden, ſo muß er ſchreien und ſich überſchreien, daß ihm der Athem vergeht, denn man nimmt nicht die mindeſte Rückſicht auf ihn. Habeneck dirigirt in der großen Oper mit einer ſo verzweifelten Energie, daß man glauben ſollte, er wolle ſtürmende Bataillone begeiſtern.

Indeſſen beſteht ſeit einigen Jahren ein anderes Inſtitut zu Paris, wo man auch Vokalmuſik in höchſter Vollendung, und zwar von den reinſten, ſchönſten und klangreichſten Stimmen vortragen hört. Es iſt dieß der Conzertverein für klaſſiſche und religiöſe Muſik des Fürſten von der Moskowa, oder vielmehr einer Geſellſchaft von Muſikliebhabern, die ſowohl hinſichtlich der Talente als der ſocialen Stellung zu den auserleſenſten von Frankreichs Hauptſtadt gehört. Dreizehn Damen erſten Ranges, unter denen die Herzoginnen von Grammont, von Talleyrand, von Albufera, die Fürſtinnen von der Moskowa, von Craon u. ſ. w., ſind die „Damen-Patroneſſen“ dieſes vom Fürſten von der Moskowa, der ſelbſt ein ausgezeichneter Muſiker iſt, dirigirten Vereins, und Adam, Auber, Caraffa, Halevy, Meyerbeer, Roſſini, Spontini ꝛc. ſind Ehrenmitglieder deſſelben und bilden einen Ausſchuß. Von Künſtlern werden nur ſolche aufgenommen, die in jeder Hinſicht ausgezeichnet ſind, und man iſt bei ihrer Aufnahme äußerſt vorſichtig, auch iſt die Zahl ſehr beſchränkt und ſie erhalten dann ein von dem Fürſten und den Damen-Patroneſſen unterzeichnetes Ehrendiplom. Hier hört man nun die vortrefflichſte klaſſiſche und religiöſe Vokalmuſik, ſowohl in Enſembleſtücken und Chören als in Solopartien, wie nirgends in der Welt, ſelbſt in der Sixtiniſchen Kapelle zu Rom nicht. Es iſt dieß aber kein Wunder, da in den Chören ſehr viele Stimmen ſind, die auf den erſten Operntheatern als Soloſänger Glück machen würden, und die nicht durch übermäßige Anſtrengungen ſchon im Werden ruinirt wurden. Mehrere deutſche in Paris lebende Damen mit vortrefflichen Stimmen ſind Mitglieder dieſes Vereins. Zutritt zu den Aufführungen deſſelben zu erhalten, iſt ebenfalls ſehr ſchwierig, und da um keinen Preis Eintrittskarten zu haben ſind, nur durch Vermittlung der Mitglieder zu erlangen. — Die Damen-Patroneſſen des Oeuvre de la Miséricorde, eines Vereins, deſſen Wirken einzig darin beſteht, würdige herabgekommene Familien und verſchämte Hausarme zu unterſtüzen, veranſtalten bisweilen Conzerte zu dieſem Zweck, bei denen ein großer Theil des Conzertvereins des Fürſten von der Moskowa mitwirkt; die Eintrittskarten koſten meiſt einen Napoleon und werden wohl auch freiwillig mit fünfzig und hundert Franken und mehr bezahlt. — Auch für die Inſtrumentalmuſik beſteht hier ein ähnlicher Conzertverein, der Vorzügliches leiſtet, ſich jedoch nicht des hohen Rufes wie der der Vokalmuſik zu erfreuen hat. — Daß außer dieſen noch unzählige Vereine der Art von größerer oder minderer Tüchtigkeit in Paris beſtehen, iſt bekannt, ſie ſpielen jedoch nur eine untergeordnete Rolle und ihre Leiſtungen ſind für den Muſikkenner nicht immer befriedigend.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 6. Oktober 1845.

Say, is there ought that can convey
An image of Time's transient stay?
'Tis an arrow in its flight,
Mocking the pursuing sight;
'Tis a torrent's rapid stream;
'Tis a shadow, 'tis a dream;
'Tis a landscape vainly gay,
Painted upon crumbling clay.
Cunningham.

## Aphorismen über die Zeit und ihre Eintheilung.

Wenn wir draußen das Schlagen einer Thurmuhr vernehmen oder eine Taſchenuhr betrachten, wenn wir ferner einen Kalender aufſchlagen, um nach einem Feſttag oder ſonſt einem Zeitabſchnitt zu forſchen, ſo hören wir dort Etwas und ſehen hier einen Gegenſtand, der Stoff zu unendlichen und höchſt intereſſanten Betrachtungen bietet. Jene abgemeſſenen, ernſten Schläge, die beſonders zur tiefen Nachtzeit wie eine Geiſterſtimme zu uns herüberklingen, dieſes Meiſterſtück mechaniſcher Erfindung, das, wie von innerem Leben beſeelt, in abgemeſſener Bewegung iſt; dann jenes inhaltreiche Quodlibet voll tiefer aſtronomiſcher Kenntniſſe und Erfindungen mit ſeinen ſeltſamen Sternbildern und wohl auch aſtrologiſchem Aberglauben: das Alles ſind die Endreſultate von Fortſchritten, welche die Eintheilung und Berechnung der Zeit in vielen, vielen Jahrhunderten gemacht hat. Was gibt nicht eine Uhr zu denken, von der einfachſten Sonnenuhr der Egypter, Hebräer und Griechen an, die von leztern auch ganz artig der „Schattenfänger" genannt wird, bis zur Zauberuhr des Mechanikers Jugold, mit dem Colibri, der aus funkelnden Edelſteinen zuſammengeſezt iſt und lieblich ſingt, und dem wunderſamen Jongleur, der ſeine Kunſtſtücke producirt!

Der Menſch, wenn er einmal, von der umgebenden Natur ſelbſt erregt und geleitet, zu denken und zu beobachten anfängt, verſteigt ſich ſo gerne zu den leuchtenden, wohlthätigen Körpern des Himmels hinauf, die er bloß um ſeinetwillen geſchaffen wähnt, und ſucht ihre Bahnen zu meſſen und zu berechnen; er ſucht die verwirrende Menge der übrigen Geſtirne, in gewiſſe Bilder verknüpft, ſeinem Auge und ſeiner Phantaſie näher und faßlicher darzuſtellen. Auch dem Flüchtigſten, dem Weſenloſeſten legt er Maß und Feſſeln an und verleiht ihm eine Stimme, der wunderſamen Zeit, die ſchon vorüber iſt, wenn wir ſagen: ſie iſt da, und ſchon da, wenn wir ſagen: jezt kommt ſie, die, einmal verfloſſen, Nichts iſt und doch gemeſſen und berechnet mit einer unendlichen Fülle von Thatſachen und Begebenheiten, die ſie nach einander angehäuft hat, feſt vor unſerem Geiſte ſteht, und die ein geheimnißvolles Unding iſt, wenn wir ſie fürchtend, hoffend, oder gleichgültig erwarten. Denn die Zukunft hat und bringt Nichts, da Alles nur Saat der Vergangenheit und reife Frucht der Gegenwart iſt.

Zeit — was begreift nicht Alles dieſer trockene, abſtrakte Begriff! Alles geſchieht in ihr und durch ſie; während wir ſie im Geiſte ſchaffen, ſchafft und verändert ſie uns ſelbſt wieder und Alles rings umher. Auch für

Digitized by Google

Wetter gilt das Wort bei Franzoſen wie bei den alten Griechen, dann für alles Gegenwäetige, Neue, eben erſt Erlebte. Es iſt böſe oder gute Zeit, ſagen die Menſchen, welche die böſe oder gute Zeit, in Wechſelwirkung mit der Natur, hervorbringen; alles Sinnliche, Meß- und Greifbare, alles Vergangliche begreift das Wort in ſich im Gegenſatz der Zeit ohne Zeit, die wir Ewigkeit nennen.

Bekannt iſt, daß die Meſſung und Eintheilung der Zeit in Stunden und Tage, in Jahresabſchnitte und jene großen, umlaufenden Ringe, die ſich ſeit der Erſchaffung der Welt ewig aneinander in unendlicher Kette anreihen, von der erhabenen Sonne und dem freundlichen Mond, von dem periodiſchen Umlauf der Erde um erſtere und dem kürzeren des Mondes um unſern Planeten ſelbſt bedingt ſind. Naturlich theilten die früheren Menſchen, wie noch alle kindlichen Völker, die Zeit zuerſt nach Tag und Nacht, nach der Sonne Auf- und Niedergang und dem höchſten Sonnenſtand zu Mittag; dann diente der Wechſel des Mondes, von dem die Monde oder Monate, bei Deutſchen wie bei Griechen, benannt ſind, ſo wie das Auf- und Niedergehen von gewiſſen Sternen und die Wiederkehr von Winter und Sommer, dieſen früheſten und natürlichſten Abſchnitten des Jahres, zur Beſtimmung und Eintheilung der Zeit. — Das iſt Alles ſo natürlich und darum ſo poetiſch. — „Als die Aurora zum ſiebtenmal am röthlichen Himmel empor-ſtieg“ — wie anſchaulicher und die Phantaſie anſprechender, als wenn ich abſtrakt ſage: beim Beginn einer Woche! So iſt auch die Zeitbeſtimmung nach gewiſſen Geſchaften und Gewohnheiten des Tages ſo natürlich, kindlich und mithin poetiſch; z. B. wenn, wie bei den Griechen, der Abend durch Ablöſung der Stiere vom Joch, der Morgen durch Morgenbrod, die Dämmerung durch Anzünden der Fackel bezeichnet wied. Selbſt die Römer noch, als ſie ſchon lange ihren Kalender hatten, der nach Julius Caſar, weil er als Pontifer Marimus mit Hülfe griechiſcher Aſtronomen den frühern römiſchen verbeſſerte, noch jezt der julianiſche heißt, bezeichnen die Theile der Nacht durch Lichtanzünden, Schlafzeit, Hahnengeſchrei u. ſ. w. — Wir können täglich wahrnehmen, wie Kinder gewöhnlich oder am liebſten ſowohl nach gewiſſen Feſten, untee welchen der heilige Chriſitag als glanzend und herrlich voranſteht, als auch nach gewiſſen Blumen und Fruchten die Zeit beſtimmen. — „Wenn die Aurikeln wiedee blühen,“ ſagen ſie, um den erſten Frühling zu bezeichnen; „wenn es wieder Kirſchen, wenn es Johannisbeeren gibt,“ ſagen ſie, wenn ſie den Beginn des Sommers andeuten wollen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Das Mädchen das einen Mann ſucht.

(Fortſetzung.)

Die kleine ſchiefe Haube flattert im Winde, der Pantoffel des rechten Fußes bleibt im Sande ſtecken. Wie die Alte fliegt! Bald iſt ſie hier, bald da. Die kleine geballte Fauſt, die weitaufgeriſſenen alten Augen mit ihren rothen Randern, wie komiſch! und nun die Scheltworte! Ihr böſen Jungen! ihr verwünſchten Taugenichtsſe, wartet, wartet! Euch wird's ſchlimm gehen! Aber nicht den Knaben gehts ſchlimm, ſondern der Alten, die athemlos auf die Bank ſinken will, dieſe verfehlt und auf den Sandhaufen niederfällt unter dem ſchallenden Gelächter der argen Rotte. Sie rafft ſich auf, ihr kleines Kattunleibchen, langſt morſch, bekommt einen weiten Riß und die Haube verliert den dürftigen Schmuck, die kleine Spitzengarnitur, die an einem Holzſpan hängen bleibt. Dabei rizt derſelbe Holzſpan die alte Wange blutig.

So geht ſie denn in ihe Kammerchen, hinten mit einem Papierdrachen verziert, den die Buben ihr noch unvermerkt angeheftet. Die Knechte auf dem Hofe lachen, Niemand denkt daran, ihr ein wenig Waſſer zu reichen, daß ſie das Blut von der Wange waſche. Die zwölf wilden Hummeln wollen ihr nachſtürmen, aber dießmal ſchiebt ſie den Riegel vor, denn ſie will und muß allein ſeyn, koſte was es wolle. So höet ſie denn, wie an der Thüre gepoltert wird und wie ſich dann der Schwarm allmählig verliert. Als ſie endlich Stille um ſich hee fühlt, bringt ſie das Blatt nochmals hervor, küßt es und verliert ſich nun in folgende Gedanken, die ſo wichtig ſind, daß ſie ſelbſt ihre blutende Wange und den Riß im Kattunleibchen darüber vergißt:

„Alſo ich ſoll mir einen Mann ſuchen! Welchen wähle ich? Fein vernünftig! fein vorſichtig! Unter meinen Verwandten darf ich nicht wahlen; erſtens ſind ſie arm und zweitens mögen ſie mich nicht. Einen Vater, einen Oheim, einen Bruder — alle dieſe herrlichen Männer, die Gott armen Weibsleuten zum Troſt und zur Stütze an die Seite ſtellt, hab' ich nicht mehr. Unter den Linden des Kirchhofs liegt ſeit Jahr und Tag Hans Brodſohn, mein Vater; meinen Bruder, den haben ſie im Kriege erſchoſſen; er liegt im fernen Böhmerlande und fragt nicht nach Schweſter Lore. Der Mann meines Schweſterkindes, hier, der Küſter“ — die Alte ſchauderte zuſammen und zog ihr Kattunleibchen enger über die Bruſt — „er iſt ein ehrlicher, achtbarer Mann; er hat Geld geſpart und leiht es hier und dort auf Zinſen; und dann iſt er nach dem Bilde Gottes wohlthatig und liebreich. Fünfzehn Jahr wohne ich in ſeinem Hauſe und ſetze meine Füße unter ſeinen Tiſch und genieße mit ihm, was Gott ihm beſcheert. Wenn es manchmal auch knapp hergeht und für mich nichts übrig bleibt, ſo iſt's weder ſeine

Digitized by Google

Schuld noch ſein Wille, daß ich hungrig zu Bette gehe. Wenn ich irgend etwas im Hauſe verſehen habe und er mich liebreich ſtraft und mir den Morgenkaffee, den ich alte Närrin ſo gerne trinke, entzieht, ſo iſt's nöthig, um mein altes Gedächtniß zu ſchärfen, damit ich meine Pflichten nicht vergeſſe. Und ich hab' viele Pflichten übernommen, oder vielmehr man hat ſie mir nach und nach auferlegt, damit ich nicht müßig ſey. So verſehe ich jezt die Stelle der Magd und zugleich der Kinderfrau. Die vier Buben und die zwei Mädchen meiner Nichte fielen mir anheim, das verſtand ſich von ſelbſt; nicht ſo ganz in der Ordnung war es, daß ich auch die vier wilden Rangen des Amtmanns beaufſichtigen ſoll, für die der Amtmann dem Küſter eine kleine Genugthuung gibt — ich glaube, ſo nennen es die Leute. Dazu kamen noch die zwei kleinen Bübchen, die die Schauſpielerin im Dorfe zurückließ und für die der Amtmann aus chriſtlicher Liebe ein Jahrgehalt ausgeworfen hat. So iſt denn meine Heerde ſo zahlreich geworden, und es iſt wahr, ſie läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Aber du lieber Himmel! will ich denn mein Brod umſonſt eſſen? Nur iſt mein Rücken ſo krumm, meine Glieder werden alt — ich möchte doch ein wenig Ruhe haben.“

„Wenn die Kirchenglocken und der Choral der Orgel über die Hopfenſtangen und die Fliederbüſche dort zu mir herübertönen, da möchte ich mich ſtill hinſetzen, das Buch der Bücher in meine Hand nehmen und im hellen Morgenſonnenſtrahl an Gott denken und an meine Lieben, die im Grabe ruhen. Da klopft aber der harte Finger meiner Nichte an die Stubenthür und ich höre ihre Stimme, die da ruft: „Wollt Ihr denn wieder dem Herrgott den Tag ſtehlen? Macht, daß Ihr an die Arbeit kommt! Geht und waſcht den Boden auf, bringt die Gaſtkammer in Ordnung, wir werden heut Gäſte beherbergen.“ — „Kind, ſag' ich bittend, es iſt Sonntag!“ — „Ja, nicht wahr?“ ruft ſie, „für Euch iſt alle Tag' Sonntag! Ein lediges Weibsbild, wie Ihr, denkt, daß ſie nur zum Putzen und Jubiliren auf der Welt iſt. Aber ſo haben wir nicht gewettet! Wenn Ihr in meinem Hauſe müſſig hocken wollt, ſo ſind wir hinfort geſchiedene Leute.“ — Wenn ich ſolche Worte höre, kommt Demuth und Friede in mein Herz. Ich küſſe die Ruthe, die mich züchtigt, und klettere ſo geſchwind als ich kann die enge Bodentreppe hinauf und denke: Ja, ja du biſt ein lediges Weibsbild, und wie oft in deinen jungen Tagen haſt du daran gedacht, wie du durch Putz und Jubiliren dem Weltteufel eine hübſche Reverenz machen könnteſt; da hörſt du's jezt, und ſchmeckſt, wie bitter und gerecht der Vorwurf iſt.“

„Aber da ich eben an meine jungen Tage denke, an jene Tage, die längſt dahin gegangen, ſteigt mir Peter Clarſens Bild auf. Ich höre, daß er jezt etwas Rechtes geworden iſt und daß er im Dorfe drüben wohnt. Ob er ſich wohl noch der Lore erinnert, mit der er vor vierzig Jahren — nein, es wird noch länger her ſeyn — unter der großen Dorflinde den Erntereigen tanzte? Juchhe! wie ging das raſch! Was war das für ein Drehen und Springen! Und welch luſtige Melodei ſpielte die Geige des Claus Rodebacher! — der arme Schelm ſchnitt ſich den Hals ab, weil er es mit ſeiner boshaften Frau nicht aushalten konnte. Ja, ich war damals recht verwegen! Aber man hatte mir geſagt, ich ſey eine hübſche Dirne; der Himmel weiß, wer die Narrheit beging, mir dergleichen zu ſagen, aber es wurde im Dorfe geſagt, und wie das zu meinen Ohren kam, war der Teufel los. Ich drückte meinen Erntekranz ſchief in die Locken und flog den Reigen hinab wie eine Feder, die im Sturm wirbelt. Haſt du die Lore nicht geſehen? fragte man. Ja, da tanzt ſie, hieß es; das tolle Ding treibt's wie die Engel im Paradieſe! Sie könnte der Guckuck zur Menuet auffordern. Hahaha! — Aber nachher kriegte ich keinen Mann. Ein Schatz, den ich lieb hatte, ſtarb, ein anderer ließ mich ſitzen, weil er herausgebracht, daß ich die braune Kuh nicht zur Ausſteuer mit bekommen würde, und der dritte — nun eben Peter Clarſen, der liebte mich wohl und wollte mich auch heirathen — aber — ja, ich weiß nicht, warum doch nichts daraus wurde. Ledig iſt er auch noch geblieben. Ich will an ihn ſchreiben. Wenn irgend auf Gottes weiter Erde noch Jemand in Liebe an mich denkt, ſo iſt's Peter Clarſen. Er wird mein Mann ſeyn wollen, er wird für mich in des guten Königs Wittwenkaſſe ſetzen; er iſt ja reich, und dann werde ich ſtille Tage für mein Alter haben — ſtille Tage, wo ich beten und an meine todten Lieben denken kann. O wie ſüß wird das ſeyn! Ruhe, Ruhe!“

(Schluß folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Peſth**, September.

Verhältniß der deutſchen Journaliſtik zu Ungarn.

Die beiden Schweſterländer Ungarn und Siebenbürgen, obgleich in vieler Beziehung der Beachtung werth, ſind dennoch in der Journaliſtik Deutſchlands beinahe unvertreten, und die genauere Kenntniß ihrer Verhältniſſe, ihrer Wirren und ihres Aufſchwungs ſollte doch ihren nächſten Nachbarn nicht nur als intereſſant und nützlich, ſondern ſogar als nothwendig erſcheinen, ſowohl wegen des Verhältniſſes dieſer Länder zur öſterreichiſchen Monarchie und ſomit zu Deutſchland, als noch mehr wegen ihrer geographiſchen und ſtrategiſchen Lage, wornach ſie, wie ſie in der Vergangenheit Bollwerke der Chriſtenheit gegen die Invaſion osmaniſcher Barbarei geweſen, in einer vielleicht nicht fernen Zukunft wichtige Vorpoſten weſteuropäiſcher Civiliſation gegen eine von Nord und Oſten her drohende Gefahr werden dürften. Jeder etwas weiter blickende Politiker muß erkennen, daß Ungarn beſtimmt ſey, der Schauplatz wichtiger Begebenheiten

Digitized by Google

zu werden, die auf die Geſtaltung des geſammten europäiſchen Staatenſyſtems beſtimmend einwirken, bei denen die thatkräftigen Bewohner dieſes Landes ſelbſt keine untergeordnete Rolle ſpielen, vielmehr ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale werfen könnten, in welcher das Schickſal die Looſe der politiſchen Zukunft abwägen wird. Die Vorgänge in einem ſolchen Lande, der Charakter, die Sitten, der Bildungsgrad, die Geſinnungen ſeiner Bewohner verdienen gewiß ernſte Aufmerkſamkeit, und doch wird alles dieß von der deutſchen periodiſchen Preſſe beinahe gänzlich ignorirt, oder meiſt von nicht unterrichteten und, was noch ſchlimmer, einſeitig im Sinne beſonderer Parteiintereſſen ſchreibenden Korreſpondenten und Pamphletiſten in falſchem Lichte dargeſtellt. Auch in dieſem geſchätzten Blatte, das beinahe aus allen Theilen Europas intereſſante und alle Seiten des öffentlichen Lebens beleuchtende Artikel bringt, blieb Ungarn mit ſeinen Nebenländern bisher völlig unbeachtet. Und ſelbſt abgeſehen von der politiſchen Wichtigkeit, die es aller Wahrſcheinlichkeit nach binnen Kurzem erlangen wird, mag es überhaupt wenige Länder geben, die dem Korreſpondenten ein ſo reiches und noch ſo wenig ausgebeutetes Feld bieten könnten, als dieſes mit ſeinem ſo ganz eigenthümlichen und tiefbewegten politiſchen, nationalen, ſocialen und literariſchen Leben. Eher dürfte hier die Ueberfülle als der Mangel an Stoff die Aufgabe des Berichterſtatters erſchweren. Nach welcher Seite man den Blick wende, überall begegnet man einer Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen, die für den größten Theil des deutſchen Leſepublikums neu und in gewiſſer Beziehung überraſchend ſeyn müſſen; denn man kann mit Recht behaupten, daß dieſes in die Kenntniß der entlegenſten außereuropäiſchen Länder tiefer eingedrungen iſt, als in die Zuſtände des nahgelegenen Ungarn, bei deſſen Entwicklung und Schickſal Deutſchland ſelbſt doch in nicht geringem Maße betheiligt iſt. (Fortſetzung folgt.)

**Paris**, September.

(Fortſetzung.)

Pariſer muſikaliſche Zuſtände.

Wir kommen nun auf das muſikaliſche Inſtitut, welches vermöge ſeiner außerordentlichen Mittel und der überaus günſtigen Verhältniſſe, deren es ſich erfreut, das erſte ſeiner Art in der Welt ſeyn ſollte, ſeyn könnte, und es in frühern Zeiten auch war, aber leider ſchon lange nicht mehr iſt. Wir ſprechen von der großen Oper zu Paris, „Académie royale de musique“ genannt. Dieſelbe iſt trotz der unermeßlichen Vortheile jeder Art, deren ſie genießt, in einem Zuſtand des Verfalls, der nothwendig ihren gänzlichen Ruin herbeiführen muß und ohne beſondere Umſtände ſchon herbeigeführt haben würde, wenn in der Art, wie ſie verwaltet wird, nicht bald eine Radikalreform eintritt. Bei einem ſo ungeheuern ſchau- und genußſüchtigen Publikum wie das Pariſer, das keine Koſten ſcheut, wenn es gilt, ſeine Vergnügungsſucht zu befriedigen, dem, wie es täglich beweiſt, kein Eintrittspreis zu hoch iſt, bei der beſtändigen Anweſenheit von ein paarmal hunderttauſend Fremden aus den Provinzen und allen Ländern der Welt, bei einer ſo bedeutenden Subvention des Staates — weit über eine halbe Million — beim Andrang der erſten Talente befindet ſich dennoch die große Oper zu Paris in einem Zuſtand, der weit unter der Mittelmäßigkeit iſt, ſo daß ſogar viele Perſonen ein Freibillet zu benutzen nicht der Mühe werth finden. Eine der Haupturſachen iſt unſtreitig das ſo beſchränkte, mangelhafte Repertoire, das ſich das ganze Jahr durch um ein halbes Dutzend wenig anziehender Opern und Ballete dreht, von denen beſonders die leztern eben ſo langweilig als gehaltlos ſind. Mit dieſer Beſchränktheit des Repertoires hat es aber wieder ſeine eigene Bewandtniß. Der jetzige Direktor der großen Oper, Leo Pillet, iſt ein Mann, dem durchaus alle Fähigkeiten für ein ſo ſchwieriges Amt abgehen; es fehlt ihm an Kenntniſſen, an Urtheilskraft, an Charakterfeſtigkeit; dagegen machen ihn gewiſſe Schwachheiten zum Spielball der Intrigue und Kabale. Thiers hat die Sünde auf ſich, ein ſolches Individuum an die Spitze dieſes Inſtituts geſtellt zu haben. Eine gewiſſe Mad. Stolz, die zwar als dramatiſche Sängerin nicht ohne Verdienſt iſt, aber mehr ſchreit als ſingt, übt eine faſt unumſchränkte Herrſchaft bei der großen Oper aus und hat großen Antheil an deren Verfall, da keine Opern gegeben werden dürfen, in welchen ſie nicht die erſte Rolle übernehmen kann. Ferner verhindert ſie, ſo viel in ihrer Gewalt ſteht, das Aufkommen anderer Talente, von denen ſie befürchtet in Schatten geſtellt zu werden, daher man neben ihr nur ſehr mittelmäßige Sängerinnen hört, wie eine Dobré, Nau u. ſ. w. Die beſte derſelben, Mad. Dorus-Gras, iſt erſt kürzlich ausgetreten. Nicht beſſer iſt es mit dem männlichen Perſonal beſtellt. Der einzige ausgezeichnete Sänger, der Tenoriſt Duprez, hat ſeine Stimme verloren; die übrigen ſind kaum nennenswerth. So vortrefflich, wenn auch etwas wild, das Orcheſter von Habeneck dirigirt iſt, ſo jämmerlich ſind die Chöre. Sie ſingen in der Regel falſch, ohne allen Ausdruck und ohne alle Präciſion; es iſt ein gefühlloſes Plärren oder vielmehr gedankenloſes Dahinleiern, denn viele der Choriſten machen es ſich ſehr bequem und öffnen kaum den Mund; bei den in Deutſchland herumziehenden Truppen werden die Chöre hundertmal beſſer geſungen. So z. B. iſt es unmöglich, hier den Freiſchütz zu hören, ohne über die in jeder Hinſicht jämmerliche Ausführung entrüſtet zu ſeyn. Der ſchöne Jägerchor iſt nicht mehr zu erkennen, andere werden ganz weggelaſſen. Auch wird die große Oper von den Pariſern und beſonders der muſikaliſchen Welt faſt gar nicht mehr beſucht, und das Publikum, das man hier antrifft, beſteht in der Regel aus Fremden und Bewohnern der Provinzen und dem Heer der Claqueurs und der Inhaber von Freibillets. Und trotz der Subvention und der ſchmählichen, verächtlichen Claque iſt die Verwaltung fortwährend in Nöthen aller Art. Leo Pillet weiſt jeden, auch noch ſo guten Rath von ſich, oder iſt ihm vielmehr ganz unzugänglich; die beſten Gelegenheiten, ein volles Haus und folglich volle Kaſſe zu machen, läßt er mit der unbegreiflichſten Indolenz vorübergehen, und noch neulich, als ihm das Wiener Kinderballet angeboten wurde, hätte er daſſelbe ohne weiters abgewieſen, wäre er nicht von ſehr einflußreichen Perſonen gebeten worden, wenigſtens eine Probe dieſer kleinen Tänzerinnen anzuſehen, bevor er ihnen das Auftreten abſchlage. Da nun dieſer Probe einige ſachverſtändige Perſonen von Gewicht beiwohnten, ſo beſtimmten ihn dieſe endlich, das Wiener Kinderballet zuzulaſſen. Der Erfolg war außerordentlich und die Einnahmen beliefen ſich auf ſehr bedeutende Summen. So hat dieſer Mann ſchon mehr als einmal die vortheilhafteſten Anträge aus Unwiſſenheit, Unverſtand, Laune und von ſchlimmen Eingebungen beſtimmt, von ſich gewieſen. Dieſe unglückſeligen Zuſtände der großen Oper kennt in Paris jedes Kind, und die Zeitungen und Journale von faſt allen Farben und Nuancen haben unaufhörlich dagegen geeifert, aber umſonſt. Es ſcheint bis jezt ein unglückliches Fatum hier obzuwalten, aber das Sprüchwort: „der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.“ wird ſich auch hier bewähren. (Schluß folgt.)

**Beilage: Literaturblatt Nr. 101.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 7. Oktober 1845.

— This flaw'd heart,
'Twixt two extremes of passion, joy and grief,
Burst smilingly.

Shakespeare.

## Das Mädchen das einen Mann ſucht.

(Schluß.)

Die Alte ſezte ſich hin; aber ſie war ungeübt in der Federführung, und dazu kamen Federn, die nicht ſchrieben — eine war gebraucht worden, um dem Kanarienvogel in ſeiner Krankheit Medizin zu reichen, mit der andern hatte man am Tage vorher Oel in's Thürſchloß geträufelt — und eine gelblicht ſchimmernde wäſſerige Tinte. Endlich brachte ſie dennoch unter unendlicher Qual einen Brief zu Stande, in welchem ziemlich außer allem Zuſammenhange die einzelnen Säze vorkamen: „Die arme Lore, Peter, iſt vorige Lichtmeß ſechzig Jahre geworden. Peter, hundert Thaler für mich in die Wittwenkaſſe thun, ſo bekomme ich nach deinem Tode fünfzig. — Peter, du machſt deine Lore auf ewig glücklich. Alte Arme und Beine — Gicht im Handgelenk — vorigen Herbſt lange Zeit krank gelegen — viel Verdruß meinen Lieben verurſacht, weil ich nicht ſtarb — Lore.“

Dieſer Brief wurde mit dem Metallknopf des Brillenfutterals verſiegelt, und gegen die Abendſtunde ſtand Tante Lore an der kleinen Brücke und wartete auf den Boten, der in's Städtchen ging, das nahe Dorf paſſirte und den Brief mitnahm. Die Alte hatte ihm als Botenlohn nichts dafür zu geben als eine trockene Semmel, die ſie ihrer Nichte geſtohlen, ihr erſter und lezter Diebſtahl in der Welt. Wie bang und hoffnungsreich legte ſie ſich den Abend zu Bette!

Nach einigen Tagen kam die Antwort: „Mademoiſelle! (Wie erſchreckte dieſes vornehme Wort die arme Briefempfängerin.) Ihre Propoſition hat mir Freude gemacht, weil ich daraus ſehe, daß Sie noch meiner in Affektion gedenken; aber nehmen Sie's mir nicht übel, ich bin jezt ein Junggeſell, der ſeine Ruhe liebt und noch gern ein paar Jahre lang die Welt genießt. Sie aber, Mademoiſelle, wenn ich thäte, was Sie wünſchen, würden mich „zu Tode ſeufzen.“ Ja, Sie würden wünſchen, daß ich nur bald unter die Erde käme, damit Sie Ihre Penſion genößen. Wählen Sie ſich einen andern Mann, Mademoiſelle, einen Mann, der betagter und hinfälliger iſt, als ich bin. Ich ſchlage Ihnen dazu unſern alten Vogt vor. Der hatte ſchon einmal eine alte Jungfer ſich auf den Rücken geladen und wird jezt Sie aufhocken, wenn Sie ihn hübſch bitten und ihm eine wollene Magenbinde zu Michaelis, wo ſein Geburtstag iſt, ſtricken. Schicken Sie mir nur getroſt Brief und Magenbinde, ich werde beides beſorgen; aber nur bald, denn der Mann hat den Bluthuſten, und wenn Mademoiſelle nicht ſchnell dahinter her ſind, ſo ſtirbt Ihnen das koſtbare Mannsbild vor der Naſe weg. Ich bin, mit Reſpekt zu ſagen, Ihr alter Anbeter P. Clarſen.“

Digitized by Google

Dieſen Brief erhielt Lore, als ſie noch ihre Strafe abbüßte wegen des Kinderfrevels im Garten, den ſie nicht verhütet hatte. Sie ſaß bei ihrer trockenen Brodrinde und dem Glaſe Waſſer, als jene Zeilen ihr eingehändigt wurden. Weit entfernt, die abſchlägige Antwort als Kränkung aufzunehmen, rief ſie: „Ah, da ſieht man, wie prächtig ſo ein Mannsbild lebt, welche ehrenwerthe Geſinnungen es hegt! Er will frei und ungebunden leben! Das darf er, denn er iſt ein Mann. Ja, er mag noch recht ſtattlich ausſehen, ein Junggeſell noch in ſeinen beſten Jahren! Ob er wohl noch die rothe Weſte trägt, an die ich ihm einmal die Blume ſteckte? — Nein, nein, die hat er längſt abgelegt, der herrliche Mann! Und er nimmt's ſo gar nicht übel, daß ich mich an ihn gewendet habe; das iſt eine recht edle und brave Natur. Ich will für ihn beten, daß er noch recht lange lebe und es ihm gut gehe. Ha, du ſtolzer Junggeſell! Ja, die Männer, die bleiben immer ſtolz und hochgeſinnt. — Nun will ich daran denken, wie ich dem guten Vogt die Magenbinde ſtricke. Wo will ich aber die bunte Wolle hernehmen? Ei nun, das neue Sarſcheleibchen, das ich Sonntags anziehe und das erſt lumpige zehn Jahre alt iſt, ich will's verkaufen. Das gibt Geld wie Heu und ich mache mich flugs an Seine Würden, den Herr Vogt. Ja ich will, ich will einen Mann! Ich ſeh nicht ein, warum nur die jungen Dinger von achtzehn Jahren nach den Männern hier im Dorfe umſchauen ſollen; auch ich mach' noch den Reigen mit — auch ich!"

Die Alte lachte und tauchte die Rinde in's Waſſer, um ſie weich zu machen, dann ſchloß ſie das Eckſchränkchen auf und nahm das Sarſcheleibchen hervor. Dieſes wunderbare Kleidungsſtück, das nie alt wurde, denn ein Alter von zehn Jahren war dem Sarſcheleibchen gerade wie gar kein Alter, dieſes unvergleichliche, unzerſtörbare Stück war zum erſtenmal an den Leib der Tante Lore gekommen, als ſie eine Art Ehrenpoſten auf der Hochzeit ihrer Nichte bekleidete. Es war ſcharlachroth und an jenem denkwürdigen Tage hatten ſich einige Tropfen Wein auf die linke Schulter verirrt, und dieſer Fleck war noch ſichtbar. Dieſe köſtliche Farbe, dieſes Scharlachroth von einem Glanz, der ſich mit nichts vergleichen läßt, das weiße Halstuch und der ſchwarze Rock dazu bildeten eine vortreffliche Zuſammenſtellung. Aber es hilft alles nichts, das Leibchen muß fort, und es verwandelt ſich auch wirklich alsbald in bunte Wolle, und dieſe Wolle in eine ſtattliche Leibbinde mit einem großen rothen Herzen in der Mitte.

Den Brief brachte unſere alte Jungfer dießmal viel leichter zu Stande; es war ja ein fremder alter Herr, an den ſie ſchrieb, und zwiſchen ihm und ihr herrſchten keine Beziehungen ſo zarter Natur, wie zwiſchen ihr und Peter Claren. Sechs, ſieben, zehn Wochen vergingen und keine Antwort traf ein. Der alte Herr mochte gleichfalls fürchten „zu Tode geſeufzt" zu werden. Aber es iſt betrübend zu ſagen, daß er die Unſchicklichkeit beging, die Magenbinde, trotz deſſen, daß er nichts für die Schöpferin derſelben that und zu thun beabſichtigte, zu tragen und mit dem rothen leuchtenden Herzen gelegentlich zu prunken.

Tante Lore wendete jezt ihre Blicke anderswohin; leider befanden ſich aber in dem Kirchſprengel nicht viele alte Herrn, die den Bluthuſten hatten. Es fanden ſich wohl ein paar, aber dieſe hatten zwar den Huſten, aber kein Vermögen, ſo wie andere wieder Vermögen, jedoch nicht den Huſten hatten. Dafür lebte auf dem herrſchaftlichen Schloſſe ein Gärtner, der ſich ſchon ſeit vielen Jahren mit einem hübſchen Kapital zur Ruhe geſezt hatte und der an der Schwindſucht litt. Zu ihm flüchtete nun die arme alte Jungfer, aber ebenfalls vergeblich. Sie ſchrieb das Scheitern ihrer Bemühungen dem Umſtande zu, daß ſie vor dem Gärtner nicht im Sarſcheleibchen erſcheinen konnte, ſondern daß der Beſuch im Alltagsrocke abgeſtattet werden mußte. „Wenn ich im rothen Mieder vor ihm erſchienen wäre," ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „hätte der alte böſe Mann gewiß nicht den Muth gehabt, mir zu ſagen: „He, Jungfer, da der Küſter und ſein Weib, ſammt den zwölf Ungethümen Euch nicht haben in die Grube bringen können, ſo werdet Ihr ſicherlich ein Alter von hundert Jahren und drüber erreichen, und da wird ſich die Commiſſion in Berlin wohl bedanken, Euch in ihre Regiſter aufzunehmen."

Und nun, weil doch jede Geſchichte ihr Ende haben muß, will ich euch ſagen, daß Tante Lore mit dem Zeitungsblatt in der Hand, von dem ſie ſich nie mehr trennte, hie und da noch einen Verſuch machte, in die Wittwenkaſſe zu kommen, daß aber alle dieſe Unternehmungen fehl ſchlugen und ihr Leben im Hauſe des Küſters dadurch nur noch drückender und böſer wurde. Man nannte ſie im Dorfe nur „das Mädchen das einen Mann ſucht." Eines Tags fand man Tante Lore auf dem Kirchhofe, auf dem Grabe ihres Vaters, todt. Sie hatte mit dem einen Arm das alte Kruzifix umſchlungen und ihre Hand ruhte auf dem Chriſtusbilde. — Sie hatte ihren Mann gefunden.

---

## Aphorismen über die Zeit und ihre Eintheilung.

(Fortſetzung.)

Das Ausſchlagen und Blühen von manchen Bäumen und Pflanzen, das Reifwerden von gewiſſen Früchten, ſo wie der Wiederkehr und der Abzug jener wunderſamen Vögel, in welchen die Natur ſelbſt, durch mächtige unbewußte Triebe, die Zeit abmißt und berechnet, diente

Digitized by Google

natürlich ſchon den Alten zu einem Wahrzeichen, um die Zeit zu beſtimmen. — So ermahnt ſchon Heſiod in ſeinen „Tagen und Werken,“ auf das hellklingende Geſchrei des heimkehrenden Kranichs zu achten, weil er die Zeit des Ackerns und des regnerischen Winters anzeige. — Claſſiſch iſt auch die Stelle in den Vögeln des Ariſtophanes, wo er den Chor derſelben von ſich rühmen läßt: „Wir verkündigen die Zeit des Frühlings und des Sommers, die des Säens und dee aufhörenden Schifffahrt, wenn der ſchreiende Kranich nach Libyen fortzieht. Der ankommende Weih verkündet, wann den Schafen die Frühlingswolle abzunehmen, und die Schwalbe, wann das warme Winterkleid mit dem leichten Sommergewande zu veetauſchen iſt.“ — Beauche ich noch zu eewähnen, wie erwünſchte Boten auch uns dieſe Schwalben, nebſt der Lerche, dem Storche und dem Kukuk ſind? — Noch Plinius nennt ſeinen Landleuten das Ausſchlagen dee Maulbeerbäume, die bekanntlich am ſpäteſten blühen, als Wahezeichen für den geendigten Winter; wenn der Maſtirbaum und die Narziſſen blühen, ſey die Zeit da zum dreimaligen Pflügen, und die Nähe des längſten Tages findet er eben ſo wie wir duech die funkelnden Johanniswürmer verkündigt.

Als die Römer ſchon ihre Sonnenweiſer und Waſſeruhren hatten, pflegten noch die Landleute ihren Schatten nach beſtimmten Regeln, die wie bei dem Landbauſchriftſteller Palladius angezeigt finden, mit dem Fuße abzumeſſen, und war die Sonne veehüllt, ſo mußte das Heliotropium oder unſer Sonnenwirbel, und die Lupinen, welch leztee auch als Rechenmünze dienen mußten, wegen ihrer Eigenſchaft, dem Lauf der Sonne zu folgen, die Stelle von Gnomonen oder Sonnenweiſern vertreten. — Wirklich trägt der Menſch, der ohnedieß gern Alles nach ſich, nach ſeinen Armen und Füßen abmißt, die erſte und einfachſte Uhr bei ſich ſelbſt: den Schatten ſeines Körpers. Noch jezt wiſſen die Orientalen nach dem jedesmaligen Schatten, den ihr Körper in den verſchiedenen Tageszeiten wirft, die Zeit ſo ziemlich genau zu beſtimmen.

Die älteren Griechen, wie z. B. Homer, der überdieß, als Bewohner des waemen Kleinaſiens, nur drei Jaheeszeiten kennt, kannten auch noch keine Eintheilung in Stunden. Ihre hora bedeutet im Allgemeinen eine beſtimmte Zeit, zuerſt Jahreszeit; dann wurden auch die Zeiten des Tages, Morgen, Mittag und Abend, daduech bezeichnet. Eeſt ſpäter bedeutet ſie auch das, wodurch man das Woet gewöhnlich überſezt und in welchem Sinne es gewöhnlich dee Römer nimmt, nämlich Stunde.

Der ſinnige Grieche verkörperte bald die flüchtigen, Alles mit ſich bewegenden Tageszeiten und Stunden zu jenen Götteen, die geene zu den Grazien ſich geſellen, den leichten Horen, die, wie ein neuerer Schriftſteller ſagt, gleichſam mit geeechter Theilung ihrer Wohlthaten, durch ihren immerwährenden Wechſel das ſchöne Gleichgewicht in dee Natur erhalten und mit abgemeſſenen Schritten tanzend und einander folgend ihren beſtimmten Lauf verfolgen. Darum ſind ſie auch Töchter der gerecht austheilenden Themis und des Jupiter, um deſſen Thron ſie ſtehen. Ihr Amt iſt, die Thore des Himmels zu öffnen und zu ſchließen, indem ſie ihn bald in finſtere Wolken hüllen, bald mit neuem Glanz ihn wieder aufheitern. Und wie ſinnvoll iſt die Dichtung, daß die leichtgeſchürzten Weſen jeden Morgen die mit Ambroſia genährten Sonneneoſſe an den Wagen des Phöbus ſpannen und Dienerinnen der Juno ſind, die in dem die Erde umſtrömenden Luftkreiſe heerſcht.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, September.

(Schluß.)

Pariſer muſikaliſche Zuſtände.

Die italieniſche Oper iſt, wenigſtens was die Soloſänger und Sängerinnen betrifft, weit beſſer beſtellt, da hier die Sterne erſter Größe des italiſchen muſikaliſchen Himmels glänzen, wie eine Griſi, Perſiani, Tamburini, Rubini, Mario, Lablache u. ſ. w. Doch hat ſie in der lezten Zeit durch Tamburini's und Rubini's Abgang ſehr verloren, und ob ihr zu der Erwerbung Ronconi's Glück zu wünſchen iſt, ſteht ſehr in Frage. Dieſer hat eine rauhe, in manchen Tönen ſogar unangenehme Stimme, ſein Spiel iſt in der Regel trivial, ſein Figaro ein wahres Zerrbild der Gemeinheit. Im Uebrigen iſt dieſe Oper von Seiten der Direktion — Vatel, ein Advokat, iſt Direktor — im höchſten Grad vernachläſſigt. Dekorationen, Coſtüme, Maſchinerie, Comparſen, Chöre &c., dieß Alles iſt unter aller Kritik, die leztern namentlich ſind in demſelben traurigen Zuſtand wie die der großen Oper: ſie ſingen oder ſchreien auf eine die Ohren zerreißende Weiſe falſch, und die wenigen beſſern deutſchen Stimmen, unter denen die Familie des Komikers Heinrich Börnſtein, die noch von der verunglückten Schuhmannſchen Unternehmung, eine deutſche Oper in Paris zu gründen, hier hängen geblieben iſt, können den Chor nicht halten und werden von den andern überſchrieen. Indeſſen iſt troz dem dieſe Oper der Sammelplaz der großen, vornehmen und reichen Welt, die ſich nicht ſowohl hier einfindet, um das ſchon hundertmal Gehörte immer wieder zu hören, als um den Glanz ihrer Toilette bewundern zu laſſen und ſich gegenſeitig zu bewundern. Es iſt einmal Ton und Mode, hier eine Loge oder doch einige Pläze in einer ſolchen zu haben und dieſe mit Gold aufzuwiegen. In Wahrheit iſt der Anblick, den bei prächtiger Beleuchtung das hier verſammelte Damenpublikum gewährt, bezaubernd. Die Balkone und Logenreihen ſcheinen eben ſo viele herrlich duftende Blumenterraſſen, denn keine der eleganten Damen erſcheint ohne einen großen Blumenſtrauß in der Hand, während Schnee und Eis Straßen und Dächer decken, und hinter dieſen Blumen ſtrahlen in ungeheurem Halbkreis die brillantenen Diademe, die geſchmackvollſten, reichſten Anzüge, wie ſie eben unter der Hand der Modefabrikanten hervorgegangen ſind. Schön, wenigſtens in einiger Entfernung, ſcheinen Alle.

Digitized by Google

Da dieſe Bühne keine Subvention vom Staat erhält und das Publikum ohne Murren hinnimmt, was ihm geboten wird, ſo mag Vatel zum Beſten ſeiner Kaſſe ganz wohl daran thun, daß er ſich in keine größern Unkoſten ſezt. Auch er beſizt nicht die gehörigen Kenntniſſe, indeſſen kann man ihm keine Parteilichkeit zu Gunſten eines oder des andern Subjekts zum Vorwurf machen, und was das Materielle ſeiner Bühne anbelangt, ſo hat er wenigſtens weit mehr Umſicht als Leo Pillet, auch iſt die ſchimpfliche Claque aus dieſem Theater verbannt. Daß Kreuzers Oper: „das Nachtlager in Granada,“ hier nicht zur Aufführung kam, wie ſchon ausgemacht war, iſt nicht ſowohl Vatels Schuld, als die einiger Mitglieder der italieniſchen Bühne, namentlich Ronconi's und der Signora Perſiani, die ſich nebſt einigen andern durchaus weigerten, in derſelben aufzutreten. Ronconi nannte dieſe Muſik „una sporcheria,“ wie denn überhaupt die heutigen italieniſchen Sänger deutſche Muſik nicht lieben, auch ſelten verſtehen; klaſſiſche, gediegene dramatiſche Tonſtücke liegen außerhalb ihrer Faſſungskraft, deſto beſſer verſtehen ſie ſich auf muſikaliſche Seiltänzereien und gehaltloſe Schnörkeleien mechaniſcher Kehlenfertigkeit. Eigentlich ſollte ſich Kreuzer Glück wünſchen, daß unter ſolchen Umſtänden ſeine Oper hier nicht zur Aufführung kam, da deren Hauptverdienſt in den Enſembleſtücken und Chören beſteht und dieſe hier jedenfalls ſchlecht ausgeführt worden wären, und man die gerade nicht beſonders brillanten Solopartien durch untergeordnete Subjekte beſetzen wollte. So gegeben, wäre dieſe Oper auf jeden Fall durchgefallen. Hätte Kreuzer bei ſeiner dreimaligen und beſonders bei ſeiner lezten Anweſenheit hier mit etwas mehr Klugheit gehandelt, ſo hätte ihm ſicher eine erkleckliche Entſchädigung werden müſſen.

Wir kommen endlich auf die komiſche Oper, die unter den drei hieſigen Inſtituten dieſer Art unſtreitig am beſten dirigirt wird, was freilich nicht viel ſagen will. Der bisherige Direktor derſelben iſt nicht ohne Verdienſte, er unterhält ein ſehr mannigfaltiges und ausgeſuchtes Repertoire, indem er auch die beſſern ältern Compoſitionen wieder der Vergeſſenheit entreißt und Meiſterſtücke wie Richard Löwenherz, der Deſerteur, das Rothkäppchen ꝛc. mit wohlverdientem Beifall wieder zur Aufführung bringt. Talente wie die Rogers und der Demoiſelle Lavoix gehören zu den ausgezeichneten, und auch die Chöre, obgleich ſie noch gar manches zu wünſchen übrig laſſen, ſind weit beſſer als bei den beiden andern genannten Theatern. Dieſes Haus erfreut ſich aber auch fortwährend eines zahlreichen Zuſpruchs und die Direktion macht vortreffliche Geſchäfte. — So viel von den hieſigen Opernangelegenheiten. Im nächſten Brief ſprechen wir von den Concerten und muſikaliſchen Soiréen, die hier eine ſo große Rolle ſpielen und für den deutſchen Virtuoſen ein größeres Intereſſe haben, da er bei denſelben mitwirken oder ſie ſelbſt veranſtalten kann.

## Peſth, September.

(Fortſetzung.)

### Eigenthümliche Landesverhältniſſe.

Schon die politiſche Verfaſſung und eigenthümliche Entwickelung der ungariſchen Länder bietet der Wißbegierde viel Bemerkenswerthes dar. Man findet hier noch mittelalterliche Inſtitutionen, die in andern Ländern dem Sturm der Zeiten längſt erlegen ſind, veraltete Staatsprivilegien, die aber, ein in der Geſchichte der Völker einzig daſtehendes Beiſpiel, von einem großen Theil der bevorrechteten Klaſſe ſelbſt bekämpft und allmählig untergraben werden, während in andern Staaten nur eine von oben oder unten andrängende Gewalt ſie über den Haufen zu werfen vermochte. Die Bewegung zu Gunſten demokratiſcher Reformen geht hier nicht wie anderwärts vom tiers état oder dem Volke, ſondern von der Majorität des mittlern Adels aus, der dabei den Conſervatismus der hohen Ariſtokratie und des Bauernadels zu bekämpfen hat, während ſich die nichtprivilegirten Stände ruhig verhalten und beinahe gleichgültige Zuſchauer dabei abgeben, ja die Städtebevölkerung ſich ſogar größtentheils zum Conſervatismus hinneigt. Eine eben ſo eigenthümliche Erſcheinung iſt die Autonomie der Comitate, die ſich gleich entfernt hält von der Abhängigkeit franzöſiſcher Departementalverwaltung, wie von der Souveränität der ſchweizeriſchen Kantone, und die eigentliche Garantie der ungariſchen Verfaſſung bildet. Doch ein tieferes Eingehen in politiſche Verhältniſſe und Kämpfe gehört nicht in den Bereich dieſer Zeitſchrift, obgleich es kaum möglich iſt, irgend eine Erſcheinung des öffentlichen Lebens in Ungarn gründlich zu beſprechen, ohne auch jene zu berühren, da ſie gleich dem rothen Faden im Tauwerke der engliſchen Marine ſich mit allen Verzweigungen deſſelben verſchlingen. Mehr den Zwecken dieſes Blattes entſprechend wäre eine möglichſt unparteiiſche Darſtellung der Verhältniſſe, Beſtrebungen und Reibungen, des Charakters und Bildungsgrades der verſchiedenen Nationalitäten, die hier wie in keinem andern Lande ſich beiſammen finden, zum Theil einander feindlich gegenüberſtehen. Wie die Vereinigung der ſonſt in allen Theilen der Welt nur zerſtreut ſich findenden Naturſchätze und die verſchiedene Beſchaffenheit der Erdoberfläche, wonach die romantiſchen, doch unfruchtbaren, nur an Stein und Metallen reichen Karpathenländer, die weiten, baumloſen und dürren Sandflächen Mittelungarns mit den Urwäldern anderer Theile des Landes und unabſehbaren Ebenen von erſtaunlicher Fruchtbarkeit ſich hier beiſammen finden, ſo machen auch die eigenthümlichen Miſchungsverhältniſſe der vielen dieſe Länder bewohnenden Volksſtämme dieſelben zur Heimath der bunteſten Contraſte, deren naturgetreue Darſtellung ein ergötzliches und vielfach belehrendes Bild liefern dürfte. Dieſe Contraſte werden noch vermehrt durch die vielen, mit ſehr verſchiedener Berechtigung neben einander beſtehenden Religionen. Während in dem eigentlichen Ungarn neben der herrſchenden katholiſchen Kirche auch die beiden proteſtantiſchen Confeſſionen und die griechiſche Kirche bedeutender Rechte genießen, für deren Aufrechthaltung der weltliche Theil der Katholiken ſelbſt mit lobenswerther Toleranz kämpft, die aber durch den Einfluß des mächtigen Clerus nach Möglichkeit beſchränkt und verkümmert werden, haben in Croatien die Proteſtanten nicht einmal das Beſitzrecht und die freie Ausübung des Cultus; in Siebenbürgen hingegen bilden mit der katholiſchen und den beiden proteſtantiſchen Confeſſionen die der Unitarier oder Socinianer vier völlig gleich berechtigte Staatsreligionen, während eben da die zahlreichen Anhänger der griechiſchen Kirche, wenn auch vollkommener Glaubensfreiheit genießend, doch noch mancher politiſchen Rechte entbehren. Daß aus ſolchen Verhältniſſen, die noch überdieß in dem Gährungsprozeß radikaler Umgeſtaltung ſich befinden, vielfache Colliſionen hervorgehen müſſen, die bei der durch die Geſetze verbürgten vollkommenen Redefreiheit nicht auf den Landtagen allein, ſondern auch in den häufigen Comitatsverſammlungen, ſo wie in der durch die Cenſur nicht allzuſtreng überwachten Preſſe ſich zu äußern immer fertige Gelegenheit findet, iſt augenſcheinlich, ſo auch, daß dadurch oft Ereigniſſe herbeigeführt werden müſſen, die zu erfahren auch für das Ausland nicht ohne Intereſſe ſeyn kann.

(Fortſetzung folgt.)

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 80.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 8. Oktober 1845.

Ende nie, du Sturmnacht wilde!
Bäumt euch, Wälder! brauſ', o Welle!
Mich umfängt des Himmels Helle.
J. Kerner.

## Gedichte von C. H. Kolbe.

### In der Sturmnacht.

1.

Hab' einſt zur Stunde der Mitternacht
Bei Lampenſchein geſeſſen;
Der Traumgott ſchlich durch's ganze Haus,
Hat einzig mich vergeſſen.

Und draußen grollet und tobt der Wind,
Streicht ſchaurig über die Erde:
Die Todten bangen in tiefer Gruft,
Was er beginnen werde.

Und gar ſo trüb' die Lampe brennt,
Als ob vom Braus betroffen,
Und wie ich dran ſchiebe, plötzlich iſt
Das Flämmchen im Oel erſoffen.

Nun Dunkel, Dunkel um mich her,
Da ſitz' ich graunumfangen;
Und lauter ſchreit in die Welt hinein
Der Nachtgeiſt ſein Verlangen.

Das Fenſter auf! — Ich ſpring' hinab,
Mich ſeinem Rufe zu ſtellen:
Es faſſen gewaltig mich um und an
Die kühlen Windeswellen.

Den Warfrand plätſchernd das Waſſer ſchlägt,
So die Marſchwieſ' überzogen,
Streiflichter, ſpärliche, wirft darauf
Der Mond vom Himmelsbogen;

Und die Wolken, ſie jagen in toller Haſt,
Unheimlich ächzen die Bäume —
Ich ſteh' allein in der wilden Nacht
Schauerdurchrieſelt, und träume.

2.

Windſtöße toſen um mein Gemach
Und reden mit tauſend Zungen;
Sie haben mir den Schlaf verſcheucht,
Stürmiſch Gehör ſich erzwungen.

Und eben jetzo faſſ' ich's recht,
Was mir die brauſenden wollen:
Einen ſchönen Gruß von der Liebſten mein
Sie noch vermelden ſollen.

Digitized by Google

Im Weſten ſteht der Liebſten Haus,
Weſther die Winde kommen,
Den nächtlichen Lärm da draußen hat
Halbträumend ſie vernommen.

Sie hat geſprochen: „Du Winterwind,
Du ſchlägſt deine ſtarken Schwingen!
Ich gebe dir einen Gruß und Kuß,
Sie meinem Lieb zu bringen!

Brauſend um ſeine Kammer woll'ſt
Dich hin und wieder ſchwenken,
Und heiß' ihn, wenn vom Schlaf erweckt,
Einmal noch mein gedenken!"

So habe Dank, o Winterwind,
Und ſpiele keck deine Weiſe!
Die Wolke unter'm Monde dort
Will mit ſein von der Reiſe.

So habe Dank, o Winterwind,
Und weiter, weiter eile! —
Ja danken will ich der lieben Maid,
Wo ich wache, wo ich weile!

### An der Hecke von jungem Hagedorn.

An der Hecke von jungem Hagedorn
Da wandl' ich auf und nieder;
Was oft ich in Tagen vordem gethan,
Wohl heute thu' ich's wieder.

Wie damals, als ich von dannen zog,
Nicht anders ich's jetzo finde:
Herbſtſonne ſcheint auf das Bohnenbeet,
Und die Weiden ſäuſeln im Winde.

Das Alte iſt es und wieder nicht,
Iſt doch nicht daſſelbe blieben!
Die Weiden all' und der Hagedorn
Haben friſche Schoſſen getrieben.

Es geht durch die grüne Pflanzenwelt
Ein leiſes, geheimes Weben;
Wie's keimt und knospet, wie's ſproßt und wächst,
Wie's ſich will zum Lichte heben!

Und alſo regt ſich's im Menſchengeiſt
Und regt ſich in Herzens Tiefen;
Die Zeit ruft Gedanken, Gefühle wach,
Die dort ungeboren ſchliefen.

An der Hecke von jungem Hagedorn
Ich wandle ab- auf und ſinne:
Daß ich ein Andrer, wie vor dem Jahr,
Wohl muß ich's werden inne.

Ich fühl' es an der Seligkeit,
So durch meine Bruſt ergoſſen,
Ich fühl's an den Lebenskeimen all',
So in meiner Seele ſproſſen.

Sie reden zu mir von goldnem Glück,
Von einer Maid in der Ferne,
Und es träumt mein Herz einen ſtillen Traum,
In den ich mich tauch' ſo gerne.

---

## Aphorismen über die Zeit und ihre Eintheilung.

(Fortſetzung.)

Erſt ſeitdem Luc. Papirius Curſor die erſte Sonnenuhr nach Rom gebracht hatte, fingen die Römer, nach der Weiſe der Griechen, an, den natürlichen Tag in zwölf Stunden einzutheilen. Die Eintheilung der Stunde wieder in Minuten kannten ſie nicht, und ſo hatten ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch keinen Namen für dieſe Zeittheilchen, welche die Spätern mit jenem aus dem Lateiniſchen genommenen Namen belegten. — Nach Herodot hatten die Griechen die Eintheilung des Tages in zwölf Theile, nebſt der Stundenuhr und dem Sonnenweiſer, von den Babyloniern überkommen, auch die Wochen, meinen Manche, zuerſt von ſieben Tagen, dann Ogdoaden und Dekaden.

Frühe ſchon gebrauchten die Egyptier ihre Obelisken als Sonnenzeiger zur Zeitmeſſung. Sie maßen an denſelben um jeden Mittag den Schatten, der bekanntlich immer kürzer wird bis zum Tag der Sonnenwende, und immer länger, je näher das Winterſolſtitium heran kommt. Der kürzeſte und längſte Schatten diente ihnen zur Grenze und zum Anhaltspunkt. Sie konnten an den Schatten der Obelisken abnehmen, wann die Zeit der Nilüberſchwemmung eintrete. — Dieſer periodiſch austretende Nil, dem ſie die Beſchaffenheit und Lage ihres Landes verdankten, ſo wie die regelmäßig während der Hundstage wehenden Jahreswinde und der immer klare, reine egyptiſche Himmel, der nur ſelten durch Wolken und Regen getrübt wird, beförderten ihre Kenntniß in den Anfängen der Aſtronomie und Chronologie. Sie hatten unter allen Völkern am erſten ein tropiſches Sonnenjahr von 365 Tagen.

Digitized by Google

Aber freilich waren auch hier, wie in Allem, was Wiſſenſchaft und Kunſt heißt, die ſcharfſinnigen Altgriechen wo nicht Erfinder, doch Vollender und Vervollkommner des Erfundenen. — Ihr berühmter Aſtronom Meton, der das Sonnenjahr zu 365¼ Tagen berechnete, verfertigte auch eine Art aſtronomiſcher Kalender, auf welchen der jährige Umlauf der Sonne, die Mondphaſen, der Auf- und Niedergang gewiſſer Fixſterne, die Jahreszeiten ſo wie die Witterung angegeben waren, und welche man, weil ſie auf Säulen eingehauen, an öffentlichen Platzen in den Städten aufgeſtellt wurden, parapegmata, d. h. Anhänge oder Anſchläge (affiches) nannte. Ein ſolches Parapegma kommt unter andern in der „Einleitung in die Kunde von den Geſtirnen" vor, einer merkwürdigen Schrift, die uns der Rhodier Geminos, ein Zeitgenoſſe des Cicero, hinterlaſſen hat.

Bei den verſchiedenen griechiſchen Stämmen hatten die Monate auch verſchiedene Namen. Einige bei den Athenern, z. B. der Monat des Blüthenfeſtes, der der Hirſchjagd, der Bohnenkochmonat, der Hochzeitmonat, erinnern an die Benennungen, welche Karl der Große den römiſchen Monaten gegeben hat, wie an den „Dreimelker" der Angelſachen, womit ſie den Mai bezeichneten, weil man in dieſem „Wunnemonath" der älteren Deutſchen dreimal täglich das Vieh zu melken pflegt, an ihren Bier- oder Gerſtenmonat (Berſtmonat), unſern September, und den Weinmonat, was der Oktober iſt.

Der griechiſchen Eintheilung des Monats in drei Dekaden äfften die Franzoſen in ihrer Vorliebe zum Decimalmaß, als ſie alles Beſtehende und Alte umſtürzen und ſelbſt den Himmel ſtürzen wollten, in ihrem republikaniſchen Kalender nach, der etwas länger währte als die groteske Republik ſelbſt, und der große Aehnlichkeit hat mit dem türkiſchen Kalender des Sultan Dſchelaleddin, nur daß in dieſem das Jahr mit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche anfängt, während in erſterem die Herbſt-Tag- und Nachtgleiche als Anfang des Jahres feſtgeſezt iſt.

Die jüdiſche Eintheilung des Monats in Abſchnitte von ſieben Tagen ging erſt ſpäter, im chriſtlichen Mittelalter, wegen der Feier des Sonntags, von den Juden in den chriſtlichen Kalender über. Aber Hebdomaden, oder Zeitabſchnitte von ſieben Tagen hatten auch ſchon Griechen und Römer, namentlich in Bezug auf die kritiſchen Krankheitstage, wie wir aus einem Briefe des Cicero an ſeinen kranken Tiro erſehen, worin er von der vierten Hebdomade ſpricht.

Es war der Cenſor Scipio Naſica, der die erſte Waſſeruhr — clepsydra — aus Kleinaſien nach Rom brachte, wo er ſie auf dem Forum unter einer Bedachung aufſtellte, um als Stadtuhr zu dienen. — Erſt zu den Zeiten des Cäſar Auguſtus, als ſein Oberbaumeiſter, Vitruvius, dem wir noch ein intereſſantes Werk über die Baukunſt verdanken, eine Menge Sonnen- und Waſſeruhren auch für den Privatgebrauch verfertigte, war es auch einzelnen Römern vergönnt, eine Uhr in ihrem Hauſe zu beſitzen. — Die Waſſeruhren waren natürlich bald ſehr beliebt, weil ſie auch zur Nachtzeit, wo der Dienſt der Sonnenuhren aufhört, gebraucht werden konnten. — Um die langen Reden vor Gericht, die auch damals oft nur einen kurzen Sinn hatten, zu beſchränken, bewirkte Pompejus der Große in ſeinem dritten Conſulat, daß die Zeit, wie lange Einer reden oder plaidiren dürfe, nach der Waſſeruhr beſtimmt werden ſolle. Das hieß: ad clepsydras dicere. Solche Anordnungen ſollten auch in manchen Ständeverſammlungen gemacht werden, wo oft viel Geſchrei und wenig Wolle iſt, und wo das Koſtbarſte — die Zeit und das Geld — zu wenig beachtet wird. — Beiläufig bemerke ich, daß jenes merkwürdige Volk, das bereits lange vor uns das Schießpulver, die Buchdruckertypen und das Porzellan hatte, auch ſchon Jahrhunderte früher als die Griechen ſich einer Art Waſſeruhren bediente.

Eine Waſſeruhr war es, die der Oſtgothenkönig Theodorich einem burgundiſchen König zum Geſchenk überſandte, und die deßwegen merkwürdig iſt, weil ſie auch die Bewegungen der Sonne und des Mondes anzeigte. Noch künſtlicher aber und ein Beweis von den Fortſchritten der Sarazenen in der Mechanik, war jene berühmte Waſſeruhr, die der Kalif Harun al Raſchid Karl dem Großen zum Geſchenk überſandte.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Peſth**, September.

(Fortſetzung.)

Vereinsweſen.

Eine nicht minder beachtenswerthe Seite der ungariſchen Zuſtände bildet die Unzahl der hier beſtehenden Vereine zu wiſſenſchaftlichen, artiſtiſchen, induſtriellen und philanthropiſchen Zwecken. Der Aſſociationsgeiſt iſt überall ein mächtiger Hebel des Fortſchritts, doppelt nützlich und nothwendig iſt er aber in Ungarn. Das Prinzip der Selbſtregierung, wozu Ungarn durch ſeine Verfaſſung berechtigt iſt und von dem es nicht laſſen will, hat zur Folge, daß die Regierung auch in Hinſicht der materiellen und nichtpolitiſchen Intereſſen ſich nicht an die Spitze der Bewegung ſtellt, ſie nicht leitet, noch unterſtüzt. Alles, was in neueſter Zeit in dieſer Sphäre Beachtenswerthes geleiſtet wurde, iſt Ausfluß der Nationalthätigkeit und größtentheils Werk des Aſſociationsgeiſtes. Das Verdienſt, dieſen geweckt, auf die Nothwendigkeit der Concentrirung vereinzelter Kräfte

durch Wort und That hingewieſen zu haben, gebührt unſtreitig dem auch im Ausland wohlbekannten Grafen Stephan Széchenyi, der überhaupt den erſten Impuls zu dem politiſchen und materiellen Aufſchwung des Landes gegeben, obgleich er ſelbſt in neueſter Zeit, nachdem der von ihm herauf beſchworene Geiſt der Reform ihm gleichſam über den Kopf gewachſen und er ihn nicht mehr zu bannen vermochte, ſich von der Bewegungspartei losſagend mehr dem Conſervatismus zuneigt. Auch noch in mancher andern Hinſicht ſind die Vereine für Ungarn von beſonderer Wichtigkeit, indem ſie jene hindernden Felſenriffe, welche die noch mangelhaften Inſtitutionen des Landes den Reformbeſtrebungen auf andern Wegen entgegenſtellen, glücklich umſchiffen. Erſtlich haben die Vereine in ihrer Wirkſamkeit nicht, wie die Reformpartei in der Legislation, mit den Conſervativen oder mit dem Veto der Regierung zu kämpfen; dann finden in ihnen auch manche tüchtige Kräfte ein weites Feld nützlicher Thätigkeit, die durch die excluſive Verfaſſung von dem Felde politiſcher Wirkſamkeit ausgeſchloſſen wären; endlich iſt darin zum Mindeſten ein Palliativ gegen die ſchädlichen Wirkungen der Steuerfreiheit des Adels zu ſuchen. Es iſt hier nicht der Ort, den rühmlichen, aber leider fruchtloſen Kampf der Majorität der Ständetafel auf dem vorigen Reichstag für die Beſteuerung des Adels zu ſchildern; ihre patriotiſchen Bemühungen ſind an der Kargheit der Magnatenmajorität und an der rohen Unwiſſenheit des irregeleiteten Bauernadels geſcheitert. Doch wird ſich dieſer Kampf auf dem nächſten Reichstag erneuern und hoffentlich zum Sieg der guten Sache führen. Hier will ich nur ſo viel erwähnen, daß nach dem Schluß des Reichstags viele Glieder der liberalen Oppoſition das, was ſie geſetzlich durchzuführen nicht vermocht hatten, wenigſtens für ihre eigene Perſon faktiſch ausführten, indem ſie ſich, dem von Stephan Dezeredy, dem Deputirten des Tolnaer Comitats, gegebenen Beiſpiele folgend, freiwillig in die Reihen des ſteuerpflichtigen Volks ſtellten. Was nun dieſe Männer, an Zahl ſchon mehrere Hunderte, denen wohl noch Viele folgen werden, in förmlicher und für ihre Lebensdauer bindender Weiſe gethan, das thaten und thun noch viele Andere in indirekter Weiſe, indem ſie als Mitglieder der vielen Vereine zu gemeinnützigen Zwecken ſich ſelbſt beſteuerten und dadurch eines Theils der Verpflichtungen gegen das Land, das ſie nährt, ſich entledigten. Freilich iſt eine ſolche freiwillige Selbſtbeſteuerung nur ein ärmliches Surrogat für allgemeine Steuerpflichtigkeit, da jene nur den Patriotismus belaſtet und die Schaar der Egoiſten ſich ihr immer entzieht, ſo wie auch die Leiſtungen ſolcher Vereine immer hinter den Erfolgen zurückbleiben müſſen, welche die Regierung erzielen könnte, wenn ſie, wie dieß in andern Ländern der Fall iſt, auf die Förderung geiſtiger und materieller Intereſſen ſelbſtthätig einwirken wollte. Doch eben in der anomalen Steuerfreiheit des Adels liegt der kräftigſte Entſchuldigungsgrund für die Regierung, daß ſie dieß unterläßt, denn eine wirkſame Unterſtützung jener Intereſſen würde dem ſteuerpflichtigen Volke neue Laſten auferlegen; darum iſt es billig, daß dieß dem Gemeinſinn einzelner Staatsbürger überlaſſen bleibe. Endlich haben die vielen Vereine den Nutzen, daß ſie durch ihre häufigen öffentlichen Sitzungen und die darin vorkommenden Debatten und Erörterungen das Intereſſe des Publikums für deren ſpezielle Zwecke immer wach und rege erhalten, und durch die Controle der Oeffentlichkeit ſelbſt auch zu erfolgreicher Thätigkeit angeſpornt werden. Es galt in Ungarn bisher immer ein unbedingt freies Aſſociationsrecht, und es entſtanden und beſtanden eine Menge Vereine, ohne einer vorläufigen Erlaubniß oder nachträglichen Genehmigung der Regierung zu bedürfen, obgleich es nebenbei auch andere gab, die zur Erlangung beſonderer Protektion ihre Statuten zur Beſtätigung unterbreiteten. Vor einigen Monaten nun gelangte an ſämmtliche Comitate eine Verordnung der königlichen Statthalterei, wornach die Einſendung der Statuten ſämmtlicher in dem Umkreis derſelben befindlichen Vereine verlangt und zugleich der Grundſatz ausgeſprochen wurde, daß ſolchen erſt nach erfolgter allerhöchſter Genehmigung geſtattet ſeyn ſolle, in Wirkſamkeit zu treten. Die große Mehrzahl der Comitate faßte hierauf den Beſchluß, in Anerkennung des Rechts allgemeiner Oberaufſicht, dieſem Verlangen durch Einſendung der betreffenden Statuten zu genügen, zugleich aber zur Wahrung des konſtitutionellen Rechts freier Aſſociation gegen den Grundſatz zu proteſtiren, als ob Vereine, die zu geſetzlich erlaubten Zwecken nicht ungeſetzlicher Mittel ſich bedienen, der Erlaubniß und Beſtätigung bedürften, wobei es denn auch geblieben iſt, und es ſind auch wirklich ſeither mehrere Vereine in's Leben und in Wirkſamkeit getreten, ohne daß die Behörden ihnen etwas in den Weg gelegt hätten.

Um die Wichtigkeit des Vereinsweſens für Ungarn darzulegen, will ich hier aus der Unzahl derſelben die wichtigſten in den verſchiedenen Fächern kurz erwähnen. Unter die Vereine zu wiſſenſchaftlichen Zwecken iſt zu rechnen: die ungariſche **Akademie**, da ihr Fonds, im Betrag von etwa einer Million, durch freiwillige Beiträge von Privaten gebildet worden. Sie zählt nach ihrem heurigen Schematismus 177 Mitglieder und ergänzt ſich durch freie Wahl aus den bedeutenderen Schriftſtellern Ungarns und Siebenbürgens, doch nur ſolchen, die in ungariſcher Sprache ſchreiben. Sie zerfällt in ſechs Sektionen für Philologie, Philoſophie, Geſchichte, Mathematik, Rechts- und Naturwiſſenſchaft. In ihren wöchentlichen Sitzungen werden wiſſenſchaftliche Vorträge gehalten, in den Generalverſammlungen die Angelegenheiten des Inſtituts geordnet, bedeutende Preiſe vertheilt, neue Preisfragen ausgeſchrieben, Mitglieder gewählt u. ſ. w. Durch Herausgabe zahlreicher Werke, Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Reiſenden u. dgl. hat ſie ſich bedeutende Verdienſte um die Hebung der ungariſchen Literatur erworben. Auch ihre wiſſenſchaftlichen Sammlungen rühren von Privaten her, namentlich iſt ihre ziemlich bedeutende, vorzüglich an Ungarn betreffenden Werken reichhaltige Bibliothek (etwa 60,000 Bände) dem größten Theile nach ein Geſchenk der gräflichen Familie Teleki. Die ſeit ihrem Beſtehen (1830) jährlich immer wieder neu erwählten Präſidenten ſind Graf Joſeph Teleki und Graf Stephan Széchenyi (lezterer hat zu ihrer Begründung für ſich allein die bedeutende Summe von 60,000 Gulden Conv.Münze beigetragen); Secretäre ſind Dr. Franz Schedel und Ladislaus Szalay. — Ihr würdig zur Seite ſteht eine Art Akademie für Aeſthetik und Belletriſtik, die ſogenannte **Kisfaludy-Geſellſchaft**, ſo geheißen zu Ehren eines verſtorbenen ungariſchen Dichters dieſes Namens, der zu ſeiner Zeit bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der nationalen Literatur ausgeübt. Ihren erſten Fonds bildete der Ueberſchuß einer Subſcription zu Errichtung eines Denkmals für den genannten Schriftſteller, den weitere Beiträge ſpäter noch bedeutend vermehrten. Auch ſie wirkt durch Preisertheilungen, öffentliche Vorträge, Herausgabe von Jahrbüchern äſthetiſchen Inhalts und dergleichen. Präſidenten ſind Baron Joſika und Hofrath Schedius, Sekretäre Erdélyi und Garay.

(Fortſetzung folgt.)

**Beilage:** Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 9. Oktober 1845.

Ombre éclatante du passé,
Le présent n'a rien qui t'égale.
Delavigne.

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

In Briefen an einen Freund von W. v. R.

Vienne, 25. Auguſt 1845.

Noch immer feſſeln mich, wie du aus dem Poſtzeichen meines Briefes ſiehſt, die Ufer der Rhone; ja mein dießmaliger Halt hat ſich ungleich länger ausgedehnt, als alle frühern auf dieſer Stromfahrt. Wenn du einen Blick auf die Karte wirfſt und auf derſelben Vienne als eine Stadt zweiten und dritten Ranges bezeichnet findeſt, wenn du ferner dieſen Ort in ſo geringer Entfernung von Lyon, alſo in der Atmoſphäre einer jener großen Städte ſiehſt, welche ihre kleinern Nachbarinnen auf viele Meilen weit in bloße Vorſtädte verwandeln und von dem Reiſenden die Idee des Aufenthalts in denſelben entfernen, wenn du endlich die erſte beſte politiſche Geographie von Frankreich zur Hand nimmſt und darin lieſ'ſt: „Vienne, ville de 16500 habitans; commerce en draps, résine, bons vins etc.," dann wirſt du kaum begreifen, was mich hier bereits vierzehn Tage hält. Ich ſage dir daher zu Erklärung meines gegenwärtigen Thuns und Treibens gleich von vorn herein, daß ich hier eigentlich ganz in der Vergangenheit lebe, welche allerdings die bei weitem intereſſanteſte Partie an der kleinen Stadt iſt.

Wie man in chriſtlichen Ländern ſelten einen durch Klima, Boden und maleriſche Schönheit ausgezeichneten Fleck findet, wo nicht ein Kloſter oder doch die Ruine eines ſolchen darauf hindeutete, wie ſehr die Mönche die genannten Vortheile zu würdigen wußten, ſo kann man faſt mit Gewißheit darauf rechnen, daß auch die Römer, Eroberer einer andern Art, an allen durch Himmel und Erde begünſtigten Punkten der ihrer Herrſchaft unterworfenen Länder, zumal wenn dieſe Punkte ſtrategiſche Wichtigkeit hatten, die Trümmer glänzender Niederlaſſungen auf uns vererbt haben. So iſt es denn auch mit Vienne, einer Stadt, welche gegenwärtig freilich nur mit braven, nichts als grobes Tuch zu Tage fördernden Bürgern bevölkert iſt und ſeiner äußern Erſcheinung, wie ſeinem Wirken nach, eine höchſt unbedeutende Rolle ſpielt.

Der erſte Blick auf das ſich hier beträchtlich erweiternde reiche Rhonethal, in welchem der Ort, als Schlüſſel einer Hauptſtraße nach den Alpen und nach Italien, ſich längs dem majeſtätiſchen Fluſſe hinbreitet, läßt den Reiſenden alsbald vermuthen, daß das weltbeherrſchend Volk nicht verſäumt haben werde, hier eine Niederlaſſung zu gründen. Jetzt, bevor wir eine der umliegenden, die herrlichſten Ausſichten darbietenden Höhen beſteigen

Digitized by Google

vorläufig nur mit mir auf die wahrhaft großartige Hängebrücke, welche durch einen einzigen koloſſalen Pfeiler in der Mitte des Stroms unterſtüzt, ſich von Vienne nach dem gegenüber liegenden Flecken St. Colombe hinüber ſpannt und ſo das Departement der Isère mit dem der Rhone verbindet. Wir überſehen von unſerem Standpunkte aus das bei einer Breite von etwa einer halben Stunde mindeſtens anderthalb Stunden Weges in gerader Richtung fortlaufende Thalbecken des hier vom Schmucke der reichſten und mannigfaltigſten Kultur eingefaßten Fluſſes. Die bedeutenden, meiſt ſchroff abfallenden Höhenzüge, welche die Rhone faſt ununterbrochen begleiten, ſcheinen, indem ſie ober- und unterhalb der Stadt einer Biegung des Stromes folgen, das Thal nach dieſen beiden Seiten hin, oder in Norden und Süden abzuſchließen.

Der die linke Thalwand bildende Höhenzug, an deſſen Fuße die Stadt theils ſich hinbreitet, theils in ſeine Schluchten eindringt, iſt mit Landhäuſern, Gärten und Weinbergen bedeckt, welche ſich an ſeinen ſteilen Abfällen auf Terraſſen von Felſen oder von altem und neuem Gemäuer erheben, während aus den Falten des Berges hier und da dichtes Gebüſch ſich hervordrängt, um das Bild noch mehr zu beleben. Dieſer Höhenzug umfaßt zugleich in Form eines Halbkreiſes die Stadt auf ihrer Oſtſeite, indem er zugleich in vier, durch tief eingeſchnittene enge Thäler von einander getrennte Berge zerfällt. Von zweien derſelben, dem Mont Salomon und dem Mont St. Blandine drohen impoſante Ruinen, die Forts la Bâtie und Pipet herab, während auf den beiden andern, den Monts Arnaud und St. Juſt, weniger bedeutende, aber nicht weniger intereſſante Mauertrümmer ſichtbar werden. Dann läuft der Thalrand in immer gleicher Erhebung und ununterbrochenem Zuſammenhange, ſich mehr und mehr der Rhone nähernd, ſtromabwärts fort, bis er dem Fluſſe, mit dem er eine plötzliche Wendung rechts macht, ſcheinbar den Weg verſperrt. Aber das auf den Wellen der Rhone hinabgleitende Auge erhebt ſich zu der in dieſer Richtung den Horizont ſchließenden und ſo den Hintergrund eines reizenden Panoramas bildenden mächtigen Gebirgsgruppe des Mont Pilat. Stromaufwärts beſchreiben die Rhone und die Höhen des linken Ufers gleichfalls einen Bogen, welchen die ſich im Gegentheil faſt in gerader Linie fortſetzende hohe Thalwand auf dem rechten Rhoneufer hier, wie unterwärts, zu ſchneiden ſcheint. Die Höhen des rechten Ufers ſind, wenn du willſt, monotoner als die des linken; der Anbau beſchränkt ſich hier lediglich auf Wein, der aber vom Fuße bis zum Kamme dieſer Berge einen grünen Teppich hinaufbreitet und unter dem glorreichen Namen „côte rôtie“ ſich der Achtung der ganzen civiliſirten Welt empfiehlt.

(Fortſetzung folgt.)

## Aphorismen über die Zeit und ihre Eintheilung.

(Schluß.)

Der Alles wegmähende Gott der Zeit — der griechiſche Kronos und der römiſche Saturn — wird auf neueren Bildern oft mit einer Senſe und einer Sanduhr, dem ſogenannten Stundenglas, vorgeſtellt. Leztere finden wir auf den Abbildungen der Alten noch nicht, wiewohl ſie ſchon zur Zeit des Auguſtus gebräuchlich war. Auch manchen Neuern iſt ſie wohl nur aus den Kirchen bekannt, wo ſie auf der Kanzel aufgeſtellt iſt, um den Prediger zu erinnern, nicht zu kurz oder zu lange zu predigen.

Die Stelle von Uhren kann noch gar Manches vertreten. So wiſſen wir, daß am Aequator die Zeit der Luftfluth und Luftebbe ſo regelmäßig beſtimmt iſt, daß man dort am Barometer gleichſam die Stunden des Tages ableſen kann. — Selbſt von Blumenuhren ſpricht man. Wirklich hat man verſucht, die Eigenſchaft vieler Blumen, ihre Krone zu gewiſſen Zeiten des Tages zu ſchließen und zu öffnen, was man auch ein Einſchlummern und Wiedererwachen zu nennen beliebt, und was bei verſchiedenen Pflanzen zu verſchiedenen Zeiten geſchieht, zur Stundenangabe zu benützen, indem man aus dem allmähligen Sichöffnen und Sichzuthun der Blumen auf die Tageszeiten ſelber ſchließt. Und da jeder Monat und, namentlich in den tropiſchen Ländern, faſt jede Woche ihre eigenen Pflanzen hat, welche alsdann in der Blüthe ſtehen, ſo hat man darnach auch einen einfachen Blumenkalender zu ſchaffen geſucht. — Wie Kinder und kindliche Menſchen gern nach Blumen die Zeit beſtimmen, haben wir gleich Anfangs bemerkt.

Es iſt wohl kein zu großer Sprung, wenn wir jezt auf die italieniſche Uhr übergehen, die früher auch im ſüdlichen Deutſchland, zumal in jener Stadt, der wir die Taſchenuhren verdanken, im reichsſtädtiſchen Nürnberg, gebräuchlich war, das ſich auch noch durch andere Gewohnheiten und Gebräuche, ſo wie durch ſein eigenthümliches, aus Fränkiſchem und Oberpfälziſchem gemiſchtes Idiom von den übrigen Franken merklich unterſchied. — In Italien, beſonders im untern, wo, wie in allen ſüdlichen Ländern, die Nacht ſchnell auf den Tag folgt, mithin die Dämmerung nur kurz iſt, wird, ſobald die Sonne untergegangen, von den Glocken das Ave Maria verkündet, und von jezt an wünſcht man ſich eine „glückliche Nacht.“ Eine Stunde nach dieſem Ave Maria zählt man „un' ora di notte,“ und ſo fort 2, 3, 4 u. ſ. w. bis zu Anfang des Tages, wo alsdann der Gruß: buon giorno eben ſo wohl für guten Morgen und guten Abend, als für den Tag ſelbſt gilt. Dieß dauert fort bis zur 24ſten

Digitized by Google

oder lezten Stunde, die gewöhnlich durch das erwähnte Ave Maria bezeichnet wird. Freilich iſt dieſe Uhr zu ſehr von der jedesmaligen Jahreszeit und dem Stande der Sonne abhängig, und ſo fällt die lezte Stunde, nach unſerer Art zu zählen, bald auf 5 Uhr, im Winter, bald auf 6 Uhr, im Frühling und Herbſt, bald auf 7 Uhr und noch ſpäter, im Sommer. Doch hat dieſe Stundeneintheilung, die wohl aus der altrömiſchen herſtammt und die wir auch bei den Altgriechen und Juden und ſelbſt noch bei den heutigen Juden finden, etwas natürlich Schönes und für Leute, die immer im Freien beſchäftigt ſind, für Land- und Weinbauern, für Hirten, Fuhrleute u. ſ. w. viel Bequemes, weil mit Ende des Tages gewöhnlich auch ihre Arbeit endigt, die mit Anbruch deſſelben begonnen hat. Neben der italieniſchen Uhr war ſchon früher bei den Vornehmern auch unſere, welche man dort die franzöſiſche nennt, gebräuchlich; beſonders ſeit der Herrſchaft der Franzoſen in Italien nahm ihr Gebrauch ſelbſt in den untern Claſſen mehr und mehr zu.

„Ein Mann nach der Uhr“ iſt etwas pedantiſch Aengſtliches, für Andere Unbehagliches, wenn er es aus zu großer Pünktlichkeit und Ordnungsliebe iſt. Wahrhaft vergnügt kann er niemals recht ſeyn, weil er ſich niemals gehen läßt und über Zeit und Stunde ſich niemals wegſetzen kann. Aber auch Beamte, Lehrer und Militärperſonen müſſen häufig Männer nach der Uhr ſeyn, ex officio, nach welchem ſich ja der Offizier benennt. — In der Schule gilt „Stunde“ für Schule ſelbſt, oder Lektion und Unterricht. — Eine freie Stunde iſt ſchon ein winziges Saturnalienfeſt für den beengten Schüler; aber was ſind erſt ganze volle Ferien, wo er ſich nicht mehr nach dem Lehrer und der Zeit zu richten braucht, ſondern über dieſe gebietet und ſie anwendet, wie er will, das heißt gewöhnlich gar nicht! Es ſind wahre Sabbathwochen aus dem verlorenen Paradieſe, die nur gegen das Ende hin etwas verbittert werden durch den Gedanken, daß ſie zu Ende gehen. — Aber auch der Lehrer fühlt ſich glücklich und frei, wenn er keine Stunden mehr zu geben braucht, ſondern ſie hinnimmt wie ſie eben kommen. Napoleon rechnete bekanntlich die Tage des Urlaubs, die ihm als junger Offizier bewilligt wurden, zu den ſchönſten, zu den wenigen wahrhaft glücklichen ſeines vom Glück beſtrahlten Lebens.

Bekannt iſt Schillers ſchöner Ausſpruch: dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde. Ein von Glück Berauſchter kennt und zählt eben ſo wenig eine beſtimmte Zeit, als der wirklich Berauſchte ſelbſt; dieſer hat eine andere Zeit, als der Nüchterne. Und ſo verläuft ſie auch dem träumenden Schläfer anders als dem Wachen. Damit läßt ſich die poetiſch ideale Bühne vergleichen, die gleichfalls ihre eigene Zeit, ſo wie einen eigenen Raum hat, der von dem gewöhnlichen oder proſaiſchen verſchieden iſt.

An dieſe Bemerkungen reiht ſich füglich zum Schluſſe folgende kurze Betrachtung. Wie es eine unbewußte Rechenkunſt gibt, die der metriſche Dichter, noch mehr der komponirende Muſiker ausübt, ſo führt faſt jeder Menſch, der beobachtet und ſich die Zeit merkt, eine unſichtbare Uhr bei ſich, die auch während des Schlafes noch thätig iſt, eine Uhr im Kopf. Viele Menſchen, wenn ſie vor dem Einſchlafen ſich feſt vorgenommen haben, zu dieſer oder jener Stunde aufzuwachen, werden wirklich zur beſtimmten Zeit von ſelber wach; woraus erhellt, daß die Seele, die auch im tiefſten Schlaf, nach welchem wir uns keines Traumes bewußt ſind, doch immer träumt und thätig iſt, unterdeſſen auf die Zeit und Stunde merkt, und ſich darnach ſelber aufweckt.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Frankfurt a. M., September.**

Neubauten.

Unſere Stadt bot in den leztern Monden ein äußerſt lebhaftes Bild dar. Alle die Könige, Fürſten und Herren, welche ſich am Rhein ein Rendezvous gegeben hatten, berührten auch Frankfurt; die Feſtlichkeiten in Würzburg und Bonn wirkten hierher zurück, und Tauſende zogen vordem hier durch nach nahen und fernern Bädern und gehen auch auf dem Rückweg nicht an unſerer Stadt vorbei. Frankfurt iſt und wird mit jedem Jahre mehr das große Wirthshaus an der großen Heerſtraße. Noch jezt, wo der Sommer und unſere Meſſe zur Neige gehen, ziehen Tauſende täglich zu unſern Thoren herein und hinaus, und die große Zahl der geräumigen Gaſthöfe reicht nicht hin, alle Fremden bequem aufzunehmen. Der ſchon vor mehreren Jahren geäußerte Gedanke, in unſerer Stadt ein koloſſales Gaſthaus auf Aktien zu bauen, iſt keine Chimäre mehr. Es fehlt nur der geeignete Platz dazu. Im Innern der Stadt, die nur noch Reſte der altehrwürdigen Schönheit aufzuweiſen hat und ſich mit jedem Sommer in neuen architektoniſchen Schmuck kleidet, iſt faſt jeder Winkel bebaut. Die nächſte Umgebung Frankfurts iſt auch überſäet mit neuen Bauten, von denen mancher palaſtähnlich iſt. Es ruht aber dieſe große Bauluſt auf feſtem Grund: auf dem wachſenden Wohlſtand und dem Bedürfniſſe, da mit jedem Jahre die Zahl der wohlhabenden und reichen Fremden wächst, die in dem ſo ſehr begünſtigten Frankfurt ihr Domicil nehmen. Frankfurt ſtrahlt in wahrhaft königlicher Pracht, und der mit ſo ſeltenem Geſchäftstakt begabte Karl Jügel thut wohl daran, ein prachtvolles Album von Frankfurt ſeinem reichen literariſch-artiſtiſchen Lager einzuverleiben. — Auch unſere, wenn auch nicht für die Pflege deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft beſeelte, doch für den äußern Glanz ihres Hauſes ſehr beſorgte Rothſchildſche Familie verleiht durch den Bau einer großen Villa auf der grünen Burg der nächſten Umgebung Frankfurts einen neuen Schmuck. Im Innern der Stadt iſt das großartige neue Gebäude der jüdiſchen Realſchule faſt vollendet; die koſtſpielige, aber ſehr gelungene Reſtauration der Leon-

Digitized by Google

hardskirche iſt ſo weit gediehen, daß ſie im nächſten Monat, wahrſcheinlich am Tage unſeres Conſtitutionsfeſtes und der von Vielen vergeſſenen Leipziger Völkerſchlacht, dem proteſtantiſchen Gottesdienſt wird übergeben werden können. Der Ausbau des Domthurms iſt aber vorerſt noch Projekt; die Ausführung iſt mit großen Koſten verknüpft und es gibt ſich ein allgemeineres Intereſſe dafür nicht zu erkennen. — Der Bau eines großen neuen Gefängnißhauſes wird im nächſten Jahre beginnen, wenn anders über die prinzipielle Frage der Einrichtung nicht nachträglich noch Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen den Staatsbehörden entſtehen. Das pennſylvaniſche Syſtem hat auch hier ſeine Vertheidiger und Gegner. Der ſchon öfters angeregte Bau einer großen Induſtriehalle ſcheitert an der Beſorgniß, daß dadurch das Sonderintereſſe zu ſehr gefährdet werde. Man trifft nämlich in faſt allen Straßen unſerer Stadt, namentlich aber auf der Zeil, elegant und ſomit koſtſpielig eingerichtete Laden und Gewölbe, welche enorm hohe Miethpreiſe zahlen und den Werth der betreffenden Häuſer außerordentlich, wenn auch nur künſtlich, erhöhen. Die Sucht, auf der Zeil einen Laden zu beſitzen, geht ſo weit, daß ein jüdiſcher Kleiderhändler von Worms, der nur über die Meſſe hier iſt, für einen ſchmalen Laden 1200 fl. Miethe jährlich zahlt. Wenn aber eine Induſtriehalle in's Leben träte, ſo würden die koſtbaren und theuern Läden, zum Theil wenigſtens, überflüſſig und der imaginäre Werth der Häuſer verringert werden. Es läßt ſich übrigens auch nicht läugnen, daß hier, wo die Induſtrie mehr einen kommerziellen Charakter angenommen hat und der Handwerker gern den Kaufmann ſpielt, die Errichtung einer Induſtriehalle durchaus ungenügend ſeyn würde. Sie würde höchſtens denjenigen Induſtriellen und Gewerbtreibenden willkommen ſeyn, welche durch ungeeignete Lokalitäten verhindert ſind, einen offenen Laden zu unterhalten, oder aus Mittelloſigkeit es nicht können. Denn die Verarmung eines Theils des hieſigen Handwerkerſtandes iſt nicht abzuläugnen, und deßhalb hat auch der Handwerkerhülfsverein nicht allein die Beſtätigung des Staats, ſondern zur Kräftigung ſeiner Fonds auch tüchtige pekuniäre Privatunterſtützung bereits erhalten. — Zu den pia desideria gehören hier immer noch der Bau eines neuen Gymnaſiums und Theaters; wir haben uns ſchon früher darüber ausgeſprochen. — Erwähnen müſſen wir noch des äußerſt gediegenen und zweckmäßigen Neubaus der Gasfabrik der Continentalgeſellſchaft vor dem Obermainthor. Von dem erſten Oktober dieſes Jahres an wird dieſe Geſellſchaft mit ihrem Kohlengas unſere Stadt beleuchten, während die ältere hieſige Geſellſchaft fortfährt, Harzgas zu fabriziren, das zwar im Verbrauch theurer, aber in innern Räumen geruchloſer als das Kohlengas iſt. — Die Ausſchmückung des Kaiſerſaals ſchreitet ſo raſch voran, daß die neuen alten Kaiſer bald ihre Niſchen bleibend werden beſteigen können.

(Fortſetzung folgt.)

## Peſth, September.

(Fortſetzung.)

### Vereinsweſen.

Seit mehreren Jahren beſteht auch ein Verein zur Förderung der Naturwiſſenſchaften, deſſen Fonds durch Aktien gebildet wird. Er zerfällt in mehrere Sektionen für Mineralogie, Botanik, Zoologie, Chemie, Phyſik und Phyſiologie; ſodann eine Geſellſchaft der ungariſchen allopathiſchen Aerzte, die ebenfalls wöchentliche Sitzungen halten, wobei wiſſenſchaftliche Debatten gepflogen werden. Die Geſellſchaft gibt auch eine mediziniſche Zeitſchrift in ungariſcher Sprache heraus. Ein Verein zur Verbreitung nützlicher Volksſchriften hat ſich während des vorletzten Reichstags in Preßburg unter der ihm beiwohnenden Jugend gebildet und bereits eine populäre Naturlehre nebſt andern für Belehrung und Aufklärung der niedern Stände berechnete Bücher herausgegeben. Für denſelben Zweck wirken auch beſondere Sektionen des landwirthſchaftlichen und des Gewerbevereins, von denen noch weiter unten. Im Laufe dieſes Jahres konſtituirte ſich ein Verein für Archäologie, Geſchichtsforſchung und Statiſtik, der ſich die Sammlung und Herausgabe der in dieſe Fächer einſchlagenden Denkmäler, Quellen und Notizen zur Aufgabe geſtellt; ſodann eine Geſellſchaft zu Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Reiſenden, und zwar für jezt des unternehmenden und talentvollen Reguly, deſſen ſchon in der Allgemeinen Zeitung öfter erwähnt wurde, der zur Ermittlung der ſtreitigen Frage wegen der Verwandtſchaft der Finnen und Ungarn die nördlichen, von finniſchen Stämmen bewohnten Gegenden Europas und Aſiens ſeit etwa ſechs Jahren, mit den größten Schwierigkeiten kämpfend, bereist, deren Sprachen erlernt, ihre Volkslieder und Traditionen ſammelt u. ſ. w. Hier ſind auch noch die nach dem Beiſpiele Deutſchlands alljährlich in verſchiedenen Theilen des Landes ſtattfindenden Verſammlungen ungariſcher Aerzte und Naturforſcher zu erwähnen, deren ſechste dieſes Jahr in Fünfkirchen von mehr als 400 Theilnehmern gebildet wurde; ſo auch die jährliche Verſammlung der Homöopathen Ungarns, die bisher nur in Peſth ſtattfand.

Von den artiſtiſchen Vereinen verdienen erwähnt zu werden: der Muſikverein, der durch Aufführung klaſſiſcher Tonwerke, durch Ertheilung von Preiſen für gediegene Compoſitionen einheimiſcher Meiſter, endlich durch Errichtung einer Geſangſchule, aus der ſchon tüchtige Schüler hervorgegangen, ſeit mehreren Jahren erfolgreich wirkt; der Kunſtverein, ſeit etwa ſechs Jahren beſtehend, der durch jährliche Ausſtellungen, Ankauf und Verlooſung von Gemälden, Ausgabe eines jährlichen Prämienblattes, das unter den ſehr zahlreichen Mitgliedern vertheilt wird, zur Verfeinerung des Kunſtgeſchmacks und zur Erweckung einheimiſcher Talente viel beigetragen. Dieß bewähren vorzüglich die Ausſtellungen ſelbſt, denn während in den erſten nur einzelne bemerkenswerthe Gemälde ungariſcher Künſtler zu finden waren, zeigten die nachfolgenden immer mehr Werke inländiſcher Talente, deren Leiſtungen ein lobenswerthes und erfolgreiches Beſtreben verriethen, ſich den wenigen Meiſtern vaterländiſcher Kunſt, einem Marko, einem Barabas anzureihen. In der heurigen Ausſtellung, die über 250 Stücke zählte, betrugen die Werke vaterländiſcher Maler bereits etwa ein Drittheil des Ganzen, und die Meiſten hatten Anerkennenswerthes geliefert. Dieſes Jahr hat ſich noch ein neuer Verein gebildet zur Begründung einer Nationalgalerie, die als beſondere Abtheilung der Gemäldeſammlung des Peſther Muſeums nur aus Werken einheimiſcher Künſtler beſtehen ſoll.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 10. Oktober 1845.

A dog indeed, as it were, a dog at all things!
**Shakespeare.**

## Aus den Badeerinnerungen eines Hundes.

Baden-Baden iſt und bleibt doch ein köſtlicher Aufenthalt. Wenn ich ein Menſch wäre, ſo würde dieß eine ſehr alltägliche Bemerkung ſeyn; ich bin aber ein Hund, und von reinhündiſchem Standpunkt iſt ſie neu, ſollte ich denken. Als Hund darf ich mir ſchon mancherlei anmaßen, und was bei einem menſchlichen Autor trivial wäre, möge man hier gütigſt als originell nehmen. Indeß wenn ich auch „ein elender Hund vor Gott“ bin, ſo bin ich doch kein ganz gewöhnlicher; voll edeln Selbſtgefühls kann ich erklären, daß ich ebenſowohl ein Hund von zeit- als von kunſtgeſchichtlicher Bedeutung bin.

Dieß geht ſo zu. Erſtlich bin ich ein Hund von Zeitbedeutung. Man weiß (wenigſtens weiß es jeder Gebildete), daß die Zeitungen die Organe der Zeit ſind. Sie ſtehen mit derſelben in einer Wechſelwirkung, indem — — — Indeß bitte ich, dieſes Verhältniß in der erſten beſten Zeitung ſelbſt nachſehen zu wollen, indem Auseinanderſetzungen dieſer Art meinen hündiſchen Horizont überſteigen. Ich habe zwar mein Sprüchlein dieſer Art eben ſo gut auswendig gelernt, wie manche deutſche Menſchen, aber ich ſchäme mich mehr als ſie, das bloß Angelernte bei jeder Gelegenheit aufzutiſchen. Genug, jene Thatſache ſteht wohl feſt; und wenn dieß, ſo iſt mit ihr meine Zeitbedeutung feſtgeſtellt. Ich habe nämlich, ein Hund wie ich bin, zur Erörterung einer Frage dienen müſſen, welche unſtreitig welthiſtoriſches Intereſſe hat. Anno 1844, im Frühjahr, gedachte meiner die kölniſche Zeitung, ich weiß nicht, ob ehren- oder unehrenvoll. Sie ſagte mir nämlich nach, daß ich zu Baden auf der Promenade viel Lärm mache, ſchob aber die Schuld davon auf meinen Herrn. Hiemit wurde mein unſchuldiges Bellen einer Prinzipienfrage angehörig, denn mein Herr war damals der Schriftſteller Wilhelm v. Chézy, und dieſer mein damaliger Herr hat die nobeln Paſſionen geſchrieben, und dieſe nobeln Paſſionen u. ſ. w.

Meine kunſtgeſchichtliche Bedeutung beſchränkt ſich darauf, daß mich Götzenberger auf einem ſeiner Freskobilder in der neuen Trinkhalle, auf dem Fremensberg, in Lebensgröße abkonterfeit hat. Ich kann ihm das Zeugniß geben, daß er mich gut getroffen. Den vielen Chikanen gegenüber, die man ihm von gewiſſen Seiten in den Weg ſtellt, mag er ſich auf dieſes mein Zeugniß berufen. Ich werde mit ſeinen Fresken geprieſen und verketzert werden, leben und untergehen.

Zu Beginn jener Saiſon von 1844 bin ich zum erſtenmal nach Baden gekommen, als Eigenthum des bereits genannten Verfaſſers der nobeln Paſſionen. Als ein ſchriftſtelleriſcher Hund habe ich zu jener Zeit viele ſchriftſtelleriſche Bekanntſchaften gemacht, mit welchen

Digitized by Google

ich hier prahlen und die Herren nach den erſten Eindrücken, welche ſie mir gemacht, in ihrem Weſen und in ihren tieferen Eigenthümlichkeiten charakteriſiren könnte. Ich bin indeß kein Menſch und kein deutſcher Touriſt; als ein ehrlicher Hund geſtehe ich, daß meine Auffaſſungen nur ſehr äußerliche geweſen ſind. So weiß ich ganz gewiß, daß Spindler nur Sackpaletots trägt und daß ich ihm gewogen bin, weil er mir immer ſehr freundlich war; es iſt eine Freundſchaft, die auf der ſchönſten Gegenſeitigkeit beruht. Auerbach, der ſich damals in Baden aufhielt, machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, ſeiner ſtarken Backenknochen und ſeiner vorquellenden Augen wegen; auch kann er die Hunde nicht leiden. Dagegen ſteht mir das Bild des edeln Lenau ewig wunderſam ſchön vor der Seele, mit jenem Ausdrucke der Liebe, der von Himmel und Hölle, in welchen ſein Dichterauge umherirrte, auch einen Blick auf mich fallen ließ, mit jener tiefen, traurigen Stimme, die für mich Muſik war, während ich Lenaus ſteyeriſche Landler nicht recht vertragen konnte. Wir Hunde haben andere muſikaliſche Begabungen und Anſichten als die Menſchen. Mit andern literariſchen Celebritäten, mit welchen mein Herr keinen Umgang hatte, ſeiner Paſſionen wegen (ich meine natürlich die geſchriebenen), wurde ich durch einen langen jungen Menſchen Namens Braun bekannt, auch ein Stück Poet, glaub' ich, der mich viel herumſchleppte und ſehr viel quälte, z. B. mit Gutzkow, der mich ignorirte, weil ihm das kleine Getriebe der Menſchen zu ſehr am Herzen liegt, und an welchem ich damals bemerkte, daß ihn ſein weißer Filzhut viel beſſer kleidete als der ſchwarze.

Alle dieſe Bekanntſchaften fallen in den vorigen Sommer. Viele andere Badeerinnerungen von daher ſind mir bereits wieder verloren gegangen, weil ich ein lebhaftes Naturel habe, viele angenehme, auch manche unangenehme. Es möge dieß letztere ein Euphemismus für „Schläge" ſeyn. Solche unwürdige Behandlung wurde mir manchmal zu Theil, eben meines lebhaften Naturels wegen, auf der Hühnerjagd z. B., wenn ich auf die Fährte eines Haſen gerieth und auf ihr fortjagte, durch die glühende Ebene, durch die aufrauſchende Sommerfrucht, weit mehr des Jagens an und für ſich, als eines Zieles, eines Zweckes, eines elenden Haſen wegen; oder auf einem Treibjagen, wenn die Treiber durch das dürre Geäſte brachen, wenn ich das Wild witterte und die Jäger in ſtummer Regungsloſigkeit ſtanden, und wenn ich dann anfing laut zu werden, ſehr laut vor freudiger, pochender Ungeduld, daß meine friſche, kräftige Stimme den Schnee von den Bäumen ſchütterte. Das Wild war dann klug genug, ſich andere Wege zu ſuchen, und über mich — nun über mich wurde eben nach Beendigung des jedesmaligen Treibens ein kleines Standrecht gehalten, von welchem ich als ein noch viel größerer Freund des Fortſchritts ging, als ich gekommen war, des Fortſchritts und der zeitgemäßen Aufklärung, welche die Vereine gegen die Thierquälerei ſtiftet und die Stockprügel, dieſe nichtswürdige Barbarei längſt vergangener Jahrhunderte voll pechſchwarzer Finſterniß, abgeſchafft wiſſen will.

(Fortſetzung folgt.)

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(Fortſetzung.)

So von einem Kreiſe maleriſcher und zur Befeſtigung gleichſam geſchaffener Berge umgeben, gegen die Wuth der Nordwinde geſchützt und durch die Sonne des Südens in einen Garten verwandelt, von einem Fluſſe durchſtrömt, der wie eine mächtige Ader durch den Körper eines großen Reiches ſich hindurch zieht und den Norden und Süden deſſelben in Verbindung bringt, iſt das Gebiet von Vienne unſtreitig der ſchönſte und begünſtigtſte Punkt an den Geſtaden der Rhone von Avignon bis Lyon, und es mußte durch ſolche Vorzüge ſeit den frühſten Zeiten die Blicke und das Begehren der Anbauer und der Eroberer auf ſich ziehen. Auch war dieß in der That der Fall; denn in Zeiten ſchon, in welche über alle Geſchichte hinaus nur dunkle, völlig unſichere Tradition zurückgreift, ſtand hier bereits eine Stadt. Nach dem Dominikaner Lavinius ward Vienne fünfhundert Jahre vor Rom durch Allobrox, einen König der Celten, gegründet; nach Adon, einem Hiſtoriker aus der Zeit Karls des Kahlen, dagegen ſchreibt ſich der Urſprung dieſer Stadt aus dem dritten Jahrhundert vor Chriſtus her, Nachrichten, welche, ſo wenig ſie auch verbürgt ſeyn mögen, hinreichen, die Entſtehung von Vienne in das grauſte Alterthum zu verweiſen.

Stets die Hauptſtadt der Allobroger (Vienna Allobrogum), dann Hauptſtadt einer der ſiebzehn römiſchen Provinzen Galliens, von den Imperatoren beſonders geliebt und begünſtigt und ſelbſt häufig von ihnen beſucht, ja unter Tiberius mit dem italiſchen Rechte beſchenkt, ſpäter unter Honorius den Burgundern abgetreten, immer eine der bedeutendſten Städte dieſes neuen Reichs und oft Reſidenz der Könige, endlich durch Rudolph III., le fainéant, den letzten der Herrſcher des neuburgundiſchen Staats, zu Anfang des eilften Jahrhunderts an Conrad von Deutſchland abgetreten, von dieſem der Verwaltung der hier reſidirenden Erzbiſchöfe anvertraut und von denſelben

Digitized by Google

unter dem Namen comtes de Vienne drei Jahrhunderte lang regiert, iſt dieſe Stadt durch die glänzendſten Geſchichte hindurchgegangen, um ſich ſchließlich in unſern Tagen mit dem Range eines kleinen Fabrikorts genügen zu laſſen. Auch ſind es nur die Spuren einer großen Vergangenheit, welche den Reiſenden hier feſtzuhalten vermögen, Spuren, noch heute zahlreich und hochbedeutend, wenn gleich der Sturm der das römiſche Reich überſchwemmenden Barbaren, der Fanatismus des jungen ſiegreichen Chriſtenthums und der Vandalismus der ſpätern Bewohner von Vienne bis auf die neueſten Zeiten faſt Alles, was als Zeugniß alter Größe und Pracht noch aufrecht ſtand, zerbrochen und umgeſtürzt haben. Es gibt vielleicht keine zweite Stadt in Frankreich, auf deren Territorium, ſo wie hier, jeder Schlag mit Hacke oder Schaufel den Alterthumsfreund auf Gegenſtände ſeiner Forſchung führt.

Das heutige Vienne ſteht auf dem Schutthaufen einer dreitauſendjährigen Civiliſation und auf dem Grabe aller der Generationen, welche jene geſchaffen und fortgebildet haben. Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir hier überall bis zu 15 und 20 Fuß Tiefe auf Baureſte, Sculpturen, Moſaiken, Münzen u. ſ. w. als Zeugen der über dieſe Länder hingegangenen Begebenheiten ſtoßen. Und dieſe Reſte ſind zum Theil ſo großartig, ſo prächtig, ſo ſehr der Ausdruck des höchſten Reichthums und der vorgeſchrittenſten Geſittung, daß ſie allein ſtatt aller Geſchichte die frühere Herrlichkeit der jezt ſo tief herabgeſunkenen Stadt hinreichend darthun könnten. Glaubſt du aber wohl, daß bis vor etwa ſechzig oder ſiebzig Jahren kaum Jemand zu Vienne eine Ahnung von den antiquariſchen Schätzen hatte, welche der claſſiſche Boden dieſer Stadt theils zur Schau trägt, theils in ſeinem Schooße birgt? Ein ſolches Faktum erinnert mich lebhaft an ein ähnliches in der Auvergne. Erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mußten zufällig ein paar in der Umgegend von Clermont botaniſirende Pariſer Gelehrte den mitten unter Lavaſtrömen und Kratern lebenden Bewohnern jenes Landes ſagen, daß der Boden unter ihren Füßen ein vulkaniſcher ſey.

Was Vienne betrifft, ſo hatte zwar gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ein aus dieſer Stadt gebürtiger Schriftſteller, der alte, weitſchweifige, ſentenzenreiche, über allen Begriff ſchlecht ſchreibende, mit einem Wort vollkommen unverdauliche Chorier einen dicken Band über die Monumente dieſer Stadt componirt; aber dieſes Reſultat der Forſchungen eines Mitbürgers war bei den Einwohnern von Vienne, welche ihre ſämmtlichen Seelenkräfte einer mittelmäßigen Tuchfabrikation widmen, längſt in vollkommene Vergeſſenheit gerathen. Einem Deutſchen war es vorbehalten, die Vienner aus der Apathie hinſichtlich ihrer antiquariſchen Reichthümer aufzurütteln. Laß mich dem Gedächtniſſe eines Landsmanns, bevor wir ſeinen Spuren durch das alte römiſche Vienne folgen, ein paar Worte der Anerkennung widmen. Die mir von einem ſeiner Schüler mitgetheilte Geſchichte dieſes Ehrenmannes zeigt uns wieder einmal ein Leben, wie es uns ſo oft mit Wehmuth und zugleich mit Groll gegen die Alltagswelt erfüllt, wo das Elend den großherzig nur ſeinem Genius folgenden Künſtler aus hohem Fluge endlich zur niedern Erde herabzieht und den mit Undank Belohnten und den materiellen Intereſſen des Lebens Entfremdeten zum einſamen Grabe geleitet.

Peter Schneider, geboren zu Heringen in Thüringen, kam im Jahre 1775 nach Vienne; er hatte einige Zeit in Paris verweilt und war jezt auf der Reiſe nach Italien begriffen, wo er ſich als Maler auszubilden gedachte. Ueberraſcht und bald gefeſſelt durch die Ueberreſte römiſcher Größe, welche er zu Vienne fand, ſchiebt er die Fortſetzung ſeiner Pilgerfahrt immer weiter hinaus; die Bekanntſchaft mit einigen Bürgern der Stadt, welche dem jungen Künſtler wohlwollend entgegen kommen, wird für dieſen ein neues Band, und als zwei ſeiner Freunde, beide Mitglieder des Magiſtrats, ihm vorſchlagen, einer in ihrer Stadt zu errichtenden Zeichenſchule vorzuſtehen, entſagt der Reiſende ſeinen fernern Planen und läßt ſich in der ihm gebotenen Heimath nieder.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Peſth**, September.

(Fortſetzung.)

Vereinsweſen.

Die bedeutenderen Aſſociationen zu Förderung materieller Intereſſen ſind: der landwirthſchaftliche Verein, der ſich aus dem von dem Grafen Széchenyi ſchon vor längerer Zeit gegründeten Thierzüchterverein allmählig zu ſeiner jetzigen umfaſſenderen Wirkſamkeit herangebildet hat. Gegenwärtig theilt er ſich in acht Sektionen: für Verbreitung nützlicher Kenntniſſe unter dem Landvolk, für Ackerbau, Thierzucht, Gartenbau, Weinbau, Seidenzucht, Forſtwirthſchaft und landwirthſchaftliche Technik. Die Mittel ſeiner Wirkſamkeit ſind Preisertheilungen für landwirthſchaftliche Werke, die Herausgabe einer Zeitſchrift und nützlicher Volksbücher, namentlich eines ſehr gehaltreichen Volkskalenders in 80 bis 100,000 Exemplaren, Ausſtellungen, Beſchreibungen und Aufſtellung von Muſterwirthſchaften, Veröffentlichung der Debatten über ökonomiſche Fragen, Reiſen in's Ausland auf Koſten des Vereins u. ſ. w. Präſident iſt Graf Georg Karolyi, dem noch vier Vizepräſidenten beigegeben ſind; Sekretäre Johann Török und der bekannte Statiſtiker Fényes. An ihn ſchließen ſich in allen Theilen des Landes beſtehende Filialvereine in großer Zahl an. Der Gewerbeverein, welcher, erſt ſeit vier Jahren beſtehend, dennoch unter der Leitung ſeines thätigen Direktors, des bekannten Publiziſten Koſſuth, bereits Erſtaunliches geleiſtet hat. Aus ihm iſt

Digitized by Google

eine Art Polytechnicum im Kleinen hervorgegangen, in welchem für die induſtrielle Klaſſe Vorträge über Phyſik, Technologie, Chemie, Mineralogie, Botanik u. ſ. w. von beſoldeten Profeſſoren in ungariſcher und deutſcher Sprache gehalten werden. Auch er gibt eine eigene induſtrielle Zeitſchrift und Volksſchriften heraus, veranſtaltet Induſtrieausſtellungen, hat ein Leſekabinet eröffnet, die Errichtung einer Sonntagsſchule für Handwerkslehrlinge bewirkt und das Entſtehen einer Leihbank für bedrängte und verarmte Handwerker vorbereitet. Wohl von dieſem zu unterſcheiden iſt der auch in deutſchen Blättern viel beſprochene induſtrielle Schutzverein, der bereits mehrere hunderttauſend Mitglieder zählt. Sein Zweck iſt, den inländiſchen Induſtriellen die Concurrenz mit dem Auslande zu erleichtern, und der Mode, welche ſelbſt bei gleicher Güte dem Ausländiſchen vor dem Einheimiſchen den Vorzug gab, entgegen zu wirken. Zu dieſem Zwecke verpflichten ſich die Vereinsmitglieder mit ihrem Ehrenwort, inländiſches Fabrikat, wenn es zu bekommen iſt, dem auswärtigen vorzuziehen. Er hat ſich in den lezten Monaten des vorigen Jahrs nach Auflöſung des Reichstags gebildet, und ſoll ein Surrogat der Schutzzölle ſeyn, welche die Oppoſition durchzuſetzen nicht vermochte. Der Centralpunkt und Sitz der Direktion des Vereins iſt in Peſth und ſteht in Verbindung mit den beinahe in jedem Comitat befindlichen Filialvereinen. Dieſe Organiſation, ſo wie der Umſtand, daß an der Spitze derſelben die energiſchſten Häupter der Oppoſition ſtehen (Präſidenten ſind Graf Caſimir Batthyanyi und Graf Ladislaus Teleki, Direktor der ſchon genannte Koſſuth), ließ darin verſteckte politiſche Tendenzen und Plane vermuthen, und deßhalb wurde dieſer Verein Anfangs von den Organen der conſervativen Regierungspartei heftig angefeindet. Doch endlich gelangte man zur Ueberzeugung, daß er nur den rein induſtriellen Zweck habe, durch den geſicherten Abſatz die gewerbliche Thätigkeit in Ungarn anzuſpornen. Und in dieſer Hinſicht hat er auch wirklich bedeutende Erfolge gehabt, denn ſeit der kurzen Zeit ſeines Beſtehens ſind bereits über hundert neue, und unter ihnen mehrere ſehr großartige induſtrielle Etabliſſements entſtanden und im Ganzen bei 1,500,000 Gulden Conv.-Münze zu gewerblichen Zwecken ſubſcribirt worden. Als Ausfluß dieſes Vereins iſt der Fabrikverein zu betrachten, der aber weniger Widerſpruch als jener erfahren, dem ſich vielmehr auch Conſervative und hochſtehende Regierungsmänner angeſchloſſen. Sein Zweck iſt, durch direkte Unterſtützung und Theilnahme das Entſtehen von Fabriken zu befördern. Präſident iſt der Großſchatzmeiſter des Reichs, Graf Gabriel Keglevich, und Direktor Graf Johann Pejachevich.

(Schluß folgt.)

## Frankfurt a. M., September.

(Fortſetzung.)

### Eiſenbahnen.

Ein großartiger Bau iſt die neue, für die Main-Neckareiſenbahn beſtimmte Mainbrücke, welche in dieſem Sommer weiter vorgeſchritten iſt, als man nach dem waſſerreichen Frühjahr und Vorſommer erwarten durfte. Da aber dieſer Brückenbau erſt in einigen Jahren vollendet ſeyn und die Main-Neckareiſenbahn im nächſten Frühjahre ſchon von hier nach Darmſtadt und im Laufe des Sommers ganz befahren werden kann, ſo muß auf dem linken Mainufer hier ein proviſoriſches Stationsgebäude erbaut werden. Der Bau des Bahnhofes, neben dem der Taunuseiſenbahn, ſoll im nächſten Frühjahre beginnen, und wir haben ſchon früher bemerkt, daß er wegen der Höhe des linken Mainufers bedeutend höher (man ſagt acht Fuß) als der der Taunuseiſenbahn gelegt werden muß, was einen ſonderbaren Eindruck machen wird. Dagegen wird der Bahnhof der Main-Weſer- (Frankfurt-Kaſſeler-) Bahn mit dem der Taunuseiſenbahn daſſelbe Niveau erhalten, und Dämme, Viadukte ꝛc. ſind für erſtere Bahn bei ihrer Ausmündung dahier nicht mehr nöthig, da ſie nicht, wie Anfangs projektirt war, direkt in die Main-Neckareiſenbahn, ſondern neben der Taunuseiſenbahn mündet. Dieß iſt für unſere Stadt von großem Vortheil. Der Bau der Main-Weſerbahn wird aber ſchwerlich noch in dieſem Jahre beginnen können, da die Richtung der Bahn noch nicht ermittelt iſt, mit welcher Arbeit die Ingenieurs aber nun beſchäftigt ſind. Der Bau der Eiſenbahnen von hier nach Hanau und von hier nach Offenbach hat begonnen, und der der kleinen Bahn von Höchſt (an der Taunuseiſenbahn) nach dem Bade Soden muß noch in dieſem Jahre beginnen, ſonſt erliſcht die dem Hauſe Gebrüder Bethmann für dieſen Bahnbau verliehene Conceſſion. Eine Verlängerung erhält die Taunuseiſenbahn durch den Bau der Eiſenbahn von Bieberich nach Rüdesheim. Für den Bau derſelben iſt ebenfalls das Haus Gebrüder Bethmann conceſſionirt, den Betrieb derſelben übernimmt aber die Taunuseiſenbahngeſellſchaft. — Durch den wirklich ungeheuern Fremdenzug durch unſere Stadt hat die Taunuseiſenbahn in dieſem Sommer eine ſo ſtarke Einnahme, daß nicht allein der Ausfall vom verfloſſenen Jahre, ſondern auch der durch die Waſſerfluth in dieſem Frühjahr entſtandene Verluſt gedeckt ſind. In dieſem wie in den beiden vorhergegangenen Monaten hatte die Taunusbahn eine tägliche Einnahme von mehr als 2200 Gulden, und man darf nicht vergeſſen, daß dieſe Bahn nur eine Länge von acht Stunden hat. Durch die Herabſetzung des Tarifs, bequemere Einrichtung der Transportwagen und beſchleunigte Abliefecung der Güter hat ſich der Gütertransport der Taunusbahn auch ſehr gehoben, und wahrſcheinlich wird man bei der nächſten Generalverſammlung der Aktionäre auf die zweite Schienenlage, wofür auf dem Bahnterrain gleich Anfangs Fürſorge getroffen, zurückkommen, wenn nicht anders die ſtarke Gewerbeſteuer, mit welcher die herzoglich naſſauiſche Regierung die Bahn bedacht hat, abermals davon ablenkt. Mit unermüdlichem Eifer und ſicherem Takte ſteht Hofrath Beil an der Spitze des Betriebs der Taunusbahn, und er war auch ganz der Mann, die Geſellſchaft bei den vielen hohen Perſonen, welche in dieſem Sommer die Bahn befuhren, würdig zu repräſentiren.* Wiewohl nun kein Tag vergeht, daß Beil ſich nicht mit eigenen Augen von dem Zuſtande der Bahn überzeugt, ſo iſt er nicht weniger im allgemeinen Intereſſe an dem Schreibpult beſchäftigt; er hat die wahrhaft herkuliſche Arbeit, die Zuſammenſtellung des Ergebniſſes aller europäiſchen und amerikaniſchen Eiſenbahnen im Jahr 1844, nächſtens vollendet. Dieſe Arbeit wäre ſchon erſchienen, wenn nicht einzelne Bahnen, u. a. die als Muſter im Betrieb daſtehende wichtige badiſche, noch gar keine Zuſammenſtellung des Dienſtes vom Jahr 1844 gegeben hätten.

(Fortſetzung folgt.)

* Es fuhren in dieſem Sommer auf der Taunuseiſenbahn u. a. JJ. MM. der König und die Königin von Preußen, die Königin von Großbritannien, die Königin der Niederlande, der König und die Königin der Belgier, der Prinz und die Prinzeſſin von Preußen, der Herzog und die Herzogin von Cambridge, der Großherzog von Sachſen-Weimar, der Kurprinz-Mitregent von Heſſen, Prinz Albert, Fürſt Metternich und viele andere hohe Perſonen, ſo daß man die Taunuseiſenbahn füglich die Fürſtenbahn nennen könnte.

**Beilage: Literaturblatt Nr. 103.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 11. Oktober 1845.

> Wenn man ſo eine Exiſtenz anſieht, durch den Wechſel der Zeiten ſo mannigfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derſelbe Boden, derſelbe Berg, ja oft dieſelbe Säule und Mauer, ſo wird man ein Mitgenoſſe der groſſen Rathſchlüſſe des Schickſals.
>
> Goethe.

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(Fortſezung.)

Von dieſem Tage an widmet der Adoptivbürger von Vienne alle nach Erfüllung ſeiner Lehrerpflichten ihm übrig bleibeude Zeit der Verherrlichung ſeiner neuen Vaterſtadt, indem er die Monumente derſelben aufſucht, wiederherſtellt, beſchüzt und durch genaue Zeichnung und Beſchreibung auf immer der Vergeſſenheit entreißt. Durch eine bedeutende Sammlung von Antiken, durch welche ſein raſtloſer Eifer den Grund zum heutigen Muſeum von Vienne legt, ſucht er unter ſeinen Mitbürgern den Sinn für Kunſt und Alterthum zu wecken, ja er erbaut ſogar auf eigene Koſten das Theater, welches die Stadt noch jezt beſizt.

So mannigfaltige Arbeiten nnd Unternehmungen hatten Schneiders kleines Vermögen erſchöpft und ihn am Abend ſeines Lebens faſt in bittern Mangel verſezt, eine Lage, welche die Dankbarkeit ſeiner Mitbürger zu erleichtern ſich keineswegs bereit zeigte. Es blieb dem armen alten Künſtler aber noch ein Wunſch, eine Hoffnung, und auf dieſe richtete ſich ſein Blick, wie der des Seefahrers auf den ihn in dunkler, ſtürmiſcher Nacht nach dem Hafen leitenden Stern. Schneider hatte den größten Theil ſeines Lebens damit hingebracht, die Monnmente von Vienne zu zeichnen und zu beſchreiben; er wäre ruhig und zufrieden dem Ende ſeiner Erdenlaufbahn zugeſchritten, hätte er die Freude gehabt, ſein Manuſcript, dieſes Kind ſeiner thätigſten und ſchönſten Lebensjahre, in würdiger Ausſtattung in die Welt treten zu ſehen; vergebliches Wünſchen und Hoffen! Schneider ſtarb im Jahre 1813 und ſein verdienſtvolles Werk liegt noch heute, wie er es hinterlaſſen, in der Bibliothek der Stadt.

### II.

Vienne, 25. Auguſt 1845.

Der erſte von unſerem Standpunkte auf der Brücke der Stadt zugewendete Blick fällt nothwendig auf die durch zwei mächtige Thürme und einen wunderbaren Reichthum an Sculpturen wahrhaft ausgezeichnete Façade der Cathedrale, welche als der edelſte Schmuck des heutigen Vienne, der Rhonebrücke gerade gegenüber, zum Himmel aufſtrebt. Ich widerſtehe kaum der Verſuchung, dir dieſen herrlichen Bau hier zu beſchreiben, will aber einmal in den Grenzen der römiſchen Alterthümer der Stadt bleiben.

Wenn irgend etwas geeignet iſt, den durch Tradition, Geſchichte, Baureſte und Kunſtgegenſtände verbürgten

Digitized by Google

ehemaligen Rang von Vienne * in politiſcher und ſtrategiſcher Hinſicht zu beſtätigen, ſo ſind es die auf uns gekommenen Trümmer der römiſchen Befeſtigungen. Die Aufſuchung jener alten Mauern wird durch den Charakter der Umgegend von Vienne zugleich zum angenehmſten Spaziergange. Ueber den hohen Thalrand des linken Rhoneufers hinter der Stadt hinaus breitet ſich ein reizendes Hügelland hin, deſſen Höhen mit Gebüſch, Wein, Feldbau und Häuſern bedeckt ſind und durch wieſenreiche Thäler und Schluchten getrennt werden. Mich hat dieſe Landſchaft, wenn ich von der bei klarem Wetter am öſtlichen Horizont auftauchenden zackigen Kette der Dauphiner Alpen abſah, oft an die Gegenden im Innern der Inſel Rügen erinnert. Mit dem bei dem Buchhändler Girard in Vienne erſchienenen Schneiderſchen Plane der Stadt in der Hand, bin ich mehr als einmal der römiſchen Enceinte gefolgt und theile dir als Ergebniß dieſer Wanderungen, ſo wie häufiger Unterhaltungen mit Delorme, dem durch ſeine Kenntniſſe und ſeine Gefälligkeit gegen Fremde gleich ausgezeichneten Conſervator des hieſigen Muſeums, nachſtehende kurze Nachricht über die älteſte uns bekannte Befeſtigung von Vienne mit.

Vienne zerfiel, wie die meiſten römiſchen Städte von einiger Bedeutung, in die eigentliche, einen durch Mauern beſonders eingeſchloſſenen Kern bildende Stadt und die Vorſtädte. Jene nahm zur Zeit der römiſchen Kolonie ungefähr denſelben Platz ein, welchen das heutige Vienne mit Ausſchluß ſeiner Vorſtädte bedeckt, einen Raum von etwa 700 Quadratſchritten; die Vorſtädte dagegen dehnten ſich damals viel weiter aus als heute, wie es die Baureſte beweiſen, die man täglich, namentlich in der Ebene auf der Mittagsſeite der Stadt bis auf weite Entfernungen hin bei gelegentlichen Ausgrabungen entdeckt. Die Form des Terrains um Vienne eignet ſich ganz beſonders zu einer wirkſamen Befeſtigung. Im Weſten der Stadt fließt die Rhone hin, auf der entgegengeſetzten Seite wird Vienne von den ſchon oben genannten, mit ihren ſteilen Abfällen einen Halbkreis um den Ort ziehenden und denſelben zum Theil auch in Norden und Süden umfaſſenden vier Bergen umgeben, welche nur durch tief eingeſchnittene, ſehr enge und eben ſo viele Defilés bildende Schluchten von einander getrennt werden. Die Plateaus dieſer Berge nun waren mit einer, den Rändern derſelben folgenden und ſich über eine halbe Stunde Weges von der Stadt hinaus erſtreckenden Mauer umſchloſſen. Leztere war von Thürmen flankirt und ſtellte, indem ſie in die Thäler zwiſchen den Bergen hinabſtieg und dort nur den Raum für ein Thor offen ließ, eine zuſammenhängende Ummauerung von ungeheurer Weite dar. Die große Ausdehnung des ſo in die Vertheidigung eingeſchloſſenen Bodens weist darauf hin, daß dieſe vorgeſchobenen Werke beſtimmt waren, lagernde Truppen aufzunehmen, eine Einrichtung, welche dem trefflichen Grundſatze der Römer entſprach, wonach dieſelben ihre Armeen durch Lager außerhalb der Städte vor der verweichlichenden und die Disciplin ſchwächenden Berührung mit den verfeinerten Genüſſen der Civiliſation zu bewahren ſuchten. Daß der Raum innerhalb der weiten Ringmauern keineswegs durch die Häuſermaſſe der Stadt eingenommen wurde, beweist außerdem hinreichend der Umſtand, daß man bis auf ſeltene Ausnahmen auf den Plateaus der Berge um Vienne Ueberreſte einer bleibenden häuslichen Anſiedelung, als Fundamente von bedeutenden Gebäuden, Moſaiks, Statuen, Hausgeräth u. ſ. w. unter oder über der Erde vergebens ſucht.

Die ſeit einiger Zeit erweiterte und verbeſſerte Kultur des Landes um die Stadt und vielfache Neubauten haben die Ueberbleibſel der römiſchen Ringmauer ſeit der Zeit, wo Schneider dieſelbe ſah, zwar ſehr vermindert; ſie ſind aber deſſen ungeachtet immer noch beträchtlich genug, um dem Freunde des Alterthums einen Ueberblick über das ganze hier angewendete Syſtem der Vertheidigung zu geſtatten. — Schwieriger iſt es, die Punkte zu beſtimmen, wo die große Umfangsmauer ſich ober- und unterhalb der Stadt an die Rhone anſchloß, und um dieſe Frage drehen ſich daher auch vorzugsweiſe die Streitigkeiten der einheimiſchen Gelehrten.

(Fortſetzung folgt.)

* Adon, Erzbiſchof von Vienne im neunten Jahrhundert, nennt die Stadt in ſeiner Vita St. Theuderii Th. I. pag. 247 „Vienna urbs Galliarum nobilissima." und Kaiſer Claudius ſagt in einer Rede an den römiſchen Senat: „Ornatissima colonia valentissimaque Viennensium quæ longo jam tempore senatores huic curiæ confert."

## Aus den Badeerinnerungen eines Hundes.

(Fortſetzung.)

Einige Hühnerjagden mußte ich mitmachen, halb zu Luſt und halb zu Leid, wie etwa ein altdeutſcher Menſch aus Vater Jahns Schule ſagen würde. Man nennt den Stamm, welchem ich angehöre, die Ariſtokratie unſeres Geſchlechts, Hühnerhunde, weil man annimmt, daß die Hühnerjagd unſer eigentlicher Beruf, unſere Freude ſey. Das verhält ſich, was wenigſtens mich perſönlich betrifft, wie die Herleitung canis a non canendo. Meine Freude an jener Jagd iſt eine ſehr bedingte; eine Weile iſt ſie wohl da, dann aber verdrießt es mich, auf und ab die Felder zu durchſtöbern, immer die Naſe am Boden, der

Digitized by Google

braunen Scholle zugewandt, durch die Kartoffeläcker, wo unter der Erde bereits die häßliche Frucht hervorriecht. Ja, jagen zu können, das iſt eine Luſt, jagen, daß Einem die Behänge um den Kopf fliegen, mit dem Morgenwind um die Wette, der über das friſche Kleefeld ſtreicht und ihm ſeine Düfte ſtiehlt, oder dem Abend entgegen, der dampfend auf der blauen Hügelreihe ruht, bis ſich ſeine Schatten verdichten zur Nacht.

Solchen Liebhabereien hing ich ſo ſehr nach, daß mein Herr mich endlich wegſchenkte als ein gänzlich unbrauchbares Subjekt. Es that mir leid; ein Jäger, der eigentlich Schriftſteller iſt, iſt nicht ſehr anſtrengend für ſeinen Hund. Mein neuer Herr war ein Ruſſe, halb deutſchen, halb ſlaviſchen Bluts. Er ſah gefährlicher für mich aus, als er ſich nachher bewährte. Schön, düſter, gelangweilt und unruhig, wie er war, dachte ich, daß mein armer Leib manchmal ſeiner zornigen Ungeduld als Anhaltspunkt werde dienen müſſen. Es geht indeß nichts über eine gute Erziehung. Diejenige, welche ihm zu Theil geworden, bewahrte mich vor allen Unbilden; er ließ einen Hund nicht entgelten, was die Welt an ihm verbrach, oder deſſen er ſie vielmehr in ſeinen trüben Launen beſchuldigte.

Mein Herr war, wie geſagt, ſehr hübſch und ein vollendeter Egoiſt. Dieſe ſchwarzen, dünnen, ſeidenweichen Haare, dieſes dunkle Auge voll ſtolzer Trägheit, den klaren Teint, den Mund, deſſen Oberlippe ſich trotzig hob, während um die Unterlippe eine ſinnliche Weichheit ſpielte, habe ich noch niemals geſehen, aber auch noch niemals dieſes ausgeprägte Bewußtſeyn, daß die ganze Welt nur ſeines einen Ichs wegen da, daß dieſes der Mittelpunkt aller Lebensäußerungen ſey. — Der hübſche Junge langweilte ſich herzlich in Baden, aber er wußte keinen andern Ort, wohin er ſich gerade wenden ſollte. Er ſpielte, aber er war gleichgültig; er liebte, aber er brachte kein Herz zur Liebe mit, über dieſem Herzen lag bergehoch der Egoismus; er trank, aber es gelang ihm niemals, Vergeſſenheit zu trinken; er dachte, aber ſein Denken war nicht die Flamme, welche das ganze Seyn erleuchtet; es war ein wirres Zucken, ein Blitz, der immer glühte und nichts erleuchtete, der ihn todmüde machte.

Ich gerathe in Charakteriſtiken, wie man ſie kaum einem Hunde zutrauen ſollte; ſie ſind eine Nachwirkung meiner ſchriftſtelleriſchen Bekanntſchaften. Was mein neuer Herr mit mir anfing, beſchränkt ſich auf wenig. Er duldete mich eben in ſeiner Nähe, wie er ſo viele Leute um ſich duldete und mit ihnen verkehrte. Hund und Menſchen ſtanden in derſelben Kategorie. Einmal, um ſeiner Langeweile zu entfliehen, nahm er mich im Herbſte 1844 mit auf eine Sauhatze. Es war die einzige, welche wir beſucht haben; und es war weder meine Schuld, noch die meines Herrn, daß der brave Förſter Kißling endlich die Sau kunſtgerecht aufrennen ließ. Was mich betrifft, ſo haſſe ich dieſe Hetzjagden; ſie ſind — das weiß ja jedes Kind — eine Sünde gegen die Humanität, denn eine Sau iſt doch auch — ein Menſch, hätte ich beinahe geſagt; denn wenn ich hier Unterſcheidungen machen ſoll, ſo verwirren ſich meine Begriffe auf eine bedenkliche Weiſe.

Gegen den Oktober hin reiſte der Graf ab und nahm mich mit, zuerſt nach Frankfurt, dann nach Dresden. Ich ſchweige von meinen Eindrücken in dieſen beiden Städten und von meinem Leben während des Winters. Es war ſehr einfach, es war ein Leben an den Oefen der Bedientenſtuben, während mein Herr ſich in Geſellſchaften der verſchiedenſten Art umhertrieb. Ich glaube, wir haben uns Beide gleich ſehr gelangweilt, mein Herr und ich. — Im Juli dieſes Jahres ſind wir wieder nach Baden zurückgekehrt. Gott grüße dich, du mein liebes Baden! . . . .

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Frankfurt a. M.**, September.

(Fortſetzung.)

*Meſſe. — Die deutſchkatholiſche Bewegung.*

Die Herausgabe eines großen Eiſenbahnatlaſſes mit allen nöthigen Nachweiſungen und Erläuterungen projektirt Karl Jügel dahier und hat bereits Vorkehrungen dazu getroffen. — Keiner Frage unterliegt es, daß Frankfurt nach Vollendung aller es berührenden Eiſenbahnen die beſuchteſte Stadt von ganz Deutſchland wird, denn es bildet dann gewiſſermaßen das Thor zum Eingang nach dem Rhein, den Niederlanden, Frankreich und der Schweiz. Auch auf dieſer, in dieſer Woche nun ganz zu Ende gehenden Herbſtmeſſe verſpürte man durch die Erleichterung der Kommunikation wieder viele neue Einkäufer. Man iſt im Allgemeinen mit dem Reſultat dieſer Meſſe ſehr zufrieden. In einzelnen Artikeln, namentlich in mittlern nnd ordinären wollenen Tüchern, ſowie in allen Wollenwaaren, in Baumwollenwaaren, den Luxus- und Modeartikeln, Leder u. ſ. w. war der Abſatz zu ſteigenden Preiſen ſehr beträchtlich; in andern Branchen war dieß minder der Fall. Die engliſchen Waaren waren auch dießmal ſehr wenig begehrt, worüber ſich natürlich unſere wenigen engliſchen Waarenhändler ſehr in Klagen ergehen. So wenig nun auch unſere Detailliſten mit den Meſſen zufrieden ſind, da ſie zu ſehr der Concurrenz mit den Fremden bloßgeſtellt ſind und der Glaube im größern Publikum feſtgewurzelt iſt, daß man bei leztern billiger kaufe, ſo iſt doch die Beſorgniß, unſere Meſſe werde mit der Zeit zu einem Jahrmarkte herabſinken, verſchwunden. Sie kräftigt ſich im Gegentheil mit jedem Jahre zuſehends wieder und wird für das Gemeinweſen unſerer Stadt wieder eine reicher fließende Quelle des Wohlſtandes werden, da man hofft, daß

Digitized by Google

Frankfurt nach Vollendung aller örtlichen Bahnen auch wieder die orientaliſchen Käufer ſehen wird. – Ein großer Theil der in dieſer Meſſe hier weilenden Fremden hatte ſeine Aufmerkſamkeit und rege Theilnahme auch einem Gegenſtand zugewendet, der nicht materieller Natur iſt. Ich meine die deutſchkatholiſche Angelegenheit. Seit meinen lezten Mittheilungen vom Ende Juni's ſchritt unſere deutſchkatholiſche Gemeinde in ihrer Befeſtigung und Entwickelung fort, was um ſo bedeutungsvoller iſt, da es am Sitze der Bundesverſammlung geſchieht, der man, wenigſtens auf dem ſtaatsrechtlichen Standpunkte, keine Neigung für die neue Kirche zuſchreibt. Die numeriſche Stärke der deutſchkatholiſchen Gemeinde dahier beträgt freilich noch nicht dreihundert unterzeichnete Glieder (Familien und ledige Perſonen) und iſt zu der Geſammtzahl der Katholiken (an ſechzehntauſend) ſchwach zu nennen.* Allein viele Hunderte, vielleicht Tauſende, hängen der neuen Lehre an, ohne daß ſie bis jezt den Muth gewonnen haben, dieß öffentlich auszuſprechen. Die angeſehenern und reichern Katholiken namentlich werden durch mancherlei Rückſichten zurückgehalten. Dabei wird aber die deutſchkatholiſche Sache von der ganzen proteſtantiſchen und jüdiſchen Bevölkerung unſerer Stadt (Pietiſten und Orthodoxe allenfalls ausgenommen) begünſtigt. Es iſt deßhalb den Deutſchkatholiken für ihren Gottesdienſt mit großer Bereitwilligkeit von dem Presbyterium der reformirten Gemeinde deren Kirche eingeräumt worden. Es iſt bei dem wichtigen Umſtande, daß von allen Regierungen den Deutſchkatholiken die Benutzung proteſtantiſcher Kirchen unterſagt iſt, zu bemerken, daß die reformirte Kirche dahier der Gemeinde gehört und kein Staatseigenthum iſt. Sie iſt troz ihrer Größe auch eigentlich nur ein Bethaus, da ſie weder einen Thurm noch Geläute hat, wie denn die Reformirten früher hier nur als eine Sekte geduldet waren. Unſer Senat findet aber um ſo weniger Bedenken, die Deutſchkatholiken gewähren zu laſſen, da ſie ihre Angelegenheiten hier ſehr geräuſchlos und ohne die geringſte Störung der öffentlichen Ruhe betreiben. Man hat hier dieſe kirchliche Bewegung von dem politiſchen Charakter ganz entkleidet und in den Verſammlungen der Deutſchkatholiken werden nie Diskuſſionen gepflogen. Einer hält einen Vortrag und die Uebrigen hören ruhig zu.

(Fortſetzung folgt.)

* In Offenbach iſt die deutſchkatholiſche Gemeinde ſechshundert, in Hanau dreihundert Glieder ſtark, alſo im Verhältniß weit ſtärker als hier.

## Peſth, September.

(Schluß.)

### Vereinsweſen.

Die Handelsgeſellſchaft, welche ſich zu Anfang des vorigen Jahrs gebildet und die Aufgabe hat, direkte Handelsverbindungen mit den Märkten des Auslandes zu bewerkſtelligen, da der Handel Ungarns bisher großentheils nur durch Vermittlung von Wiener und Trieſter Häuſern betrieben wurde, macht treffliche Geſchäfte. Nach der im Monat Auguſt geſchehenen Abrechnung hat ſie außer den ausbedungenen 5 Proc. Zinſen für die Aktionäre noch eine Dividende von 7¾ Proc. abgeworfen, und ſomit die Gerüchte, welche von einigen Korreſpondenten deutſcher Blätter verbreitet wurden, als ſey ſie der Auflöſung nahe, auf das Gründlichſte widerlegt. Sie hat Verbindungen mit bedeutenden Handelsplätzen des Auslandes, ſogar mit Braſilien angeknüpft. Präſident dieſer Geſellſchaft iſt Graf Ludwig Batthyanyi, Direktor Paul Szabo. — Von den vielen andern, materielle Intereſſen fördernden Vereinen will ich nur anführen zweiundzwanzig Sparkaſſenvereine, Geſellſchaften zur Verſicherung gegen Feuersgefahr, Hagelſchlag und von Schiffsladungen, zu der für Ungarn ſo überaus wichtigen Regulirung der Flüſſe, deren Ueberſchwemmungen oft unüberſehbare Strecken des fruchtbarſten Bodens dem Landbau entziehen, wie dieß auch heuer der Fall geweſen. Vereine zu Ausführung verſchiedener Kanalbauten, namentlich zwiſchen den beiden Hauptflüſſen des Landes, der Donau und der Theiß, zum Bau von Eiſenbahnen, worunter die wichtigſten die, welche den Centralpunkt des ungariſchen Handelsverkehrs Peſth mit Wien, dann mit Debrezin, der bedeutendſten Stadt der großen und fruchtbaren ungariſchen Ebene, und mit Fiume, dem vorzüglichſten Hafen des ungariſchen Küſtenlandes, verbinden ſollen; einer Unzahl größerer und kleinerer Aſſociationen für ſpezielle induſtrielle Zwecke und zur Förderung von beſonderen Lokalintereſſen gar nicht zu gedenken.

Von den philanthropiſchen Vereinen nenne ich den ſeit 1818 beſtehenden Frauenverein, von der kürzlich verſtorbenen würdigen Gräfin Teleki geſtiftet, die aus ihrem eigenen Vermögen als Vorſteherin des Vereins viele Hunderttauſende auf die wohlthätigen Zwecke deſſelben verwendet hat, welche ſowohl in direkter Unterſtützung der Nothleidenden, als auch in der Errichtung eines Arbeits-, Verſorgungs- und Krankenhauſes und einer Erziehungsanſtalt für arme Waiſenkinder beſtehen. Die Geſellſchaft zur Verbreitung von Kinderbewahranſtalten hat bereits ein Seminar zur Bildung von Vorſtehern und Lehrern ſolcher Inſtitute gegründet, auch ſchon viele Anſtalten der Art im Lande hervorgerufen. Ein anderer Verein hat in Peſth ein Kinderſpital gegründet, das hinſichtlich ſeiner zweckmäßigen Einrichtung und der günſtigen Reſultate der Behandlung die meiſten dergleichen Anſtalten auch in bedeutenderen Städten des Auslands übertreffen ſoll. — Zu den philanthropiſchen Aſſociationen ſind gewiſſermaßen auch zu rechnen: der Verein zur Verbreitung und Verbeſſerung des Volksunterrichts, und die auf das in Galizien gegebene Beiſpiel neuerlich auch in Ungarn ſich bildenden Mäßigkeitsvereine, deren Aufgabe es iſt, der Trunkenheit, vorzüglich aber dem verderblichen Genuß des Branntweins, der auch in Ungarn, wenn auch minder als in Polen, unter dem Volke graſſirt, zu ſteuern. Hier nenne ich auch, da ich keinen andern Platz für ihn finde, den kürzlich entſtandenen Verein gegen Thierquälerei.

Dieſe überſichtliche und flüchtige, eben darum aber etwas trockene Darſtellung des Aſſociationsweſens in Ungarn habe ich in dieſen meinen erſten Bericht aufgenommen, um damit eine Andeutung zu liefern, wie die Nation, nach langem Schlummer zu neuem Leben erwacht, das Verſäumte nachzuholen und nach allen Seiten hin die angeſtrengteſte Thätigkeit zu entwickeln ſich beſtrebe. Von dem reichen Thema der immer ſchöner aufblühenden ungariſchen Literatur, insbeſondere von dem auf Ungarns politiſche und ſociale Geſtaltung mächtig einwirkenden Journalismus, dann von den Theatern, Volks- und Nationalfeſten, dem Leben und Treiben und den geſelligen Verhältniſſen in den beiden Hauptſtädten ein andermal.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 39.

Sonnabend, 11. Oktober 1845.

[301] Librairie de **Firmin Didot Frères** à Paris; Imprimeurs du Roi et de l'Institut de France

En vente chez tous les libraires d'Allemagne:

## Histoire de la Littérature Française

**par D. Nisard.**

2 vol. in 8°. Prix Rthlr. 3. 10 Sgr.

Ces deux volumes de *l'Histoire de la Littérature française* se composent de trois livres: le premier est une introduction à l'histoire de la littérature française, qui, dans l'opinion de l'auteur, ne doit commencer qu'à la renaissance; le second conduit l'histoire de la littérature depuis l'époque de la renaissance jusqu'aux premières années du seizième siècle; le troisième, qui remplit tout le second volume, traite des premiers modèles de l'art d'écrire en prose et en vers, et de l'influence, soit de certaines institutions, soit du gouvernement et de la royauté, sur la littérature au dix-septième siècle. L'auteur apprécie tous les écrivains en qui se personnifie cette marche de la littérature française et il y reconnaît, aux qualités qui les ont fait durer, des images successives de l'esprit français dans ses commencements, dans ses développements, dans sa perfection.

## Remarques sur la Langue Française

au XIX Siècle

### sur le Style et la Composition littéraire;

**par M. Francis Wey.**

2 vol. in 8°. Prix Rthlr. 4. 10 Sgr.

Ce livre est divisé en deux parties: la première conçue suivant une méthode qui rappelle les *Remarques* de Vaugelas, analyse et critique les néologismes et les locutions vicieuses des écoles contemporaines. La seconde traite du *Style* et de la *Composition* sur lesquels les allures du langage exercent une influence directe; le style et les ouvrages littéraires y sont étudiés dans l'agencement de leurs parties, d'une manière aussi attrayante qu'instructive, deux genres de mérite rarement réunis à ce degré dans les travaux analogues. Cet ouvrage est le plus neuf et l'un des meilleurs que l'on ait publies sur la langue et la littérature française, et le seul qui, depuis un siècle, ait traité un sujet aussi instructif; non plus au point de vue élémentaire qui convient à l'enfance, mais de manière à intéresser l'âge mûr et toutes les classes de la société.

---

[275] In der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

## Aula

### der ſchönen Literatur,

oder

Sammlung der beſten Romane, Novellen und Erzählungen

von den

beliebteſten Schriftſtellern der Gegenwart.

Siebenzehntes und achtzehntes Bändchen.

Enthält:

**Jérome Paturot von Louis Reybaud.**

I. II.

Preis à 4½ Gr. oder 18 kr. rhein.

Dieſer ausgezeichnete, humoriſtiſche Roman, der in wenigen Monaten in Frankreich 5 Auflagen erlebt hat, wird 6 Bändchen umfaſſen und binnen 14 Tagen vollſtändig erſchienen ſeyn.

Stuttgart.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

[299] In Commiſſion der Rein'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchien:

**Die große, ewige Reiſe aller Weſen zum Weltgeiſt, oder: die Unſterblichkeit der ganzen Natur, als erſte wahre Unſterblichkeitslehre.** Preis geh. 7½ Ngr.

Wer ſich nach der erhabenſten, lebendigſten und zugleich troſtvollſten Anſicht des Weltalls und der Zukunft über dem Grabe ſehnt, wird hier ſeine Sehnſucht geſtillt finden und dieſe Schrift gewiß mit erhöhtem Glauben und mit einer Menge neuer Ideen aus der Hand legen!

---

[300] Durch alle Buchhandlungen iſt von uns zu beziehen:

## Salmigondis.

### Echo de la littérature française.

4 vols. Avec le portrait de M. de Lamartine.

Gr. in-8. Geh. 6 Thlr. Ein einzelner Band 2 Thlr.

Dieſe vier ſehr ſtarken Bände enthalten eine ſehr reiche Auswahl anziehender Artikel der neueſten franzöſiſchen Literatur. Novellen, Auszüge aus Roma-

Digitized by Google

nen, intereſſante Bruchſtücke aus hiſtoriſchen Werken, Reiſebeſchreibungen, Biographien, Sittenſchilderungen, Prozeſſe ernſter wie komiſcher Art — kurz Alles was dazu beiträgt, das lebendige Treiben im franzöſiſchen Volke und ſeiner Literatur zur Anſchauung zu bringen, wird in dieſer Sammlung, mit Geſchick ausgewählt, dem Leſer geboten.

Leipzig, im Juli 1845.

Brockhaus & Avenarius.

---

[295] So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fünfter Jahrgang

**Robert Heller's Taſchenbuch**

# Perlen für 1846.

Mit Beiträgen von Hermann Fürſten **Pückler-Muskau** und Frau von **Paalzow**.

Inhalt:

**Lady Heſter Stanhope.** Vom Verfaſſer der „**Briefe eines Verſtorbenen.**"

**Maria Nadaſti.** Schauſpiel von der Verfaſſerin von „**Godwie Caſtle.**"

**Drei Werber. Ein Herz.** Vom Herausgeber.

**Unter Bauern.** Von demſelben.

Mit 5 Stahlſtichen und einem Golddrucktitel.

Elegant gebunden. Preis 4 fl. 12 kr.

Friedr. Korn'ſche Buchhandlung in Nürnberg.

---

[296] In der Verlagsbuchhandlung von **H. R. Sauerländer** in Aarau iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Genfer Novellen.** Nach dem Franzöſiſchen von R. Töpffer. Herausgegeben von Heinrich Zſchokke. — Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage in Taſchenformat. geh. à 2 fl. oder 1 Thlr. 10 Ngr.

**Zſchokke's Novellen und Dichtungen.** Zehn Theile in Taſchenformat, mit der Abbildung von deſſen Landhaus, die Blumenhalde genannt. Siebente Auflage. geh. à 8 fl. 5 Thlr. 10 Ngr.

**Zſchokke, H.**, Meiſter Jordan, oder Handwerk hat goldenen Boden. Ein Feierabend-Büchlein für Lehrlinge, verſtändige Geſellen und Meiſter. 12. geh. 1 fl. oder 20 Ngr.

---

[298] Durch alle Buchhandlungen iſt zu haben:

**Sporſchil, Joh., Geſchichte des Entſtehens, des Wachsthums und der Größe der öſterreichiſchen Monarchie.** 1r—7r Band oder 1—28ſte Lief. gr. 8. Velinpap. Preis jeder Lief. von 8 Bogen 1/3 Rthlr.

(Der 8te Band, womit dieß vollſtändigſte und ausgezeichnete Werk geſchloſſen wird, erſcheint beſtimmt bis Ende Oktober d. J.)

— — **Neueſte Geſchichte der öſterreichiſchen Monarchie vom Regierungsantritte der Kaiſerin Maria Thereſia bis zum Tode des erſten Erbkaiſers von Oeſterreich.** 2 Bände in 8 Lieferungen. gr. 8. Velinp. 1—4te Lief. Mit 2 Stahlſtichen. Preis jeder Lief. von 8 Bogen 1/3 Rthlr.

— — **Kurzgefaßte Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges.** gr. 8. Velinp. cartonn. 2/3 Rthlr.

**Gedrängte Ueberſicht der Ereigniſſe in Serbien von 1839—1844.** Von einem Augenzeugen. 8. Velinp. broch. 1/3 Rthlr.

Leipzig, im Sept. 1845.

Renger'ſche Buchhandlung.

# Moden und Trachten.

## Fragmente zur Geſchichte des Coſtüms

von

## H. Hauff.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Die Hauptgedanken, durch welche dieſe Fragmente zuſammengehalten werden, ſind, einmal, die Entwicklungen der europäiſchen Tracht in ihrer hiſtoriſchen Bedeutung und ihrem Zuſammenhang mit dem Geiſt der verſchiedenen Zeitalter aufzufaſſen, ſodann, in den Bewegungen der Tracht das Naturgeſetzliche, der Laune ſich beſtändig Entziehende nachzuweiſen, und ſo die Begriffe Mode und Tracht ſtreng auseinander zu halten. Nach dieſen Ideen werden die Haupttypen, in welche die allgemeine Tracht ſeit dem Alterthum zerfällt, mit einander verglichen; einzelne Stücke der Bekleidung werden durch verſchiedene Perioden verfolgt; es wird nachgewieſen, wie der jetzige Habitus in dem früherer Jahrhunderte wurzelt, und durch zahlreiche Beiſpiele gezeigt, was die Mode vermag, und was ſie, der Tracht gegenüber, nicht vermag. Es ſind Beiträge zur Philoſophie des Coſtüms, ſkizzenhaft in einer Form gehalten, welche dem Leſer, der ſich nur unterhalten will, die Belehrung nicht aufdringt. In einem Kapitel vergleicht der Verfaſſer die heutige Männerwelt, in ihrem allgemeinen äußern Charakter, mit der des vorigen Jahrhunderts; in einem andern theilt er nach naturwiſſenſchaftlicher Methode das Geſchlecht der Eleganten in Arten und Spielarten; in einem dritten knüpft er Gedanken über weibliche Erziehung an die Betrachtung des antiken Coſtüms. — Das Inhaltsverzeichniß iſt folgendes: 1) Vor und nach der Revolution. 2) Die männliche Tracht. 3) Phyſiognomie der männlichen Welt ſonſt und jetzt. — Eleganz. 4) Zoologiſches Fragment. 5) Volkstracht und Modetracht. 6) Weibliche Eleganz. 7) Der deutſche Pariſer. 8) Typen der Trachten. 9) Antike Tracht und weibliche hiſtoriſche Bildung. 10) Verfeinerung. 11) Der Hut. 12) Der männliche Haarputz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Die Reime

## des Francesco Petrarca

überſetzt und erläutert von

**Karl Kekule und Ludwig von Biegeleben.**

2 Bände. gr. 8. Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Dieſe neue Uebertragung der reizenden Empfindungsgemälde des „Patriarchen der modernen Lyrik," gemeinſchaftlich unternommen von zwei Freunden, zum Drucke befördert durch den Zweitgenannten, den Ueberlebenden, gibt die Originale mit dem feinſten Takte für ihren innern Lebenspuls mit allem Wohlklange, deſſen die deutſche Sprache als Nachbildnerin fremder Poeſie fähig iſt, und mit der ſtrengen Reinheit der Rhythmen und Reime wieder, welche die Form des Sonetts und ähnlicher Dichtarten, die nur in der vollſtändigen Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten ſchön ſind, zu erlangen berechtigt iſt. Eine zweckmäßige Einleitung belehrt uns aus Petrarca's Munde über ihn ſelber, und läßt uns in den Noten den Streit über Laura's Perſönlichkeit überſchauen. Die Ueberſetzung ſelbſt richtet ſich nach der Marſand'ſchen Recenſion und Anordnung des Textes, und eine Auswahl von Anmerkungen entfernt jedes Dunkel aus den herrlichen Gedichten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Schwerz's landwirthſchaftlicher Nachlaß.

[289] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

## Joh. Nep. von Schwerz's
# landwirthſchaftlicher Nachlaß.

Als Ergänzung des dritten Bandes ſeiner

## Anleitung zum praktiſchen Ackerbau

bearbeitet und herausgegeben
von

**Dr. H. W. von Pabſt,**

Director des land- und forſtwirthſchaftlichen Inſtituts zu Hohenheim.

Mit 3 Lithographien.

8. brochirt. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1.

Hauptabſchnitte des Inhalts:

Erſte Abtheilung. Kultur der Handelsgewächſe. Vorbemerkung. I. Lein- und Flachskultur. II. Hanfbau. III. Raps und Rübſen. IV. Mohn. V. Einige andere Oelgewächſe. VI. Tabaksbau. VII. Farbepflanzen. Zweite Abtheilung. Sammlung zerſtreuter Blätter ꝛc. I. Landwirthſchaftliche Aehrenleſe. II. Notizen über die Landwirthſchaft in Weſtflandern. III. Auszüge ꝛc., betreffend die Verhältniſſe eines Pachthofes in Weſtflandern.

Den vielen Freunden und Schülern des wackern Schwerz wird dieſer ſeinem Andenken mit Liebe geflochtene Kranz eine willkommene Gabe ſeyn.

Die drei Bände der vortrefflichen Anleitung zum praktiſchen Ackerbau mit dieſem dieſelben ergänzenden Nachlaß koſten nun zuſammen fl. 11. 45 kr. oder Rthlr. 7., während der frühere Preis der erſten drei Bände für ſich allein fl. 14. oder Rthlr. 9. 8 ggr. geweſen iſt.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

[308] In Unterzeichneter ſind ſo eben erſchienen:

# Monatblätter

zur Ergänzung der

# Allgemeinen Zeitung.

**1845. September.**

Inhalt.

Wetzlar. (Der Dom. — Das Archiv des Reichskammergerichts.) — Wilhelm Waiblinger. — Fauriel geſchildert von Sainte-Beuve. — Fauriel und Manzoni. — Languedoc und Toulouſe. — Raumer über die Vereinigten Staaten.

Dieſe Monatblätter ſtellen ſich die Aufgabe: Gegenſtände der Politik, Litteratur und Wiſſenſchaft auf eine erſchöpfendere Weiſe, als es der Raum eines Tagblattes geſtattet, zu beſprechen. Sie bieten den mannigfachen Strebniſſen des geiſtigen Lebens, ſowie den materiellen Intereſſen im Vaterlande ein förderliches Organ und ergänzen ſomit nicht allein die Augsburger Allgemeine Zeitung, ſondern werden auch als ſelbſtſtändiges Ganze jedem Gebildeten vom größten Intereſſe ſeyn.

Jedes Heft umfaßt nach Maßgabe des Stoffes 6—8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung und der Jahrgang von 12 Heften koſtet im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gGr.

Auch durch die Poſt können dieſelben bezogen werden, in welchem Falle der Preis ſich von uns nicht für jeden Verkaufsort, ſondern nur durch die betreffenden Poſtämter beſtimmen läßt; jedoch darf er im Bereiche des Königreichs Bayern und des Königreichs Würtemberg 8 fl. nirgends überſchreiten.

Stuttgart, im Okt. 1845.

**J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.**

Digitized by Google

# Vierteljahrs-Schrift 1845. 4tes Heft.

[309] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## das 4te Heft der deutſchen

# Vierteljahrs-Schrift

## für 1845.

### Oktober—December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Iſt die Freigebung der Bauernlehen unter allen Umſtänden den agrariſchen Zuſtänden förderlich? Mit beſonderer Beziehung auf Württemberg. — Betrachtungen über Militärverfaſſungen in dem Zeitalter der Induſtrie. — Der Verbrauch der menſchlichen Lebensbedürfniſſe in diätetiſcher, ſtatiſtiſcher und politiſcher Betrachtung. — Das Volksſchriftenweſen und der allgemeine deutſche Volksſchriftenverein. — Die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Schafzucht und Wollkunde in Deutſchland. — Die Erdaxe. — Die Vereine für wiſſenſchaftliche Vorträge. — Das Eingreifen der Regierung in die Bewirthſchaftung der Privatwaldungen. — Thee und Kakao. — Die Mittelpunkte. — Das Corpus juris und die Idee des gemeinen deutſchen Rechts. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Gedichte

von

# Nicolaus Lenau.

### Zwei Theile.

8. Velinpapier, mit dem in Stahl geſtochenen Bildniß des Verfaſſers.

Preis 5 fl. 42 kr. oder 3 Rthlr. 9 gGr.

Der erſte Theil enthält ſämmtliche Gedichte, welche in unſerm Verlage bereits fünf Auflagen erlebten, der zweite Theil bildet die vierte vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte.“ Der Beifall, den dieſe Gedichte voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantaſie ſtets gefunden, berechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Geſammt-Ausgabe derſelben ſehr willkommen ſeyn wird.

---

# Fauſt.

# Ein Gedicht von Nicolaus Lenau.

### Zweite, ausgeführtere Auflage.

Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Des Dichters ſeltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden ächter Poeſie dieſes Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeſchylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung begrüßt und von den alten Kunſtrichtern jede in ihrer Perſönlichkeit anerkannt. So wird auch unſere Zeit in dieſem Fauſt die Fortbildung des Dichtergeiſtes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einſicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterſcheiden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 245.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leser.

Montag, den 13. Oktober 1845.

— Vois ces peuples, poussant des cris confus
Vers ce divin soleil qu'ils ne reverront plus;
Vois les palais en feu, les temples s'écroulant,
Le cacique étendu sur ce brasier brûlant!

Delavigne.

## Sonette von H. Lingg.

### XIII.

Auf Tempeln Mexikos glüht im Verſinken
Die Sonne noch — was zaudert ſie ſo lange?
Sie lauſcht der Prieſter blutigem Geſange
Zum Opferfeſt beim Schall der wilden Zinken.

Und die Gefangenen ſieht ſie: Federn blinken
Von ihrem Haupt, geſchmückt mit goldner Spange,
Und reich bekränzt, gehn ſie zum lezten Gange,
Die Menge jauchzt, voran die Prieſter winken.

Wild jauchzt das Volk — des Opferaltars Kerzen
Glühn höher auf — man hält die blutgen Herzen
Der Sonne hin — was zaudert ſie noch immer?

Des Cortes Schiffe ſieht ſie längs der Hügel
Tabascos nahn, der hellen Waffen Schimmer
Blizt durch der Segel weiße Racheflügel.

### XIV.

Zur Münſterroſe ſprach die heilge Flamme:
„O könnt' ich ganz vergehn in Aetherwonne!
Mich zieht's zurück in's Heimathland der Sonne,
Zum Born des Einen Lichts, von dem ich ſtamme.

Am Ganges war ich frommer Völker Amme,
Am Nil ein Wächter düſtrer Grabcolonne,
Ich wachte beim Gebet der bleichen Nonne,
Ich ward vom Holzſtoßbrand zur Kriegesflamme.

Bei meinem Glanz ſchrieb Brahma ſeine Vedas,
Mein Licht umflog die Adlerburg Velledas,
Und zuckte durch Egerias Felſengrotte;

Ich zog vor Moſe, zog vor Mahoms Schaaren,
Ich bin nur Bild vom Bild des ewig Wahren,
Vom Abglanz, der entſtrömt dem Einen Gotte."

### XV.

Hat jahrelanger Krieg das Land zerwüthet
Und Noth verzehrt und Hagelſchlag zerſchlagen,
Dann kommt doch einmal noch voll Segenstagen
Ein Sonnenjahr, das jeden Schmerz vergütet.

Im März ſchon blüht's, die frühe Schwalbe brütet,
Hoch ſteht das Gras, zehnfache Früchte tragen
Die Felder noch dem zweiten Erntewagen,
Auf Alpen wird im Spätjahr noch gehütet.

Kaum will das Laub zu fallen ſich entſchließen,
Ob auch die Tenne dröhnt, ob auch die Bütten
Und Keller ſchon der Gährung Duft ergießen;

Digitized by Google

Nun ſegnet ſich der Greis noch, Früchte ſchütten
Die älteſten Bäume, ſüßen Wein genießen
Und weißes Brod die Aermſten in den Hütten.

XVI.

Im Gletſchereis wird kein Atom verweſen,
Im dürren Sand bleibt unverſehrt die Leiche,
Der taube Stein bleibt ewig ſich der Gleiche,
Und nur die Blüthe wird vom Tod geleſen.

Mein Griechenland, auch du, du biſt geweſen!
Zu deiner Schönheit ſprach die Zeit: erbleiche!
Und wandellos aus Trümmern größrer Reiche
Starrt jene Mumienherrſchaft der Sineſen.

Ein Nachen ſchwankt, wo Flotten einſt gelandet,
Sein Bett vergißt der Strom, die Spur vom Zuge
Der frühſten Völkerheere liegt verſandet.

Nur Wind und Wolken ſtets im alten Fluge
Ziehn hin und her, und Fluth und Ebbe brandet,
Und nur der Wechſel kommt nicht aus der Fuge.

---

## Aus den Badeerinnerungen eines Hundes.

(Fortſetzung.)

O wie ſchön war ſie, wie ſchön! Ich finde eben, daß die Sprache der Menſchen ſehr arm iſt. Schön! — ein kalter, abgenutzter Ausdruck, den man gleichwohl gebrauchen muß, weil andere Bezeichnungen fehlen. Schön iſt eine Blume, ein Baum, ein Hund ſogar, ein Pferd; es iſt erbärmlich, wenn man dieſe Benennung der höchſten Vollendung gegenüber ſtellt, welche man gleichfalls mit jenem Ausdruck bezeichnen hört. Ich möchte trotzig ſeyn und ſagen: ſie war nicht ſchön, denn ſie war nicht wie all das, was ihr Menſchen ſo zu nennen pflegt. Sie war über die Mittelgröße der Frauen und doch noch faſt ein Kind, ſehr ſchlank und doch von dem ſüßeſten Ebenmaß der reinen, weißen Glieder; ſie ſchien ſehr ſchnell gewachſen, emporgeblüht wie eine Blume über Nacht, und deßhalb ruhte jener wunderbare Hauch auf ihr, welchen die Gefühlsarmuth der Menſchen mit „Anlage zur Schwindſucht" bezeichnet, welchen aber ich armer Hund eine Ahnung nennen möchte, daß ſolch ein Weſen zu gut für die Erde, daß es eine wahre Blume iſt, nicht geboren, um alle Winter und Stürme, die Regennächte und den Honigthau eines Menſchenlebens zu ertragen. Sie trug die blonden Haare glatt geſcheitelt, die Augen waren lichtbraun, vertrauensvoll aber ernſt, wie die eines Rehs, welches noch keinen Schuß und keine Meute gehört, die Naſe wie die eines griechiſchen Götterbilds, der Mund wie der eines Engels, über deſſen Lippen noch nichts gegangen als Lobpreiſungen des Höchſten.

Und wer war ſie? wie konnte ein Hund mit ihr bekannt werden? Bevor ich darüber Auskunft gebe, muß ich noch Einiges über meine übrigen Beziehungen zu dem weiblichen Geſchlecht nachholen, d. h. zu den menſchlichen Frauen, denn von den hündiſchen ſchweige ich in dieſen Erinnerungen überhaupt gänzlich. Bei dieſer Gelegenheit muß ich einige Worte über meine Perſönlichkeit ſagen. Ich habe Glück bei den Frauen, obgleich ich nicht eigentlich ſchön bin. Es ſoll vielen Männern gerade ſo ergehen. Ich bin ſtark von Gliedern, aber gelenk, ſehr rauhhärig, ſo daß ich wilder und böſer ausſehe, als ich wirklich bin, grau von Farbe, in das röthliche ſpielend; meine Stirne iſt hoch, meine Schnauze nicht allzuweit vorgedrängt, ein Zeichen, daß ich verſtändig bin und Annäherungen zu der Thierart habe, welche ſich für die edelſte hält, zu dem Menſchen. Wenn ich alle die anmuthigen Frauen aufzählen wollte, welche mir Beweiſe ihrer Zuneigung gegeben haben, ſo würde es eine lange Liſte werden. Aus dieſem Sommer nenne ich zuerſt zwei Dichterinnen, Emma von Niendorf und Thereſe von Bacheracht; ſie werden ſich vielleicht meiner noch erinnern, wenn ihnen dieſe Zeilen zu Geſicht kommen. Jenny Lutzer hat mich oft geliebkoſt; ſie nannte mich immer „den alten Herrn," wozu ſie ſich durch die greiſe Farbe meines Fells verleiten ließ, die ich doch von Kindesbeinen an trage. Ein paarmal hat ſie mich auf die Stirn geküßt, mit denſelben Lippen, deren Töne ſo oft alle Herzen entzückt haben. Eine der holdſeligſten und zugleich geiſtig bedeutendſten Frauen dieſer Saiſon, die Gräfin Kalergi, hat mich geſtreichelt, wenn ich mich in ihre Nähe wagte, vielleicht nur in der Zerſtreuung, während ihr ſchönes Auge in weite Ferne blickte, und ſie weiß es nicht mehr. Die Namen vieler lieblichen jungen Mädchen habe ich gar nicht erfahren können, welche mich neckten und hezten, während mein Herr in den Salon gegangen war und ich auf der Treppe der Colonnade ſaß und auf ihn warten mußte. Auch Lola Montes kenne ich, und wenn Hunde Thränen hätten, ſo beſäße ich Gefühl genug, um über ſie zu weinen. Sie hat, glaub' ich, in dieſem Sommer in Baden Erfahrungen gemacht, welche nicht zu den angenehmen gehören; aber ich bin kein Journaliſt, welcher aus dergleichen eine Reihe pikanter Artikel macht. Ein ehrlicher Hund haßt den Skandal. Es iſt Jammerſchade, daß ſo liebenswürdige Weſen durch den Mißbrauch ihrer Freiheit verloren gehen. Wenn das Geſicht der hübſchen Tänzerin, der kecken Reiterin ruhig war, ſo ſchienen die obere und die untere Hälfte nicht recht zuſammen zu gehören; ſobald es aber bewegt wurde, wenn ſie ſprach oder lachte, ſtand Alles in der reizendſten Harmonie, die

kühn geſchwungenen Augenbrauen, die ſchwarzen glänzenden Augen, der kleine Mund mit den kleinen böſen Zähnen. Einmal kam ich mit meinem Herrn auf die Promenade; wir ſchlenderten Beide ziemlich gedankenlos. Lola Montes ſpielte mit dem kleinen Jungen eines Engländers vor der Galérie des Fumeurs und trieb die niedlichſte Koketterie. Mein Herr, der wohl einige Beziehungen zu ihr haben mochte, von welchen ich nichts gewahr geworden war, trat zu ihr; ich folgte natürlich. Kaum hatte mich Lola erblickt, ſo ſprang ſie auf mich zu, faßte mich am Halsband und zog mich fort. Dann ſezte ſie den kleinen Jungen auf meinen Rücken, welchen mein Herr halten mußte, daß er nicht herunter glitt, und fort ging der Ritt. Es war eine ſeltſame Cavalkade; ich war ein edles Roß, dem hübſchen lachenden Buben flogen die goldenen Löckchen um den Kopf, daß er ausſah wie ein kleiner Heiliger, und Lola, die Verlorene, führte mich als Stallmeiſter. — Es hätte uns Jemand abmalen ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(Fortſetzung.)

Im Vorbeigehen ſage ich dir, daß auf der Nordſeite der Stadt, dicht an der Rhone, vor wenigen Jahren noch ein alter Thurm ſtand, welchen eine Volksſage dem Pontius Pilatus, nachdem derſelbe bei dem römiſchen Hofe in Ungnade gefallen war, als Gefängniß und Sterbeort angewieſen hatte. Der Thurm hieß ſeit undenklichen Zeiten „tour de Pilate.“ — Und jezt laß mich einen Blick in den von der mächtigen Mauer umzogenen innern Raum werfen, wo manches in hohem Grade anziehende Detail unſere Aufmerkſamkeit feſſelt.

Die Vienne umgebenden Berge, der Mont Salomon oder Salutis Mons, auch Sospolium genannt, ferner der Mont Arnaud oder Pompeiacum, dann der Mont St. Blandine oder Quiriacum, und endlich St. Juſt oder Crappum, hatten ihre lateiniſchen Namen, der Chronik des erwähnten Erzbiſchofs Adon nach, einigen Tribunen Cäſars zu Ehren erhalten. Aber das Zuſammentreffen der Bedeutung des Namens mit dem Charakter des bezeichneten Punktes ſcheint ſchon bei der erſten der genannten Höhen jene hiſtoriſche Nachricht zu widerlegen. Die Bezeichnung Salutis Mons, Berg des Heils, oder, was daſſelbe ſagen will, Sospolium (vom griechiſchen Sosipolis, Beſchützer der Stadt), entſpricht offenbar weniger der Meinung Adons, als der Aeußerung des berühmten Connetabels Lesdiguières, welcher, nachdem er dieſe Höhe lange mit großem Intereſſe betrachtet hatte, erklärte, daß auf derſelben eine der beſten Feſtungen Europas angelegt werden könnte. Der von drei Seiten faſt unzugängliche Berg iſt in der That mit ſeinem Fuß kaum hundert Schritt von der Rhone entfernt und beherrſcht dieſe, ſowie eine an ſeinen Fuß hinangedrängte Hauptſtraße nach den Alpen und nach Italien.

Abgeſehen aber von der militäriſchen Wichtigkeit des Punktes, fällt derſelbe auch unter allen andern in der nächſten Umgebung von Vienne durch ſeinen impoſanten Anblick dem Reiſenden zuerſt in die Augen. Ueber den Felſenwänden, welche zum Theil ſenkrecht ſich über die an ſie angelehnten Häuſer der Stadt erheben, thront die majeſtätiſche Ruine des Forts La Batie, welches, von den Biſchöfen von Vienne auf den Fundamenten einer römiſchen Veſte erbaut, unter dem Cardinal Richelieu, gleich der Mehrzahl der feudalen Schlöſſer Frankreichs, geſchleift wurde. Die Mauern, welche an den felſigen Flanken des Berges hin und wieder, auf und ab laufen, tragen nicht wenig dazu bei, ſein pittoreskes Anſehen zu vermehren; auch ſind noch bedeutende Reſte einer ſtarken Ringmauer vorhanden, mit welcher die Römer die ſich auf allen Seiten mehr oder weniger von dem umliegenden Terrain abſondernde Hauptmaſſe des Berges umgeben hatten.

Als nächſter Nachbar des Mont Salomon zeigt ſich uns der Mont Arnaud (Pompeiacum), ebenfalls durch bedeutende Ruinen der einſt ſeinen breiten Rücken bedeckenden römiſchen Befeſtigung ausgezeichnet. Zwiſchen ihm und dem ſüdlicher im Halbkreiſe gelegenen Mont St. Blandine (Quiriacum) windet ſich das enge und tiefe Thal von Pont Evêque mit der faſt eine Stunde langen Vorſtadt gleichen Namens, mit dem Flüßchen Gère und der vom Salutis Mons beherrſchten Straße nach den Alpen hinauf. Quiriacum iſt ohne Frage die intereſſanteſte der vier Vienne umfaſſenden Höhen; denn dieſelbe beſteht, troß ihrer beträchtlichen Höhe, größtentheils aus dem Gemauer, welches die verſchiedenen Perioden der Geſchichte der uralten Stadt nach und nach aufgethürmt haben, ein Umſtand, welcher dem Berge den Namen Mont artificiel beigelegt hat.

Durch die winkligen Gaſſen des bergigen Theils der Stadt gelangt man auf den ſelbſt in dieſer leztern faſt ungekannten Platz du cire, oder, im Patois des Landes, du cirou, eine Benennung, welche, bei der höchſt wahrſcheinlichen Verwandlung des Wortes cirque in cirou, uns auf die unſer hier wartenden Erſcheinungen vorbereitet. — Eine Gartenthür führt uns von dem genannten Platze an den Fuß der der Stadt zugewendeten Weſtſeite des Berges, welcher leztere, von hier aus angeſehen, einen höchſt eigenthümlichen, maleriſchen Anblick darbietet.

Digitized by Google

Denke dir einen faſt ſenkrechten, mehrere hundert Fuß hohen Abhang, an welchem mittelſt einer Menge über und hinter einander geſtellter Mauern Gartenanlagen aller Art, Blumenbeete, Obſtbäume, Gemüſefelder, Weingeländer terraſſenförmig emporgetragen werden. So vielen Umwälzungen nun auch dieſes Terrain durch den Einfluß der Jahrhunderte und durch die agronomiſchen Beſtrebungen der Menſchen unterworfen worden iſt, erkennt man doch noch deutlich eine ſich auf dieſe ganze Flanke des Berges ausdehnende halbkreisförmige Auskehlung, und man kann bei näherer Beſichtigung zahlreicher, die Hand der Römer verrathender Mauern und Gewölbe an dieſem Abhange nicht länger zweifeln, daß man auf den Stufen eines römiſchen Amphitheaters ſteht.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Frankfurt a. M.**, September.

(Fortſetzung.)

Die deutſchkatholiſche Bewegung. — Ronge. — Katholiſche Gegenbewegungen. — Rabbinerverſammlung.

Die Beiträge der Proteſtanten haben vorzüglich den Kirchenfonds der Deutſchkatholiken geſchaffen und ſetzen ſie in Stand, Geiſtliche zu ſalariren. Bis jezt hat die Gemeinde nur einen Geiſtlichen feſt angeſtellt, den Pfarrer Kerbler. Dieſer iſt aber eigentlich für die mittel- und ſüddeutſche Miſſion beſtimmt, und es ſucht die hieſige Gemeinde deßhalb einen zweiten eigenen Geiſtlichen zu gewinnen. Sie hat deßhalb den ehemaligen proteſtantiſchen Theologen Hieronimy aus Hildesheim hieher berufen, welcher neulich auch den Gottesdienſt in der reformirten Kirche hielt, und zwar an demſelben Sonntag und in der Stunde, in welcher Ronge hier durch nach Stuttgart reiste; zugleich hält Hieronimy abwechſelnd mit Heribert Rau, wie es auch Looſe aus Stuttgart während ſeiner kurzen Anweſenheit dahier gethan, in dem Saale des holländiſchen Hofes, dem neuen Verſammlungslokal der Deutſchkatholiken, Mittwoch und Freitag Abends Vorleſungen über den römiſchen und deutſchen Katholicismus. Dieſe Vorleſungen, deren Charakter nicht näher bezeichnet zu werden braucht, ſind auch ſehr ſtark beſucht, und beſonders von den Meßfremden, für deren Aufklärung über den Deutſchkatholicismus ſie auch berechnet ſind. Ueberfüllt war der Verſammlungsſaal am lezten Sonntag, an welchem Heribert Rau im Namen der Deputirten Bericht erſtattete über das Reſultat der Stuttgarter Synode. Die Deputirten ſind mit der ihnen und der deutſchkatholiſchen Sache zu Stuttgart in allen Kreiſen gewordenen Aufnahme ſehr zufrieden, wie nicht weniger mit dem Empfange, der Ronge dort geworden. Alle Beſchreibung überſteigt aber die Exaltation, mit welcher unſere Stadt den neuen „Reformator“ bei ſeiner Durchreiſe hier empfing. Keinem Monarchen iſt in neuerer Zeit eine gleiche Auszeichnung vom Volke geworden. Ronge war ſelbſt darüber betroffen, um ſo mehr, da er ganz unerwartet hier ankam. Beſondere Auszeichnungen ſollen ihm werden, wenn er, wahrſcheinlich aber erſt in nächſter Woche, auf der Rückreiſe aus Schwaben wieder hieher kommt. Sämmtliche Sängervereine unſerer Stadt wollen ſich vereinigen, Ronge eine große Serenade zu bringen, und an Volksacclamationen wird's dabei nicht fehlen. Nach dem ſeitherigen Verhalten unſerer Polizei ſteht nicht zu beſorgen, daß dieſelbe etwas dagegen einzuwenden haben werde. Allein eine der lutheriſchen Kirchen wird der Senat für den von Ronge abzuhaltenden Gottesdienſt nicht bewilligen, da er in der Begünſtigung der Sache nicht weiter gehen will als Preußen. — Die günſtige Aufnahme, welche in unſerer Stadt der deutſchkatholiſchen Sache geworden, hat die eifrigſten der Römiſchkatholiſchen zu einer Gegendemonſtration beſtimmt. Schon längſt war es ihnen ein Bedürfniß, einen öffentlichen Ort zur geſelligen Unterhaltung zu finden, wo ſie durch die Tagesgeſpräche über Ronge und den Deutſchkatholicismus ſich mit Gleichgeſinnten unterhalten könnten. Da aber ein ſolcher öffentlicher Ort in unſerer ſo proteſtantiſch und deutſchkatholiſch geſinnten Stadt nicht zu finden war, ſo vereinigten ſie ſich zur Bildung einer geſchloſſenen Geſellſchaft, der es auch nicht ſchwer hielt, ein Lokal zu finden. Die Geſellſchaft hat ſich zum Grundſatz gemacht, nur feſte Katholiken aufzunehmen, und zählt nun ſchon über hundert Mitglieder. Der gelehrte Stand iſt dabei durch einige mit dem katholiſchen Gemeindevorſtand in naher Berührung ſtehende Juriſten vertreten. Man iſt gegneriſcher Seits geneigt, die Bildung dieſer Geſellſchaft hierarchiſchen Einflüſterungen zuzuſchreiben. Während aber die hieſigen Geiſtlichen ſich ſeither vom Beſuche der Geſellſchaft noch entfernt hielten, ging keiner der in dieſem Monat in großer Anzahl hier verweilenden katholiſchen Geiſtlichen der Umgegend an ihr vorbei. — Schon fangen auch die konfeſſionellen Rückſichten an in's praktiſche Leben zu greifen, und das kann ſchlimme Folgen nach ſich ziehen. Zu den kirchlichen Unbehaglichkeiten kommt noch die Spannung zwiſchen dem katholiſchen Gemeindevorſtand und dem Senat. Früher waren es Dotationsbeſchwerden, welche den Gemeindevorſtand erfolglos mehrmals bei der Bundesverſammlung gegen den Senat klagbar auftreten ließen. Jezt iſt der bekannte Handel mit dem Kaplan Roos dazu gekommen, der aber erſt im nächſten Jahre von der Bundesverſammlung erledigt werden wird, da ſie bis dahin Ferien hat. Vielleicht haben ſich allermittelſt die Gemüther etwas beruhigt. — Zu den hieſigen kirchlichen Begebenheiten der lezten Zeit zählt ſich auch die in der Mitte Juli's gehaltene Rabbinerverſammlung. Welche Anfechtungen dieſe jüdiſch-kirchliche Verſammlung von vornherein zu dulden hatte, iſt bekannt, und den Rabbinern Bayerns war es ſogar verboten, daran Theil zu nehmen. Zur Gründung eines deutſchen Judenthums iſt durch die Beſchlüſſe der Rabbinerverſammlung ein mächtiger Schritt vorwärts geſchehen. Ich werde vielleicht auf dieſelben zurückkommen, da die Protokolle nächſtens im Druck erſcheinen. Den Diskuſſionen der Rabbiner ſchenkte man große Aufmerkſamkeit und bewunderte manch ausgezeichneten Redner unter ihnen. Wenige Orthodoxe ſind den Reformbeſtrebungen entgegen, die große Mehrzahl der Gemeinde mit ihrem Vorſtand iſt dafür. Daß man den fremden Rabbinern zu Ehren im Theater den Leſſingſchen „Nathan“ aufführte, war für die Orthodoxen ein großes Aergerniß. Andererſeits iſt aber der hieſige Verein für Reform des Judenthums etwas bedächtiger geworden und zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Wiſſenſchaft dem Volke in der Religion nicht allen Glauben rauben dürfe, ohne es unglücklich zu machen. Der Reformverein wird deßhalb vorerſt nur läutern, und wie in allen Dingen, ſo iſt auch in der Religion der Stillſtand unmöglich geworden, der gewaltſame Umſturz aber gefährlich.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 246.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 14. Oktober 1845.

— Far and wide
Temple and tower went down, nor left a side: —
Chaos of ruins! who shall trace the void,
And say: »here was, or is,« where all is doubly night?

Byron.

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(Fortſetzung.)

Erſt wenn jedes Bedenken in dieſer Hinſicht der durch die ſprechende Wirklichkeit aufgedrungenen Ueberzeugung gewichen iſt, bewundert man die auf den erſten Blick als ein Grund des Zweifels ſich darſtellende ungeheure Größe dieſes den Kampfſpielen der Alten gewidmeten Baues und zugleich die Gewandtheit, mit welcher ſie durch wohlverſtandene Benutzung der ihnen durch die Natur an die Hand gegebenen Mittel auf die möglichſt einfache, Zeit und Koſten ſparende Weiſe zu den größten Zwecken zu gelangen wußten.

Wie ſchmerzlich aber laſſen dieſe rieſenhaften Trümmer es bedauern, daß nicht glücklichere Umſtände hier, wie z. B. in Nimes, uns mehr als faſt unkenntliche Bruchſtücke erhalten haben. Die Amphitheater zu Vienne und Lyon waren die beiden größten des römiſchen Galliens, und ſie übertrafen, wie Lipſius beſtätigt, * bei weitem das zu Nimes, welches mit Recht das Staunen und den Enthuſiasmus aller Reiſenden erregt.

Von den Ruinen des Amphitheaters aus ſieht man zugleich an dem nur durch eine enge Schlucht von dieſem Monumente getrennten Abhange des Mont St. Juſt die Reſte des römiſchen Theaters. Dieſe ſind indeſſen dergeſtalt zerrüttet, daß ſie ſelbſt der lebhafteſten Phantaſie kaum die Materialien zum Wiederaufbau liefern. Wenden wir uns daher lieber noch einmal dem Berge Quiriacum zu. Wenn wir aufwärts ſchauen, ſo ſehen wir über unſern Häuptern, gleichſam zwiſchen Erde und Himmel ſchwebend, auf dem obern Rande des Amphitheaters das von den Alten Eumedium * genannte Fort Pipet thronen, und jener Name iſt wahrlich durch die Lage der Feſte vollkommen gerechtfertigt; denn dieſe beherrſcht, ſelbſt gedeckt durch die weiter hinausliegenden Vertheidigungswerke, nicht nur die Stadt, ſondern auch die ſeitwärts unter ihr hinſtreichenden Thäler von Portevêque und St. Benoit. — Vergebens aber würden wir verſuchen, vom Amphitheater aus die koloſſale Ruine des Forts zu erſteigen; ein Umweg durch Weingärten führt uns aber alsbald in den jezt ebenfalls mit Weinbau angefüllten innern Raum deſſelben hinauf. Erſt am Fuße der rieſigen Mauern dieſes Baus angelangt,

* Noti hoc nominis et celebris non per Galliam solum sed per Europam, et credunt multi, eximium etiam olim opus fuisse, non ego, qui scio majora multo et operosa magis habuisse Lugdunum et Viennam, nobiles illas urbes, præ quibus quid Nemausus?

* Von εὖ (wohl) und μεδεῖν (beherrſchen).

Digitized by Google

Mauern, welche bei einer Stärke von 18 Fuß ſelbſt jezt noch in ihrem vollſtändigen Verfalle ſich hier und da zu einer Höhe von 50 Fuß erheben, fühlt man ſich ganz von jener ehrfurchtsvollen, träumeriſchen Bewunderung durchdrungen, zu welcher die Werke der Römer uns ſtimmen.

Die Mauern des Caſtells folgen an ihrer Baſis den unregelmäßigen Umriſſen des kleinen Felsplateaus, das den Rücken des Berges einnimmt, um dann, ſobald ſie durch Erhebung über den Boden die Freiheit ſelbſtſtändiger Bewegung gewonnen haben, die Form eines gegen Oſten abgerundeten Parallelogrammus anzunehmen. — Wann dieſes Fort erbaut worden iſt, das möchte bei dem gänzlichen Mangel aller Inſchriften oder hiſtoriſchen Nachrichten ſchwer zu ermitteln ſeyn. Die Reſte des Monuments geben darüber eben ſo wenig befriedigenden Aufſchluß. Das Mauerwerk iſt opus insertum; da dieſes aber, nachdem es unter den Conſuln angewendet und dann zur Zeit des zweiten Triumvirats durch das opus reticulatum verdrängt worden war, nach Auguſt wieder in ſeine frühern Rechte zurücktrat, ſo iſt den Conjuncturen hier, wie du ſiehſt, ein nur zu weites Feld eröffnet. Schneider meint, das alte Cumedium ſey das Capitol von Vienne geweſen, und ſtüzt ſeine Meinung auf einige innerhalb der Mauern der Feſte gefundene und auf ein Gebäude von großer Pracht hindeutende Baureſte. Im Mittelalter ſpielte Pipet ebenfalls als Feſtung eine bedeutende Rolle; ſo groß aber iſt die Dauerhaftigkeit der römiſchen Werke im Vergleich zu allen ſpätern, daß heute die mittelalterlichen Mauern die älteſten und die römiſchen die neuern ſcheinen. Ein Steinwall, welcher in einer Höhe von 50 bis 60 Fuß die Nordſeite des Berges gegen die Angriffe der Gère ſchüzt und troz 5 bis 6 Fuß tiefer, durch das Waſſer in ſeinen Fuß eingegrabener Breſchen noch immer unerſchüttert feſt ſteht, kann uns als ein naheliegender neuer Beweis für die unübertreffliche Feſtigkeit der römiſchen Bauten dienen.

Daß bei dem Werthe, welchen die Alten auf den Beſitz guten Waſſers legten, einer Stadt wie Vienne ein Aquäduct nicht fehlen konnte, läßt ſich zum voraus erwarten. Es bietet ſich uns hier freilich kein Werk dar, das, gleich dem Port du Gard bei Nimes, durch ſeine alle Vorſtellung und Erwartung überflügelnde, geradezu überwältigende Erſcheinung uns ſtumm vor Staunen macht. Der Aquäduct von Vienne war unter der Erde hingeführt; aber die Bruchſtücke deſſelben, auf welche wir an den verſchiedenſten Punkten der Stadt und Umgegend ſtoßen, geben uns das Bild eines, durch ſeine Ausdehnung wahrhaft großartigen Kanalſyſtems, das, indem es ſich nach und nach vor unſerer Phantaſie entwickelt, unſerem Verſtande ebenfalls Bewunderung abnöthigt.

(Fortſetzung folgt.)

# Aus den Badeerinnerungen eines Hundes.

(Fortſetzung.)

Es iſt etwas Schönes um eine Frauenhand. Ihre Berührung dringt wie ein elektriſcher Funke auch durch ein Fell, ſo rauh wie das meinige. Aber die ſchönſte von allen war *ihre*; wie ſchön, o wie ſchön! — und ſie erinnert mich daran, zu meiner einfachen Geſchichte zurückzukehren, die ich über der Aufzählung meiner Frauenbekanntſchaften faſt vergeſſen. — Eine einfache Geſchichte, habe ich geſagt, denn ich ſchreibe keinen Roman. Wir Hunde haben es noch nicht begriffen, wie man aus den Erſcheinungen des Lebens das Opium, den Taumelſaft der Romane zuſammenmiſcht. Ich gebe nichts als ein einfaches Stückchen Leben, eine ſtille Geſchichte, welche verklungen iſt, ohne daß ſelbſt das Ohr der Zunächſtſtehenden den Zuſammenhang der Töne vollſtändig geahnt haben mag. Was kann ich dafür, daß ſie mein armes hündiſches Herz ſo tief gerührt hat?

Es regnete ein wenig, wie in dieſem Sommer ſo häufig. Mein Herr ging in die Trinkhalle und ſtieg hinauf zu Götzenberger in das von Glaswänden umgebene Gerüſte, um nach einem in Arbeit begriffenen Bilde zu ſehen. Dieſe Freskogemälde kümmerten ihn ſonſt gar nicht viel, aber dießmal ſtand die Sache anders. Gerade wie ich durch den Maler verewigt worden bin, ſo bildete auch den Mittelpunkt des in Rede ſtehenden Bildes ein edles Roß, zu welchem er an einem Schimmel meines Herrn Studien gemacht hatte. Der Graf wollte ſehen, wie ſich ſein Schimmel auf der Kalkwand ausnahm; dieß iſt die einfache Erklärung ſeines Kunſtintereſſes. Während er oben war, trieb ich mich unten in der Halle umher, wo eine engliſche Familie, zahlreich wie alle dieſe engliſchen Familien, ihren von Regen geſtörten Spaziergang fortſezte. Um von ihr bemerkt zu werden, ſprang ich auf einen Tiſch, wie ich denn überhaupt das Sitzen an erhöhten Orten liebe. So oft von nun an die Damen an mir vorbei gingen, ſtreichelte mich ein wunderbar ſchönes Mädchen. Habe ich zu ſagen nöthig, daß *ſie* es war? Das ſüße Kind trug ein grauſeidenes Kleid, das um den Hals ſchloß und einfach, ohne allen Aufputz ſich um die ſchlanken Formen ſchmiegte. Die Aermel waren eng anliegend, die Arme in ihnen mochte die Natur, als ſie dieſes Weſen ſchuf, wohl von einem Elfenleib entlehnt haben. Die Hände ſteckten faſt komiſch klein in den bläulichen Handſchuhen; ſie trug nichts in ihnen, keinen Shawl, keinen Schirm, ſie ſchlenderte mit ihnen in der anmuthigſten kindlichen Nachläſſigkeit ſo lange, bis ſie zu mir kam und dieſelben in meinem Fell wühlen ließ. Daß ich mich ſo artig zeigte,

Digitized by Google

wie ich nur konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Ein Hut von durchbrochenem Stroh ſchmiegte ſich an ihre blonden Haare und an das ſchmale Geſichtchen. Der Regen hörte auf, die Geſellſchaft ſuchte wieder das Freie und wandte ſich zur großen Treppe, bevor ſie von Neuem an mir vorbeigegangen war. Da wandte ſich das liebe Kind noch einmal um, in ein paar fröhlichen Sprüngen war es bei mir, umhalſte mich zum Abſchied und drückte mir, unbemerkt von den Uebrigen und, wie es ſelbſt meinte, ungeſehen von der ganzen Welt, einen Kuß auf die zottige Stirne.

Es lag die ſüßeſte Unſchuld in dieſem Kuſſe, das reinſte Liebesgefühl, das in ſeiner kindlichen Bewußtloſigkeit noch nicht weiß, wohin und wo hinaus, und deßhalb ſeine Füllen an das Lebloſe verſchwendet, wie z. B. an ſeine Puppe, oder an das Unvernünftige, wie an mich, denn in dem Hochmuth der Menſchen iſt auch der geſcheidteſte Hund nichts als ein unvernünftig Thier.

Mein Herr hatte aus ſeinem gläſernen Verſtecke, welches zum Theil mit Leinwand umzogen war, Alles mit angeſehen. Er kam herunter und klopfte mir auf den Kopf. „Du biſt ein glückliches Thier, Ramaſſe,“ ſagte er. „Die Kleine iſt allerliebſt, und ich muß zuſehen, daß ich mit ihr bekannt werde.“

Er wurde auch mit ihr bekannt — wo? weiß ich nicht; in den Sälen des Geſellſchaftshauſes, oder ſonſt an einem Zuſammenkunftsorte, wo einem Hunde der Zutritt verſagt iſt. Ich ſah ihn einige Abende nachher mit ihr und ihren Angehörigen auf der Promenade gehen, und er verſchwendete alle ſeine Liebenswürdigkeit an das junge Mädchen, welches ſeinerſeits an dieſer Leichtigkeit des Umgangs, an der Gefälligkeit ſeiner Formen, hinter welchen ſich ſo viel ahnen ließ, viel Gefallen zu finden ſchien. Mir aber ahnte das Schlimmſte; mein hündiſches Herz ſchnürte ſich mir in der Bruſt zuſammen, als ich das Spiel betrachtete, welches hier mit einem Menſchenherzen getrieben wurde. — Was ſoll ich weiter erzählen? Aus dem Ganzen wurde eine Liebesgeſchichte, wie es deren ſchon viele gegeben hat, auf der einen Seite nichts als Abſicht und Berechnung, auf der andern das vollſte Vertrauen, die reinſte Abſichtsloſigkeit, ein unbewußtes Hingeben aus einer mächtig werdenden inneren Nothwendigkeit.

Der Graf hatte es klug einzurichten gewußt, daß an einem Diner auf dem alten Schloſſe, welches von mehreren ruſſiſchen Familien veranſtaltet wurde, auch einige Engländer und darunter die Angehörigen Mathildens, Theil nahmen. Als die lezten Kelche Champagner geleert waren, zerſtreuten ſich einzelne Gruppen in der Ruine, um von dort den Sonnenuntergang zu betrachten. Mein Herr und das junge Mädchen blieben auf der oberſten Galerie länger als alle Uebrigen. Eben tauchte die Sonne nieder. Die Hälfte der goldenen Kugel ſchwebte noch zwiſchen zwei Kuppen der Vogeſen. — „Iſt es nicht, als ob ſie gerade in die Erde hineinſchlupfen wollte?“ fragte Mathilde. — Mein Herr ſah ſie mit glänzenden Augen an: „Ja, als Kern, als glühendes Herz der Erde. Die Sonne iſt die ewige Liebe, unſere Welt wäre todt ohne ſie. Sie ſenkt ſich in dieſelbe, damit dieſe arme Erde leben kann.“ — „Sie fangen an zu ſchwärmen, mein guter Paul.“ — „Spotten ſie nur, Mathilde. Wenn man in dem eigenen Herzen das Phänomen erlebt hat, welches uns eben ſcheinbar die Sonne bietet, wenn die Liebe in es hineingeſunken iſt und in ihm ihr glühend Leben führt, ſo ſieht man ſich nur zu leicht zu Anwendungen und Deutungen aus ſich heraus verleitet.“

Er ergriff bei dieſen Worten ihre Hand, dieſe wunderſame kleine Hand, und bedeckte ſie mit Küſſen. Ich hätte meinem eigenen Herrn an die Bruſt fahren mögen. — Beim Nachhausweg wählte nur der ältere Theil der Geſellſchaft die bereitgehaltenen Wagen; die jüngeren Leute zogen es vor, durch den Wald hinabzugehen, um den ſchönen Abend deſto länger zu genießen. Mathilde und der Graf blieben am weiteſten zurück; ich, als ein treuer Hund hielt mich natürlich in der Nähe meines Herrn. Es dämmerte bereits. Ich mußte ſehen, wie ſie ſich küßten. — Mich küßte das liebe Kind nicht mehr, kaum legte ſie mir noch einigemal die Hand auf meinen Kopf oder Rücken. Sie hatte jezt ein anderes Ziel für das erwachende Liebesgefühl gefunden; ob ein beſſeres, als den Hund? — —

(Schluß folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Leipzig, September.**

Die Auguſtereigniſſe.

Noch immer bilden den Mittelpunkt aller Unterhaltung in unſerer Stadt die unglücklichen Auguſtereigniſſe. Betrachtet man die Folgen, welche ſie nicht bloß für Leipzig, ſondern für ganz Sachſen bisher gehabt haben und wahrſcheinlich noch geraume Zeit haben werden, ſo iſt die lebhafte Theilnahme aller Einwohner des Landes an jenen Vorgängen vollkommen gerechtfertigt. Die Militärmacht, womit die Regierung unmittelbar nach den erſten Tagen der Aufregung Leipzig zu imponiren ſuchte, hat uns bis auf eine Abtheilung Artillerie zwar wieder verlaſſen, aber eine noch viel drückendere, allen Gedankenaustauſch lähmende unſichtbare Gewalt iſt an deren Stelle getreten — die bis aufs Aeußerſte verſchärfte Cenſur. Das erbittert nicht blos diejenigen, welche die Feder zu führen ſich berufen hatten, es ergrimmt auch jeden Einzelnen, da es gegenwärtig unmöglich iſt, in ſächſiſchen Blättern ein gerades Wort über die Vorfälle des Auguſt, über deren Veranlaſſung und bedeutungsvollen Folgen zu ſchreiben. Selbſt Ausſagen glaubwürdigſter Augenzeugen, die doch weſentlich zur Aufklärung des Geſchehenen beitragen könnten, ſelbſt dieſe, und dieſe zumeiſt, weiſt die Cenſur zurück. Nun flüchtet ſich die Mißſtimmung und gerechte Erbitterung in ausländiſche Blätter, und wenn dann in ſolchen manch

Digitized by Google

hartes Wort gedruckt wird, wenn die gereizten Gemüther eine gereizte Sprache führen, wer mag es ihnen verargen? Die Stadt iſt demnach äußerlich vollkommen ruhig, aber innerlich gährt es und wird es noch lange gähren, wenn nicht etwa der inzwiſchen eröffnete Landtag zur Beruhigung des Volkes beiträgt.

Sie wiſſen, daß eine königliche Unterſuchungskommiſſion hier niedergeſezt wurde, um die Schuldigen zu ermitteln, oder vielmehr Veranlaſſung und Verlauf des Geſchehenen zu ergründen. Anfangs ſah es gar nicht darnach aus, als werde dieſe Commiſſion gute Geſchäfte machen, denn Niemand wollte ſich melden, Ausſagen niederzulegen; ſpäter jedoch änderte ſich dieß und die Commiſſion bekam Arbeit in Menge. Von Seiten des Miniſteriums ward dem Volke Veröffentlichung der Aufſchlüſſe verſprochen, welche die Commiſſion über die unglückliche Angelegenheit erhalten werde, allein, obſchon die Commiſſion ſeit drei Wochen bereits ihre Arbeiten beendigt hat, iſt doch bis heut noch kein aufklärendes oder beruhigendes Wort von ihr vernommen worden. Die Herren Commiſſäre haben die Stadt verlaſſen. Herr v. Langenn wohnt den Sitzungen des Landtags bei, aber Alles, Alles ſchweigt! Warum? fragt das Publikum. Will das Miniſterium ſein Verſprechen nicht halten? Oder ſind die Aufſchlüſſe der Art, daß man am liebſten nicht davon ſpräche? — Das Volk ſoll vertrauen, ſoll auf keine umlaufenden Gerüchte hören. Sehr wohl! Aber dann ſpreche man auch offen und frei! Dann beruhige man endlich die Gemüther und nenne den Namen des Mannes, durch deſſen Befehl zum Feuern zehn Unſchuldige den Tod fanden! Jene Uebelthäter, welche die verabſcheuungswürdigen Exceſſe begingen, werden ohne Zweifel ihre verdiente Strafe erhalten, was jeder gute Bürger ſehnlichſt wünſcht, allein eben ſo ſtrenge und gerechte Beſtrafung verlangt er auch für den zweiten, noch größern Frevel. Das „Sichausſchweigen" mag für nicht konſtitutionelle Regierungen häufig ein recht probates Mittel ſeyn, da in ihm die allerdeutlichſte Antwort liegt, in konſtitutionellen Staaten dagegen iſt auf lange Dauer nicht damit auszukommen, wenn die vorhandenen Mißſtimmungen ſich nicht vermehren ſollen. Indeß gewohnt an's Warten und zur Geduld erzogen von Haus aus, werden die Sachſen auch dießmal zum Warten ſich bequemen müſſen, und ſind ſie nur erſt wieder geduldig geworden, auch ſicher eine Antwort bekommen, mit der ſie ſich beſcheiden können.

(Fortſetzung folgt.)

## Frankfurt a. M., September.

(Fortſetzung.)

Verhältniß der Journale zur kirchlichen Bewegung. — Literatur.

Von unſern drei politiſchen Blättern nimmt nur das „Frankfurter Journal" Partei für die deutſchkatholiſche Sache. Die „Oberpoſtamtszeitung" ignorirt dieſelbe und meldet nur, wenn ihr Hemmungen von oben herab entgegentreten. Hofrath Berly iſt noch nomineller Redakteur der Oberpoſtamtszeitung, hat aber nur noch die franzöſiſchen und engliſchen Blätter für dieſelbe zu bearbeiten. Der eigentliche Redakteur iſt Dr. Ernſt Freiherr v. Röder, während Otto Müller das „Converſationsblatt" redigirt. Dieſe drei Redakteurs ſind gute Proteſtanten und tüchtige Männer, müſſen aber ihre Ueberzeugung andern Rückſichten opfern. So will es das Dienſtverhältniß. Auch das „Journal de Francfort," deſſen Redaktion auch ein Proteſtant, Dr. Beurmann, leitet, ignorirt bis jezt die deutſchkatholiſche Sache und theilt auch nur die höhern Verfügungen mit. Andererſeits können aber auch weder die „Oberpoſtamtszeitung" noch das „Journal de Francfort" katholiſche Organe genannt werden, weßhalb ſie auch im Stillen manche Anfeindung zu dulden haben. Zu den Frankfurter Lokalblättern iſt wegen ihrer ſtarken Verbreitung hier gewiſſermaßen auch die „Hanauer Zeitung" zu rechnen. Dieſe iſt für die kirchliche Bewegung, ſchließt aber auch einer katholiſchen Meinung nicht ihre Spalten. — Unſere übrige Preſſe hat bis jezt eigentlich wenig im kirchlichen Streit zu Tage gefördert, während wir namentlich von Leipzig aus mit kirchlichen Streitſchriften überfluthet wurden. In lezter Zeit hat dieß etwas nachgelaſſen, und die politiſchen Schriften, die einem raſchen Verbot entgegengehen, kommen wieder mehr zum Vorſchein. — Sonſt zeigt ſich unſere Preſſe rühriger und wir dürfen geſtehen, daß der Verlagsbuchhandel Frankfurts einen neuen Aufſchwung genommen. Außerordentlich thätig und unternehmend iſt die erſt ſeit Kurzem hier in's Leben getretene „Literariſche Anſtalt" (Rütten und Löwenthal). Von den geſammelten Werken Gutzkows hat ſie nun fünf Bände ausgegeben und man muß zugeben, daß Gutzkow in der Umarbeitung ſeiner Werke die Auswüchſe der ungeſtümen Jugend und der Zeiteindrücke zu entfernen wußte, ohne ſeinem Genius etwas zu vergeben. In den Vorworten zu den neuen Ausgaben beweist er auch, daß er ſich ſelbſt ſtrenge zu beurtheilen vermag. Aufſehen machen die im dritten Bande der Gutzkowſchen Werke erſchienenen „Wiener Eindrücke," das Reſultat ſeiner jüngſten Reiſe nach Wien. Da Gutzkow als dramatiſcher Dichter die öſterreichiſche Bühne nicht leicht miſſen kann, muß es um ſo bedeutungsvoller erſcheinen, daß er ſo ſchonungslos die Wiener Zuſtände angreift. — Bemerkenswerth iſt, daß das in der literariſchen Anſtalt erſchienene Buch: „die heilige Familie, oder Kritik der kritiſchen Kritik," von F. Engels und K. Marx, trotz der ſcharfen Angriffe auf ſeine deſtruktive Tendenz, einen bedeutenden Abſatz gefunden hat. — „Ariſtophanes' Werke," deutſch von Ludwig Seeger, „die Memoiren des Generals Eckemeyer" ſind auch beachtenswerthe neue Verlagsartikel der literariſchen Anſtalt, während ſie jezt ein nachgelaſſenes Manuſcript von Jean Paul und ein neues Werk von Heinrich König unter der Preſſe hat. — Von der ſo günſtig aufgenommenen Schloſſer-Kriegkſchen „Weltgeſchichte für's deutſche Volk" iſt von der Varrentrappſchen Verlagshandlung das ſechste Heft (jedes Heft circa 18 Bogen ſtark) ausgegeben. — Sauerländer ſpendete in der lezten Zeit ſein prachtvoll ausgeſtattetes „Rheiniſches Taſchenbuch für 1846," das jezt Dräxler-Manfred redigirt und das in der Taſchenbuchsliteratur eine erſte Stelle einnimmt; ferner das dramatiſche Gedicht von Fried. Rückert: „Criſtoforo Colombo, oder die Entdeckung der neuen Welt," in drei Theilen, das die Schönheiten und die Schwächen der Rückertſchen Muſe in ſich vereinigt und das große Weltereigniß in dramatiſcher Form klar zu ſchildern ſucht; — den zweiten Band von Konrad Schwenks höchſt gediegener „Mythologie der aſiatiſchen Völker;" — zwei Theile „ſpaniſches Theater" von A. F. v. Schack, das ſich durch gute Auswahl und gelungene Ueberſetzung auszeichnet, und andere gute Artikel. Daß A. F. v. Schack ein gründlicher Kenner der ſpaniſchen Literatur iſt, beweist ſeine in zwei Bänden bei Duncker und Humblot in Berlin erſchienene „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien," welche von Sachkennern ſehr geſchäzt wird.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 15. Oktober 1845.

Thou art a fellow of a good respect:
Thy life hath had some smatch of honour in it.
Shakespeare.

## Aus den Badeerinnerungen eines Hundes.

(Schluß.)

Ich mußte einige Tage zu Hauſe bleiben; mein Herr nahm mich nicht mit, wenn er ausging. Ich wußte zu entwiſchen und ſuchte ihn und Mathilden vor dem Geſellſchaftshauſe; ſie waren nicht zu finden. Endlich kam der Graf eines Abends ziemlich frühzeitig nach Haus und ſagte, indem er ſich auf das Sopha fallen ließ, zu mir, der ſich's vor demſelben bequem machte: „Ich wollte, ich wäre ein Hund, wie du, Ramaſſe! Ich würde mich weniger langweilen.“ — Er langweilte ſich wieder, das war mir genug. Ich wußte jezt dein Schickſal, arme Mathilde! ... Paul ging eine Woche nach Straßburg, eine zweite ſchloß er ſich in ſein Zimmer ein, ſah Niemanden als ſeinen Bedienten und mich und rauchte wie ein Wahnſinniger aus einer türkiſchen Pfeife, gleich als wollte er den blauen Wolken die ganze Oede, die ganze Nichtigkeit ſeines Lebens aufbürden — für einen wohlerzogenen Hund, der den Tabaksrauch haßt, eine große Unannehmlichkeit. Er ging wieder aus, er fing an zu ſpielen.

Einmal kam er aus dem Spielſaal, ich ſprang ihm, wie gewöhnlich, von meinem Wachtpoſten vor der Colonnade entgegen, als ein ſchöner, großer, ernſter Engländer auf uns zutrat, der Bruder Mathildens, Sir Robert, der vor noch nicht langer Zeit angekommen.

„Herr Graf, ein Wort, wenn ich bitten darf.“ — „So viele Sie wollen, Sir Robert,“ erwiderte Paul ſehr höflich. — „Das Beſte wird ſeyn, wenn wir ohne Umſtände zur Sache geben. Sie kennen meine Schweſter, mein Herr. Meine Schweſter iſt krank. Die Aerzte ſagen, ſie leide an der Bruſt; elle est poitrinaire. Ich glaube, ſie leidet am Herzen. Sie haben der Armen eine Liebe eingeflößt, über welche ſie ſelbſt nicht mehr gebieten kann. Ich will nicht darnach fragen, durch welche Mittel Sie dieſelbe bethört haben; ich will Sie nicht an Ihr Verſprechen erinnern. Es würde zu Annäherungen führen, welche ich ablehne, weil ich Sie verachten muß. Aber das Mädchen iſt krank, ſehr krank, und ich bin ihr Bruder. Als Bruder habe ich ſogar an Sie eine Bitte. Beſuchen Sie meine Schweſter nur ein einziges Mal! Der eine Anblick wird ihr, die ſonſt abgeſtorben gegen Alles erſcheint, neues Leben geben. Wenn Sie nicht kommen, wird ſie ſterben, und was das Schlimmſte iſt, ſterben mit einem Herzen noch immer voll Liebe für Sie, für einen Unwürdigen!“

„Tant pis pour elle,“ ſagte mein Herr ironiſch. Ich glaube, er hatte von der ganzen Rede des bedrängten Bruderherzens nichts gehört, als die lezten Worte.

Digitized by Google

„Sie ſind ein Infamer!“ brauste Sir Robert auf. — Der Graf verbeugte ſich lächelnd, als ob man ihm das Angenehmſte von der Welt geſagt hätte. „Werden Sie in einer Stunde,“ fragte er, „für einen Freund, welchen ich Ihnen ſchicken werde, zu ſprechen ſeyn, und wo?“— „Sie kennen meine Wohnung nur zu gut.“

Damit war die Sache abgemacht. Am andern Morgen fuhren zwei Wagen von Baden nach Raſtadt, es fuhren zwei Kähne bei Steinmauern über den Rhein, es hallten durch das Geplätſcher der Wellen von franzöſiſchem Boden herüber zwei Schüſſe. Der eine davon hatte Sir Robert in den Oberſchenkel getroffen; er wollte ſich wieder aufrichten und das Duell fortſetzen, aber eine Ohnmacht beraubte ihn der Sinne. Ich war den Wagen nachgelaufen bis zum Rhein, bei demſelben hatte man mich zurückgelaſſen. Ich ſah meinen Herrn mit ſeinem Sekundanten zurückkehren; er gähnte, als er von dem Kahn wieder das deutſche Ufer betrat, denn er hatte heute Morgen früher als gewöhnlich aufſtehen müſſen. Nach Baden mochte er nicht mehr zurückkehren; er ſchickte ſeinen Bedienten dorthin, um zu packen und ihm nachzukommen, während er ſelbſt auf der Eiſenbahn von Raſtadt weiter fuhr, vorläufig nach Mannheim. Ich mußte dem Bedienten folgen.

Der Schlingel iſt von hier abgereist und hat mich in Baden zurückgelaſſen, ein herrenloſes Gut. Da zeigte ſich, was ein Freund in der Noth werth iſt. Mein alter Herr, Wilhelm v. Chézy, nahm mich wieder zu ſich, freundlich wie immer; aber ich bin nicht im Stande, ihm ſeine Freundlichkeit durch mein Betragen irgend zu vergelten. — Vierzehn Tage nach dem Duell iſt nämlich Miß Mathilde geſtorben. Ihr ſüßer Leib ruht in dem Friedhofe zu Lichtenthal; es iſt da viel grüner und heimlicher, ein beſſerer Platz der ewigen Ruhe, als auf dem neu angelegten Friedhofe von Baden. Als der ſchwarze Wagen das arme Kind hinausfuhr, folgte ihm auch ein Hund ....

Wer mich früher gekannt, als ich noch der fröhlichſte aller fröhlichen Hunde war, erkennt mich ſeitdem nicht mehr. Mein Sinn iſt ſehr trübe; ich mag „die Welt nicht mehr anſehen,“ wie die Leute zu ſagen pflegen. Meinen guten Herrn begleite ich kaum mehr auf einem Spaziergang, es ſey denn, daß es gegen Lichtenthal geht. Die meiſte Zeit bleibe ich zu Hauſe liegen und lebe meinen Erinnerungen, den hellen und den trüben, von welchen ich hier das weſentlichſte Bruchſtück mitgetheilt. Neulich aber habe ich den jungen Braun, der ein böſes Herz hat, zu meinem Herrn ſagen hören: „An deiner Stelle ließe ich den Ramaſſe todtſchießen. Das Thier wird unleidlich alt und träge.“

---

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(Fortſetzung.)

Die beſterhaltenen Theile des Aquäducts findeſt du längs der nördlichen Abfälle des alten Quiriacum, auf dem linken Ufer der Gère und nur zwanzig Minuten Weges von dem vorhin genannten römiſchen Steinwalle entfernt. — Dort kommen drei parallel laufende, die Hauptwaſſerleitung bildende Kanäle zu Tage; ein einziger derſelben, welcher im Jahre 1821 wieder hergeſtellt worden iſt, genügt, die ganze heutige Stadt reichlich mit dem in einer quellenreichen Gegend drei Stunden von Vienne aufgenommenen Waſſer zu verſorgen. Die erwähnten drei Hauptzweige des Aquäducts ſind von Bruchſteinen erbaut und inwendig mit opus insertum bekleidet, welches wiederum mit einer anderthalb Zoll dicken Schichte eines ſteinharten Kitts aus Kalk und Ziegelmehl überzogen iſt. Hier und da angebrachte Seitenöffnungen haben dazu gedient, dem unter der Erde hingeleiteten Waſſer die belebende Berührung mit der äußern Luft zu ſichern und bei Ausbeſſerungen den Arbeitern den Eingang zu geſtatten. Die Höhe dieſer Stollen geſtattete mir, der ich, wie du weißt, nicht zu den Kleinen gehöre, in denſelben faſt ungebückt aufrecht zu ſtehen. Füge nun zu der Länge und zu der ſorgfältigen Ausführung dieſer oft durch Felſen und unter Höhen hin ihren Weg verfolgenden Galerien noch den Umſtand, daß dieſelben im Allgemeinen auf einem 10 bis 13 Fuß tief in die Erde hinabgreifenden Fundamente ruhen und ſich in einem Labyrinthe von Nebenäſten zu allſeitiger Vertheilung des Waſſers verlieren, und du wirſt geſtehen, daß ein ſolches Bauwerk ganz geeignet iſt, Achtung einzuflößen.

Am entgegengeſezten oder ſüdlichen Fuße von Quiriacum läuft die Straße nach der kleinen Stadt Beaurepaire hin. Iſt man dieſer von der Stadt aus eine Viertelſtunde lang gefolgt, ſo findet man einen zweiten Weg, welcher ſich Anfangs am Abhange unſeres Berges hinauf zieht und ſich dann mit einer plötzlichen Wendung rechts in horizontaler Richtung an demſelben entlang durch Gärten und Felder fortſezt. Ich hatte auf meinen Wanderungen dieſen auf den erſten Blick einem jeden andern Feldwege gleichenden Pfad häufig benuzt, ohne zu ahnen, daß ich auf den ehrwürdigen Reſten der Via Aurelia dahin ſchritt. Erſt als eines Tages Herr Delorme mich fragte, ob ich dieſe römiſche Straße beſichtigt, wurde ich meiner ſträflichen Zerſtreutheit inne und holte das Verſäumte durch eine aufmerkſame Betrachtung nach.

Digitized by Google

Die römiſchen Straßen würden im Allgemeinen unſerm heutigen Bedürfniſſe wegen ihrer geringen Breite und ihres holperigen Pflaſters wenig entſprechen und unſern Diligencen und Extrapoſten manche Axe koſten. Die Via Aurelia macht durch ihre Anlage keine Ausnahme von der Regel; ſie iſt nur 8 bis 9 Fuß breit, und was ich hier zum erſtenmal ſah, aus dicken, aber abgeglätteten Granitblöcken von übrigens ganz unregelmäßiger Form erbaut. Dennoch ſind dieſe bis zu ihrer Oberfläche in die Erde verſenkten unſymmetriſchen Materialien ſo wohl zuſammengefügt, daß zwiſchen ihren Rändern nur geringe Zwiſchenräume ſichtbar werden. Die die römiſchen Straßen gewöhnlich zu beiden Seiten einſchließenden, ſich etwas über das Niveau derſelben erhebenden und ſo ihre Feſtigkeit bedeutend vermehrenden Einfaſſungen von Stein fehlen hier ganz, vielleicht nur in Folge fortgeſezter Degradation, welcher dieſer Weg, gleich der Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen, ausgeſezt geweſen. Nur noch von einigen Landleuten als Communikation benuzt, ſezt ſich das der Nachwelt vererbte Stück der Via Aurelia kaum noch 4 bis 500 Schritt fort, um dann den Umgriffen der neuen Zeit vollends zu unterliegen und in der es durchſchneidenden Chauſſee nach Beaurepaire ſein Ende zu nehmen.

(Schluß des zweiten Briefs.)

## Seliger Tod.

Könnt' ich verwehn, der Alpenroſe gleich,
Die nie dem Schlamm der Erde ſich verpfändet,
Die dort, am Eingangsthor zum Himmelreich,
Im reinſten Aetherſtrom beginnt und endet!

O könnt' ich hingehn, wie ein breiter Nil,
Geheimnißvoll entſtrömt auf Geiſterwegen;
Vor mir ein heilig, unermeßlich Ziel,
Und hinter mir den reichſten Gottesſegen!

O könnt' ich ſterben, wie der Pelikan,
Mit meinem Herzblut meine Lieben tränkend,
Und in des Todes ſtillen Ocean
Ein rein und liebend Leben dann verſenkend!

Könnt' ich vergehen, wie Heſperiens Herbſt,
Umduftet von des Frühlings Blüthenzweigen;
Laſſ' Vater, der du Laub und Locke färbſt,
Den Lenz ſtets tiefer in mich niederſteigen!

Dann iſt mein Herz der Roſenknospe gleich:
Sie bricht nur auf, damit die Blume lebe;
So bricht das Herz, damit es frei und reich
Dem Herrn des Lichts die Seele wiedergebe!

Reithard.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Frankfurt a. M., September.**

(Schluß.)

Literatur. — Theater.

Der conſervativen Richtung gehört an die in der Hermannſchen Buchhandlung erſchienene Schrift von dem großherzoglich oldenburgiſchen Staatsrath ꝛc. L. H. Fiſcher: „des deutſchen Volkes Noth und Klage,“ welche Schrift das deutſche Volk mit der monarchiſchen Regierungsform gewiſſermaßen quand même ausſöhnen ſoll, was freilich eine ſtarke Zumuthung iſt. Im Uebrigen enthält das Buch viele Wahrheiten und verräth praktiſche Erfahrung. — In nächſter Zeit erſcheint bei Sauerländer in neuer Ausgabe die ſchon früher, aber unſelbſtſtändig erſchienene Ueberſetzung V. Hugo'ſcher Gedichte von Freiligrath. Mit einiger Spannung ſieht man der verſprochenen Auswahl engliſcher Ueberſetzungen (namentlich der Gedichte von Felicia Hemans) von Freiligrath entgegen, die von der J. G. Cotta'ſchen Verlagshandlung herausgegeben werden ſollen. An Freiligraths poetiſcher Thätigkeit nimmt man auch hier fortdauernd lebhaften Antheil, ohne deßhalb ſeine Selbſtverbannung aus dem deutſchen Vaterlande zu billigen. — So eben iſt auch ein neuer hiſtoriſcher Roman von Heribert Rau: „Kaiſer und Narr“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, drei Theile) hier ausgegeben worden, welcher der Richtung unſerer Zeit entſpricht, indem er den Kampf Kaiſer Friderichs II. mit Rom ſchildert. H. Rau ſchrieb übrigens dieſen Roman noch bevor Ronge auftrat und er mit an die Spitze unſerer deutſchkatholiſchen Bewegung trat. Der Roman iſt indeſſen dem proteſtantiſchen Protektor der hieſigen deutſchkatholiſchen Gemeinde, M. G. Senferheld gewidmet. — Ich darf nicht ſchließen, ohne der Thätigkeit unſerer Bühne in den lezten Monden zu gedenken. Das Repertoire unſeres Schauſpiels, das lange durch den Mangel eines erſten Liebhabers brach gelegen, hat ſeit der Ankunft **Breuers**, der Baiſons Stelle einnahm und ſich als einen ſehr ſtrebſamen und vielbegabten Künſtler zeigt, einen neuen Aufſchwung genommen und mehrere Neuigkeiten hinter einander gebracht. Am meiſten ſprach Bauernfelds „ein deutſcher Krieger“ durch eine Art patriotiſcher Tendenz (wiewohl es zu belächeln iſt, daß uns ein Krieger aus dem dreißigjährigen Kriege ſagen ſoll, was Deutſchland heute Noth thut), gute Charakteriſtik und gemüthliche Wärme des Ganzen an. Das in Berlin zu ſo hoher Ehre gelangte Luſtſpiel der Charlotte Birch-Pfeiffer: „die Marquiſe von Vilette,“ machte hier wenig Glück, da es weder das kleinere noch das größere Publikum befriedigte. Die Dichterin iſt ſich untreu geworden, indem ſie einen geiſtreichen Dialog ſchreiben **wollte**, und wenn in Berlin und anderswo die Bemerkung der alten Kammerfrau gegen die Beherrſcherin Ludwigs XIV. und Frankreichs: „Mir wollen Sie dieſe **Komödie** doch nicht vorſpielen?“ ein Hallo erzeugte, ſo muß es uns wundern, wenn der Cenſor mitgelacht hat. — Alltagsfliegen waren: „zwei Tage aus dem Leben eines Fürſten,“ - dann „eines Hochzeittags Fatalitäten u. ſ. w. — Gutzkows „dreizehnter November“ ſteht uns noch in Ausſicht; indeſſen arbeitet der raſtloſe Dichter ſchon wieder an einem neuen fünfaktigen Luſtſpiel. — Der ſchwediſchen Nachtigall ward auch hier volle Anerkennung ihres großen Talents zu Theil; nun aber, da der Lindjammel verklungen, wollen uns auch andere muſikaliſche Genüſſe heimſuchen. Der franzöſiſche

Digitized by Google

Componiſt Felicien David wird nächſtens im Theater ſeine „Wüſtenſymphonie“ aufführen laſſen; die Celliſtin Chriſtiany will aber ihr hieſiges Auftreten auf beſſere Zeiten verſchieben und geht zunächſt nach Norddeutſchland. Die italieniſche Sängerin Mad. Montenegro wird im Theater auftreten, und auch ein junger Caſtrat ſoll ſich unſerem meiſtens aus Damen beſtehenden Theaterpublikum präſentiren. — Am willkommenſten von all den fremden Künſtlern wird uns eine auf der Reiſe von Paris nach Wien begriffene franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft ſeyn (die alsbald ihre Vorſtellungen beginnt), wenn ſie nämlich ſo tüchtig iſt, wie im voraus von ihr behauptet wird; noch willkommener die Beſtätigung des Gerüchts, daß im nächſten Jahre die berühmte Rachel unſere Breter betreten werde, obgleich Gutzkow dieſer franzöſiſchen tragiſchen Schauſpielerin den Lorbeer nicht um die Schläfe winden zu dürfen glaubte.

## Leipzig, September.

(Fortſetzung.)

### Conſtitutionsfeſt.

Ein heftiger Streit entſtand unter den Bürgern über die Frage: ob man das Conſtitutionsfeſt heuer eben ſo wie in andern Jahren feſtlich begehen ſolle? Wie immer, wenn Deutſche ſich ſtreiten, kamen auch dießmal die Parteien zu keinem guten Ende, was jedenfalls möglich geweſen wäre, hätte man ſich nur ſelbſt an der Naſe zupfen und ſich die großen Redensarten von einem jungen Deutſchland in's Gedächtniß rufen wollen, mit denen man bei jeder Gelegenheit ſo freigebig um ſich wirft. Wahrlich, etwas Lächerlicheres als dieſes Schreien nach Einheit Deutſchlands gibt es unter der Sonne nicht, ſo lange wir in öffentlichen und Privatverhältniſſen nicht mehr Einigkeit, Nachgiebigkeit und Großſinn zeigen, als bisher. In unſerer Stadt iſt dieß kleinliche, ja verächtliche Beharren auf ſeinem Sinne nie greller hervorgetreten als gerade jezt, und zwar bei Gelegenheiten, die doch wahrhaftig zu allgemeinſter Einigkeit, zu großſinnigem Zuſammenwirken hätten auffordern ſollen. Die erſte eclatante Darlegung unſerer erbärmlichen Kleinſinnigkeit erlebten wir, wie geſagt, am Conſtitutionsfeſte, die zweite, noch weit bedauerlichere, bei der ſo wichtigen Entwerfung von Petitionen an den Landtag, wovon ich ſpäter ſprechen werde. Eine Partei wollte nämlich das Verfaſſungsfeſt gar nicht gefeiert wiſſen aus Gründen, die alle Beachtung verdienten, die andere dagegen, von dem Grundſatze ausgehend, daß die Bevölkerung Leipzigs gerade jezt zeigen müſſe, wie treu ſie an der Verfaſſung halte, ſtimmte für eine ernſte, klang- und muſiklose geſellige Feier. Fatal war es freilich, daß eine gemeinſame Feier ohne ein ſogenanntes Feſtmahl nicht veranſtaltet werden konnte, da von Regierungswegen am 26. Auguſt alle Arten von Verſammlungen aufs ſtrengſte verboten worden waren. Wollte man, was in gewiſſem Sinne ſehr wünſchenswerth ſchien, ſich ausſprechen über das Geſchehene und über die etwa in Zukunft zu thuenden Schritte, ſo war das liebe Eſſen und Trinken das einzige Mittel zu Erreichung dieſes Zweckes. Dennoch erfolgte eine Trennung, die von den Gegnern des Feſtmahls nicht auf ganz ehrenhafte Weiſe benutzt wurde, um den entſtandenen Zwieſpalt noch zu vergrößern. Uebrigens zeigte es ſich beim Feſte ſelbſt, daß man das rechte Mittel ergriffen hatte, um ſein Ziel — Ausſprache in mannigfachſter Weiſe — zu erreichen. Die Theilnahme des Publikums war nie größer geweſen, das Eſſen vergaß Jeder über den vielen, zum größten Theil vortrefflichen Reden; Muſik und Kanonendonner fehlte, nur ein Sängerchor füllte die Pauſen zwiſchen den Reden, oder, wenn man will, Toaſten, mit Abſingen patriotiſcher Lieder aus. Als Redner traten auf: Dr. Eſpe, Profeſſor Biedermann, Brockhaus (Landtagsabgeordneter), Advokat Koch, Dr. Zöſchen, Dr. Joſeph (neugewähltes Landtagsmitglied), Dr. Stephani, Georg Wigard, Dr. Brachmann, Advokat Schrei und Haſe aus Magdeburg. Erſt Abends gegen 6 Uhr trennte ſich die aus mehr als 400 Perſonen beſtehende Geſellſchaft. Von Seiten der Behörden wurde das Feſt wie gewöhnlich begangen, ohne mehr Theilnahme als in frühern Jahren zu finden.

Einen ſehr unangenehmen Eindruck auf die geſammte hieſige Einwohnerſchaft machten zwei Adreſſen, die Anfangs dieſes Monats von den Stadtverordneten an den König und den Prinzen Johann erlaſſen wurden. Zugegeben, daß die Herrn Stadtverordneten die beſte Abſicht bei Entwurf dieſer Statuten hatten, ſo läßt ſich doch gewiß auch nicht läugnen, daß der Erlaß derſelben weder den Zeitverhältniſſen, noch den Wünſchen des Publikums entſprechend war. Leider hat denn auch der Erfolg ſattſam erwieſen, daß ſich die Herrn Stadtverordneten gar ſehr getäuſcht haben. Der König ließ lange auf Antwort warten, und als ſie endlich durch den Mund des Geheimeraths von Langenn ankam, lautete ſie nichts weniger als gnädig. Es hieß darin, Seine Majeſtät freue ſich zwar über die gute Geſinnung der Stadtverordneten, wünſche aber auch, daß dieſelbe durch die That bewieſen werde. Von Wiedererlangung des Vertrauens, die durch die zweite Adreſſe beabſichtigt werden ſollte, war keine Rede. Gnädiger lautete die Antwort des Prinzen, die auch ſehr bald hier eintraf. Neuerdings ſind auch vom Stadtrath Adreſſen gleichen Inhalts an König und Kronprinz abgegangen, auf welche ebenfalls nur Prinz Johann geantwortet hat. — Das Ausland macht ſich luſtig über dieſes allerdings eben nicht ſehr weiſe Verfahren, die Bürgerſchaft aber ärgert ſich und läßt wohl auch Aeußerungen hören, die nicht ſehr ſchmeichelhaft für ihre Vertreter lauten. Von welcher Seite man auch dieß Verfahren betrachtet, wunderlich muß es immer erſcheinen. Die erſte Adreſſe, unmittelbar nach den Ereigniſſen von den Stadtverordneten an den König erlaſſen und von einer Deputation derſelben ſelbſt überreicht, war vollkommen genügend. Die Antwort des Königs war deutlich genug, Niemand konnte zweifeln, wie er ſelbſt das Vorgefallene anſah, und da inzwiſchen die Unterſuchungskommiſſion hier erſchien, die gewiß ganz andere Dinge erfahren hat, als ſie zu erfahren vermuthete, ſo konnten die Vertreter der Stadt in vollkommener Ruhe abwarten, was König und Regierung beſchließen und ob der Erſtere der Stadt ſein Vertrauen wieder ſchenken würde. Dieß immerwährende Abſchicken neuer Adreſſen ſieht ganz ſo aus, als wiſſe man vor Verlegenheit nicht, was zu thun am beſten ſey, oder als habe man kein reines Gewiſſen, und zulezt iſt es dem Könige nicht zu verargen, wenn er Antworten gibt, welche bei ihrem Eintreffen die größte Beſtürzung hervorrufen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 40.

Mittwoch, 15. Oktober 1845.

[302] Librairie de **Firmin Didot frères** à Paris.

## Chefs-d'oeuvre de la Littérature française.

gr. 18°. format anglais avec portrait
à Rthlr. 1. — le vol.

**Mad. de Staël, de l'Allemagne.** 1 vol.
**Oeuvres de P. L. Courier** precédées de sa vie par Armand Carrel. 1 vol.
**Fénélon, de l'Existence et des Attributs de Dieu,** entretiens sur la religion, discours philosophiques sur l'amour de Dieu, lettre sur divers sujets de metaphysique et de religion; Dialogues sur l'Eloquence, lettre à Louis XIV. etc. 1 vol.
**La Bruyère, Les Caractères de Théophraste,** traduits du grec: avec les caractères ou les Moeurs de ce siècle. Première édition complète, précédé d'une étude sur La Bruyère et sur son livre par M. le Baron Walckenaër. 2 vol.
**Rollin, Traité des Etudes,** nouvelle édition, revue par Mr. Letronne et accompagnée des Remarques de Crévier. 3 vol.
**Chefs-d'oeuvre tragiques** Tome II. contenant Ducis, Chénier, Legouvé, Luce de Lancival. Lemercier.
**Chefs-d'oeuvre des Auteurs Comiques.** 2 vol.

Vorſtehende Ausgabe der Chefs-d'oeuvre de la Littérature française gr. 18°. format anglais findet ſich in allen Buchhandlungen Deutſchlands.

---

[321] Bei *Fr. Hofmeister* in *Leipzig* ist erschienen:
*Bazzini*, Op. 19. Souvenir de la Sonnambula. Fant. p. Viol. av. Orch. 2 Thlr., av. Pfte. 1 Thlr.
*Herdtmann*, Op. 60. Variations p. Pfte. (Dieu garde l'Empereur.) 15 Sgr.
*Labitzky*, Op. 119. Essex-Walzer f. Pfte. 15 Ngr., f. Pfte. zu 4 Händen 15 Ngr., f. Orch. 1 Thlr. 10 Ngr., im leichtesten Arr. f. Pfte. (Ballsträusschen 24. Heft) 10 Ngr.
*Mozart*, 10 Quatuors p. Violon, arr. p. Pfte. à 4 Mains. No. 9. 25 Ngr.
*Panofka*, Op. 54. Bibliothèque du jeune Violoniste. No. 3. Mosaique de l'Opéra: L'Elisire d'Amore, p. 2 Violons 1 Thlr.
*Pixis*, Op. 148. Bolero conc. p. Pfte. et Vclle. 1 Thlr., f. Pfte. et Violon 1 Thlr.

---

[299] In Commiſſion der Rein'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchien:

Die große, ewige Reiſe aller Weſen zum Weltgeiſt, oder: die Unſterblichkeit der ganzen Natur, als erſte wahre Unſterblichkeitslehre. Preis geh. 7½ Ngr.

Wer ſich nach der erhabenſten, lebendigſten und zugleich troſtvollſten Anſicht des Weltalls und der Zukunft über dem Grabe ſehnt, wird hier ſeine Sehnſucht geſtillt finden und dieſe Schrift gewiß mit erhöhtem Glauben und mit einer Menge neuer Ideen aus der Hand legen!

---

[266] **Neuer Roman.**

So eben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

## Kaiſer und Narr.

Hiſtoriſcher Roman
von
**Heribert Rau.**
Drei Theile.
Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Leipzig, im Sept. 1845.
F. A. Brockhaus.

---

[323] Im Verlage von Fr. Mauke in Jena erſchien und iſt in jeder Buchhandlung vorräthig:

## Gedichte

von
Theobald Kerner.
gr. 8. geh. Preis 1 Rthlr. 10 Sgr.

---

[325] Bei A. Wienbrack in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Aus der neuen Zeit.** Novellen und Erzählungen von Louiſe Otto. geh. Preis 1⅓ Thlr.

Inhalt: Johannes I. II. Skizze aus einem Dichterleben. — Die Verbrüderten. — Zwei Tage. — Heinrich. Skizze einer Dorfgeſchichte. — Arm und Reich.

---

[322] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

## Geſchichte
des
## evangeliſchen Proteſtantismus
in
## Deutſchland
von
**Dr. Chr. G. Neudecker.**

1r Theil. (46 Bog.) 1½ Thlr.
(Der 2te Theil erſcheint bis Anfang November und ſchließt das Werk.)

Dieß Werk, das in vielen der angeſehenſten kritiſchen Blättern die günſtigſte Beurtheilung fand, gibt eine überſichtliche auf die Quellen baſirte klare Darſtellung über Entſtehung, Entwickelung, Ausbreitung und den Gehalt der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche. Es gibt eine getreue Schilderung ſowohl der reaktionären Beſtrebungen der Hierarchie von den früheſten Zeiten an gegen die Reformation als auch geſchichtlichtreues Zeugniß von der Glaubenstreue und den Kämpfen unſrer Vorfahren, theils gegen gewaltthätige Unterdrückung jeder Art, theils gegen jeſuitiſche ſchlaue Umtriebe.

Digitized by Google

Das Werk lehrt treu und wahr was die Geſchichte berichtet, und bietet jedem gebildeten Proteſtanten das überſichtlichſte und getreueſte Geſchichtswerk über die Reformationsgeſchichte.

---

[320] Bei **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** iſt erſchienen:

**Schillers, Fr. v.,** Geiſterſeher. Aus den Papieren des Grafen von O**. Zweiter und dritter Theil. Von X** Y*** Z*. Fünfte Auflage. Supplementband zu Schillers ſämmtlichen Werken. Großoctavausgabe in 10 Bänden. gr. 8. geh. 18 Ngr.

Deſſelben Werkes Vierte Auflage, Supplementband zu Schillers ſämmtlichen Werken, Taſchenausgabe in 12 Bänden. 16. geh. 11 Ngr.

und wird den Beſitzern dieſer Ausgabe bei dieſer Veranlaſſung aufs Neue empfohlen.

---

[324] **Für Leſecirkel und Leihbibliotheken.**

So eben iſt bei **C. L. Fritzſche** in **Leipzig** erſchienen:

**Storch, L., Allerlei Geſchichten.** 2 Bde. broch. 2 Rthlr. 15 Ngr.

**Van der Meulen, L., die Separatiſten,** Novelle. 2 Bde. broch. 2 Rthlr. 15 Ngr.

Das erſtere Werk empfiehlt der Name des Verfaſſers. Im zweiten findet der Leſer ein treues Bild unſrer vom religiöſen Meinungskampfe bewegten Zeit.

---

[319] Im Verlage von **Bernh. Tauchnitz** jun. in **Leipzig** iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

# Reiſe in den Orient

von

## Conſtantin Tiſchendorf,

Ritter vom Nordſtern, von der Ehrenlegion, vom Luccheſiſchen heiligen Ludwig.

In zwei Bänden.

**Erſter Band.**

**8. eleg. broch. Preis für beide Bände $3\frac{1}{2}$ Rthlr.**

Dieſe höchſt anziehenden Schilderungen des geiſt- und gemüthreichen Verfaſſers ſind mit lebhafter Theilnahme erwartet worden. Wir übergeben ſie der gebildeten Welt mit folgenden der Vorrede entlehnten Worten: „daß die Haltung meiner Mittheilungen keine gelehrte iſt, das ſagt ſchon die äußere Erſcheinung des Buches. Ich habe bei weitem mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe geſchrieben. Wer den Orient bereiſt hat, der beſitzt an ihm wenigſtens das was der Schweizer an ſeinen Bergen beſitzt; hat er ſie nicht mehr vor Augen, ſo trägt er ſie im Herzen."

Der zweite Band, welcher das Werk ſchließt, folgt in Kurzem.

---

# Israelitiſche Gedichte

von

## Eduard Arnd.

**gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.**

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

[316] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

# Pariſer Bilder.

**8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.**

Inhalt: Plätze in Paris. — Neue Kirchen. — Eiſenbahnfahrten. — Das Palais Royal. — Die große Induſtrieausſtellung. — Die Theater. — Bettler: Bohémiens. — Das Pantheon. — Straßen. — Geſelligkeit. — St. Denis. — Schriftſteller. — Geſchichtliches. — Oeffentliche Bälle, Volksfeſte. — Die zwei Kammern. — Schauſpieler, Komiker. — Modeworte. — Verſailles. — Fremde in Paris. — Moderne Literatur. — Zwei Capellen. — Muſik. — Die fünf Akademien. — Der Louvre und die Tuilerien. — Nachwort.

Es iſt ſchon ſo viel über Paris und ſeine Zuſtände geſchrieben worden, daß dieſe Schilderungen wohl überflüſſig erſcheinen dürften. Der Verfaſſer wollte jedoch vom deutſchen Standpunkte aus den Verſuch wagen in flüchtigen Umriſſen die Erſcheinungen feſtzuhalten, welche hier in ſtetem Wechſel an uns vorüberziehen. Die Rückſicht, welche ihn hauptſächlich zur Herausgabe dieſer Arbeit beſtimmte, war der Wunſch etwas zur Linderung der Noth ſeiner vielen hülfsbedürftigen Landsleute in Paris beizutragen und es ſoll daher der Ertrag dieſes Buches dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke zugewendet werden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

[313] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

# Das Geheimniß

## der wohlfeilen Erzeugung und günſtigſten Ausbildung edler Wolle.

Als Nachtrag zu dem Werke:

## Die Zukunft von Deutſchlands Wollerzeugung und Wollhandel

von

## J. G. Elsner.

**gr. 8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gGr.**

Inhalt:

Vorrede. Erſte Abtheilung. Von der wohlfeilen Erzeugung edler Wolle. I. Ein Wirthſchaftsſyſtem, welches die Schäferei begünſtigt, ohne dabei im Ertrage der übrigen Oekonomie verkürzt zu werden. II. Die Geſundheit der Schafe und das richtige Maaß von Futter. III. Wie iſt das Verhältniß des Wollgewinns zwiſchen großen und kleinen Schafen? IV. Wollreichthum und darin erlangte Conſtanz. — Zweite Abtheilung. Die günſtigſte Ausbildung der Wolle, durch welche ſie erſt ihren wahren und vollen Werth erhält. I. Die Haut der Schafe als der Grund und Boden, worauf die Wolle wächst. II. Vom Schweiße oder dem Fette der edlen Wolle. III. Die Haltung; Wartung und Pflege der Schafe. A. Art, Maaß und Zeit der Fütterung. B. Die Behandlung hinſichtlich der Aufſtellung im Stalle. IV. Die Behandlung der Wolle bei der Wäſche und Schur. V. Kann man das in dem vorigen Abſchnitte Geſagte auch auf halbveredelte und gemeine Wolle anwenden?

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

[312] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Fragmente aus dem Orient.

Von

## Dr. J. P. Fallmerayer.

2 Thle. gr. 8. Velinp. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

**Inhalt:**

Vorrede. 1) Waſſerfahrt von Regensburg nach Trapezunt. Im Auguſt 1840. 2) Landung und erſte Eindrücke in Trapezunt. 3) Stadt und Weichbild von Trapezunt. 4) Der immergrüne Buſchwald von Kolchis und das Höhlenkloſter Sumelas. 5) Küſtenfahrt nach Keraſunt. 6) Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe, Verwaltung und öffentliche Zuſtände des Landes Trapezunt. 7) Vorwort über Konſtantinopel. 8) Ueber die weltgeſchichtliche Bedeutung der byzantiniſchen Monarchie im Allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere. 9) Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. I. 10) Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. II. 11) Fünf Wochen in Theſſalonika. 12) Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien. 13) Reiſe von Lariſſa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß. 14) Das ſlaviſche Element in Griechenland. 15) Wie der Fragmentiſt wegen ſeiner Anſichten über das griechiſche Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verſtändniß mit einem Theil der helleniſchen Literaten bringt und auch ſeinen Gegnern in Deutſchland keine Antwort ſchuldig bleibt. 16) Wie der Fragmentiſt zwei deutſche Reiſewerke über Griechenland mit einander vergleicht und nebenher den frieſiſchen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert.

Die Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe des Fragmentiſten iſt durch die Allgemeine Zeitung ſchon ſo bekannt geworden, daß es einer weiteren Anpreiſung ſeines Werkes durchaus nicht bedarf.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[327] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Phyſiologiſche Briefe für Gebildete aller Stände,

von

## Carl Vogt.

**Erſte Abtheilung.**

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 16 gGr.

In der großen wiſſenſchaftlichen Bewegung der neueſten Zeit iſt auch die Phyſiologie nicht zurückgeblieben. Die Begriffe vom Weſen und Wirken des Lebens in ſeinen verſchiedenen Richtungen haben auf zahlreichen Punkten eine völlige Umwandlung erlitten, ſeit man der althergebrachten Vorſtellung entſagt hat, als ob die Geſetze der organiſchen und die der ſogenannten todten Natur weſentlich ungleichartig ſeyen, als ob das Leben immer nur aus ſich und durch ſich ſelbſt begriffen werden könnte. Man hat ſeit einer Reihe von Jahren mit Ernſt angefangen, ſich überall zuerſt die Erſcheinungen des Lebens aus den verwandten der unorganiſchen Natur begreiflich zu machen, und die Geſetze, welche in der letztern gelten, auch im Spiele des Lebens aufzuſuchen. Zugleich iſt man bemüht, mit Hülfe des Mikroſkops die erſten Elemente des thieriſchen Baus und die Arten ihrer Vereinigung zu den verſchiedenen Gebilden unmittelbar zu ergreifen. Auf dieſem Wege hat die Phyſiologie raſch die erfreulichſten Fortſchritte gemacht, und in wenigen Jahren haben ganze Gebiete derſelben, wie die Lehren von der Nervenwirkung, vom Blutumlauf, von der Verdauung, Ernährung und Abſonderung, eine ganz andere, meiſt weit einfachere Geſtalt angenommen. So kommt es, daß die populären Vorſtellungen von den Lebensprozeſſen, wie ſie aus der Wiſſenſchaft der verfloſſenen Jahrhunderte in das Volk übergegangen ſind und die Grundlage ſeines mediciniſchen und diatetiſchen Glaubens bilden, mit dem heutigen Standpunkt des Wiſſens vielfach in großem Widerſpruch ſtehen. Es iſt an der Zeit, daß zunächſt die Gebildeten auch in dieſer wichtigen Beziehung dem Fortſchritt folgen und ihre Bildung ergänzen. In den vorliegenden Briefen ſtellt nun ein Mann, der ſich bereits durch ähnliche Arbeiten in der Allgemeinen Zeitung einem großen Leſerkreiſe empfohlen hat, ein ſehr lebendiges und faßliches Bild vom heutigen Stand des phyſiologiſchen Wiſſens und Strebens auf. Dem Zwecke gemäß ſind dabei nur feſt begründete Reſultate, nur nach den heutigen wiſſenſchaftlichen Begriffen wahre Thatſachen gegeben und ſubjektive Anſicht möglichſt in den Hintergrund geſtellt. Der Verfaſſer beſpricht in dieſer erſten Abtheilung in acht Briefen den Kreislauf und das Blut, Verdauung, Nahrungsmittel, Athmung, Abſonderung, Auffangung und die thieriſche Wärme. Gerade auf dieſen Gebieten hatten ſich in der Wiſſenſchaft die unerwieſenen Vorausſetzungen am meiſten gehäuft. Der Leſer dieſer Schrift wird manchem phyſiologiſchen Mythus zu entſagen haben, aber er tauſcht dafür Anſchauungen vom Leben ein, die deſto erhabener ſind, je einfacher dabei die im Organismus herrſchenden ſchöpferiſchen Geburten erſcheinen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[314] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

# Walachiſche Mährchen,

herausgegeben von

## Arthur und Albert Schott.

**Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen.**

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Dieſe Mährchen ſind hier ſo mitgetheilt, wie ſie unter den Walachen des Banats in mündlicher Ueberlieferung leben: anſpruchslos und doch überaus reich, ein neugehobener Schatz echter Dichtung. Wenn ſie auf der einen Seite vielfältig an die Mährchenwelt des deutſchen Volkes erinnern, welches mit den Walachen durch die große Donauſtraße unmittelbar in Verbindung ſteht; ſo ſtreifen ſie nach der andern in die romaniſche, ſlaviſche, griechiſche hinein. Manches iſt ſogar unmittelbar mit den alten Göttersagen der alten Welt verwandt; anderes mag noch ſpät mit Cumanen und Madjaren aus dem fernen Aſien eingewandert ſeyn. Da bei jedem Volk das geiſtige Leben, zu dem wir auch die Mährchen zählen dürfen, ein Abbild ſeines äußeren Entwicklungsganges iſt, ſo ſchien es zweckmäßig in einer Einleitung über die äußeren Schickſale des walachiſchen Stammes, über ſein Verhalten zu Chriſtenthum und Bildung, über die Herkunft und Entwicklung ſeiner Sprache das Wichtigſte zuſammenzuſtellen. Der Leſer findet alſo hier den erſten Verſuch einer Geſchichte der Walachen, dieſes merkwürdigen Vorpoſtens romaniſcher Zunge gegen Oſten. Der Anhang hat ſich die Aufgabe geſtellt, darzuthun, daß Mährchen überhaupt nur Ueberreſte heidniſcher Götterſage ſind, und dieß für jede der mitgetheilten Erzählungen im Einzelnen zu beweiſen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Reiſen und Länderbeſchreibungen,

30ſte Lieferung.

[326] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

## Harris' Geſandtſchaftsreiſe nach Schoa

und

## Aufenthalt in Südabyſſinien

1841—1843.

Deutſch von R. v. R.

Erſte Abtheilung.

Mit einer Karte von Abyſſinien und angränzender Länder.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Dieſes im Herzen von Abyſſinien unter vielfachen Störungen geſchriebene Werk darf mit Recht als ein höchſt anziehendes, belangreiches und werthvolles bezeichnet werden. Für den Unterhaltung ſuchenden Leſer bietet es in den mannigfachen und eigenthümlichen Erlebniſſen auf der Reiſe nach dem Süden Abyſſiniens und während des Aufenthalts dort, in der Schilderung einer wenig gekannten Natur und fremder wilder oder halbwilder Völkerſchaften, in den vergleichenden Rückblicken auf einzelne charakteriſtiſche Züge und Vorgänge der Geſchichte Schoa's den ausgiebigſten Stoff. Für den Freund der Erdkunde, der bisher aus überall zerſtreuten, kurzen und meiſt bruchſtückartig gegebenen Berichten und brieflichen Notizen einzelner Reiſender ſich mühſelig Auskunft zuſammenholen mußte und hier jetzt ein ſelbſtſtändiges zuſammenhängendes Werk — das erſte derartige über Südabyſſinien — vor ſich hat, bringt es nebſt den ungemein werthvollen geordneten Anhängen über die geologiſche Beſchaffenheit, die Fauna und Flora des Adel-Landes und Schoa's, über die Orts- und Höhenbeſtimmungen, Wegentfernungen ꝛc., eine Menge von Nachrichten über Orte und Landſchaften des Reiches Schoa nicht nur, ſondern auch über die Galla-Länder und Völker und über jene Räthſelgebiete von Enarna, Kaffa, Zinzero ꝛc. mit ihren fabelhaften Bewohnern und noch im geographiſchen Dunkel laufenden Flüſſen und Bergen. Für den Freund der Menſchheit endlich, gewährt Harris Geſandtſchaftsreiſe, in ihrer Beſchreibung, in ihren wirklichen Ergebniſſen und in ihren noch zu erwartenden Folgen, vielen Stoff zur Betrachtung und Anregung.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Schillers Leben.

Ein Nachtrag zur neuen Octav-Ausgabe der Werke in 10 Bänden.

Das im Formate der letzten Octav-Ausgabe erſchienene

## Leben Schillers.

Verfaßt aus den

Erinnerungen der Familie,

ſeinen eigenen Briefen

und

den Nachrichten ſeines Freundes Körner.

gr. 8. Velinp. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

empfiehlt ſich durch treuſte Darſtellung des Lebens unſres unſterblichen Dichters vor allen anderen Compilationen neuerer Zeit. Verfaßt nach authentiſchen Quellen, aus dem Nachlaß ſeiner Gattin, aus ſeinen eigenen Briefen, aus den Mittheilungen ſeiner Schweſter und ſeines innigſten Freundes Körner kann der Leſer verſichert ſeyn in dieſem Buche das treuſte Bild eines Mannes zu finden, der ganz Deutſchland, ja der ganzen gebildeten Welt lieb und theuer geworden iſt und es wohl immer bleiben wird.

Da ſich dieſes Buch in Format und Ausſtattung ganz der neuen Octav-Ausgabe von Schillers Werken in 10 Bänden anſchließt, ſo dürfte es auch beſonders den Beſitzern derſelben als würdiges Supplement willkommen ſeyn.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 248.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 16. Oktober 1845.

Es iſt worden kühl und ſpät,
Nebel auf der Wieſe weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — Alles flieht und ſcheidet.
Lenau.

## Herbſtlieder von Georg Rapp.

1.

Mir ſtirbſt du, Wald,
Da deine Blätter fallen,
Wie Thränen wallen
Zur Erde nieder feucht und kalt.

Ein Leichenheer
Mit ſtarrenden Gebeinen,
So dein Erſcheinen
Aus kalten Nebels todtem Meer.

Biſt du hinab,
O Blume thaubeſchimmert?
Du ſankſt zertrümmert
Und weinend nieder auf dein Grab.

Die Lerche ſchied;
Sie iſt ſo ſtill gegangen,
Und hatt' umfangen
Die weite Flur mit ihrem Lied.

Der Fels iſt kahl;
Die Augen ſeiner Quellen,
Die ſilberhellen,
Erlöſchen trüb im öden Thal.

In euch war ich,
Und euer leiſes Scheiden,
Das iſt mein Leiden,
Durchrieſelt kalt und tödtlich mich.

Noch im Vergehn
Ihr hauchtet mir entgegen
Den lezten Segen,
Als ſollt' ich nie euch wiederſehn.

2.

Wo ſind deine Freuden, o Welt?
Die ſchwebenden Sänger der Luft,
Der Wälder umſchattetes Zelt,
Die Blumen in Schimmer und Duft?

Das Alles, das Alles iſt fort;
Das hat dir der Sturm nicht gethan;
Du biſt nur geduldig verdorrt,
Und grinſeſt vermodernd mich an.

Ich möchte geſtorben nicht ſeyn,
Wie du ſo gelaſſen, ſo zahm,
Und kann doch nicht leben allein
Mit dem langſam verzehrenden Gram.

Digitized by Google

Wie ein ſehnlich errungenes Weib
Will ich preſſen dich mit in den Arm,
Als blühte noch fröhlich dein Leib,
Als ſchlüge dein Herze noch warm.

Wie des Morgenthaus perlendes Licht,
Wie des Maimonds freudiger Blick
Will ich treffen dein bleiches Geſicht,
Will mich träumen in Jugend und Glück.

3.

O Nebelmorgen, kalte Nacht!
Doch glänzt des Mittags Sonnenpracht
Noch treu dem Land
Und ſeinem bunten Herbſtgewand.

Der Falter ſchwimmet durch die Luft
Noch in der lezten Blume Duft,
In ſeiner Bruſt
Bis in den Tod nur Maienluſt.

Mir dehnt ſchon Nacht die Schatten lang;
Mein Tag erwacht ſo blaß, ſo bang.
Ein Stündlein noch
Verarmtes Leben blühſt du doch.

Vergiß getroſt den alten Schmerz,
Jung wie die Freude ſey du Herz.
Im Flug allein
Sollſt du des Todes Beute ſeyn.

4.

Der blaue Himmel droben
Als grauer Greiner kommt.
Sieh nur daran die Proben,
Was Gram und Weinen frommt:

Das Thal iſt eine Lache,
Die Wälder ſind ein Sumpf,
Vom alten Felſenbache
Die Nebel toſen dumpf.

Laß dich nicht überwinden,
Zerhärmtes Angeſicht.
Nur Luſt und Frohmuth finden
Den Gott in ſeinem Licht.

5.

Im Mondſchein glänzen die Reben,
Die Frucht entrollte dem Baum.
Ein ſammelndes Freudenleben
Iſt morgen im hellen Raum.

O Vater, die eilenden Jahre
Sie rollen hinab im Flug.
Wann ſcheint der Tag, der klare,
Wann bin ich dir reif genug?

6.

Die Nachtigall ſchweigt, denn die Roſe fiel,
Aus iſt des Waldes Liederſpiel,
Im Feld verſtummte die Lerchenſchaar,
Die Spatzen pfeifen das ganze Jahr.

7.

Jezt iſt es aus: die Sänger ſchweigen,
Sie ſcheiden von den kahlen Zweigen,
Doch liegt ihr Lied in ihrer Bruſt.
O Herz, verſchließ auch du die Luſt!

---

## Die Stadt in England.

(ſ. Nr. 177 — 179.)

### IX.

Aſſociation in dem von uns früher erklärten Londoner Sinne ſchließt Mitbewerbung, Competition, ſo wenig aus, daß ſie es vielmehr iſt, welche der ungeheuern Bevölkerung eine Beweglichkeit gibt, die gegen den langſamen, ſchläfrigen Gang in einer Provinzialſtadt wunderbar abſticht. In London iſt das Leben zweimal ſo lang als in der Provinz. Natürlich nicht in Bezug auf Jahre, denn was haben Jahre mit dem Leben zu ſchaffen? ſondern in Bezug auf die in gleicher Friſt gelieferte Arbeitsmaſſe. Der Londoner braucht ſich darauf nichts einzubilden und thut es auch nicht. Noth bricht Eiſen, oder im engliſchen Sprüchworte needs must when the devil drives, und der Londoner weiß recht gut, wo ihn der Schuh drückt. Die Anhänglichkeit an London iſt nämlich ſo zäh und allgemein, daß kein Gewerbtreibender und kein Geſchäftsmann, daß Niemand ſich in die Provinz überſiedeln will. Daher der Druck, der unaufhörliche, verzweifelte Wettkampf — und das bedeutet hier Competition — ſich in London zu behaupten. Die Menge Kundſchaft, die London bietet, iſt das Leben der Gewerbtreibenden, der Handwerker, aller Geſchäftsleute, und die Londoner Kundſchaft iſt die beſte und einträglichſte, weil ein ſehr bedeutender Theil des überfließenden engliſchen Reichthums, ein Theil aller nennenswerthen Erſparniſſe in England, Schottland und Irland nach London ſtrömt. Der Landjunker knappt es ſich und den Seinigen am Munde ab, ſteigert ſeine Pächter und läßt

Digitized by Google

ſeine Katze verhungern, um drei Monate mit den Seinigen während der Saiſon in London wohnen, einen Miethwagen und eine Loge im italieniſchen Opernhauſe bezahlen zu können. Sogar der luſtige Fähnrich ſpart den väterlichen Zuſchuß und lebt neun Monate im Jahre von ſeinem Solde, um dann nach London zu gehen und mit ſeinen Kameraden einen Hauptſpaß — a spree, wie er es nennt — zu haben. Und der Commis, der in Liverpool oder Mancheſter ſeinen Prinzipal beſtohlen, verſteckt ſich in London und wird ſein Geld faſt eben ſo ſchnell los als er es erſtohlen hat.

Wenn nicht auf die eine, geſchieht es auf eine andere Weiſe, daß die angehäuften Schätze aller Länder, über welche Britannia den Dreizack ſchwingt, ihren Weg nach London und hier ihren Abſatz finden. Deßhalb würde ein Handelslokal, wofür der Inhaber drei- oder vierhundert Pfund Jahresmiethe entrichtet, für ihn eine Bürgſchaft des Reichthums ſeyn, ohne die Competition, den verzweifelten Wettkampf. Der Kunde bewacht die Gelegenheit, er wendet die Nebenbuhlerſchaft und die Bedrängniſſe des Krämers zu ſeinem Vortheil; und bereichert ſich der Krämer durch die Befangenheit, Dummheit und Sorgloſigkeit ſeiner Kunden, ſo beſtätigt beides nur die alte Wahrheit, daß der Diamant den Diamant ſchneidet. Während alſo Krämer bankerott und Käufer geprellt werden, weiß der kluge Hausvater und die kluge Hausfrau ihre Bedürfniſſe zu billigem Preis zu erlangen. Das gleicht die Schwankungen an der Börſe und auf dem Markte aus, macht es aber auch begreiflich, daß in London nicht der von der Competition übrig gelaſſene Gewinn, ſondern nur die Maſſenhaftigkeit des Geſchäfts den Krämer „bezahlen" kann. Muß es ihm deßhalb Alles gelten, die Zahl ſeiner Kunden zu vermehren, ſo muß er auch Alles aufbieten, darf keine Kriegsliſt ſcheuen, die Nebenbuhler zu ſchlagen und aus dem Felde zu treiben. Wer ſeine Schulden übervoll zu decken vermag, erklärt ſich für zahlungsunfähig und will ſeine Vorräthe mit unermeßlichem Verluſte verkaufen, d. h. mit zehn Procent reinem Gewinn. Beſchmutzte und beſchädigte Waaren, friſch aus den Händen des Fabrikanten, ſollen zu halbem Preiſe losgeſchlagen werden, d. h. um das Doppelte ihres Werthes. Ein abgebrannter Krämer, deſſen Gewölbe keine Spur von Feuer zeigt, bietet ſeine Waaren zu herabgeſetztem Preiſe, weil er räumen muß; er denkt nicht daran.

Man kommt zu einem Gewölbe; mächtige Zettel hinter den Fenſtern und an der Mauer verkünden „Ausverkauf." Man tritt ein, kauft und entdeckt, daß man ſich verkauft hat. Nach ſechs Monaten kommt man zu demſelben Gewölbe. Derſelbe Ausverkauf in vollem Schwunge. Wie kann der Mann ſo frech ſeyn! Man frage ihn und er wird ruhig antworten, jeder Händler in London verkaufe ſo ſchnell wie möglich aus, er thue nur wie alle Andern. Oder es verkündet Einer auf ellenlangen Bogen, daß bei ihm Alles halb umſonſt verkauft werde, indem er nächſten Sonnabend ſein Gewölbe ſchließe. Als ich das mehrere Wochen nach einander an einer Ausſchnitthandlung in Tottenham-court-road geleſen, veranlaßte mich meine Neugier, mir daſelbſt ein Paar Handſchuhe zu kaufen, um während des Ausſuchens den Diener zu fragen, welche Bewandtniß es mit der Anzeige habe. Vielleicht war ich nicht der Erſte, der das fragte. Wenigſtens ſah darnach das Lächeln aus, mit welchem der Diener mir erwiderte, ſeines Wiſſens würden die meiſten Gewölbe in London Sonnabends geſchloſſen. Es war alſo keine Lüge. Noch mehr; es gibt in London Handlungen, wo Geräthſchaften und Luxusartikel als neu verkauft werden, die bereits in Gebrauch geweſen, und es gibt Pfandverleiher-Bureaus und Auktionszimmer, wo die unter den Hammer kommenden Sachen eigens dazu gefertigt worden ſind. Tauſend und aber tauſend Kniffe werden angewendet, um kurzſichtige Menſchen zu ködern, die im ſeligen Glauben, wohlfeil zu kaufen, das Doppelte bezahlen.

Mit einem Worte, durch ganz London wettkämpfen die Menſchen um ihre Subſiſtenz, und was von den Nebenbuhlerkünſten der ehemaligen Marktſchreier und Quackſalber erzählt wird, iſt um nichts luſtiger, als die Schwänke und Ränke ſolcher Londoner Krämer, die, weil ſie noch keinen Namen und keine Kundſchaft haben, beides mittelſt Puffs zu erlangen ſuchen. Ich erinnere mich in dieſer Hinſicht für den Augenblick keines auffallenderen Beiſpiels als aus der Zeit — es ſind wenige Jahre — wo eine gewiſſe leichte und wohlfeile Art Hüte getragen wurde, die gossamer hieß, ein Wort, das, wie ich glaube, auch in's Deutſche übergegangen iſt. Weil ein Hut der Art bloß vier Schillinge und neun Pence, etwas unter drei Gulden rheiniſch, koſtete, erhielten die betreffenden Hutmacherbuden den halb ſpöttiſchen Namen: four and-ninepenny hat shops; die Inhaber bewieſen aber gerade dadurch, daß ſie drei Pence weniger als fünf Schillinge forderten, einen kommerziellen Takt, den kein Hutmacher in der Provinz gehabt hätte, und eine Kenntniß des Menſchen, die nicht aus Büchern gelernt wird, ſondern aus dem täglichen Umgange mit menſchlichen Leidenſchaften, Vorurtheilen, Liebhabereien und Abneigungen.

Der Hutmacher in der Provinz hätte fünf Schillinge gefordert. Warum ſollte er nicht? Es wäre ja auch das noch billig genug geweſen und eine runde Summe, ein leichtes Exempel, eine geprägte Münze — eine Krone. Anders dachte der Londoner. Fünf Schillinge für einen Hut, dachte er, iſt ohne Zweifel wenig Geld; aber es geht nicht. Fünf Schillinge ſind eine Krone

Digitized by Google

und dem Käufer bleibt von einem halben Sovereign bloß noch eine übrig. Außerdem iſt es eine volle Summe, man bekommt darauf nichts heraus. Nein, der Preis ſey vier Schillinge und neun Pence. So erhält der Käufer drei Pence zurück, und gibt er ſie auch in der nächſten Minute einem Bettler oder vertrinkt ſie in einem Glas Bier, ſein Hut koſtet ihn doch nicht ganz fünf Schillinge. Das war der Calcul des Londoners, ein Calcul auf die menſchliche Natur.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, September.

(Fortſetzung.)

Ständeverſammlung. — Petitionen. — Ausweiſungen.

Der Eröffnung des dießmaligen Landtags ſah man mit den geſpannteſten Erwartungen entgegen. Hoffte und hofft doch jezt noch jeder Einzelne auf ihn und erwartet Abhülfe für die tauſend Klagen, welche das Volk durch Vermittlung der Stände an den Thron zu bringen hat. Alle Stände, ſelbſt Frauen und Kinder ſind politiſch geworden und, was man früher in hieſigen Cirkeln nur ſelten fand, die Frauen nehmen jezt den regſten Antheil an den Intereſſen des Vaterlandes und ergreifen raſch und mit Eifer Partei für den Fortſchritt. Die Thronrede war nicht eben geeignet, dieſen Wünſchen des Volkes zu ſchmeicheln. Am wenigſten gefielen diejenigen Stellen, die ſich auf die religiöſen Bewegungen bezogen und die ganz ſo klingen, als habe man von oben herab nicht die geringſte Luſt, in dieſer Beziehung der Geſammtheit des Volkes entgegen zu kommen. Ohne die Stände und zumal ohne die mit dem Volke lebhaft ſympathiſirende zweite Kammer fürchte ich ſehr, die bedeutungſchweren Aeußerungen des Königs in der Thronrede würden mehr zur Erſchütterung als zur Befeſtigung des Vertrauens beigetragen haben, das nach des Königs eigener Erklärung ja bereits zu Leipzig wankend geworden iſt. Einigermaßen aufgehoben wurden die Beſorgniſſe des Volkes durch die Wahl des Präſidenten in der zweiten Kammer. Der König ernannte nämlich aus den vier dazu vorgeſchlagenen Kandidaten den Advokaten und Gerichtsdirektor Braun, denſelben, welcher Anfang vorigen Jahrs eine Reiſe an den Rhein, nach Holland und Belgien unternahm, um Erfahrungen über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren zu ſammeln. Braun iſt als entſchieden liberaler Mann bekannt, ein ſcharfſinniger Juriſt und beſizt das Vertrauen des ſächſiſchen Volkes. Dieſe Präſidentenwahl verſöhnte daher mit Vielem und ließ die Anfangs Beſtürzten wieder hoffen. Auch haben die bisherigen Kammerverhandlungen einen ſehr guten und beruhigenden Eindruck gemacht. Man freut ſich allgemein über das entſchiedene und feſte Auftreten der Stände, billigt, daß die Abgeordneten der Regierung ohne Furcht und Scheu die Wahrheit ſagen und ihr darlegen, was dem Volke Noth thue, wenn es ſich beruhigen und das ſeit längerer Zeit geſtörte Vertrauen zwiſchen Regierung und Volk wiederkehren ſoll. Das Land ſeinerſeits iſt auch nicht müſſig, den Vertretern deſſelben ſo viel wie möglich in die Hände zu arbeiten durch Einſendung von Petitionen. Die Kammer, das heißt die zweite — denn von der erſten iſt leider nicht ſehr viel zu erwarten — wird dießmal mit Petitionen aller Art überſchüttet werden, da wahrſcheinlich aus allen Städten beinahe über ein und dieſelben Gegenſtände Wünſche und Beſchwerden an die Stände gelangen. Daß Leipzig hierin nicht zurückbleiben werde, ſtand zu erwarten, und wirklich ſind auch bis jezt von zwei Parteien bereits zuſammen achtzehn Petitionen abgeſendet worden. Ohne jene kleinlichen Zwiſtigkeiten, deren ich oben Erwähnung that, wäre ſehr leicht eine Einigung beider Parteien möglich geweſen und ein Petiren in Maſſe erfolgt, was von größerem Nachdruck ſeyn mußte, als dieſes zerſplitterte Einkommen beim Landtage. Das Publikum iſt jezt freilich übel daran, wenn es ſich über ſein Wohl und Wehe berathen will. Die Verfaſſung geſtattet den Staatsbürgern das Recht des Petirens, die Regierung aber benimmt ihm durch die lezte Verordnung vom 26. Auguſt jede Möglichkeit zu gemeinſamer Berathung. Wir ſollen petiren dürfen, ſollen uns aber nicht verſammeln und keine Reden halten, ſonſt darf uns die Polizei aufheben und wir ſind in Strafe verfallen. Nun möchte ich aber doch wirklich wiſſen, wie ſich die Bürger zu verhalten haben und wie ſie es anfangen ſollen, um ſich und ihrem Gewiſſen zu genügen und doch nicht gegen das harte Geſez zu verſtoßen. Eine Anzahl höchſt angeſehener Männer — unter ihnen war ſogar ein Profeſſor und ein Stadtverordneter — ſuchten die Erlaubniß der Polizeibehörde nach, eine Bürgerverſammlung veranſtalten und in derſelben eine Menge entworfener Petitionen berathen zu dürfen. Sie wurden ohne Weiteres abſchläglich beſchieden. Die Kreisdirektion, bei der ſie ſpäter einkamen, ſchwieg, ſchwieg ſo lange, daß, hätte man nicht ein anderes Auskunftsmittel zu finden gewußt, die abzufaſſenden Petitionen wahrſcheinlich viel zu ſpät an die Kammern gelangt wären. Um ihren Zweck zu erreichen, riefen nunmehr die Unternehmer durch Privateinladung etwa dreihundert Perſonen zuſammen, und von dieſen konnten denn endlich die höchſt wichtigen Gegenſtände berathen werden, über die man ſich einigen wollte. In Zeit von drei Stunden unterzeichnete die erwähnte Privatgeſellſchaft ſieben Petitionen: 1) Einführung von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit; 2) Milderung der Cenſur und reſp. Preßfreiheit; 3) Anerkennung der Deutſchkatholiken; 4) Verleihung freierer Kirchenverfaſſung für Proteſtanten; 5) Duldung öffentlicher Verſammlungen (Aſſociationsrecht); 6) Entwurf eines Aufruhrgeſezes und Beſtimmungen über Verwendung der Communalgarde bei Tumulten, und 7) Reform des Wahlgeſezes. Dieſe Petitionen, die mit den ſchon früher erwähnten an einigen öffentlichen Orten noch verſchiedene Tage zur Unterzeichnung ausgelegt wurden, erhielten ſehr zahlreiche Unterſchriften und ſind jezt bereits nach Dresden abgegangen.

In entfernte Verbindung mit den Ereigniſſen des Auguſt bringt man auch die Ausweiſung mehrerer nichtſächſiſcher Schriftſteller aus Leipzig; indeß möchte ich im Allgemeinen dieſer Behauptung widerſprechen, ein paar Fälle etwa ausgenommen. Will man in dieſem an Ausweiſungen aller Art ſo höchſt geſegneten Jahre nicht etwa an ein Ausweiſungsfieber glauben, das unſer glückliches Deutſchland nach allen Richtungen durchzieht, ſo dürften ſich eine Menge jener Entfernungen wohl auf ganz natürliche Weiſe erklären laſſen. Auffallend war bloß die Ausweiſung Dr. Francke's, der, von Berlin kommend, weder hier noch in Dresden geduldet wurde. Alle übrigen Ausgewieſenen hatten mehr oder weniger bei der allerdings ſehr penibeln Polizeibehörde verſtoßen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 17. Oktober 1845.

> Es ſchwebet aus den Saiten,
> Es liſpelt mir ins Ohr;
> Der Geiſt der Harmonieen,
> Der Weltgeiſt tritt hervor.
>
> Herder.

## Die Wirkungen der Töne auf die Natur.

Die Töne üben unter gewiſſen Verhältniſſen einen auffallenden Einfluß auf lebloſe Körper aus. Eine Saite fängt von freien Stücken, ohne alle vorangegangene äußere Berührung an zu tönen, wenn in ihrer Nähe ein Ton entſteht, der gleiche Höhe hat mit dem, auf den ſie geſtimmt iſt, oder der in einem harmoniſchen Verhältniß, im Verhältniß der Octave, Terze, Quinte, Quarte zu demſelben ſteht. Schon früher wurde auf dieſe Thatſache in dieſen Blättern (Nr. 69, 70, 71 des Jahrgangs 1844) aufmerkſam gemacht. Es läßt ſich dieſelbe, wie dort bemerkt wurde, auf mechaniſche Weiſe nicht genügend erklären; insbeſondere reicht die Erklärung durch die vom Ton ausgehenden Tonwellen in der Luft nicht aus. Denn dieſe Wellen, wirkten ſie nur auf mechaniſche Weiſe, müßten die benachbarten Saiten um ſo mehr erſchüttern, je größer und gewaltiger ſie ſind. Bei der mechaniſchen Einwirkung von Waſſerwellen, die hier als Bild herbeigezogen wird, iſt die größere Welle immer wirkſamer, als die kleinere. Die Saite aber bewegt ſich nur bei einer beſtimmten Höhe des Tons und bleibt ruhig bei allen höhern oder tiefern oder nicht in harmoniſchem Verhältniß zu ihr ſtehenden Tönen. Man wird daher, wie ſchon jener Aufſatz andeutete, geneigt, eine Empfänglichkeit der Saite für die Qualität des Tons anzunehmen, eine Art von Hörkraft derſelben, auf ähnliche Weiſe, wie man durch die Entdeckungen Daguerres in Verbindung mit den neuern Moſers ſich faſt gezwungen ſieht, lebloſen Stoffen eine Empfänglichkeit für das Licht, eine Art Sehkraft beizulegen, von welcher die des Auges nur eine beſondere Art iſt. — Es ſey vergönnt, von jener Thatſache ausgehend, noch einige weitere Folgerungen zu ziehen, die theils zu Verſuchen anregen, theils bekannte Erſcheinungen in einem neuen Lichte zeigen könnten.

Iſt vielleicht jenes Tönen der Saite bei der Entſtehung eines ihr verwandten Tons nur eine vereinzelte Erſcheinung eines allgemeinen Naturgeſetzes, nach welchem die lebloſen Körper eine Empfänglichkeit für die Töne, eine Art Hörkraft haben, nicht bloß für die beſondere Qualität des Tons, welche durch die Höhe und Tiefe deſſelben ausgedrückt iſt, ſondern für jede Qualität? und ſollte nicht dieſe allgemeine Empfänglichkeit, dieſe Hörkraft nicht bloß durch Tönen und vorübergehendes Erſchüttern, ſondern durch tiefer eingreifende Aenderungen ſich äußern? Von allen Einwirkungen auf einen Körper iſt ja diejenige, welche ihn auf kurze Zeit in eine ſchwingende Bewegung ſeiner Theile verſezt, eine der geringſten; und unter all den Unterſchieden zwiſchen den Tönen iſt der, welcher durch die Höhe und Tiefe

Digitized by Google

deſſelben beſtimmt wird, wahrſcheinlich keiner der wichtigſten. Wenn die lebloſen Stoffe eine Empfänglichkeit für die Qualität des Tons haben, warum ſollten ſie bloß Höhe und Tiefe unterſcheiden können und nicht auch, wie lebende Weſen, die Dauer, den Takt und die übrigen Eigenthümlichkeiten des Tons? und wenn der lebloſe Körper vom Ton ergriffen werden kann, warum ſollte es immer bei der bloßen Erſchütterung bleiben, warum ſollte nicht unter beſondern Umſtänden der Ton einen bleibenden Eindruck, eine Aenderung der chemiſchen Beſtandtheile oder der Form oder beider herbeiführen können? Zu ſolcher nachhaltigen Einwirkung auf die innerſten oder weſentlichen Eigenſchaften des Körpers ſcheint es aber nöthig, daß derjenige Ton angeſchlagen werde, der dem Körper der angemeſſenſte iſt, nicht bloß ſeiner Spannung nach, wie bei der mittönenden Saite ſondern auch nach ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung und nach ſeiner Form.

Man kennt die Zahl der Schwingungen, welche zu Hervorbringung eines Tons von beſtimmter Höhe nöthig ſind. Die Zahlen ſteigen in der Reihe der hörbaren Töne von 32 bis auf 8000 Schwingungen in der Sekunde. Wenn ein beſtimmter Ton durch 300 Schwingungen entſteht, ſo iſt die Zahl derſelben bei dem ihm zunächſt ſtehenden harmoniſchen Ton, der Octave, zweimal 300, beim folgenden, bei der Quinte der Octave, dreimal 300, bei der zweiten Octave viermal 300 und ſo fort. Die Schwingungszahlen der harmoniſchen Töne folgen ſich demnach nach der Ordnung der einfachen geraden Zahlen. — Wenn man daher einen benachbarten Körper nur leiſe erſchüttern, nur mit der gelindeſten der möglichen Einwirkungen bewegen will, ſo ſcheint nach der oben angeführten Thatſache der angemeſſenſte Ton durch das einfachſte aller Zahlenverhältniſſe, das ſich durch die Reihenfolge der Zahlen ausdrücken läßt, aufzufinden zu ſeyn. Auch beſchränkt ſich jene Einwirkung nicht bloß auf geſpannte Saiten; man bemerkt ſie auch an andern elaſtiſchen Körpern. Ja man kann ſie ſogar an Gegenſtänden wahrnehmen, die ſonſt wenig Empfänglichkeit für Töne zu haben ſcheinen, zum Beiſpiel an eingerahmten Fenſterſcheiben, ja an den Filzhüten, die man in der Hand hält und die bei einzelnen Partien einer muſikaliſchen Produktion in eine fühlbare zitternde Bewegung gerathen. In allen dieſen Fällen iſt daher die Aufgabe leicht, die Wirkung aber auch gering.

Ganz anders muß ſich jedoch die Sache geſtalten, wenn man denjenigen Ton ſuchen wollte, der einem Körper nicht bloß ſeiner Spannung nach, ſondern auch in Beziehung auf ſeine chemiſche Zuſammenſetzung und ſeine Form der angemeſſenſte iſt, der auf ihn nicht bloß einen vorübergehenden, ſondern einen bleibenden Eindruck machen ſoll. Hier iſt eine ſchwierigere Berechnung zu vermuthen, als die nach den einfachen ganzen Zahlen zu findende; hier fehlen auch neuere Verſuche faſt ganz. Indeſſen laßt ſich eine ſolche Angemeſſenheit eines Tons nach allen Beziehungen des zu bewegenden Körpers wohl denken. Es ſind ſogar auch nach dem Standpunkt unſeres jetzigen Wiſſens Andeutungen und Vermuthungen gegeben, daß dieſes Ziel erreicht werden kann.

Merkwürdigerweiſe verbinden ſich die einfachen Stoffe der Natur chemiſch gerade nach demſelben Zahlenverhältniſſe, nach dem die harmoniſchen Töne auf einander folgen und ſich gegenſeitig hervorrufen, alſo nach dem Verhältniß, das ſich durch die Reihenfolge der einfachen ganzen Zahlen ausdrücken läßt. Wenn ein einfacher Körper mit einem andern verſchiedene Verbindungen eingeht, ſo verhalten ſich die Gewichte der ſich verbindenden Theile genau wie die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5. Blei verbindet ſich z. B. in drei verſchiedenen Stufen mit Sauerſtoff und wird dabei gelb, roth und braun; die Gewichtszahlen des verbundenen Stoffs verhalten ſich aber wie 2, 3, 4. Auch macht ſich dieſes Verhältniß nicht etwa bloß annähernd geltend, ſondern bis auf die kleinſten Bruchtheile genau und vollſtändig. Ein Stoff verbindet ſich trotz der größten Wahlverwandtſchaft, die er zu einem andern Stoff haben mag, nicht etwa willkührlich mit demſelben bei jeder Menge, ſondern immer nur ſo, daß die Mengen durch ein einfaches Zahlenverhältniß ſich ausdrücken laſſen, und er ſtößt die dazwiſchen liegenden Quantitäten zurück. Der Stoff erſcheint daher von einem mathematiſchen Geiſt beherrſcht. Er muß bei der Befriedigung ſeines Strebens gleichſam immer zugleich rechnen und ſich einem Zahlenverhältniſſe unterordnen.

(Fortſetzung folgt.)

## Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

Unter den four and-nine-penny hat shops machten ſich beſonders zwei bemerkbar. Während alle übrigen ſich als die Original Gossamers, die Real Original Gossamers, die Old Original Four-and-nines ankündigten, ließen jene zwei vom Erdgeſchoß bis zur Spitze des Schornſteins ſich neu anſtreichen, der eine himmelblau, der andere ſchotengrün. Jener nannte ſich davon Real Original Royal sky-blue, dieſer Old Original Imperial pea-green Gossamer Warehouse. Erſtern ſollten die königlichen Familien von England und Frankreich, letztern die kaiſerlichen Autokraten von Rußland und Oeſterreich patroniſiren. Der Eigenthümer des Real Original wollte fünf-und-zwanzig Jahre bei dem erſten Erfinder des gefeierten Goſſamerhutes gearbeitet, der Eigenthümer des Old

Original fünf Jahre lediglich zu dem Zwecke, den Goſſamerhut auf den Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, die fünf Welttheile bereiſt und ſeinen Zweck wunderbar glücklich erreicht haben. Vom Selbſtlobe gingen die rivaliſirenden Goſſamers in ſehr begreiflicher und ungekünſtelter Weiſe zu gegenſeitigen Anfeindungen über. Die gröbſten und empfindlichſten Nachreden wurden von beiden Seiten gedruckt und in Handbilleten durch die Stadt verbreitet. Schotengrüne und himmelblaue Umſchläge von koloſſaler Größe bedeckten jede verfügbare Wand, und Fuhrwerke in Hütgeſtalt und in der Farbe der Rivale paradirten durch die Straßen. Als das, ich weiß nicht wie lange gedauert hatte, kam durch den Verrath eines Commis die überraſchende, ſelbſt London überraſchende Wahrheit an den Tag, daß beide Geſchäfte einem und demſelben Manne gehörten.

Vor Kurzem erzählten auch die engliſchen Zeitungen einen Rechtsfall, der ein erwähnenswerther Beweis von der civiliſirten Rohheit iſt, mit welcher ein Londoner Krämer den Ehrgeiz ſeines Lebens verfolgt, einen Rival niederzumachen. Nachdem einer Alles gethan, ſeinem gegenüber wohnenden Mitbewerber die Kunden wegzukapern und ſein Geſchäft mit dem des Andern zu identifiziren, trieb er die Unverſchämtheit ſo weit, den Namen des Gegners in großen Buchſtaben über ſein Gewölbe zu ſetzen. Das war aber der Tropfen, der ſein Schiff zum Sinken brachte. Der Gegner klagte wegen Mißbrauch und Fälſchung ſeines Namens auf Schadenerſatz. Nun wies zwar der Verklagte nach, daß er einen kleinen elternloſen Knaben deſſelben Namens in ſein Haus und zum Compagnon genommen, wurde jedoch dem ungeachtet ſchuldig befunden und in Schaden und Koſten ſo wirkſam verurtheilt, daß er wahrſcheinlich die weitere Verfolgung ſeines Ehrgeizes aufgegeben.

Wo wie in London Alles Handelsartikel iſt, auch Kunſt und Wiſſenſchaft, oft ſogar die Religion, da kann es nicht befremden, daß die eigentlichen Krämer keineswegs die Einzigen ſind, die ſich gegenſeitig verkleinern und beſtehlen, daß die Mittel und Wege, die ſie gebrauchen, auch von Künſtlern und Literaten gegangen und gehandhabt werden. Leider iſt dem ſo. London wimmelt von ſolchen ſchmutzigen Aerzten, Schriftſtellern, Malern, von einer Horde Vagabunden, die todtes und lebendiges Gehirn zur Nahrung ſuchen, indem ihr Tagewerk darin beſteht, fremde Gedanken zu erlauſchen, zu erbetteln, zu entwenden, um ſie als eigenes Produkt auf den Markt und an den Käufer zu bringen. Ein Schriftſteller hat ein Buch geſchrieben voll Mühe, Fleiß und Geiſt. Ein unternehmender Verleger hat es in die Welt geſchickt, und ſchon nach wenigen Wochen erſcheinen in der Fleetſtraße und deren Umgebung wohlfeile Auszüge und Abdrücke, nur eben fehler- und mangelhaft genug, um vor der Strafe des Geſetzes zu ſchützen. Ein Phyſiolog macht eine Entdeckung, und faſt ehe noch die Dinte trocken iſt, mit welcher er ſie beſchrieben, ſitzt ſchon ein Dutzend Compilatoren und Auszugsfabrikanten ihm auf der Ferſe, die ſchwarz auf weiß beweiſen, daß ſie dieſelbe Entdeckung vor Jahren gemacht und nur ihre Beſcheidenheit ſie von der Veröffentlichung abgehalten. Ein kluger Kopf wirkt ſich wegen irgend einer werthvollen Anwendung der Wiſſenſchaft auf das tägliche Leben ein Patent aus. Gleich iſt Jemand mit einer, wenn auch noch ſo geringen Abänderung bei der Hand, gegen welche das Patent keinen Schutz bietet und die den klugen Kopf um ſeinen Lohn betrügt, mindeſtens in ſeinem Gewinne beeinträchtigt. Wie viele mir bekannte Beiſpiele könnte ich als Belege anführen, wenn hier der Raum dazu wäre und ich es für nöthig hielte. Doch lieſt wohl Niemand engliſche Zeitſchriften wiſſenſchaftlichen und literariſchen Inhalts, ohne über die Maſſe von Streitigkeiten in Betreff des Rechts auf eine Entdeckung zu erſtaunen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Das Bild der Erinnerung.

Durch der Erinn'rung dämmernde Gebüſche
Schwebt des Vergang'nen holdes Traumbild hin;
Ein Blüthenkelch voll unbefleckter Friſche
Ergläuzt es in der Wirklichkeit Ruin.

Aus ſeligen Gefilden ſcheint's zu kommen,
Doch war es uns im Leben einſt ſo nah, –
Ein Aetherſchein, dem ew'gen Licht entglommen;
Doch ſtand's ſchon hell vor unſern Sinnen da.

Mit Zauberklang bebt es durch unſre Seele,
Es wehet uns mit Liebesodem an;
Und daß es nie an ſüßem Troſt uns fehle,
Begleitet es uns auf des Lebens Bahn.

G. Hölder.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, September.**

Die Jagd. – Eiſenbahnen.

Im September iſt aus Paris ſelten viel Neues und Intereſſantes zu melden. Handel und Wandel wird getrieben wie in den andern Monaten; aber ein großer Theil der vornehmen ſo wie der gelehrten Welt iſt abweſend; die meiſten Vereine ſind eingeſtellt, und Tribunale, Collegien, gelehrte Geſellſchaften halten keine Sitzungen. Aus Richtern, Profeſſoren und Studenten werden Jäger, aber das Wildpret ſtellt ſich nicht ſo fleißig ein, als die nach demſelben Jagenden, und um Paris herum gibt es ſicher weit mehr Jäger

als Haſen. Einige Spaßvögel ziehen ſogar das Daſeyn des Haſen in Zweifel und behaupten, er gehöre zu den fabelhaften Thieren, wie der Drache und der Greif. Jährlich öffnet irgend ein Spekulant ſeinen Luſtpark zu Jagdpartien, natürlich gegen Erlegung einer beſtimmten Summe; aber ſelten iſt anderes Wildpret darin anzutreffen, als einige wilde Kaninchen und Faſanen, die man, wie in den königlichen Gehegen, auffliegen läßt, damit die Herren ſich bequem das Vergnügen verſchaffen können, dieſelben zu ſchießen. In jenen königlichen Gehegen iſt nun freilich das Wildpret nicht ſo ſelten als auf dem platten Land, und die jungen egyptiſchen Prinzen, denen man neulich erlaubt hatte, im königlichen Forſte zu St. Germain, zwei Meilen von Paris, zu jagen, haben in Zeit von zwei Tagen eine Menge erlegt. Vermuthlich war der Rhamazan ſchon zu Ende, ſonſt hätten ſie bei Tage nichts davon genießen können. Dieſe muſelmänniſchen Faſten wurden im hieſigen egyptiſchen Inſtitute ſtreng gehalten. Die Mahlzeit wurde in der Nacht zubereitet und vor Anbruch des Tages genoſſen. Zur Aufrechthaltung der religiöſen Gebräuche wird jezt in dieſem Inſtitute ein Mufti aus Egypten erwartet, welcher gleichſam die Stelle eines Hauskaplans bei den jungen Muſelmännern verſehen ſoll. Um wieder auf die Jagd zurückzukommen, ſo ſollte man beim Anblicke der vielen Jäger, welche auf Eiſenbahnen, Diligencen und Schiffen die Stadt verlaſſen, glauben, die Umgegend von Paris ſey dicht mit Wildpret bevölkert, und in der That iſt der Markt ſtets ſehr wohl damit verſehen; man muß ſich aber ſehr weit von der Stadt entfernen, oder auf einem großen Gute jagen, wenn man ſeine Waidtaſche füllen will. Bekanntlich iſt ſeit der Revolution die Jagd kein Vorrecht irgend einer Klaſſe mehr, und wer eine Jagderlaubniß gegen ſeine 25 Francs löst, kann nach Herzensluſt jagen, nur nicht auf Grund und Boden, der Privaten oder der Krone zugehört. In der vorlezten Seſſion haben die Kammern ſich den leidigen Zuſtand der Jagd zu Gemüthe geführt und zu Gunſten der Gemeinden die Jagdgebühr erhöht und den Verkauf des Wildprets außer der Jagdzeit verboten. Dieſes Verbot iſt den Pariſern ſehr verdrießlich, und im vorigen Frühjahr und Sommer wurde vieles eingeſchmuggelte Wildpret confiſcirt und in die Hoſpitäler geſchickt. Wahrſcheinlich wird die Vermehrung und Ausdehnung der Eiſenbahnen auch auf den Handel mit Wildpret in Paris bedeutend zurückwirken; es wird aus entfernten Provinzen eine Menge deſſelben nach Paris kommen, wo es weit beſſer bezahlt wird als in der Provinz. So verhält es ſich bereits mit andern Lebensmitteln, welche in Fülle nach Paris kommen. — Auf die Eiſenbahnen ſind jezt vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit und die Gewinnſucht des Publikums gerichtet. Jede Woche ſieht man aus den hieſigen Sparkaſſen beträchtliche Summen zurücknehmen; ein großer Theil derſelben wird in die Eiſenbahnen geſteckt, wobei die Beſitzer mehr zu gewinnen hoffen, als durch die allerdings ſehr geringen Zinſen, welche von den Sparkaſſen bezahlt werden. In der lezten Kammerſitzung hatte man über den Zuſtand der Sparkaſſen Beſorgniſſe geäußert; man fürchtete, es möchte ſo viel hineingelegt werden, daß der Staat zulezt außer Stand ſeyn könnte, die zurückgeforderten Kapitalien wieder auszuzahlen, wenn ein plötzlicher Schrecken ſich der Einlegenden bemächtigen ſollte, wie dieß bei unvorhergeſehenen unglücklichen Ereigniſſen der Fall iſt. Wenn aber das Zurückfordern der Kapitalien ſo fortgeht, wie in dieſem Jahre, ſo iſt der Staat dieſer Beſorgniß überhoben; es wird zulezt wenig mehr zurückzuzahlen bleiben. Ob aber die Sparenden wohl thun, ihr Geld aus der ſichern Niederlage in Sparkaſſen zu ziehen, um es in Eiſenbahnunternehmungen anzulegen, iſt ſehr zweifelhaft.

(Fortſetzung folgt.)

## Leipzig, September.

(Fortſetzung.)

Theater. — Gottſched und Gellert von Laube.

Ich habe lange nicht mehr vom Theater geſprochen. Die ernſte Zeit konnte der heitern Kunſt kaum einige flüchtige Blicke im Vorübergehen zuwerfen, und ſo wollen Sie das Verſäumniß entſchuldigen. Ich geſtehe offen, daß ich perſönlich keinerlei Trieb hatte, in den lezten Wochen das Theater fleißig zu beſuchen. Ich kann alſo über die ſeitherigen Leiſtungen kein Urtheil fällen. Juli und Auguſt waren reich an fremden Gaſtſpielern, unter denen der beliebte Komiker Wallner ſich ſo großen Beifall erworben, daß er jezt bereits einen zweiten Cyclus von Gaſtrollen während der Meſſe beginnen wird. Von Neuigkeiten nenne ich das fünfaktige Luſtſpiel „Agnes Bernauer" von Adolph Böttger, dem rühmlich bekannten Ueberſetzer Byrons. Das Stück ward zum Beſten des Penſionsfonds für Schauſpieler gegeben und errang ſich großen Beifall, obwohl es als dramatiſches Produkt auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht, arm an Erfindung iſt und, den einzigen Charakter eines genialen liederlichen Spielmanns ausgenommen, im ſtrengen Sinne aller Charaktere entbehrt, wie die Bühne ſie fordern kann. Nur die ſchönen klingenden Verſe, die wohllautende, nur etwas gedankenarme Muſik der Sprache beſticht und berauſcht und trug wohl das Meiſte bei zu dem glänzenden äußern Erfolge. Auch mochte es dem Dichter zu gute kommen, daß er ein Stadtkind iſt. Die Darſtellung war aber keineswegs eine preiswürdige; ſie holperte und ſtolperte gewaltig, da mehrere Schauſpieler an Gedächtnißſchwäche zu leiden ſchienen. Am Schluſſe ward der Dichter ſtürmiſch gerufen. Das Stück hat bis jezt bei immer ſtark beſeztem Hauſe drei Aufführungen erlebt. Acht Tage ſpäter brachte Heinrich Laube wieder ein neues Charakterluſtſpiel auf die Bühne: „Gottſched und Gellert." Ein ſo lokaler Stoff mußte die Neugierde des Publikums in hohem Grade erregen und verſammelte denn auch einen ſehr großen Zuſchauerkreis am Tage der erſten Darſtellung. Seltſamerweiſe verurſachte eine Ouverture von dem berühmten Sebaſtian Bach, dem ein ſehr geſchmacklos ausgeführtes Denkmal unfern der Thomasſchule, wo er wirkte und lehrte, vor ein paar Jahren errichtet worden iſt, eine ſo allgemeine Mißſtimmung, daß die klaſſiſche Muſik total ausgepfiffen und ausgetrommelt ward, weil — das muſikverſtändige Leipziger Publikum die Muſik ſelbſt unausſtehlich fand. Die mitwirkenden Schauſpieler waren durch dieſen unerwarteten Anfang etwas beſtürzt, da ſie wohl glauben mochten, das Pfeifen ſolle dem Stück oder deſſen Verfaſſer gelten, und ſo kam es, daß namentlich der Komiker Bellmann, der den unverſchämten, in Alles hineinſchwatzenden Bedienten Gottſcheds ſpielte, den rechten Ton nicht finden konnte und mithin wenig wirkte. Es verging eine geraume Zeit, ehe das Publikum warm ward, doch brach ſich der Beifall mehr und mehr Bahn und endigte am Schluſſe mit Herausrufen des Dichters, der jedoch nicht erſchien. Ueber das Stück ſelbſt wäre viel zu ſagen, Lobendes und Tadelndes, ich will dieß aber Blättern überlaſſen, die ſich von Theaterkritiken nähren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 250.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 18. Oktober 1845.

— Here all are slaves to gold,
Here looks are merchandise, and smiles are sold;
Their ambush here relentless ruffians lay,
And here the fell attorney prowls for prey.

Johnson.

## Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

Einen Blick zurückwerfend auf die Zähigkeit, mit welcher die heimiſch gewordenen Bewohner Londons an ihrer Stadt hängen, muß ich das ſelbſt wunderbar nennen. Dennoch iſt es eine unleugbare Thatſache. Schon die ungeheure, immer wachſende Bevölkerung beweiſt es, ſo wie das mühſelige Drängen und Treiben nach dem täglichen Brode, aber beſſer noch eine Abendverſammlung in einer reſpektablen Taverne. Es ſind geachtete und wohlhabende Männer, die da beiſammen ſitzen. Sie haben von den Geſchäften ſich zurückgezogen, ſey es weil die Zeiten ſchlechter, der Handel flauer oder ſie des Wettkampfes müde ſind. Die ganze Welt ſteht ihnen offen. Mit ihrem Kapital in einer engliſchen Kolonie könnten ſie Schätze erwerben. Aber nein, ſie wollen lieber bel beſcheidenen Einkünften in einem Londoner Kaffeehauſe ſitzen, ihre Pfeife rauchen und ihren Porter trinken. Gewiß nur Wenige — und ich ſage das aus vielfacher Erfahrung — verlaſſen London gern, ohne Bedauern. Dem Geſegneten und Glucklichen iſt es der liebgewonnene Schauplatz ſeines Glücks, der Unglückliche weiß keinen Ort, wo er der ſchlimmſten und drückendſten Folge des Unglücks, erkünſteltem Mitleid und aufrichtiger Verachtung ſicherer ausweichen kann. Für den Ehrgeizigen iſt London die geeignete Sphäre, der Weggang von London ſein Gang in's Exil. Der Geſchäftsmann ſieht darin das Eingeſtändniß der Unfähigkeit, vorwärts zu kommen, und der Vergnügungsſüchtige ſieht ſich in England vergebens nach einer Stadt um, wo er die Luchsaugen ſeiner Nachbarn gleich wenig zu fürchten braucht. Allen erſcheint London als eine große Lotterie mit ſo vielen Hauptgewinnen, daß Alle die Hoffnung hegen, früher oder ſpäter müſſe einer ihnen zu Theil werden. Und das erklärt den ſonſt unbegreiflichen Zauber, der Alle an London bindet, dieß iſt Wurzel und Urſprung jenes verzweifelten Wettkampfs, den ich nicht ſowohl habe ſchildern als andeuten wollen.

Es wäre irrig, anzunehmen, daß in den niedern Ständen die Competition minder ſtark ſey als in den höheren. Jede Herberge hat eine Stube voll armer Arbeitsexpektanten, jedes Krähengeniſte unbeſchäftigte Inſaſſen, die auf Verdienſt ausgehen und inzwiſchen von der Mildthätigkeit derer leben, die einen Grad weniger mittellos ſind als ſie. Das aber iſt nicht zu leugnen, daß die Competition am ſichtbarſten hervortritt und ſich am ſchmerzlichſten geſtaltet in den Reihen junger Männer und Frauen, deren gute Erziehung nicht darauf berechnet war, ihnen einſt den Unterhalt des

Digitized by Google

Lebens zu verſchaffen, und im Kreiſe der drei ſogenannten Fakultäten, der Theologie, des Rechts und der Medizin.

Hundert Aerzte in ſchwarzen Röcken, die kaum bezahlt ſind, beugen ſich demüthig vor den Subſcribenten einer milden Stiftung und bitten um ihre Stimmen bei der Wahl eines unbeſoldeten Armenarztes. Hundert Juriſten preiſen ſich glücklich, wenn ein angeſehener Sachwalter durch ihre Aufnahme in ſein Bureau ihnen Gelegenheit gibt, ſich bekannt zu machen. Hundert Theologen danken Gott, wenn ſie von einem reichen Pfründer, der im Herbſt nach der Saiſon mit den Seinigen reist oder ein Bad beſucht, für die Sonntagspredigt eine halbe Guinee erhalten. Ja, man liest in den Zeitungen Erbietungen, für die Erlaubniß zu arbeiten Geld zu bezahlen. Die Urſache dieſes ſo gedrückten Werthes geiſtiger Leiſtungen liegt auf der Hand. Es iſt Ueberfüllung des Marktes, Ueberſättigung des Bedarfs, und der Grund davon leicht zu finden. Kein Sohn aus dem Mittelſtande ſoll, wie ehemals, mit ſeinen Händen, jeder nur mit ſeinem Kopfe arbeiten, und der Maler hatte Recht, der dieſe Thorheit im Bilde eines Kindes darſtellte, das auf die Welt kommt, eine Feder hinter'm Ohr, ein Dintenfaß um den Hals, ein Buch Papier unter'm Arm. Und die Töchter aus dem Mittelſtande, die genau wiſſen, wie lange eine Schöpskeule kochen muß, ſind ſeltener als diejenigen, die Blumen malen, das Piano ſpielen und die Polka tanzen können. Oder iſt das auch in Deutſchland der Fall?

Ich ſagte, die Mitbewerbung ſey die Springfeder, welche der Londoner Bevölkerung eine in einer Provinzialſtadt unerhörte Beweglichkeit gebe. Ich ſetze hinzu: und die Theilung der Arbeit. Das iſt allerdings eine natürliche Folge des weiten Umfangs einer Stadt. Dennoch möchte ich glauben, daß die Theilung der Arbeit in London unverhältnißmäßig größer und hervorſtechender iſt als in irgend einer großen Stadt der alten und der neuen Welt. Ich wenigſtens habe aus keiner von Männern gehört, die durch das Tränken der Pferde auf einem Standplatze der Miethwagen ſich Vermögen erworben, oder von dem Kehrer eines Kreuzwegs, der in ſeinem Teſtamente der Tochter eines Alderman 500 Pfund vermacht, oder von einem Balladenſänger, der aus dem Verkauf ſeiner Lieder, Stück für Stück einen halben Penny, manchen Tag zwanzig Schillinge löst. Jedenfalls iſt London die einzige Stadt in England, wo ein ſtarker Mann ſich und ſeine muthmaßlich zahlreiche Familie durch Feiltragen einer Waare ernährt, die anderwärts kaum beachtet würde, wie z. B. der kleinen Seekrebſe, die wöchentlich in Tonnenladungen aus dem Norden, wo Kinder ſie in Eimern ſammeln, nach London gebracht, Scheffelweiſe an die „Detailliſten" abgeſetzt, von dieſen mit Salz gekocht und durch die Straßen feil gerufen werden. Ich kenne zufällig einen Mann dieſes Gewerbes, der das Paternoſtergäßchen begeht und deſſen Ruf einen ſehr muſikaliſchen Klang hat; ich weiß, daß er mit Hülfe ſeiner Stimme und ſeiner Seekrebſe über 200 Pfund in der Sparkaſſe beſitzt. Eines Sonntags Nachmittags, wo es im Paternoſtergäßchen keine Geſchäfte gibt, traf ich ihn in einer vorſtädtiſchen Taverne, und er ſagte mir, wenn das Wetter ſich aufhelle, ſey er einer Einnahme von 25 bis 30 Schillingen gewiß.

(Schluß folgt.)

---

## Die Wirkungen der Töne auf die Natur.

(Fortſetzung.)

Dieſe auffallende Uebereinſtimmung der chemiſchen und der harmoniſchen Zahlenverhältniſſe könnte nun einen Fingerzeig geben beim Verſuch, Töne zu finden, die einem Körper nicht bloß ſeiner Spannung, ſondern auch ſeiner innern Beſchaffenheit nach angemeſſen ſind und demgemäß auf den Körper einwirken ſollen. Von dieſem Ziele ſcheint man aber noch weit entfernt, und es mögen dabei Schwierigkeiten zu überwinden ſeyn, von denen wir noch gar nichts ahnen. — Die Chemie, beſonders die mathematiſche, iſt noch zu neu, noch zu unvollkommen. Man hat nach und nach ſo viele nicht weiter zerlegbare, daher einfach genannte Stoffe gefunden, daß man ſich immer mehr überzeugt, die Natur könne nicht ſo viele Elemente haben und die bis jezt gefundenen müſſen ſich bei weiterem Fortſchritt in einfachere Körper zerlegen laſſen. Noch dazu ſind gerade die Körper, welche elaſtiſch ſind und zu acuſtiſchen Verſuchen zunächſt ſich zu eignen ſcheinen, nach dem jetzigen Stand der Chemie meiſt nicht einfache, ſondern zuſammengeſezte. Glockengut iſt eine Verbindung mehrerer Metalle, Stahl eine Verbindung des Eiſens mit der Kohle, Glas beſteht aus Kieſelerde und Laugenſalzen. Wenn ſchon die Zahlenverhältniſſe einfacher Stoffe bei weiterem Fortſchritte ſich anders geſtalten mögen, wie viel mehr iſt das anzunehmen bei zuſammengeſezten! Indeſſen iſt jenes Zuſammentreffen der chemiſchen und harmoniſchen Zahlenverhältniſſe gewiß nicht ohne Bedeutung bei der vorliegenden Aufgabe, Töne zu finden, welche nicht bloß der Spannung, ſondern den innern Eigenſchaften nach dem zu bewegenden Körper angemeſſen ſind.

Einen andern Anhaltspunkt bei dieſer Unterſuchung könnten vielleicht die Erfahrungen geben, welche man über

die Töne gemacht hat, die bei Schwingungen eines Körpers nach ſeiner Länge entſtehen. Wenn man nämlich eine Glasröhre nach der Länge mit naſſen Fingern reibt, oder eine geſpannte Saite mit dem Violinbogen unter möglichſt ſpitzigem Winkel ſtreicht, oder einen Körper ſeiner größern Ausdehnung nach auf ähnliche Art behandelt, wie wenn man ihn magnetiſiren wollte, ſo entſtehen ganz andere als die gewöhnlichen Töne, die nicht nur viel höher ſind als dieſe, ſondern ſich auch durch ihre durchdringende Kraft auszeichnen, die Flageolettöne, Vogeltöne, auch Langentöne genannt. Dieſe eigenthümlichen Töne hängen nun von der Dicke des bewegten Körpers gar nicht, von ſeiner Spannung nur wenig ab, deſto mehr aber und entſchiedener von der Qualität des Stoffs. Man hat dieſe Erfahrung ſchon benuzt und Tonleitern gebildet, bei welchen die Verſchiedenheit der Töne bloß durch den Unterſchied des Stoffs hervorgebracht wird, ſo daß man Akkorde, ſtatt durch die verſchiedene Spannung und Dicke der tönenden Körper, durch das gleichzeitige Erſchüttern verſchiedener Gegenſtände, z. B. Holz, Stahl, Meſſing erzeugt, wobei ſomit jeder Ton zugleich der Ausdruck des innerſten Weſens des Körpers iſt.

Es liegen aber auch Erfahrungen vor, welche den Weg anzudeuten ſcheinen, auf welchem der einer jeden Form eines Körpers angemeſſenſte Ton zu finden und der Körper auch nach dieſer Beziehung zu erfaſſen wäre. Jeder tönende Körper theilt ſich nämlich während des Tönens in ſchwingende und nicht ſchwingende, laute und ſtille Partieen ab, wie ſchon Galiläi fand, in neuerer Zeit aber beſonders Chladni, Savart, Strehlke nachgewieſen haben. Die nicht ſchwingenden, ruhigen Stellen bilden aber zuſammen ein Ganzes, eine Figur, und dieſe Figur ſteht in beſtimmtem Verhältniß zum Ton. Dieſe ſtillen Punkte ſind der räumliche Ausdruck des Tons, ſie zeigen uns die Kraft, welche in der Zeit lebt, auf den Raum übergetragen. — So wie der Mathematiker für jedes Zahlenverhältniß, jede Reihe der Zeit nach einander folgender Größen, jede Gleichung eine entſprechende Figur darzuſtellen weiß, ſo ſchafft der in der Natur verborgene mathematiſche Geiſt zu jedem Ton eine Figur, überſezt denſelben in ein entſprechendes Bild.

Die Linien, welche man entſtehen ſieht, wenn mit Sand beſtreute Scheiben von Glas oder Meſſing mit dem Bogen einer Violine geſtrichen werden, ſind aber nur ein kleiner Theil, nur ein Durchſchnitt der ganzen Figur. Denn dieſe Figur geht durch den ganzen ſchwingenden Körper, ſelbſt durch die ſchwingende Luft fort. Auch die Luft theilt ſich alsbald, ſo wie ein Ton entſteht, in bewegte und ruhige, laute und ſtille Partien. Auch ſind diejenigen Linien, welche man gewöhnlich bei phyſikaliſchen Vorträgen darſtellt, oder die ſich in Schriften nachgebildet finden, nur ein ſehr kleiner Theil der zahlloſen möglichen. Man hat ſich bis jezt auf die einfachſten Formen der Scheiben beſchränkt und ſich durch die Bemühung, einfache Figuren durch dieſelben zu erhalten, noch mehr eingeengt. Es iſt ſpätern Forſchungen vorbehalten, dieſen Reichthum von Formen weiter zu entwickeln und zur Anſchauung zu bringen. Eine beſondere Aufgabe wird aber ſeyn, die nach dem jetzigen Standpunkt des Wiſſens nicht ganz unauflöslich erſcheint, die Figuren, welche durch die Körper durchgehend in der Luft ſich fortpflanzen, ſichtbar zu machen. Es gibt Luftarten, welche bei gewiſſen Graden der Dichtigkeit undurchſichtig und dadurch gleichſam als Wolken, als Nebel ſichtbar werden, während ſie ſonſt durchſichtig und deßwegen unſichtbar bleiben. Der Unterſchied zwiſchen ſtehenden und ſchwingenden Tonwellen macht ſich aber wahrſcheinlich auch durch die größere und geringere Dichtigkeit der Luft bemerklich, und ſo ſcheint ſchon hiedurch der Weg zum genannten Ziele gebahnt.

Aeltere Forſcher und Künſtler ſcheinen bereits mit Erfolg dieſen Weg betreten zu haben. Nach vielen übereinſtimmenden Nachrichten verſtanden Manche, durch Töne oder Worte den Augen ſichtbare Geſtalten hervorzurufen, unter Umſtänden, welche Täuſchungen oder Blendwerke durch Spiegel anzunehmen nicht geſtatten. So könnte es noch gelingen, der Tonwelt ſichtbare Geſtalt zu geben und die jeder Muſik zu Grund liegenden Figuren zur Anſchauung zu bringen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Leipzig, September.**

(Schluß.)

Literatur. — Kunſtausſtellung.

Der Literatur wird es ſeit dem Auguſt hier ſehr ſchwer, ſich aufrecht zu erhalten. Die Cenſur iſt ſtrenger und häkliger als je. Daß über die Auguſtereigniſſe in ſächſiſchen Landen ſo gut wie nichts gedruckt werden darf, habe ich ſchon erwähnt. Freiligrath's Gedicht: „Leipzigs Todten," ward confiscirt, curſirt aber in vielen tauſend Abſchriften im Publikum. Gleiches Schickſal widerfuhr der „öffentlichen Dankadreſſe deutſcher Preußen an die Herren von Itzſtein und Hecker." Als Folge der Auguſtereigniſſe kann man die Beſchlagnahme des vierten Bandes von Willkomm's „weißen Sklaven" bezeichnen, deren erſte drei Bände unangefochten in's Publikum gelaſſen wurden. Die Beſchlagnahme dieſes Buches erfolgte von der Kreisdirektion zu

Digitized by Google

Zwickau, wo das Werk gedruckt wird, und zwar, wie es in der Verordnung heißt, „wegen aufregender und das Heiligſte verlezender Stellen.“ Der Verfaſſer, der durch dieſe unerwartete Verfügung bisher verhindert wurde, eine Reiſe nach Italien anzutreten, hofft durch Aenderung einiger Stellen, die man als beſonders gefährlich bezeichnet, in Kurzem die Beſchlagnahme aufzuheben und ſeinen Reiſeplan noch ausführen zu können.

Mit Beginn der Meſſe, die ſehr frequent iſt und gut zu werden verſpricht, hat der hieſige Kunſtverein ſeine fünfte Ausſtellung eröffnet. Die Zahl der Gemälde iſt zur Zeit noch gering, auch gibt es wenig Ausgezeichnetes, einige ſchöne Landſchaften und das große hiſtoriſche Gemälde von Mez aus Dresden, „Wegſchleppung des Grafen Helfenſtein,“ etwa ausgenommen. In den lezten Tagen, höre ich, ſind mehrere neue Bilder von Werth noch dazu gekommen. — Eine andere Ausſtellung iſt in vieler Hinſicht nicht weniger intereſſant, die „Ausſtellung von Gewerbserzeugniſſen, welche Lehrlinge gefertigt haben.“ Man trifft in ihr Gegenſtände, welche aller Beachtung werth ſind und die von ihren jugendlichen Verfertigern ſehr Bedeutendes erwarten laſſen. — Schließlich erwähne ich noch, daß ſich Ende Auguſt hier ein Turnverein gebildet und ſeine Uebungen eröffnet hat, mit ziemlich günſtigen Auſpicien für die Zukunft. — Der Literatenverein, deſſen Sizungen mit dem erſten Oktober wieder beginnen ſollen, hat durch den Tod des Dr. Berger, Redakteurs der Preßzeitung, der ſich ſtets als ein ſehr thätiges Mitglied erwies, und als wiſſenſchaftlich gebildeter Juriſt eben ſo ausgezeichnet war wie als herzensguter Menſch, einen großen Verluſt erlitten. Der Verein begleitete den allgemein geliebten Mann in ziemlicher Anzahl zur Gruft.

## Paris, September.

(Fortſezung.)

Eiſenbahnenſchwindel. — Dlle. Pleſſis.

Es entſteht eine ſolche Concurrenz unter den ſich meldenden Vereinen, daß viele werden zurücktreten müſſen. Beim Zuſchlag der Eiſenbahnen haben ſich mehrere Vereine verſchmolzen, um einander nicht zu ſtören; dadurch aber iſt der Antheil jedes Vereins am Unternehmen weit geringer geworden, und natürlich haben manche nach Aktien Verlangende keine erhalten. Auch werden ſicher nicht alle Bahnen Gewinn abwerfen; vermuthlich werden mehrere, in der erſten Zeit wenigſtens, im Verluſte bleiben und keine Zinſen zahlen können. Solche Betrachtungen bleiben aber der vom Schwindel angeſteckten Menge fern, und vor der Hand ſtehen die Eiſenbahnaktien in der allgemeinen Gunſt, und die Leute meinen recht klug zu handeln, wenn ſie in denſelben ihr Geld anlegen. Dabei fehlt es aber auch nicht an allerlei Spekulationen anderer Art; das Spekuliren iſt nun einmal eine Lieblingsbeſchäftigung in dieſer ſtillen Zeit. Frankreich iſt in politiſcher Hinſicht ruhig und genießt bequem der Früchte ſeiner lezten Revolution. Bedeutende religiöſe Bewegungen kennt man hier ſchon lange nicht mehr; die viel beſprochenen Jeſuitenangelegenheiten wurden mehr in den Tageblättern verhandelt, als im wirklichen Leben, und dieſer kleine Sturm iſt glücklich vorübergegangen. Dagegen herrſcht die erſtaunlichſte Lebendigkeit in den induſtriellen Unternehmungen. Bei dieſen hört aller politiſche und religiöſe Unterſchied auf; Parteien und Sekten verſtehen ſich recht gut mit einander, wenn es darauf ankommt, durch ein gut ausgedachtes Projekt viel zu gewinnen; dann treten Legitimiſten, Orleaniſten und Republikaner, Jeſuiten, Proteſtanten und Puritaner brüderlich zuſammen und theilen unter einander die Aktien ihrer Unternehmungen. Die Zeitungen haben des Plans erwähnt, einen bedeutenden Flächenraum in einem ſehr bevölkerten Theile der Stadt mittelſt Aktien anzukaufen und zu überbauen, und zwar ſo, daß in dem ungeheuern Gebäude ſich ein Theater, ein Conzertſaal, ein Caſino und eine Reſtauration nebſt Kaffeehaus befinden ſoll. Es iſt ſchlimm, daß den hieſigen Projektmachern immer der Gedanke eines neuen Theaters vorſchwebt; ſicher iſt dieß ein ſehr heilloſer Gedanke; Paris hat der Theater ſchon zu viele.

Das Théâtre français hat ſeine Rachel nach ihren zweimonatlichen Gaſtſpielen wieder bekommen und kann jezt die alten Meiſterſtücke der franzöſiſchen Tragiker wieder geben, ſo wie die neue Virginia; aber der Verluſt der Dlle. Pleſſis thut ihm ſehr wehe; es muß ſeitdem die alten Luſtſpiele ruhen laſſen. Das Betragen dieſer Schauſpielerin iſt eine Zeitlang der Gegenſtand des Geſprächs geweſen; aber in Paris vergißt man bald eine Tagesbegebenheit über die andere. Sie war ſchön und anmuthig; ihr gefälliges Spiel in den Molière'ſchen und Marivaux'ſchen Stücken hatte ihr die Gunſt des Publikums erworben und ſie zur Societaire erhoben, das heißt, ſie hatte Theil an der Leitung der Theaterangelegenheiten und Anſpruch an eine Penſion. Ihre Stellung war alſo vortrefflich; denn ſie hatte einen hohen Gehalt und konnte noch jährlich Gaſtrollen in und außer Frankreich geben. Und dieß alles gibt das Mädchen plözlich auf, verſchwindet aus Paris und erſcheint wieder in London, um daſelbſt einen Pariſer Theaterdichter zu heirathen. Es heißt, beide haben ſich aus andern Banden losgeriſſen und um die Vorwürfe von Untreue nicht zu hören, ſich nach London begeben, um dort ungeſtört ihre Verbindung befeſtigen zu können, während das Théâtre français ſie vor Gericht ebenfalls wegen Treubruchs verklagte und ihre zurückgelaſſene Habe pfändete. Ferner ſoll Dlle. Pleſſis, oder wie ſie ſich jezt nennt, Madame Arnout, das Theater verlaſſen und ſich auf Schriftſtellerei legen wollen. Von einer andern ehemaligen Schauſpielerin, Dlle. Doze, wird in einem hieſigen Journale ein Feuilletonroman verſprochen. Vielleicht hat die Pleſſis auch Luſt, Feuilletondichterin zu werden, was jezt das bequemſte und am beſten belohnte Geſchäft iſt, das es in Frankreich gibt. Deßhalb thun auch mehrere beliebte Theaterdichter ſeit einiger Zeit nichts mehr, als Feuilletons ſchreiben. Beim Theater müſſen ihre Geiſtesprodukte erſtlich angenommen werden, dann gibt es noch eine Art von Cenſur für die neuen Stücke, die Schauſpieler verhunzen ſie zuweilen und das Publikum pfeift ſie mitunter aus; nach einiger Zeit wird das Stück bei Seite gelegt, um andern Neuigkeiten Plaz zu machen. Lauter Unannehmlichkeiten, welche dem Feuilletonſchreiber unbekannt ſind. Seine Arbeit iſt ſchon beſtellt, ehe er Hand an's Werk legt, ſie wird reichlich belohnt, ſie hat ganz Europa zu Leſern, Nachdrucker und Ueberſetzer verbreiten ſie in die ganze Welt, und zuweilen kommen Deputationen aus der Fremde mit Geſchenken für den Dichter, wie dieß beim Erſcheinen des lezten Sue'ſchen Romans im Conſtitutionnel der Fall war. Was Wunder alſo, daß jezt Herrn und Damen, Dichter und Dichterinnen Romane in Feuilletons ſchreiben, und daß ein neues Tageblatt ſogar verſpricht, den Roman zum Hauptgegenſtand zu erheben und Politik und andere Sachen in's Feuilleton zu verweiſen.

(Fortſezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 20. Oktober 1845.

Multa mirabilia invenies et non verisimilia, quæ nihilominus tamen vera sunt.

Hieronymus.

## Die Wirkungen der Töne auf die Natur.

(Fortſetzung.)

Es läßt ſich nachweiſen, daß die aus den Tönen aufſteigenden Formen weit mannigfaltiger ſind als die Formen der wirklichen Weſen, der ſichtbaren Körper. Es läßt ſich daher auch denken, daß ſich für beſtimmte Körper ſolche aus den Tönen hervortretende Formen finden ließen, durch welche jene am beſten erfaßt, erſchüttert, verändert werden könnten. Wenn es auch noch weit bis zu dieſem Ziel ſeyn mag, ſo zeigt ſich hier doch eine Möglichkeit, dahin zu gelangen.

Auf dieſe Art läßt ſich ſchon beim jetzigen Standpunkt des Wiſſens manches bemerken, was dahin führen könnte, Töne zu finden, die einen Körper nicht bloß ſeiner Spannung, ſondern auch ſeinen chemiſchen Eigenſchaften und ſeiner Form nach ergreifen, die einen Geſammtausdruck deſſelben geben könnten. — Die angedeuteten Beziehungen ſind indeſſen noch vereinzelt und zum Theil unſicher. Es iſt noch viel zu thun und man wird in dieſer Richtung ſchwerlich raſch vorwärts kommen.

Man fragt ſich nun aber, von welcher Art wohl die Töne ſeyn müßten, welche im Stande ſeyn ſollten, die Körper nach ihren verſchiedenen Eigenſchaften und ſo die ganze Natur mit ihrem ungemeſſenen Reichthum zu erfaſſen und auszudrücken? Der bloße Unterſchied der hohen und tiefen Töne kann dazu nicht hinreichen. Was ſind die ſieben Stufen der Tonleiter von einer Octave zur andern, auch mit ihren Zwiſchenſtufen und Wiederholungen in andern Octaven, gegen die Tauſende von Arten der Körper der ſichtbaren Welt nach ihren Formen und Miſchungen! Wir wiſſen aber auch ſchon von der Inſtrumentalmuſik, daß das bloße Treffen der rechten Höhe und Tiefe eines Tons nur der Anfang, das bloße Alphabet des Künſtlers iſt. Das Zeitmaaß, das Einhalten des Takts iſt eben ſo nöthig, als das Treffen. Aber auch beides zuſammen reicht nicht hin, um einer muſikaliſchen Darſtellung das Lob einer gelungenen zu verſchaffen. Zu beiden muß noch der rechte Vortrag, die Anmuth, der Geiſt kommen. Man kann nun nicht wiſſen, wenigſtens fehlt es noch an erſchöpfenden Unterſuchungen darüber, welchen Einfluß ein Ton von beſtimmter Höhe in Verbindung mit dem Takt und Vortrag hat. Ein Einfluß in dieſer Beziehung iſt aber gar nicht unwahrſcheinlich. Bei der großen Wirkung, welche dieſe Unterſchiede in ihrer Geſammtheit auf den Menſchen und ſelbſt auf viele Thiere äußern, iſt ſolches ſchon im Allgemeinen zu vermuthen, wenn man den lebloſen Dingen etwas der Hörkraft Aehnliches beizulegen geneigt iſt. — Noch mehr wird aber dieſe Vermuthung unterſtützt,

Digitized by Google

wenn man mechaniſche Einwirkungen in's Auge faßt, wobei ein großer Unterſchied iſt, ob ein Stoß kurz oder lange dauert, ſchnell ſich wiederholt oder nicht, in kürzern oder längern Zwiſchenräumen eintritt, ob er mit langſam ſteigender Stärke beginnt oder auf einmal mit ſeiner vollen Kraft ſich äußert. Es wäre auch noch genauer zu unterſuchen, ob jene oben erwähnten Wirkungen der Töne, die ſich manchmal bei einzelnen Partien einer muſikaliſchen Produktion durch das Zittern von Fenſterſcheiben, ja von einzelnen Kleidungsſtücken äußern, bloß von der Höhe oder Tiefe des Tons und nicht auch von andern Eigenſchaften der Muſik abhängen.

Indeſſen wird durch alle Tonunterſchiede der Inſtrumentalmuſik, ſo groß und mannigfaltig ſie auch ſeyn mögen, die unendliche Mannigfaltigkeit der Tonwelt ſich nur zum kleinſten Theile aufſchließen laſſen. Durch alle die verſchiedenen Tonarten einer Inſtrumentalmuſik werden die Unterſchiede, welche durch Spannung, chemiſche Verbindung und Form bedingt werden, lange nicht erfaßt und ausgedrückt werden können. Die Eigenthümlichkeit jener Töne, welche vorzugsweiſe auf die Qualität eines Stoffs hinzuweiſen ſcheinen, der Flageolettöne oder Vogeltöne, die ſich nur ausnahmweiſe für die Inſtrumentalmuſik eignen, noch mehr die durchdringenden, durch Mark und Bein gehenden Töne, welche man gerade dann aus Glasſcheiben hervorruft, wenn zugleich die ſchönſten, auffallendſten Figuren aus denſelben hervortreten, deuten zum voraus darauf hin, daß die Inſtrumentalmuſik lange nicht Alles zu leiſten vermag. — Wenn die Einwirkung der Töne nicht durch die Stärke, ſondern durch die Qualität bedingt iſt, ſo muß man auf die reichſte Entfaltung dieſer Qualität das Hauptaugenmerk richten. Dieſe finden wir aber in der menſchlichen Stimme, im geſprochenen Wort. Wie die Tonleiter nur das Alphabet der Inſtrumentalmuſik iſt, ſo iſt dieſe Muſik in ihrer Geſammtheit, mit allem ihrem Reichthum, doch nur ein ſchwacher Anfang der unendlichen Tiefe und Ausdehnung, in welcher ſich die Qualität des Tons durch das Wort, die Sprache des Menſchen entfaltet. Schon die Sprache der Kinder, ja ſogar die Stimmen mancher Thiere, die ſich noch vorzugsweiſe in Vokalen bewegen, haben etwas durch alle Inſtrumentalmuſik Unerreichbares. Welche Welt ſchließt ſich aber vollends auf im vollen Gebrauch der Vokale und Conſonanten einer ausgebildeten Sprache, und dann in den Sprachen aller Völker und Zeiten!

Aber das Wort des Menſchen, wie ſollte es auf die Natur eine Wirkung ausüben können? Dieſer Gedanke iſt den jezt herrſchenden wiſſenſchaftlichen Anſichten ſo fremd, daß man ſich faſt ſcheuen muß, ihn auszuſprechen. Die Sprache iſt nach einer ſehr verbreiteten Meinung nur für den Menſchen da, ja ſie iſt nur eine Erfindung, ein Machwerk deſſelben, wie kann da die Sprache eine Bedeutung für die lebloſen Dinge haben? An wiſſenſchaftlichen Verſuchen über dieſen Einfluß fehlt es daher auch ganz, weil zum voraus als nutzlos erkannte Mühe ſie Niemand gerne übernimmt.

(Schluß folgt.)

## Die Stadt in England.

(Schluß.)

So beſtätigt ſich ein vom Herzog von Wellington bei Gelegenheit einer Debatte im Oberhauſe geſprochenes Wort, der Ausdruck ſeiner Ueberzeugung, daß es in der ganzen Welt keinen zweiten Ort wie London gebe, wo ein Mann niedern Standes mit mehr Gewißheit auf genügenden Verdienſt, und wenn er die gewöhnlichen Genüſſe ſeines Gleichen ſich verſagen wolle, auf Erwerbung von Vermögen rechnen könne. Iſt doch auch in London die Summe des menſchlichen Elends trotz ihrer Größe im Verhältniß zur Volkszahl kleiner, die Summe der Hülfsquellen in demſelben Verhältniſſe bedeutender, die Summe des Wohllebens und des Beſitzes erfreulicher als irgendwo.

Doch vergeſſen wir der Theilung der Arbeit nicht, dieſer in's Kleinſte gehenden Theilung, wie ſie in demſelben Grade ſich wohl nirgends findet. — Aller Orten gibt es Schneider. Vielleicht gibt es aber nirgends Schneider, die, wie in London, nichts machen als Rockkragen, Weſteneinfaſſungen und Hoſenbunde, die aber eben, weil ſie nichts anderes machen, die herrlichſten Kragen, die zierlichſten Einfaſſungen und die bequemſten Bunde fertigen, und die wieder eben deßhalb vollauf zu thun haben und reichlich bezahlt werden. Unweit von mir wohnt eine Frau in einem hübſchen eigenen Hauſe; ſie hält ſich drei oder vier Mädchen und ſchneidet mit dieſen aus Möhren, Rüben und Paſtinak allerhand phantaſtiſche Zierathen für die Schüſſeln der Reichen und Vornehmen. Sie ſchneidet von früh bis Abend und verdient viel Geld, iſt aber auch in ihrer Art ein Genie und vollkommen berechtigt, auf der funkelnden Meſſingplatte an ihrer Hausthür ſich Culinary Artistic Decorator zu nennen. Darüber ſteht ihr Name: Mrs. Watson. Kennt Jemand irgendwo eine zweite künſtleriſche Schüſſelverziererin?

Daſſelbe gilt faſt von allen Zweigen der Wiſſenſchaft, Kunſt und Manufaktur. Die Arbeitstheilung erreicht in London den höchſtmöglichen Gipfel der Vollendung. Daher iſt das Londoner Fabrikzeichen, das London mode, eine Bürgſchaft ausgezeichneter Qualität, das Fabrikat aber

Digitized by Google

auch ungewöhnlich theuer. Denn trotz der unermeßlichen Konkurrenz und aller Kniffe und Ränke ragen doch in jedem Zweige ſelten mehr als zwei oder drei hervor, und hervorragen in einem Geſchäft, einen Namen in einem Gewerbe beſitzen, iſt in London gleichbedeutend mit reich werden.

Shakespeare ſagt freilich: What's in a name? Was liegt an einem Namen? Aber Shakespeares Antwort paßt nicht für die Londoner Welt. In Handel und Gewerbe iſt hier ein Name ſehr viel. Wo es wie in London an Zeit oder Gelegenheit fehlt, ſich in allen Richtungen zu erkundigen, da muß der Name Gewähr leiſten. Baring, Rothſchild, Maſterman, Wigram — das klingt wie Gold und Silber, und wer zu den Namen dieſer Häuſer gehört, vom erſten Procuraführer mit gebeugtem Rücken und ruhigem Lächeln, bis auf den Thürhüter und Thorwart, ſie nehmen ſämmtlich einen Theil vom Rufe des Prinzipals in Anſpruch. Die Namen Burghardt, Nugee und Stulz idealiſiren einen Rock, und ſelbſt wo nur ein Abglanz dieſer Namen in goldenen Buchſtaben auf Glas erſcheint — Williamson, ten years cutter at Stulz's; Thompson and Richardson, from Burghardt's; Lovegrove and Hoffman, late foremen to Nugee — fühlt man eine Anwandlung von Reſpekt, „iſt's gleich nur eines Schneiders Name."

Thee iſt kein Thee, kommt er nicht von Twining, Schildkrötenſuppe nur Spühlicht, kommt ſie nicht von Birch oder aus der London Tavern. Zwei Steinbutten ſchmecken nicht eine wie die andere, wenn nicht Grove ſie geliefert, und welcher Menſch, welcher feine Menſch nämlich, kann auf einem Sattel ſitzen, der nicht von Laurie, eine Reit= oder Fahrpeitſche ſchwingen, die nicht von Swaine, einen Hut tragen, der nicht von Jupp, ein paar Stiefeln, die nicht von Hoby, eine Büchſe, die nicht von Manton, eine Vogelflinte, die nicht von Moore, mit Piſtolen ſchießen, die nicht von Rock, einen Wagen haben, der nicht von Tilbury und Clarke, ein — Halt! fahre ich in dieſer Manier fort, ſo ſetze ich mich dem Verdachte aus, mit den Matadoren der Gewerbe — the top-sawyers of their trades — ein kleines Privatabkommen getroffen und von dem aus meinem Avertiſſement ihnen erwachſenden Gewinn mir ein Erkleckliches ſtipulirt zu haben.

Es bleibt aber dabei, daß, wer in London etwas iſt oder werden will, nichts werden konnte und werden kann, ohne einen Namen. Und noch lange über die Zeit hinaus, wo Einer etwas war und aufgehört hat es zu ſeyn, trägt der Name Früchte. Will Brodie heute ſeine mediziniſche und chirurgiſche Praxis niederlegen, ſo kann er für Ueberweiſung ſeiner Kundſchaft ein Beträchtliches erhalten. Will heute Broderip ſeine Clientel einem Sachwalter abtreten, ſo ſichert ihm dieſer mit Freuden eine bedeutende Rente. Das Geſchäft eines Bankiers in der Lombardſtraße wie das Geſchäft des Kreuzwegkehrers am Ende der Fleetſtraße iſt ein Eigenthum, das ge= und verkauft werden kann, und die Inhaber eines Namens in den Gewerben ſind die Londoner Gewerbsariſtokraten.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Aus dem Rheinland, Oktober.

Der Rhein. — Das Fremdenbuch.

Es iſt lange her, länger als ich mir denken kann, daß man ſchrieb und ſtritt: „der Rheinſtrom, Deutſchlands Weinſtrom, nicht Deutſchlands Rainſtrom," etwas weniger lange und mir noch allzu erinnerlich, daß Nikolaus Becker, das gute Kind, das jezt ſchon unter der rheiniſchen Erde liegt, ſang: Sie ſollen ihn nicht haben. Und nichts deſtoweniger gibt es eine Zeit, in welcher wir ihn factiſch nicht beſitzen, den guten Rhein, in welcher ihn fremdes Geld beſezt hält, d. h. wenigſtens ſeine Gaſthöfe und Vergnügungsorte, und da man bekanntlich nicht auf freiem Felde ſchlafen kann, ſo mögen dieſe Theile des Rheins ſtatt des ganzen gelten. „Bedaure ſehr, iſt Alles beſezt," ſagt der Zimmerkellner, wenn Omnibus und Fiaker den deutſchen Reiſenden am Hotel abladen wollen. In ſeinem eigenen Vaterlande findet er nicht Raſt, nicht Statt. Ruſſen, Engländer, Franzoſen haben mit blankem Erz jedes Fleckchen erobert; — c'est le Rhin envahi par les etrangers. — Wer hat nicht in dieſen Herbſtmonaten am Rhein mehr' oder minder ſolche Erfahrungen gemacht, in Köln, Koblenz, Mainz, Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Baden? Ueberall daſſelbe Ziehen und Drängen, mehr oder minder dieſelbe Nothwendigkeit, ſich für ſein gutes Geld förmlich Play zu erobern. In den lezten Wochen iſt, eine angenehme Erſcheinung, zu jener Klaſſe der Reiſenden, die ſich überall gleicht, für welche — fruges consumere nati — das ganze Jahr nur ein Suchen nach Erholung, und das Vergnügen ſelbſt eine Arbeit iſt, eine ganz andere Species gekommen, die der deutſchen Gelehrten, welche nach den Mühen des Dienſt= und Arbeitjahres wirkliche Erholung ſuchen. Der deutſche Gelehrte iſt noch immer kenntlich, obgleich jene fabelhafte Zeit der Perücken für ihn längſt vorüber und unter Vielen ſogar der beſte Ton, ein weltmänniſches Bewegen, Sitte geworden iſt. Ich möchte ſagen, daß ich dieſe Männer ſchon an dem ſtillen, wohlthuenden Gefühle erkenne, welches mich beſchleicht, wenn ich ſo vielem Verdienſt in anſpruchloſer Form begegne. Die Naturforſcherverſammlung im alten Nürnberg, die Philologenverſammlung im modernen Darmſtadt ſind zu Ende; die glänzenden Kreiſe, welche ſich dort gebildet, ſind auseinander geſprüht; — kein Wunder, daß wir zur Zeit noch viele bedeutende Perſönlichkeiten am Rhein wiederfinden. — Ich bin in Heidelberg angekommen und im badiſchen Hof abgeſtiegen. Ein Kellner bringt mir das Fremdenbuch auf mein Zimmer — auf Nr. 23 — und wie ich die Feder nehmen und mechaniſch meinen Namen hinzeichnen will, ſehe ich wenige Zeilen höher die Namen Böcking, Lachmann, Haupt nacheinander. Welch Stück Verdienſt in dieſen dreien, die ſo ſchlicht mitten unter ſo viel Verdienſtloſigkeit hingeſchrieben ſtehen! Der Lehrer des römiſchen Rechts, die beiden Lehrer deutſcher Philologie ſind heute wieder von hier abgereiſt; die beiden leztern haben das Zimmer inne gehabt, in welchem ich mir's eben bequem zu machen ſuche. Ich habe die gelehrte Atmoſphäre ſogleich

Digitized by Google

gefühlt, als ich eintrat, und hüte mich wohl, ein Fenſter zu öffnen. Die Nacht werde ich unſtreitig träumen von einem alten, grauen Pergament, aus welchem mir beim Entfalten ein ſtolzer Heldenfrühling entgegenblüht, aus welchem der heilige Graal mir ſeinen wunderſamen Schein zuſendet, träumen vielleicht auch von den armen, geächteten, unächten Verſen der Nibelungen, welche zornesvoll den Schlaf des grauſamen Berliner Profeſſors ſtören wollen und mich Unſchuldigen mit ihm verwechſeln. — Ich blättere weiter. Ueberall Profeſſoren; welche Gelehrſamkeit in wenigen Tagen in dieſem Einen Hauſe! Es iſt ſchön von den Herren, daß keiner an Heidelberg vorbeigehen mag. Hier ſtehen Droyſen aus Kiel, der uns zunächſt den Ariſtophanes zugänglich gemacht hat, Treviranus aus Bonn, K. v. Raumer aus Erlangen u. ſ. w. Hotho ſchreibt ſeinen Namen klein, zuſammengedrängt, zierlich; man wittert den Aeſthetiker von Fach, aber nicht die von Natur als eine Nothwendigkeit gezeugte ewige, allmächtige Schönheitsliebe. Hier ſteht Neander, — natürlich „mit Schweſter.“ In den Evangelien, in der Apoſtelgeſchichte, in der ganzen Geſchichte des Chriſtenthums kann Neander ſich vortrefflich bewegen und bedarf keiner Beihülfe; aber im Leben, zumal auf der Reiſe, ohne ſeine Schweſter, wäre er geradezu hülflos. — Unter den geſtern Angekommenen: „Freifrau von Bacheracht, mit Begleitung und Dienerſchaft.“ Ich frage freudig überraſcht nach ihr; — „vor einer Stunde abgereist!“ Einer meiner Bekannten hat vollkommen Recht, daß er ſeine Briefe unterzeichnet: auf der Flucht des Daſeyns. Unter den ariſtokratiſchen Namen, welche dieſes Buch enthält, entdecke ich aus der lezten Zeit als die anziehendſten die Fürſtin Metternich und ihre Stieftochter, die Gräfin Sandor, die Gemahlin des bravſten, ritterlichſten Reitersmanns der Gegenwart. — Eben erhebt ſich Lärm in den Gängen des Hotels; irgend ein Rothſchild iſt angekommen. Ich nehme meinen Hut und flüchte mich aus dem Getreibe in die grünen Gänge des Schloßbergs. — Dort bin ich gegangen und geſeſſen bis zur Dunkelheit. Einigemale gingen zwei gebeugte Männer an mir vorüber, und ich hörte den Einen ſagen: „Glauben Sie nicht, daß ſogar in dem Denkprozeſſe eines Mathematikers, eines Euler z. B., eine poetiſche Thätigkeit, ein poetiſches Ergriffenſeyn anzunehmen ſey?“ Weiterhin vernahm ich die Bruchſtücke einer anziehend geführten Unterhaltung. — Ihr braven deutſchen Profeſſoren, läßt euch der Gedanke keine Ruhe, ſelbſt wenn ihr in den grünen Schatten das Heidelberger Schloß umgeht? Ich habe träumen und genießen wollen, und jezt ſeyd ihr Schuld, daß ich zu Haus (d. h. in dem Gaſthaus) ſitze und nachdenke, wehevoll nachdenke über meine eigene Gedankenloſigkeit.

**Paris**, September.

(Fortſetzung.)

Der Roman-Feuilleton. — Sterblichkeitsverhältniſſe.

In allen Geſellſchaften in der Stadt und auf dem Lande findet man Sammlungen von Feuilletons. Dieſer hält es mit A. Dumas, Jener mit E. Sue, ein Anderer mit George Sand oder Frederic Soulié; die große Menge verſchlingt Alles, das Gute und das Abgeſchmackte, das Wahrſcheinliche und das Ungereimte. Dieſer Geſchmack hat ſich über alle Klaſſen verbreitet; die vorige Woche kam vor dem Criminalgerichte eine Mordgeſchichte vor, bei welcher ſich erwies, daß die der Mordthat beſchuldigte Frau am Tage, da ſie das Verbrechen begangen haben ſollte, vorher ihre Feuilletons geleſen hatte. Leicht mag in dieſem oder jenem ſchwachköpfigen Leſer eine ſolche Lektüre Mordgedanken erweckt haben, welche ſonſt ewig geſchlummert hätten. Leider wird dieſe verführeriſche Mode wahrſcheinlich noch lange dauern, und hinter den jetzigen Modeſchriftſtellern, welche die Tageblätter mit Romanen verſehen, erhebe ſich ein junges Geſchlecht, das ſich anſchickt, in die Fußſtapfen der ältern zu treten, wenn die Phantaſie der leztern ſich erſchöpft hat. A. Dumas, der fruchtbarſte unter dieſen, hat bereits einen Sohn groß gezogen, der nach dem Beiſpiele des Papa's als erſtes Geiſtesprodukt in einem der geleſenſten Tageblätter einen Roman geben will, während eben dieſer Papa, zufolge ſeines mit zwei Tageblättern geſchloſſenen Kontrakts, die Welt jährlich mit 18 Bänden Romanen beſchenkt. E. Sue, G. Sand, F. Soulié und Tutti quanti haben auch Söhne, Töchter, Neffen, Enkel und Enkelinnen, denen das glänzende Beiſpiel der Eltern vorleuchtet und welche von dieſen zum Feuilletonsſchreiben, als der einträglichſten und ehrenvollſten Beſchäftigung, angeleitet werden; und in welchem andern Stande könnten ſie ſich jährlich 80–100,000 Franken erwerben? — Wie ſehr die ernſte Literatur unter dieſer Sucht leidet, begreift ſich leicht. Sie hat das einzige Gute, daß ſie das Publikum gegen politiſche und religiöſe Streitigkeiten gleichgültig macht. Parteien und Sekten leben, wie geſagt, in Frieden, ſeitdem alle ſich aufs Leſen der Feuilletonsromane gelegt haben. Oben in den Journalen wird zwar noch ein wenig geſtritten und debattirt, aber unten im Feuilleton herrſcht voller Friede; und da glücklicherweiſe keine wichtigen Intereſſen in Frankreich ernſtlich gefährdet ſind, ſo gefällt ſich die Leſewelt mehr im Idealen des Feuilletons, als im Realen des übrigen Journals. Daß die Zahl der Tageblätter, troz der gänzlichen Windſtille der Politik, ſich gegenwärtig raſch vermehrt, habe ich früher ſchon erwähnt.

Es iſt ſehr erfreulich für die Pariſer, daß ſie durch die Munizipalbehörde die Verſicherung erhalten haben, daß die Mortalität hier abnimmt, wie man aus den Sterbeliſten von 1844 erſieht, die gegen 1843 eine bedeutende Minderzahl ergeben, und im laufenden Jahre iſt die Zahl wieder geringer als im vorhergehenden, ſo daß man faſt hoffen könnte, am Ende nach allerlei Vervollkommnungen gar nicht mehr, oder erſt ganz lebensſatt zu ſterben. Geburten und Heirathen ſind dagegen weit häufiger als ſonſt. In den Stadtrevieren, wo die meiſten armen Familien wohnen, hatte man die traurige Bemerkung gemacht, daß der Tod daſelbſt verhältnißmäßig weit mehr Menſchen wegrafft, als in den Revieren, wo viel Wohlſtand herrſcht, und dieß war auch leicht erklärlich. Jezt findet man auch dort eine bedeutende Verminderung der Todesfälle, woraus man ſchließen darf, daß die armen Familien nicht mehr ſo elend leben, und daß die allmählige Erweiterung der Gaſſen heilſamen Einfluß auf die Luft der Wohnungen ausübt. Früher war die uralte Cite, das ehemalige Lutetia, der vernachläßigtſte Theil der Stadt; die engen, dunkeln Gäßchen zeigten nur alte, ſchlechtgebaute Häuſer, welche natürlich nur von Armen bewohnt wurden. Durch dieſe Cite iſt nun eine große, breite Straße gebrochen worden, und zum erſtenmale ſeit den Zeiten der Römerherrſchaft kommt Licht und Luft in das uralte Quartier, welches den auffallendſten Contraſt mit dem ſchönen Reviere bildet, das in Zeit von wenigen Jahren um die endlich vollendete Magdalenenkirche und um den Bahnhof der normänniſchen Eiſenbahn entſtanden iſt.

(Schluß folgt.)

**Beilage: Literaturblatt Nr. 106.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 21. Oktober 1845.

Sonderbare Dinger — zärtlich und ſtolz, tugendhaft und eitel, wollüſtig und fromm! —

Leſſing.

## Die Meteore.

Ein Mährchen des neunzehnten Jahrhunderts.

Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind, und die Mährchen ſind des Wunders Geſchwiſter. Sie tändeln und tanzen aus dem Wunderlichen in das Wunderbare, und von dem Wahrſcheinlichen zum Wahren. Sie kleiden ſich in die bunteſten Farben, an den Polen in das dicke Fell des Eisbären und in die leichte Hülle der Schneeflocken, und am Aequator in die duftenden Blüthen der Schlingpflanze oder in die ſchillernde Haut der Rieſenſchlange; Lumpen und Flitterſtaat iſt ihnen gleich angenehm. Sie beſuchen die Säle des Reichen und die Hütten der Armen, und nehmen oft die ſonderbarſten Masken vor; doch nie verleugnen ſie die Familienähnlichkeit mit dem Wunder, welches ihnen allen liebend und lächelnd verwandt iſt. — Was iſt aber das Wunder?

„Es geſchehen keine Wunder mehr!“ ſagt der Ungläubige, indem er unter den ſchönen Eichen ſeines Vaterlandes einherwandelt, welche ihre wunderbar herrlichen Zweige über ihm ausbreiten. Sind dieſe Rieſenſtämme, dieſe gigantiſchen Aeſte nicht aus der kleinen Eichel entſtanden? — Aergerlich über dieſe proſaiſche Welt, die keine Wunder mehr bietet, ſchöpft der Hypochonder aus dem Karlsbader Sprudel, der ihm mit dem heißen Waſſer, welches mit dämoniſcher Gewalt der Erde entquillt, Geneſung reicht, und er nennt das kein Wunder. — Natur, wie groß ſind deine Wunder! unerſchöpflich, ewig und unendlich!

Aber auch die Liebe iſt ein Wunder. Sie kommt und geht, man weiß nicht woher, man weiß nicht wohin. Man hat ſich verſtanden, und kann nicht ſagen warum; man verſteht ſich nicht mehr und kann keinen Grund dazu angeben. Shakeſpeares Sommernachtstraum ſpielt noch täglich; noch ſtündlich treibt Puck ſeine luſtigen Streiche, und der Wunderſaft des Elfenkönigs wirkt noch immer. — Es gibt auch noch ein Wunder, welches der Menſch zwar oft mit Bewunderung, doch nicht mit Verwunderung anſchaut. Der Leſer erblickt es in jenem eleganten Boudoir, deſſen Thüren auf einen Balkon geöffnet ſind und die Ausſicht auf einen ſchönen Park und den noch ſchönern Himmel eines herrlichen Sommerabends bieten. Das Wunder, welches ich meine, liegt hingeſtreckt auf die Couchette — es iſt eine ſchöne Frau.

Wäre ſie auf einen Zauberſchlag entſtanden, dann würdeſt du ſtaunen; weil ſie aber vom hülflos ſchreienden Kind fünfzehn Jahre brauchte, um zur blühenden Jungfrau ſich zu geſtalten, und dann noch zehn Jahre,

Digitized by Google

um zur jetzigen Fülle ihrer Schönheit zu gelangen, findeſt du Alles natürlich. Sieht man doch dieſes nach und nach Sichentfalten auch am Roſenſtock: erſt die kleine Knoſpe und dann die volle ſchöne Centifolie. Wie die Centifolie, prangt auch das ſchöne Weib in hundertfältigem Reiz. — Und was ſind die Wunder ihrer außern Schönheit gegen die ihres innern Weſens? Kennſt du denn das Sehnen ihrer lichtſuchenden Seele, das ſich emporrankt wie die Waſſerlilie nach der Sonne, und den unendlichen Gefühlsreichthum ihres Herzens, welches nur wartet, aus dem Zauberſchlaf erweckt zu werden? Siehſt du das Heer von Idealen, dieſe geſpenſtiſche Leibgarde, welche unbarmherzig auf die Wirklichkeit losſchlägt und ſie zerſtört? Kennſt du die Tauſende von Illuſionen, welche wie luſtige Balletttänzer, mit Blumenguirlanden und bunten Schleiern, den öden Felſen des Daſeyns beleben und verhüllen? Kennſt du die Wünſche alle, die unerfüllten, die wie Berggeiſter in Schachten hämmern und pochen, und dann die erfüllten, die wie die an's Licht gelangten Gnomen, gleichſam geblendet, ermatten, weil das erreichte Ziel ihnen nicht genügt? Kennſt du das zarte Zaubergewebe der Nerven, welches beim leiſeſten Gedanken erzittert, bei der geringſten Gefahr ohnmächtig den Dienſt verſagt, und doch zum Schmerz geſchaffen iſt? Und dann die unzähligen Widerſprüche, die ſich durchkreuzen, die wie im chemiſchen Prozeß ſich gegenſeitig aufheben und wieder erzeugen; und die Launen, eine Dämonenſchaar von hölliſchem Urſprung, welche theils leiſe einherſchleichen, theils wie Sturmwind herbeiſauſen — kennſt du das Alles?

Ja, das ſchöne Weib iſt das Meiſterſtück Gottes, es iſt das Wunder aller Wunder, und ward auch zulezt geſchaffen als das vollendetſte der Geſchöpfe. Was haben Frauen nicht ſchon alles vollbracht, von der Einen, die das Paradies verſcherzte, bis zu den Tauſenden, welche Tauſende von Paradieſen ſchufen! — Erkennen dieß die Männer des neunzehnten Jahrhunderts? ſtaunen ſie das Wunder an? O nein, ſie meinen genug zu thun, wenn ſie es auf einige Zeit lieben.

Auf dem Divan ruht die ſchöne Gräfin Elementine. Ihr Auge iſt trüb und ein ſchmerzlicher Zug umſpielt den feinen Mund. Was fehlt ihr denn? Hat der Tod ihr ein geliebtes Weſen entriſſen? hat ſie einen Freund verloren? entflog ihr der Papagei? entlief ihr der Schooshund? Nein, ſie leidet an einem der ſchlimmſten Uebel, an einem eingebildeten: ſie iſt „blaſirt;" das Blaſirtſeyn iſt aber das wahre Leichentuch des neunzehnten Jahrhunderts. — Ja, Elementine, in Schönheit, Rang und Reichthum ſtrahlend, kennt keine Freude mehr.

„Ach," ſeufzt ſie, „die Erde iſt doch ein Jammerthal und die Monotonie des Lebens beinahe tödtend! Immer gibt es Freuden, die keine ſind und um die man beneidet wird, und Schmerzen, an die Niemand glaubt, wer ſie nicht ſelbſt gefühlt hat. Und dann die Männer! O wie entſetzlich ſind die Männer!" — Elementinens Unterlippe ſchob bei dem Gedanken an die Männer ſich verächtlich vor; ſie hatte auch Urſache, ſie zu verachten, denn ſie hatten ſich alle um ſie demüht. — Elementine war reich, ſchön, klug und von vornehmer Familie. Wo iſt der Mann, auf den nicht eines dieſer vier Zauberzeichen einen magiſchen Einfluß übt? Vielleicht war Elementine die Pathin einer Fee, die ſich vorgenommen hatte, ſie unwiderſtehlich zu machen. Dieſe mußte eine ſehr kluge Fee geweſen ſeyn, denn zu allen den genannten Eigenſchaften hatte ſie auch noch die des Stolzes gefügt, jenes kalten Frauenſtolzes; der unempfindlich macht gegen die mannliche Huldigung. Schon durch dieſen Stolz wird jede Frau unwiderſtehlich. — „Ja," ſprach Elementine weiter, „wenn es nur andere Männer gäbe, entweder aus dem Geſchlecht der Titanen, himmelſtürmende, oder mit den Engeln verwandt, Seraphim und Cherubim in Menſchengeſtalt, mit dem heiligen Blick nach oben. Der mannliche Blick iſt nicht heilig!"

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die Wirkungen der Töne auf die Natur.

(Schluß.)

Weil noch keine ſolche Unterſuchungen vorliegen, ſo ſprechen auch keine gegen den Gedanken. So fremd derſelbe den jetzigen Gelehrten und Forſchern iſt, ſo geläufig und überzeugend war er den Denkern aller Zeiten faſt bis auf das lezte Jahrhundert. Die größten Forſcher des Mittelalters, die weit ihre Zeit überragten, die zum Theil den Grund legten, auf dem das neuere Gebäude der Wiſſenſchaft ſteht, wie Roger Baco, Albert der Große, Jordan Bruno, Della Porta, legten dem Wort einen unmittelbaren Einfluß auf die Natur bei; ihnen war das Wort ein Heilmittel neben den aus dem Pflanzen- und Steinreich genommenen, und zwar das wichtigſte und erſte, neben dem die andern nur als begleitende Unterſtützung oder Hülle dienen. Alle gingen von der an ſich einfachen Ueberzeugung aus, daß der Menſch beſtimmt ſey, nicht bloß mit ſeinen Händen und Füßen, ſondern auch mit ſeinen edelſten Werkzeugen, mit dem Mund und der Zunge, die Natur zu beherrſchen. Noch bis auf dieſen Tag haben ſich unter dem großen Haufen Ueberlieferungen, welche ſich auf dieſe

Digitized by Google

Ueberzeugung gründen, vielfach in der verſchiedenſten Weiſe erhalten. Sieht man näher zu, ſo zeigt ſich, daß am Ende ſogar die Mehrzahl der Gebildeten dieſen Traditionen theilweiſe, in einzelnen Beziehungen, wenigſtens im Stillen, Vertrauen ſchenkt. Denn die ſogenannten ſympathetiſchen Kuren ſetzen, faſt ohne Ausnahme, eine Kraft des Worts über die Natur voraus und wenden daſſelbe an, oft allein, oft in Verbindung mit andern Heilmitteln. Wäre es möglich, alle die Heilungsverſuche, welchen die ältere Anſicht zum Grunde liegt und die unter der großen Maſſe des Volks, ſelbſt unter höhern Ständen, im Stillen im Gange ſind, der Zahl nach zu vergleichen mit den Verordnungen wiſſenſchaftlicher Aerzte, ſo würden die erſtern die leztern weit überwiegen. Schon wegen des großen Anſehens und der vielfachen uralten Anwendung jener Ueberlieferungen wäre es daher von Werth, dieſelben einer unbefangenen Prüfung zu unterwerfen und das, was einzelne Gelehrte in neuerer Zeit in dieſer Beziehung verſucht, noch kräftiger zu verfolgen. Es kann freilich nicht fehlen, daß hier eine Menge Täuſchungen vorliegen, ſchon wegen des geringen Bildungsgrades derjenigen, durch welche dieſe Ueberlieferungen in der Regel ſich fortpflanzen. Aber ſie alle bloß deßwegen verwerfen oder unuterſucht der Vergeſſenheit überlaſſen, weil ſie jezt herrſchenden Anſichten entgegen ſind, wäre nicht zu billigen, wäre unwiſſenſchaftlich und ganz dem Weg zuwider, auf dem die Wiſſenſchaft ihren jetzigen hohen Standpunkt erreicht hat, dem Weg der unbefangenen Prüfung der Thatſachen, ohne alle Rückſicht auf Theorien.

Aber auch wegen der Menge von Erfahrungen, welche in dieſen Ueberlieferungen vorliegen, verdienen dieſelben und die Ueberzeugungen, auf welche ſie ſich gründen, große Beachtung. Die Experimente, auf welche ſich das ganze Gebäude der neuern Naturwiſſenſchaften gründet, verdankt man im Weſentlichen einer geringen Anzahl von Gelehrten, die mit den nöthigen Hülfsmitteln ausgerüſtet, einzelne Gegenſtände ihrer Unterſuchung unterwerfen, deren Reſultate dann von Tauſenden, meiſt ohne genauere Prüfung, nachgeſprochen werden, bis ein anderer vielleicht nach einem Jahrzehnt dieſe Reſultate noch einmal prüft, verwirft oder verbeſſert. Seit aber auf dieſem mühſamen Weg der Fleiß einzelner Gelehrten Thatſachen ſammelt und dieſelben zu Syſtemen vereinigt, ſind kaum 200 Jahre verfloſſen, meiſt noch weniger. In jenen Ueberlieferungen dagegen liegen uns die Ergebniſſe einer Naturforſchung vor, welche ſo viele Jahrtauſende zählt als die neuere Wiſſenſchaft Jahrhunderte, und dieſe Ergebniſſe ſind nicht bloß von wenigen Gelehrten, ſondern von der großen Menge geprüft worden. — Manche Aerzte, welche die Depoſitäre ſolcher Ueberlieferungen, die mit ſympathetiſchen Mitteln heilenden Männer wegen unbefugten Medicaſtrirens verfolgen, könnten oft der Wiſſenſchaft und der Menſchheit einen ungleich größern Dienſt erweiſen, wenn ſie das Wiſſen dieſer Menſchen ſorgfältig und unbefangen prüften und mit ihren eigenen Kenntniſſen auszugleichen ſuchten. Die Anwendung jener Ueberlieferungen wird durch Vernachläßigung oder Verfolgung nicht aufgehoben, ſondern nur größern Täuſchungen überlaſſen und für das Leben oder die Geſundheit von Tauſenden gefährlicher gemacht.

Aber auch das Wiſſen herumziehender Künſtler, Gaukler, Zauberer könnte dem unbefangenen Forſcher manchmal eine Ausbeute gewähren, obgleich hier, ſchon wegen der Natur und des Gewerbs dieſer Menſchen, noch größere Umſicht nöthig iſt und Täuſchungen noch leichter ſind. Es möchte hier weniger von den herumziehenden Künſtlern mit reichen Apparaten, mit gelehrten Namen und Formen zu erwarten ſeyn, als von dürftig ausgeſtatteten, meiſtens unter geringern Volksklaſſen ſich umtreibenden. Dieſe Menſchen verdanken meiſtens ihr Wiſſen Traditionen, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt. Forſcht man nach der Quelle derſelben, ſo wird man auf ferne Zeiten und Länder hingewieſen, beſonders auf den Orient. — Eine Kunſt, welche manche dieſer Leute hie und da ausüben, verdient hier beſondere Erwähnung, nämlich die Kunſt, durch Schreien Gläſer zu zerbrechen. Man hat zwar dieſe Hexerei ganz auf mechaniſche Weiſe durch die Stärke der Tonwellen zu erklären verſucht, und dieſe Erklärung iſt unangefochten in verſchiedene Lehrbücher der Naturlehre übergegangen. Auch mag nicht ſelten die mechaniſche Stärke des Tons mit einer verſteckten Schwäche des Glaſes zur Erklärung hinreichen; aber überall wird dieß doch nicht genügen, wenn man unbefangen prüft. Man kann hier Erfolge beobachten, die ſich keineswegs durch die Stärke des Tons, ſondern nur durch deſſen Qualität, durch eine ganz eigenthümliche Stempelung deſſelben, durch den Gebrauch beſtimmter Worte erklären laſſen.

Wer geneigt iſt, über die Wirkungen des artikulirten Tons Forſchungen anzuſtellen, wird um ſo mehr veranlaßt ſeyn, die vorhandenen Ueberlieferungen als Leitfaden zu benutzen, weil ſonſt die Aufgabe gar zu ſchwer, das Feld der Forſchung beim ungemeſſenen Reichthum der Sprachen gar zu groß wäre. Wie käme einer zum Ziel, der die Worte aller Sprachen in dieſer Beziehung unterſuchen wollte? Hier wird das neuere Wiſſen ſich anlehnen müſſen an das Wiſſen und Meinen aller Jahrtauſende der Menſchheit, die auf mühſamen Forſchungen weniger Gelehrten ruhende Kenntniß an die Erfahrungen des ganzen Volks.

Beim Aufſuchen der für den angegebenen Zweck geeignetſten Worte würde man ſich aber in der Regel gewiß irren, wenn man ſie vorzugsweiſe in einer der jezt

Digitized by Google

ausgebildeten Sprachen oder gar in den Namen, welche dieſe den Gegenſtänden geben, vorausſezte. Die Worte, welche gleichſam der ganzen Natur verſtändlich ſeyn ſollen, müſſen auch allen Menſchen jeder Abſtammung und Zunge gleich nahe oder gleich unbekannt ſeyn. Es müßten Worte ſeyn, deren ſich Menſchen aller Nationen vielleicht plözlich wie im Traume oder im Zuſtand der höchſten Begeiſtrrung erinnern mögen, wie uns denn eine bekannte alte Geſchichte und die Erfahrungen bei Somnambülen in neuerer Zeit Spuren ſolcher Erinnerungen anzudeuten ſcheinen. Die Sprache, der dieſe Worte angehören, könnte eher der verlorenen älteſten Sprache des Menſchengeſchlechts verwandt ſeyn, wie denn auch die von den alten Ueberlieferungen empfohlenen Worte Aehnlichkeit mit Worten älterer Sprachen haben.

Dieſe Ur- oder Naturſprache könnte aber, troz des Abfalls der neuern Sprachen von derſelben, doch in einer wichtigen Beziehung zu leztern ſtehen. Man würde wahrſcheinlich in jener die belebenden Stammwurzeln der neuern Sprachen finden. So könnte die Naturkunde in ihrem weiteren Fortſchritt ein wichtiges Hülfsmittel für die Sprachkunde werden. Durch eine tiefere Kenntniß der Natur könnte der Menſch zugleich in der Erkenntniß ſeines eigenen Geiſtes die bedeutendſten Fortſchritte machen. Der Gedanke eines Zuſammenhangs zwiſchen Geiſt und Natur in der genannten Beziehung kann jezt um ſo weniger auffallen, als bereits neuere Fortſchritte der Phyſiologie für die Kenntniß der menſchlichen Sprache bedeutende Früchte getragen haben, und man iſt ja auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Sprache kein bloßes Machwerk der Menſchen iſt, ſondern einen naturwüchſigen Grund hat.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, September.**

(Schluß.)

Neubauten. — Montfaucon.

Eben ſo hat die neue, nach dem Seinepräfekten Grafen Rambuteau benannte Straße, welche die volk- und gewerbreichen Straßen St. Denis und St. Martin neben einer Menge alter Gaſſen durchſchneidet, dieſem Stadttheil ein ganz anderes Anſehen gegeben. Solcher Verbeſſerungen müſſen freilich noch manche vorgenommen werden, wenn alle häßlichen Partien in der Stadt verſchwinden ſollen; aber nach und nach wird es dahin kommen. Paris hat aufs künftige Jahr das Budget ſeiner Ausgaben zu 46 Millionen Francs feſtgeſezt. Damit läßt ſich allerdings viel thun; es iſt aber auch viel zu ändern und zu beſſern. Hoſpitäler, Kloaken, Steinpflaſter, Ankauf von Häuſern zur Erweiterung der Gaſſen, Beleuchtung, Schulen, Polizei und vieles Andere verſchlingt ungeheure Summen, und manches muß lange warten, ehe es an die Reihe kommt. Beſonders ſcheint dem Präfekten die Erweiterung des Hauptmarktes angelegen zu ſeyn; er hat ſich nicht begnügt, eine Commiſſion in's Ausland zu ſchicken, um die fremden Märkte zu beſichtigen, er reist, wie es heißt, ſelbſt nach London, um dort die Märkte in Augenſchein zu nehmen. Die Stadt will, wie behauptet wird, 10 — 12 Millionen auf den neuen Markt verwenden. — Paris hat nach den vier Weltgegenden hin vier große Schlachthäuſer; dieſe ſcheinen nicht mehr auszureichen, und es iſt die Rede davon, daß zwei neue errichtet werden ſollen. Ich habe vor einigen Jahren die Umgeſtaltung des ſonſt ſo häßlichen, ja abſcheulichen Schindangers zu Montfaucon erwähnt, welchen ein Spekulantenverein in eine Fabrik umſchaffen wollte, wenn ihm die Regierung ein Privilegium auf 50 Jahre ertheile, nach welcher Zeit die Anſtalt der Stadt anheimfallen und ihr Eigenthum werden ſollte. Aus den abgedeckten Pferden ſollten verſchiedene chemiſche Subſtanzen bereitet und der Abfall zu verſchiedenen Zwecken benüzt werden. Dieſe Anſtalt iſt ſeitdem in's Leben getreten und jezt in voller Thätigkeit, hat aber die Anfangs bezweckte Ausdehnung nicht erhalten. Die Unternehmer klagen, daß die Stadtbehörde den übernommenen Verbindlichkeiten nicht nachkomme und zum Beiſpiel nicht dafür ſorge, daß alle zum Abdecken beſtimmten Pferde nach Montfaucon geſchafft werden, ſo daß die Anſtalt ſtatt 40 — 50 Pferden, worauf ſie rechnete, täglich nur 12 — 15 erhält. Die Bereitung des Salmiaks und anderer chemiſchen Subſtanzen iſt unterblieben, dagegen wird das Fleiſch und andere Theile der geſchundenen Thiere gedörrt und in Dünger verwandelt, der ziemlich theuer verkauft wird und guten Abſaz findet. Die Häute werden benuzt wie früher, ebenſo die Knochen, aus welchen der Pariſer Gewerbfleiß ſehr ſchöne Sachen ſchneidet, welchen man das Anſehen von Elfenbein gibt. Die Anſtalt ſcheint in Flor zu ſeyn, obgleich ſie nicht Alles leiſtet, was von ihr erwartet wurde. Sie kann jedoch das Verſäumte nachholen; nur ſollte die Stadtbehörde auch das Ihrige thun, um eine ſo nüzliche Anſtalt zu fördern. Iſt es nicht zu bewundern, daß man es dahin gebracht hat, aus einem Orte, der ehemals ein wahrer Greuel war, eine einträgliche Fabrik zu machen? Die Ratten, welche ſonſt in Legionen dort umherſchwärmten und eine wahre Plage für die Gegend waren, finden freilich ihre Rechnung bei dieſer Umgeſtaltung nicht, aber dieſe ausgenommen, muß Jedermann damit zufrieden ſeyn. Könnten doch alle Greuel einer großen Stadt auf ähnliche Weiſe in nüzliche Anſtalten umgeſchaffen werden! — Mit den menſchlichen Greueln haben die Gerichtshöfe nach wie vor vollauf zu thun. So ſtand neulich eine Diebsbande vor Gericht, welche als Endormeurs (die Einſchläferer) bezeichnet wurde, weil dieſe Menſchen unbedachtſame Leute in Kneipen und andere verdächtige Häuſer lockten, ſie dort durch einen Schlaftrunk berauſchten, dann rein ausplünderten und die Schlafenden irgendwo auf der Gaſſe niederlegten. Die Kerls haben dieſe ſchändliche Handthierung ziemlich lang getrieben, ehe man ihrer habhaft werden konnte. Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 22. Oktober 1845.

Relic of nobler days, and noblest arts,
Despoil'd yet perfect! —

Byron.

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(ſ. Nr. 242 — 247.)

### III.

Vienne, 1. September 1845.

Errichte dir im Geiſte ſechzehn gereifte korinthiſche Säulen, welche, auf einem hohen Stylobat ſich erhebend, dergeſtalt zuſammengeſtellt ſind, daß ſechs derſelben die Façade und die übrigen die beiden Seiten eines 81 Fuß langen und 45 Fuß breiten Tempels in Form eines Parallelogramms bilden. Zu dem Innern des Gebäudes führt eine die ganze Breite der Vorderſeite einnehmende Treppe von zwölf Stufen hinauf, welche leztern zu beiden Seiten durch die Verlängerung des Stylobats geſchnitten und eingeſchloſſen werden. Ueber den Säulen läuft rings um das herrliche Gebäude ein reiches Geſims mit Fries und Kranz hin, und über daſſelbe erhebt ſich vorn und hinten ein Fronton in Form eines ſtumpfen Dreiecks. Eine einfache Mauer von Quaderſteinen ſchließt die Hinterſeite des Tempels, wird zu jeder Seite durch einen reichen Pilaſter begrenzt und ſezt ſich von da unter einem rechten Winkel nach der Façade zu weit genug fort, um die Zwiſchenräume zwiſchen den beiden lezten Säulen des Gebäudes auszufüllen und dieſe ebenfalls in Pilaſter zu verwandeln. So bleiben alſo auf jeder Seite nur vier freiſtehende Säulen übrig.

Etwas aus der Säulenreihe zurückgezogen, treten aus der erwähnten Hinterwand die Umfangsmauern der ein Viereck bildenden Cella oder des Allerheiligſten des Tempels vor, und zwiſchen dieſem den Myſterien des Cultus vorbehaltenem Raume und den freiſtehenden Säulen der Façade breitet ſich der Pronaos oder die Vorhalle aus, während ſeitwärts gleichfalls ein 7 bis 8 Fuß breites Periſtyl offen bleibt. Die Vorderſeite dieſes in ſo edeln Verhältniſſen ausgeführten Bauwerks geht auf ein weites, von einem prächtigen Porticus umgebenes Forum hinaus.

Das war einſt der Tempel des Auguſt und der Livia zu Vienne, wie ihn uns theils auf unſere Tage gekommene Ueberreſte, theils in ſeiner nächſten Umgebung angeſtellte Nachgrabungen zurückrufen. Obgleich nun aber dieſes einſt ſo herrliche Bauwerk neben der „maison carrée“ zu Nimes unter die beſterhaltenen römiſchen Monumente zu zählen iſt, vermag man doch aus ſeiner Ruine heute kaum das dir eben vorgeführte glänzende Bild, wie den Geiſt eines Abgeſchiedenen, herauf zu beſchwören.

Die den Umfang bildenden Säulen ſind zwar noch vorhanden, aber die Zwiſchenräume zwiſchen ihnen ſind

Digitized by Google

ſämmtlich mit grobem Mauerwerk aus gewöhnlichen Bruchſteinen ausgefüllt. Die Reifen und die Rundung der Säulen ſind ferner zum großen Theil mit Hammer und Meißel abgeplattet worden, damit ſie der Füllmauer eine möglichſt ebene Fläche darbieten möchten. Kapitäle und Geſims ſind ebenfalls durch an das Monument angebaute Häuſer beträchtlich beſchädigt und das Stylobat, auf welchem der Tempel ſich früher ſtolz über den umliegenden Boden erhob, iſt nach und nach verſchüttet worden und unter der Erde verſchwunden, ſo daß das glorreiche Monument gegenwärtig bis an die Plinthe ſeiner Säulen begraben iſt und einen großen Theil ſeiner frühern imposanten Wirkung eingebüßt hat. — Zwei Stufen führen jezt durch eine ärmliche kleine Thür in das Innere des Gebäudes, welches erſt ſeit dem Jahr 1822 eine paſſende Beſtimmung als Antikenkabinet erhalten und darin einen wirkſamen Schuz gegen fernere Unbill gefunden hat. Nothdürftiges Licht fällt durch einige kleine Fenſter auf die zu ebener Erde aufgeſtellten Reſte des Alterthums und die durch eine Galerie über den untern Raum emporgetragene Bibliothek der Stadt.

Dieſer niederſchlagenden Schilderung will ich gleich hinzufügen, daß die noch immer ſehr bedeutenden Reſte des Tempels gegenwärtig einer verſtändigen Reſtauration entgegengehen. Man muß dem heutigen Gouvernement in Frankreich die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß daſſelbe, wenn es auf der einen Seite mittelſt des conſtitutionellen Mechanismus von der Nation ein ungeheures Budget erpreßt, auf der andern Seite auch großartige Arbeiten aller Art ausführen läßt, und daß dabei Kunſt und Alterthum nicht vergeſſen werden. So ſind denn bereits alle die alten Häuſer, welche wie Auswüchſe ſeither den Tempel zu Vienne verunglimpften, bis auf ein einziges nur einen geringen Theil der Nordſeite maskirendes, niedergeriſſen worden, und man fängt an, die Säulen von der unwürdigen Mauerhülle zu befreien, in welcher ſie bis jezt faſt verſchwanden. Das Stylobat ſteigt auch bereits ſiegreich wieder aus Schutt und Trümmern hervor. Welches aber der definitive Bau- und Reſtaurationsplan des Gouvernements iſt, habe ich nicht zu erkunden vermocht; ſelbſt Delorme, welcher als Conſervator des Muſeums und der Bibliothek ſich lebhaft für dieſe Arbeiten intereſſirt, konnte mir darüber keinen Aufſchluß geben.

Ich glaube, zur Vervollſtändigung meines Berichts, auch einige Maaße dieſes Bauwerks angeben zu müſſen. Erſchreckt dich dieſes ſtatiſtiſche Vorhaben, ſo brauchſt du nur die nachſtfolgenden Zeilen zu überſchlagen.

Das Stylobat, das an einer Stelle der Vorderſeite des Gebäudes bereits von der umgebenden Erde befreit iſt, erhebt ſich nach franzöſiſchem Maaße 2 Metres 707 Millimetres über das Fundament; die Säulen meſſen 9 Metres 807 Millimetres; das Geſims, mit Einſchluß des Frieſes und Kranzes, iſt 2 Metres 36 Millimetres, der Fronton 2 Metres 747 Millimetres hoch. Die ganze Höhe des Tempels beträgt ſonach 17 Metres 380 Millimetres oder etwa 52 Fuß. Der untere Durchmeſſer der Säulen beträgt 1 Metre 30 Millimetres, der Zwiſchenraum zwiſchen denſelben mißt 1½ Säulendurchmeſſer, der Gang zwiſchen der Cella und den Säulen der langen Seiten des Tempels hatte eine Breite von 2 Metres 45 Centimetres; das ganze Gebäude war, an der Baſis des Stylobats gemeſſen, 27 Metres lang und 15 Metres breit.

Es ſprechen ſich in dieſem Monumente nach den dazu verwandten Materialien und nach ſeinem Styl zwei Bauperioden aus. — Der Stein, aus welchem der vordere Theil bis zur fünften Säule einſchließlich beſteht, iſt ein urſprünglich gelber, mit der Zeit aber ſehr nachgedunkelter Kalkſtein, wie er noch heute in den Steinbrüchen bei Valence an der Rhone gewonnen wird. Der hintere Theil des Tempels dagegen iſt aus Steinen erbaut, welche wahrſcheinlich von Vaucluſe herbeigeſchafft worden ſind. Die Plinthen der Säulen, die Baſis des Stylobats, der Kranz des Geſimſes endlich ſind in ſehr hartem, die Politur des Marmors annehmendem Muſchelkalkſtein ausgeführt.

(Fortſezung folgt.)

---

## Die Meteore.

(Fortſezung.)

Gräfin Clementine war Wittwe. — Mit fünfzehn Jahren an einen alten Mann verheirathet, hatte ſie nur wenige Wochen im Eheſtand verlebt, und dieſe waren nicht geeignet geweſen, ihr denſelben angenehm zu machen. — Der Wittwenſtand iſt für die Frauen der wahre Stand der Freiheit. Clementine war frei; es ſtand ihr frei, zu reiſen oder zu bleiben, frei, zu lieben und ſich lieben zu laſſen, frei, zu wählen wen und was ſie wollte. Sie ward geſucht und ſuchte. — Ja ſie ſuchte das Ideal eines Mannes, den ſie lieben und bewundern könne. Ihr Sehnen beim Erwachen, ihr Gebet am Abend nahm dieſe Richtung. Sie wollte etwas Außerordentliches, nicht an Eigenſchaften, ſondern an Charakter, und gerade in dieſem Augenblick war das Sehnen nach dem Helden ihrer Gefühle mächtig in ihrer Bruſt. „Schickt mir, ewige Mächte, vom Himmel den Mann, den ich wünſche! Laßt ihn nicht entſtehen wie die andern, nicht auf den Schulbänken der Pedanterie, nicht in der Rohheit

der Garniſon, nicht in den Sümpfen der großen Welt, und auch nicht in der Inſipidität der kleinen. Schickt mir den Mann auf ungewöhnlichem Weg, gebt ihn mir vom Himmel herab, er ſey göttlichen Urſprungs!" — So flehte Clementine, indem ſie zum Abendhimmel emporſchaute mit dem Sehnſuchtsblick der Erwartung.

Es war einer jener ſchönen Sommerabende, wo die Sonne ihr kokettes Spiel treibt mit der Erde. Die Vögel verſtummen und das Heimchen ſchweigt, die Luft iſt ſchwül und drückend, und doch fühlt man hie und da ein kühles Lüftchen. Auf der einen Seite ziehen dunkle Nachtwolken herauf, auf der andern ſenkt ſich die Sonne in ihr feuerrothes Bette. Sie wirft mit den langen Strahlenfingern Roſawölkchen der Erde zu, wie Küſſe zum Abſchied; der Abendwind trägt dieſelben ſanft über die Berge und Thäler hinweg. Die Strahlen werden matter und matter, und immer dunkler wird's auf der Erde. — Jezt aber ziehen Sterne herauf einer nach dem andern. Beladen mit elektriſchem Stoff iſt die Luft, oft leuchtet ſie auf in Phosphorglanz und über den Himmel fliegen leuchtende Meteore wie feurige Vögel der dunkeln Erde zu. Und Wolken thürmen ſich auf und fügen ſich zu wunderlichen Geſtalten, bald zum kühnen Triumphbogen, bald zu weichen Ruhebetten, bald wälzen ſie ſich übereinander zu einem Rieſenthron; darauf aber ſizt die mächtige Fee und erhört der ſchönen Wittwe Flehen.

Mit ihrem Zauberſtab berührt ſie die Sternſchnuppe, die dem größten und hellſten Stern entfällt. Sie leuchtet noch auf der Erde, dann regt und bewegt ſie ſich in ungeduldig zuckender Geberde, und ein Mann ſteht vor Clementinen. Er iſt fein und zart gebaut, ſchlank und hager, bleich die Wange, das Haar wallt lang herab auf den Hals gegen alle Regeln der Mode; ſeine Hände ſind fein geformt, die Finger lang und zart, in ſeinen Augen blizt Begeiſterung und ein überirdiſcher Zug ſpielt um ſeinen Mund.

„Armer Mann!" ſagte Clementine, „um meinetwillen mußteſt du den Himmel verlaſſen!" — „Machen Sie ſich kein Gewiſſen daraus," erwiderte der Sohn des Himmels; „auch auf Erden bin ich ein Meteor und verläugne den himmliſchen Urſprung nicht. Ich bin ein Genie, ein Künſtler, die Welt zollt mir rauſchenden Beifall, laute Bewunderung erfüllt den Saal, alle Herzen ſchlagen für mich." — „Alle?" fragte Clementine. — „Nein, nicht alle, nur die der Frauen." — „Rühmen Sie ſich deſſen?" — „Nein, ich rühme nicht mich, ſondern die Frauen, denen es zur Ehre gereicht, wenn ſie den Künſtler lieben; ſein Glanz und Ruhm kommt auch über ſie." — Clementine ſchüttelte das Haupt bedächtig. „Alle?" ſagte ſie, „alle Frauenherzen?"

Die Nacht ward immer dunkler; die jungen Blüthen träumten leiſe in der Mitternachtsſtunde und ſchüchtern ſpielte der Mondſchein in den Bäumen, um ſie nicht zu erwecken. Der Mond ſtand am Himmel ſo rund und ehrlich wie ein gutes Gewiſſen, und ſein Licht war auch eben ſo ruhig. Da meinte Clementine aus dem leuchtenden Körper einen andern ſich löſen zu ſehen, und unter wunderbarem Glanze fiel derſelbe herab und dicht vor dem Balkon auf die Erde. Der Mond leuchtete ſo hell, daß ſie deutlich Alles erkennen konnte. Ein Mondſtein ſchien es zu ſeyn; ſchwer hatte er ſich eingewühlt in die Erde, und ſchwer wurde es ihm, ſich davon zu trennen. Auch dieſer Mondſtein war ein lebendes Weſen, ein junger Mann mit freundlichen Geſichtszügen, worin der Gedanke wohnte. Er trug nicht den modiſchen Frack, ſondern eine bequeme Jagdkleidung; er war etwas ſtämmig, nicht allzugroß, die Taille nicht allzufein; ſein Erſcheinen war eben ſo anſpruchslos wie das des Künſtlers anſpruchsvoll.

„Wie? auch Sie ſind meinetwegen auf die Erde herabgekommen?" — „Mit nichten, gnädige Frau," verſezte der junge Mann, „ich kam der Erde wegen, ich bin Landwirth und will die Erde verbeſſern. In der ſchaffenden Hand Gottes will ich ein Werkzeug werden. Der braune Boden ſoll ſchwarz werden unter meiner Pflege." Clementine rümpfte verächtlich die Naſe: „Wird er darum etwas anderes ſeyn als Schmuz?" — „Heilig iſt der Schmuz, in ihm wohnt Nahrungs- und Lebensſtoff, er iſt das Grundprinzip der Schöpfung. Der Boden, welcher bis jezt hundert Menſchen geſpeiſt hat, er wird von nun an zweihundert ſpeiſen; ich will ein Beglücker der Menſchheit werden, Humanität leitet meine Beſtrebungen." — „Wie? die ganze Menſchheit?" fragte Clementine halb träumend; „die Frau iſt ja aber nur ein Theil der Menſchheit — ſie iſt Ihnen wohl Nebenſache?"

Der Landwirth wollte eben antworten, als eine dunkle Wolke den Mond bedeckte. Es bereitete ſich ein Aufruhr am Himmel, die Wolken jagten ſich untereinander, der Sturmwind brauſte, die Bäume rangen die Aeſte und der aufgeſcheuchte Vogel ſtieß den grellen Schrei der Furcht aus, die Donner rollten am Himmel und aus der dunkelſten Gewitterwolke zuckte ein Strahl. Schmetternd und praſſelnd fiel der Bliz, gleichſam ermattet von der Zickzackreiſe, auf die Erde, und eben ſo ſchnell hatte eine hohe männliche Geſtalt ſich in die Höhe gerafft, ſchlank und ſchön gebaut, mit ſtolzer Haltung, in höchſter Eleganz. Der Mann trug einen Stern an der Seite, welcher ſeine hohe Abkunft vom Himmel zu verkünden ſchien.

(Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

## Wien, September.

Theater. — Erneuerung der Theater an der Wien und in der Leopoldſtadt.

Ja, es gibt eine Nothwendigkeit; wie wär' es ſonſt möglich, daß meine mit förmlicher Theaterſcheu behaftete Feder ſich dießmal gezwungen ſieht, den Gegenſtand ihrer Phobie an die Spitze ihrer Mittheilungen zu ſetzen, während ſie ihn ſonſt in der Regel nur in das Schlepptau zu nehmen pflegt. Ja, es gibt eine Nothwendigkeit, die wir zum Unterſchiede von der dramatiſchen eine theatraliſche nennen können. Derſelben zufolge habe ich zu berichten, daß ſich an unſern ſämmtlichen Theatern die Zeit erfüllt hat, von der es hieß, ſie würden ein neues Gewand anziehen und es werde die Morgenröthe einer neuen Zukunft für ſie anbrechen. Es iſt der Regenerationsmoment eingetreten, gewiſſermaßen der Häutungsprozeß. Ob aber mit dem Ablegen des alten Kleides auch der alte Menſch ausgezogen und die Umwandlung bis in den Kern gedrungen, ob endlich die neue Aurora auch wirklich einen heitern, ſonnigen Tag heraufführen werde, das müſſen wir freilich erſt erwarten und wollen nicht den Tag vor dem Abend loben. Zunächſt ſind es die Vorſtadttheater, die jene Metamorphoſe durchgemacht, von der nun alle Welt, insbeſondere aber die Journale voll ſind. Aber auch das Burgtheater hat ſich den Reformverſuchen nicht ganz entziehen können, obgleich ſich leztere nur auf einige zweckmäßige Veränderungen im Zuſchauerraume und auf eine und die andere Mise-en scène beſchränken, Kleinigkeiten im Grunde, gleichwohl aber Conceſſionen des Conſervatismus an die begehrliche Gegenwart. Ich erinnere mich nicht, des Hofburgtheaters ſeit Ablauf ſeines Ferienmonats gedacht zu haben; ich mache das Verſäumniß heute gleich mit dem Obligen und der Meldung einiger Neuigkeiten gut, die, längſt erwartet und vorbereitet, endlich erſchienen. Hierunter gehört zunächſt Gutzkows „dreizehnter November," der wohl etwas ſpät zu uns gelangte, ſo daß der Wiener Kritik kaum etwas anderes als eine Reviſion der anderweitig ausgeſprochenen Urtheile übrig bleibt. Aufrichtig geſtanden, dieſes ſinnreich angelegte und mit vieler künſtlicher Subtilität durchgeführte „dramatiſche Seelengemälde" macht im Ganzen einen nichts weniger als erquicklichen Eindruck. Es gehört in die Reihe jener pſychologiſchen Experimente, die ſich, geiſtreich und intereſſant erzählt, recht wohl anhören laſſen und vom Anfang bis zum Ende, das jedenfalls ein zerhauener gordiſcher Knoten iſt, den Hörer oder Leſer feſſeln, eine Art nervöſer Spannung unterhaltend; anders verhält ſich dieß aber auf der Bühne, ein anderer iſt der Eindruck des Schauenden. Die pſychologiſchen Subtilitäten, zu denen der Dichter ſeine Zuflucht nimmt, gehen theils, als zu fein, gänzlich verloren, theils ſtellen ſie ſich wie täuſchende, obgleich geiſtreiche Sophismen dar. — Ein anderes Gemälde aus einer andern und zwar antiquirten, geiſtig wenigſtens überwundenen Zeit iſt der nun auch hier zur Aufführung gebrachte „Majoratserbe" der Verfaſſerin des „Oheim" ꝛc. Wenn gleich nichts weniger als neu in der Erfindung und, wie geſagt, dem Weſen und der Tendenz nach dem Leben und den Grundanſchauungen der Gegenwart fremd, wirkt doch dieſes mit gewandter, ſicherer Hand durchgeführte Stück angenehm bewegend auf den Zuſchauer. Die Muſe der geiſtvollen Verfaſſerin iſt eine edle und milde; wir fühlen uns durch einen ſtillen Zug des Herzens zu ihr hingezogen. — Eine klaſſiſche Aufführung war die des Oehlenſchlägerſchen „Correggio" zu nennen. Solche Darſtellungen erinnern an eine Kunſtperiode, die ſich leider je länger je mehr verflüchtigt, ſo daß diejenigen, die überhaupt ein ſtillſeliges Andenken zu bewahren wiſſen, bald ganz von Reminiscenzen werden zehren müſſen. Demnächſt haben wir wieder eine Uebertragung aus dem Franzöſiſchen auf dem Hofburgtheater zu erwarten; wäre der Vorrath neuer deutſcher Stücke etwa ſchon erſchöpft? — Doch kehren wir zu unſern friſch gehäuteten Vorſtadttheatern zurück. Verſprochenermaßen wurde das mit großem Aufwande und dem Aufgebote aller Hülfsmittel im Innern reſtaurirte Theater an der Wien unter der neuen Direktion pünktlich am 1. September geöffnet, nachdem die Zeitungsfama nicht verſäumt, geraume Zeit vorher die Neugierde des Publikums möglichſt hoch zu ſpannen. Außer der dekorativen Ausſchmückung des Ganzen — das Theater prangt in Blau und Silber, die Hofloge in Roth und Gold — hat Direktor Pockorny beſonders die Maſchinerie berückſichtigt, ſo zwar, daß die Bühne nun zur Darſtellung der verſchiedenartigſten Schauſtücke geeignet iſt. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Eröffnungsabend dieſes Theaters zu einem Feſte wurde, an dem ſich die größtmöglichſte Zuſchauermaſſe zu betheiligen ſuchte. Nach dem unvermeidlichen Prolog und einem eigens gedichteten allegoriſchen Vorſpiel, wobei die dekorative Kunſt ihren ganzen Zauber auszuüben nicht verfehlte, folgte die Aufführung der Flotow'ſchen Oper „Stradella," und ſiehe da, Alles gefiel über die Maßen! Nur die widerhaarige, ewig malcontente Kritik findet an dem und jenem etwas zu tadeln; indeſſen wer kümmert ſich heutzutage noch um Theaterrecenſenten? die Vox populi allein iſt Gottes Stimme. Flotow's „Stradella" hat ſich inzwiſchen, ſo wie Aubers „Sirene" und Balfe's „Haimonskinder" (die kürzlich zum 49ſtenmale gegeben wurden) und andere ähnliche Opern der leichten, gefälligen Gattung, ſchnell zur Beliebtheit aufgeſchwungen, was ſchon aus dem Umſtande hervorgeht, daß wir bereits Strauß'ſche Stradellawalzer beſitzen; da werden die Drehorgeln gewiß nicht verſäumen, die populärſten Stradellamotive in alle Welt hinaus zu leiern. — „Reich an Gold, arm an Schlaf," phantaſtiſches Zaubermährchen nach Saphirs Gedicht: „der verkaufte Schlaf" vom Verfaſſer des Zauberſchleiers, war die zweite Neuigkeit dieſes Theaters. Ein brillantes Dekorationsſtück; das iſt Alles. — In raſcher Folge kam nun noch ein drittes Stück: „das Luſtſpiel in Hietzing, eine Komödie mit Benützung einer Idee Molière's." Wo eigentlich die leztere ſtecke, darüber hat man ſich bis jezt vergebens den Kopf zerbrochen, und das iſt im Grunde genommen das Komiſchſte am Ganzen. Molière's verklärter Geiſt wird ſich dafür bedanken, in Hietzing Komödie ſpielen zu ſollen. — Dem glänzenden Eröffnungsabend im Theater an der Wien folgte ein anderer im Leopoldſtädter Theater auf dem Fuße. Die Sage von dem Bau einer neuen Bühne in der Leopoldſtadt hat ſich zwar nicht verwirklicht; indeſſen geſchah doch in ſieben Wochen — denn ſo lange war dieſe Bühne geſchloſſen — das Außerordentliche; das ſchmutzige, ganz verkommene Theatergebäude, eine wahre Parodie eines Muſentempels, hat ſich binnen dieſer kurzen Friſt äußerlich in ein ſchmuckes Haus, innerlich in eine mit eben ſo viel Geſchmack als Eleganz ausgeſtattete Kunſthalle verwandelt. Dergleichen Arrangements gelingen dem gewandten Direktor Karl vortrefflich. Um die Ueberraſchung noch größer zu machen, mußte die alte Oelbeleuchtung dem modernen Gaslichte Platz machen, und der Effekt iſt nun allerdings ein höchſt brillanter, faſt zu grell blendender.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 41.

Mittwoch, 22. Oktober 1845.

[303] Bei **Firmin Didot frères** in Paris iſt ſo eben erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen Deutſchlands bezogen werden:

# Oeuvres choisies
## de E. Scribe
### de l'académie française.

**5 volumes in 18°. format anglais à Rthlr. 1. — le volume.**

*Tome premier* contenant: La nuit d'un garde national. — Le nouveau Pourceaugnac. — Le solliciteur. — Les deux Récepteurs. — Une visite à Bedlam. — La somnambule. — L'ours et le pache. — Le secrétaire et le cuisinier. — Frontin mari-garçon. — L'Intérieur d'une étude. — Michel et Christine. — — Mémoire d'un colonel de hussards. — La loge du Portier. — L'Interieur d'un Bureau. — Le menteur véridique. — La maîtresse au logis.

*Tome deuxième* contenant: Le Coiffeur et le perruquier. — La Mansarde des artistes. — La haine d'une femme. – La quarantaine. — Le plus beau jour de ma vie. — Le charlatanisme. — Les premières amours. — Le Confident. — La demoiselle à marier. — Simple histoire. — L'ambassadeur. — Le mariage de raison.

*Tome troisième* contenant: L'Heritière. — Le Diplomate. — La Marraine. — La Manie des Places. Avant, Pendant et Après. — Un Mariage d'Inclination. — Louise ou la Réparation. — La seconde année. — Une faute. — La famille de Riquebourg.

*Tome quatrième* contenant: Le Budget d'un jeune menage. — Toujours. — Les Malheurs d'un amant heureux. — La Chanoinesse. — Etre aimé ou mourir. — La Pensionnaire mariée. — Clermont ou une femme d'artiste. — Le Parrein. — Rodolphe. — Valérie.

*Tome cinquième* contenant: Le Mariage d'argent. — Bertrand et Raton. — L'Ambitieux. — La Camaraderie. — La Calomnie. — Le Verre d'eau.

Dieſe ſo eben erſchienene neue Ausgabe der „**Oeuvres choisies de Théatre de M. Scribe**" hat den größeſten Erfolg in Frankreich. Es iſt die billigſte, welche bis jetzt dem Publikum geboten wurde, denn es ſind nicht weniger als einige fünfzig Stücke in dieſen fünf Bänden enthalten, welche ſich in chronologiſcher Ordnung folgen. Im Preiſe, Formate, höchſt korrektem Drucke und ſchönem weißen Papiere, ſchließt ſich dieſe Ausgabe den bei denſelben Verlegern erſchienenen **Chefs-d'oeuvre de la Littérature française** in 18°. an, welches eine weitere Empfehlung dieſer Auswahl des Scribe'ſchen Theaters überflüſſig macht.

Jeder Band kann einzeln zu dem Preiſe von Rthlr. 1. — Pr. Crt. abgelaſſen werden.

---

## Jean Paul Levana.

Dritte Auflage.

[328] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Levana
oder
# Erziehlehre
von
## Jean Paul.

Dritte aus dem literariſchen Nachlaß des Verfaſſers vermehrte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.

Dieſer dritten Auflage iſt ein neues Bruchſtück hinzugefügt worden. Es beſteht aus den kleinen Zuſätzen, welche Jean Paul nach Erſcheinen der zweiten Auflage geſchrieben und in verſchiedenen Einzelſchriften zerſtreut hat, ſo wie aus andern, welche einem handſchriftlichen Nachlaß, den Studienbüchern und Blättern der Levana, für welche er bis in die letzten Lebensjahre thätig geblieben, entnommen worden ſind.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[265] In allen Buchhandlungen iſt zu erhalten:

## Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Herausgegeben
von
**Friedrich von Raumer.**

Neue Folge. Siebenter Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Wilhelm von Grumbach und ſeine Händel. Von J. Voigt. — II. Graf Karl Friedrich Reinhard. Von G. E. Guhrauer. — III. Schloß und Schule von Fontainebleau. Ein Beitrag zur Geſchichte der Renaiſſance in Frankreich. Von E. Kolloff. — IV. Geſchichte der Law'ſchen Finanzoperation während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. in Frankreich. Von A. Kurtzel. — V. Ueber die öffentliche Meinung in Deutſchland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beſchlüſſen. Von K. Hagen.

Leipzig, im Sept. 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

# Die ſpeculative Idee Gottes

und die damit zuſammenhängenden

## Probleme der Philoſophie.

Eine kritiſch-dogmatiſche Unterſuchung

von

**Dr. J. U. Wirth.**

gr. 8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Die vorliegende Schrift zerfällt in zwei Theile, einen theoretiſchen und einen hiſtoriſchen, von welchen der erſtere eine ſelbſtſtändige Löſung des höchſten metaphyſiſchen und religiöſen Problems gibt und von ihm aus die wichtigſten Fragen der Philoſophie und der Zeit beleuchtet, der zweite die Entwicklung der Idee Gottes und der damit zuſammenhängenden Probleme durch die ganze Geſchichte der Philoſophie bis auf die neueſte Zeit verfolgt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[329] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

# Das Ausland.

Ein Tagblatt

**für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.**

## Monat September 1845.

### Größere Aufſätze.

Cyprien Robert über Ungarn und Weſtſlawen. — Buſchir. — Ausflug nach Algier. Zweiter Abſchnitt. — Briefe aus dem niederländiſchen Oſtindien. Zweiter Brief. — Die Cumanches. — Die Entvölkerung der Sandwich-Inſeln. — Die Ackerbauarbeiter in England. — Amerikaniſche Skizzen. Die Frauen in den Backwoods oder Wäldern des Weſtens. — Die Goldwäſchereien in Siebenbürgen. — Tunis und Tripoli. — Die verlaſſene Stadt in Braſilien. — Geſellſchaftlicher Zuſtand in Abyſſinien. — Ein Beſuch bei den Eutaws in den Felſengebirgen. — Der Jahresbericht der aſiatiſchen Geſellſchaft in Paris. — Eine merkwürdige Lufterſcheinung zu Comrie in Schottland. — Montevideo und Buenos-Ayres. — Die Inſel Fernando Po. — Aqualonga und die Paſtucier. — Die ruſſiſche Manufakturinduſtrie. — Ausflug von Moskau nach Transkaukaſien. — Engliſche Kolonien: Vandiemensland. — Das alte Auvergne. — Neuſchweiz in Oberkaliſornien. — Weſterbotten. — Das Feſt Saban bei den Tataren zu Kaſan. — Der Sklavenhandel und die freien Arbeiter. — Lebens- und Landſchaftsbilder aus Columbien: La Meſa und Tocayman. — Die Farder. — Wiſſenſchaftliche Erforſchung von Algier. — Ausflug eines deutſchen Naturforſchers in Südauſtralien. — Die Kamenſchtſchicks im Altai. — Bruchſtück einer Reiſe nach den Thellemarken. I. — Die Antiſklaverei-Geſellſchaft und die nordamerikaniſche Baumwolle. — Die Walachen. — Eine Fahrt auf der Saone. — Bilder vom Miſſouri. — Der Pelzhandel nach China. — Die warmen Quellen von Fiel-Amba in Abyſſinien.

### Chronik der Reiſen.

Beſuch der Nordküſte von Sumatra.

### Kleinere Mittheilungen.

Der heilende Stein. — Sjögrens oſſetiſche Sprachlehre. — Die Buche blitzfrei. — Eine natürliche Mumie auf Poſſeſſion Island. — Aſſociation der Kohlenminenbeſitzer im Loiregebiet. — Die hängende Waſſerleitung in Pennſylvanien. — Herausſchaffen des Waſſers aus den Minen durch atmoſphäriſchen Druck. — Der Reiſende Robert. — Freia. Nordisk Album for Poeſi og Kunſt. — Ventilometre. — Eine Höhle in Afrika mit chriſtlichen Denkmälern. — Die Kartoffelkrankheit und ihre Ausbreitung. — Unzahl religiöſer Controversſchriften in England. — Transactions of the american ethnological society. — Verbindung der Engländer mit Siam. — Safran in Transkaukaſien. — Fabriken in der Türkei. — Werth von Reliquien. — Organiſirter Hutdiebſtahl. — Abnahme der Poſtpferdetaxe in England. — Kulis und Neger auf Mauritius. — Queckſilberminen in Toskana. — Merkwürdiger Münzenfund. — Polygamie und Polyandrie im Himalaya. — Der König von Apollonia. — Koſtbare Beerdigung an der afrikaniſchen Küſte. — Der große Kämpfer für England. — Der Chorhemdekrieg in England. — Egyptiſcher Saal in der k. Bibliothek zu Paris. — Momentanes Zurückweichen der See in Norwegen. — Der Sidon-Sarkophag. — Bekehrung der Kalmücken um Saratow. — Heuſchrecken in der Krim. — Zahl der Zeitungsannoncen. — Die Kulis-Einwanderung in Weſtindien.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche reſp. Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf dieſe Zeitſchrift an. Erſtere liefern ſie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunſche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

# Savonarola.

Ein Gedicht

von

**Nicolaus Lenau.**

Zweite durchgeſehene Auflage.

**Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.**

Gründliche hiſtoriſche Studien haben in unſrer Zeit ein neues Licht auf den florentiniſchen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darſtellung die Fackel der Geſchichte, und ſie wirft in ſeiner Hand den verklärenden Schimmer der Poeſie über einen der edelſten Kämpfer für eine Sache, deren — zu ſpät, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden iſt. Dabei hat der Verfaſſer allen Verſuchungen widerſtanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenſtand ſeiner Dichtung gewählt hat, mit ſpätern Erſcheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künſtleriſcher Beſonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola ſtarb, zur poetiſchen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem hiſtoriſchen Boden, in welchem ſeine Thätigkeit und ſeine Geiſteseigenthümlichkeit wurzelte, losgeriſſen, um ihn in ein ideales Vacuum zu ſtellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geiſt jener Zeit mit all ſeinen Zügen, ſeinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenſo der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetiſche Wirkung rein erhalten und verſtärkt. Savonarola erſcheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenſtand ſelbſt liegende Poeſie iſt, wie man es von dem Verfaſſer erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eiferſüchtigen Selbſtſtändigkeit der Muſe unverträglichen Zwecken dienſtbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieſer Dichtung, in welcher ächte Poeſie aus einer friſchen und tiefen Begeiſterung für die Herrlichkeit des chriſtlichen Glaubens Hand in Hand geht, ſich wie die erſte recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Reiſen und Länderbeſchreibungen,

30ſte Lieferung.

[326] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

## Harris'
## Geſandtſchaftsreiſe nach Schoa

und

## Aufenthalt in Südabyſſinien
## 1841—1843.

### Deutſch von K. v. K.

Erſte Abtheilung.

**Mit einer Karte von Abyſſinien und angränzender Länder.**

gr. 8. Velinp. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Dieſes im Herzen von Abyſſinien unter vielfachen Störungen geſchriebene Werk darf mit Recht als ein höchſt anziehendes, belangreiches und werthvolles bezeichnet werden. Für den Unterhaltung ſuchenden Leſer bietet es in den mannigfachen und eigenthümlichen Erlebniſſen auf der Reiſe nach dem Süden Abyſſiniens und während des Aufenthalts dort, in der Schilderung einer wenig gekannten Natur und fremder wilder oder halbwilder Völkerſchaften, in den vergleichenden Rückblicken auf einzelne charakteriſtiſche Züge und Vorgänge der Geſchichte Schoa's den ausgiebigſten Stoff. Für den Freund der Erdkunde, der bisher aus überall verſtreuten, kurzen und meiſt bruchſtückartig gegebenen Berichten und brieflichen Notizen einzelner Reiſender ſich mühſelig Auskunft zuſammenholen mußte und hier jetzt ein ſelbſtſtändiges zuſammenhängendes Werk — das erſte derartige über Südabyſſinien — vor ſich hat, bringt es nebſt den ungemein werthvollen geordneten Anhängen über die geologiſche Beſchaffenheit, die Fauna und Flora des Adel=Landes und Schoa's, über die Orts= und Höhenbeſtimmungen, Wegentfernungen ꝛc., eine Menge von Nachrichten über Orte und Landſchaften des Reiches Schoa nicht nur, ſondern auch über die Galla=Länder und Völker und über jene Räthſelgebiete von Enarna, Kaffa, Zinzero ꝛc. mit ihren fabelhaften Bewohnern und noch im geographiſchen Dunkel laufenden Flüſſen und Bergen. Für den Freund der Menſchheit endlich, gewährt Harris Geſandtſchaftsreiſe, in ihrer Beſchreibung, in ihren wirklichen Ergebniſſen und in ihren noch zu erwartenden Folgen, vielen Stoff zur Betrachtung und Anregung.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# Kosmos von Alexander von Humboldt.

[263] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Kosmos.

Entwurf

## einer phyſiſchen Weltbeſchreibung

von

### Alexander von Humboldt.

**Erſter Band.**

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Der gefeierte Name des Autors überhebt uns jeder lobpreiſenden Anzeige des vorſtehenden Werkes. Wir beſchränken uns alſo darauf, den Inhalt dieſes erſten Bandes anzugeben, und bemerken nur, daß er ein für ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet, und durch die Anſchaffung deſſelben die Abnahme der beiden noch folgenden Bände nicht bedingt iſt.

Inhalt des erſten Bandes:

Einleitende Betrachtungen über die Verſchiedenartigkeit des Naturgenuſſes und die Ergründung der Weltgeſetze. — Begrenzung und wiſſenſchaftliche Behandlung der phyſiſchen Weltbeſchreibung. — Ein allgemeines Naturgemälde als Ueberſicht der Erſcheinungen im Kosmos.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

[315] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Leben der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter,

## von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beſchrieben von

**Giorgio Vaſari,**

Maler und Baumeiſter.

Aus dem Italieniſchen.

Mit einer Bearbeitung ſämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, ſo wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweiſungen begleitet von

**Ludwig Schorn,**

und nach deſſen Tode von

**Ernſt Förſter.**

Dritter Band,

enthaltend der Original-Ausgabe dritten Theil.

**Zweite Abtheilung.**

Mit 22 lithographirten Bildniſſen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Seitdem in Deutſchland ein erneutes, man darf wohl ſagen, leidenſchaftliches Intereſſe für die bildende Kunſt und ihre Geſchichte erwacht iſt, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt, und den Wunſch ausgeſprochen, die Lebensbeſchreibungen der Künſtler, durch deren Aufzeichnung der aretiniſche Maler Vaſari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauſes Medici den Grund zu der geſammten neuern Kunſtgeſchichte gelegt hat, ins Deutſche überſetzt und nach dem Stande unſerer jetzigen Kenntniſſe berichtigt und vervollſtändigt zu ſehen. Wir freuen uns daher, dem deutſchen Publikum in der obigen Ueberſetzung das Werk Zweier mit dem Genius der italieniſchen, wie mit dem der deutſchen Sprache gleich vertrauten Geiſter vorlegen zu können, welche Ton und Inhalt des Originals mit eben ſo viel Treue als Leichtigkeit wiedergeben. Die Herausgeber, welche die von Vaſari geſchilderten Kunſtwerke größtentheils aus eigener Anſicht und Unterſuchung kennen, und in den ſpeciellſten Theilen der geſammten Kunſtgeſchichte einheimiſch ſind, haben dieſe Ueberſetzung mit allen wünſchenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgeſtattet, ſo daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vaſari veranſtalten will, die deutſche Ueberſetzung wird zu Hülfe nehmen müſſen.

**Um den Ankauf dieſes trefflichen Werks zu erleichtern, haben wir uns entſchloſſen, die früheren Bände (I. II. 1. 2. III. 1. Abtheilung), welche im Ladenpreiſe 17 fl. 30 kr. oder 10 Rthlr. 8 gGr. koſten, wenn ſolche zuſammen genommen werden, für 12 fl. oder 7 Rthlr. zu erlaſſen, einzelne Bände aber können nicht anders als zu den gewöhnlichen Ladenpreiſen abgegeben werden.**

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

## Zweite Auflage von Goethe's Werken in zwei Bänden.

[288] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Die erſte Lieferung einer neuen Ausgabe von

# Goethe's poetiſchen und proſaiſchen Werken

## in zwei Bänden,

welche wir, wie die frühere Auflage, in vier Lieferungen bis Oſtermeſſe 1846 vollſtändig veröffentlichen werden.

Dieſe Pracht-Ausgabe ſchmücken zehn gelungene Stahlſtiche nach Compoſitionen von Kaulbach, Stilke und Anderen, ſo wie **Goethe's Portrait** nach Rauch's Büſte.

Die vollſtändige Ausgabe in zwei Bänden wird im Subſcriptionspreiſe 24 fl. oder 14 Rthlr. — jede der vier Lieferungen 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr. koſten. An die Annahme der erſten Lieferung knüpft ſich die Verbindlichkeit für das ganze Werk.

Wir laden die Verehrer Goethe's zur baldigen Subſcription hiedurch ein, und haben ſämmtliche Buchhandlungen in den Stand geſetzt, dieſe Lieferung, wie die folgenden, zu den bemerkten Preiſen abgeben zu können.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Google

№ 254.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 23. Oktober 1845.

What a strange thing is man! and what a stranger
Is woman! What a whirlwind is her head!
Byron.

## Die Meteore.

(Fortſetzung.)

Zum erſtenmale erblickte Clementine ſich einem Manne gegenüber, der ſtolzer war als ſie. Stolz ſprach aus ſeiner Höflichkeit, Stolz aus der artigen Verbeugung, in ſeinem ritterlichen Weſen lag Stolz. Clementine konnte vor ihm gar nicht in der liegenden Stellung bleiben; ſie meinte ſich aufrichten und ſich vor ihm verneigen zu müſſen. Daß Locken und Gewand in Unordnung waren, ſetzte ſie in Verlegenheit, das fühlte ſie ſehr deutlich, als der junge Mann ſagte: „An meiner ſchnellen Reiſe durch die Luft, an meinem pomphaften lauten Eintreten in die Welt können Sie wohl errathen, wer ich bin.“ — „Sie ſind — ein Fürſt,“ ſagte Clementine ſich verneigend.

In dieſem Augenblick trat die Kammerfrau ein mit dem Licht, und der Prinz war verſchwunden. „Gnädige Frau,“ ſagte das Mädchen beſorgt, „ein ſtarkes Gewitter ſteht über uns, und es iſt längſt Mitternacht vorüber. Schon vor einer Stunde war ich da, doch Sie ſchliefen ſo ſanft, ich wollte Sie nicht wecken.“ — „Ich hätte geſchlafen? nicht möglich!“ ſagte Clementine. — „Wollen Sie ſich nicht jezt zur Ruhe begeben? ſoll ich nicht die Thür des Balkons ſchließen?“ — Clementine blickte ſtaunend um ſich, dann ſprang ſie auf den Balkon. Da war Alles dunkel, viele Blitze zuckten noch am Himmel, das waren aber keine Prinzen. Der Regen goß in Strömen herab; er erſchien ihr wie eine Sündfluth von Thränen, die ſich über die Menſchheit ergießt. — „Sollte ich denn geträumt haben?“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, als ſie ſich in ihr Schlafzimmer begab. „O ſo möchte ich wohl weiter träumen!“ Sie träumte nicht, ſie ſchlief.

Gegen Morgen war es ihr aber, als ſehe ſie wieder den Nachthimmel über ſich, den ein helles Wetterleuchten von Zeit zu Zeit durchzuckte. Nach und nach zog ſich der Schein näher heran und Clementine meinte darin den Geiſt ihrer Freundin Theoſaura, der beliebteſten Schriftſtellerin des Moments, zu erkennen. Als ſie die Augen aufſchlug, ſaß wirklich Theoſaura neben ihrem Bette und lächelte freundlich.

Theoſaura war keineswegs, was man bei den Frauen jung nennt, ſie war dreißig Jahre alt und in ihrem Leben nicht ſchön geweſen; ſie hatte auch nie verſtanden, durch Toilettenkünſte oder Toilettenſorgfalt ihr Aeußeres hervorzuheben; Phantaſie und Oekonomie hatten meiſt an der Stelle der Mode und der Grazie ihren Anzug beſtimmt. Und ſo ſaß Theoſaura auch heute da mit langen genialen Locken, die ein etwas ſchief ſitzender unmodiſcher Hut kaum zu halten vermochte; das dunkle, nicht allzureiche faltige Gewand war mit einem langen rothen Shawl

Digitized by Google

drapirt, und die Manſchetten glichen denen gewiſſer Hühner, ſo groß und umfangreich waren ſie; ſie deckten eine feine, von Luft und Sonne gebräunte Hand, deren einer Finger einen dunkeln Fleck zeigte. Clementine konnte kaum mehr zweifeln, daß die Freundin wirklich eine nächtliche Fahrt unternommen habe.

„O du Langſchläferin!" ſagte Theoſaura lächelnd, indem ſie ſich über ſie beugte und ſie mit Küſſen zu überſchütten drohte. — Das war in Clementinens Augen der einzige Fehler ihrer Freundin, daß ſie immer gleich um den Hals flog und küßte. — Gegen die Zärtlichkeit der männlichen Freunde, ſagte ſie, hat man die Tugend als Schild, gegen die der Frauen aber nichts. — Sie wehrte ſich alſo mit allen Kräften gegen die ſtürmiſchen Liebkoſungen. — „Es iſt doch wahr," ſagte Theoſaura halb zürnend, „du biſt wie ein Gletſcher, den ſelbſt die Sonne nur roth zu färben vermag, nicht zu ſchmelzen." — „Wer wird auch gleich ſchmelzen?" erwiderte Clementine, „wenn ich einmal ſchmelze, da gibt's Bäche von Thränen." — „Von Freudenthränen," verſezte die Dichterin, das begeiſterte Auge auf Clementine richtend; „ich möchte dich ſo gern glücklich ſehen, und nur die Liebe macht glücklich. Sieh doch mich an, wie arm iſt mein äußeres Leben und wie ſehr entſchädigt mich mein inneres! Das kommt daher, weil ich die Menſchen alle ſo herzlich liebe und an ihrem Wohl und Weh Theil nehme." — „Das Weh," verſezte Clementine, „muß dir viel zu ſchaffen geben und das Wohl ſehr wenig, Glück gibt es ja gar nicht." — „Nein," ſagte Theoſaura, „aber es gibt Freuden, große und kleine; dieſe bilden ein Surrogat für das Glück, und in dieſem Punkt können wir die Rolle des Schickſals für unſere Nebenmenſchen übernehmen: wir können ſie erfreuen."

„Welch armſeliges Geſchäft! der Schmerz bleibt doch das einzige Reelle in der Welt, er iſt mit allen Sophiſtereien und Philoſophemen nicht wegzuleugnen, er bleibt ewig noch in der Erinnerung ein Stachel, während die Freuden des einen Jahrzehnts vom nächſten für nichtig erklärt werden; die Schmerzen ſind das Leben und die Freuden nur die bunten Bilder eines herumziehenden Puppenſpiels." — „Und doch reicht man dem frommen Bildermann gern die Gabe; wenn er auch nur augenblicklich zerſtreut, wenn ſeine Bilder die Schmerzen nur auf Momente vergeſſen machen und in den Hintergrund drängen, nennſt du das nichts?" — „Und welches bunte Bild haſt du jezt für mich? denn gewiß, du kamſt ſo früh nur, um mir eine ſogenannte Freude zu machen; was bringſt du mir?" — „Einen Mann, weiter gar nichts; dein Herz muß lieben lernen. Du biſt zwar gut und menſchenfreundlich, wohlthätig, aufopfernd, aber nicht hingebend, du kannſt dich nicht losreißen von dir ſelbſt — du kannſt noch nicht lieben." — „Und um mich die Menſchheit lieben zu lehren, bringſt du mir einen Mann?" — „Das iſt nur der Anfangsbuchſtabe des großen Alphabets der Liebe. — Sieh, alle Arten von Liebe ſind mit einander verwandt, und die zu Mann und Kind ſteht mit der zu Gott und der Menſchheit in enger Verbindung." — „Ich fand immer, daß die Liebe zu Mann und Kindern ein Monopol des Egoismus iſt." — „Für die kalten Seelen, ja, aber nicht für die warmen, liebebedürftigen Herzen, wie das deinige. Laß erſt die Kruſte deines Stolzes abfallen, Clementine, und du biſt heiter und zufrieden wie ich."

(Fortſezung folgt.)

---

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(Fortſezung.)

Was indeſſen mehr noch als die Verſchiedenheit der Steinarten auf zwei von einander entfernte Perioden der Entſtehung des Monuments hinführt, iſt der Styl deſſelben. — Der Pronaos bis zur fünften Säule gehört durch die kürzern Kapitale und das weniger anmuthig gezeichnete und ſelbſt weniger vollkommen ausgeführte Blätterwerk derſelben, durch die von den Vorſchriften der blühendſten Kunſtperiode abweichenden Verhältniſſe des Geſimſes, durch die zum Theil nur aus dem Groben herausgearbeiteten Sparrenköpfe offenbar einem ſpätern, dem Verfall der Künſte ſich nähernden Datum an. Der hintere, leider am meiſten beſchädigte Theil des Tempels dagegen iſt offenbar ein Erzeugniß des reinſten griechiſch-römiſchen Geſchmacks und der beſten Zeit.

Ein ſonderbarer Verſtoß gegen die Symmetrie iſt es, daß nur die Säulen der Façade und die zwei erſten an den Seiten, ſo wie die beiden Pilaſter in der Schlußmauer mit Plinthen verſehen ſind, während alle übrigen ohne dieſe Unterlage unmittelbar auf dem Stylobat aufſtehen. Vietti, ein Alterthumskundiger aus Lyon, meint, dieſe Anomalie erkläre ſich aus der Neigung der Alten, die Façade reicher zu verzieren als die übrigen Theile ihrer Gebäude.

Der Fries iſt ohne alle Bildnerei und nur die Kranzleiſte des Geſimſes und die Sparrenköpfe ſind mit einiger Skulptur verſehen. Der Fronton der Vorderſeite dagegen enthielt ehemals wahrſcheinlich Basreliefs in Bronze, ſo wie der darunter befindliche Theil des Frieſes offenbar eine Inſchrift in metallenen Buchſtaben trug. Beides beweiſen zahlreiche, theilweis noch mit Löthblei angefüllte Vertiefungen in dem Stein. Profeſſor Schneider hat durch ein ſeinem erfinderiſchen Geiſte Ehre machendes Verfahren den in den Fries eindringenden Löchern

Digitized by Google

den Inhalt einer frühern Inſchrift abzufragen gewußt. — Er nahm zu dieſem Ende einen großen Papierſtreifen, welcher genau die Fläche des Frieſes deckte; dann ſchwärzte er die Ränder der ſämmtlichen vorhandenen Vertiefungen mit Kohlenſtaub, legte ſeinen Papierſtreifen darauf und erhielt ſo von jenen einen vollkommen genauen Abdruck. Nach dieſer erſten Arbeit konnte er in der Stille ſeines Kabinets mit aller Muße dem gewonnenen Bilde der Unebenheiten die denſelben entſprechenden Buchſtaben anpaſſen, da dieſe leztern gewöhnlich an denſelben Stellen die durch ihre Form ſelbſt vorgeſchriebenen und zu ihrer Befeſtigung an dem Stein beſtimmten Klammern hatten. So brachte Schneider endlich durch Ausdauer und Scharfſinn folgende Inſchrift heraus:

Con. Sen. Divo Augusto optimo maximo
Et divæ Augustæ.

Seguier, ein gelehrter Archäolog aus Nîmes, hat in den leeren Raum, welcher zwiſchen den Worten Augusto und optimo offen bleibt, ein Jovi eingeſchaltet, was freilich den Brauch der Alten für ſich hat, die beiden genannten Epitheta vorzugsweiſe dem Jupiter beizulegen. Daß Auguſt und Jupiter ſich auf dieſe Weiſe in einer und derſelben Inſchrift vereinigt finden, darf nicht befremden, da bei den Alten Fürſten und Götter ſehr häufig in eine ſolche Verbindung gebracht wurden. Ich brauche die als Beleg unter andern nur eine Stelle aus Tacitus (Ann. II. 22) anzuführen, nach welcher Germanicus in Folge ſeiner Siege in Deutſchland dem Mars, Jupiter und Auguſtus eine Trophäe errichtet, oder eine andere im Voyage de deux Benedictins I. pag. 305 mitgetheilte Inſchrift des Inhalts: Sanctitati Jovis et Augusti. — Ich habe indeſſen gegen Seguiers Einſchaltung den Umſtand einzuwenden, daß nach derſelben Jupiter den zweiten Platz in der Phraſe einnimmt, und ich würde lieber das Wort principi suppliren, neben welchem die oben angewendeten Prädicate ganz üblich waren. Eben ſo wenig kann ich der Meinung Seguiers ſeyn, wenn derſelbe einige außerhalb des von der Schneiderſchen Inſchrift eingenommenen Raumes auf dem Frieſe vorkommende Löcher auf Rechnung einer Ungeſchicklichkeit der Arbeiter ſezt; denn es wurde ohne Zweifel die größte Sorgfalt auf die Ausführung eines ſo wichtigen Bauwerks verwendet, wie ein dem Auguſtus geweihter Tempel war. Iſt es nicht wahrſcheinlicher, daß dieſes Monument ſchon in den älteſten Zeiten zugleich mit einer neuen Beſtimmung eine derſelben entſprechende neue Inſchrift erhielt, und daß dieſe die Hinzufügung neuer Löcher zu Befeſtigung anderer Buchſtaben nöthig machte? Ward doch der Tempel des Auguſtus ſpäter auch chriſtliche Kapelle, im Jahre 1793 Verſammlungsort des Clubs der Jakobiner, darauf Sitzungsſaal des tribunal du commerce und der justice de paix, und endlich ein Muſeum.

Wann ward dieſer Tempel erbaut? Auf dieſe Frage antworten uns ſtatt hiſtoriſcher Nachrichten abermals nur Muthmaßungen, welche ſich indeſſen in gewiſſen Grenzen über den Zweifel erheben. Iſt die von Schneider gegebene Inſchrift richtig (und man muß davon überzeugt ſeyn, wenn man des Mannes Verfahren bis in die Details verfolgt hat), ſo iſt es zuvörderſt ſicher, daß der Tempel erſt nach Auguſts Tode erbaut wurde; denn dieſer Kaiſer verbot, ihm während ſeines Lebens Tempel in Italien zu errichten, und erlaubte eine ſo übertriebene Schmeichelei in der Provinz nur unter der Bedingung, daß ſeinem Namen der Namen der zur Göttin erhobenen Roma beigefügt wurde.* Tiber, Auguſts Nachfolger, haßte ſeine Mutter Livia ihres Ehrgeizes wegen und verhinderte auf alle Weiſe, daß ihr vor oder nach ihrem Tode Tempel erbaut wurden. Caligula endlich hielt es für einen Flecken an ſeinem Geſchlecht, daß dieſes ſeinen Urſprung von der Livia und ihrem Gemahle erſter Ehe herzuleiten gezwungen ſeyn ſollte; ja er ging, um den Auguſt zum Ahnherrn zu haben, ſo weit, daß er behauptete, ſeine eigene Mutter ſey aus dem verbrecheriſchen Verkehr des genannten Kaiſers mit deſſen Tochter entſprungen. Wie hätte alſo Caligula der Livia einen Tempel errichten ſollen? — Caligula's Nachfolger Claudius dagegen glaubte ſich ſelbſt dadurch zu heben, daß er dem Gedächtniſſe ſeiner Vorfahren die höchſten Ehren erwies; er ließ daher die Apotheoſe der Livia ausſprechen, und unter ihm, d. h. etwa 40 Jahre nach Chriſtus, möchte daher wohl der Tempel zu Vienne entſtanden ſeyn.

Wenn nun aber das Monument einerſeits ſchwerlich vor Claudius errichtet wurde, ſo kann es andererſeits auch nicht nach dem Jahre 408 erbaut worden ſeyn, da Honorius damals befahl, die heidniſchen Tempel zu ſchließen oder dieſelben doch, nach Entfernung der Altäre und Götzenbilder, anderweitig zu benutzen. Vielleicht ward der Tempel des Auguſtus um dieſe Zeit zum Prätorium oder Tribunal eingerichtet, welche Beſtimmung als urſprüngliche und einzige mehrere Hiſtoriker ihm beilegen wollten. Wenn nun damals nach dem Erlaß des Honorius auch jedenfalls das von Seguier ſupplirte Wort Jovi verſchwinden mußte, ſo konnte ſehr wohl der Reſt der Inſchrift noch lange geduldet werden; die Römer bewahrten, als ſie längſt Chriſten waren, eine große Achtung für alte an die Tage ihrer frühern Größe erinnernde Denkmale, ja die neue Religion verhinderte ſogar nicht, daß Theodoſius I., Arcadius und ſelbſt Honorius den Titel divi im Theodoſiſchen Coder vom Jahre 438 fortführten, daß ſie ſich numen und ihre

* Sueton. August. 52. — Dio Cassius I. 51.

Beſtimmungen coelestia oder divina oracula nennen ließen. *

Als nun aber endlich die Burgunder, die ſchon im Jahr 417 zum Chriſtenthum ſich bekannt hatten, Vienne im Jahr 475 nahmen, da ward wahrſcheinlich der alte Tempel dem chriſtlichen Cultus gewidmet, und es verſchwanden an ſeiner Façade die lezten an die Tage des Paganismus erinnernden Zeichen.

W. v. K.

* Symmach. de emancip. liber. lib. 5 et 10 epist.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, September.**

(Fortſetzung.)

Theater. — Muſik.

Wir wollen erwarten, ob die nun ſchon ſo lange von ihren wahren Verehrern vergebens angerufene Volksmuſe Miene machen wird, in dieſes glänzende Haus — ihre urſprüngliche Wohnſtätte — wieder einzuziehen. Wie aber, wenn die blendenden, der Lokalpoſſe, wie wir ſie eben haben, taghell in's Geſicht leuchtenden Gasflammen uns die ganze, von keinem ſpielenden Schatten, keinem magiſchen Halbdunkel illuſoriſch verhüllte natürliche Beſchaffenheit der Phyſiognomie zeigen, ſo daß wir vielleicht gar über der jämmerlichen Fratze erſchrecken? Faſt iſt das zu fürchten. Neſtroys „Zerriſſener“ eröffnete die Reihe der Vorſtellungen. Faſt möchte man dieſe Wahl eine ominöſe nennen. Scenen aus Neſtroyſchen Stücken ſchmücken in Medaillons unter der Logenreihe den Zuſchauerraum; abermals ominös. Vom Beifallsſturme herausgerufen, erklärte Direktor Karl in ſeiner, wie Viele wollen, ſophiſtiſchen Rede den Bau eines neuen Theaters vom Belieben des Publikums abhängig; ein feiner Wink, eine galante Einladung, die nicht mißverſtanden worden ſeyn dürften. Aber wahrlich, die Wahl wird dem Publikum ſchwer, denn ſiehe, auch das Joſephſtädter Theater hat ſich neu herausgepuzt und buhlt um die Gunſt des vielköpfigen Mäcenas. Möchte nur auch der leztere bei dem jezt in Ausſicht geſtellten Theaterwettſtreit gewinnen und nicht zulezt der verlierende Theil ſeyn. Statt daß Wien früher ein vereinigtes Wien-Leopoldſtädter Theater beſaß, hat es nun eine Verbindung des Wien-Joſephſtädter; eine neue Combination und neue Firma, deren Geſchichte ſich nun zu entwickeln beginnt. Seit das Theater an der Wien, im Fach der Oper nun ein bedeutender Rival des Kärnthnerthortheaters, ſeine Thätigkeit begonnen, verſucht auch das leztere neue Saiten anzuſchlagen und ungeſcheut in den Wettkampf einzugehen, inſoferne wenigſtens, als es gleichſam zum Trotze gerade die mit Glück auf dem Joſephſtädter und Wiedener Theater gegebenen Opern in Scene ſezt. So Flotows „Stradella“ und die „Haimonskinder,“ hier „Haimonsſöhne“ genannt. Leider glückte es ihm damit nicht in dem gewünſchten Maße; es war bis jezt nur auf Opern gewichtigeren Kalibers eingerichtet und ſeine Kräfte entbehren zur Zeit der für das leichtere Genre nöthigen Agilität und graziöſen Ungenirtheit. Ueberdieß empfindet es jezt einen auffallenden Mangel an Primadonnen. Mad. Lutzer läßt noch immer auf ſich warten und ein paſſender Erſatz iſt nicht leicht und ſchnell genug zu finden. Ein großer Schatz dieſes k. Hofoperntheaters wird immerhin ſein ausgezeichnetes, in dieſer Art einziges Orcheſter bleiben, ein Stammkapital, das ſchöne Zinſen trägt. — Erlauben Sie mir das muſikaliſche Thema noch einen Augenblick fortzuſetzen; ohnehin erinnert uns Alles daran, daß wir der Saiſon der Tongenüſſe ziemlich nahe ſind. Ernſt, der Violinvirtuoſe ſonder Gleichen, iſt bereits hier eingetroffen, auch Thalberg weilt bereits hier, doch, wie es ſcheint, nicht um Conzerte zu geben. Hektor Berlioz ſoll auch kommen, und ich glaube ſogar Felicien David, um dem muſikaliſchen Wien ſeine Wüſtenſymphonie zum Beſten zu geben. Irre ich nicht, ſo ſpricht man auch von der viel bewunderten Nachtigall Lind. Fräulein v. Marra, nunmehr Primadonna des Theaters an der Wien, und unſer Staudigl, gleichfalls nunmehr erſter Sänger des genannten Theaters, rückten auch ſo eben ein, und ſo beginnt ſich denn „mit muſikaliſchen Genien die irdiſche Halle zu füllen.“ Der hoch erfreute Direktor Pockorny verſäumte nicht, die „feſte Säule“ ſeiner Oper, Meiſter Staudigl, mit einer Serenade zu begrüßen. Anfangs November ſteht uns wieder der Genuß eines Concert monstre bevor, wozu bereits Voranſtalten getroffen werden. Es wird dießmal nebſt einigen großen Muſikpiecen Beethovens Oratorium „Chriſtus am Oelberg“ von tauſend Sängern und Muſikern aufgeführt werden. — Der von mir bereits beſprochene Aufruf der Sonntagsblätter und der Muſikzeitung zu Beiträgen für Glucks, Beethovens und Liberatus Starkers Grabmäler fand Gehör und Beiträge blieben nicht aus, obgleich nur ſpärlich fließend und durchaus in keinem Verhältniſſe zum großen muſikliebenden Publikum Wiens, was um ſo mehr auffallen muß, als das Intereſſe für dieſe Angelegenheit durch immer wieder neu auftauchende Artikel in der hieſigen Tagespreſſe rege erhalten wird. — Dem Vernehmen nach haben wir von einem Freunde Beethovens, dem Mitgliede der kaiſerlichen Hofkapelle Alois Fuchs, eine Beſchreibung der Grabſtätten ſämmtlicher in Wien ruhenden Tonkünſtler, zur Orientirung für Einheimiſche und Fremde und überhaupt ad perpetuam rei memoriam, zu erwarten. Fuchs lieferte auch kürzlich in der Muſikzeitung eine intereſſante Zuſammenſtellung aller vorhandenen Abbildungen Beethovens, mit der Bemerkung, daß leider die wenigſten Porträts des Meiſters wahre Geſichtsbildung wiedergeben. Es exiſtiren nicht weniger als 42 Porträts in Kupferſtich und Lithographie, 4 Medaillen und 8 Büſten und Statuetten, die Beethoven darſtellen. — So viel man vernimmt, kamen die von Wien aus zum Bonner Beethovenfeſte gereisten Gäſte mit einigermaßen getäuſchter Erwartung zurück; es hatten ſich einige unerquickliche Elemente dort eingeſchlichen, was zu bedauern iſt. — Hier mag auch die Notiz von einer neuen bevorſtehenden Reiſe des Walzerkönigs Strauß durch Deutſchland, Holland u. ſ. w. Platz finden. Dieſe Reiſe ſoll natürlich wieder eine muſikaliſche Entdeckungs-, Eroberungs- und Triumphreiſe ſeyn, und daher reist unſer Held nicht allein, ſondern an der Spitze ſeiner muſikaliſchen Armada. Indeſſen Strauß Vater, wie er jezt immer genannt wird, Siegen in der Fremde entgegenzieht, wird Strauß Sohn daheim nicht verſäumen, mit ſeinem wohl organiſirten Orcheſter Razzia's zu machen und eine Menge von Herzen als Beute zu entführen. Wenigſtens haben ſich ſeine Soiréen in „muſikaliſche Feldlager“ (der Titel einer ſeiner jüngſten Abendunterhaltungen) umgewandelt; da muß man allaugenblicklich auf einen jähen Ueberfall gefaßt ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 24. Oktober 1845.

Hat das Lied keinen Ton, keine poetiſche Modulation, habe es Bild und Bilder, und Zuſammenſetzung und Niedlichkeit der Farben, ſo viel es wolle, es iſt kein Lied mehr. — Auch beim Ueberſetzen iſt das Schwerſte, dieſen Ton, den Geſangton einer fremden Sprache zu übertragen.

Herder.

## Litthauiſche Volkslieder.

Ueberſezt von C. H. Kolbe.

### Der gefrorne Teich.

Welche Wunder
Werden nicht geboren!
In dem Sommer
Iſt der Teich gefroren.

Hellbraun Rößlein,
Wo nun ſoll ich's tränken?
Linden-Eimer
Wo im Waſſer ſchwenken?

Laima ſchenkte
Einen Tag der Sonne:
Teicheis alles
Da zerfloß vor Wonne.

Hellbraun Rößlein,
Dort nun will ich's tränken;
Linden-Eimer,
Dort will ich ihn ſchwenken.

Rößlein fing ſich
Bruder wohl im Streite,
Braut der Bruder
Aus der Niedrung freite.

Braunes Rößlein,
Was ſein Wiehern meinet?
Warum alſo
Zartes Mägdlein weinet?

„Grünen Haber!"
Lautet Rößlein's Sage;
Mägdlein weinet
Um die erſten Tage.

### Des Mondes Heirath.

Es hat der Mond die Sonne gefreit,
Da ward die erſte Blüthenzeit.

Die Sonne ſchon ſo früh aufſtand,
Der Mond verkroch ſich und verſchwand.

Der Mond, der wandelt einſam gern,
Hat liebgewonnen den Morgenſtern.

Perkun darob im Grimm auffährt,
Zerſpaltet ihn mit ſeinem Schwert.

Digitized by Google

Was haſt die Sonne du verlaſſen,
Und gingſt den Morgenſtern umfaſſen,
Wandelteſt Nachts auf öden Gaſſen?

### Die Verſchwundene.

Wuchs eine Linde jung und fein
In Vaters grünem Gärtelein.

Unter der Linde, der jungen Lind',
Stand Vaters Tochter im Morgenwind.

Mit Hofgeſellen ſie freundlich ſpricht,
Hofgeſellen, ſtolz von Angeſicht.

„Ei, Schweſter, Schweſter, Schweſterlein,
Anzeigen will ich's dem Vater dein!"

„„Ei, Bruder, Bruder, Brüderlein,
Was willſt du's anzeigen dem Vater mein?

Um die zwei Wörtlein, die ich wage?
Um dieſen Goldring, den ich trage?""

„Nicht um zwei Wörtlein, die du ſprächſt,
Doch um den Goldring, den du trägſt!"

Am Mittwochmorgen vor Sonnenſchein
Verſchwand des Vaters Töchterlein.

Am Sonntagmorgen, am frühen Morgen,
Ausritten die Brüder, um ſie in Sorgen.

Mit eh'rnen Drommeten drommeten ſie,
Mit geſpannten Trommeln trommelten ſie.

Das Schweſterlein zulezt man fund
In blauer See, am Meeresgrund,

Tief eingetaucht in Grauſandwogen,
Mit grünem Meergras überzogen.

### Der Weidenbaum.

„Ei, mein Hengſt, mein Hengſtlein,
Du mein brauner Traber!
Warum willſt nicht koſten
Schönen, reinen Haber?

Auf der weiten Reiſe
War's ein ſchweres Eilen,
Auf der weiten Reiſe
Zweimalhundert Meilen!

Neun der Ströme ſind wir
Schon hindurchgeſchwommen:
Ueber dieſen zehnten
Wollen wir noch kommen!"

Rößlein ſchwamm an's Ufer,
Bruder mußt' ertrinken;
Hielt an einer Weide
Bruder ſich im Sinken.

Ei, du Weide, Weide,
Willſt ſo grün noch ſtehen?
Sollſt bei meinem Leben
Herbſttag nimmer ſehen!

Will an deinem Sturze
Meine Augen weiden,
Will aus deinem Stamme
Weiße Bretter ſchneiden,

Aus den Brettchen machen
Kleine weiße Wiege,
Daß mein junges Mädchen
Drinnen ſchlafen liege;

Will aus deiner Krone
All' die Aeſtlein hauen,
Will davon dem Braunen
Seine Krippe bauen.

---

## Die Meteore.

(Fortſetzung.)

„Nun, wer iſt denn der Mann, den du mir bringſt?" fragte Clementine neugierig. — Theoſaura wühlte in einer ihrer großen Taſchen und eine Menge Papierchen fielen heraus. „Es ſind lauter dumme Gedanken," ſagte ſie und Clementine ſammelte dieſelben lächelnd auf der rothen Decke. — „Wo haſt du dieſe her?" fragte ſie. Theoſaura ſchüttelte die Locken und ſagte gleichgültig: „Vom Himmel, von Gottes Gnade."

Und Clementine las unter Anderem: „Moraliſches Verſchlafen — darin liegt das Geheimniß des Vergeſſens und Verſchmerzens." — „An der niedern Hütte wie an pittoresken Thürmen rankt ſich der Epheu empor; ſo die Novelle an niedern und höhern Zuſtänden. Wie die Lichter am Weihnachtsbaum ſowohl die untern Zweige mit den gemeinen Aepfeln und Nüſſen, als auch den goldenen Engel auf dem Gipfel beleuchten, ſo die Novelle die ganze Stufenleiter der Geſellſchaft von den Verhältniſſen des Pauperismus bis zu denen des Thrones." — „Das Prokruſtesbett der Religion und des Geſetzes ſoll dem Menſchen heilig ſeyn, um ſich ſelbſt darnach zu ſtrecken,

Digitized by Google

aber nicht um andere darnach zu richten." — „Die Ironie ſteht hoch über dem menſchlichen Treiben, ſie hat die Vogelperſpektive; die Ironie wohnt auf dem höchſten Thurme. Sie iſt aber nicht die glänzende Kuppel, nicht die heilige, weittönende Glocke, ſondern das Thürmerſtübchen iſt ſie; von da blickt ſie herab auf das menſchliche Treiben, mit menſchlichen Augen und menſchlicher mangelhafter Geſinnung."

Als Clementine das lezte Papierchen geleſen, hatte Theoſaura den Brief, den ſie ſuchte, gefunden. Es war ein Empfehlungsbrief. „Ein Vetter von mir, ein charmanter lieber junger Mann iſt angekommen. Er iſt ein reicher, ſehr reicher Gutsbeſitzer; ſeine Rittergüter ſind herrlich, du würdeſt ein wahrhaft idylliſches Leben mit ihm führen. Du kannſt ja die Stadtfreuden leicht entbehren. Er wünſcht deine Bekanntſchaft zu machen, darf er kommen?" — „Wie heißt er denn?" — „Graf von Mondſtein."

Clementine fuhr empor, als ſie dieſen Namen hörte, ſie meinte, die Freundin habe ihren Traum errathen und wolle ſie perſifliren; Theoſaura ſah aber ganz arglos aus. — „Ich möchte," ſagte Clementine, „den Grafen Mondſtein wohl kennen lernen." — „Er wird dir heute Vormittag ſeine Aufwartung machen."

In dieſem Augenblick brachte der Diener das Fremdenblatt, und Clementine las: „In der Nacht einpaſſirt und im erſten Gaſthof wohnend der Fürſt von D. und der Clavierſpieler R." — Sie dachte an ihre Feuermeteore.

Theoſaura wollte gehen und war ſchon an der Thür, als ſie wieder umkehrte: „Ich hätte beinahe vergeſſen, dich zu warnen." — „Vor was oder vor wem denn?" — „Vor dem Fürſten; er iſt ein gefährlicher Mann, ſchön, geſcheidt und — ein Fürſt; er kann dir ſehr leicht gefährlich werden." — „Warum gerade mir?" — „Weil du einen Mann ſuchſt, der dir überlegen iſt; nun iſt er zwar dir nicht in geiſtiger Hinſicht überlegen, aber an Rang, und das macht bei Frauen oft ganz denſelben Effekt; auch wirkt die Huldigung eines Prinzen ganz beſonders auf die Eitelkeit." — „O wenn ich hätte eitel werden wollen! —" ſagte Clementine." — „Da wäreſt du es ſchon geworden, meinſt du? ja, aber vielleicht war dir das rechte Reizmittel der Eitelkeit noch nicht geboten."

„Wenn der Fürſt nicht ausgezeichnet iſt, wird ſeine Huldigung mich gewiß nicht rühren." — „Aber er iſt ausgezeichnet, und wenn er dich dann auszeichnet und ſucht, dann wirſt du meinen, er halte dich für einen Edelſtein, den er hochſchätze, während du nur das kleine Steinchen biſt, das er gerade in ſeiner Moſaik des Augenblicks braucht. Prinzen täuſchen ſo leicht, ohne es zu wollen. Glaube mir dießmal, mein Kind, ich bin nicht umſonſt eine Schriftſtellerin, die das Menſchenherz ſtudirt hat und die geheimen Triebfedern deſſelben durchſchaut." — „Nun, was willſt du denn eigentlich von mir?" fragte Clementine etwas ungeduldig. — „Du ſollſt mir verſprechen, dem Prinzen nicht dein Herz zu ſchenken." — „Willſt du dieſes Verſprechen ſchriftlich?" fragte Clementine ſcherzend. — „Unterſchrieben und unterſiegelt wie einen Schuldſchein." — „Gut, ſo wie ich aufgeſtanden bin, ſollſt du es haben."

Theoſaura war wieder an der Thür und kehrte noch einmal um. „Ich muß dich auch vor dem Clavierſpieler warnen," ſagte ſie eifrig. — „Ein Clavierſpieler, ein Künſtler," verſezte Clementine mit der vornehmſten gräflichen Miene, „iſt gar kein Mann!" — „Dummes Zeug!" rief Theoſaura entrüſtet und war zur Thür hinaus.

Im Alterthum erhob die Geliebte zum Gott und Halbgott den, der ſie verehrte, und nur zu leicht erſcheint der heutigen Schönen der Mann, den ſie liebt, als ein Meteor; er ſchwebt als leuchtendes Weſen vor ihren Augen, als hocherhaben über das Gewöhnliche, dem er früher oder ſpäter doch wieder verfällt; und das Gewöhnliche iſt nur zu nah verwandt mit dem Gemeinen.

„Man läßt viele gepuzte Menſchen ſich in einem Saal verſammeln, man gibt ihnen warmes Waſſer zu trinken, gebietet ihnen viel zu ſprechen, die Hitze zu ertragen und dann und wann verſtohlen zu gähnen; das nennt man dann eine Theegeſellſchaft. Ich glaube im Bade gehören ſolche Thee's zur Kur." So würde ſich wohl ein Wilder in einer Reiſebeſchreibung über manche geſellige Vereinigung der civiliſirten Welt ausſprechen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, September.**

### Der Pietismus.

Ihr Korreſpondent hat dieſen Sommer fern von Berlin verlebt, wenigſtens die lezten ereignißvollen Monate. Er wollte Luft ſchöpfen irgend wo anders, wo die Natur grüner iſt und die Luft reiner. Aber wer entflieht im Herbſt den dürren Blättern, und wer, wo nur ein Zipfel von Kultur iſt, den Zeitungsblättern! In wie verſtümmelter, verſchnittener und abgedumpfter Art ſie auch dahin dringen, wo die Preſſe unter der Preſſe liegt, etwas von der Wahrheit dringt doch durch. Kann und ſoll doch auch vielleicht Niemand ſich abſondern und meinen, daß er ein Recht habe aus der Bewegung ſich zu retten, die ſein Land, Volk, Familie, ſeine geiſtigen und materiellen Intereſſen mit ergreift. Und maſſenhaft genug drang dießmal die Wahrheit durch. Die Bewegung hat kein Blut gekoſtet, ſie war vielmehr eine ordnungsmäßige und friedliche. Ja Einige könnten ſagen,

Digitized by Google

und ich höre auch ſolche Stimmen, daß ſie eine unnütze und unnöthige geweſen, da ſie ja keine Reſultate hervorgebracht habe und es wieder ſtille ſey. Es iſt eine verdächtige Stille, welche nur die Blinden täuſchen kann, und an Blinden fehlt es leider nicht. Die Klaſſe dieſer Blinden iſt überhaupt ſehr groß; es gehören Alle darunter, welche den germaniſchen Charakter nicht kennen. Der Romane und Slave ſieht nur da Bewegung, wo es äußerlich ſtürmt, bricht und kracht; der ſtille, leiſe, mächtige Fortſchritt, die unterminirende Bewegung, welche ohne Demonſtrationen in Deutſchland gewaltige Umſchläge hervorbringt, liegt außer ſeiner Faſſung. Und es iſt wunderbar, daß gerade in unſerer Zeit, wo auf den germaniſchen Geiſt ſo gewaltig gepocht wird, ſo viele mit jener fremdartigen Faſſungskraft die Dinge anſehen und darum nicht begreifen. Die ſogenannten Pietiſten mehrten ſich in Berlin ſeit dem Befreiungskriege zuſehends. Damals waren die Pietiſten die Geiſter des Fortſchritts gegen eine abgeblaßte, nüchterne Aufklärung ohne tiefen Kern, ohne geiſtigen Aufſchwung. Es iſt oft geſagt und wir beſtreiten es noch heute nicht, daß Preußens Fall und Unglück die Folge jener Vernüchterung des geiſtigen Lebens war. Wenn das neu erweckte geiſtige Leben, das nach Glauben, Tiefe und Gehalt rang, ſich auf ſich ſelbſt beſchränkt hätte, wenn es die Beſchaulichkeit geſucht, ſtatt ſich beſchauen zu laſſen, ſo möchte es in noch wunderlicherer Extaſe ſich haben ergehen laſſen, als in den Nachklängen der romantiſchen Zeit geſchah, ohne offenbares Mißvergnügen, ohne Argwohn zu erwecken, ohne Feindſchaft anzuregen. Aber die Pietiſten zeigten ſich bald nicht mehr als wahre Pietiſten. Doch ſelbſt da, als ſie heraustraten aus ihrer Beſchaulichkeit und nach der Herrſchaft die Arme ausſtreckten, wie Viele hielten es nur für momentane, individuelle Verirrungen! Als die Denunciationen in Halle gegen Geſenius und Breitſchneider erfolgten, ſelbſt als man den Pfarrer Sintenis in Magdeburg abſetzen wollte um einer unſchuldigen Zeitungsannonce willen (er hatte in Oppoſition gegen irgend eine bigotte Demonſtration einen Artikel abdrucken laſſen, des Inhalts: über die Verehrung Gottes des Sohnes möchte man doch nicht Gott Vater ganz vergeſſen), erſchracken zwar Viele, die Meiſten aber hielten es für vorübergehende Aufwallungen eines Fanatismus, der im Grunde genommen ehrlich es meine und nicht viel auf ſich habe. Welche innere, ſtille, aber gewaltig minirende Bewegungen mußten dazwiſchen vorgehen, um das ſtille deutſche Volk zu den Manifeſtationen aufzuregen, wie ſie in Sachſen und Preußen ſeitdem Platz griffen! Weder Strauß, noch Feuerbach, noch die Bauer haben dieſe Bewegung gemacht; alle dieſe wären für die große Maſſe wahrſcheinlich ohne Einwirkung geblieben, wenn die Verfolgungen ihnen nicht Bedeutung gegeben hätten. Und doch, was ſind ſie auch heute dem Volk gegenüber! Die Conſequenz und Heftigkeit, mit welcher die Hengſtenbergſche Kirchenzeitung ihre Denunciationen verfolgte, gehörten dazu, um die ſchlummernde, träge Maſſe aufzuregen, daß ſie ſich fragte, was es denn da gebe und um was der Streit ſich drehe?

(Fortſetzung folgt.)

## Wien, September.

(Fortſetzung.)

Skandale in der Zeitungswelt.

Da von Straußen und Feldlagern hier die Rede iſt, ſo mag hier auch einer Fehde gedacht werden, die ſich inmitten unſerer journaliſtiſchen Welt entſponnen hat, ſo unangenehm und unſauber auch an und für ſich der Gegenſtand des Streites iſt. Ich darf wohl vorausſetzen, daß Ihnen vom Hörenſagen eine hier unter dem Namen „Hans Jörgels komiſche Briefe an ſeinen Vetter in Vöslau“ periodiſch erſcheinende, im Lokaldialekt abgefaßte Schrift — eine Nachahmung und eigentliche Fortſetzung der Eipeldauer Briefe — nicht unbekannt iſt. Sie hat gewiſſermaßen das Privilegium — die Cenſur zeigt ſich hier über die Maßen milde und nachſichtig — aller Welt die Wahrheit trocken und ungenirt in's Geſicht zu ſagen, offenbare Mängel zu rügen, Mißbräuche zu beſprechen u. ſ. w. Der franke und freie, überdieß derbe Ton, in welchem dieß geſchieht, gibt dieſen originellen Mittheilungen in den Augen des Publikums einen beſondern Reiz, und man darf ſich nicht wundern, wenn man den mitunter höchſt ungewaſchenen Hans Jörgel ſogar in Händen findet, die man ſonſt nur in eleganteſter Verfaſſung zu treffen gewohnt iſt. Jener freie Ton der Aufrichtigkeit artet aber auch nicht ſelten in Barſchheit, ja gemeine Grobheit aus, und eben ſo wenig iſt zu läugnen, daß beſagte komiſche Briefe ein förmliches Archiv des Stadtgeklatſches ſind. Vor nicht langer Zeit nun gab Hans Jörgel ſeinen Leſern ein artiges Geſchichtchen zum Beſten, das die Manipulation gewiſſer Journale und Redakteure enthüllt, wodurch ſie Geld von Leuten erpreſſen, in deren Intereſſe, obgleich ohne ihr unmittelbares Zuthun, in den bezüglichen Blättern geſprochen werden ſoll, eine Manipulation, die Lob oder Tadel von der Alternative des Bezahlens oder nicht Bezahlens abhängig macht. Im Grunde genommen eine alte Geſchichte, hier aber durch einige ſpezielle Fälle gelegenheitlich der Induſtrieausſtellung neuerdings aufgewärmt und zu Markte gebracht. Hans Jörgel hatte nicht ſo bald die ſchwere Anklage ausgeſprochen, als auch ſchon mehrere der hieſigen Journale mit einem heftigen Proteſte dagegen auftraten und mit Entrüſtung eiferten. Die Beſorgniß, durch Stillſchweigen der öffentlichen Meinung gegenüber ein Schuldbekenntniß abzulegen, nöthigte auch denen, die vielleicht gern und mit gutem Grunde geſchwiegen hätten, einen Proteſt ab, und ſo erſcholl denn bald ein ungeſtümes Uniſono der Wiener Journalwelt, ja die ihrer Sache gewiſſeſten Blätter forderten Hans Jörgel geradezu zur rückſichtsloſen Veröffentlichung und Darlegung des in ſeinen Händen befindlichen ſchriftlichen Corpus delecti auf. Wie nun aber, wenn Hans Jörgel wirklich der Aufforderung Folge leiſtete? Und er leiſtete in der That Folge, indem er die bezüglichen famöſen Briefe im Expeditionslokale ſeines Verlegers zur offenen Einſicht bereit legte. Da heißt es nun freilich: Litera scripta manet, und das Reinwaſchen wird ſchwer halten. Es iſt eine Infamie. Iſt es aber eine geringere, wenn eines der hieſigen Blätter mit dem Verfaſſer eines Artikels in einer andern Zeitſchrift in eine zufällige Controverſe geräth, im Verlaufe des Streites aber ſeine Animoſität dergeſtalt ſteigert, daß es ſich nicht entblödet, von den gemeinſten, niedrigſten, ja pöbelhafteſten Invektiven Gebrauch zu machen? Und was ſoll man dazu ſagen, wenn dieſer Skandal aus der Feder eines Schriftſtellers — zugleich Redakteurs des beſagten Blattes — fließt, der ſich ſo hoch ſchätzt, daß er kaum ein anderes ſchriftſtellerndes Menſchenkind für würdig erachtet, ihm die Schuhriemen aufzulöſen?

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 256.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 25. Oktober 1845.

— Die Kunſt iſt alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.

Goethe.

## Geheimniſſe der Zeitrechnung.

Gönnen Sie einer Spielerei einige Zeilen Raum. Es iſt mir nicht bekannt, ob meine Erfindung nicht vielleicht ein längſt geoffenbartes Myſterium iſt. Ein Patent begehre ich jedenfalls nicht dafür.

Sie wiſſen, daß die Sucht der Menſchen, für das was unſichtbar im Geiſte vorbereitet wird, für den Gang der Geſchichte, mechaniſche Anhaltpunkte der Prophetie zu finden, ſich auch der Zeitrechnung bemächtigt hat, und zwar auf folgende Weiſe. Das Jahr 1815, ſagt man zum Beiſpiel, war ein Wendepunkt, ein Ende und Anfang in der Geſchichte Frankreichs, und es handelt ſich alſo um eine Rechnungsweiſe, dieſe Zahlen bekennen zu machen, auf welches andere Jahr, als auf eine neue Epoche, ſie hindeuten. Addirt man nun die Zahl 1815 in ſich zuſammen, nämlich 1, 8, 1 und 5, ſo bekommt man 1 + 8 + 1 + 5 = 15, und dieſe 15 hernach zu 1815 addirt, geben, allerdings in dieſem Falle bedeutungsvoll genug, die prophetiſche Zahl 1830.

Das wäre nun ein treffliches Mittel, der Geſchichte ihre großen Wochen abzulauſchen; nur Schade, daß es nicht immer zutrifft. Denn wenn man zum Beiſpiel die Zahl 1813, welche unleugbar ein für Deutſchland wichtiges Jahr bezeichnet, in ſich zuſammenzählt, ſo gibt ſie 13, dieß zu 1813 addirt, weist auf 1826, und wo in aller Welt iſt bei uns anno 1826 etwas Großes geſchehen? Die Desperationsfanatiker haben freilich hierauf ihre fertige Antwort in Bereitſchaft; wir wollen aber doch lieber am Weiſſagungsgeiſte der Chronologie, als an der Zukunft Deutſchlands zweifeln.

Dagegen habe ich über dieſer wunderlichen Addirungsmethode, während ſich einſt eine Geſellſchaft mit ihr beſchäftigte, eine noch weit wunderlichere Entdeckung gemacht, die mir merkwürdig genug erſcheint, um eine Mittheilung zu verdienen. Wenn man nämlich die Jahrzahlen auf die angegebene Weiſe addirt, ſo bekommt man bei den niedern eine einfache, bei den höheren eine zweiziffrige Zahl; rechnet man nun aber dieſe, das Produkt, abermals auf dieſelbe Art, wie vorher die Jahrzahl, in ſich zuſammen, ſo gelangt man endlich zu neun Grundzahlen, welche, wie ſich auch die Ziffern der Jahrzahlen bei dem Uebergang der Jahrzehnte und Jahrhunderte ändern mögen, ohne eine einzige Unterbrechung in dem beſtändig wiederkehrenden Kreiſe von Eins bis Neun fortgehen. Die erſten Ergebniſſe der addirten Jahrzahlen von 1810 bis 1819 z. B. laufen zufällig gleichlautend mit der Jahrzahl ſelbſt: 1810 (1 + 8 + 1 + 0) gibt 10, und ſo fort bis 1819 = 19. Nun macht 1820 eine ſcheinbare Störung, denn während man von 1810 bis 1819 der Reihe nach

Digitized by Google

fortzählen konnte, erhält man jezt als Ergebniß der Zuſammenzählung von 1820 (1+8+2+0) die Zahl 11. Reducirt man aber dieſe zuſammengeſezten Ziffern eben ſo noch einmal, ſo findet man die ſcheinbar geſtörte Ordnung auf die ſonderbarſte Weiſe hergeſtellt. Zählen wir z. B. von 1818 bis 1820, ſo gibt 1818 (1 + 8 + 1 + 8) die Zahl 18, dieſe, noch einmal reducirt, indem man 1 und 8 addirt, die Zahl Neun, 1819 (= 19) in lezter Inſtanz (1 + 9) Zehn oder vielmehr (1 + 0) Eins; 1820 (= 11) gibt, 1 + 1 gezählt, Zwei, und ſo geht es, immer von Eins bis Neun, in ununterbrochener Ordnung fort.

Um dieß im Großen und Ganzen anſchaulich zu zu machen, muß ich ein Uebriges thun und etwa ein Jahrhundert herſetzen. Nach dem bisher Geſagten brauche ich nicht noch einmal zu erinnern, daß man, um auf die erwähnten Grundzahlen zu kommen, mit dem Addiren fortfahren muß, bis es nichts mehr zuſammenzuzählen gibt, d. h. bis in die zweite oder dritte Inſtanz. Beginnen wir zum Beiſpiel mit 1720.

| | |
|---|---|
| 1720 = 10 = 1 | 1730 = 11 = 2 |
| 1721 = 11 = 2 | 1731 = 12 = 3 |
| 1722 = 12 = 3 | 1732 = 13 = 4 |
| 1723 = 13 = 4 | 1733 = 14 = 5 |
| 1724 = 14 = 5 | 1734 = 15 = 6 |
| 1725 = 15 = 6 | 1735 = 16 = 7 |
| 1726 = 16 = 7 | 1736 = 17 = 8 |
| 1727 = 17 = 8 | 1737 = 18 = 9 |
| 1728 = 18 = 9 | 1738 = 19 = 10 = 1 |
| 1729 = 19 = 10 = 1 | 1739 = 20 = 2 |
| 1740 = 12 = 3 | 1750 = 13 = 4 |
| 1741 = 13 = 4 | 1751 = 14 = 5 |
| 1742 = 14 = 5 | 1752 = 15 = 6 |
| 1743 = 15 = 6 | 1753 = 16 = 7 |
| 1744 = 16 = 7 | 1754 = 17 = 8 |
| 1745 = 17 = 8 | 1755 = 18 = 9 |
| 1746 = 18 = 9 | 1756 = 19 = 10 = 1 |
| 1747 = 19 = 10 = 1 | 1757 = 20 = 2 |
| 1748 = 20 = 2 | 1758 = 21 = 3 |
| 1749 = 21 = 3 | 1759 = 22 = 4 |
| 1760 = 14 = 5 | 1770 = 15 = 6 |
| 1761 = 15 = 6 | 1771 = 16 = 7 |
| 1762 = 16 = 7 | 1772 = 17 = 8 |
| 1763 = 17 = 8 | 1773 = 18 = 9 |
| 1764 = 18 = 9 | 1774 = 19 = 10 = 1 |
| 1765 = 19 = 10 = 1 | 1775 = 20 = 2 |
| 1766 = 20 = 2 | 1776 = 21 = 3 |
| 1767 = 21 = 3 | 1777 = 22 = 4 |
| 1768 = 22 = 4 | 1778 = 23 = 5 |
| 1769 = 23 = 5 | 1779 = 24 = 6 |
| 1780 = 16 = 7 | 1790 = 17 = 8 |
| 1781 = 17 = 8 | 1791 = 18 = 9 |
| 1782 = 18 = 9 | 1792 = 19 = 10 = 1 |
| 1783 = 19 = 10 = 1 | 1793 = 20 = 2 |
| 1784 = 20 = 2 | 1794 = 21 = 3 |
| 1785 = 21 = 3 | 1795 = 22 = 4 |
| 1786 = 22 = 4 | 1796 = 23 = 5 |
| 1787 = 23 = 5 | 1797 = 24 = 6 |
| 1788 = 24 = 6 | 1798 = 25 = 7 |
| 1789 = 25 = 7 | 1799 = 26 = 8 |

| |
|---|
| 1800 = 9 |
| 1801 = 10 = 1 |
| 1802 = 11 = 2 |
| 1803 = 12 = 3 |
| 1804 = 13 = 4 |
| 1805 = 14 = 5 |
| 1806 = 15 = 6 |
| 1807 = 16 = 7 |
| 1808 = 17 = 8 |
| 1809 = 18 = 9 |

(Schluß folgt.)

## Die Meteore.

(Fortſetzung.)

Durch die dichtgedrängten Reihen einer ſolchen Geſellſchaft eilte Theoſaura gerade auf Clementinen zu. Graf Mondſtein konnte ihr kaum folgen; er mußte ihr die Echarpe tragen, welche ſie auf dem Boden ſchleifen ließ, und das Taſchentuch nebſt dem gigantiſchen Fächer, welche beide ihr entfallen waren. Clementine ſtand nun der nächtlichen Erſcheinung gegenüber, welche ihr vorgeſtellt wurde.

„Sie ſtreben der Menſchheit zu nützen?“ fragte ſie nach den erſten herkömmlichen Worten. — „Woher wiſſen Sie das?“ erwiderte er nicht ohne einiges Erſtaunen. — „O ich leſe den Leuten alles auf der Stirn ab, was ſie denken,“ rief Clementine. — „Das iſt ja gefährlich! Wiſſen Sie vielleicht auch, was ich in dieſem Augenblick über Sie denke?“ — „O ja,“ ſagte Clementine, die Locken etwas übermüthig aus dem Geſicht ſchüttelnd. „Sie denken, daß ich Ihnen gefalle.“ — „Sie haben es errathen,“ erwiderte Mondſtein treuherzig; „ich wünſchte nur, ich könnte auch ſo richtig und beruhigend in Ihrem Herzen und auf Ihrer Stirn leſen.“ — „Würden Sie ſich wirklich die Mühe geben, herauszubuchſtabiren, ob Sie mir gefallen oder nicht? Sie wollen ja der ganzen Menſchheit nützen; wie wenig muß da vor Ihren Augen eine einzige Frau ſeyn!“ — „Eine Frau iſt mir freilich nicht die ganze Welt, wie manche Romanhelden vielleicht behaupten, doch iſt ſie ein ſchöner Theil der Welt. Ich

Digitized by Google

möchte nicht bloß für die Frau leben, ſie würde mir das Leben nicht ausfüllen können, doch mit einer Frau vereint wirken, die Welt in's Auge faſſen und der Menſchheit nützen, das halte ich für ein Glück. Doch nur wenige Frauen würden ſich dazu eignen." — „Warum nur wenige Frauen?" — „Weil gewöhnlich diejenigen, welche eine ſolche Lebensaufgabe begreifen können, zu viel Anſprüche für ſich ſelbſt machen; ſie wollen ſelbſt die Hauptſache ſeyn und verlieren dadurch die wahre Hauptſache aus den Augen; eine ſchöne, geiſtreiche, hochbevorzugte Frau iſt gewöhnlich auch egoiſtiſch. Die Frau, welche mit mir ſtrebt, darf aber keinen Egoismus haben, ſo wenig als ich ſelbſt."

„Und ſind Sie ſicher, allen Egoismus abgeſtreift zu haben?" — „Wer kann ſagen, daß er ſein Ich gänzlich abgelegt habe? das meinige iſt mir noch oft ein Stein des Anſtoßes; der Egoismus iſt der eigentliche Satan, der Verſucher, der uns nicht vom Irdiſchen ſcheiden läßt." — „Da Sie aber der Erde ſich zuwenden, gehören Sie dem Irdiſchen ja recht eigentlich an." — „Sie irren darin," verſezte der Graf mit freundlichem Ernſt; „Sie begehen den Irrthum der meiſten genialen Frauen, welche direkt den Sinn nach dem Himmel richten wollen, während man doch nur über die Erde dahin gelangt; ſie iſt das Piedeſtal, worauf wir feſt fußen müſſen, wenn wir das Haupt in die Wolken erheben wollen." — „Der Landwirth wendet das Haupt ſehr oft nach den Wolken, da jede ihm gefährlich werden kann, durch Schloßen, Regen u. ſ. w., ihm macht es der Himmel gar nie recht." — „Ja, wenn der Landwirth bloß ſein Stückchen Feld im Auge hat, bloß den Gewinn einer Ernte, wenn ſein Herz am Irdiſchen klebt, dann muß freilich der Himmel ihm wie eine launenhafte Geliebte erſcheinen, der er zugleich Gunſtbezeugungen ablocken und abzwingen muß. Eine großartigere Anſchauung muß aber obwalten; die Erde iſt des Himmels liebſtes Kind, ſie wird gezüchtigt und belohnt, je nachdem es ihr frommt. Um dieſes Kind kennen zu lernen, ihm alle ſeine Geheimniſſe abzulauſchen, dazu iſt der Himmel uns behülflich, und wir dagegen helfen ihm die Erde erziehen. Da darf bei ihrer Kultur kein mechaniſches Treiben mehr obwalten; die tiefſten Studien vermählen das Samenkorn mit der Erde, und was die Chemie zu trennen und zu vereinen weiß, es gereicht der Erde zum Frommen."

Clementine war erfreut über die begeiſterte Rede des Grafen. „O," ſagte ſie, „hätten Sie Ihren Geiſt doch einem höhern Beruf zugewendet! Mußte er denn gerade die Erde wählen?" — „Die Erde iſt unſere Mutter und zu ihr fühlte ich mich mächtig hingezogen, ich mußte ihrem Winke folgen, ihrem heiligen Ruf."

„Dieſer Mann iſt nicht ſo übel," dachte Clementine, „es läßt ſich mit ihm recht hübſch ſprechen, er hat mir nicht mißfällen, ja mich ſogar recht intereſſirt." — In dieſem Augenblick entſtand einige Bewegung im Saal, die Vorſteher der Geſellſchaft liefen hin und her, die Thür wurde aufgeriſſen und der Fürſt von D. trat ein, hinter ihm her ſein Cavalier. Der Fürſt ſchien an die ihn Empfangenden recht paſſende Redensarten zu richten, denn ſie lächelten; ſodann verfiel er in eine Menge Zickzackbewegungen, die Clementinen an ihren Traum vom Blitz erinnerten; er ſuchte bald dieſen, bald jenen Bekannten auf und hatte für jeden ein gnädiges Wort. Endlich bemerkte er Clementinen; man flüſterte ihm ihren Namen und Stand zu.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien**, September.

(Schluß.)

Literatur. — Todesfälle. — Buchhändlerverſammlung.

Seit 1. Oktober iſt ein neues Journal, oder vielmehr ein altes unter neuem Namen in's Leben getreten, den bedeutſamen Namen „die Gegenwart" an der Stirne tragend. Es iſt eigentlich der ehedem von Dr. Groß-Hoffinger, fatalen Andenkens, herausgegebene und redigirte „Adler," den wir hier metamorphoſirt wieder ſehen; er vermochte ſich nicht in lichter Sonnenhöhe zu erhalten; möge die „Gegenwart" ſchwungkräftiger bleiben und ihre Aufgabe, die politiſchen und literariſchen Zuſtände der Jeztzeit, beſonders im Vaterlande, zweckmäßig zu beleuchten, glücklich erfüllen. Dem Induſtriellen und Statiſtiſchen beabſichtigt ſie, dem Programm gemäß, eine beſondere Sorgfalt zu widmen, und die Charakteriſtik Wiens und der Wiener ſoll eine ſtehende Rubrik bilden. Das Blatt nennt den Edlen von Schmidt als Herausgeber und hat den geiſtvollen Dramaturgen A. Schumacher zum Redakteur. Lezterer hat ſich auch als Herausgeber einiger Jahrgänge des öſterreichiſchen Novellenalmanachs bekannt gemacht. — Von den köſtlichen Studien unſeres Adalbert Stifter wird eine neue Auflage vorbereitet. Im Herbſt d. J. ſollen der dritte und vierte Band dieſer lieblichen Skizzen und Schilderungen erſcheinen. Aufmerkſam möchte ich Sie auch machen auf Mosbamers Roman: „Kunſt und Leben," den man als eben ſo warm und lebendig geſchrieben, als gedankenreich rühmt. Tſchabuſchniggs längſt angekündigter „Till Eulenſpiegel" läßt noch immer auf ſich warten. Von Chriſtian Kuffners, dieſes äſthetiſch ſo tief gebildeten und viel zu wenig gewürdigten Schriftſtellers, ſämmtlichen Werken iſt eine zehnbändige Ausgabe im Erſcheinen begriffen. Eduard Dullers intereſſanter „Erzherzog Karl" iſt bis zur achten Lieferung gediehen; die in den Text eingedruckten Federzeichnungen von J. N. Geigers Meiſterhand ſind ausgezeichnet. Von Gräffers pikanten, originellen „kleinen Wiener Memoiren" iſt ein weiterer neuer Band erſchienen und verdient geleſen zu werden. Gleich nach ſeinem erſten Erſcheinen erlebte auch Raffelspergers großes geographiſches Lexikon der öſterreichiſchen Monarchie eine zweite Auflage. — In der Blüthe des männlichen Alters ſtarb am 11ten September in Wien J. E. Mikolaſch, jur. Dr. und k. k. Profeſſor der polytech-

niſchen Wiſſenſchaften am Thereſianum. Er hatte als juriſtiſcher Schriftſteller gewirkt, aber auch die ſchöne Literatur verdankt ihm mehrere anſprechende Gaben. Auch der Tod eines andern jungen Dichters, Fr. Millmann, wird beklagt. Die Sonntagsblätter theilen Einiges aus dem poetiſchen Nachlaſſe des in erſter Jugendfriſche Hingeſchiedenen mit. — Die Kaiſerſtadt hat nun auch eine Buchhändlerverſammlung in ihren Mauern erlebt. Sie erfolgte am 10. Septbr. und währte bis 13. d. M. Sonderbarer Weiſe ging die Idee dazu von einem Provinzbuchhändler, einem Lemberger, aus. Es iſt keine Frage, daß der öſterreichiſche Buchhandel eines Mittelpunkts bedarf, der kein anderer als Wien ſeyn kann, nur muß dann auch gleichmäßiges Leben von ihm nach allen Punkten der Peripherie ausſtrömen. Vor der Hand traten die materiellen Intereſſen des Buchhandels faſt ausſchließlich in den Vordergrund; begreiflicher Weiſe liegen dieſe den Männern vom Fach zuerſt am Herzen, nur ſollten darüber die höhern Intereſſen nicht überſehen werden. Indeſſen wurde auch ein Gegenſtand von Wichtigkeit in Acht genommen, nämlich eine zweckmäßige Vorbildung der Buchhandelskandidaten, und zu dieſem Ende die Abfaſſung eines geeigneten Lehrbuchs votirt. — Wie feſtgeſezt worden, begannen am 1. Septbr. die regelmäßigen Perſonenfahrten auf der Prager Staatsbahn; der Gütertransport nahm am 1. Oktbr. ſeinen Anfang. Neulich wurde nächtlicher Weile ein zufällig auf die Bahn gerathener Ochſe überfahren, was den ganzen Train einer nicht geringen Gefahr ausſezte. Wie man vernimmt, ward bereits an die Prag-Dresdener Bahn Hand angelegt; möge das Werk ſchnell gedeihen! Am 28. d. M. erfolgte auch die Eröffnung der Laxenburger Bahn, d. i. einer kurzen zum kaiſerlichen Sommerluſtſchloſſe Laxenburg führenden Seitenlinie der Gloggnitzer Bahn. Ueber 2000 Paſſagiere nahmen am Eröffnungsfeſte Theil.

## Berlin, September.

(Fortſetzung.)

### Religiöſe Bewegungen.

Auf dieſem Punkte ſtehen wir jezt. Die Frömmigkeit mochten die Pietiſten, den Streit die Gelehrten für ſich haben; darum hätten die Maſſen ſich nicht gekümmert. Es war die Verketzerungsſucht, die Tendenz, der Kirche das Schwert in die Hand zu geben, das unverkennbare Streben nach Herrſchaft, das aus den Theorien in's Leben überzutreten den Verſuch machte, was die Geiſter, die ſcheinbar ſo indifferent dahin lebten, innerlich bewegte, und endlich die Demonſtrationen an's Tageslicht rief, die unſerem Nationalcharakter in Norddeutſchland, in Sachſen und Preußen, ſo fremd ſind, daß Viele, ſelbſt die es ehrlich meinen, von dem Glauben ſich nicht frei machen können, daß ſie nur gemacht ſeyen zu andern Zwecken. Unſer Volk, wer es kennt, weiß oder hält von dieſen andern Zwecken nichts. Der Communismus iſt ihm eine Thorheit, politiſche Berechtigungen ſind ihm noch eine fremde Größe, nach der es mißtrauiſch hinſchaut. Muß es doch ſelbſt, leider! noch angeſtachelt werden, um ſich bei ſeinen Communalverwaltungen für betheiligt zu halten. Aber Gewiſſenszwang iſt ein Element, das bei uns bis in die niedrigſte Hütte gefürchtet wird. Unſer Volk, unſer ruhiger Bürger glaubte, ein Jahrhundert hindurch, ſich nicht davor fürchten zu dürfen. Auch ehedem ſchon hatte die Preſſe verſucht, ihn aufzurütteln und in Furcht zu ſetzen, aber weder den Nicolais jener Zeit, noch Johann Heinrich Voß und ſeinen Mitſtreitern war es gelungen. Zu ſicher, zu vertrauensvoll in ſeinem Beſitz, meinte der preußiſche Bürger, dieſe Schriftſteller ſähen Geſpenſter. Auch jezt iſt es nicht die Preſſe, welche die Furcht beim Volke erweckt hat. So wenig als die Schriften der Straußianer hätten ſelbſt die Verſammlungen und Reden der Köthener Lichtfreunde auf die Maſſe eingewirkt, wenn nicht Symptome mit zu plaſtiſcher Deutlichkeit ihr vor Augen gerückt wären. Ich meine auch noch heut, daß man zum Theil Geſpenſter ſieht, wenn man erſchrickt vor der verſuchten ſtrengeren Sonntagsfeier, vor dem verunglückten Eheſcheidungs-, vor dem projektirten Judengeſetz, vor den Diaconiſſenſtiften u. ſ. w., Geſpenſter gewiß, inſofern das proteſtantiſche Volk darin eine Hinneigung zum Katholicismus gewahrt. Aber Thatſachen ſind da, ein Grund iſt vorhanden, welcher die Beſorgniß bei der Maſſe zur Angſt ſteigern konnte, und man iſt nicht mit der Umſicht und Weisheit verfahren, welche alle dieſe Wolken zerſtreuen konnte. Das Volk wußte nicht, daß die Hengſtenbergiſche Zeitung zu Zeiten eben ſo ſchwer über die Scheere des Cenſors ſeufzte, als die erklärten oder nicht erklärten Lichtfreunde. Es ſah nur die plötzlich mit Strenge geſchloſſenen Läden am Sonntag (wogegen übrigens, wenn die Verordnung mit mehr Berückſichtigung der Verhältniſſe ausgeführt wäre, die Mehrzahl der Vernünftigen nichts einzuwenden gehabt hätte), den Verſuch, gewiſſe Dramen mit religiöſem Anklang am Sonntag ſpielen zu laſſen, die geſchloſſenen Theater an Feiertagen, wo ſie ein Jahrhundert hindurch offen geblieben waren, und im Hintergrunde trat ihm die dem Continentalgeiſt ſo ſchreckhafte puritaniſche Sabbathsfeier der Engländer drohend, und zwar in dem Augenblicke entgegen, wo es hieß, daß einige Geiſtliche nach England geſchickt ſeyen, die Verfaſſung der Hochkirche zu ſtudiren, damit ſie zu uns übergebürgert werde. Dieſe Wolken ſind zwar zertheilt, aber der gefürchtete Druck des Eheſcheidungsgeſetzes iſt faktiſch durch die octroyirte Eheſcheidungsprozedur zur Wirklichkeit geworden. Es iſt nicht genug zu bedauern, daß man bei dieſem gewiß aus der wohlmeinendſten Abſicht entſprungenen Geſetze ſo wenig die Gefühle und Anſichten unſeres Volkes gekannt hat. Hätte man vorausgeſehen, welche innere Gährung es in unſerer proteſtantiſchen Bevölkerung hervorrufen werde, ſo hätte man wenigſtens einen andern Zeitpunkt dafür gewählt. Faktiſch ſtößt man jezt auf das Unausführbare, und die Gerichte geben ſich alle Mühe, durch eine milde Praxis verſöhnend das rauhe Geſetz auszuglätten. Aber die Angſt iſt eben ſo geſpenſterhaft und ſtarr, als der wunderbare Glaube von der andern Seite, daß nur die Preſſe den Widerſtand fingire und das eigentliche Volk ganz gleichgültig dagegen ſey, wie eine hundertjährige Sitte durch ein Geſetz des Impulſes korrigirt werden ſolle. Dazu kommt das poſitive Faktum, daß die Prediger Otto v. Gerlach und Bachmann ſich weigern, die aus geſetzlich getrennten Ehen geſchiedenen Eheleute, wenn ſie ſich wieder verheirathen wollen, zu trauen, und daß ihre Weigerung, nachdem ſie früher zur Unterſuchung gezogen worden, jezt ſanctionirt iſt. Der ſchlichte Volksverſtand weiß ſich da nicht hinein zu finden. Daher denn auch das ſonſt wenig gerechtfertigte Mißtrauen gegen das Inſtitut der Diaconiſſen, das, zur rechten Zeit und mit Berückſichtigung der Verhältniſſe eingeführt, ganz wohlthätig neben unſern ſocialen Verhältniſſen hätte beſtehen können, in welchem aber jezt das Volk mit innerem Grauen werdende Nonnenklöſter mit Hora's, Hunger und Marterkammern, mit Blenden und Vermauerungen oder gar mit Inquiſitionskammern, oder welchen Geſpenſtern ſonſt, erblickt.

(Fortſetzung folgt.)

---

**Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 42.

Sonnabend, 25. Oktober 1845.

[304] Bei **Firmin Didot frères** in Paris iſt erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen Deutſchlands bezogen werden:

## Galerie complète des Tableaux
## des Peintres les plus célèbres de toutes les époques,

**ou recueil des plus belles compositions tirées des Saintes Ecritures, de l'histoire ancienne, et autres objets,**

gravées au trait d'après: Raphaël, — Michel Ange, — le Corrège, — le Poussin, — le Dominiquin, — Le Sueur, — l'Albane, — Jouvenet, — Baccio-Bandinelli, — Daniel de Volterre, — Leonard de Vinci. — Le Titien, — Le Guide, — Paul Véronèze, — et les Peintres antiques. 1300 gravures gr. in 4°. accompagnées de Notices sur la vie de chaque peintre, et publiées en 108 livraisons composées de 12 planches chacune. — Prix de chaque livraison 17½ Sgr. (En vente 78 livraisons).

---

[339] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

**Hoë von Hoënegg (weiland churfürſtl. ſächſ. Oberhofpredigers) evangeliſches Handbüchlein**

## wider das Papſtthum.

Nach der zwölften Originalausgabe mit den nöthigen Zuſätzen herausgegeben und bis auf unſere Zeiten fortgeführt von **M. Fr. Teuſcher**, Oberpfarrer und Superintendenten zu Buttſtedt. gr. 8. geh. 54 kr.

Seit dem Jahre 1603 zu vielen Tauſend Exemplaren verbreitet, neuerdings aber gänzlich vergeſſen, erſcheint dieſes Buch eines zu ſeiner Zeit ſo berühmten Mannes in unſerer Zeit als eine ſo mächtige Autorität, denn es überſtrahlt in ſeiner gelehrten und doch allgemein verſtändlichen Faſſung eine Menge ſeiner Zeitbroſchüren, welche mit vielem Ungeſchick und wenigem Erfolg die Mängel des Papſtthums nachweiſen wollen. Durch des neuen Herausgebers Zuſätze und Fortführungen bis auf den heutigen Tag iſt es ein Handbuch geworden, aus dem jedes geſunde Auge die ganzen Blößen der verderblichen römiſchen Hierarchie erkennen kann.

---

[332] Im Verlag von **Gottlieb Haaſe Söhne** in Prag iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen, auf gefälliges Verlangen auch zur Anſicht zu erhalten:

## Sbírka českých národních písní.

**Sammlung böhmiſcher Nationallieder.**

Geziert mit Vignetten und Randzeichnungen von Swoboda, Müller, Manes, Hawranek, Watzek, in Stahl geſtochen von Wiesner. Mit einem Vorworte und einer deutſchen Ueberſetzung von W. A. Swoboda, k. k. Humanitätsprofeſſor. Im Anhange die Melodien zu den in dieſer Sammlung enthaltenen Liedern. — Die Lieder ſind: 1. Sirotek (die Waiſe). 2. Odbytý písař (der abgewieſene Schreiber). 3. Synek zachowalý (das wohlgezogene Söhnlein). 4. Porada (die Berathung). 5. Dar na rozloučenou (Geſchenk beim Scheiden). 6. Břetislaw, Ballade von Hukal. 7. Sestra trawička (die Brudermörderin). 8. Upřimnost nad krásu (Treuſinn uber Schönheit).

In elegantem Umſchlag. 4. Ladenpreis 4 fl. C.-M. oder 2 Rthlr. 24 Sgr.

Aus dem reichen Schatze böhmiſcher Nationallieder wurden für dieſe Sammlung einige der herrlichſten geſchöpft. Die Wahl leitete Herr Prof. W. A. Swoboda, einer der gründlichſten Kenner czechiſcher Volkspoeſie. Von ihm — dem rühmlichſt bekannten Ueberſetzer der Königinhofer Handſchrift — iſt auch die Verdeutſchung dieſer Lieder, ganz der Melodie angepaßt, ſo viel als möglich die Worte, ſtets aber den Grundton der Empfindung treu beibehaltend. Damit auch Deutſche den czechiſchen Liedertext ſingen können, gibt ihnen Herr Prof. Swoboda im Vorworte eine Anleitung zur Ausſprache des Czechiſchen. Der Muſik (von Martinowſky) iſt ſowohl der deutſche als böhmiſche Text unterlegt. Für Eleganz und Pracht der Ausſtattung wurde alle Sorge getragen.

---

[331] In der Feſt'ſchen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Gedichte

von

**Karl Haltaus.**

Zweite Auflage.

Preis 1¼ Thlr.

---

[340] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Inſtruktionen und Rathſchläge des Satans an die in Frankreich durch Michelet und Quinet ins Treiben gebrachten

## Jeſuiten.

Herausgegeben von Herrn von Beelzebub. Nach dem Franzöſiſchen von Lucifer. gr. 8. Geheftet. Preis 45 kr.

Enthält die ſchärfſte Lauge, womit jemals die Häupter dieſer ehrwürdigen Väter gewaſchen worden ſind. Bei trefflich bewaffneten Augen durchſchaut der Verf., ungeblendet von dem künſtlichen Heiligenſcheine, den die Geſellſchaft Jeſu um ſich her verbreitet, die kleinſten Faden des argliſtigen Gewebes, womit ſie Fürſten und Völker, Hoch und Nieder, Reich und Arm, Alt und Jung zu umgarnen ſucht. Sein Büchlein wird Jeden ergötzen, der ſich für den ſo heftig erneuerten Kampf, welcher ſich zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Chriſtenthum und Pfaffenthum entſponnen hat, intereſſirt.

Digitized by Google

[267] Durch alle Buchhandlungen iſt von mir zu beziehen:

# Der Kauf der Ehre.

Dramatiſches Gedicht in fünf Akten

von

Karl Beidtel.

Gr. 12. Geh. 16 Ngr.

# Balladen.

Von Demſelben.

Gr. 12. Geh. 1 Thaler.

Leipzig, im Sept. 1845.

**F. A. Brockhaus.**

---

[343] Der allgemein bekannte

**Stieler'sche Hand-Atlas** über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. *Gotha,* bei *J. Perthes.*

hat durch Anwendung des galvano-plaſtiſchen Verfahrens um ein Viertel im Preiſe vermindert werden können:

a. Vollſt. Ausg. in 83 Bl. (17⅓ Thlr.) jetzt 13 Thlr.
b. Mittl. Ausg. in 63 Bl. (13 Thlr.) jetzt 10 Thlr.
c. Auswahl in 31 Karten (6 Thlr.) jetzt 4½ Thlr.

Zugleich erſcheint die **vollſtändige Ausgabe** in 83 Bl. nunmehr:

lieferungsweiſe in neun Lieferungen,

von denen die Iſte bis VIIIte jede 1⅓ Thlr., die IXte nebſt Bericht 1 Thlr. koſtet. Die 1ſte und 2te Lieferung ſind ausgegeben, die 3te folgt vor Ende d. J.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

[314] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

# Walachiſche Mährchen,

herausgegeben von

**Arthur und Albert Schott.**

Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen.

gr. 8. Velinp. droch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Dieſe Mährchen ſind hier ſo mitgetheilt, wie ſie unter den Walachen des Banats in mündlicher Ueberlieferung leben: anſpruchslos und doch überaus reich, ein neugehobener Schatz echter Dichtung. Wenn ſie auf der einen Seite vielfältig an die Mährchenwelt des deutſchen Volkes erinnern, welches mit den Walachen durch die große Donauſtraße unmittelbar in Verbindung ſteht; ſo ſtreifen ſie nach der andern in die romaniſche, ſlaviſche, griechiſche hinein. Manches iſt ſogar unmittelbar mit den Götterſagen der alten Welt verwandt; anderes mag noch ſpät mit Cumanen und Madjaren aus dem fernen Aſien eingewandert ſeyn. Da bei jedem Volk das geiſtige Leben, zu dem wir auch die Mährchen zahlen dürfen, ein Abbild ſeines äußeren Entwicklungsganges iſt, ſo ſchien es zweckmäßig in einer Einleitung über die äußeren Schickſale des walachiſchen Stammes, über ſein Verhalten zu Chriſtenthum und Bildung, über die Herkunſt und Entwicklung ſeiner Sprache das Wichtigſte zuſammenzuſtellen. Der Leſer findet alſo hier den erſten Verſuch einer Geſchichte der Walachen, dieſes merkwürdigen Vorpoſtens romaniſcher Zunge gegen Oſten. Der Anhang hat ſich die Aufgabe geſtellt, darzuthun, daß Mährchen überhaupt nur Ueberreſte heidniſcher Götterſage ſind, und dieß für jede der mitgetheilten Erzählungen im Einzelnen zu beweiſen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

[316] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

# Pariſer Bilder.

8. Velinp. droch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Inhalt: Plätze in Paris. — Neue Kirchen. — Eiſenbahnfahrten. — Das Palais Royal. — Die große Induſtrieausſtellung. — Die Theater. — Bettler: Bohémiens. — Das Pantheon. — Straßen. — Geſelligkeit. — St. Denis. — Schriftſteller. — Geſchichtliches. — Oeffentliche Bälle, Volksfeſte. — Die zwei Kammern. — Schauſpieler, Komiker. — Modeworte. — Verſailles. — Fremde in Paris. — Moderne Literatur. — Zwei Capellen. — Muſik. — Die fünf Akademien. — Der Louvre und die Tuilerien. — Nachwort.

Es iſt ſchon ſo viel über Paris und ſeine Zuſtände geſchrieben worden, daß dieſe Schilderungen wohl überflüſſig erſcheinen dürften. Der Verfaſſer wollte jedoch vom deutſchen Standpunkte aus den Verſuch wagen in flüchtigen Umriſſen die Erſcheinungen feſtzuhalten, welche hier in ſtetem Wechſel an uns vorüberziehen. Die Rückſicht, welche ihn hauptſächlich zur Herausgabe dieſer Arbeit beſtimmte, war der Wunſch etwas zur Linderung der Noth ſeiner vielen hülfsbedürftigen Landsleute in Paris beizutragen und es ſoll daher der Ertrag dieſes Buches dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke zugewendet werden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# Gedichte

von

## Karl Egon Ebert.

Vollſtändige Ausgabe in drei Büchern

**in dritter ſtark vermehrter Auflage.**

8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Erſtes Buch: Natur und Liebe. Lieder. Sonette.
Zweites Buch: Kunſt und Literatur.
Drittes Buch: Sage und Geſchichte.

In Karl Egon Ebert's Gedichten begrüßt uns die Muſe, wie ſie Einer ſeiner Landsleute und Dichtergenoſſen ſchildert, „die traute, keuſche, wahre, fromme Muſe," die einſt friedlich durch Deutſchlands Auen ſchritt, der Heimath Recht und Sitte vertrat, die Saat des Friedens beſchwichtigend ausſtreute, Paläſte und Hütten als Botin einer ſchönern Flur heimſuchte, jedem Dinge den ächten und ungeſchminkten Namen lieh, die noch einen Gott im Bilde ſeiner Schöpfung verehrte, und ihr ſchlichtes Lied noch für ein Gebet hielt. Dieſer Muſe wird ein unverwöhntes Ohr immer gerne lauſchen, wenn ſie in Liedern und Sonetten die Segnungen der Natur und das Tröpfchen Liebe preist, ohne welches Leben nicht Leben wäre, für ächte Künſtler und Dichter ſich begeiſtert, den Spott ſich nur da erlaubt, wo er hingehört, Sage und Geſchichte in lichten, verſtändlichen Bildern ſpiegelt. Dieſe neue Sammlung bringt neben Vielem, das dem Publikum ſchon bekannt und werth iſt, auch vieles Neue, das gewiß ſeine Zuneigung erwerben wird.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Nomenclator botanicus

seu:

## Synonymia plantarum universalis.

Enumerans

### ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

105 Bogen Lexicon-Format. Preis 12 fl. oder 8 Rthlr.

Wenn ſchon vor 20 Jahren die erſte Ausgabe dieſes Werks eine gefühlte Lücke in der botaniſchen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, ſo wird nach dieſem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch ſo glänzende Periode der Bereicherung der botaniſchen Kenntniſſe weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfaſſer aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um ſo weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem ſich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verſchiedenen, unabhängig von einander dieſelben oder verwandte Gegenſtände bearbeitenden Schriftſteller, und deren individuelle Anſichten über Bildung von zahlreichen neuen Gattungen, die Maſſe der Synonyme auf eine der Wiſſenſchaft ſelbſt beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat ſich daher der Verfaſſer die Aufgabe geſtellt, dem botaniſchen Publikum gleichſam einen Leitfaden aus dieſem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verſchiedenen Wegen zugekommenen Wünſche, in ſo fern ihn ſolche nicht zu weit von dem urſprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botaniſchen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetiſcher Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im Syſtem aufführt und da, wo der Name des Autors und die beſtändige Hinweiſung auf die ſyſtematiſchen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (ſo weit dieſe erſchienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollſtändiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erſchien, auch noch häufig eine ſpecielle Nachweiſung beifügt. Auf dieſe Art erhält man über die angeführten Momente eine ſehr ſchnelle und vollſtändige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgeſtellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieſes mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben ſo ſehr dem Literator, als dem von großen Bücherſammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, ſo wie den Beſitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in dieſem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botaniſchen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botaniſchen Literatur. Wenn auch einige Werke (wie London Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle ſtets behaupten werden, ſo können ſie doch das angezeigte Werk um ſo weniger entbehrlich machen, als darin hauptſächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur ſehr eingeſchränkt Rückſicht genommen iſt, während die ſyſtematiſche Anordnung den ſchnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (alſo um 10,000 weniger als die erſte Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählt. Die zweckmäßigſte typographiſche Einrichtung macht es möglich, daß dieſes ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Ueberſicht nicht ſtörend einwirkenden möglichſt engen Raum zuſammengefaßt iſt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Römiſche Topographie

## in Leipzig.

Ein Anhang zur

## Beschreibung der Stadt Rom

von

**L. Urlichs.**

gr. 8. geh. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die Angriffe des Herrn Profeſſor Becker in Leipzig gegen die Beſchreibung von Rom werden in dieſer Schrift beleuchtet, und der Mangel an Gründlichkeit ſeiner Kritik nachgewieſen. Es bildet dieſe Schrift aber keineswegs eine reine Controverſe, ſondern gibt auch dem Alterthumsforſcher neue Aufſchlüſſe über die ewige Stadt.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

In Unterzeichnetem iſt kürzlich erſchienen:

**Die ſechste, verbeſſerte und vermehrte Auflage** von dem

# Lehrbuch für Jäger

## und für die, welche es werden wollen

**von Dr. G. L. Hartig,**

K. Preuß. Staatsrath und Ober-Landforſtmeiſter ꝛc.

Herausgegeben von

**Dr. Th. Hartig,**

Forſtrath und Profeſſor.

2. Bände mit Holzſchnitten und Tabellen.

gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 8 gGr.

In allen Zweigen der Naturkunde hat ſich der Standpunkt der Wiſſenſchaft weſentlich verändert, weßhalb eine Umarbeitung dieſes Werks nöthig war. Das ganze deſſelben zerfällt in ſechs Haupttheile:

**Die Jagd-Kunſtſprache, — die Naturgeſchichte der Jagdthiere, — die Wildzucht, — der Wildſchutz, — die Wildjagd, — und die Wildbenutzung.**

Sechs Auflagen ſprechen für die anerkannte Brauchbarkeit dieſes Buches, und wir haben mit dieſer Anzeige nicht die Aufgabe ein längſt bekanntes vortreffliches Buch zu empfehlen, ſondern nur die Pflicht zu erfüllen, auf eine neue Auflage deſſelben aufmerkſam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# Das nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie.

Von

**Dr. Friedrich Liſt.**

Erſter Band.

# Der internationale Handel, die Handelspolitik

und

# der deutſche Zollverein.

Neue unveränderte (3te) Auflage.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Vorrede. Einleitung.

**Erſtes Buch.** Geſchichte. — Die Italiener. — Die Hanſen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugieſen. — Die Franzoſen. — Die Deutſchen. — Die Ruſſen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geſchichte überhaupt.

**Zweites Buch.** Theorie. — Die politiſche und die cosmopolitiſche Oekonomie. — Die Theorie der produktiven Kräfte und die Theorie der Werthe. — Die nationale Theilung der Geſchäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthſchaft, politiſche und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die perſönlichen ſocialen und politiſchen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Inſtrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturintereſſe. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Coloniſation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinſtrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Stetigkeit und Werkfortſetzung. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Conſumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beſchützung der innern Manufakturkraft. — Die Douane und die herrſchende Schule.

**Drittes Buch.** Die Syſteme. — Die italieniſchen Nationalökonomen. — Das Induſtrieſyſtem (von der Schule fälſchlich Merkantilſyſtem genannt). — Das phyſiokratiſche oder Agrikulturſyſtem. — Das Tauſchwerthſyſtem (von der Schule fälſchlich Induſtrieſyſtem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und ſeine Schule.

**Viertes Buch.** Die Politik. — Die Inſularſuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die Inſular-Suprematie und die deutſche Handelsunion. — Die Continentalpolitik. — Die Oekonomie der deutſchen Nation. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

№ 257.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leser.

Montag, den 27. Oktober 1845.

— Ambitions, change of pride, disdain,
Nice longings, mutability, all faults
That may be named, are the woman's part.
Shakespeare.

## Die Meteore.

(Fortſetzung.)

„Dieſe Frau möchte ich wohl nach meiner Reſidenz ziehen," ſagte der Fürſt; „wie müßte ſie unſere Tableaux verſchönern! Sie könnte alle Heiligen darſtellen und eine Menge Göttinnen dazu." — „Alle Welt wird Ihnen zu Füßen liegen," ſagte er zu ihr nach kurzem Geſpräch. Clementine lächelte ſpöttiſch. — „Und auch ich," ſetzte er hinzu; da blickte ſie ihn mit ihren großen Augen etwas verwundert an.

Der Fürſt war nach dem Bade gekommen, um ſich zu amuſiren, und das konnte man ihm nicht verdenken, denn in ſeinem kleinen Fürſtenthum langweilte er ſich ſehr, beſondees ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin. Seine Miniſter wollten immer ſpaeen, die Bürger ſagten zu allem Nein, die Höflinge zu allem Ja. Seine Reſidenz beſaß kein Theater, keinen Dichter, nicht einmal einen guten Schneider. — Der Fürſt, ein ſchöner Mann von ungefähr 35 Jahren, war viel geeeiſt, wußte gut zu erzählen, paſſend zu fragen, trefflich zuzuhören und aufmerkſam zu ſcheinen, ſelbſt wenn er an etwas anderes oder an gar nichts dachte — ein beneidenswerthes Talent. — Der Fürſt war als großer Freund der Damen bekannt und liebte vor allen die Coketten — ſo nennt man ja wohl alle, welche liebenswürdig ſind und gefallen? Er beſaß jene ritterliche Galanterie, welche allen zu huldigen ſcheint und dabei doch immer eine einzige im Auge hat. — „Jede Geſellſchaft," ſagte er, „hat ihre Roſe unter den Blumen," und dieſe herauszufinden, beſaß er ein beſonderes Talent, und wie die Blumen ſich der Sonne zuwenden, ſo auch ſolche Roſen dem liebenswüedigen Fürſten. Feauen mögen gern beim Mann auf Ueberlegenheit ſtoßen, an Geiſt, Kraft oder Rang, den Unteeſchied fühlen ſie nicht ſo leicht heraus. Theoſaura hatte wirklich Recht gehabt.

Hier wäre ein Kapitel über weibliche Eitelkeit ſehr an Ort und Stelle; da wir aber nie gern ein Thema erſchöpfen und unſerm Publikum lieber etwas zu denken übrig laſſen, ſo empfehlen wir für die nächſten Mußeſtunden dieſen Stoff der ſtillen Betrachtung unſerer Zuhöree.

Clementine war auch eitel, und über den Huldigungen des zweiten Meteors vergaß ſie etwas die des erſten. — Geaf Mondſtein empfand gerade nicht beſonderes Vergnügen darübee; wenn ein ſolider Mann ernſte Abſichten hat, iſt er eiferſüchtig wie ein Tiger. Er gerieth oft mit Clementinen in Streit; indeß erfolgte doch ſtets die Verſöhnung. — So hatte ſie Mondſtein einmal verſprochen, nicht auf den Ball zu gehen, gleich darauf aber bat der Fürſt ſie, zu kommen, und engagirte ſie zu

mehreren Tänzen, und ſie ſagte zu. — „Ei," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „eine ſchöne Frau hat das Privilegium, Launen zu haben und dieſen Launen zu folgen; wer kann mir denn etwas anhaben, wenn ich auf den Ball gehe und mit dem Fürſten tanze?"

Sie ließ ſich auch wirklich zum Ball friſiren. „Wenn dann Graf Mondſtein kommt und mich nicht findet — nun, dann geht er auch auf den Ball. — Daß ich ihm das Huldigen nicht ſo ganz bequem mache, wird mir in ſeinen Augen nur noch höhern Reiz verleihen. Für die Mutter Erde braucht er auch Geduld; es gelingt da nicht alles auf den erſten Verſuch. Ich mache einen Scherz, und der gute Mann liegt mir wieder zu Füßen."

So ſprach ſie zu ſich ſelbſt, während die Kammerjungfer ihr auf den Kopf eine Roſe ſteckte; ſie wurde indeß eben ſo roth als dieſe, als Graf Mondſtein ſich melden ließ. — „Geſchwind fort mit dem Ballkleid!" rief Clementine, und die eilige Kammerjungfer begegnete dem Grafen auf der Treppe, als ſie eben eine duftige Roſawolke davon trug. — „Beinahe wäre ich auf den Ball gegangen," rief Clementine ihm ſcherzend entgegen, um ihre Verlegenheit zu bergen. — „Unmöglich!" antwortete er ruhig, „Sie haben ja geſagt, Sie werden nicht hingehen." — „Nun, kann man nicht zuweilen ſeinen Entſchluß ändern?" — „Nicht, wenn man ihn ſchon als beſtimmt ausgeſprochen hat und andere ſich darauf verlaſſen." — „Sie ſind pedantiſch, Sie verlangen vom ſchwachen Geſchlecht eine Zuverläſſigkeit wie von Staatsdienern." — „Im neunzehnten Jahrhundert muß die Gefährtin des Mannes gleichen Schritt mit ihm halten können, gleich zurechnungsfähig ſeyn; ſie hat gleiche Pflichten mit ihm und muß ihm an Zuverläſſigkeit des Charakters gleichſtehen."

Clementine empfand wieder, daß Mondſtein ſie durch dieſe Zumuthung mehr ehrte als die andern Verehrer, die ſie in allen ihren Launen bewundert hatten, ſie fühlte ſich gehoben in ſeinem Umgange. Sie verſchmerzte auch bald den Ball und trank auf dem Balkon mit ihm den Thee. — Die Sonne ging unter und der Mond erhob ſich. Mondſtein ſandte ihm einen begeiſterten Blick zu. „Was," ſagte er, „kommt doch der Natur gleich, und wie wunderbar weiß ſie ihre Geheimniſſe zu verhüllen und ſich ablauſchen zu laſſen!" — „Der Mondſchein macht mir immer den Eindruck der Reflexion," ſagte Clementine: „auch ſie beleuchtet den Gegenſtand ſo ruhig, ſo ſtet und doch oft ſo unrichtig und täuſchend." — „Die Wahrheit," verſezte Mondſtein, „iſt überhaupt ein Geheimniß Gottes, nur denen zugänglich, die göttlich geſinnt ſind und dieſe Geſinnung im Leben bethätigen."

„Ich fand immer," erwiderte Clementine, „daß meine Ahnungen mich der Wahrheit näher brachten, meine Gefühle ſicherer leiteten als das Denken. Der Mondſchein macht mir aber den Eindruck des Gedankens, er iſt mir in ſeiner Einſamkeit das Sinnbild eines contemplativen Lebens. Ich meine, der Mond ſollte den Deutſchen ganz beſonders ſich verwandt fühlen und den grübelnden Stubengelehrten, den träumenden Dichtern, den Hypotheſen machenden Philoſophen in die Seele ſcheinen." — „Der Mond fühlt ſich der ganzen Erde verwandt," antwortete der Graf, „er ſteht mit ihr in einem Liebesverhältniß. Er iſt aber ein verſchmähter Anbeter, die Uebermüthige duldet ihn nur und iſt nur von Zeit zu Zeit gerührt durch ſeine ſtille Treue; ſie läßt ſich von ihm beeinfluſſen, ihre Pflanzen- und Thierwelt, ihre Quellen und Meere ſtehen mit ihm in Verbindung, ſie empfangen ſeine Liebeszeichen und erwidern ſie; die Erde läßt ſich von ſeinem ſanften Licht beleuchten, aber nicht erwärmen." — „Ja, weil er nur das Licht der Weisheit hat, nicht das der Liebe." — „Das Licht der Liebe iſt ein Irrlicht." — „Und Theoſaura ſagt, es ſey die Sonne!" dachte Clementine, doch ſchwieg ſie.

„Aber alle dieſe Mondlichter," fuhr Mondſtein fort, „müſſen im neunzehnten Jahrhundert verlöſchen, mit klarem Bewußtſeyn müſſen ſich die Herzen ſuchen und finden, die Neigung darf nicht mehr der blinde Amor des Heidenthums ſeyn, und die Ehe muß geſchloſſen werden mit offenen Augen und klarem Blick in Gegenwart und Zukunft." — „Zu einer ſolchen Ehe kann freilich der Mondſchein die einzige paſſende Beleuchtung bieten." — „Sie ſpotten," ſagte der Graf etwas verlezt. — „Nein, ich ſpotte nicht, mich friert nur in der Abendkühle und im Gedanken an eine ſolche Ehe."

(Fortſetzung folgt.)

## Geheimniſſe der Zeitrechnung.

(Schluß.)

Sie ſehen aus dieſer Tafel, daß die *Grundzahlen*, von welchen ich ſprach, ſelbſt bei ſo großen Veränderungen wie von 1799 auf 1800, ungeſtört in ihrer Folge fortgehen; ja die größte Zahl, welche dieſes Jahrtauſend erleben wird, 1999 (1 + 9 + 9 + 9 = 28 = 10 = 1), iſt nur wieder eine Eins, welche an ihrer Nachfolgerin 2000 ihre Zwei findet. Zugleich laufen die zuſammengeſezten Zahlen, troß der Unterbrechungen in der Jahresfolge, regelmäßig durch die *größeren* Zahlengruppen hin; aber auch dieſe Erſcheinung reducirt ſich wieder auf die Grundzahlen, welche, neben ihrer gewöhnlichen Folge, noch in einer beſondern Rotation, größeren Verhältniſſen angehörig, wiederkehren und, bald vor-, bald

Digitized by Google

rückläufig, durch die Gruppen der Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtauſende ihren verſchlungenen Reigen tanzen, ein Planetenſyſtem bildend, gleich jenem, für deſſen Geſetze ſie als lebenpflichtige Zeichen dienen.

Was ſoll ich mit dieſer Entdeckung anfangen? Sie ſcheint mir gefährlich, denn, genau beim Licht beſehen, hebt ſie jede Zeitrechnung auf. Ein Wunder iſt allerdings nicht dabei, als höchſtens unſere eigene offenbare Verblendung: denn während wir ſtolz Zahlen auf Zahlen häufen und uns nicht wenig darauf einbilden, daß wir uns endlich bis in's neunzehnte Jahrhundert herauf gelebt haben, haben wir in der That nichts gethan, als daß wir beſtändig von Eins auf Neun vorgegangen und dann wieder von Neun auf Eins zurückgeſprungen ſind. Auch dieſe Einheiten könnte man noch auf Eins und Zwei reduciren oder am Ende gar behaupten, daß Alles auf Eins hinauskomme; aber man gönne mir, der Menſchengeſchichte den beſcheidenen Raum eines Kegelſpiels anzuweiſen, wo je, wenn die Neun aufgeſezt ſind, die Zehn oder Eins als Kugel dazwiſchen fährt.

Das alſo wäre der Strom der Zeit, der, wie die Kirchenlieder ſagen, ſich in die Ewigkeit ergießt? Blendwerk! Wir ſtehen mitten in der Ewigkeit. Es gibt keine Zeit, hat niemals eine gegeben, und unſere Zeitrechnung iſt ſo nichtig wie die blauen und rothen Linien, die wir auf die Landkarten malen. Als ich, ein Kind, zum erſtenmal die Landesgrenze in der Wirklichkeit ſah oder vielmehr nicht ſah, da war ich ſehr verwundert und ſchalt die Kartenmaler Lügner. Die Chronologen ſind es auch, und darum werden ſie mit Recht von dem Poeten, der einzig in dieſer Welt die Wahrheit ſagt, Lügen geſtraft.

Aber was iſt denn mit dieſer Entdeckung gewonnen? Die kühlen Arithmetiker werden lachen und ſagen: das haben wir ſchon längſt gewußt; überdem iſt es eine Probe, welche beweist, daß die Zuſammenfügungen der Zahlen nichts weniger als willkührlich ſind. — Nun, wenn dieß der Fall iſt, ſo müſſen auch hinter den Jahrzahlen noch andere Dinge als bloße Zahlen und Ziffern ſtecken. Byron, der bekanntlich ſehr abergläubiſch war, verglich dieſe Daten mit Poſthäuſern, wo die Weltgeſchicke einen Augenblick anhalten und friſche Roſſe vorſpannen. Wem anders alſo ſoll ich meine ſonderbare und merkwürdige Entdeckung widmen, als der chronologiſchen Experimentalprophetie? Ich ahne, daß ſie darin einen Schlüſſel finden wird, ihre Rechnungen zu rectificiren. Ich, da ich kein Sonntagskind bin, kann keinen weitern Gebrauch von meinem Funde machen. Mögen andere damit glücklicher wuchern. Doch kann ich mich nicht enthalten, mit einem Beiſpiele zu ſchließen.

Niemand wird läugnen, daß die Jahrzahlen der engliſchen und franzöſiſchen Revolution, 1688 und 1789, überraſchend und bedeutungsvoll auf einander folgen. Jene gibt, auf die erwähnte Art zuſammengezählt ($1 + 6 + 8 + 8 = 23$), eine Fünf ($2 + 3$); dieſe ($1 + 7 + 8 + 9 = 25$) ſteigert ſich zur Sieben ($2 + 5$), und es gibt Leute, die ſie eine böſe Sieben nennen. Wie nun, wenn an dieſe beiden als Vollenderin ſich 1890 anſchließen würde? In der That, dieſe Zahl hat etwas Beſtechendes für mich. Sie ſteigt von fünf und ſieben in ordentlicher Progreſſion auf ($1 + 8 + 9 + 10 = 18$; $1 + 8 = 9$); ſie gibt eine goldene Neun, das Quadrat aller „guten Dinge,“ die lezte vollſte der Grundzahlen, aus welcher eine friſche verjüngte Eins hervorgeht. — Und damit iſt mein Katechismus zu Ende.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden, Oktober.**

### Kunſtausſtellung.

Unſere dießjährige Kunſtausſtellung, die nunmehr geſchloſſen iſt, bot vieles Ausgezeichnete. Abermals empfahl ſich von Julius Schnorr in München ein trefflicher Carton, die im Nibelungenlied geſchilderte „Begegnung der Königinnen“ darſtellend, und ein anderer von Bendemann, König Heinrich der Erſte, als Städtegründer, deſſen Ausführung al fresco zum Schmucke des hieſigen Thronſaals gehört. Ein dritter Carton, vom Direktor der Leipziger Kunſtakademie, Neher, deſſen aus Goethe's Fauſt genommener Inhalt im Schloſſe zu Weimar zur Anſchauung kommen wird, ſchließt ſich jenen beiden würdig an. Vorzügliche Aufmerkſamkeit erregte durch ihr Charakteriſtiſches, wie durch Friſche und Harmonie in den Farben, die von Peſchel in Oel gemalte Darſtellung der dem Erzvater Jakob erſcheinenden Engel. Dieſes verdienſtvolle Tableau würde noch gewonnen haben, wenn die Lufterſcheinung mehr in die Ferne gerückt wäre. Beſondere Theilnahme fand „Rinaldo und Armida,“ nach Taſſo, von Ehrhardt, durch gefühlvolle Darſtellung und Feuer des Kolorits. Ein Gemälde von Köhler aus Düſſeldorf drückt Frühling und Liebe in einem ſchönen, jugendlichen, blüthenbrechenden Paare recht einnehmend aus. Höchſt reizend iſt durch das Charakteriſtiſche der Darſtellung, wie durch die Sorgfalt in der Ausführung, die dem Leipziger Kunſtverein gehörende, von Moritz Müller erfundene und gefertigte Ueberfahrt der Marcipilla mit Florens, welche der Künſtler aus Tiecks Genoveva mit ungemeiner Zartheit aufzufaſſen wußte. Gleichen Reiz, ebenfalls durch die Delikateſſe in der Ausführung, gewährt ein Votivbild von dem jezt in Rom lebenden Geſchichtsmaler G. Merz, einem der ausgezeichnetſten Zöglinge unſeres Bendemann. Dieſes kleine Gemälde hat noch das große Verdienſt, daß die darauf vorkommenden Perſonen einer Familie als Porträts die ſprechendſte Aehnlichkeit zeigen und, wie alles Uebrige, mit dem größten Fleiße behandelt ſind. Dergleichen verdient in jetziger Zeit beſonders hervorgehoben zu werden. Vor etwa fünfzig Jahren gab es eine Periode in der Malerei, die am eigentlichen Kunſtſinne ſo ſehr verarmt war, daß ihre höchſten Beſtrebungen über die Korrektheit der Zeichnung ſelten hin-

Digitized by Google

ausgingen. Neuerlich dürfte bald das Gegentheil zu befürchten ſtehen. Immer mehr ſcheinen ſogar manche wirkliche Kunſttalente die Vernachläſſigung der Ausführung für den Stempel des Genies zu halten, ſo daß wohl zulezt gar die Inkorrektheit nur als ein Uebermaß der Genialität betrachtet werden könnte. Daher iſt es gewiß erfreulich, auf Naturen zu treffen, die bei ächtem inneren Berufe von der Wahrheit durchdrungen ſind, daß die Kunſt nur dann die höchſte Vollkommenheit erreiche, wenn Geiſt und Fleiß vereint mit einander wetteifern. Ein ſolches Streben hat unter anderem unſer Profeſſor Vogel von Vogelſtein in den meiſten ſeiner Beiträge bewieſen. Ueberhaupt ſind alle wahren Kunſtfreunde dieſem Meiſter wegen des Gehalts ſowohl als wegen der großen Zahl ſeiner dießmaligen Leiſtungen beſondern Dank ſchuldig. Auf der höchſten Höhe unter denſelben ſteht vielleicht ſein Oelgemälde „eine chriſtliche Märtyrin“ aus dem erſten Jahrhundert, welche von ihrem Kinde Abſchied nimmt, das der Eingekerkerten durch die Wärterin von außen zugereicht worden. Vom Profeſſor Hübner iſt, außer einem imponirenden Altarblatte, „der auferſtandene Chriſtus, mit zwei Engeln an deſſen Grabe,“ ein Knabe, der einen Weinrömer in der Hand hält und im Katalog als Mundſchenk bezeichnet wird, ein freundlich anſprechendes, lebenvolles Bild.

(Fortſetzung folgt.)

## Berlin, September.

(Fortſetzung.)

### Die Lichtfreunde.

Dieſe aufgeregten Schreckbilder der Einbildungskraft waren es, welche die Maſſen herbeitrieben, als in Berlin der Verſuch gemacht wurde, die Köthener Verſammlungen zu wiederholen. Berlin, ein Miſchvolk aus allen Stämmen, wo aber in allen Contenſionen der Witz die lezte Suprematie übt, iſt nicht zu Demonſtrationen der Art geeignet. Aber auffällig, neu, ja noch nie vorgekommen war ein ſolches maſſenhaftes Zuſammentreten zu einem geiſtigen Zwecke. Unbeſchadet dem, was zugegeben werden darf, daß Viele nur von der Luſt nach etwas Neuem, was Spektakel verſprach, angelockt wurden, kann es keinem Beobachter des berliniſchen Volkscharakters entgehen, daß eine ſo compakte Verſammlung der verſchiedenartigſten Perſonen und Stände, ohne Zweckeſſen und ſchauſpielartige Intereſſen, nur aus Motiven zuſammen gebracht wurde, die einem Bedürfniß gleich kommen. Schriftſteller, Zeitungsartikel hätten das nimmermehr erreicht. Wie dieſe Demonſtration verunglückt iſt, weiß Jeder. Ueber das Factum war auch bald Alles einig. An der Spitze einer Bewegung in der proteſtaniſchen Kirche, behufs einer Reform derſelben, ein ſehr ehrenhafter, aber excentriſcher Jude; ihm zunächſt Männer, die in ihren anderweitigen Bekenntniſſen ſich zum Theil vom Chriſtenthum, zum Theil ſelbſt vom Deismus losgeſagt haben! Damit ſchien die Sache von vornherein todtgeſchlagen, troz dem daß der eigentliche Proteſt ſo abgefaßt war, daß ihn jeder vernünftige und ordnungsliebende Mann unterſchreiben kann, und troz dem, daß unter der großen Zahl von Unterzeichnern ſehr ehrenwerthe Namen vom beſten Klange ſtehen. Das Unternehmen war verfehlt; es hätte nicht des polizeilichen Einſchreitens bedurft, die öffentliche Stimme hatte ſchon den Stab darüber gebrochen. Nach einer ahnungsvollen Pauſe ſprach es ſich ſelbſt in den Zeitungen aus. Das Gedicht eines Anonymus, das wir in der Voſſiſchen finden, drückt mit folgenden Worten aus, was Jeder empfand:

Wie viel doch ſchon an Zeit verrann,
In der man nichts als Dunſt gewann!
Ja, Daniel, gewalt'ger Mann,
O ſieh' dir deine Jünger an,
Und ſage, wo man, wie und wann,
Pygmäen winz'ger ſchauen kann?
Was weiſe anderswo begann,
Verfiel hier in der Narrheit Bann;
Solch wirres Treiben ſich im Pandämonium Berlins entſpann,
Cosmopolitiſch man's erſann: —
Welt, nimm dir ein Exempel dran!

Der Spott fiel über Benda und ſeine Schneidermamſells her (zu den Lichtfreunden hatten ſich auch Lichtfreundinnen geſellt), jede Zeitung brachte unfreiwillige und freiwillige Zurücktritte, und in ſolcher Zahl, daß der Spott auf's Neue gegen dieſe Rücktretenden ſich wendete. Michel kündigte an, daß, wiewohl er keinen dieſer Proteſte unterzeichnet, auch ſeines Wiſſens nie eine Meinung geäußert, er ſich doch durch Umſtände veranlaßt finde, ſeine Meinung zu äußern und ſeinen Namen von den Unterſchriften zurück zu ziehen. Von dieſen Erklärungen pro und contra wimmelten die Zeitungen, insbeſondere ſeit die Florencourtſche Rede in Neuenburg an die Rationaliſten, die mehr als die polizeilichen Einſchüchterungen die Rücktritte Mehrerer bewirkte, in unſern Blättern publicirt worden. Für eine kommende Zeit und die Geſchichtſchreiber derſelben werden überhaupt die Berliner Zeitungen aus dieſem Sommer wichtige Aktenſtücke bilden. Was in den Gemüthern gährt, ſpricht ſich charakteriſtiſch und naiv aus; es trägt den Stempel des Unmittelbaren, und es iſt ſehr anzuerkennen, daß die Cenſur hierin den Meinungen freien Lauf ließ. Die Früchte dieſer Liberalität zeigten ſich auch unmittelbar; denn den Pronunciamentos der Lichtfreunde gegenüber ließen ſich Stimmen vernehmen, die mit Heftigkeit, aber auch mit Ernſt und Würde, beſſer als die Hengſtenbergiſche, den kirchlichen Glauben und ſeine Satzungen vertheidigten. Es iſt überhaupt thöricht zu glauben, daß freigegebene Kämpfe dieſer Art der wahren Religioſität im Volke ſchaden könnten. Nur aus dem Indifferentismus rütteln ſie auf, und auf beiden Seiten hin verdichten und ſtärken ſie den poſitiven Grund und Boden. Daß eine tiefe Spaltung bevorſteht, iſt unverkennbar; aber das Reſultat der Gelkirungen wird nicht das ſeyn, das Engherzige beſorgen, Irreligioſität. Es iſt ein religiöſer Fonds in der Geſammtmaſſe der deutſchen Nation, der aber erſt dann ganz ſegensreich heraustreten wird, wenn der Symbolzwang ſtaatlich nicht mehr feſtgehalten wird. Wie merkwürdig hat allein die Florencourtſche Rede gewirkt, mit ihrem Januskopf, den ſie dem Publikum zeigt! Die chemiſche Schärfe, mit welcher er die Lichtfreunde von den Anhängern der alten Satzung ſcheiden will — mit welchem Recht oder Unrecht, kümmert uns hier nicht — hat auf beiden Seiten die Schlummernden, Zweifelnden und Indifferenten geweckt. Wie der Rationalismus ſich gegen ihn vertheidigen wird, daß er, bei ſeinem Glauben, die Symbole der Strenggläubigen beibehält, ohne vor ſich ſelbſt in Lüge zu verfallen, das iſt der große Kampf der Zukunft, deſſen Ende im Ungewiſſen liegt. Aber wie Viele wurden durch dieſe klare, haarſcharfe Darſtellung deſſen, wohin die Negation führt, aufgerüttelt, und der Oppoſition dagegen verdanken ſie die Rückkehr zum Poſitiven.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 28. Oktober 1845.

Die alten ſkandinaviſchen Lieder ſtehen gerade auf dem Uebergangspunkt zwiſchen der epiſchen und lyriſchen Periode. Zu der erſtern gehören ſie noch wegen ihrer erzählenden Natur und dadurch, daß für alle noch eine gemeinſame nationelle Form gilt. Aber ſie ruhen auf einem lyriſchen Grunde; ſie verrathen faſt alle eine poetiſche Intention, die man im epiſchen Alter noch vergeblich ſucht. Dieſe lyriſche Natur tritt ausdrücklich in einer beſondern Eigenthümlichkeit bei den älteren ſkandinaviſchen Liedern hervor, und dieſe Eigenthümlichkeit iſt der Kehrreim.

Geijer.

## Der Königin Dagmar Tod.

(Frei nach dem däniſchen Volkslied.)

Kön'gin Dagmar liegt in Ribe ſiech,
Ringſted nach ihr thut ſehnen;
Alle die Frauen in Dänemark
Die beten für ſie mit Thränen.
In Ringſted ruht Königin Dagmar.

Klein Chriſtel in die Thüre trat,
Die war ſo treu geſinnt:
Mag nicht das Licht auf dem Kronleuchter ſehn
Mit den Augen naß und blind.

„Kannſt du leſen und kannſt du ſchreiben,
Kannſt löſen mir die Pein,
So ſollſt du tragen den Scharlach roth
Und reiten die Zelter mein.“

„„Kann ich leſen und kann ich ſchreiben,
Ich will's Euch ſo gern beweiſen;
Das muß ich in Wahrheit ſagen:
Eure Pein iſt härter denn Eiſen.““

Sie nahm das Buch in ihre Hand,
So ſorglich that ſie leſen:
„Nun helfe Chriſt im Himmelreich,
Daß Ihr uns müßt geneſen!“

Sie nahm die Schrift und das heilige Buch,
Sie las wohl hin und wieder;
Das muß ich in Wahrheit ſagen,
Die Thränen rollten ihr nieder.

Sie führten ſie hinaus, ſie führten ſie hinein,
Die Pein wollt' nimmer enden:
„Dieweil's nicht beſſert, zu meinem Herrn
Ihr möget Botſchaft ſenden!

Will Gott es haben, daß es ſoll geſcheh'n
Und ich ſoll leiden den Tod:
Nach Skanderborg ſendet Botſchaft ſchnell,
Klagt meinem Herrn die Noth!“

Das war der eine Reiterknab',
Der wollt' ſich baß befleißen,
Er hob den Sattel vom Balken herab,
Sattelt' den Hengſt, den weißen.

Und das war der andre Reiterknab',
Schwang ſich auf den Hengſt, den rothen;
Der Falke nicht, der in Lüften fliegt,
Erreichte den Königsboten.

Digitized by Google

König er ſtand auf hohem Altan,
Mochte fern ſein Reiten ſehn:
„Nun rath' Gott Vater im Himmelreich,
Wie mag es mit Dagmar ſtehn!"

„„Kön'gin Dagmar hat mich zu Euch geſandt,
Sie ſpräche mit Euch ſo gern;
Sie leidet alſo ſtark und viel,
Weinet nach ihrem Herrn.""

Der Dänenkönig das Tiſchbrett ſchlug,
Daß alle die Würfel klangen.
„Verbiet' es, Gott Vater im Himmelreich,
Daß Dagmar heimgegangen!"
  In Ringſted ruht Königin Dagmar.

Der König zog von Skanderborg
Mit hundert Dienern ſein;
Als er ritt über die Riber Brück',
Da war der Herr allein.

Und Jammer ſcholl im Frauenſaal,
Die Frauen weinten ſo ſehr:
Kön'gin Dagmar ſtarb in klein Chriſtels Arm,
Als der König die Straße ritt her.

Das war der Dänenkönig,
Der trat zur Thür hinein —
„Nicht alſo grämt Euch, gnäd'ger Herr,
Habt gewonnen ein Söhnelein!"
  In Ringſted ruht Königin Dagmar.

„„Ich bitt' Euch Alle, Jungfrauen und Frau'n,
So viel Euer ſind hierinnen,
Thut Ihr ein chriſtlich Gebet für mich,
Daß Sie mag Sprache gewinnen!""

Sie fielen auf ihre bloßen Knie',
Sie bet'ten ſo viel und ſo lang,
Weil aus des Königs Augen beid'
Ein heller Thränenſtrom drang.

Aufrichtet Kön'gin Dagmar ſich,
Die Augen blutigroth:
„Ach, mein edler Herr, König Waldemar,
Was ſtört Ihr mich im Tod?

Mag keinem Menſchen grau'n allhier!
Keine Sünde that ich mehr,
Als daß in meinen Seidenärmlein
Sonntags ich ging einher.

Die erſte Bitt', die ich thu' an Euch,
Gewährt Ihr, wie es ſey:
Den friedloſen Männern Frieden gebt,
Und die Eiſengefang'nen laßt frei!

Die andre Bitte, darum ich fleh',
Für Euch, mein Herr und Ritter:
An Berngerd denket nicht ſo bald,
Die iſt eine Blume bitter!

Die dritte Bitt' und mein größt' Begehr,
Die ſollt Ihr gut bewahren:
Laßt unſern lieben jüngſten Sohn
Sobald in den Krieg nicht fahren!

Und nehmt klein Chriſtel zu Eurem Weib,
Eine Jungfrau ſtolz und ſchön!
Doch kommt Ihr mir in meinen Sinn,
Wenn es wird anders ergehn."

„„Die Bitten, ſo Ihr gethan an mich,
Bewahr' ich in meinem Sinn;
Doch nimmer wird klein Chriſtel mein Weib,
Noch ſonſt eine Dienerin!""

„Ihr wollt' klein Chriſtel nicht zum Weib,
Keine Dien'rin überall?
So werdet Ihr um die bittre Blume
Hinfahren nach Portugal.

Hätt' ich meine Aermel nicht Sonntags geſchnürt
Und die Streifen daran gemacht,
Nimmer hätt' ich geſündigt dann
Und gelebt ſo ſchlimme Nacht.

Und nun iſt es Zeit, daß ich geh' von dann,
Mag harren nicht länger mehr:
Himmelreichs Glocken die läuten nach mir,
Zu den Seelen verlangt mich ſehr!"
  In Ringſtedt ruht Königin Dagmar.

C. H. Kolbe.

---

## Die Meteore.

(Fortſetzung.)

„Und doch iſt eine ſolche Ehe keineswegs kalt," erwiderte Mondſtein; „der auf die tiefſte Achtung und Verehrung ſich gründende Bund für ein ganzes Leben muß gewiß haltbarer ſeyn als der im Rauſch der Leidenſchaft geſchloſſene. Sie haben gewiß ſchon oft das Wort gehört: ich liebe dich, Sie haben wohl ſchon oft den Blick der Leidenſchaft geſehen, die beängſtigende Nähe der Liebesraſerei empfunden. War dieß für Sie ehrender und beglückender, als wenn ein Ehrenmann Ihnen ſagte: Clementine, Sie ſind das Weib, an deſſen Seite ich durch das Leben wandern möchte, Sie ſind edel,

brav, klug, gut, alle Ihre Eigenſchaften geben mir die Garantie des Glücks, auch wenn Jugend und Schönheit der äußern Hülle abgeſtreift ſeyn ſollte? Wenn er ſagte: Clementine, werden Sie meine Lebensgefährtin, laſſen Sie uns vereint ſtreben nach dem Guten, laſſen Sie uns vereint wirken für das Wohl der Menſchheit, laſſen Sie uns vereint ringen nach der Erkenntniß der Wahrheit, nach dem höchſten Ziel der Vollkommenheit, welches für die Menſchen erreichbar iſt — würde ein ſolcher Antrag Sie demüthigen?"

Clementine ſchwieg und der Graf fuhr nach einer Pauſe fort: „Und haben Sie keine Antwort für einen ſolchen Antrag eines Mannes, der Sie hochachtet, der Ihnen die Hand reicht zum Bunde, der Ihnen die ganze Neigung ſeines Herzens verſpricht, weil er Sie hochſtellt in ſeiner Seele?" — „Geben Sie mir Bedenkzeit," ſtammelte Clementine. — Der Charakter dieſes Mannes, dachte ſie, iſt ein ſtarker Grundpfeiler, auf dem man die ſchönſten Gebäude aufführen kann. O ja, es ließe ſich ein Glück darauf bauen, vielleicht das einzige Glück, deſſen dieſes verzogene Herz fähig iſt.

---

Theoſaura lächelte pfiffig, wenn man Clementine nannte, und ſie konnte es nicht laſſen, dann und wann Anſpielungen auf ihr Verhältniß mit dem Grafen Mondſtein zu machen; ſie war ja Schriftſtellerin und ihr Roman bedurfte eines Endes. Daß die Liebe den Bund ſchloß zwiſchen dem praktiſchen Landwirth und der Frau der großen Welt, das war ein intereſſanter Fall, denn ſie las klar im Menſchenherzen, und Mondſtein mochte noch ſo ſehr von ſeiner Vernunft bei der Wahl ſprechen, ſie wußte, daß doch die Liebe dabei im Spiel war. Kurz der ganze Badeort wußte von der Verlobung Clementinens zu erzählen, ehe Clementine noch ſelbſt gewiß war, ob ſie ſich verloben ſolle. Mondſtein wollte ihr auch Bedenkzeit laſſen und reiſte von Zeit zu Zeit auf ſeine Güter, um ſie nicht in ihrem Bedenken zu ſtören.

Als der Fürſt von D. von dieſer Verbindung hörte, war er höchſt aufgebracht und ſtampfte zürnend mit dem Fuß auf den Boden. „Wie!" ſagte er, „dieſe Landratte ſoll das göttliche Weib uns entführen? Sie ſoll vergraben werden fern von der Geſellſchaft, deren Zierde ſie iſt? Nimmermehr!" — Ein lauter Seufzer unterbrach hier des Fürſten Rede. — Sollte der Fürſt ſelbſt geſeufzt haben? — Nein, es war ſein Kammerherr, und dieſer hatte auch Urſache dazu.

Der Kammerherr war zwar ein reſignirter Mann; er folgte freudig ſeinem Fürſten in die glühendſten Tage der großen Manöver und in die etikettenkalten der Beſuche an fremden Höfen, er reiſte freudig mit Blitzesſchnelle an deſſen Seite, ſowohl bei Tag als bei Nacht, und wenn der Wagen umgeworfen wurde, lag er immer auf der gefährlichſten Seite. Ohne zu murren, ſtürzte er ſich in die gedrängten heißen Bälle und Geſellſchaften, die der Fürſt liebte, tanzte im Schweiß ſeines Angeſichts ewig lange Cotillons vor, und erlaubte ſich kaum den müden Gedanken nach Pantoffeln und Cigarre im eigenen Gemach ſchweifen zu laſſen. Ja, er vermochte ſogar mit heiterer, lächelnder Miene das Erſchrecklichſte von allem zu beſtehen, was der Menſch dem Menſchen auferlegen kann — die Folter des neunzehnten Jahrhunderts, das Warten. Das Warten iſt das läuternde Fegfeuer der Hoffreuden, der ſchläfrige Vorläufer des ſogenannten Vergnügens; das Warten iſt der wahre Prüfſtein für den Menſchen, es verdirbt den Charakter oder es veredelt ihn. Das Warten ſteigert entweder die Gefühle oder löst ſie auf. Ein Weib, welches den Mann ihrer Liebe warten läßt, bindet ihn entweder dadurch feſter, oder ſie verliert ihn, und indem der Fürſt warten läßt, lockert er für Momente die innigſten Bande. Das Warten legte gewiß den erſten Keim zu manchen Revolutionen, und in der Antichambre wurde während des Wartens wohl manches verderbliche Komplott geſchmiedet. Unſer Cavalier wartete aber geduldig. „Wäre ich im Dienſt des Kaiſers von China, dachte er, ſo riskirte ich geſpießt zu werden, beim Sultan würde ich vielleicht ſtrangulirt; was iſt denn gegen alles dieſes das Warten? Alle Menſchen ſind ja zum Warten geboren; ſie warten alle auf Glück, und für die größten Fragen des Lebens warten ſie ja ihr ganzes Leben lang auf Antwort." So geduldig war alſo unſer Cavalier, aber dennoch ſeufzte er über des Fürſten neue Paſſion, deren ſchreckliche Folgen ihn allein trafen. Da gab es ungewöhnliche Unruhe, Feten und Luſtpartien, Spaziergänge und Ueberraſchungen, und für den Cavalier, anſtatt der Ruheſtunden, Stunden der Langeweile.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin**, September.

(Fortſetzung.)

Die Lichtfreunde.

Doch ich rede nur von Berlin und den Erſcheinungen, welche die religiöſen Kämpfe hier hervorgebracht. Wäre die erſte Anſtrengung der Lichtfreunde nur etwas Gemachtes geweſen, ein äußerer, leerer Demonſtrationskitzel, ſo war die Sache getödtet, als der Witz ihre Blößen aufdeckte. Der Berliner Witz iſt eine furchtbare Waffe, dem das Höchſte nicht heilig iſt, oft nicht widerſteht. Die Schneidermamſells, das Abſingen des Uhlichſchen Briefs bei den Bierkannen, der mangelnde Ernſt bei ſo ernſten Dingen, die rhetoriſch Hegelſchen Floskeln, um die Sache zu vertheidigen.

Digitized by Google

und der frivole Muthwille, mit dem Einige ſich davon losſagten, wie von einer Spielerei, hätte niederſchmetternd und abſolut zerſtörend wirken müſſen. Für Berlin war, nach allen Erfahrungen, die Sache damit abgethan, und wer ſie wieder aufgriff, hatte mit dem Vorurtheil des Lächerlichen zu kämpfen. Um ſo überraſchender kam darauf der zweite Proteſt vom 15. Auguſt, dem unſere erſten Geiſtlichen, darunter die beiden Biſchöfe, und eine große Zahl angeſehener Staatsbeamten beitraten, und kaum daß man von dieſer Ueberraſchung ſich erholt, verlautbarte das Memoire unſeres Magiſtrats, zu dem die Stadtverordneten einſtimmig ihren Beitritt erklärt haben. Dieß ſind ſämmtlich bekannte Dinge, die nur erwähnt zu werden brauchten. Die Urtheile darüber ſind, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſehr verſchieden; ſo nennen Einige die Proteſtirenden vom 15. Auguſt, im Gegenſatz zu den Lichtfreunden, Dämmerlinge. Andere erblicken in ihrer Erklärung mehr einen ausgeſprochenen Unwillen gegen die Lichtfreunde als einen ernſten Willen zum Fortſchritt, während von der Autoritätsſeite darin eine Inconſequenz, Vermeſſenheit oder was ſonſt den Unterzeichnern vorgeworfen wird. Die Kämpfe gehen fort, in den Zeitungen, Druckſchriften, ſogar in Predigten von der Kanzel herab. Die Einzelheiten ſollen uns hier nicht berühren, als Totalität ſind ſie von einer Wichtigkeit und Bedeutung, die man nicht nach den augenblicklichen Reſultaten abmeſſen darf. Es iſt eine tief innere Bewegung, unabhängig von der politiſchen, welche die Gemüther bewegt, ſtiller, aber ſtärker im Innern, als ſie ſich in den zur Erſcheinung gekommenen Symptomen ausſpricht. Darauf hingewieſen, aufmerkſam gemacht zu haben, iſt ein Verdienſt unſeres Magiſtrats, und wer es redlich meint, kann nur wünſchen, daß dieſe Stimme gehört werde. Es iſt jezt wieder ſtill. Täuſche man ſich indeß nicht, daß die Verbote der öffentlichen Verſammlungen der Lichtfreunde die Geſinnung unterdrückt, die Anſichten geändert hätten. Dieſe Verſammlungen ſind nicht mehr nöthig. Sie waren eben nur die Symbole des Bedürfniſſes einer Verſtändigung. Dieſe wird ſich machen. Ueber das wie und das wohin entſcheidet erſt die Zukunft, aber je ſtiller es auf der Oberfläche würde, wenn auch noch auf Jahre hinaus, um ſo ſicherer minirt unter der ſtillen Decke der Geiſt fort. Ob dieß heilſam ſey, bezweifle ich; nur im offenen Kampf läutert ſich eine Anſicht, und jede ecclesia pressa, die es nur mit ſich zu thun hat, nährt ſich an eigenem Wohlgefallen und wird einſeitig. Aber ich habe es hier nur mit dem Thatſächlichen zu thun. Möge ein Berichterſtatter der kommenden Zeit von erfreulichen Reſultaten ſprechen können, wenn die Geburt erfolgt iſt, deren Wehen man jezt nur für Krämpfe und Blähungen erklären möchte.

(Fortſetzung folgt.)

## **Dresden**, Oktober.

(Fortſetzung.)

### Kunſtausſtellung.

Von den Genrebildern ſteht ein ſchon früher beſprochenes, das unter dem Namen des Troubadours im hieſigen Kunſtvereine hing, vom Maler Gonne, vielleicht oben an. Doch fehlt es auch nicht an andern werthvollen Tableaus in dieſem Fache. Beſonderer Gunſt erfreut ſich die recht wahr und friſch aus dem Leben gegriffene Heimkehr eines Seemanns und der Empfang, der ihm von Verwandten und Freunden wiederfährt. Der Verfertiger iſt Duval le Camus zu Paris. Aehnliche Senſation erregt ein jugendliches weibliches Weſen, welches hinter einem Baume ein benachbartes Pärchen belauſcht, von Meyerheim gemalt. Es geht nicht nur dieſe ganze Handlung aus der Attitüde und Geberde der Lauſchenden vollſtändig hervor, ſondern auch in die Umgebung iſt ein ſo großer landſchaftlicher und Beleuchtungsreiz gefloſſen, daß das kleine Bild ein überaus angenehmes Ganze darſtellt. Bedeutenden Werth behauptet auch ein Gemälde von dem hochgeſchäzten Schlachtenmaler, Artilleriekapitän Schneider. Es iſt ein Krieger, düſtern Sinnes auf ſein Roß blickend, das, am Boden liegend, unſtreitig im Treffen ſchwer verwundet unter ihm gefallen iſt. Einfach und voll Naturwahrheit, erregt dieſes Bild allgemeine Theilnahme. — Die Landſchaftmalerei iſt vielfach und befriedigend vertreten. Die Namen Kummer, Popperiz, Faber ꝛc. wiſſen auch dießmal ihren Nachdruck darzuthun. Von ganz vorzüglicher Auszeichnung ſind mehrere norwegiſche Gegenden von unſerem Profeſſor Dahl. Beſondere Aufmerkſamkeit verdient auch eine wundervolle Waldpartie mit Waſſer von Oehme, deren bereits vor einigen Monaten, als im hieſigen Kunſtverein aufgeſtellt, rühmliche Erwähnung geſchehen iſt. Dagegen wollen die von dieſem Künſtler gleichfalls ausgeſtellten, erſt im Aufknospen begriffenen Bäume, als ein an ſich von Schönheit entblößter Gegenſtand nicht gefallen, der nur in der Natur als das Bild ſchöner Hoffnung erfreulich wirken kann. Deſto anſprechender iſt eine erſt ſpäter angelangte Landſchaft mit wohlgeſtalteten Baumgruppen von demſelben fleißigen Meiſter. Eine große Landſchaft Sparmanns erwirbt ſich durch ihre ſchönen Bäume und eine recht effektvolle Beleuchtung viele Freunde. Noch ein anderes Oelgemälde, ein mit äußerſter Einfachheit durch die Zauberkraft der Kunſt dargeſtelltes, höchſt anziehendes Seeſtück von Gudin aus Paris, und die daneben hängende Winterlandſchaft kann ich nicht unberührt laſſen. Auch eine Winterlandſchaft? dürfte man fragen. Gehören dergleichen nicht in der Regel zu den parties honteuses faſt aller Kunſtausſtellungen? Allerdings, aber nur darum, weil meiſtens die Maler das erſte beſte Bruchſtück dürftigſter Natur der Kunſt mittelſt ganz unmaleriſcher großer weißen Flecken zuführen zu können glauben, oder bei ſolchen Naturfragmenten den Augenblick für ihre Nachahmung abwarten, wo der Schnee bereits hie und da zerſchmolzen und durch den eingetretenen Schmuz wenigſtens einige Schattirung wieder gewonnen iſt. Denn weder jene Flecken noch dieſer Schmuz ſind geeignet, ein kunſt- und ſchönheitliebendes Auge zu ergözen, oder gar einen wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth des Beſchauers zu machen. Um ſo freudiger aber muß man wohl ein Bild begrüßen, deſſen Künſtler ſogar dem ſtarren Winter eine recht glänzende Seite abzulauſchen wußte. Und ſolches iſt dem Holländer van Ryken in ſeiner jezt hier ausgeſtellten Wintergegend trefflich gelungen. Mitten aus dem eintönigen Schnee und Eiſe hat er, vermöge kunſtreicher Auffaſſung und Vertheilung des Sonnenlichts unter die dargeſtellten Naturgegenſtände, ein gar anmuthiges harmoniſches Ganzes zu ſchaffen gewußt, deſſen weißer Glanz, durch den Gegenſatz des über demſelben ſich in wunderſchönen Formen hinbreitenden dunkeln Gewölkes mächtig hervorgehoben, von dem unten auf dem Eiſe geübten jugendlichen Schlittſchuhlaufe ein recht heiteres Leben empfängt. Unſtreitig gehört dieſe Landſchaft zu den erſten Kleinoden der dießmaligen Ausſtellung.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 29. Oktober 1845.

Der allein beſitzt die Muſen,
Der ſie trägt im warmen Buſen,
Dem Vandalen ſind ſie Stein.
Schiller.

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

### IV.

Vienne im September 1845.

Der Conſervator Delorme, ein Mann von unermüdlicher Gefälligkeit, forderte mich heute auf, ihn in einen Garten auf der Südſeite der Stadt zu begleiten und dort eine bei Eröffnung eines Abzugsgrabens aufgefundene Moſaik in Augenſchein zu nehmen. — Wir fanden, an Ort und Stelle angelangt, das Kunſtwerk in einer Tiefe von 3 Fuß unter dem umliegenden Boden und bereits in einer Länge von etwa 10 Fuß und in einer Breite von 4 Fuß an's Tageslicht zurückgekehrt; weiter hatte der rechts und links gepflanzte Wein nicht erlaubt die Nachgrabung auszudehnen.

Der freigewordene Theil des ſchönen Fußbodens enthielt ein rundes Mittelfeld mit einem Haupte Neptuns, und rund um daſſelbe herum, in ſchwarzen Marmorſtückchen ausgelegt und auf weißem Grunde, ſchwimmend und kriechend, eine Menge von Seethieren, als da ſind Delphine, Hummern, Schwertfiſche, Seeſpinnen u. ſ. w. Die Umriſſe aller Gegenſtände waren vollkommen rein und ſicher und hätten ſich in dieſer Beziehung mit jeder Federzeichnung meſſen können; ja es war ſogar die Vertheilung von Licht und Schatten beobachtet.

Bei uns wäre ein ſolcher Fund ein großes Ereigniß geweſen und mit Enthuſiasmus begrüßt worden; man würde mit wahrhaft religiöſer Ehrfurcht dieſe koſtbaren Reſte der Vorzeit aus ihrem unwürdigen Grabe erhoben und ſorgſam in eine öffentliche Sammlung befördert haben. Hier fand nichts von dem Allem ſtatt. Delorme und ich waren die einzigen theilnehmenden Zeugen bei der Ausgrabung und zugleich die einzigen Leidtragenden bei der Wiederbeſtattung; denn Alles, was man thun konnte, beſtand darin, daß mein Begleiter vom Eigenthümer des Grundſtücks das Verſprechen erhielt, daß er keine unnöthige Zerſtörung eintreten, ſondern die Moſaik, ſo weit es die Richtung des Grabens geſtattete, bis auf beſſere Zeiten, d. h. bis die Mairie zu Hebung des Schatzes Fonds anweiſen würde, wieder verſchütten laſſen wolle.

Vienne iſt das claſſiſche Land der Moſaiks, nicht nur durch die große Anzahl und Männigfaltigkeit, ſondern auch durch die außerordentliche Schönheit der antiken Fußböden dieſer Art, welche ſein Boden birgt; ja Lyon und Vienne behaupten in dieſer Beziehung unſtreitig den erſten Rang unter allen Städten des mittäglichen Frankreichs, ein Beweis mehr, daß in beiden zur Zeit

Digitized by Google

der römiſchen Herrſchaft Reichthum, Luxus und Kunſtſinn gleichen Schritt mit der politiſchen Bedeutung hielten. Alle dieſe Eigenſchaften ſind dem heutigen Vienne freilich vollſtändig fremd geworden und der ſo eben von mir als Augenzeugen citirte Fall iſt nicht der einzige, wo Mangel an Geld oder gutem Willen die Behörden der Stadt abhielt, zu Erhaltung der werthvollſten Reſte der Vorzeit mitzuwirken. Mein Führer erzählte mir, indem er mir die betreffende Stelle zeigte, wie er den Schmerz gehabt, eine dort unlängſt entdeckte und nur 2½ Fuß tief unter der Erde liegende Moſaik von der herrlichſten Compoſition und von bedeutender Ausdehnung aus Mangel an Mitteln vorläufig wieder begraben laſſen zu müſſen, um ſie bis zu günſtigern Umſtänden wenigſtens gegen Zerſtörung zu ſichern.

Das nachſtehende Factum aber liefert wohl das traurigſte Beiſpiel des Vandalismus, welchem hier die intereſſanteſten Entdeckungen oft begegnen, zugleich aber auch den Beweis für die ſeltene Vollkommenheit der Moſaiks im alten Vienne. Zur Zeit, wo der mehrerwähnte Profeſſor Schneider noch in Vienne lebte, ward in einem dem Stifte St. Maurice zugehörenden Weinberge eine Moſaik von 35 Fuß Länge und 24 Fuß Breite aufgefunden. Dieſelbe zerfiel in zwei gleich große Hauptabtheilungen. Die eine zeigte zwanzig abwechſelnd runde und viereckige Felder, welche durch allerhand, auf das Zierlichſte zuſammengeſetzte geometriſche Figuren ausgefüllt wurden. Auf der andern Hälfte war ein Bild zu ſehen von 10 Fuß im Gevierte, welches durch ſeine meiſterhafte Ausführung einem Gemälde glich und zu beiden Seiten von Feldern gleich denen der erſten Abtheilung eingefaßt war, während über demſelben fünf Bruſtbilder mit viereckiger Einfaſſung hinliefen. Das große Bild ſtellte den Moment dar, wo Ulyſſes den Achill, den er zur Eroberung von Troja wegzuführen gedenkt, trotz der Verkleidung deſſelben, mittelſt einer Liſt unter den Töchtern des Königs Lycomedes auf der Inſel Scyros zu entdecken weiß. Ulyß hat unter die Geſchenke, welche er den jungen Mädchen anbietet, eine Lanze und einen mit Darſtellung einer Schlachtſcene verzierten Schild gemiſcht; während jene nun ſich der dem weiblichen Geſchmacke zuſagenden Gaben bemächtigen, ergreift Achill, den Rath ſeiner Mutter und die an ſeinem Buſen ruhende Geliebte vergeſſend, unwillkührlich den Speer, den er gewaltig ſchwingt, indem er den Kopf nach der Seite wendet, wo von einem Walle herab der vom ſchlauen König von Ithaka mitgebrachte Agyrtes in die Schlachttrompete ſtößt. Ulyß weiſt mit der Rechten auf den ſich verrathenden Helden, während die neben dieſem ſitzende Geliebte in Haltung und Miene die größte Beſtürzung ausdrückt und ihre Begleiterinnen entfliehen. Vier der über dieſem Hauptbilde angebrachten Felder enthielten die perſonificirten Jahrszeiten nebſt den ihnen entſprechenden Attributen, das fünfte eine Meduſa. — Und dieſe unvergleichliche Moſaik, das Prächtigſte, was in dieſer Art je in Vienne und folglich in ganz Frankreich gefunden worden, hat den Moment der Entdeckung nur wenige Stunden überlebt; ſie iſt vom Eigner des Grundſtücks, in welchem ſie lag, alsbald zertrümmert worden.

Die Zeichnung, welche der überall gegenwärtige und thätige Schneider davon anzufertigen gerade noch Zeit hatte und die in der Bibliothek von Vienne aufbewahrt wird, ſteigert unſer Bedauern, das Original dort nicht zu finden, zur höchſten Entrüſtung. Du wirſt vielleicht in der königlichen Bibliothek zu Berlin ein Werk von Artaud: Recueil des mosaïques de Lyon et des départements méridionaux finden und kannſt die Größe des dir oben erzählten Verluſtes nach der in dieſem Buche Plan XVIII. mitgetheilten Kopie der Schneiderſchen Zeichnung zum Theil ermeſſen.

(Fortſetzung folgt.)

## Die Meteore.

(Fortſetzung.)

Theoſaura ſah nur ungern des Fürſten Neigung zu ihrer Freundin, ſie wollte nun einmal durchaus, daß Graf Mondſtein ſie heirathe. Die Dichterin kümmerte ſich um viele Dinge, die ſie eigentlich nichts angingen. — Da ſie ſtets am Fenſter ſaß, konnte ſie ſehen, wenn der Fürſt Clementinen beſuchte, und da konnte man ſicher ſeyn, daß ſie eine Minute ſpäter erſchien. Erſtens hoffte ſie durch ihre Gegenwart eine Erklärung zurückzuhalten; zweitens meinte ſie auch durch freie Entwicklung ihrer Anſichten auf den Fürſten zu wirken, denn Theoſaura hatte das Nützlichkeitsfieber, dieſes gefährlichſte Frauenübel; alle politiſchen Fragen wollte ſie ihm an's Herz legen, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit u. ſ. w. ſollte er einführen, deßwegen ſuchte ſie ihn auf und hätte ihn wahrſcheinlich herzlich gelangweilt, ſelbſt wenn er nicht mit Clementinen viel Beſſeres zu ſprechen gehabt hätte; aber jezt war es gar nicht auszuhalten. Da mußte nun der Kammerherr beobachten, wenn Theoſaura ihn bei Clementinen aufſuchen wollte, und gleich nach ihr auch eintreten, um ſie zu unterhalten. — Der Kammerherr konnte ſich aber beſſer mit allen Inſekten der Welt befreunden, als mit einer Schriftſtellerin, und Theoſaura zu unterhalten, war ihm die ſchwerſte Aufgabe,

Digitized by Google

die ſein Fürſt ihm auferlegte. — Wir ſehen alſo, daß der Kammerherr alle Urſache hatte zu ſeufzen.

„Durchlaucht werden aber doch am Ende ſich in das Unvermeidliche finden müſſen," wendete er ſanft ein; „Graf von Mondſtein iſt eine gute Partie — und ein braver Mann." — „Aber ich will nicht, daß er ſie heirathe! ſie iſt zu ſchön für ihn, zu geiſtreich." — „Was wollen aber Durchlaucht dagegen thun?" — „Ich will ihr den Hof machen," ſagte der Fürſt, als habe er damit ein Zaubermittel entdeckt, das ſeine Wirkung nicht verfehlen könnte. Der Fürſt hatte freilich Gelegenheit genug gehabt, die Frauen in ihrer Erbärmlichkeit kennen zu lernen.

„Und wenn Ew. Durchlaucht ihr den Hof machen, ſie auszeichnen, wenn Sie thun, als hätten Sie ihr Herz verloren — ja wenn Sie es ſelbſt verlören — was dann?" — „Alle Teufel!" ſagte der Fürſt, „was wäre es dann weiter, wenn ich ſie heirathete? Die morganatiſchen Ehen ſind ja jezt nichts Unerhörtes mehr; für die Erbfolge iſt geſorgt, warum ſollte ich nicht auch einmal an mich ſelbſt denken?" — Daß der Fürſt ſolches ſehr häufig thue, wagte der Cavalier nicht zu ſagen, aber er dachte es.

Clementine ahnete, was in der Seele des Fürſten vorging, und ihre Phantaſie war gewaltig thätig. Sie hatte Mondſtein noch keine Antwort gegeben, und ob der Fürſt je eine werde haben wollen, ſchien ihr zweifelhaft. Sie träumte Nachts von den Meteoren und am Tage von deren Liebe und Abſichten. — Sie befand ſich jezt auf dem Standpunkt, den Mondſtein ihr angewieſen hatte, als den der Frau des Jahrhunderts einzig würdigen, auf dem der ruhigen Ueberlegung und Prüfung; er hatte ihr ſelbſt die Hand gereicht, um ihr dahin zu verhelfen, und ſie wählte mit einem Herzen ohne Leidenſchaft, wenn auch nicht ohne Eitelkeit. — Das thätige, wirkſame Leben als Mondſteins Gattin, der zuverläſſige Freund ſtanden auf der einen Seite, auf der andern Glanz, Einfluß, äußere Ehre und große Wirkſamkeit. Sie liebte weder Mondſtein noch den Fürſten, ihr Herz hatte noch nie Liebe empfunden, die Eiskruſte war noch nicht geſchmolzen, wie Theoſaura ſagte. Der Fürſt hatte indeß noch nicht das Wort geſprochen, das ſie vielleicht entſchieden hätte, immer nur von Ergebung, von Freundſchaft, und ihr das Verſprechen abgenommen, auf ihn zu rechnen in jeder Lage. Und ſo ſtand denn Clementinen, außer dem Zauber einer ſchönen, reichen, jungen Frau, der der fürſtlichen Freundſchaft zu Gebot. Wer etwas wollte, eine Stelle, einen Orden, eine Zulage, wandte ſich an ſie, und der Fürſt gewährte gern; ſie koſtete das ſüße Glück, Freude zu geben, Wünſche zu gewähren, Hoffnungen zu erfüllen; ſie verdankte ihm dadurch viel Freude, und dieſe Dankbarkeit machte ſie weich und brachte ſie der Liebe näher. Noch ein anderes Gefühl band ſie an den Fürſten; es war eine Art von Bedauern, daß ſo Viele, die ſich ihm nahten, etwas haben wollten, daß Alle Lohn erwarteten von ihm, wenn ſie ihm einen Dienſt erwieſen, daß auf jedes ſeiner freundlichen Worte eine Hoffnung gebaut wurde. Er kam ihr vor wie die Göttin Iſis, die die ganze Welt mit ihren Fingerſpitzen ernähren ſoll; alle Proletarier des Adels und des Volks wollten daran ſaugen. Clementine hatte oft das Gefühl, als ſey ſie die Einzige, die es gut meine mit dem Fürſten, weil ſie nichts von ihm wollte; er kam ihr vor wie der Granitfelſen, einſam und allein das Haupt erhebend über die übrigen Menſchen; nur habſüchtige Schlingpflanzen und lockeres ſchmarotzendes Moos hüllten ihn ein, und der Blitz fuhr herab auf ihn — O nein, er war ja der Blitz ſelbſt; ſie hatte beinahe vergeſſen, daß er ein Meteor war, ſie hatte für ihn gefühlt wie für ein menſchliches Weſen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, September.**

(Fortſetzung.)

Gasbeleuchtung. — Kleiderordnung für die Univerſität.

Was konnte neben dieſen Kämpfen aufkommen! Man blickte wohl nach den Schauſpielen am fernen Rhein; aber die Theilnahme wurde bald abſorbirt durch das, was daszwiſchen vorfiel, und dieß nahm eine Färbung an von dem Thema, das die Hauptaufmerkſamkeit einmal für ſich hatte. Der Sommer war heiß und naß. Gewitter wütheten auch hier und verwüſteten Felder und Gebäude; die Kartoffelkrankheit ging über Weſer und Elbe und zeigt ſich in dieſem Augenblicke unangenehm auch in unſerer Nähe. Die Noth in Oſtpreußen iſt groß, aber noch nicht ſo groß als die Sorge für die nächſte Zukunft; die Lebensmittel ſchlagen auch hier auf, und manche andere Hoffnungen, vor Kurzem erſt lebhaft genährt, erbleichen wieder. Alle dieſe Calamitäten, Erwartungen und Täuſchungen treten in den Hintergrund, wenn die religiöſen Fragen zur Sprache kommen. Selbſt die beſprochenen Miniſterwechſel laſſen dagegen gleichgültig. Berlin wird nun nächſtens durch eine einheimiſche Gasanſtalt ſich ſelbſt erleuchten. Die Sache hat einen politiſchen Charakter gewonnen. Liberalerſeits war man Anfangs dagegen, daß die Stadt dieſe Koſten übernehme, man hielt es für nutzlos, gerade hierin mit den Engländern concurriren zu wollen, weil es andere Dinge gebe, wo es zweckdienlicher und nöthiger ſey. Dieſe Anſicht herrſcht zum Theil auch noch jezt, und man bedauert die Millionen, welche unnöthigerweiſe in die Erde vergraben werden, aber — das freie Handelsprinzip hat in der lezten Zeit eine Schlappe erlitten, die zu einer verlorenen Schlacht zu werden droht, und nun will man in unſern ſtädtiſchen Röhren das ſiegende Princip der vaterländiſchen Induſtrie dem monopoliſirenden England

Digitized by Google

gegenüber gewahren! Die Engländer aber geben auch nicht nach, und bald wird man das Schauſpiel einer ſeltenen Concurrenz von Lichtbringern haben, gewiß zum Vortheil des betreffenden Publikums. Die Gaserleuchtungskommiſſion entging übrigens auch nicht dem Schickſal, vom Berliner Wiz in die Streitigkeiten über die Lichtfreunde hineingezogen zu werden. — Von dem lezten großen Projekt, Berlin durch einen Kanal von drei in ſeinem Norden hochgelegenen Seen, und zwar mittelſt eines natürlichen Waſſerdrucks, mit Waſſer zu ſpeiſen, ſcheint es wieder ſtill geworden, und doch klang der Vorſchlag einfach und natürlich. Wir wollen hoffen, daß die Stille auch hier nur eine fruchtbringende Bewegung verberge. Daß reines Waſſer für unſere große Stadt nöthiger geweſen wäre als ein neues Gaslicht, das vielleicht etwas wohlfeiler wird, von dieſem Glauben kann die Mehrzahl unſerer Einwohner ſich noch nicht losmachen.

Durch allerhöchſte Verordnung iſt nunmehr für die hieſige Univerſität, in Betracht ihrer Größe und Wichtigkeit und da ſie in der Hauptreſidenz ihren Siz hat, eine beſondere Kleiderordnung erlaſſen, damit ſie „äußerlich bei allen feierlichen Gelegenheiten mit beſonderer Würde vertreten geſehen werde.“ Dieſer beabſichtigte, „der Bedeutung der Berliner Univerſität in der wiſſenſchaftlichen Welt entſprechende äußere Glanz“ wird in einem langen goldgeſtickten Mantel von purpurfarbenem Sammt für den Rector beſtehen; ohne Degen, aber mit einem runden Barett von purpurfarbenem Sammt. Der Pedell erhält auch einen langen rothen Rock und rothes Barett. Die rothen Röcke des Rectors und des Pedells werden aus Staatsfonds angeſchafft. Die Decane tragen den Lutherrock von wollenem Stoff; der der theologiſchen Facultät iſt violett ins Schwarze ſpielend, purpurn der der juriſtiſchen, ſcharlachroth der der medizinischen und preußiſchblau der der philoſophiſchen Facultät. Die andern ordentlichen Profeſſoren tragen über ihren ſchwarzen Fracks „ſchwarze Lutherröcke, mit den angegebenen Farben ihrer Facultät in der Art gefüttert, daß an beiden Seiten vorn, vom Kragen bis zu dem bis an die Knöchel reichenden Saum, ſowie an den Aufſchlägen und den Aermelöffnungen die Farben zu ſehen ſind.“ Die außerordentlichen Profeſſoren und Privatdocenten tragen ſchwarze Lutherröcke ohne Facultätsfarben. Die ordentlichen Profeſſoren müſſen dieſe Röcke ſich anſchaffen, den außerordentlichen und den Docenten iſt es freigeſtellt, ob ſie es thun oder laſſen wollen. Die ordentlichen Profeſſoren dürfen bei allen feierlichen Gelegenheiten nur im Lutherrock erſcheinen. Der Miniſter der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten erwartet, daß alle Profeſſoren ſich beeilen werden, ſolche Röcke ſich anzuſchaffen, um ſchon am Geburtstage Sr. Maj. des Königs darin zu erſcheinen. Der Theaterſchneider Donoth hieſelbſt ſoll dieſe Röcke für die Profeſſoren anfertigen. Von demſelben rühren auch diejenigen Röcke her, welche ſchon im vorigen Jahre durch die Gnade Sr. Majeſtät der Univerſität Königsberg zu ihrer Jubelfeier zugeſtanden wurden. Die erſte Uebung hierin hat dieſer Künſtler unſtreitig durch den Prorectormantel erlangt, welchen der Profeſſor Herrmann Franke in dem Raupachſchen Luſtſpiel: „vor hundert Jahren“ auf unſerer Bühne trägt, und durch die darin entfaltete Würde der Solbarcska des alten Deſſauers ſo imponirt, daß man den eingefangenen Studenten wieder freizugeben ſich veranlaßt findet. Wie ſehr wir unſerer Univerſität alle Würde wünſchen, die aus ihrer Geſinnungskraft und Wiſſenſchaftsſtärke hervorgeht, wünſchen wir doch, daß niemals wieder eine deutſche Univerſität nöthig habe, ihre Würde in der Art zu entfalten, um ihre Angehörigen gegen brutale Gewalt zu ſchützen. Aehnliches kam in neuern Zeiten nur in der Schweiz, an der Univerſität Zürich, vor.

(Schluß folgt.)

## Dresden, Oktober.

(Fortſezung.)

### Kunſtausſtellung.

Manche Bilder von großer Auszeichnung ſind erſt lange nach Eröffnung der Ausſtellung eingegangen, und der gedruckte Nachtrag umfaßte 124 Nummern. Seit langen Jahren war ſchwerlich eine Ausſtellung ſo reich wie dieſe an den würdigſten Kunſtſchöpfungen einheimiſcher und auswärtiger Meiſter. Die tiefſte Rührung brachten zwei Gemälde von dem hieſigen jungen Künſtler Julius König hervor, der in dieſem Sommer zu München, wo er ſeine Studien fortſezte, beim Baden ſeinen Tod fand. Das eine ſtellt den Landvogt Geßler vor, wie er von Tells Pfeil getroffen vom Pferde ſinkt, und das andere Kaiſer Heinrich den Vierten auf ſeiner Flucht nach Italien. Obſchon von vollendeter Ausführung noch weit entfernt, beweiſen doch beide Bilder die ſeltene Befähigung des jungen Mannes für Geſchichtsmalerei in lebenvoller Auffaſſung des Gegenſtandes und ſinnreicher Gruppirung. Der Eindruck auf die mit dem Verſtorbenen befreundet Geweſenen war um ſo mächtiger, da ſein zugleich ausgeſtelltes, überaus wohlgetroffenes Bruſtbild ihn in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit ihnen wie lebend vor das Auge führte. Noch merkwürdiger wurde dieſes Bild, wenn man erfuhr, daß ein Porträt von ſolcher Kraft, Naturwahrheit und techniſcher Meiſterſchaft das Werk einer erſt neunzehn Jahr alten Künſtlerin Namens Adelheid Wagner iſt. Ein zweites, ebenfalls von ihr gefertigtes, überaus ähnliches weibliches Bildniß beſtätigte ihr ungemeines Talent für die Porträtmalerei. Die Erwähnung eines ebenfalls ausgeſtellten kleinen Genrebildes von dem ſo eben hier geweſenen Profeſſor Hildebrand aus Düſſeldorf darf ich ſchon darum nicht unterlaſſen, weil es ihm nicht nur gelang, ſolches für 20 Louisd'or zu verkaufen, ſondern derſelbe auch Aufträge zu zwanzig Kopien davon erhalten haben ſoll. Das kleine Bild ſtellt nichts als eine jugendliche Frauengeſtalt im Leſen eines Briefs begriffen vor; aber es übte die mächtigſte Anziehungskraft auf jeden Beſchauer durch die Magie des Lichteffekts, den der Künſtler ihm zu ertheilen wußte. Das Ganze ſchwimmt gleichſam im klaren Lichte des ſchönſten Tages, welches die wohlgebildeten Züge des ſchalkhaften, jugendlich glühenden Frauenantlizes verklärt und das feine Schneeweiß des Briefes, worin die Augen tief verſenkt erſcheinen, auf das reizendſte durchleuchtet. Die vielen das Bild gewöhnlich umſtehenden Menſchen wurden der in ihm gleichſam zur Natur ſelbſt gewordenen Kunſt gar nicht ſatt. Sie überhörten auch vermuthlich das mitunter hie und da ertönende Geflüſter, daß Profeſſor Hildebrand auf die Hände und Gewänder der lieblichen Geſtalt, wie auf die landſchaftliche Umgebung mehr Sorgfalt hätte wenden können. Der Künſtler hatte ſeinen Hauptzweck zu vollſtändig erreicht, als daß auf ſolches Nebenwerk großes Gewicht zu legen geweſen wäre.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 30. Oktober 1845.

— In that moment — so it came to pass —
Titania wak'd, and straightway lov'd an ass.
Shakespeare.

## Die Meteore.

(Fortſetzung.)

Ueber die zwei Meteore, die ſie ſo menſchlich verehrten, hatte ſie des dritten ganz vergeſſen, des Künſtlers, welcher krank war von Muſik und Champagner. Endlich ward ein Concert angeſagt, und aufgeregt vom innern Sturm, hoffte Clementine unter Menſchen und Muſik Zerſtreuung — und den Fürſten zu finden. An jenem Abend war ſie beſonders ſchön; ihre Toilette war äußerſt gelungen, man hätte meinen ſollen, eine Fee habe dieſelbe geleitet und Clementine habe, wie Aſchenbrödel, nur am Baum geſchüttelt, da ſey all der Zauberſtaat und Zauberduft über ſie hergefallen, wie ein Blüthenregen.

Mondſtein ſtand an der Thür; er ſah bleich und mager aus, und ein wehmüthiger Ernſt blickte aus ſeinen Augen. Er hatte indeß Clementinen keinen Vorwurf gemacht, keinen Schritt gethan, ſie an ſich zu feſſeln. Er hatte ſelbſt Theoſauras Einwirkung verbeten, Clementine ſollte ganz freie Wahl haben; aber er litt.— Strahlend war dagegen der Fürſt; noch nie waren Clementinen die Zickzackbewegungen des Blitzes bei ihm ſo aufgefallen, als an dieſem Abend. Er wollte immer an ihrer Seite ſeyn und hatte doch ſo viele andere Pflichten und Höflichkeiten abzuthun. Bald war ein Präſident abzufertigen, bald ein Miniſter, bald eine alte, bald eine junge Dame, bald ein Künſtler oder Gelehrter, und vorzüglich manche Fremde, die Anſpruch hatten auf ſeine Herablaſſung. Nach jedem Kriegszug der Höflichkeit kam er wieder zu Clementinen. Der Fürſt war äußerſt liebenswürdig, er wußte das fürſtliche Privilegium des Fragens ſehr weiſe zu handhaben, er hatte Gedankenblitze, welche in Clementinens Seele immer zündeten; auch beſaß er den Zauber des zur rechten Zeit und am rechten Ort geſprochenen Worts. Er hatte viele Vorurtheile abgeſtreift, wenn auch nicht alle; er ſcheute ſich vor keinem Gedanken, vor keiner Anſicht, und wenn ſie ihm noch ſo fern lag; er hatte ſtets den Muth, der Zeit und dem Zeitgeiſt in's Auge zu ſehen, und ſich auf dieſe Weiſe die freieſte Anſicht über Politik und Lebensverhältniſſe ausgebildet. — Ja, der Fürſt von D. war wirklich ein Meteor des neunzehnten Jahrhunderts und Clementine fühlte ſich gefeſſelt von ſeinem Geſpräch, bezaubert durch ſeine Nähe — aber nicht berauſcht.

Da begann die Muſik. Clementine blickte ungeduldig über die Störung nach dem Piano; ſie hätte weit lieber weiter geſprochen. — Am Piano aber ſaß der Mann, den ſie einſt im Traum auch unter den Meteoren geſehen; ſie erkannte ihn gleich und ſogleich ſchwieg auch ihr Aerger über die Störung, da die Muſik ſie ergriff.

Digitized by Google

Dieſe lockte erſt mit bekannten Melodien; ſie ſprach ſo ſanft und ſüß, bald in Freuden- bald in Schmerzenstönen. Oft war es Clementinen, als wolle dieſer Menſch ſich losreißen von der Erde und zu den Sternen zurückkehren; es war ein gar ſchmerzlicher Abſchied. Dann meinte ſie, Engel und Dämonen ſtritten ſich um die Menſchenſeele, und der Erdgeiſt brummte dazwiſchen halbzürnend. Dann klagten die Engel, und die Dämonen triumphirten. Sie vernahm den Wehruf einer vernichteten Seele, das Händeringen der Reue lag in der Muſik und dann das Jauchzen der Hölle. — Und immer kräftiger und raſender griff der Künſtler in die Saiten, ein fernes Donnern begleitete die Muſik, die Hölle ſchien einzuſtimmen in das menſchliche Spiel.

Wie Adlersklauen ſchwebten die Hände des Künſtlers über die Taſten, Unglaubliches ſchaffend; ſein Auge ſtrahlte in Phosphorglanz, wie in jener Nacht, da er von den Sternen herab gekommen; das Haar ſchien ſich empor zu ſträuben vor der Nähe des Genius, die Lippen waren halb geöffnet und der Oberkörper vorgebogen in lauſchender Stellung; er ſchien nachzuſchreiben die hölliſchen und himmliſchen Accorde, die ſein Ohr vernahm. Clementine verwandte kein Auge von ihm. Wie fühlte ſie ſich zu ihm hingezogen, zu dieſem Mann aus dem Reich der Töne, der im verwandtſchaftlichen Verhältniß zu leben ſchien mit den Accorden! War es ihr doch, als ſey die Muſik ſeine Herzensſprache und als richte er dieſe allein an ſie, im ganzen Saal nur an ſie; ſie glaubte ihn zu verſtehen, ſie fühlte ſich ihm befreundet, ſeines Vertrauens werth. Alle die Kämpfe, die er da ſpielte, hatte er ja empfunden, und auch ſie hatte ſie durchlebt, wenn auch nicht ſo ſtürmiſch; bei ihr waren die Engel immer zuletzt herniedergeſtiegen und hatten Hölle und Dämonen in Schlummer gelullt, während bei ihm Dämonen die Engel beſiegt zu haben ſchienen. Dem Spiel fehlte die Verſöhnung, und Clementine meinte, es liege in ihrer Gewalt, dieſe dem Künſtler zu geben. — Wie nah fühlte ſie ſich ihm! ſie nannte ihn in ihrer Seele Freund und hatte doch noch nie mit ihm geſprochen. Er war es, meinte ſie, der ſie verſtehen müſſe, und Thränen glänzten in ihren Augen, als er ſich ihr vorſtellen ließ. Was konnte ſie aber dieſem Manne ſagen? welches Wort der geſelligen Form hätte für ihn gepaßt, welche Redensart hatte ausgedrückt, was ſie für ihn fühlte? Sie hätte ſich gern bei ihm nach den Himmelsregionen erkundigt.

„Es liegt eine Ewigkeit in Ihrem Spiel," ſagte ſie mit zitternder Stimme. — Der Künſtler lächelte; er fand die Aeußerung abgeſchmackt; und wäre Clementine nicht jung und ſchön geweſen, er hatte ſie wahrſcheinlich ſtehen laſſen. So aber nahm er den Ausdruck des tiefſten Gefühls an, indem er ſagte: „Wenn ein Engel am Flügel ſteht, da iſt es ja natürlich, daß der Himmel ſich dem Künſtler erſchließt und die Ewigkeit ſich ihm aufthut; aus Ihren Augen, Frau Gräfin, ſchöpfte ich jene Begeiſterung."

Clementine fand das durchaus nicht unbegreiflich oder übertrieben. Was hatte ſie nicht alles aus ſeinem Spiel geſchöpft! Liebe, die unendliche Liebe, nach der ſie ſich Zeit ihres Lebens geſehnt! Als ſie wieder zu Hauſe war, weinte ſie; die Gletſcher waren geſchmolzen und die Flamme der Liebe ſchlug mächtig auf dem Altar ihres Herzens empor. War das nicht ein Wunder? — Solche Wunder geſchehen noch im neunzehnten Jahrhundert. — Vielleicht war es die Strafe der Fee, weil Clementine den Grafen Mondſtein gekränkt und mit dem Fürſten kokettirt hatte; der Künſtler ſollte beide rächen.

(Schluß folgt.)

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(Fortſetzung.)

Eine ſehr werthvolle Moſaik wird im Muſeum zu Vienne aufbewahrt, wo ſie einen Theil des Fußbodens bildet. Es iſt ein Viereck, deſſen Seiten 15 Fuß meſſen. In der Mitte ſieht man ein rundes Feld mit einem Kopfe des Ocean, aus deſſen dickem Barte Fiſche heraus fallen; Floßfedern erſetzen die Ohren des Gottes und über ſeiner Stirn erheben ſich gleich Hörnern zwei Hummerſcheeren. Die Seiten des ganzen Vierecks ſind die Durchmeſſer von Halbkreiſen, welche bis zu dem erwähnten Medaillon in der Mitte hinaufreichen und in deren Innerem Delphine dargeſtellt ſind. In jeder Ecke ſchließt ein Viertelkreisbogen eine Vaſe mit doppeltem Henkel ein, und in dem zwiſchen den großen und kleinen Kreislinien übrig bleibenden Raume befindet ſich eine Roſette. Das Ganze iſt von tadelloſer Zeichnung, aber nur in ſchwarzen und weißen Steinen ausgeführt.

Eine zweite Moſaik, welche ſich im hintern Raume des Muſeums befindet, iſt nur ein Bruchſtück von einem ſehr großen Fußboden, deſſen übrige Theile leider zerſtört worden ſind. Das gerettete Fragment umfaßt zwei von den ſechzehn Feldern, welche ein 10½ Fuß im Quadrat meſſendes Bild umgaben und mit Roſetten, gewundenen Borten, Quadraten und in den Ecken mit Amphoren, Merkuriusſtäben, Füllhörnern ausgefüllt waren. Alle dieſe Zeichnungen waren, wie die uns vorliegenden Reſte zeigen, in vielfarbigen Steinen ganz vortrefflich ausgeführt. — Das ſind die beiden einzigen Moſaiks, welche Vienne von vielen, theils ſeinem

Digitized by Google

Boden bereits abgewonnenen, theils noch in demſelben verborgen liegenden Meiſterwerken dieſer Art ſich zu ſichern gewußt hat.

Wenn die Moſaik unſtreitig der koſtbarſte und kunſtvollſte Fußboden iſt, welchen man bewohnten Räumen geben kann, ſo ſprechen Verbreitung und Vollkommenheit von Kunſtwerken dieſer Art in einer Stadt am entſchiedenſten für den Glanz, den Reichthum und Kunſtſinn, mit einem Worte für die bedeutende Kulturſtufe derſelben. Das alte Vienne nun hat eine ſolche Menge von Moſaiks auf uns vererbt und dieſelben erheben ſich dergeſtalt von den einfachſten und anſpruchloſeſten, durch alle nur denkbaren Zwiſchenſtufen, bis zu den complicirteſten und reichſten, daß man auf dieſem Boden förmlich geſchichtliche Studien über dieſen Zweig der antiken Kunſt machen könnte.

Für einen hohen Grad allgemeinen Wohlſtands im alten römiſchen Vienne und zugleich für eine auf dieſen Boden im Zuſtande vorgeſchrittener Ausbildung verpflanzte, nicht aber auf demſelben langſam und folgerecht herangebildete Civiliſation ſcheint mir der eigenthümliche Umſtand zu ſprechen, daß man hier nie auf antike Fußböden von Backſtein ſtößt, mit denen ſich heutzutage doch ſelbſt die reichſten Bürger des mittäglichen Frankreichs, zum großen Leidweſen der in dieſen Gegenden überwinternden Fremden, zu behelfen wiſſen. Außer den eigentlichen Moſaiks nämlich findet man hier nur noch Getäfel von Marmor oder zuweilen auch wohl von Granit und Porphyr, und doch hätte der Backſtein nach dem natürlichen Gange einer ſich ſelbſtſtändig entwickelnden und fortbildenden Kultur dem edlern Material zum Pflaſtern der Wohnungen vorausgehen und ſo das erſte Glied in der Reihe ſeyn ſollen. Wir ſehen indeſſen wenigſtens einen vom oben erwähnten Mittelzuſtande ausgehenden allmähligen Fortſchritt der Kunſt und des Luxus im alten Vienne auf die intereſſanteſte Weiſe gleichſam methodiſch dargeſtellt, nämlich durch mehrere über einander liegende und nur mittelſt einer Erd- und Trümmerſchicht getrennte Moſaiks. Die obern derſelben ſind gewöhnlich weit reicher und kunſtvoller als die untern. Schneider behauptet in ſeinem Manuſcript, daß er deren bis zu fünf über einander gefunden und eine regelmäßig fortſchreitende Vervollkommnung der Arbeit bis zu der lezten oder neueſten der ſich ſo deckenden Moſaiks habe verfolgen können.

Was nun zuerſt die gepflaſterten oder getäfelten Fußböden des alten Vienne betrifft, ſo kommen in denſelben weißer, ſchwarzer, gelber, grauer Marmor, rother Porphyr, Serpentin, Sienit, Porphyr mit ſchwarzem Kern in weißem Grunde und ein grauer Granit vor. Den Uebergang von einem ſolchen Pflaſter zu den eigentlichen Moſaiks bildet eine Fläche von ſehr feſtem Kitt, in welchen Stücke koſtbaren Marmors von unregelmäßiger Form eingelegt ſind. Dieſen Moſaiks ähnlich, aber, nach dem Material zu urtheilen, wahrſcheinlich noch älter, ſind die ebenfalls in Vienne vorkommenden Fußböden, bei welchen man in kleine Stücke zerſtoßenen Backſtein auf den das Bindemittel bildenden Kitt ausgebreitet und in dieſen rothen Grund wieder kleine ſchwarze Steine von kubiſcher Form und von etwa einem halben Zoll Breite bald vereinzelt, bald in Gruppen eingeſtreut ſieht. Dieſem noch ziemlich elementaren Kunſtprodukte ſchließen ſich durch ihre große Einfachheit die Moſaiks an, welche in große ſchwarze und weiße Felder abgetheilt ſind. Bei ſolchen Fußböden ſind die einzelnen Steine gewöhnlich 15 Millimetres franzöſiſchen Maßes oder ungefähr ½ Zoll breit und 20 bis 28 Millimetres oder faſt 1 Zoll lang, und der obere Theil oder Kopf der Steinchen iſt ein wenig breiter als der Fuß. Da die Ueberreſte ſolcher Arbeiten, troß ihrer urſprünglichen großen Feſtigkeit, zu Vienne dennoch ſtets in Fragmenten und zerbröckelnd gefunden werden, ſcheinen ſie zu den älteſten Moſaiken der Stadt zu zählen.

In die Kategorie dieſer einfachſten und folglich wohl älteſten Werke gehören zu Vienne auch die, wo auf ſchwarzem Grunde gerade Linien aus viereckigen weißen Stückchen Marmor mit andern Linien aus unregelmäßigen Fragmenten verſchiedenfarbigen Marmors abwechſeln; ferner die, wo eine doppelte Reihe ſchwarzer Würfel etwa 1½ Fuß im Durchmeſſer haltende Sechsecke zeichnet, welche leztere dann mit äußerſt kleinen unregelmäßig geformten Stückchen von weißem Marmor ausgefüllt ſind und in der Mitte ein ebenfalls unregelmäßiges, aber viel größeres Stück bunten Marmors zeigen; und endlich noch andere, bei denen auf weißem Grunde ſchwarze Sechs- oder Achtecke mit zwiſchen dieſelben eingeſchloſſenen Vierecken eingelegt ſind, während der ganze Fußboden von zwei geraden Linien mit einer zwiſchen denſelben hinlaufenden gewundenen Linie eingefaßt iſt. Zuweilen bringt ein Mittelfeld mit einigen Figuren mehr Abwechſelung in dieſe einfachen, nur in der Symmetrie ihren Effekt ſuchenden Zeichnungen.

Ich habe dir bereits durch Beiſpiele bewieſen, wie die Moſaiks durch Zeichnung und Farbengebung, durch Licht und Schatten ſich den Produkten der Malerei mehr oder weniger nähern und ſo auf den ihnen von Plinius zugeſchriebenen Urſprung hinzuweiſen ſcheinen, wonach ſie bei den Griechen an die Stelle gemalter Fußböden getreten und erſt ſpät in Rom gebräuchlich geworden ſeyn ſollen. Die Griechen ſollen hier nach einigen Alterthumsforſchern ebenfalls nicht Erfinder, ſondern nur Nachahmer geweſen ſeyn und die Kunſt der Moſaiks von den Perſern überkommen haben. Das aber iſt gewiß, daß die Barbaren dieſelben von den Römern

Digitized by Google

als Eroberern und Verbreitern ihrer Geſittung empfingen. So wurden die Verheerungen, welche der Krieg über die Völker verhängt, in den älteſten Zeiten häufig durch den civiliſirenden Einfluß der Sieger vergütet. Wohl uns, daß die zahlreichen anderweitigen Mittel des Verkehrs zwiſchen den Nationen in unſern Tagen dem Kriege wenigſtens von dieſer Seite her nicht mehr das Wort reden.

Mehrere der prächtigſten Moſaiks, welche das Alterthum der Nachwelt vererbt hat, ſind von Vienne in auswärtige Sammlungen, z. B. in das Muſeum des Louvre und in das der Stadt Lyon übergegangen; aber ich darf meinen für deine Geduld vielleicht ſchon zu langen Bericht durch die Beſchreibung dieſer der Vergeſſenheit glücklich entriſſenen Kunſtſchätze nicht noch mehr ausdehnen. Laß mich hier nur noch eine Bemerkung hinzufügen, welche leicht auch auf manche andere Lokalität ihre Anwendung finden möchte. — Es werden im Bereiche der eigentlichen Stadt Vienne nur höchſt ſelten Moſaiks aufgefunden, während der Boden um die Stadt herum äußerſt reich an denſelben iſt. Viele haben daraus den Schluß ziehen wollen, daß der glänzendſte und reichſte Theil der alten römiſchen Vienna ſich extra muros befunden. Wer aber aus einer ſolchen Thatſache eine ſolche Folgerung zieht, hat nicht bedacht, daß der Boden, auf welchem die eigentliche Stadt ſtand und noch ſteht, durch unendlich oft wiederholten Auf- und Umbau eben ſo oft von Grund aus auf- und umgewühlt worden iſt, während das ehemals von den Vorſtädten und ohne Zweifel auch von den Villen vieler vornehmen Römer bedeckte Terrain außerhalb der Ringmauern, nach der Zerſtörung ſeiner Prachtgebäude, allmählig unter einer neuen Erdſchicht verſchwand, und nachdem es in dieſer Form dem Feldbau einmal anheimgefallen war, nur noch Veränderungen auf ſeiner Oberfläche ausgeſezt blieb.

W. v. R.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Schluß.)

### Gaunerei.

Ein Hochſtaplerabenteuer wurde viel beſprochen. Obgleich Berlin noch immer für eine große Stadt zu dieſem Geſchäft eigentlich zu klein iſt, kommen doch in gewiſſen Jahresintervallen einzelne Fälle vor, die beweiſen, daß die Schwindler den Boden hier für ganz geeignet halten, ſich wenigſtens für höhere Sphären auszubilden, und daß troz aller Witzigung die Leichtgläubigkeit noch in unſerem kritiſchen Volke ſich arg täuſchen läßt. Dießmal wurde ſogar ein Börſenmann, die ſehr ſcharfe Augen zu haben pflegen, von einem gemeinen Schwindler arg betrogen; das iſt es aber weniger, was der Sache Intereſſe gibt, als daß ein zarter Liebesroman damit verbunden iſt, etwas, was in ältern Gaunergeſchichten auch nicht ſelten vorkommt. Einen ſolchen ſpann im Seebad Swinemünde ein junger liebenswürdiger Cavalier mit einer liebenswürdigen jungen Dame an. Der Cavalier nannte ſich Baron von Gützlaf und wollte in Pommern begütert ſeyn, ein unbegreiflich kühnes Wageſtück, da das pommerſche Seebad von pommerſchen Gutsbeſitzern beſucht wird. Die junge Dame war die Pflegetochter eines Berliner Bankiers. Der Roman wurde allerdings zärtlich, aber mit allen Ehren geſpielt und endete damit, daß Baron Gützlaf um die Hand der Dame bei den Pflegeeltern feierlich anhielt und Verlobungsringe gewechſelt wurden. Daß er, bei augenblicklichem Ausbleiben von Rimeſſen, ſich von dem künftigen Schwiegerpflegevater einen kleinen Wechſel von 300 Thlr. honoriren ließ, hatte nichts Auffälliges, wohl aber, daß der Wechſel mit Proteſt zurückgeſchickt wurde, weil an dem Orte kein Baron Gützlaf bekannt ſey. Der Baron und Bräutigam war inzwiſchen in einer Nacht verſchwunden, und bald ergab es ſich, daß derſelbe ein bekannter gemeiner Verbrecher ſey, der ſchon anderwärts verſchiedene Gaunerrollen geſpielt und ſelbſt gewaltſame Einbrüche begangen hatte. Seines Gewerks war er ein Zimmergeſell geweſen. In kurzer Zeit hatte er ſich vollkommen in das Weſen eines feinen Weltmanns hineinſtudirt, Geſicht, Miene, Bewegungen, Sprache waren ariſtokratiſch, nur ſeinen Händen hatte er die Spuren der harten Arbeit nicht abwaſchen und abfeilen können. Da hob er, wenn er die Glacehandſchuhe auszog, die Hände mit Oſtentation in die Höhe: „Seht, ich bin ein Landmann! Wer es ernſt mit ſeinem Beruf meint, muß ſelbſt mit Hand anlegen, auch wenn er über tauſend Hände gebieten könnte; die tauſende ſind faul, wenn die eine, die ihnen gebietet, nicht mitthätig iſt. Was der Mann iſt, muß er ganz ſeyn.“ — Es ergab ſich, daß der Schwindler es auch in ſeinem Berufe geweſen. Zur Warnung hier eine kleine Gaunergeſchichte. Gützlaf war mit einem Edelmann auf der Reiſe; da klagte dieſer, daß er durch hundert harte Thaler beläſtigt werde, die er vergebens in Papiergeld umzutauſchen verſucht. Der Baron Gützlaf konnte ihm zwar kein Papiergeld geben, aber einen Rath, wie er die Silberlaſt los werde. Auch ihn genirten hundert harte Thaler. Die beiden Hundert wurden einträchtig in einen Sack zuſammengebunden und dem Wirth von dem Baron in Gegenwart des Andern zur Verwahrung übergeben. Daß der Wirth eine Stunde darauf dem zurückkehrenden Abenteurer, der ſich einer nöthigen Ausgabe oder beſſern Anlegung inzwiſchen erinnert, den gemeinſchaftlichen Sack zurückgab, konnte ihm Niemand als Schuld anrechnen, da er ihn aus den Händen deſſelben empfangen. Der Gauner war nach Paris entflohen, wo er nach neuen kühnen Streichen verhaftet wurde, um nach Preußen ausgeliefert zu werden. Bei vieler Schlauigkeit und erworbener Kenntniß der Staatsverhältniſſe hatte er doch überſehen, daß zwiſchen Preußen und Frankreich inzwiſchen ein Cartel hinſichtlich der Auslieferung gemeiner Criminalverbrecher abgeſchloſſen worden.

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 261.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 31. Oktober 1845.

Unter jedem Himmelsſtriche werden Dichter geboren, und lebhafte Empfindungen ſind kein Vorrecht geſitteter Völker. Es iſt nicht lange, als ich in Ruhig's litthauiſchem Wörterbuche eine hierher gehörende Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte, einige litthauiſche Dainos, oder Liederchen nemlich, wie ſie die gemeinen Mädchen daſelbſt ſingen. Welch ein naiver Witz! welche reizende Einfalt!

Leſſing.

## Litthauiſche Volkslieder.

Ueberſezt von C. H. Kolbe.

### Die Mutter und die Tochter.

Früh am Morgen, morgens früh
Thät die Sonn' aufgehen,
An dem Fenſterlein von Glaſe
Fand ich Mutter ſtehen.

„Frage dich, mein Töchterlein:
Wo biſt du gegangen?
Aus dem Kranz der feuchte Nebel
Träuft auf deine Wangen."

„„Früh am Morgen, morgens früh
Ging ich Waſſer holen;
Hat ſich da der feuchte Nebel
In den Kranz geſtohlen.""

„Iſt nicht wahr, o Töchterlein,
Iſt kein ehrlich Wörtchen!
Haſt geweilt bei deinem Jüngling
Hinter'm Gartenpförtchen."

„„Das iſt wahr, o Mütterlein,
Das ſind wahre Worte!
Sprach mit meinem lieben Jüngling
Wenigs an der Pforte.""

### Auf den Ahornbaum.

Es grünt, es grünet ein Ahorn hier
Vor meines Vaters Wohnhausthür.

Du ſchatt'ger Ahorn dau'rſt mich ſehr,
Grünſt nur den einen Sommer mehr!

Zwei junge Brüder hab' ich drin,
Die tragen deinen Sturz im Sinn.

„Was doch aus meinen Aeſten bauen?
Was doch aus meinem Stamme bauen?"

Aus deinen Aeſten Schlitten weiß,
Zu fahren über Schnee und Eis;

Aus deinem Stamm Braun-Nachen gut,
Zu fahren über tiefe Flut. —

„Und wenn ihr mich zu fern hinfreit,
Vergeſſ' ich, wann es Dankenszeit!

Und geht ihr langſam beſuchen mich,
So werd' ich weinen bitterlich!"

Die Brüder hatten's recht vernommen,
Sind jeden Sonntag zu mir kommen:

Des Winters in dem weißen Schlitten,
Des Sommers über Waſſermitten.

Digitized by Google

### Der Schiffbruch.

Durch's Haf und durch die Fluthen
Eil', eile, Schiffchen,
Hin zu dem hohen Hügel,
Wo wächst mein liebes Mägdlein,
Wo findet Ruh mein Herze.

Hub ſich ein Wetter!
Hagel zerſchellte
Das braune Schifflein;
Die Schloſſen all' zerſchlugen
Segel und ſchwarze Decke.

Ich ſelber konnte
Mich kaum erhalten,
Unter dem ſchwarzen Hute.
An's Ufer ſchwamm ich,
Das Hütlein ſank zum Grunde.

Dort ſtehet Mägdlein
Nun meiner wartend:
Fall'n auf die Rauten,
Fließen vom Antlitz
Die bittern, bittern Thränen.

---

## Die Meteore.

(Schluß.)

Wir ſehen Clementine wieder im eleganten Reiſewagen des Muſikmeteors; ſie begleitet den Künſtler durch die ganze Welt. Ihr Geſicht iſt bleich, ihr Auge trüb; an ihrer Seite dehnt ſich gähnend der Gefährte. „Es iſt doch ſehr langweilig, das Leben," ſagte er. — „Langweilig?" fragte Clementine erſtaunt, „das iſt wohl nicht der rechte Ausdruck; was weh thut, kann nicht langweilen." — „Werde nur nicht ſentimental oder gar tragiſch," erwiderte das Meteor; „ich habe es viel lieber, wenn man ſcherzt und munter iſt." — „Ja, wenn man es nur immer könnte. Wirſt du nicht bald wieder etwas componiren?" — „Sprich mir nur nicht immer von meiner Kunſt! ich muß ſo viel daran denken, mich ſo viel üben; ich habe ſie oft recht von Herzen ſatt." — „Das iſt undankbar, ihr verdankſt du deine Triumphe, den Lorbeer, der deine Stirne ſchmückt." — „Der Lorbeerkranz — es ſind eben auch grüne Blätter, die Heu werden, wenn ſie trocknen; der Lorbeerkranz iſt nur etwas, wenn ſchöne Hände ihn reichen, ſonſt nichts." — „Und die Thräne der Begeiſterung, die dir wird, nennſt du ſie auch nichts?" fragte Clementine. — „Im ſchönen Auge iſt ſie eine Perle, ſonſt nur ein ſalziges Tröpfchen."

„Das merke ich wohl, daß ihm Thränen nicht viel gelten," dachte Clementine. „Du ſollteſt immer am Clavier ſitzen," ſagte ſie dann bitter, „nur am Flügel iſt dein Platz." — „Ich danke dir, das wäre ein trauriges Leben, ich muß auch Champagner trinken und — —" — „O ſinge!" rief Clementine, die Hand auf's Herz legend, „ſinge doch die Melodie des Champagnerliedes aus Don Juan!" — Er ſang es und Clementine fühlte ſich dadurch für den Moment beſchwichtigt.

Theoſauras Roman aber ſchloß folgendermaßen: „Die Allgewalt der Liebe ſiegt und die ſtolze Gräfin, welche den Künſtler nicht als Mann hatte anerkennen wollen, konnte nicht laſſen von ihm, dem Geliebten. Sie zerriß die Feſſeln der Geſellſchaft, ſie durchbrach jegliches Vorurtheil der Erziehung, der Sitte und Geſetze, und die Liebe feierte ihren Triumph. Das kalte Herz war geſchmolzen; möge die Liebe ihr Erſatz bieten für alles was ſie aufgab, möge die Liebe ihr das Glück geben, deſſen ſie bedurfte!

---

An Graf Mondſteins Himmel hatte Clementine als ein ſchönes Geſtirn geſtanden; jetzt erſchien ſie ihm als herabgefallen von der Höhe, beſudelt und des Glanzes beraubt; die Glorie der Tugend, der Selbſtbeherrſchung, die heilige Scheu vor dem Geſetz waren von ihr gewichen und er riß gewaltſam ihr ſchönes Bild aus ſeinem Herzen. — Theoſaura verſtand ihn und weinte mit ihm. Da, etwa vier Wochen nach Clementinens Verſchwinden, ſagte Mondſtein zu ihr: „Sie ſind die Frau, die ich brauche; in Clementine habe ich mich getäuſcht, Sie aber haben die Liebe, welche jedem Beruf ihren Segen verleiht, Ihr Herz vermag den engen Kreis auszufüllen und den weiten zu erfaſſen."

Theoſaura war überraſcht von dem Antrag; ſie ſtand vor dem Spiegel und überblickte ihr unſchönes Angeſicht, die etwas wilden Locken, den verſchobenen Hut und die langen weiten Manſchetten. „Nein," ſagte ſie lächelnd, „mein Lieber; Sie Mann der Reflexion, Sie irren ſich ſchon wieder. Warum tappt ihr guten Leute nur immer in der Dämmerung herum, die Einen mit ihrer Weisheit, die Andern mit ihren Gefühlen? und ich muß immer das Wetterleuchten ſeyn, das euch aufklärt und euch ſagt, wo ihr ſteht und wo ihr hin wollt; und es hilft nicht einmal etwas. Nein, mein Freund, ich bin keine Frau für Sie, ich bin eine recht gute Freundin; dazu taugt mein Herz mit ſeiner Liebe. Es hat ſich gewöhnt ſo viel zu umfaſſen, und dieſe Gewohnheit gibt ſich nicht leicht auf; ich muß ſo vielen Menſchen leuchten, was würde aus dieſen, wenn ich plötzlich unter einen Scheffel geſtellt würde? Nein, mein lieber Mondſtein, laſſen Sie ſich meinen Korb nicht verdrießen; reiſen Sie eine Weile in der Welt herum, von einem landwirthſchaftlichen

Digitized by Google

Verein zum andern; ſehen Sie ſich die wunderbaren Schafe an, die, wenn ſie mit Maulbeerblättern genährt werden, Seide machen ſtatt Wolle; laſſen Sie ſich vorrechnen, wie viel es Heu braucht, um ein Pfund Fett in der edlen Thierwelt hervorzubringen; ſtudiren Sie die Erziehung der Kälber, ſammeln Sie Notizen über Bewäſſerungs- und Entwäſſerungsſyſteme, durchdringen Sie mit Ihrem forſchenden Verſtand alle Düngerbereitung, und wenn Sie dann die leuchtende, gefeierte Clementine darüber einigermaßen vergeſſen haben, dann heirathen Sie ein blondes, ſanftes, wohlerzogenes Kind von guter Familie, mit einigem Vermögen und mit einiger Nachſicht gegen Sie und gegen alle Menſchen, ſo wie gegen das Schickſal überhaupt; dann werden Sie glücklich leben, beſonders wenn Sie immer recht viel zu thun haben."

Theoſaura hatte ſich eine eben ſo ſchöne Troſtrede für den Fürſten ausgedacht, die ſie ihm in der nächſten Geſellſchaft in der Fenſterniſche halten wollte; ſie entdeckte aber bald, daß der Fürſt bereits getröſtet war.

---

Eines Abends fuhr eine Poſtchaiſe langſam die Straße hinab und hielt vor der uns bekannten Villa. Der Poſtillon hatte nicht in's Horn geblaſen, nicht die Pferde ungeduldig angetrieben, die beiden Frauen im Wagen ſchienen keine Eile zu haben, nicht jenes ſehnſüchtige Verlangen nach der Heimath. Das Gefühl, nicht erwartet zu werden, ſprach ſich in ihrer Stellung im Wagen aus; ſie waren tief in die Ecken gedrückt und die eine dicht verſchleiert. Dieſe war Clementine.

Was war nicht alles vorgegangen in ihrem Herzen, ſeit wir ſie zum leztenmal ſahen! Sie hatte eine Liebe ſchwinden ſehen, die keine Liebe war, ſie hatte gezweifelt und wieder geglaubt, ſie war vom höchſten Glück in's tiefſte Elend geſchleudert worden, und hatte das alles ertragen, bis ihr die Gewißheit ward, daß ſie verlaſſen und verrathen ſey. Sie hatte viel gelitten, als ſie ihr Ideal zu einem gewöhnlichen Menſchen zuſammenſchrumpfen ſah, noch mehr, als ſie den Mann, den ſie ſo hoch geſtellt, ſogar unter die gewöhnlichſten Männer reihen mußte. Er hätte Tag und Nacht am Clavier ſitzen und in Tönen ſprechen müſſen; ſeine Worte und Thaten waren ſo gemein. Endlich, als die Enttäuſchung vollſtändig war, trieb das bittere Gefühl der Selbſtverachtung ſie zurück in ihr Landhaus.

Langſam erſtieg ſie die breiten Treppen ihrer Villa, matt von Seelenweh ſank ſie auf die Couchette, wo ſie einſt ſo ſchön geträumt hatte; der Balkon ſtand offen und der Abendhimmel auch. „O meine Meteore!" rief ſie händeringend und brach in lautes Schluchzen aus. Wie allein war ſie! Abgetrennt von der ganzen Geſellſchaft, von ihren frühern Freundſchaftsbanden, ſah ſie einem öden Leben in Einſamkeit entgegen. In dieſem Boudoir, das einſt der Sammelplatz aller Liebesmährchen der Geiſtreichen geweſen war, erwartete ſie jezt nicht Einen Beſuch. Mondſtein war verheirathet, das wußte ſie, der Fürſt auch. Eingedenk ſeiner einſtigen Freundſchaftsverſicherungen, hatte ſie ihm in der Reſidenz bei ihrer Durchreiſe ihre Ankunft melden laſſen, er aber hatte keine Zeit gehabt, ſie zu beſuchen. Seiner jungen, ſchönen Gemahlin konnte er ſie doch nicht vorſtellen, ihr durfte nur das Reine und Unbeſcholtene nahen. Clementine war auch kein Schmuck mehr für die Reſidenz, man konnte ſie weder zu Tableaus noch ſonſtigen Dingen brauchen, und Clementine ſah ein, daß ſie beſſer thäte, abzureiſen. Aehnliche Erfahrungen hatte ſie bei andern Freunden gemacht. „Ich muß allein ſeyn," ſagte ſie, aber ihr Herz ſehnte ſich nach einem Wort der Liebe, und heiße Thränen der Reue und Beſchämung ſtrömten von ihren bleichen, eingefallenen Wangen.

Da flog die Thür ſtürmiſch auf, und Theoſaura lag in ihren Armen und hielt ſie feſt und feurig umſchlungen wie ehedem. „Arme Clementine," ſagte ſie, „armes, wundes Herz, wo finde ich den Balſam für dich nach den ſchweren Leiden!" Sie weinte mit Clementinen, beider Thränen miſchten ſich, beider Thränen floſſen um daſſelbe Weh, um Clementinens; um ein eigenes hatte Theoſaura nie weinen können, ſie hatte nie Zeit dazu gehabt.

„Komm mit mir!" ſagte Theoſaura nach einiger Zeit, und ſie führte ſie in die dunkeln Wohnungen des Elends. Und als Clementine ſich über die Kranken beugte, zu den Trauernden Troſtworte ſprach, den Darbenden die Gaben ſpendete, als Theoſaura ſah, daß ſie das eigene Weh vergaß über dem Weh der Andern, da führte ſie ſie wieder nach Haus und umarmte ſie ſtürmiſch. „Du haſt lieben gelernt, dein Herz iſt erweicht; die Liebe zu dem einen Manne war der Anfangsbuchſtabe zu dem großen Liebesalphabet, das Chriſtus uns ins Herz gelegt hat. „Das einzige Reelle in der Welt iſt der Schmerz, Freude und Genüſſe laſſen ſich hinwegläugnen, ſie verblaſſen in der Erinnerung, nur der Schmerz behält ſeine grelle Farbe, er iſt ewig!" ſo ſagteſt du einſt und hatteſt recht; darum aber iſt die Aufgabe des Lebens, Anderer Schmerzen zu lindern und die eigenen würdig zu tragen!" — „Poetin!" verſezte Clementine, „was verſtehſt du denn von der Aufgabe des wirklichen Lebens?" — „Ob die Wahrheit zur Poeſie führt, oder die Poeſie zur Wahrheit — wer kann das ſagen? Für dießmal glaube mir: die Meteore haben dich getäuſcht, die Liebesſonne aber leuchtet ſicher auf dem Weg des Troſtes."

---

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden, Oktober.**

(Schluß.)

Induſtrieausſtellung. — Ständeverſammlung. — Theater.

Der außerordentliche Beifall, welchen die an Einem Tage mit der Kunſtausſtellung geſchloſſene Ausſtellung der Induſtrieerzeugniſſe ſich erwarb, hat in der Mehrheit der öffentlichen Blätter bereits ſtarken Wiederhall gefunden. Durch den Eintrittspreis von nur zwei und einem halben Neugroſchen und den Verkauf des Katalogs, der fünf Neugroſchen koſtete, ſind während der zweimonatlichen Dauer der Ausſtellung zwiſchen 6 und 7000 Thaler eingekommen. Beſonders groß war in den lezten Tagen der Zudrang zu den Gewerbserzeugniſſen, als auf den überall laut gewordenen Wunſch einer Verlängerung der Ausſtellungsfriſt die Direktion des Inſtituts ſich zu der öffentlichen Erklärung genöthigt ſah, daß dieſe Verlängerung unmöglich ſey, da wegen der herannahenden rauhen Jahreszeit das Innere des Orangeriegebäudes nicht mehr entbehrt werden könne. — Bei Gelegenheit dieſer Ausſtellung iſt ſo eben eine beſondere Schrift unter dem Titel: „die Manufaktur- und Fabrikinduſtrie des Königreichs Sachſen,“ verfaßt von einem durch ungemeine Intelligenz und Kenntniß längſt empfohlenen ſächſiſchen Fabrikanten Namens F. G. Wieck, erſchienen, welche die vollſtändigſte Auskunft über den abgehandelten Gegenſtand ertheilt. — Aus Anlaß des hier zur Feier ſeines 25jährigen Beſtehens zuſammengekommenen norddeutſchen Apothekervereins hatte die hauptſächlich in Drogueriearttikeln die bedeutendſten Geſchäfte machende hieſige Handlung Gehe und Comp. ſich zu einer Ausſtellung von Droguen und Naturalien bewogen gefunden, zu welcher ihr ein Theil des langen Saals auf der Brühlſchen Terraſſe überlaſſen worden war. Die überreiche Sammlung nicht nur von Arzneiwaaren, ſondern auch von einer ungeheuern Maſſe anderer Naturalien, und die Ordnung und Eleganz, die bei der Aufſtellung herrſchten, waren für jeden gebildeten Beſchauer ein Gegenſtand des Wohlgefallens. Durch Unterſtützung aus dem hieſigen naturhiſtoriſchen Muſeum und ſonſt waren die Reiche der Natur in ihren Erzeugiſſen, theils ganz wie dieſe aus ihrem Schooße hervorgegangen, theils in der Geſtalt, welche durch Kunſt ihnen gegeben worden, hinreichend repräſentirt. Wie die große Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit einer und derſelben Waare in Hinſicht auf deren Qualität oft Erſtaunen erregte, ſo erfreute auch die Stufenleiter manches Artikels vom erſten rohen Zuſtande bis zu ſeiner lezten Verwandlung durch Menſchengeiſt und Fleiß. Beſondern Dank der zahlreichen Beſucher dieſer Ausſtellung erwarb ſich der Kaufmann Gehe durch einen ſehr inſtruktiven gedruckten Katalog.

Die auffallende Verminderung der bunten, zum Theil glänzenden Menſchenmaſſe auf Straßen und Plätzen, welche gewöhnlich zur Zeit des abfallenden Laubes eintritt, vermag natürlich der Menſchenzuwachs durch die jezt hier anweſende Ständeverſammlung nicht auszugleichen. Die weſentlichſte Veränderung erzeugte aber der Zuſammentritt der Stände denn doch. Seit Einführung der neuen Staatsverfaſſung wurde die Theilnahme am ſtändiſchen Leben und Treiben immer größer; auf ſo hohem Punkte als dießmal ſtand ſie jedoch noch nie. Die mannigfache Verwicklung, durch welche die ſehnlichſt gewünſchte Löſung vieler wichtigen Zeitfragen erſchwert wird, tritt zu klar hervor, als daß nicht die Hoffnung auf die heilſamen Früchte der Berathung der Stände mit der Regierung in manchen Stücken ziemlich geſunken ſeyn ſollte. Dennoch iſt der Zudrang zu den Tribünen der Ständeverſammlung vielleicht noch nie ſo groß geweſen. Auch gibt es in der öffentlichen und Privatunterhaltung außer den Landtagsverhandlungen kaum einen Gegenſtand, der im Geſpräche viel Anklang finden könnte, als etwa die Vorgänge im Gebiete des Deutſchkatholicismus, welcher übrigens in der Regel zur Aufmerkſamkeit auf die Ständeverſammlung zurückzuführen pflegt.

Zwei Loſungsworte ſind es, welche während des nun abgelaufenen Sommers die hieſige Schauſpielkunſt fortdauernd im Munde führte. Dem erſten, Zauberſchleier genannt, war von der Bühne auf Reiſewizens endlich bei der achtzehnten Aufführung auf dem Anſchlagzettel der Ruheſtand für die dießmalige Saiſon feierlich zugeſprochen worden. Das litten aber die zahlloſen Freunde des Stückes durchaus nicht. „Auf vielfaches Verlangen“ mußte es ſchlechterdings zum neunzehntenmale auf die Bretter zurück, und ſchon am Abend nachher brachte es die Direktion des Hoftheaters endlich auch auf die Bühne am Linkeſchen Bade. Es gefiel, beſonders durch die von unſerem Räder eingelegten ſcherzhaften Impromptüs und die glänzenden Dekorationen, auch dort dergeſtalt, daß eine unmittelbar darauf erfolgte viermalige Wiederholung allezeit das Haus mit Schauluſtigen überfüllte. Es hat ſogar den Anſchein, als ob das Verlangen nach dieſer Poſſe noch eine Zeitlang anhalten werde. Da nun aber das bloß auf die Sommermonate berechnete Theater am Linkeſchen Bade nunmehr geſchloſſen iſt, ſo denkt, wie man ſagt, die Direktion darauf, dem als Poſſe nicht für hofbühnenfähig geachteten Stücke den Zutritt ausnahmsweiſe auch im ſtädtiſchen Theater zu gönnen. Das zweite Loſungswort war Neſtroy. Während die Zeitungen vom Ruhme deſſelben, als Gaſtſpieler in Berlin und anderwärts, überfloſſen, ernteten hier, nebſt ſeiner ſehr wohl aufgenommenen Neuigkeit „Unverhofft,“ auch andere ältere Poſſen von ihm, bei den Hofſchauſpielern wie auf Reiſewizens, rauſchenden Beifall. Fortwährend florirt ſeine Parodie der Oper Aſchenbrödel unter dem Titel „Aſchengretel“ auf dem Reiſewiziſchen Theater. Dagegen haben aber auch die Hofſchauſpieler das höhere Drama und die klaſſiſche Oper nicht vergeſſen, und unter anderem Shakeſpeare's Julius Cäſar wieder aufgeführt. — An für die Darſtellung geeigneten Neuigkeiten ſoll bei der Hofbühne gegenwärtig kein Ueberfluß ſeyn. Doch geht man damit um, Heinrich Laube's neues Luſtſpiel „Gottſched und Gellert“ in Scene zu ſetzen. — Das Theater auf Reiſewizens hat auch dießmal viel Thätigkeit bewieſen, beſonders im Einſtudiren neuer dramatiſcher Erzeugniſſe, wie z. B. erſt im vergangenen Monate mit den hiſtoriſchen Schauſpielen „Kunz von Kauffungen“ von Neumann und dem „Thurm von Nesle,“ ferner mit der Wiener Poſſe „Stadt und Land.“ In der lezten Zeit iſt auf dieſer Bühne abermals ein neues dramatiſches Produkt Neſtroy's: „der Färber und ſein Zwillingsbruder,“ gegeben worden. Das erfolgreiche Fortbeſtehen dieſes Sommertheaters, ſelbſt nach der für daſſelbe ſo drohenden Erneuung und Wiedereröffnung der Bühne am Linkeſchen Bade, ſtellt ihm ein recht vortheilhaftes Zeugniß aus.

**Beilagen:**

Literaturblatt Nr. 110 und Monatsregiſter Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Neununddreissigſter Jahrgang.

1845.

## November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

# Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

## Gedichte.


Gedichte von Charles Mackay. Von F. Beck. 265. — 268.
Sorge nicht. Von E. Niendorf. 270.
Eine Septembernacht. Von E. Geibel. 271.
Der Banter Kirchhof. Von E. H. Kolbe. 277. 278.
Erhebung. Von H. Stieglitz. 279.
Mitleid. Von E. Niendorf. 281.
Eine Herbſtſcene. Von E. H. Kolbe. 282.
Das Sanct Catharinen-Brünneli am Vierwaldſtätterſee. Von Reithard. 284. 285.


## Homonyme.


Der Artikel. 265. — Der Ruf. 280.


## Räthſel.


Fort! 272.


## Erzählungen.


Wallachiſche Mährchen. 267. 268. 269. 270. 271. 272. — 275.
Ein alter Herr und eine junge Meinung. Von L. Schücking. 276 — 281.
Der ſchönſte Baum. Von E. Niendorf. 285. 286.


## Aufſätze gemiſchten Inhalts.


Die Sterne und ihre Bilder. 262 — 264.
Aus den Pyrenäen. 262. 263. — 266. 267. 268.
Eine Stunde im Newgategefängniß. 272 — 276.
Blätter aus einem Album vom Genferſee. 269. 270.
Aus dem Rieſengebirge. 272 — 276.
Die römiſchen Alterthümer von Vienne an der Rhone. 273. 274.
Ueber das Mährchen als beſondere Dichtungsart. Von A. v. Sternberg. 278 — 283.
Londoner Wagenſtatiſtik 282 — 284.
Ueber ein Gemälde. 287.


## Korreſpondenz.


Münſter. 262. 263. 264. 265. — Baden-Baden. 263. 264. 265. 266. — Paris. 267. 268. 269. — 273. 274. 275. 276. — 286. — Wien. 269. 270. 271. — Frankfurt a. M. 272. — Aus dem Großherzogthum Baden. 275. 276. 277. — Aus dem Breisgau. 278. — Dresden. 277. 278. 279. 280. — Stuttgart. 280. 281. — Berlin. 282. 283. 284. 285. 286.


# Literatur-Blatt.


Nro. 111.

Taſchenbuch. Chriſtoterpe. Ein Taſchenbuch für chriſtliche Leſer auf das Jahr 1846. Herausgegeben mit mehreren Andern von Albert Knapp. — Länder- und Völkerkunde. 1) A. de Gerando. Siebenbürgen und ſeine Bewohner. Aus dem Franzöſiſchen von Julius B. Seybt. — 2) Aurelia. Bilder und Träume aus Baden und deſſen Umgegend. Von H. Schreiber.

Nro. 112.

Reiſe. Fragmente aus dem Orient. Von Dr. Jak. Ph. Fallmerayer.

Nro. 113.

Lyriſche Dichtkunſt. Das Hohe Lied. Von Titus Ullrich. — Reiſe. Fragmente aus dem Orient ꝛc. (Schluß.)

Nro. 114.

Mährchen. Wallachiſche Mährchen, herausgegeben von Arthur und Albert Schott. — Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Wilhelm Waiblinger. Herausgegeben von E. Mörike.

Nro. 115.

Epiſche Dichtkunſt. Maria. Ukrainiſche Erzählung von Anton Malczeski, überſezt von Conrad Roman Vogel. — Mährchen. Wallachiſche Mährchen ꝛc. (Schluß.)

Nro. 116.

Romane. 1) Fridolin Schwertberger. Bürgerleben und Familienchronik aus einer süddeutſchen Stadt von E. Spindler. — 2) Wilde Scenen in Wald und Prairie mit Skizzen amerikaniſchen Lebens. Aus dem Engliſchen des Amerikaners Charles Fenow Hoffmann von Fr. Gerſtäcker. — 3) Der fromme Jude. Eine Familiengeſchichte unſerer Tage, erzählt durch W. von Chézy.

Nro. 117.

Kirchenſachen. 1) Für die Zukunft der evangeliſchen Kirche Deutſchlands. Ein Wort an ihre Schirmherrn und Freunde von Dr. C. Ullmann. — Länder- und Völkerkunde. Mexiko im fünften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Nach chineſiſchen Quellen bearbeitet von C. Fr. Neumann. — Lyriſche Dichtkunſt. Aus der Kirche. Zeitgedichte von Heinrich Alexander Seidel.

Nro. 218.

Kirchenſachen. 2) Die Miſſion der Deutſchkatholiken. Von G. G. Gervinus.

Nro. 119.

Reiſe. Harri's Geſandtſchaftsreiſe nach Schoa und Aufenthalt in Südabyſſinien 1841 — 1843. Deutſch von K. v. K. — Roman. Eine Lebensfrage. Roman von der Verfaſſerin der Clementine von Jenny.

Nro. 120.

Dramatiſche Dichtkunſt. 1) Euripides. Von J. J. C. Donner. 2) Luſtſpiele des Ariſtophanes. Ueberſezt und erläutert von Hieronymus Müller. 3) La Comédie des nues d'Aristophane. Par Ch. A. Bering. 4) Schauſpiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Aus dem Spaniſchen überſezt von Adolf Martin. 5) Sämmtliche Werke von Joſeph Freiherrn von Auffenberg in 21 Bänden.

Nro. 121.

Kirchenſachen. 3) Die Verfaſſung der Kirche der Zukunft. Von Chr. C. J. Bunſen. — Naturkunde. Tellus, oder die vorzüglichſten Thatſachen und Theorien aus der Schöpfungsgeſchichte der Erde. Allgemein faßlich dargeſtellt von Dr. A. Sonnenburg.


# Kunſt-Blatt.


Nro. 88.

Ueberſicht über die hauptſächlichſten Denkmale alter chriſtlicher Architektur und Skulptur in Schwaben. (Fortſetzung.) — Die Münchner Kunſtausſtellung im Jahre 1845. (Fortſetzung.) — Denkmäler.


Digitized by Google

Nro. 89.

Die Münchener Kunſtausſtellung vom Jahre 1845. (Schluß.) — Bauwerke.

Nro. 90.

Ueberſicht über die hauptſächlichſten alten Denkmale chriſtlicher Architektur und Skulptur in Schwaben. (Fortſetzung.) — Bauwerke.

Nro. 91.

Ueberſicht über die hauptſächlichſten alten Denkmale chriſtlicher Architektur und Skulptur in Schwaben. (Schluß.) — Zur deutſchen Kunſtgeſchichte. — Bauwerke.

Nro. 92.

Das Abendmahl in S. Onofrio delle Monache zu Florenz, ein neuaufgefundenes Werk Rafaels. — Römiſche Moſaiken im Waadtland. — Malerei. — Alterthümer. — Literatur.

Nro. 93.

Das Abendmahl in S. Onofrio delle Monache zu Florenz. (Schluß.) — Kunſtliteratur. Memorie dei più insigni Pittori, Scultori e Architetti Domenicani, con aggiunta di alcuni scritti intorno le belle Arti del P. L. Vinc. Marchese. — Nekrolog. — Perſönliches.

Nro. 94.

Die Loggia des kaiſerlichen Muſeums zu Petersburg. — Kunſtliteratur. Memorie dei più insigni Pittori e Architetti Domenicani, con aggiunta di alcuni scritti intorno le belle Arti del P. L. Vinc. Marchese. (Schluß.) Phrixus und Helle. Elfenbeinrelief von Karl Fiſcher in Berlin. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen.

Nro. 95.

Bilderwerke zur Ueberſicht der Kunſtgeſchichte. — Ausſtellung.

---

[372]

# Gratis-Lieferungen

von

# Mozin's groſsem Wörterbuch.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen verſandt, die zweite Hälfte der neunten Lieferung von

## Mozin's vollſtändigem Wörterbuch der deutſchen und franzöſiſchen Sprache,

nach den neueſten und beſten Werken

**über Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften.**

Mit Beiträgen von

**Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgeſehen und vermehrt

von

**Dr. A. Peſchier,**

ordentl. Profeſſor an der Univerſität Tübingen.

**4 Bände. In 8 bis 10 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen.**

**Subſcr.-Preis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.**

**Scharfrichterhaus bis Stät.**

Bei der erſten Ankündigung dieſes Werkes hatten wir deſſen Vollendung in 8 Lieferungen zugeſagt und einen Subſcriptionspreis von 14 fl. oder 8 Rthlr. 8 gGr. für das Ganze feſtgeſetzt. Der Stoff wuchs jedoch unter den Händen des Herrn Profeſſor Peſchier ſo bedeutend, daß es uns nicht möglich war, unſere erſte Zuſage in Betreff der Lieferungen einzuhalten. Dagegen überſchreiten wir den urſprünglichen Preis nicht und liefern den Herren Subſcribenten, von der neunten Lieferung anfangend, alles Weitere **gratis**. Mozin's Wörterbuch iſt durch die ſorgfältige umfaſſende neue Bearbeitung um mehr als ein Drittheil ſtärker als in den früheren Auflagen geworden, und wird ſeinen lange bewahrten Ruf ſicher behaupten.

Alle Abonnenten, welche vor gänzlicher Vollendung deſſelben noch hinzutreten, **genießen oben angeführten Subſcriptionspreis und erhalten die Lieferungen 9 und 10 gratis.**

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

# Fortſetzung der deutſchen
# Vierteljahrs-Schrift
## für 1846.

Dieſe Zeitſchrift, die ſich ſeit ihrem Erſcheinen des ungetheilteſten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der erſten Gelehrten zu erfreuen hat, lieferte im Jahre 1845 folgende Aufſätze:

Erſtes Heft: Die fortſchreitende Entwickelung des deutſchen Eiſenbahnnetzes und was dabei ganz beſondere Beachtung verdient. — Theorie und Praxis zur Bewältigung des Pauperismus. — Der deutſche Strafprozeß auf ſeiner neuen Entwickelungsſtufe. — Zur deutſchen Einigung. — Der Wahnſinn im Kerker in beſonderer Beziehung zur vereinzelten Haft. — Die Ratifikation von Staatsverträgen. — Sprachreinigung. — Ein Wort über die Gewerbeausſtellungen des Zollvereines. — Der deutſche Schifffahrts- und Handelsbund, ſeine Nothwendigkeit und die Weiſe ſeiner Verwirklichung. — Das deutſche Volk und das Theater. — Kurze Notizen.

Zweites Heft: Die Studentenverbindungen auf deutſchen Hochſchulen. — Unſere Ströme. — Religion und Poeſie. — Das Corpus Juris und die hiſtoriſche Schule in ihrem Verhältniß zur deutſchen Rechtsentwickelung. — Die Behandlung fremder Eigennamen. — Das literariſche Eigenthum und ſeine Fortbildung in Deutſchland durch Geſetzgebung und Praxis nachgewieſen an dem Schellings-Paulus'ſchen Rechtsſtreite. — Das Rowland Hill'ſche Portoſyſtem vom deutſchen Standpunkte. — Die Majeſtät gegenüber dem deutſchen Volke. — Kurze Notizen.

Drittes Heft: Die deutſch-katholiſche Kirche. — Ueber Cretinismus und das Hoſpiz auf dem Abendberg. — Das literariſche Eigenthum und ſeine Fortbildung in Deutſchland durch Geſetzgebung und Praxis nachgewieſen an dem Schellings-Paulus'ſchen Rechtsſtreite. — Die Selbſtverwaltung der Gemeinden und Diſtrikte. — Die Encyclopädien, ein literar-hiſtoriſcher Rückblick. — Die Reform der deutſchen Rechtswiſſenſchaft und der Beruf der Geſetzgebung. — Die militäriſche Benutzung der Eiſenbahnen. — Die däniſchen Ständeverhandlungen über die Staatseinheit. — Kurze Notizen.

Viertes Heft: Iſt die Freigebung der Bauernlehen unter allen Umſtänden den agrariſchen Zuſtänden förderlich? — Betrachtungen über Militärverfaſſungen in dem Zeitalter der Induſtrie. — Der Verbrauch der menſchlichen Lebensbedürfniſſe in diätetiſcher, ſtatiſtiſcher und politiſcher Betrachtung. — Das Volksſchriftenweſen und der allgemeine deutſche Volksſchriftenverein. — Die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Schafzucht und Wollkunde in Deutſchland. — Die Erbaxe. — Die Vereine für wiſſenſchaftliche Vorträge. — Das Eingreifen der Regierung in die Bewirthſchaftung der Privatwaldungen. — Thee und Kakao. — Die Mittelpunkte. — Das Corpus Juris und die Idee des gemeinen deutſchen Rechts. — Kurze Notizen.

Das erſte Heft für 1846 erſcheint Anfangs December und wird enthalten Aufſätze von den bisherigen Mitarbeitern, zu welchen neuerdings die Herren Profeſſoren v. Ewald und Guhrauer hinzugetreten ſind.

Beſtellungen auf dieſen neuen Jahrgang bitten wir uns durch die betreffenden nächſtgelegenen Buchhandlungen bald möglichſt zukommen zu laſſen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften iſt 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

## Zweite Auflage von Goethe's Werken in zwei Bänden.

[374] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Lieferung einer neuen Ausgabe von

# Goethe's
# poetiſchen und proſaiſchen Werken
## in zwei Bänden,

welche wir, wie die frühere Auflage, in vier Lieferungen bis Oſtermeſſe 1846 vollſtändig veröffentlichen werden.

Dieſe Pracht-Ausgabe ſchmücken zehn gelungene Stahlſtiche nach Compoſitionen von Kaulbach, Stilke und Anderen, ſo wie Goethe's Portrait nach Rauch's Büſte.

Die vollſtändige Ausgabe in zwei Bänden wird im Subſcriptionspreiſe 24 fl. oder 14 Rthlr. — jede der vier Lieferungen 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr. koſten. An die Annahme der erſten Lieferung knüpft ſich die Verbindlichkeit für das ganze Werk.

Wir laden die zahlreichen Verehrer Goethe's zur Subſcription hiedurch ein, und haben ſämmtliche Buchhandlungen in den Stand geſetzt, dieſe Lieferung, wie die folgenden, zu den bemerkten Preiſen abgeben zu können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 262.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. November 1845.

Unſern Vorfahren war das Innere des Fixſternhimmels ein verſiegeltes Buch. Wir haben es eröffnet, und das Verſtändniß einzelner Buchſtaben und Zeichen hat ſo eben für uns begonnen; unſere Nachkommen werden es einſt leſen, und wie das Planetenſyſtem ſie bereits gefunden hat, ſo wird auch das Heer der Fixſterne, ja das geſammte Univerſum, wenn die rechte Zeit gekommen ſeyn wird, ſeinen Copernicus, Kepler und Newton finden.

Mädler.

## Die Sterne und ihre Bilder.

Das Himmelsgebäude erſchien dem Menſchen bis vor wenigen Jahrzehnten nur wie ein glanzvolles, aber ohne Ordnung an einander gereihtes Heer von Sternen. Man unterſchied zwar ſeit langer Zeit die wandelnden Sterne, die Planeten, von den feſtſtehenden, den Fixſternen, und erkannte bei den erſteren Geſetze ihrer Bewegung und ihrer gegenſeitigen Entfernung. Aber dieſe wandelnden Sterne ſind nur ein unendlich kleiner Theil des ungeheuern Sternenheeres. Man theilte ferner die feſtſtehenden Sterne nach Figuren ein, mit denen ihre Stellungen Aehnlichkeit zu haben ſchienen, und bedeckte mit dieſen Bildern die weiten Räume des Himmels. Aber dieſe Figuren waren nur Erzeugniſſe der Phantaſie, beſtimmt, dem Gedächtniß nachzuhelfen. Sie gaben keinen Schlüſſel, um die Ordnung des Himmels zu finden.

Verbeſſerte Werkzeuge und ſorgfältigere Beobachtungen führten nun aber in neuerer Zeit zu der Ueberzeugung, daß der bisher feſtgehaltene Unterſchied zwiſchen feſten und wandelnden Sternen in der Natur nicht beſtehe, und daß viele der bis jezt für unbeweglich gehaltenen Sterne ſich wirklich bewegen. — Man hat bis jezt gegen 2800 Sterne entdeckt, welche um einen gemeinſchaftlichen unſichtbaren Mittelpunkt ſich bewegen, und die man deßwegen Doppel- oder vielfache Sterne nennt. Es gelang auch, die Umlaufszeit vieler dieſer vielfachen Sterne zu finden, die von 43 Jahren bis auf mehrere tauſend Jahre ſteigt. Hier ergab ſich daher eine andere Art der Beleuchtung und Bewegung, als die in unſerem Planetenſyſteme herrſchenden. Während bei uns das Licht und die Maſſe, das ganze Leben des Syſtems in erhöhtem Grad im Mittelpunkt, in der Sonne ſich befindet, treten dieſe Kräfte bei jenen vielfachen Sternen mehr in den Umkreis. Aber ſo wichtig auch dieſe Entdeckung iſt, ſo öffnet ſich damit doch kein Blick in den Plan, nach welchem die Sterne in ihrer Geſammtheit gegen einander geſtellt ſind. Wenn man auch weiß, daß im Heer der Sterne häufig zwei oder mehrere zuſammengehören und nach eigenen Geſetzen ſich bewegen, ſo weiß man deßhalb noch nicht, nach welchen Gedanken alle Sterne geordnet ſind.

Faſt zu gleicher Zeit mit der Entdeckung der Doppelſterne wurde eine andere gleich wichtige gemacht. Man überzeugte ſich, daß auch unſer ganzes Sonnenſyſtem, alſo die Sonne mit allen Planeten und Kometen, im Weltraume ſich bewegt. Es gelang ſogar, die Geſchwindigkeit dieſer Bewegung zu berechnen. Man fand, daß ſie in einem Tag nicht weniger als 834,000 geographiſche Meilen beträgt, alſo viel bedeutender iſt, als die unſerer Erde in ihrem Lauf um die Sonne. Nicht lange, ſo brachte

Digitized by Google

man es auch dahin, die Sterne zu beſtimmen, auf welche die Sonne zurückt. Es ergab ſich, daß ſie den Sternen im Bild des Herkules mit jener großen Geſchwindigkeit zueilt. Aber auch dieſe wichtige Entdeckung verſchaffte noch keinen Blick in die allgemeinen Geſetze des Himmels. Dieſe zwei Entdeckungen führten zwar zur Ueberzeugung, daß auch in jenen fernen Räumen nicht die Ruhe herrſcht, ſondern das Leben; aber die Art des Lebens hatte man damit nicht gefunden.

Näher zu dieſem Ziel führten aber einige andere, faſt zu derſelben Zeit gemachte Entdeckungen und Forſchungen. — Man unternahm es nämlich, die Sterne zu aichen, das heißt die in einem beſtimmten Sehfeld ſichtbaren gleichartigen Sterne zu zählen, und ſchloß aus der Menge der Sterne auf die Tiefe der von ihnen gebildeten Schicht. Es gelang ferner, die Entfernungen der Sterne von einander und von unſerem Sonnenſyſteme theilweiſe annähernd zu beſtimmen. Dieß führte weiter, und wir gewannen ſo einigen Begriff von der wirklichen Geſtaltung des Himmels, von Figuren, die nicht bloß willkührlich als Nothbehelf des Gedächtniſſes erfunden ſind.

Nach dieſen Forſchungen, wie ſolche neuerlich Alex. v. Humboldt im Kosmos vortrefflich zuſammengeſtellt hat, iſt der Weltraum einem inſelreichen Meer unſeres Planeten zu vergleichen, auf dem die Weltkörper gruppenweiſe vertheilt ſind. Dieſe Gruppen ſind bald unauflösliche Nebelflecke, um einen oder mehrere Kerne verdichtet, bald Sternhaufen oder vereinzelte Sterne, Sporaden. Unſer Sonnenſyſtem gehört zu einem Sternhaufen, einer Weltinſel, die, linſenförmig abgeplattet, überall abgeſondert iſt, deren große Achſe zu ſieben- bis achthundert, deren kleine zu hundert fünfzig Siriusweiten geſchäzt wird, und die zu einem Drittheil in zwei Blätter oder Zweige getheilt, geſpalten iſt. Unſer Sonnenſyſtem ſteht nun, ſo vermuthet man, dieſer Theilung nahe, faſt in der Mitte der körperlichen Ausdehnung der Schicht, ihrer Dicke und kleinen Axe nach. Dieſe Weltinſel und viele andere Gruppen umgibt ein freier Gürtel von Sternen, ähnlich dem Ring des Saturn; es iſt dieß die ſogenannte Milchſtraße der Sterne. — Unſere Weltinſel liegt nicht im Mittelpunkt dieſes Gürtels der Milchſtraße, aber auch nicht in ihr ſelbſt oder zunächſt bei ihr, ſondern excentriſch zwiſchen dem Mittelpunkt und dem Umkreis. Dieſer Gürtel oder dieſe Sternenkrone theilt ſich in zwei Zweige, die ſich in zwei glänzende Knoten vereinigen, in welchen ungewöhnlich viele Sterne ſich zuſammendrängen, ſo daß man in der glanzvollſten Region in fünf Breitengraden 330,000 Sterne zählt, wie denn überhaupt die glänzendſten Sterne der Milchſtraße nahe gerückt erſcheinen. — Dieſer Milchſtraße der Sterne ſteht aber beinahe rechtwinklicht eine Milchſtraße der Nebelflecke gegenüber, die jene faſt in der Geſtalt eines größten Kreiſes in weiter Ferne ohne phyſiſchen Zuſammenhang umgibt.

Man ſieht, durch dieſe Reſultate der neueſten Forſchungen treten nun ſchon am Sternhimmel beſtimmte Figuren hervor, welche einen ahnungsvollen Blick in den Wunderbau des Himmels geſtatten. — Merkwürdig erſcheint ſchon hier ein ſich ausſprechendes Geſetz der Entwicklung des Mannigfaltigen. In unſerem Sonnenſyſtem drängt ſich noch der größte Theil des Lichts, der Maſſe, des Lebens, alles Individuelle beherrſchend, faſt beengend, in einem Mittelpunkt, in der Sonne zuſammen. In den vielfachen Sternen, die um einen maſſeloſen, unſichtbaren Mittelpunkt ſich bewegen, iſt ſchon das Leben im Umkreis vorherrſchend. In der Milchſtraße der Sterne, gegen welche ſich die meiſten glänzendſten Sterne zu drängen ſcheinen, iſt dieſe höhere Entfaltung des Individuellen nicht bloß durch die raſtloſe Bewegung einzelner Sterne angedeutet, ſondern in der glanzvollen, tauſendfach ſtrahlenden Sternenkrone vollſtändig ausgeführt. In der Milchſtraße der Nebelflecke ſcheint aber vollends die Herrſchaft des Mittelpunkts auch in den einzelnen Theilen des Umkreiſes von der Macht des ſtrahlenden Aethers beſiegt zu ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

## Aus den Pyrenäen.

(ſ. Nr. 256—258.)

### Coterez.

Ich wollte einen Raſttag in Luz halten und dann über den Berg nach Coterez. Morgens machte ich einen Ausflug auf dem Thalwege nach Coterez, um den Paß zu recognosciren. Dieſer Weg umgeht den Berg, ſtößt in Pierrefitte auf die Landſtraße von Pau nach Coterez, und iſt wegen ſeiner Schönheiten vielberühmt. Gewöhnlich kommen die Pariſer, die nach Bareges gehen, hier zuerſt in die Gebirge, und das iſt denn gewiß mit Urſache, daß der Weg ſo allberühmt iſt. Er iſt aber jedenfalls ſehr ſchön. Von Luz aus verengt ſich das Thal immer mehr, zulezt geht die Straße, in der Mitte des Berges in den Fels gehauen, an tiefen, ſenkrechten Abgründen vorbei, während ſie von hohen, ſteilen Felſen, oft ganz nackt, oft mit Tannen und Kräutern geſchmückt, überdacht iſt. Unten in der Tiefe erkämpft ſich der Bergſtrom Schritt für Schritt ſein Bett, bis zulezt bei Pierrefitte ſich das Thal wieder öffnet und die milden

Digitized by Google

Bilder eines in die Ebene ſich abdachenden Gebirges bietet.

Auf dem Rückwege nach Luz begegnete ich einem Manne, neben dem ein vierjähriges Kind einen eiſernen Keſſel mit Waſſer ſchleppte, während der Mann die Arme auf dem Rücken kreuzte. — Bald nachher ſprach mich eine alte Bettlerin an. Ich hatte kein Kupfergeld, und als ich ſie abgewieſen, fing ſie ganz ruhig eine Unterhaltung an: woher? wohin? was Amtes? weß Glaubens? Ich merkte bald, daß ſie betrunken war, und ſpeiste ſie darum barſch ab. Sie war wohl eine Cagote. Es gibt deren viele hier, und noch heute ſieht man die Thüre der Cagots in der Kirche von Luz, die aber gegenwärtig vermauert iſt. Die chriſtliche Gleichheit vor Gott hat endlich den Sieg davon getragen. Die Bettlerin aber gehörte einem Typus an, dem man oft hier begegnet, ſchlank, hager, ſpitzköpfig, ſpitznaſig, ſpitzkinnig, eckig und kantig in allen Linien und Zügen. Sie ließ keine Seele vorüber, ohne ein kleines Geſpräch mit ihr durchgeplaudert zu haben.

Wieder in Luz angekommen, fand ich den Guide des Wirthshauſes an der Thür ſtehend. Er war betrunken, aber das verhinderte ihn nicht, mir fünf Franken abzufordern, um mich zwei Stunden bis auf die Spitze des Berges zu begleiten. Ich entſetzte ihn augenblicklich ſeiner Würde und beſchloß, auf gut Glück es allein zu wagen. Um mich zu veranlaſſen, ihn jedenfalls mitzunehmen und recht theuer zu bezahlen, erzählte er mir mit ſtotternder Stimme, er ſey der Guide der Prinzen und ſuche ſeit acht Tagen alle Tänzer des Gabaret zuſammen, um den berühmten Tanz vor den Prinzen aufzuführen. Das Gabaret iſt ein Nachbarländchen des Béarn und der Tanz eine Art Bärenſprung der Männer ohne Frauen. Der Guide ſang mir die Melodie vor; es war das Barendudelei; aber er war nicht dazu zu bringen, ſeine Muſik mit dem Tanze zu begleiten. Er hatte gute Gründe, ſeinen Beinen nicht recht zu trauen.

Am andern Morgen war ich bei Zeiten auf dem Wege nach Coterez über den Berg, und zwar ohne Guide. Es war ein Sonntag, ſchönes Wetter, oft Schatten, oft helles Licht; oft lagen die Berge ganz klar vor mir, oft ſpielte eine Wolke um ihr Haupt, oft ſchnitt ſie eine Nebelſchicht in zwei Theile. Der Weg führt allgemach ſteigend durch zwei Dörfer. Im zweiten war faſt die ganze Gemeinde in der Kirche. An der Thüre fragte ich eine Frau nach dem Wege aus dem Dorfe. Man verirrt ſich ſelten auf offenem Felde, aber in dem Dorfe hier war neben jedem Hauſe ein Weg, und die Frau war ſo karg, ſo einſylbig in ihren Anweiſungen, daß ich bald merkte, ſie wolle mir den rechten Weg nicht zeigen. Ich ging alſo auf gut Glück weiter, und kam aus dem Dorfe, ohne auf Jemanden zu ſtoßen. Bald aber merkte ich an der Richtung und Wendung, die faſt wieder zurückführte, daß dieß nicht der rechte Weg ſey. Ich ging eine Strecke zurück und lenkte mehr rechts ein. Nach einer Stunde Steigens à la grace de Dieu — der Tag war ſchön, die Gegend hinter mir wundervoll, mit jedem Schritte wurde das Thal offener, mit ſeinen Städtchen, ſeinen Dörfern, ſeinen Flüſſen, Feldern, Wieſen, Bergen, ſeinen Wolken und ſeinem blauen Himmel immer ſchöner — ſah ich endlich eine uralte Frau und einen rüſtigen Burſchen von zwölf Jahren auf einer Wieſe. Ich rief dieſen zu mir und fragte, ob der Weg nach Coterez führe. „Nein," ſagte er, „er iſt mehr rechts." Er war gleich erbötig, mich bis auf den Berg zu begleiten. Es war ein kluger, feiner Burſche, und ſein Bruder war in der Normalſchule zu Paris geweſen. Er führte mich an ſeiner Stallhütte vorbei, wo er mir friſche Milch anbot, die ich gerne annahm. Dann kamen wir nach einem Halbkreiſe um den Berg an eine Stelle, wo wir auf einmal derſelben Alten wieder begegneten, mit der ich früher den Burſchen hatte ſprechen ſehen. Sie ſchlich auf ihren Krückenſtock geſtützt vorwärts. Da ward es mir klar, daß der Burſche mich weit umgeführt haben mußte. Auf dieſe Weiſe hatte er mich zu ſeiner Milch gebracht und mir thatſächlich bewieſen, daß ich nicht auf dem rechten Wege geweſen. An jedem Fußpfade drehte er ſich um und ſagte: „Sehen Sie, da hätten Sie ſich verlaufen können."

Nahe an der Kuppe des Berges geriethen wir in die Wolken. Meinem Führer wurde es zu lang, und ſo ſuchte er mir zu beweiſen, daß es viel beſſer ſey, den Weg zu verlaſſen und über das Heidekraut zur Spitze zu dringen, wo wir den Weg wieder finden würden. Er war barfuß, aber nach ein paar hundert Schritten hatte ich naſſe Strümpfe und Schuhe. „Du dummer Jakob!" ſchalt ich mich ſelbſt aus, „dich von einem zwölfjährigen Burſchen ſo narren zu laſſen!" Aber es war zu ſpät, ich mußte vorwärts, weil ich nicht gerne wieder zurück mochte. — Endlich, endlich erreichten wir die Spitze. Mir kam die ganze Geſchichte viel ſchlimmer vor, als das Beſteigen des Pic du Midi. Daran war aber nur die Urſache Schuld, die uns auf der Jagd nicht müde werden läßt. Ich hoffte hier oben nichts zu finden, als den Weg zum jenſeitigen Thale, und das genügte nicht, um den Geiſt zu ſpannen und den Leib durch dieſe Spannung zu heben. In den Wolken aber war überdieß Alles grau, nebelſchmutzig, todt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Münſter, Oktober.**

Das Jubiläum des Biſchofs.

Unſere Stadt iſt durch die Feſtlichkeiten eines ſeltenen Biſchofsjubiläums wieder mehrfach genannt worden, die Zeitungen haben in ihrer gebräuchlichen Weiſe darüber berichtet, d. h. in allgemeinen Phraſen, ohne ein charakteriſtiſches Moment hervorzuheben. Es iſt wirklich Schade darum, daß keiner der Augenzeugen eine literariſche Feder in Bewegung zu ſetzen vermochte, es hätte ſich ein artiges hiſtoriſches Genrebild daraus geſtalten laſſen. — Die weſtphäliſche Hauptſtadt war wie verwandelt; die ehrenfeſte Patriarchin war voll regſten Lebens und im bunteſten Putze. Die ganze Feſtwoche hindurch wogte Menſchengedränge durch die Straßen und alle Häuſer waren mit Kränzen und Fahnen geziert. Die zuſtrömenden Feſtgäſte von nah und fern konnten von der Poſtbehörde nur vermittelſt einer großen Anzahl Leiterwagen weiter befördert werden, da die Poſtchaiſen zu Beiwagen nicht ausreichten. Der Einzug wie der Abzug bot manchen komiſchen Anblick dar; übrigens zeigte ſich troz dieſes Zudranges von Menſchen nirgends die habſüchtige Induſtrie wie bei ähnlichen Feſten am Rhein; es trat nicht einmal eine Steigerung der Preiſe der Lebensmittel ein. Der Menſchenſchlag iſt hier noch zu arglos und bieder, um dergleichen Umſtände auszubeuten. In allen Ständen bethätigte ſich die uneigennützigſte Gaſtfreundſchaft gegen die Fremden, die Kirchenfürſten wurden von dem Adel mit ihrem Range angemeſſenem Aufwand bewirthet und beherbergt, und die armen Schullehrer der Provinz, die ihr Geſangfeſt zu Ehren des Biſchofs hier feierten, fanden freundliche Aufnahme bei den Einwohnern aller Confeſſionen. Man hat das Biſchofsjubiläum vielfach für eine Demonſtration der katholiſchen Partei gehalten, und die Zeitungen, welche derſelben als Organe dienen, haben allerdings unverhohlen und triumphirend ausgeſprochen, daß Münſter durch dieß kirchliche Feſt ſich ſtolz neben Triers Feierlichkeiten ſtelle. Um ſo merkwürdiger muß der friedfertige Charakter deſſelben erſcheinen, beſonders heutzutage, wo religiöſer Streit ſich überall verbreitet. Es herrſchte unter beiden Confeſſionen Eifer und Theilnahme für das Feſt; bei der Illumination hatten ſelbſt die Iſraeliten ſich mit Transparenten und Inſchriften betheiligt. Die proteſtantiſchen Behörden erhielten zahlreiche Einladungen zu den verſchiedenen Tafeln, und die höchſte Civilbehörde veranſtaltete ſelbſt ein großes Gaſtmahl zu Ehren des Jubelgreiſes. Derſelbe iſt ein Mann von fünf-und-ſiebzig Jahren (er bekleidete ſchon mit fünf-und-zwanzig Jahren die biſchöfliche Würde), er hat regelmäßige Züge, aus denen unverkennbare Gutmüthigkeit ſpricht, ſein Körper iſt ſehr hinfällig, er iſt völlig erblindet, harthörig und faſt immer vom Schlummer der Schwäche befallen; geiſtig iſt er demzufolge auch bereits ſehr abgeſtumpft, doch flackerte das Licht ſeiner Seele lebhaft auf während der freudigen Aufregung ſeines Jubelfeſtes. Es war ein rührender Anblick, den ſchwachen Greis mit dem frommen, zufrieden heitern Geſicht von alle dem Pomp ſeiner Kirche und ſeines Amtes umgeben zu ſehen. Man trug ihn dem Volke gleichſam zur Schau bei einem zweimaligen Umzug um die Domkirche, der in der That einen eigenthümlichen Eindruck hervorbrachte. In den ſchönen Lindenalleen des Domhofes rollte ſich der Zug, vom biſchöflichen Palaſte ausgehend, unabſehbar ab, die Biſchofsſtäbe und goldbrokatenen Infuln funkelten wunderbar in der warmen Herbſtſonne, vortrefflich nahmen ſich die mittelalterlichen Geſtalten der eilf Kirchenfürſten aus, die buntgeſtickten Fahnen aller Kirchſpiele flatterten maleriſch über der Gruppe, der Jubilar ſelbſt wurde in einem purpurſammtenen Seſſel von Seminariſten getragen. Ein großer Theil der proteſtantiſchen Civil- und Militärbehörde hatte ſich der feierlichen Prozeſſion angeſchloſſen. Unter der dichtgedrängten Zuſchauermaſſe konnte man leicht die Proteſtanten an ihren Lorgnetten erkennen, die ſie mit Beobachtungstrieb handhabten, während die Katholiken bei aller Schauluſt mehr fromme Bewunderung als Neugier an den Tag legten. Unter den Fremden erregte natürlicherweiſe Biſchof Arnoldi von Trier die meiſte Aufmerkſamkeit; er iſt von kleiner Geſtalt und hat unregelmäßige Züge. Arnoldi beklagte ſich nicht ohne Jovialität, daß ihm ganze Kiſten voll Schmähſchriften zugeſandt worden ſeyen. Nächſt ihm zog der Erzbiſchof Coadjutor von Köln die Augen auf ſich; Johannes von Geiſſel hat ein angenehmes Geſicht, edle und weiche Züge, ſeine Sprache klingt auffallend ſüddeutſch, er iſt ein gewandter Redner und führte hauptſächlich das Wort bei den vielen Toaſten bei den Gaſtmählern, die alle Tage ſtattfanden. Der Graf Droſte Erbdroſt, Neffe des Jubilars, entfaltete bei dem Feſte, das er gab, einen ſolchen Aufwand von Leckerbiſſen und alten Weinen, daß der Biſchof von Lüttich, ein ſchöner und geiſtreicher Mann, es ein diner monstre nannte. Die Armen der Stadt wurden indeſſen auch geſpeist und getränkt auf Veranſtaltung des Magiſtrats. Außer den Feierlichkeiten in den verſchiedenen Kirchen hatten die meiſten Feſtanſtalten ganz den weltlichen Charakter; denn Mahlzeiten, Aufzüge, Muſik und Illumination iſt man ſchon gewohnt an weltlichen Feſten dieſelben Dienſte thun zu ſehen. Es iſt zu verwundern, daß man nicht wieder zu den geiſtlichen Komödien des Mittelalters zurückgegangen iſt, die bei ſolchen Gelegenheiten noch anwendbar wären. Die Illumination der Stadt war übrigens vom glücklichſten Effekt, denn kaum dürfte ſich eine Lokalität ſo vorzüglich dazu eignen als gerade Münſter. Die gothiſchen Bogen des Prinzipalmarktes, die vielen Giebelhäuſer mit ihren alterthümlichen Verzierungen, die herrlichen Kirchen entfalteten ihre architektoniſchen Schönheiten im glänzendſten Lichte. Der ſchöne Domhof beſonders glich einem Feengarten, an den hohen Linden hinauf hingen die bunten Lampen wie Zauberfrüchte, wie brennende Goldorangen; die Portale und Fenſterbogen des Doms ſchienen mit Brillanten und Edelſteinen eingefaßt, ſo trefflich war das weiße Licht mit dem bunten gruppirt; ein Künſtlerauge hatte unverkennbar die Anordnung des Ganzen überwacht. Die ſämmtlichen Thürme der Stadt waren wahrhaft impoſant erleuchtet und ſtrahlten weit in die Ferne, beſonders der alte Ueberwaſſerthurm, von den Wiedertäufern zwar in ſeinem Rieſenbau etwas verkürzt, trug ein koloſſales Kreuz, das wie ein Meteor am klaren Nachthimmel ſtand und ſich über alle Beſchreibung ſchön ausnahm; von den meiſten Standpunkten aus wurde es gerade hoch über dem biſchöflichen Palaſt wie ein Wahrzeichen des Himmels ſichtbar. Die Privatwohnungen ſowie die öffentlichen Gebäude waren gleichfalls ſämmtlich mit Geſchmack beleuchtet, beſonders glänzend aber die ſogenannten adeligen Höfe, die unſerm reichen Landadel zum Winteraufenthalt dienen und meiſtens in dem zur Erleuchtung trefflich ſich eignenden Rococoſtyl erbaut ſind. Die Zuſchauer wogten dicht gedrängt neben den endloſen Wagenreihen her, aber kein unanſtändiger Laut wurde hörbar, nur friedliche und naive Beifallsäußerungen; meiſtens aber herrſchte ſchweigendes feierliches Staunen.

(Fortſetzung folgt.)

**Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

# Intelligenz-Blatt. Nro. 43.

Sonnabend, 1. November 1845.

[305] Librairie de **Firmin Didot frères à Paris**, Rue Jacob, 56, Imprimeurs de l'Institut de France;

# OEUVRES
DE
# CHATEAUBRIAND,

## EDITION NOUVELLE.

**Formant 10 volumes grand in-18, format anglais avec portrait.**

**PAPIER VÉLIN SATINÉ.**

**A 1 ÉCU DE PRUSSE LE VOLUME.**

Cette nouvelle édition publiée en 10 volumes format à la mode et très modique est aprésent terminée.

Le prix en est fixé à 1 Écu le vol. *seulement*. Cette édition contient en dix volumes les ouvrages suivants:

Le Génie du Christianisme, suivi de la Défense du Génie du Christianisme, et de la Lettre de M. de Fontanes. 2 vol.

Atala, René, les Abencérages et le Voyage en Amérique. 1 vol.

L'Itinéraire de Paris à Jérusalem, avec Notes, Pièces justificatives, Préfaces, etc., précédé de la *Note sur la Grèce*, et suivi du Voyage à Clermont, et du Voyage au Mont-Blanc. 2 vol.

Les Martyrs, accompagnés des Notes, et suivis de la Défense des Martyrs. 1 vol.

Les Natchez, suivis de la Description du pays des Natchez. 1 vol.

Études historiques et Analyse raisonnée de l'Histoire de France. 2 vol.

Les Quatre Stuarts, de Bonaparte et des Bourbons, de la Monarchie selon la Charte, et autres Mélanges politiques, Opinions et Discours. 1 vol.

**Edition gr. Royal in 18. à deux colonnes:**

*Oeuvres complètes de Chateaubriand* 5 vol. Prix 13 Rthlr. 8 gr.

" " " " 5 vol. *avec gravures*. Prix 16 Rthlr.

Se trouvent chez tous les libraires de l'Allemagne et de l'Autriche.

---

[297] Subſcription wird in allen Buchhandlungen angenommen auf eine

neue Ausgabe der neunten Auflage

des

## Converſations-Lexikon.

Vollſtändig in 240 Wochen-Lieferungen von 3 Bogen zu dem Preiſe von

**2½ Ngr. = 2 gGr. = 9 kr. rhein. = 7½ kr. C.-M.**

Um dem Converſations-Lexikon eine noch größere Verbreitung zu geben und deſſen Anſchaffung zu erleichtern, veranſtalte ich davon eine **neue Ausgabe in 240 Wochen-Lieferungen von 3 Bogen** und glaube dadurch dem Wunſche Vieler zu entſprechen, welche auf eine leichte Weiſe in den Beſitz dieſes ſo anerkannt nützlichen Werkes gelangen wollen. **In jeder Beziehung iſt übrigens dieſe neue Ausgabe mit der erſten übereinſtimmend.**

**Beſitzer älterer Auflagen des Converſations-Lexikon** können noch **bis Ende dieſes Jahres** von meinem Anerbieten, dieſe gegen die neunte Auflage umzutauſchen, unter den bekannten Bedingungen Gebrauch machen und dieſen Umtauſch durch jede Buchhandlung bewirken.

Von dem **Syſtematiſchen Bilder-Atlas zum Converſations-Lexikon** ſind bereits 30 Lieferungen erſchienen und wird derſelbe in **120 Lieferungen von 4—5 Blatt zu dem Preiſe von 6 Ngr. = 22** kr. rhein. = **18** kr. C.-M. vollſtändig ſeyn.

Leipzig, im Sept. 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[341] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Dr. Kläufoth (prakt. Zahnarzt in Berlin)

die natürlichen und

## künſtlichen Zähne.

Wie man letztere, ſo wie Gebiſſe und Erſatzſtücke mit Nutzen trägt, und die natürlichen in jedem Alter erhält. Nebſt einer tabellariſchen Zeitangabe über das Hervorbrechen der Zähne bei Kindern.

kl. 8. Geheftet. 45 kr.

Der durch ſeine vor Kurzem in Berlin erſchienene Odontoplaſtik bereits rühmlichſt bekannte Herr Verf. vereinigt in dieſer kleinen Schrift zum erſtenmal die Bearbeitung der künſtlichen Zähne, wie ſie für den Nichtarzt und den ſie bereits Tragenden von Nutzen iſt, mit der gründlichen Abhandlung über die natürlichen Zähne und füllt dadurch in der populären Literatur eine anerkannte Lücke aus.

---

## Phyſiologiſche Briefe

für Gebildete aller Stände,

von

**Carl Vogt.**

Erſte Abtheilung.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 16 gGr.

In der großen wiſſenſchaftlichen Bewegung der neueſten Zeit iſt auch die Phyſiologie nicht zurückgeblie-

Digitized by Google

ben. Die Begriffe vom Weſen nnd Wirken des Lebens in ſeinen verſchiedenen Richtungen haben auf zahlreichen Punkten eine völlige Umwandlung erlitten, ſeit man der althergebrachten Vorſtellung entſagt hat, als ob die Geſetze der organiſchen und die der ſogenannten todten Natur weſentlich ungleichartig ſeyen, als ob das Leben immer nur aus ſich nnd durch ſich ſelbſt begriffen werden könnte. Man hat ſeit einer Reihe von Jahren mit Ernſt angefangen, ſich überall zuerſt die Erſcheinungen des Lebens aus den verwandten der unorganiſchen Natur begreiflich zu machen, und die Geſetze, welche in der letztern gelten, auch im Spiele des Lebens aufzuſuchen. Zugleich iſt man bemüht, mit Hülfe des Mikroſkops die erſten Elemente des thieriſchen Baus und die Arten ihrer Vereinigung zu den verſchiedenen Gebilden unmittelbar zu ergreifen. Auf dieſem Wege hat die Phyſiologie raſch die erfreulichſten Fortſchritte gemacht, und in wenigen Jahren haben ganze Gebiete derſelben, wie die Lehren von der Nervenwirkung, vom Blutumlauf, von der Verdauung, Ernährung und Abſonderung, eine ganz andere, meiſt weit einfachere Geſtalt angenommen. So kommt es, daß die populären Vorſtellungen von den Lebensprozeſſen, wie ſie aus der Wiſſenſchaft der verfloſſenen Jahrhunderte in das Volk übergegangen ſind und die Grundlage ſeines mediciniſchen und diätetiſchen Glaubens bilden, mit dem heutigen Standpunkt des Wiſſens vielfach in großem Widerſpruch ſtehen. Es iſt an der Zeit, daß zunächſt die Gebildeten auch in dieſer wichtigen Beziehung dem Fortſchritt folgen und ihre Bildung ergänzen. In den vorliegenden Briefen ſtellt nun ein Mann, der ſich bereits durch ähnliche Arbeiten in der Allgemeinen Zeitung einem großen Leſerkreiſe empfohlen hat, ein ſehr lebendiges nnd faßliches Bild vom heutigen Stand des phyſiologiſchen Wiſſens und Strebens auf. Dem Zwecke gemäß ſind dabei nur feſt begründete Reſultate, nur nach den heutigen wiſſenſchaftlichen Begriffen wahre Thatſachen gegeben und ſubjektive Anſicht möglichſt in den Hintergrund geſtellt. Der Verfaſſer beſpricht in dieſer erſten Abtheilung in acht Briefen den Kreislauf und das Blut, Verdauung, Nahrungsmittel, Athmuug, Abſonderung, Aufſaugung und die thieriſche Wärme. Gerade auf dieſen Gebieten hatten ſich in der Wiſſenſchaft die unerwieſenen Vorausſetzungen am meiſten gehäuft. Der Leſer dieſer Schrift wird manchem phyſiologiſchen Mythus zu entſagen haben, aber er tauſcht dafür Anſchauungen vom Leben ein, die deſto erhabener ſind, je einfacher dabei die im Organismus herrſchenden ſchöpferiſchen Geburten erſcheinen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[312] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Fragmente aus dem Orient.

Von

## Dr. J. P. Fallmerayer.

2 Thle. gr. 8. Velinp. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Inhalt:

Vorrede. 1) Waſſerfahrt von Regensburg nach Trapezunt. Im Auguſt 1840. 2) Landung und erſte Eindrücke in Trapezunt. 3) Stadt und Weichbild von Trapezunt. 4) Der immergrüne Buſchwald von Kolchis und das Höhlenkloſter Sumelas. 5) Küſtenfahrt nach Keraſunt. 6) Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe, Verwaltung und öffentliche Zuſtände des Landes Trapezunt. 7) Vorwort über Konſtantinopel. 8) Ueber die weltgeſchichtliche Bedeutung der byzantiniſchen Monarchie im Allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere. 9) Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. I. 10) Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. II. 11) Fünf Wochen in Theſſalonika. 12) Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien. 13) Reiſe von Lariſſa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß. 14) Das ſlaviſche Element in Griechenland. 15) Wie der Fragmentiſt wegen ſeiner Anſichten über das griechiſche Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verſtändniß mit einem Theil der helleniſchen Literaten bringt und auch ſeinen Gegnern in Deutſchland keine Antwort ſchuldig bleibt. 16) Wie der Fragmentiſt zwei deutſche Reiſewerke über Griechenland mit einander vergleicht und nebenher den frieſiſchen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert.

Die Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe des Fragmentiſten iſt durch die Allgemeine Zeitung ſchon ſo bekannt geworden, daß es einer weiteren Anpreiſung ſeines Werkes durchaus nicht bedarf.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[136] In dem Unterzeichneten iſt erſchienen:

# Verkehr

auf den

# deutſchen Eiſenbahnen

im Jahr 1844.

Fahrbar Ende Decembers 326 deutſche Meilen oder etwa 2434 Kilometer (15 geographiſche Meilen = 115 Kilometer).

**Aus der Allgemeinen Zeitung für die Eiſenbahn-Direktionen beſonders abgedruckt.**

gr. Folio, ein Bogen. Preis 15 kr. oder 4 gGr.

und kann durch alle Sortiments-Buchhandlungen bezogen werden, welchen dieſe Tabelle auf Verlangen geliefert wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Zedlitz Waldfräulein.

## Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

# Waldfräulein.

## Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

## Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetſcher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf ſey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poeſie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernſten Todtenkränze, ſehr verſchiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meiſterſchaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfriſche, mit der heiterſten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Die Mündlichkeit,

## das Anklageprinzip,

die

## Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht

in

ihrer Durchführung in den verſchiedenen Geſetzgebungen

dargeſtellt

und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit

mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder

geprüft von

**Dr. C. J. Mittermaier,**

Geheimerrath und Profeſſor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Anſichten in Bezug auf die Umgeſtaltung des deutſchen Strafprozeſſes. Verhältniſſe, welche Einfluß auf dieſe Anſichten haben. §. 2. Ueber den neueſten Stand der Leiſtungen der Wiſſeuſchaft in Bezug auf die Verbeſſerung des Strafprozeſſes. §. 3. Engliſcher Strafprozeß in ſeiner praktiſchen Bedeutung und in ſeiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des ſchottiſchen und des iriſchen Strafprozeſſes. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Franzöſiſcher Strafprozeß. Entwickelung und Anwendung deſſelben. Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Frankreich. §. 6. Entwickelung des franzöſiſchen Strafprozeſſes in Belgien. §. 7. Strafprozeßgeſetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgeſetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Braſilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geſchwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergiſche Strafprozeßordnung, preußiſcher Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachſen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortſchritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgeſetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgeſetzgebung in der Schweiz. Statiſtiſche Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgeſtaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holſtein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Anſichten über Umgeſtaltung des Strafprozeſſes. Verhältniß des engliſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Hinderniſſe und Schwierigkeiten bei Abfaſſung neuer Strafprozeßgeſetzbücher. §. 22. Zuſammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozeſſes mit der Gerichtsverfaſſung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieſes Grundſatzes und Beſchränkungen deſſelben nach den verſchiedenen Geſetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Unterſuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltſchaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geſchwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angeſtellte Richter.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkes bezweckte die Hauptgrundſätze, von deren Annahme die Umgeſtaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Weſen und Einfluſſe, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange unter ſich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verſchiedenen Länder vergleichend darzuſtellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche ſtatiſtiſche Nachweiſungen Materialien der Prüfung ebenſo den mit Geſetzgebungsarbeiten Beſchäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[313] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

# Das Geheimniß

## der wohlfeilen Erzeugung und günſtigſten Ausbildung edler Wolle.

Als Nachtrag zu dem Werke:

## Die Zukunft

## von Deutſchlands Wollerzeugung und Wollhandel

von

**J. G. Elsner.**

gr. 8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gGr.

Inhalt:

Vorrede. Erſte Abtheilung. Von der wohlfeilen Erzeugung edler Wolle. I. Ein Wirthſchaftsſyſtem, welches die Schäferei begünſtigt, ohne dabei im Ertrage der übrigen Oekonomie verkürzt zu werden. II. Die Geſundheit der Schafe und das richtige Maaß von Futter. III. Wie iſt das Verhältniß des Wollgewinns zwiſchen großen und kleinen Schafen? IV. Wollreichthum und darin erlangte Conſtanz. — Zweite Abtheilung. Die günſtigſte Ausbildung der Wolle, durch welche ſie erſt ihren wahren und vollen Werth erhält. I. Die Haut der Schafe als der Grund und Boden, worauf die Wolle wächst. II. Vom Schweiße oder dem Fette der edlen Wolle. III. Die Haltung, Wartung und Pflege der Schafe. A. Art, Maaß und Zeit der Fütterung. B. Die Behandlung hinſichtlich der Aufſtellung im Stalle. IV. Die Behandlung der Wolle bei der Wäſche und Schur. V. Kann man das in dem vorigen Abſchnitte Geſagte auch auf halbveredelte und gemeine Wolle anwenden?

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[149] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Hebel's, (Dr. J. P.), allemaniſche Gedichte.** Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der allemaniſchen Mundart überſetzt von Adrian. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

— — **bibliſche Geſchichten.** Für die Jugend bearbeitet. Neue unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. Druckpapier 8 gGr. oder 36 kr.

— — **bibliſche Geſchichten.** Für die katholiſche Jugend eingerichtet von einem katholiſchen Geiſtlichen. 2 Theile. 8. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

— — **Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes.** Neue Auflage. gr. 8. 12 gGr. oder 48 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Schwerz's landwirthſchaftlicher Nachlaß.

[289] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

## Joh. Nep. von Schwerz's
## landwirthſchaftlicher Nachlaß.

Als Ergänzung des dritten Bandes ſeiner

**Anleitung zum praktiſchen Ackerbau**

bearbeitet und herausgegeben

von

**Dr. H. W. von Pabſt,**

Direktor des land- und forſtwirthſchaftlichen Inſtituts zu Hohenheim.

Mit 3 Lithographien.

8. brochirt. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1.

Hauptabſchnitte des Inhalts:

Erſte Abtheilung. Kultur der Handelsgewächſe. Vorbemerkung. I. Lein- und Flachskultur. II. Hanfbau. III. Raps und Rübſen. IV. Mohn. V. Einige andere Oelgewächſe. VI. Tabaksbau. VII. Farbepflanzen. Zweite Abtheilung. Sammlung zerſtreuter Blätter ꝛc. I. Landwirthſchaftliche Aehrenleſe. II. Notizen über die Landwirthſchaft in Weſtflandern. III. Auszüge ꝛc., betreffend die Verhältniſſe eines Pachthofes in Weſtflandern.

Den vielen Freunden und Schülern des wackern Schwerz wird dieſer ſeinem Andenken mit Liebe geflochtene Kranz eine willkommene Gabe ſeyn.

Die drei Bände der vortrefflichen Anleitung zum praktiſchen Ackerbau mit dieſem dieſelben ergänzenden Nachlaß koſten nun zuſammen fl. 11. 45 kr. oder Rthlr. 7., während der frühere Preis der erſten drei Bände für ſich allein fl. 14. oder Rthlr. 9. 8 ggr. geweſen iſt.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Lehrbuch für Förſter
## und für die, welche es werden wollen,

von

**Dr. Georg Ludwig Hartig.**

Achte vielfach vermehrte und verbeſſerte Auflage.

**Mit vier Kupfertafeln, worunter zwei colorirt, und Tabellen.**

Nach des Verfaſſers Tode herausgegeben von

**Dr. Theodor Hartig.**

3 Theile. gr. 8. Velinpapier. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Schon mehrere Jahre vor dem Tode des Verfaſſers ward ſeinem Sohne der Auftrag, ſich für den Fall einer neuen Auflage des Lehrbuches für Förſter einer gänzlichen Umarbeitung des dem Standpunkte der Wiſſenſchaft und den geſteigerten Anforderungen an wiſſenſchaftliche Bildung der Revierförſter nicht mehr entſprechenden erſten Bandes zu unterziehen. Dem Auftrage Folge leiſtend, übergibt er den Fachgenoſſen hiemit einen kurzen Abriß derjenigen Zweige der Naturkunde, welche für den Forſtwirth von beſonderer Bedeutung ſind, indem ſie diejenigen Kräfte, Stoffe und Körper behandeln, welche auf die Holzerzeugung und Erziehung weſentlichen Einfluß ausüben, die Art und Menge derſelben beſtimmend. Zuſätze größeren Umfangs enthält noch der zweite Band in den Abſchnitten über Betriebslehre, Bewirthſchaftung der Mittelwälder und über Forſtinſekten. Außerdem haben die beiden letzten Bände noch von der Hand des verſtorbenen Verfaſſers viele und wichtige Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten, die nach deſſen handſchriftlichen Bemerkungen in dieſe achte Auflage übergegangen ſind. Der Beifall, womit die früheren Auflagen dieſes Werkes aufgenommen wurden, iſt die ſicherſte Bürgſchaft für den Werth deſſelben, weßhalb ſich der Herausgeber dieſer neuen Auflage keine Aenderungen, ſondern nur Zuſätze zu dem Früheren, da wo es zweckmäßig erſchien, geſtattet hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 263.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 3. November 1845.

Du willſt zu Menſchen niederwallen?
Verſuch' es, wie ſie dir gefallen.
— C. Mayer.

## Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Der Burſche hatte mich wohl eine Stunde begleitet und ich gab ihm einen Franken; aber er proteſtirte auf die patzigſte Weiſe und behauptete, er habe wenigſtens drei Franken verdient, und die Milch ſey auch, ſo hoch oben wenigſtens, zehn Sous werth geweſen. Ein franzöſiſcher Reiſender, Graf Vaudreuil, ſagt irgendwo: „Die Bergleute von Bigorre betrachten die Fremden wie eine Beute, die ihnen Wind und Wetter zuführt, ungefähr wie die Bewohner gewiſſer Meeresufer die Unglücklichen, die der Sturm an ihre Ufer wirft.“ Vom kleinſten bis zum größten ſind ſie geſchliffen und gewitzigt und wiſſen von jedem Zufalle Nutzen zu ziehen. Dennoch mußte der Burſche ſich mit dreißig Sous begnügen, wozu noch drei für die Milch kamen, die ich einfältig genug war, noch nachträglich zu zahlen, als die Reiſe mit den dreißig Sous abgethan war. Die Liſt, mit der er ſeine Milch in Petto behielt, bis wir über den Führerlohn im Reinen waren, verdiente übrigens die drei Sous in den Kauf zu erhalten.

Ich glaube aus Aerger und in der Hoffnung, mich einem andern Hirten in die Hände zu liefern, zeigte mir der Burſche hier oben einen verkehrten Weg. Genug, nach ein paar tauſend Schritten hörte der Weg ganz auf; aber dieſe tauſend Schritte hatten mich aus der Nebelwolke gebracht. Ich konnte das Thal überſehen, errieth die Richtung, in der Coterez lag, und ſah dann auch bald den Weg weiter rechts unter mir.

Es iſt ein wohlthätiges Gefühl, ſo aus dem Nebel in das helle Sonnenlicht hineinzuſchreiten. Die Ausſicht öffnete ſich mit jedem Schritte immer mehr. Ich überſah das ganze Thal mit ſeinen Tannenbergen und Granitfelskronen. Bald führte der Weg in einen Tannenwald; es waren viele graue Alte unter den ſtolzen ſchmucken Burſchen, und ich bot ihnen in Ehrfurcht einen ſchönen guten Tag. Aber ſie hatten mir heute nichts Rechtes zu ſagen. Es fehlte etwas an meiner Luſt; ob ich zu müde war, ob die Sonne nicht kräftig genug durchdrang — ich weiß es nicht; aber es jubelte nicht in mir und ich ſchlich kopfhängeriſch den Berg hinab. — Vor einer Scheune ſezte ich mich nieder und hielt hier mein Frühſtück. Die Ausſicht auf Coterez zu meinen Füßen war ſchön, aber es ſchmeckte doch nicht recht. Weiß der Himmel, woran es fehlte.

Mein Weg führte an dem Park vorbei, und die erſten Badegäſte, die ich ſah, waren ſieben Geiſtliche, die im Kreiſe ſtanden und plauderten, wie die Offiziere bei der Wachtparade, wenn die Parole ausgetheilt wird.

Digitized by Google

Das erſte beſte, iſt mein Grundſatz in Bezug auf's Wirthshaus; aber ich nahm heute erſt das dritte. Das erſte hieß hôtel des princes, das zweite hôtel des ambassadeurs. Ich ging weiter; beim dritten hieß es: zum goldenen Löwen. Nun bin ich zwar auch kein Löwe, aber ich mag doch lieber mit Löwen als mit Prinzen und Diplomaten zu thun haben, und ſo kehrte ich im goldenen Löwen ein.

Auf der Schwelle des Hauſes ging eine ſehr feine und ſehr galante Dame nebſt einem Pariſer Löwen an mir vorbei, und ſie ſprachen vom Tanzen, von der Polka. Gott ſey Dank, dachte ich, hier geht's luſtiger zu als in den andern Bädern der Pyrenäen! Wirklich hatte hier Alles ein halbwegs froheres Anſehen. Auf der Promenade des Parks begegnete ich vielen ſchönen Frauen. Ich merkte ſpäter, daß ſie meiſt Bordeauxerinnen waren, und hatte ſchon vorher gehört, daß dieſe ſehr ſchön ſeyen. Ich ſah ein paar ganz ausgezeichnete Geſtalten. Die Kammerfrau einer Herrin, die ebenfalls im goldenen Löwen wohnte, war eine ſehr ſchöne ſtolze Römerin aus Toulouſe, mit einem Schnurr- und Knebelbart, der einem Huſaren keine Schande gemacht hätte und ihrer kräftigen Schönheit kaum Eintrag that. — An der Table d'Hôte aber erklärte alle Welt, daß man ſich ſehr langweile. Das Eſſen war ſchlecht, nnd das mochte den Herrn den Humor verderben; denn ich glaube, daß es Leute genug gab, die ſich in Coterez amüſirten. Ich machte über Tiſch mit einem Lieutenant, der aus Bareges auf vier-und-zwanzig Stunden hieher gekommen war, Bekanntſchaft, und wir waren dann für vier-und-zwanzig Stunden faſt unzertrennliche Geſellſchafter. Es war nicht ganz freie Wahl von mir, aber ich bin nicht ungehalten ob des halben Zwanges; denn der Mann war armen Geiſtes und reichen Herzens, und wenn mich erſteres Anfangs ein wenig ſtörte, ſo belehrte mich lezteres nach und nach, wie leicht es iſt, jenes dieſem gegenüber zu entbehren. Selig ſind die Armen! das iſt wahr und wird ewig wahr bleiben. Wo nur Geiſt iſt, wo der Geiſt auch nur vorherrſcht, da iſt ſehr bald die Seelenöde nicht auszuhalten.

Es fand dieſen Abend ein großer Ball ſtatt, und ich geſtehe, daß ich es ſehr beklagte, keinen Leibrock bei mir zu haben. Wir ſahen die ſchönen Damen wie Kranke in Tragſtühlen nach dem Balllokale hinbringen. Wir zogen nach und ſahen die ſchönſten Toiletten im Hausflur zurechtlegen und die Falten von den Tragſtühlen her mit ſanfter Hand ausglätten. Es zog uns immer weiter, und ſo geriethen wir bis auf die Treppe und von der Treppe bis auf die Flur vor der Thüre des Ballſaales. Dort ſtand die ganze weibliche Dienerſchaft der tanzenden Herrinnen und ſah mit Stolz und Neid zugleich in das glänzende Heiligthum hinein. Es war viel Prunk, viel Putz, viel Lichtglanz in dem Saale, und ich bin ſicher, die Herrn und Damen haben ſich dort gerade ſo gut amüſirt, wie in ihrem Salon in Paris. Widerſpricht das aber dem allgemeinen Urtheile der Gäſte an der Table d'Hôte: „Wir langweilen uns?" — Ich wage es nicht, die Frage zu beantworten. — Als wir wieder auf die Straße kamen, hörten wir vom Markte her Jubeln und Lachen, das an den Bergen wiederhallte. Es waren Gaukler und Springer. Der Spaßmacher traf oft die Lachnerven der Maſſe, und ich glaube gewiß, ſie langweilte ſich gar nicht und hätte dieſe Kunſtſtücke und Pfahlſpäße für keinen Ball hingegeben.

Nachdem wir uns ſo den Ball angeſehen und die Komödie mitbelacht hatten, konnten wir uns das Zeugniß geben, daß wir dem Tage alle Ehre angethan, nnd gingen ruhig zu Bette. — Ich aber träumte von dem Schnurr- und Knebelbart der ſchönen ſtolzen Römerin aus Toulouſe.

## Die Sterne und ihre Bilder.

(Fortſetzung.)

Es treten uns damit aber auch beſtimmte Geſtalten des Weltgebäudes auf überraſchende Weiſe entgegen. Die Geſtalt der Weltinſel, zu welcher unſer Sonnenſyſtem gehört, hat, wie ſchon die von einer Linſe und von einem geſpaltenen Blatt entlehnten Ausdrücke andeuten, Aehnlichkeit mit einer Curve, die in der Pflanzenwelt häufig vorkommt, am meiſten mit einem in zwei Blätter ſich ſpaltenden, unten aber verbundenen Blumenkelch oder mit einem auf dieſe Art ſich entfaltenden Zweige. Es gelingt auch wohl einſt, die Geſetze der Curve, welche die Form unſerer Weltinſel beſchreibt, genauer zu beſtimmen. Wie man in unſerem Sonnenſyſtem aus den Geſetzen, nach welchen ſich die gegenſeitigen Entfernungen der bekannten Planeten beſtimmen, auf das Daſeyn anderer, damals noch unbekannter ſchloß und in den vier kleinſten Planeten, welche man als Fragmente eines größeren betrachten durfte, dieſe Vermuthung beſtätigt fand, ſo mag es der Aſtronomie dem zuſammengeſezten Syſteme unſerer Weltinſel gegenüber gelingen, aus den Geſetzen der bekannten Theile auf das Daſeyn und das Verhalten der übrigen zu ſchließen und die Forſchungen dadurch zu ergänzen. Wie man aus drei Punkten eines Kreiſes den ganzen Kreis, aus fünf Punkten eine Linie höherer Ordnung zu finden im Stande iſt, ſo mag es eines Tages geſtattet ſeyn, die ſichtbaren Sterne eines Syſtems als die mathematiſchen Punkte anzunehmen, aus welchen die ganze Figur deſſelben berechnet und entwickelt werden kann.

Digitized by Google

Eine noch reichere, erhabenere Figur tritt uns nun aber in der Milchſtraße der Sterne entgegen. Zeigte unſere Sterneninſel nur die Form eines einzelnen Zweigs oder Blumenkelchs, ſo finden wir hier eine ſtrahlende Blumenkrone, welche den weiten Himmelsraum umfaßt, deren zwei Aeſte in Knoten ſich verſchlingen und von welcher unſere Sterneninſel nur ein einzelner kleiner Ausläufer iſt, deſſen Verbindung mit der Krone noch zu finden wäre. Die Geſtalt dieſer glanzreichen Himmelskrone näher zu entwickeln, wird dem Menſchen noch lange nicht gelingen, vollſtändig ſie darzuſtellen, wohl nie. Aber auch hier iſt ſchon das Forſchen eine lohnende Mühe, und wenigſtens eine Ahnung davon gegeben zu haben, iſt ein Verdienſt, welches die Beſtrebungen der jetzigen Zeit auszeichnet.

Wenn nach dieſer Darſtellung in dem großen Himmelsgebäude alles Licht, alle Maſſe, alles Leben vom beherrſchenden Mittelpunkt weg gegen den Umkreis ſich hindrängt, wenn innerhalb dieſes Kreiſes nur vereinzelte Inſeln, Sporaden ſich finden, ſollten die unermeßlichen Räume, die vom Umkreis eingeſchloſſen ſind, leer ſeyn, dem Tod angehören? Wo iſt das Haupt, welches von jener ſtrahlenden Himmelskrone geziert und umgeben iſt? Es widerſtreitet allen Wahrnehmungen, welche wir auf unſerem Erdball machen, eine Form ohne Inhalt, einen Raum ohne Leben anzunehmen. Wenn wir hier in jedem Cubikzoll des Polirſchiefers Millionen von Thierkörpern finden, wenn wir alle Räume des Erdkreiſes, alle Tiefen des Meeres von organiſchen Weſen durchrankt und bevölkert ſehen, ſollten jene weiten Räume des Himmels nicht einmal die Unterlagen des Lebens enthalten? Man berechnet, daß die nächſten Firſterne von der Sonne mehr als 11,000 Uranusweiten entfernt ſind, deren jede neunzehnmal größer iſt als die Entfernung der Sonne von der Erde. Man berechnet, daß jene geringſte Entfernung immer noch 250mal ſo groß iſt, als die weiteſte Entfernung eines Kometen von der Sonne. Dieſe Zwiſchenräume ſollten leer ſeyn, dem Nichts, dem Tod angehören?

Wir haben aber bereits beſtimmte Anzeichen von der Erfüllung dieſer Räume, wenigſtens der Räume, welche zwiſchen den Planeten liegen. Am kleinen Enkeſchen Kometen, der in nur 3⅓ Jahren um die Sonne läuft, bemerkte man bei jeder Vollendung ſeines Umlaufs eine Abkürzung, die man einem Widerſtand zuſchreibt, welchen der Komet erfährt, einem Stoff, der über ſeine Bahn verbreitet iſt. — Die Sternſchnuppen und Meteorſteine, deren Abkunft aus jenen Welträumen nach dem Stand der jetzigen Unterſuchungen nicht mehr bezweifelt werden kann, geben weiteres Zeugniß von dieſer Erfüllung des Himmels. Die nähere Betrachtung dieſer Erſcheinungen überzeugt uns auch, daß die Körper, welche manchmal aus dem Weltraume zu uns herunter gelangen, nur die Reſte, die Schlacken ſind der vorbeiziehenden Stoffe, daß alſo aus ihrer Beſchaffenheit auf die jener Stoffe vor dem Fall kein ſicherer Schluß gezogen werden kann. Die Aufloderungen und Pulſationen, welche einen ganzen Kometenſchweif in wenigen Sekunden zu durchzittern ſcheinen, ſprechen gleichfalls für meteoriſche Erſcheinungen, die in viel höheren Regionen vorgehen, als zu welchen die irdiſche Luftſchichte reicht, und die eine wogende Himmelsluft, einen Aether vermuthen laſſen. Für dieſe leuchtende Himmelsluft ſpricht auch die wunderſame Erhellung ganzer mondloſer Nächte, die manchmal ſelbſt in ihrer Mitte kleine Schrift leſen läßt, ebenſo die Erleuchtung der ſternloſen Oeffnungen im Himmel, die auf einen dahinterliegenden, durchſcheinenden, entzündeten Aether ſchließen laſſen.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Baden-Baden**, Oktober.

**Umwälzung im Badeleben.**

Die Zeit iſt ein ſtetes Fortrücken, das an und für ſich keine Abſchnitte kennt; wie aber der menſchliche Witz die Uhr erfand, um die unabſehbare Leine in gleichmäßigen Zwiſchenräumen mit Knoten zu bezeichnen, ſo ſchneidet er auch gleichſam Kerben in das fortſchreitende allgemeine Menſchenleben, und was in unmerklicher Bewegung ſich allmählig geſtaltet, wird dadurch in der Erinnerung zu einem plötzlich Gewordenen. So ſagen wir auch hier in Baden: das Badeleben habe ſich plötzlich ganz und gar verändert; dieſes „plötzlich“ aber wiederholt ſich ſeit mehreren Jahren ſchon im Munde der Leute, die, mitten im Umſchwung von Schwindel ergriffen, noch nicht recht zu ſich ſelber kommen können. Doch mag es leicht der Fall ſeyn, daß mit dieſem Sommer die Eigenthümlichkeit ſich erſt ganz vollkommen ausprägte, um für eine kürzere oder längere Zeit maßgebend zu bleiben. Die Eiſenbahn durchzieht der Länge nach das Land von Mannheim bis Freiburg, und die bevorſtehenden Verlängerungen nach allen Seiten hin werden vor der Hand keinen andern Unterſchied herbeiführen, als etwa in der vermehrten Zahl der Reiſenden. Dieſe Zahl iſt in Baden ſelbſt beinahe unglaublich geweſen; die Badeliſten der Kurzeit überſteigen noch die bisher unerhörte Ziffer von ein-und-dreißig tauſend Perſonen, und die Schaaren der Tagesgäſte wären nur dann annähernd zu berechnen, wenn die Verwaltung des Schienenwegs über die Zweigbahn zwiſchen Baden und Oos beſonders Buch führte. Straßburg, Freiburg, Heidelberg, Mannheim, mit allem, was dazwiſchen liegt, gehören jezt zur Umgegend von Baden, und wer ſonſt ſeinen Sonntag in dem oder jenem nahgelegenen Beluſtigungsort zubrachte, der geht jezt eben ſo leicht nach Baden, von wo ihn der ſonntägliche Nachtzug wieder heimführt. Ob die genannten Orte etwa Verluſte dadurch erleiden, darüber hab' ich noch nichts vernommen, glaub' es aber um deßhalb ſchon

nicht, weil ſechs Wochentage leicht den Sonntag erſetzen. Das iſt nämlich ſo zu verſtehen: der Anblick des Badener Treibens iſt mehr als jeder andere geeignet, durch das Beiſpiel auffallender Verſchwendung von Zeit und Geld, behaglichen Müſſiggangs und verfeinerter Genüſſe aller Art die letzten Reſte altfränkiſch bürgerlicher Begriffe auch in denjenigen Leuten zu vertilgen, deren Daſeyn eigentlich auf ein arbeitſames eingezogenes Leben angewieſen wäre, und ſo wird die geſteigerte Genußſucht ſicherlich die Zehrgärten neben den Städten vom blauen Montag bis zum Samſtagabend ſo wenig zu kurz kommen laſſen, als die ganze lange Stufenleiter von irgend einem europäiſchen, ruſſiſchen oder ſonſtigen Hof zu der Stadt Paris oder London bis hinab zu Sonnen, Drachen, Sternen, Engeln und Rebſtöckeln zu kurz kommt. Es iſt überhaupt ein bekannter Mißſtand der ſchnellern und leichtern Verbindung entfernter Punkte durch Eiſenbahnen, daß die Entſittlichung großer Städte und die noch gefährlichere, weil offen zu Tage liegende der Kurorte einen bei weitem größern Kreis ergreift, wie ehedem. Eine andere Schattenſeite, doch nicht für Baden an und für ſich, nicht für ſeinen Glanz als Kurort, wohl aber für das jetzige Geſchlecht der Hausbeſitzer iſt das entſchiedene Fallen des Häuſerwerthes, weil faſt alle Gäſte in den Gaſthöfen bleiben, und diejenigen immer ſeltener werden, welche mit der ganzen Familie monatelang verweilend einer geräumigen Wohnung bedürfen. Auf dieſes Bedürfniß hin iſt aber das Baden gebaut worden, wie es ſeit ſechs, acht und zwölf Jahren erwuchs, und ſo bleibt bei dem Sinken der Miethpreiſe, bei den geſteigerten Anſprüchen der Miether an Bequemlichkeit und Pracht den Hausbeſitzern, beziehungsweiſe ihren Gläubigern nichts übrig, als noch zu retten was zu retten iſt und die frühere Herrlichkeit zu vergeſſen, jene ſchöne Zeit, in welcher die reichen Pfefferſäcke von Baſel ſich herzudrängten, um Bauluſtige mit ihrem Geld zu verſehen. Damals kamen freilich nur fünfzehntauſend Fremde den Sommer über, aber im Durchſchnitt verweilte jeder einzelne für vier oder fünf der flüchtig Reiſenden von heut, und ſo muß die neue Zeit mindeſtens ſechzigtauſend Beſucher in jeder Kurzeit herbeiführen, um die ältern Zuſtände wieder herzuſtellen. Das aber wird ſchwerlich geſchehen, denn was untergegangen, kommt in gleicher Geſtaltung nimmermehr zum Vorſchein; auch iſt es nicht Baden ſelbſt, welches darunter leidet, ſondern nur ein Theil ſeiner Einwohnerſchaft, was zwar immerhin beklagenswerth, aber von höherem Standpunkt aus genommen nicht weſentlich iſt.

(Fortſetzung folgt.)

## Münſter, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die beiden Confeſſionen. — Erzbiſchof Clemens Auguſt.

Manch frommes Kind vom Lande mochte wohl bei dem nie geſehenen glänzenden Anblick denken, es ſey ein Stück Paradies dem gefeierten Oberhirten zu Lieb vom Himmel gefallen. Die ehrfurchtsvolle Haltung, welche die niedern Stände durchgehends bei dieſer Feſtlichkeit an den Tag legten, beweist deutlich, wie mächtig die katholiſche Kirche über die Herzen des Volkes zu herrſchen vermag und wie ſie ſelbſt bei Gelegenheit als gute Disciplin wirkt und Elemente beſänftigen kann, die außerdem keine Schranken fürchten. Der unmittelbare Zuſammenhang des Seelſorgers mit den Gemeindegliedern mittelſt der Beichte, die Ueberwachung der Sittlichkeit durch dieſelbe iſt, hier wenigſtens, unverkennbar vom wohlthätigſten Einfluß; es gehört hier z. B. zu den gewöhnlichen Vorfällen, daß geſtohlene Sachen dem Eigenthümer heimlich oder durch einen der Seelſorger zurückerſtattet werden in Folge der Bekenntniſſe und Ermahnungen im Beichtſtuhl. Der Katholicismus trägt hier überhaupt unläugbar die beſten Früchte, das Familienleben iſt durchgehends muſterhaft, es herrſcht allgemeine Sittlichkeit und eine ächte werkthätige Frömmigkeit; die Geiſtlichen führen einen tadelloſen Wandel, wenn auch einige Wenige im Eifer für ihres Glaubens Sache vielleicht etwas zu weit gehen. Daß die Neuerungen der katholiſchen Diſſidenten hier nicht den mindeſten Anklang fanden, iſt demnach ſehr natürlich; ſelbſt die hieſigen Proteſtanten bezeigten keine Sympathie dafür, wie dieſe überhaupt ein nachahmungswerthes Beiſpiel von Duldſamkeit geben. Das Gegenüberſtehen beider Confeſſionen feuert hier wirklich dazu an, durch tadelloſe Führung ſich gegenſeitig Achtung einzuflößen. In der proteſtantiſchen Kirche iſt ſeit Kurzem an den Wochentagen in der Paſſionszeit die Abhaltung eines Gottesdienſtes eingeführt nach dem Vorbilde der in dieſer Zeit üblichen katholiſchen Faſtenandachten. — Für die Armenpflege geſchieht hier ſehr viel, es beſtehen Frauenvereine der beiden Confeſſionen, die für Unterricht, Pflege und Unterſtützung Sorge tragen, mehrere Suppenanſtalten für Kranke, viele milde Stiftungen für Altersſchwache und vor Allem das großartige Krankenhaus der barmherzigen Schweſtern, das Clemenshoſpital, das noch kürzlich durch einen bedeutenden Anbau einen wohlthätigen Zuwachs erhielt. Der eifrige Beſchützer und Neubegründer dieſes Kloſters, der ſo berühmt gewordene Erzbiſchof Clemens Auguſt von Droſte Viſchering, ſtarb am 19. Oktober, nachdem er ſchon lange ſeiner Auflöſung entgegengeſehen hatte und man dieſelbe ſchon während des Jubelfeſtes ſeines biſchöflichen Bruders befürchtete; dennoch hatte er befohlen, ſeine Wohnung glänzend zu erleuchten, und zwar ſämmtliche Fenſterkreuze, die wie Grabkreuze ein melancholiſches memento mori in der bunten Pracht bildeten. Er lebte ſchon vor dieſer Krankheit wie ein Einſiedler, ſelbſt ſeine nächſten Verwandten wurden oft nicht vorgelaſſen, doch hat er den Beſuch der fremden Biſchöfe in den Jubiläumstagen noch empfangen. Gegen ſeine Dienerſchaft war er beinahe fabelhaft gutmüthig; ſo reiste er mehrmals in ein Bad, weil einer ſeiner Bedienten dort die Kur brauchen ſollte, und legte dem Patienten die Pflicht auf, ein Mittagsſchläfchen zu halten, zu welchem Zwecke er ihn behutſam einſchloß. Derſelbe brachte dieſe Zeit mit Rauchen oder Kartenſpielen zu, da er ſich gar nicht ſo ſchlimm befand, wie ſein guter Herr meinte. Es iſt hinlänglich bekannt, wie einfach, beinahe asceliſch er lebte; ſein einziger Luxus beſtand darin, daß er alle Zimmer ſeines großen Hauſes heizen ließ und ſo ein ungeheures Holzquantum brauchte. Den Armen der Stadt und Umgegend war er ein unerſchöpflicher Wohlthäter, dagegen gab er nichts zum Kölner Dombau. Man drängte ſich zu ſeiner Leiche wie zu einem Heiligen; der Tod hat ſeine Auferſtehung in den Herzen der Menſchen bewirkt, die ſich vorher wenig um ihn kümmerten. Aus der Ferne kamen dagegen ſchon ſeit geraumer Zeit dringende Bitten von Autographenſammlern, um Proben ſeiner Handſchrift zu erhalten. Das düſtere Haus, in welchem er auf der Feſtung Minden lebte, iſt lithographirt hier faſt in allen adeligen Familien zu finden.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 4. November 1845.

I come to visit the afflicted spirits
Here in the prison: do me the common right
To let me see them.

Shakespeare.

## Eine Stunde im Newgategefängniſs.

Steigt der Fremde in London, aus dem Weſtende kommend, auf dem Wege nach St. Pauls Cathedrale den Ludgate Hügel hinauf, blickt er von den prachtvollen Verkaufshallen, die ihn umgeben, in eine Straße, längs deren rechter Seite wie in ſcharfem Kontraſte gegen den bunten Glanz und die ſpiegelhellen Scheiben ein ſchweres, ſchwarzes Gebäude ſich hinabzieht, und kennt er den Namen dieſer Straße nicht, ſo liest er ihn wohl von der Ecke ab — Old Bailey. Nun ahnet er auch, was das ſchwere ſchwarze Gebäude iſt. Die Zeitungen haben ihm oft gräuliche Geſchichten aus den Central-Criminalgerichtshöfen in Old Bailey erzählt. An den Namen Old Bailey kettet ſich der Name Newgate, und gleich den Namen ſind die Gebäude Nachbarn.

Man bedarf, um Newgate zu beſehen, einer ſchriftlichen „order“ von einem der Sheriffs, und eine ſolche hatte mir ein Freund ausgewirkt. Wer keinen ſolchen Freund in London hat, jedoch anſtändige Kleidung und im Munde etwas Engliſch, wendet zu Befriedigung ſeiner Neugier ſich unmittelbar an einen der Sheriffs. Die Sheriffs ſind zwar „große Thiere,“ aber in der Regel gefällige Menſchen.

Das Aeußere des Newgategefängniſſes habe ich mit den obigen Worten: ein ſchweres, ſchwarzes Gebäude, vollſtändig beſchrieben. Denn ſtreng genommen, gehört das Haus des Gouverneurs, obſchon es den Mittelpunkt bildet, nicht dazu, und ſoll es dazu gerechnet werden, ſo machen ſeine blanken Fenſter und die blanke Mahagonithür die todte, von faſt ſiebzigjährigem Rauche geſchwärzte Mauer des Gefängniſſes noch ſchwärzer und die zwei maſſiven, dick mit Eiſennägeln beſchlagenen Thore deſſelben noch ſchwerer. Seine erſte Entſtehung dankt Newgate der auch in Deutſchland hie und da noch heute üblichen Sitte, Miſſethäter in Räumen über den Stadtthoren und in angebauten Thürmen zu verwahren. Die betreffenden Nachrichten reichen bis 1218 zurück, wo das Thor, auf deſſen Stelle ein Theil des jetzigen Gebäudes ſich befindet, artig genug das Kammerherrnthor hieß — the Chamberlain's gate. Nach dem Tode des berühmten dreimaligen Lord Mayor von London, Sir Richard Whittington, wurde das Thor aus einem von ihm zu mildthätigen Zwecken beſtimmten Legate im Jahr 1412 umgebaut und mit ſeiner Statue ſammt traditioneller Katze geſchmückt. Der große Brand von 1666 vernichtete die Katze, die Statue und das Thor, und als letzteres ſich neu aus der Aſche erhoben, erhielt es den Namen Neuthor — Newgate. Dieſer verblieb dem Gefängniſſe, nachdem das Thor 1777 abgebrochen und das jetzige Gebäude 1780 vollendet worden war.

Digitized by Google

Auf mein Klopfen an eine hohe, mit Eiſenſpitzen beſchlagene Pforte und nach Vorzeigung meiner Order gelangte ich in eine mittelgroße Halle, wo der Schließer mir ſagte, mein Führer werde bald hier ſeyn. Während ich mit dem Pförtner ſprach, erhielt eine junge Frau Einlaß. Sie war die Frau eines Mannes, der im Laufe des Tags von einem Polizeibureau eingeliefert worden war. Ich hörte nicht, was ſie weiter mit dem Pförtner ſprach, aber das Benehmen des Letztern erhöhte den Eindruck, den ſein Geſicht auf mich gemacht. Ein Geſicht, aus dem ſo viel Wohlwollen und Herzlichkeit ſpricht, ſteht einem Kerkermeiſter doppelt gut. Nicht lange, ſo ging der Gouverneur durch die Halle; der Pförtner, ſo ſchien es, theilte ihm das Anliegen der Frau mit, und es iſt wirklich ein wahres Wort: wie der Herr, ſo der Knecht. Der Gouverneur nickte der Frau freundlich zu und winkte ihr, ihm in ein Zimmer zu folgen, in welches ſein Weg ihn offenbar nicht geführt hätte. Ich erwähne dieſe Kleinigkeit, weil ich Männer in ähnlichen Stellungen kenne, die, was ſie an Rang weniger ſind als jener, durch Barſchheit übervoll ausgleichen.

Ich folgte meinem Führer, und wanderte über mehrere dunkle Gänge, bis wir in eine helle Galerie kamen. Die rechte Seite derſelben war mittelſt eines doppelten Eiſengitters von einem der kleinen Höfe abgeſperrt, in welchen die Gefangenen ſich ergehen. Die Galerie iſt der Ort, wo diejenigen, die den Wunſch und die Erlaubniß haben, mit einem Gefangenen zu ſprechen, es in Gegenwart eines Beamten thun, das doppelte Eiſengitter zwiſchen ihnen. — Eine Thür am Ende dieſer Galerie führte zu dem den Frauen angewieſenen Theil des Gebäudes. Eine Matrone empfing uns und im erſten Zimmer traf ich ſechs Frauen, die um einen Tiſch ſaßen. Eine beſſerte eine Schürze aus, eine Andere las, die übrigen thaten nichts. Alle ſechs ſtanden bei unſerem Eintritt auf und in ihren Mienen lag ſo viel Sanftmuth und ein ſo ſichtbar ſchmerzliches Bewußtſeyn ihrer Lage, daß ich, ſobald wir das Zimmer verlaſſen hatten, mich in dieſem Sinne gegen die Matrone äußerte. „Es iſt Regel bei uns,“ war die Antwort, „die Eingelieferten nicht ſowohl nach der Größe der ihnen zugeſchriebenen Vergehen als nach ihrem bisherigen Wandel und ihrem Rufe zu claſſifiziren. Anerkannt ſchlechte Subjekte, die zum dritten-, vierten-, fünften- und ſechstenmale zu uns kommen, werden nie mit weniger Verdorbenen zuſammengebracht.“ — „Nun,“ ſagte ich, „dann ſind die im Zimmer dort gewiß zum erſtenmale hier.“ — „Leider nicht,“ erwiderte die Matrone, „ſie ſind im ganzen Gefängniſſe die Verdorbenſten. Die Aelteſte, dieſelbe, die ſich ſo ſittſam und ehrerbietig verneigte, iſt wohl ſchon zwanzigmal hier geweſen, und ich muß leider hinzuſetzen, je größer die Sünderin, deſto größer im Allgemeinen ihre Verſtellung und Scheinheiligkeit.“ — Nicht in Newgate allein, ſchwebte mir auf der Lippe, aber ich ſchwieg.

(Fortſetzung folgt.)

## Die Sterne und ihre Bilder.

(Schluß.)

Was aber für eine Bewegung, für eine Weiſe des Daſeyns, des Lebens in dieſer wogenden Himmelsluft iſt, welche alle Weltkörper umgibt, in dieſem leuchtenden Himmelsmeer, in welchem alle Sterne wie die Fiſche im Ocean ſchwimmen, wer kann das wiſſen oder auch nur vermuthen, trotz ſo vieler Andeutungen, welche der jetzige Stand der Forſchung an die Hand gibt? — Gewagt möchte es auch ſeyn und wahrſcheinlich irrig, dieſen Himmelsäther als das Ende des Daſeyns anzuſehen, als den Reſt, der zurückbleibt, wenn die Weltkörper zerfallen, oder als den Anfang, aus dem dieſelben entſtehen. Viel leichter läßt es ſich denken, daß alle dieſe Sterne, ohngeachtet ihres Glanzes, doch nur der Abfall, die Verdichtung und Verfinſterung des Aethers ſind, und daß erſt in dieſer leuchtenden, wogenden Himmelsluft die vollkommene Bewegung, das rechte Leben ſeine Grundlagen und Wurzeln hat. So ließe ſich leichter begreifen, warum die mit Sternen nicht erfüllten Räume ſo unermeßlich groß ſind; ſo ließe ſich eher einſehen, warum wir nur eine ſtrahlende Himmelskrone ſehen, nicht aber das Haupt, deſſen Umkränzung und Zierde ſie iſt.

Beſonders merkwürdig iſt der Fortſchritt, den man in neuerer Zeit in der Wahl der zur Erforſchung des Himmels beſtimmten Mittel gemacht hat. Lange Zeit, und namentlich ſeit Newton, beſchränkte man ſich dabei auf die mathematiſche Naturlehre, auf die Diſciplin, welche uns die Entfernung eines unzugänglichen Punkts durch Beobachtung deſſelben von zwei verſchiedenen Standpunkten aus berechnen lehrt, in Verbindung mit der Lehre von der Brechung der Lichtſtrahlen. Man ſah dabei ganz ab von der Qualität des Lichts der Sterne und ſchloß nur aus der Stellung dieſer Lichtquellen und den Aenderungen dieſer Stellung auf die Nähe, Ferne und das Gewicht der bewegten Körper. Die großen Reſultate, zu welchen man dabei gelangte, ſchienen eine Zeitlang zum ausſchließlichen Feſthalten dieſes Forſchungsmittels zu berechtigen. Aber ſpäter fand ſich denn doch, daß auf dieſem Weg über gewiſſe Punkte hinaus in die

Digitized by Google

Räume des Himmels nicht vorzudringen ſey. Man fing daher an, die Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit der Sterne in's Auge zu faſſen und aus der Zahl der gleichartigen auf die Tiefe und Figur ihrer Anhäufungen, ihrer Schichten zu ſchließen. Ferner unterſuchte man die Polariſationsfähigkeit des Lichts eines Sterns, und fand ſo, ob das Licht eigenes oder zurückgeworfenes ſey. Die Wiſſenſchaft hat hier freilich noch ein ſehr weites Feld vor ſich; aber große Erfolge ſind zu erwarten, nachdem man begonnen hat, von der quantitativen Betrachtung zur qualitativen, von der mathematiſchen Phyſik zur chemiſchen überzugehen. — Wenn man Licht durch ein Prisma in die bekannten Regenbogenfarben ſpaltet, ſo bemerkt man in den Farben dunkle Streifen oder Punkte, die nach der Quelle des Lichts verſchieden ſind. Das Licht der Sonne gibt andere dunkle Streifen als das Licht des Monds und der Sterne, welche man in dieſer Beziehung unterſucht hat. Auf gleiche Art zeigen ſich Abweichungen bei den verſchiedenen Quellen des Lichts, das von irdiſchen Stoffen herrührt. — Hier ſcheint nun ein Mittel gegeben, aus der Art des Farbenbilds auf die Art der Lichtquelle, auf ihre innere Qualität zu ſchließen.

Es ſcheinen ſich aber noch andere Mittel anzubieten, um in dieſer Richtung vorzudringen. Es iſt möglich, daß die Qualitäten des Sternenlichts unter gewiſſen Umſtänden auch ſpecifiſche Wirkungen auf die Stoffe der Erde äußern könnten. Die älteren Naturforſcher, bis vor wenigen Jahrhunderten, legten auch den Sternen ſolche Wirkungen faſt einſtimmig bei. Nachdem man nun in neuerer Zeit durch die Prüfung der chemiſchen Eigenſchaften des Sonnenlichts zu ſo überraſchenden Reſultaten gelangt iſt, liegt der Gedanke von chemiſchen Wirkungen des Sternenlichts nicht mehr fern. Es könnte nicht mehr befremdend erſcheinen, wenn das Licht eines Sterns eine andere chemiſche Wirkung hätte, als das eines andern. Auch möchte die Unterſuchung nicht mehr ſo ſchwierig ſeyn, ſeit man Apparate hat, mit denen man einen Stoff ausſchließlich unausgeſezt dem Licht eines beſtimmten Sterns ausſetzen kann.

Sollten vielleicht auch die Stoffe der unorganiſchen Natur weniger empfindlich für das ſpezifiſche Licht eines Sterns ſeyn, ſo ließe ſich eine um ſo größere Einwirkung auf organiſche Stoffe und Weſen erwarten. Es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß eine Pflanze, die in einen Apparat eingeſchloſſen wird, der unausgeſezt dem Sirius zugewendet iſt, ſich ganz anders verhalt, als eine in Finſterniß verſchloſſene, oder eine dem Mond zugewendete, oder eine von einem andern Stern beleuchtete. Ebenſo ſind verſchiedene Wirkungen zu erwarten, wenn man kleinere Thiere ſolchem Einfluß ausſezt. Es fehlt auch noch ganz an erſchöpfenden Verſuchen über den Einfluß der Sterne auf den Menſchen unter ſolchen Umſtänden.

All dieß ſind freilich vorerſt nur Vermuthungen; aber das iſt nicht zweifelhaft, daß die Aſtronomie weniger vorwärts kommt, wenn ſie ausſchließend mit Einem Mittel, mit Einem Werkzeug des Wiſſens ihr Ziel verfolgt, als wenn ſie das Wiſſen in ſeiner Geſammtheit zu Hülfe nimmt. Wie die Kunde von den Tiefen der Erde erſt dann bedeutende Fortſchritte machte, als man bei den Forſchungen Mineralogie mit Zoologie, Botanik, Chemie und Aſtronomie verband, ſo wird es ſich auch verhalten bei der Kenntniß von den Räumen des Himmels. Alle Wiſſenſchaften ſtammen aus derſelben Wurzel; keine kann vorwärts kommen, wenn ſie nicht von Zeit zu Zeit ihres Urſprungs ſich erinnert und mit den andern ſich verbindet.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Münſter**, Oktober.

(Fortſetzung.)

### Die Geſellſchaft.

Der reiche Adel beſtimmt jezt wieder öfter als ſonſt ſeine jüngern Söhne für den Dienſt der Kirche, und hat namentlich ein Convict behufs der Erziehung zum geiſtlichen Stande für nachgeborene Söhne begründet und reich dotirt. Zum Staatsdienſt melden ſie ſich ſehr ſelten, mit Ausnahme des Militärs und einiger landräthlicher Poſten, welche im Preußiſchen jezt als Vorſchulen zu den höchſten Stellen angeſehen werden können. Die geſelligen Verhältniſſe ſind bei uns von prägnanterer Geſtaltung als anderswo, wie überhaupt Alles in Münſter eine ſcharfbegrenzte Eigenthümlichkeit bewahrt hat. Die Stände ſind noch ſtrenger geſchieden, als das Nivellirungsſyſtem an andern Orten zugelaſſen. Es gibt hier hohen und niedern Adel; zu lezterem ſtufen ſich die zahlreichen penſionirten Chanoineſſen ab, die ſich aus den vielen aufgehobenen Stiftern der Umgegend hierher geflüchtet haben. Sie ſterben freilich auch nachgerade aus und bald wird ihre Erſcheinung, die einen wehmüthigen Eindruck macht, wie alles Vergehende, zur Seltenheit werden; jezt ſieht man noch häufig die ſchwarzgekleideten Damen mit dem Stiftskreuz auf der Bruſt und den unverkennbaren Zeichen ehemaliger Schönheit und vornehmer Geburt im Antliz. Der Adelscirkel hat ſeinen Centralpunkt im Inſtitut des ſogenannten Damenklubbs, einer Geſellſchaft, in der Sonntags geſpielt und nur während des Carnevals getanzt wird, und über welche nach engliſchem Muſter eine Dame und der ehrwürdige Biſchof von Münſter das Patronat üben, d. h. die Einladungen vornehmen laſſen, welche außer an die Mitglieder, die nur aus einheimiſchem Adel beſtehen dürfen, auch an die Spitzen der Militär- und Civilbehörden erfolgen, der Tänzer wegen auch an junge Offiziere ohne Berückſichtigung des Adels. Dieſe Ausſchließlichkeit wird häufig von den Ausgeſchloſſenen bitter getadelt, jedoch iſt ſie eine Nothwendigkeit, da die Geſellſchaft ſchon durch den Raum beſchränkt iſt und ohne die ſelbſtgezogene Grenzlinie nirgends

einen Damm gegen den ſtets wachſenden Strom der Geſellſchaft fände, zudem auch keinerlei Verpflichtung zu Einladungen hat. Es gibt hier eine zweite Abſtufung der geſelligen Vereinigung, wo Adel, Militär- und Civilbeamte jeden Rangs gegen einen angemeſſenen Beitrag Zutritt haben, eine Veranſtaltung, die dem modernen Bedürfniß der gemiſchten Elemente vollkommen entſpricht und auch erſt aus der neuern Zeit ſtammt, wo dieſes Bedürfniß fühlbar geworden iſt; denn früher ſtand der oben genannten adeligen Geſellſchaft nur eine bürgerliche gegenüber, unter dem Namen Civilklubs, an dem ſich die wohlhabenden Kaufleute und Beamte der Stadt betheiligten und der noch immer in ſeinem alten Glanze fortbeſteht. Das Lokal deſſelben befindet ſich in einem der ſchönen alten Häuſer des Prinzipalmarktes, die unſerer Stadt eine ſo beſtimmte Phyſiognomie geben. Die hier herrſchende Wohlhabenheit hat natürlich viel Vergnügungsluſt und viele Vergnügungsorte geſchaffen; beſonders ſind die Kaffeehäuſer ſehr beliebt, die in der Umgebung von Münſter ſich in großer Menge vorfinden und ſehr viel von allen Ständen beſucht werden. Sie haben eine beſonders gemüthliche und eigenthümliche Geſtaltung, ganz abweichend von ähnlichen Etabliſſements in andern Gegenden. Die freundlichſten ſind die Schulzenhöfe, umgeben von grünen Kämpen, wie Immermann ſie ſo treu beſchrieben. In der patriarchaliſch wohnlichen Küche fehlen niemals die Plätze am niedrigen Herdfeuer, welche die Stammgäſte ſo gern benutzen und dabei unbewußt maleriſche Gruppen bilden für die Neulinge in unſerem Lande.

(Schluß folgt.)

## Baden-Baden, Oktober.

(Fortſetzung.)

### Die Promenade.

Viel bedrohlicherer Art für das eigentliche Badeleben war ein anderer Mißſtand, der, ebenfalls durch die Eiſenbahn herbeigeführt, Anfangs ſehr geringfügig ſchien, aber bald ſo anwuchs, daß die zögernde Behörde nothgedrungen einſchreiten mußte. Als im Jahr 1844 die Hauptbahn (von Karlsruhe bis Offenburg) dem Verkehr übergeben wurde, ſtrömten Schaaren von Landleuten nach Baden und überflutheten Sonntags den Platz vor dem Geſellſchaftshaus, welchen man vorzugsweiſe die Promenade nennt. Dem Beiſpiel der Landleute folgten alsbald einheimiſche Mägde und Knechte, und der Platz gefiel den guten Leuten ſo überaus wohl, daß ſie nicht verſäumten, ihn Abend für Abend zu beſuchen, um die Muſik zu hören und die ſchöne Welt zu ſehen, die jedoch kaum mehr ſich in das Gedränge wagen mochte. Die Geſellſchaft beſchwerte ſich bitterlich, da aber trotz der Klagen keine Abhülfe geſchah, der „ſüße Pöbel" aber zweifelsohne erfuhr, daß man ſeine Anweſenheit ungnädig vermerkte, ſo ward das Uebel nur um ſo ärger, und die Polizei ſah ſich endlich im Juni dieſes Jahrs genöthigt, einzuſchreiten, indem ſie den Platz unmittelbar vor dem Converſationshaus unter denſelben Schutz nahm, welchen ſie dem Innern des Hauſes angedeihen läßt. Es bedurfte nur des einfachen Erlaſſes, um die Maßregel vollſtändig durchzuführen. Von Widerſtand war nicht die mindeſte Spur, aber öffentliche Blätter, die Zeitungen der verneinenden Partei, haben nicht unterlaſſen, die heilſame und unumgängliche Verfügung bitter genug zu tadeln, obſchon der Tadel das ſonnenklare Recht wegläugnen mußte; denn die Promenade iſt kein Gemeingut und auch kein Staatseigenthum, wie Straßen und Wege, ſondern gehört dem Badfonds, der im Punkt des Rechtes jeder andern Stiftung zu einem beſondern Zwecke gleichſteht; ſie iſt nicht unbedingt öffentlich wie Kirche und Markt, ſondern nur für gewiſſe Klaſſen von Beſuchern, für die ſogenannten anſtändigen Leute da, und wenn der Badfonds ſich ungebetenen Beſuchs erwehrte, ſo übte er ſein eigenes Recht, ohne dadurch das Recht eines Andern zu kränken. Oder hätte der Badfonds nicht die Befugniß, die jeder Gaſtwirth ausübt, wenn er verſchiedene Zimmer für verſchiedene Stände beſtimmt und den Kutſcher nicht in demſelben Saal bewirthet, in welchem die Herrn eſſen und trinken, die mit beſagtem Kutſcher kamen? Dann thät' es wahrlich Noth, wir verklagten noch weiland Wiſotzky, den berüchtigten Kneipenwirth von Berlin, in ſeinem Grabe, erſtens weil er es geſchehen ließ, daß anſtändige Leute hinausgeworfen wurden, wenn ſie in ſeiner Spelunke ſich betreten ließen, zweitens jedoch und hauptſächlich, weil er in die „Haude und Spenerſche" ſetzen ließ: „beim Tanz dürfen die Herrn nicht in kurzen Jacken erſcheinen, die Damen' aber ſollen Schuhe **und** Strümpfe anhaben." — Jeglicher übe ſein Hausrecht, wie es eben zu ſeinem Geſchäfte paßt!

Trotz des böſen Regenwetters, womit der Sommer gleich ſeinen zwei Vorgängern von 1843 und 1844 behaftet war, zeigte der Himmel doch Einſicht genug, eine verhältnißmäßig überwiegende Anzahl von ſchönen Abenden zu ſpenden, und die Abende ſind für zwei Drittel der Beſucher die Hauptſache in Baden, vom Corſo an, wo nach der Tafel Roß und Wagen mit den dazu gehörigen Herrſchaften in der Lichtenthaler Allee zur Schau gebracht werden, bis zu den ſpäten Stunden in den Sälen. Zwiſchen dem Corſo und Tanz oder Spiel liegt aber mitten inne das Getümmel der Luſtwandler auf der Promenade, dieſer Silberblick des Badelebens, wovon jener Franzoſe ſagte: „Zweihundert Schritt Boulevard des Italiens mitten im Schwarzwald!" Das Gleichniß hinkt freilich wie ſeine ganze Sippſchaft, und das „mitten im Schwarzwald" iſt eine arge Uebertreibung, wahr indeſſen, daß von allen Seiten der herrlichſte Wald von Bergeszinnen niederblickt in das bunte Treiben, das immer an zwei Abenden der Woche noch um ein merkliches belebter war, als an den übrigen, und zwar aus mehreren zugleich wirkenden Urſachen. Dienſtags und Donnerſtags nämlich ſpielte die Muſik eines Karlsruher Regiments im Kiosk auf (ganz wie im vorigen Jahr), und nebſt dem, daß die Blasinſtrumente ſich im Freien von größerer Wirkung bewährten als die Streichinſtrumente des gewöhnlich aufſpielenden Orcheſters, ſo hatte die Geſellſchaft auch keine Abhaltung durch Reunions und Bälle, die Montags, Mittwochs und Samſtags ſtattfanden. Sonntags blieb die Promenade ohne Muſik und ziemlich ſtill, weil ſich das Publikum in das Haus drängte, wo ein Freiconzert die Ohren ergötzte. Wer jedoch den Beifall, welcher der Karlsruher Regimentsmuſik zu Theil ward, fühlbar entgelten mußte, war das arme Theater, das eben nur an den zwei Abenden des Dienſtags und Donnerſtags Opern geben konnte, weil das Orcheſter nicht anders zu haben war; zudem hatte der im Ganzen ſehr geſchickte und thätige Unternehmer Frieſe, ſelber auch ein wackerer Schauſpieler, das Unglück, daß ſeine erſten Sänger und Sängerinnen ſogar den beſcheidenſten Anſprüchen nicht genügten, und wäre nicht ein Gaſt gekommen, die Frau Küchenmeiſter-Rudersdorf aus Mannheim, wir hätten keinen leidlichen Ton im Theater vernommen; doch auch von ihr iſt nur zu ſagen, daß unter Blinden der Einaug König iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. November 1845.

Unter der Regierung des Tiberius wurde bei den echinadiſchen Inſeln im ägeiſchen Meere eine außergewöhnliche Stimme gehört, welche rief: Der große Pan iſt todt.

Plutarch.

## Gedichte von Charles Mackay. *

Uebertragen von Friedrich Beck.

### 1. Der Tod Pans.

Dieß iſt das Traumgeſicht vom Tode Pans! —
Ich ſah ein Geiſterbild am Bergeshang
Gleich einem Rieſen, der auf Klippen irrt,
Gottgleich ſein Antlitz; doch es hing das Haupt
Gebeugt zur Bruſt leidvoll im Todeskampf,
Und eine Stimme ſcholl im Winterſturm
Dumpfjammernd hin: „Ihr Völker, weint, o weint!
Der große Pan, er ſtirbt! Beklagt mich, klagt!
Nicht weckt mein Schritt den Schall des Hügels mehr,
Mein Seherwort iſt ſtumm, die Flamme ſinkt,
Gerichtet bin ich; Tod, du nahſt mir, Tod!“

Auf Meereswogen glänzte Vollmondſchein,
Und in dem Licht, die Locken aufgelöst,
Mit träufelndem Gewand, den Blick geſenkt,
War aufgetaucht der Nymphen bleiche Schaar,
Voll Liebreiz, doch erfüllt von Schmerz, und ſang
Mit Trauertönen: „Nimmer, nimmermehr
Netzt unſre Glieder dieſe kühle Fluth;
Nie mehr, ach nie vereint in Scherz und Tanz
Auf dieſen Schaukelwellen uns das Spiel;
Noch auf den Hülfruf des Unglücklichen
Erſcheinen wir, denn unſre Stunde naht;
Pan iſt geſtürzt, wir ſterben, ſterben, weh!“

Aus unwegſamen Wäldern heben ſich
Und aus den dunkeln Klüften allgemach
Mit langem Haar, das rauh der Wind bewegt,
Mit blaſſem Antlitz, thränenſchwer das Aug',
Die Baum- und Bergesnymphen jezt empor.
„Nie mehr, nie mehr!“ ſo rufen ſie mit Schmerz,
„Ertönt von uns Geſang zur Sommerzeit;
Niemals des Morgens, Mittags, Nachts,
Auf blum'gen Raſen, nicht am Quell, am Fluß
Wird miſchen ſich der leichte Tritt im Tanz;
Nie wieder wird aus dieſem Blätterdach
Und dieſer heil'gen Eichen Aſtgeflecht
Antwort erſchallen einem Sterblichen!
Die Stunde kam, des Lebens Licht erliſcht,
Schwach wird die Stimme, Prophezeiung ſchweigt;
Wir ringen mit dem Tode, ſterben! Weh!“ —
Und als ſie ſangen, ward ihr Geiſterbild

* Verfaſſer der kürzlich erſchienenen Legends of the Isles und anderer Dichtungen; wie dieſe Proben Zeugniß geben, einer der geiſtvollſten neueren Lyriker, der bis jezt in Deutſchland nur wenig bekannt geworden zu ſeyn ſcheint.

Digitized by Google

Bleich und geſtaltlos und zerfloß in Luft,
Indeß vom dunkelſten geheimſten Grund,
Den tief umſchattet jener alte Wald,
Ein traurig Echo ihren Weheruf
Zurückgab: Ach, ſie ſterben, ſterben, ach!

Da zog ein Schatten vor dem Monde hin,
Und zu dem Staube, ſchauernd, ehrfurchtsvoll
Neigt' ich mich betend. Um die Bergeshöh'n
Schlich finſtre Nacht; im Todesſchweigen lag
Rings die Natur; die Luft ward ſtill, kein Blatt
Bewegte leiſe ſich am ſchwanken Zweig,
Und was da lebt, war regungslos wie Stein,
Weil ganz die Erde, ihrer Achſe Wucht
Umwälzend, eingehüllt des Himmels Licht;
Und im erhabnen Dunkel ſcholl ein Ruf
Vom Strande hin zum Meer, vom Meer zum Strand,
Die Völker ſchreckend durch den Wunderlaut
Und weithin klingend an der Schiffer Ohr,
Anſchlagend an einſamer Barken Kiel
Vom nächſten Lande hundert Meilen fern —
Der große Pan iſt todt, für immer todt!

Der Schatten ſchwand hinweg — die Welt ward licht;
Froh lächelte Natur im jungen Roth,
Das aus dem Oſt ein neuer Morgen ſtrahlt;
Es ſchien, als füllten Klänge hoch die Luft
Und Engelſtimmen riefen von den Höhn:
„Der große Pan iſt todt! Sein Glaube wird
Nicht feſſeln mehr des Menſchen freien Geiſt;
Chriſt iſt geboren und erlöst die Welt,
Erhebt die Niedern, macht die Armen reich
Und lehrt den Glauben reinſter Liebe nur!
Jauchzt freudenvoll! Der Irrthum iſt dahin,
Und neue Wahrheit herrſcht auf immerdar!"

## Eine Stunde im Newgategefängniſs.

(Fortſetzung.)

Sämmtliche Frauengemächer waren ſich ziemlich gleich, ſo daß die Beſchreibung des einen mit wenig Unterſchied alle beſchreibt. Es waren lange Zimmer, auf der einen Seite mit hohen halbrunden Fenſtern, die in England fan-lights, ich glaube auch in Deutſchland Fächerfenſter heißen, und an der Wand gegenüber zwei Reihen Schlafſtellen, eine unter der andern, wie die Kojen auf den Seedampfſchiffen. Jede Schlafſtelle hatte einen Strohpfühl, zwei ſtarke wollene Decken und ein Kopfkiſſen. Außerdem beſtand das ganze Mobiliar aus einer langen Tafel von weichem Holz und einer Anzahl Bänken. Auf den Tafeln fand ich überall Bibeln und Gebetbücher, und da am etwas kühlen Auguſttage ein comfortables Feuer in den Kaminen loderte, fürchte ich auch nicht, daß die guten Damen im Winter frieren. Das nächſte Zimmer enthielt gegen zwanzig Weiber, mit deren Perſönlichkeit die Matrone weniger bekannt war und die ich deßhalb für minder anrüchig halten durfte. In Aeußerem und Betragen bemerkte ich jedoch keinen Unterſchied. Ein drittes Zimmer, das ich noch erwähnen will, hatte unſtreitig die hübſcheſten Bewohnerinnen. Obgleich man vom deutſchen Standpunkte aus bei den Engländerinnen, von der Hausmagd an bis zur Herzogin, im Allgemeinen, was das Alter betrifft, ſich gewaltig zu ihren Gunſten irren kann, ſo glaube ich doch der älteſten jener Damen, deren 38 waren, nicht über 25 Frühlinge geben zu dürfen, während die Meiſten wohl nur 16 bis 19 geſehen hatten. Insgeſammt waren es erſte Sünderinnen, mehr als halb verdächtig, ihren Gebietern oder Gebieterinnen etwas entwendet zu haben; Geld ſchwerlich, denn es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des engliſchen Dienſtbotencodex, daß ſie darin nur die Entwendung von Geld, nicht von geldeswerthen Dingen für Diebſtahl niederſetzen, wie ſehr auch die gerichtlichen Proceduren ſie von der entgegengeſetzten Anſicht des Criminalcodex überzeugen könnten. Inzwiſchen hoffe ich für ſie auf die Milde und Billigkeit der Jury.

Nach Beſichtigung der dem ſanftern Geſchlecht ausſchließend beſtimmten Räume traten wir in eine weite, lichte Halle, in deren Mitte eine gläſerne Umzäunung, eigentlich ein großer Glaskaſten mich überraſchte. Dieß war der Sprechſaal für die Gefangenen und deren Sachwalter, ſo daß ihre gegenſeitigen Mittheilungen vom anweſenden Beamten nicht gehört werden und er doch Beide überwachen kann. Das Heitere, Freundliche dieſer Halle machte den beſten Eindruck auf mich. Das früher gedachte doppelte Eiſengitter ausgenommen, hatte ich im Innern des Gebäudes nichts erblickt, was ſeinem ſchwarzen verdrießlichen Aeußern entſprach. Die Zimmer glichen eher den Gaſtſtuben eines guten Wirthshauſes als Gefängnißzellen oder Kerkerſtuben. Jeder Gedanke an Strenge und Strafe, der beim Betreten eines Gefängniſſes ſich aufdrängt, war längſt von mir gewichen. Es war kein Strafort, den ich geſehen, ſondern ein gemächlicher Aufenthaltsort, und damit ſtimmte auch in der Mehrheit der Ausdruck auf den Geſichtern der Frauen, ein Ausdruck nicht des Elends, der Angſt und der Reue, ſondern des Wohlbefindens. Und dieß iſt kein Wunder; die Meiſten hatten es gewiß jezt beſſer als früher, ſtatt einer unſichern und dürftigen Subſiſtenz genügend zu eſſen, gemächliche Wohnung und warme

Digitized by Google

Kleider, zu geſchweigen, daß ſie ſo müßig ſeyn konnten, wie ſie wollten, und was ſie arbeiteten, nur für ſie ſelbſt war. Man könnte denken, dieß ſey geeignet, vielmehr nach Newgate zu locken, als davon abzuſchrecken, und darin eine ſonderbare Anomalie erblicken; man muß aber nicht vergeſſen, daß ſeit Umſchaffung der engliſchen Criminalgerichtshöfe Newgate kein eigentlicher Strafort mehr, ſondern ein ſogenanntes Uebergangs- und Tranſitgefängniß iſt, a prison of transit, d. h. ein Verwahrungsort ſolcher Perſonen, die entweder in Folge des Verdachts, der in der Vorunterſuchung ſich gegen ſie ergeben, und weil der Richter keine Bürgſchaft von ihnen angenommen oder ſie keine aufzubringen vermocht, hier die Unterſuchung vor den Aſſiſen — stand committed to Newgate for trial — oder bereits verurtheilt ihre Hinrichtung oder ihre Ablieferung an die Strafanſtalten und Transportſchiffe zu erwarten haben. Da jedoch in keinem der beiden Fälle der Aufenthalt über drei Wochen dauert, ſo könnte wohl die Lockung, Freiheit und dürftige Subſiſtenz mit Einſperrung und gemächlichem Leben zu vertauſchen, noch ſtärker ſeyn und würde doch kein Glück machen. Ob es aber nicht beſſer, für die Eingeſperrten ſelbſt nicht eine Wohlthat wäre, ſie angemeſſen zu beſchäftigen, möchte ich kaum bezweifeln.

Das waren im hübſchen, hellen Saale meine innern Betrachtungen, als der Führer mich bat, ihm in die Kapelle zu folgen. Eine ſeltſame Kapelle; ich hätte ſie für ein Schulzimmer gehalten. Ein anſcheinendes Quadrat; Kanzel und Leſepult in dem einen Winkel konnten das Katheder und eine kleine Rednerbühne ſeyn; gegenüber drei Bänke und zwei gepolſterte Mahagoniſtühle. Bei genauerem Umſehen bemerkte ich an zwei Seiten des Vierecks Eiſenſtäbe, die vom Boden zur Decke reichten und dadurch ein langes Viereck zum Quadrat abſchnitten. Hinter den Eiſenſtäben waren auf der einen Seite die Plätze der männlichen Gefangenen in zwei Abtheilungen, für die Abgeurtheilten und die es noch nicht ſind; auf der andern Seite in gleicher Weiſe die weiblichen Sitze. Jene drei Bänke ſind für die Beamten und die Dienerſchaft, die zwei Stühle ſind für die zum Tode Verurtheilten beſtimmt an dem Tage, wo ihnen der Kaplan die Todespredigt hält — the condemned sermon. Ein Schauder drängte in mir den Einfall zurück, mich auf einen der Stühle zu ſetzen, auf welchem keiner, für den ſie beſtimmt, ein zweitesmal geſeſſen. „Die zwei Stühle," ſagte der Führer, „reichen für den jetzigen Bedarf vollkommen aus. Als unſere Criminalgeſetze noch mit Blut geſchrieben waren, ſtand, wo wir jezt ſtehen, im Raume der hier auf dem Boden gezeichneten vier ſchwarzen Linien der Sitz der zum Tode Verurtheilten — the condemned pew — und ich erinnere mich, daß vor 35 Jahren an einem Sonntage acht-und-fünfzig hier ſaßen, die im Laufe der Woche gehängt wurden." Nun fühlte ich die Stelle unter meinen Füßen brennen.

(Schluß folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Baden-Baden**, Oktober.

(Fortſetzung.)

Muſik. — Berühmtheiten.

Mit weiterem Bericht über Muſik verſchone ich Sie und mich; die Töne ſind verrauſcht und, wie billig, vergeſſen, wer den Fiedelbogen handhabte oder die Taſten ſchlug. Muſik iſt in Baden das tägliche Brod, aber der Bäcker hat ſein Geld richtig erhalten und gebe ruhig ſeines Weges, bis im nächſten Sommer das Bedürfniß ihn wieder ruft. Am Ende einer Saiſon bin ich, wie gewiß tauſend Andere, von Muſik ſo überſättigt, daß ich ſchlafe wie die Schlange nach dem Tigerſchmaus, und gerade nur ein Liszt mich wach zu rütteln vermöchte, was der vortreffliche Künſtler übrigens, nebenbei bemerkt, wirklich gethan hat, wenn gleich nicht öffentlich; und da ich erwacht war, hört' ich eine Nachtigall ſchlagen, lieblich wie der Frühling ſelber, die Nachtigall war Jenny Lutzer, und mir fiel dabei ein, daß wohl eines Tages der unbefangene Mund eines Kindes zur Frau Hofräthin ſagen könnte, was die kleine Milanollo zur Gräfin Roſſi ſprach: „Du hätteſt zum Theater gehen ſollen, da wäreſt du eine groſe Sängerin geworden." Als Merkwürdigkeit (bald hätte ich geſchrieben Sehenswürdigkeit) iſt zu erwähnen, daß Felicien David mit ſeiner Wüſte zum Vorſchein kam. Benazet hat ſich's viel Geld koſten laſſen, unſere Neugier auf das vielgeprieſene Tonſtück zu befriedigen, aber es iſt leider nicht viel mehr befriedigt worden, als juſt die Neugier.

Ueber verſchiedene Einzelheiten des dießjährigen Badelebens haben Sie bereits von ſchöner Hand Berichte mitgetheilt, denen ich nicht mit einer magern Chronik nachhinken möchte, wenn auch mein Gedächtniß umfaſſend genug dazu wäre. Die Menge der Erſcheinungen läßt kein Aufzählen zu, und in dem raſtloſen Treiben verwiſcht ein Eindruck den andern, ſo daß Perſonen, auch die bedeutendſten, in der Maſſe verſchwinden. Hierin iſt Baden eine gute Schule für die Eitelkeit; wer ſonſt überall bemerkt wird, ſey es um ſeines Ruhmes oder um ſeines Ranges willen, der geht hier unbeachtet vorüber, wenn nicht zufällig ſein Beruf ihn in eine grelle Beleuchtung ſtellt. Gekrönte Häupter, Berühmtheiten aller Art, Lenker der Politik und der Wiſſenſchaft, Millionärs und Beſitzer ungemeſſener Ländereien ſtoßen ſich Ellenbogen an Ellenbogen mit einer Menge und in einer Menge, die nichts anderes vorſtellt als eben nur eine Verſammlung, worin dem Einzelnen bloß Einzelne bemerkenswerth erſcheinen, dem ein ſchönes Weib, jenem ein Kunſt- oder Zunftgenoß, dem dritten ein König, dem vierten Gott weiß wer. Und wenn einer ſein Leben behaglich genießend ſich vom Zufall ſchaukeln läßt, wie Ihr ergebenſter Diener, ſo kommt er leicht um manche Begegnung, die ihn ſonſt erfreut hätte. So kann es etwa geſchehen ſeyn, daß während des Sommers viele Schriftſteller, deutſche ſogar, hier verweilten, ohne daß ich von ihnen nur erfuhr; andere hab' ich wirklich geſehen, mit einigen auch verkehrt. Juſtinus Kerner hatte in ſeinem „lichten Thal," wie er Lichtenthal nennt, immer eine Art von Hofſtaat um ſich, worin ich Emma von Niendorf kennen lernte, die liebenswürdige Dichterin mit den ſchwärmeriſchen Augen und jener eigenthüm-

Digitized by Google

lichen Anmuth, die ſich wie das hindoſtaniſche Götterbild halb träumend auf dem Nenuphar wiegt. Eine andere Schriftſtellerin, Thereſe von Bacheracht, die im Spätſommer Baden beſuchte, iſt ganz das Widerſpiel davon, ſtets des Augenblickes wie der Umgebung ſich bewußt, der äußern Erſcheinung nach anziehend und von eleganteſter Einfachheit, klar und verſtändig im Reden, ganz wie ſie in ihren Schriften ſeyn ſoll. Bauernfeld verweilte mehrere Tage hier; Herwegh theilte ſeine Zeit zwiſchen Baden und Heidelberg; Karl Beck ſoll auch da geweſen ſeyn, wie man mir ſagte. — An Schriftſtellern von der Linie oder gar vom Troß war kein Mangel; der fahrende „Literat" nimmt heutzutage die Stelle des „fremden Cavaliers" aus dem vorigen Jahrhundert ein, kommt in Zügen nach Baden, weil er ſich unter andern hat weißmachen laſſen, er könne hier ſeine Gaben verwerthen, und enttäuſcht geht er gar häufig durch, ohne die Zeche zu bezahlen, was übrigens kein ausſchließliches Abzeichen irgend eines Standes hier iſt, denn mit der Leichtigkeit des Fortkommens wächst die Menge derer, welche von der Gelegenheit Gebrauch machen.

(Schluß folgt.)

## **Münſter**, Oktober.

(Schluß.)

Literatur. — Vereine. — Communismus.

Von den geſelligen Verhältniſſen auf die literariſchen überzugehen, läge nah genug, jedoch exiſtiren dieſe eigentlich gar nicht bei uns. Die Freiin von Droſte Hülfshoff iſt, wie alle große Erſcheinungen, eine iſolirte; ſie iſt übrigens ein ächtes Kind ihres Landes und lebt in idylliſcher Wald- und Haidegegend in tiefſter Abgeſchloſſenheit auf einem Gute, deſſen Schloßgräben mit geheimnißvollen Waſſerlilien überzogen ſind, recht wie eine geſeite Dichterin. Der einſame Wanderer kann zuweilen das Glück haben, ihr trotz Sturm und Regen auf der Haide zu begegnen, den ſchweren Hammer in der zarten Hand, ihren mineralogiſchen Studien nachgehend. Sie beſitzt reiche Sammlungen in faſt allen Fächern der Wiſſenſchaft und Kunſt, welche zu vervollſtändigen ſie fortwährend eifrig beſchäftigt ſeyn ſoll. Der Tagesliteratur ſteht ſie vielleicht allzu fern; es iſt zu bezweifeln, ob ſie je eine der vielen Kritiken ihrer Gedichte zur Hand genommen hat. Ein Dichter ächt münſterſchen Schlages verdient noch Erwähnung, Wilhelm Junkmann. Seine Poeſien ſind originell, tiefſinnig und kindlich, aber fehlerhaft in der Form wie die altdeutſchen Bilder, deren Engelsmienen durch techniſche Fehler verdunkelt werden; ſie machen denſelben Eindruck wie dieſe auf das Gemüth und ihre Schönheiten ſind wie bei dieſen für Viele unverſtändlich. Dennoch ſind dieſe Gedichte bereits in der zweiten Auflage hier bei Deiters erſchienen. Auch zwei federgewandte Schriftſtellerinnen hat Weſtphalen jezt zu dem täglich wachſenden Heer geliefert, Mathilde von Tabouillot und Maria Obergondi. — An Vereinen, dem herrſchenden Zeitſymptome, fehlt es hier auch nicht; wir haben einen Kunſtverein und Dombauverein, einen Verein für Geſchichte und Alterthumskunde, einen Landeskulturverein, einen ſogenannten „Pferdeverein," der alljährlich Rennen veranſtaltet, die eben ſo koſtſpielig und langweilig ſeyn ſollen als an andern Orten. Dagegen ſcheiterte, wie in ganz Preußen, der Verein zur Unterſtützung der arbeitenden Klaſſen, wie man ſagt, an kommuniſtiſchen Tendenzen, die ſich dabei, wie faſt überall, geltend gemacht. In unſerer Nähe, in Bielefeld, iſt der Herd derſelben. Dr. Lüning redigirt in dieſem Sinne ein Blatt, das Weſerdampfboot, nicht ohne Talent, jedoch liefert er natürlicherweiſe nur ein Gefecht in's Blaue. Die Auflehnung der Eiſenbahnarbeiter in dortiger Gegend war ſchon eine Folge der im Volke verbreiteten Anſichten und mußte mit Hülfe der Bielefelder Garniſon beigelegt werden. Weniger ernſthaft war im vorigen Jahre die Verſammlung von 500 Bauern und Proletariern, die mit dem Haferſack auf dem Rücken dort einzogen, um ihren Antheil an der vermeintlich ſchon konſtituirten Gütergemeinſchaft von den reichen Kaufleuten abzuholen. Sie zogen murrend, aber friedfertig wieder ab, als man ihnen etwas furchtſam das Mißverſtändniß deutete. Die Armuth der Weber ſoll übrigens in dortiger Gegend der der ſchleſiſchen gleichkommen. — Auf unſerem dießjährigen Landtage kam es zu ſtürmiſchen Verhandlungen; der weſtphäliſche Adel drang, nach dem Beiſpiel des rheiniſchen, auf Verfaſſung und Preßfreiheit, jedoch waren es eigentlich nur zwei Mitglieder des Ritterſtandes, die mit aufregender Dialektik in den Sitzungen dafür ſprachen und auch in den Zeitungen nach dem Schluſſe des Landtags vielfache Erörterungen veranlaßten; es ſind dieß zwei noch junge Männer, der Freiherr von Vely-Jungkenn, aus einer franzöſiſchen Emigrantenfamilie abſtammend, und der Freiherr von Vinke, königlicher Landrath und Sohn des kürzlich verſtorbenen ausgezeichneten, freiſinnigen und um unſere Provinz ſo verdienſtvollen Staatsmannes, des Oberpräſidenten von Weſtphalen, deſſen merkwürdigſte Lebensphaſe in die franzöſiſche Zeit fällt. Sein Nachfolger, Herr von Schaper, der in Folge der Differenzen, welche zwiſchen ihm und dem rheiniſchen Adel beim Landtage entſtanden waren, hierher verſezt wurde, hat ſich in ganz kurzer Zeit alle Herzen hier gewonnen durch ſein biederes, das Gemüth anſprechendes Weſen. Er iſt noch einer der gründlich gebildeten Staatsbeamten der guten alten Schule, welche ihre Perſönlichkeit für ihren wichtigen Beruf opferten; jezt beginnt in Preußen ein umgekehrtes Verhältniß zu herrſchen; die höhern Stellen werden faſt alle zur Hebung der Perſönlichkeit verwendet.

## Homonyme.

Bald bin ich Weib, bald Mann,
Oft auch von beiden keins,
Oft auch nur Mann, und dann
Bedarf des Leſevereins.

Bald aus drei Zeichen bloß
Beſteht mein ganzer Leib;
Bald iſt er bogengroß,
Doch ſo nur Mann, nicht Weib.

Oft bin ich unbeſtimmt,
Dann unter großer Zahl;
Ob ſie das Rechte nimmt,
Hat Neugier ſchwere Wahl.

Auch ſchreiben wir dir vor,
Was du feſt glauben ſollſt,
Beweiſen, daß du Thor,
Auch du, der Mode zollſt;

Und wie durch uns im Krieg
Zum Tode Mancher wankt,
So wird auch, nach dem Sieg,
Der Frieden uns verdankt.

J. G. Moſer.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

# Morgenblatt

## für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 6. November 1845.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felſen, ſchroff und wild;
Bald war die Seele ſtill verſunken
Dort in der Ferne Räthſelbild.

N. Lenau.

## Aus den Pyrenäen.

(ſ. Nr. 262 u. 265.)

### Der Pont d'Eſpagne und der Lac de Gaube.

Mein Freund von geſtern, Lieutenant Soundio, hatte ein Pferd von Bareges mitgebracht und wollte mich bereden, eines in Coterez zu nehmen, um den Ausflug gemeinſchaftlich zu Pferde zu machen. Aber ich blieb feſt; der Genuß iſt zu Pferde lange nicht derſelbe, und ich hatte am Ende die Genugthuung, auch meinen Freund erklären zu hören, daß er ſich freue, meinem Rathe gefolgt zu ſeyn. Man hat bis zum See Gaube drei Stunden bergauf und zwei bergab zu gehen. Wir brauchten dazu freilich mehr, aber nicht weil wir nicht in kürzerer Zeit die Reiſe hätten abthun können, ſondern weil wir des Schönen ſo viel fanden, daß wir ſehr oft wörtlich nicht von der Stelle konnten.

Wir verließen Coterez gegen ſieben Uhr. Wir hätten früher aufbrechen ſollen, aber jeder fürchtete des andern Faulheit zu viel zuzumuthen, und wir hatten Beide eine zu ſchlechte Meinung von einander. — Der Weg läuft zwei Stunden den Bergſtrom Marcadau entlang bis zur Brücke von Spanien. Zuerſt kommt man an den verſchiedenen Bade- und Trinkanſtalten von Coterez vorbei. Dieſe liegen meiſt eine halbe Stunde und weiter von dem Dörfchen ab. Zwiſchen ſieben und acht Uhr findet eine wahre Pilgerfahrt zu dieſen Heilquellen ſtatt; zu Pferd, in Tragſtühlen, in Wagen, zu Fuß und zu Eſel zogen die Kranken auf der breiten Straße den Berg hinauf. Die lezte Quelle, wohl dreiviertel Stunden von Coterez, iſt frei, und es ſaßen eine Menge armer Leute bei ihr und hofften hier Geſundheit zu trinken.

Als wir am lezten Bad vorbei waren, kamen wir in eine Art Chaos, einen Bergſturz mit ſeinem Felſengerölle, wie auf dem Wege nach Gavarnie. Die Bilder waren auch hier ſchön, doch lange nicht ſo groß wie dort. — Nach und nach geht es ſteiler bergauf. Wir kamen in einen gelichteten Tannenwald, und in dieſem ſchoß der volle Bergſtrom von Fels zu Fels uns entgegen. Einmal lag er tief neben uns in einem thurmhohen Marmorbette, in dem er ſich gegen ſeine enge Grenze ſträubte und im Kampfe den Waſſerſtaub in die Luft hineinathmete. Ein paar Schritte weiter war er wieder ruhiger, floß ſachte in weißen und blauen Silberwellen vorbei und ſtand an einzelnen Seitenſtellen ganz ſtille da, die Berge und den Himmel abſpiegelnd. Ich ſah hier zwei wunderbare Badewannen in das Felſenbett eingemeißelt. Beide ſuchten ſich unter grünem Laub zu verſtecken, aber das Laub ließ dennoch den Himmel durchſchimmern und das Waſſer beleben. Das klarſte Waſſerblau zeigte jedes Steinchen auf dem Boden dieſer Wannen. Wer da nur



Digitized by Google

baden mag? Die ſchönſte Nymphe mit dem ſchönſten Hirten der Berge.

Der Berg geht ſteil aufwärts und der Fluß ſtand in der Regel über uns; neben ihm, vor unſern, dem Himmel zugerichteten Blicken, lag der mühſame Weg, rings um denſelben ſchwere Felsblöcke, alle mit tauſend und tauſend ſchillernden Waldkräutern bedeckt, alle von ernſten Tannen beſchattet. Eine lange Weile kletterten drei Ochſengeſpanne, ihren kleinen Wagen nachſchleppend, über uns den Berg hinan und belebten dieſes Wunderbild noch mehr. Wir ſahen alle dieſe Scenen von unten auf, und über dem Fluſſe, über den Felſen, durch die Bäume durch bildete ſtets der blaue, wolkenbeſäete Himmel den Hintergrund. — Auf einmal öffnete ſich der Weg. An einer zerſplitterten Tanne ſtand ein Prieſter angelehnt und war von unſerem Standpunkte aus, neben Fluß, Felſen und Bäumen, wie in der Luft ausgeſchnitten. Hinter ihm ſaßen Frauen am Boden, vor ihm zogen die Ochſen ihren Karren den Berg hinan. Es war ein Bild, wie ſelten welche gemalt werden.

Wir holten den Geiſtlichen bald ein und fanden ihn in Geſellſchaft von vier Frauenzimmern, alle jung und friſch und lebensluſtig. Vier für Einen iſt zu viel, und ſo ſchloßen wir uns an. Erſt war der Curé viel ſprecharmer als ſeine Begleiterinnen, aber nach und nach ließ er ſich die fremden Gäſte gefallen, und das war auch das Klügſte, was er thun konnte. Eine der Damen war ſeine Schweſter, die zweite eine junge ſchwarzaugige Wittwe, die dritte eine junge Ehefrau, rund und lebensluſtig, aber krankheitshalber von ihrem Gatten in's Bad geſchickt, die vierte, ihre Schweſter, eine ſchöne feurige Südfranzöſin. Der geiſtliche Herr hatte Geſchmack. Ich bin weit entfernt, Böſes zu denken; aber wenn der Teufel ihn hätte in Verſuchung führen wollen, er hätte nicht leicht eine beſſere Sammlung von Verſucherinnen finden können. Und der geiſtliche Herr war ein ſchöner Mann von dreißig Jahren mit einer Adlernaſe, feinen ſchwarzen Augen und geiſtreichen Zügen. Er war von — Halt! ich habe nicht Luſt, ihm ſeine Gaſtfreundſchaft mit einer unſchuldigen Angeberei zu lohnen; aber er war aus einem Orte, wo viele Wunder geſchehen, was nicht verhinderte, daß er ſich, anſtatt an das Mirakelbild, an die Schwefelquelle wendete. Und ich fürchte faſt, dieſe wird ihm nicht mehr genützt haben, als jene. Er hatte ſchwache Nerven.

Von nun an ging unſere Reiſe langſamer und war viel luſtiger. Wir wurden ganz gute Freunde, und nach einer Weile wollte die dicke Ehefrau frühſtücken. Sie lud uns ein, aber wir ſchlugen es aus. Der Herr Curé wollte überhaupt noch nicht frühſtücken, mais ce que femme veut, Dieu le veut, ſelbſt wenn ein Curé es nicht wollte; und ſie wußte überdieß den Herrn Curé zu bereden, daß er uns noch einmal ſehr dringend und freundlichſt einlud. Am Frühſtück lag mir nichts, aber ich hatte nicht Luſt, die Geſellſchaft fahren zu laſſen, und ſo nahm ich das Frühſtück mit in den Kauf. An einem kleinen Nebenfluſſe legten wir uns in's Gras oder ſezten uns auf Felsſtücke und verzehrten unter frohem Geſpräche das Huhn, das Kalbfleiſch, Brod, Butter und Käſe, nebſt einem Schluck Wein. Es blieb nichts übrig und das Wunder der Broſamen fand nicht ſtatt.

Der geiſtliche Herr aber hatte ſein Brevier mit goldenem Schnitte in ſammtner Taſche unter dem Arm; auch ſagte er uns, er habe um vier Uhr die heilige — mit Nachdruck — Meſſe geleſen. „Ensuite nous avons pris nos bains." Hier freilich lag kein Nachdruck auf nous und nos, aber es klang doch ganz verteufelt, wenn ich auch keinen Augenblick zweifle, daß jedes ſein Bad für ſich genommen hat. — Genug, geiſtliche Herrn ſollten nicht mit vier ſo ſchmucken Weibsbildern reiſen, wie unſer guter Freund hier um ſich hatte.

Von unſerer Frühſtücktafel bis zum Pont d'Eſpagne war nur noch eine kleine Strecke, und ſobald wir der Brücke nahe kamen, vergaß ich den Curé, ſeine vier Schönen, und ſelbſt notre bain. — Was ſoll ich denn hier beſchreiben? Es vereinigen ſich hier drei Bergſtröme in der wildeſten Gegend; drei Brücken über dieſelben bieten die verſchiedenartigſten Schauſpiele dar. Man ſteht über und unter und neben Waſſerſtürzen, und nach oben und nach unten, rechts und links, vor und rückwärts ſieht man Scenen in Maſſen, wie man ſie ſonſt vereinzelt hunderte von Meilen weit ſucht, und oft tauſend Meilen weit reist, ehe man was Aehnliches findet.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Eine Stunde im Newgategefängniſs.

(Schluß.)

Bei unſerem weitern Gange durch die Zimmer der Männer wiederholte ſich in der Hauptſache, was über die Räume des ſanftern Geſchlechts geſagt worden. Dort wie hier lief jeder Corridor in einen Hof aus, wo bald viele, bald wenige umherwandelten. In den Zimmern traf ich manche ſchreibend, andere leſend, die meiſten müßig, einzelne beſſer gekleidet und dann in ſich gekehrter als die übrigen. Ob ich gleich recht gut wußte, daß vielleicht an keinem Orte in der Welt mehr falſches Geld gemünzt und in Umlauf geſezt wird als in London, fiel es mir doch auf, einige große Zimmer bloß für ſolche beſtimmt zu finden, die dieſes Verbrechens verdächtig

Digitized by Google

waren. — Beſonderes pſychologiſches Intereſſe bot die Zimmerreihe für junge Sünder beiderlei Geſchlechts, lauter Mädchen und Knaben unter vierzehn und über zehn Jahren. Die Knaben hatten eben Unterricht, und ich muß ſagen, daß hübſchere, offenere und klügere Geſichter mir in verhältnißmäßiger Zahl nirgends vorgekommen ſind. Die dumm und ſchwer Ausſehenden ſchienen auch wirklich dumm zu ſeyn; wenigſtens waren ſie es vorzugsweiſe, die nicht leſen konnten, während die klugen Geſichter vom Blatte weg, oft mit überraſchendem Ausdrucke laſen. Die Meiſten ſollten Taſchendiebe und die beſſer Erzogenen die ſchlaueſten und gewandteſten ſeyn. Von Zweien, die durch Figur und Anſtand dem Junkerthume Ehre gemacht hätten, wurde mir erzählt, daß ſie die Anführer einer kleinen Bande geweſen, die mittelſt Verkleidungen der verſchiedenſten Art ſich lange den Nachſtellungen der Polizei entzogen.

Das lezte Zimmer in dieſem Flügel war eines von denen, die ſeit Kurzem ſtatt der bisherigen condemned cells, der Zellen für die zum Tod Verurtheilten eingerichtet worden ſind. Es war zum Glück unbewohnt, ſah aber mit ſeinem Bett, ſeinem Tiſch, ſeinem Stuhl und ſeinem Feuerherde ganz wohnlich aus. Von hier folgte ich dem Führer über einen kurzen Corridor zu einer feſt verſchloſſenen und verriegelten Thüre, die in einen länglichen, rings von den hohen Mauern des Gefängniſſes umgebenen Hof ging. Dieß iſt der press-yard, der nie unerwähnt bleibt, wenn die Londoner Zeitungen den Vollzug einer Todesſtrafe berichten. Die umſchließenden Mauern ſind ſo hoch und ſenkrecht, das Streifchen Himmel, das man von unten erblickt, iſt ſo klein und ſchmal, daß der Gedanke an Flucht ohne äußere Hülfsmittel dem Verwegenſten unausführbar erſcheinen muß. Muß? wo gäbe es eine Unmöglichkeit für die Sehnſucht nach Freiheit, für die heiße Liebe zum Leben. Mein Führer zeigte mir den Winkel, wo vor wenigen Jahren ein zum Tode verurtheilter Schornſteinfeger, Namens William Sweet, die ſteile Höhe erklommen und über die Dächer der anſtoßenden Häuſer ſich gerettet, was freilich nur dadurch möglich wurde, daß der Zahn der Zeit kleine Höhlungen in die Steine genagt hatte. Seitdem ſind beide Seiten des Winkels glatt verpuzt worden, ein Beweis, daß man auch in England den Stall verſchließt, wenn das Pferd geſtohlen iſt. Um den press-yard reihen ſich fünfzehn eiſenbeſchlagene Pforten der ſonſtigen Todeszellen, wie ich ſie wohl nennen darf. Ich trat in eine: ein enges Loch, mit dürftigem Lichte durch ein hohes, eng vergittertes Fenſter; in einer Mauerblende ein metallenes Waſchbecken, daneben eine eiſerne Bettſtelle, ſonſt nichts. Hier lagen denn früher die Verurtheilten in ſchweren Ketten und ſchleppten ſie täglich eine halbe Stunde über den Hof. Jezt ſind es Strafzellen für Gefangene, die grobe Exceſſe verübt haben, Kerker im Kerker.

Der Hof war leer geweſen, als ich mit dem Führer in die Zelle getreten. Es überraſchte mich daher doppelt, während der Erklärung, die er mir gab, Jemand außerhalb fragen zu hören: „Wie befinden Sie ſich heute, mein Herr?“ und darauf die Antwort einer heitern, wohlklingenden Stimme: „Dank Ihnen, ziemlich gut; und Sie?“ Ich horchte, und mein Führer ſagte halb lächelnd: „Die hübſche Stimme iſt die eines Mannes, der lezten Freitag wegen Mords zum Tod verurtheilt worden und nächſten Montag gehängt werden ſoll. Sie haben vermuthlich davon gehört oder geleſen.“ — Ich hatte das allerdings und ſah nun den Unglücklichen, von zwei Aufſehern begleitet, feſſelfrei im Hofe umhergehen, in ſchwarzer Kleidung, eine Mütze auf dem Kopfe, feſten Schrittes und in freundlichem Geſpräche, die Hände in den Rocktaſchen. Es war ein ſchlanker, gutgewachſener, junger Mann mit ſanften Zügen und hellen Augen. Auf einem Spaziergange hatte er ſeinen Wohlthäter meuchlings erſchlagen. Am folgenden Montage ſah ich ihn das Schaffot beſteigen, zitternd und bleich.

Aus dieſem verhängnißvollen Hofe wurde ich in die Badeſtuben geführt, wo jeder neue Ankömmling vor ſeiner Zulaſſung in die Zimmer vom Scheitel bis zur Sohle gewaſchen wird. Machen ſeine Kleider einen Reinigungsprozeß nöthig, ſo geſchieht ihnen daſſelbe. Iſt aber Gefahr von der Berührung zu fürchten, ſo kommen ſie in einen anſtoßenden Ofen, wo ſie kunſtgerecht gebacken werden. Weſſen Kleider das nicht aushalten, der muß den Gefängnißanzug tragen, und mein Führer verſicherte, obgleich dieſer ſauber und bequem ſey, wolle doch Jeder lieber ſeine Lumpen haben. Ich möchte das Gefühl nicht tadeln, das hier zu Grunde liegt. — In der Nähe der Badeſtuben kam ich in die mit allen, für eine ſo große Anſtalt nöthigen Erforderniſſen und Utenſilien reichlich ausgeſtattete Küche. Weil von hier eine Thür auf die Straße führt und was jezt die Küche iſt, ehemals die Empfangshalle eingebrachter Schuldner war, heißt die Thür noch jezt debtors' door. Vor ihr wird das Schaffot erbaut.

Mein gefälliger Führer ließ mich in der Küche das für die tranſitoriſchen Gefangenen beſtimmte Brod ſammt Zuthat koſten, und ich glaube, daß Tauſende von freien Menſchen in Schottland und Irland — von gewiſſen deutſchen Landestheilen zu ſchweigen — beides oft von viel geringerer Qualität im Schweiße ihres Angeſichts eſſen. Auch die Quantität ſcheint mir genügend. Jeder erwachſene Mann erhält täglich ſechzehn, jede erwachſene Frau zwölf Loth Brod und früh und Abends eine Pinte Haferſchleim; außerdem Sonntags, Dienſtags, Donners-

Digitized by Google

tags und Sonnabends zu Mittag ſechs Loth nach der Zubereitung abgewogenes Fleiſch ohne Knochen und ein halbes Pfund Kartoffeln; an den übrigen drei Tagen eine Pinte Bouillonſuppe von ſechs Loth Fleiſch. Jeder wird bei der Ankunft hiemit bekannt gemacht, und wer ſich verkürzt meint, dem ſteht die Beſchwerde beim Gouverneur frei. Nur in Fällen, die Ahndung verdienen, iſt eine Verminderung als Strafe zuläſſig.

Aus der Küche kam ich in die Vorhalle zurück, wo ich dem Führer überwieſen worden war. Statt nun aber meine Entlaſſung durch die Pforte zu erhalten, durch welche ich eingetreten, geleitete man mich durch das Amtsbureau und ein Vorzimmer nach der Hausthür des Gouverneurs. Im Bureau ſah ich bloß Einen Schreiber, der nicht übermäßig beſchäftigt ſchien, dagegen im Vorzimmer etwas, womit ich mich gern einige Zeit beſchäftigt hätte, eine Reihe Abgüſſe von den Schädeln der namhafteſten Miſſethäter, die in Newgate ihr Leben geendet haben. Doch ein Geſchäft rief mich fort, und ich will nicht bergen, daß, als die blanke Mahagonithür ſich hinter mir ſchloß, mir der Athem leichter wurde. Denn mag auch Newgate noch ſo gut eingerichtet und wohnlich ſeyn, es iſt und bleibt ein Ort, dem die ſüße Luft der Freiheit fehlt.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Baden-Baden**, Oktober.

(Schluß.)

Dyce-Sombre und Ventura. — Die Hetzjagden.

Auffallende Ehrenhändel gab es in dieſem Sommer, Gott Lob! keine. Die drei blutigen Opfer von 1843 haben hoffentlich für lange Jahre hinaus den Durſt der finſtern Mächte beſchwichtigt. Aber ganz ohne Skandal iſt es doch nicht abgelaufen. Ein indiſcher Nabob, Dyce-Sombre, und ein Korſikaner, General Ventura, haben ſich auf der Promenade mit ihren Spazierſtöcken geprügelt. Dyce-Sombre iſt der Sohn der Fürſtin Begum-Sombre, von der es heißt, ſie ſey in ihrer Jugend Bajadere geweſen und habe ſpäterhin ihren Mann vergiftet, um ſich der Zügel der Herrſchaft zu bemächtigen. Dieſer Mann war ein Emporkömmling, das ſcheint gewiß; ob er aber ein Europäer, ein Deutſcher, und vollends der Herr Sommer aus Ansbach (oder aus Schleſien) geweſen, das möge dahin geſtellt bleiben; doch iſt in der That ſein Sohn nicht ganz ſo ſchwarzbraun, wie ſonſt wohl deſſen Landsleute zu ſeyn pflegen. Dyce-Sombre ſeinerſeits hat vor einigen Jahren in Europa Aufſehen erregt durch einen Prozeß, den er mit ſeiner Frau, einer Engländerin, führte. So viel ich mich entſinne, ſoll die Frau darauf angetragen haben, den Nabob in eine Irrenanſtalt zu ſperren, und wenn mich mein Gedächtniß nicht täuſcht, ſo hat er ſich durch die Flucht einer ſolchen Gefangenſchaft entzogen. Die Einzelheiten ſind mir entfallen, aber ſicher mag ſeyn, daß Dyce-Sombre von den achtzigtauſend Pfund Sterling ſeines Jahreseinkommens nur fünftauſend zu freieigener Verfügung hat. Sein Gegner, ein ehemaliger Waffengenoß Allards in Lahore, ſoll in dem Londoner Prozeß als Zeuge aufgetreten ſeyn, und daher der Haß ſtammen, deſſen Urſprung Andere wieder bis nach Hindoſtan zurückführen wollen. Wer von den Beiden die Schlägerei begonnen, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, doch ſcheint es Napoleons Landsmann geweſen zu ſeyn, obſchon es nicht an Zeugen fehlt, die ihn den angegriffenen Theil nennen, wogegen für Dyce-Sombre, außer der Zeugſchaft aus den vornehmſten Ständen, der Umſtand ſpricht, daß er noch längere Zeit zu Baden verweilen durfte, während der Andere ausgewieſen ward. Noch jezt ſpricht das Volk auf den Bierbänken von „Seid-Ombre“ und „Pandura,“ und im Sinne dieſes Geſchwätzes hat auch die Preſſe des Widerſpruchs den Anlaß genommen, die geſammte Geſellſchaft zu verläſtern, welche zwar den ſchlechtgekleideten Pöbel nicht unter ſich dulde, dem gutgekleideten aber das ungezogenſte Betragen zu gut halte. Die Antwort darauf gibt die Thatſache, daß der, welchen die Mehrheit für den Urheber des pöbelhaften Auftritts erklärte, nicht bleiben konnte. Der Angegriffene hat ſich gewehrt wie ein Mann, und darin recht gehandelt. Was weiter aus der Angelegenheit wird, müſſen wir natürlich in Ruhe abwarten, bevor wir ein Endurtheil über die zwei Betheiligten abgeben.

Anderweitigen und zwar ungleich herberen Tadel hat die Geſellſchaft wegen der Hetzjagden erfahren müſſen, welche in dieſem Spätſommer nach etwas größerem Zuſchnitt als früher abgehalten wurden. Thatſache bleibt, daß die Hetzjagden auch bei den Deutſchen wiederum in Gunſt und Aufnahme kommen; ihr ſcheltet das, wir loben es, und unbekümmert um Lob oder Tadel geht die Sache ihren Gang. Ich für mein Theil freue mich darüber, und ergötze mich nebenbei an der Unmacht des Widerſpruches, wie an der Beſchränktheit und Unkenntniß einzelner unter den Widerſprechenden. So gehört, um nur ein Beiſpiel anzuführen, das alte Herkommen der Curée aux flambeaux zu den beſten Ueberlieferungen aus der Glanzzeit von Chantilly. Nach glücklich vollführter Jagd hat dieſem Brauche nach die Meute auf dem Raſenplatz vor dem Schloß die Abfallſtücke des erlegten Hirſches bei Fackelſchein zu verzehren. Zu Baden vertrat das Geſellſchaftshaus die Stelle des Schloſſes; aber mancher Waidmann hatte Gelegenheit, mitleidig lächelnd die Achſeln zu zucken, indem er die Urtheile der Menge über das Jägerrecht bei Fackelſchein vernahm. Die Oberleitung der Jagden hat in dieſem Sommer ein ausgezeichneter junger Cavalier, Freiherr Alfred von Zedwitz übernommen, der mit der vollkommenſten Sachkenntniß den größten Eifer verbindet und ſich hoffentlich nicht durch den Spott wird beirren laſſen, womit Aberwitz und Gemeinheit ſein Thun und Treiben begleiten. — Die Hetzjagden mit ihren Reitern und Reiterinnen auf muthigen Roſſen, mit ihrem langen Gefolge von Wagen und dem reichlichen Jägermahl auf grünem Plan unter dem Laubdach ſind vorüber, Sanct Hubert langt die Doppelflinte vom Nagel, und der eintretende Winter verwandelt die lebenvolle Badeſtadt wieder in das kleine Landſtädtchen, welches in jeglichem Spätjahr das Bild des erwachenden Schuhflickers im Mährchen wiederholt, der Tags zuvor den Khalifen geſpielt und nun was er erlebt für einen Traum hält.

W. C.

---

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 89 und literariſche Anzeige von Orell, Füßli und Comp. in Zürich.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 267.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 7. November 1845.

Gebt mir ein Mährchen und Rittergeſchichten, da liegt doch der Stoff zu allem Großen und Schönen.

Schiller.

## Walachiſche Mährchen.

(Walachiſche Mährchen, herausgegeben von Albert und Arthur Schott, mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen. Cotta'ſcher Verlag, 1845.)

Es iſt ein volles Menſchenalter verfloſſen, ſeitdem die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm durch Herausgabe ihrer deutſchen Kindermährchen (zuerſt 1812), welchen bald die deutſchen Sagen folgten (1816), thatſächlich den Grundſatz aufſtellten, daß Mährchen und Sage nicht bloß auf die Liebe der Ungebildeten im Volk, der Bauern und Kinder, einen Anſpruch haben, ſondern auch von der Bildung und ſelbſt von der Wiſſenſchaft in ihren Kreis gezogen zu werden verdienen. Was man früher als Ammen- und Spinnſtubengeſchwätz belächelt, als gefährlichen Aberglauben aus dem Geſichtskreis der Kinderwelt zu verbannen geſucht hatte, was deſſen ungeachtet ſchon durch des alten Muſäus feinen Geiſt in den Sprechſaal deutſcher Dichtung kräftig eingedrungen war, das errang nun ſogar eine Geltung für's Leben, ward anerkannt als ein Mittel wahrer menſchlicher Erziehung, brachte den geſunden Geiſt des Volks zurück in die Wohnungen der höhern Stände.

Die gebildeten Männer und Frauen von heute ſind ſchon großentheils unter dieſen Einflüſſen aufgewachſen. Wenn die Begeiſterung für den neuen Beſitz nicht mehr ſo warm und freudig iſt, ſo fühlt man ſich dagegen wohl in demſelben, ohne der Zeiten zu gedenken, wo man ſein entbehrte; man hat ihn eingereiht in die übrigen Stücke des nothwendigen Haushalts; mit einer gewiſſen Ruhe wird er genützt und vervollſtändigt. Das leztere geſchieht in ziemlichem Umfang: von allen Seiten her bringen fleißige Hände die geſammelten Erzählungen, und es iſt bald, beſonders in Deutſchland, kaum eine Landſchaft mehr bei dieſem Streben ohne Vertreter.

Doch hat hiebei weit mehr die Sage gewonnen als das Mährchen. Es ſoll damit kein Vorwurf ausgeſprochen werden, denn es konnte nicht anders ſeyn. Die Sage, deren Hauptmerkmal darin beſteht, daß ſie das Wunderbare das ſie weiß, in Zuſammenhang mit bekannten Geſtalten der Geſchichte bringt, oder es doch an beſtimmten Orten vorgefallen ſeyn läßt, hat eben darum bei einer größeren Zahl von Menſchen Anſprache, Haltpunkt und Heimath. Das Mährchen dagegen, das ohne beſtimmte Anknüpfung flüchtig dahinſchwebt, iſt ein zarteres Ding, bedarf, um verſtanden, behalten, gepflegt zu werden, eines weit feineren Sinnes, hat daher wohl unter allen Umſtänden und in allen Zeiten ein kleineres Gebiet als die Sage. Namentlich aber iſt dieß der Fall in unſerer ſo gar nicht dichteriſch geſtimmten Zeit. Man hört zwanzigmal und öfter eine Sage erzählen, bis einmal ein Mährchen kommt; daher die auffallend geringere

Digitized by Google

Zahl von Sammlungen dieſer lezteren. Auch die Kinder- und Hausmährchen der Brüder Grimm wären lange nicht was ſie ſind, wenn die Herausgeber nicht jene alte Bäurin in der Nachbarſchaft Caſſels gefunden hätten, die mit frommem, gläubigem Sinne den Schatz der Vorzeit hegte: ein guter Geiſt führte die Brüder zu der Stätte, wo noch „im fernen Wald“ eine „verlorene Kirche“ dahingegangener Geſchlechter ſtund und für den Suchenden lieblich tönte.

Man darf wohl behaupten, daß in Deutſchland das Werk der Brüder Grimm ſchon jezt ſich ſchwerlich mehr zuſammenbringen ließe. Vieles wirkt, um uns in dieſer Hinſicht arm zu machen, wäre es auch nur die nüchterne Schulbildung, die an ſo vielen Orten dem Volk und den Kindern die Luſt am Wunderbaren vergällt und nimmt.

Wie anders war es da vor einigen hundert Jahren! Eine Sammlung nach Art der eben genannten hatte damals jeder aufmerkſame, geſchmackvolle Schriftſteller zu Stande bringen können, weil auch die Gebildeten mit und in dieſer Umgebung aufwuchſen. Hätte z. B. ein Sebaſtian Brandt oder Fiſchart, ja noch ein Opitz oder Moſcheroſch den Sinn der Brüder Grimm gehabt, wir beſäßen ſicher eine deutſche Mährchenſammlung gegen welche Tauſendundeinenacht ſich nicht allzuhoch rühmen könnte. Grollen dürfen wir freilich den genannten Männern des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts nicht: ſchazt ja doch der Menſch überhaupt, wie ſeine Geſundheit, ſo auch andere Güter erſt von dem Augenblick an, wo ſie ihm verloren zu gehen drohen! Aber einen wirklichen Gewinn kann jene Betrachtung bringen. Wenn wir mit Sorgfalt an den Stätten, die von der zerſetzenden Bildung noch weniger heimgeſucht ſind, deren geiſtiger Zuſtand etwa dem Deutſchland Fiſcharts entſpricht, mit Sorgfalt nachſpüren, ſo muß uns Aehnliches entgegen kommen, wie das was jene niederzuſchreiben verſaumt haben. Hiemit ſcheint uns der Werth der vorliegenden Sammlung ausgeſprochen: ſie geſtattet einen Blick in die Mährchenwelt, wie man ihn auf deutſchem Boden ſchwerlich irgendwo noch thun kann.

Die Gegend, aus der ſie ſtammt, iſt das ſogenannte Banat, eine Landſchaft an der untern Donau, zwiſchen Ungarn, Siebenbürgen, der Walachei und Serbien. Dort, unter einer vorherrſchend walachiſchen Bevölkerung, hat der eine der Herausgeber jene Erzählungen aus dem Munde der Einheimiſchen geſammelt, und erzählt ſie einfach treu nach. Außerdem enthält das Buch eine Einleitung und einen Anhang. Jene beſchäftigt ſich theils mit der Schilderung der Walachen im Banat, theils mit Unterſuchungen über die Walachen als Volk.

Die Walachen verrathen ſich bekanntlich durch ihre Sprache als ein romaniſcher Stamm, was bei ihrer Entfernung von dem romaniſchen Weſten Europas auffallen muß. Die Einleitung erklärt ſich, um dieſes vereinzelte Auftreten begreiflich zu machen, für die Annahme, daß das Lateiniſche, welches durch die Eroberungen der Römer in Dacien, wie in Gallien und Hiſpanien, an die Stelle der Landesmundarten geſezt worden war, ſich unter den Stürmen der Völkerwanderung in Gebirgsgegenden, vornämlich in Siebenbürgen und am Pindus, erhalten, von dort aus aber, bei günſtigeren Umſtänden, ſich wieder über die Ebenen ausgebreitet habe. Da bis jezt nur den beiden von den Walachen gegründeten Staaten, der Walachei und Moldau, nicht aber den Walachen als Volk die Aufmerkſamkeit der Geſchichtsforſcher und eine zuſammenhängende Darſtellung zu Theil geworden ſind, ſo wird man es den Herausgebern nicht verdenken, daß ſie den Leſer, bevor ſie ihm „der Mährchen goldnes Reich“ aufſchloßen, eine Zeitlang über den rauhen Boden der Geſchichte haben wandern laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

# Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Die ſchönſte Stelle iſt die, wo man dem großen Sturze des Fluſſes hinter der lezten Brücke gegenüber ſteht. Der Bergſtrom kommt hier aus einem Thale hervorgeſchoſſen, ſtürzt thurmhoch in Einer Maſſe herab, ſtößt dann auf hausgroße Felsblöcke, die ihn aufhalten und brechen, bis er ſie überwunden, und nun vor uns und zu unſern Füßen nicht fällt, ſondern kopfüber in den Abgrund hineinſpringt. In dieſem Abgrunde findet er ein enges Bett, empört ſich gegen daſſelbe, ſtrebt ſchäumend und ſtäubend wieder in die Höhe und beruhigt ſich erſt nach und nach wieder. Ueber dem engen Bette liegt eine rohe Holzbrücke, und vor dieſer ſchafft die Sonne eine andere, wie ſie der Herr einſt dem Menſchen als Friedenszeichen vom Himmel bot. Und dieſes Kampfdrama des edeln Elementes iſt in einen Rahmen der wildeſten Berggegend eingeſchloſſen. Da wo der Strom aus einem Thale hervorzubrechen ſcheint, erheben ſich zu beiden Seiten ſtolze, kecke Berge, erſt mit Tannen aller Bildungen und aller Stellungen beſäet, und zulezt in ſchroffe Granitfelſen auslaufend. Jeder Felsblock ſchillert vor uns in der Sonne, jede offene Stelle iſt durch den üppigſten Kräuterreichthum gehoben. Der Staubregen nährt dieſe Pflanzen, die Sonne treibt ſie. Alles regt ſich, Alles ſprudelt, Alles jubelt und lobt den Meiſter. Ich ſah anders Schönes, aber nie in der Art Schöneres. Es lohnt eine Reiſe von vielen tauſend Stunden.

Der Tag war wie geſchaffen zu all dieſen Schönheiten. Als wir hier oben ſtanden, war der Himmel klar, fiel der Sonne Leben in die Thautropfen hinein und ſchuf

Digitized by Google

den Regenbogen, ſpiegelte ſich der dunkelblaue Aether im wunderbar blauweißen Waſſer dieſer Schneeflüſſe. Und unterdeß zogen kleine Wölkchen in dem Thale, in das ſich die Ausſicht öffnete, langſam tief unter uns an den Bergen vorüber. — Ich glaube, ich ſollte ein Maler ſeyn. Aber: wie ſchön! das iſt Alles, was ich dieſen Wundern gegenüber wiedergeben kann. Wie ſchön! ich möchte das Knie beugen und beten. — Daß man hier nicht bleiben, daß man ſo etwas nicht mitnehmen kann! Ja, ich ſollte ein Maler ſeyn, und ich beneide die Glücklichen, die ein ſolches Bild lebendig wiedergeben können.

Der Weg von hier zum See Gaube geht von nun an noch ſteiler, faſt in Treppenart aufwärts. Es dauert wohl eine Stunde, aber jeder Schritt iſt eine Belohnung. Zwiſchen Felsblöcken ſchießen alte Tannen hervor, und an dem Fuße dieſer Tannen wuchert eine Kräuter- und Blumenfülle ſonder Gleichen. Dieſe Tannen ſtehen nicht nahe genug, um die Ausſicht nach den hohen Bergen rings zu ſchließen, und ſind häufig genug, um nie eine ganz freie Ausſicht zu geſtatten. Jede Tanne iſt für ſich allein da und gehört doch dem Ganzen an, jede iſt eine vereinzelte Pyramide, und doch ſtehen alle zuſammen da wie Säulen des großen blauen Doms über ihnen. Und in dieſen Tannen ſelbſt iſt ein ewiger Wechſel. Hier ſchießt eine junge neue Aeſte in friſchem Grün, dort ſteht eine alte mit grauem Moosbarte; neben dieſer ſteht eine Leiche, entlaubt, aber noch ungebrochen, und zwiſchen beiden liegt ein Gerippe, deſſen Glieder zermürbt den Boden decken. Zwiſchen all dieſen nahen Bildern durch fällt der Blick weiter zurück auf den Fluß, der im Thale bald zu einem kleinen Teiche wird, bald ſich in mehrere Arme theilt, und um dieſen Fluß ſtehen neue Tannengruppen. Ich ſah eine einzelne Tanne hier, größer als alle andern am Ufer des Fluſſes, ihren Schatten auf das Waſſer, die Wieſe und einen Felsblock werfen, und ſtaunte. Ja, ein Baum, ein Stein, eine Handvoll Waſſer und ein paar Kräuter, das genügt dem Meiſter zu einem Meiſterwerke. — Und hinter dieſen Keſſelthälern ſteigen dann die Berge in den zerriſſenſten, ſchroffſten Felsgeſtaltungen dem Himmel zu. Hoch oben in den Lüften deckt endlich das weiße Schneelager das Haupt des Berges. Male, wenn du kannſt! Auf Schritt und Tritt hundert und aber hundert Bilder, gegen die die größten Malerwerke doch nur Stümperarbeit ſind.

Endlich erreichten wir die Höhe des Sees de Gaube. Eine Weile geht dann der Weg ziemlich eben neben ausgelaufenen Seen hin. Zuletzt kommt ein Felsblock, und auf demſelben angelangt, liegt der See zu unſern Füßen. Er iſt, wie alle Pyrenäenſeen, nicht groß, dennoch mag er eine Stunde im Umfang haben. Er iſt rings von hohen, zerriſſenen Felſen eingeſchloſſen, die unmittelbar in ihn einſchießen. Im Hintergrunde öffnet ſich ein Thal, durch das andere Felſen ihre ſchneebedeckten Höhen zeigen. Eine ſchaurige Wildheit liegt über dieſer ganzen öden, einſamen Scene.

Dieſe Wildheit, dieſe ſchaurige Oede wird noch gehoben durch ein Grabdenkmal, das auf einem Vorſprung im See vor uns ſteht. Auf einer Urne, mit eiſernen Gittern umſchloſſen, ſteht geſchrieben: A la mémoire de W. H. Pattisson, écuyer, avocat de Lincolns-Inn à Londres, et de Sarah Francis, son épouse, agés l'un de 31 ans, l'autre de 26 ans, mariés depuis un mois seulement. Un accident affreux les enleva à leurs parents et à leurs amis inconsolables. Ils furent engloutis dans le lac le 20 Sept. 1832. Leurs restes, transportés en Angleterre, reposent à Wilham dans le Comté d'Essex.“

Dieſe Grabſchrift deutet auf eine geheimnißvolle Geſchichte. Die jungen Eheleute machten ihre Flitterwochenreiſe, aber es ſcheint, daß ein ſchwarzer Geiſt ſich des Gatten bemeiſtert hatte. Er kam mit ſeiner Frau an einem Tage hier an, wo viele Gäſte da waren. Bevor er dieſelbe zu einer Luſtfahrt im Kahne zu bereden ſuchte, hatte er in der nahen Kabane allein eine ganze Flaſche Cognac geleert. Dann kam er zu ſeiner Frau und bat ſie, mit ihm den See zu befahren. Sie weigerte ſich lange ſtandhaft; zuletzt willigte ſie ein unter der Bedingung, daß die Aufwärterin des Wirthshauſes mitfahre. Pattiſſon aber will mit ihr allein fahren, und als ſie noch immer widerſteht, faßt er ſie und hebt ſie mit Gewalt in den Kahn. Sie fahren eine Weile ruhig auf dem See herum; endlich lenkt der Ruderer hinter einen Felſenvorſprung, der den andern Beſuchern die auf dem See Fahrenden verdeckte. Was hier vorging, weiß nur Gott. Ein herzzerreißender Hülferuf der jungen Frau hallt an den Felſen wieder; Alles eilt herbei, aber der Kahn iſt leer. Der klare See zeigte zwei Leichen auf ſeinem Boden, die aber erſt herausgebracht werden konnten, als lange alles Leben verſchwunden war.

Um den Vorſprung, auf dem das Grab ſteht, iſt eine Bretterwand geſchlagen, und wer die Inſchrift leſen will, muß 8 Sous Sperrgeld zahlen. Ich wollte, die Zeche im Wirthshaus wäre dreimal theurer und das Grab frei geweſen. Die Zeche aber war ſehr billig; für 2 Franken erhielten wir ein vollſtändiges Frühſtück mit Lachsforellen, wie ich ſie nie beſſer gegeſſen. Dann legte uns die Wirthin das Fremdenbuch vor; es waren eine Menge Witze darin; aber ich dachte: man muß den Säuen keine Roſen ſtreuen, und ſo wünſchte ich meinen Nachfolgern einen ſo geſunden Hunger, als ich mitgebracht, und ſo gute Forellen, als ich hier fand.

Ja, trotz des geiſtlichen Frühſtücks von vorhin, hatten wir, die Damen und ich, wieder geſunden Appetit.

Digitized by Google

Aber der geiſtliche Herr wollte nicht mit uns frühſtücken, und wir mußten ihm ſtark zureden, daß er uns nur erlaubte, wenigſtens ſein geiſtliches Oelkrüglein wieder zu füllen. Dann verſchwand er auf eine Weile, und die runde Ehefrau ſagte zu der jungen Wittwe: „Il est allé changer son gilet de flanelle.“ Als er zurückkam, nahm er mit den Damen Abſchied von uns und ich habe ſie nicht wieder geſehen.

Wir blieben noch lange hier oben und gingen dann ſehr langſam den Weg nach Coterez wieder hinab; denn wir hatten auf Schritt und Tritt dieſelben Wunder zu bewundern, die jezt von oben herab wieder ganz neu erſchienen. Das iſt eine Sammlung, wie es nicht viele in der Welt gibt. Komm hieher und ſuche dir ein paar Bilder aus; du wirſt mir's danken, daß ich dich zu dieſem Ausfluge veranlaßt.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, Oktober.

A. Dumas und Philipp de Giraed.

Ueber kurz oder lang wird A. Dumas über das Wunder ſeiner ſchriftſtelleriſchen Fruchtbarkeit ſich vor Gericht auszuſprechen haben. Daß er mit den Journalen Preſſe und Conſtitutionnel einen Vertrag geſchloſſen hatte, kraft deſſen er in den nächſten fünf Jahren für jedes derſelben jährlich 9 Bände Romane, aber nicht mehr liefern ſollte, wußte man aus den beiden Journalen, welche nicht verſäumt hatten, dieſen Vertrag ihren Abonnenten vorzulegen, mit dem Beifügen, daß A. Dumas ſich anheiſchig gemacht habe, keinem andern Journale einen Roman zu liefern, mit Ausnahme eines, welchen er an das Tageblatt le Siècle veräußert, und eines noch nicht vollendeten, mit deſſen Mittheilung das Journal des Débats ſchon lange beſchäftigt iſt. Man ſollte auch wirklich glauben, daß ein Dichter, welcher jährlich 18 Bände Romane zu liefern verſpricht, und zwar fünf Jahre lang, keine Phantaſie und Zeit übrig habe, um noch Anderes zu dichten. Aber kaum hatten jene beiden Journale ſich ihres Vertrags mit A. Dumas gerühmt, ſo kündigten andere Blätter ebenfalls neue Romane von ihm an. Wo mochten dieſe herkommen? Hat der Dichter ſie vielleicht ganz fertig an jene Blätter verkauft, oder hat er, ſeines lezten Vertrags uneingedenk, einen Vertrag mit andern Redaktionen geſchloſſen, welcher den frühern zum Theil aufheben muß? Daß er außer den 90 Bänden, die er binnen fünf Jahren für die „Preſſe“ und den Conſtitutionnel liefern will, während dieſer Zeit noch andere Romane ſchreiben könne, iſt doch kaum zu glauben. Für die beiden genannten Blätter war es aber höchſt wichtig, in dieſer Sache auf's Reine zu kommen. Sie haben ſich anheiſchig gemacht, dem Dichter für die 90 Bände die ungeheure Summe von 515,000 Francs zu bezahlen, und dabei natürlich auf viele tauſend Abonnenten gerechnet. Wenn nun andere Journale auch Romane von A. Dumas geben, ſo zerſplittert ſich natürlich die Leſewelt. Sie haben deßhalb eine Klage anhängig macht und verlangt, daß den Journalen verboten werde, Romane von A. Dumas einzurücken, ſo lange der Vertrag der Kläger mit dem Dichter währt. Eigentlich hätten ſie den Dichter ſelbſt vor Gericht ziehen ſollen, denn nur er kann verantwortlich ſeyn für das Geſchehene; es ſcheint aber, daß ſie ihn ſchonen wollten, da er ihnen durch ſeine Romane Tauſende von Abonnenten zuführen ſoll; da jedoch der Prozeß ohne ihn nicht wohl entſchieden werden kann, ſo wird er am Ende doch vor Gericht erſcheinen müſſen, und man iſt ſehr begierig darauf, wie er ſeine Verträge mit den verſchiedenen Journalen erklärt und rechtfertigt. Mit Erſtaunen ſagt man ſich aber: ſo werden Romanſchreiber geſucht und bezahlt zu einer Zeit, wo eine ganze Zunft von Nachdruckern in den Nachbarländern bereit ſteht, jeden neuen Roman zehn- und zwanzigmal nachzudrucken! Es geht daraus hervor, welch ungeheuern Abſatz die Geiſtesprodukte der Pariſer Modeſchriftſteller haben. Es führt zu wehmüthigen Betrachtungen, wenn man mit dem glänzenden Einkommen und dem üppigen Leben dieſer Romandichter das Schickſal von Männern vergleicht, welche darben, weil ſie die Welt nicht beluſtigt, ſondern ihr nur genüzt haben. Dieſe ſchmerzliche Vergleichung drängte ſich kürzlich bei der Beerdigung Philipps de Girards auf, eines Mannes, der ſeine Zeit mit den wichtigſten Erfindungen in der Mechanik, beſonders mit der mechaniſchen Spinnerei bereichert hat, die jezt Hunderte von Fabriken beſchäftigt, der nahe daran war, den von Napoleon ausgeſezten Preis von einer Million zu gewinnen, und der im lezten Winter ſo dürftig war, daß er ſich nicht einmal Brennholz anſchaffen konnte. Freilich hat das Mißgeſchick dieſen Mann faſt beſtändig verfolgt. Als er mit ſeiner Erfindung der mechaniſchen Spinnerei ſo weit war, daß er Anſpruch auf den ungeheuern Preis machen konnte, fiel Napoleon und mit ihm die von ihm verheißene Belohnung, und unter den ältern Bourbons konnte Girard nicht einmal ein Anlehen von 8000 Fr. auswirken, die er bedurfte, um ſeine Maſchinen in Gang zu bringen. Der Mann wanderte aus; ſeine Erfindungen wurden beſonders in England gewürdigt und in Ausführung gebracht. Dieß bereicherte ihn aber keineswegs; im Gegentheil verlor er dadurch ſeine Rechte als Erfinder in ſeinem Vaterlande, und er mußte ſehen, wie hier große Fabriken mit ſeinen Maſchinen entſtanden, ohne daß ihm ein Heller davon zu gute kam. So wurde er alt und blieb arm. Zwar hatten Aufforderungen in den Tageblättern ſo viel bewirkt, daß die Regierung damit umging, in den Kammern eine Penſion für ihn als Nationalbelohnung in Vorſchlag zu bringen, nachdem ihm in der lezten Ausſtellung der Induſtrieprodukte die Jury eine goldene Medaille zuerkannt hatte. Aber unterdeſſen litt der arme Mann Noth, und die goldene Medaille ſoll zur rechten Zeit gekommen ſeyn, um ihn aus der ſchlimmſten Verlegenheit zu helfen. Er ſtarb, ehe der Staat ſich dankbar gegen den Mann erwies, der, wie man in den an ſeinem Grabe gehaltenen Reden behauptete, tauſend Millionen Nationalvermögen geſchaffen hat. Was hilft es ihn, daß man ihn bei ſeiner Beerdigung geprieſen und verherrlicht und daß ihm von ſeinen Verehrern ein Denkmal errichtet werden ſoll? Dieß geſchah zur ſelben Zeit, wo man zu Bonn Beethovens Denkmal feierlich einweihte und die Zeitungen das Schickſal des genialen Tonkünſtlers in Erinnerung brachten, das mit dem Ph. de Girards manche Aehnlichkeit hat. Ueberall und zu allen Zeiten hat es leider Männer von Genie gegeben, auf welche die Zeitgenoſſen gleichgültig herabſahen und deren Werth erſt dann recht erkannt wurde, als die Bewunderung der Welt ihnen zu nichts mehr dienen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 8. November 1845.

Die Zilla gebar den Tubalcain, den Meiſter in allerlei Erz und Eiſenwerk.

Moſes.
I. 4.

## Gedichte von Charles Mackay.

Uebertragen von Friedrich Beck.

### 2. Tubal Cain.

Tubal Cain der Greis war ein Mann voll Macht,
Als in Kindheit die Erde noch lag;
Wenn das Feuer der Eſſe war angefacht,
Scholl laut ſein Hammerſchlag;
Er ſchwang das Eiſen, das roth erglüht,
Mit dem Arme ſo ſtark und ſchwer,
Bis ein heller Funkenregen ſprüht,
Und geformt war Schwert und Speer.
Und er ſang: „Glückauf, das Werk gelingt,
Glückauf zu Schwertesblitz,
Und Heil dem Manne, der's kräftig ſchwingt,
Er wird zieren den Herrſcherſitz!"

Und zu Tubal Cain gar Mancher trat,
Wo er ſchuf bei Feuersglut;
Und um feſte Klingen ein Jeder bat,
Als gält's ſein theuerſtes Gut;
Und er machte Waffen ſcharf und blank,
Bis vor Freude ſie jubelten bald,
Und ſie ſchenkten ihm Perlen und Gold zum Dank,
Und die Beute vom freien Wald.
Und ſie ſangen: „Geprieſen ſey Tubal Cain,
Der die Kraft verdoppelt uns neu;
Dem Waffenſchmied und der Flamme Heil
Und dem Eiſen, ſo ſtark und treu!"

Doch gewendet plötzlich war ſein Herz,
Eh vom Himmel ſank die Nacht,
Und erfüllt war Tubal Cain von Schmerz,
Daß ſo Uebles er vollbracht.
Er ſah, wie der Menſch das Schwert in Wuth
Wild zückt auf des Bruders Bruſt,
Und den Boden röthet verſpriztes Blut
In des blinden Gemetzels Luſt;
Und er rief: „O daß ich geſchmiedet je
Und erſonnen mit klugem Plan
Den Speer und das Schwert für die, ſo ſich freu'n
Zu morden im Zorneswahn!"

Und manchen Tag Tubal Cain ſaß
In ſeinem Kummer da;
Seine Hand ſie blieb dem Erze fern,
Kaum die Eſſe man rauchen ſah.
Doch endlich ſtand er freudig auf,
Und ſein Blick, der ſtrahlte Muth,
Und zur Arbeit hob er den ſtarken Arm;
Hochauf ſchon praſſelt die Glut.

Digitized by Google

Und er ſang: „Heil meiner Hände Werk!"
Und höher die Flamme ſchlug;
„Nicht für Klingen allein iſt der blinkende Stahl!"
Und er formte den erſten Pflug.

Und die Menſchen, belehrt durch vergangenes Leid,
Sie reichten ſich friedlich die Hand,
Hingen auf in der Halle das Schwert und den Speer
Und pflügten das willige Land;
Und ſangen: „Es lebe Tubal Cain,
Der als Freund ſich uns erprobt,
Und für die Pflugſchar und den Pflug
Sey er ſtets von uns gelobt.
Doch wenn der Druck ſein Haupt erhebt
Oder Herr iſt ein Tyrann,
Wie wir Dank ihm zollen auch für den Pflug,
Des Schwerts gedenken wir dann!"

## Walachiſche Mährchen.

(Fortſetzung.)

Der Anhang beſchäftigt ſich mit einer Unterſuchung über den Urſprung der Mährchen. Das Ergebniß iſt, daß in denſelben ſich die Götterſagen der heidniſchen Zeit erhalten haben, natürlich ſo wie ſich Erzählungen beim Weitergeben von Mund zu Mund, von Geſchlecht zu Geſchlecht überhaupt erhalten können: unter Mißverſtändniſſen, Entſtellungen, Auslaſſungen, Zuſätzen, die ſich häufig nicht auf unweſentliche Theile beſchränken, ſondern den Kern der Erzählung angreifen. Denn nachdem der urſprüngliche Sinn mit dem Heidenthum abgeſtorben war, und der Glaube, der dieſen Mähren allerdings fortwährend blieb, ſich nicht mehr auf Götter bezog, ſondern auf Menſchen aus einer Zeit, wo es eben ſeltſamerweiſe noch wunderbar herging, da war der Einbildungskraft ein freies Schaffen geſtattet, von dem ſie nicht ſelten einen ſehr zügelloſen Gebrauch machte.

Wichtig iſt, was dieſer Anhang zur Beleuchtung eines Zweiges der Dichtkunſt, der Heldenſage, beibringt. Wie ſich nämlich die Götterſagen als Mährchen oder Sage durch den Volksmund bis auf uns herab erhalten haben und von Dichtern zuweilen benutzt werden, ſo ſind ſie auch ſchon durch die Sänger einer weit früheren Zeit in's Lied gekommen und unſere deutſche Heldenſage z. B., weit entfernt entſtellte Geſchichte zu erzählen, hat ihren Reiz vielmehr darin, daß ſie für Götter der Heidenzeit zwar häufig die berühmten Namen eines Kaiſer Karl oder Roland, eines Theodorich oder Attila, vielleicht auch einzelne Züge aus der Geſchichte dieſer Männer entlehnt, im Uebrigen aber den wunderbaren Gang und Klang der Götterwelt beibehält. Die Ueberzeugung, die ſich hieraus ergibt, daß die epiſche Dichtung und ihre Tochter, die dramatiſche, mit Volksſage, Mährchen, Götterſage durch fortlaufende Fäden zuſammenhangen, hat für das Gefühl etwas Beruhigendes. Denn das, wozu man ſich im andern Fall bekennen muß, daß die Göttermährchen des Heidenthums ſpurlos verſchwunden ſeyen, der Urſprung des Heldengedichtes aber auf Willkühr, Zufall und Unklarheit beruhe, gemahnt höchſt unheimlich und verträgt ſich nicht mit den Bedürfniſſen einer Zeit, welche allenthalben den Zuſammenhang der Erſcheinungen erforſchen möchte.

Inſofern darf die oben ausgeführte Anſicht hoffen, ungeachtet ihres Widerſpruchs gegen lang gehegte Vorſtellungen wenigſtens mit Wohlwollen geprüft zu werden. Sie iſt übrigens keineswegs neu, ſondern ſchon von den Brüdern Grimm theils in der Einleitung zu ihren Kinder- und Hausmährchen, theils an andern Orten angedeutet und ausgeſprochen. Im Anhang zu dieſen walachiſchen Mährchen findet man ſie nur zuſammenhängender dargeſtellt und mit beſtimmterer Beziehung des Mährchens auf die Heldenſage. Im Vergleich mit dieſer darf man für das Mährchen ohne Zweifel den Vorzug höheren Alters, treueren Haltens an der urſprünglichen, wunderbaren Sagenform in Anſpruch nehmen. Bei der Heldenſage und der ihr nahe ſtehenden Volksſage ſind durch die Verbindung mit Oertlichkeit und Geſchichte die Anklänge an den alten Götterglauben oft kaum noch wahrzunehmen; um ſo mehr machen ſie ſich im Mährchen geltend, das die irdiſche Heimath, den gefährlichen Schmuck berühmter Namen verſchmäht. Den Dichtern unſerer Tage, die in dramatiſchen und erzählenden Dichtungen ſo viel koſtbare Kraft an ſorgfältiges Ausmalen von Aeußerlichkeiten, von Tracht und Sitte, Gegenden und geſchichtlichen Begebenheiten oft recht unfruchtbar verwenden, wäre zu wünſchen, daß ſie häufiger den harmloſen Boden des Mährchens aufſuchten, wo ſich, unbeengt vom Zwange der Wirklichkeit, alles Menſchliche ſo rein und lieblich darſtellen läßt. Der Stoff der Mährchen iſt ewig jung, wie die Natur, von deren Schilderung ſie in ihrer älteſten Geſtalt, als Götterſagen, ausgegangen ſind. Was Muſäus aus den Mährchen zu machen gewußt hat, die er in unſcheinbarſter Geſtalt von alten Soldaten hörte oder in Chroniken las, was Fouqué in ſeiner Undine, die auf deutſchen Sagen vom Ritter Staufenberger und ähnlichen beruht, das könnten auch die Dichter der Gegenwart daraus machen, zumal da ihnen ungleich mehr Auswahl geboten iſt.

Wir theilen im Folgenden zwei der walachiſchen Mährchen mit, von denen das erſte mehr einer neckiſchen, das andere mehr einer ernſten, gläubigen Auffaſſungsweiſe huldigt.

Digitized by Google

I.

**Der Teufel im Faßhahnen.**

Eine Prinzeſſin, die Tochter des mächtigen Kaiſers, war in die Jahre gekommen, wo ſie ſich vermählen konnte, und ihr Vater wünſchte, daß ſie ſich einen Gatten wähle. Es erſchienen auch wirklich viele Prinzen und andere vornehme Herren am Hof und warben um die Hand der liebenswürdigen Prinzeſſin. Dieſe war aber eine leidenſchaftliche Tänzerin und wollte keinen andern zum Gemahl nehmen, als den der ſie im Tanzen überträfe. Sie ſelbſt tanzte ſo ſchön, aber auch ſo raſend, daß keiner, der es mit ihr wagte, ſo lang aushielt wie ſie. Mancher Fürſtenſohn fiel todt im Saale nieder, mancher verließ lungenſüchtig den Hof, und viele hohe Herren zogen heimlich wieder davon, wenn ſie ſich überzeugt hatten, wie furchtbar die ſchöne Kaiſertochter tanze.

Monate waren vergangen, und noch immer ſah der Kaiſer ſeine geliebte Tochter unverheirathet. Deßhalb ließ er in ſeiner Hauptſtadt und im ganzen Land öffentlich bekannt machen, jeder, welcher ſich getraue, ſeine Tochter im Tanzen zu übertreffen, ſolle ſich melden, und der Erſte, dem ſie ſich ergebe, ſolle ſie zur Frau bekommen, er möge ſeyn weß Standes er wolle. Auf dieſes verſammelten ſich wieder viele große Herrn, auch allerlei Leute, hoch und nieder, am kaiſerlichen Hof, und jeder gedachte die ſchöne Prinzeſſin im Tanze zu übertreffen. Der Kaiſer ließ alſo wieder ein großes prachtvolles Feſt veranſtalten, welches viele Tage dauern und wobei jeden Abend beim Schein von viel tauſend Lichtern und Fackeln getanzt werden ſollte.

Viele hatten ſich bereits müd und krank oder gar todt getanzt, und noch immer war die Prinzeſſin unübertroffen. Da drängte ſich plötzlich durch die feſtlichen Reihen ein unbekannter Fremdling, welcher mit der Prinzeſſin zu tanzen verlangte. Sie bekam, als ſie ihn ſah, einen Abſchen vor ihm und weigerte ſich, mit ihm zu tanzen; der Kaiſer aber, welcher ſehr gerechtigkeitsliebend war, nöthigte ſie, und bald ſah man die Prinzeſſin mit dem Fremden ſo toll im Saal umhertanzen, daß man bald merkte, die tanzwüthige Kaiſerstochter habe nunmehr ihren Meiſter gefunden. Wirklich rief ſie auch nach einiger Zeit um Hülfe, indem ſie erſchöpft und dem Tode nahe ſey und ihr Tänzer ſie durchaus nicht loslaſſen wolle.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Aus den Pyrenäen.

(Schluß.)

**Pierrefitte, Argelles, Lourdes, die Ebene.**

Am andern Tage war ich früh auf dem Wege nach Pierrefitte. An der table d'hôte war zwar geſtern viel die Rede von einer Bärenjagd, die übermorgen ſtattfinden ſollte. Ich hätte gar gerne einen Bären in ſeinem Revier geſehen und wäre vielleicht mit auf die Jagd gegangen, hätte ich nicht unterdeß einen ganz verſtändigen Bericht über dieſe Bärenjagden in den Bädern geleſen, aus dem ſehr klar hervorging, daß bei dieſer Jagd nicht der Bär, ſondern die Affen von Bärenjägern gehezt und genarrt ſeyen. Alljährlich richten die Guides mehrere ſolcher Bärenjagden ein, die aber keinen andern Zweck und auch nie ein anderes Ergebniß haben, als ein halb Dutzend Fünffrankenthaler aus der Taſche des geprellten Jägers in die der pfiffigen Guides zu ſpielen. Ich bin zu ſehr Bär meiner Natur nach, um mich durch Eſſig fangen zu laſſen. Und ſo zog ich ruhig weiter.

Es war noch ein ſchöner, ein Abſchiedstag in den Hochpyrenäen. Der Weg von Coterez in die Ebene führt zuerſt nach Pierrefitte. Von Coterez bis Pierrefitte folgt er dem Bergſtrom, deſſen Wunder wir geſtern ſahen, und dieſer wühlt ſich bis Pierrefitte ein tiefes Bett zwiſchen ſteilen, hoch aufſteigenden Bergen. Mit jeder Wendung ändert ſich die Scene; für jede derſelben hätte ich freilich immer wieder nur dieſelben Linien und Farbenausdrücke, aber dem Auge und dem Herzen, zugänglich für dergleichen, thun ſie unendlich wohl.

Bei Pierrefitte öffnet ſich die Schlucht und bietet eine Ausſicht in ein Thal und auf ein Dörfchen tief zu unſern Füßen, die abermals eines der reizendſten Alpenbilder darſtellen: das ärmliche Dörfchen mit ſeinen ſchwarzen Dächern, Felder, Wieſen, Fruchtgärten von einem hüpfenden Bergſtrom beſpült. Links werden die Berge kleiner und zu gerundeten Hügeln, rechts ſind ſie auf ihrer Kuppe mit nackten Felſen gekrönt, tiefer unten grünen Tannen und Eichen, und an ihrem Fuße liegen üppige Wieſen und Gärten. Nie ſah ich übrigens ein ſo ärmliches Dörfchen, wie dieſes, und auch nirgends ſo viele Kröpfe.

Argelles liegt ſchon mehr der Ebene zu. Am andern Ende des Städtchens fand ich Kaſtanienbäume ganz koloſſaler Art, und legte mich unter einen ſolchen zu meinem zweiten Frühſtück. Ich hielt ein Mittagsſchläfchen wie ein Prinz, der nicht weiß, daß er ein Prinz iſt.

Nach und nach hatte ſich die ganze Natur geändert. Die Bäume wurden kräftiger, das Laub voller, die Berge runder; man ahnete die Ebene, und vor Lourdes fand ich die lezten Hügel der Hochpyrenäen.

Es war ein ſchöner Sonnentag mit drohenden Gewitterwolken. In der Ebene hatte es geregnet; die Sonne trocknete wieder auf. Ein feiner Duft lag auf den weiten Feldern. Und ich fühlte heute mehr als ſonſt, wie ſchön mich dieſe Schönheit erregte: Ernſt, Ruhe, Einfalt — Kampf, Aufruhr, Keckheit, das ſind

Digitized by Google

die Gegenſäze. In der beginnenden Ebene ahnt, erräth man beide, und wenn ich mir einſt ein Hüttchen baue, ſo lege ich es an den Fuß eines Gebirges, da wo die Ebene aufhört und die Berge beginnen.

Es träumt ſich ſo ſchön, wenn das Herz voll des Schönen. Ich ſah die Hütte, ich ſah den Berg, ich ſah den Strom — aber als ich um die lezte Ecke der Berge vor Lourdes beugte, ſauſte mir ein Sturmwind mit Schloſſen entgegen. Das iſt's. Meine alte Wirthin in Dublin ſchenkte mir zum Abſchied ein Siegel: ein Schiff auf wilden Wogen; ſie wußte nicht, wie ſchön das Bild paßte, und darunter ſteht geſchrieben: „such is live.“

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, Oktober.

(Fortſezung.)

Akademiſches. — Collas.

Zu Anfang dieſes Monats fand die Ausſtellung der von der Akademie der Künſte gekrönten Werke der Malerei, Bildhauerei und Medaillenſchneiderei aus der hieſigen Kunſtſchule ſtatt, wozu noch die von den Schülern des franzöſiſchen Kunſtinſtituts zu Rom eingeſchickten jährlichen Arbeiten kommen, ſo daß man das von den Schülern zu Paris und Rom Geleiſtete vergleichen kann. Leztere ſind natürlich weiter vorgerückt, da ſie die Proben in der Pariſer Kunſtſchule bereits beſtanden haben und ſich ſchon ein oder zwei Jahre lang in Italien aufhalten, um ſich auszubilden. Ob der Aufenthalt in Italien den angehenden Künſtlern nothwendig iſt, hört man zuweilen in öffentlichen Blättern bezweifeln; ſo viel iſt gewiß, daß manche wenig arbeiten und ſich in Italien beluſtigen, ſtatt zu ſtudiren und ſich zu üben; es kommt daher auch nicht ſelten vor, daß die hieſige Kunſtakademie in dem über die eingeſandten Arbeiten abgeſtatteten Berichte ſich über die Geringfügigkeit derſelben beklagt; ſo ging es auch dießmal. Beſſer war man mit dem Malerkonkurſe der hieſigen Schüler zufrieden. Der muſikaliſche Konkurs hatte dießmal das Eigene, daß der Preis einem Studenten der Rechtsfakultät, dem Sohne eines Profeſſors an derſelben, Namens Ortolan, zuerkannt wurde. Die Aufgabe iſt immer eine Cantate oder ein Fragment aus einem dramatiſchen Stück. Seit einiger Zeit hat man auch den Text der Cantate zur Aufgabe gemacht; der Dichter, welcher den beſten liefert, erhält einen Preis von 500 Franken. Dieſer Text wird dann den angehenden Tonkünſtlern zur Bearbeitung übergeben. Es war dießmal eine Epiſode aus Taſſo's befreitem Jeruſalem, welche der Dichter Viellard dramatiſch behandelt hatte. Die dazu geſezte Muſik des jungen Ortolan wurde nach der Preisvertheilung vorgetragen. Er hatte aber nur den zweiten Preis erhalten, und der erſte war gar nicht ertheilt worden. Der Vater ſoll verlangt haben, man möchte ſeinem Sohne nur den zweiten Preis zuerkennen, da mit demſelben keine Penſion zur Reiſe nach Rom verbunden iſt und der junge Tonkünſtler ſich alſo im folgenden Jahre abermals um den Preis bewerben muß, wenn er die Ehre und den Vorzug genießen will, auf Staatskoſten nach Italien geſandt zu werden. Unterdeſſen kann er ſeine juriſtiſchen Studien vollenden, und es wird ſich dann zeigen, zu welchem der beiden Fächer er am meiſten Beruf hat. — Für die Bildhauer, welche ſonſt nur von der Regierung Beſchäftigung erhielten, wenigſtens was Statuen betrifft, eröffnen ſich jezt glänzende Ausſichten im Wetteifer aller bedeutenden Städte Frankreichs, den aus ihnen hervorgegangenen berühmten Männern Bildſäulen zu errichten; dazu kommen die Beſtellungen vom Auslande. Auch läßt die Regierung manche verfallende Bildſäule in den öffentlichen Gärten, beſonders im Luxenburg, wo es manche mittelmäßige Bildſäulen gab, durch neue erſezen. Ich muß bei dieſer Gelegenheit einer ganz neuen Erfindung erwähnen, welche vielleicht ſo großes Aufſehen machen wird, als vor einigen Jahren das Daguerrotyp. Das bekannte merkwürdige Verfahren, wodurch man Kunſtſachen in erhabener Arbeit, als Münzen, Basreliefs und dergleichen, in Kupfer- oder Stahlſtich auf's Täuſchendſte wiedergibt, iſt die Erfindung eines gewiſſen Collas hier. Collas iſt ein ganz ſchlichter Mann, in deſſen Kopfe ſich ein Funke Genie verirrt hat. Er bekam für dieſe ſeine Erfindung das Ordenskreuz, und da ſagte er: „Nun müſſen wir doch etwas thun, um dieſe Auszeichnung zu verdienen.“ Er ſezte wirklich den vielleicht ſchon längſt gefaßten Gedanken in's Werk, Statuen und allerlei Bildhauerei in's Kleine zu reduziren, wie man mittelſt des ſogenannten Pantographs große Plane oder andere Zeichnungen in's Kleine zieht. Welche Werkzeuge oder welche Maſchine er dazu erfunden hat, weiß ich nicht, denn an der Arbeit habe ich ihn nicht geſehen; aber von ſeinen reduzirten Büſten ſind mir einige zu Geſicht gekommen, und da ich ſie mit den größern Originalen vergleichen konnte, ſo habe ich mich von der Genauigkeit der Arbeit überzeugt. Man ſollte kaum glauben, daß es möglich ſey, Steinarbeit in Stein zu reduziren. Aber die Sache leidet keinen Zweifel; nur muß ich hinzuſezen, daß er zum Reduziren einen weichen, leicht zu bearbeitenden Stein nimmt, namentlich ſogenannten Steatit, weßhalb er es ſich ſehr angelegen ſeyn läßt, ſich nach Lagern ſolcher Steine zu erkundigen. Kürzlich hat er die Nachricht erhalten, Braſilien beſize bedeutende Steinbrüche dieſer Art und man werde ihm eine Ladung ſenden. Die Bedeutung dieſer Erfindung leuchtet von ſelbſt ein. Alle antiken Meiſterwerke der Bildhauerei werden in verjüngtem Maßſtabe dargeſtellt werden können; es werden keine Nachahmungen oder Nachbildungen, ſondern verjüngte Kopien des Originals oder vielmehr das Original ſelbſt in verjüngtem Maßſtabe ſeyn. Collas hat von der Akademie der Wiſſenſchaften die Niederſezung einer Commiſſion zur Prüfung ſeines Verfahrens verlangt. Vermuthlich ſoll ſie bloß die mechaniſche Vorrichtung unterſuchen, mittelſt welcher er ſeine Reduktionen bewirkt, denn was die Treue der Reproduktion der Originalien betrifft, ſo wäre die Kunſtakademie geeigneter als die der Wiſſenſchaften, um über den Werth der Erfindung zu entſcheiden. — Was das Daguerrotyp betrifft, ſo hat daſſelbe zwar die Kunſtliebhaber nicht ſehr befriedigt, aber ein neues Gewerbe iſt dadurch entſtanden, das Manchen Beſchäftigung und Brod gibt. In allen Revieren der Stadt geben ſich Leute mit dem Konterfeien mittelſt des Daguerrotyps ab, und man ſieht überall, beſonders im Palais-royal, ihre Produkte aushängen. Sie haben es aber noch nicht dahin gebracht, den Damen angenehme Geſichter zu geben; auch bemerkt man eine große Ungleichheit in der Darſtellung, was beweist, daß große Fertigkeit dazu gehört.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 44.

Sonnabend, 8. November 1845.

[306] **Paris, Firmin Didot frères,** Imprimeurs-Libraires du Roi et de l'Institut de France:

Mémoires touchant la vie et les écrits de Marie de Rabutin-Chantal, Dame de Bourbilly, Marquise de Sévigné durant les premières conquêtes de Louis XIV., suivis de notes et d'éclaircissements par **M. Le Baron Walckenaër,**
3e partie. 1 Rthlr. 10 Sgr.
1ère partie. Durant la Régence et la Fronde. 1 Rthlr. 10 Sgr.
2e partie. Durant le Ministère du Cardinal Mazarin et la Jeunesse de Louis XIV. 1 Rthlr. 10 Sgr.

**Lettres de Mad. de Sévigné;** Choix nouveau très complet contenant 318 lettres, précédé d'une notice et de l'essai sur le style épistolaire, par Suard, sécrétaire perpetuel de l'Académie française. 1 fort volume de 650 pages pet. in 8°. format anglais avec portrait. Prix br. 1 Rthlr.
„ Elég. cart. 1 Rthlr. 5 Sgr.

**Mes Prisons. Mémoires de Silvio Pellico;** traduits par P. L. Lezaud. 1 vol. 18. 20 Sgr.

Se trouvent chez tous les libraires de l'Allemagne.

---

[349] Bei **Orell, Füßli & Comp. in Zürich** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Dreißig Jahre
in
## Rußland
von
**Eduard Rudolphi.**

Zwei Bände in 8. Preis 2 Thlr. 15 Ngr. = 4 fl.

Dieſe politiſch wichtige Schrift eines Mannes, der in den letzten 30 Jahren vermöge ſeiner Stellung wohl wie wenige befähigt iſt, den Schleier von dem innern Haushalt im ruſſiſchen Reich zu lüften und Licht zu geben über Vieles, was dort geſchehen iſt und noch geſchieht, iſt für die ganze gebildete Leſewelt von größtem Intereſſe. Inhalt der beiden Bände:

Erſter Band: Erſter Eindruck. Größe. Gränzſperre. Volk. Regierung. Beſtechung. Tſchinownik. Betitelter. Juſtiz. Die Oſtſeeprovinzen. Ruſſiſche Sprache und Literatur. Alexander I. Nikolaus I.

Zweiter Band: Ein vierzehnjähriger Prozeß. Oeffentliches und Privatleben. Ruſſiſche Kaufmannſchaft. Kirche. Schule. Finanzverwaltung. Geheime Polizei. Theater. Journaliſten. Marquis de Cüſtine.

---

[346] Bei **Fr. Ludw. Herbig in Leipzig** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Belgien ſeit ſeiner Revolution.
Von
**Ignaz Kuranda.**

gr. 8. eleg. geh. Preis 2½ Thlr. — 3¾ fl. C.-M. — 4½ fl. rhein.

Es iſt das Erſtemal, daß Belgien in ſeinem vollſtändigen Staatsleben, in ſeinen wichtigen Kunſt-, Wiſſenſchaft- und Literaturbewegungen geſchildert wird. Der Verfaſſer, der vier Jahre in Belgien gelebt hat und mit den ausgezeichnetſten Staatsmännern, Gelehrten und Künſtlern in täglichem Verkehr ſtand, hat ein umfaſſendes Bild dieſes für uns ſo intereſſanten Landes geliefert, und namentlich ſeine mannigfachen ſocialen und politiſchen Beziehungen zu Deutſchland in ein helles Licht geſtellt.

Eine vollſtändige Ueberſicht des reichen Inhalts dieſes Werkes iſt auf dem Umſchlage der neueſten Nummern der „Grenzboten" zu finden.

---

[355] Bei uns ſind erſchienen:

**Chamiſſo, Adelb. von, Gedichte.** Achte Auflage. gr. 12. broch. Preis 2 Thlr.

**Grün, Anaſtaſius, Der letzte Ritter.** Romanzenkranz. 4te Auflage. gr. 12. broch. Preis 1½ Thlr.

**Spaziergänge eines Wiener Poeten.** Neue Miniaturausgabe mit Titelkupfer. Eleg. geb. mit Goldſchnitt. Preis 1 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1845.

**Weidmann'ſche Buchhandlung.**

---

[347] Für Freunde einer geiſtreichen Lektüre.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

## St. Evremont.
Ein Roman.
Herausgegeben von **Ludwig Tieck.**
Zweite verbeſſerte Auflage.

3 Bände. 8. 1845. Geheftet. Preis 3 Rthlr. 18 gGr. oder 22½ Sgr.

St. Evremont verſetzt uns in eine reiche Welt großartiger geſelliger Zuſtände, wie ſie nur in den Kreiſen der vornehmern und höheren Sozietät anzutreffen ſind, und das alles entwickelt ſich vor uns in einem Gemälde, deſſen Hintergrund die großen weltgeſchichtlichen Begebenheiten der Jahre 1806—15 bilden und was ſich ſonſt an jene ewig denkwürdige Zeit anknüpft. — Die Darſtellung des Ganzen erhebt ſich zu einem wahrhaft poetiſchen und das Intereſſe des Leſers wächst mit jedem Abſchnitt.

---

## Thomas Thyrnau.
Von der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle.
Dritte verbeſſerte Auflage.
Mit einer Abbildung des Schloſſes **Tein in Böhmen.**

3 Bände. 8. 1815. Preis 6 Rthlr.

Die Theilnahme, welche die gebildete Leſewelt den Dichtungen der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle zugewendet, erhält ſich in dem Maße, daß auch von obigem großen Werke die dritte Auflage zu veranſtalten nöthig wurde. Beſonders haben edle Frauen in den Dichtungen der Frau Verfaſſerin einen ſeltenen Genuß, eine volle geiſtige Befriedigung gefunden. Und ſo wird wohl auch

Digitized by Google

ferner dieſen reinen und edlen Dichterwerken in immer weiteren Kreiſen verdiente, allgemeine Anerkennung zu Theil werden.

Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau.

---

[350] Neu erſchien ſo eben in meinem Verlage und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

# England.

Von

## J. Venedey.

**Drei Theile.**

Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Im Jahre 1844 erſchien von demſelben Verfaſſer bei mir:

# Irland.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Der Verfaſſer dieſer beiden Werke iſt durch einen längern Aufenthalt in den genannten Ländern mit den Zuſtänden und Verhältniſſen derſelben, mit ihren Inſtitutionen und Geſetzen, mit dem Streben und Wollen ihres Volkes vertrauter geworden, als dieß bei einem flüchtig Reiſenden der Fall ſeyn kann. Was er geſehen und erfahren, gefühlt und gedacht, hat er redlich niedergeſchrieben und ſo ein treues Bild dieſer Länder und der Eindrücke gegeben, die ſeine Wanderſchaft in ihm erzeugte.

Leipzig, im Okt. 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[357] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Correſpondenzblatt

des

## königl. württemb. landwirthſchaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXVII. Jahrgang 1845.

**Erſter Band. Erſtes Heft.**

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

Techniſche und adminiſtrative Bemerkungen über die Eiſenbahnen des weſt- und nordweſtlichen Deutſchlands, Belgiens und des Elſaſſes. A. Länge der Bahnen. B. Steigungs-Verhältniſſe. Krümmungshalbmeſſer. C. Obere Breite der Bahnen. D. Geleisweite (Spurweite). E. Wagenbreite. F. Spielraum (Play). G. Gütererwerbung zum Behuf des Baues und der Einrichtung der Eiſenbahnen. — Hohenheim, K. land- und forſtwirthſchaftliches Inſtitut. I. Zahl der Zöglinge im Winterſemeſter 1844—45. II. Zahl der Zöglinge im Sommerſemeſter 1845. III. Verzeichniß der Vorleſungen bei der land- und forſtwirthſchaftlichen Lehranſtalt für das Sommerhalbjahr 1845. IV. Gartenbauſchule in Hohenheim. V. Perſonalveränderungen in Hohenheim. — Centralſtelle. Patentertheilungen. Ueber Reihenkultur. Erfahrungen über die ſogenannten Taſchen der Pflaumen. — Literatur: 1) Die Lehre von der Obſtbaumzucht auf einfache Geſetze zurückgeführt von Eduard Lucas, königl. württemb. Inſtitutsgärtner und Vorſteher der Gartenbauſchule zu Hohenheim. Mit drei Tafeln Abbildungen. — 2) Die Kartoffel-Epidemie (Epiphytie) der letzten Jahre oder die Stockfäule und Räude der Kartoffeln, geſchildert und in ihren urſächlichen Verhältniſſen erörtert von Dr. C. Fr. Ph. von Martius, Mitglied der königl. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. — 5) Die Krankheiten der Kartoffeln, ihre Kennzeichen und Urſachen, ihre Verhütung und Folgen. Herausgegeben von William Löbe.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Die Krankheiten und Störungen

der

# menſchlichen Seele

(ein Nachtrag zu des Verfaſſers „Geſchichte der Seele“)

von

## Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

gr. 8. Velinpapier, brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Hauptabſchnitte des Inhalts.

I. Aeußere wie innere Bedingungen des Seelenlebens. 1) Das Licht. — 2) Das Kommen und Vergehen des wachen Lebens. — 3) Abſterben und neues Aufleben. — 4) Geſetz und Freiheit. — 5) Der Vorgang des Athmens. — 6) Die innere Welt des Werdens. — 7) Von der Iſolation der einzelnen Regionen des Seelenlebens. — 8) Das verborgene Leben des Geiſtes. — 9) Vernunft und Sprache. — 10) Die Macht des Menſchenwillens. — 11) Die urſachlichen Momente der Seelenſtörungen. — 12) Behandlung der Seelenkrankheiten im Allgemeinen. — 13) Die Zurechnungsfähigkeit des Wahnlebens. — II. Die Nervenkrankheiten. 14) Abgränzung des Gebietes. — 15) Der Fiebertraum oder das Delirium. — 16) Die Epilepſie und einige andere ihr verwandte Nervenkrankheiten. — 17) Die Katalepſie und das Nachtwandeln. — 18) Die Zuſtände der abſoluten Unterdrückung des Nervenlebens. — 19) Hypochondrie und Hyſterie. — III. Die Seelenhemmungen. 20) Entwicklungskrankheiten der Menſchenſeele. — 21) Der Cretinismus. — 22) Veranlaſſende Urſachen und ärztliche Behandlung des Cretinismus. — 23) Die Albinos oder Kakerlaken. — 24) Die Cagots. — 25) Der Idiotismus des tiefſten Grades oder die Sinnloſigkeit. — 26) Der Blödſinn. — 27) Die Verwirrtheit. — IV. Die Seelenſtörungen. 28) Unterſchied zwiſchen Seelenhemmung und Seelenſtörung. — 29) Seelenſtörung im engern Sinne. — 30) Die Tobſucht. — V. Die Geiſteskrankheiten. 31) Abgränzung der Geiſteskrankheiten von den Seelenſtörungen. — 32) Die Melancholie. — 33) Der unentſchiedene Irrwahn. — 34) Der Wahnſinn in engerer Bedeutung. — 35) Schlußbetrachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Die chriſtliche Lehre

nach dem

## kleinen Katechismus Luthers.

Zur Unterweiſung geordnet

von

## G. Mehring,

Prälat.

8. Velinp. broch. Preis 20 kr. oder 6 gGr.

Des Verfaſſers Streben war es, die chriſtliche Lehre in ihrer Begriffs-Einheit aufzufaſſen und darzuſtellen, zugleich zu zeigen, wie ſich dieſe Darſtellung am Luther'ſchen Katechismus, der auch als evangeliſche Bekenntnißſchrift ſo große Bedeutung hat, durchführen läßt, indem gerade er für eine methodiſche Entwicklung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformations-Zeitalter vermißt wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Google

[358] In Unterzeichneter ſind ſo eben erſchienen:

# Monatblätter

zur Ergänzung der

## Allgemeinen Zeitung.

**1845. Oktober.**

Inhalt.

Mirabeau. — General Jackſon. — Italieniſche Familien. — Zehn Jahre in der Theologie. — In den Oſtſee-provinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten). — Die Parſen Indiens und die Sendboten des Evangeliums.

Dieſe Monatblätter ſtellen ſich die Aufgabe: Gegenſtände der Politik, Litteratur und Wiſſenſchaft auf eine erſchöpfendere Weiſe, als es der Raum eines Tagblattes geſtattet, zu beſprechen. Sie bieten den mannigfachen Strebniſſen des geiſtigen Lebens, ſowie den materiellen Intereſſen im Vaterlande ein förderliches Organ und ergänzen ſomit nicht allein die Augsburger Allgemeine Zeitung, ſondern werden auch als ſelbſtſtändiges Ganze jedem Gebildeten vom größten Intereſſe ſeyn.

Jedes Heft umfaßt nach Maßgabe des Stoffes 6—8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung und der Jahrgang von 12 Heften koſtet im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gGr.

Auch durch die Poſt können dieſelben bezogen werden, in welchem Falle der Preis ſich von uns nicht für jeden Verkaufsort, ſondern nur durch die betreffenden Poſtämter beſtimmen läßt; jedoch darf er im Bereiche des Königreichs Bayern und des Königreichs Württemberg 8 fl. nirgends überſchreiten.

Stuttgart, im Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

# Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Aegypten, Paläſtina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien Portugal und Südfrankreich.

Vom

## Verfaſſer der Cartons.

Zweite Auflage.

2 Bände gr. 8. Preis 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

**Inhalt des erſten Bandes:**

Türkei, Griechenland, Aegypten. 1. Reiſeluſt. 2. Die Donaureiſe. 3. Konſtantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwiſche. 6. Türkiſche Badeſcene. 7. Die Reform. 8. Die Caſernen. 9. Miſcellen über die Türkenarmee. 10. Der Seraskier. 11. Europäiſche Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantäne des Piräus. 16. Athen. 17. Der König und ſein Haus. 18. Das Reiſen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Meſſene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras. 27. Die Griechen. 28. Griechiſche Zuſtände. 29. Die Phäakeninſel. 30. Alexandrien. 31. Mehemed Ali. 32. Aegyptiſche Beſteuerung und Juſtiz. 33. Einrichtung zur Nilreiſe. 34. Die Nilbarke. 35. Reiſe nach Cairo. 36. Die Kalifenſtadt. 37. Ibrahim Paſcha. 38. Aegyptiſche Lehranſtalten. 39. Die Pyramiden. 40. Nilfahrt nach Theben. 41. Theben. 42. Hermonthis und Ombos. 43. Philä und die Katarakten. 44. Das Beduinenlager. 45. Die Felſengräber. 46. Rückreiſe auf dem Nil. 47. Tentyra. 48. Das Sklavenſchiff. 49. Der Paſcha und die Alterthümer. 50. Die ſchöne Saſie. 51. Ritt durch die Wüſte.

**Inhalt des zweiten Bandes:**

Paläſtina, Syrien, Spanien, Portugal, Südfrankreich. 1. Jeruſalem. 2. Bethlehem. 3. Das todte Meer. 4. Paläſtina. 5. Nazareth. 6. Gang über den Jordan. 7. Damaskus. 8. Chriſtenmord in Damaskus. 9. Der Antilibanon. 10. Balbek. 11. Der große Libanon. 12. Beyrut. 13. Cypern und Rhodus. 14. Das geſtrandete Schiff. 15. Die Dampfſchiffe im Mittelmeer. 16. Malta. 17. Die franzöſiſche Berberei und die Spitze von Europa. 18. Malaga. 19. Die andaluſiſche Landkutſche. 20. Granada. 21. Die Alhambra. 22. Reiſe nach Aranjuez. 23. Aranjuez. 24. Madrid. 25. Das Stiergefecht. 26. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 27. El Escorial. 28. Drei Tage unter Räubern. 29. Das Land der Mauren. 30. Sevilla. 31. Die Cigarren-Fabrik. 32. Cadix. 33. Liſſabon. 34. Cintra. 35. Der Phénicien. 36. Die Provence. 37. Die Rhone.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Franzöſiſches Elementarwerk.

## Lehr- und Leſebuch
## für untere Gymnaſial-Claſſen,

höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuſer, Inſtitute und Privatunterricht.

Von

**Dr. Mager,**

Fürſtl. Schwarzb. Educationsrath, der k. preuß. Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt auswärtigem, des Frankfurt'ſchen Gelehrten-Vereins für deutſche Sprache ordentlichem Mitgliede.

**Zwei Theile.**

**Dritte Auflage.**

Preis 3 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.
Parthiepreis bei Abnahme von wenigſtens 25 Exempl. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Inhalt und Preiſe der einzelnen Theile:

Erſter Theil: **Franzöſiſches Sprachbuch.** Elementarmethodiſche Unterweiſung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der franzöſiſchen Sprache. (gr. 8. XVI u. 336 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 30 kr. oder 22 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigſtens 25 Exempl. 1 fl. oder 16 gGr.

Zweiter Theil: **Franzöſiſches Leſebuch** für untere Claſſen. Erſter Band. (gr. 8. VIII u. 212 Seiten.) Ladenpreis 48 kr. oder 12 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigſtens 25 Exempl. 32 kr. od. 8 gGr. Zweiter Band. (gr. 8. VIII u. 348 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 24 kr. oder 21 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigſtens 25 Exempl. 56 kr. od. 14 gGr.

Für Lehrer, denen dieſes Schulbuch, deſſen erſte Auflage 1840 erſchien, noch unbekannt geblieben ſeyn ſollte, bemerken wir, daß das Sprachbuch

1) ſtatt der hergebrachten grammatiſtiſchen oder der hamiltonſchen die genetiſche Methode befolgt, wodurch das Lernen nicht nur gründlicher, ſondern auch leichter wird;

2) nicht nur die franzöſiſche Grammatik, ſondern auch die franzöſiſche Sprache enthält und lehrt, letztere dabei nicht nur nach der materialen, lexikaliſchen, ſondern auch nach der techniſchen, praktiſchen Seite;

3) was die überaus reiche Sammlung von franzöſiſchen Sätzen betrifft, die es enthält, aus den franzöſiſchen Autoren, alſo aus den Quellen genommen iſt, wobei die Auswahl ſo getroffen wurde, daß der Inhalt ein an ſich werthvoller ſeyn möchte;

4) als Grammatik, nicht nach den franzöſiſchen Grammatikern gearbeitet iſt und deren willkürliche Regeln nur nachſchreibt, ſondern die organiſchen Geſetze des franzöſiſchen Sprachbaus (ſoweit ſie in die Schule gehören) darlegt und dieſelben durch Logik, Geſchichte und Sprachgebrauch begründet;

5) hinlänglich auf das Lateiniſche Rückſicht nimmt, um ſolchen Schülern, die ſchon einige Jahre Latein lernen, den Gegenſtand auch von dieſer Seite klar zu machen;

6) an dem deutſchen Sprachbuche deſſelben Verfaſſers ein Seitenſtück hat, was die parallele Behandlung des Unterrichts in verſchiedenen Sprachen erleichtert. (Auch iſt vor Kurzem nach dem Muſter des franzöſiſchen Sprachbuches ein engliſches Elementarbuch von Callin erſchienen.)

Das Leſebuch, überall aus den Quellen geſchöpft und Vieles aus Autoren bringend, die man noch gar nicht für ſolche Sammlungen benutzt hatte, iſt von allen Beurtheilern ohne Ausnahme als eine treffliche Arbeit anerkannt worden. Gleich den übrigen franzöſiſchen und deutſchen Sammlungen des Verfaſſers verfolgt es, neben ſeinem nächſten Zwecke, ein Hülfsmittel zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache zu ſeyn, noch manche andere Zwecke, die ſich ein bildender und erziehender Unterricht vorſetzen muß.

Von demſelben Verfaſſer iſt ferner bei uns erſchienen:

# Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

## Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.
Parthiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigſtens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Gymnaſien, höhere Bürgerſchulen und Cadetten-Anſtalten, die das Franzöſiſche bereits in den unteren Claſſen beginnen laſſen und in den oberen einen Curſus der franzöſiſchen Literatur geben, werden gegenwärtige Chreſtomathie, welche von dem „Franzöſiſchen Leſebuche für untere Claſſen zu dem „Tableau anthologique de la littérature française" den Uebergang und zwiſchen beiden die Mittelſtufe bildet, in ihren mittleren Claſſen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Franzöſiſche noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden ſowohl für die mittleren als für die oberen Claſſen mit dem mehr als ausreichen, was die Chreſtomathie bietet. Es iſt bei der Anordnung und Auswahl auf dieſes Doppelbedürfniß Rückſicht genommen worden: die Chreſtomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epiſchen, der lyriſchen, der dramatiſchen, der hiſtoriſchen, der rhetoriſchen und der didaktiſchen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 53½ Bogen gr. 8.) ſehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigeren Schulpreis aufmerkſam; zudem laſſen Druck und Papier nichts zu wünſchen übrig.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Vorſchule der Geometrie

von

**M. G. Wunderlich,**

Ephorus des Seminars in Schönthal.

**Mit vier lithographirten Tafeln.**

gr. 8. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Gegenwärtige Schrift enthält den vorbereitenden Curſus zur Geometrie. Es iſt für denſelben der praktiſch heuriſtiſche Weg gewählt; aus den Anſchauungen und Verzeichnungen werden die Begriffe und die wichtigſten elementariſchen Sätze abgeleitet; wie bei der Sprache durch mehrfällige Uebung Richtigkeit und Fertigkeit zu erhalten geſucht wird, ſo wird auch hier durch vielfache Uebung an immer neuem, der Faſſungskraft der Schüler angemeſſenem Stoffe eine vertraute Bekanntſchaft mit den abſtrahirten Lehrſätzen, beſonders mit denen über die Congruenz der Dreiecke, erzielt. In den erſten Aufgaben, wo es ſich zunächſt um Anleitung zur genauen Ausführung der am häufigſten vorkommenden Konſtruktionen handelt, wird Einiges ohne weitern Beweis aufgeſtellt, im Verfolge aber derſelbe meiſt ſo einfach als möglich gegeben, oder kurz angedeutet, um allmälig an die Führung deſſelben zu gewöhnen. Die Aufgaben ſelbſt ſind ſo weit fortgeführt, daß ſie zuſammen ein Ganzes bilden, das der Anfänger leicht überſchauen, und durch deſſen Anwendung bei Gegenſtänden des gemeinen Lebens er ſich von dem Nutzen des Gelernten überzeugen und zur weitern Beſchäftigung mit der Geometrie aufgemuntert finden kann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 269.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 10. November 1845.

Es iſt ein klein Paris und bildet ſeine Leute.
Goethe.

Sky, mountains, river, winds, lake, lightnings!
Byron.

## Blätter aus einem Album vom Genferſee.

(ſ. Nr. 218 — 221.)

### 3. Vermiſchtes Lemaniſches.

Ein norddeutſcher Reiſender ſprach neulich in dieſen Blättern (Nr. 131 und 132 d. J.) mit Geiſt und Gefühl über unſer Land, beſonders um Reiſenden durch manche praktiſche Notizen nützlich zu ſeyn. Ein wahrſcheinlich ganz kurzer Aufenthalt in unſerem Lemanlande machte aber, daß ſeinen Angaben die volle Genauigkeit abgeht. Hätte er lange Jahre in dieſem ſchönſten, mannigfaltigſten und an großen hiſtoriſchen Erinnerungen aus Alterthum und Mittelalter reichſten aller europäiſchen Seebecken gelebt, ſo würden ſeine Angaben nicht nur anziehend, ſondern auch ganz begründet ſeyn. Wir machen uns das Vergnügen, den Landsmann als Cicerone auf ſeiner Reiſe zu begleiten.

Er kommt von Savoyen her und findet dieſes Land ſehr langweilig. Wir meinen, ein ſo ſchönes, in Alpen, Gletſchern, Schneefeldern, grünen Landſchaften, Felſen und Seen wechſelndes Land könne nicht wohl langweilig ſeyn; in geſelliger Beziehung mag es aber in den kleinen Städten ſo ſeyn, wenigſtens auf den erſten Anblick, zumal für einen nur ſchnell durchreiſenden Touriſten. Kaffeehäuſer, beſonders in einer kleinen Landſtadt wie Bonneville, können nicht wohl unterhaltend ſeyn; ſind ſie es doch auch in Frankreich und Italien nicht an ſolchen Orten. Dafür hat das Städtchen eine reizende Lage am Fuß des herrlichen Mole, einen großen ſchattigen Spaziergang in der Stadt, ferner die lebendige Arve, wo ſich ein ſtärkendes Bad in dem eiskalten Gletſcherwaſſer ſchon der Mühe verlohnte. Für den Freund des Geſchichtlichen und Politiſchen iſt es nicht ohne Intereſſe, daß hier — in dieſem deutſchen Lehnsland — zuerſt auf dem Continent, wenige Jahre nach Englands Magna Charta und nach deren Muſter, ſtändiſche Verfaſſung von den Baronen von Faucigny eingeführt wurde und in Bonneville ein kleines Parlament zuſammen kam. — In Chambery, der kleinen Hauptſtadt Savoyens, hätte unſer Touriſt bei längerem Aufenthalt wahrſcheinlich die angenehme und gaſtliche Geſelligkeit ſchätzen lernen, wodurch ſich dieſer Ort auszeichnet.

Allerdings hat Genf viele franzöſiſche Elemente, aber auch viel Eigenthümliches und Manches, was an Deutſchland und Italien erinnert, als Nachklang ſeiner Geſchichte und ſeiner Einwanderungen, die ſich ſeit der Reformation wie Kryſtallringe angelegt haben. Von heutiger franzöſiſcher Art iſt gottlob wenig in der Geſellſchaft zu finden, wohl aber von der früheren gebildeten Weiſe dieſer Nation. Auch die Stadt ſelbſt iſt in ihren

Digitized by Google

imposanteren Theilen nicht durchaus franzöſiſch, ich möchte ſie ſelbſt gar nicht franzöſiſch nennen. Genf verdankt ſeinen Hauptcharakter dem herrlichen See und ſeinem breiten, klaren, raſchen, ſaphirblauen Rhoneſtrom. Wo fände ſich dergleichen in Paris oder in einer andern franzöſiſchen Stadt? Nicht einmal in dem ſo herrlich gelegenen Lyon. Seine auf einer bedeutenden Anhöhe liegende obere Stadt oder Akropolis hat überdieß etwas Eigenthümliches und Maleriſches, und ſie erinnert häufig durch ihre Bauart an mittelalterliche deutſche und italieniſche Städte. Der untere neue Theil am Strom mit den breiten prächtigen Kays, ſeiner feenartigen Rhoneinſel und langen Brücke, mit der Ausſicht auf den See, die ſavoyiſchen Alpen und die Faucignygletſcher, gewährt ein ganz eigenthümlich großartiges Bild.

Die großen Gaſthöfe, Bergues, écu de Genève, Couronne und Balance, ſind durchaus nicht auf franzöſiſchen, ſondern ganz auf deutſchen Fuß eingerichtet; die Wirthe ſind faſt alle aus Deutſchland oder der deutſchen Schweiz und haben deutſche Kellner, beſonders aus Schwaben und vom Rhein. In dieſen Hotels findet man deutſche Reinlichkeit, Ordnung, Ruhe und Höflichkeit, die Kellner vergeſſen ihre Stellung gegen den Wirth nicht und es herrſcht in allem Disciplin und Anſtand. Dergleichen habe ich noch nirgend in italieniſchen und franzöſiſchen Hotels in dieſem Maaß gefunden.

Nicht allen Genfer Kaffeehäuſern kann man nachſagen, daß in ihnen keine gute Sitte, ſondern nur Rechthaberei und dergleichen herrſche. So bemerkt man z. B. im Café Bel-Air, einem der beſuchteſten der Stadt, einen durchaus guten Kaffeehauston. „Feine Sitte" aber habe ich noch in keinem italieniſchen, franzöſiſchen oder deutſchen Kaffeehaus gefunden, ſondern nur in orientaliſchen; ſie ſcheint ſich mit der Beſtimmung und Natur unſerer Kaffeehäuſer nicht zu vereinigen. In mehreren Genfer Anſtalten dieſer Art ſind eigene elegante Zimmer für Damen, worin nicht geraucht werden darf.

Das Genfer Franzöſiſch der mittlern und untern Claſſen iſt beſonders hinſichtlich der Ausſprache ſo fehlerhaft, daß man ſeit mehreren Monaten angefangen hat, in der feuille d'Avis, einem hieſigen Intelligenzblatt, kurze Artikel zu deſſen Verbeſſerung einzurücken. Profeſſor Alb. Richard und John Ruegger geben ſich große Mühe, dieſem Uebelſtand bei ihren Landsleuten abzuhelfen.

Was der deutſche Touriſt über die Farbe unſeres Sees ſagt, iſt wahr und ſchön. Aber nicht nur grünblau, azur- oder ſaphirfarbig zeigt er ſich in reizender Abwechslung, manchmal wird er auch ganz ſchwarz, beſonders wenn ſchwere Gewitterwolken über ihm ſtehen, oder wenn Sturm droht. Dann hebt ſich das Grün der Landſchaft und der Alpen mit doppeltem Reiz hervor; manchmal ſtehen ſie auch in fahlem, ſchwefelgelbem Licht, dazwiſchen zucken hoch und niedrig gehende Blitze, die Wolken reißen auf einer Stelle, Himmelblau und ein Sonnenſtrahl dringen für einen Augenblick durch und zaubern ein Gemälde, deſſen Reichthum ſich nicht beſchreiben läßt; der See bleibt ſchwarz, bis ſich ein Regenbogen über ſein Becken ſpannt und auf der dunkeln Fluth ſpiegelt. Dann erſt kehrt in ihr die vorige blaue Farbe wieder. Noch keiner unſerer großen Genfer Landſchaftsmaler hat es verſucht, dieſes ernſtſchöne Drama darzuſtellen, wo ſich alles Drohende und Nächtliche in Frieden und Licht löst.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Walachiſche Mährchen.

(Fortſetzung.)

Jetzt erhob ſich der Kaiſer und befahl dem Fremden, einzuhalten, dieſer aber kehrte ſich wenig daran und ſchwang ſeine Tänzerin immerfort mit ſich den ganzen Saal entlang, auf und ab, bis ihr der Athem ausging und ihr die Füße verſagten. Nun warf er ſie ohnmächtig zu den Füßen des Kaiſers am Throne nieder und ſagte höhniſch: „Nimm hier deine Tochter! Ich könnte ſie jetzt nach meinem Rechte wohl nehmen, aber ich bin kein Freund von ſo armſeligem Plunder. Das Unheil rechne dir ſelber zu, alter Thor; warum haſt du der Laune deines Kindes keinen Zügel angelegt? Vor dem tollen Raſen aber, das deinen Palaſt bis jetzt erfüllt hat, will ich Ruhe ſchaffen für ewige Zeiten. Du und deine Tochter und dein ganzer Hof, dein Palaſt und die ganze Stadt, mit allem was darin lebt, ſollen zu Stein erſtarren. So lange wird über euch allen der Zauber liegen, bis einer kommt und mich überwindet."

Wie der Teufel, denn kein anderer war der Fremde, ſo ſprach, ergriff den Kaiſer und alle Andern ein ſolcher Schrecken, daß ihr Blut gerann und ſie zu Stein erſtarrten; auch die Prinzeſſin lag verſteinert zu den Füßen des alten Kaiſers am Throne. Ueber den ganzen Palaſt und die volkreiche Stadt erging der ſteinerne Bann, ſo daß weit und breit ſich nichts mehr regte.

Tauſend Jahre waren vergangen, da gerieth zufällig ein luſtiger Geſelle in die Gegend, wo ſich mitten in einer Wildniß die verſteinerte Stadt mit ihrem prächtigen Palaſte befand. Es war zwar Alles ausgeſtorben, er mußte ſich aber über die Menge von Steinbildern wundern, die er allenthalben fand. Anſtatt zierlicher

Digitized by Google

Gärten ſah er zwiſchen den Häuſern nur einzelne verwilderte Waldſtücke gelagert, in denen ſich ganze Schwärme von Raben, Krähen und Raubvögeln eingeniſtet hatten. Der luſtige Geſelle ließ ſich aber dadurch nicht irre machen, ſondern ſchritt geradezu auf den Palaſt los, ging dort unerſchrocken durch alle Hallen und Gänge, ſcheute ſich vor keiner Thüre, konnte aber nirgends etwas Lebendes finden. Endlich gelangte er in die Küche, wo er am Spieß einen Braten ſtecken ſah, drunter aber lag ein Häuflein todter Aſche. Als er die Speiſe näher betrachtete, fand er auch ſie, trotz ihrer täuſchenden Farbe, von Stein. Halb lachend, halb unmuthig brach er ſeinen Stock entzwei und machte ein Feuer darunter, indem er zu ſich ſprach: „Vielleicht kann ich doch mit Gottes Hülfe den Braten weich bringen.“ Kaum ſtiegen aber die erſten Rauchwolken durch den Schornſtein hinauf, ſo fiel ein ſehr mageres Menſchenbein herab, welches übrigens der unerſchrockene Koch ſorglos bei Seite ſchob. Wie er aber ſah, daß das Fleiſch am Feuer nur ſchwärzer, aber nicht weicher werden wollte, ſchlug er es auf dem gepflaſterten Fußboden in Stücke und ſteckte an den leeren Spieß das herabgefallene Menſchenbein. Nicht lange dauerte es, ſo fiel aus dem Kamin noch ein zweites, gleichfalls abgemagertes Menſchenbein herab. „Wahrlich,“ ſagte der luſtige Geſelle, „ſonderliche Küchenſtücke in dieſem Königsſchloß; ich hätte doch gedacht, daß man ſich zum Räuchern hier fettere Schinken auserleſen würde!“ Kaum hatte er aber dieß geſprochen, ſo fielen ein paar eben ſo magere Arme und endlich ein ganzer Rumpf herab, an dem ein Kopf mit einem widrigen Geſichte hing. Der wälzte ſich zu den Armen, die am Boden lagen, drückte je einen derſelben an die Achſel, ſo daß er ſitzen blieb, ergriff dann mit den Händen das eine Bein und ſetzte ſich's an, endlich zog er gar das andere vom Spieß weg, und ſtand ſo als vollſtändige Menſchengeſtalt vor dem luſtigen Geſellen.

Dieſer ließ ſich aber keinen Schrecken einjagen, ſondern ſprach: „Wer biſt du? gib Antwort, ſonſt reiß' ich dir den halb gebratenen Schinken wieder aus, wie du ihn mir genommen haſt.“ „Mit Erlaubniß, Herr Prahlhans, dieſe Beine ſind mein,“ war die Antwort; „ich habe ſie im Schornſtein aufgehängt, weil ſie vom weiten Gang etwas ermüdet und angelaufen waren.“ „Angelaufen!“ ſagte lachend der Spaßvogel, „angelaufen! wahrlich, dieß ſieht man ihnen nicht an, ſie müſſen demnach ſchon lange hängen.“ „Das geht dich alles nichts an,“ entgegnete der Unheimliche hierauf, „ſcheere dich um deine Beine, und nicht um die anderer Leute. Ueberhaupt nimm dich in Acht mit deiner loſen Zunge, denn wiſſe, ich bin der Teufel und dieſes Schloſſes Herr, und wenn du hier Gaſt ſeyn willſt, mußt du mit mir kämpfen.“

„Gut,“ ſprach der luſtige Geſelle, „morgen werden wir kämpfen. Für heut aber muß ich dich bitten, daß du mir als deinem Gaſt in dieſem unwirthlichen Schloß etwas zu eſſen und zu trinken gibſt, denn ich bin hungrig und durſtig von der langen Reiſe.“ Der Teufel war bereit, ſeinen Wunſch zu erfüllen, und führte ihn hinab in den ungeheuren Keller des Palaſtes. Dort öffnete der luſtige Geſelle einen der Hahnen, aus dem der herrlichſte Wein ſprang, und trank nach Herzensluſt. Als er den Hahnen wieder ſchloß, ſpottete der Kellermeiſter über ihn und ſagte, wenn er morgen nicht beſſer fechte, als er heute trinke, ſo hätte er beſſer gethan, er wäre daheim geblieben. Der luſtige Geſell erwiderte darauf: „Wenn du ſehen willſt, wie ich trinken kann, ſo geh mit mir einen Wettſtreit ein, welcher von uns Beiden ein großes Faß am reinſten ausſäuft.“ — „Hui!“ rief der Teufel, „ſo iſt's recht! Leg du dich unter jenes Faß und ich mache mich an dieſes daneben, ſie halten beide auf den Tropfen gleich viel. Wenn es dir ſo recht iſt, du Großmaul, ſo mag der Kampf auf Tod und Leben gehen, wir erſparen ſo den morgigen Zweikampf.“ — „Mir gefällt der Vorſchlag,“ verſetzte der luſtige Geſelle hierauf, „es ſey wie du ſagſt.“

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Wien, Oktober.

Herbſt. — Weinleſe. — Theurung.

Man hatte ſonſt in der Regel Urſache, mit dem Oktober in Wien zufrieden zu ſeyn, heiterer, ſonniger Himmel war im Weinmonate nichts Seltenes und ſchien übrigens auch zu den Genüſſen dieſes Monats zu paſſen. Heuer indeſſen wurden unſere Vorausſetzungen getäuſcht; mit wenigen Ausnahmen zeigte uns der Oktober beinahe ein Novembergeſicht. Ueberhaupt ſchien ſich der heurige Jahrgang früher als man es ſonſt gewohnt iſt herbſtlich einzurichten; viele Zeichen deuteten darauf hin. Dazu gehören aber nicht etwa bloß ein früher Abſchied der Schwalben, alter Weiberſommer, Abnahme der Wärmegrade und dergleichen, ſondern auch andere Erſcheinungen, die im Kalender keine Stelle finden. Dieß ſind z. B. die fliegenden Papierdrachen der Wiener Jugend, dieſe kühnen und phantaſtiſchen Segler in Herbſtlüften. Sie hatten heuer bereits im frühen Auguſt die Wolkenregionen bevölkert, was mir ſonſt nicht der Fall zu ſeyn ſchien und unwillkührlich autumnale Ahnung in der Bruſt weckte. Sollte dem harmloſen Jugendſpiele der Wiener Knabenwelt ein inſtinktiver Zug zu Grunde gelegen haben? Genug, der Herbſt war ſchnell da und ſichtlich geht das Jahr zur Neige. Ließe ſich dieß auch nicht anderweitig fühlen und erkennen, ſo drängt ſich dieſe Wahrnehmung ſchon in der bunten Fülle auftauchender und in ganzen Schwärmen in's Publikum flatternder Kalender und Taſchenbücher auf. Dieſe Zugvögel ſchwingen ſich keck über den Reſt von 1845 hinweg. — Die Weinleſe iſt ſo eben im Zuge, nachdem ſie,

Digitized by Google

wenigſtens gilt dieß von den unmittelbaren Umgebungen Wiens, etwas ſpäter als gewöhnlich begonnen hatte. Ueber die Ergebniſſe derſelben verlautet Günſtiges, namentlich in Hinſicht der Quantität. Die Qualität ſtempelt den heurigen Jahrgang zu keinem ganz vorzüglichen, aber doch zu einem guten Weinjahre. Daß übrigens die gegenwärtigen Conjunkturen für den Weinpflanzer ungünſtig ſind, iſt unläugbare Thatſache. Einmal die auf den Weingründen laſtende Abgabenbürde, dann die je länger je mehr gefährliche Bierconcurrenz, ſo wie andererſeits das eingeriſſene Waſſertrinken, die verhältnißmäßig geringe Ausfuhr öſterreichiſcher Weine, die dem ausländiſchen Gaumen zu ſauer dünken, und endlich die Rivalität fremder Weine: dieß Alles läßt den Weinbau nachgerade als ein wenig lohnendes Geſchäft erſcheinen. Vielleicht iſt es auch dieſer Verſtimmung zuzuſchreiben, daß es uns ganz und gar an volksthümlichen Winzerfeſten fehlt, die man doch in einem ſo entſchiedenen Weinlande, wie Oeſterreich, und bei dem notoriſch muntern, lebensluſtigen Charakter ſeiner Bewohner nicht vermiſſen ſollte. Dieß erſcheint uns faſt als eine ſeltſame Anomalie. Die eben belobte rückſichtsloſe Munterkeit des Oeſterreichers gibt ſich allerdings zur Genüge kund, wenn der „Heurige" (friſch gekelterter Traubenmoſt) in vollen Humpen ſchäumt; allein Weinſeligkeit der Trinker iſt kein Erſatz für die Feſtſpiele eines weinleſenden Volkes, das in Freude und Dankbarkeit erglüht. — Mit der Weinleſe der mit dem „ſorgenlöſenden Tranke" geſegneten Länder hält die Ernte eines andern Geſchenks der Herbſtgöttin in andern Gegenden parallelen Schritt. Wir meinen die Kartoffel. Das Geſpenſt der Kartoffelkrankheit ſchreitet unheimlich und furchterregend durch die Lande. Noch fühlen wir uns glücklicherweiſe in nächſter Nähe von dieſem Uebel nicht berührt und halten uns ſomit für geborgen; aber auf manchem Punkte im weiteren Umkreiſe taucht die Krankheit auf. — Nicht ohne einiges Bangen dürfen die Bewohner Wiens dem Winter entgegenſehen, zumal die Theurung zuſehends im Steigen iſt. Der hohe Fleiſchpreis wurde zwar etwas ermäßigt, wie es heißt, durch eine Art von Machtſpruch in beſonderer Berückſichtigung der leiblichen Bedürfniſſe der Wiener Garniſon; allein die meiſten übrigen Victualien haben einen namhaften Aufſchlag erfahren; nach dieſen reguliren ſich aber die Preiſe und Werthe aller übrigen Lebensbedürfniſſe. Am fühlbarſten macht ſich die Theurung des Brods. Ein kürzlich gegen einen Bäckerladen gerichteter Volksauflauf hätte ſehr ernſtliche Folgen herbeiführen können und der vermeintlich Schuldige entging nur mit genauer Noth ſchweren Mißhandlungen. — Von der Reiſe des Bürgermeiſters von Wien, Regierungsraths Ritter v. Czapka, nach Deutſchland und Paris glaube ich Ihnen bereits einmal Kunde gegeben zu haben; ſie ſoll den wichtigen Zweck gehabt haben, die Verproviantirungsweiſe größerer Städte im Auslande genauer kennen zu lernen. Herr v. Czapka iſt bereits wieder zurückgekommen, ſicherlich nicht ohne reichliche Erfahrung, deren Anwendung unter den gegenwärtigen Umſtänden wohl beſchleunigt werden dürfte.

(Fortſetzung folgt.)

## Paris, Oktober.

(Schluß.)

### Der Hippodrom. — Die Wilden.

In allen Provinzen reiſen Leute herum, welche für wenig Geld die Leute abkonterfeien; da es die wohlfeilſten Porträts ſind, ſo bekommen ſie oft alle Honoratioren eines Ortes zu Kunden. Dieß iſt bis jezt der Haupterfolg einer vom Staate reich belohnten Erfindung; die Kunſt hat aus derſelben noch keinen großen Nutzen gezogen. Man ſucht ſie fortwährend zu vervollkommnen, der Erfinder ſelbſt aber läßt wenig von ſich hören und ſcheint Andern die Ehre zu überlaſſen, ſeine Entdeckung weiter zu führen. — In dieſem Monate hatten wir hier auch wieder öffentliche Pferderennen auf dem Marsfelde, die zweimal im Jahre zwar viele Neugierige anziehen, im Grunde aber doch kein Aufſehen erregen. Auch haben einige Unfälle bei denſelben den Zuſchauern die Freude daran verdorben. Dieß bringt mich auf den neu errichteten Hippodrom, der dieſen Sommer als Nebenbuhler des ältern Kunſtreitercircus aufgetreten iſt. Dieſer Hippodrom, der eine Nachahmung eines altrömiſchen Circus ſeyn ſollte, aber freilich eine Nachahmung in Holz, war nicht bedeckt; nur über die Sitze rund herum war Leinwand ausgeſpannt. Außer Pferderennen gab man dort den friedlichen Pariſern einen Begriff von einer Parforcejagd. Ein völlig ausgerüſteter Jagdzug mit Hunden und Pferden hezte einen Hirſch, der ſeine Rolle ſo gut einſtudirt hatte als die Jäger, ihre Pferde und Hunde. Man verfolgte ihn ſcheinbar mit großer Hitze, und er that, als ob er ſich ſehr ängſtlich nach einem Zufluchtsort umſähe. Nach langem Hin- und Herrennen verſchwand der ganze Zug hinter dem Theater, man hörte eine Fanfare der Jagdhörner, der Zug erſchien wieder, dießmal mit dem ſcheinbar todten Hirſch auf der Bahre, und den Hunden wurde, ebenfalls ſcheinbar, ſein Eingeweide zum Beſten gegeben. Es war aber nur ein Scheinhirſch, ein ausgeſtopfter, den wahren hatte man in den Stall zurückgeführt, um ihn am andern Tag dieſelbe Rolle ſpielen zu laſſen. Dieß war den Pariſern etwas Neues und ſie ergözten ſich eine Weile an dieſem Schauſpiel; ſchwerlich wird aber der Hippodrom Beſtand haben. Auch wird er bereits vom Cirque olympique und den kleinen Theatern der Umgegend (der Hippodrom befindet ſich ebenfalls außerhalb Paris) angefeindet und hat Prozeſſe mit denſelben auszufechten. — Die afrikaniſche Tänzertruppe hat bis jezt kein Aufſehen erregt, und die wilden Ojibbewas haben auch ihren Führer nicht bereichert. Er hat zwar in den Zeitungen feierlich verſichert, es ſeyen ganz ächte Wilde und keine einſtudirten; allein man hat den Pariſern ſo manche Wilde vorgeführt, welche alle dieſelben Sprünge und dieſelben Verrenkungen der Gliedmaßen zeigten, daß es jenen nicht zu verdenken iſt, wenn ſie keinem mehr glauben, der ſich ihnen als Wilder vorſtellt. Und in der That, wenn man ſieht, wie der Hirſch im Hippodrom ſich ſo hübſch dazu verſteht, die Zuſchauer zu täuſchen und ſie ſeinetwegen in Angſt zu verſetzen, während er ganz ruhig zu ſeiner Krippe zurückkehrt und ſein Futter verzehrt, ſo iſt es ſehr natürlich, daß ſie gegen alle Wilden, welche ſchaarenweiſe den Beutel der Neugierigen in Anſpruch nehmen, mißtrauiſch ſind und ſich weder durch die fürchterlichen Sprünge, noch durch das rohe Geſchrei derſelben täuſchen laſſen. Können ſie nicht ſo gut als der Hirſch im Hippodrom eine einſtudirte Rolle ſpielen, ſich das Geſicht bemalt und einige kauderwelſche Wörter auswendig gelernt haben, um, gleich dem Hirſch, nach der Darſtellung auf Unkoſten der Zuſchauer zu Nacht zu ſpeiſen?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 11. November 1845.

— Und ward ſo glücklich, wie man es auf Erden
Gewöhnlich nur im Traume pflegt zu werden.
Wieland.

## Walachiſche Mährchen.

(Fortſetzung.)

Jeder begab ſich nun unter ſein Faß, der Fremde heiter und unbeſorgt, der Teufel aber ſchlau nach ſeinem Gegner ſchielend. Dieſer drehte den Hahnen nur ein klein wenig, ſo daß der Wein kaum tropfenweiſe lief, dabei ſtellte er ſich aber, als ob er ungeheure Züge hinunter ſchlucke. Der Teufel lachte hierüber verſchmizt, ſezte ein wenig ab und rief: „Trink nur, du Tölpel, das Lezte vom Wein ziehſt du doch nicht heraus, denn der muß im Hahnen hängen bleiben. Ich dagegen ſtehe dafür, daß kein Tröpfchen übrig bleibt: ich ſtecke mich in den Hahnen hinein und mache ſo das Faß rein trocken." Mit dieſen Worten zog er ſich immer dünner zuſammen, ſo daß er endlich ganz bequem in die dünne Hahnenröhre hineinſchlüpfen konnte. Auf dieſes hörte der luſtige Geſell nur noch, daß etwas mächtige Schlücke machte; ſchnell war er jezt beſonnen, ſprang auf, drehte den Hahnen, in welchen der Teufel geſchlüpft war, zu und rief: „Hab ich dich nun, du dummer Teufel!" Da fing der Teufel an entſetzlich zu ſchreien, zu winſeln und zu fluchen; allein der luſtige Geſell kehrte ſich nicht daran, ſondern verließ den Keller, um wo möglich ſeinen Hunger zu ſtillen, da er nun nicht mehr durſtig war. Doch wie ſtaunte er, als er wieder durch die Gemächer des Palaſtes ſchritt und alles vom bunteſten Leben erfüllt fand! Die zahlloſen Steinbilder, über die er kurz vorher ſo geſtaunt hatte, ſah er jezt lebendig und luſtig durcheinander rennen. Die Stellen, wo die verwilderten Waldſtücke um den Palaſt herum und zwiſchen den Häuſern der Stadt nur wilde Vögel, Raben und Krähen beherbergt hatten, waren in die prächtigſten Gärten verwandelt, deren Blumenpracht das Auge ergözte. Auch ſah er, wie auserleſene, herrlich duftende Speiſen von reich gekleideten Dienern hin und her getragen wurden. Alle Gemächer und Gänge, die er durchſchritt, waren mit friſchen Blumen geſchmückt, beſonders ſchön aber prangte der Hauptſaal des Palaſtes, in welchen er jezt gelangte. Von beiden Seiten rauſchte herrliche Muſik, nach welcher prächtig geſchmückte Menſchen fröhlich tanzten.

Oben im Saal, unter einem Thronhimmel, ſaßen der Kaiſer und die Kaiſerin, und zu ihren Füßen erblickte er, bald ſitzend, halb auf den Thronſtufen knieend, die Prinzeſſin. Sie hatte ihren Kopf in den Schooß der Kaiſerin, ihrer Mutter, gelegt und Thränen im Auge; ſie ſah aus, als wäre ſie eben von einem böſen Traum erwacht, in welchem ſie ihre Eltern tief gekränkt hatte. Ihr feuchter Blick machte aber die unvergleichlich ſchöne Jungfrau noch viel bezaubernder, ſo daß der Fremdling

Digitized by Google

auf alles, was um ihn her vorging, und auf das Erſtaunen über ſeinen ſonderbaren Aufzug gar nicht mehr merkte, ſondern nur zum Thron zu gelangen trachtete. Als der Kaiſer, dem ſein ganz fremdartiges Kleid ebenfalls auffiel, ihn bemerkte, rief er ihn vor ſich, fragte ihn, wer er ſey, wo er herkomme und wie er in dieſe Hallen gerathen ſey. „Hoher Herr!“ erwiderte hierauf der luſtige Geſell, „wie ich hierher gekommen bin, kann ich nicht ſagen, eben ſo wenig als ob ich träume oder wache. Laßt mich aber erzählen, was ich von meiner Geſchichte weiß.“ Der Kaiſer gab hierauf ein Zeichen zu allgemeiner Stille; der Fremdling erzählte alles, gerade ſo wie er es wußte, und ſchloß endlich mit dem Abenteuer, wobei er den Teufel in einen Faßhahnen geſperrt hatte, worüber ſich der Kaiſer des Lachens nicht enthalten konnte und auch alle Umſtehenden ihren lauten Beifall bezeugten. Der Kaiſer war nun ſehr neugierig, zu wiſſen, ob es ſich mit dem eingeſperrten Teufel wirklich ſo verhalte, und begab ſich ſogleich mit dem Erzähler und einigen von ſeinem Hofſtaat in den Keller, wo ihn denn auch das Fluchen und Schelten des eingeſperrten Teufels hinlänglich überzeugte, daß der Fremde nicht gelogen habe.

Als der Kaiſer wieder in den Saal zurückgekommen war, ließ er abermals Stille gebieten und hub folgendermaßen an: „Ihr Alle, die ihr hier gegenwärtig ſeyd, werdet euch wohl erinnern, wie ich ſowohl hier in meiner Hauptſtadt, als auch im ganzen Lande bekannt machen laſſen, daß der, welcher meine liebe Tochter, die Prinzeſſin, im Tanzen überträfe, dieſelbe zur Gemahlin bekommen ſolle. Viele haben ſich bei dieſer Brautwerbung Krankheit und Tod geholt, bis endlich jener Unheimliche kam, der meine Tochter im Tanzen mehr als nur übertraf, ſie zuletzt verächtlich von ſich warf und einen grauſen Fluch über uns Alle verhängte. Nun iſt aber dieſer Fremdling erſchienen, hat den Feind beſiegt und uns erlöſt. Daher iſt es billig, daß er der Gemahl meiner Tochter werde und dereinſt, wenn ich ſterbe, nach mir Scepter und Krone trage. Daher will und gebiete ich, daß ihr ihm Alle zur Stunde huldiget.“ Nachdem das geſchehen war, führte der gute alte Kaiſer den glücklichen luſtigen Geſellen zu der Kaiſerin, und aus deren Hand empfing er nun die Prinzeſſin, die nicht lange bedurfte, um ſeine hübſchen Züge tauſendmal feiner zu finden, als aller derer, die ſich am Hof ihres Vaters befanden. Ohne das Feſt zu unterbrechen, ordnete man die Trauung an, und der luſtige Geſelle lebte mit der ſchönen Prinzeſſin, die ihre Tanzwuth völlig abgelegt hatte, bis an ſein Ende glücklich, ohne ſich im geringſten darum zu bekümmern, daß er aus ſeinem Zeitalter um tauſend Jahre zurückgeſchoben war.

Anmerkung. Der Mittelpunkt bei dieſem Mährchen iſt die Verzauberung und Erlöſung der Kaiſerstochter, in der man unſchwer das bekannte Mährchen vom Dornröschen erkennt. Ganz neu iſt aber die Urſache, welche die Verzauberung herbeiführt, die Tanzwuth der Prinzeſſin, desgleichen die Art und Weiſe der Entzauberung, der überliſtete Teufel. Daß der alte Wintergott Geſtalt und Benennung des Teufels angenommen hat, hängt zuſammen mit der ſpäteren chriſtlichen Auffaſſung, die bei ſo vielen Mährchen eingetreten iſt. Der Uebergang hat ſeinen guten Grund, da ſich der Kampf zwiſchen Winter und Sommer, ſobald man ihn nicht mehr im urſprünglichen Sinne, ſondern ſittlich auffaßt, nur als Kampf zwiſchen Bös und Gut verſtehen läßt.

## Bilder aus einem Album vom Genferſee.

(Fortſetzung.)

Es iſt ein Irrthum, das Leben in Genf im Allgemeinen theuer zu nennen. Dieß iſt es allerdings für den Fremden, der in den großen und vornehmen Gaſthöfen oder Penſionen einkehrt, nicht aber für die Reiſenden, welche ſich mit Geringerem begnügen und nicht an Vorurtheilen hängen. Sie finden im Hotel du Lac, Grand-Aigle, bei Paſchoud und bei Madame Rochat billiges und doch gutes Unterkommen. Für diejenigen, welche länger hier bleiben, gibt es Penſionen von dreihundert bis herab zu vierzig franzöſiſchen Franken monatlich. Auf dem Bourg de four iſt in der Coquille, einem kleinen, unfreundlichen Lokal, eine treffliche Table d'Hôte mit gutem, reinem franzöſiſchen Wein à discrétion zu zwei franzöſiſchen Franken. Wer nicht hier bleiben, ſondern auf dem Land in herrlicher Gebirgs- und Alpenluft leben will, findet für den Sommer gute und wohlfeile Penſionen in den Dörfern am Jura, in Waadt und Savoyen, wo Frauen nur fünf-und-dreißig, Männer aber vierzig bis fünf-und-vierzig Franken bezahlen. In den benachbarten Badeorten Evian, Sergy, Lavey, Saint-Germain und Aix, ja ſelbſt in Chamouni kann man für fünf Franken täglich gutes Unterkommen finden, wenn man längere Zeit bleibt.

Die Klage über den ſchlechten Kaffee in der Schweiz iſt ſehr gerecht. Vortrefflichen findet man aber in Genf im Café de la poste, jedoch theurer als in Paris. Auch alle Kleider- und Luxusartikel ſind in Paris wohlfeiler und gewählter als hier. Paris verſieht uns mit modiſchen wohlfeilen Kleidungsſtücken, Reutlingen mit dergleichen Stiefeln und Schuhen.

Wer in Genf nicht rauſchende und wechſelvolle geſellige Luſt mit mehr oder weniger Unſitte, wer da nicht koſtſpielige Zerſtreuungen ſucht, ſondern ſich mit einer

Digitized by Google

wunderſchönen Natur und mit vielfachen geiſtigen Hülfsquellen begnügt, wer keine Anſprüche auf Luxus-, Standes-, Rang- und Familienauszeichnung macht, der kann hier ſo wohlfeil leben als in Deutſchland, zumal am theuren Rhein.

### 5. Napoleon und Barbaroſſa.

Wer hätte es nicht verſucht, eine Landſchaft mit andern Augen anzuſehen als gewöhnlich, nicht parallel mit dem Horizont, ſondern die Augenwinkel gegen dieſen geneigt? Durch dieſe optiſche Täuſchung, die in dem Grade zunimmt, als das Auge mit dem Horizont in größern Winkel tritt, erſcheint Alles faſt zauberiſch in Form und Farbe, ja die unbedeutendſte Gegend in ganz gewöhnlicher Beleuchtung erhält da einen gewiſſen Reiz, wie viel mehr die Wundergeſtalten der Alpenwelt, ihre Berge, Felszacken und Zinken, ihre Seen, Matten, Wälder und Gletſcher.

Auf dieſe Weiſe hat vor mehreren Jahren ein Franzoſe entdeckt, daß wenn man in der Richtung von Genf die Montblanckette bei heiterem Wetter ſchief anſehe, ſich das Profil des liegenden, ſchlafenden oder geſtorbenen Napoleon mit ſeinem kleinen Hut zeige. Aehnliches erzählen bekanntlich die Fuhrleute und Sennerinnen im Salzburgerland vom König Watzmann und ſeiner Frau, deren Antlitz ſich im Watzmann und ſeinen Nachbarn zeigen ſoll.

Mit jener Geſtaltung des Montblanc hat es nun auf den erſten Blick ſeine Richtigkeit. Wir ſehen von Weſt nach Oſt eine Art Hutſpitze, eine kurze Stirn, ein geſchloſſenes, tiefliegendes Auge, eine Naſe und eine Oberlippe. Die Calotte des Montblanc bildet ein Ding, das dem Vordertheil von Napoleons dreieckigem Hut ziemlich gleicht, nur baut ſich dahinter noch etwas auf, was nicht zum Hut paßt; die Naſe hingegen wird vom Mont maudit recht gut dargeſtellt; eine Vertiefung zwiſchen dieſem Berg und dem Dôme du Gouté bildet vortrefflich die Augenhöhle mit geſchloſſenem Aug und der Dôme ſelbſt die Wange; darunter zeigt ſich ſo etwas von einer Oberlippe. Damit aber hört alle Aehnlichkeit mit einem Napoleonſchen Kopf und Geſicht auf, denn von Mund, Unterlippe und Kinn iſt nichts zu ſehen.

Aber noch weit ſchlagender und unverkennbarer iſt eine andere Aehnlichkeit und läßt ſich vollkommen in alles Einzelne verfolgen. Da liegt ſichtbar ein ſchlafender Rieſe mit der Krone auf dem Haupt und einem langen Bart, der ſich weithin nach Oſten erſtreckt. Es iſt ein mächtiger deutſcher Kaiſer, welcher einſt Savoyen mit dem Montblanc unter ſeinem Scepter hielt. Dieß Land hat darauf noch Jahrhunderte lang zum Reich gehört, ja Karl Emanuel I. nahm es 1588 von Kaiſer Rudolph II. von Neuem zu Lehen. Es iſt alſo ganz natürlich, daß ein alterer Herrſcher da begraben liegt, und wer wäre dieß anders] als der Hohenſtaufe Barbaroſſa, der 1166 und 1177 den Grafen Humbert von Savoyen ſcharf für ſeine Felonie züchtigte, der mit ſeinem Haus lange Zeit über einen großen Theil von Mitteleuropa, von der Nordſee bis zur Rhonemündung, vom Kanal bis zur Oſtſee, vom Belt bis zum Po herrſchte, außerdem einen guten Theil von Mittelitalien, Neapel und Sicilien inne hatte? Hier iſt volle, überraſchende Aehnlichkeit, da iſt nicht bloß die Spitze eines dreieckigen Huts, ſondern eine Kaiſerkrone, und Abends, beim Sonnenuntergang, quillt von der Oberlippe an der berühmte Rothbart in mächtigen Wellen bis über den Buet hinaus, der nur eine ſeiner großen Locken ſcheint.

---

## Sorge nicht.

Darf nicht ſeine Blüthen tragen
Immer neu in Frühlingstagen,
Wie das jugendliche Reis
Der bemooſte Waldesgreis?

Sorge nicht, daß du veralteſt,
Daß der Freude du erkalteſt,
Herz, du bleibſt dem Schönen treu:
Jeden Frühling treibſt du neu!

Waldesgreis voll Vogellieder,
Jeder Lenz verjüngt dich wieder!
Sorge nicht, mein Herz, mein Herz:
Noch genug gibt's Luſt und Schmerz!

Emma Niendorf.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

(Fortſetzung.)

Statiſtiſche Ausweiſe. — Börſenſchwindel. — Banknotenfälſchung. — Die Setzmaſchine.

Die zum erſtenmal in den Buchhandel gekommenen und überhaupt zum erſtenmal veröffentlichten ſtatiſtiſchen Ausweiſe über die Handelsbewegungen in der öſterreichiſchen Monarchie und den Verkehr mit dem Auslande beſchäftigen noch immer die allgemeine Aufmerkſamkeit; mit Recht, einmal wegen ihrer Wichtigkeit an ſich, dann aber als großes der Oeffentlichkeit gemachtes Zugeſtändniß. Möchte es ſich beſtätigen, daß ein allerhöchſtes Kabinetsſchreiben herabgelangt iſt, welches fortan die periodiſche Veröffentlichung der vom ſtatiſtiſchen Bureau verfaßten Tabellen (dieſe betreffen nicht bloß den Handel, ſondern umfaſſen auch andere Zweige der Statiſtik) anordnet. Der Chef des eben

Digitized by Google

genannten Bureaus. Hofkommiſſionsrath Czoernig, ein im Fache der Staatsökonomie ausgezeichneter Mann, bekanntlich auch Verfaſſer der ſchäzbaren „Skizzen aus Italien,“ hat eine Reiſe in die untern Donauländer und nach der Levante unternommen, dem Vernehmen nach im Intereſſe der Donaudampfſchifffahrt und handelspolitiſcher Angelegenheiten überhaupt. Als einer der Adminiſtratoren der Donaudampfſchifffahrtsgeſellſchaft wird er die Navigationsverhältniſſe der Donau einer genauen Unterſuchung unterwerfen und, wie es heißt, ſeine Beobachtungen auch auf die Dampfſchifffahrt des öſterreichiſchen Lloyd ausdehnen. — Die Fluktuationen, wie ſie ſo häufig an den Börſen von Paris und London ein höchſt bizarres Schauſpiel darbieten, haben in lezterer Zeit auch an der Wiener Börſe in einem ganz ungewöhnlichen Grade ſtattgefunden. Das allerwärts graſſirende Eiſenbahnfieber war auch hier endemiſch geworden, und der Himmel weiß, wohin es mit dem Aktienſchwindel ohne eine rechtzeitige Einmiſchung von oben gekommen wäre. Namentlich waren es die Nordbahnaktien — die Nordbahnen ſcheinen überhaupt allenthalben auserſehen zu ſeyn Epoche zu machen — die ſich zu einer unerhörten Höhe emporgeſchwungen, nicht anders, als ob es ſich dabei um Goldminen und Diamantengruben handelte. Es war ein zu lächerlich überſpanntes Börſenmanöver, als daß nicht das Ende vom Spiel vorauszuſehen und die unſichtbaren Hände zu erkennen geweſen wären, die hinter den Couliſſen operirten. Um der Papierſchwindelei einigermaßen Schranken zu ſezen, fand es die oberſte Finanzverwaltung gerathen, den Escompte der Bank zu limitiren, worüber ein ſo plözlicher Schreck in die Börſenwelt fuhr, daß das Thermometer der Papierſpekulation jählings vom höchſten Grade der Fieberhize zum Gefrierpunkte herunterſank. Um aber wieder der verderblichen Stockung des Kredits zuvorzukommen und eine belebende Wärme in die Circulation des Geldes zu bringen, ſah man ſich höhern Orts veranlaßt, der Bank mit einem Baarvorſchuſſe zu Hülfe zu kommen. So ſchwankt die Wage des materiellen Intereſſes, welches in dem weltbewegenden Agens Geld ſeinen ſymbolischen Ausdruck findet, beſtändig auf und nieder, und es gewährt dem ruhigen und ſeitab ſtehenden Beobachter wahrlich geringen Troſt, ſolchem Getriebe auf den trüben Grund zu ſehen. — In nicht geringe Verlegenheit wurde bereits ſeit geraumer Zeit die Bank durch die häufig curſirenden falſchen Banknoten verſezt, und dieß um ſo mehr, als dieſe untergeſchobenen Papiere mit ſo großer Geſchicklichkeit oder mit ſo glücklicher Benüzung chemiſcher Mittel, wohl auch der Galvanoplaſtik, angefertigt waren, daß ſie von den ächten Noten kaum unterſchieden werden konnten und ſomit ſelbſt die gewiegteſten Kenner täuſchten. Durch frühere Erfahrungen belehrt, glaubte man auf die Exiſtenz irgend einer geheimen Geſellſchaft von Falſchmünzern ſchließen zu müſſen und verlegte den geheimen Siz derſelben nach Belgien oder England. Unvermuthet löst aber der Zufall das Räthſel, und ſiehe da, die myſteriöſe Induſtrie hat ihre Arbeitsſtätte mitten in Wien und eine den höhern Ständen angehörige und mit mehreren vornehmen Häuſern verwandte Familie betreibt das dunkle Gewerbe. Es konnte bei dieſer Gelegenheit nicht an den mannigfachſten Gerüchten fehlen, und wie bei dergleichen Fällen immer, gefiel ſich die müßige Erfindung in den ſeltſamſten Uebertreibungen. So viel iſt ſicher, daß Hr. v. B.... bereits in den Siebzigen ſteht, ehedem glücklichere Verhältniſſe gekannt, und mit thätiger Mithülfe ſeiner Angehörigen ſchon ſeit längerer Zeit die Kunſt der Banknotenverfälſchung mittelſt Maſchinen betrieben hat, bis beim Kauf eines Schmucks der Verdacht rege geworden. Die polizeilich verfolgte Spur führte ſchnell zur Entdeckung des augenſcheinlichen Corpus delicti. Man kann über die Entſcheidung dieſes Prozeſſes nicht zweifelhaft ſeyn. Dieſe Entdeckung ſchließt aber die Wahrſcheinlichkeit des Beſtehens ausländiſcher Banknotenwerkſtätten nicht ganz aus, und die Bank wird immerhin gut thun, das Aeußerſte aufzubieten, um künftig Verfälſchungen möglichſt zu erſchweren, wenn nicht völlig unmöglich zu machen. Hiezu bietet ſich ihr jezt eine willkommene Gelegenheit. Wie es heißt, hat ein Pharmaceut, Namens Reiſſer, ein chemiſches Mittel entdeckt, deſſen Anwendung den Banknoten eine vor Nachahmung und Verfälſchung vollkommen ſichernde charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit verleiht; dem Vernehmen nach ſteht auch bereits die Bank mit dem Erfinder in Unterhandlungen. — Viel von ſich reden machte eine andere Erfindung, um die uns das Ausland, ja wohl ſelbſt das techniſch ſo weit vorgeſchrittene England beneiden dürfte. Zwar hatten ſich ſchon lange Engländer und Franzoſen bemüht, das Problem zu löſen, indeſſen war das Gelingen erſt einem Oeſterreicher, oder vielmehr einem Böhmen in Wien vorbehalten. Ich ſpreche von der von Tſchulik erfundenen Letterſezmaſchine. Richtiger kann man es ein „Letternſezklavier“ nennen, denn das Ganze iſt ein Taſteninſtrument, welches, fertig und richtig geſpielt, mit verzehnfachter Geſchwindigkeit die Operation des Sezens verrichtet. Nicht mit Unrecht hat man es bereits eine Lokomotive der Preſſe genannt, denn bedenkt man, daß die zehn Finger der Hände auf den 60 breiteren und 61 engern Taſten der Klaviatur in beſtändiger Thätigkeit ſind, ſo läßt ſich der Effekt berechnen; nur erheiſcht die Handhabung des Inſtruments einen äußerſt geübten und gewandten Spieler; er muß ſo zu ſagen Virtuoſe im Sezſpiel ſeyn. Die Lettern gleiten aus einer Reihe vertikaler Kanäle in ein horizontales Rinnſal und aus dieſem wieder in einen Hauptkanal, aus welchem dieſelben mittelſt eines beſtändig thätigen Mechanismus, nämlich eines wagerecht angebrachten Rollenzugs, in den ſeitab angebrachten, in Linienräume abgetheilten Sezrahmen befördert werden. Der Bau des Ganzen iſt ſehr ſinnreich und verſpricht bei gleichförmigem Saze große Dienſte, denn man kann dieſe Sezmethode füglich ein „geſpieltes Leſen“ nennen, das, ſofort unter eine Schnellpreſſe gebracht, ſich gleichſam im Fluge zum Druck geſtaltet. Indeſſen iſt doch noch eine Aufgabe zu löſen, ehe das Sezklavier vollendet genannt werden kann: es bedarf nämlich noch einer mit dem lezteren in Verbindung zu ſezenden Füll- und Sortirmaſchine, denn ohne dieſe würde es ſeiner zweiten ergänzenden Hälfte entbehren und gliche einem bald erſchöpfbaren Brunnen. Der Erfinder arbeitet bereits daran. Rühmend müſſen hier der Schuz und die Unterſtüzung anerkannt werden, die dem mittelloſen Manne von Seiten ſeines frühern Dienſtherrn, Grafen von Hayos, und neuerlich von der kaiſerlichen Staatsdruckerei zu Theil geworden. Insbeſondere war es leztere, unter deren Aegide das Werk reifte und gedieh. — Ich behalte mir eine Beſprechung der Aerarial-Staatsdruckerei vor; ſie hat unter ihrem gegenwärtigen Vorſtande, dem eben ſo intelligenten als energiſchen Direktor A. Auer, einen Aufſchwung genommen, der zu großartigen Reſultaten führt und in mancher Hinſicht bereits die Leiſtungen ähnlicher Inſtitute fremder Staaten überflügelt.

(Schluß folgt.)

---

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 90.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. November 1845.

— This vision here, —
It is an honest ghost, that let me tell you.
Shakespeare.

## Eine Septembernacht.

— In deſſem jar was tho Lübeck Börgermeſter Jürgen Wullenweber, de hedde by ſick geſwaren, ſchot unde regiment van den Oereſundt an de Häniſchen tho bringen, unde ſcholden de uth den ſteden mit eren ſchepen vortan nycht enes penniges wert an de Dänen betalen.

Lübiſche Chronik.

Zu Lübeck im Rathskeller ſaßen ſpät
Wir Freunde noch beim Wein und tranken,
Wo tiefgebräunt die Eichentafel ſteht,
Aus unſres lezten Kriegsſchiffs Planken.
Doch galt es heute keinen Zecherſpaß,
Kein luſtig Liedel, keine Becherfehde;
Es ſchaute jeder ernſt in's grüne Glas,
Und ernſt und ſinnig floß die Rede.

Wir ſprachen von des alten Glanzes Zeit,
Von jenen, die der Hanſa Schlachten ſchlugen,
Wir ſprachen von der jüngſten Tage Leid,
Und von der Hoffnung, die wir trugen.
Wohl ſpürten's Alle feierlich und leiſ',
Wie ſich aus Trümmern junges Leben zeuge,
Und ſtille ward's, als ob in unſern Kreis
Der Schutzgeiſt unſrer Stadt ſich beuge.

Da ſchlug es Mitternacht. Sie brachen auf,
Wir drückten herzlich uns die Hände;
Mich aber trieb es noch den Gang hinauf
Die Fäſſer durch, entlang die ſchatt'gen Wände.
Ich konnt' an Schlaf nicht denken. Sonſt und Heut
Zerfloß in meinen Sinnen loſe;
So trat ich ein, gedankenvoll zerſtreut,
In's hallende Gewölb der „Roſe.“

Wie kühl, wie ſtille! Nur mein Fußtritt ſcholl
Verdreifacht von den Gurten wieder;
Ein Schauer wie vor Geiſternähe quoll
Geheimnißvoll durch meine Glieder.
Und ſieh, ein Lichtſchein drang mir wunderbar
Linksher entgegen aus der hohen Niſche —
Ich naht' und ſtand — denn traun, ein ſeltnes Paar
Erblickt' ich zechend dort am Tiſche.

Der Eine ſaß geſchmückt nach alter Art,
Mit Sammetmantel, Krauſ' und Kette,
Umfloſſen Wang' und Kinn von blondem Bart,
Die mächt'ge Stirn beſchattet vom Barette.
Das blaue Auge zuckt' in ſcharfem Glühn,
Als hing' ein Weltgeſchick an ſeinem Winken;
So ſaß er da, gebeugt und dennoch kühn,
Und ſtarrt' in ſeines Römers Blinken.

Digitized by Google

Der andre ſtand, die Hand am Schwertesknauf,
Rieſig, vom Haupt zum Fuß in blankem Erze;
Wie Blut an ſeinem Panzer ſpielt' herauf
Der rothe Flackerſchein der Kerze;
Ein wild und rauh Geſicht. Ich ſpürt' es bald,
Hier war die Fauſt, dort das Erſinnen;
Da murmelnd, wie der Wind durch Herbſtlaub wallt,
Hört' ich des Erſten Worte rinnen:

„O Meeresauge, dunkelblauer Sund,
Du felsumſtarrte Oſtſeepforte,
Wie ſchaut' ich oft hinab in deinen Grund
Und zwang in's Herz zurück der Sehnſucht Worte!
Dort unten, wo die Welle leiſer ſchoß,
Sah ich den goldnen Zauberſchlüſſel liegen,
Der uns ein neues Wunderreich erſchloß
Von Meeresherrſchaft, Glanz und Siegen.

„Ich warb um ihn, wie um den Ring der Braut,
Ich warb auf Leben und auf Sterben —
O hätte mir das blöde Volk getraut,
Den Sieg erzwingen mußte ſolch ein Werben,
Den Sieg der Kampf, der ſieben Jahre durch
Im Rath, zur See, im Schlachtfeld grollte,
Der Rieſenkampf, der unſrer Hanſa Burg
Bis zu den Sternen thürmen ſollte.

„Sie faßten's nicht — es war für ſie zu groß —
Sie zitterten, die Käufer und Verkäufer;
Da führten meine Feinde ſchlau den Stoß,
Verräther hieß ich ihnen, Wiedertäufer.
Sie rißen von den Stufen mich herab,
Sie ſaßen trotzig zu Gerichte,
Sie brachen über mir den weißen Stab,
Und mehr! — ſie ſchrieben die Geſchichte.

„Dreihundert Jahre ſind's, da ſprang vom Schlag
Des Beils mein Blut in Strömen vom Schaffotte;
Doch war ein Geiſt des Unheils ſeit dem Tag
Mit meiner Heimath Heer und Flotte.
Was Menſchen bauten, wird des Windes Spiel,
Nur Gottes Rathſchluß bleibt beſtändig;
Die Hanſa ſank, das alte Reich zerfiel,
Doch Deutſchland ſteigt empor lebendig.

„Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt,
Sie fühlen's all, erwacht aus ſchwerem Traume:
Deutſchland iſt Eins, und jeder iſt ein Blatt
Am rieſengroßen Wunderbaume.
Schon grollt man jedem fremden Uebermuth,
Schon zürnt der Süden, iſt der Norden fröhnig;
Hinweg denn mit dem ſchmählichen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inſelkönig!

„Friſch auf, mein Volk, mein großes Vaterland!
Treueinig, wie ich's nimmer durfte ſchauen,
Vollführe du, was mir im Herzen ſtand,
Zu Maſten laß des Forſtes Tannen hauen!
Dein ſey der Sund, der dich nach Weſten weist,
Der Weg des Meeres dein, ein glorreich Leben!
Mit Kugeln gib den Zoll! Es ſoll mein Geiſt
Am Steuer deines Heerſchiffs ſtehen!"

Er fuhr empor. Die Beiden ſtießen an,
Die Schwerter klirrten und die grünen Becher,
Und haſtig bis zur Neige ſtürzten dann
Den Wein hinab die ſeltnen Zecher.
Da dröhnt es Eins von Sankt Marien Thurm,
Hochflackernd loſch der Kerze Schein, der gelbe;
Durch Pfort' und Gitter braust' es wie ein Sturm,
Und einſam ſtand ich im Gewölbe.

Mir graute nicht. Wohl hatt' ich ſie erkannt
Die Heimgekehrten aus dem Reich der Gräber,
Die mächtigen Geſtalten Hand in Hand,
Marx Meyer, Jürgen Wullenweber.
Mein Herz ſchlug kühn, zur Hoffnung hoch erwacht,
Und durch des Herbſtes Wind und Blättertreiben
Heimſchritt ich froh, um noch in tiefer Nacht,
Was ich vernommen, aufzuſchreiben.

Emanuel Geibel.

---

## Walachiſche Mährchen.

### II.

### Die Ungeborene, Niegeſehene.

Wo, erzählt die Geſchichte nicht, aber daß einmal ein Bauer mit ſeinem Weibe vergnügt lebte, ſo viel iſt gewiß. Dieſes glückliche Ehepaar hatte nur den einen Schmerz, daß es kinderlos war, weßhalb die beiden Eheleute oft und inbrünſtig zu Gott beteten, daß er ihnen einen Sohn beſcheren möge. Nach einiger Zeit gebar die Frau wirklich einen Sohn, den das überglückliche Paar ausnehmend lieb gewann. Beſonders zärtlich war die Mutter mit dem Knaben, zu dem ſie, wenn er weinte, oftmals ſprach: „O weine nicht, mein Kind, denn wenn du groß biſt, ſollſt du ein Mädchen zur Frau bekommen, das nicht geboren iſt und das kein Menſch geſehen hat."

Als der Sohn groß geworden war, drang er wirklich in ſeine Mutter, ſie ſolle ihm das oft verſprochene Mädchen geben. „O mein Sohn," war hierauf der

Digitized by Google

Mutter Antwort, „ich ſcherzte nur, damit du ſtill ſeyeſt! Ich weiß kein ſolches Mädchen!" — „O meine Mutter," entgegnete hierauf der Sohn, „ich habe keinen Scherz damit, mir iſt es heiliger Ernſt, und ich ziehe hinaus in die Welt, um das Mädchen zu ſuchen, das nicht geboren iſt und das kein Menſch geſehen hat." Als die Mutter ſah, daß ihr Sohn im Ernſte ſprach, richtete ſie ihm traurig ein Wanderbündel zu, worauf er ſich von ſeinen Eltern verabſchiedete und rüſtig in die Welt hinaus zog, um das Unmögliche zu finden.

Sein erſter Gang war zu der heiligen Mutter Mittwoch. Sie ſprach zu ihm: „O du Erdenſohn, was führt dich zu mir?" Er erzählte ihr, daß er ſein elterliches Haus verlaſſen habe, um ein ungeborenes, niegeſehenes Mädchen aufzuſuchen, in die er zum Sterben verliebt ſey; und nun hoffe er, die heilige Mutter werde ihm Auskunft und Rath ertheilen können. Die heilige Mutter gab dem Jüngling einen goldenen Apfel und ſprach zu ihm: „Gehe, mein Sohn, mit dieſem Apfel deiner Wege, bis du zu einem Brunnen kommſt; dort wird auch ein Mädchen ſeyn, welches den Apfel zum eſſen und Waſſer zu trinken von dir begehren wird; gib ihr aber den Apfel nicht, bevor ſie einen Trunk von dir genommen hat." Damit entließ die Heilige den Jüngling, welcher ſich aufmachte, voll Begierde die erſehnte Ungeborene, Niegeſehene bald zu finden.

Er ging, und es ward heißer Mittag, ohne daß er den Brunnen und das Mädchen fand. Die Sonne brannte immer ſtärker, da erſtieg er eine Anhöhe, um das Geſuchte zu erſpähen, aber Alles vergebens. Sein Durſt wurde nach und nach ſo heftig, daß er ſeinen goldenen Apfel nicht mehr ſchonte und ihn trotz ſeines prächtigen Anſehens verzehrte.

Den Tag darauf kam er zu der heiligen Mutter Freitag, die ihn ebenſo anredete, wie die Mutter Mittwoch. Offenherzig gab er auch ihr Beſcheid, wie er Vater und Mutter verlaſſen habe, um ſeine Ungeborene, Niegeſehene aufzuſuchen, verſchwieg auch nicht, daß er ſchon bei der heiligen Mutter Mittwoch geweſen, aber ihr Geſchenk, den goldenen Apfel, verzehrt habe, ohne Gewinn daraus zu ziehen.

Auf dieſes gab ihm die heilige Mutter Freitag einen andern goldenen Apfel, mit derſelben Weiſung wie die Mutter Mittwoch. Nachdem ſie ihn entlaſſen, und er ſchon ein ziemliches Stück Weg zurückgelegt hatte, kam ihm eine wunderſchöne Jungfrau entgegen, die ihn um einen Trunk Waſſer bat. Da aber kein Brunnen in der Nähe war und er auch kein Waſſer bei ſich trug, ſo konnte er ihr nicht willfahren, und ſie verſchwand wieder. Da er nach einiger Zeit ſelbſt großen Durſt empfand, ſo aß er auch den zweiten goldenen Apfel.

Bald nachher kam er zu der heiligen Mutter Sonntag, die ihn, wie ihre beiden Schweſtern, freundlich aufnahm, und ihm, nachdem ſie ſeine Geſchichte gehört hatte, ebenfalls einen goldenen Apfel ſchenkte. Auch ſie aber ſchärfte ihm dringend ein, denſelben der Jungfrau, mit der er am Brunnen zuſammen kommen werde, nicht zu geben, bevor ſie einen Trunk Waſſer von ihm genoſſen hätte.

Der Jüngling zog weiter und erreichte bald einen Brunnen. Da trat eine Jungfrau zu ihm, die noch viel ſchöner war als die geſtern geſehene. Sie bat ihn um einen Trunk Waſſer, und als ſie denſelben genommen hatte, bot er ihr auch ſeinen goldenen Apfel, worauf ſie zu ihm ſprach: „Ich erkenne dich als den Mann, der mir zum Gemahl beſtimmt iſt, weil du mir dieſen Apfel gereicht haſt. Wenn es dir denn recht iſt, ſo eile in die Stadt, einen Beiſtand zu holen, der bei unſerer Verheirathung Zeuge ſeyn möge."

Der Jüngling hatte die Jungfrau von Anfang als die erkannt, die er heirathen würde, und ſchickte ſich ohne Säumen an, in die Stadt zu gehen. Doch rieth er der ſchönen Wunderbaren, der Sicherheit wegen einen Baum zu beſteigen, der gerade beim Brunnen ſtand, und half ihr denſelben erklettern.

Es währte, nachdem er ſich entfernt hatte, nicht lange, ſo kam zu dem Brunnen ein Zigeunermädchen. Sie trug einen leeren Krug, den ſie füllen wollte, und als ſie ſich nun zu dieſem Ende bückte, ſah ſie in dem klaren Spiegel ein wunderſchönes Angeſicht. Da ſie nicht anders glaubte, als es ſey das ihre, ſo zerbrach ſie vor freudigem Schrecken ihren Krug, denn ſie hatte von ihrer Mutter immer nur hören müſſen, wie ſchwarz und häßlich ſie ſey. Daher lief ſie eilends in den Wald zu ihrer Mutter und erzählte ihr voll Freuden, wie ſie im Brunnen ihr Bild ſo ſchön geſehen habe. Die Mutter lachte, verſicherte ſie, daß ſie nach wie vor ſchwarzbraun und häßlich ſey, und hieß ſie wieder zum Brunnen gehen. Das Mädchen nahm einen andern Krug und eilte fort; da ſie ſich aber im Brunnen wieder eben ſo ſchön erblickte wie das erſtemal, ſo zerbrach ſie auch den zweiten Krug, eilte zu ihrer Mutter und ließ derſelben keine Ruhe, bis dieſelbe mit ihr an den Wunderbrunnen ging.

Als die Alte das wunderſchöne Mädchenbild in dem klaren Waſſerſpiegel ſah, ſchaute ſie ihre Tochter an; da ſie aber dieſe nach wie vor häßlich fand, wandte ſie das Geſicht hinauf und ſah auf dem Baume das ſchöne Wundermädchen ſitzen. Mit freundlichen Worten bat ſie daſſelbe herunterzuſteigen, und fragte ſie, warum ſie ſich denn einen ſo beſchwerlichen Ort wie die harten Aeſte des Baumes auserleſen habe. Arglos gab die ſchöne Braut Auskunft, ſie erwarte ihren Bräutigam,

Digitized by Google

der in die nächſte Stadt gegangen ſey, um einen Beiſtand für die Vermählung zu holer

(Schluß folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, Oktober.**

(Schluß.)

Lehmanns Luftfahrt. — Theater.

Da eben von Aufſchwung die Rede iſt, ſo erwähne ich gleich die Luftfahrten des Aeronauten Chriſtian Lehmann, die mit glücklichem Erfolg zu wiederholtenmalen ſtattgefunden haben und das allgemeine Tagesgeſpräch ſind. Seit fünfzehn bis zwanzig Jahren hat Wien kein Schauſpiel der Art genoſſen; damals hatten ſich die Luftſeglerinnen Reinhard und Garnerin hier produzirt; kein Wunder alſo, daß die Maſſe des Publikums auf Lehmanns Experimente ſehr geſpannt war. Es iſt dieß derſelbe Lehmann, der vor nicht langer Zeit mit einer Geſellſchaft engliſcher Balletkünſtler auf dem Leopoldſtädter Theater gaſtirte und in pantomimiſchen „Satanskünſten“ große Senſation erregte. Die Auffahrt fand im Prater ſtatt, an einem Platze, der bequem manches Tauſend Zuſchauer faßt, und dennoch wurde der Raum für die heranſtrömenden Schaaren zu eng. Es war nicht anders, als feierten die Wiener den erſten Maitag. Ehe Lehmann mit ſeinem 22 Fuß meſſenden, aus 780 Ellen Seidenſtoff verfertigten und mit 5600 Kubikfuß Gas gefüllten Ballon in die Lüfte ſtieg, ſandte er zuerſt einen kleineren Ballon und einen andern, als Pferd geſtalteten Luftkörper in die Höhen, um ſich hinſichtlich der herrſchenden Luftſtrömungen zu orientiren. Hierauf fand die Hauptascenſion ſtatt; der Himmel lächelte heiter nieder und ſchien dem kühnen Sohn der Erde zu winken, ſich ſo weit als möglich in die blauen Regionen aufzuſchwingen. Daß eine ſo außerordentliche Fahrt, die ganz ungewöhnliche Reiſeeindrücke verſpricht, etwas ſehr Verführeriſches hat, und daß es keineswegs an Individuen fehlt, die ein Abenteuer um jeden Preis erkaufen möchten, verſteht ſich von ſelbſt, und Lehmann hätte ſomit um Reiſegeſellſchaft nicht verlegen ſeyn dürfen; allein höhern Orts wurde dagegen ein Veto eingelegt. Bei ſeiner zweiten Auffahrt ſoll ſich ſogar eine Dame von Diſtinction gemeldet haben. Dieß erinnert uns an Adalbert Stifters herrliche Schilderung einer Luftfahrt (der „Condor“ in ſeinen „Studien“), die auch von einer Dame mit unternommen wird und wo der Dichter einen der beiden männlichen Aeronauten die bedeutſamen Worte ſagen läßt: „Siehſt du, das Weib kann den Himmel nicht ertragen!“ Von der Abendſonne beſtrahlt, leuchtete der Ballon wie ein glänzendes Geſtirn, bis er allmählig aus dem Geſichtskreiſe verſchwand. Das Thermometer zeigte in den höhern Regionen 3° unter dem Gefrierpunkte. Lehmann kam in ſpäter Abendſtunde bei Rückersdorf in der Nähe von Korneuburg wohlbehalten zur Erde, nachdem ihm Landleute hülfreichen Beiſtand geleiſtet. Unter minder angenehmen und günſtigen Umſtänden fand Lehmanns zweite Auffahrt ſtatt, obgleich dieſelbe von keinem eigentlichen Unfall begleitet war. Leider bedeckten dießmal Wolken den Himmel und ließen den Segler bald den Blicken entſchwinden. Lehmanns Mittheilungen zufolge mochte die Wolkenmaſſe einige hundert Klafter im Durchmeſſer betragen. Während der Durchſeglung dieſer Schichten gab ſich ein ſtarkes Rauſchen kund, wie etwa bei einem Hagelwetter, was von dem Anprallen der Dünſte an den ſtraffgeſpannten Ballon herrührte. Ueber der Wolkenregion glänzte der Himmel in blauer Herrlichkeit; überhaupt blieb auch bei hereingebrochener Nacht in den Höhen eine Art von Nordlichtſchein verbreitet. Das Dünſtemeer tief unten ſchien ſich in ein Gefilde von Schneefeldern, Eisbergen und Gletſchern verwandelt zu haben, nur mit der beſondern und wahrhaft bezaubernden Eigenthümlichkeit, daß alle dieſe Gipfel, Zinnen und Riffe, Thäler und Gründe in die mannigfachſten Farben getaucht erſchienen. Das Thermometer war tief unter Null geſunken. Von den Tauben, die Lehmann in verſchiedenen Diſtanzen losgelaſſen, waren nach längerer Abweſenheit nur zwei wieder gekommen und hatten ſich auf dem Ballon niedergelaſſen. Mehreremale hatte derſelbe verſucht, ſich niederzulaſſen, allein eine mächtige Luftſtrömung hatte ihn gerade über die Donau getragen, wo er wie feſtgebannt blieb; erſt nach einem neuen Auffluge konnte es ihm gelingen, einen günſtigern Luftſtrich zu gewinnen. Der Ballon ging um Mitternacht (die Auffahrt fand um vier Uhr Nachmittags ſtatt) bei Rohrau (dem Geburtsorte Haydns) nächſt Bruck an der Leitha nieder, und abermals waren es Landleute, die den luftigen Segler in den Hafen brachten. Der Ballon, im reflektirten Sternenlichte glänzend, war ihnen als ein Meteor erſchienen. Lehmann ſollte ſeine Anſchauungen ſchildern, wie es bereits Green einigemal gethan.

Das Intereſſe für die Bühne hat ſich neuerdings unglaublich geſteigert, und wie es einerſeits auf Koſten ernſterer Zeitfragen den Unterhaltungsſtoff und das liebe tägliche Brod der Journale bildet, hat es andererſeits das Cliquenweſen und Parteitreiben zur höchſten Blüthe gebracht. Neulich war Staudigl zum erſtenmal auf dem Theater an der Wien aufgetreten; er war der König des Abends und die begeiſterten Evoe's wollten gar kein Ende nehmen. Dem Vernehmen nach haben die Pächter des Kärnthnerthortheaters wiederholte Verſuche gemacht, den berühmten Baſſiſten für das Hofoperntheater, dem er ſo lange angehört, wieder zu gewinnen; allein er ſpannte die Saiten ſo hoch, daß man auf die Bedingungen nicht eingehen zu können glaubte; ſomit gehört er nun dem Wiedener Theater ganz und gar an. Die „Haimonskinder“ und die „Stradella“ ſind zur Zeit noch immer die Glanzpunkte des Repertoires. Was ſonſt Neues auf den Vorſtadtbühnen aufgetaucht, konnte nur ein kurzes Leben friſten. Nicht beſſer ging es neulich einem neuen Stück vom Verfaſſer des renommirten „Zauberſchleiers;“ die Lokalmuſe ſcheint ſich völlig erſchöpft zu haben und an Altersſchwäche zu leiden. — Im Hofburgtheater gewährten mehrere ſehr ſorgfältige neue Beſetzungen und Darſtellungen älterer Stücke einen erhöhten Genuß. Hierunter gehört Goethe's ſchon ſeit Jahren hier nicht geſehener „Clavigo“ und Oehlenſchlägers „Correggio.“ Wie man hört, ſoll unter Anderem auch Oehlenſchlägers „Dina“ einſtudirt werden. Die nächſte Neuigkeit iſt ein Trauerſpiel von dem hier lebenden öſterreichiſchen Dichter Kaltenbrunner und heißt „Ulrike.“

---

Beilagen: Literaturblatt Nr. 115 und Proſpectus der illuſtrirten Prachtausgabe „der Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs“ von A. Thiers, deutſch von Dr. E. Burckhardt. Verlag von C. B. Lorck in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 13. November 1845.

Mit Felſen und mit Höhlen
Treibt Abendlicht ſein Spiel,
Zu ſchau'n und zu erzählen
Gibt's hier des Ernſten viel.
Guſtav Schwab.

## Aus dem Rieſengebirge.

In Warmbrunn ſtieg ich vom Poſtwagen, denn hier iſt der beſte Ausgangspunkt für Wanderungen in das Rieſengebirge. Der Badeort konnte früher als ein ſchleſiſches Pyrmont bezeichnet werden und war insbeſondere ein Rendezvous und Büffet des höhern polniſchen Adels. So beſuchte ſchon 1687 die Gemahlin Sobieski's mit einem Gefolge von tauſend Perſonen den Ort. Ebenfalls mit großem Gefolge verweilte ſpäter (1702) Sobieski's Sohn, Prinz Jakob, ein Jahr hier. Erſt mit dem Anfang des Jahrhunderts ſind die Badeanſtalten Warmbrunns beſſer eingerichtet worden; aber gerade ſeit jener Zeit hat der Glanz der Saiſon abgenommen, beſonders ſeit Salzbrunn in Mittelſchleſien mehr in Aufnahme kam, und in der Gegenwart ſiegreich mit der ältern Najade rivaliſirt. Der wirklich Leidende hat freilich zwiſchen beiden Badorten nicht freie Wahl; denn Warmbrunn hat alkaliſch-ſaliniſche Schwefelthermen, Salzbrunn dagegen dergleichen Säuerlinge, und natürlich wird der Rath des Arztes über den Beſuch dieſer oder jener Quellen entſcheiden.

Was Warmbrunn vor vielen andern Bädern Schleſiens und Deutſchlands auszeichnet, iſt ſeine herrliche Natur, der ich nur etwa die Umgebungen von Teplitz an die Seite ſetzen möchte, wenn gleich der große Milſchauer lange keine Rieſenkoppe iſt. — Verſunken in das impoſante Bild des Hochgebirges, mit der Ruine Kienaſt im Vorgrunde, genoß ich in Warmbrunn am Ende der Platanenallee eine Abendfeier der Natur mit einer ſo reinen Hingebung, wie ſie in unſerer Zeit, mit ihren vielgeſtaltigen und vielbewegten materiellen und ideellen Intereſſen, gewiß ſelten geworden iſt. In tiefer Bläue mit ſcharfen Conturen hingeſtreckt lag der mächtige Urgebirgsknoten vor mir wie eine ſchlummernde geiſtige Größe, und wenn ich kein erhabeneres Bild für ein ſtrebendes reines Menſchenthum finden konnte, ſo erſchien mir die über dem Gebirgskamme und dem lebendigen Zakenthale thronende Rieſenkoppe wie ein Hochaltar, an welchem in den wechſelnden violetten und purpurnen Lichtern die reinen Menſchengeiſter ihre Abendmette feierten. Hohe Berge haben etwas unbeſchreiblich Magiſches für das religiöſe Gefühl. In der vorchriſtlichen Zeit waren ſie wirklich für den Götterdienſt die eigentlichen Altäre, wo die heiligen Feuer brannten, während die chriſtliche Frömmigkeit, wie in Schleſien auf den Zobten und die Schneekoppe, ſpäter dahin Kapellen baute.

Wer auch den Kienaſt ſchon oft beſucht hat, geht nicht leicht an dieſem hiſtoriſchen Wahrzeichen des Zakenthales vorüber. Vom Thurm des alten ſagenreichen

Digitized by Google

Ritterſitzes iſt bekanntlich eine Ausſicht, welche der auf der Koppe vorzuziehen und weit und breit einzig zu nennen iſt. Die Burgruine ſelbſt iſt zwar nicht die größte und ſchönſte in den Sudeten, in dieſer Gegend jedoch die bedeutendſte, und am meiſten bekannt, beſucht, beſungen und abgebildet. Bolko der Streitbare hat um 1292 ein hier geſtandenes Jagdſchloß in die Burg verwandelt, deren ältere Geſchichte nur auf Traditionen beruht, denn 1675 hat ein großer Brand wahrſcheinlich die Dokumente vernichtet, wenn dieſe nicht bei der fiskaliſchen Unterſuchung gegen den General Hans Ulrich Schaffgotſch, den Burgherrn, der 1634 fälſchlich eines Einverſtändniſſes mit den Schweden beſchuldigt und zu Regensburg enthauptet wurde, nach Wien gebracht worden ſind.

Mein nächſter Weg war zu den Waſſerfällen; er führt am Zaken entlang über Petersdorf nach dem betriebſamen Schreibershau. Der Ort iſt ungemein ausgedehnt und beſteht aus neunzehn verſchiedenen Antheilen, die im Rieſen-, Iſer- und Queißgebirge vier Stunden weit zerſtreut liegen. In den beiden Glaubenskriegen des fünfzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, welche Schleſien ſo hart heimſuchten und Hunderte von verfolgten Familien zur Anbauung in Wildniſſen zwangen, iſt auch Schreibershau entſtanden, und wahrſcheinlich hieß der erſte Anſiedler Schreiber. Urſprünglich war eine Glashütte hier; jezt arbeiten deren zwei und daneben ſechzehn Glasſchleifmühlen, die mit ihren Waaren die böhmiſchen aus Neuwelt zu übertreffen ſuchen. Gegen 3000 Einwohner ernähren ſich außer den Glasarbeiten noch von der Verfertigung muſikaliſcher Holzinſtrumente und anderer Holzgegenſtände. Auch iſt hier eines der bedeutendſten Vitriolwerke des preußiſchen Staates und ein Feldſpathbruch.

Zum Kochelfalle führt ein ſchöner Thalweg am Zakenfluſſe hinauf, der im zerklüfteten Felsbette brauſend herabſtürzt und unter dem Heidenberge über eine etwa ſechzig Fuß tiefe Senkung gleitet. Jede Minute wechſelt die mit grotesken Felsmaſſen und düſtern Waldſchluchten dekorirte Scene, in welcher der Bergſtrom eine impoſante Rolle ſpielt, wie eine ſich bewußt gewordene Kraft, die im zürnenden Jugendmuthe auch die ſchroffſten Hinderniſſe bis zum fernen Ziele überwindet. In der Nähe der ſogenannten Rieſentreppe, wo die Felsmaſſen ſich über einander thürmen, wird die herbeieilende Kochel vom Zacken verſchlungen, während der verſtärkte Bergſtrom unten im Thale, dicht bei Hirſchberg, ſelbſt wieder im Bober ſein Grab findet, wie es der Welt Lauf iſt. Es eröffnen ſich an der Kochel hinauf einzelne Thalausſichten, und aus der Waldung heraus tritt man in eine romantiſch umgrenzte Lichtung zum Kochelfalle.

Ueber den glatten Fels gleitet die gewöhnlich nur ſpärliche Waſſermaſſe etwa 50 Fuß tief in das weite Becken und wird zu größerer Wirkung durch eine Schütze geſpannt. An einem Felſen, der den beſten Anſichtspunkt gewähren ſoll, lieſt man auf einem Marmorbecken in goldener Schrift folgende abgeſchmackte Zeitungsanzeige: „Zum Andenken des 17. Auguſt 180 *, als Ihre Majeſtäten König Friedrich Wilhelm III. und Königin Louiſe den Kochelfall in allerhöchſten Augenſchein zu nehmen und die Schönheiten der Natur allergnädigſt zu bewundern geruhten." — Ueber dem Granitblocke iſt eine Hütte, wo Kaffee gereicht und dem Wanderer, in idylliſcher Hindeutung auf eine kleine Gabe, Mütze oder Hut mit einem Kranze von Moosblumen geziert wird. Das iſt übrigens eine der anſtändigen Betteleien, die im Rieſengebirge namentlich durch Kinder an jedem ſehenswerthen Punkte auf allerlei Weiſe beſchwerlich werden.

Der anderthalbſtündige Weg zum Zakenfalle führt über die Brände, wie die erſten urbaren Theile von Schreibershau heißen. Hier iſt die Beſichtigung einer großen Glasſchleiferei intereſſant. In bedeutender Tiefe brauſt der Zaken über ſein Felsbett hin; hohe Fichten bilden einen maleriſchen Hintergrund, und durch dichte Nadelwaldung gelangt man zum Zakenfalle. — Er iſt mehr kaskadenförmig als der Kochelfall, in der Regel aber eben ſo waſſerarm wie jener, und beide Fälle mögen in trockenen Sommern gar traurig anzuſehen ſeyn. Durch die aufgezogene Schütze gibt der Sturz des kleinen Zacken etwa eine Minute lang ein ſchönes Bild, indem er über zwei Felsvorſprünge in die 120 Fuß tiefe Schlucht rauſcht und durch eine ſeitwärts liegende Felsgaſſe weiter wogt. Vor einer Hütte, wo man einige Erfriſchungen haben kann, begleiten gewöhnlich böhmiſche Bettelmuſikanten mit ihren Geigen und Oboen das Getöſe des Sturzes.

(Fortſetzung folgt.)

* Die Ziffer iſt zerkrazt; es ſoll aber wohl eine 2 ſeyn.

## Walachiſche Mährchen.

(Fortſetzung.)

Schmeichleriſch ſagte hierauf die alte Zigeunerin zu der ſchönen Jungfrau: „Ei, du biſt zwar außerordentlich ſchön, aber noch ſchöner wärſt du, wenn du mir erlaubteſt, daß ich dir deine Haare, die durch den Wind in Unordnung gekommen ſind, wieder ordne." Die Ungeborene, Niegeſehene ging auf dieſen Vorſchlag freudig

Digitized by Google

ein, weil ihr viel daran lag, bei ihrer Hochzeit recht ſchön zu erſcheinen, und ſezte ſich in's Gras, während die Zigeunermutter hinter ihr kniete und ihre Haare richtete. Wie ſie aber Locken und Flechten zurecht ſtecken ſollte, ſtach ſie ihr eine Zaubernadel tief in den Kopf. Dadurch verwandelte ſich die Braut in eine weiße Taube, die eilig davon flog, weil ſie die Argliſt der Zigeunerin fürchtete.

Nun legte die Alte ihrer ſchwarzbraunen häßlichen Tochter die Kleider der ſchönen Getödteten an und half ihr auf den Baum ſteigen, indem ſie zu ihr ſprach: „Bleibe da, bis der Bräutigam kommt, dann kannſt du ſeine Frau werden.“ Sie ſelbſt ſchlich ſich fort.

Der Bräutigam, welcher bald nachher mit dem Beiſtand erſchien, rief nun der vermeintlichen Braut zu, ſie ſolle herunter kommen. Er wunderte ſich zwar über die Verwandlung, die mit ihr vorgegangen war, da ſie aber doch die Kleider trug, in denen er ſie zuerſt geſehen hatte, ſo ließ er ſich dieſe Veränderung nicht weiter anfechten, und die Trauung ging vor ſich.

Die Taube war indeſſen traurig von dem Brunnen zur Kirche nachgeflogen und von da bis zu dem Haus, wo der Bräutigam wohnte. Dort nahm ſie ihren Aufenthalt in dem Garten, welcher das Haus umgab. Die falſche Frau, die Tochter der Zigeunerin, herrſchte nun, als ob ſie ganz vergeſſen hätte, wer ſie früher war, und Niemand konnte ſie leiden. Einmal im Frühling begab ſich's, daß ſie ihre Dienſtmagd in den Garten ſchickte, ihr ſchöne friſche Blumen zu holen, denn junge Frauen ſchmücken ſich gern damit. Die Magd ging, und wunderte ſich, während ſie die Blumen brach, über die ſchöne weiße Taube, welche ſo zahm um ſie herumflatterte, ſich aber doch nicht fangen ließ.

Am andern Tag, als die Dienſtmagd wieder von ihrer Herrin um Blumen in den Garten geſchickt wurde, flog wieder wie geſtern die Taube herbei und ſprach endlich zu ihr: „Liebe Magd, wenn du willſt, ſo laſſ' ich mich von dir fangen, damit du mich heimlich in das Zimmer deines Herrn bringeſt; ich bitte dich aber, verſtecke mich ja vor deiner Frau, ſonſt bin ich verloren.“ Die Magd willigte gern ein und verſicherte der Taube, daß ihr guter Herr gewiß eine Freude an ihr und ihrem ſchönen weißen Gefieder haben werde; vor ihrer Frau könne ſie ſicher ſeyn, dieſe ſolle ſie nicht ſehen.

Die Taube flog nun zutraulich auf die Hand der Dienſtmagd, welche ſie liebkoſte, heimlich in das Zimmer ihres Herrn trug und dort frei ließ. Die Taube verſteckte ſich, als aber ihr Geliebter nach Hauſe kam, flog ſie ihm auf die Hand und brachte ihren Schnabel an ſeinen Mund, als ob ſie ihn küſſen wollte. Der Erſtaunte ließ ſich dieß gefallen und trug ſie auf der Hand zu ſeiner Frau.

Wie er zu dieſer in's Zimmer trat, ſchmiegte ſich die Taube voll Angſt an ihn an; und ſie hatte recht, denn augenblicklich erkannte die Frau ſie an ihrem weißen Gefieder, und ſagte heftig zu ihrem Manne: „Ei, woher haſt du dieſe Taube? gib ſie her, daß ich ſie ſchlachten laſſe!“ „Nein, Weib,“ ſprach hierauf der Mann, „das Thier iſt ſo zahm und zutraulich, daß es Sünde wäre, wenn man es ſchlachtete.“ Mit dieſen Worten ſtreichelte und liebkoſte er die angſtvolle Taube, und kam dabei zufällig auf ihrem Kopf an die Stecknadel. Als er dieſelbe herauszog, nahm die Taube ſogleich ihre rechte Geſtalt wieder an. Der Mann ſchloß ſie voll freudiger Zärtlichkeit in die Arme, und ließ ſich von ihr den Betrug erzählen, durch den die Zigeunerin und ihre Tochter ihn um ſeine rechtmäßige Braut hatten betrügen wollen. Voll Grimms ließ er hierauf das falſche Weib an die Schweife von vier Wildfängen binden und ſo in Stücke zerreißen; die Ungeborene, Niegeſehene aber blieb ſein gutes Weib.

(Anmerkung. Die Benennung „Ungeborene, Niegeſehene“ drückt das Wunderbare der Herkunft aus: die Jungfrau iſt Göttin. Das Mittel der Trennung iſt hier ein Nadelſtich, wie bei Dornröschen die Spindel, bei Brynhilde der Schlafdorn. Was bei Dornröschen und Brynhilde der Zauberſchlaf, das iſt hier die Taubengeſtalt. Sie findet ſich auch in der (böhmiſchen?) Sage, die dem Freiſchützen zu Grund liegt: auch hier hindern böſe Mächte die Vermählung des Max mit Agathen, und verwandeln dieſe in eine Taube. Als ſolche wird ſie von Max erſchoſſen, nachher aber kommt ſie wieder zum Leben. Max, der die Geliebte, doch nicht für immer, tödtet, iſt Agamemnon, der Iphigenien opfert; die Taubengeſtalt iſt der Schutz der Artemis, der belebende Schutzgeiſt iſt Oreſt. Andere Geſtalten, welche die verſtoßene Braut annimmt, ſind die einer Blume, wie im liebſten Roland (Grimm 56), einer Ente (ebenda), eines Roſenſtocks, einer Kirche, einer Ente (Fundevogel, Grimm 51). Auch die Verſteinerungen, die aber wieder mehr Aehnlichkeit mit dem Zauberſchlaf haben, gehören hieher. — Die feindſelige Macht wird in unſerem Mährchen durch ein Glied aus dem Volke der Zigeuner bezeichnet, jener unheimlich diebiſchen Geſtalten, die überall und nirgends weilen, daher zu Diebſtahl und Betrug vornehmlich geeignet ſind.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Frankfurt a. M., Oktober.**

Deutſchkatholiſche Bewegung. — Literatur. — Theater.

Ich muß heute zunächſt auf die kirchliche, oder beſſer geſagt, auf die deutſchkatholiſche Bewegung zurückkommen. — Nach dem begeiſterten Empfange, der Ronge bei ſeiner Durchreiſe nach Stuttgart hier ward, ließ ſich erwarten, daß dieſe

Digitized by Google

Huldigungen ſich noch ſtärker wiederholen würden, wenn Ronge zum Beſuche der hieſigen deutſchkatholiſchen Gemeinde zurückkehrte, und ſo war es auch. Schon bei ſeiner Reiſe von Darmſtadt nach Offenbach am 2. Oktober, auf welcher allerdings auffallender Weiſe ein Umweg gemacht wurde, um an unſerer Stadt vorbei zu gelangen, ward ihm von den Bewohnern Sachſenhauſens und den des zwiſchen Frankfurt und Offenbach liegenden Frankfurter Ortes Oberrad eine enthuſiaſtiſche Begrüßung, und viele Hunderte von Frankfurtern nahmen an ſeinem Einzug in Offenbach Theil und wohnten dem auf einer Wachstuchbleiche dort gehaltenen Gottesdienſte bei. — Ich habe in meinem lezten Berichte bereits auf den Charakter der Verſammlungen der Deutſchkatholiken im „Hof von Holland“ aufmerkſam gemacht. Es iſt in der That eine überraſchende Erſcheinung, oft achthundert und mehr Menſchen aller Stände bis auf die Dienſtboten herab in größter Ruhe und mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit den, natürlich ſehr populär gehaltenen, kirchengeſchichtlichen Vorträgen Heribert Rau's zuhören zu ſehen. Und wiederum iſt es auffallend, daß die Weiber in dieſem Auditorium überwiegen. — Fragen wir, welchen Eindruck die perſönliche Erſcheinung Ronge's hier gemacht, ſo iſt darauf zu antworten: bei der Maſſe einen allgemein günſtigen, dagegen erkennt der Gebildete in Ronge keine hervorragende Erſcheinung. Sein perſönliches Erſcheinen hier hat übrigens der deutſchkatholiſchen Gemeinde einen ſolchen Zuwachs gebracht, daß ſie jezt ungefähr 700 Seelen ſtark ſeyn wird. Ihr pekuniäres Einkommen beläuft ſich jezt jährlich auf mehr als 3000 Gulden, und davon wird Kerbler mit 1200 Gulden als Geiſtlicher ſalarirt. — Der proteſtantiſche Rationalismus unſerer Stadt nimmt ſich des Deutſchkatholicismus nun auch auf der Kanzel an, und beſonders machte die Predigt, welche Pfarrer Dr. Friederich an einem der lezten Sonntage in der St. Katharinenkirche hielt, viel Aufſehen. — An unſerem Verfaſſungsfeſte iſt auch der Kaiſerſaal eröffnet worden, indeſſen noch nicht ganz vollendet, und ich behalte mir deßhalb vor, darauf zurückzukommen. — Der Saal des „Weidenbuſch,“ in welchem unſer ſogenanntes Muſeum ſeine Soiréen hält, wird auch renovirt, und dieſe Soiréen können deßhalb erſt im nächſten Monat ihren Anfang nehmen. Dieſe Abendunterhaltungen ſind aber faſt ganz auf muſikaliſche Produktionen beſchränkt. Literariſche Vorträge ſprechen das ſtarke Auditorium, das zum größten Theil aus Damen beſteht und ſich unterhalten will, nicht an, und höchſtens duldet es deklamatoriſche Vorträge, welche die erſten Bühnenmitglieder halten. — Es iſt eine klägliche Erſcheinung, daß in unſerer ſo intelligenten Stadt die Literatur keinen ſocialen Vereinigungspunkt finden kann. Keiner unſerer reichen Mitbürger iſt bis jezt auf den Gedanken gekommen, die Träger der Wiſſenſchaft und Kunſt zu beſtimmten Stunden um ſich zu verſammeln, ſie gegenſeitig zu befreunden und zum Ideenaustauſch anzufeuern. Die Literaturkälte, welche Goethe beſtimmte, ſeiner Vaterſtadt den Rücken zuzuwenden, iſt noch nicht gewichen. Auffallend iſt es aber auch, warum der Buchhandel mit der Literatur im ſocialen Leben ſich nicht mehr befreundet. — Im zweiten Theile des in der literariſchen Anſtalt dahier erſchienenen lezten Werkes von Jean Paul „der Papierdrache,“ gedenkt dieſer merkwürdige Geiſt unſerer Stadt in einer wunderbarlichen Weiſe, die ſich aber nicht näher bezeichnen läßt, da ſie einen Gegenſtand betrifft, mit dem ſich die Moral überall viel zu ſchaffen macht. Dieſes Werk erregt viel Intereſſe. Jean Paul hatte ſelbſt den Plan, unter dem Titel „der Papierdrache“ ſein leztes Werk in Form einer Wochenſchrift zu ſchreiben, in welcher er Alles, was er auf dem Herzen und im Kopf hatte, niederlegen wollte. Ernſt Förſter führte nun die Idee des Dichters in ſo fern aus, als er den Papiervorrath, den Jean Paul in ſeiner Schreibſtube zurückließ, ſeit Jahren ſichtete und ordnete und daraus den „Papierdrachen“ ſchuf. Für denjenigen, der ſie zu fiſchen verſteht, ſind köſtliche Perlen in dieſem nachgelaſſenen Gedankenmeere des Dichters enthalten. — Konrad Schwenks „Erläuterungen zu Goethe's Werken“ (bei J. D. Sauerländer dahier erſchienen) haben eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden; ein Beweis, wie ſehr Goethe's Werke immer mehr geiſtiges Gemeingut der deutſchen Nation werden. — Den Jahrestag der Einweihung des Goethemonuments ehrte unſere Bühne durch die Aufführung des „Egmont.“ Da ſie nun wieder ein tüchtiges Perſonal beſizt, will ſie ſich überhaupt mehr der Pflege des klaſſiſchen Dramas zuwenden, und thut um ſo beſſer daran, da es an guten dramatiſchen Neuigkeiten ſo ſehr mangelt, obgleich es ſchwer halten wird, dem Geſchmack des Publikums jene Richtung zu geben. — Die Darſtellungen einer auf der Durchreiſe nach Wien begriffenen franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft nahm in neueſter Zeit ein kleiner Theil unſeres Publikums mit Geduld hin, obgleich dieſe fremden Künſtler hier nur weilten, um ſich einzuſpielen. Mit Vergnügen bemerkt man aber auch bei der mittelmäßigſten franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft, mit welchem Fleiß ſie ein tüchtiges Zuſammenſpiel zu erſtreben ſuchen, was, abgeſehen von der franzöſiſchen Leichtigkeit, ohne gutes Memoriren nicht möglich iſt. Die meiſten deutſchen Schauſpieler können ohne Souffleurkaſten nicht beſtehen, wodurch vorzüglich das Hinſchleppen der Darſtellungen entſteht.

---

Auflöſung der Homonyme in Nr. 265:
Der Artikel.

---

## Räthſel.

Ich wollte dich heut beſuchen
  Und fand dein Zimmer leer;
Da löste das Wort des Räthſels
  Von mir ſich, ein Seufzer ſchwer.

Da kam dein Stiefpapa zornig,
  Der böſe, geizige Mann,
Er fuhr mit dem Wort des Räthſels,
  Als wär' ich ein Dieb, mich an.

Ich aber ging und beſtellte
  Mir eilig Wagen und Pferd;
Der Fuhrmann hieb es und ſchrie es,
  Da wurde das Wort mir werth.

Nun treibt es uns Beide freudig
  Hinaus nach Gretna Green;
Dann ſetzen wir ſo vor das Wörtchen
  Und treiben's durch's Leben hin.

J. G. Moſer.

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 273.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 14. November 1845.

Imperial mimics of old Egypt's piles,
Colossal copyists of deformity.

Byron.

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(ſ. Nr. 259 u. 260.)

Vienne, 30. September 1845.

Ich habe dich in einem frühern Briefe mit den römiſchen Alterthümern außerhalb Vienne bekannt zu machen geſucht, dabei aber gerade des merkwürdigſten Monuments extra muros nicht gedacht. Zu dieſem will ich dich heute führen.

Auf der Südſeite der Stadt, nur zehn Minuten vom Thore entfernt und kaum hundert Schritte ſeitwärts von der großen Straße nach Marſeille, erhebt ſich eine Pyramide oder vielmehr ein Obelisk, welchen die Landesbewohner, wahrſcheinlich mit Hindeutung auf die Ebene umher, le plan de l'aiguille nennen. — Der Blick von dem Punkte aus, wo die Pyramide ſteht, iſt in hohem Grade belohnend. Im Norden ſieht man die Höhen um die Stadt, unter denen der Mont Salomon mit der Ruine des Forts la Bâtie am impoſanteſten hervorragt, dann in eben dieſer Richtung die ſich kühn über die Wogen der Rhone hinüberſpannende Kettenbrücke und über dieſelbe hinaus die reiche Ebene des Thals, eingeſchloſſen von mit Villen geſchmückten Hügeln. Dicht neben uns ſtreicht der durch Natur und Kunſt, durch ſeine Gebäude und Gärten die größte Abwechslung darbietende Höhenzug des linken Rhoneufers hin, während ihm gegenüber jenſeits des Fluſſes eine zweite, unter einem Mantel von Weinlaub ſich verſteckende Thalwand anſteigt. Stromabwärts endlich bilden Feld und Wald, Landhäuſer und Dörfer, Wieſen und Waſſer die lieblichſte Landſchaft, über die als Hintergrund der Mont Pilat emporragt. — Doch wenden wir nach dieſem flüchtigen Umblick unſere Aufmerkſamkeit ausſchließlich dem Hauptgegenſtand unſerer Morgenpromenade zu.

Das Monument, von dem ich dich zu unterhalten gedenke, zerfallt in zwei Haupttheile, einen vierſeitigen Unterbau und eine auf dieſem, wie auf einem Sockel aufſtehende Pyramide. — Um dir zuvörderſt eine allgemeine Vorſtellung von dieſem ſonderbaren Denkmale zu geben, bemerke ich, daß der in ſeiner Höhe ein wenig über die Figur eines Würfels hinausgehende untere Theil auf jeder ſeiner vier Seiten mit einem Thorbogen verſehen iſt, mittelſt deſſen man in den innern, hohlen und nur nach oben durch große Steinplatten geſchloſſenen Raum hinein gelangt. Auf der Decke dieſes nach allen Seiten offenen Unterbaus nun erhebt ſich ein ſchlanker Obelisk.

Wenn wir zuerſt den untern Theil des Monuments näher betrachten, finden wir die in das Innere deſſelben

Digitized by Google

führenden Arkaden oder Eingänge mit Thorpfeilern, Impoſten und einem Bogengeſims ausgeſtattet und die Bögen nach oben in einem nach innen und außen bedeutend vorſpringenden Schlußſteine endigend. — An den Ecken des Monuments erheben ſich Säulen, deren Kapitäle nur roh behauen und unausgeführt geblieben ſind. Ueber dieſen leztern und über die vortretenden Schlußſteine der Arkaden läuft ein Architrav hin, auf welchem der Fries, ganz ohne Inſchrift oder ſonſtige Skulpturen und Verzierungen, aufliegt, um durch ein bedeutend überſtehendes Geſims geſchloſſen zu werden. Auf das leztere folgt dann noch ein anderthalb Fuß hoher und von dem Rande deſſelben bedeutend zurückgezogener Aufſatz, und auf dieſem endlich ruht unmittelbar der Obelisk.

Der hier beſchriebene untere Theil des Denkmals hat im Mittelpunkte ſeines Innern gemeſſen 24 Fuß Höhe, und mit Einſchluß des Plinths oder der Säulenplatte eine äußere Breite von 20 Fuß 8 Zoll, im Innern dagegen eine Weite von 12 Fuß. — Der erwähnte 1½ Fuß hohe und etwa 16 Fuß breite Aufſatz über dem Geſims des Unterbaus zeigt eine von ſeinen obern Rändern aus etwas gegen ſeinen Mittelpunkt und folglich gegen die auf ihm ſtehende Pyramide auſteigende Oberfläche, ſo daß die Pyramide dadurch ſelbſt für den in der Nähe ſtehenden Beobachter bis zu ihrem Fuße hervorgehoben und ſichtbar wird.

Die Pyramide iſt an ihrer Baſis 11 Fuß 6 Zoll breit und gegenwärtig nur noch 48 Fuß hoch, ſo daß die Geſammthöhe des Denkmals 72 Fuß beträgt. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ward auf demſelben eine Jakobinermütze aufgepflanzt, und dieſe damals offizielle Aeußerung des Patriotismus der Vienner führte nicht nur eine die frühere Höhe des intereſſanten Denkmals um ungefähr 10 Fuß verkürzende Verſtümmlung, ſondern auch die Verbindung der obern Steine deſſelben mittelſt zahlreicher eiſerner Klammern herbei. Das ganze Monument iſt aus Quadern von einem dem Feuerſtein an Härte faſt gleichkommenden Muſchelkalk aufgeführt, den die Steinhauer hier choin de Fay nennen.

Daß wir das Innere des Obelisken kennen, verdanken wir abermals dem unermüdlich wißbegierigen Profeſſor Schneider. Er hat auf der Weſtſeite deſſelben vorſichtig einen Quaderſtein herausnehmen laſſen und durch die Unterſuchung des weder Särge noch Schätze bergenden, ſondern vollkommen leeren Innern manche bis dahin im Volke umgehende Fabel widerlegt. — Ich bin mit Hülfe einer Leiter ohne Schwierigkeit zu jenem offen gebliebenen Eingange gelangt und habe gefunden, daß die Bauſteine auf ihrer nach dem Innern der Pyramide gekehrten Seite unbehauen geblieben ſind, was mir allein ein hinreichender Beweis ſcheint, daß dieſer Raum nie zu einem Begräbnißorte oder ſonſtigen Gebrauche von einiger Bedeutung beſtimmt geweſen. — Aus einer Vergleichung der innern Weite des Unterbaus mit dem nur 11 Fuß 6 Zoll breiten Fuße der Pyramide ergibt ſich, daß das ganze ungeheure Gewicht der leztern nicht auf den Mauern und Pfeilern des erſtern, ſondern auf ſeinem Plafond ruht. Man möchte ſagen, der Baumeiſter habe hier abſichtlich mit einer Schwierigkeit geſpielt, um dieſelbe zu überwinden, wie die Alten allein es ſo meiſterhaft verſtanden. Zuerſt nämlich ſpringen die Schlußſteine der Arkaden in dem untern Theil des Monuments nach dem Innern deſſelben hinreichend vor, um für die rückwärts verlängerten Steine des Architravs eine wirkſame Stütze zu werden. Der von dieſem innern etwa 2 Fuß breiten Steinkranze des Architravs freigelaſſene viereckige Raum wird durch die in der obigen Art ebenfalls in den Unterbau hineingreifenden Steinplatten des Frieſes geſchloſſen, ſo daß auf dieſe Weiſe bereits eine vollſtändige Decke entſteht; über dieſer aber kreuzen ſich wahrſcheinlich wieder die Steine des Geſimſes, und über dieſem breitet ſich endlich als Schlußſchicht der früher erwähnte Aufſatz hin, ſo daß eine der Maſſe der Pyramide durchaus gewachſene Unterlage entſteht.

(Schluß folgt.)

## Aus dem Rieſengebirge.

(Fortſetzung.)

Auf ſchmalem Pfade ſtieg ich vom Zakenfall durch dichten Wald, wo ſpäterhin der ſogenannte Baumbart, der höhern Luftſchicht eigen, ſichtbar wird. Neben und über den Weg murmelten und rauſchten die zehn Quellen des Zakerle oder kleinen Zaken, die in ihrer Vereinigung den Sturz bilden. Das Nadelholz wurde niedriger und dürftiger, je höher ich ſtieg, und endlich trat ich aus dem Waldgürtel heraus auf den Rieſenkamm, die freie weite Hochebene, das eigenthümliche reizende Theater dieſer nordiſchen Schweiz.

Ein vollkommenes Alpenleben lag vor mir ausgebreitet, in Natur und Menſchen ſchroff geſchieden vom Leben der Thäler. Unheimlich kriechend zog ſich das Knieholz (Pinus pumilis) mit armdicken ſehr elaſtiſchen Aeſten über die grüne, mit Alpenkräutern und Blumen geſchmückte und von hundert Waſſeradern durchirrte Fläche. Der Glockenton kleiner weidender Kühe unterbrach die feierliche Abendſtille und verkündete die Nähe von Menſchen, während die ſcharfe, aber ungemein ſtärkende Bergluft meine Sinne umzog. Dicht vor mir lag die „neue ſchleſiſche Baude,“ die erſte Hirtenwohnung, in tiefem idylliſchem Frieden, und dort erhob

Digitized by Google

der Reifträger, die bedeutendſte Erhebung dieſes nordweſtlichen Endes des Rieſenkammes, ſeine weißgrauen, zum Theil eingeſtürzten Granitmauern in ihrer kegelförmig erſcheinenden Geſtalt.

Ich beſchloß in der Baude zu übernachten, wo mir ein Abendmahl von Milch und Eiern, Butterbrod und kräuterreichem Koppenkäſe angeboten wurde. Höher erſtreckt ſich in der Spekulation auf Gäſte nicht leicht der Luxus in den kleinen Hirtenwohnungen, deren gegen 4000 im Hochgebirge zerſtreut liegen ſollen. Sie beſtehen aus Wänden von Schrotholz mit einem oft mit Steinen beſchwerten Schindeldache, welches an den ſchmalen Seiten des Gebäudes ſpitz zulauft. An den Giebelſeiten iſt es offen, um den Stürmen freien Durchgang zu laſſen. Die innern Wände ſind der Wärme wegen mit Brettern ausgeſchlagen, die äußern haben an der Wetterſeite eine Schindelbekleidung. Die leichter gebauten Sommerbauden ſind, wie die Schweizer Sennhütten, nur in der freundlichen Jahreszeit von den Hirten und ihrem Vieh bewohnt und ſtehen vereinzelt zur Benutzung der Sommerweide auf den höchſten Berglehnen. Die Winterbauden dagegen, feſter gebaut und wohnlicher eingerichtet, werden meiſt in den Thälern und Niederungen angetroffen, wo ſie an einigen Punkten zerſtreute Dörfer bilden, wie St. Peter und Klein- und Großaupe. — Im Winter begräbt der Schnee viele Bauden Monatelang bis an's Dach, oder ganz ſpurlos, weßhalb ſich die Bewohner zur rechten Zeit mit allem Bedarfe verſehen; denn nur durch den Giebel iſt aus der Baude zu kommen, und nur mit Schneereiſen oder bei Glatteis mit Fußeiſen kann man über die Schneefelder und Berglehnen hin den Verkehr mit den Thälern bewirken, wobei Stangen mit Strohbüſchen die gangbarſten Pfade bezeichnen. Leichen müſſen oft Wochenlang im Schnee liegen bleiben, ehe in der hartgefrorenen Erde ein Grab gemacht werden kann.

Das Hirtenvolk des Hochgebirges lebt in einer eigenen abgeſchloſſenen Sphäre, und in den entlegeneren Bauden erfährt man nur ſpät und ſelten etwas von den Weltbegebenheiten. Uebrigens ſind dieſe Naturkinder keineswegs zu beneiden, und ihre Lebensverhältniſſe ſtehen eben ſo tief unter denen der Schweiz und Tirols, als das Rieſengebirge der Höhe nach unter den Alpen. In der Schweiz, wo ein nambafter Grundbeſitz auf den Urenkel vererbt wurde, wo der kräftige Senner im Gefühle ſeiner Freiheit die Alpenhütte nicht mit dem Beſitzthum des reichſten Gutsherrn im flachen Lande vertauſchen möchte, dort mag das idylliſche Bild noch reizend erſcheinen und der lyriſchen Begeiſterung einige Berechtigung verleihen. Ganz anders ſind die Verhältniſſe hier. Nur die höchſte Noth hat bei der wachſenden Bevölkerung und Unzulänglichkeit der Nahrungsquellen die Nachkommen der erſten Gebirgsbewohner ſeit etwa hundert Jahren gezwungen, auch in der höchſten Gebirgsregion von ihren reichen Grundherren, als ausſchließenden Eigenthümern derſelben, einzelne Grundflächen in zeitlichen Pacht zu nehmen, wobei dieſe einen weit größern Gewinn als in der eigenen Benutzung fanden und daher größtentheils ihre ganze Sommerweidewirthſchaft aufgaben. So entſtanden in den Antheilen des böhmiſchen und preußiſchen Rieſengebirges eine Menge größerer und kleinerer Anſiedelungen, welche dem erſten Pächter, bei einem kleinen Areal zum Viehfutter und zum Kartoffelbau, nebſt der Spinnerei, einen zwar dürftigen, doch genügenden Lebensunterhalt ſicherten. Bei der ſich ſtets mehrenden Bevölkerung und Theilung der kleinen Grundſtücke unter zahlreiche Nachkommen konnte dieß aber nicht mehr der Fall ſeyn, und unter ſolchen Umſtänden könnte nur die höchſte Genügſamkeit die höchſte Noth minder fühlbar machen. Durch die häufigen Fabriken iſt indeſſen der Gebirgsmann mit Bedürfniſſen vertraut worden, welche ſeine Väter nur dem Namen nach kannten, und die Sucht nach ihrer Befriedigung hat von der Armuth auch die patriarchaliſche Sittenreinheit verſcheucht, welche ſonſt auf dieſen Höhen wohnte. Hierzu hat insbeſondere der Schleichhandel, der auf den Sudetenkämmen, bei weniger Gefahr als in der Ebene, ſeine recht eigentliche Hochſchule hat, das Seinige beigetragen, da der unrechtliche, wenn auch mühevolle Erwerb für die mit allen Schluchten und einſamen Pfaden vertrauten Hochlandsbewohner ſo nahe liegt.

Vergebens ſucht man daher hier jene offenherzige, ungezwungene und freimüthige Haltung, jene äußere kräftige Natur, welche den Bewohner der Schweizer- und Tiroleralpen ſo vortheilhaft auszeichnen. In der höhern Sudetenregion findet man vielmehr in der Regel bei den ſchlecht genährten und gekleideten Bewohnern das Gegentheil, die drückendſte Armuth und die damit verbundene Verkümmerung an Geiſt und Körper; ſtatt eines kräftigen, edeln Selbſtbewußtſeyns nützlicher Thätigkeit meiſt die ſcheue oder freche Haltung ſolcher Menſchen, welche ihre Exiſtenz mit einer beſtändigen Verletzung der Zollgeſetze erkaufen. Unwiſſenheit und Aberglaube herrſchen noch beſonders in den abgelegenen Bauden, ſo ſehr ſie auch gegen früher im Allgemeinen abgenommen haben, und Rübezahl, der bekannte Geiſterfürſt der Sudeten, deſſen Erſcheinung ſich neben der Annahme einer hiſtoriſchen Perſönlichkeit aus der Fata Morgana des Gebirgs am beſten erklären läßt, ſpukt mit dem ſcharfgezeichneten, wohlbenaſten Geſicht noch in vielen Köpfen der Baudenbewohner, wie geheimnißvoll ſie auch gegen Fremde über den „Herrn Johannes“ ſich verhalten, um nicht ausgelacht zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

# Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Oktober.**

Pariſer muſikaliſche Zuſtände.

## Zweiter Brief.

Die bedeutendſten der hieſigen Concerte, nämlich die des Conſervatoriums, des Fürſten von der Moskowa, der Miſericorde, haben wir im erſten Briefe beſprochen. Wir wenden uns jezt zu den übrigen Concerten. — Die im Saal Vivienne und andern Sälen der Art verdienen eigentlich den Namen Concert nicht, wenigſtens ſind es keine muſikaliſchen Leiſtungen, wie man ſie unter dieſer Benennung gewöhnlich verſteht; hier wird meiſtens rauſchende Tanz- und Militärmuſik aufgeführt, und einzelne Künſtler, die ſich hier hören laſſen, ſowohl in Inſtrumental- als in Vokalmuſik, verdienen keine Erwähnung; wer nur irgend einen Ruf hat, oder ſich einen ſolchen zu machen gedenkt, bleibt hier weg. Beſſer ſind zwar die Concerte, welche die Redaktionen mancher muſikaliſchen Zeitſchriften, wie der Gazette muſicale, des Meneſtrel, der France muſicale u. ſ. w., ihren Abonnenten gratis geben, aber ſehr ausgezeichnete Talente hört man doch ſelten in denſelben, da die Künſtler, die dabei mitwirken, nie honorirt werden, ſondern ſich in der Hoffnung bekannt zu werden hören laſſen. Dafür werden ſie von den Redaktionen freilich mit den überſchwenglichſten Lobeserhebungen überſchüttet, und namentlich macht ſich die France muſicale ein Geſchäft daraus, dieſe Lobhudeleien bis zum widerlichſten Charlatanismus zu treiben, was dann ohne alle günſtige Wirkung für den ſo gelobten Künſtler bleibt, ja im Gegentheil dieſem weit eher nachtheilig iſt, da dieſes Poſſenſpiel alle Welt in Frankreich kennt und verachtet. Eben ſo verhält es ſich mit den Muſikalien, welche den Abonnenten dieſer Zeitung bei einem 24 Franken koſtenden Abonnement bis zum Betrag von 100 Franken Ladenpreis gratis gegeben werden. Sie haben in der Wirklichkeit faſt nur den Papierwerth, denn es iſt nur verlegene und ganz gehaltloſe Waare. — Bei den Concerten, welche einzelne Künſtler für ihre Rechnung veranſtalten, finden dieſelben, wenn ſie nicht Paganini, Liszt, Thalberg, Catalani, Malibran heißen, nur unter ganz beſondern Umſtänden ihre Rechnung. Sie müſſen nämlich in den guten Häuſern und Familien ſo viele Bekanntſchaften haben, daß dieſe die Placirung einer beſtimmten Zahl von Eintrittskarten übernehmen, deren Preis man, je nach dem Talent des Concertgebers, auf 15, 12, 10, 8, 6 und 5 Franken feſtſezt, jedoch nie unter lezterem Preiſe. Die Bekanntſchaften dieſer Häuſer ſind aber wieder nur unter gewiſſen Umſtänden zu machen, und ſelbſt die beſten Empfehlungen können hier wenig nüzen, wenn ſie nicht von einem nicht ganz gewöhnlichen Talent unterſtüzt werden. Die Sache verhält ſich folgendermaßen. Faſt in allen Pariſer Abendgeſellſchaften (Soiréen), die leider jezt faſt nie vor zehn oder eilf Uhr, ja wohl noch ſpäter beginnen, iſt die Muſik der Haupt- wo nicht der einzige Hebel, der ſie beleben muß; alle Spiele, ſowohl Commerz- als Geſellſchaftsſpiele, ſind verbannt, und höchſt ſelten findet man einmal in einem Nebenzimmer einen oder zwei Spieltiſche beſezt. Alles macht Muſik, Alles will Muſik hören, und ſelbſt für die Converſation, hat die Muſik einmal begonnen, bleiben nur wenige Pauſen übrig. Es iſt daher ſehr natürlich, daß die vornehme und reiche Welt, welche dieſe muſikaliſchen Soiréen gibt, untereinander wetteifert, um ihren Gäſten die berühmteſten und geſuchteſten Künſtler vorzuführen. Viele Familien haben zu dieſen Abendunterhaltungen einen beſtimmten Tag in der Woche feſtgeſezt, andere dagegen laden von Zeit zu Zeit beſonders dazu ein. Aber die mitwirkenden Künſtler dafür zu honoriren, iſt längſt aus der Mode gekommen; ſie müſſen ſich vorerſt mit der Ehre, dem ihnen werdenden Beifall und einigen Erfriſchungen begnügen. Man begegnet ihnen überaus artig, ſie werden mit völlig gleicher Achtung und Aufmerkſamkeit wie die andern und im Rang am höchſten ſtehenden Gäſte behandelt, wie man denn überhaupt unter den gebildeten Ständen in Frankreich gar keinen Rangunterſchied mehr kennt und macht. Das iſt aber auch Alles, und neben ihren Leiſtungen haben ſie, beſonders die Damen, nicht unbedeutende Koſten für Wagen, Friſeur, die unerläßlichen Bouquets, für Schuhe und Handſchuhe zu tragen, die ſich nicht ſelten über 20 Franken für einen Abend belaufen, wozu noch die Fatiguen kommen, die bei den beliebten Virtuoſen und beſonders Sängerinnen, die nicht ſelten an einem und demſelben Abend zwei, drei, ja vier ſolcher Soiréen beſuchen und in jeder ſingen müſſen, äußerſt angreifend und der Geſundheit nachtheilig ſind. Alle Belohnung, welche die Virtuoſen für ſo viel Mühe und Koſten zu hoffen haben, beſteht nun in einem Concert, das ſie am Ende der Saiſon geben, und für welches jedes Haus, in dem ſie ihre Talente haben leuchten laſſen, eine gewiſſe Zahl Eintrittskarten für die Glieder der Familie nimmt, oder bei Bekannten unterbringt. Indeſſen gibt es auch, doch nur ausnahmsweiſe, Häuſer, welche die Concertbillets zurückweiſen und ihre glänzenden Soireen ganz auf Koſten der armen Virtuoſen geben, und dieſe mit Artigkeiten, allenfalls mit einer Einladung zu einem Diner abſpeiſen. Häuſer, die außerdem noch honoriren, ſind ſehr wenige mehr vorhanden; unter ihnen ſtehen die der Gräfin Merlin, des Baron von Rothſchild, der Madame Aguado, Orfilas und einige andere, nebſt mehreren Geſandtſchaften oben an. Dieſe laden aber, wenn ſie große muſikaliſche Soiréen veranſtalten, in der Regel nur die erſten Sänger der italieniſchen Oper und die erſten Virtuoſen der verſchiedenen Inſtrumente ein, die dann freilich mit Goldrollen belohnt werden.

Die Concerte, von den Künſtlern gegeben, die in Privatſoiréen mitgewirkt, beginnen nun im Monat Januar und währen bis Ende Aprils oder Anfangs Mais, wobei ſie ſich gegen das Ende der Saiſon häufen, wo oft zwanzig und mehrere ſolcher Matinées und Soirées muſicales und Concerte an Einem Tag ſtattfinden und das muſikaliſche Publikum mit Concertbillets beſtürmt und überfüttert wird. Unter zehn Briefen, die man zu dieſer Zeit empfängt, iſt man ſicher, daß neun Einladungen und Eintrittskarten zu Concerten, in allen möglichen Farben mit goldenen und ſilbernen Lettern gedruckt, enthalten, und man müßte ſich verzehnfachen können, wollte man allen beiwohnen. Dieſem Umſtand, ſo wie den andern öffentlichen Concerten, namentlich denen im Saale Vivienne, wo auch die Polka und Mazurka von Tänzern von Profeſſion getanzt werden, ſchreibt Leon Pillet den Verfall und die geringe Theilnahme an der großen Oper zu, und ſucht damit ſeine gänzliche Untüchtigkeit zur Leitung dieſes Inſtituts zu maskiren; auch hat er ſchon alle möglichen Schritte gethan, um dieſes Concertgeben wo nicht ganz zu verhindern, doch möglichſt zu erſchweren, was ihm auch zum Theil gelungen iſt.

(Fortſezung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. November 1845.

Da war nur Steingeröll' und Klippe,
Was rings ſich bot zu banger Schau,
Vergeßnes Grab am Felſenrippe,
Sonſt Alles kahl und nackt und grau.

K. E. Ebert.

## Aus dem Rieſengebirge.

(Fortſetzung.)

Mit einem Führer wanderte ich am andern ſonnenhellen Morgen nach dem Reifträger, der, wie eine ungeheure zertrümmerte Burg, ſeine koloſſalen Granitblöcke am Fuße weithin zwiſchen das umwuchernde Knieholz verſtreut. Mitten durch ſeine Strecken läuft an den hohen Granitmaſſen der Schweinſteine, zu denen wir jezt kamen, die böhmiſche Grenze. Gefahr- und mühevoll iſt es, die zerklüfteten nackten Felsmauern des Reifträgers zu beſteigen. Sie bilden eigentlich zwei Gipfel, die ſich oberhalb faſt eine Stunde lang hinziehen und deren Höhe von Prudlo zu 4172 Fuß über dem Meer angegeben iſt. Groß und reich iſt die nördliche Ausſicht in das Zakenthal bis zu dem Mittelgebirge hinter Hirſchberg, wie weſtlich durch die Lücke des Iſerthales nach Böhmen und in die Lauſitz, zum Iſerkamme, in's Queißthal und über einen Theil Schleſiens.

Ich entließ den Führer wieder, denn ein wohlbetretener Pfad, bald auf ſchleſiſchem, bald auf böhmiſchem Gebiete fortlaufend, führt ſicher über die Länge des Rieſenkamms, und man braucht ſich mit dem meiſt unnützen Geſchwätz ſolcher doch nicht gehörig orientirten Begleiter nicht zu beläſtigen. Sie ſtören die ſtille, eigenthümliche Andacht, welche an einem ſolchen Morgen, wie der meinige, den einſamen Wanderer auf dem Hochgebirge unwillkührlich durchdringt.

Auf der ſchleſiſchen Seite des Kammes erſcheint zunächſt in geringer Erhabenheit der zerklüftete Spitzberg, auch Korallenſteine und Veilchenſteine genannt, und an ſeinem nordweſtlichen Abhange die „alte ſchleſiſche Baude," eine gewöhnliche Herberge für die Wanderer von und nach dem weſtlichen Rieſenkamme. Weiter oſtwärts folgen nun die Schneegruben, mit dem einladenden wohleingerichteten Hoſpiz davor, nahe an dem Grubenſteine oder der Teufelskanzel.

Nach einem Frühſtück in dieſem Hauſe trat ich an den Rand der nahen großen Schneegrube und blickte nicht ohne gewaltige Empfindung in die ſchauerliche Tiefe, dem wahrſcheinlich vulkaniſchen Naturprozeſſe nachdenkend, der dieſe Kluft in den Granitleib des Gebirges geriſſen. Plötzlich muß es geſchehen ſeyn, dahin deutet die Beſchaffenheit des Felsbruches in ſeinen ſenkrechten Wänden, Säulen, Nadeln und Trümmern, zwiſchen denen ganze Wälder mannshoher Peſtwurz * wuchern,

* Caralia albifrons, ſo hochſtielig und breitblätterig wie ein Tropengewächs. Es wird dieſer Lattich in allen Gründen des Gebirgs gefunden.

Digitized by Google

während an gewiſſen Stellen, wo die Sonne gar nicht wirken kann, der Schnee das ganze Jahr hindurch nicht wegſchmilzt. Er iſt zu einer Gletſcherdecke verhärtet und es empfängt die unter ihr entſpringende Kochel und der Grubenteich von ihr einen beſtändigen Waſſerzufluß. Mit Muth und Gewandtheit kann man durch die mittlere der fünf Zerklüftungen des obern Grubenrandes in die trümmervolle Tiefe klettern, um den Anblick der furchtbaren Scene von unten zu haben; allein ich bin nicht ſchwindelfrei genug, als daß ich dieß wagen konnte. — Durch eine Felswand von der großen Grube getrennt, gähnt zwiſchen dem Spitzberge und hohen Rade mit einer Tiefe von tauſend Fuß die ungeheure halbkreisförmige Kluft der kleinen Schneegrube, deren Felswände eine weniger phantaſtiſche Form haben. Sie wird durch eine ſchmale zerklüftete Granitwand getheilt und von der Kochel durchrauſcht. In ihrem üppigen Wieſengrunde wird reichlich Heu gewonnen; es kann aber im Sommer nur ſehr mühſam herausgebracht werden. Man häuft es daher um hohe Stangen, bis es ſich im Winter auf der hohen Schneelage mit Schlitten bequemer holen läßt.

Die Schneegruben, dieſe merkwürdigen Felsbuſen, zu denen noch bei Agnetendorf eine von mir unbeſuchte kommt, ſind dem Rieſengebirge eigenthümlich, und Waſſer, Froſt und Hitze haben wohl mit der Losſprengung gewaltiger Trümmer allmählig an der urſprünglichen Geſtalt, welche die vulkaniſche Eruption den Kratern verlieh, manches verändert. Es iſt zwar keine Spur von Lava vorhanden, doch läßt ſich auf dieſer hohen Urwerkſtätte der Schöpfung, wo grobkörniger Granit zu durchbrechen war, über die Bildung der Schneegruben, wie der beiden Bergſeen auf dem öſtlichen Kammflügel, keine andere Hypotheſe als die angegebene der vulkaniſchen Gewalt aufſtellen. An den ſonderbaren Sandſteingeſtalten auf der Heuſcheuer und an den berühmten Adersbacher Felſen iſt dagegen die Mitwirkung Neptuns beim phantaſtiſchen Bildungsprozeſſe ſehr ſichtbar.

An der großen Schneegrube erhebt ſich unmittelbar öſtlich das *hohe Rad*, während ſich ſüdlich der Kamm ſanft zur *Elbwieſe* hinabſenkt. Wollte ich heute meine Kammwanderung vollenden und noch in Schmiedeberg eintreffen, wie ich mußte, ſo konnte ich den Nebenweg zum tiefen wildſchönen Elbgrunde und maleriſchen Elbfalle nicht antreten. Ich beſtieg daher den vor mir lagernden runden Haufen nackter Granitblöcke, der ſich 4689 Fuß über die Oſtſee erhebt und das hohe Rad genannt wird. Früher mochte ein wenig Gemsjägernatur dazu gehört haben, auf den loſen, wankenden, weißgrauen Steinmaſſen den Gipfel leicht und ſicher zu erreichen. Seit etwa einem Vierteljahrhundert iſt indeß ein bequemer Treppenpfad aus den Steinen gelegt worden, eben ſo in neuerer Zeit auf die kleine Sturmhaube, ein anderes Rieſenbollwerk des Kammes von derſelben Beſchaffenheit, zu der noch der Reifträger und die große Sturmhaube gehören. Eine lebhafte Phantaſie kann ſich einen Titanenkrieg der Urzeit bei dieſen gewaltigen Felshaufen träumen, die in ihrer Entfernung von einander wie abſichtlich von rieſenkräftigen Händen als rohe Feſtungen aufgethürmt ſcheinen und das Material zum Baue mancher Stadt enthalten.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die römiſchen Alterthümer zu Vienne an der Rhone.

(Schluß.)

Die Quadern des Monuments ſind durch keinen Mörtel oder Kitt verbunden, aber ſo vortrefflich zuſammengefügt, daß das Werk durch die über daſſelbe hingegangenen Zeiten und Stürme aller Art durchaus keine weſentliche Veränderung erlitten hat. Zahlreiche Löcher, welche an den verſchiedenen Theilen des Monuments ſichtbar ſind, haben offenbar einſt gedient, zu feſterer Verbindung der Quaderſteine beſtimmte eiſerne Klammern aufzunehmen. Obgleich nun dieſe leztern ſeit undenklicher Zeit ein Opfer der kleinlichen Habſucht der Umwohner geworden ſind, ſcheint dadurch die Feſtigkeit des Bauwerks doch nicht im geringſten beeinträchtigt worden zu ſeyn.

Der Umſtand, daß ſämmtliche Capitäle der Säulen, ferner das Piedeſtal der auf der Südweſtſeite befindlichen Eckſäule, die Schlußſteine der Arkaden und endlich der Fries ohne Ornamente geblieben ſind, läßt vermuthen, daß die Vollendung des Denkmals durch irgend ein Ereigniß unterbrochen worden. Vielleicht führte eben jener Mangel an aller äußern Zier manche Perſonen auf die Meinung, daß die oben erwähnten von eiſernen Krampen herrührenden Löcher gedient, Zierrathen von Bronze zu befeſtigen.

Mag nun Soufflot in ſeinem Panthéon français immerhin ſagen, die Aiguille von Vienne ſey ein inkorrektes Werk, weil die Säulen nur 7½ Durchmeſſer haben und folglich von den bekannten Ordnungen abweichen, weil ferner die Verhältniſſe und die Zahl der Theile des Obergeſimſes nicht ganz der Vorſchrift entſprechen, weil die Hohlkehle z. B. zu groß iſt und Kranzleiſte und Sparrenköpfe fehlen, ſo viel bleibt gewiß, daß der Geſammteindruck dieſes Monuments das

Digitized by Google

Gefühl in hohem Grade befriedigt und ſo die weſentlichſte Kunſtbedingung erfüllt. Die Abweſenheit aller Ornamentation endlich konnte ſehr wohl einer Beſtimmung ernſter Art ganz angemeſſen ſeyn; wir kennen freilich weder dieſe, noch die Zeit, welcher die Pyramide angehört.

Daß eine ſo günſtige Veranlaſſung zu Combinationen aller Art von Gelehrten und Ungelehrten zur Genüge benuzt worden iſt, kannſt du dir leicht denken, und das Regiſter der bei dieſer Gelegenheit zu Tage beförderten Meinungen würde bogenlang werden, wollte ich es dir vollſtändig mittheilen. — Nach Einigen war das Monument ein Meilenſtein für die Provinz Vienne, nach Andern das Grab des Pontius Pilatus, der unter Caligula nach Vienne verbannt worden ſeyn und ſich daſelbſt entleibt haben ſoll, nach noch Andern ein Kenotaph des Auguſtus, welche leztere Meinung von Chorier zuerſt ausgeſprochen und, ſo unbegründet ſie auch ſeyn mag, doch dem Glauben an ein Kenotaph eine gewiſſe Popularität verſchafft hat.

Schneider ſieht im Monumente ebenfalls ein Kenotaph, das er aber dem Alexander Severus gewidmet wiſſen will. Vietti, welcher daſſelbe für einen Kaiſer zu einfach und zu kleinlich findet, will, daß es den Manen irgend eines reichen Patriziers geweiht geweſen ſey. Andere Gelehrte bleiben bei der Anſicht, daß es ein Grabmal geweſen, um ſo mehr, da eine Urne oder ein anderes die Aſche einſchließendes kleines Denkmal im Innern geſtanden und die Inſchrift getragen haben könnte, die wir heute vermiſſen. — Delorme, in deſſen Geſellſchaft ich die Aiguille zum erſtenmal beſuchte, wollte mir beweiſen, daß ſie als Spina in einem für Pferde- und Wagenrennen beſtimmten Circus geſtanden, und er citirte mir zu dem Ende Obelisken, Säulen, Statuen, Dreifüße u. ſ. w., welche denſelben Zweck erfüllt. Die Sage, daß ſich auf der Spitze der Pyramide ehemals eine goldene Urne befunden, beſtärkte meinen Begleiter in ſeiner Anſicht; denn der Obelisk in der Mitte eines Circus war gewöhnlich der Sonne geweiht und trug als ihr Bild eine goldene Kugel, während ein zweiter Obelisk am Ende der Rennbahn mit einem Symbol des Mondes verſehen zu werden pflegte.

Ich habe Delorme eingewendet, die Pyramide bei Vienne möchte für den von ihm vorausgeſezten Zweck wohl zu koloſſal ſeyn, da ſie durch ihr Volumen jedenfalls den Zuſchauern den Ueberblick über einen Theil des Circus entzogen haben würde. Was nun vollends die übrigen angeführten Meinungen über die Beſtimmung des Monuments betrifft, ſo ſcheinen mir dieſelben noch weniger haltbar. Iſt es z. B. wohl anzunehmen, daß ein zu Vienne errichteter Meilenſtein den zu Rom (welcher überdieß nur ein einfacher Cylinder iſt) ſo bedeutend an Größe übertroffen haben ſollte? Exiſtirt ferner irgend eine hiſtoriſche Nachricht, welche die Sage von dem angeblich zu Vienne erfolgten Tode des Pontius Pilatus, oder die Errichtung eines Kenotaphs zu Ehren des Auguſtus oder Alexander Severus beſtätigte? Wir wiſſen allerdings, daß der Tod des lezteren Kaiſers allgemeine Trauer im römiſchen Reiche erregte und daß ihm neben andern auch in Gallien ein Kenotaph erbaut wurde. Schneider, der ein ſolches vergebens aller Orten in Frankreich außerhalb Vienne ſuchte, ſchloß daraus, daß die Aiguille bei dieſer Stadt das in Rede ſtehende Denkmal ſeyn müſſe. Kann aber das Kenotaph des Alexander Severus nicht eben ſo gut, wie unzählige andere Alterthümer, von der Erde verſchwunden ſeyn?

Iſt die Aiguille endlich ein Grab geweſen? — Es deutet keine Inſchrift, kein Ergebniß der am und im Monument angeſtellten Nachgrabungen darauf hin. Es könnte freilich eine Urne oder ein Sarkophag in frühern Zeiten aufgefunden und entfernt worden ſeyn. Aber gegen eine ſolche Annahme ſtreitet wieder die von andern römiſchen Monumenten dieſer Art abweichende Form des Kunſtwerks, und mehr vielleicht noch der Umſtand, daß die Seiten der Pyramide hier nicht, wie es der Gebrauch bei einem Grabmale vorgeſchrieben hätte, nach den Himmelsgegenden orientirt ſind, indem die Axe des Monuments von Norden nach Süden mit dem Meridian einen Winkel von 18° 12′ macht.

Du ſiehſt, daß ich im vorliegenden Fall eben nicht anders verfahre, als jene traurigen Kritiker und Reformatoren, welche ein ihnen aufſtoßendes Werk niederreißen, ohne an ſeine Stelle etwas Beſſeres ſetzen oder auch nur vorſchlagen zu können; denn wenn du mich fragſt, nachdem du meine Oppoſition gegen alle Erklärungen geduldig angehört haſt, welche Anſicht ich über den ſtreitigen Punkt habe, ſo muß ich dir freimüthig bekennen, daß ich in dieſer Beziehung zu keiner Ueberzeugung irgend einer Art habe gelangen können. Ich habe mich über dieſe ärgerliche Ungewißheit etwas beruhigt, ſeit ich mit meinem hochgelehrten Freunde, dem durch ſeine Forſchungen und Werke rühmlichſt bekannten Abbé Greppo, über das fragliche Denkmal geſprochen und dieſer mir nichts Beſſeres als die ſchon oben erwähnte Verſion von einem Kenotaph des Alex. Severus zu geben wußte. Nimm daher das in Stein ausgedrückte Räthſel ohne alle Löſung hin und ſieh, ob du ihm eine glücklichere Deutung unterzulegen weißt, als ſo viele geſcheiterte Vorgänger.

W. v. R.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, Oktober.**

(Fortſezung.)

Pariſer muſikaliſche Zuſtände.

Es darf kein bei der großen Oper angeſtelltes Individuum mehr ohne Billets ausdrückliche Erlaubniß bei dieſen Concerten mitwirken, und ſeit einigen Monaten muß jeder Concertgeber das Verzeichniß der Tonſtücke und der Künſtler, die in ſeinem Concert mitwirken, dem Miniſterium des Innern zur Genehmigung einreichen. Viele dieſer Concerte, ſo wie die muſikaliſchen Soiréen in manchen Häuſern, ſind freilich eine wahre Profanirung der Tonkunſt, wo nicht ſelten das Erhabene Hand in Hand mit dem Lächerlichen und Erbärmlichen geht. Häufig kommt es vor, daß man jezt die herrlichſten Schöpfungen der größten Meiſter in höchſter Vollendung vortragen hört, und gleich darauf durch ein jämmerliches muſikaliſches, oder vielmehr unmuſikaliſches Machwerk, durch eine geiſt- und gehaltloſe Romanze, durch eine von jenen trivialen, von Platitüden wimmelnden, halb geſprochenen, halb gekrähten Chanſons, von allen ſeinen Himmeln herabgezogen wird; und bei dem großen Haufen der Zuhörer, denn die Midasohren ſind ja allenthalben in der Mehrzahl, finden dieſe oft weit mehr Anklang, als die klaſſiſchen Tonſtücke. Nur wenige Häuſer, in denen man wirklich gediegene Muſik hört, machen hievon eine ehrenvolle Ausnahme; zu ihnen gehört das der Madame Kuhné, einer in jeder Hinſicht höchſt achtungswürdigen Dame, welche, obgleich in hohem Alter, wahres Verdienſt in ihren wirkſamen und kräftigen Schuz nimmt; das Haus des Bankiers Leo, des Pianiſten und Componiſten Roſenhain und einige andere, deren Salons als die der wirklich klaſſiſchen Tonkunſt anerkannt ſind. Uebrigens hört man wirklich gute Muſik der neuern Componiſten, ohne daß deßhalb die ältern ausgeſchloſſen wären, in den Salons der Fürſtin Czartoriska, im berühmten Hotel Lambert, in den Häuſern der Frau v. Rothſchild, der als geiſtreiche Schriftſtellerin bekannten Baronin v. Montaran, des öſterreichiſchen Geſandten Appony, des berühmten Orfila, der Madame Aguado und einigen andern. Im verwichenen Winter gab auch der Herzog von Nemours mehrere ausgezeichnete muſikaliſche Soiréen.

Fremde Künſtler, die in der Abſicht nach Paris kommen, um daſelbſt Concerte zu geben, können, wenn ſie nicht ſchon einen europäiſchen Namen à la Liszt und Paganini haben, nur dann reuſſiren, wenn ſie vorher in mehreren der genannten Häuſer Proben ihres Talents abgelegt haben, wo dann die Billets auf die oben angegebene Weiſe untergebracht werden. Ohne dieſes und auf die bloße Ankündigung eines Concerts würden ſie auch nicht Ein Billet abſezen. Ausnahmen finden bisweilen unter beſondern Umſtänden ſtatt, wie noch jüngſt die dreizehnjährige Tochter des Buchhändlers Zirges aus Leipzig, die ein nicht gewöhnliches Talent auf der Violine beſizt, bewieſen hat, der ein ſehr einflußreicher Arzt ein ganz leidliches Concert zu Stande brachte; doch hatte auch ſie vorher in verſchiedenen Abendgeſellſchaften geſpielt. — Der König behält übrigens immer eine Anzahl von den Concertbilleten, die ihm überſchickt werden, und für welche dann eine beſtimmte Summe, immer höher als der Betrag der Billete, gegeben wird. — Indeſſen iſt es keinem Künſtler zu rathen, wenn auch ſein Talent wirklich groß iſt, auf Gerathewohl nach Paris zu gehen, in der Hoffnung, daſelbſt durch Concerte und Soiréen bedeutend zu gewinnen. Man macht ſich im Ausland keinen Begriff von den Schwierigkeiten aller Art, die ein Concertgeber hier zu überwinden hat, und welche bei aller Protektion und bei allem Beifall doch immer noch groß genug ſind, um auch den Unternehmendſten abzuſchrecken. Die ſchlimmſte Aufgabe iſt, die mitwirkenden Künſtler zuſammen zu bringen. Wehe dem, der ſich dabei auf die höflichen Zuſagen und Verſprechungen ſo mancher hieſigen Künſtler von Ruf verlaſſen wollte; er würde ſich bitter getäuſcht finden, denn noch am Abend vor dem Concerttag, ja am Tag ſelbſt noch, kommen Abſagungen und Entſchuldigungen wegen plözlichen Unwohlſeyns, weßhalb man ſich nicht genug mit gehöriger Reſerve verſehen kann. Concerte mit Orcheſterbegleitung gehören übrigens hier zu den Seltenheiten und finden nur ausnahmsweiſe ſtatt; man begnügt ſich in der Regel mit Clavierbegleitung, ſowohl zum Geſang als zu andern Inſtrumenten. Orcheſter ſind nicht nur ſchwer aufzutreiben, ſondern in der Regel auch ſchlecht und außerordentlich koſtſpielig. Virtuoſen von europäiſchem Ruf geben ihre Concerte im italieniſchen Opernhauſe und ſind einer Einnahme von mehr als 20,000 Franken gewiß. Andere müſſen ſich mit den Sälen Erards, Pleyels, Heinrichs Herz, Heſſelbeins u. ſ. w. begnügen. Die Pianiſten wählen vorzugsweiſe die beiden erſten, der Inſtrumente wegen, da Herz, deſſen Saal der ſchönſte und größte iſt, nicht duldet, daß man bei ihm auf Inſtrumenten ſpielt, die nicht aus ſeiner Fabrik hervorgegangen ſind; nun aber ſind dieſe wenig beliebt und kein Klaviervirtuoſe will ſich ihrer bedienen, daher man faſt nie ein Klavierconcert bei Herz hört, ſein eigenes ausgenommen. Außer den genannten Sälen ſind noch viele andere vorhanden, wie der Saal Vivienne, der Concertſaal hinter dem Chateau d'Eau, der Saal St. Jean im Hotel de Ville, der den Künſtlern von einigem Ruf ſogar unentgeldlich geöffnet wird; der in Form eines Theaters gebaute Saal Cinti in der Straße Latour d'Auvergne u. ſ. w. Sie werden aber theils wegen ihrer Entlegenheit, theils wegen ihrer ungeheuern Größe wenig in Anſpruch genommen, da man ſie nur mittelſt einer großen Anzahl Freibillets gehörig füllen kann. Man wird übrigens in Paris faſt nie ein leeres oder nur wenig beſuchtes Concert finden, alle ſind in der Regel bis zum Erſticken voll, da die nicht verkauften Billets an Freunde und Bekannte zur weitern Vertheilung verſchenkt werden; denn man fürchtet nichts ſo ſehr als einen leeren Saal, ja man gibt weit mehr Billets aus, als der Raum Zuhörer faſſen kann, und viele derſelben müſſen ſich mit Pläzen auf den Corridors und in den Vor- und Seitenzimmern begnügen. So will es einmal der Ton, und dieſe Freibillets, oft zwei Drittheile, ja drei Viertheile der ausgegebenen, dienen zugleich eine ſtürmiſche Claque zu bilden. Die Theater machen es eben ſo und in den Privatſoiréen iſt es nicht beſſer; auch hier ladet man zweimal ſo viel Menſchen ein, als man Raum hat und placiren kann, man erſtickt vor Hize und Ermüdung; dieß iſt nun aber einmal Ton und man verlangt es nicht beſſer. Ein leerer oder nur wenig beſuchter Salon würde die Dame des Hauſes zur Verzweiflung bringen.

(Fortſezung folgt.)

---

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

# Intelligenz-Blatt. Nro. 45.

Sonnabend, 15. November 1845.

[362] Verehrer und Freunde des trefflichen

## Heinrich Zſchokke

denen daran gelegen iſt ein treues Abbild von ihm zu beſitzen, können ein ſolches, ſchön lithographirt, nach dem von Schrader in Düſſeldorf in Auftrag Magdeburger Verehrer ihres Landsmanns charakteriſtiſch ähnlich gelieferten Oelgemälde erhalten für ⅔ Rthlr. (1 fl. 12 kr.) durch jede Buch- oder Kunſthandlung aus der Creutz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg.

---

[359] **M. G. Saphir's neueſtes Werk.**

Bei Ign. Jackowitz in Leipzig iſt neu erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Fliegendes Album

für

## Ernſt, Scherz, Humor

und

## lebensfrohe Laune.

Von

**M. G. Saphir.**

2 Bände in 4 Abtheilungen.

**Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers:**

8. geh. im Umſchlag. Velinpapier.

Preis beider Bände 2⅓ Thlr. = 4 fl. C.-M.

Einzeln 1r Band: **Deklamations-Saal.**

1½ Thlr. = 2 fl. 15 kr. C.-Mze.

2r Band: **Schwänke und Erzählungen.**

1⅙ Thlr. = 1 fl. 45 kr. C.-Mze.

---

[361] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Deutsche Mystiker

des

vierzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

**Franz Pfeiffer.**

Erster Band:

**Hermann von Fritslar und Nicolaus von Strassburg. David von Augsburg.**

Mit Anmerkungen und literar-historischer Einleitung.

gr. 8. broch. Preis 3 Thlr.

Unter den literariſchen Denkmalern deutſcher Vorzeit nehmen die Schriften der deutſchen Myſtiker des 14ten Jahrhunderts eine der wichtigſten Stellen ein. Nicht nur bergen ſie einen wahren Schatz alter, trefflicher Proſa, ſondern ſie bilden eine Hauptquelle für Kunde des inwendigen Lebens, der geiſtigen und religiöſen Bewegungen, ſomit auch der Kulturgeſchichte des Mittelalters. In ihnen liegen zugleich die Anfänge einer ſelbſtſtändigen, auf vaterländiſchem Grund und Boden wurzelnden Philoſophie, und mit Recht hat man dieſe Männer ſchon die Erzväter der deutſchen Spekulation genannt.

Viele von dieſen Schriften, und zum Theil gerade die wichtigſten, ſind entweder noch ganz unbekannt, oder doch nicht im Drucke veröffentlicht; die ſchon bekanntern aber meiſt nur in ſo ungenügenden, entſtellten und vielfach mit Unechtem vermiſchten Ausgaben verbreitet, daß bei dem gegenwärtigen, lebhaften Intereſſe, das man dieſem Zweige der Literatur zuzuwenden angefangen hat, zuverläßige, quellenmäßige Ausgaben dringend nothwendig geworden ſind. Mehrfach dazu aufgefordert und aufs Bereitwilligſte unterſtützt, hat der Herausgeber es unternommen, dieſem Bedürfniſſe zu genügen, und die Schriften der wichtigſten deutſchen Myſtiker des 14ten Jahrhunderts in eine Sammlung zu vereinigen, die als Quellenwerk den weitern wiſſenſchaftlichen Forſchungen zur ſichern und bequemen Grundlage zu dienen im Stande ſeyn wird.

Der vorliegende erſte Band enthält lauter ungedruckte Schriften. Hermann von Fritslar und Nicolaus von Straßburg ſind zwar längſt dem Namen nach, aber bisher bloß in einigen kleinen Bruchſtücken bekannt geworden. Dagegen wird David von Augsburg, der Lehrer des berühmten Berthold von Regensburg, hier zum erſtenmal mit ſeinem Namen in die deutſche Literatur, deren Zierden Eine er fortan bilden wird, eingeführt.

Die folgenden Bände werden zunächſt die Schriften von Meiſter Eckhard, Tauler, Seuſe und Rulmann Merswin enthalten, und in angemeſſenen Zwiſchenräumen erſcheinen.

Leipzig, im Nov. 1845.

G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.

---

[363] **Bei G. Bethge in Berlin iſt erſchienen:**

**Vom Herzen.** Bilder des Lebens von Ida. 1 Rthlr.

**Alles durcheinander.** Eine Sammlung komiſcher Briefe, Parodien, Zeitungsannoncen, Räthſeln und Spaßen aller Art. 3 Bde. à 15 Sgr.

**Odeum.** Eine Auswahl von ernsten und launigen Gedichten, welche sich zum mündlichen Vortrage in geselligen Kreisen eignen. Ges. u. herausg. von Cosmar. 10 Bändchen. à 5 Sgr.

**Zachariä,** der Renommiſt, ein ſcherzhaftes Heldengedicht. Illuſtrirt von Hoſemann. 12½ Sgr.

**Rückert,** Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenland. 2 Bde. à 20 Sgr.

**Aeſchylos** Werke überſetzt von Droyſen. 1½ Rthlr.

---

[348] So eben iſt bei **Orell, Füßli & Comp.** in Zürich erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Ein Buch
## für Leute, die denken.

12. broch, 21 Ngr. oder 1 fl. 12 kr.

Ueber den Inhalt dieſes „für Gebildete" geſchriebenen Werkes ſagt der Verfaſſer in der Vorrede:

Digitized by Google

„Wenn auch alle Gegenſtände der mündlichen Beſprechung würdig, ſo eignen ſich darum nicht alle zur ſchriftlichen Behandlung. Alles, was in den Gedankenkreis der gewöhnlichen Leſewelt gehört, oder worüber der alltägliche Verſtand mit ſeinem Urtheil bereits im Reinen, fällt aus der Schrift des Denkers weg, weil er ſein Publikum ehrt und deſſen Zeit mit Rückſicht auf die Dauer und den Zweck des Lebens in Anſchlag bringt. — Er ſchreibt nicht, um zu ſchreiben, ſondern um die menſchliche Denkkraft anzuregen und den Geiſt zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt zu führen.“

---

[360] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

der 83ſte Jahrgang des

**Gothaiſchen genealogiſchen**

## Hofkalenders auf 1846.

Mit 6 Bildniſſen. Preis 1 Thlr.,

und der 19te Jahrgang des

**Genealog. Taſchenbuchs der deutſchen gräflichen Häuſer**

auf das Jahr 1846. Preis 1½ Thlr.

---

[351] In meinem Verlage iſt ſo eben neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

## Künſtler-Dramen

von

**L. F. Deinhardſtein.**

**Zwei Bändchen.**

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Pigault Lebrun. — Boccaccio. Zweite Auflage. — Salvator Roſa. Zweite Auflage. — Hans Sachs. Dritte Auflage. — Garrick in Briſtol. Zweite Auflage.

Als beſonderer Abdruck wird einzeln erlaſſen:

**Pigault Lebrun.** Luſtſpiel in fünf Akten. Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Leipzig, im Okt. 1845.

F. A. Brockhaus.

---

[364] Bei C. F. Schmidt in Leipzig erſchien und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

**Amélie.** Aus den Papieren eines Unbekannten.

broch. Preis 24 Ngr.

Vorſtehende Erzählung wird Freunden einer angenehm unterhaltenden Lektüre, beſonders aber Damen hierdurch beſtens empfohlen.

---

[369] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

# Das Ausland.

Ein Tagblatt

**für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.**

Monat Oktober 1845.

**Größere Aufſätze.**

Arabien. (Mit einer Karte.) 1) Geographie und alte Geſchichte. 2) Die Zeiten Mohammeds. 3) Die Zeiten der Wahabiten. 4) Mehemed Ali's Herrſchaft und ihre Folgen. — Die Einwohner in Lima. 1) Weiße Kreolen. 2) Die farbigen Klaſſen. — Die Nationalmelodien in Ungarn. — Die Geſchichte einer Deportirten. — Die Korngeſetze in England, Frankreich, Belgien und Holland. — Ein Beſuch bei Hadſchi Mirza Agaſſi. — Künſtliche Hügel in Louiſiana. — Etwas über die Ruinen von Ani. — Religionszänkereien in Neuſeeland. — Japan. Erſter Artikel. — Engliſche Kolonien: Das Kap. — Die Goldwäſchereien bei Veres Patak. — Guadalajara. — Der zu Algier gehörige Theil der Sahara. — Stand der ruſſiſchen Literatur. — Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen. 7) Reiſen. 8) Die Militärgrenze. 9) Fahrt auf der Donau. 10) Die Grundherren in Ungarn. — Eine Fahrt durch den Wald von Bialowies. — Die Gebirgsſtämme um Aſſam. Einleitung. 1. Die Bulias. — Die Reiſe des Dr. Caſtren. — Die Negermethodiſten. — Lebens- und Landſchaftsbilder aus Columbia: Espinal; La Purification. — Die Magyaren in der Moldau. — Acapulco. — Engliſches Urtheil über die franzöſiſche Kunſtausſtellung. — Bruchſtücke einer Reiſe nach den Thellemarken. 2. Der Tindſee. — Der neue Krieg gegen Abdel-Kader. — Der Scienziati in Neapel. — Das Deportationsſyſtem von England. — Die Religion der Kalmüken. — Das walachiſche Sprachgebiet. — Die literariſchen Journale Frankreichs. — Ueber Auswanderung nach Vandiemensland.

**Chronik der Reiſen.**

Reiſe des Barkſchiffes Pagoda in den antarktiſchen Ocean.

**Kleinere Mittheilungen.**

Steigen der Kartenabgabe in Frankreich. — Erdbeben in Raguſa. — Eine Communiſtenpartei in Nordamerika. — Sklavenhandel in Virginien. — Heimlicher Nachdruck in Frankreich. — Wahrſcheinlicher Vulkanausbruch auf Island. — Die Boeren und die Griquas. — Anſchwellen des Meeres bei Libau. — Bergſturz in Transkaukaſien. — Die Ruinen von Rhé. — Die Meſchtſcheräken im Gouvernement Simbirsk. — Eine Schießmaſchine vermittelſt Luftdruck. — Die Geſellſchaft zur Beförderung der Reinlichkeit unter den Armen in London. — Eiſenbahn im britiſchen Nordamerika. — Seltene Thiere im Jardin des Plantes. — Fortſchritte der Entdeckung in Auſtralien. — Kampf der alten und der neuen italieniſchen Komödie. — Demſus in Siebenbürgen. — Thierkrankheiten in England. — Eiſerne Dampfboote in Frankreich. — Die Trabucaires. — Diamantenminen in Bahia. — Die vierfache Stadt in China. — Kartoffelmehl. — Ein merkwürdiger Wallfiſchfang in Shetland. — Archäologiſche Sendung nach Mittelamerika. — Celtiſche Ueberreſte in Frankreich. — Merkwürdiger Regen in Calcutta. — Die Frauen in Birma. — Das Feſt der Madonna Addolorata. — Das afrikaniſche Fieber auf einem engliſchen Wachtſchiff. — Die Kaffern und die Boas Conſtrictor. — Kohlenverbrauch und Kohlengewinnung in Frankreich. — Eiſenbahnalterthümer. — Mordbrennerei im Var-Departement. — Die Zehnſtundenbill Lord Aſhleys. — Verwendung des Glasſchaums in den Hochöfen. — Wunderbare Erſcheinung an einer Steingutplatte. — Die tauſend Inſeln des Lorenzſtroms. — Selbſtmorde und Unfälle in Frankreich. — Dromedare bei den franzöſiſchen Regimentern in Afrika.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche resp. Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf dieſe Zeitſchrift an. Erſtere liefern ſie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunſche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

## Israelitiſche Gedichte

von

**Eduard Arnd.**

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

## Zweite Auflage von Goethe's Werken in zwei Bänden.

[374] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die zweite Lieferung einer neuen Ausgabe von

# Goethe's
# poetiſchen und proſaiſchen Werken
## in zwei Bänden,

welche wir, wie die frühere Auflage, in vier Lieferungen bis Oſtermeſſe 1846 vollſtändig veröffentlichen werden.

Dieſe Pracht-Ausgabe ſchmücken zehn gelungene Stahlſtiche nach Compoſitionen von Kaulbach, Stilke und Anderen, ſo wie Goethe's Portrait nach Rauch's Büſte.

Die vollſtändige Ausgabe in zwei Bänden wird im Subſcriptionspreiſe 24 fl. oder 14 Rthlr. — jede der vier Lieferungen 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr. koſten. An die Annahme der erſten Lieferung knüpft ſich die Verbindlichkeit für das ganze Werk.

Wir laden die zahlreichen Verehrer Goethe's zur Subſcription hiedurch ein, und haben ſämmtliche Buchhandlungen in den Stand geſetzt, dieſe Lieferung, wie die folgenden, zu den bemerkten Preiſen abgeben zu können.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Goethe Götz von Berlichingen illuſtrirte Ausgabe.

[373] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die zweite Lieferung einer illuſtrirten Prachtausgabe von:

# Goethe's Götz von Berlichingen

auf deren würdigſte Ausſtattung wir ſeit längerer Zeit alle Sorgfalt verwendet haben.

Die Illuſtrationen ſind nach Zeichnungen von Eugen Neureuther, welche wir in Compoſition und Ausführung als vollkommen gelungen bezeichnen dürfen.

Dieſe ſchöne Ausgabe veröffentlichen wir in drei Lieferungen, von denen die

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1ſte Lieferung | 3 fl. 20 kr. | oder | 2 Rthlr. |
| 2te „ | 2 fl. 20 kr. | „ | 1 Rthlr. 8 gGr. |
| 3te „ | 2 fl. 20 kr. | „ | 1 Rthlr. 8 gGr. |
| das vollſtändige Werk | 8 fl. — | „ | 4 Rthlr. 16 gGr. |

koſten wird. Die dritte Lieferung erſcheint Ende November, wodurch das Ganze noch vor Schluß dieſes Jahres in die Hände der verehrlichen Abnehmer gelangt.

Dieſe Pracht-Ausgabe reiht ſich an die in gleicher oder ähnlicher Ausſtattung früher erſchienenen Editionen von Herders Cid, Nibelungen-Noth, Homers, Schillers, Herders, Platens, Pyrkers, Klopſtocks und Leſſings Werken in Einem Bande.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Hormayr's ſämmtliche Werke.

[207] Die Unterzeichnete erlaubt ſich auf die in ihrem Verlage früher erſchienenen

# ſämmtlichen Werke

des

## Freiherrn Joſeph von Hormayr

3 Theile gr. 8. (1820—22.) Preis 10 fl. 9 kr. oder 6 Rthlr. 4 gGr.

Inhalt:

I. Theil: Tirol im Mittelalter in den betreffenden Herzogthümern, Gauen und Grafſchaften; deren Lage, Grenzmarken und Beſitzer. Vom Umſturze des abendländiſchen Römerreichs bis zum Ausgange des Kaiſergeſchlechtes der ſaliſchen Franken.

II. III. Theil: Die großen Geſchlechter im tiroliſchen Hochgebirg.

mit dem Bemerken aufmerkſam zu machen, daß ſolche durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

[372]

# Gratis-Lieferungen
von
# Mozin's groſsem Wörterbuch.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen verſandt, die zweite Hälfte der neunten Lieferung von

## Mozin's
## vollſtändigem Wörterbuch
## der deutſchen und franzöſiſchen Sprache,
nach den neueſten und beſten Werken
## über Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften.
Mit Beiträgen von
**Guizot, Biber, Hölder, Courtin** und **mehreren andern Mitarbeitern.**
Auf's Neue durchgeſehen und vermehrt
von
**Dr. A. Peſchier,**
ordentl. Profeſſor an der Univerſität Tübingen.

**4 Bände. In 8 bis 10 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen.**
**Subſcr.-Preis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.**

**Scharfrichterhaus** bis **Stät.**

Bei der erſten Ankündigung dieſes Werkes hatten wir deſſen Vollendung in 8 Lieferungen zugeſagt und einen Subſcriptionspreis von 14 fl. oder 8 Rthlr. 8 gGr. für das Ganze feſtgeſetzt. Der Stoff wuchs jedoch unter den Händen des Herrn Profeſſor Peſchier ſo bedeutend, daß es uns nicht möglich war, unſere erſte Zuſage in Betreff der Lieferungen einzuhalten. Dagegen überſchreiten wir den urſprünglichen Preis nicht und liefern den Herren Subſcribenten, von der neunten Lieferung anfangend, alles Weitere **gratis**. Mozin's Wörterbuch iſt durch die ſorgfältige umfaſſende neue Bearbeitung um mehr als ein Drittheil ſtärker als in den früheren Auflagen geworden, und wird ſeinen lange bewahrten Ruf ſicher behaupten.

Alle Abonnenten, welche vor gänzlicher Vollendung deſſelben noch hinzutreten, genießen oben angeführten **Subſcriptionspreis und erhalten die Lieferungen 9 und 10** gratis.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

In Unterzeichnetem iſt kürzlich erſchienen:

Die **ſechste, verbeſſerte und vermehrte Auflage** von dem

# Lehrbuch für Jäger
## und für die, welche es werden wollen
**von Dr. G. L. Hartig,**
K. Preuß. Staatsrath und Ober-Landforſtmeiſter ꝛc.
Herausgegeben von
**Dr. Th. Hartig,**
Forſtrath und Profeſſor.

2 Bände mit Holzſchnitten und Tabellen.
gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 8 gGr.

In allen Zweigen der Naturkunde hat ſich der Standpunkt der Wiſſenſchaft weſentlich verändert, weßhalb eine Umarbeitung dieſes Werks nöthig war. Das ganze deſſelben zerfällt in ſechs Haupttheile:

**Die Jagd-Kunſtſprache, — die Naturgeſchichte der Jagdthiere, — die Wildzucht, — der Wildſchutz, — die Wildjagd, — und die Wildbenutzung.**

Sechs Auflagen ſprechen für die anerkannte Brauchbarkeit dieſes Buches, und wir haben mit dieſer Anzeige nicht die Aufgabe ein längſt bekanntes vortreffliches Buch zu empfehlen, ſondern nur die Pflicht zu erfüllen, auf eine neue Auflage deſſelben aufmerkſam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Google

№ 275.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 17. November 1845.

> Bei näherer Betrachtung findet man auch in denjenigen dieſer Erzählungen, die ganz eigenthümlich erſcheinen, manchen Anklang an die Götterſagen des Alterthums, an die Kinder- und Hausmährchen der Deutſchen, überhaupt an die Sagenwelt einer Menge von Völkern fern und nah. Die Sammlung und Vergleichung von Sagen und Mährchen aller Völker muß am Ende doch dahin führen, daß wir die Geſchichte der erzählenden Dichtung auf ihre Wurzel, auf den älteſten einfachſten Götterglauben des Menſchengeſchlechts, zurückführen lernen.
>
> A. Schott.

## Walachiſche Mährchen.

### III.

### Sonne, Mond und Wind.

Ein zerlumpter Zigeuner begegnete einſt auf ſeinen Wanderungen der Sonne, dem Mond und dem Wind. Als er an ihnen vorüber trollte, ſprach er: „Gott grüße von euch dreien eins!" Die Gegrüßten lachten über den luſtigen ſchwarzbraunen Geſellen, wußten ſich aber ſeinen ſonderbaren Gruß nicht zu deuten. „Es iſt klar," fing der ſonſt ſchweigſame Mond an, „daß der Zigeuner mich gemeint hat, mich, der ich ſein ſteter Begleiter bin, wo er immer ſeine flatternde Behauſung zur Nachtruhe aufſchlägt." — „Pah!" fiel hierauf die Sonne ein, „mich hat er gegrüßt, mich, die Königin des Tags: ich nehme ſeine nackten Kinder in meine warme Hut, unter meiner Sorge wachſen ſie heiter und friſch heran." — „St! St!" ſauſte der Wind, „wozu dieſes unnütze Reden und Prahlen! laßt uns ſchnell dem Geſellen nachgehen und ihn fragen, welchen von uns er mit ſeinem Gruße gemeint hat."

So ſprechend, fuhr er ſchnell dem Zigeuner nach, hinter ihm her in ſtolzem Gang die Sonne, neben welcher der langſame ernſte Mond einherſchritt. Der rüſtige Wind, der zuerſt bei dem Zigeuner ankam, rief dieſem zu: „Halt, du Erdenſohn!" Ueber dieſen rauhen Worten erſchrack der Angerufene, denn beinahe hätte ihm jener den Rock vom Leibe geblaſen, an dem freilich ein paar metallene Knöpfe und Haften mehr werth waren als alles Uebrige. „Was iſt's? was wollt ihr von mir, Wind?" fragte der Zigeuner, als er ſich von der Ueberraſchung erholt hatte. „Du ſollſt uns ſagen," hub dieſer wieder an, „wen von uns Dreien du mit deinem zweideutigen Gruße gemeint haſt."

Der Gefragte blickte ſich um und ſah all die drei himmliſchen Mächte neben ſich ſtehen. „Ei!" ſagte er alsdann lachend, „ich grüße immer nur den, welchen ich fürchte," und nahm dabei ſeine Schaffellmütze vor dem Wind ab. „He, du undankbarer Taugenichts!" rief jetzt der erzürnte Mond, „weißt du nicht, daß ich dich ſammt deinem Weib und deinem ſchwarzbraunen Kindervolke vernichten kann, wenn ich will! Wie iſt dir denn, du abgedörrter Heidenhund, in einer kalten Winternacht, wenn ich die Wolken am Himmel vertheile und mit der Nachtluft die kleinſte Spur von der Wärme, die der Sonnenſchein zurückgelaſſen hat, aus dem Himmelsraum wiſche? Wirſt du dann an mich denken, wenn dir das Mark in den Knochen gefriert und dein Weib ſammt ihren Kindern zum Tod erſtarrt?" — „Oho! Herr Mond!" erwiderte hierauf der Zigeuner, „Ihr könnt

Digitized by Google

mir in der That das Bischen Leben recht ſauer machen, aber für das Erfrieren hab' ich ſchon Mittel. Wie iſt's denn, wenn ich rechts und links Feuer aufmache, mich mit Weib und Kind dazwiſchen ſetze und dann vorn und hinten ein paar Zeltſtücke aufhänge? Dann hab' ich Euch durchaus nicht zu fürchten. Iſt mir aber der Wind nicht gut, ſo helfen mir auch meine Feuer und Zeltlappen nichts: er bläst mir das Feuer zur Seite, den Rauch in's Geſicht und die Wärme durch die flatternden Zeltlappen hinaus."

Aergerlich mußte der Mond ſchweigen, da er nichts weiter vorzubringen hatte, und im Vorgefühl ihres Sieges über die beiden andern begann hierauf die Sonne: „Nicht wahr, mein guter Heidenſohn, du weißt recht wohl, wen du zu fürchten und zu lieben haſt? Du kennſt meine belebenden Strahlen und ihre verzehrende Glut; ich dachte es wohl, daß du mir den kalten, bleichſüchtigen Mond nicht vorziehen würdeſt." — „Mag ſeyn, mag ſeyn!" erwiderte hierauf der Zigeuner, „ich kenne zwar Euer freundliches Antlitz recht gut, habe mich auch ſchon oft daran erfreut, fürchte aber ſeinen Zorn nicht beſonders, drum galt auch Euch mein Gruß nicht." Ueber dieſe Geringſchätzung nicht weniger aufgebracht als vorher der Mond, begann die Sonne den Zigeuner auszuſchelten, indem ſie ſagte: „Mir das, Undankbarer! weißt du nicht, daß ich dich mit meiner Glut verderben könnte, wenn ich wollte? daß ich, wenn ich es der Mühe werth hielte, dich ſammt deinen armſeligen Würmern röſten könnte, wie es die Hölle ſelbſt nicht vermöchte? Schau auf dein verbranntes Fell, und du ſiehſt, daß meine Glut ſchon Proben darauf abgelegt hat." — „Ei, ei, Frau Sonne!" ſagte darauf ſpottend der Zigeuner, „was macht Euch ſo hitzig? Iſt denn nicht klar, daß der Wind viel mächtiger iſt und daß ich ihn deßhalb mehr fürchten muß? Seht, Frau Sonne, wenn Ihr auch noch ſo heiß brennt, ſo darf ich ja nur den Wind bitten, daß er mir ein wenig helfe, und er macht mir im Augenblick die Luft kühl, wie ſehr Ihr auch Eure Kraft verſchwendet. Es iſt alſo wohl klar: wenn mir der Wind helfen will, ſo könnet Ihr ſo wenig als der Mond mir etwas anhaben. Darum höret auf zu ſtreiten: mächtig ſeyd ihr Alle; aber ich habe nur den ſtärkſten von euch gegrüßt, damit er mir beiſtehe und mich verſchone, den Wind. Denn mit ihm iſt keine Hitze furchtbar und ohne ihn keine Kälte."

---

Anmerkung. — Eine Spur von Götterſage ſcheint hier, daß drei Gottheiten ſich um eines Mannes Gunſt bewerben, wie die Göttinnen, die von Paris den Apfel wünſchen. Sonderbar genug aber behandeln die drei Weſen den Zigeuner als einen Helden, wonach ſie in der Vorſtellung des Erzählers Heilige zu ſeyn ſcheinen. — Stärker als die Spuren der Götterſage tritt in dieſer Erzählung das Weſen des Zigeuners hervor, der ſich dem Mächtigen ohne Widerſpruch beugt, andere nur verſpottet. Die Zigeuner ſpielen übrigens bei den Walachen eine ganz andere Rolle als bei den Madjaren und Slaven: ſie ſind nicht die Unterdrückten, Mißhandelten, ſondern gern geſehene Spaßmacher und Aufſchneider. Sie zeigen ſich ſtets heiter, lebhaft, aber auch frech, diebiſch, niedrig denkend, für gewöhnlich genügſam, aber wo ſich's trifft, prahleriſch, übermüthig und ſchwelgeriſch. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß der Zigeuner, wie ſchon beim vorigen Stück von uns bemerkt worden iſt, von dieſen Mährchen als Stellvertreter des Unheimlichen und Schlechten benützt wird. Tiefer noch als er ſteht in der Volksanſicht der Jude, denn mit ihm geben ſich dieſe Dichtungen gar nicht ab, während deutſche das vielfältig thun.

---

## Aus dem Rieſengebirge.

(Fortſetzung.)

Welch ein Anblick auf der Zinne der Naturfeſtung, die das hohe Rad auf dieſer Seite mit den ſchauerlichen Schneegruben, auf jener mit dem Kaſtell der großen Sturmhaube bildet! Der Blick umfaßt ringsum das ganze ungeheure erſtarrte Wellenmeer des Gebirges, und dringt dann weit, weit hinein nach Böhmen, Sachſen und Schleſien. Und welch gewaltige Contraſte! Hier oben auf dem Kamme, noch tief unter der Schneelinie, die öde Stille und Wildniß der Alpenregion, welche nur bisweilen der Glockenton des Weideviehs oder der Ruf der Schneeamſel, ſelten der einſame Hirtenknabe auf einer Berglehne mit Peitſchenknall und Schalmeitönen unterbricht; dort zu den Füßen des großen Höhenzuges, der Naturgrenze zwiſchen Schleſien und Böhmen, das grüne, friſche, ſonnenglänzende, vielbewegte Leben der Thäler und Länder, mit ihrer freien menſchlichen und telluriſchen Entwicklung, mit der bemeiſternden Idee und That!

Ich ſtieg voll des großen Anblicks herab von dem hohen Standpunkte, deſſen unendlich ſcheinende Rundſicht um den Vorrang mit der auf der Koppe ſtreitet. Es breitete ſich nun die Mädelwieſe vor mir aus, die große Niederung, welche den öſtlichen Kammflügel vom weſtlichen ſcheidet. Der Granitpfad des eben verlaſſenen Berges ſenkt ſich auf feuchten fetten Humusboden nieder, der ſtreckenweis mit Knieholz bedeckt iſt. Nächſt der zerklüfteten Granitmauer des Mädelſteins trägt die Niederung noch eine Menge anderer grotesker Granitgebilde, die in ihrer eigenthümlichen Vereinzelung auf einen ſeltſamen Naturprozeß ſchließen laſſen. Sie ſcheinen mitten im Akte des Werdens nach einer merkwürdigen Schöpfungslaune plötzlich erſtarrt; die ganze Bühne der Hochebene aber iſt eine Werkſtatte der erſten Schöpfungs-

Digitized by Google

epochen, welche den Geologen ſo viel offenbarende Bilder und Lehren, als den Philoſophen Gedanken finden läßt.

Am Fuße der impoſanten kleinen Sturmhaube und am Grenzwege ladet die maſſive Spindlerbaude, ſchon auf böhmiſchem Boden, den müden Wanderer zur Mittagsraſt ein. Ich folgte der Lockung, da ich in dieſe Kategorie gehörte, und fand in der reinlichen Baude Wein, Eierſpeiſe und k. k. ſchwarzen Dreikönigstabak, aber auch kaiſerliche Grenzjäger mit netten Mützen und furchtbarem Ober- und Untergewehr. Ein blinder böhmiſcher Geiger, von ſeinem Knaben geführt, trat ein und machte mir für einige Kreuzer mit ein paar ältern Strauß'ſchen Walzern Tafelmuſik, als ein traurig Bild von Künſtlers Erdenwallen. — Sobald als möglich enteilte ich den contrebandeſüchtigen Blicken der Grenzjäger, um die Sturmhaube zu überſteigen.

Der runde, wild zuſammengewürfelte gewaltige Granithaufen erhebt ſich 4361 Fuß und fällt nach allen Seiten ſchroff ab. Die große Ausſicht wird hier charakteriſirt durch den Blick in die ſieben Gründe, eine Menge ſchauerlicher Schluchten, welche in das obere Elbthal (den Weißwaſſergrund) ausmünden, über dem die verſchwimmende böhmiſche Ebene erſcheint. Auf der andern Seite gewährt das nahe lebenvolle Hirſchberger Thal die reizendſten, mannigfachſten Geſichtspunkte.

Weithin am Fuße des Berges erſtreckt ſich ſeine Steinzerwürfniß, und der damit bedeckte Kamm ſenkt ſich von der ſogenannten Teufelswieſe nördlich nach Schleſien. In dieſer Senkung wird ſogleich mit dürftigen Fichten, welche aus dem ſchwammigen, elaſtiſchen Moorboden aufſtreben, die Wirkung der wärmeren Luftſchicht ſichtbar. Sanft erhebt ſich bald der breite Rücken des Lahnberges, der gegen die nackten ſteinernen Rieſenhöhen des Kammes einen beſcheidenen, anmuthigen Contraſt bildet. Neben dem ſchlangenförmig kriechenden Knieholze erſteht auf dieſer Berglehne wieder die Alpenvegetation, darunter Saxifragen, Ehrenpreisarten, Vaccinien und Gentianen, während ſie in der nackten Felsregion bis auf das isländiſche Moos, den Teufelsbart (Anemone alpina), das goldene Fünffingerkraut und zahlreiche Flechten abſtirbt, unter denen das Veilchenmoos (Byssus iolithus) das bekannteſte iſt. Das Knieholz (die Zwergkiefer) iſt der beſte Höhemeſſer, ſo weit es bei vorhandenem Erdboden noch fortkommt, und dieß iſt um 4000 Fuß Seehöhe. Je höher die Luftſchicht, um ſo kümmerlicher und kriechender erſcheint es. Es wird nur auf den Karpaten, dem Böhmerwalde und dem Rieſengebirge gefunden, und hier wird ſein rothes, harzreiches Holz theils zur Feuerung, theils zu niedlichen Holzarbeiten benützt, während man in Ungarn das Krummholzöl und den ungariſchen Balſam daraus bereitet.

Am jenſeitigen Abhange des Lahnberges erſcheint der Teufelsſtein oder Mittagſtein, eine freiſtehende Granitmaſſe; unfern und noch tiefer erheben ſich die Dreiſteine, den Ruinen dreier Thürme ähnlich, und in ihrer Nähe andere freiſtehende Felsgebilde. In der Tiefe aber zeigt ſich der große oder ſchwarze Teich, zum Theil von ſchroffen Felswänden eingeſchloſſen. Er hat eine ovale Form, iſt gegen 500 Fuß lang und 150 Fuß breit, und nach der neueſten Meſſung nur 75 Fuß tief. In der Nacht vom 26. zum 27. Februar 1844 riß ſich an ſeinem ſüdweſtlichen hohen und ſteilen Felsrande eine Schneelawine los und zerſchmetterte ſeine Eisdecke. Das gewaltſam herausgetriebene Waſſer fand an der ſeichteſten Uferſtelle einen Ausgang und brach mit furchtbarer Strömung durch Schneelager und Windbrüche über die Abhänge. Bei der Milde des Winters von 1842 ward im April wegen Eismangels im Lande der große Teich aufgehauen, und man ſchaffte 900—1000 Centner von ſeiner Kryſtalldecke in die Eisgruben. Kein Fiſch oder anderes Waſſerthier kann in dem Teiche leben, und die Forellen, mit denen man ihn beſezte, kamen um. Dennoch machte ſich im Sommer 1838 ein engliſcher Kapitän das Vergnügen, darin zu angeln.

Deſto beſſer gedeihen die Forellen in dem kleinen Teiche, der von dem großen nur durch eine Bergwand getrennt wird. Seine noch unbekannte Tiefe iſt auf drei Seiten von ſteilen Felſen umſchloſſen, und die ganze Umgebung mit der herüberblickenden Rieſenkoppe wahrhaft großartig. An ſeinem Ufer, wo die Ausſicht nach den Thälern ſich öffnet, ſteht die einſame Teichbaude. An den Wänden dieſer Berglehne iſt bis zum Juni Schnee anzutreffen.

(Schluß folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Aus dem Großherzogthum Baden, Novbr.

Die Graimberg'ſchen Sammlungen zu Heidelberg.

Unläugbar leben wir in einer Zeit der Vereine und Vereinigungen, obſchon noch weniger zu läugnen ſteht, daß gar viele der zahlloſen Vereine mit Müh' und Noth zuſammengetrommelt wurden und mit noch größerer Müh' und Noth ein kümmerliches Daſeyn unter thatloſen Redensarten friſten. Doch auch denjenigen Vereinigungen gegenüber, welche wirklich einem geſunden Gedanken entſprungen, etwas Beſſeres zu Stande bringen als etwa Feſteſſen und irgend ein paar dürftige Heftchen mit Beiträgen um Gotteswillen, thut es immer noch wohl, auf das Wirken eines Mannes zu blicken, der ſeit einem Menſchenalter durch raſtloſes Streben für ſich allein ohne Begünſtigung und Unterſtützung ausrichtete, was ausgerichtet zu haben einem ganzen Alterthumsverein noch zur Ehre gereichen würde, und zwar ſelbſt dann, wenn dieſem Verein aller mögliche Vorſchub durch Geld und Gunſt zu Theil geworden wäre. Zu einem ſolchen überſichtlichen Rückblick auf das langjährige erfolgreiche

Digitized by Google

Dichten und Trachten des Grafen von Graimberg in unſerer ſchönen und berühmten Nachbarſtadt Heidelberg dürfte es um ſo mehr an der Zeit ſeyn, als leicht vorauszuſehen iſt, daß die Früchte ſeiner treuen Wirkſamkeit, nämlich die höchſt merkwürdigen, geſchichtlich wie künſtleriſch werthvollen Sammlungen, nicht ſo lange mehr in den Händen des Beſizers bleiben werden, als ſie ſchon darin ſich befanden; denn der zwar noch lebensfriſche, aber doch ſiebzigjährige Greis wird jezt am Abend ſeines Lebens ſchwerlich zaudern, bei erſter Gelegenheit in feſte Hände zu überliefern, was nach ſeinem Hinſcheiden ohnehin im Großen und Ganzen als ein todtes, mehr als das, als ein zehrendes Kapital zu bewahren keines ſeiner fünf Kinder reich genug ſeyn wird. Die Erben würden in Ermangelung eines Käufers gezwungen ſeyn, durch Theilung die Sammlung als ſolche zu vernichten und ſomit ein Werk zu zerſtören, das als „veranſchaulichte Geſchichte des Heidelberger Schloſſes und der geſammten Pfalz" den Gedanken vergegenwärtigt, welchem Herr v. Graimberg ſein Leben und Streben weihte, und dem zu lieb er zu den vielen Opfern allenfalls auch das lezte wird bringen müſſen: ſich des Anblicks der geliebten Gegenſtände zu entſchlagen, inſofern nämlich der ganz wohl mögliche Fall einträte, daß ältere geſchichtliche Beziehungen in mächtiger Nachwirkung hierin entſchiedener handelten als die thatſächliche Verſchmelzung aus neuerer Zeit. Denn wie ſehr auch die Pfalz mit Herz und Seele dem Ländervereín zugethan ſey, welchem ſie gegenwärtig angehört, ſo haften dennoch ihre ſtolzeſten Erinnerungen nicht an dem Goldſchild mit dem rothen Schrägbalken, und es wäre zwar ein fühlbarer Verluſt für Heidelberg wie für das ganze Großherzogthum Baden, aber kein ganz unerwartetes Endergebniß, wenn der goldene Leu mit der rothen Krone die reiche Sammlung als redendes Abzeichen dieſer ſtolzen Erinnerungen von da entführte, wo er ſelber nicht mehr heimiſch iſt. Beſſer wäre es freilich für Heidelberg, es behielte die Graimberg'ſche Sammlung, die es einſt als dritten großen Verluſt zu dem entführten Bücherſchaz und zu der Boiſſerée'ſchen Galerie zählen mag; aber nur dann erſt, wenn es zu ſpät, wird vom Rathhaus kommend die bedächtliche Weisheit ſagen: „Vielleicht wär' es nicht ganz übel geweſen und hätte noch nicht den lezten Heller gekoſtet, wenn wir die alten Säle über der großen Terraſſe aus öden Speichern wieder zu wohnlichen Räumen umgeſtaltet hätten, um darin die Erinnerungen an unſere Vorzeit wohlgeordnet aufzuſtellen."

(Fortſezung folgt.)

## Paris, Oktober.

(Fortſezung.)

### Pariſer muſikaliſche Zuſtände.

Virtuoſen für Inſtrumentalmuſik ſind in ungeheurem Ueberfluß in Paris vorhanden, und alle behaupten, wie es ſich von ſelbſt verſteht, „von erſter Force" auf ihrem Inſtrument zu ſeyn, und viele ſind es auch in der That, wie Berlioz, Alard, Maurin, Herrmann ꝛc. unter den Violiniſten, Frank, Garraud, Koßmann, Offenbacher, Ehrmann, Fräulein Chriſtiani ꝛc. unter den Celliſten; weniger ausgezeichnete Künſtler haben die Blasinſtrumente aufzuweiſen, dagegen beſteht das Heer der Pianiſten aus Legionen, und faſt alle haben es zu einer bewunderswürdigen mechaniſchen Fertigkeit gebracht, was auch Alles iſt, was man an ihnen bewundern kann. Wenn ſich dieſe Leute an's Clavier ſezen, ſo iſt es, man verzeihe uns den trivialen Ausdruck, als ſezten ſie ſich zum Wurſthacken nieder; ſie ſchlagen mit einer ſo herkuliſchen Kraft auf die Taſten, daß viele derſelben ſchon nach einigen Takten verſtummen; Alle wollen Liszt's ſeyn, und dieſer Mann hat in der That dieſe Umwälzung im Pianofortespiel zu verantworten; ehrenvolle Ausnahmen machen nur Thalberg, Chopin, der ſich aber nur noch ſehr ſelten hören läßt, Roſenhain, deſſen Compoſitionen ſehr beliebt ſind, Kathinka von Diez, die Pianiſtin zweier Königinnen, und in der lezten Zeit der junge Pianiſt Waldmüller aus Wien, der eben ſo ſehr durch ſeine Compoſitionen, als durch die Art, wie er ſie ausführt, die Kunſtverſtändigen entzückt; auch Madame Pleyel hatte ſich eines großen Zudrangs zu ihren beiden Concerten zu erfreuen, was aber wohl mehr gewiſſen andern Umſtänden als ihrem übrigens nicht alltäglichen Talent zuzuſchreiben iſt.

Eine beſondere Erſcheinung war im leztverfloſſenen Winter die ſchon vielfach beſprochene Compoſition von Felicien David: le désert, die zuerſt im Conſervatorium zur Aufführung kam und dann vom Direktor der italieniſchen Oper ausgebeutet wurde. Das Neue und Bizarre derſelben war es, was die Maſſen anzog und zur Bewunderung hinriß, ſie wird ſich aber auf die Dauer ſchwerlich in der Gunſt des muſikaliſchen Publikums halten, obgleich ſie manches wahrhaft Schöne enthält. Das übertriebene, ja lächerliche Lob der France musicale, welche die Partition an ſich gebracht hat und dieſelbe in ihrem Blatt nicht nur den beſten Tonſchöpfungen eines Beethoven, Mozart, Haydn an die Seite, ſondern ſogar über dieſe ſezte, hat ihr weit mehr geſchadet als genüzt, da man ſich in ſeinen Erwartungen ſehr getäuſcht fand. Indeſſen haben jene Herren gute Geſchäfte damit gemacht und wurden dadurch in den Stand geſezt, ihre dem Untergang nahe muſikaliſche Zeitung, welche längſt allen Kredit verloren, noch eine Zeitlang fortzuſezen.

An guten Sängern und Sängerinnen iſt in der Pariſer Künſtlerwelt, auch außerhalb der Bühne, fortwährend Mangel; es iſt dieß das einzige Fach, das nicht überſezt iſt und weniger Concurrenz zu beſtehen hat; an mittelmäßigen und ſchlechten Geſangsvirtuoſen iſt dagegen großer Ueberfluß. Unter den Sängern vom Fach ſind Geraldi, Goldberg, Ponchard, Proté, Alexis Dúpont und Tagliafilo ausgezeichnet, auch gefiel der deutſche Tenoriſt Stigelli im lezten Winter ſehr; nebſt ſeiner ſchönen Stimme waren es ganz beſonders ſeine Tirolerlieder, die allgemein anſprachen. Gute Concert- und Soiréeſängerinnen ſind noch ſeltener. Unter den Franzöſinnen iſt für den leichtern Geſang nur Madame Sabatier zu erwähnen, eine ſehr liebliche Erſcheinung mit einer herrlichen, klangreichen Sopranſtimme, die jedoch nur Romanzen und kleinere, nicht dramatiſche Tonſtücke ſingt, deren Silbertöne aber in der That bezaubern. Madame Iweins d'Henin und Demoiſelle Delphine Brancó ſind erſtere eine treffliche Altiſtin, die andere eine vorzügliche Sopraniſtin. Auch an italieniſchen Sängerinnen iſt durchaus kein Ueberfluß vorhanden, und Signora Vera aus Rom, nebſt Signora Vigano ſind die einzigen nennenswerthen. Unter den deutſchen Sängerinnen kann ich nur Fräulein Bockholz aus Trier namhaft machen, welche mit ihrer mächtigen, herrlichen Stimme und trefflichen Methode im vergangenen Winter großes Aufſehen machte und in den erſten Häuſern geſucht und fetirt wurde.

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 18. November 1845.

> I to my state grow stranger, being transported,
> And rapt in secret studies. —
>
> Shakespeare,

## Ein alter Herr und eine junge Meinung.

Bruchſtück aus dem nächſtens erſcheinenden Roman: „Die Ritterbürtigen.“ von L. Schücking.

Wir führen den Leſer in einen Landſtrich, der lauter feudaliſtiſch bethürmte, altergraue, mit Wall und Graben beſchüzte Adelsſitze darbietet; eine ganze Galerie architektoniſcher Schönheiten und Unſchönheiten aus allen Zeitaltern, von Franz dem Erſten herab bis auf die Tage neumodiſcher Phantaſieloſigkeit und Sterilität. Keines von dieſen Schlöſſern iſt ſo großartig, ſo vollendet künſtleriſch gedacht, wie das Haus Surenburg, der Sitz des Freiherrn Heinrich von Mainhövel; aber dennoch bietet keines dem Beſchauer einen ſo traurigen Anblick. Nicht allein daß die Umgebungen dieſes mit korinthiſchen Säulen und mit verſchwenderiſch reichen Ornamenten geſchmückten, in den edelſten Verhältniſſen aufgeführten Prachtbaues die äußerſte Vernachläßigung zeigen, daß der Hof von Holz- und Düngerhaufen eingenommen wird, daß Wäſche auf Stacket und Gitter zum Trocknen aufgehängt iſt. Der Bau iſt obendrein nicht vollendet, die Fenſteröffnungen des dritten Geſchoſſes ſind mit Brettern gegen das Wetter zugenagelt, ein geſchmackloſes proviſoriſches Ziegeldach iſt an die Stelle geſezt, die Attiken ſchützen und Kupferplatten decken ſollten. Das Ganze macht den trübſten Eindruck, ebenſo das Innere. Hier ſind große Corridore, weite und hohe Säle, Flügelthüren mit reichſter Schnitzarbeit, Decken, die mit dem feinſten Stucco prangen. Aber die geweißten Wände ſind kahl und die ungeheuern Säle leer und öde. Sie ſind noch mehr: da wo die Familie haust — eine äußerſt lärmende, äußerſt unbändige, äußerſt ungenirte, mit fünf großen Hunden und einem jungen Ziegenbock in gemeinſamer Oekonomie lebende Generation von kleinen Baronen und Baroninnen von Mainhövel — da ſind die Zimmer ſchmutzig, die Möbeln zerriſſen und zerſchlagen; überall Spuren und Anzeichen von vollſtändiger Auflöſung einer geſellſchaftlichen Ordnung.

Die Frau von Mainhövel, die waltende Hausfrau, eine ſehr reſpektable Matrone in einem dunkelgrünen Kleide von Biberzeug, ſucht umſonſt unter dem ſich tummelnden jungen Volke von hochaufgeſchoſſenen Burſchen und rothwangigen, von inſolenter Geſundheit ſtrotzenden Mädchen Ruhe und Stille zu erzielen. Bitten und Ermahnungen bleiben vergebens; ſo greift ſie zum lezten Mittel. Erſchöpft hört man ſie durch das Schreien und Toben die Drohung rufen: „Wenn du nicht gleich aufhörſt, Karlchen, kommſt du einen Tag lang zum Vater hinauf!“ Karlchen muckſte nicht mehr. — „Sez' dich jezt endlich und nimm deinen Strickſtrumpf, Lorchen, oder du mußt morgen beim Vater bleiben!“ —

Digitized by Google

Lorchen ſaß ſo ſtill und ſittig, als ob ſie nicht fünf zählen könne, die ungeſtüme wilde Katze.

Der Vater, der Freiherr Heinrich von Mainhövel, mit deſſen Namen man ſo die Kinder ſtillt, wie einſt ſaraceniſche Mütter mit dem des löwenherzigen Königs, wohnte von der übrigen Familie getrennt in einigen anſtändig möblirten und ſorgfältiger gehaltenen, doch immer noch wüſten Zimmern, in deren Umgebung fortwährend Todtenſtille herrſchen mußte. Eines ſeiner Kinder hatte abwechſelnd je für einen Tag die Pflicht, ihm Geſellſchaft zu leiſten und zur Hand zu ſeyn. Dieſe Art von Adjutantur fiel gewöhnlich der kleinen Herbertine zu, von welcher wir ſogleich ſprechen werden.

Herr von Mainhövel war eine große, baumſtarke, doch vom Alter etwas gebeugte Geſtalt; ſeit ſeinem Unglück war er magerer geworden und ſein Haar um ein Bedeutendes mehr ergraut. Da er die Gewohnheit hatte, es über den Ohren nach vorn in die Höhe zu kämmen, ſo ſtand es, ſtraff und borſtig, wie es war, gleich zwei Fledermausohren über ſeiner runzelvollen Stirne empor, die auffallend hochgewölbt und beinahe bis zum Wirbel nackt war. Obgleich er am unheilbaren Staar litt, entſtellten ſeine Augen, wenn auch todt und farblos, doch den Geſammteindruck ſeiner großartigen und ungewöhnlichen Züge nicht, die eine bedeutende und geiſtvolle Individualität ankündigten. Seit ſeiner Erblindung hatte er nie ein Scheermeſſer ſeinem Kinne nahe kommen laſſen, und ſo erhöhte ein kurzer weißer Bart die Seltſamkeit ſeiner Erſcheinung. Er trug beſtändig einen blauen, bis an den Hals zugeknöpften Schnürrock.

Der Freiherr Mainhövel hatte von Jugend auf eine beſondere Vorliebe für die ſogenannten exacten Wiſſenſchaften gezeigt und ein ganz ungewöhnliches Talent dafür entwickelt. Er war nicht allein der gründlichſte Mathematiker, der kenntnißreichſte und genialſte Dilettant, der ſich je mit Phyſik und Chemie beſchäftigte; er kannte ſelbſt bis in's kleinſte Detail alle Vortheile und Handgriffe der Mechaniker und Inſtrumentenmacher und war als bei weitem der geſchickteſte und erſte Architekt des Landes bekannt. Er hatte eine Rechenmaſchine von der allerſinnreichſten Einrichtung erfunden, er hatte Formeln der höhern Mathematik entdeckt, welche die Wiſſenſchaft wahrhaft bereicherten und ihm ein Dutzend Diplome gelehrter Geſellſchaften einbrachten, er hatte — weniger glücklich — Jahrelang dem perpetuum mobile nachgeſonnen. Dem Leben, dem Genuſſe, der Erholung oder den Seinigen war von ſeiner, der Wiſſenſchaft gewidmeten Exiſtenz nicht viel geblieben: er hatte ſtudirt vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis tief in die Nacht. Seine Gedanken ließen ſich auf Logarithmen reduciren, aus ſeinen Gefühlen ließen ſich die Kubikwurzeln ziehen und an der Stelle des Herzens ſchien in dieſem eiſernen Maſchinenmanne eine unbekannte Größe, die noch gefunden werden muß, das X zu ſitzen.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Aus dem Rieſengebirge.

(Schluß.)

Ich wandte mich über die Seifenlehne nach der Hampelsbaude, dem alten wohlbekannten Hoſpiz der Koppenwanderer von Seidorf, Arnsdorf oder Krummhübel her, wie es die Wieſenbaude für die Kammwanderer iſt. Es war eine Geſellſchaft junger Männer zur Beſteigung der nahen Rieſenkoppe hier, und nach kurzer Raſt ſchloß ich mich dem Zuge an. — Wir kamen an den Fuß des ziemlich ſteilen Rieſenkegels, der aus Geröll von Gneus und Glimmerſchiefer aufgeſchüttet ſcheint, während ohne Zweifel ſein Granitleib nur damit bedeckt iſt. Ein ſtreckenweis treppenartiger Pfad leitet im Steingeröll aufwärts, iſt aber ſo jäh, daß er bei heftigem Sturme nicht ohne Gefahr ſeyn mag; und beſtändig braust um die Koppe ein durchdringender Wind, der leicht zum Orkan ausartet. Alles iſt nackt und kahl; nur das forſchende Auge des Botanikers entdeckt zwiſchen den Steinen die Anemone alpina, Veronica alpina, Veronica bellidioides, Poa laxa, Luzula spicata und das ſeltene Sedum rubens. Faſt auf der Hälfte des Weges erhebt ſich rechts eine Felswand, über welche man in den ungeheuern Rieſen- oder Aupegrund blickt, in deſſen Tiefe wie ein Silberband der Fall der großen Aupe erſcheint, die ihre Quelladern am Oſtgehänge der weißen Wieſe vereinigt hat.

Dem Gipfel der Koppe nahe, wurden wir nach alter Sitte mit Trommelſchlag empfangen, wie auf dem Kienaſt, und endlich hatten wir die höchſte Erhebung des Rieſengebirges und des ganzen nördlichen Deutſchlands erſtiegen, welche zu 4955 Pariſer oder 5133⅓ rheinl. Fuß Seehöhe angegeben wird. Den Gipfel krönt eine Laurentiuskapelle, welche in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts erbaut und der Propſtei zu Warmbrunn für den bei günſtigem Wetter fünfmal im Jahre abzuhaltenden Gottesdienſt überwieſen wurde. Es geſchah jedesmal eine Wallfahrt zur Koppe, und ſolche Tage hießen Koppentage, welche mit der Aufhebung jener Propſtei i. J. 1810 ihr Ende fanden. Durch dieſe Wallfahrten ward im ſiebzehnten Jahrhundert zuerſt der öſtliche Theil des Hochgebirges mehr bekannt, während der weſtliche mit ſeinen Nebenzweigen bis zum Reifträger und Weiberberge noch im ganzen vorigen Jahrhundert unbeſucht blieb. Die Kapelle ſtand bis 1824 verödet, wo ſie als

Digitized by Google

ein ſehr willkommenes Hoſpiz für die immer zahlreicher gewordenen Koppengänger verpachtet und eingerichtet wurde.

Soviel in geſchichtlicher Hinſicht über den merkwürdigen Thron des Rübezahls und die Kapelle, deren Bau ihn angeblich vertrieben hat, wogegen nach ſolchem Glaubensſyſteme des Berggeiſtes Macht, der ſo oft mit dem Teufel als gleichbedeutend gedacht wird, jezt wieder recht im Flor ſeyn müßte, nachdem die heilige Stätte in ein Wirthshaus verwandelt und damit allen Teufeleien Thür und Thor geöffnet worden iſt. Merkwürdig genug läuft die ſchleſiſch-böhmiſche Grenze, welche drei Viertheile des Hochgebirges an Oeſterreich und ein Viertheil an Preußen überweist, mitten über die Koppe und ſogar mitten durch die Kapelle; denn vor ihrer Erbauung ſoll hier ein Grenzſtein geſtanden haben. Bei den im vorigen Jahre entſtandenen Grenzſtreitigkeiten iſt auf dem Kamme und auch auf der Koppe eine buchſtäblich allerhöchſte Berichtigung, bei der über dreißig Perſonen thätig waren, eingeleitet, aber bis jezt noch nicht vollendet worden. Ein Streit um die Rieſenkoppe iſt intereſſant genug.

Die Ausſicht genoß ich ſyſtematiſch, indem ich erſt den nächſten Umgebungen meinen Blick zuwandte. Die ſpäte Nachmittagsbeleuchtung, beſonders in der reinen Septemberluft, iſt einer Ausſicht von der Koppe ungleich günſtiger als die meiſt verſchleierte Morgenſonne, und kein Verſtändiger raubt ſich um des Sonnenaufgangs willen, wie es bräuchlich iſt, den Schlaf, um zu frieren und doch nichts zu ſehen. Dort lag ſüdlich auf der *weißen Wieſe*, der großen Niederung dieſes öſtlichen Kammflügels, die *Wieſenbaude*, früher auch die Renner- oder alte böhmiſche Baude genannt. Es iſt ein bequemes maſſives Gebäude, eine Hauptherberge für die Kammwanderer, und bei einer Seehöhe von 4380 Fuß die höchſte beſtändige Wohnung in Deutſchland dieſſeits der Alpen. Die Baude iſt auch darum noch intereſſant, weil ſie das erſte Haus an der Elbe iſt, die hier noch das Weißwaſſer heißt, deſſen ſehr ſtarke Quelle unfern entſpringt und als Hauptarm der Elbe den Bach dieſes Namens erſt ſpäter mit dem Verluſte ſeines eigenen aufnimmt. Rings um die Kindheit des Stromes lagert in majeſtätiſchem Frieden und ſtiller geheimnißvoller Wirkſamkeit die ganze öſtliche Bergwelt des Rieſenkammes, welche ſeine Altmutter, die Koppe, überblickt und beherrſcht. Oeſtlich gähnt, aus den ſteilen Granitwänden der Nordlehnen und dem zerklüfteten ſchroffen Südabhange der Koppe ſelbſt, der 2000 Fuß tiefe Aupegrund mit ſeinen eilf Häuſern herauf; ihm gegenüber öffnet ſich weſtlich der *Melzergrund*, und nördlich fällt die Rieſenhöhe ziemlich ſteil nach Schleſien hinab. Nach dieſer Seite iſt die Fernſicht auch am unbeſchränkteſten und erſtreckt ſich bei ſo heiterem Wetter, wie ich genoß, bis an die hoch am Horizont verſchwimmende Ebene Polens, indem Fürſtenſtein und Schweidnitz und ganz fern Breslau dazwiſchen erkennbar ſind. Nach Böhmen hin verdeckt der nahe mächtige Rücken des Brunnenberges mit einer Seehöhe von 4736 Fuß einen Theil des Landes, doch erkennt man darüber hinaus den Hradſchin und Laurentiusberg bei Prag.

Die Schauluſt iſt es nur ſehr nebenbei, welche mich von Zeit zu Zeit zu der Bergrieſin meines Vaterlandes und ihrer großartigen Familie hinauf lockt. Es iſt eine tiefer begründete, aus gemiſchten Gefühlen und Ideen entſprungene Sehnſucht, und ich möchte eine ſolche Kammwanderung, mit dem Abſchiede auf der Koppe, meinen heiligſten Gottesdienſt nennen. Ja, in *dieſer* Naturfeier liegt für mich eine Feier der Schöpfung überhaupt, die tief empfundene Idee des Urſprünglichen und Unendlichen in Gott, welche in der Totalanſchauung ſeiner hohen einſamen Werkſtätte auf dem Rieſengebirge ſich dem erkennenden Geiſte ſo unmittelbar und ungeſtört aufdringt. Mit der Betrachtung der einzelnen Erſcheinungen und im Hinblick auf die Thäler unten ſteigt meine Empfindung eine Stufe herab, zur Menſchheit und zu meiner eigenen ihr angehörenden Perſönlichkeit, und indem ich ihr inniges Verhältniß zu Gott in Liebe, Wahrheit und Freiheit bis zur lezten Erkenntnißhöhe hinausdenke, gewinnt das große Panorama umher ein wunderbares offenbarendes Leben und erzählt mir von der ſchlummernden Gotteskraft der Menſchheit. Nur auf einem ſolchen Höhenpunkte, wie die Koppe, kann man die höchſten Gedanken über Gott und Menſchheit auch am tiefſten *fühlen*, ſobald man mit Gott und der Natur allein und dreieinig geworden iſt. Liebe, Wahrheit, Freiheit — mit dieſer Dreieinigkeit des Gedankens, mit dem Wunſche, daß er endlich in der Geſchichte Geſtalt gewinnen möge, ſchied ich von dem ſchleſiſchen Rigi und ſtieg über die Grenzbauden nach Schmiedeberg hinab.

J. Kr.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, Oktober.

(Schluß.)

### Pariſer muſikaliſche Zuſtände.

Es iſt überhaupt für deutſche Sänger und Sängerinnen äußerſt ſchwierig, in Paris aufzukommen, und ſelbſt mit außergewöhnlichen Mitteln durchzudringen, woran die große Schwierigkeit der franzöſiſchen Sprache Schuld iſt. Deutſch will man nicht ſingen hören und verzeiht dieſe *barbariſchen* Laute höchſtens in ohrenkitzelnden Tyroliennes und zur Noth in einem Schubart'ſchen Lied; franzöſiſch mit einer fremdartigen Betonung und ſchlechter Ausſprache klingt den Ohren der Franzoſen greulich, und der wahren Pariſer Ausſprache mächtig zu werden, iſt für den Deutſchen, der nicht von Kindheit an daran gewöhnt wurde und in Frankreich lebte, ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich; namentlich bietet die Betonung die größten Schwierigkeiten dar, und ſelbſt die Elſäßer und Lothringer und die Bewohner einiger andern Provinzen können es nie dahin bringen, ſich den in Paris

beliebten Accent anzueignen. Bei größern Tonſtücken des dramatiſchen Geſangs läßt man es ſich zur Noth gefallen, einen fremdartigen Accent zu hören, wenn die Stimme ausgezeichnet ſchön und ſonor iſt, aber bei franzöſiſchen Romanzen und Liedern, deren hauptſächlichſter Werth in der Art des Vortrags und im Ausdruck liegt, fällt der Fremde immer durch und erregt Lachen. Dieß begegnete auch Sophie Löwe, als ſie Beethovens Adelaide mit franzöſiſchem Text ſang. — Singen aber Deutſche in italieniſcher Sprache, ſo zieht man ſogleich eine Parallele zwiſchen ihnen und den Sängern der italieniſchen Oper, wobei ſie natürlich bei allem Talent den Kürzern ziehen. Man ſagt hier, die Deutſchen haben ſchöne Stimmen, verſtehen aber nicht zu ſingen, das heißt, ſie haben es nicht bis zu jenen ſo beliebten Kehlkunſtſtücken bringen können, zu denen man eigentlich wenig Stimme bedarf, die aber unmuſikaliſche Ohren, wie die der meiſten Franzoſen ſind, beſtechen. Doch fängt man in der neueſten Zeit an, mehr Geſchmack auch an wahrhaft klaſſiſcher Vokalmuſik zu finden, was man hauptſächlich den Concerten des Fürſten von der Moskowa zu verdanken hat, wo dieſe freilich in der höchſten Vollendung vorgetragen wird. Allem Anſchein nach wird dieſe Muſik binnen Kurzem herrſchende Mode werden und dem Romanzenweſen und dem Unfug der neuen Compoſitionen den Untergang bereiten.

In der hieſigen Dilettantenwelt findet man übrigens ſehr viele ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen mit herrlichen, friſchen Stimmen, unter denen die Gräfin Merlin, die Gräfin Sparre, die Frau von Gentien, Madame Friedrich, eine Deutſche, Fräulein von Morlière, Madame Laty, die Herrn von Patania, Brugini, von Gays de Saint-Amour, und andere hervorragen. Dieſe hört man aber faſt nur in Privatcirkeln, zu denen Fremde ohne beſondere ſpezielle Empfehlungen keinen Zutritt haben, und einige von ihnen in dem eben erwähnten Geſangverein des Fürſten, zu dem der Zutritt gleichfalls ſchwierig iſt. — Gibt das Oeuvre de la Miséricorde ein Concert, was jedoch nur ein- bis zweimal im Jahr der Fall iſt, ſo kann man ſich, wenn man ſich bei Zeiten meldet, ein Billet zu freilich ſehr hohen Preiſen verſchaffen.

So viel über die dermaligen muſikaliſchen Zuſtände zu Paris, über die man freilich Bücher ſchreiben könnte; das Geſagte wird indeſſen genügen, um den nach den hieſigen Lorbeeren und Einnahmen verlangenden Künſtlern die nöthigen Fingerzeige zu geben und ſie zu unterrichten, unter welchen Umſtänden ſie auf allenfallſigen Erfolg rechnen können. Bis jezt wurden unter hundert neun-und-neunzig in ihren Erwartungen bitter getäuſcht. Unter allen deutſchen Sängerinnen, die ſich öffentlich hören ließen, gelang es nur der einzigen Henriette Sonntag, zu ihrer Zeit Glück in Paris zu machen, wozu aber neben ihrem ausgezeichneten Talent ihre überaus liebliche Perſönlichkeit nicht wenig beitrug; aber auch ihre Roſen waren nicht ohne Dornen, und gar oft ſah ſie ſich den hämiſchſten Kritiken in feilen, von ihren Neidern bezahlten Blättern preisgegeben.

## Aus dem Großherzogthum Baden, Novbr.

(Fortſetzung.)

### Die Graimberg'ſchen Sammlungen zu Heidelberg.

Was wir vorſchlagen, wäre gewiß beſſer als manches was geſchieht; doch ſelbſt die leichtblütigſte Hoffnung müßte Haltung und Zuverſicht ſchon vor der einen Thatſache verlieren, daß Herr v. Graimberg das kleine Gelaß über dem Eingangsthor des Schloſſes gegen den Garten hinaus, wo er eine Auswahl pfälziſcher Familienbildniſſe aufbewahrt, von Jahr zu Jahr der Herrſchaft theurer bezahlen muß, während er ſein geräumiges Haus am Burgweg ohnehin ſchon ganz den Zwecken der Sammlung widmete; wie hoch alſo würde der Staat erſt den Friedrichsbau anſchlagen, wenn er vermiethbar wäre! denn in unſern Tagen gilt nur noch der unmittelbare Gewinn, und Viele von denen, welche hier ein Wort darein zu reden hätten, werden ohne die mindeſte edle Regung dereinſt von Heidelberg und aus dem Lande dieſe Schätze ſcheiden ſehen, geſchweige denn, daß ſie zu rechter Zeit am rechten Ort je ſagen möchten: „Bringt ein Opfer für die Erhaltung des ſchönſten geſchichtlichen Denkmals, laßt wenigſtens nicht die Schmach über uns kommen, daß wir dieſen Raub widerſtandslos zugegeben." — Wie es jedoch ſich entſcheide, ob eine Erbtheilung dereinſt, ob früher noch ein Verkauf den Hort uns entfremde, jedenfalls bleibt dem Herrn von Graimberg die Ehre der großartigen Schöpfung, die er in unabläſſigem Kampf mit beengten Verhältniſſen im Drange ſchwerer Kriegszeiten, wie ſpäter während der Friedensjahre gegen ſtumpfe Gleichgültigkeit und biſſige Scheelſucht in das Daſeyn rief, ohne daß ſie die einzige Lebensaufgabe dieſes merkwürdigen Mannes geweſen wäre, den die Liebe zu den Reizen einer ſchönen Natur, die Begeiſterung für die Herrlichkeiten der Kunſt in Heidelberg an Heidelberg ſelbſt zum Künſtler werden ließ. Der Umſturz aller Dinge hatte ſeine Familie aus Frankreich vertrieben, und Karl von Graimberg die Waffen getragen, bevor ihn ſeine Beſtimmung in Geſtalt eines Zufalls gen Heidelberg führten, wo aus den anfänglich beſtimmten Tagen des Aufenthalts Wochen, Monde, Jahre und Jahrzehnte wurden, wie ſich aus der erſten Skizze, welche der (damalige) Dilettant in ſein Album zeichnete, jene kunſtreichen Darſtellungen entwickelten, die, durch Haldenwangs und ſeines Schülers Schnell Grabſtichel vervielfacht, den Ruf der Ruine als einer „Sehenswürdigkeit" begründeten und Heidelberg zu einem Tummelplatz des großen Schwarmes der Touriſten machen halfen. Im Jahr 1810 bezog Graimberg eine kleine Wohnung, ſo zu ſagen ein Schwalbenneſt in der Ruine, großentheils darum, um die edlen Trümmer gegen rohen Muthwillen zu bewahren, bis es ihm ſpät genug endlich gelang, Aufſicht und Schutz von Seiten der zuſtändigen Behörden für die bis dahin gänzlich preisgegebenen Herrlichkeiten zu erwirken, welcher Schutz vielleicht ſeines Erfolges minder ſicher geweſen, wäre nicht nach und nach eine Art von Gilde in's Daſeyn getreten, welche das Schloß als eine Quelle reichlicher Trinkgelder liebgewann, ſo daß der Eigennutz des Pöbels ſelbſt die ſchadenfrohe Zerſtörungswuth im Zaum hielt; zu gutem Glück, denn nirgends iſt wohl diejenige Klaſſe von Staatsbürgern, welche man gemeiniglich unter dem Namen der Canaille begreift, gewaltthätiger und unbändiger als juſt zu Heidelberg. — Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß ſeit dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold das Heidelberger Schloß ſich der Gunſt erfreut, welche dieſer kunſtliebende und die geſchichtlichen Erinnerungen ehrende Fürſt in ſeinem ganzen Lande den Denkmalen der Vorzeit zu Theil werden läßt, und auf dieſe perſönliche Zuneigung des Landesherrn für die Zeugniſſe der Geſchichte überhaupt und für Heidelberg insbeſondere gründet ſich wohl auch die einzige Möglichkeit, die Graimberg'ſche Sammlung dem Lande erhalten zu ſehen, obſchon dieſe Angelegenheit wohl mehr eine Sache des Staates und der Stadt als des Fürſten wäre.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. November 1845.

— Data sunt ipsis quoque fata sepulcris.
Juvenal.

## Der Banter Kirchhof. *

1.

Die Jade rollt ihre Wellen,
Gierig iſt ſie nach Land —
Was will der grüne Hügel
Am öden Waſſerſtrand?

Das iſt der Banter Kirchhof,
Der dort verlaſſen liegt;
Mit heiſerem Schrei darüber
Die graue Möve fliegt.

Hoch ſteht und trocken der Kirchhof,
Es wanken nicht ſeine Füß',
Und bei der Seeluft Säuſeln
Schlafen die Todten ſüß.

Im Oſten rings und im Süden,
Da ſtreicht die ſalzige Flut,
Und bei der Woge Brauſen
Schlafen die Todten gut.

Doch weht es und ſtrömt es aus Weſten,
Dann gährt's in der Jade viel:
Der Kirchhof liegt umtoſet
Im wilden Wogenſpiel.

Und bang wird unten den Todten,
Sie träumen, träumen ſo ſchlimm;
Das Stöhnen aus tiefem Grunde
Das iſt eine Grabesſtimm'.

Da träumen ſie, wie gekommen
Zur Erden der jüngſte Tag,
Wo die Welt vergeht, kein Leben
Seinem End' entrinnen mag.

* Es wird berichtet, daß Jeverland und Butjadingerland vor Zeiten nur durch ein ſchmales Gewäſſer getrennt waren, ſo daß der laute Ruf von dem einen Ufer gehört werden mochte am andern. Allmählig, in Folge mehrerer großen Sturmfluthen, gewann der Jadebuſen ſeinen gegenwärtigen Umfang. Beſonders trug auch die ſogenannte Antoniſfluth vom Jahr 1511 dazu bei, nach welcher ſieben Ortſchaften ausgedeicht und den Fluthen überlaſſen werden mußten. Von dieſen allen iſt keine Spur mehr vorhanden; nur daß man noch an der Südſeite des jeverländiſchen Kirchſpiels Neuende auf dem Außengroden einen grünen Hügel antrifft, von dem die gewöhnliche Fluthgrenze nur einige Schritte entfernt iſt. Dieſer Hügel iſt der alte Kirchhof des ausgedeichten Kirchdorfes Bant, den bisher die Gewalt des Waſſers verſchont hat.

Digitized by Google

Auch träumen ſie, wie das Waſſer
Einſtrömet in's Jeverland:
Nordſee und Jade reichen
Sich die Vertilgerhand;

Und über die Flur, die arme,
Hinbrauſet die ſchnelle Fluth,
Was lebet darauf und ſich reget,
Schlingt ſie mit wilder Wuth;

Und über der Flur, der grünen,
Salzwaſſer fließt auf und ab —
Und vor Angſt ſich drehn und wälzen
Die Todten in ihrem Grab.

2.

Ihr fragt, wie ſo der Kirchhof mag liegen in guter Ruh,
Und ſchon dreihundert Jahre wild Waſſer ſezt ihm zu?
Wahr iſt's, noch ſteht der Kirchhof troz Sturm und Wogenſchlag,
Und länger, länger ſteht er, wohl bis zum jüngſten Tag.

Was macht's, daß die Gewäſſer ſich wühlen auf vom Grund?
Daß all die Wellenſchlangen ihm peitſchen die Seiten wund?
Der weiße Schaum der Salzfluth liegt kniehoch rings umher,
Doch wie ſie tobt, es wanket der Kirchhof nimmermehr.

Wahr iſt's, die Jade frißt gerne, ſie frißt ſo gerne Land,
Sie fraß mit manchem andern das halbe Kirchſpiel Bant.
Doch laß den Zahn ſie fletſchen und ſchleichen voll Gier hinan;
Den alten Kirchhof nimmer ſie nicht berücken kann!

Wahr iſt's, die Jade frißt gerne, ſo gern ſie Menſchen frißt,
Manch Einen fing vor Alters ſie mit Gewalt und Liſt.
Doch laß den Zahn ſie fletſchen und ſchnobern an ihrem Grab,
Die Todten im Banter Kirchhof, die ſchlingt ſie nicht hinab!

Es ſizt eine Glocke drinnen, hält mit den Stillen Haus —
Dem Kirchhof kommt's zu gute in noch ſo hartem Strauß:
Die Todten, denen ſie weiland geläutet zur Grabesruh,
Die ſtüzt ſie und die ſchüzt ſie in ihrer ſchwarzen Truh.

Mit Stricken und mit Spaten zog einſt ein Menſchenhauf;
Die Glocke zu heben, ging es den ſtillen Hügel hinauf.
Gegraben wird, gezogen; doch feſt die Glocke ſtund,
Es war, als ſänke ſie tiefer, nur tiefer in den Grund.

Da kommt ein heimlich Grauſen die frechen Störer an,
So Meiſter als Geſellen — es packte Mann für Mann.
Geſchaufelt wird, getreten; Erde ſie wieder deckt,
Und bei den Todten ruhet die Glocke tief verſteckt.

Ach Leute, höret und bleibet mit Strick und Spaten fern!
Auch ihr liegt bald im Grabe und hättet Ruhe gern:
So laßt die Glocke den Todten dort in geweihtem Grund,
Sonſt reißt das wilde Waſſer den Kirchhof weg zur Stund'.

Dann können ſie nicht mehr ſchlafen im engen, ſtillen Haus
Die Jade, die Jade gierig übt einen hohen Schmaus! —
Was liegt dort Bleiches im Mondlicht? was ſpie die Fluth an's Land?
Es faßt nicht Schneck' und Muſchel, einen Schädel hält deine Hand.

(Schluß folgt.)

---

## Ein alter Herr und eine junge Meinung.

(Fortſetzung.)

Während ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchungen waren eine Menge architektoniſcher Ideen im Freiherrn aufgeſtiegen, deren Ausführung ihm am Herzen lag und wozu doch keiner ſeiner bauenden Bekannten, welche um ſeine Rathſchläge baten, ſich verſtehen wollte, da ſie ſeltſam, befremdlich oder nicht ausführbar ſchienen. Und verſucht mußten ſie doch werden! Was blieb dem Freiherrn von Mainhövel anders übrig, als ſelbſt zu bauen? Zwar war das Herrenhaus von Surenburg ein ganz anſtändiges, noch vor nicht vielen Generationen errichtetes Bauwerk; zwar war der Freiherr von Mainhövel durch alle ſeine Rechnungen nicht eben reicher geworden; troßdem aber begann er eines ſchönen Tages die Pläne zu einem Neubau zu entwerfen — die bloßen Pläne, die ihm ja nichts koſteten, die ihn ja zu nichts zwangen. Er zeichnete und tuſchte nun, ſann hin und her, legte Maßſtäbe an und ſchrieb Notizen; und als endlich die Pläne fertig waren, gab er, wieder eines ſchönen Tages, ſeinem Rentmeiſter einen Befehl, worauf nach wenigen Tagen ein höchſt lebhaftes Treiben und Arbeiten begann, das den Hof von Surenburg um und um kehrte. Bevor noch Frau von Mainhövel ſicher erfahren, was denn eigentlich im Werke ſey, ſah ſie eines Morgens zu ihrem großen Erſtaunen, wie man ihr das Dach über dem eigenen Kopfe abbrach und Ziegel und Latten in den Hof ſchmetterte, ohne die geringſte Schonung dieſer achtbaren Beſtandtheile ihres Erb- und Stammhauſes, das ſie ihrem Gemahle zugebracht hatte. Dieſer beruhigte ſie damit, daß ihr nun eine weit bequemere Wohnung werden ſolle, und zum Theil hielt Herr von Mainhövel hierin Wort. Er veranſtaltete bei dem Neubau Bequemlichkeiten und Erleichterungen in Küche und Keller, in jedem Eckchen der Wohnzimmer für ſeine Frau, wie nur die erfinderiſchſte Liebe es gekonnt zu haben ſchien.

Digitized by Google

Und doch hatte er ſchwerlich ein einzig Wort der Theilnahme oder der Liebe für ſie gehabt, während der ganzen Zeit, in welcher er ſo emſig dem höchſten Luxus baulicher Bequemlichkeit für ſie nachſann. Zweckmäßige und angenehme Einrichtungen beſchäftigten aber den Bauherrn nicht allein; hauptſächlich galt es ihm, ſeine Erfindungen in's Werk geſezt zu ſehen, und ſo füllte er den Neubau mit wunderſamen Dingen aller Art. Da gab es Thüren, welche nach beiden Seiten hin geöffnet wurden; ein elektromagnetiſcher Telegraph führte aus einem Eckzimmer des Schloſſes in das entfernteſte an der entgegengeſezten Seite; ein Druck auf unſichtbare Federn öffnete Theile des Getäfels, hinter denen geheime Treppen zum Vorſcheine kamen; zwei durch eine Wand getrennte Bettalkoven ruhten auf einer beweglichen Scheibe; wenn Abends einer derſelben von einer Dame, der andere von einem Herrn eingenommen und während ihres Schlafs die Maſchinerie in Bewegung geſezt worden, ſo fand der Herr beim Erwachen am Morgen höchſt befremdender Weiſe ein rothes Zimmer vor ſeinem Alkoven, wo er Abends ein blaues geſehen, und deutliche Spuren weiblicher Anweſenheit in Strümpfen, Röcken und andern Dingen, während die Dame ſich höchlichſt ſcandaliſirt fühlen mußte, in dem Raume vor ihr Beweiſe zu entdecken, wie ungenirt ein Herr es ſich bei ihr bequem gemacht haben müſſe.

Das Alles und noch viele andere Dinge enthielt der Pracht- und Kunſtbau des Freiherrn von Mainhövel, der gewiß weit und breit zu verdientem Ruhme gekommen ſeyn würde, wäre nicht ein höchſt verdrießlicher Umſtand eingetreten, der den Bau unterbrach. — Dieſer Umſtand war kein anderer, als daß der Rentmeiſter eines Tages mit zager Stimme dem Freiherrn die zwei winzigen Wörtchen ausſprach, welche die größte Macht auf Erden haben, welche Reiche ſtürzen und Könige in Feſſeln legen. — Der Rentmeiſter ſagte: „Kein Geld!"

In der That war der beſte Theil des Surenburgſchen Vermögens verbaut. Man mußte einhalten und die unvollendeten höheren Theile des Schloſſes ſo gut wie möglich gegen das Wetter zu ſchützen ſuchen. Nur für die Zimmer des Hausherrn konnte eine gewiſſermaßen anſtändige Einrichtung erzielt werden; ſeine Gemahlin verzichtete darauf und ſaß nun zwiſchen allen ihren ſinnreichen Bequemlichkeitsanſtalten ohne einen ordentlichen Stuhl und Tiſch, geſchweige den Luxus von Vorhängen und Tapeten zu haben.

Herr von Mainhövel ruhte in einem Fauteuil am Frühſtückstiſch. Neben ihm ſtand Herbertine, die unter ihren Geſchwiſtern ausſah wie eine Roſe unter Kartoffelblüthen. Sie war hoch aufgeſchoſſen, ihr rundes Geſichtchen war zart wie eine Pfirſichblüthe und nichts glich dem himmliſchen Ausdruck ihres Auges, wenn ſie die Lider mit auffallend langen ſchwarzen Wimpern aufſchlug.

Ihr Vater, der in allen Dingen hartnäckig jede Hülfleiſtung ablehnte, die er nur irgend entbehren zu können meinte, ſuchte ſich beim Eſſen ſo gut zu helfen, wie es ihm möglich war. Herbertine hatte eine kleine Silbergabel aus einem Beſteck genommen, welches ihr Pathengeſchenk war, und ſuchte damit leiſe dem Vater die Biſſen unter die Gabel zu ſchieben, damit er ſie leichter finde. Er durfte das nicht merken; die Kleine mußte die größte Vorſicht anwenden, daß ſeine Gabel nicht zufällig auf die ihre ſtoße, weil er dann mit der Behauptung, ſie naſche von ſeinem Teller, nach ihr geſchlagen haben würde. Sie war deßhalb fortwährend in einer faſt athemloſen Beklemmung. Als er fertig war, wurde der Tiſch weggenommen; Herbertine gab dem Vater eine Schnur in die Hand, welche an einem Nagel in der Mitte des Bodens befeſtigt war, und der Freiherr von Mainhövel begann nun ſeinen gewöhnlichen Spaziergang, indem er ſich an dieſer Schnur fortwährend im Kreiſe herumführte, bald nach links, bald nach rechts hin abwechſelnd. Herbertine ſtand unterdeß in einer Ecke an eine prächtige und ganz vollſtändige alte Ritterrüſtung gelehnt, welche der erfinderiſche Sinn ihres Vaters ſo geſchloſſen und hergerichtet hatte, daß ſie im Winter als Ofen benüzt werden konnte. Der ehrenveſte alte Degen, der einſt in Fehden und im Turnier wacker ſeinen Gegnern eingeheizt haben mochte, mußte ſich jezt von ſeinem pfiffigen Sproſſen ſelbſt einheizen laſſen und ein unübertreffliches Symbol der Umbildung von Ritterthum in Induſtrie, welche unſere Zeit ſo oft aufzuweiſen hat, abgeben.

(Fortſezung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden, November.**

Turnverein. — Advokatenverein.

Die unter dem Namen des Turnens bekannten gymnaſtiſchen Uebungen der Jugend waren bald nach erfolgter Befreiung von der ausländiſchen Gewaltherrſchaft faſt überall in Deutſchland ziemlich in Vergeſſenheit gerathen. Die Ausbildung des jugendlichen Körpers gerieth, wie früher, wieder allein in die Hände der Tanzlehrer. Die männlichen Zöglinge wurden, wenn der leiblichen Politur auch eine Krafterhöhung untergelegt werden ſollte, überdieß zuweilen, ebenfalls wie vormals, einem Unteroffizier übergeben. Nur zu gut aber hatte das Militär ſelbſt aus vielfachen Kriegserfahrungen einſehen gelernt, daß eine hölzerne Aktivität für ſeinen Wirkungskreis nicht mehr ausreiche und daß dem Exercirreglement eine lebendige Seele gegeben werden müſſe. So kehrte denn allmählig der Gedanke an das Turnen überhaupt zurück, zumal die Aerzte die Uebungen darin als der Geſundheit der heranwachſenden jungen Welt ſehr zuträglich erachteten, und man auf ihren Rath hie und da ſogar die weibliche Jugend zu Entwickelung und Befeſtigung der Körperkraft an gymnaſtiſchen Exercitien Theil nehmen ließ. Hiezu kam es denn ebenfalls in Dresden, und wenn

Digitized by Google

auch hier die leztere Anſicht manchen Widerſacher fand, befreundete man ſich doch immer mehr und allgemeiner mit der Vorſtellung des unläugbaren Nuzens der Turnanſtalten für die männliche Jugend. So faßten denn vor anderthalb Jahren einige junge Männer den feſten Vorſaz der Errichtung eines Turnvereins. Daß er großen Anklang gefunden haben muß und noch findet, das beweist, daß dieſer im vorigen Jahre ſchon bis auf 200 Mitglieder angewachſene Verein nunmehr deren über 500 zählt. Es ſind dabei zwei Turnlehrer, jeder mit 300 Thalern Jahrgehalt angeſtellt, und der Kinder, welche unentgeldlichen Unterricht erhalten, ſind hundert und dreißig; auch Erwachſene nehmen Theil am Turnen. Geſellige Zuſammenkünfte finden Freitags in jeder Woche ſtatt. Zu dem neueſten „Schauturnen,“ welches am 21. vorigen Monats gehalten wurde, hatten ſich die Landtagsabgeordneten und die Mitglieder der ſtädtiſchen Behörden zahlreich eingeſtellt. Der allgemeine Zudrang war ſehr groß. Auch gab die Verſammlung ihre Freude über die körperliche Gewandtheit der Kinder und Erwachſenen laut zu erkennen. Dieſe Anſtalt ſcheint allen Umſtänden nach ſich als ein Bedürfniß der Zeit herauszuſtellen, und ihr wäre daher die Unterſtüzung des Staats zu wünſchen, um welche ſie ſich bei den Ständen bewirbt. Unter dem aus ſieben Perſonen beſtehenden Comité, welchem die Leitung des Turnvereins obliegt, und den Stellvertretern derſelben befindet ſich der unter anderem auch durch ſeine neueſte, im jezigen Jahre gedruckt erſchienene Schrift über das Prinzip des Gymnaſialunterrichts der Gegenwart und deſſen Anwendung auf die Behandlung der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, dem literariſchen Publikum rühmlichſt bekannte Oberlehrer an hieſiger Kreuzſchule Dr. Köchly, und Profeſſor Wigard, der in öffentlichen Blättern als ein ſehr einſichtsvoller Wortführer der ſächſiſchen Deutſchkatholiken erſchienen iſt, ſodann der Stifter des als Vorſchule für den künftigen ernſtern Unterricht ſo wohlthätig einwirkenden hieſigen Jugendgartens, Dr. Frankenberg.

Neben der Ständeverſammlung, auf deren Sizungen gegenwärtig die vornehmſte Aufmerkſamkeit gerichtet iſt, gab der ſächſiſche Advokatenverein in der lezten Zeit den meiſten Stoff zur allgemeinen Unterhaltung. Aus allen Gegenden des Landes ſtrömten die Rechtspraktiker hier zuſammen, um eine äußere und innere Conſolidirung ihres Corps durch Feſtſtellung von Statuten und ſonſt zu erſtreben. Daß der ſeit langer Zeit als eine Art von Orakel in juriſtiſchen Angelegenheiten betrachtete dermalige Vicepräſident der zweiten Kammer, der ſo freimüthige als umſichtige Veteran, Oberſteuerprokurator Eiſenſtuck zum Vorſtand des Advokatenvereins gewählt worden, erwarb dieſem ſogleich einen großen Kredit, und was von den dreitägigen Verhandlungen dieſes Vereins verlautet, beſtätigt die Hoffnungen, die man von dieſer Zuſammenkunft im Voraus gefaßt hatte. Die nächſte Verſammlung des Vereins wird ſchon künftigen Sommer und zwar in Leipzig ſtattfinden. Zu den zur Sprache gekommenen vielen gemeinnüzigen Vorſchlägen gehört auch der zu Begründung einer Kaſſe für Advokatenwittwen.

(Fortſezung folgt.)

## Aus dem Großherzogthum Baden, Novbr.

(Schluß.)

### Die Graimberg'ſchen Sammlungen zu Heidelberg.

Die Sammlung pfälziſcher Alterthümer leitet ihren mehr als beſcheidenen Urſprung von einigen alten Münzen her, welche Herr v. Graimberg im Sommer 1811 in den Trümmern fand, und jezt beſteht ſie in ihren viertauſend Nummern aus verſchiedenen reich ausgeſtatteten Abtheilungen, unter denen die Bildwerke den erſten Plaz einnehmen, wie ſehr ihnen auch die Münzen und der Schaz von 1200 Urkunden denſelben ſtreitig machen mögen. Waffen und ſonſtiges Geräth werden billigerweiſe nur als Nebendinge betrachtet, aber es iſt immerhin gut, daß ſie und zwar in ſo reicher Auswahl vorhanden ſind. Unter den Schildereien ſind es wieder die Bildniſſe, welche vorzüglich die Aufmerkſamkeit verdienen und unwiderſtehlich feſthalten, ganz abgeſehen davon, daß ihr bedeutendſter Theil jeder ausgezeichneten Bildergalerie zur Zierde gereichen würde und einzelne darunter von den erſten berühmten Meiſtern ihrer Zeit herrühren. An dieſer Stelle iſt es vorzüglich der geſchichtliche Werth, welcher auch einem minder kunſtfertig gemalten Bild volle Geltung verleiht, und dieſe ungezählte Reihe gleichzeitiger Bildniſſe pfalzbayeriſcher Fürſten und Prinzen, Fürſtinnen und Prinzeſſinnen, ihrer Verwandten und Angehörigen durch Blutsfreundſchaft oder Heirath, umgeben von mehr oder minder berühmten oder merkwürdigen Zeitgenoſſen, ſie ſucht ihres Gleichen weit und breit vergeblich, und lange Tage könnte einer in der zahlreichen Verſammlung die ganze Außenwelt vergeſſen, ohne an der Geſellſchaft die Sprache zu vermiſſen. Denn reden nicht Geſichter und Gewänder verſtändlich genug? erzählen nicht ſogar die untergeordneten und anſcheinend unbedeutenderen Figuren gerade die anziehendſten Geſchichten und Geſchichtchen? und ſind es nicht die Nebenſtücke der Sammlung, bis hinab zu dem verroſteten Reiterſporn, welche allen dieſen Geſchichten erklärend zu Hülfe kommen? Was ſie aber auch erzählen, dieſe Geſichter, in alle ihre Geſchichten blickt bedeutſam das Heidelberger Schloß mit ſeiner verſunkenen Pracht und Herrlichkeit, und um nur in gedrängteſtem Auszug den Inhalt ihrer Reden zu wiederholen, müßt' ich ein ganzes, ein großes Buch ſchreiben, wie ich es allenfalls ſchon gern ſchriebe, wenn gleich nicht für dieſe Blätter, wär' ich nur hinlänglich gelehrt und beredt dazu. Sie aber haben keinen Raum für derartige Gegenſtände, und auf alle Einzelheiten verzichtend, ſchließ' ich darum mit dem guten Rath an die kunſtſinnigen und in der Geſchichte bewanderten Reiſenden, die Sammlung in den nächſten Jahren recht fleißig zu beſuchen, ſo lang ſie noch in Heidelberg zu ſehen iſt. Ich könnte freilich auch noch einen frommen Wunſch hinzufügen, wenn ich in dieſer proſaiſchen Welt nicht gelernt hätte, wie für mich ſelbſt ſo auch für Andere allen Hoffnungen und Wünſchen zu entſagen, zu deren Erfüllung es nöthig wäre, diejenigen in Gleichgeſinnte zu verwandeln, welche ganz anders leben und denken als wir. Ich hätte bald noch einmal geſagt: „dichten und trachten,“ aber ihr Trachten iſt wahrlich kein Dichten, und der Zeitgeiſt mit dem großen Rechnungsbuch unter dem Arm und dem Zeitungsblatt in der Hand wird an einem ſchönen Morgen ohne weiteres in Erfüllung gehen laſſen, was ich oben prophezeite, wenn nicht etwa unter dem Einfluß günſtiger Sterne der höchſte Herr des Landes noch zu rechter Zeit einen Blick der Gnade auf die Sammlung fallen läßt und mit Ernſt das Wort ſpricht, welches allein unſer Land vor dem Vorwurf bewahren mag, daß wir, ob etwas früher, ob etwas ſpäter, gleichviel, haben fahren laſſen, was die Schöpfung eines einzigen Mannes war, der für ſich allein wenigſtens eben ſo viel ausrichtete, als mancher zahlreiche Kunſt- und Alterthumsverein wohl jemals ausrichten wird, es müßte denn ſeyn, daß ein ſolcher Verein die bereits gethane Arbeit unter ſeine Fittiche nähme.

W. C.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 278.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 20. November 1845.

— Thou know'st
The offices of nature, bond of childhood,
Effects of courtesy, dues of gratitude.
Shakespeare.

## Ein alter Herr und eine junge Meinung.

(Fortſetzung.)

Das Kind richtete träumeriſch ſinnend ſeine dunkeln Augen auf den ſchweigenden, immerfort ſeine Kreiſe beſchreibenden Mann, der oft halbe Nächte lang ſo umher ging, daß man weithin im öden Schloſſe ſeine ſchweren Schritte hörte. Herbertine konnte dann nie ein Auge ſchließen; der wie ein Pendelſchlag gleichmäßige Schritt hielt ſie Stundenlang wach; ſie faltete ihre Hände und oft betete ſie für den blinden Vater, ohne eigentlich zu wiſſen, um was ſie für ihn bitten ſolle. Ihre Geſchwiſter ſcheuten es, wie die härteſte Strafe, wenn ſie hinauf mußten, um dem Vater Geſellſchaft zu leiſten; Herbertine zog es zu ihm, ſie entſagte den lärmenden Spielen der Andern und ging hinauf, des Vaters Thun und Treiben anzuſehen. Auch war er etwas freundlicher für ſie als für die Andern, doch nicht viel.

Sie träumte ſich eine ganze Mährchenwelt, ein Zauberreich in die Gedanken und in das innere Leben ihres wortkargen Vaters hinein; ſie ſchaute zu ſeinen lebloſen Augen auf, als ob ſie, zum erſtenmale in ein Schauſpielhaus geführt, den Vorhang ſähe, hinter welchem eine ganze Feenwelt ſich bewege. So, ahnte ſie, müſſe hinter den getrübten Spiegeln unter der Rieſenſtirn des alten Mannes eine ganze fabelhafte Welt von Herrlichkeit verborgen ſeyn und jeden Augenblick dürfe ſie erwarten, daß er nun endlich, endlich den ſchweigſamen Mund öffne und ſie überſchütte mit all ſeinem Wiſſen von verborgenen und geheimnißvollen Dingen, mit allen ſeinen Künſten, die ſie geneigt war, für nicht viel weniger als wahrhafte Zauberei zu halten.

Als der Freiherr von Mainhövel eine Zeitlang ſeinen Spaziergang im Zimmer gemacht hatte, wurde an die Thüre geklopft. Er ließ ſeine Schnur fallen und eilte zu öffnen. Da Herbertine ſah, daß er die Richtung verfehlte, hüpfte ſie ihm blitzſchnell voraus und, ſich auf den Zehen ſo hoch aufreckend, wie nur immer ihr möglich war, hielt ſie ihr ſchmales Händchen an die Stelle neben der Thüre, wo ſie vorausſah, daß der Vater mit der Stirn anlaufen würde. Ihn warnen hätte ſie nicht dürfen; überzeugt, ſich nicht irren zu können, würde er in ſeinem zornigen Mißtrauen behauptet haben, ſie wolle ihn irre führen.

Als der Freiherr die Thüre geöffnet hatte, trat eine ganze Schaar von Männern der verſchiedenſten Lebensalter ein. Es waren insgeſammt Vettern, Freunde und Standesgenoſſen. Wenn irgend gemeinſame Angelegenheiten zu berathen waren, ſo pflegte man bei ihm zuſammen zu kommen, weil man durch ſeine Rathſchläge

Digitized by Google

ſich lenken zu laſſen pflegte, er ſelbſt aber nicht mehr aus ſeinem Schloß und ſeinen Zimmern fortzubringen war.

Nach den erſten Begrüßungen ſezte und gruppirte man ſich zuſammen. Obwohl die Verſammelten dem höchſten Stande angehörten und ohne Ausnahme mit Glücksgütern reich geſegnet waren, ſo hatte doch keiner von ihnen einen Titel, einen Orden, oder einen Kammerherrnſchlüſſel, oder was auf irgend eine neue Verbindung mit dem Hof und der Staatsregierung hingedeutet hätte. Aber alte ererbte Titel, wie Erbkämmerer und Erbküchenmeiſter u. ſ. w. waren genug vorhanden. Die meiſten der Herren griffen zu den Tabakspfeifen, die ein Bedienter umherreichte. Herr von Mainhövel nahm Valerian, unſern Helden, bei der Hand und zog ihn neben ſich auf ein Sopha. Um ihn herum bildete ſich eine Gruppe, welche aus einem großen und ſtarken, etwas vernachläßigt und ungebürſtet ausſehenden Herrn in den Dreißigen — er wurde Sackenrode genannt — ferner einer unterſezten Figur, die Valerian's Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich ziehen mußte, da ſie ihm als Baron Heydenreich von Tondern vorgeſtellt wurde, und einigen andern waldbärtigen und in grüne Jagdröcke gekleideten Herren beſtand.

Das Geſpräch bewegte ſich in einem Kreiſe von ziemlich gleichgültigen Dingen für andere Sterbliche, die aber ein großes Intereſſe in Anſpruch zu nehmen ſchienen. — Die zunächſt um Valerian Sitzenden waren mit kleinen Neuigkeiten aus dem Kreiſe der Verwandtſchaft beſchäftigt. Er hörte nur die Namen Georg, Karl, Herbert, Max, Joſeph, Clemens u. ſ. w. ausſprechen und zu jedem ein kleines Prädikat hinzufügen: Georg hat den Schnupfen, Max kommt übermorgen und Clemens iſt in der Stadt. Die ſo ſprechenden Herren ſchienen offenbar großes Behagen daran zu finden, ſich in den einfachſten grammatikaliſchen Satzbildungen zu üben.

Eine andere Gruppe hatte den Namen Max, Karl, Joſeph, die Namen Ocean, l'Eclair, Auguſta, Marius und Sulla ſubſtituirt, und unterhielt ſich von den Eigenſchaften der Inhaber dieſer ſtolz klingenden Benennungen, welche nichts anderes als Vollblutpferde bezeichneten; und der Koller des Sulla oder die Erkältung des Eclair ſchien dieſe Herren mit derſelben tiefen Theilnahme zu erfüllen, womit die andere Gruppe die Nachricht von Georgs Schnupfen und Maxens Ankunft aufnahm.

Drei andere Männer, die in einer Fenſterniſche ſtanden, hörte Valerian dagegen ernſtere Gegenſtände bereden. — Sie ſprachen über Güterzerſplitterung und die unſeligen Folgen derſelben. Einer ſprach ſich entſchieden für die Einführung der ſtrengſten Untheilbarkeit aus und wollte auch die Leibeigenſchaft wieder eingeführt haben, um die Bauern vom Schuldenmachen abhalten und ſo der Verarmung entgegenwirken zu können, die täglich mehr überhand nehme und den feſten Boden aller Verhältniſſe untergrabe. Er hatte von der Organiſation der Arbeit geleſen und von dem Nutzen gemeinſamer Oekonomie für die Armen. Vom Standpunkt dieſer Theorien aus vertheidigte er das Zuſammenhalten großer bäuerlicher Landſitze mit Nachdruck und ſchlagenden Gründen. Nachdem er mit großer Sachkenntniß und vielem geſunden Verſtande ſeine Anſichten vertheidigt hatte, lenkten Andere das Geſpräch auf eine verarmte, aber den Meiſten näher oder ferner verwandte Adelsfamilie; es wurde beſchloſſen, derſelben alle Schulden baar zu bezahlen, dafür aber ihre Güter in Verwaltung zu nehmen, bis die unverzinslich vorgeſtreckten Gelder aus den Einkünften amortiſirt ſeyen. Der Familie wurde unterdeß eine kleine Jahresrente ausgeſezt, bis ſie wieder in ungetrübten Beſitz ihres vormaligen Wohlſtandes treten könne. Dreißigtauſend Thaler waren von den Anweſenden nach fünf Minuten zu dieſem Behufe in eine Liſte eingezeichnet.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Der Banter Kirchhof.

(Schluß.)

3.

Mondlicht webet ein Silberkleid,
Grabesruh' herrſcht weit und breit.

Liegt die Jade ſtill und glatt,
Mond er ſchwimmt auf blankem Watt.

Und unter'm langen Laken von Schnee
Weiß der Groden, wie weiß die See.

Horch! ein Feierklang erwacht,
Hallet weithin durch die Nacht.

Glocken ſind laut geworden,
'S klingt von Süden und Norden.

Glocken läuten, die beſten,
'S klingt von Oſten und Weſten.

Rufen all: „O heil'ger Chriſt,
Viel willkommen zu dieſer Friſt!"

Still! — So tiefgedämpft ein Schall
Stimmet in den Jubelhall!

Digitized by Google

Kommt's vom Meer? vom Himmelsrund?
Steigt's herauf vom Erdengrund?

Nicht vom Meer, vom Himmelsrund,
Steigt der Klang herauf vom Grund.

Gehn die Glocken in heil'ger Nacht,
Banter Glocke mit erwacht;

Kann nicht laſſen von alter Sitt',
Heil'gen Chriſt begrüßt ſie mit;

Banter Glock' es nicht laſſen kann,
Weihnacht ſagt ſie den Todten an.

4.

Mit dem alten Banter Kirchhof
Wag' ich's bei Tage nur,
Möcht' nimmer ihn betreten,
Wann Nacht hernieder fuhr.

Sagt an, was ſizt dort oben
Im hellen Vollmondſchein?
Es wallet die Fluth ſo leiſe
Und hält den Athem ein.

Ein Greis in altmodiſchem Rocke
Sizt hoch auf dem Kirchhofsrand;
Dann ſchaut er über's Gewäſſer,
Dann ſchaut er gegen das Land.

Und ob es thut der Mondſtrahl?
Oder ſagt, wie mag's geſchehn:
Doch der iſt bleich und ſchaurig,
Als ein Todter, anzuſehn.

Der Mann ſchaut bleich und traurig,
Wie gedrückt von tiefem Weh;
Sein glanzlos Auge ſchweifet
All über die See, die See.

Der Mann ſchaut bleich und traurig,
Nicht achtend euren Gruß;
Doch von der Fluth zum Deiche
Sein Auge wandern muß.

Das iſt der treue Warner,
Wann ſchwer die Waſſer drohn!
Er ſieht unter lächelnder Miene
Die Tücke lauern ſchon.

Ihm war's, ob die Jade ſich rüſtet
Wider's Land zu neuer Schlacht:
Da ließ es im Grab ihn nimmer,
Er muß hinauf zur Wacht.

In bangem Muthe blickt er
Vom Waſſer zum mächtigen Wall,
Und ſorgt und ſorgt, ob dieſer
Mag wehren dem Fluthenſchwall.

Mein Jeverland, nun hüt' dich!
Der Todte läßt ſich ſehn.
Mein Jeverland, dich hüte!
Du mußt einen Kampf beſtehn.

C. H. Kolbe.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Aus dem Breisgau, November.

Das Land und das Volk. — Die Univerſität in Freiburg. — Geſelliges Leben.

Unſer Gau umfaßt eine der ſchönſten Landſchaften Deutſchlands und dient einem Volksſtamme zum Wohnſiz, der ſich einer der edelſten und älteſten deutſchen Stämme zu ſeyn bewußt iſt. Die Alemannen haben, gleich ihren Milchbrüdern, den Schwaben, in der Geſchichte des deutſchen Volkes immer ehrenvoll dageſtanden und namentlich in den neuern Zeiten wieder gezeigt, wie wohl ſie es verſtehen, ſich an den Arbeiten zu einer fortſchreitenden Entwickelung des deutſchen Lebens würdig zu betheiligen. Das kleine Land der Badener hat einen guten Klang in Deutſchland; und in unſerem Lande iſt es wieder das Oberland, das Breisgau, die geſegnete Heimath der herrlichen „Markgräfler“ Weine, welches in dem größern Ganzen des Großherzogthums eine der erſten Rollen ſpielt und ſich eines großen Rufs erfreut. Es mag billig ſeyn, aus dieſem unſerem Breisgau, dem Sitze einer altberühmten Hochſchule, der Wiege mancher bedeutenden Männer, worunter wir nur die Namen Ludwig Winter und Hebel nennen wollen, bisweilen eine Kunde in Ihrem Blatte erſcheinen zu laſſen, welche einige Auskunft gibt über das, was bei uns als Lebens- und Culturbeſtrebung zur Offenbarung kommt, alſo über alles, was die Gemüther bewegt und die Geiſter zur Thätigkeit antreibt. — Für dießmal ſagen wir Einiges über die Hochſchule zu Freiburg. Dieſe Pflanzſchule deutſcher Wiſſenſchaft und deutſcher Geſinnung hat ſchon manchen tüchtigen Mann gebildet, aber in neueſter Zeit hat ihre Wirkſamkeit durch manche widrige Umſtände bedeutenden Abbruch gelitten und ſie iſt nicht entfernt mehr das, was ſie früher, was ſie noch vor zehn Jahren geweſen iſt. Mehrere ihrer ausgezeichnetſten Lehrer in den verſchiedenen Fakultäten wurden ihr zum Theil durch den Tod entriſſen, zum Theil durch Maßregeln der Regierung entzogen; Duttlinger ſtarb, v. Rotteck ſtarb, nachdem er von ſeinem Lehrſtuhl ſchon einige Jahre vorher entfernt worden war, Welcker, der nicht reaktivirt wurde, hat ſich nach Heidelberg gezogen. Durch das Ausſcheiden dieſer drei Männer iſt die Juriſtenfakultät, der ſie angehörten, um ihre beſten Kräfte gekommen, welche zu erſetzen ſich die Regierung bis jezt keine ſonderliche Mühe gegeben hat. In der mediziniſchen Fakultät ſtarb Beck, einer der ausgezeichnetſten Kliniker Deutſchlands; die philoſophiſche Fakultät verlor durch den Tod Julius Schneller und Zimmermann, während ihr der berühmte Philolog Zell, der kraftvolle Ausleger des Tacitus ꝛc., durch ſeine Anſtellung in Karlsruhe entzogen wurde. Unſere Regierung, wohl nicht

Digitized by Google

ganz mit Unrecht beſchuldigt, die Univerſität Freiburg zu Gunſten ihrer glücklicheren Schweſter in Heidelberg zu vernachläſſigen, hat nichts gethan, dieſe Lücken würdig auszufüllen, und ſo fehlt es jezt überall an hervorragenden Lehrern. Am meiſten Ruf hat zur Zeit die theologiſche Fakultät (die katholiſch-theologiſche Landesfakultät), an welcher Männer wirken wie Hug, v. Hirſcher, Staudenmaier, Schleyer u. ſ. w., die, wie verſchieden auch ihre Richtungen ſeyn mögen, in ihren Fächern zu den ausgezeichnetſten jezt lebenden Gelehrten Deutſchlands gehören. In der Juriſtenfakultät lieſt in dieſem Winterſemeſter der bekannte Dr. Buß über die „Geſchichte der Bemühungen zur Gründung einer katholiſchen Nationalkirche Deutſchlands,“ offenbar zu dem Zwecke, den Diſſidenten auf wiſſenſchaftlichem Wege Abbruch zu thun, nachdem dieß den bisher bekannt gewordenen publiciſtiſchen Leiſtungen dieſes Gelehrten nicht hatte gelingen wollen. Buß hat unter dem Namen des Dr. Eremites jüngſt ein merkwürdiges Buch zu Gunſten der Einführung der barmherzigen Schweſtern in unſerem Großherzogthum veröffentlicht, das bei manchen ſchiefen Anſichten auch richtige Gedanken entwickelt und das von Seiten der Kritik jedenfalls eine gerechtere Behandlung verdient hätte, als ihm in verſchiedenen Blättern zu Theil geworden iſt. In vielen Kreiſen iſt das Buch als eine ſehr wichtige Erſcheinung begrüßt worden. — Werfen wir einen Blick auf die geſelligen Zuſtände in unſerem Breisgau, ſo müſſen wir in ihnen die vorgerückte Kulturſtufe erkennen, auf welcher unſere Bevölkerung ſteht. Als die größere Stadt zeichnet ſich auch hierin vornehmlich Freiburg aus, in deſſen heitern, von Geiſt und edler Gemüthlichkeit belebten Cirkeln ſelbſt derjenige ein Genüge finden wird, der ſich durch ein bewegtes Leben große geſellige Geſichtskreiſe gebildet hat. Aber auch in unſern kleinern Städten und Orten ſpiegelt ſich im geſelligen Leben der ſtrebſame und elaſtiſche Geiſt unſeres Volks auf die angenehmſte Weiſe. Auch das kleinſte Städtchen hat ſeinen Leſecirkel, worin ſich die meiſten ehrbaren Bürger Abends zuſammenfinden. Durch die Eiſenbahn, welche jezt von Mannheim und Heidelberg bis nach Freiburg eine ununterbrochene Linie bildet und bald bis nach Baſel hinaufreichen wird, ſind alle Beziehungen des Lebens ſo nahe aneinander gerückt, daß die Bevölkerung ſich jezt mehr noch als früher unter dem Geſichtspunkte einer einzigen, gemeinſamen Familie betrachtet. Wie ſtark die Regungen des religiöſen Geiſtes ſeyn mögen, ſo kennt man doch bei uns im geſelligen Leben konfeſſionelle Scheidungen nicht; und das iſt wohl der ſicherſte Probirſtein vorgeſchrittener Humanität und einer in allſeitiger günſtiger Entwickelung begriffenen Kultur. — Von mancherlei anderweitigen Erſcheinungen der leztern gedenken wir ein andermal zu ſprechen.

## Dresden, November.

(Fortſetzung.)

Oekonomiſches. — Tonkunſt. — Theater.

Der ſogenannte Altweiberſommer umflatterte uns erſt in den lezten Tagen; doch ladet die ziemlich milde Luft noch immer zu Spaziergängen im Freien ein. Unſere Felder haben ſeit vielen Jahren ſich keines ſo hübſchen grünen Teppichs im Spätherbſte zu erfreuen gehabt. Die Feldfrüchte ſind größtentheils gerathen; gleichwohl ſcheinen ſie insgeſammt ſich im Preiſe heben zu wollen. Ueberhaupt laſſen die ſorglichen Hausfrauen unter vier Augen es weniger als jemals an Klagen über allgemeine Vertheuerung jedes wirthſchaftlichen Bedürfniſſes fehlen, und daran knüpft ſich gewöhnlich von ſelbſt eine Verwünſchung der Eiſenbahn, weil ſie es iſt, welche die vielen Lebensmittel, die ſich vormals nicht vom Flecke bewegen konnten, leichtfertig hinwegführt, während die Zunahme der hier ihren Wohnſitz aufſchlagenden Fremden ſie ohnehin vertheuert. — Die Kartoffelkrankheit hat zwar unſere Felder ebenfalls keineswegs verſchont, auch erkrankt die Kartoffel, wenn ſie anſcheinend ganz geſund eingebracht wurde, zu großem Schrecken der Eigenthümer noch häufig in den Vorrathskammern. Zum Glück hat die Erfahrung bereits gelehrt, daß ſelbſt erkrankte Erdäpfel dem Vieh zu keinem Nachtheil gereichen, wenn ſie roh verfüttert werden. — Unſere Weinbergbeſitzer, die ſeit dem Jahre 1835 großentheils lauter Faſtenzeit hatten, ſind da, wo der Hagel nicht ſchonungslos wirkte, mit der dießmaligen Leſe nicht unzufrieden.

Die Tonkunſt, während des Sommers in einem weiten Umkreiſe der Stadt faſt überall unter grünen Bäumen zu Hauſe, hat ſich in die Winterquartiere zurückgezogen, um, wie gewöhnlich, in den glänzenden Salons einen noch feinern und gediegenern Charakter anzunehmen. In dieſen fehlt es nicht an in- und ausländiſchem Virtuoſenthum. Nur beiſpielsweiſe ſey hier die berühmte reiſende Altiſtin Alboni genannt, deren Vorzügen die verdiente Huldigung nicht verſagt wurde, und Johann Strauß aus Wien, der mit ſeinem 25 Perſonen ſtarken Orcheſter großen Beifall zu gewinnen wußte. — Ein Projekt zu Abonnementsconcerten, in denen hauptſächlich höhere Tonſtücke aufgeführt werden ſollen, ſcheint lebendigen Anklang zu finden. Vorläufig ſind ſechs Concerte für den jezigen Winter feſtgeſezt. — Auch auf dem Hoftheater hat die Muſik ſo eben in der Oper „der Tannhäuſer und der Sänger auf der Wartburg“ neue Reize entfaltet. Gedicht und Compoſition ſind von unſerem Kapellmeiſter Richard Wagner. Ein überfülltes Haus bezeugte die großen Erwartungen von der neuen Schöpfung. Wenn es auch bei dem Zwieſpalte in der Meinung über die zwei muſikaliſchen Syſteme, das ältere und das dermalige, nicht fehlen konnte, daß die gewaltige Tonfülle die Anhänger des erſteren nicht befriedigte, ſo trug doch die Freude der leztern über dieſelbe offenbar den Sieg davon. Aber auch den Freunden der ältern Muſik ſagte der dritte, in ſanftern Harmonien ſich bewegende Akt beſonders dann zu, als er bei der dritten Aufführung der Oper mehr zuſammengezogen worden war. — Außerdem erſchienen noch drei Neuigkeiten auf hieſiger Bühne. Eine davon, das Luſtſpiel „die Schule der Verliebten,“ von Blum nach Sheridan Knowles, wurde, gleich der einem franzöſiſchen Werkchen von Scribe und Sauvage unter dem Namen „ihr Bild“ nachgeformten Bluette beifällig aufgenommen. Noch wärmerer Theilnahme erfreute ſich das Charakterluſtſpiel von H. Laube: „Gottſched und Gellert.“ Außer der trefflichen Durchführung der Hauptcharaktere trug hauptſächlich auch unſer Räder durch ſeine unerſchöpfliche Komik ſehr viel zum glänzenden Erfolge bei. — Der Literarhiſtoriker und Bibliothekar Dr. Gräße hat die Sage vom Ritter Tannhäuſer, dem Munde des Volkes nacherzählt, mit verwandten Sagen verglichen und kritiſch erläutert, nebſt einem Anhang von alten, die Sage betreffenden Volksliedern ſo eben herausgegeben. Sie gewinnt durch die erwähnte Oper von Wagner, dem die Schrift auch zugeeignet iſt, ein zweifaches Intereſſe.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 21. November 1845.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt!

Tieck.

## Ueber das Mährchen als beſondere Dichtungsart.

Von A. v. Sternberg.

Bei Gelegenheit der Mährchenſammlung des Dänen Anderſen, die in unſerer, eigentlich dieſer Dichtungsart ſehr entfremdeten, wenn nicht gar abgeneigten Zeit doch einiges Glück gemacht hat, mag es nicht überflüſſig erſcheinen, einige Gedanken über dieſen Gegenſtand hier auszuſprechen.

Es gab Zeiten, die das Mährchen leidenſchaftlich liebten, und dieſe Zeiten ſind an den beiden entgegengeſetzten Punkten der Civiliſation zu ſuchen, bei ihrem Beginn und bei ihrer höchſten Reife, ja bei ſchon anfangender Entartung. Die ganz gläubigen und die ganz ungläubigen Zeiten ſind auf gleiche Weiſe dem Mährchen günſtig und prägen ihm ihren Charakter auf. Mitten inne liegt für daſſelbe das Motiv der bloßen Unterhaltung, des Phantaſieſpiels, und unſere Zeit ſcheint eine ſolche zu ſeyn, die bis jezt nur zu dieſem Zwecke von der reichen Dichtungsart Gebrauch macht. Vielleicht ſteht das politiſche Mährchen vor der Thür; bis jezt aber fehlt jede Andeutung, daß es bereits da iſt. Die Aeſthetiker, die poetiſchen Anatomen, haben, indem ſie den Urſprung des Mährchens nachzuweiſen ſich bemühten, ſelbſt Mährchen erzählt, und zwar ſchlechte. Jean Paul, der die Poeſie durch die Poeſie erklärte, den Humor deutete, indem er ihn übte, hat auch über das Mährchen eines jener verlornen Worte geſprochen, die wie der Geſang eines fremden Vogels in einem dichten Walde klingen. Jedermann erfreut ſich der Weiſe, aber Jeder deutet ſie anders.

Warum gerade annehmen, daß das Mährchen aus dem Orient ſtamme? daß es mit Mokkakaffee, mit Opium und mit gekreuzten Beinen zuſammenhänge? Warum es zu einem Produkt orientaliſcher Grübelei und Paſſivität machen? Bloß weil die Tauſend und Eine Nacht exiſtirt, und dieß unſtreitig ſchöne Mährchen ſind. Haben die Griechen nicht noch ſchönere? Nur daß ſie die ihrigen nicht Mährchen nannten, ſondern ſie zu Beſtandtheilen ihrer Götterlehre machten. Lange Zeit haben ſich die Völker Mährchen erzählt und glaubten ſich Geſchichte, religiöſe Offenbarung, politiſches Faktum zu erzählen; erſt ſpät löſte ſich die bewußte hiſtoriſche Lüge, das abſichtlich erfundene Dogma, die politiſche Libertinage von dem Körper der ernſten Ueberlieferungen ab und ſprang ſelbſtſtändig als bunter Schnörkel, als amuſante, unſchädliche Thorheit auf den Markt. Jezt nahm ſich das Heer der alten Weiber des von Prieſtern und Politikern freigegebenen Stoffes an, und nun begannen die gemüthlichen Stunden am Kamin, an den nächtlichen

Digitized by Google

Feuerſtellen im Walde, in den Kaffeeſtuben und Kinderſtuben, wo große und kleine Kinder ſich zuſammenfanden. Aber immer erinnerte das Mährchen an den Boden, auf dem es einſt wuchs, an Religion, Politik, Geſchichte. Die üppigſte Phantaſiegeſtaltung hat irgendwo, wenn man genau nachſieht, dennoch einen, wenn auch dünnen Faden aufzuweiſen, mit welchem ſie mit jenen großen Trägern alles Menſchlichen verknüpft iſt.

Die Zeiten der Kreuzzüge brachten dem Abendland eine goldene Kiſte voll der ſchönen Mährchen der Tauſend und Einen Nacht. Welch herrliches Geſchenk, das der Halbmond der trüben nordiſchen Sonne machte! Unſere Nächte waren nun nicht mehr kalt und einſam — wir hatten Mährchen. Die Prinzeſſin Scheherazade, dieſe intereſſanteſte Plaudertaſche, die je gelebt, dieſe gekrönte Schwätzerin, dieſe zehnte moderne Muſe, die die Gaben der übrigen neun vergeſſen macht, dieſe Wiegenliedſängerin, die alte ſorgenvolle, von der Qual des Denkens müde gewordene Häupter ſo lind, als wären es Kinderköpfe, in den Schlaf lullt, dieſe vortreffliche Prinzeſſin Scheherazade erſchien an der Hand des Kalifen Harun al Raſchid und betrat ſegenſpendend die deutſchen Gauen. Die einheimiſchen Feen, dieſe zerlumpten Figuren voll Moder und Schmutz, gingen ihr ehrfurchtsvoll entgegen und beugten vor ihr das Knie. Die Ritterburgen, hoch auf den Spitzen unſerer Gebirge, wurden von der ſchönen orientaliſchen Mährchenfrau erklettert und um die haushohen Kamine unſerer Vorfahren ſammelte ſich das Geſchlecht Hermanns, um die hübſchen bunten Bilder aus dem heißen Orient anzuſchauen. Dieſe Geſchichten gingen am Kaiſerhof zu Worms eben ſo gut von Mund zu Mund, als ſie den Inhalt der Träumereien ausmachten, denen ſich der einſame Ordensritter hingab, der auf ſeinem trägen Gaul am nebelvollen Geſtade der Oſtſee dahin zog. Das glückliche Mittelalter, es hatte ſeine Troubadours, es hatte ſeine Tauſend und Eine Nacht — Liebe und Mährchen! Was will man für den Tag, was für die Nacht mehr?

Indeſſen hörte ſich die Zeit doch ſatt an den orientaliſchen Mährchen. Die Araber, dieſe lebendige Illuſtration der Mährchenwelt, verſchwanden aus Spanien, die Kreuzzüge und ihr loderndes Phantaſiefeuer waren längſt vorüber; man fing an, die Geſchichten der Prinzeſſin als Kunſtprodukte anzuſehen, und von der Zeit an hörten ſie auf als Mährchen zu wirken. Die Gelehrten nahmen die Tauſend und Eine Nacht für ſich und legten ſie zu ihrer alten Tauſend und einen „ſchlafloſen" Nacht. Die alten Weiber an den Kaminen ließen die Sache im Augenblick fallen, da ſie anfing gelehrt zu werden.

Dagegen kam die einheimiſche Mährchenwelt in Aufnahme. Unſere Nebelwittwen, unſere Frau Hollen, unſere Generale Nußknacker, unſere Prinzeſſinnen Aſchenbrödel kamen nun aus allen Ecken und Enden der baufälligen Hütten hervor und zogen in Proceſſion am Herde des Landmanns auf. Zu gleicher Zeit machten einige vornehme Geſpenſter ſich auf den Weg und erſtiegen die Schlöſſer der Fürſten und die Ritterburgen, die weiße Frau, der löſchpapierne Prinz, der kopfloſe ſchwarze Ritter. Dieſe goldenen Geſchichten ſind wie Früchte, die von ſüßem Safte triefen, und ſie zergingen auch dem Volke auf den Lippen, ſo ſchmackhaft, ſo reif, ſo köſtlich waren ſie, aber auch hier wieder, ehe die Gelehrten Hand daran legten. Als dieß geſchah, hörte auch das deutſche Volksmährchen auf lebendig im Volke zu wirken. Wir haben jezt gedruckte Sammlungen, aber dieſe ſind nur todte Raupenhäuſer, das lebendige Geſchöpf fehlt. Es kann ſeyn, daß das Volk ſich noch hier und da Mährchen erzählt; aber man hört nichts davon, und ſicherlich erzählt es dann nicht die Mährchen aus Büchern; ſelbſt Kinder mögen die aus Büchern vorgeleſenen Mährchen nicht. Es liegt ohne Zweifel ein despotiſches Element der Freiheit in dieſer Dichtungsart, wo ſie in ihrer urſprünglichen Reinheit auftritt.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Ein alter Herr und eine junge Meinung.

(Fortſetzung.)

Valerian's Achtung vor ſeinen Standesgenoſſen war im Anfang, als er einen Theil derſelben auf die geiſtloſeſte Weiſe mit ſo nichtigen Dingen beſchäftigt geſehen hatte, ſehr herabgedrückt worden. Jezt ſtieg ſie wieder, beſonders als er Zeuge war, mit welcher großartigen Leichtigkeit die wichtigſten Geſchäfte von ihnen behandelt wurden und zu welch großen Aufopferungen das Gefühl der Standesehre und der esprit de corps ſie befähigte.

Höchlichſt intereſſirte ihn Herr von Mainhövel, der jezt das Wort nahm und in kurz abgebrochenen Andeutungen von einem ſchon vor längerer Zeit entworfenen Plane ſprach, eine neue Ritterakademie zu gründen. Er verbreitete ſich dabei über allgemeinere Fragen hinſichtlich der Stellung des Adels überhaupt und ſeiner zunächſt liegenden Beſtrebungen. Dann ſezte er auseinander, welche Reſultate von einer Adelsſchule zu erwarten ſeyen, wo man beſonders die von den andern Schulen vernachläſſigte äußere Bildung der jungen Leute erziele, um ihnen vollſtändige Sicherheit und Gewandtheit und jene feine, weltmänniſche Sitte zu geben, die einſt der Stolz des Adels und ſein Privilegium war und die ſo viel

Digitized by Google

zur Erhaltung des äußern Nimbus beiträgt. Am Ende ſeiner Rede fragte Herr von Mainhövel Valerian, unſern eben von ſeinen Reiſen heimgekehrten Helden, um ſeine Meinung über dieß Alles.

„Mir ſcheint,“ ſagte Valerian, „wenn ich anders mir erlauben darf, hier das Wort zu nehmen, da ich mit den beſondern Verhältniſſen dieſes Landes noch ſo unbekannt bin — mir ſcheint alles dieß auf ein falſches Ziel ſich zu richten. Das Streben des Adels heutiger Zeit kommt mir vor wie künſtlich verſchloſſen für eine höchſt banale, höchſt abgedroſchene Behauptung, die doch ſo wichtig, ſo wahr für unſere Richtungen, ſo vernichtend wahr iſt.“ — „Nun, und die iſt?“ hieß es in dem Kreiſe, der ſich um Valerian bildete.

„Keine ſonſt, als daß die Zeit eine andere geworden. Ich will mich ganz unumwunden ausſprechen und werde Ihnen dankbar ſeyn, wenn Sie mich falſcher Auffaſſungen überweiſen. Ich urtheile ſo: Sonſt hatte die Autorität das Volk und den Staat in ihrer Gewalt. Sie herrſchte, gehalten von gewiſſen Ideen, unter andern vom Glauben an das Vorzugsrecht der bloßen Geburt. Dieſer Glaube gab dem Adel neben und in der Autorität eine ſo große Wichtigkeit. Der Adel war ein integrirender Theil der herrſchenden Staatsgewalt. Er füllte die höchſten Stellen aus, er befehligte die Armeen, früher hat er allein die bewaffnete Macht, die ultima ratio regum, gebildet. Der Adel genoß, das Volk diente. — Dieß wurde anders, indem die Bildung ſich des Volks bemächtigte. Die Oppoſition der Leute von der Feder, der Verbreiter neuer Ideen und der Gebildeten überhaupt, welche ſich von ihnen führen ließen, hat den Adel aus ſeiner glänzenden Stellung verdrängt. — Jetzt herrſcht nicht mehr die erſchütterte Autorität, nein, jetzt herrſcht die Regierung; eine auf viel werthloſeren Baſen ruhende Gewalt. Wie die Autorität von Ideen gehalten wurde, ſo ſtützt ſich die Regierung auf Grundſätze des Gehorſams, der Ordnung, der gegenſeitig zu garantirenden Sicherheit und der Ruhe. Ihre Stützen ſind nun natürlich die Männer des Gehorſams, der Ordnung, der Ruhe, d. h. die Beamten und das Militär. In dieſer jetzigen, ſtark befeſtigten Ordnung der Dinge, die durch Centraliſation und weiſe organiſirten Zuſammengriff aller Räder der Staatsmaſchine, ferner durch den conſervativen Willen der großen Mehrheit des Volks wie unauflöslich geworden, ſucht ſich der Adel einzuſchieben und, wenn er einmal darin Platz gefaßt, ſich auszubreiten, bis er ſeinen frühern Einfluß, ſeine hiſtoriſche Macht im Staate der Autorität wieder erlangt hat. Das iſt, was mir unmöglich und thöricht ſcheint. Der Adelige kann Offizier und Beamter werden; aber er muß ſich dann fügen in die Ordnung und den Gehorſam, er geräth in die Abhängigkeit, obwohl er geboren iſt, die Unabhängigkeit darzuſtellen. So wird er ein Abtrünniger vom Prinzip ſeines Standes und iſt für die Idee des Adels verloren.“

„Was ſoll denn der Adel thun und wonach ſtreben? Soll er ſich von dem Lauf der Dinge auf die Seite ſchieben und zum Krautjunkerthum verdammen laſſen?“ fragte Herr von Tondern. — „Bewahre Gott!“ verſetzte Valerian, deſſen purpurrothe Verlegenheit, ſeine Stimme ſo allein in dieſer Geſellſchaft peroriren zu hören, nach und nach der begeiſterten Wärme wich, womit ſein Gegenſtand ihn erfüllte. „Nein,“ ſagte er, „er iſt berufen eine ganz andere Macht im Staate darzuſtellen. Er iſt berufen zu einer förmlichen Staatsgewalt, der neutraliſirenden, jetzt allein herrſchenden gegenüber zu einer kompakten, gewaltigen Maſſe zu werden, die neben und mit der Regierung Stützſäule des Staatslebens iſt.“

„Nun, mehr verlangen wir ja nicht!“ ſagte lächelnd Herr von Mainhövel. — „In der That,“ fiel ein anderer Vetter tief aufathmend ein, „mir war ſchon bange, wo das Alles hinaus ſolle!“ — „Nur zu, nur zu!“ ſagte Herr von Mainhövel geſpannt.

„Der Adel und ſeine Rechte,“ fuhr Valerian fort, „wurden beſeitigt durch die zu Bildung gekommene Klaſſe der Roturiers. Mögen Sie dieſe Bildung und die Aufklärung unſerer Zeit eine gute oder ſchlechte nennen, mir gilt das hier gleich. Ich verſtehe darunter den Umſchwung der Meinungen und Anſichten über göttliche und menſchliche Dinge, welcher ſich im vorigen Jahrhundert bewerkſtelligte. Dieſer Umſchwung hat das Staatsleben umgeſtaltet, uns verdrängt und ſtatt der hinter der Bildung einer neuen Zeit zurückgebliebenen Adelsherrſchaft die Bureaukratie herrſchend gemacht. Nun wohl, wurden wir gedrängt, drängen wir ebenſo wieder; ſchlug man uns mit der neuen Bildung, ſchlagen wir mit eben dieſer Waffe wieder. Denn wie früher wir es waren, ſo iſt jetzt im Lauf der Jahre die Regierung und die Bureaukratie hinter der Bildung der Gegenwart zurückgeblieben. Ja ſie iſt im offenen Kampfe mit ihr. Die Bildung der Gegenwart will freieſtes, conſtitutionelles Staatsbürgerleben. Die Bureaukratie, verknöchert in ihren Traditionen von Souverainetät und Allmacht, verweigert es zu gewähren. Die Bildung der Gegenwart will freie Preſſe, Aſſociationen, Achtung der perſönlichen Sicherheit, vollſte Glaubensfreiheit u. ſ. w. Die nach Willkühr ſtrebende Regierung und Bureaukratie iſt die Feindin dieſer Forderungen. Nun wohl, bemächtigen wir uns dieſer Forderungen, jener Bildung; ſtellen wir uns an ihre Spitze! Sie hat uns einſt ausgetrieben, im Bunde mit ihr kehren wir zurück und werden auf's Neue eine gewaltige Macht. Der erſte Schritt dazu muß aber nothwendigerweiſe eine Conceſſion an die Bildung ſeyn:

Digitized by Google

Aufgeben der Idee, als ſeyen wir durch die Geburt allein beſſer als andere Leute. Um den vorderſten Rang unter den Faktoren des Staatslebens einzunehmen, um die wahren Fürſten des Reichs zu werden, dünken wir uns nichts anderes auf unſern Herrſchaften zu ſeyn, als der erſte Bauer, wie ſchon der edle Reichsfreiherr von Stein uns mahnte!"

(Fortſetzung folgt.)

---

## Erhebung.

Wenn mit den Jahren Manches dir mißfällt,
Nur klage nicht, alt worden ſey die Welt;
Du wurdeſt alt! die Welt bleibt immer jung
In raſtlos kreiſender Verwandelung.

Wenn Mitgefühl das Leben dir verſagt,
Nur nicht zu raſch, kalt ſey die Welt, geklagt!
Die Welt bleibt warm, ſo lang du Liebe hegſt
Und Liebenswerthes warm im Herzen trägſt.

Wenn manches Wunſchs Erfüllung ſich entzieht,
Nicht klage, daß dich jede Freude flieht —
Wie manch Geſchenk von unſchätzbarem Werth
Ward ungeahnet plötzlich dir beſcheert!

Drum halt dich wohlgemuth in Freud' und Schmerz
Und offen jedem Mitgefühl dein Herz —
Dann bleibſt du jung auch bei der Jahre Flucht
Und pflückeſt Blüthen noch zur Zeit der Frucht.

Genf, 7. Oktober 1845.

Heinrich Stieglitz.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden,** November.

(Fortſetzung.)

Literatur. — Kunſt.

Ein in den lezten Tagen hier erſchienenes, allen deutſchen Frauen und Jungfrauen gewidmetes Werkchen heißt: „Der Frauen Sklaventhum und Freiheit." Dieſer Titel erinnert an die ſeit Jahren ſchon wieder vergeſſene Frauenemancipation, die nach kurzer hinfälliger Exiſtenz zu Grabe getragen wurde. Wäre, fragte man ſich, das Werkchen vielleicht de la moutarde après diner, ein fruchtloſer Verſuch, den todten Leichnam in's Leben zurück zu galvaniſiren? Es ſah in der That ſo aus. Nur das erregte Zweifel, daß Ida Frick, die Verfaſſerin mehrerer durch Geiſt und Leben empfohlenen Romane, auf den Gedanken an die Möglichkeit einer ſolchen Wiederbelebung hatte gerathen können. Die Lektüre des neuen Büchleins ſprach ſie auch völlig los von dem falſchen Verdachte; ein Gedanke dieſer Art war ihr nicht gekommen. Allerdings ſollen, zufolge ihrer Schrift, die Frauen und Jungfrauen eine noblere Stellung als ſeither einnehmen, aber darum weder Attenwürmer werden, noch ſich, deren elegante Coſtümirung ſchon den Regenſchauern nicht gewachſen iſt, dem Kartätſchenfeuer ausſetzen, ſondern jene Stellung durch möglichſtes Raffinement und Aufgebot ihrer ganzen Weiblichkeit ſich erobern. Die Fingerzeige, wie ſie es dabei anzufangen haben, gewähren eine zu intereſſante Unterhaltung, als daß man der geiſtvollen Verfaſſerin durch Veröffentlichung derſelben vorgreifen dürfte. Manchem fällt vielleicht hiebei das „freie Weib" ein, deſſen Auffindung der Vater Enfantin und andere ſeiner Zunft vor einiger Zeit ſich zur höchſten Aufgabe ihres Lebens gemacht zu haben ſchienen, und daß dieß der ſittlichen Welt manchen Anſtoß gab. Mit ihr hat jedoch die Freiheit, welche Ida Frick ihrem Geſchlechte zu verſchaffen denkt, durchaus nichts gemein, da ſie nur innerhalb des Kreiſes von Geſetz und Sitte ſich bewegt.

Eine öffentliche Ausſtellung von Gemälden und Zeichnungen nahm vor wenigen Tagen die Betrübniß und Bewunderung der Beſchauer zugleich in Anſpruch. Ihr Verfertiger war der bei hieſiger Kunſtakademie als Profeſſor ſehr thätig geweſene Geſchichtsmaler Auguſt Richter. Er iſt ſchon ſeit mehreren Jahren durch Gemüthskrankheit genöthigt, ſeine Lehrſtelle aufzugeben. Ein ſolches Mißgeſchick erregte um ſo innigere Theilnahme, je mehr die ausgeſtellten Blätter für das große Talent des Mannes zeugten. Die ſchöne Vollendung vieler derſelben ließ es um ſo mehr bedauern, daß ſein trauriger Gemüthszuſtand ihm nicht erlaubt hatte, manche höchſt geniale Skizze ſorgfältiger auszuführen. Wenn dieſe Ausſtellung nicht ſehr ſtark beſucht wurde, ſo war wohl gerade die Ueberfülle des Sehenswürdigen Schuld daran. Dreihundert Zeichnungen von Einem Meiſter ſind offenbar zu viel auf einmal, beſonders wenn ſie insgeſammt lobenswerth erſcheinen. Das Auge weiß kaum, wo es anfangen und wo es aufhören ſoll, weil ihm ſchwerlich Zeit genug bleibt, allen gleiche Aufmerkſamkeit zu widmen. Hätte man mit einem kleinen Theile davon begonnen, ſo würde dieß vielleicht ein glücklicheres Reſultat gegeben haben. Dazu kam, daß die dießmalige jährliche Kunſtausſtellung eben erſt eine Menge ausgezeichneter Werke aufzuweiſen hatte und zufällig überdieß noch mehrere ähnliche Bilderſchauen ſich darboten. So ſieht man eben noch im ſächſiſchen Kunſtverein eine bedeutende Zahl köſtlicher Zeichnungen, zum Theil von den erſten Meiſtern der Hauptperioden der Malerkunſt, wie Michel Angelo, Giulio Romano, Terburg u. ſ. w. Zugleich zieren ſeine Wände recht werthvolle neue Kunſtwerke, unter denen eine Landſchaft von Ludwig Voll durch die der Natur mit ſeltenem Erfolg abgelauſchte Pracht eines aus leichtem Nebel hervorſchimmernden, ſonnenhellen Tages den Blick des Kunſtfreundes vorzüglich feſſelt. Die erwähnten Zeichnungen aus älterer Zeit gehören zu der höchſt bedeutenden Sammlung des Grafen Franz v. Sternberg in Prag, welche in Kurzem zur Verſteigerung kommen ſoll.

(Schluß folgt.)

---

Auflöſung des Räthſels in Nr. 272:
Fort!

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 280.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. November 1845.

Tota licet veteres exornent undique ceræ
Atria, nobilitas sola est et unica virtus.
Paulus vel Cossus vel Drusus moribus esto.
Juvenal.

## Ein alter Herr und eine junge Meinung.

(Fortſetzung.)

Ausrufe, Gelächter, verwunderte Fragen unterbrachen den Redner. — Dieſer fuhr, unbeirrt dadurch, fort: „Nun ja, iſt es nicht eine, ſchon wider allen Anſtand, alle Höflichkeit verſtoßende Manier von uns, daß wir gegen andere Menſchen thun, als haben wir ein Recht, etwas Höheres, Edleres zu ſeyn als ſie? Geben wir um Gottes willen dieſe fire Idee auf! Ein Menſch iſt ſo gut wie der andere, und wie man ſagt: Jeder iſt ſeines Glückes Schmied, muß man auch ſagen: Jeder iſt ſeines Adels Schmied. Dieſe Wahrheit iſt für den Unbefangenen ſo nothwendig und klar, wie das Sonnenlicht, und wie das Sonnenlicht dringt ſie in jede Ecke und wird ſich Bahn brechen, wo irgend noch das Dunkel eines confuſen Kopfes Anderes birgt. — Wo ein Menſch Geiſt, edle Unabhängigkeit, gute Erziehung und Verdienſte irgend einer Art hat, da iſt Adel, nicht Seelenadel allein, nein, auch der geſellſchaftliche Adel. Iſt das nicht wahr? Iſt Thorwaldſen oder Peter Cornelius oder Goethe ein weniger vornehmer adliger Mann als der Fürſt von S. oder B. oder Andere? Sie, meine Herren, haben zu viel geſunden Sinn, als daß Sie es leugnen könnten!“

Dieſe gütige Vorausſetzung wurde nicht ganz gerechtfertigt; mehrere nachdrückliche Proteſtationen machten ſich laut. — „Nein? Und doch möchte ich mein Leben an das Beſtreben ſetzen, Sie zur Anerkennung dieſer Behauptung zu vermögen. Ich will Ihnen nicht zumuthen, mit geldſtolzer Flachheit, mit der ſich empordrängenden und ſpreizenden Halbgebildetheit ſich einzulaſſen, oder auch mit ehrenwerther Tüchtigkeit, wo ihr die Form fehlt und der Kern ſich in roher, abſtoßender Schale birgt, ſich auf du und du zu ſetzen. Dem Menſchen, der gleichen Ranges und ebenbürtig mit der Ariſtokratie ſeyn, der einen Theil derſelben bilden will, ſoll zu innerem Verdienſt auch die Form nicht fehlen. Wie in der Kunſt, iſt auch beim Menſchen die Form die Hälfte. — Aber ich denke mir nicht allein von der Zeit geboten, ſondern unabweisliche Forderung der Politik, daß Sie die Vorurtheile des Geburtsranges, die Excluſivität, die Aufrechthaltung des Stammbaum- und Stiftsfähigkeitsweſens, mit einem Wort die Idee der Kaſte den andern Ständen gegenüber fallen laſſen. — Es iſt ganz natürlich, daß die andern Stände durch unſere den Anſtand und die Humanität verletzenden Anſprüche auf Beſſer- und Mehrſeynwollen gereizt ſind. Verhehlen wir uns dieß nicht. Man ſieht ſchadenfroh unſere Niederlagen, man hemmt uns, wo man kann, man ſtrebt, uns jeden Fuß breit Landes ſtreitig zu machen. Ich

Digitized by Google

erinnere nur an die Provinzialſtände; wie ſucht man unſerem Uebergewicht in denſelben vorzubeugen! — Dieß lähmt unſere Macht; denn eine Macht iſt in der modernen Welt nur noch, was einen Theil der öffentlichen Meinung als Stütze hinter ſich hat. — Werfen wir deßhalb jene Vorurtheile von uns! wollen wir nichts ſeyn, als was wir ſind, unabhängige Grundherren, durch die Größe unſeres Beſitzes und durch unſere Bildung, durch die Großartigkeit, womit wir die Dinge überſchauen können, und unſern Eifer für die wahren Intereſſen der Humanität und des Volks ausgezeichnet! — Haben wir ſo aufgehört, die öffentliche Meinung zu verletzen, ſo wird ſie uns zuſtrömen und uns mit einer ungeheuern Macht bekleiden. Es iſt ein großer Trieb im Menſchen, ſich in die Clientel Mächtiger zu begeben. Benutzen wir ihn! Die Regierung hält das Volk in Ordnung, aber ſie hat kein Ohr für das Gemüth, für die Poeſie und das innere Leben der Nation; bemächtigen wir uns dieſes Gebiets! vertreten, ſchützen wir es, machen es geltend, wo die Bureaukratie es unterdrückt! O, Sie ſollten ſehen, zu welcher Macht im Staate uns das erheben würde! Man würde ſich um uns ſchaaren, man würde uns zujauchzen, ganze Gaue würden unter uns ſich ihre Schutzherren wählen; wie conſtitutionelle Häuptlinge würde Jeder von uns ein ganzes Volk hinter ſich haben, das ihm vertraute. Es käme nur darauf an, dem Volke zu zeigen, daß wir für ſeine Zwecke, ſeine Sympathien thätig ſeyen, daß wir unſerer Gutseingeſeſſenen Wohl vor allen Dingen im Auge hätten, daß wir begriffen, auf ihrer Wohlhabenheit, ihrem Reichthum beruhe der unſere; ferner, daß wir den Gebildeten zeigten, wir verträten eine Idee im Staate, wir wären uns einer edeln' Aufgabe bewußt geworden; daß wir endlich Allen bewieſen, wir hätten unſern irrenhauswürdigen Hochmuth abgelegt, und daß wir Jeden unter uns aufnahmen, der ſich bis zu uns zu erheben weiß."

„Ich glaube," ſagte ein ſchmächtiger und blaſſer Jüngling mit ſehr hellblondem, dünnem Haar, der augenſcheinlich durch Valerians Wärme zu ſo viel Muth gebracht wurde, ſeine Herzensmeinung an den Tag zu legen; „ich glaube, daß daran viel Wahres iſt. Wie hat nicht unſer Einfluß ſich gehoben, ſeitdem wir in den kölniſchen Zerwürfniſſen männlich und nachdrucksvoll die populäre Meinung dieſes Landes vertraten!"

„Gewiß," rief Valerian, „gewiß! O eine mächtige Phalanx könnten wir bilden! Der Bureaukratie oder einer radikalen Oppoſition könnten wir mit einer Macht entgegentreten, die beide Feinde niederhielte. Mein Gott, welche Kräfte ſtehen uns nicht zu Gebot, welcher materielle Reichthum, den wir nur halb ausbeuten, welche Intelligenz, die wir nicht zum Viertheil in unſern Köpfen ausbilden, welche unabhängige, edle, kernhafte, zum Wirken im größten Kreiſe geſchaffene Naturen ſind nicht unter uns!"

(Schluß folgt.)

## Ueber das Mährchen als beſondere Dichtungsart.

(Fortſetzung.)

Das achtzehnte Jahrhundert hatte nur das politiſche, ſatiriſche und unſittliche Mährchen. Man mordete, man vergiftete, man betrog und verführte durch — Mährchen. Das unſchuldigſte Ding wurde das ſchuldvollſte. Ein Volk nahm ein Mährchen zur Hand, wenn es ſich über den Gang ſeiner Geſchichte, über die Pflichten ſeines Königs, über die Rechte und Entſcheidungen der Parlamente belehren wollte. Man wickelte ein ſchändliches Pamphlet, das einen Miniſter ſtürzen ſollte, in die farbenblitzende Enveloppe eines luſtigen Mährchens; der Papſt und ſein Kardinalkollegium lauſchten auf ein Mährchen, das im Salon der Pompadour erzählt wurde, und Voltaire, dieſe traveſtirte Prinzeſſin Scheherazade, zog mit ſeinem Sack politiſcher Mährchen, die wie Pfeffer auf der Zunge brannten und wie Schießpulver eiternde Wunden reinigten, an den Höfen der Fürſten umher. Diderot, Crebillon und Hamilton bearbeiteten das witzige, unſittliche Mährchen, das eben ſo pikant und amüſant wurde wie das philoſophiſch-politiſche. In England, das für politiſche Satire jederzeit ein ſo trefflicher Boden geweſen und noch iſt, wurde durch Swift das Mährchen letzterer Art zu einer Vollendung in Form und Gehalt herangebildet, wie ſie keine andere Zeit aufzuweiſen hat.

In unſerem Jahrhundert iſt das Mährchen langweilig und abgeſchmackt geworden. Man hat es wieder kindlich, einfach, unſchuldig machen wollen, und man hat es nur affektirt und fad gemacht. Die romantiſche Schule nahm einen Anlauf, als wolle ſie die ganze Fülle der Poeſie in's Gewand des Mährchens kleiden, aber außer einigen guten Mährchen von Tieck im altdeutſchen Geſchmack hat die Literatur in dieſem Fache nicht viel erhalten, was der Rede werth wäre. Selbſt die berühmten Grimmſchen Mährchen, von denen nachher noch geſprochen werden ſoll, ſcheinen mir von erzwungener Kindlichkeit zu ſtrotzen. Hoffmann, von der Lebensabgeſchloſſenheit der romantiſchen Schule ausgehend, gab dem Mährchen den rein phantaſtiſchen Spuck zum Inhalt, der ſich nirgends an Sitte, an Religion, an Patriotismus anlehnt, ſondern in der Luft tanzend ſeine

Digitized by Google

Feuerkugeln verſtreut. Hiermit war man mit dem Mährchen fertig.

Von den kommenden Tagen, bei der allgemeinen Färbung, die unſere politiſchen und religiöſen Intereſſen angenommen und von der die Poeſie nicht frei geblieben, kann und darf man eine eigenthümliche Regeneration des Mährchens hoffen, und zwar namentlich des politiſch-philoſophiſchen. Als ein Symptom dafür mag unter anderem gelten, daß in Paris die alten Swiftſchen und theilweiſe auch die Voltaire'ſchen Mährchen neu aufgelegt und glänzend illuſtrirt werden.

Es ſey uns nach dieſen einleitenden Worten nunmehr vergönnt, über die einzelnen Gattungen des Mährchens, die wir oben flüchtig berührt haben, etwas ausführlicher zu ſprechen. Wir haben bemerkt, daß wir das natürliche Mährchen, im Gegenſatz gegen das gebildete, das Mährchen au naturel, ohne alle Beimiſchung politiſcher, religiöſer oder ſittlicher Elemente, nicht für die urſprüngliche Gattung halten. Im Gegentheil hat ſich dieſes Mährchen erſt ſpät als beſondere Art ausgebildet. Denken wir uns ein Naturvolk, das die Poeſie nicht wiſſenſchaftlich kennt, aber ſie übt, ſo werden wir zuerſt mährchenhafte Ausſchmückungen an den religiöſen Dogmen der Prieſter erblicken, dann ſpäter gn den ſtaatlichen der Herrſcher und Gewalthaber. Dieſer Mährchenſtoff, den wir an den Mythen haften ſehen, ſpäter an der Volksgeſchichte, iſt jezt ſchwierig als ſelbſtſtändiges Ganzes herauszuſtellen. Was uns jezt als ein vollendetes, und zwar anziehendes Mährchen erſcheint, zum Beiſpiel Ovids Metamorphoſen, konnte für die damalige Welt nicht als Mährchen gelten, weil die Göttergeſchichten Glaubensſache waren. Doch ſchon damals erfand die Phantaſie des Dichters „bewußte" Ausſchmückungen, und dieſe waren auch damals ſchon Mährchen. — Von den berühmten Mileſiſchen Mährchen wiſſen wir wenig; aber das Mährchen des Apulejus iſt bekannt und zeigt, daß ſchon die Alten die Gattung des geiſtreich unſittlichen Mährchens, wie ſpater die Italiener und die Franzoſen es anbauten, ſehr wohl kannten. Die Römer, ein militäriſch-politiſches Volk, von Kriegern und Staatsmännern geleitet, hatten ſich frühzeitig die *Fabel* angeeignet, die Halbſchweſter des Mährchens, und in dieſe Form paßte, was ſie der Menge von politiſcher Doktrin ſatiriſch mittheilen wollten, vortrefflich hinein. Wo wir Mährchenelemente in ihrer Literatur auftauchen ſehen, iſt es das witzig räſonnirende Mährchen, das Mährchen Swifts, oder das geiſtreich unſittliche, wie im Petron.

Von dieſem noch nicht ſelbſtſtändig hervortretenden Mährchen wollen wir nicht weiter ſprechen; genug daß wir gezeigt, wo, nach unſerer Anſicht, die Quelle des Mährchens herzuleiten iſt. Hiebei iſt noch Indien nachzutragen; aber die wunderſamen Erfindungen, die jene alten Gedichte des Volkes am Ganges darbieten, ſind ebenſo „unfreie" Mährchen, wie die der andern Völker. Das eigentliche Mährchen tritt erſt mit der Sammlung der Tauſend und einen Nacht entſchieden auf. Darauf haben ſich die Aeſte und Zweige des großen Mährchenbaums, der im Orient wurzelt, nach und nach entwickelt, und wir faſſen jezt ſechs Gattungen in's Auge, ohne damit ausſagen zu wollen, daß das Reich des Mährchens damit abgeſchloſſen ſey. Die erſte Gattung iſt das phantaſtiſch-religiöſe Mährchen, die zweite das phantaſtiſch-ritterliche, die dritte das Volks- und Kindermährchen, die vierte das politiſch-ſatiriſche, die fünfte das geiſtreich-unſittliche, die ſechste endlich das rein phantaſtiſche ohne allen Zuſatz.

Das *phantaſtiſch-religiöſe Mährchen* hat ſeinen Grundtypus in der Geſchichte der Tauſend und einen Nacht. Ueberall iſt das Wunderbare an das religiöſe Leben des Volks angelehnt. Der Prophet und der Kalif, ſein Stellvertreter auf Erden, gehen durch dieſen üppigen Mährchengarten als bedeutſame, Regel und Geſetz gebende Geſtalten. Wir ſehen ferner die Derwiſche eine große Rolle ſpielen, und böſe und gute Geiſter entlehnen ihre Macht unmittelbar vom Volksglauben. Daher die Tiefe und Größe dieſer Compoſitionen, daher die mächtige Wirkung, die ſie äußern, und daher endlich die geſchichtlichen und ſittlichen Elemente, die der Forſcher in ihnen entdeckt. Viele dieſer Mährchen, die wir ſehr irrig nur als ein Spiel müßiger Phantaſie betrachten, ſind Gemälde, die in Erhabenheit und Schönheit an die Compoſitionen eines Dante reichen; andere wieder kleiden die edelſten Sittengebote in ſo einfache und ſchöne Formen, daß die Poeſie aller Länder keine reizenderen Gebilde aufzuweiſen hat. Der Grundton iſt überall Gott, Ehrfurcht vor dem Propheten und dem Geſetz, Liebe und Erbarmen für den Nächſten. — Die erhabenſten Tugenden werden durch die ſchönſten Bilder gepredigt. Die Liebe iſt ſinnlich, aber dabei keuſch, die Andacht grenzt an den Fanatismus, der Wunderglaube iſt kindlich und rein, die Lebensformen ſind nicht von griechiſcher Schönheit und Ruhe, aber ſie ſind nirgends verzerrt und widerlich wie bei den altnordiſchen und indiſchen Fiktionen. Man ſieht aus der grenzenloſen Liebe, die alle ſpätern Generationen für dieſe Mährchen geäußert haben, wie tief und rein die Richtungen des menſchlichen Weſens in ihnen aufgefaßt ſind. In der That kann es auch kaum ſchönere und phantaſiereichere Hymnen auf Gott, Natur und Menſchenliebe geben, als in dieſen reizenden Bildungen, die von Feuer und Jugendkraft ſtrotzen. Nichts fehlt dieſen Schöpfungen, als die tiefere und höhere Bedeutung der Liebe, ein Element, das den Orientalen abgeht und das der Occident erſt in

Digitized by Google

das orientaliſche Mährchen brachte: die durchgeiſtigte Sinnlichkeit, die chavaleresle Liebe, die Romantik des Herzens. Davon findet man in der Tauſend und Einen Nacht keine Spur.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Dresden, November.**

(Schluß.)

Kunſt. — Mathäi.

Gleichzeitig ſieht man im langen Saale der Brühlſchen Terraſſe von Moritz Schwindt, deſſen Ideenreichthum ein zur dießjährigen Kunſtausſtellung gebrachtes Werk abermals bezeugt hatte, einen großen Carton zu der durch ihn erfundenen und zu Karlsruhe al fresco ausgeführten Darſtellung der Einweihung des Freiburger Doms, nebſt einer der Legende entlehnten kolorirten Skizze von Steinle, dem berühmten Schöpfer der Fresken im Dom zu Köln. Bei aller Kleinheit des Formats umfaßt dieſe Skizze doch die ganze Geſchichte einer gefallenen Nonne, welche durch Frömmigkeit und Buße zum Range einer Heiligen ſich erhob, vom Sündenfall an bis zu ihrem Heiligenſchein. — Den höchſten Reiz für die allgemeine Schauluſt bietet aber in dieſen Tagen der für eine Woche Jedermann offen ſtehende Thronſaal im königlichen Schloſſe. Bendemanns Freskomalereien machen ſchon beim erſten Blicke auf den Eintretenden einen Eindruck, der mit jedem weitern Schritt im Saale tiefer und gewaltiger wird. Wir ſehen uns umgeben theils von einzelnen, theils zu zweien in Handlung mit einander geſezten, durch charakteriſtiſche Individualiſirung höchſt anziehenden großen hiſtoriſchen Geſtalten, Geſetzgebern und Königen, und wiſſen Anfangs nicht, welcher wir zunächſt unſere beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden ſollen. Um ſo länger verweilt man dann beim Studium der Einzelnen, um Geſtalt und Miene mit dem Denkſpruch zu vergleichen, welcher jeder dieſer Figuren beigefügt iſt, und entweder in einem Worte beſteht, das einſt aus dem Munde des Dargeſtellten hervorgegangen, oder zu Bezeichnung ſeiner Geſinnung ihm untergelegt worden. Dieſer Spruch lautet zum Beiſpiel bei Zoroaſter: „Seyd rein, wie das Licht," und bei dem großen Könige Heinrich dem Erſten, welcher dabei ſeinen Sohn Otto umfaßt hält: „Durch Gottes Gnade und des Volkes Liebe heiße ich König." Die Abbildungen des Frieſes bringen die verſchiedenen Zuſtände des Lebens mit deſſen Beſchäftigungen und Mühen zur Anſchauung. Auf Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit und Mäßigung, ſo wie auf Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wiſſenſchaften u. ſ. w. iſt in ſinnvollen Bildern hingedeutet. Die große Theilnahme aller Klaſſen der Geſellſchaft an dieſen Kunſtwerken geht aus dem Strome von Menſchen hervor, der täglich nach Eröffnung des Thronſaals dieſem zufluthete.

Ein unerwarteter Verluſt hat uns durch den Tod des Direktors der hieſigen Gemäldegalerie und Profeſſors an der Kunſtakademie, Friedrich Mathäi, betroffen. Obſchon bereits 69 Jahre alt, ſchien er gerade in der lezten Zeit von früherer Kränklichkeit minder heimgeſucht. Dieß ermunterte ihn auch, einen lange gehegten Plan auszuführen und Italien wieder zu beſuchen, dem er hauptſächlich ſeine höhere künſtleriſche Ausbildung verdankte. Aber die eigentlichen Zielpunkte ſeines Strebens, Rom und Neapel, erreichte er nicht und ſtarb auf der Rückreiſe in Wien ſo ſchnell, daß ſeine dem dort Erkrankten zueilende Gattin ihn nicht mehr unter den Lebenden fand. Nach ſeinem kurz vor dem Tode geäußerten Wunſche wurde ſein Leichnam hierher geſchafft. Die Beerdigung war ſehr feierlich. Seine Verdienſte als Lehrer und Künſtler waren ſehr bedeutend. Ein Schüler des ehemaligen Direktors der hieſigen Kunſtakademie und trefflichen Zeichners Caſanova und Fügers in Wien, erntete er auf den Feldern der Geſchichtsmalerei und des Porträts verdiente Lorbeeren noch im vorgerückten Alter. Die Dresdener Gemäldegalerie verdankt ihm als Direktor manche nüzliche Einrichtung, unter Anderem die Auffindung mehrerer Bilder, die von ſeinem Vorgänger in der Galeriedirektion verkannt und bei Seite gethan, nach erfolgter Reſtauration als ein vorzüglicher Schmuck der berühmten Gemäldeſammlung betrachtet werden. Auch ſoll es zunächſt ſeinem Rathe und ſeinen Vorſchlägen zuzuſchreiben ſeyn, daß bei der Reſtauration alter Gemälde der Galerie, wodurch früher zuweilen in Verfall gerathene Kunſtwerke, ſtatt hergeſtellt, völlig zu Grunde gerichtet wurden, neuerlich ein Verfahren beobachtet wird, von deſſen glücklichem Erfolg bereits viele renovirte alte Bilder der hieſigen Galerie das glänzendſte Zeugniß ablegen.

## Homonyme.

Bald bin ich, wie das böſe Geld,
  In alle Welt verbreitet,
Beſchränkt bald auf ein enges Feld,
  Bald künſtlich gar bereitet.

Bald leg' ich meinem lieben Herrn
  Die halbe Welt zu Füßen,
Bald halt' ich Alle von ihm fern,
  Die ihm nicht nahen müſſen.

Im Horn des Jägers ſteck' ich ſtumm,
  Bis er mich läßt erſchallen;
Das Wächtelein iſt, ach! ſo dumm,
  Durch mich in's Netz zu fallen.

Gelehrt iſt Mancher und begabt,
  Der Hefe nicht entnommen,
Doch hätt' er mich nicht längſt gehabt,
  Hätt' er mich nicht bekommen;

Zur Welt hat er nicht mitgebracht,
  Er hat mich ſelbſt erworben;
Doch nimmt er mich nicht wohl in Acht,
  So bin ich bald verdorben.

J. G. Moſer.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 46.

Sonnabend, 22. November 1845.

[387] 

## Für Leihbibliotheken, Leſecirkel und Privatbibliotheken.

Im Verlage des Unterzeichneten ſind unlängſt folgende vom Publikum und der Kritik gleich günſtig aufgenommene Werke erſchienen. Um deren Anſchaffung zu erleichtern, ſind alle Buchhandlungen in den Stand geſetzt, die ganze Sammlung oder einzelne Werke derſelben zu

### ſehr ermäßigten Preiſen

zu liefern.

| | Ladenpreis. |
|---|---|
| Cooper, J. Fenimore, Streifereien durch die Schweiz. Nach dem Engliſchen von Dr. G. N. Bärmann. 2 Thle. gr. 12. geb. | Thlr. 3. — |
| Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur (von Dorow). 5 Bände mit vollständigem Namenregister. gr. 8. geb. | Thlr. $8\frac{3}{4}$. — |
| Erwin, F. Th. (Profeſſor Franz Kugler), Der letzte Wendenfürſt. Novelle aus den Zeiten der Gründung Berlins. 2 Thle. gr. 12. geb. | Thlr. $2\frac{1}{3}$. — |
| Fouqué, Fr. Baron de la Motte, Goethe und Einer ſeiner Bewunderer. Ein Stück Lebensgeſchichte. gr. 8. geh. | Thlr. $\frac{1}{2}$. — |
| Holtei, Karl von, Die beſchuhte Katze. Ein Mährchen in drei Akten mit Zwiſchenſpielen. 12. eleg. geb. | Thlr. $\frac{1}{2}$. — |
| d'Israeli, (Verf. von Vivian-Grey), Henriette Temple. Eine Liebesgeſchichte; dem Engliſchen nacherzählt von Dr. G. N. Bärmann. 3 Thle. gr. 12. eleg. geb. | Thlr. $3\frac{1}{2}$. — |
| Italia. Erſter Jahrgang. Mit Beiträgen von A. Hagen, A. Kopiſch. H. Leo, C. Fr. v. Rumohr, K. Witte und Andern. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit Titelkupfer. 8. cart. | Thlr. 2. — |
| —— Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen von Ida Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz von Gaudy, Gaye, C. Fr. v. Rumohr, H. W. Schulze. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit Titelkupfer. 8. cart. | Thlr. 2. — |
| Mügge, Theodor, Novellen und Skizzen. 3 Bände. Inhalt. 1r Band: Die Spanier in London; der Unverſöhnliche; Abſicht und Zufall; der Candidat. — 2r Band: Die Brüder; Roſinchen. — 3r Band: Streifzüge durch Belgien; der Retter. gr. 12. geb. | Thlr. 4. — |
| —— : —— Die Vendéerin. Ein Roman. 3 Thle. gr. 12. geb. | Thlr. $3\frac{2}{3}$. — |
| Niendorf, Emma. Aus der Gegenwart. 8. eleg. geb. | Thlr. 1. — |
| Revolution, die franzöſiſche von 1789—1836. (Von H. Laube.) gr. 12. geb. | Thlr. $\frac{2}{3}$. — |
| Temme, J. D. H. und G. A. Nörner, Der Prozeß Lafarge, beleuchtet nach preußiſchem Strafrecht. Zweite Auflage. gr. 8. geb. | Thlr. $1\frac{1}{6}$. — |
| | Thlr. $33\frac{1}{12}$. — |

Alexander Duncker,
Königlicher Hofbuchhändler in Berlin.

---

[352] Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erſchien ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

## Die Pſalmen

in Kirchenmelodien übergetragen

von

**F. A. Koethe.**

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Der Inhalt ſowohl als auch die typographiſche Ausſtattung machen dieſes Buch beſonders zu Geſchenken geeignet.

---

[386] Bei C. F. Kius in Hannover iſt erſchienen:

## Der Tribun.

Geſchichtliches Taſchenbuch für das deutſche Volk.

Von A. Bock.

Preis $\frac{2}{3}$ Rthlr.

Inhalt: Einleitung. Venedig. Der zweite Pariſer Frieden. Die Wiedertäufer in Münſter. Henning Brabant, Bürgerhauptmann von Braunſchweig. Ueber Hofnarren.

---

[385] Anzeige.

### „Gubitz Volks-Kalender für 1846“

iſt nun für $12\frac{1}{2}$ Sgr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Nächſt Allem, was zum Kalender gehört, enthält er 75 größere und kleinere, meiſt in mannigfaltigſter Weiſe die Zeitrichtungen berührende ernſte und humoriſtiſche Aufſätze, mit 120 Abbildungen und Darſtellungen, zum Theil im Buntdruck. Alles einzeln in der Anzeige zu erwähnen, würde viel Raum erfordern, und ſo weiſen wir nur beſonders hin auf die Gedächtniß-Feſte: „Luthers Tod“ (1546). „Peſtalozzi's Geburt“ (1746), und die — „Jahrhundert-Sündfluth;“ dann auf: „Suchet, ſo werdet Ihr finden!“ — „Stumpfheit und Arbeitſcheu“ — „Die Spielhöllen“ — „Luzern“ — „Die Muſik im Flachen, Eitlen und Uebertriebenen“ — „Was ſoll ich aus meiner Tochter machen?“ — „Woher?“ — „Wohin?“ Wir heben dieß nur hervor, damit man neben dem vielen Unterhaltenden, das jedoch immer unſere Zuſtände betrifft, jene Aufſätze prüfe und beherzige; denn zu empfehlen brauchen wir dieſen „Volks-Kalender“ nicht, da er eben ſo durch die

Digitized by Google

freundlichſte Theilnahme und Anerkennung, wie anderſeits durch Anfechtung und Befeindung ſeines Erfolges gewiß iſt.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

---

[380] Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig iſt erſchienen:

**Toiletten-Spiegel für ſchwangere und junge Mütter. Eine Anweiſung wie ſich Frauen während der Schwangerſchaft, Niederkunft und während des Stillens zu verhalten haben, ſowie eine Anleitung über die Behandlung neugeborner und junger Kinder von Ed. Baumann, prakt. Wundarzt und Geburtshelfer. 1842. 15 Bogen in 8. geh. Preis 1 Thlr.**

---

[379] So eben ſind bei Meyer & Zeller in Zürich erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Bilder aus der Schweiz,

in Dichtungen gezeichnet

von Joſ. Aloys Minnich,

Arzt in Baden, Kanton Aargau.

Broch. 21 Ngr. oder 1 fl. 12 kr.

# Knospenleſe

von J. Wiederkehr,

Mitglied des aargauiſchen großen Rathes.

Broch. 15 Ngr. oder 48 kr.

---

[384] Im Verlage von George Weſtermann in Braunſchweig iſt erſchienen:

# Rußlands inneres Leben.

33jährige Erfahrungen eines Deutſchen in Rußland.

3 Bde. Fein Velinp. geh. Preis 4 Thlr. 20 Ngr.

„Wahrheit gebe ich, dafür bürge ſchon meine Achtung, in dieſe Adreſſe gelegt.“

(Vorwort.)

Der Inhalt dieſes merkwürdigen Buches iſt folgender: I. Grundirung. — Erinnerungen an Oſtpreußen. — Von Polangen nach Petersburg. — Petersburg. — Die Baltiſchen Provinzen. — II. Knechtſchaft. — Büreaukratie, öffentliche und geheime Polizei. — Juſtiz. — III. Stimmen aus den Kerkern. — Kirche, Schulen. — Oeffentliches und Privatleben. — Bürgerſtand, Adel. — Regierungszeit Nicolaus I.

---

[383] Vom Jahr 1846 an wird auf Subſcription erſcheinen:

Hiſtoriſch-biographiſches

# Handwörterbuch

nach den neueſten und beſten Hülfsmitteln bearbeitet von

Dr. J. H. Möller,

Archivrath und Bibliothekar zu Gotha.

In vier Bänden. Lexikon-Format.

**Leipzig, Verlag von Friedrich Fleiſcher.**

Da der dargebotene Stoff von hohem Intereſſe, ſein Bearbeiter ein Gelehrter iſt, der Vertrauen erweckt, und die Verlagshandlung nichts verſäumen wird, um das Werk, ſo wie es verſprochen, auch zu liefern, ſo darf es wohl auf die Unterſtützung des deutſchen Publikums rechnen. Die Ausgabe geſchieht in Halbbänden zu 25 Bogen, deren jeder $1\frac{1}{2}$ Thaler koſten wird. Die resp. Subſcribenten werden vorgedruckt. Alle Buchhandlungen nehmen Subſcription an, und liefern eine gedruckte ausführliche Anzeige gratis.

---

[375] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Für die Zukunft der evangeliſchen Kirche Deutſchlands.

## Ein Wort

an ihre Schirmherren und Freunde

von

Dr. C. Ullmann.

8. broch. Preis 36 kr. oder 9 gGr.

Der berühmte Verfaſſer dieſer Schrift hat hier mit der ihm eigenthümlichen geiſtvollen Klarheit und Ruhe einen Gegenſtand beſprochen, welcher, bei den von allen Seiten in der evangeliſchen Kirche hervortretenden Wünſchen und Beſtrebungen, einer ſo gründlichen, freiſinnigen und vorſichtigen Behandlung bedurfte, um dasjenige, was der einzelnen Landeskirche und der Geſammtheit der evangeliſchen Kirchen Deutſchlands frommt, ins rechte Licht zu ſtellen und den Behörden wie den übrigen Freunden der Kirche ihre Aufgabe in der nächſten Zukunft vorzuhalten. Möge ſein Wort den Erwartungen, welche in neueſter Zeit erweckt worden ſind, eine gute Deutung verleihen und im Rathe deren, die für die Zukunft der Kirche zu ſorgen berufen ſind, offene Ohren und willige Hände zur Hülfe und Verbeſſerung der kirchlichen Zuſtände finden!

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Pariſer Bilder.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Inhalt: Plätze in Paris. — Neue Kirchen. — Eiſenbahnfahrten. — Das Palais Royal. — Die große Induſtrieausſtellung. — Die Theater. — Bettler: Bohémiens. — Das Pantheon. — Straßen. — Geſelligkeit. — St. Denis. — Schriftſteller. — Geſchichtliches. — Oeffentliche Bälle. Volksfeſte. — Die zwei Kammern. — Schauſpieler, Komiker. — Modeworte. — Verſailles. — Fremde in Paris. — Moderne Literatur. — Zwei Capellen. — Muſik. — Die fünf Akademien. — Der Louvre und die Tuilerien. — Nachwort.

Es iſt ſchon ſo viel über Paris und ſeine Zuſtände geſchrieben worden, daß dieſe Schilderungen wohl überflüſſig erſcheinen dürften. Der Verfaſſer wollte jedoch vom deutſchen Standpunkte aus den Verſuch wagen in flüchtigen Umriſſen die Erſcheinungen feſtzuhalten, welche hier in ſtetem Wechſel an uns vorüberziehen. Die Rückſicht, welche ihn hauptſächlich zur Herausgabe dieſer Arbeit beſtimmte, war der Wunſch etwas zur Linderung der Noth ſeiner vielen hülfsbedürftigen Landsleute in Paris beizutragen und es ſoll daher der Ertrag dieſes Buches dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke zugewendet werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Google

# Fortſetzung der deutſchen Vierteljahrs-Schrift für 1846.

Dieſe Zeitſchrift, die ſich ſeit ihrem Erſcheinen des ungetheilteſten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der erſten Gelehrten zu erfreuen hat, lieferte im Jahre 1845 folgende Aufſätze:

Erſtes Heft: Die fortſchreitende Entwickelung des deutſchen Eiſenbahnnetzes und was dabei ganz beſondere Beachtung verdient. — Theorie und Praxis zur Bewältigung des Pauperismus. — Der deutſche Strafprozeß auf ſeiner neuen Entwickelungsſtufe. — Zur deutſchen Einigung. — Der Wahnſinn im Kerker in beſonderer Beziehung zur vereinzelten Haft. — Die Ratifikation von Staatsverträgen. — Sprachreinigung. — Ein Wort über die Gewerbeausſtellungen des Zollvereines. — Der deutſche Schifffahrts- und Handelsbund, ſeine Nothwendigkeit und die Weiſe ſeiner Verwirklichung. — Das deutſche Volk und das Theater. — Kurze Notizen.

Zweites Heft: Die Studentenverbindungen auf deutſchen Hochſchulen. — Unſere Ströme. — Religion und Poeſie. — Das Corpus Juris und die hiſtoriſche Schule in ihrem Verhältniß zur deutſchen Rechtsentwickelung. — Die Behandlung fremder Eigennamen. — Das literariſche Eigenthum und ſeine Fortbildung in Deutſchland durch Geſetzgebung und Praxis nachgewieſen an dem Schelling-Paulus'ſchen Rechtsſtreite. — Das Rowland Hill'ſche Portoſyſtem vom deutſchen Standpunkte. — Die Majeſtät gegenüber dem deutſchen Volke. — Kurze Notizen.

Drittes Heft: Die deutſch-katholiſche Kirche. — Ueber Cretinismus und das Hoſpiz auf dem Abendberg. — Das literariſche Eigenthum und ſeine Fortbildung in Deutſchland durch Geſetzgebung und Praxis nachgewieſen an dem Schelling-Paulus'ſchen Rechtsſtreite. — Die Selbſtverwaltung der Gemeinden und Diſtrikte. — Die Encyclopädien, ein literar-hiſtoriſcher Rückblick. — Die Reform der deutſchen Rechtswiſſenſchaft und der Beruf der Geſetzgebung. — Die militäriſche Benutzung der Eiſenbahnen. — Die däniſchen Ständeverhandlungen über die Staatseinheit. — Kurze Notizen.

Viertes Heft: Iſt die Freigebung der Bauernlehen unter allen Umſtänden den agrariſchen Zuſtänden förderlich? — Betrachtungen über Militärverfaſſungen in dem Zeitalter der Induſtrie. — Der Verbrauch der menſchlichen Lebensbedürfniſſe in diätetiſcher, ſtatiſtiſcher und politiſcher Betrachtung. — Das Volksſchriftenweſen und der allgemeine deutſche Volksſchriftenverein. — Die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Schafzucht und Wollkunde in Deutſchland. — Die Erbaxe. — Die Vereine für wiſſenſchaftliche Vorträge. — Das Eingreifen der Regierung in die Bewirthſchaftung der Privatwaldungen. — Thee und Kakao. — Die Mittelpunkte. — Das Corpus Juris und die Idee des gemeinen deutſchen Rechts. — Kurze Notizen.

Das erſte Heft für 1846 erſcheint Anfangs December und wird enthalten Aufſätze von den bisherigen Mitarbeitern, zu welchen neuerdings die Herren Profeſſoren v. Ewald und Guhrauer hinzugetreten ſind.

Beſtellungen auf dieſen neuen Jahrgang bitten wir uns durch die betreffenden nächſtgelegenen Buchhandlungen bald möglichſt zukommen zu laſſen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften iſt 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[370] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

## Dingler's Polytechniſches Journal.

Sechsundzwanzigſter Jahrgang.
Erſtes Oktoberheft 1845.

Inhalt. Direktwirkende Maſchinen für Schraubendampfſchiffe, von Maudslay und Comp. Mit Abbild. — Birams Verbeſſerungen an oscillirenden Dampfmaſchinen. Mit Abbild. — Berney's tragbare einpfündige Kanone. — Chappe's Maſchinen zum Spinnen und Doubliren der Baumwolle. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an mechaniſchen Webeſtühlen, beſonders für leinene Gewebe, von Eawood und Pritchard. Mit Abbild. — Verbeſſerungen im Kattundruck (Walzendruck) von Ferguſon und Clark. Mit Abbild. — Ueber die Conſtruktion hölzerner Gemäße mit Rückſicht auf die Veränderungen durch den Einfluß des Feuchtigkeitszuſtands der Luft, von K. Karmarſch. — Wie muß verfahren werden, um mit dem Hobel hölzerne Flächen genau abzurichten, von Oskar Schmidt. — Ueber ein einfaches Mittel, die Temperatur, welche durch eine Spirituslampe mit doppeltem Luftzuge erzeugt wird, ſehr bedeutend zu erhöhen, von C. F. Plattner. Mit Abbild. — Neue Batterie zum Gebrauche bei der Galvanoplaſtik, vom Herzog von Leuchtenberg. — Ueber die Bereitung und Anwendung einer zum Vergolden dienenden Flüſſigkeit, von Selmi. — Ueber das Verfahren von Gaultier de Claubry und Dechaud, das Kupfer auf galvaniſchem Wege aus ſeinen Erzen abzuſcheiden, von Becquerel. — Ueber die Eigenſchaft der in Fluß befindlichen Bleiglätte, den Sauerſtoff aufzulöſen, und einige die Erzeugung der Bleiglätte beim Abtreiben im Großen begleitende Umſtände, von Leblanc. — Ueber die bei der Eiſenbereitung verloren gehende Wärme, von Rigaud. — Ueber die Deſtillation des Queckſilbers, von Millon. — Ueber Krapp, deſſen verſchiedene im Handel vorkommende Gattungen, Eigenſchaften, Beſtandtheile, Färbung und Avivagen, dann über Garancin und Garancé, deren Eigenſchaften, Erzeugung, Färbung und Mordants, von Eduard Leitenberger. — Browns Verbeſſerungen in der Sodafabrikation. — Yule's Verfahren, thieriſche und vegetabiliſche Subſtanzen zu conſerviren. — Miscellen. Beslay's neuer Hochdruck-Dampfkeſſel. — Loups Konſtruktion der Oefen für Dampfkeſſel. — Die engliſchen Eiſenbahnen, nach ihrer Spurweite klaſſificirt. — Coriolis und Poncelet, über das neue Schleußenſyſtem mit Schwimmer von D. Girard. — Albano's Compoſition für architektoniſche Verzierungen ꝛc. — Ueber die Bereitung von Cyankalium ohne Anwendung thieriſcher Subſtanzen. — Verfahren zum Reinigen der Salzſäure von Eiſen ꝛc. — Ueber das Blauanlaufen des Stahls. — Fabrikation flüſſiger Gallusſäure. — Mikroſkopiſche Unterſuchung von Kartoffeln, welche von der gegenwärtig in Württemberg herrſchenden Krankheit ergriffen waren. — Ueber Maſchinenpapier. — Ueber Verhinderung des Betrugs mit Blutegeln.

Digitized by Google

### Zweites Oktoberheft.

Beſchreibung des Differenz-Regulators der Gebrüder Werner und Wilhelm Siemens zu Berlin. Mit Abbild. — Lacy's und Bucks neues Syſtem der Eiſenbahnſchienen-Unterlagen. Mit Abbild. — Ueber die Verfertigung von Achſen für Lokomotiven und Eiſenbahnwagen, von de Bauque. — Vergleichung der engliſchen, franzöſiſchen und belgiſchen Eiſenbahnen hinſichtlich ihrer Einnahmen, Ausgaben und ihres Gewinns. — Millichaps Konſtruktion der Wagenachſen. Mit Abbild. — Beſchreibung eines Bohrers zum Bohren ſehr feiner Löcher in Metall, von Karmarſch. Mit Abbild. — Metcalfe's Verbeſſerungen in der Fabrikation der Beſen und Bürſten. Mit Abbild. — Woods Verfahren zur Herſtellung einer unebenen Fläche auf Holz und andern Subſtanzen. — Woods Maſchine und Vorrichtungen zum Bedrucken gewobener oder gefilzter Teppiche. Mit Abbild. — Newtons Fabrikationsmethode des Zinkdrahts und Anwendung deſſelben zu verſchiedenen nützlichen Zwecken. Mit Abbild. — Ueber die Lagerung der Drähte bei der elektriſchen Telegraphie. — Galvaniſches Tropfbad, von Middleton. Mit Abbild. — Ueber die Verminderung des ſpezifiſchen Gewichts, welche die Porzellanmaſſe beim Brennen ungeachtet des Schwindens erleidet, von G. Roſe. — Ueber Cody's Apparat zum Abdampfen des Runkelrübenſaftes, von Dr. Penot. Mit Abbild. — Verſchiedene Anwendungen des ſchwefelſauren Bleies, von Barreswil und Vallé. — Ueber die Trennung des Goldes und Platins von Zinn und Arſenik, von Dr. Elsner. — Ueber das Verfahren des Hrn. A. Levol, Antimon quantitativ von Zinn zu trennen, von Dr. Elsner. — Ueber die Verdampfungskraft verſchiedener Steinkohlenarten und deren relativen Werth; Verſuche, welche von Prof. Johnſon in Auftrag des Marinedepartements der Vereinigten Staaten angeſtellt wurden. — Ueber die Zuſammenſetzung der Luft in einigen Gruben, von Leblanc. — Squire's Gerbemethode. Mit Abbild. — Neues Verfahren, naturhiſtoriſche Gegenſtände zu conſerviren, von Gannal. — Ueber die Pflanzung von Obſtbäumen auf einem künſtlichen Unterboden von Ziegelſteinen, von Paquet. — Ueber das Verderben der Kartoffeln, von Payen. — Ueber die Kartoffelſeuche, von Philippar. — Ueber ein die Kartoffelkrankheit heilendes und abhaltendes Mittel. — Miscellen. Verzeichniß der vom 25. Junius bis 10. Julius 1845 in England ertheilten Patente. — Vorſchlag zur Verhinderung der Dampfkeſſel-Exploſionen. — Ueber die Bildung lufthaltiger Queckſilberblaſen. — Ueber Grubenbeleuchtung mittelſt der elektriſchen Lampe. (Schreiben von de la Rive an Bouſſingault.) — Das Natron aus den Seen Niederägyptens. — Chaberts Kompoſition zur Verfertigung von Gemälderahmen und für architektoniſche Zwecke. — Ueber die Verzierung des Schnitts eingebundener Bücher. — Die ſibiriſchen Goldgruben.

* * *

Von dieſem alle Zweige der Technik umfaſſenden Journale erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

**Die Verlagshandlung kann vom**

## Polytechniſchen Journal

**noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1—25ſter Jahrgang oder Band 1 bis 94 zu 233 Rthlr. 8 gGr. oder 400 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge ſind fortwährend zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.**

---

# Real-Index

zu Dr. Dingler's

## polytechniſchem Journal.

Von Band 1 bis LXXVIII.

Von

**Dr. Michael Stecker,**

k. k. Univerſitäts-Profeſſor und Sekretär der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Handbuch und Wegweiſer

für

# Auswanderer

**nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.**

Mit einem ſtatiſtiſchen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

**Francis J. Grund.**

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Dieſes Buch gibt den Auswanderern die ausführlichſte Belehrung über alle jene Dinge und Verhältniſſe von Amerika, welche ſie vor Allem zu wiſſen nöthig haben, und wird ſie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluſte aus Unkenntniß der Geſetze, Sitten und Gebräuche ſicher ſtellen, welchen unſere Landsleute in jenem Welttheile ſo vielfach ausgeſetzt ſind.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

## Das evangeliſche

# Miſſionsweſen.

Ein Ueberblick über ſeine Wirkſamkeit und ſeine weltgeſchichtliche und nationale Bedeutung,

von

**Dr. F. W. Klumpp,**

Profeſſor am königl. Ober-Gymnaſium in Stuttgart.

Zweite Auflage.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die vorſtehende Schrift, welche die ſo wichtige und doch lange Zeit ſo wenig bekannte und beachtete Sache der Miſſion nach ihrer Geſchichte, ihren Grundſätzen, ihrem großartigen Umfange und ihren Erfolgen überſichtlich darſtellt, hat ſich in kurzer Zeit einen Leſerkreis gewonnen, und erſcheint daher bereits in einer zweiten, mit Beziehung auf den neueſten Stand der Sache fortgeführten Auflage. Je mehr nun in unſerer an raſchen Entwicklungen ſo reichen Zeit auch dieſer Angelegenheit, als einem wichtigen Momente in dem Entwicklungsgange der Weltgeſchichte, in den letzten Jahren eine unerwartete, allgemeinere Aufmerkſamkeit zugewendet worden iſt, deſto mehr dürfte die Schrift, welche die Aufgabe gerade auch von dieſer Seite faßt, für dieſes neu angeregte Intereſſe Vielen willkommen ſeyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 281.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 24. November 1845.

Geſtützt auf den regelloſen Gang, das bruchſtückartige Weſen ſo vieler Mährchen, hält man dieſelben gewöhnlich für Kinder einer ungezügelten Einbildungskraft, etwa ſo entſtanden wie die Bilderreihen, die uns im Traum vorſchweben. Bei dieſer Anſicht läßt ſich nur eine Hauptſache nicht erklären, daß nemlich bei einer ſo großen Zahl von Mährchen doch ein zarter, lieblicher Zuſammenhang iſt, ſchöner als ihn manche kunſtmäßige Dichtung mit aller Mühe zu Stande bringt.

A. Schott.

## Ueber das Mährchen als beſondere Dichtungsart.

(Fortſetzung.)

Man hat faſt allgemein den Charakter und Werth dieſer Mährchen im ſinnlich Phantaſtiſchen der Compoſitionen geſucht; allein er ruht, nach unſerer Anſicht, im Religiöſen. Daher die tiefe Innerlichkeit dieſer Mährchen. Dieſes Religiöſe iſt jedoch kein Confeſſionelles, ſondern ein lebendiges Hindeuten auf die Abhängigkeit alles menſchlichen Lebens vom Göttlichen. Der Eingang zur Sammlung iſt nach orientaliſchen Begriffen ganz paſſend, nach unſern Begriffen roh, obgleich ganz im Mährchenſtyl. Daß ein armes Mädchen, vom Sultan bedroht, das Leben zu verlieren, dieſem grauſamen Verhängniß durch Erzählen eines Mährchens, das den Sultan ſo beſchäftigt, daß er darüber das Köpfen vergißt, fort und fort zu entgehen weiß, iſt originell erfunden und ſoll beim Zuhören (denn dieſe Mährchen wurden erzählt, erſt ſpäter geſammelt) immer die Spannung wach erhalten, ob das jetzige Mährchen nicht auch das letzte ſey, ob es der unglücklichen Prinzeſſin überhaupt noch gelinge, ein neues zu erzählen. Uns, die wir die gedruckte Sammlung vor uns haben, uns erſcheint das Motiv der immer wieder neu aufgenommenen Erzählung und die ſtereotypen Worte beim Schluß und Anfang jeder Nacht geſchmacklos und als Maſchinerie verbraucht.

Die folgenden Zeiten waren unermüdlich in Nachbildung dieſer Mährchen, jedoch mit wenig Glück. — Da wir mit dieſen wenigen Zeilen keine Literaturgeſchichte des Mährchens ſchreiben, ſo laſſen wir die zahlloſen Nachbildungen der Tauſend und Einen Nacht unerwähnt; nur mit einer neuern Bearbeitung von Aladdins Lampe durch Oehlenſchläger ſey eine Ausnahme gemacht. Dieſe in dramatiſcher Form abgefaßte Umgeſtaltung des wohlbekannten Stoffes iſt gelungen zu nennen, weil dem Bilde kein fremdartiger Ausdruck angekünſtelt worden iſt und das Ganze an Verſtändniß gewonnen hat, während es an Tiefe und ſinnlicher Farbengebung doch nicht verloren. Dieſes Lob kann man der Platenſchen Bearbeitung eines andern bekannten Mährchens, des vom Zauberroſſe, das in metriſche Form gebracht iſt und kühl und gemeſſen einherſchreitet, nicht zollen. Eine neue engliſche Ausgabe der Tauſend und Einen Nacht, die uns kürzlich zu Geſicht gekommen iſt, zeichnet ſich durch ihre meiſterhaften Holzſchnitte vor allen neuen Illuſtrationen aus. Wollte man dieſe einzig ſchönen Mährchen würdig feiern, ſo müßte eine Ausgabe in Folio veranſtaltet werden, und die namhafteſten Künſtler müßten ſich vereinigen,

Digitized by Google

um den Text mit Bildern zu ſchmücken. Der Gegenſtand wäre deſſen wahrlich nicht unwerth; denn wo fände der Künſtler in dieſem Fache glücklichere und überraſchendere Motive für jede Art von pittoresken Effekten in Gebauden und Landſchaft, in phantaſtiſcher Menſchen- und Geiſterwelt? Dabei behält das Buch ewig ſeinen Werth."

Wir gehen zum phantaſtiſch-ritterlichen Mährchen über und bezeichnen als Typus deſſelben die im romantiſchen Alterthum der germaniſchen Stämme erfundenen und verbreiteten Geſange und Sagen, die alle mehr oder minder ein glänzend ſchönes Mährchenelement in ſich tragen. Die ernſteren und mehr der Geſchichte angehörenden Stoffe ſind der Gattung der „Sage“ zu überantworten, die heitern, phantaſtiſchen Gebilde dagegen dem Mährchen. So die zahlloſen Geſchichten von Artus Hofhaltung und ſeiner Tafelrunde, die altfranzöſiſchen Fabliaux und altdeutſchen „Mahren.“ Auch durch dieſe Schöpfungen geht ein religiöſer Grundton, doch iſt der ritterlich galante, geſellige und anmutdig plaudernde Charakter vorwaltend. Schöne Frauen ſpielen die Hauptrolle; die Liebe iſt ſchon in den Duft der chevaleresken Romantik gehüllt und erſcheint als „Minne“ in keuſcher Glorie. Die Phantaſie beſchäftigt ſich in den undurchdringlichen Wäldern Germaniens, an den ſturmumdrohten Küſten der Normandie, an den Nebelgeſtaden Schottlands die Rieſenburgen der Zauberer und Nornen aufzuführen, wo die abenteuernden Paladine ſich hin verirren, um wunderſame Geſchicke zu bekämpfen und hervorzurufen. Der Schluß iſt dann gewöhnlich die Krönung durch die Minne. — Während ein Theil dieſer Gebilde ſich um die düſtern einſamen Stätten in Wäldern, in Gebirgen, am Meeresufer gruppirt, ſucht ein anderer die Höfe auf und bringt hierhin Wunder und Abenteuer. Granada und ſein mauriſcher Königsſitz iſt hier der Punkt, von dem die Mährchenſchöpfungen ausgehen. Geſchickte Aerzte, die zugleich Zauberer waren, ſind vielfach beſchäftigt, immer aber ſind Könige, Ritter, Damen die Hauptperſonen. Wieland hat in ſeinem Wintermährchen eine anmuthige Probe dieſer Gattung gegeben, freilich mit modernem Skepticismus und völlig unromantiſchem frivolem Geſpött verſezt, immer aber doch treu dem Grundcharakter. Bei Uhland findet man ſie in einem treuern Spiegel aufgefaßt. Im Ganzen haben wir für unſere Zeit gerade in dieſer Mährchengattung am wenigſten zu hoffen. Das Prinzip der phantaſtiſchen Ehre, auf dem daſſelbe ruht, liegt unſern Intereſſen zu fern, und weil es nichts wahrhaft Menſchliches in ſich birgt, kann es auch bei dem Volke keine Sympathien erregen, wie die Tauſend und Eine Nacht ſie fortwährend erregt und erregen wird. Indeſſen iſt es immer eine ſchöne bunte Arabeske, die jedes einzelne Volk germaniſcher Abſtammung um das große Gemälde ſeiner Nationalgeſchichte herum gebildet. Ganz zwecklos und rein ſpieleriſch ſind dieſe Schöpfungen nicht, obgleich ſie lange nicht an die hohe kulturgeſchichtliche Bedeutung der Tauſend und Einen Nacht reichen.

Das Volks- und Kindermährchen iſt in unſern Tagen das bekannteſte und verbreitetſte. Es ſchreibt ſich dieß von der Umwälzung her, die das Schul- und Unterrichtsweſen durch Salzmann und Peſtalozzi in Deutſchland erfuhr und die durch Rouſſeaus Schriften von Frankreich aus den Impuls erhielt. Die alten guten Volksbücher, die man wieder hervorſuchte, die Volksromane und Erziehungsſchriften, die die beſſern Geiſter der neuen Bewegung producirten, brachten wahre Schätze des innerlichen Volkslebens zu Tage; allein die vorwaltende dürftige, rationell praktiſche Richtung, das materielle Syſtem der Nützlichkeit ſchadete der Volksſage und dem Volksmährchen, die beide gerade in der Tiefe myſtiſcher Naturanſchauung und religiöſer Kindlichkeit wurzeln. Das neue verſtändige, nützliche Leben und Treiben hinderte alſo das Volks- und Kindermährchen geradezu an der Entwicklung. Da erſtanden Männer wie die Brüder Grimm und andere ihnen geiſtig Verwandte, und dieſe waren es, die mit gläubigem Herzen und fein hinhorchendem Ohr dem Volk die Naturlaute ablauſchten und daraus ſo kunſtlos wie irgend möglich die kleinen entzückend ſchönen Bilder formten, die ſie Volks- und Kindermährchen nannten. Ob es wirkliche Volks- und Kindermährchen ſind, bleibt dahingeſtellt; denn bekanntlich ſind Volk und Kinder beide ſo ſcheue Naturen, daß ſie ihre heimlichſte Freude, ihre ſüßeſte Thorheit, ihr ſchönſtes Geheimniß immer bei ſich behalten, und wenn ſie's auch wollten, es doch nicht herausſagen könnten. Sie ſind wie ächte Liebende, die nicht von der Liebe zu ſprechen wiſſen. Inſofern möchte das ſo hoch geprieſene deutſche Volksmährchen ſchwerlich je in ſeiner ganzen urſprünglichen Reinheit ſchriftlich aufzufangen ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

## Ein alter Herr und eine junge Meinung.

(Schluß.)

„Wenn man das Alles, was Sie geſagt haben, zuſammenfaßt,“ nahm der Freiherr von Mainhövel kopfſchüttelnd das Wort, „ſo heißt es: thut eure theuerſten Güter, eure hiſtoriſchen Erinnerungen, eure geheiligten Prärogative von euch, werdet wie Philipp Egalité, ſchmeichelt der Tagesmeinung, lauft der Volksgunſt nach und laßt euch am Ende — guillotiniren!“

Digitized by Google

„Nein, nein, Sie mißverſtehen mich vollſtändig," rief Valerian eifrig aus. „Wir können alle uns theuer gewordenen Erinnerungen behalten. Wir ſollen nur den Wahn fahren laſſen, daß ſich aus Erinnerungen eine Zukunft bilden laſſe. Wir ſollen nur nicht die Zeit in ihrem Laufe feſthalten wollen, um ihr, geſtützt auf hiſtoriſche Anſprüche, das abzutrotzen, was ſie uns nahm. — Der Tagesmeinung brauchen wir nicht zu ſchmeicheln, Ich will weder Radikale, Socialiſten, Communiſten aus dem Adel machen, noch ihm auch, wie der flache Liberalismus, zurufen: zieh' dich in deine Kohlgärten zurück, bau' deinen Acker und halte dich nicht durch deine Geburt und deinen Beſitz für berechtigt, im Staate eine Rolle zu ſpielen! — Der Adel iſt berufen, eine Rolle zu ſpielen, aber eine ganz andere als die, welche er jezt im Ganzen ſpielt. — Das iſt meine Meinung vom Adel; wie Sie ſehen, beruht ſie ganz auf meiner Achtung vor den tüchtigen, oft bei großer Rohheit doch ſo reich begabten, treuen, geſinnungsſtarken Naturen, welche unſern Adel bilden, und auf meinem Reſpekt vor ſo vielen wahrhaft vornehmen und edeln Individualitäten, die darunter hervorragen, während Viele freilich mit läppiſchen Nichtsnutzigkeiten ihre Tage vergeuden."

Valerian wiſchte ſich die Stirn und ſtellte ſich, etwas verlegen, daß er ſeinen Gedanken in lebhafter Aufregung ſo entſchiedene Worte gegeben, an eine Fenſterbrüſtung. Die Anweſenden theilten ſich in mehrere Gruppen; nach der anfänglichen Stille, welche auf Valerians Worte gefolgt war, erhob ſich nach und nach immer lauter werdendes Hin- und Herreden.

„Das iſt nichts für uns Alte," erſcholl dazwiſchen laut die Stimme des Herrn v. Mainhövel. „Mögt ihr Jungen ſehen, wie ihr mit dem Volke auskommt; wir verſtehen uns nicht auf Reden zu Gunſten der freien Preſſe, des öffentlichen und mündlichen Rechts und ſolche Dinge. Larifari! Ich werde, ſo lange ich lebe, dafür ſorgen, daß die Wappen von Mainhövel und Surenburg rein und unbefleckt bleiben und ſo über meiner Gruft aufgehängt werden. Dann mögt ihr ſehen, was weiter kommt. Après nous le déluge."

Valerian verdroſſen dieſe Worte nicht; von einem Charakter, wie Mainhövel, konnte er ſie nicht anders erwarten und er begnügte ſich mit der Hoffnung, in manchem Kopf den Keim weitern Nachdenkens zurückgelaſſen zu haben. Er hörte eine helle Stimme draußen im Hofe und eine Gruppe zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, als er hinabſah. Zwei elegante Reitpferde wurden auf- und abgeführt von einem jungen Reitknecht in knapp anliegender, blauer Livree, der eine auffallende Erſcheinung bildete. Er hatte eine frauenhaft zierliche Figur, und obwohl ſein Teint ſonnverbrannt war, ſo zeigten doch ſeine feinen Züge etwas Vornehmes und eine für einen Pferdebuben auffallend ſanftmüthige, ſchüchterne Phyſiognomie. Sein hübſcher Mund hatte kirſchrothe Lippen und die ſchönſten blonden Locken hingen naß und ſchwer um ſeinen Kopf. Der arme Schelm ſchien ſich in der klatſchnaſſen und knappen Livree ſehr unbehaglich zu fühlen; er zitterte vor Froſt, aber obwohl der Regen fortwährend leiſe niederſchauerte, ſo hielt er doch draußen im Hofe aus, ohne ſeine Thiere, wie die Reitknechte der andern Herren, in die Ställe zu bringen.

In dem Augenblicke, wo Valerian aus dem Fenſter ſah, kam Herbertine aus dem Schloſſe geſprungen, eilte auf den jungen Burſchen zu und warf ſich in ſeine Arme. Der Reitknecht küßte das Fräulein, ohne ſich irgend Zwang anzuthun, nach Herzensluſt ab, und nachdem Beide einige Worte gewechſelt hatten, lief Herbertine ins Haus zurück, um raſch mit einem Mantel für ihren Freund wieder zu kommen.

Das Räthſel, welches in dieſem Betragen Beider für Valerian lag, wurde ihm bald gelöſt; in der nächſten Fenſterniſche hörte er einen der anweſenden Herren zu einem andern ſagen: „Gott im Himmel, da ſteht ja Saſſenecks Frau unten im Hofe!" — „Als Reitknecht! Was das nun wieder für ein Einfall iſt! Mitten im Regen!" — „Das arme Geſchöpf wird noch drauf gehen bei ſeiner Behandlung und ſeinen Erziehungsexperimenten!" — „Man erzählt ſogar, er habe ihr im vorigen Winter eines Abends angekündigt, ſie müſſe die Nacht auf den Kartoffeln ſchlafen, damit ſie nicht erfröre." — „O es iſt fabelhaft! aber es empört mich!" — „Gehen wir, ſie herein zu führen; wird er unwirſch darüber, ſo bin ich ganz in der Laune, mit ihm Streit anzufangen!"

Die beiden Herren gingen. Die Andern, ſchien es, ſahen darin ein Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, und ſo verabſchiedeten ſie ſich, um unten bei der Frau von Mainhövel ein Gabelfrühſtück einzunehmen, das ihrer harrte.

---

## Mitleid.

Des Vogels froher Morgenſang
Wie Schmerz in meine Seele drang.
Ich mußte ahnungsvoll erbeben
Für all das junge Blumenleben.

Die Himmel blau, der Sonne Gold,
Der ganze Mai, der Frühling hold,
Dieß Blühen, Duften, Wonnerauſchen —
Wie bald, wie bald muß es verrauſchen!

O fluthe, fluthe, ſelig Meer!
O ſinge, dufte, Frühlingsheer!

Digitized by Google

Nicht Blume, Vogel ſind zu wahren
Vor dem — was längſt ein Herz erfahren!

E. v. Niendorf.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Stuttgart, November.**

### Conzerte.

Ein Conzert, das in dieſen Tagen A. Walter hier gab, war für die hieſigen Muſikfreunde von beſonderem Intereſſe. Die Theilnahme kam dem jungen 24jährigen Manne ſchon deßhalb entgegen, weil er ſeit vielen Jahren wieder der erſte Stuttgarter war, der als ſelbſtſchaffender Tonkünſtler auftrat, weil Nachrichten aus Wien, wo er zu ſeiner Ausbildung die lezten Jahre zugebracht, ſich ſehr günſtig über ſeine Produktionen ausſprachen und die von dortigen Muſikern ihm zu Theil gewordene Anerkennung rühmlich hervorhoben, die man denn auch hier um ſo mehr gerechtfertigt fand, als Mozart'ſcher Geiſt in ihnen zu weben ſchien. Auch was man von ſeinem frühern Bildungsgang im Publikum wußte, lenkte die Gemüther auf ihn. Zu dem bürgerlichen Geſchäft ſeines Vaters beſtimmt, dann ſpäter zur Handlung übergetreten, konnte er den Drang zum muſikaliſchen Beruf in ſich nicht beſiegen. Als Knabe ſchon übte er mit Eifer das Klavierſpiel, dann genoß er den fördernden Unterricht unſeres Molique auf der Violine und in den Elementen der Compoſition. Aber der junge Walter wollte ſich ganz der Tonkunſt widmen, und nicht eben der ausübenden, der nach Virtuoſität ſtrebenden Tüchtigkeit auf einem Inſtrument. Ein ſchaffendes, tondichtendes inneres Motiv ließ ihm keine Ruhe. Hierüber angelegentlich, beſorglich befragt, gab er die bedenkliche Antwort, er wolle „Compoſiteur" werden. Das ſchien nun nach manchen mit der bürgerlichen Vorſicht und Strenge beſtandenen Kämpfen wirklich ein innerlicher Ruf, ja derjenige Beruf zu ſeyn, den das Schickſal dem Talent zuweilen mit beharrlich deutendem Wink und wiederholt mahnender Stimme anweist. Walter folgte der treibenden Macht, und ſie hat ihn nicht dämoniſch geäfft; er hat ſich in ihr und in ſich ſelbſt nicht betrogen. Er ging nach Wien, wo er den bildenden Rath des alten, rühmlichſt bekannten und tief gebildeten Muſikers Sechter in der Harmonielehre, in der Kunſt der muſikaliſchen Produktion genoß, wo er im Umgange mit den dortigen Tonkünſtlern alles Fördernde auf ſein Streben bezog, wo er aus dem reichen Elemente dortiger Muſik die kräftigſte Nahrung in ſich aufnahm und als ein Bildungsfroher mit wachſendem Erfolg verarbeitete. — Das Meiſte und Beſte — ſagt er jezt — müſſe Selbſtſtudium thun. Wer lernt das Dichten durch Lehre? — Sollen wir Walters von ihm ſelbſt geleitete Compoſitionen näher charakteriſiren, ſo fehlen uns mit den muſikaliſchen Kenntniſſen des Fachmanns zugleich die zutreffenden Kunſtausdrücke. Wir behelfen uns dilettantiſch mit Worten und Andeutungen, die uns der genoſſene Eindruck darbietet. Der Himmel hat Waltern mit der Gottesgabe der Melodie beglückt. Dazu hat er ein jugendliches Gemüth voll Gefühl, nicht weichlich, ſüßlich, ſondern warm, tüchtig, kerndeutſch, wie die Sprache einer ernſten, innigen Liebe. So muthete uns gleich das Adagio ſeiner Conzertouverture liebevoll und tiefgefühlt an. Das Allegro offenbarte ſeine Kunſt der Durchführung eines neuen Themas durch alle Verſchlingungen der Harmonie. Seine Grundgedanken haben alle etwas Sprechendes. Es ſind gleichſam ſinnreiche Theſen, die uns alsbald an- und aufregen. Die Anwendung der muſikaliſchen Mittel iſt die gehaltenſte, gewählt und beſcheiden. Man erſchrickt nie, fährt nie zuſammen. Man hört es kommen, und doch erfreut es als ein Neues. Man iſt daran, wie bei einem gemüthlichen, geiſtreichen Dichter. Wie fern iſt dieſes junge Talent von allem Schwulſt und Lärm, allem gelehrten Bombaſt, aller Effekthaſcherei, allen das Gefühl abreißenden Ausweichungen und Sprüngen, allem modernen Sansculottismus! Man folgt den Entfaltungen der Tonmaſſen mit Antheil, wie einem ſchönen Gedicht, das uns immer Neues, Friſches bringt, was uns doch, iſt es ausgeſprochen, ſo natürlich, wahr und folgerecht, ſo organiſch nothwendig erſcheint, als könnte und dürfte es nicht anders ſeyn. Die Kunſt, die durchgebildete Schule iſt dabei ſo verhüllt, daß ſich die Tonwellen wie ein klarer, bis auf den Grund durchſichtiger Fluß dahinwälzen. — Nach dem trefflichen Adagio eines Oktetts folgte ein Scherzo voll Laune. Man glaubte bei dem Wechſelgeſpräch der verſchiedenen Inſtrumente in einer erleſenen, heiter geſtimmten Geſellſchaft zu ſeyn, wo humoriſtiſche, witzige, lakoniſche, treffende Reden hin und wieder ließen und die aufgeräumten Genoſſen zu Aeußerungen gleicher Art immer neu aufregten. Es war eine in Muſik geſezte dramatiſche Scene. — Die Symphonie aus Es dur mahnte in ihrem Typus nicht ſo ſehr an Mozart oder Haydn, an C. M. v. Weber oder einen der Neuern, als vielmehr an Beethoven. Wäre es um eine Myſtifikation, wenn nicht der kritiſchen Muſiker, doch der gebildeten Liebhaber zu thun geweſen, ſo hätte man das Werk für ein erſt aufgefundenes Erzeugniß einer frühern gemüthlichen Epoche des unſterblichen Meiſters geben können. Reicht es nicht an die Höhe deſſelben in großartigen Maſſen, die ſich wie heroiſche Glieder zu einem hehren Organismus zuſammen ordnen, ſo war es dafür ein lieblich abgerundeter Körper, von warmer, jugendlicher Liebesgluth durchdrungen. Die Kunſt der harmoniſchen Verwebung der melodiſchen Gliederung durchzog eine Klarheit, eine wohlthuende Faßlichkeit, die auch den bloßen Muſikfreund den Kunſtbau durchſchauen ließ. Er war immer orientirt, denn das Thema leitete ihn ſtets wie eine bekannte freundliche Hand durch die Gewinde und Verſchlingungen des Tongebäudes. Auch hier war wieder das Sprechende der Themate, das Neue, Charakteriſtiſche eine anzuerkennende Tugend. — In den Liedern, wo Piſchek mit gewohnter Energie ſang, der Compoſiteur aber begleitend den Sängern den Vortritt ließ, offenbarte ſich dennoch ſein Talent auch in dieſem Genre. — Die Zeit bringt Roſen. Es iſt dem anſpruchsloſen Tondichter nicht darum zu thun, durch einen lawinenartig ſich fortwälzenden und ausbreitenden Ruf Mode und Löwe des muſikaliſchen Tages zu werden. — Fände er im Verlaufe der Zeit einen Operntext, deſſen Sujet ihn zur Belebung reizte, — möge es doch kein ſchauriges, infernaliſches, ſondern ein hiſtoriſch anſprechendes, oder ein rein menſchliches, wo möglich ein tragikomiſches ſeyn! — ſo wird Walters Name ohne Zweifel unter den neuern Operndichtern in einem weitern Kreiſe mit gutem Klang in die Reihe treten. — Möge er ferner auf dieſer feſten, allen falſchen Tendenzen ausbeugenden, ächt deutſchen Bahn fortwandeln und ſtets nur bei den guten alten, ſoliden Schilden einkehren und ſich zum tüchtigen Fortſchritt kräftigen.

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 282.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 25. November 1845.

— Auf denn, beſchicket euch, wer der Achaier
Eigenen Roſſen vertraut und dem wohlgefügeten Wagen!

Homer.

## Londoner Wagenſtatiſtik.

(ſ. Nr. 252 — 257.)

### 2.

### Lohnkutſchen und Cabs.

Jeder, der die Urſache nicht kennt, muß ſich wundern, warum in den ältern Theilen Londons die Straßen ſo eng ſind, ſo unzweckmäßig für das Fuhrwerk, das ſich dort drängt. Die Urſache ſteht auf hiſtoriſchem Boden. Die Straßen ſind älter als der allgemeine Gebrauch des Fuhrwerks, namentlich der Kutſchen. Bis in's ſiebzehnte Jahrhundert baute man die Straßen, um Raum zu ſparen, nur eben breit genug für Fußgänger und Reiter. Selbſt Karren waren ſelten; alle Güter wurden auf dem Packſattel fortgeſchafft. Noch unter Königin Eliſabeth hatte London eigentlich nur Eine breite Fahrſtraße und Eine Gattung von Fahrzeugen, die Themſe und die Boote. Deßhalb wurden die wichtigſten und anſehnlichſten Gebäude, private und öffentliche, längs der Ufer aufgeführt. Jedes hatte ſein „Waſſerthor“ und eine Zahl kleinere und größere Boote — wherries und barges — mit einer entſprechenden Menge von Steuerleuten und Ruderknechten, wie jezt ein vornehmer, reicher Mann ſo und ſo viele Pferde, Kutſcher und Stallleute hat. Daraus bildete ſich die Zunft der Bootführer — the Watermen's Company — und wurde eine reiche und mächtige City-Gilde. Das Aufkommen der Kutſchen minderte ihren Reichthum und ihre Macht, und einer aus ihrer Mitte, John Taylor, der Waſſerdichter genannt, beklagte den Verfall ſeines Gewerbes in einer Flugſchrift: „The World runs on wheels“ (die Welt läuft auf Rädern). Er ſchimpfte nicht auf die Equipagen der Leute von Stand, ſondern bloß auf die Raupenſchwärme der Vermiether. „Sie ſind es,“ ſagt er, „die das arme Gewerbe, wovon ich Mitglied bin, herabgebracht haben.“ Er behauptet weiter: „es gibt der Miethwagen ſo viele, daß es für uns auf dem Waſſer nichts mehr zu verdienen gibt; denn ich getraue mir wahrhaftig zu verſichern, daß ſie bei jedem Quartale, beſonders wenn der Hof in Whitehall iſt, uns das Brod ſtehlen, indem ſie uns täglich 560 Fahrten entziehen.“ Leztere Angabe beruht wahrſcheinlich auf einer genauen Kenntniß von der Zahl der damaligen Miethwagen.

Mit Zuverläßigkeit geht jedoch die Geſchichte der Londoner Lohnkutſchen nicht über 1634 zurück. Aus dieſem Jahre nämlich hat man einen Brief des „Gevatter“ Gerard an Lord Strafford, worin es heißt: „Ich kann nicht umhin, alles Neue zu melden, was bei uns aufkommt, wäre es auch noch ſo unbedeutend. Wie es da einen Kapitän Baily gibt, der zwar ein Seekapitän

Digitized by Google

geweſen iſt, jezt aber hier herum auf dem Lande wohnt und Experimente macht. Er hat etwa vier Miethwagen in's Werk gerichtet, ſeine Leute in Livree geſteckt und ſie angewieſen, am Maibaume auf dem Strand zu halten, mit Inſtruktion, für wie viel ſie die Leute nach etlichen Theilen der Stadt bringen ſollten, wobei ſie den ganzen Tag zu haben ſind. Sobald andere Lohnkutſcher das ſahen, drängten ſie ſich nach demſelben Orte und fahren nun für denſelben Preis, ſo daß deren bisweilen an die zwanzig beiſammen ſind, die ſich dorthin und dahin zerſtreuen, damit ſie und andere allerwärts zu bekommen ſeyen, wie Bootführer längs des Waſſers. Jedermann freut ſich darüber."

Die hier angedeutete Nebenbuhlerſchaft unter den Lohnkutſchern des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte ähnliche Nachtheile im Gefolge wie die, welche bei Gelegenheit der Einführung der Omnibuſſe zu Tage gekommen, worüber wir früher berichtet. Daher ein Erlaß v. J. 1635, „wie es allen Miethwagen verboten ſeyn ſoll, in London die Straßen auf und ab zu fahren," und fünfzehn Jahre ſpäter ein zweiter: „wie es keinem Miethwagen erlaubt ſeyn ſoll, zum Behuf der Vermiethung in den Straßen zu fahren oder zu ſtehen." Troz dieſes königlichen Befehls nahm Pepys, wie er in ſeinem Tagebuche von 1650 erwähnt, „einen Wagen, mich nach Hauſe zu bringen, an dem Tage, wo der Erlaß in Wirkſamkeit treten ſollte."

Die damaligen Wagen waren ſehr ſchmal und der Kutſcher ritt, wie der engliſche Poſtillon noch heute, auf einem der zwei Pferde. Als nach dem großen Brande von 1666 die Straßen breiter wurden, erweiterten ſich auch die Wagen und der Kutſcher ſezte ſich hinter die Pferde auf einen Kaſten — a box. Dieſer Kaſten, der jezige Bock, war Sache des Bedürfniſſes, nicht der Bequemlichkeit. Der bedachtſame Kutſcher verwahrte darin, was er bisher in einem an den Wagen gehängten ledernen Beutel gehabt hatte, einen Hammer, eine Zange, Nägel, Stricke und ſonſtiges Werkzeug für den Fall der Noth. Zum Schmuck, wenn nicht des weichern Sizens wegen, hing einer und der andere ein Tuch darüber, weßhalb ein ſolches Tuch, der Ueberwurf des Kutſchbocks, im Engliſchen noch jezt das Hammertuch, hammer-cloth, heißt.

Der Erlaß von 1650 erwies ſich ſo unpraktiſch, daß ſchon im folgenden Jahre 400 Miethwagen, jeder gegen eine jährliche Steuer von fünf Pfund Sterling, die Erlaubniß erhielten, in der Nachbarſchaft Londons „zu ſtehen." Von nun an vermehrten ſich die Lohnkutſchen in ziemlich genauem Verhältniß zur ſteigenden Bevölkerung. 1694 belief ſich die Zahl der ertheilten Licenzſcheine auf 700, zwanzig Jahre ſpäter auf 800 und 1768 auf 1000. Sämmtliche Wagen durften in den Straßen zur Miethe ſtehen, jedoch von den zulezt conceſſionirten 1000 nur 175 Sonntags. Später wurde durch Parlamentsbeſchluß ein eigenes Bureau errichtet zu Verwaltung der Londoner Miethwagenangelegenheiten, wohin namentlich die Ertheilung der Licenzſcheine, das Erheben der Steuer, die Beſtimmung der Standorte und das Anſtellen von Männern zum Tränken der Pferde gehörte. In einem der erſten Regulative dieſer neuen Behörde kommt ein Paragraph vor, über welchen ein jeziger Londoner Lohnkutſcher lachen würde, und deſſen Aufhebung wenigſtens nicht für die Zunahme der ariſtokratiſchen Geſinnung in England zeugt. „Welcher Lohnkutſcher," heißt es, „Leuten von Stand und Privatequipagen nicht ausweicht, verfällt in eine Buße von fünf Pfund Sterling."

(Fortſezung folgt.)

---

## Ueber das Mährchen als beſondere Dichtungsart.

(Fortſezung.)

Begabte Geiſter können etwas Aehnliches ſchaffen, und das haben die Gebrüder Grimm gethan; aber wollte man ihre Bahn verfolgen, ſo würde man bald merken, wie man das rein Alberne und Geſchmackloſe einfängt, während man wähnt, das Kindliche und rührend Volksthümliche ergriffen zu haben. Wenn Grimm in ſeinen Kindermährchen von der Nähnadel und Stecknadel erzählt, die zuſammen in ein Wirthhaus gehen, um ſich zu betrinken, ſo iſt das ſchon affektirt und erzwungen kindlich; kein Kind wird auf dergleichen Einfälle kommen und keines wird durch dergleichen beluſtigt werden; es iſt der Wiz des Erwachſenen, deſſen Phantaſie ſich zu kindlichen Vorſtellungen herabläßt. Ein Kind, das ſo feine geiſtige Fühlhörner ausſtreckt, fühlt bei derlei Mährchen „die Abſicht, und es iſt verſtimmt." Glücklicher erfunden iſt das Häuschen im Walde, das von Pfefferkuchenſcheiben erbaut iſt und woſelbſt die alte Hexe wohnt, die die kleinen Kinder bratet. Das iſt ohne Wiz, bloß kindliche Phantaſie. Die Kindermährchen, die Tieck und Brentano geſchaffen, ebenſo die, welche Hoffmann unter dieſem Titel gegeben, ſind eben ſo wenig Kindermährchen als die Wahlverwandtſchaften ein Volksroman. Die Geſchichte vom kleinen Däumling, das Rothkäppchen, der Blaubart, ſind groteske Compoſitionen, in welchen in einer kindlich ſpieleriſchen, alterthümlich naiven Weiſe ganz moderne Sarkasmen über die literariſchen Erſcheinungen des Tages angebracht ſind. Man hat dieſe Schöpfungen gerühmt, und ſie enthalten allerdings manches wahr und tief Empfundene, aber ſie ſind ſo innerlich hohl, krank und erkünſtelt, daß nur der Bilder- und Götzendienſt der romantiſchen Schule ihnen einen Werth

Digitized by Google

beilegen konnte, den ſie nicht beſitzen. Denn die witzige, ſatiriſche Partie iſt bei dieſen Mährchen lange nicht ſo ſcharf und ausgebildet, um, wie bei den franzöſiſchen und engliſchen Schöpfungen dieſer Art, ihnen einen beſondern Charakter aufzuprägen, dagegen iſt das forcirt Kindliche nur albern und geſchmacklos zu nennen. Wo jene ſatiriſchen Anſpielungen wegbleiben und die reinen Naturlaute, die in der dichteriſchen Seele Tiecks in großer Fülle vorhanden waren, vorwalten, iſt das ächte Volksmährchen auch zur vollendeten Erſcheinung gekommen, ſo im „Tannhäuſer," im „blonden Eckbert." Letzteres Mährchen beſonders iſt hinreißend ſchön und könnte für alle Zeiten als Muſter in dieſer Dichtungsart gelten.

Brentano, der ſeinem poetiſchen Weſen nach wohl geeignet geweſen wäre, tief und wahr die myſtiſchen Sympathien des Volkslebens in Mährchen auszuſprechen, hat durch ſeine Bizarrerie ſich ſelbſt die Wege verdorben. Sein übermäßig ausgedehntes Kindermährchen Hinkel Gockel und Gackeleya iſt die monſtroſeſte Geſchmackloſigkeit, die der ganze Bereich der Literatur überhaupt aufzuweiſen hat. Alles darin iſt wirr wie im Traume, aber leider auch ſinnlos wie im Traume. Es iſt die ganze faſelnde, in's Endloſe ſpielende, jede Form und feſte Tendenz verſchmähende Unart der hyperromantiſchen Schule, die uns in Maſſe ſchlechte Trauerſpiele, unſinnige Romane, ſchwülſtige Gedichte und richtungsloſe Novellen gegeben hat. Hoffmann in ſeinem „Magiſter Tinte," in ſeinem „Nußknacker und Mäuſekönig" hat auch Kindermährchen ſchreiben wollen, doch dieſem kranken Geiſte blieb die geſundeſte Welt, die Kinderwelt, für immer verſchloſſen. Wohl aber erſchloß ſich dieſe Welt einem andern, wahrhaft kindlichen und reinen Geiſte, dem Geiſte Adalbert Chamiſſo's, der in ſeinem Peter Schlemihl ein Kinder- und Volksmährchen geſchaffen hat, das immer bleiben wird, ſo lange es Kinder und Volk gibt. — Die Franzoſen haben in ihren contes bleus, in ihren Mährchen der Mutter Gans wahre und ächte Kindermährchen ganz im Styl und Sinn der Kinderwelt gedichtet.

Wir gehen zum politiſch-ſatiriſchen Mährchen über. Dieſes ächte Kind unſerer modernen Cultur hat von der urſprünglichen Naivetät des poetiſchen Mährchens auch keine Spur. Es iſt boshaft, abſichtlich, ſpottend und nichts weniger als unſchuldig und gläubig. Weit entfernt, ſich in die Kinderſtube zu begeben und die unſchuldigen Kleinen mit den großen, neugierigen Augen und der brennenden Röthe des Verlangens auf den Wangen zu beluſtigen, iſt ihm nichts mehr zuwider als gerade dieſe Unſchuldswelt, und es begibt ſich in die Boudoirs und Schreibgemächer, in die Leſezirkel und politiſchen Salons, wo die großen Kinder mit den gefurchten Stirnen, dem boshaften Lächeln auf der Lippe und mit den Ordensſternen auf den Röcken ſitzen. Dort hauſt dieſes Mährchen, das verzogene, überbildete Geſchöpf, das von ſeiner Mutter, der Natur und Einfalt, ſo gar nichts mehr an ſich hat. Das achtzehnte Jahrhundert erhob das politiſch-ſatiriſche Mährchen zu einer glänzenden Vollkommenheit. Die Periode der Aufklärung, des triumphirenden Verſtandes war ihm ganz beſonders günſtig. Wir wollen hier, der Kürze wegen, nur erinnern an Rabelai's Gargantua als Vorläufer, dann an Swifts Mährchen von der Tonne und an ſeinen Gulliver, an Holberg in ſeinen Reiſen Klimms, an Voltaire in ſeinem Micromegas, in ſeiner Prinzeſſin von Babylon und in vielen andern. Es iſt unnöthig, dieſe vortrefflichen Schöpfungen der ſatiriſchen Laune hier näher zu zergliedern; die Mährchen ſelbſt ſind in Jedermanns Händen und zum großen Theil durch neue Auflagen verbreitet. Nur angedeutet mag werden, wie nach unſerer Anſicht unſere Zeit gerade für dieſe Gattung des Mährchens die lebendigſten Keime in ſich ſchließt.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, November.**

Die Voßiſche Zeitung und Hengſtenberg.

Ernſten Kataſtrophen auch die heitere Seite abzugewinnen — ob es eine Maxime der Weltklugheit iſt, die Vorſchrift einer weltanſchauenden Politik, welche Zerriſſenheit, Verbitterung und Verdumpfung als die gefährlichſten Feinde des Fortſchritts betrachtet, oder ein Zeichen frivolen Leichtſinns, laſſe ich dahin geſtellt — aber eine Gabe iſt es, die Berlin vorzugsweiſe beſitzt. Wir ſind über die religiöſen Controverſen nichts weniger als hinweg, wir ſitzen im tiefſten Ernſt drinnen, aber lächeln müſſen wir doch, und der Witz muß dafür, daß er vom Hauptfelde ausgeſchloſſen iſt, nebenher ſich eine kleine Erholung ſuchen. Man fragt nach den Reſultaten der Lichtkämpfe, und was dadurch gewonnen wird, und findet nur zwei Gewinnende: die Voßiſche Zeitung und Profeſſor Hengſtenberg. Jene gewinnt eine unverhältnißmäßig ſteigende Jahreseinnahme, nicht durch ihre gleichfalls im Steigen begriffene Abonnentenzahl, ſondern durch die konfeſſionellen Aufſätze, welche von ihr nicht, wie es anderwärts geſchieht, den Verfaſſern honorirt werden, ſondern für welche dieſe ſchwere Inſertionsgebühren zahlen müſſen. Hengſtenberg aber hat etwas gewonnen, worauf er ſelbſt nicht gerechnet, er iſt in der Blüthe ſeiner Mannesjahre ſchon zu einer hiſtoriſchen Perſon erhoben, wenn auch nicht ohne eigenes Zuthun, doch vorzugsweiſe durch den Eifer ſeiner Gegner. Was die Voßiſche Zeitung betrifft, ſo gibt ſie einen rechten Maßſtab ab von der Intenſität, der Ausdauer, der Kraft und Unkraft, mit welcher dieſe Kämpfe geführt werden. Gehört ſie auch ſelbſt zu den Lichtfreunden, ſo öffnet ſie doch mit derſelben Liberalität (für Geld) ihre Spalten den finſterſten und unerbittlichſten Orthodoxen. Es lohnte ſich eine Berechnung anzuſtellen, welche Summe Geldes, allein in dieſer Zeitung, in dem Religionskampfe verſchrieben und verdruckt iſt. Die Wagſchalen auf beiden

Digitized by Google

Seiten würden ziemlich gleich ſtehen. als Totalität ſteht aber das Reſultat feſt, daß die Kämpfer es ſich etwas koſten laſſen, und wer eine Sache ſich etwas koſten läßt, der meint es ernſt damit.

Hengſtenberg iſt, wie geſagt, zum Mann des Tages geworden. Man kann auch nicht ſagen, daß ſein Name dabei nur die Stelle des Sackes, nach dem bekannten Sprüchwort vom „ſchlagen und meinen,“ vertrete. Er ſelbſt in ſeinem Thun und Schreiben iſt der Mann, welcher den Unwillen und die Entrüſtung des Publikums auf ſich geladen hat, und er iſt nicht nur der nominelle, ſondern der aktive Repräſentant des Syſtems, welches es fürchtet und haßt. Daher ließ es ſich ſchwer umgehen, wenn es gleich aus diplomatiſchen Rückſichten vielleicht zu tadeln iſt, daß der Magiſtrat in ſeiner Eingabe ihn geradezu genannt und denuncirt hat. Aber mit dieſem Schritt iſt ihm eine Bedeutung gegeben, auf welche er, auch in ſeinen kühnſten Hoffnungen, kaum einen Anſpruch machen durfte. Kein Wunder daher, daß Alles, was ihn betrifft, nun an die Oeffentlichkeit gezogen und dem ſonſt Gleichgültigen Bedeutung gegeben wird. Das Spiel hat ſich gewendet. Wer überall denuncirte, darf nicht klagen, wenn nun gegen ihn überall denuncirt wird. Daß er gerade als Decan der theologiſchen Facultät zur Feier des königlichen Geburtstages fungirte, ſchien dem Publikum eine Demonſtration, gegen die es zu opponiren nicht verfehlte, und doch war es nur der natürliche, leicht erklärliche Gang der Dinge. Da das Decanat nur zwiſchen drei oder vier Profeſſoren wechſelt, war an ihm die Reihe.

(Fortſetzung folgt.)

## Stuttgart, November.

(Schluß.)

### Conzerte.

Wir haben im Verlauf der Jahre ſeit Paganini eine Reihe großer Violinſpieler gehört; wir beſitzen neben Molique mehrere aus deſſen Schule hervorgegangene oder ihm als Vorbild nacheifernde jüngere treffliche Spieler, und die Muſikfreunde der Reſidenz wiſſen das Ausgezeichnete dieſer Art zu würdigen. Daher war ihnen ein Künſtler willkommen, der heutzutage für den oberſten Violiniſten der romantiſchen Schule gilt — Vieuxtemps. Ueberdieß iſt die Violine das erſte Concertinſtrument, das ſeelenvollſte, der höchſten Belebung fähige. Es wird durch ſeinen Herrn und Meiſter das in verſchiedenen Sprachen zu uns ſprechende, durch ſeine Kunſt über ſich ſelbſt ſich erhebende, bei Jedem ein anderes Organ, während die Mehrzahl der andern Tonwerkzeuge durch Virtuoſenkunſt gar oft aus ſich und ihrem angeſtammten Charakter heraustritt, oder doch Ohr und Gemüth früher ſättigt, als der ſich producirende Virtuoſe glauben mag. — Der alte Streit über Claſſiſches und Romantiſches, früher auf dem Gebiet der Dichtkunſt geführt, dann auf die Tonkunſt übergetragen, ſollte nun wohl ſich müde gekämpft haben. Unſer neuer Zeitgeſchmack iſt in allen Richtungen mehr modern romantiſch als dem antik Claſſiſchen zugewandt; dieß wohl ſeit der franzöſiſchen Revolution, welche auch eine ſolche in der ganzen Denk- und Empfindungsweiſe der civiliſirten Nationen geworden iſt. — In der Aufnahme und Würdigung der in jeweiliger Gegenwart uns dargebotenen Kunſtgenüſſe, im Eindruck auf uns, im Ausdruck unſerer Geſchmacksurtheile lebt jedoch die Entzweiung immer wieder auf. Das Publikum im Ganzen nimmt aber jedes tüchtig Lebendige, Energiſche, derb oder anmuthig, gehäuft oder gewählt, dick aufgetragen oder ſanft harmoniſch gefärbt, mit geſundem Appetit auf; nur das Gelehrte oder Gehauchte verſteht es nicht, und das Schale, Saftloſe, Langgedehnte iſt ihm zuwider. — Vieuxtemps, jünger als ſein Ausſehen, 25jährig, ſpielte ſein Conzert Nr. 5 aus A dur. Seine Kunſtrichtung deuteten ſogleich die erſten emphatiſchen Griffe und Bogenſtriche an, durch welche er, den Bogen als Waffe handhabend, losbrechende Affekte ausdrückte. Durch charakteriſtiſche Ausrufe ſeines Inſtruments zog er die Hörer in Mitleidenſchaft. Hiebei offenbarte ſich denn ſogleich eine künſtleriſche Sprung- und Wurfkraft, die ihres Effekts nicht verfehlt. Bezeichnend iſt dann der Wechſel mit lieblichen, ſchmelzenden Geſangesſtellen, in denen ſich der ſtürmiſche Drang wieder legt und Beruhigung einflößt. Ein Hauptmoment ſeines Spiels iſt und bleibt der Gegenſatz, der Contraſt des Helldunkels vom blendenden, brennenden Licht zur dunkeln, fröſtelnden Nacht, zuweilen im Durchgang durch wohlthuend milden Schatten. Hier zeigt ſich nun der Unterſchied zwiſchen der klaſſiſchen Ruhe, mit welcher ſich die Offenbarungen der frühern Schule in folgerechter, organiſcher Entwicklung, im klaren Fluß der Empfindung darlegen, und der mehr ſprung- und ſtoßweiſe fortſchreitenden unruhigen Bewegung der romantiſchen. Schon die Compoſition gebt hier auf Manifeſtation von Momenten voll Affekt, Wagniſſen, Erſtaunen erregender Fertigkeit und Schwungkraft, auf effektvolle Beherrſchung des Inſtruments los. Denken wir bei jener an ideale Einheit von Form, Fluß und Guß, ſo bei dieſer an einen phantaſtiſch genialen Aufbau aus Conglomerat der verſchiedenſten Elemente. — In dem Hommage à Paganini lebte wirklich eine Reminiscenz an den dämoniſchen Meiſter, indem in der capriciöſen Compoſition alle Kunſt der Doppelgriffe, Harpeggien, das ganze Reich des Möglichen von Künſtlichkeit in verwegenen Paſſagen neben lieblichem Zwiſchenſpiel dargelegt wurde. Ein Jean Paul hätte den Text dazu geben können. Wenn man bei dieſem Inſtrument immer die Vorfrage über den Ton des Spielers macht, ſo kann man dieſem Meiſter, wenn nicht den allerſeelenvollſten und rührend anſprechendſten, doch den reinſten, kräftigſten, frei und ungefärbt ſchwebendſten beimeſſen; daneben hat er ſeine doppelte Ausſtrahlung in den klingendſten Flötenton, wie Vogelſtimmen in ſchwindelnder Höhe, und in den von leidenſchaftlicher Anwandlung rauſchend und wild brauſenden der Tiefe. In der Phantaſie über Themas aus „Norma“ auf der G-Saite umfaßte der Künſtler über drei Oktaven, alſo die ganze gewöhnliche Skale des Inſtruments, und dieß mit einer wohl noch nie gehörten Reinheit und Fertigkeit in den gewagteſten Paſſagen. Die Kunſt iſt mancherlei, iſt unerſchöpflich in ihren ſchaffenden und ausübenden Combinationen. Virtuoſität iſt ſtets eigenthümlich. Am nächſten möchte Vieuxtemps der Künſtler Ernſt mit ſeiner Individualität ſtehen. — Dürften wir über die obige Diſtinktion noch Einiges andeutend vorbringen, ſo möchte man bei der klaſſiſchen Schule an Styl, ideale Kunſt, durchwaltende Stimmung, heitere und ernſte Empfindung, an organiſche Form und Gliederung denken, bei der romantiſchen an genreartige Manier, reale Künſtlichkeit, wechſelnde joviale und düſtere Affekte, Laune, Humor, an überraſchende, contraſtirende Verbindungen; dieß jedoch ohne ſtrenge Abgrenzung in der muſikaliſchen Wirklichkeit, wo wir häufig die Meiſterſchaft von der einen Sphäre in die andere hinüber ſpielen ſehen, nur daß die Romantiker im Gefühl ihrer Genialität meiſt bloß ihre eigenen Schöpfungen vortragen. F. L. B.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 26. November 1845.

> Die Einbildungskraft ſoll, wenn ſie Kunſtwerke hervorbringt, nur wie eine Muſik auf uns ſelbſt ſpielen, uns in uns ſelbſt bewegen. — Sie macht keine Plane, nimmt ſich keinen Weg vor, ſondern ſie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem ſie ſich hin und her ſchwingt, bezeichnet ſie die wunderlichſten Bahnen, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden.
>
> Goethe.

## Ueber das Mährchen als beſondere Dichtungsart.

(Schluß.)

Die Zwillingsſchweſter des politiſch-ſatiriſchen iſt das *geiſtreich-unſittliche* Mährchen, nur daß die eine Schweſter vor der andern den ſittlichen Adel voraus hat, den Ernſt und die beſtimmte Richtung der Geſinnung, was alles dem bloß frivolen Mährchen, das die vornehme gebildete Welt mit raffinirten Unterhaltungsmitteln ſättigen will, natürlich fehlt. Die Meiſter in dieſer Gattung ſind die Franzoſen, nächſt ihnen die Italiener, dann die Deutſchen. Die Engländer haben nie etwas in dieſem Fache leiſten können. Es fehlt ihrem cyniſchen oder frivolen Geiſte die graziöſe Biegſamkeit, der Takt und das feine Helldunkel der indecenten Gemälde. Die wenigen Mährchen dieſer Art, die ſie den Franzoſen nachgebildet, ſind nicht zu leſen, ſie ſind plump und gemein. Dieſe Gattung des Mährchens leitet ſich von der phantaſtiſch-ritterlichen ab und Arioſt iſt lange Zeit Vorbild. Dann aber, als das Ritterweſen abgeſchmackt und langweilig wurde, nahm man die Tauſend und Eine Nacht als Typus, und als dieſe Figuren, deren keuſchen Ernſt man ſchmählich mißbrauchte, auch nicht mehr recht intereſſiren wollten, griff man zu den ganz modernen Feen, die elegante Damen der Geſellſchaft waren, mit irgend einem Zauberapparat in Verbindung gebracht. Der jüngere Crebillon iſt Meiſter in dieſer verfänglichen Gattung, nächſt ihm Diderot und Hamilton. Unter den Italienern ſind die Mährchen des Straparola hieher zu rechnen. Wieland hat in ſeinem „Don Sylvio de Roſalva" ein ſehr gutes Mährchen dieſer Art gegeben. — Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Gattung ihre großen Reize beſitzt, es gehört aber zu ihrer Entfaltung eine Zeit von freieſter Sitte und zugleich höchſter Geiſtesblüthe; dann können dieſe Schöpfungen, die man nicht aus einem zu engen Geſichtspunkt betrachten muß, ſehr vollendete poetiſche Gebilde darſtellen. Was man im gewöhnlichen Sinne Sittlichkeit nennt, darf hier nicht in Anſchlag gebracht werden; es gibt eine höhere Sittlichkeit, die Geſundheit des Gedankens in ſinnlicher Form, gegen die gute Compoſitionen dieſer Art nicht verſtoßen. Natürlich iſt eine ſolche Poeſie weder zu empfehlen noch mit Vorſatz anzubauen; die Stimmung der Zeitbildung, die Heiterkeit des Lebens, die Ungebundenheit der Sitte rufen dieſes Mährchen von ſelbſt hervor, und es kommt in der Entwicklung eines Volks immer nur zu früh.

Von unſerer letzten Nummer, dem *rein phantaſtiſchen* Mährchen, bleibt wenig zu ſagen übrig. Es

Digitized by Google

ſchließt dieſelben Stoffe der Unterhaltung in ſich, wie die eben beſprochene Gattung, mit Ausnahme der Frivolität. Da es keiner Lehre, keiner Richtung dient, da es weder Patriotismus, noch Religion zum Hintergrunde hat, vielmehr ein rein müßiges Spiel der Phantaſie iſt und ſeyn will, ſo haben ſich von jeher wenige ſchöpferiſche Geiſter ihm zugewendet. Unter den Neuern können wir Hoffmann nennen, der in dieſer Gattung Bedeutendes geleiſtet. Das Mährchen vom „goldenen Topf" iſt der Typus dieſer Mährchenart; es häuft phantaſtiſche Gebilde in der Weiſe eines bunten Traums auf einander. Die ungemeine Kraft geſtaltender Phantaſie bei Hoffmann macht, daß er der Klippe des Abſurden und zwecklos Abenteuerlichen entging, die hier ſehr nahe liegt. Auch Klein Zaches, Prinzeſſin Brambilla und Meiſter Floh deſſelben Verfaſſers gehören hierher. Die Franzoſen haben ihn nachgeahmt und „la peau de chagrin," die zu ſeiner Zeit viel Glück und Aufſehen machte, iſt ganz in dieſer Art, nur nicht in ſo keuſcher Färbung wie die deutſchen Vorbilder. Die Franzoſen, die am rein Phantaſtiſchen nicht haften bleiben konnten, weil ſie deſſen poetiſchen Kern nicht gefaßt hatten, gingen in ihren Gebilden bald in's Fratzenhafte und materiell Häßliche über, und ſo hat ſich denn neuerdings dieſe Gattung völlig überlebt.

Um noch zum Schluß ein paar Worte über die Anderſen'ſchen Mährchen zu ſagen, von deren Anzeige wir ausgegangen, ſo ſind ſie den Kinder- und Volksmährchen zuzuzählen, und Grimms Sammlung ſo wie andere deutſche Muſter ſind ohne Zweifel maßgebend für des fremden Schriftſtellers Schöpfungen geweſen. Zugleich macht ſich ein modernes Element, das von England und namentlich vom humoriſtiſchen Schriftſteller Boz ausgeht, in ihnen geltend, nämlich die karrikirte Perſonifizirung und Belebung der todten, uns umgebenden Gegenſtände, der Möbel und Geſchirre. Es iſt dieß eine kleinliche Manier, aber ſie verfehlt ihre Wirkung nicht, und hübſche Illuſtrationen haben uns ſchon auf die komiſche Phyſiognomie einer Kaffeekanne, eines Milchnapfs, einer Feuerzange, wenn man mit wenigen Strichen dieſen Dingen eine karrikirte menſchliche Geſtaltung gibt, aufmerkſam gemacht. Anderſen läßt nun dieſe Gegenſtände mit einander ſprechen, und zwar geſchickt genug in ihrem ökonomiſchen Kreiſe. Ein ſolches Geſpräch findet ſich in dem Mährchen „der fliegende Koffer" und iſt recht artig, aber auch weiter nichts. Die ſentimentale, etwas zimperlich keuſche Manier, der nicht von Künſtlichkeit freie Humor machen dieſe Sächelchen unbedeutend; träte der Dichter freier auf, ſchlöße er die zierlichen Püppchen aus ſeinem Spiele aus, nähme dafür aus dem Volksleben derbe Geſtalten, oder aus dem raffinirten Geſellſchaftsleben geiſtreiche Frivolitäten, ſo wäre ſeinen Schöpfungen mehr Dauer zu prophezeien; denn ſchöpferiſche Phantaſie, leider nur immer auf ſehr kleinem Raume, fehlt ihm nicht. Man ſieht übrigens auch hier, wie unſere Zeit wieder nach dem Mährchen verlangt, da dieſes Bändchen ſo laut willkommen geheißen wird. Die Kupfer, die dem Buche beigegeben ſind, haben uns in unſerer ſo bilderblühenden Zeit durch ihre Erbärmlichkeit ordentlich entſezt.

---

## Londoner Wagenſtatiſtik.

(Fortſetzung.)

Die Miethwagen aus dieſer alten Schule, die ihr durch die Licenzſcheine begründetes Monopol bis 1823 behaupteten, theilten ſich in zwei Claſſen, die Kutſche und die Halbkutſche — coach und charrot oder chariot. Erſtere war eine ſchwerfällige, ausrangirte, bisweilen ein halbes Jahrhundert alte Stoßmaſchine, die ihre Blüthentage im Dienſte einer adeligen oder bürgerlichen Familie zugebracht hatte. Von ihrem erſten Herrn als unbrauchbar verſtoßen, kam ſie an den Inhaber eines Zeichens, wie vorzugsweiſe das Stück lakirten Blechs genannt wurde, worauf die Nummer des Licenzſcheins ſtand. Eine ſolche Kutſche ſollte nicht mehr als vier Perſonen aufnehmen; war jedoch die Nacht dunkel oder ein Späherauge nicht zu fürchten, wurden wohl ſechs Perſonen eingenommen und eine ſiebente auf den Bock geſezt. Die Halbkutſche ohne Rückſitz war natürlich nur für zwei.

Obſchon beide Wagenarten zwei Pferde hatten, fuhren ſie doch ſehr langſam und waren durchaus ſchläfrige Weſen. Der Platz, wo ſie hielten, bot ein vollendetes Bild tiefſter Ruhe. Die Pferde rührten ſich nicht, ſchliefen entweder ſanft und feſt, oder kauten ruhig ihr Heu aus den über den Köpfen befeſtigten Futterſäcken. Der Kutſcher ſaß in einem ſchweren, vielkragigen Ueberrocke regungslos auf dem Bocke, vielleicht in unergründlichen Gedanken, wahrſcheinlicher nickend. Bedurfte man ſeiner Dienſte, ſo mußte man aus Leibeskräften zu ihm hinaufſchreien, und wenn das, wie oft, ohne Erfolg blieb, ergriff der Pferdetränker, um ihn zu wecken, Gewaltmaßregeln. Darauf wälzte er ſich langſam vom Bocke, nahm mit Beiſtand des Tränkers den Pferden die Futterſäcke ab oder weckte ſie mittelſt einiger Püffe und ſchleppte ſie beim Kopfgeſtelle an's Trottoir. Hier wurde der Wagenſchlag geöffnet, der Tritt gemächlich niedergelaſſen und dem Fahrluſtigen hinein geholfen. Zeigte es ſich nun, daß die Pferde

Digitized by Google

durſteten, ſo dauerte es bloß fünf Minuten, bis ſie Waſſer bekamen, und der Kutſcher ſah zu, ob ſie tranken oder nicht. Dann holte er aus einem regelmäßig verknippelten Beutel einen halben Penny, noch jezt die Gebühr des Tränkers, wenn ein Wagen abfährt, behändigte ihn dem Tränker, kletterte auf den Bock und bemühte ſich, Pferde und Räder in Bewegung zu bringen. Alles das war ſo bekannt, daß, wenn ein Kutſcher von ungewöhnlichem Thätigkeitsſinne unternehmend genug war, ſich auf das Trottoir zu ſtellen und einen Vorübergehenden zu fragen: „Coach, Sir?“ er häufig die Antwort erhielt: „No, thank you — I am in a hurry.“ — (Nein, danke, ich habe Eile.)

So ſeltſam es erſcheint, es iſt Thatſache, daß die Londoner ſich alles das gefallen ließen, obſchon ſie zur Genüge wußten, daß ſeit Jahren ein leichtes, raſches Fuhrwerk, das ſogenannte Cabriolet de place, durch die Straßen von Paris rollte, und zwar bereits 1813 in 1150 Exemplaren. Einige Verſuche wurden freilich gemacht, dieſes Cabriolet nach London zu verpflanzen. Sie ſcheiterten aber im erſten Anlauf an der Klippe der Licenzſcheine. Jene in England charakteriſtiſche Ehrfurcht vor wohlerworbenen Rechten ließ es den Mitgliedern oben erwähnter Behörde, den hackney-coach commissioners, als Ungerechtigkeit gegen die dermaligen Lohnkutſcher erſcheinen, daß ſie, die bei der Löſung ihrer Licenz von einer beſtimmten Anzahl Conkurrenten gehört hatten, deren mehr erhalten und dadurch in ihrem Verdienſte beeinträchtigt werden ſollten. Endlich, im Jahr 1823, beſchloſſen zwei Männer, Bradſhaw und Rotch, lezterer Parlamentsmitglied, ſich dawider aufzulehnen, und erlangten nach hartem Kampfe für acht Cabriolets Licenzſcheine. Von dem Tage an erbleichte der Stern der Lohnkutſcher. Die Cabriolets, kurzweg Cabs, entſprachen ganz dem Bedürfniſſe derer, welchen die Lohnkutſche keine Befriedigung gewährte, d. h. denen, die Eile hatten. Es waren bedeckte, einſpännige Halbchaiſen für Eine Perſon, indem, weil kein Bock da war, der Führer neben dem Paſſagier ſaß, der für die Fahrt ein Drittel weniger bezahlte als in der bisherigen Lohnkutſche.

(Schluß folgt.)

## Eine Herbſtſcene.

Das war mein liebes Mädchen
In ihrer Mutter Haus,
Gedankenvoll am Fenſter
Weilt ſie und ſchaut hinaus.

Vor ihren Kammerfenſtern
Steht ein alter Lindenbaum,
Der ſtreckt die ſtolze Krone
Empor zum Himmelsraum.

So ſchön ſich's ſaß und ſo traulich
Unter duftiger Lindenblüt',
Wann Sommers jubelnd ſangen
Die Schwalben ihr Abendlied.

Doch Schwalben ſind fort und der Sommer
Und die Bäume traurig ſtehn,
Und darüber in langem Zuge
Die grauen Wolken gehn.

Ein Herbſtwind kommt geſtrichen,
Der über's Häuschen pfeift,
Und die gelben Blätter alle
Er von den Zweigen ſtreift.

Und die gelben Blätter alle
Sä't er auf ſchwarzen Grund:
Die Erde rafft ſie gierig
In den allverzehrenden Schlund.

Und auch meiner Liebſten Linde
Rüttelt und reißt der Wind,
Daß ganze Blätterſchauer
An's Fenſter geflogen ſind.

Und die grüne Sommerlinde,
Wie ſteht ſie nackt und bloß!
Die Arme zum Himmel gebreitet,
Wie ſteht ſie freudelos!

Der Baum, der ſich zum Hauſe
Gehalten ſo manches Jahr,
Der Baum, der unſrer Liebe
Vertrauter Zeuge war! —

Das iſt es, daß mein Mädchen
Am Fenſter weilt und ſchaut,
Und daß eine Thräne ſchimmert
Im Auge der jungen Braut.

C. H. Kolbe.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, November.**

(Fortſetzung.)

Hengſtenberg. — Der Magiſtrat vor dem König. — Der Proteſt.

Die neue Terraſſe vor dem königlichen Schloſſe, nach dem Luſtgarten zu, iſt bekanntlich beſtimmt, dem ruſſiſchen Geſchenk der zwei Roſſebändiger, die dort aufgeſtellt ſind, ein Relief zu geben. Der Berliner Witz hatte beiden Gruppen bereits ſeit länger die Namen des gehemmten Fortſchritts und des offenbaren Rückſchritts beigelegt. Jezt nennt man die beiden Terraſſen die Hengſtenberge. Das Glück wollte, daß eine neue Thiergartenſtraße, die Linckſtraße, durch Hengſtenbergs Garten geführt iſt. Er benuzte natürlich wie jeder andere Grundbeſitzer das ihm verbliebene Terrain, um es als Bauſtellen durch einen Bevollmächtigten verkaufen zu laſſen. Ein Käufer, der ſich für verlezt hielt, wie er glaubte, weil der Contrakt gebrochen worden, wie Hengſtenbergs Bevollmächtigter behauptet, weil er die Bedingungen nicht erfüllt, der Kauf daher vertragsmäßig gelöst geweſen, wollte, weil er bei dem Mandatar kein Gehör fand und Hengſtenberg ihn nicht vorlaſſen wollte, bei dieſem ungeſtüm eindringen. Die Familie fürchtete ein Attentat, und welches Motiv gegen einen Mann wie Hengſtenberg ſchien in dieſem aufgeregten Augenblick natürlicher als ein religiöſes? Man rief die Wache, der Mann ward arretirt, aber da ſich erwies, daß er kein Lichtfreund, ſondern ein Tiſchler und Häuſerſpekulant war, ſofort wieder entlaſſen. Man mag denken, wie die Sache von den Spottluſtigen ausgebeutet ward. Es iſt auch ein übles Zuſammentreffen, daß der Profeſſor der Theologie jezt gerade als ein Hausverkäufer und Handelsmann in Grund und Boden vor dem Publikum erſcheint, obgleich an und für ſich dabei nichts Uebles iſt; aber das Lächerliche hat nur kurzen Lebensathem, das Sachverhältniß wird ſeine richtige Würdigung erhalten, und wenn Hengſtenberg ſonſt nichts ſtürzt, wird er ſich nach dem Fall nur noch mehr erheben. Heroen werden nur größer, je mehr man von ihnen ſpricht und ihnen andichtet; auf das was kommt es nicht an.

Der Magiſtrat vor dem Könige, das iſt die Seele der Gedanken, der Geſpräche. Wäre es nicht ſo, müßte es ſchlimm um Berlin ſtehen. Es iſt etwas von Größe in dem Ereigniß, ſagt das Journal des Débats in einem vortrefflichen leitenden Artikel, welcher, wenn gleich von franzöſiſchem Standpunkt, die ganze Sache einer ernſten und würdigen Kritik unterwirft. Es iſt ein hiſtoriſches Ereigniß, von Bedeutung für alle Folgezeit, eine Demonſtration der Geſinnung, welche weit verſchieden iſt von allen den verunglückten Demonſtrationen, durch welche man hier nichts bewirkt, als ſich und eine gute Sache lächerlich zu machen. So wird ſie von den höchſten Kreiſen bis in die Hütten angeſehen. Die That ſelbſt iſt das Reſultat. Was daraus werden, wie ſie ſich entwickeln wird, iſt Sache der Zukunft. Und wenn gar nichts daraus würde im gewöhnlichen Menſchenſinn, ſo verlöre ſie dadurch nichts an ihrer inneren Bedeutung. Von unſerem Magiſtrate wußten wir bis jezt, nämlich was zur Oeffentlichkeit kam, nicht mehr, als daß er mit Redlichkeit für gewiſſe materielle Dinge ſorgte, auch vielleicht mit etwas Voreingenommenheit, z. B. bei der Straßenbeleuchtung, den Stadtholzungen und den Stadtſchulden, und daß er dann und wann mit der Stadtverordnetenverſammlung in einem kleinen Hader lag. Daß er ſich der Oeffentlichkeit nicht günſtig gezeigt, erweckte ihm manchen Gegner. Auch bei den Landtagen glaubte man nicht viel von ſeiner Thätigkeit vermuthen zu dürfen. Daß er aber als Vertreter geiſtiger Intereſſen ſich erheben würde, ging über die kühnſten Erwartungen. Indeſſen darf nicht unerwähnt bleiben, daß man ſchon lange vorher von kleinen Differenzen zwiſchen ihm und der Regierung in Bezug auf die Diaconiſſenſtifter ſich zuflüſterte, wobei man ihm jedoch eher den Vorwurf machte, daß er ſich zu ſchnell beruhigt habe. Sein Entſchluß, vor dem Könige die Stimme der Nation in ihrer überwiegenden Mehrzahl, was die Führung der geiſtlichen Angelegenheiten betrifft, auszuſprechen, zeugt von eben ſo viel Muth und Vaterlandsliebe, als Erkenntniß deſſen, was Noth thut. Wie vortheilhaft ſticht es gegen die faſt verrätheriſche Verzagtheit derer ab, welche in einem andern Staate, im Augenblick der äußerſten Gefahr, einem edeln, verleumdeten Prinzen nicht die Wahrheit zu ſagen wagten, ſondern durch eine Lüge, um für den Moment ſeine Gefühle zu ſchonen, ein unſägliches Elend ſich, ihrer Stadt und dem Prinzen ſelbſt bereiteten! Unſer Magiſtrat hat dieſen Muth bewährt durch die Art, wie er vor dem Könige auftrat, und der König hat ihn geehrt durch die Art, wie er perſönlich die Vertreter der Stadt anredete. Zu erwarten, daß ſogleich darauf eine Verſtändigung eintrete, oder daß ein Theil dem andern nachgebe, wäre doch zu viel, wo man weiß, daß beiden Theilen die Sache heiliger Ernſt iſt. Auch die zweite Eingabe des Magiſtrats, in welcher er gegen die Vorwürfe ſich durch Anführung von Thatſachen vertheidigt, iſt in derſelben ernſten, loyalen Sprache abgefaßt, die deutlich merken läßt, daß er die einmal aufgenommene Sache nicht will ſinken laſſen. Faktiſch hat er es bereits durch ſein Einſchreiten gegen einen der zelotiſchen Prediger bewieſen, welche von der Kanzel herab Bann und Verdammung gegen die Proteſtirenden ſchleuderten. Der König hat erklärt, die Sache den Synoden zur weitern Beurtheilung zu übergeben. Mehr konnte man nicht erwarten.

Der Streit über den Proteſt geht übrigens fort, und ſcheint noch weit von ſeinem Ende entfernt. Die Broſchürenliteratur wächst dem unermüdetſten Leſer über den Kopf. Die Lichtfreunde ſind einſtweilen in den Hintergrund getreten (gleich wie die Deutſchkatholiken), um dem Kampf zwiſchen den Freunden des zweiten Proteſtes und ihren orthodoxen Gegnern Platz zu machen. Dieſe Phalanx der 87 zu erſchüttern, werden von beiden Seiten keine Anſtrengungen geſcheut. Das Manifeſt der halle'ſchen und ſächſiſchen Lichtfreunde, worin ſie im Weſentlichen ſich mit den Siebenundachtzigern einverſtanden erklären, iſt ein diplomatiſches Manöver, das jedoch die bezweckte Wirkung nicht gehabt hat; ſtatt ſich verſchmelzen zu wollen, ſcheinen die Proteſtirenden jezt auch gegen die Lichtfreunde, als ein Extrem, Front machen zu wollen, während man ſie von der andern Seite, offenbar durch Einſchüchterungen, wieder zur evangeliſchen Orthodoxie zurückzuführen ſucht. Die Stellung, welche die Häupter dieſer Proteſtirenden weiterhin einnehmen werden, iſt von Bedeutung, da die vorleuchtenden Intelligenzen derſelben muthmaßlich auch die bewegenden Kräfte in den künftigen Synoden ſeyn werden.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 47.

Mittwoch, 26. November 1845.

[405] **Die Grenzboten.**

Zeitſchrift für Politik und Literatur,
redigirt von
**J. Kuranda.**
beginnen mit dem 1. Januar 1846 ihren V. Jahrgang.

Ich erlaube mir ſowohl Privatleute, als auch Privatgeſellſchaften, Leſezirkel und Kaffeehäuſer auf die allgemein bekannte Zeitſchrift nochmals aufmerkſam zu machen, und bemerke dabei, daß Probenummern durch alle Buchhandlungen und Poſtämter gratis bezogen werden können.

Leipzig, im November 1845.

**F. L. Herbig.**

---

[378] So eben iſt bei den Unterzeichneten erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Geſchichte des Jeſuitenkampfes**
in der Schweiz.
**Von einem Zürcher.**
8. broch. 3 fl.

Wir glauben, dieſes ächt hiſtoriſche, von ſehr kundiger Hand geſchriebene Werk angelegentlichſt empfehlen zu dürfen.

**Meyer & Zeller in Zürich.**

---

[394] So eben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

**Aus der Kanzlei**
in
**Oeſterreich.**

8. eleg. geh. Preis ⅓ Thlr. — 30 kr. Conv.-Mze.

Leipzig, November 1845.

**Fr. Wilh. Grunow.**

---

[402] Leipzig, in der Hahn'ſchen Verlagsbuchhandlung iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

**Paul in der Heimat.** Ein Roman von A. v. Sternberg. Auch unter dem Titel: **Paul.** Ein Roman von A. v. Sternberg. Dritter Band. gr. 12. 1845. geh. 1⅓ Thlr. Preis aller 3 Bände 4⅚ Thlr.

Herr von Sternberg hat in dieſem Romane, der ſich an den Roman Paul zwar eng anſchließt, aber auch eine ſelbſtſtändige abgerundete Erſcheinung bildet, die politiſche und religiöſe Bewegung der Gegenwart in den Kreis der poetiſchen Darſtellung gezogen und die geiſtvolle höchſt eigenthümliche Erörterung der wichtigſten Tagesfragen aus dem Geſichtspunkte des Conſervatismus dürfte dem Werke die lebhafteſte Aufmerkſamkeit in den Kreiſen der Geſellſchaft gewinnen.

---

[395] Im Verlage von **Robert Kittler** in **Hamburg** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Vermiſchte Gedichte**
von G. H. Ph. Pehling.
Zweite Ausgabe. 2 Thle. 8. geh. 1 Thlr.

Die erſte Ausgabe dieſer beſonders Geiſt und Gemüth anſprechenden Dichtungen fand in der nächſten Umgebung des Verfaſſers ſo zahlreiche Theilnahme, daß man daſſelbe ohne weitere Empfehlung auch für dieſe zweite Ausgabe annehmen darf.

---

[353] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Waagen (G. F.),**
**Kunſtwerke und Künſtler in Deutſchland.**
Zweiter Theil. — A. u. d. Titel:
Kunſtwerke und Künſtler in Bayern, Schwaben, Baſel, dem Elſaß und der Rheinpfalz.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erſte Theil: „Kunſtwerke und Künſtler im Erzgebirge und in Franken“, erſchien 1843 und koſtet ebenfalls 1 Thlr. 15 Ngr.

---

[403] **Neue Musikalien**
im Verlage von
**Fr. Kistner in Leipzig.**

Becker, C. F. Op. 14. Studien für Anfänger im Orgelspiel mit besonderer Rücksicht auf das Pedal und dessen Applicatur. Zum Gebrauch bei dem Conservatorium der Musik zu Leipzig. Erste Sammlung. 15 Ngr.
Bennett, W. St. Op. 26. Trio f. Pfte., Violine u. Vclle. 1 Thlr. 25 Ngr.
David, F. Op. 17. Concert No. 3 p. Viol. av. Orchestre. 3 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 17. Le même avec Pfte. 1 Thlr. 25 Ngr.
— Op. 20. Six Caprices pour Violon av. Pfte. Liv. 1, 2 à 1 Thlr. 5 Ngr.
— Op. 20. Les mêmes pour Violon seul. 1 Thlr. 5 Ngr.
Franz, R. Op. 4. 12 Gesänge von R. Burns, Fr. Rückert u. W. Osterwald, f. eine Stimme mit Pfte. Heft 1: Mein Hochland-Kind: „Durchirr' ich Länder noch so fern.“ — „Die süsse Dirn' von Iverness.“ — Liebliche Maid: „Früh mit der Lerche Sang.“ — „Ihr Hügel dort am schönen Doon.“ — Montgomery-Gretchen: „Wär auch mein Lager jener Moor.“ — „Du hast mich verlassen Jamie!“ Von R. Burns. Heft 2: „Er ist gekommen in Sturm,“ v. Rückert. — Kurzes Wiedersehen: „Ach, musstest Du denn scheiden“ v. Osterwald. — „Durch säuselnde Bäume“ v. Osterwald. — Herbstsorge: „Gleich eines Herzens bangen Fieberträumen“ von

Digitized by Google

Osterwald. — Wanderlied: „Und kommt der Frühling wieder her," von Osterwald. — „Ach, dass Du kamst" von Osterwald. à Heft 20 Ngr.
Gade, N. W. Op. 7. „Im Hochland." Schottische Ouverture f. Orchester. 2 Thlr. 25 Ngr.
— Op. 7. Dieselbe für Pfte. zu 4 Händen eingerichtet. 25 Ngr.
Hölzel, G. Op. 20. Jäger's Sehnsucht: In die Berge möcht' ich wieder, von Fr. Gerstäcker, für eine Bariton- od. Mezzo-Sopran-Stimme mit Pfte. 10 Ngr.
Lang, Josephine. Op. 11. Sechs Lieder für eine Stimme mit Pfte. No. 1. Antwort, von Uhland: „Das Röschen, das du mir geschickt." — No. 2. Ruhethal, von Uhland: „Wenn ich im letzten Abendstrahl." — No. 3. Frühlingsahnung, von Uhland: „O sanfter süsser Hauch." — No. 4. Abschied, von Kerner: „Als wir schieden." — No. 5. Sänger's Trost, von Kerner: „Weint auch einst kein Liebchen." — No. 6. Im Herbst, von Kerner: „Zieh' nur du Sonne." 15 Ngr.
— Op. 11. Sechs Lieder für eine Stimme mit Pfte., Gedichte von C. Reinhold. No. 1. Am Wasserfall: „Dein Jüngling träumt." — No. 2. Nachts: „Im Walde weit auf der Haide breit." — No. 3. Abermals am See: „Drüben schon von dem Altane schimmert." — No. 4. O wärst du da: „Die Sonne kam, im reinsten Glanze." — No. 5. Der Herbst: „Raschelts schon im Laube." — Nr. 6. Die wandernde Wolke: „Auf langer Haide wallt die Wolke hin und her." 25 Ngr.
Mendelssohn-Bartholdy, F. Op. 60. Die erste Walpurgisnacht. Ballade für Chor und Orchester, gedichtet von Goethe. Arrangement für Pfte. zu 4 Händen von E. Henschke. 3 Thlr. 10 Ngr.
Moscheles, J. Kindermährchen. Etude für Pfte. (Aus Opus 95 einzeln abgedruckt.) 7½ Ngr.
— Op. 111. Quatre grandes Etudes de Concert pour Piano. No. 1. Rêverie et Allegresse. Gm.-Es. — No. 2. Le Carillon. F. — No. 3. Tendresse et Exaltation. B. — No. 4. La Fougue. Cism. 1 Thlr. 5 Ngr.
Onslow, G. Op. 63. Quatuor p. Violon No. 32 arr. p. Pfte. à 4 Mains par F. Mockwitz. 1 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 64. Quatuor pour Violon No. 33 arrangé pour Pfte. à 4 Mains par F. Mockwitz. 1 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 65. Quatuor pour Violon No. 34 arrangé pour Pfte. à 4 Mains par F. Mockwitz. 1 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 66. Quatuor No. 35 pour 2 Violons, Alto et Violoncelle. 1 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 67. Quintetto No. 26 pour 2 Violons, Alto et 2 Violoncelles (ou Violoncelle et Contrebasse). 2 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 68. Quintetto No. 27 pour 2 Violons, Alto, Violoncelle et second Violoncelle ou Contrebasse.
— Op. 69. Quatuor No. 36 pour 2 Violons, Alto et Violoncelle.
Raff, J. Op. 23. Trois Pièces caractéristiques pour Pfte. 1 Thlr.
Riccius, A. F. Op. 2. Vier leichte Charakterstücke f. Pfte. Zigeunertanz, Gemüthlichkeit, Tändelei, Missmuth. 12½ Ngr.
Rietz, J. Op. 13. Sinfonie arrangirt für Pfte. zu 4 Händen vom Componisten. 2 Thlr. 15 Ngr.
Sachse, R. Op. 5. Introduction et Variation sur un Thème de l'Opéra: la Fille du Régiment, pour Violon avec Orchestre. 2 Thlr.
— Op. 5. Les mêmes avec Pfte. 1 Thlr.
Speier, W. Op. 55. Drei scherzhafte Gesänge für vier Männerstimmen. No. 1. Das Singen, von F. Rückert. — No. 2. Der Musikant am Nil. — No. 3. Fluch und Segen, von A. Kopisch. Partitur und Stimmen. 25 Ngr.
Stegmayer, F. Op. 25. Trois Impromptus pour Pfte. No. 1–3 à 15 Ngr.
Wehner, A. Op. 2. Sechs deutsche Lieder für Mezzo-Sopran mit Pfte. Im wunderschönen Monat Mai, von H. Heine. — Wüssten's die Blumen, von H. Heine. — Fischermädchen: „Du schönes Fischermädchen," von H. Heine. — Der schmucke Knab' so weit: „Wie kann ich frisch und munter seyn," von Burns. — Neue Liebe, neues Leben: „Herz mein Herz, was soll das geben." von Goethe. — Klage im schönen Sommer: „Der Sommer ist so schön," nach Burns von Heintze. 25 Ngr.
Willmers, R. Op. 41. Il Trobadore inspirato. Notturno fantastico per il Pfte. 20 Ngr.
Würst, R. Op. 7. Drei dreistimmige Lieder für 2 Soprane und Alt mit Pfte. No. 1. Haideröslein: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn," von Goethe. No. 2. Der Lenz: „Da kommt der Lenz, der schöne Junge," von Lenau. — No. 3. Canon: „Ihr lichten Sterne habt gebracht," von Hoffmann v. Fallersleben. 20 Ngr.
Zöllner's Speisezettel-Galopp f. Pfte. von E. Faulmann. 5 Ngr.

---

[404] Bei Goedſche in Meiſſen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen der deutſchen und öſterreichiſchen Staaten zu haben:

**Die neuſten Gefahren für den Staat.**

Mit beſonderer Beziehung auf den

**öſterreichiſchen Staat.**

Denkſchrift an einen öſterreichiſchen Staatsmann von Dr. K. Groß-Hoffinger.

Preis 1 Thlr. 4 Ngr. oder 1 fl. 45 kr. C.-M.

**Buch der Freiheit**

**oder Geiſt des 19ten Jahrhunderts.**

Von einem ausgewanderten Oeſterreicher.

Neue Ausgabe. 1 Thlr. oder 1½ fl. C.-M.

**Urgeſchichte**

**der öſterreichiſchen Länder**

von Dr. A. Groß-Hoffinger.

Nebſt 1 Karte vom alten Oeſterreich.

Preis 1½ Thlr. oder 2 fl. 15 kr. C.-M.

**Geheimniſſe**

aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Kloſterleben in **Wien, Prag und Peſth.**

Neue illuſtrirte Ausgabe.

2 Bände. geh. 1⅚ Thlr. oder 2 fl. 45 kr. C.-M.

Die in dem Buche vorkommenden Perſonen lebten, oder leben noch zum Theil in Prag, Wien und Peſth.

Nun vollendete Ausgabe von

**Ahasver**

**der ewige Jude der Urzeit.**

Lebensbilder vergangener und gegenwärtiger Tage.

Deutſches Originalwerk mit Illuſtrationen.

4 Bde. 2 Thlr. 20 Sgr.

Digitized by Google

[342] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

In eleg. gepreßtem engliſchem Saffinetbande mit Vergoldung:

# Die Reiſen Jeſu,

oder Jeſu Leben und Schickſale in Verbindung mit der Schilderung des jüdiſchen Landes und ſeiner Bewohner in den früheren und ſpäteren Zeiten. Zur Erläuterung der heil. Schriften, vorzüglich des N. T. für die reifere Jugend und für wißbegierige Bibelleſer. Von J. A. F. Schmidt, Diac. u. Adj. zu Ilmenau. Mit 3 Stahlſtichen, 3 ausgezeichneten Landſchaften in 4to und einer vorzügl. illum. Karte von Paläſtina. Zweite verb. u. verm. Aufl. gr. 8. 3 fl. 30 kr.

Die erſte Auflage dieſes ſchönen Werks, welches ſich auch zu einem vorzüglichen Confirmanden-Geſchenk eignet, iſt von Proteſtanten wie von Katholiken mit gleicher Wärme aufgenommen worden, und war bald vergriffen. Der rühmlich bekannte Kanzelredner Schläger ſagt: „Unter tauſend und abermals tauſend Schriften, nehmen dieſe Reiſen Jeſu ohnſtreitig eine der erſten Stellen ein. Lange iſt uns kein Buch zu Geſicht gekommen, deſſen möglichſt große Verbreitung wir inniger wünſchen, als dieſes, welches Niemand leſen kann, ohne daraus viel zu lernen. Möge es in alle Familien eingehen, es wird in ihnen den Segen des göttlichen Wortes befördern: wir empfehlen es aufs Wärmſte." — Noch lobendere Recenſionen fand es in Gräfes Archiv, in der Jenaiſchen und Halleſchen Litztg., in der Abendztg. Die Kirchenztg. ſagt: „Dieſe fleißige und mühevolle Arbeit verdiene die größte Anerkennung. Man ſehe, daß der Verf. die Quellen gut ſtudirt hat und ſie zu benutzen wiſſe. Faſt jede Seite zeuge von dem Sammlerfleiße des Verfaſſers."

# Phyſiologiſche Briefe

für Gebildete aller Stände,

von

**Carl Vogt.**

Erſte Abtheilung.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 16 gGr.

In der großen wiſſenſchaftlichen Bewegung der neueſten Zeit iſt auch die Phyſiologie nicht zurückgeblieben. Die Begriffe vom Weſen und Wirken des Lebens in ſeinen verſchiedenen Richtungen haben auf zahlreichen Punkten eine völlige Umwandlung erlitten, ſeit man der althergebrachten Vorſtellung entſagt hat, als ob die Geſetze der organiſchen und die der ſogenannten todten Natur weſentlich ungleichartig ſeyen, als ob das Leben immer nur aus ſich und durch ſich ſelbſt begriffen werden könnte. Man hat ſeit einer Reihe von Jahren mit Ernſt angefangen, ſich überall zuerſt die Erſcheinungen des Lebens aus den verwandten der unorganiſchen Natur begreiflich zu machen, und die Geſetze, welche in der letztern gelten, auch im Spiele des Lebens aufzuſuchen. Zugleich iſt man bemüht, mit Hülfe des Mikroſkops die erſten Elemente des thieriſchen Baus und die Arten ihrer Vereinigung zu den verſchiedenen Gebilden unmittelbar zu ergreifen. Auf dieſem Wege hat die Phyſiologie raſch die erfreulichſten Fortſchritte gemacht, und in wenigen Jahren haben ganze Gebiete derſelben, wie die Lehren von der Nervenwirkung, vom Blutumlauf, von der Verdauung, Ernährung und Abſonderung, eine ganz andere, meiſt weit einfachere Geſtalt angenommen. So kommt es, daß die populären Vorſtellungen von den Lebensprozeſſen, wie ſie aus der Wiſſenſchaft der verfloſſenen Jahrhunderte in das Volk übergegangen ſind und die Grundlage ſeines mediciniſchen und diätetiſchen Glaubens bilden, mit dem heutigen Standpunkt des Wiſſens vielfach in großem Widerſpruch ſtehen. Es iſt an der Zeit, daß zunächſt die Gebildeten auch in dieſer wichtigen Beziehung dem Fortſchritt folgen und ihre Bildung ergänzen. In den vorliegenden Briefen ſtellt nun ein Mann, der ſich bereits durch ähnliche Arbeiten in der Allgemeinen Zeitung einem großen Leſerkreiſe empfohlen hat, ein ſehr lebendiges und faßliches Bild vom heutigen Stand des phyſiologiſchen Wiſſens und Strebens auf. Dem Zwecke gemäß ſind dabei nur feſt begründete Reſultate, nur nach den heutigen wiſſenſchaftlichen Begriffen wahre Thatſachen gegeben und ſubjektive Anſicht möglichſt in den Hintergrund geſtellt. Der Verfaſſer beſpricht in dieſer erſten Abtheilung in acht Briefen den Kreislauf und das Blut, Verdauung, Nahrungsmittel, Athmung, Abſonderung, Aufſaugung und die thieriſche Wärme. Gerade auf dieſen Gebieten hatten ſich in der Wiſſenſchaft die unerwieſenen Vorausſetzungen am meiſten gehäuft. Der Leſer dieſer Schrift wird manchem phyſiologiſchen Mythus zu entſagen haben, aber er tauſcht dafür Anſchauungen vom Leben ein, die deſto erhabener ſind, je einfacher dabei die im Organismus herrſchenden ſchöpferiſchen Geburten erſcheinen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

# Die poetiſche Ukraine.

Eine Sammlung

## kleinruſſiſcher Volkslieder.

Ins Deutſche übertragen

von

**Friedrich Bodenſtedt.**

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

# Die Reime

## des Franceſco Petrarca

überſetzt und erläutert von

**Karl Kekule und Ludwig von Biegeleben.**

2 Bände. gr. 8. Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Dieſe neue Uebertragung der reizenden Empfindungsgemälde des „Patriarchen der modernen Lyrik," gemeinſchaftlich unternommen von zwei Freunden, zum Drucke befördert durch den Zweitgenannten, den Ueberlebenden, gibt die Originale mit dem feinſten Takte für ihren innern Lebenspuls, mit allem Wohlklange, deſſen die deutſche Sprache als Nachbildnerin fremder Poeſie fähig iſt, und mit der ſtrengen Reinheit der Rhythmen und Reime wieder, welche die Form des Sonetts und ähnlicher Dichtarten, die nur in der vollſtändigen Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten ſchön ſind, zu erlangen berechtigt iſt. Eine zweckmäßige Einleitung belehrt uns aus Petrarca's Munde über ihn ſelber, und läßt uns in den Noten den Streit über Laura's Perſönlichkeit überſchauen. Die Ueberſetzung ſelbſt richtet ſich nach der Marſand'ſchen Recenſion und Anordnung des Textes, und eine Auswahl von Anmerkungen entfernt jedes Dunkel aus den herrlichen Gedichten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Google

# Gedichte

von

# Nicolaus Lenau.

## Zwei Theile.

8. Velinpapier, mit dem in Stahl geſtochenen Bildniß des Verfaſſers.

Preis 5 fl. 42 kr. oder 3 Rthlr. 9 gGr.

Der erſte Theil enthält ſämmtliche Gedichte, welche in unſerm Verlage bereits fünf Auflagen erlebten, der zweite Theil bildet die vierte vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte.“ Der Beifall, den dieſe Gedichte voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantaſie ſtets gefunden, berechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Geſammt-Ausgabe derſelben ſehr willkommen ſeyn wird.

# Fauſt.

## Ein Gedicht von Nicolaus Lenau.

### Zweite, ausgeführtere Auflage.

Velinpapier in Umſchlag brochirt. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Des Dichters ſeltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden ächter Poeſie dieſes Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeſchylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung begrüßt und von den alten Kunſtrichtern jede in ihrer Perſönlichkeit anerkannt. So wird auch unſere Zeit in dieſem Fauſt die Fortbildung des Dichtergeiſtes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einſicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterſcheiden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

# Schwerz's landwirthſchaftlicher Nachlaß.

[289] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

## Joh. Nep. von Schwerz's

# landwirthſchaftlicher Nachlaß.

Als Ergänzung des dritten Bandes ſeiner

## Anleitung zum praktiſchen Ackerbau

bearbeitet und herausgegeben

von

### Dr. H. W. von Pabſt,

Director des land- und forſtwirthſchaftlichen Inſtituts zu Hohenheim.

Mit 3 Lithographien.

8. brochirt. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1.

Hauptabſchnitte des Inhalts:

Erſte Abtheilung. Kultur der Handelsgewächſe. Vorbemerkung. I. Lein- und Flachskultur. II. Hanfbau. III. Raps und Rübſen. IV. Mohn. V. Einige andere Oelgewächſe. VI. Tabaksbau. VII. Farbepflanzen. Zweite Abtheilung. Sammlung zerſtreuter Blätter ꝛc. I. Landwirthſchaftliche Aehrenleſe. II. Notizen über die Landwirthſchaft in Weſtflandern. III. Auszüge ꝛc., betreffend die Verhältniſſe eines Pachthofes in Weſtflandern.

Den vielen Freunden und Schülern des wackern Schwerz wird dieſer ſeinem Andenken mit Liebe geflochtene Kranz eine willkommene Gabe ſeyn.

Die drei Bände der vortrefflichen Anleitung zum praktiſchen Ackerbau mit dieſem dieſelben ergänzenden Nachlaß koſten nun zuſammen fl. 11. 45 kr. oder Rthlr. 7., während der frühere Preis der erſten drei Bände für ſich allein fl. 14. oder Rthlr. 9. 8 ggr. geweſen iſt.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.


Digitized by Google

№ 284.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 27. November 1845.

Die Heil'ge ſchlägt die Felſenwand,
Und hebt den Blick hinan —
Da hat mit ſegensreicher Fluth
Ein Quell ſich aufgethan.

A. Stöber.

## Das Sanct Catharinen-Brünneli am Vierwaldſtätterſee.

H. G. Ulrich, Maler in Zürich gewidmet. *

Dem grauen Felſenſchlunde
Entſpringt der Berge Flut,
Gleichwie aus tiefer Wunde
Oft warmer Herzen Blut;
Auch klingt es wie Geſtöhn
Durch die bemooſten Rippen,
Und unten jagt der Föhn
Die Brandung an die Klippen.

Der See ſchäumt auf und brauſend
Schlürft er den Quell hinein;
Er ſchlürft ſchon ein Jahrtauſend
Den Brunnen vom Geſtein,
Bei Regen, Sonn' und Wind —
Allein vergebne Mühe,
Denn unerſchöpflich ſind
Die heil'gen Uferflühe!

So ſtrebt mit ſeinen Horden
Der arge Geiſt der Welt,
Den Gottesgeiſt zu morden,
Der ſtille Herzen ſchwellt;
Allein vergebens thürmt
Er ſeine wilden Wogen
Und wühlt und tobt und ſtürmt
Und — hat ſich ſtets betrogen!

Er hat ſich ſtets betrogen;
Denn immer ſiegt der Geiſt,
Der mächtig Sturm und Wogen
Mit Gott verſtummen heißt.
Das hat, nach bangem Schmerz,
Vor mehr als tauſend Jahren,
Ein liebend Mutterherz
Empfunden und erfahren.

Hier in der Felſen Mitte,
Vom Wogenſturm umbraust,
In niedrer Balkenhütte
Hat dieſes Herz gehaust;
Wo ſich Natur verſteint
Und Klippen kalt ſich heben,
Hat es gefleht, geweint
Für ſeines Kindes Leben.

* Dieß Gedicht entſtand verfloſſenen Sommer. Maler und Dichter befanden ſich gleichzeitig an Ort und Stelle. Jener ſchuf ein wunderſchönes Oelgemälde, dieſer ein Lied.

Digitized by Google

Was frommt da Sorg' und Wachen?
Der Kleine zehrt ſich ab;
Der Arzt ſteigt in den Rachen
Zur Jammernden herab.
Was kann ſie bieten? ach!
Der Wittwe ganze Habe
Iſt ein vermorſchtes Dach
Und dieſer kranke Knabe.

Wohl hat ſie laut und leiſe
Bei Menſchen angeklopft —
Die Herzen ſind von Eiſe,
Die Ohren ſind verſtopft;
Statt Hülfe ward ihr Spott:
„Was frommt dir Kinderſegen?
Dank lieber deinem Gott,
Wenn dieſer Siech erlegen!"

Und ſchaudernd mit dem Kleinen
Kehrt heim das arme Weib,
Sie kniet und deckt mit Weinen
Des Säuglings kalten Leib;
Dort auf dem grünen Rain,
Umſtarrt von Felſenwänden,
Fleht ſie den kalten Stein,
Doch Beider Noth zu enden.

Und ſieh, er ſchien zu ſchmelzen,
Der ſtarre, kalte Stein;
Zwei Felſenthore wälzen
Sich auf mit lichtem Schein,
Und eine heil'ge Frau
Tritt aus der Felſenkammer;
Ihr Blick, wie Morgenthau,
Fällt auf des Weibes Jammer.

Und eine goldne Schale
Hält ihre Rechte dar —
Und ſieh, mit einem Male
Entſtrömt ein Bächlein klar
Tief aus des Berges Schlund
Mit freudigem Gerieſel:
Es trank der Blumen Mund,
Es taumelten die Kieſel.

„Ich bin Sanct Catharina!"
Ertönt ein ſanfter Laut;
„Mein Leib ward auf dem Sina *
Der Erde anvertraut,

Doch meine Seele geht,
Erlöſt vom Erdenbande,
Gezogen durch's Gebet,
Hülfreich durch alle Lande.

„Und wo ein banges Aechzen
Aus frommem Herzen dringt,
Und wo ein heißes Lechzen
Nach Troſt und Labung ringt —
Da zieht's geheimnißvoll
Mein Weſen hin, dem Flehen,
Das aus der Seele quoll,
In Liebe beizuſtehen.

„In Liebe! Denn die Liebe
Nur gab mir Seligkeit;
Sie hob mich im Getriebe
Der liebeleeren Zeit!
Die Liebe zeugte hier
In meiner Bruſt den Glauben,
Und dieſen ließ ich mir
Durch keine Martern rauben!

„Wie ich jetzt dir, du Arme!
Erſchien Maria mir,
Den Heiland auf dem Arme,
Und ſprach: Ich bring' ihn dir!
Allein der heil'ge Chriſt
Hat ſich von mir gewendet:
Nur den Geweihten iſt
Sein Segenskuß geſpendet.

„Ich ließ mich weih'n und taufen,
Nachdem ich Ihn erkannt;
Umringt von Heidenhaufen,
Hab' ich Ihn laut bekannt:
Da ſtieg Er in mein Herz
Und theilte mein Gefängniß
Und ſchuf mir Luſt aus Schmerz
Und Jubel aus Bedrängniß.

„Der Hohn, mein Ohr umziſchend,
Drang nicht in mein Gemüth;
Im Kerker ſind erfriſchend
Mir Roſen aufgeblüht;
Auch bracht' ein Taubenpaar
Aus jenen Himmelsräumen
Mir Früchte wunderbar
Von Paradieſesbäumen.

„Und noch am Todesblocke
Hab' ich an Ihn geglaubt;
Ja, mit bekränzter Locke
Bot ich dem Beil mein Haupt.

* Nach der Legende begruben Engel den Leib der heiligen Catharina auf dem Berge Sina.

Digitized by Google

Doch als die Erde ſchwieg,
Ertönten Engellieder,
Und mit dem Beile ſtieg
Der Himmel zu mir nieder.

„Drum wenn im Sturmesgrauen
Die Erde dich verläßt,
Sollſt du auf Ihn vertrauen,
An Ihm dich halten feſt:
Er iſt's, der dieſe Fluth
Dem kranken Kinde ſendet
Und neuen Lebensmuth
Dir, arme Mutter, ſpendet!"

(Schluß folgt.)

---

## Londoner Wagenſtatiſtik.

(Schluß.)

Die alten Jehu ſahen keineswegs gleichgültig zu; aber ihre Oppoſition war ſo langſam und ſchwerfällig, ſo ungeordnet und ungeleitet, daß erſt, als die Cabs ihnen über den Kopf zu wachſen drohten, ſie unter Berufung auf ihre wohlerworbenen Rechte ſich an die Behörde wendeten, die gütig genug dachte, die Zahl der Lohnkutſcher auf 1200 zu erhöhen, die der Cabs auf 65 zu beſchränken. Und dabei blieb es bis 1832. In dieſem Jahre hob ein Parlamentsbeſchluß die Limitirung der Zahl der Miethwagen auf, ohne Rückſicht, ob Kutſchen, Cabs oder welch ſonſtiges Fuhrwerk. Die Spekulation, die ſchon in der Zwiſchenzeit darauf geſonnen hatte, das Cab geräumiger zu machen, brachte es nun in verſchiedenſter Geſtaltung zum Vorſchein. Die erſte Verbeſſerung, und lange die beliebteſte, beſtand in einem Kutſcherſitze über dem rechten Rade, ſo daß zwei Perſonen unter dem Verdecke Raum hatten. Dann kam das niedrige Cab mit dem Sitze des Kutſchers auf dem Verdecke und der Thür hinten quervor. Dann wurden Thüren zu beiden Seiten und der Kutſcherſitz hinten angebracht; das waren Broughams und Hanſoms patentirte Cabs. Nach manchem andern Verſuche und darunter mancher Verſchlimmbeſſerung hat der Geſchmack des Publikums ſich unbedingt für das in Halbchaiſenform niedrig hängende Cab entſchieden, mit Raum für zwei Perſonen, Thüren zu beiden Seiten, Glasfenſtern und dem Kutſcherſitze vorn. — Die Vermehrung der Cabs hatte die Verminderung der Kutſchen zur Folge, und daß leztere noch nicht ganz verſchwunden ſind, haben ſie mancherlei Zwecken zu danken, für welche raſches Fahren kein Erforderniß und der beſchränkte Raum des Cabs nicht geeignet iſt. Laut ertheilter Licenzſcheine betrug am 4ten Januar 1845 die Zahl der Kutſchen 200, die der Cabs 2400.

Schnelles Fortkommen bewirken die jetzigen Cabs; doch iſt das eine Lichtſeite, welcher der Schatten nicht fehlt. Von einem Wettjagen in den Straßen wußten die alten Jarvies nichts. Allerdings war das ein Verdienſt ihres Schiffs und Geſchirrs: ſie mußten langſam fahren. Dieß war aber nicht minder bequem für die Fußgänger, die ſich nicht zu übereilen brauchten, um vor einer heranleiernden Kutſche das entgegengeſezte Trottoir zu erreichen, während ſie jezt troz Laufens und Springens, ehe ſie es ſich verſehen, von einem heranſauſenden Cab erfaßt und ein wenig gerädert werden. Die Aufſicht der Polizei genügt nicht und kann nicht genügen. Dazu ſind die Straßen zu voll, die Cabs zu flüchtig, der Entſchuldigungen zu viele, die Beweismittel meiſt zu mangelhaft und die Kutſcher zu gewiſſenlos. Dieſe Gewiſſenloſigkeit veranlaßt ferner ein gegen ſonſt ungünſtiges Verhältniß im Punkt der Ehrlichkeit. Seit 1822 ſind ſämmtliche Lohnkutſcher angewieſen, Alles was ſie in ihren Wagen als von Fahrgäſten zurückgelaſſen vorfinden, alle ſogenannten waifs and strays an die Regiſtratur der Licenzſcheine abzuliefern, wo es den Eigenthümern auf Anmelden und gegen Entrichtung einer kleinen Gebühr zu Entſchädigung des Kutſchers für gehabte Mühe und Verſäumniß, ausgeliefert wird. In den erſten fünf Jahren dieſes Statuts belief ſich der Werth der eingelieferten Sachen beinahe auf 45,000 Pfund oder 300,000 Thaler, und nur eine kleine Zahl Reklamationen blieb unerledigt. Das war ein ſchönes Zeugniß für die Ehrlichkeit der alten Jarvies, denn die Cabs waren damals kaum zu rechnen. Jezt hat ſich das gewaltig geändert; jezt ſtehen die Kutſchen in der damaligen Minorität der Cabs, und obgleich im verwichenen Jahre 1844 an 1600 Gegenſtände abgeliefert worden ſind, waren es doch meiſt Sachen von geringem Werth. Die Zahl der Reklamationen überwog um das Vierzehnfache, der angegebene Werth um das Zehnfache.

In das Ehrlichkeitskapitel gehört auch der Geldpunkt zwiſchen Herrn und Diener, dem Eigenthümer des Cab und ſeinem „Mann." Es hat ſich für Erſtere als durchaus unthunlich herausgeſtellt, Lezteren Lohn zu zahlen oder eine Tantième der Tageseinnahme zu gewähren. Sie ſind regelmäßig zu kurz gekommen, auf deutſch, betrogen worden. Wer daher ſein Cab nicht ſelbſt führt, ſondern als cabholder mehrere, oft 20, 30 Cabs beſizt, verleiht ſie auf den Tag um den üblichen Preis von zehn und einem halben Schilling, 3½ Thalern, ein Preis, bei welchem demnach beide Theile muthmaßlich beſtehen können. Soll das auf Seiten des „Mannes" der Fall ſeyn, ſo muß er mindeſtens 3½ Schilling erübrigen, und legt man

Digitized by Google

dieſen Anſaz zum Grunde, ſo berechnet es ſich ungefähr, daß in London jeden Tag 1715 Pfund oder des Jahrs faſt 800,000 Pfund in Miethwagen und Cabs verfahren werden.

Gute fromme Menſchen haben mit Freude von einem jüngſt gebildeten Lohnkutſcherverein gehört, deſſen Mitglieder ſich verpflichten, Sonntags nicht zu fahren, ſondern diejenigen ihrer Leute, die ſchreiben, leſen und rechnen können, in die Kirche, und die es nicht können, in eine der Sonntagsſchulen zu ſchicken. Fromme Hoffnungen haben ſich hieran geknüpft, Hoffnungen einer moraliſchen Geneſung dieſer allerdings etwas ſittlich kranken Menſchenclaſſe. Mögen ſie nicht die große Zahl frommer Wünſche vermehren, denen nie die Stunde der Erfüllung ſchlägt!

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, November.**

(Fortſezung.)

Der Proteſt. — Oeffentliche Noth. — Verbrechen.

Der Hofprediger Sydow hält in Potsdam Vorleſungen über die Bewegungen der Gegenwart. Sie werden nachgeſchrieben und im Druck erſcheinen. Man erwartet in denſelben den Kern deſſen, was die Proteſtirenden fordern, und Sydow gilt als der feurigſte und genialſte Vertreter derſelben, d. h. derer, deren eigentlichſte Tendenz eine vollkommene Parochialverfaſſung iſt, die Rückgabe des kirchlichen Regiments an die Gemeinen. Die Symbolfragen ſtehen hier nur im zweiten Gliede. Dieſe Anticonſiſtorialtendenz vereinigt daher unter den Proteſtirenden Viele, die in andern Dingen ganz andern Sinnes ſind, während wiederum dadurch entſchiedene Rationaliſten und Lichtfreunde, welche, was die Symbolfreiheit betrifft, weiter hinaus wollen oder doch denken, als die Proteſtirenden, gerade in dieſem Punkte conſervativ ſind und die Conſiſtorialmacht erhalten wiſſen wollen, als einen weiten und bequemen Mantel, unter welchem ſich jede beliebige Körperform des kirchlichen Bewußtſeyns mit einiger Humanität und Nachſicht einſchieben laſſe. Dieſe Tendenz der Proteſtirenden iſt es denn auch, gegen welche Hengſtenberg jezt ſeine ſchärfſten Angriffswaffen führt, nachdem ſeine Denunciationen gegen Rationaliſten und Lichtfreunde keinen andern Erfolg gehabt, als daß dieſe ſo maſſenhaft ſich erhoben haben, daß der Kampf dagegen, ſofern er Ueberzeugung erzielen will, ein thörichter, und ſofern er Unterdrückung verlangt, ein vergeblicher iſt. Ganz dahinter, auf der äußerſten Reihe des Circus, ſteht freilich noch eine maſſenhafte Zuſchauerſchaft, die der Indifferenten und religiös Blaſirten, denen der ganze Kampf eine Thorheit iſt. Dieſe Gegnerſchaft gegen die religiöſen Regungen und Bewegungen iſt freilich über die ganze Welt verbreitet, und der Kampf, der ſich allüberall gegen die Orthodoxie erhebt, hat vielleicht ein gerade dem entgegengeſeztes Reſultat, das dieſe leztern fürchten; er verlegt den Streit aus der Wiſſenſchaft auf den Markt, und die ſich darüber hinweg dünkten oder in ſtumpfer Apathie nicht darum kümmerten, werden gemahnt, mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen. Ob ſie nun dabei ihr Gefühl oder ihren Verſtand zu Hülfe rufen, nur der Indifferentismus, nicht die wahre Religioſität wird dabei unterliegen.

Brod und Semmeln werden täglich kleiner, und der Markt, der in England für unſer Korn frei zu werden die Ausſicht hat, wird ſie nicht größer machen. Was ſchlimmer, die Kartoffelkrankheit macht auch hier und in den Gegenden, welche auf ihre Geſundheit trozten, Fortſchritte. Was noch geſund vom Felde kam, verdirbt in den Kellern und Gruben, und die angeprieſenen Conſervativmittel helfen entweder nicht, oder es fehlt an Geld, Zeit und Armen, ſie in Anwendung zu bringen. Im Augenblick, wo wir uns nach Hülfe für die kommende Noth (denn noch ſcheint heitere Herbſtſonne) umſehen, verlautet, daß der Centralverein und damit die Lokalvereine für das Arbeiterwohl ſich aufzulöſen deſtinirt ſind. Wenn etwas zur Zeit nicht zum Leben gedeihen konnte, da iſt es immer beſſer, wenn man ihm den Todtenſchein offiziell ertheilt. So iſt denn die Armuth wieder auf Almoſen, Concerte, Armenſteuern und Hoſpitäler angewieſen. — Wir ſind mit banger Sorge der kommenden Nachrichten aus Oſtpreußen gewärtig. Wenn auch dort ein totaler Mißwachs der Kartoffeln herausträte, ſo ſieht man menſchlicher Weiſe nicht ab, wie von hier aus der gräßlichen Noth zu ſteuern wäre. Das Maß der gewöhnlichen und der außergewöhnlichen Mildthätigkeit dürfte durch die vorjährigen Gaben erſchöpft ſeyn. — Und die Noth manifeſtirt ſich auch hier in einer andern, furchtbareren Geſtalt, als Verbrechen, wie es zur Zeit in unſerer großen Stadt noch zur Seltenheit gehörte. Ein Hausbeſitzer, in ſeinem Hauſe, noch in der frühen Abendſtunde von zwei Räubern überfallen, und das in Gegenwart ſeiner Wirthſchafterin, ein Widerſtand des kräftigen alten Mannes, ein Kampf, der damit endet, daß die Räuber ihm ein Meſſer in die Seite ſtechen, und ohne den Raub vollbringen zu können, über die belebte Straße in eine andere kleine Gaſſe entfliehen, und der darauf erfolgte Tod des Ueberfallenen, das gehört zu den außerordentlichen Ereigniſſen im bürgerlichen Leben hier. Noch ſind, troz aller Nachforſchungen der Polizei und einer ausgeſezten Belohnung, die Thäter nicht ermittelt, ſo wenig als die Mörder des jungen Bürgerſohns in Potsdam, ja man iſt nicht einmal auf einer Spur. Dagegen wird uns die Geſchichte von der nächtlichen Aufhebung einer ganzen, großen Schaar liederlichen Geſindels, gegen 200, in einem großen Wirthshauſe vor dem Prenzlower Thor erzählt, Stoff faſt zu einem Roman, aber leider ſcheint auch da kein Stoff zu Ermittlungen gegen die Verbrecher gefunden.

Die Geldnoth, welche erſt in dieſen Tagen ſich zu löſen anfängt, erſcheint immer mehr nur als ein künſtliches Produkt, durch die zufällige Concurrenz verſchiedenartiger Urſachen herbeigeführt. Sie berührten auch nur die Kreiſe der Bemittelten. Man darf hoffen, daß die bevorſtehenden Einzahlungen zu den deutſchen Eiſenbahnen, ſo groß die Totalſummen auch ſind, keine neue gefährliche Kriſis herbeiführen werden. Wie jede Bewegung ſich jezt ſchneller mittheilt, iſt es auch mit der Circulation des Geldes der Fall.

(Fortſezung folgt.)

**Beilagen: Kunſtblatt Nr. 95 und Proſpectus von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig: „Neues vollſtändiges Grammatiſches Wörterbuch der engliſchen und deutſchen Sprache.“ Von M. F. W. Thieme.**

**Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.**

Digitized by Google

№ 285.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 28. November 1845.

Dieß alles zaubert, milder
Als Abendſonnenblick,
Die roſenfarbnen Bilder
Der Kindheit mir zurück.

Matthiſſon.

## Der ſchönſte Baum.

Aus den Papieren meines Großoheims.

Die liebſte Stelle im Schloſſe blieb mir immer die Bibliothek, eine kleine abgelegene Rotunde am Ende langer Zimmerreihen, die mich mit einem ſüßen Schauer umgab. War es der Reiz des Geheimniſſes, eine unendliche Welt, die ich hinter den Glaskäſten ahnte? War es die Kloſterſtille, die Natureinſamkeit, die drüben von den waldgekrönten Felſenbergen, von den Wieſen, zwiſchen welchen ſich der ſilberklare Fluß ſchmiegte, durch das einzige hohe Fenſter wie in eine Kapelle hereinſchaute? Wenn ich als Kind hier ſtand mit hochklopfendem Herzen, wagte ich nicht umzuſehen, mir war, als müſſe ich Gewänder hinter mir rauſchen hören. Vielleicht fühlte ich inſtinktartig all den Geiſt, der mich da unſichtbar umſchwebte. Wie bei einem Verbrechen bangte meine Seele, vielleicht unbewußt bedrängt von all dem Verbotenen, von all den gefährlichen Wünſchen, die dort lauerten. Fürchtet man nicht das Liebſte am meiſten? Die Zukunft war in den rothen Maroquinbänden mit Goldſchnitt. Ich mochte mich nie auf einem der geſtickten Armſtühle oder Tabourets niederlaſſen; ich wollte hier nur ſtehen.

In der Tiefe des Gemachs, aus dem Spiegel winkten mir, wie aus heller Seefluth, noch einmal die Wälder, die grauen Felsmaſſen von da außen. Von der Wand über dem Eingange lächelten aus goldenem Schnörkelrahmen zwei Rebangen. Leicht gepudert ringelten ſich blonde Haare auf die vollen Schultern, auf das überſchlanke mit blauem Schäferband geſchnürte Mieder. Wer hat nicht ſchon erfahren, was ſolch Bildniß uns ſeyn kann? Wie viel hab' ich mit dieſem erlebt! Wir waren zuſammen jung, es ſpielte mit mir, ich wuchs zu ihm heran. Oft blickte ich ſehnſüchtig auf das roſige Geſicht, das mich zu verſtehen ſchien, beſſer als Alle, die mich umgaben. Ich fragte ihm ſeine ganze innere Geſchichte ab. Und dann, weil die Schöne von Allen im Hauſe „die Tante Laura" genannt wurde, ſchauerte durch das Vertrauen doch auch eine Ehrfurcht, im Gegenſatze zu der Empfindung, die mich ſeitdem ergreift, wenn ich das blühende Kind ſehe, dem allein der Frühling treu blieb, während ſich über die Andern mehr oder weniger ſchon der Herbſt mit ſeiner friedlichen Klarheit, auch mit ſeiner Wehmuth zu breiten beginnt.

Eine Linde im Park, die ihr Smaragdzelt allſommerlich über unſere Theerunde wölbt, war uns als Lieblingsbaum der Gräfin Laura bezeichnet, der nicht nur im Conterfei das Alter fremd geblieben, denn früh war ſie vom Gatten geſchieden. Er hatte ihr im verſchwiegenſten Theile des Gartens ein Denkmal ſetzen laſſen, wo er noch

Digitized by Google

als Greis Jünglingsthränen um ſie weinte. Oft floh ich vormals aus dem verwilderten Dickicht, wenn ich unerwartet das weiße Steinbild zwiſchen dunkeln Zweigen gewahrte, das ſich vom Schleier umwallt über eine Urne neigt. Moos wucherte ſchon damals auf Flügeln und Locken der Genien, welche die Trauernde ſtützen, und Niemand pflückte von den Vergißmeinnicht, rings im Kranze um das Monument gepflanzt. Ich glaube, von dort an machten mich die ſchüchternen blauen Kelche traurig, weil ſich mit ihnen mehr das Bild der Vergeſſenheit als der Erinnerung verwebte; und nicht minder bedauerte ich die armen kleinen Engel mit ihrer vertrockneten Thräne, um die ſich auch Niemand mehr bekümmerte, und mir dünkte, auch ſie weinten eher darüber, daß man vergeſſen, ſtatt daß man nicht vergeſſen kann.

Unfern von dem Porträt in der Bibliothek ſtand ein Kabinetsſtück, ein Schreibkaſten. Für meine Kindheit ein Räthſel Egyptens, ein ganzes Mährchen. Er war mit Silber und Perlmutter eingelegt; innen Säule an Säule, die Wände Spiegel, ſo daß ſich die Colonnade im Kleinen unermeßlich, zu endloſen Perſpektiven ausdehnte. So oft es geſchehen konnte, ſteckte ich den Kopf hinein zwiſchen den Thürchen und ließ die Blicke fliegen in das Feenreich, bis zum Schwindel. Wie gern rührte ich an all die Fächer! mir war als müßten ſie etwas ganz Wunderbares, Ungeheures bergen. Es geht mir noch jetzt nach, ich mag gar gern die hundert Schubladen dieſes alten Freundes auf- und zuziehen. Dieß geſchah erſt letzten Herbſt wieder, da ich die Brüder während der Jagdzeit begleitet hatte. Da entdeckte ich im oberſten Raume hinten in der Ecke ein Heft, das ſich zurückgeſchoben und in einen Spalt geklemmt hatte. Um ſo mehr reizte es meine Neugierde. Es war von dem groben garſtigen Papier, auf das die Leute im vorigen Jahrhundert oft ſo fein und ſchön ſchrieben, und mochte in den letzten Decennien deſſelben abgefaßt ſeyn; die Dinte war vergelbt. Wir erkannten bald die etwas ritterlichen Handzüge des Großoheims. Die Blätter, welche zu einer Art Tagebuch zu gehören ſchienen, lauteten wie folgt.

---

Es iſt uns Allen recht, daß der Onkel Stephan auch dieſes Jahr wieder um die herkömmliche Zeit bei uns eingekehrt; denn obſchon er den größten Theil ſeines Lebens in brittiſchem Dienſte zugebracht hat, und ſchwerlich länger als die paar Wochen in der alten Heimath aushielte, iſt doch ſein Herz ehrlich deutſch geblieben. — Manche Erfahrung, die er im breiteren Weltverkehr gewonnen, manche Eigenheit, die England in des Onkels Weſen anſetzte, dient nur dazu, ſeinen Umgang bunter zu machen, und wir beluſtigen uns daran, wie an neuen Kleidern, weil wir wiſſen, daß der Freund, der in ihnen ſteckt, unverändert der nämliche iſt.

Am meiſten und in ächt anglomaniſcher Weiſe tritt beim Onkel Stephan ſeine Liebhaberei für Bäume hervor. Er reist ihnen nach, er hat einen Umgang mit ihnen, er ſpricht von ihren Charakteren und Schickſalen wie von Menſchen, weiß alle ihre Eigenſchaften, erzählt Anekdoten von ihnen, kennt ihren Nutzen, ihre Beſtimmung auf ein Haar und umfaßt in ſeiner Baumkunde ein Stück Weltgeſchichte. Erſt geſtern Abend, als wir uns in der japaniſchen Stube bei meiner Mutter verſammelt hatten, eiferte er wieder über unſern Garten, den der Gärtner, welchen mein Vater von Verſailles kommen laſſen, zur Bewunderung und zum Neide der ganzen Umgegend ſo ungemein zierlich und geſchmackvoll zugeſchnitten.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Das Sanct Catharinen-Brünneli am Vierwaldſtätterſee.

(Schluß.)

Jetzt füllt die Schale ſchweigend
Sie aus der Quelle rein
Und, zu dem Kind ſich neigend,
Flößt ſie die Flut ihm ein.
Und wie die welke Bluſt
Der Sonn', auf Wetterregen,
So ſtrahlt ſein Aug' in Luſt
Dem Mutterblick entgegen.

Und ſeine Wangen färben
Sich friſch und roſigroth.
Vorüber iſt ſein Sterben,
Vorbei der Mutter Noth.
Sie herzt entzückt ihr Kind,
Dann will ſie jubelnd danken,
Doch ſieht ſie nur den Wind
Durch Gras und Büſche ſchwanken.

Allein die goldne Schale
Lag noch an ſelber Stell'
Und murmelnd rann zum Thale
Noch der Cath'rinenquell.
Und betend ſank ſie hin
Und pflanzte dann, zu Ehren
Der Heilungſpenderin,
Ein hölzern Kreuz mit Zähren.

Digitized by Google

Und breitet' drauf die Kunde
Des Wunders emſig aus,
Und bald auf ſelbem Grunde
Erſtand ein Gotteshaus —
Hart auf der Platte vorn,
Mit hellem Glöcklein ladend
Und durch der Heilung Born
Die Pilger hochbegnadend.

Und Flut um Fluten rangen
Sich aus dem Felſenſchrein,
Und Jahr' um Jahre ſchlangen
Die Zeitenwogen ein;
Geſchlecht ſank um Geſchlecht,
Doch feſt ſtand die Kapelle,
Und klar und ungeſchwächt
Floß Sanct Cathrinens Quelle.

Und als den Alpenſöhnen
Der Vögte Druck zu ſchwer:
Da lud des Glöckleins Tönen
In ſtiller Nacht ſie her;
Hell klang's, als über'm See
Die Freiheit ward gegründet — *
Gleichwie den Lenz, aus Schnee,
Das Merzenglöcklein kündet.

Wie hier der Mutter Jubel
Sich einſt zu Gott erhob,
Ergoß auf Grütli's Hubel
Sich der Befreiten Lob,
Als nach der Burgen Brand
Und nach der Flucht der Vögte
Das edle Schweizerland
Die ſtarken Flügel regte.

Doch nach dem Tod der Telle,
In finſt'rer Nacht, erſcholl
Das Glöcklein der Kapelle
Auf's Neu' geheimnißvoll.
Der Morgen kam. Man fand
Verſchwunden die Kapelle:
Der Fels, auf dem ſie ſtand,
Lag tief im Schooß der Welle.

Doch ſieht an hellen Tagen
Man aus des Sees Grund
Das ſchlanke Thürmlein ragen
Und hört des Glöckleins Mund:
Sein einſt ſo hell Geläut,
Tönt murmelnd, wie Beſchwerde;
Die Sage prophezeit,
Daß einſt es anders werde.

Sie ſagt: Wenn Lieb' und Glauben
Und Treue wiederkehrt,
Und Neid und Haß mit Schnauben
Zurück zur Hölle fährt:
Dann ſteigt aus tiefem Grund
Das Kirchlein, das erneute,
Damit's zum friſchen Bund
Den Alpenſöhnen läute.

Und deß zum Zeugniß ſprudelt
Noch immerfort der Quell,
Vom Weltſchlamm unbeſudelt,
Heilkräftig, reich und hell
In ſeeumſtürmter Bucht,
Von Moos und Buſch umſponnen,
Doch ſelten aufgeſucht,
Als Sanct Cathrinenbronnen.

---

Dank dir, der durch's Geſtrippe
Mich an den Born geführt,
Bis meine durſt'ge Lippe
Die Sagenflut berührt.
Du haſt noch mehr gethan:
Der Zauber deines Bildes
Zog dieſes Bild heran:
Ein ſchmerzliches, doch mildes!

Du haſt den Quell verſtanden,
Der aus der Tiefe rauſcht,
Du haſt der Wogen Branden,
Der Gräſer Weh'n belauſcht;
Dir ward der Wolken Gruß,
Der Berg' und Wälder Sagen
Durch deinen Genius
Getreulich zugetragen.

Und was zu ſtetem Preiſe
Du ſchufſt in jener Bucht,
Hab' ich auf meine Weiſe
Zu ſchaffen auch verſucht.
Das Bild iſt dir geweiht —
O daß es dich erfreue! —
Es zeigt die beſſ're Zeit
Des Glaubens und der Treue.

Auguſt 1845. Reithard.

---

* Nach der Sage gab das Kapellglöcklein beim „Catharinenbrünneli" im Jahr 1307 das Signal zur nächtlichen Verſammlung der Eidsgenoſſen auf dem Grütli.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, November.**

(Fortſetzung.)

Die juridiſche Laufbahn. — Das Leſecabinet. — Literatur.

Eine andere Wandelung der Zeit macht ſich mehr und mehr bemerkbar. Noch vor wenig Jahren mußte der Juſtizminiſter warnen, daß nicht zu viel junge Leute ſich dem Studium der Jurisprudenz widmen möchten, da die Ausſichten auf Anſtellung im Staatsdienſt bei der Ueberfüllung mit Kandidaten immer bedenklicher würden. Die Warnung auf der einen, und auf der andern Seite die vielfachen neu eröffneten Ausſichten, in einer oder der andern induſtriellen Laufbahn ſchneller zu Brod zu kommen, haben dermaßen gewirkt, daß ſchon jezt bei mehreren Gerichten ein Mangel an jüngern Arbeitern, die ohne Vergütung ſich dem Staatsdienſt widmen müſſen, fühlbar wird. Die Ausſichten zur Verſorgung ſind alſo in der juriſtiſchen Carrière unerwartet günſtig geworden. Ein Fortſchritt unbedenklich, inſofern viele angeſehene Familien, namentlich von höher geſtellten Beamten, bisher ihre Söhne mit Ehren keiner Laufbahn anvertrauen zu können glaubten, als die der Staat eröffnete und garantirte. Es iſt eine geiſtige Emancipation, die ſich unmerklich gemacht hat, daß man Ehren auch in der Gewerbsthätigkeit ſucht und findet. Von Seiten der Referendarien des Kammergerichts iſt übrigens eine ſie ſelbſt ſehr ehrende Adreſſe an ihren ehemaligen Chefpräſidenten, Herrn v. Grolmann, erlaſſen worden, in welcher ſie ihre dankbarſte Erinnerung an dieſen unerſchütterlichen Vertreter der preußiſchen Rechtsprinzipien ausſprachen. Zugleich wird Grolmanns Bildniß in Lebensgröße für das Kammergericht von Begas gemalt. — Das viel beſprochene Berliner Leſecabinet hat ſich in zwei Theile getheilt. Das eigentliche Cabinet, d. h. die Leſezimmer mit den Journalcirkeln, ſind an den bisherigen Buchhalter des Geſchäfts, Fürſtenberg, käuflich übergegangen, welcher ſie in renovirter Geſtalt und eleganterer Einrichtung abermals in der Behrenſtraße etablirt hat. Es iſt zu wünſchen, daß jezt wenigſtens dieſes Inſtitut ſich erhalte und der Vorwurf nicht dauernd auf Berlin laſte, daß eine Anſtalt, welche überall proſperirt, weil ſie zum nothwendigen Bedürfniß gehört, hier nicht fortkomme. Die Eigenthümer des bis da combinirten Geſchäfts haben, bis jezt unter dem frühern Namen, die Sortiments- und Verlagsbuchhandlung und die große Leihbibliothek behalten. — Das Gerücht von einer zu erbauenden glanzvollen Paſſage in der Jägerſtraße, in Verbindung mit einem neuen Theater, erneuert ſich. Wir mögen glauben, daß höchſten Orts wirklich die Conceſſion zu dem Plane ertheilt iſt, nicht aber, daß zu einem ſolchen Unternehmen, wenn es überhaupt für Berlin an der Zeit iſt, jezt der rechte Zeitpunkt gewählt ſey.

Die konfeſſionelle Aufregung hat kaum noch, was von Vielen ſehr bedauert wird, für politiſche Geſpräche und Gedanken Raum gelaſſen; wie viel weniger für Kunſt, Poeſie und Literatur! Wenn nicht das Ausland, d. h. Paris, plözlich mit einer neuen Monſtregeburt auftritt, ſo ſieht es mit der Unterhaltung für den Winter in unſern zartern Kreiſen ſchlimm aus. Der ewige Jude fängt ſchon an den Moder- und Tabaksgeruch der ältern Leihbibliothekromane anzunehmen, die Hahn-Hahn hat ſich durch ihren orientaliſchen Ausflug von der Geſellſchaft länger entfernt, als der Geſellſchaft lieb war, die Paalzow ward noch nicht fertig mit ihrer Fortſetzung des Jakob van Nees, Sternberg hat auch kein größeres Werk zu Stande gebracht, W. Alexis iſt noch zu vertieft in ſeinen Reformationsbildern aus der Mark, wovon der Anfang erſt künftiges Jahr erſcheinen dürfte, und Geheimniſſe ſcheinen nirgends mehr zu enthüllen. Auch aus Schweden kommt nichts mehr herüber, das bei unſerem Publikum zehnmal ſo viel gälte, als das beſte deutſche Buch, was doch eigentlich nicht ſchwer iſt. Herr v. Uechtritz war eben hier zum Beſuche. Er ſchreibt ſeit Jahren an einem Roman, der auch die Reformation, und zwar in Italien, zum Gegenſtand hat. Schade, daß er noch immer nicht fertig geworden iſt. Zwar wird es ein ſehr ernſter Roman ſeyn, äſthetiſch und moraliſch gewiſſenhaft, darum wenig für das Bedürfniß, aber der günſtige Zeitpunkt würde doch vielleicht helfen. Man nimmt ja manche bittere Pille, wenn ſie von der Sonne des Tages vergoldet iſt. Ueber dem einzigen Roman, der, eben hier erſchienen, das Modeintereſſe in Anſpruch nimmt: „die Blume der Aiſchach,“ ſchwebt noch ein Myſterium. Der namhafte Schriftſteller, dem man die Autorſchaft ganz oder zum Theil zuſchreiben möchte, lehnt ſie von ſich ab, obgleich er nicht läugnet, daß er bei der Redaktion die Hand im Spiele gehabt. Die glänzende und blühende Diction, auch die ganze Anlage nebſt vielen Schilderungen deuten auch vielmehr auf eine weibliche Conception und eine Feder in zarter Damenhand. Wo die des Mannes die zerfloſſenen Fäden zu körnigeren Sätzen comprimirt hat, iſt unſchwer zu erkennen. Der Roman ſcheint mir aus dem Gedanken hervorgegangen, welcher Sternberg bei ſeiner Diane geleitet haben dürfte, im Gegenſatz zu den fragmentariſch-epigrammatiſch-rhapſodiſchen Romanfabrikationen des Tages mit Cayennewürze, einmal wieder einen vollſtändigen, abgerundeten Roman, und doch mit ſpannender Verwickelung, Kriſis und Löſung in alter deutſcher Art zu ſchreiben, wo neben dem Intereſſe einer reichen Handlung, ein naturgemäßer, pſychologiſcher Bildungsprozeß in ſchöner Form ſtattfindet, aber alles ſocial-politiſch-hiſtoriſch Tendenziöſe wegbleibt. Wenn der Sternbergſche Roman die komiſche, niederländiſche Seite des Lebens behandelt, erhebt ſich dieſer zu einer idealeren Höhe der ſocialen und Gemüthswelt, mit beſonders patriotiſcher Vorliebe für Scenerien aus der deutſchen Alpennatur. Im lezten Theil, wo die Schrecken ſich häufen und eine nervenerſchütternde Spannung vorherrſcht, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß hier ein kleiner Satyr mit im Spiele war. Freilich gehören die Räuberkaſtelle Italiens, mit ihren Fallthüren und Gewölben, unterirdiſchen Gängen, Blutſpuren und Masken, auch zur altdeutſchen Romanliteratur. Erwarten wir, welche neue Speiſe Eugen Sue in ſeinen „ſieben Todſünden“ dem Heißhunger bringen wird. — Der in Livorno erfolgte Tod des genialen jungen Künſtlers und Kunſtäſthetikers Hallmann (aus Hannover) hat hier in der Künſtlerwelt ein ſchmerzliches Bedauern erregt. Auch ſeine Gegner, die er eben nicht ſehr ſchonend in ſeinen „Kunſtbetrachtungen aus der Gegenwart“ angriff, mußten ſeine reiche Begabung anerkennen, und waren nur der Meinung, daß ſein ungeſtümes Feuer ſich zuvor verdampfen müſſe, bis er befähigt wäre, ſeine originellen Ideen künſtleriſch ins Leben zu ſetzen. Dieß hat ihm das Schickſal nun zwar nicht vergönnt, dagegen hören wir, daß ſich in ſeinem Nachlaß das Manuſcript eines größern Werkes über die Aufgabe der Kunſt vorfindet, welches die Studien ſeines Lebens in gediegener Form enthält. Hallmann war bekanntlich durch unſern König nach Berlin gezogen und hatte ſogar hier ſchon eine Hofanſtellung erhalten, mußte aber weichen, weil zu viele, ſehr ernſte Berückſichtigungen durch ſeine Anſtellung verlezt waren. Doch wollte er als freier Mann und Künſtler hierher wieder zurückkehren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 29. November 1845.

Quodcunque ostendis mihi *sic*, incredulus odi.
Horat.

## Ueber ein Gemälde.*

Die Kunſthandlung von Kuhr in Berlin hat kürzlich ein Gemälde ausgeſtellt, das die lezten Lebensmomente Friedrich Wilhelms des Dritten darſtellt. Es ſey uns vergönnt, ein paar Worte darüber zu ſagen, und zwar nicht ſowohl über das Gemälde ſelbſt, als über den hier gewählten künſtleriſchen Vorwurf im Allgemeinen.

Soll das Sterben eines Menſchen als Gegenſtand für die Kunſt überhaupt zugelaſſen werden, nämlich das Sterben auf dem Krankenbette, nicht auf dem Schlachtfelde, nicht in ſtürmiſcher Bewegung oder in großen geſchichtlichen Momenten? Wir möchten dieſe Frage faſt verneinen, oder wenigſtens in Beziehung auf *Fürſten* verneinen. Ein Bauer, der in der Mitte der Seinen ſtirbt, kann ein gutes Gemälde abgeben; ein Fürſt in derſelben Situation wird, wenn nicht die äußerſte Meiſterſchaft des Pinſels und eine ſeltene Kühnheit des Gedankens hinzutreten, immer einen froſtigen Gegenſtand für die Kunſt abgeben. Es liegt dieß in der Natur der Sache. Wir wiederholen, daß wir das obige Bild in keiner Weiſe tadelnd antaſten wollen; es iſt gerade ſo gut als es unter den gegebenen Verhältniſſen, bei den vorhandenen conventionellen Regeln ſeyn kann.

Wir ſehen den König, den die Nation verehrt und liebt und an den ſie mit dankbarer Pietät zurück denkt, auf dem Sterbelager ruhen, von den zahlreichen Mitgliedern ſeiner Familie umgeben. Der Moment ſelbſt iſt ergreifend und mag in der Wirklichkeit erſchütternd geweſen ſeyn; dadurch aber, daß man ihn zum Bilde geformt hat, iſt von ſeiner Größe, Würde und Macht wenig übrig geblieben. Die Köpfe tragen alle Porträtähnlichkeit und mehrere ſind mit Geſchick und Feinheit ausgeführt. Die Gruppirung hatte große Schwierigkeiten, da das Sterbezimmer, deſſen Oertlichkeit ebenfalls treu nach der Natur copirt worden, keine große Tiefe hat, weßhalb ein Aufeinanderſchichten der Geſtalten nothwendig wurde, wodurch die Maſſen nicht flüſſig erſcheinen, nicht vom lebendigen Puls der Bewegung erfüllt. Das in's Profil ſtellen von vier oder fünf Köpfen hintereinander ſieht ſchon basreliefartig aus und ſtößt durch Abſichtlichkeit den Beſchauer zurück. Am ungezwungenſten und darum auch am günſtigſten erſcheint der jetzige König geſtellt, zu Füßen des Bettes, ſo auch die Kaiſerin von Rußland, die ihm zur Seite ſteht. Die Fürſtin von Liegnitz, die einzige ſitzende Figur, nimmt die Theilnahme durch Wahrheit und Einfachheit in Stellung und Geberde in Anſpruch. Die Hand des Sterbenden ruht

* Von Profeſſor Schoppe gemalt, geſtochen von Sixdéniers in Paris.

Digitized by Google

in der übrigen. Weiter wollen wir vom Bilde nichts ſagen. Es würde unziemlich ſeyn, Bemerkungen, die dem Allgemeinen dieſes Kunſtgegenſtandes gelten, gerade an dieſes einzelne, gutgemeinte und mit nicht ganz gewöhnlichen Kunſtmitteln ausgeführte Bild zu knüpfen.

Wenn alſo der Standpunkt im Großen und Allgemeinen genommen werden ſoll, ſo wird man uns einräumen, daß kein Gegenſtand übler für die darſtellende Kunſt gewählt werden kann, als gerade die lezten Augenblicke eines Fürſten. Was ſuchen wir, was verlangen wir zu ſchauen, wenn ein Menſch ſtirbt, wenn ein Erdenpilger den Wanderſtab niederlegt, ein Arbeiter — hab' er nun wenig oder viel, Gutes oder Böſes geſchafft — zur Ruhe eingeht? Den Eindruck, den er auf die Zurückbleibenden macht. Je wahrer, je unmittelbarer, je ſchärfer ausgeprägt der Eindruck ſich kund gibt, um ſo befriedigter ſind wir, um ſo vollendeter iſt das Bild. Kann von einer ſolchen künſtleriſchen Höhe der Auffaſſung bei einem Vorwurf, wie der obige iſt, die Rede ſeyn? Kann und darf hier Wahrheit und Natur gegeben werden? Und wenn ſie nicht gegeben werden darf, was bleibt denn übrig? Iſt nicht plötzlich, mit Einem Schlage, das Bild vernichtet? Leider iſt dem ſo. Wir ſehen auf dem Bilde nichts als eine ſogenannte Haupt- und Staatsaktion, einen conventionellen und ceremoniellen Akt, und das ſoll der Tod eines Menſchen nie ſeyn, der Tod eines Fürſten am wenigſten; denn iſt irgendwo der Apparat des Standes läſtig und unſchicklich angebracht, ſo iſt es da, wo der alles ausgleichende Tod die Würde des Menſchen ſiegreich gegen die Würde des Fürſten geltend macht.

Soll nun aber einmal im Geſchmack des achtzehnten Jahrhunderts der mächtige Strahlenglanz über das Haupt des Fürſten ausgegoſſen werden, ſoll er überall ein Gegenſtand des Pomps und der ſchmeichelnden Verehrung ſeyn, ſo wird auch Niemand verlangen, daß ſein Tod wahr und ungekünſtelt aufgefaßt werde. In dieſem Fall male man ein Bild, mit allen künſtleriſchen Emblemen der Erdengröße ausgeſtattet, man blende und entzücke das Auge des Beſchauers und fülle es mit weinenden Genien, Golddraperien, Lichtſtrahlen untergehender Sonnen und prachtvollen Gruppen im üppigen Coſtüm eines Pouſſin und Velasquez. So kann der Tod eines Fürſten Gegenſtand für die Kunſt werden; aber der Mittelweg, der heutzutage eingeſchlagen wird, vereinigt das Fehlerhafte beider Gattungen, ohne ihre Tugenden auch nur ahnen zu laſſen; der Gegenſtand wird bürgerlich, aber ohne Treue, Einfalt und Wahrheit genommen, er wird conventionell und ceremoniell aufgefaßt, aber ohne den ſchwelgeriſchen Pomp der Allegorie. Die Bilder ſind kalt und unwahr, und könnten wenigſtens blendend und effektvoll ſeyn.

(Schluß folgt.)

# Der ſchönſte Baum.

(Fortſetzung.)

Dem Onkel Stephan blutet das Herz, behauptet er, ob ſolcher grauſamen Verſtümmlung der Eibe. Poſſierlich war ſeine Wuth über unſere Heckenwände, Pyramiden, Kanapees, Truthähne, Pfauen u. ſ. w. Die kleine Karola mit dem Sammetgeſichte konnte kaum mehr das Lachen unterdrücken. Sie hüpfte durch das ganze Zimmer zu mir her und rückte ein Tabouret an meine Seite. Bald ſah ſie mich mit ihrem italieniſchen Schelmenauge an, bald kicherte ſie in ihr Taſchentuch hinein. Ihre Tante, die Prinzeſſin, warf ihr umſonſt Feldherrnblicke zu, und die Aebtiſſin, welche auch mit unſern Nachbarinnen herüber gefahren war, bekam noch einen längern Hals als ſonſt. Selbſt unſere ſchüchternen Fräulein ſahen ſich bedenklich an; ich glaube ſie nahmen Aergerniß an der Freiheit dieſer jungen Ausländerin. Das Intermezzo entſchlüpfte mir aber bald, weil der Onkel, inzwiſchen auf ſein Hauptthema gerathen, ſich in Variationen erging, welche meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

„Ich könnte,“ ſagte er, „mein Verzeichniß berühmter Bäume zu verlängern, die edlen Eichen anführen, welche Suſſer vormals beſaß und deren Fortſchaffung zwanzig Ochſen Vorſpann forderte. Zwei bis drei Jahre waren in dem weichen Boden dieſes Landſtrichs keine ungewöhnlich lange Zeit für einen Baum zur Reiſe bis Chatham. Fiel Regenwetter ein, ſo rückte er im laufenden Jahr nicht mehr von der Stelle; zuweilen fand ſich der nächſte für ſolche Laſt niemals trocken genug, und ſo war der Stamm meiſtens ziemlich gut ausgetrocknet, ehe er auf Sr. Majeſtät Schiffswerfte anlangte.“

„Ich könnte in's Alterthum zurückgehen und den Platanus anführen, der über den Tempel von Delphi ſich neigte und von welchem Theophraſt vermuthet, er habe ſchon zu Agamemnons Zeiten geſtanden; die Linde zu Baſel, unter der die deutſchen Kaiſer zu tafeln pflegten; die Eiche zu Brügge, welche Franz der Erſte mit einer Mauer umgeben ließ; die Linde in Schweden, von der die Familie des berühmten Linné den Namen führte; jenen Platanus in Phrygien, von deſſen Pracht Aelian in Folgendem uns einen Begriff gibt: „Als Xerxes gegen Griechenland zog, kam er an dieſem Baum vorbei. Bei allen Verheerungen des Kriegs hatte der Perſerkönig geboten, die Wälder zu ſchonen. Die bewunderungswürdige Platane fiel ihm auf. Zum Erſtaunen aller ſeiner Offiziere ließ er das mächtige Heer drei Tage Halt machen und war, wie durch Zauber gebannt, inzwiſchen von dem Stamme nicht wegzubringen, ſondern ließ ſich unter deſſen luſtathmendem Schatten das Zelt aufſchlagen.

Digitized by Google

Indeß bereiteten ſich die Griechen, den Paß von Thermopylä zu beſetzen.“ Seit ich das vom Xerxes weiß, kann ich ihm nicht mehr ſo gram ſeyn.“

„Ferner,“ fuhr der Onkel fort, „Caligulas Neſt, jene Platane auf ſeiner Villa zu Veliträ, von der Plinius berichtet, und in deren Höhle, das Gefolge des Kaiſers ungerechnet, noch fünfzehn Perſonen ſpeiſen konnten. Der Lerchenſtamm, der mit anderem Bauholz aus den verſchiedenen Forſten des Reichs unter Tiber nach Rom gebracht, dort aber als Seltenheit aufbewahrt wurde, hatte eine Länge von 120, einen Durchmeſſer von 2 Fuß bis zum äußerſten Ende. Der größte Baum, der, ſo viel man weiß, je nach England gebracht ward, ſtand zur Zeit der Königin Anna auf dem Kriegsſchiffe Royal Sovereign als Hauptmaſt. Er maß 90 Fuß in der Länge und 35 im Umfang. Evelin gedenkt in ſeiner Sylva eines noch gewaltigeren Stammes, 120 Fuß lang, der im vorigen Jahrhundert der Couronne, einem franzöſiſchen Kriegsſchiffe, als Kiel diente. Einer der edelſten Bäume, deren die Geſchichte gedenkt, iſt der Kaſtanienbaum auf dem Aetna, la Castagna de cento cavalli genannt. Er grünt noch, hat aber von ſeiner Herrlichkeit verloren. Der lezte Reiſende, welcher ihn beſuchte — es mag nun ungefähr 16 bis 17 Jahre her ſeyn — war Brydone, der auch verſichert, er habe dieſen Baum auf einer vor hundert Jahren herausgekommenen Karte von Sicilien angezeigt gefunden. Er iſt auch unter dem Namen „die ſieben Brüder“ bekannt, weil ſein bis an die Wurzel ausgehöhlter Stamm in ſieben Theile geborſten.“

In Einem Satze kam Onkel Stephan jezt von Welſchland in's Herzogthum Würtemberg nach Neuſtadt, das von ſeiner majeſtätiſchen Linde den Beinamen erhielt. „Selten kam ein Wanderer vorüber,“ ſprach der Onkel, „der ſie nicht beſuchte, und viele Fürſten und vornehme Perſonen ließen ihr zu Ehren rings Obelisken, Säulen u. ſ. w. errichten, mit Namen, Wappen, Jahrszahlen, Denkſprüchen. Die Säulen dienten den ungeheuren Aeſten zugleich als Träger. Evelin beſaß Copien von beinah zweihundert Inſchriften. Im Kriege wurden die ehrwürdigen Glieder dieſes Baumes von den Belagerern muthwillig verſtümmelt; lange nachher ſtand er als edle Ruine da; ob er jezt noch vorhanden, weiß ich nicht.“

„In der Poetenwelt haben Chaucer's Eichen viel Ruf. Die gröſte hieß die Königseiche. Ihr Stamm ſtieg 50 Fuß gerade in die Höhe, ehe er ſich in Zweige theilte. Die zweite, die Königineiche, überlebte das Elend des Bürgerkriegs. Ihre Aeſte ſahen Widderhörnern ähnlich. Die dritte trug des Dichters Namen, welcher den Abend ſeiner Tage unter dieſen Rieſeneichen verlebte; ſie ſtanden im Parke zu Schloß Donnington. Eine Eiche im Hainhaultwald in Eſſer kennt man ſeit Jahrhunderten unter dem Namen Fairlop. Ihr Alter geht nach der Sage bis in die Hälfte der chriſtlichen Zeitrechnung zurück. Unter dem Schatten dieſes Koloſſes, der ſich über eine Fläche von 300 Fuß im Umkreiſe breitet, ward lange Zeit alljährlich am zweiten des Brachmonds ein Markt gehalten. Die Buden durften aber nicht über die Ausdehnung der Aeſte aufgeſchlagen werden. Da nun die äußerſten Enden ſeitdem abgeſtorben ſind, ſo ſcheint die Marktfreiheit ſehr in's Abnehmen zu gerathen. Die Jahrmarktſchmäuſe, deren Feuer in den Wurzelhöhlen des Baumes nur zu geeignete Plätze fanden, haben der Fairlop ſchlimm mitgeſpielt. — Nicht weit von Blanford in der Grafſchaft Dorſet ragte noch vor einigen Jahren, als gigantiſche Trümmer, die Damoryseiche, welche am Stammende 68 Fuß im Umfange maß. Vor und nach den Bürgerkriegen wohnte regelmäßig ein alter Mann darin, welcher Bier ſchenkte. Bei dem entſetzlichen Sturme von 1703 litt der Baum ſehr.“

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, November.

Der Schneider und Poet Hibley.

Ein Schneidergeſelle, Namens Conſtant Hibley, erregt gegenwärtig groſſen Rumor in der Pariſer Journaliſtik; weßhalb aber die Journaliſten ſo wenig von ihm ſprechen als möglich, hat ſeine guten Gründe. Er iſt nämlich mit einem Pamphlet, betitelt: Vénalité des journeaux, révélations accompagnées de preuves, als ihr offener Feind aufgetreten und hat allen den Krieg erklärt. Die Veranlaſſung dazu erzählt er in dieſem Pamphlet folgendermaßen. Er iſt zu Fécamp in der Normandie geboren, und hatte ſich auf's Schneiderhandwerk gelegt. „Ich machte,“ ſagt er, „zu gleicher Zeit Verſe und Kleider.“ Vor ſieben Jahren kam er nach Paris mit einem Luſtſpiel in drei Aufzügen, betitelt Adeline, mit 10 Francs in der Taſche und mit einem Empfehlungsſchreiben an Hrn. Cavé, Chef der Abtheilung der Künſte (Theater und bildenden Künſte) im Miniſterium des Innern, einen ſehr einflußreichen Beamten. Cavé empfing den jungen Mann mit vornehmer Miene und ſagte ihm, er könne nichts für ihn thun, Hibley müſſe ſich an einen Theaterdirektor wenden. Der junge Mann war voll Enthuſiasmus für die berühmten Dichter ſeiner Zeit nach Paris gekommen und begierig ſie zu ſehen und ihr Urtheil über ſeinen erſten dramatiſchen Verſuch zu vernehmen. Er begab ſich mit ſeinem Manuſcript in Caſimir Delavigne's Wohnung, und da dieſer abweſend war, ließ er das Manuſcript mit einem ehrerbietigen Briefe zurück. Vierzehn Tage nachher kam er wieder und wurde nicht vorgelaſſen; von ſeinem Manuſcript wollte Niemand etwas wiſſen. Er wandte ſich nun an A. Dumas, ging mehrmals hin und wurde eben ſo wenig vorgelaſſen. Er verſuchte es nun bei den Journalen. Er begann mit der Revue des deux mondes und bat Verſe von ihm einzurücken; man antwortete, man ſey mit Verſen für ein halbes Jahr verſehen; bei andern Journalen war die Antwort, Verſe rücke man nur beiläufig ein; er bat, man möchte auch die ſeinigen ſo einrücken; es wurde aber kein Vers eingerückt. Etwas zuvorkommender wurde er vom Redacteur des Voleur empfangen, welcher ihm rieth, ſich an

Granier de Caſſagnac, den damaligen Redakteur der „Preſſe“ zu wenden. Hibley ſandte ihm ſeine Ode an Victor Hugo, mit einem demüthigen Briefe. Dieß gab Granier de Caſſagnac Anlaß, ein ganzes Feuilleton zu ſchreiben, worin er das Zutrauen des angehenden Dichters dankbar anerkannte, ihm manchen Rath ertheilte, ihn aber auch die Kritik fühlen ließ. Der junge Mann hatte etwas Geld von Hauſe erhalten und ließ damit eine kleine Sammlung von Gedichten drucken. Er ſandte Exemplare an alle Journale; keines würdigte ſie einer Erwähnung. Ganz demüthig kehrte er zur „Preſſe“ zurück und wandte ſich an einen der dabei Angeſtellten. Dieſer hatte Mitleid mit dem Schmerz des armen Dichters. Junger Mann, ſagte er zu ihm, ich will aufrichtig gegen Sie ſeyn. Hätten Sie ſo ſchöne Verſe gemacht als Lamartine, ſo würde man ſie nicht einrücken, wenn Sie nicht dafür bezahlen oder wenn Sie den Redakteur nicht zum Freunde haben. — Hibley geſteht, daß er über dieſe Rede ganz verblüfft war. Er verſchaffte ſich nun Geld, wie? ſagt er nicht, kam wieder mit einer Ode, welche er Granier de Caſſagnac zugeeignet hatte, zahlte 2 Francs für den Vers, und die Ode wurde richtig am 11. Septbr. 1839 abgedruckt. Der Dichter war nun aufgeklärt, und ſeit der Zeit erlangte er Alles — mit Geld. Nachdem man ſeine Ode eingerückt hatte, fragte er, ob er nicht auch auf dieſelbe Art einen Aufſaz über ſeine kleine Gedichtſammlung erhalten könnte. Man antwortete: ja, gegen Erlegung von 100 Francs. Dieſe wollte er geben, verlangte aber ein ganzes Feuilleton. Die Forderung fand Schwierigkeiten. Zulezt ſagte man ihm, Granier de Caſſagnac wolle ſelbſt das Feuilleton ſchreiben, aber kein Geld annehmen. Ein Geſchenk werde er jedoch nicht verſchmähen, z. B. einen ſilbernen Theetopf. Der Aufſaz erſchien am 18. November und war ſehr lobend. Statt des Theetopfes, der zu 200 Fr. angeſchlagen wurde, möchte, hieß es, der Verfaſſer lieber ſilberne Beſtecke haben. Der Dichter machte ſein Geſchenk, und damit war es aus. In der Zwiſchenzeit hatte er wieder mit ſeinem Gelde, nach dem Rathe deſſelben Angeſtellten bei der „Preſſe.“ einige Zeilen einrücken laſſen, worin es hieß, Hibley's Gedichte finden den größten Beifall und der Verleger habe ſie wieder auflegen laſſen. In Wahrheit waren aber nur ſieben Exemplare abgeſezt worden. Er machte die Bekanntſchaft eines der literariſchen Mäkler, deren es viele in Paris gibt, und dieſer beſorgte ihm für ſein Geld mehrere Kritiken ſeiner Gedichte, worin er mit Bernardin St. Pierre, mit J. J. Rouſſeau, mit Goldſmith und andern berühmten Schriftſtellern verglichen wurde. Ein Vicomte erbot ſich, gegen Erlegung von 400 Fr. ihm ein Feuilleton im Journal des Débats zu verſchaffen. Hibley zahlte die Summe, bekam aber dafür nur eine kurze Anzeige, die zwar ſehr lobend war, ihn aber ſo wenig befriedigte, daß er den Vicomte wegen Betrügerei verklagte. Er nahm Arago, einen Bruder des berühmten Gelehrten und Deputirten, zum Advokaten. Dieſer ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß man große Vorſicht anzuwenden habe, um die Sache vor Gericht durchzuſezen; der Handel Hibley's mit dem Vicomte de Montéon könne öffentlich nicht eingeſtanden werden; eine ſo unmoraliſche Uebereinkunft würde vor Gericht kein Glück machen. Hibley erwiderte aber, um das Gewinnen des Prozeſſes ſey es ihm gar nicht zu thun, er wolle nur die Pariſer Journale öffentlich entlarven. Dennoch ſprach ſein Anwalt ſehr umſichtig, und verlor den Prozeß; Hibley wurde mit ſeiner Klage abgewieſen und in die Koſten verurtheilt. Er behauptet in ſeiner Flugſchrift, Arago habe ſein Honorar von 100 Francs nicht verdient.

(Fortſezung folgt.)

## Berlin, November.

(Schluß.)

### Theater.

Der Generalintendant der königlichen Schauſpiele ſoll abtreten wollen, und — ſagt man jezt — auch ſollen. Sein Zwiſt, kein perſönlicher, mit dem Generalmuſikdirektor Meyerbeer ſey der Anlaß. Dieſer Streit zwiſchen den zwei Gewalten, die coordinirt ſeyn ſollen, aber durch die Concurrenz immer wieder in ein Subordinationsverhältniß gerathen müſſen, wird ſich bei allen Nachfolgern wiederholen. Ueberdem hat Meyerbeer, wie verſichert wird, einen jährigen Urlaub erhalten. Dieß könnte alſo gegenwärtig nicht der nächſte Grund ſeyn. Herr v. Küſtner hat viele Gegner, Feinde und Neider hier, und daß man ihn von oben, von der Seite und von unten her fortwünſcht, mag auch Thatſache ſeyn. Das wird aber auch bei jedem andern Theaterdirektor der Fall ſeyn, wenn er erſt warm geworden, d. h. eine ſelbſtſtändige Thätigkeit entwickelt hat. Selbſtſtändig heißt aber beim Theater, daß der Direktor etwas thut. Was dem Einen gefällt, mißfällt dem Andern. Aber auch wenn er nichts thut, mißfällt er ſehr Vielen. Hrn. v. Küſtner muß man nun laſſen, daß er etwas und verhältnißmäßig viel gethan hat. Ob er dabei kleinlich gehandelt, wen er durch dieſe Handlungsweiſe oder perſönlich verlezt hat, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß es durch eine Aenderung, am wenigſten in der Art, wie man angibt, auf keinen Fall beſſer wird. Wenn der Poſten wieder zu einer glänzenden Hofcharge erhoben wird (man ſpricht von einem Grafen Schafgotſch oder der Wiederernennung des Grafen Redern), ſo wird dadurch möglicherweiſe einigen ariſtokratiſchen Gefühlen geſchmeichelt, und die Schauſpieler, die ſich durch verſchiedene ſtrenge und, man ſagt, kleinliche Anordnungen gekränkt fühlen, werden ein Jubellied anſtimmen, aber die Würde und der Werth des Theaters werden ſchwerlich, auch wenn ein Dramaturg unter dem Intendanten beſtellt würde, dadurch gehoben. Scheidet der jezige Intendant, ſo nimmt er jedenfalls den Ruhm mit, für das Loos der dramatiſchen Schriftſteller durch die Einführung der Tantième großartig geſorgt zu haben. Wie lange hatte man um das Natürliche und Nothwendige gekämpft! Die viel beſprochene Duellgeſchichte (um eine Theaterloge) dürfte auf die Maßregel keinen Einfluß gehabt haben. — Das Drama der Birch-Pfeiffer: „die Marquiſe von Villette.“ gefällt noch immer. Ein anderes Damenſtück „Lady Ellen“ hat kein Glück gemacht. — Ein heftiger Zeitungskrieg iſt über die Verwaltung des franzöſiſchen Theaters entbrannt. Der neue Direktor, Saint Aubin, ſcheint in der That die Bedürfniſſe des Publikums zu leicht genommen und ſeinen Vortheil dabei allzuſehr berückſichtigt zu haben. Dieß wird ihm nun von den Enragés des Theaters bitter zum Vorwurf gemacht, und die Angriffe, auf die nur eine ſchwache Vertheidigung folgte, begnügen ſich nicht allein damit, ſondern taſten auch ſeinen Werth als Künſtler an. Das Publikum lächelt. Die Zeit der Blauen und Grünen iſt für unſer Theater vorüber.

---

Auflöſung der Homonyme in Nr. 280:

Der Ruf.

---

Beilage: Monatsregiſter November.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Morgenblatt

für

## gebildete Leſer.

Neununddreissigſter Jahrgang.

1845.

**December.**

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

# Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitſchrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausſchluß der politiſchen Tagesgeſchichte, auf würdige Weiſe zu repräſentiren, iſt dem Morgenblatt bei ſeiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und ſeitdem feſtgehalten worden.

Für die literariſche Kritik und für die Kunſt ſind längſt beſondere Beilagen angeordnet, und für dieſe beiden Zweige ſelbſtſtändige Redaktionen beſtellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinſten die Aufgabe, der vaterländiſchen Literatur, beſonders der Poeſie in ihren verſchiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortſchritte in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Geſellſchaft möglichſt vielſeitig zur Anſchauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verſchiedenartigſten Stoff in ſich aufnehmen. Hinſichtlich der Form wird dabei die Rückſicht feſtgehalten, daß das Ernſte, wiſſenſchaftlich Belehrende nicht ſowohl erſchöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber ſich möglichſt vom Gemeinen fernhalten ſoll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabſchnitte:

Poeſie. Gedichte lyriſchen, beſchreibenden, erzählenden, epigrammatiſchen, ſatiriſchen Inhalts; Bruchſtücke ungedruckter dramatiſcher Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den intereſſanteſten Produkten fremder Literaturen werden Ueberſetzungen oder Bruchſtücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreiſen und Beziehungen, in ernſter und komiſcher Form, Reiſebeſchreibungen und Auszüge aus ſolchen, fortlaufende Berichte von den wichtigſten Orten über die geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe, über Kunſt, Bühne, Muſik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Muſik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leiſtungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu beſprechen. Auch dem Wechſel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, mit der nothwendigen Rückſicht, daß hier nur die bezeichnendſten Formen angedeutet, die vornehmſten Reſultate hervorgehoben werden können.

Geſchichte. Das **Morgenblatt** eignet ſich auf dieſem Felde vorzüglich an: Kulturgeſchichte, wichtige archäologiſche Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächſten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeſchichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derſelben u. ſ. w.

Wiſſenſchaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen; Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächſter Beziehung zum Leben und der Entwicklung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, in den philoſophiſchen und Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne. Der Hauptgeſichtspunkt dabei iſt, ſowohl elementariſche Didaktik als ſtreng wiſſenſchaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernſten und Wiſſenswürdigen durch anſprechende Form Eingang zu verſchaffen.

Ein ſich ſtets erneuernder und verjüngender Kreis ſchätzbarer Mitarbeiter ſichert der Redaktion die Mittel, der Zeitſchrift den Ruf zu erhalten, deſſen ſie ſchon ſo lange genießt. Schriftſteller, welche der Redaktion die Ehre erweiſen, ſie in ihren Bemühungen zu unterſtützen, werden ihre Beiträge, wenn dieſe dem Zweck und dem Charakter der Blätter entſprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemeſſen honorirt ſehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Für literariſche Anzeigen werden beſondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

# Das Literaturblatt

ſtellt ſich die Aufgabe, über alle Erſcheinungen der neueſten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leſerkreis von Intereſſe ſeyn können, d. h. über die vorzüglichſten neuern Dichterwerke, ſo wie über alle Gattungen der vorherrſchenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forſchungen aller Art, durch welche der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geſchichte, in allen Gebieten der ſocialen Kultur und ſelbſt in den ſtrengern Wiſſenſchaften, ſofern Werke dieſer Art großes Aufſehen erregen und für das praktiſche Leben nicht ohne Folgen ſind, ſo daß ſie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke ſolcher literariſchen Mittheilungen ſagt die referirende Form am beſten zu, die in möglichſter Kürze den weſentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zuſammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leſer eine Ueberſicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der ſcherzende Ton iſt nicht ausgeſchloſſen, wo es der Gegenſtand mit ſich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewiſſenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

# Das Kunſtblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielverſprechenden Wirkſamkeit der bildenden Kunſt wurde im Jahr 1819 das Erſcheinen des **Kunſtblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Abſicht dieſes Unternehmens konnte nur ſeyn, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreiſe als dem, welchem deren unmittelbare Anſchauung zu Gebote ſteht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunſtſinns beizutragen. Dieſen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünſtigung, welche die Kunſt ſeitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtſchnur ihres Beſtrebens.

Das **Kunſtblatt** bemüht ſich zuvörderſt, überſichtliche Berichte über die Leiſtungen der lebenden Kunſt aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in dieſen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend ſeyn; in denen letzterer Art ſpricht jeder Mitarbeiter ſeine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat ſich die Umſicht und Billigkeit zum Augenmerk geſetzt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten iſt.

Digitized by Google

An dieſe Ueberſichten knüpfen ſich Berichte über die Förderungen, welche der Kunſt durch perſönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anſtalten und Vereine zu Theil werden, Beſchreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferſtiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verſtorbener Künſtler, und Abhandlungen über Gegenſtände der Theorie und Philoſophie der Kunſt.

Die Kenntniß früherer Kunſtperioden ſuchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchriſtliche Alterthum und jede für deſſen Verſtändniß wichtige Forſchung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der chriſtlichen Kunſt, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unſere Zeit, ſind in dieſem Gebiete zu berückſichtigen.

Zugleich verlangt die archäologiſche und artiſtiſche Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erſcheinende Bücher und Kunſtwerke eine möglichſt umfaſſende Ueberſicht zu geben beſtimmt ſind.

Endlich ſteht auch den Anzeigen des Kunſt- und Buchhandels, ſo weit ſie die bildende Kunſt angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künſtler; im Einverſtändniß mit der Verlagshandlung wird ſie bemüht ſeyn, dem **Kunſtblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

---

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**," mit Einſchluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunſtblatts**," koſtet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunſtblatts**," ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . . . . . 6 fl.
das „**Kunſtblatt**" . . . . . . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpoſtamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

**J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.**

---

# Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

## Gedichte.

Einſamkeit. Von E. Niendorf. 290.
Drei Sonette. Von L. Pfau. 291.
Der Lord von Burgleyh. 294.
Meine Jugend. Von E. Niendorf. 297.
Verſe von Juſtinus Kerner. 305.
Stoßſeufzer auf einer Schweizerreiſe. Von H. Stieglitz. 308.
Ein Lied von der Aar. Von H. Stieglitz. 318.

## Räthſel.

Der Wink. 307.

## Charade.

Versmaß. 315.

## Erzählungen.

Der ſchönſte Baum. Von E. Niendorf. 287. 288.
Die Schöne im verzauberten Walde. Von A. v. Sternberg. 292. 293.
Die Schickſalsmaske. Von F. L. Bührlen. 295—307.

## Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Ueber ein Gemälde. 287.
Im Teutoburger Walde. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. — 299. 300. 301. 302.
Das Londoner Judenviertel. 289. 290.
Reiſebilder aus Spanien. 296. 297.
Briefe von Novalis. 298. — 304.
Die menſchliche Kleidung. 305—310.
Die Stadt in England. 309—312.
Poetiſche Reiſebriefe. 311—315.

## Korreſpondenz.

Paris. 287. 288. 289. — 297. 298. 299. — 309. 310. 311. 312. — Mainz. 288. 289. — Leipzig. 290. 291. 292. — Stuttgart. 291. 292. 293. 294. 295. — Prag. 296. — Hamburg. 299. 300. 301. 302. 303. 304. — Berlin. 301. 302. 303. 304. 305. 306. — Wien. 306. 307. — Frankfurt. a. M. 308. 309. 310. — Aus der Niederlauſitz. 312. 313.

---

## Literatur-Blatt.

### Nro. 122.

Baukunſt. 1) Geſchichte der Baukunſt von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von J. Andreas Romberg und Friedrich Steger. — 2) Die chriſtlich-germaniſche Baukunſt und ihr Verhältniß zur Gegenwart von A. Reichensperger. — Roman. Der Balgentreter von Eilersrode. Niederſächſiſche Dorfgeſchichte von Georg Schirges.

### Nro. 123.

Altböhmiſche Dichtkunſt. Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verdeutſcht von Joſeph Matthias Grafen von Thun. Mit einer Einleitung von P. J. Safarik und Anmerkungen von F. Palacky. — Kulturgeſchichte. Die älteſte Geſchichte der Fabrikation des Linnenpapiers. Aus handſchriftlichen Urkunden und gedruckten Nachrichten geſammelt von Friedrich Gutermann in Stuttgart.

### Nro. 124.

Reiſen. Reiſen in den Savoyer Alpen und in anderen Theilen der Penninen-Kette nebſt Beobachtungen über die Gletſcher. Von James D. Forbes. Bearbeitet von G. Leonhard. — Mährchen und Sagen. Mährchenſaal. Mährchen aller Völker für Jung und Alt. Geſammelt, überſezt und herausgegeben von Dr. H. Kletke.

### Nro. 125.

Länder- und Völkerkunde. Italien. Von Georg von Martens. — Atlas. Vollſtändiger Handatlas der

Digitized by Google

neueren Erdbeſchreibung über alle Theile der Erde in 80 Blättern. Herausgegeben von Dr. K. Sohr. — Volksſagen. Rheinlands Sagen, Geſchichten und Legenden. Herausgegeben von Alfred Reumont.

Nro. 126.

Altdeutſche Literatur. Deutſche Myſtiker des vierzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. — Orientaliſche Literatur. Rapport annuel fait à la société asiatique dans la séance générale du 17 juin 1845, par M. J. Mohl.

Nro. 127.

Taſchenbuch. Literarhiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. — Geſchichte. — 1) Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle. Par Ad. Bourget. — 2) Choix des plus beaux discours du temps de la révolution française. Publié par A. Leber. — Altdeutſche Dichtkunſt. Reinecke Fuchs. Aus dem Niederdeutſchen von Karl Simrock.

Nro. 128.

Beredtſamkeit. Chryſoſtomus. Ein Reformplan der katholiſchen Kanzelberedtſamkeit. Von J. A. Rüdiſſer.

Nro. 229.

Geſchichte. 1) Geſchichte der Eroberung von Mexiko mit einer einleitenden Ueberſicht des frühern mexikaniſchen Bildungszuſtandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Von William H. Prescott. Aus dem Engliſchen. — 2) Antonio Perez und Philipp II. Denkwürdigkeiten des ſpaniſchen Hofes aus dem ſechzehnten Jahrhundert von Mignet. Ueberſezt von Dr. E. Birch.

Nro. 130.

Taſchenbuch. Hiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. — Geologie. Taſchenbuch für Freunde der Geologie, in allgemein faßlicher Weiſe bearbeitet von K. Cäſar v. Leonhard. — Lyriſche Dichtkunſt. Gedichte von Friedrich Otte.

Nro. 131.

Theologie. Verſuch zur Herſtellung des hiſtoriſchen Standpunkts für die Kritik der neuteſtamentlichen Schriften. Eine Streitſchrift gegen die Kritiker unſerer Tage von Heinrich W. J. Thierſch. — Kunſt. Nürnberger Briefe (zur Geſchichte der Kunſt) von R. v. Rettberg.

Nro. 132.

Länder- und Völkerkunde. Venedig im Jahre 1844. Von A. von Binzer. — Volkslieder. Die poetiſche Ukraine. Eine Sammlung kleinruſſiſcher Volkslieder. Ins Deutſche übertragen von Friedrich Bodenſtedt.

---

## Kunſt-Blatt.

Nro. 96.

Archäologie. 1) Ueber die Minervenibole Athens. Akademiſche Vorleſung von Ed. Gerhard. 2) Mauritio Eduardo Meiero, Doctori atque Magistro semisecularia semiperfecta gratulatur Ed. Gerhardus. — Anſichten von Nürnberg. 1) Nürnbergs Gedenkbuch. Eine vollſtändige Sammlung aller Baudenkmale, Monumente und anderer Merkwürdigkeiten dieſer Stadt. — Ausſtellung. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 97.

Die Düſſeldorfer Kunſtſchule. (Schluß zu Nr. 76.) — Die Reſtaurirung des Domes zu Schwerin. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 98.

Ueber die Kunſt in England. — Alt-norwegiſcher Holzbau. — Anfangsgründe des Zeichnens. Normalbücher eines ABC des Zeichnens, verbunden mit Formenlehre; als früh anzuwendende, verſtandbildende Unterrichtsmethode zur Fortbildung für alle Fächer dieſer Kunſt. Ausgearbeitet von Doris Lüttens, geb. v. Coſel. — Malerei. — Plaſtik. — Medaillenkunde.

Nro. 99.

Kunſtnotizen aus Sardinien, mitgetheilt von F. Oſten. — Leopold Schulz in Wien. — Alterthümer.

Nro. 100.

Kunſtnotizen aus Sardinien, mitgetheilt von F. Oſten. (Schluß.) — Alterthümer.

Nro. 101.

Geſchichte der Kunſt in Deutſchland. 1) Baudenkmale der römiſchen Periode und des Mittelalters in Trier und ſeiner Umgebung. Herausgegeben von dem Architekten Chr. W. Schmidt. — Leopold Schulz in Wien. (Schluß.) — Kupferſtich. — Literatur. — Nekrolog. — Perſönliches.

Nro. 102.

Geſchichte der Kunſt in Deutſchland. 2) Denkmäler der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich. — Nekrolog. V. Elſaſſer. — Perſönliches. — Verſteigerung. — Ausſtellung. — Akademien und Vereine.

Nro. 103.

Geſchichte der Kunſt in Deutſchland. (Fortſetzung.) 3) Die Ornamentik des Mittelalters. Eine Sammlung auserwählter Verzierungen und Profile byzantiniſcher und deutſcher Architektur, gezeichnet und herausgeg. von Karl Heideloff. 4) Kunſtdenkmäler in Deutſchland von der früheſten Zeit bis auf unſere Tage. Bearbeitet von L. Bechſtein ꝛc. — Akademien und Vereine.

Nr. 104.

Geſchichte der Kunſt in Deutſchland. (Schluß.) 4) Kunſtdenkmäler in Deutſchland von der früheſten Zeit bis auf unſere Tage. 5) Bartholomäus Zeitblom und ſeine Altarbilder auf dem Heerberge. 6) Danzig und ſeine Bauwerke in maleriſchen Originalradirungen mit geometriſchen Details und Text von Joh. Karl Schultz. 7) R. v. Rettberg: Ueberſichtstafel zur Geſchichte, namentlich der Kunſt von Nürnberg. — Neueſte Werke des Hofgraveurs Helfricht in Gotha. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen.

Digitized by Google

№ 287.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 1. December 1845.

— Datum est arboribus variis exinde per auras
Crescendi magnum immissis certamen habenis.
Lucretius.

## Der ſchönſte Baum.

(Fortſezung.)

„Zu Torward in der Grafſchaft Stirling ſtehen jezt noch auf einer Anhöhe die Ruinen der Wallace-Eiche, welche für den größten Baum in Schottland gilt. Der Durchmeſſer des Stammes konnte nicht weniger als 11 bis 12 Fuß betragen. Spuren eines Dammweges und Kreiſes, welcher die Trümmer ehedem umgab, ſcheinen auf Druidenhand zu deuten. Als William Wallace den Geiſt des ſchottiſchen Volks gegen Edwards Tyrannei weckte, wählte der Held dieſe Eiche oft zum Sammelplatze ſeines Heeres, machte ſie zum Hauptquartier, ſchlief in ihr, und auch ſeine vornehmſten Kriegsführer fanden noch Plaz darin. — Shakespeare erzählt in ſeinen luſtigen Weibern von Windſor von der Eiche im Forſte, um welche das Geſpenſt des Förſters mitternächtig ſpucke. Noch grünt ſie, wenn die Sage und die Volkserinnerung den Baum recht bezeichnen, munter im Park und hat 20 Fuß im Umfang. Nahe dabei befindet ſich ein Graben, der die Achtung theilt, deren jener Stamm genießt, und gleichfalls mit des Dichters Beſchreibung zuſammentrifft. — Auf dem Landgute des Sir Gerrard Van Neck zu Heremingham in Suffolk ragt die Eiche der Königin Eliſabeth, deren Stamm 35 Fuß im Umfang mißt und unter welcher ſich dieſe Monarchin in ihrer Jugend auf den Anſtand zu ſtellen pflegte, um das vorbeifliehende Wild zu erlegen.“

Eichen hatten wir jezt genug, und glücklicherweiſe fand auch der Onkel für gut, zu andern Bäumen übergehend, des Feigenbaums zu gedenken, der noch bis zum Jahre 1757 im Dechanatgarten zu Wincheſter ſtand, durch einen mit griechiſchen, lateiniſchen und hebräiſchen Inſchriften bedeckten Verſchlag geſchüzt, worunter alle Bibelſtellen, welche ſich auf das Lob vom Feigenbaum beziehen, ſo wie die Notiz, daß anno 1623 König Jakob die Früchte dieſes Baumes wohlſchmeckend gefunden habe. Darauf kam das ungeheure Gewächs eines Weinſtocks an die Reihe, von deſſen Holz die Thüren des Doms zu Ravenna aus 12 Fuß langen und 14 bis 15 Zoll breiten Brettern gefertigt ſind; nicht minder der indiſche Feigenbaum, welcher zu einem ganzen Walde anwächst; ferner der fabelhafte Upas oder Giftbaum, der auf Java ſteht, alles tödtet, was ſein Reich betritt, und ein großes Zeughaus genannt werden kann, weil man alle Pfeile in ſein Gummi taucht, eine Arbeit, welche nur Verbrecher verrichten, laut der Schilderung eines Wundarztes, Fröſch, der im Dienſte der holländiſchen Compagnie 1774 zu Batavia ſtand. Man bedeckt ihnen den Kopf mit einer ledernen Haube, welche mit

Digitized by Google

Gläſern für die Augen verſehen iſt. Endlich der Markury in Surinam, deſſen Gift von ſo flüchtiger Natur iſt, daß es ſogar gefährlich, den Rauch des brennenden Holzes einzuathmen, und ſich die Sklaven weigern, den Baum zu fällen.“

Ich dachte: der ſchönſte Baum iſt doch die Linde, unter welcher ich jeden Morgen die Couſine antreffe, wenn ich meinen Gang durch den Garten mache, mich zu ihr ſetze, ihr bald den Fingerhut, bald die Scheere, bald Knäuel oder Taſchentuch aufhebe. Wir plaudern nicht viel zuſammen, aber wir ſehen uns deſto mehr in die Augen. Heute früh, als ich zu ihr trat und in ihr Buch ſchaute, worin ſie eifrig geleſen hatte, bemerkte ich, daß ſie es verkehrt in ihren kleinen weißen Händen hielt. Da lachten wir Beide; ſie war aber doch purpurroth geworden. Während Onkel Stephans Vortrag hatte ich oft getrachtet, Lauras Blick zu begegnen, die in der Fenſterecke mir ſchräg gegenüber Platz gefunden. Allein ſie ſaß unbeweglich, die Augen in den Schooß geheftet; nur das Füßchen auf dem blumigen Ruhekiſſen ſchlug mit der Spitze verrätheriſch einen ungeduldigen Takt. In den lieblichen Zügen ſchien etwas mir Fremdartiges kämpfen zu wollen. Doch unterbrach Karola ſehr oft meine Beobachtungen, indem ſie mit ihrer beflügelten Lebhaftigkeit nicht müde wurde, mir ihre naiven und witzigen Einfälle in's Ohr zu flüſtern. Mit aufgehobenem Finger ermahnte ich die kleine Italienerin zum Schweigen, als der Onkel noch einmal begann:

„Noch von drei berühmten Bäumen im Walde zu Hampſhire bleibt mir zu melden. Der erſte iſt die Eiche, an welcher der von Sir Walter Tyrrel nach einem Hirſche abgeſchoſſene Pfeil abprallte, welcher König Wilhelm II., mit dem Beinamen Rufus, in die Bruſt traf, daß er ſogleich den Geiſt aufgab. Dieß geſchah am 2. Auguſt 1100. Nun komme ich zur Geſchichte vom ächzenden Baum zu Badesly, einem Dorf ungefähr zwei Meilen von Lymington. Vor ungefähr vierzig Jahren hörte ein Bauer, der faſt in der Mitte des Orts wohnte, hinter ſeiner Hütte oft einen ſeltſamen Laut, als ob Jemand aus Schmerz ächzte. Auch die Ehefrau vernahm's, die krank danieder lag und ſehr vor dem Tone bangte, obſchon ihr Mann ſie zu bereden ſuchte, es ſey bloß das Röhren der Hirſche im Walde. Nach und nach aber hörten es alle Nachbarn, die Sache fing an viel Gerede zu veranlaſſen, und man hatte inzwiſchen entdeckt, daß jenes Aechzen von einer Ulme kam, einem jungen, dem Anſehen nach vollkommen geſunden Baum am Ende des Gartens. Nach wenigen Wochen hatte ſich das Gerücht vom Wunderbaume weit verbreitet, und von allen Gegenden ſtrömten Leute herbei, ihn zu ſehen. Er weckte auch die Neugierde des höchſtſeligen Prinzen und der Prinzeſſin von Wales, welche damals wegen des Seebads einen nahen Landſitz bewohnten.“

(Schluß folgt.)

---

## Ueber ein Gemälde.

(Schluß.)

Um den Tod eines Fürſten in bürgerlicher Einfachheit darzuſtellen, dazu gehört die äußerſte künſtleriſche Genialität. In der Regel mißglückt es. Uns iſt die naive Kunſt der Antike, dieſe Größe und Schönheit des Gedankens, der in dem rein Menſchlichen wurzelt, nur in ſchwächſter Vorſtellung gegenwärtig. Befangen und kleinlich ſehen unſere Künſtler nicht über die nächſten Zwecke hinaus. Der Vorwurf, daß eine Uniform nicht richtig aufgefaßt ſey, trifft ſie empfindlicher, als wenn man ihnen Mangel an künſtleriſcher Einheit der Idee Schuld gibt. Man muß aber gerecht ſeyn: der Beſchauer bildet den Künſtler, und was die große Menge zu ſehen verlangt, das wird ihr auch geboten. Es würde wahrlich Wenige geben, die den Tod eines Fürſten, in jenem bürgerlich idealen Styl aufgefaßt, zu würdigen verſtänden. Die Meiſten würden erſchrecken und ausrufen: „Mein Himmel! ſo darf doch kein Prinz ausſehen! Auf dieſe Weiſe in Schmerz aufgelöst, auf den Teppich hingegoſſen, darf keine Prinzeſſin daliegen! Wo bleibt da der fürſtliche Anſtand, das Hofceremoniel!“ — Ihr Thoren! Hier iſt ja ein Vater, der ſtirbt, hier eine Tochter, ein Sohn, die an ſeinem Sterbebette trauern! Werden die wohl viel fragen, wie ſie in ihrem Schmerze, der ſo heftig iſt wie nur irgend ein menſchlich Herz ihn empfinden kann, ſich geberden ſollen, damit ihr, wie ihr's wollt, die fürſtliche Puppe, nicht den Menſchen ſeht! Aber wie geſagt, es iſt ſchwer, in dieſem Genre, das das Genre der ewig heiligen, unantaſtbaren Natur iſt, wirklich Großes zu leiſten. Der Maler müßte Meiſter ſeyn in jeder Hinſicht, Meiſter als Menſch, Meiſter als Poet, Meiſter als Maler.

Es ſind unſerer Erinnerung nicht viele fürſtliche Sterbeſcenen gegenwärtig, man hat dieſen Gegenſtand, wo nicht große geſchichtliche Momente hinzutreten, wie beim Tode Guſtav Adolfs auf dem Schlachtfeld, immer vermieden, und man hat wohl daran gethan. Der Tod Napoleons iſt ein Beiſpiel von moderner Auffaſſung eines ſolchen Stoffes. Dieſe Auffaſſung iſt auch keine gelungene zu nennen, allein ſie konnte doch den ſpätern kalten und inſipiden Behandlungen dieſes Gegenſtandes zum Muſter dienen. Freilich hilft die Geſchichte hier mit. Die

Digitized by Google

einſame Todesſtunde eines Mannes, der die Welt erſchüttert hatte, und nun verlaſſen ſtirbt, fern von allen Stützen und Theilnehmern ſeiner Größe, nicht einmal von ſeinen nächſten Angehörigen getröſtet, iſt ein hiſtoriſcher Moment, der in ſich künſtleriſche Größe und Schönheit trägt und verhindert, daß das Bild kalt und indifferent ausfalle. Aber ähnliche Motive ließen ſich bei jeder Sterbeſcene eines mächtigen Fürſten herausfinden, und wenn wir auch auf das Bedeutſame hiſtoriſcher Beziehungen verzichten, ſo bleibt immer das rein Menſchliche zu beachten, und hier können dem Künſtler die trefflichen Auffaſſungen aus der niederländiſch-deutſchen Schule, die ſo groß in der Wahrheit und Innigkeit des Ausdrucks iſt, zum Vorbild dienen. Wir wollen nur an die ſchönen Altarblätter und Votivtafeln erinnern, wo zu Füßen des Kreuzes der Donator des Bildes, ein Fürſt mit ſeiner Familie kniet. Hier iſt auch der Tod und ſein erſchütternder Eindruck auf die Umgebung. Welch geiſtige, vom innerſten Leid durchdrungene Züge ſind aber dieß! welche Köpfe! Und wie iſt der Schmerz doch nie theatraliſch, nie gekünſtelt, nie die Linie des, wenn wir ſo ſagen ſollen, fürſtlichen conventionellen Anſtandes überſchreitend!

Ein Mittel, die Kälte und Starrheit aus Bildern dieſer Art zu verbannen, wäre ſchon, die Uniformen wegzulaſſen. Es macht auf den Beſchauer einen gar zu lähmenden Eindruck, das geſchnürte, eingezwängte Weſen, die Goldflitter, die Orden, den Prunk einer militäriſchen Toilette in einem Sterbezimmer zur Schau geſtellt zu ſehen. Eine einfache Civilkleidung, ein Haus- oder Morgenrock wäre hier mehr am Platz und käme der Natur näher; denn es wäre lächerlich zu glauben, daß eine ſolche Scene im Innern des Palaſtes wirklich ſo geſpielt habe, wie ſie von ungeſchickten Künſtlerhänden aufgefaßt und dargeſtellt worden. Sind aber die Geſtalten einmal von dem läſtigen Prunk ihrer äußern weltlichen Erſcheinung entkleidet, ſo wird es dem Künſtler ſchon leichter werden, ſie gefällig und dem Moment gemäß, der Natur annähernd, zu gruppiren. Der Sohn kann dem ſterbenden Vater die Hand reichen und braucht nicht daran zu denken, wie er ſeinen Federhut halte; die Prinzeſſin, die nicht in die Galarobe eingeſchnürt iſt, kann ſich frei bewegen und auf dem Teppich zu den Füßen des Bettes in maleriſcher und dabei naturwahrer Stellung niederknien. Ihre Kinder mag ſie vor ſich hin halten; die hübſchen Köpfe der Kleinen in ihrer kindlichen Unbefangenheit würden einen ungeſuchten, trefflichen Contraſt zu dem Schmerz der Mutter bilden. Aber man verſuche es nur, ſolche kleine, ſchon in Uniformen geſchnürte Puppen in eine ſolche Gruppe zu bringen; wie troſtlos verunglücken wird jede freiere Intention, jede gefühlte und naturwahre Zuſammenſtellung! Und dann müßte der Künſtler ſich nothwendig in der Zahl ſeiner Figuren weiſe beſchränken. Ein Sterbezimmer kann kein Audienzzimmer ſeyn; die keuſche Heiligkeit des Todesmomentes darf nicht verletzt werden. Soll der Gegenſtand einfach und in bürgerlich familienhafter Weiſe dargeſtellt ſeyn, ſo gehört dazu, daß alle Familienmitglieder, die um das Sterbelager herum ſtehen, auf gleiche Weiſe tief erſchüttert und an dem Ereigniß betheiligt erſcheinen; das iſt aber nicht möglich, wenn eine große Maſſe Perſonen ſich herumgruppirt, und Perſonen hinzuſtellen, lediglich um ihre Porträts anzubringen, iſt eine des Gegenſtandes unwürdige Zugabe.

Noch ein Wort über den Sterbenden ſelbſt. Es iſt ein ungleich ergreifenderer, aber auch die Aufgabe zu unendlicher Schwierigkeit ſteigernder künſtleriſcher Vorwurf, den Moment des Sterbens ſelbſt zu wählen. Hier iſt in dem Geſicht des Hinſcheidenden all die Größe und Wichtigkeit des Moments zu concentriren, und doch ſoll Geiſt und ſelbſt Schönheit dem Ausdruck nicht fehlen. Mattigkeit, körperliches Leiden, oder gar heftiger convulſiviſcher Schmerz ſind verbannt; die Glorie höhern Lebens, die Weihe des Chriſten, die patriarchaliſche Würde des ſcheidenden Hausvaters, die ernſte Stimme des mahnenden Fürſten — alles dieſes ſoll ſich in Blick und Miene darſtellen, und doch muß das Antlitz, das ſo viel und ſo Großes ſagt, auch noch die furchtbare Nähe des Todes anzeigen. Welch ſchwer zu vereinigende mimiſche Momente! welch ein Feld für die Seelenmalerei! Weil aber dieſer Auffaſſung gewiß wenige, ſelbſt unter den größten Künſtlern gewachſen ſeyn möchten, ſo würde vorzuziehen ſeyn, darzuſtellen, wie der Tod ſein Werk ſchon vollbracht hat, und ein würdiges, aber ſtarres Antlitz mitten unter der bewegten Schmerzensglut der Lebenden dem Beſchauer vor Augen zu bringen. Ein Künſtler könnte hier, indem er weniger gibt, mehr geben.

Als Schlußwort möchten wir aber den Wunſch ausſprechen, daß ein ſolcher Gegenſtand überhaupt nicht gewählt werden möchte. Gleichgültig darf er nicht aufgefaßt werden, und um ihn bedeutſam aufzufaſſen, welch zahlloſe und faſt nicht zu überwindende Schwierigkeiten bietet er dar!

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, November.**

(Fortſetzung.)

Der Schneider und Poet Hibley. — Das neue Blatt l'Epoche.

Nachdem der dichtende Schneider nun für ſein Geld in den meiſten Journalen als ein Genie geprieſen worden war,

wandelte ihn die Luſt an, oder vielmehr erneuerte ſich bei ihm die Luſt, auch auf der Bühne zu glänzen. Außer dem großen Schauſpiel, das er aus der Provinz mitgebracht hatte und deſſen erſte Abſchrift bei Caſimir Delavigne verloren gegangen war, war er der Verfaſſer eines kleinen Luſtſpiels Namens Urſus; dieſes ſuchte er beim Odeon, dem Tummelplatz aller jungen Theaterdichter, anzubringen. Aber hier fanden ſich neue Schwierigkeiten. Wenn man ihm im Bureau eines Journals geantwortet hatte: „Wir ſind auf ſechs Monate mit Verſen verſehen,“ ſo erwiderte ihm der Direktor des Odeontheaters: „Ich habe dramatiſches Manuſcript für ein ganzes Jahr.“ Aber ſollte daſſelbe Mittel, durch das er ſich in die Journale einen Weg gebahnt, nicht auch beim Theater wirkſam ſeyn? Sollte nicht der goldene Schlüſſel, der ihm die Thüre der Tagblätter aufgeſchloſſen, auch dazu dienen, ihm den Eingang zur Bühne zu öffnen? Lireux, der ſeitdem bankerott gewordene Theaterdirektor, ließ ihn nicht lange im Zweifel; gegen eine Summe von 800 Franken machte er ſich anheiſchig, Hibley's Urſus, auf deutſch der Bär, fünf-und-zwanzig Abende dem Publikum zu zeigen, falls das Publikum ihn ſehen wollte. Der Handel wurde geſchloſſen, freilich nicht ſchriftlich, bloß mündlich; aber Hibley freut ſich, daß er einen jungen Seminariſten, ſeinen Freund, zum Zeugen gehabt. Das Geld wurde erlegt, Urſus wurde geſpielt; die Theaterkritiker ſprachen wenig und ungünſtig darüber; ein einziger, Hippolite Lucas, lobte das Stück ſehr. Der Dichter ging innig gerührt zu ihm, um ihm dafür zu danken. H. Lucas geſtand ihm, daß er das Stück nicht geſehen, und bloß die kleine Gedichtſammlung kenne, welche Hibley herausgegeben. Der Dank verſtummte auf den Lippen des Theaterdichters und er ging unwillig von dannen. Bald bekam er andern Grund zum Unwillen. Der Theaterdirektor, als er ſah, daß das Stück im Allgemeinen nicht gelobt wurde und das Publikum auch nicht ſehr dafür eingenommen war, legte es bei Seite und wollte es nicht mehr ſpielen. Nun erſchien Hibley wieder vor Gericht, und da Lireux nicht erſchien, ſo wurde er verurtheilt, das Stück wieder vorzunehmen. Einige Tage darauf ward er bankerott, und Urſus, wie alle andern Stücke, erſchien nicht mehr; das Theater wurde geſchloſſen. Hibley's Klage hatte einiges Aufſehen erregt. Der königliche Commiſſär beim Odeon verlangte Aufſchluß von ihm, damit er den Miniſter des Innern von der Angelegenheit in Kenntniß ſetzen könne. Der Dichter antwortete, er halte es für zuträglicher, das Publikum davon in Kenntniß zu ſetzen. Er ließ demnach eine Flugſchrift drucken, worauf er vor die dramatiſche Commiſſion im Miniſterium des Innern citirt wurde. Aber ſein Geld bekam er nicht wieder, und es blieb ausgemacht, was auch ſchon anderweitig bewieſen war, daß man an einem vom Staate unterſtützten Theater ſich Geld zahlen laſſen, um die Geiſtesprodukte der Dichter zu ſpielen, obgleich dieſes Theater gerade deßhalb die Unterſtützung vom Staat erhält, damit es im Stande ſey, dieſe Geiſtesprodukte aufzuführen und die Dichter aufzumuntern. Hiemit ſchließt das Hibley'ſche Pamphlet; man ſieht, der Mann hat viel Geld ausgegeben, um ein wenig bekannt zu werden, und erſt nachdem er bezahlt hat, beſchwert er ſich darüber, daß die Tagblätter ihm ihr Lob für baares Geld verkauft haben. Aber ſich für Geld loben zu laſſen, iſt etwas ſo Unedles, daß die Schande davon auf den Käufer ſo gut als auf den Verkäufer fällt. Hibley beklagt ſich, daß ihn die berühmten Pariſer Dichter, als Caſimir Delavigne, Lamartine und V. Hugo, trotz ihrer Komplimente haben ſtehen laſſen, ohne ſich ſeiner im geringſten anzunehmen. Das thun ſie allerdings ſehr oft, und wenn man bedenkt, wie ſehr ein berühmter Mann von allen Seiten von Leuten beſtürmt wird, welche erſt berühmt werden wollen, ſo muß man es jenen zu gut halten, wenn ſie nicht immer zuvorkommend gegen die ſind, welche Aufmunterung und Unterſtützung bedürfen. Die Gedichte des Schneiders haben eine gewiſſe derbe Kraft, aber deßhalb ſind es noch keine guten Gedichte, und daß ſie von einem Handwerker herrühren, was er immer auf dem Titel ſeiner Schriften bemerkt, kann auch kein beſonderes Intereſſe dafür erregen; man hat in der letzten Zeit dichtende Friſeurs, Bäcker, Tiſchler, Müller u. ſ. w. gehabt, jetzt kommt ein Schneider hinzu. Dieß beweist bloß, wie allgemein die Bildung in Frankreich geworden iſt, und wie ſehr die poetiſchen Muſter oder auch nur die Lektüre der Tagblätter den Geiſt in allen Ständen anregen. Das letzte Pamphlet des mißmuthigen Schneiders ſcheint ihm neue Unannehmlichkeiten zuzuziehen; denn es heißt, Granier de Caſſagnac habe eine Injurienklage gegen ihn anhängig gemacht wegen der oben angeführten Beſchuldigung, daß ſich dieſer Journaliſt gegen ein Geſchenk im Werthe von 200 Fr. anheiſchig gemacht habe, das Lob des Dichters anzuſtimmen, und daß dieſes Geſchenk wirklich gegeben worden ſey. Hibley ſagt ſelbſt, er habe ſich einer Mittelsperſon dabei bedient; wie kann er nun mit Gewißheit behaupten, daß Granier de Caſſagnac das Geſchenk wirklich erhalten? und wie kann er es vor Gericht beweiſen? Er läuft alſo große Gefahr, noch obendrein als Verleumder beſtraft zu werden. Uebrigens iſt es eine längſt bekannte Thatſache, daß Schriftſteller, welche in der Journaliſtik ſich großes Anſehen erworben haben, und deren Lob oder Tadel auf das Schickſal der Autoren, Komödianten und Virtuoſen großen Einfluß haben kann, mit Geſchenken aller Art überhäuft werden, und daß ſie nicht immer uneigennützig genug ſind, dieſe Annehmlichkeiten ihrer Stellung zu verſchmähen. Da aber für ſolche Geſchenke keine Quittung gegeben wird, ſo läßt ſich die Annahme derſelben auch nicht demonſtriren, und wer ſo keck iſt, dieſen oder jenen Journaliſten der Beſtechlichkeit zu beſchuldigen, mag ſich vorſehen, daß das Gericht nicht ihn der Verleumdung beſchuldige. — Der Journaliſt, der bei Hibley am ſchlimmſten wegkommt und der ihn dafür vor Gericht verfolgt, leitet jetzt das große Blatt l'Epoque, das ſich außerordentliche Mühe gibt, ſich einen Platz unter den Haupttagblättern von Paris zu erwerben; denn mit der Größe des Formats iſt es nicht gethan, und ein großes Blatt fällt leichter und ſchneller als ein kleines, weil es ungeheure Koſten verurſacht, und wenn die Abonnenten nicht in Menge zuſtrömen, das Kapital der Unternehmer bald verſchlingt. Ein Probeblatt der rieſenhaften Epoque iſt zu mehreren tauſend Exemplaren in ganz Frankreich und wahrſcheinlich auch in der Fremde vertheilt worden. Das Blatt iſt bei allen Spezereihändlern in Paris für 5 Sous zu haben, ohne daß es eines Abonnements bedarf; die Pariſer können Morgens das Blatt mit Kaffee und Zucker einkaufen; außerdem ſind Leute mit beſonderer Livree in ganz Paris vertheilt, um das Blatt auszugeben.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 288.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 2. December 1845.

Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp und Todtenbein.
Flieh! auf! hinaus ins weite Land!

Goethe.

## Im Teutoburger Walde.

### I.

### Vorſpiel.

Es war nun ſchon ein Jahr, daß ich die luſtigen Reiſeflügel eingezogen und mich in das claſſiſche Arbeitsgewand des deutſchen Gelehrten zwiſchen meinen vier Wänden eingepuppt hatte; ein volles Jahr mit ſeinen redlich ausgekauften Arbeitstagen und ſeinen ſpärlich benuzten Feierſtunden, während deſſen ich über der Natur die Menſchen und obendrein die Natur ſelbſt vergeſſen hatte. Wen ſie einmal mit ihrem eigenen Triebe im Innern gelockt hat, ihre Kräfte und Wunder zu ergründen, in die Geſetze ihrer verſteinerten Intelligenz einzudringen und den Ton ihrer Weltenharmonie zu erfaſſen, der geht einen ſchweren und von Abwegen überall durchkreuzten Pfad. Wenn er Poet genug iſt und ſein Blut allem Großen und Unerhörten heiß entgegenglüht, kann er ſich in die Waldeinſamkeit verlieren, wo die Sonne nur in den helleren grünen Schatten in ſein Geiſtesauge dringt, und er endlich wie Merlin in dem Weißdorn die That und das Leben verträumt über dem ſüßen, unbeſtimmten Zauber, der ihn gefangen hält. Ueber dieſen Abweg ſind wir aber hinaus ſeit einem kleinen Menſchenalter, wo unſere ganze Romantik vor dem Ernſt der Zeit, der Wiſſenſchaft und der Geſchichte zerſtäubte, und nur noch dann und wann wie ein duftiger Thau ein ſchönes Lied umhaucht. Das ganze Streben iſt mit unerhörter Energie in die Breite und Tiefe gewachſen, und nachdem die ſtolze Philoſophie, welche dem Glauben abtrünnig, ſein Myſterium enthüllen und im Erkennen ſelig ſeyn wollte, über dieß Erkennen ſelbſt und ſeine Sicherheit nicht mehr ſo ganz gewiß iſt, hat die Natur allmächtiger als jemals die Geiſter angezogen. Sie verſpricht nicht alle Räthſel zu löſen, aber es geht ein leiſes Flüſtern von der Unendlichkeit der in ihr ſchlummernden Erkenntniß durch die Geiſterwelt, und ſie verſpricht eines, was das tiefſte Bedürfniß des Gemüthes lockt: Was du erkennen wirſt, das iſt! — Aber ſollte es mit dieſer metaphyſiſchen Erklärung ſeine Richtigkeit haben? Iſt's nicht vielmehr bloß der ewige menſchliche, und vor allem der ſolide unabläßige deutſche Gelehrtenfleiß, der zwar viel weiß, aber Alles wiſſen möchte? Er hat uns zwar eine ſehr ſchöne breite Bahn gepflaſtert, aber leider iſt er ſelbſt auf Abwege gerathen. Wenn ich ſehe, wie ſie ſitzen und arbeiten, grübeln und ſich einſpinnen — ich möchte ihnen zurufen: ihr trefflichen Leute, ihr nüchternen Köpfe, ihr ſeyd Romantiker von der andern Seite, euch iſt der Menſch und die Natur über dem Suchen verloren gegangen! Steht auf und lauft in die Wälder

Digitized by Google

und ſeht Menſchen und treibt menſchlichen Unſinn und Sinn, und Luſt und Genuß laßt in euch einziehen und werdet ſelbſt natürlich!

Das rief ich mir an einem ſchönen Herbſtmorgen zu. Die Sonne ſtand warm im Zimmer, und ſpielte ſo neckend um das Mikroſkop, und ſpannte die langen gelben Strahlen, welche das Metall zurückwarf, an den Wänden und der Decke über und um mich aus. Die kleine Platte aber, auf welche ich durch das Glas ſo oft hingeſtarrt, gezählt, von ihr gezeichnet und die merkwürdigſten Sachen notirt hatte — dieſe Platte war eben leer geworden. Eine lezte Beobachtung, die ich um der Gewiſſenhaftigkeit willen angeſtellt hatte, war mit befriedigendem Reſultate beendigt, und die große Entdeckung, an der ich das ganze Jahr laborirt hatte, ſtand nun ganz fertig und in ſich abgeſchloſſen vor mir. Ich mußte lachen über meinen eigenen Ernſt. Es war eben eine jener großen Entdeckungen, deren in der naturforſchenden gelehrten Welt jährlich vielleicht ein paar Dutzend gemacht werden, eine Entdeckung, von der die Uneingeweihten gar nicht begreifen, daß ſie nöthig war, über die man ein Buch ſchreibt, welches ein Sandkorn iſt an dem großen Bau, bei dem wir Handlanger, Geſellen und Meiſter ſind, oder doch lezteres zu ſeyn ſehr aufrichtig wünſchen. Sie war aber gemacht, und für den Augenblick wußte ich nicht, was ich zunächſt beginnen ſollte. Da ſtiegen mir jene Gedanken auf, und der Menſch und der Poet wurden zuſammen in der Sonne lebendig und riefen mir zu, einmal wieder Menſch zu werden, in die Wälder zu laufen, Menſchen zu ſehen und mich zu amuſiren.

Die Ebene hatte ich längſt genug geſehen, und es handelte ſich darum, nicht nur einen Wald, ſondern auch einen Menſchen zu finden, um in dem einen mit dem andern herumzulaufen. Wie ich nun an die lieben Menſchen dachte, mit denen zu leben mir's wohl um's Herz wäre, fiel mir ein Freund ein, der den Menſchen in ſich und den Wald um ſich hatte. Der Entſchluß war ſchnell gefaßt; den Marterort, an dem ich geſeſſen hatte, wollte ich ſobald als möglich im Rücken haben, und noch vor Mittag rollte ich in einem Thurn und Taxisſchen Poſtwagen dem Freunde und dem Walde entgegen.

Wer dieſer Freund war und welchen Namen er von ſeinem Vater geerbt hat, das dürfte den Leſern eben ſo gleichgültig ſeyn wie ein Steckbrief von meiner eigenen Perſönlichkeit. Wenn ſie ſich aber nicht für den Wald intereſſiren, ſo thue ich ſie im Namen aller Nationalen und Patrioten feierlichſt in den Bann. Es war kein anderer, als der berühmte Teutoburger Wald, deſſen Eichen und Buchen mit Römerblut gedüngt ſind, in deſſen Wildniſſen der Fuß hier und da an den Schädel eines Centurionen ſtößt, in deſſen Klüften irgendwo auch noch einer von den Legionsadlern verborgen ſeyn muß. Vor manchen Jahren war ich einmal im Fluge an ihm vorbei gekommen, ohne mich um all dieſe claſſiſchen Erinnerungen ſonderlich zu kümmern, die ſich jezt meiner Phantaſie unwiderſtehlich aufdrängten. Denn ſeit der Zeit war die deutſche Einheit erfunden, ein äußerſt lebhaftes Intereſſe für die deutſche Freiheit war erwacht, und ſie bauen nun ſchon eine geraume Zeit an dem Denkmal für ihren erſten Helden.

(Fortſetzung folgt.)

## Der ſchönſte Baum.

(Schluß.)

Der Aberglaube des Volks wußte ſich das ſonderbare Ereigniß beſſer zu erklären, als die Naturforſcher, welche keine genügende Auskunft geben konnten. Der Eine meinte, dieſer Laut ſey dem Aneinanderreiben der verflochtenen Wurzeln zuzuſchreiben; der Andere, das Wimmern rühre vom Waſſer, das ſich im Stamme geſammelt oder vielleicht von eingeſchloſſener Luft her. Gleichwohl ſtöhnte der Baum nicht immer, bisweilen täuſchte er die Erwartung derer, die zu ihm wallfahrteten, und auch ſein periodiſches Verſtummen ließ ſich weder durch Jahreszeit noch Witterung erklären. Wollte man ja einigen Unterſchied annehmen, ſo war's, daß er am wenigſten bei feuchtem und am meiſten bei hellem und froſtigem Wetter ächzte; aber immer ſchien der Laut aus der Wurzel heraufzukommen. So blieb die klagende Ulme an zwei Jahre ein Gegenſtand der Verwunderung; es erſchien ſelbſt eine Schrift über dieſe Begebenheit. Endlich machte der Eigenthümer des Baumes einen gar zu raſchen Verſuch, das Geheimniß zu entdecken, und bohrte ein Loch in den Stamm. Da ſchwieg er für immer und ward darauf mit der Wurzel ausgeriſſen, ohne daß ſich etwas zeigte, was einiges Licht auf den Vorgang warf."

„Nun muß noch die Eiche von Cadenham an die Reihe, die alle Jahre mitten im Winter ausſchlägt. Cadenham iſt ein Dorf ungefähr drei Meilen von Lyndhurſt an der nach Salisbury führenden Landſtraße. Da ich von dieſem Baum ſo oft gehört hatte, machte ich am 29. December 1781 einen Ritt hin. Sie ſtand auf einer Erderhöhung, die ein kleiner Waldbach umfloß. Man beſtätigte mir dort überall die bereits ſeit beinahe zwei Jahrhunderten faſt als ein Glaubensartikel betrachtete Sage, daß dieſe Eiche bei Cadenham jährlich um den Weihnachtstag ausſchlägt. Ich trug dem Wirthe in einem nahgelegenen Bierhauſe auf, mir einige Blätter, ſo bald ſie zum

Digitized by Google

Vorſchein kämen, zu ſchicken, und erhielt am 5. Jenner 1782 Morgens verſchiedene Zweiglein, nur wenige Stunden zuvor gebrochen. Die Blätter hatten ſich vollkommen, und zwar aus einigen Knoſpen zwei, aus den meiſten aber nur ein einziges Blatt entwickelt. Kein Naturforſcher konnte mir erklären, welche Kraft dieſes ſeltſam vorſchnelle Leben im Pflanzenreich wecke. Dieſer frühe Lenz der Eiche von Cadenham iſt übrigens von ſehr kurzer Dauer. Die Sproſſen brechen bloß auf, ſchrumpfen dann gleich von der Witterung zuſammen und ſterben ab. Die Zweige bleiben den Reſt des Winters über, wie andere ſommergrüne Bäume, erſtarrt, und ſchlagen im Frühling zu gehöriger Zeit wieder aus. Ich habe die Eiche mitten im Sommer völlig belaubt geſehen und den übrigen Waldgeſchwiſtern gleich. Dem Mährchen, daß nach den Weihnachtstagen keine Knoſpen mehr daran zu ſehen, iſt leicht Glauben beizumeſſen, denn es verſammeln ſich alljährlich an dieſem Morgen eine Menge Menſchen um den Baum und pflücken alles, was nur wie ein Blatt ausſieht. Uebrigens ſcheint es mir nicht unmöglich, daß es noch andere Eichen im Walde geben kann, welche die nämliche Eigenſchaft beſitzen. Ich habe oft den Verdacht äußern hören, daß die Leute von andern Bäumen Knoſpen brechen und ſie am Weihnachtstage mit zu der Eiche bei Cadenham nehmen, vorgebend, die Blätter von ihr gepflückt zu haben. Sie ſteht in ſolchem Rufe und wird von ſo viel Volk beſucht, daß ſie allerdings ſchwerlich ohne fremde Beiträge alle ihre Verehrer mit Knoſpen beſchenken kann. — Man hat das Wunder durch den Argwohn erklärt, daß Blätter in Weineſſig getaucht und dadurch bis über's Jahr erhalten würden; ich bin überzeugt, daß dieß nicht der Fall iſt."

Während der Onkel die lezten Worte ſprach, erhob ſich Laura und verließ mit flüchtigen Schritten, doch mit ſtolzem Tragen des Köpfchens das Zimmer. Ich glaubte aber in ihrem Blick, ohne daß ſie mir ihn gönnte, einen feuchten Schimmer gewahrt zu haben. Nur mit halbem Ohre hörte ich noch auf die Unterhaltung, welche allgemeiner wurde, und antwortete ſelbſt der zierlichen Karola gar nicht oder nur mit Zerſtreuung. So bald als thunlich ſtahl ich mich auch hinweg, der Couſine nach, und eilte durch die Gänge hinunter in's Freie. Es war jezt Nacht draußen, ſtille, balſamiſche. Ein geheimer Zug führte mich unaufhaltſam in den Garten zu unſerer Linde. Unter ihrem Blüthendache, wie in einem Meere von Wohlgerüchen, ſtand Laura.

„Warum ſind Sie weggegangen, Couſine?" fragte ich. — „Ich langweilte mich oben," entgegnete ſie, indem ſie mir ihre Hand entzog, die ich gefaßt hatte; aber ihre Stimme bebte. „Was thun Sie hier, Graf Theodor?" — „Ich habe es oben nicht länger aushalten können, Laura. Ich ging dem goldenen Mond nach, der wie ein Trabant durch den Fenſtervorhang herein ſah." — „Sie haben ſich doch ſehr gut unterhalten; man wird Sie vermiſſen. Es ſind liebenswürdige Gäſte da. Bald keine Gäſte mehr! Ich durchſchaue die Plane. Sie werden glücklich ſeyn, Vetter." — „Laura, ich will aber das italieniſche Glück nicht." — „Vetter, die junge Prinzeſſin iſt ſchön, geiſtreich." — „Ich habe heute mit meiner Mutter geſprochen, Couſine, meine Mutter will nur das Glück für mich, das ich will." — „Was wollen Sie denn?" — „Dich, Laura."

Sie ſchlug ihr Auge zu mir auf, das Mond und Liebe verklärten. Wie von meinem Blick gezogen und doch freiwillig ſank ſie mir langſam an die Bruſt. Wir lächelten einander an wie zwei Selige. Die Linde ſtreute ihre Blüthen über uns. Ich drückte den Brautkuß auf Lauras ſüßen Mund. „Der ſchönſte Baum iſt doch dieſe Linde!" rief ich. Der Onkel Stephan hat ſie aber nie in ſein Verzeichniß merkwürdiger Bäume aufnehmen wollen.

Emma Niendorf.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Mainz, November.

Weinernte. — Eiſenbahnen.

Die Weinernte iſt vorüber. Schon glaubte man dieſes Jahr allgemein, es ſey um den Wein, um die Winzerlieder und um die Herbſtfreuden geſchehen, ja die Weintrinker glaubten ſchon, die Zeit ſey gekommen, ſich vom Weine zu entwöhnen; da wurde die Traubenleſe begonnen und günſtigere Sterne glänzten den armen Weinbauern. Die Ernte iſt beſſer ausgefallen als man erwartete. Doch boten nicht alle Weingärten ein gleiches Reſultat. Es gibt Lagen, die ſonſt zu den beſſern zählten, und die dießmal einen kaum trinkbaren Moſt lieferten, ja in einem und demſelben Weinfeld gab es gute und ſchlechte Trauben; dagegen gibt es wieder andere Lagen, die man ſonſt eben nicht hochſchäzte, die aber dießmal einen ganz guten Moſt lieferten. Nie war es nöthiger, ſich der Mühe der Ausleſe zu unterziehen, als dießmal; diejenigen aber, welche ſich dieſe Mühe nahmen, werden hinreichend belohnt und erhalten einen Wein, wie wir ſeit ſechs Jahren keinen hatten. Dieſer Wein von ausgeleſenen Trauben iſt aber bereits im Herbſt übermäßig theuer; bloß den Weinhandlungen iſt es möglich, 4–500 fl. für das Stück zu zahlen, während ſich die Wirthe, die ihre aufgezehrten Vorräthe im dießjährigen Herbſte ergänzen wollten, getäuſcht ſehen, oder ſich mit dem ordinären Moſt begnügen müſſen, der aber auch nicht leicht unter 200 fl. zu haben iſt. Die Quantität des dießjährigen Weins iſt auch nicht ſo unbedeutend, als man uns glauben machen will; manche Weingüter gaben den dritten Theil eines gewöhnlichen Herbſtes, andere aber auch den vierten und fünften Theil. Die Unzufriedenheit mit der Quantität iſt daher zu erklären, daß die meiſten Vorräthe erſchöpft ſind und die leeren Fäſſer den Producenten düſter anſtarren. Die Ernte des rothen Weins war weder qualitativ noch quantitativ gut, und nur im

Rheingau hat es einigermaßen guten rothen Wein gegeben. Dagegen iſt man im Rheingau, wo meiſt Rißlinge gezogen werden, mit der Ernte des weißen Weins ſehr unzufrieden.

Dieſe Woche hat uns eine Einladung nach Bingen zur Aktienzeichnung für eine Mainz-Binger Bahn überraſcht. Dieſe Einladung wurde jedoch nicht durch ein öffentliches Blatt bekannt gemacht, ſondern einzelnen Spekulanten privatim zugeſchickt, welche auch nicht lange mit ihren Einzeichnungen zögerten. Als die Sache hier allgemein bekannt wurde, war man nicht wenig entrüſtet über das unnachbarliche Benehmen der Binger, die eine Bahn nach Mainz bauen wollen, ohne den Mainzern etwas davon zu ſagen, oder ſie zu einer Verbindung einzuladen. Das hieſige Comité der Mainz-Ludwigshafener Bahn, das auch um die Erlaubniß zu einer Bahn nach Bingen, die nur als Verlängerung der Ludwigshafener Bahn von Wichtigkeit iſt, ſich bemühte, würde freundlicher gegen Bingen gehandelt haben, wenn ihm dieſe Erlaubniß gegeben worden wäre. Unbegreiflicherweiſe geſchah dieß aber nicht, ſondern die vorläufige Erlaubniß wurde einem Binger Comité gegeben, deſſen erſter Schritt ſchon ſo unpolitiſch und ungeſchickt war, daß man von den folgenden Schritten ſich nicht viel verſprechen kann. Da außerdem den Aktionären der thörichte Vortheil eingeräumt iſt, daß es, wenn ſie ein halbes Prozent für die Vorarbeiten eingezahlt haben, in ihrem Belieben ſteht, ob ſie die Aktie nehmen wollen oder nicht, ſo kann man eins gegen zehn wetten, daß aus der ganzen Geſchichte nichts wird, ſondern daß die Binger noch froh ſeyn werden, wenn ſie ſich mit den Mainzern zu dieſem gemeinſchaftlichen Unternehmen vereinigen können. Die Binger Bahn, als Verlängerung unſerer Ludwigshafener betrachtet, und wenn dieſelbe einerſeits nach Kreuznach und andererſeits nach Koblenz ausgedehnt wird, erſcheint als ſehr wichtig. Nur ſteht die preußiſche Conceſſion noch in ſehr weitem Felde. — Die gedruckten Protokolle der erſten Generalverſammlung der Aktionäre der Mainz-Ludwigshafener Bahn, jezt „heſſiſche Ludwigsbahn" genannt, liegen vor mir, und ich will Ihnen das Wichtigſte aus der Rede des Präſidenten Humann mittheilen. In Bezug auf die Richtung der Bahn wird ſehr wahr geſagt: „Die der Bahn zu gebende Richtung längs dem Rhein von Mainz über Oppenheim nach Worms bildet nach dem Urtheil aller Sachverſtändigen und nach der Aufnahme des Terrains eine der ſchönſten und vortheilhafteſten Linien, die man nur wünſchen kann. Wir finden auf dieſer Strecke keine jener großen Schwierigkeiten, die den Bau anderer Bahnen ſo koſtſpielig machen. Wir finden dagegen auf derſelben den weſentlichen Vortheil einer ganz unbedeutenden Steigung, was die Möglichkeit gewährt, weit größere Laſten mit geringern Betriebskoſten fortſchaffen zu können. Daraus erklärt ſich, warum wir dieſer Richtung den Vorzug geben, und dem Wunſche, der vielfach geäußert wurde, man möchte die Bahn mehr durch die Rheinprovinz und gegen Alzei hin ziehen, nicht entſprechen. Der Weg gegen Alzei iſt um drei Stunden länger, als jener dem Rhein entlang, das Terrain weit unebener und der Art, daß einige Tunnels nöthig werden würden; der Bau würde dadurch weit ſchwieriger und eine Mehrausgabe von einer Million erfordern. Da zudem die Steigung auf dieſer Linie viel größer geworden wäre, ſo würden ſich auch die jährlichen Betriebskoſten durch Anſchaffung ſtärkerer Lokomotiven, durch größern Kohlenverbrauch, durch längeres Fahren und zahlreicheres Dienſtperſonal um 40,000 fl. jährlich vermehrt haben, was wieder ein Kapital von beinahe einer Million Gulden repräſentirt."

(Schluß folgt.)

**Paris, November.**

(Fortſetzung.)

Die Affichen.

Alle Mauern haben ungeheure Anſchlagzettel, auf welchen die „Epoche" als ein Blatt angekündigt wird, das die Stelle von zehn Journalen vertritt; andere, eben ſo ungeheure Anſchlagzettel verkünden der Welt, daß man in der Epoche einen neuen Roman von George Sand, Grimm'ſche Briefe über Paris, Alphons Karr's Weſpen leſen könne. Wenn ich ſagte Anſchlagzettel, geſchah es bloß, um verſtändlich zu ſeyn; denn eigentlich ſind es keine Anſchlagzettel, ſondern mit Oelfarbe gemalte Anzeigen. Bereits vor einigen Jahren habe ich eines Fortſchritts erwähnt, welchen die Affichenkunſt in Paris gemacht, oder vielmehr einer Liſt, welche ſie erfunden hat, um die Stempeltaxe zu umgehen, ſo wie auch der Plünderung, der die angeklebten Anzeigen unterliegen, indem die Chiffoniers Jagd darauf machen und ſie einernten, als ob es Naturprodukte wären. Das Affichenweſen iſt ſehr bedeutend in einer Stadt, wo Anſchläge das gewöhnliche Mittel ſind, um dem Volke etwas kund zu thun. Denn das Volk gibt ſich wenig mit dem Leſen der gelehrten Tageblätter ab und ſucht in den Zeitungen nur die politiſchen Nachrichten, ſeit Kurzem auch die Feuilletonsromane. Es gibt eigene Unternehmungen zum Anſchlagen von Bekanntmachungen aller Art. Die geſetzliche Stempeltaxe verurſachte denſelben bedeutende Koſten, zumal ſich das Anſchlagen nicht auf Paris beſchränkt, ſondern auf die ganze Umgegend und jezt ſogar auf einen Umkreis von 15 bis 20 deutſchen Meilen ausgedehnt wird, was natürlich eine ungeheure Menge von geſtempelten Bogen erfordert. Da iſt man denn auf den Einfall gerathen, die Bekanntmachungen in großen Buchſtaben auf eine weiß oder farbig bemalte Oberfläche zu pinſeln, wodurch man einen doppelten Zweck erreichte; erſtlich brauchte man kein Papier, mithin auch keinen Stempel, und zweitens konnte Niemand die Ankündigungen abreißen. Die Behörde ſah dieß mit ſcheelen Augen an, konnte es aber nicht hindern; denn wo kein Papier gebraucht wird, iſt natürlich auch nichts zu ſtempeln, und es müßte zuerſt eine neue Verordnung erlaſſen werden, welche auch eine bemalte Wand dem Stempel unterwirft. Bis dahin läßt ſich den Unternehmern nichts anhaben; die Verordnung ſage bloß, das zum Anſchlagen beſtimmte Papier müſſe geſtempelt werden; da ſie aber kein Papier brauchen, ſo geht die Verordnung ſie gar nichts an. Indeſſen hat doch ein königlicher Anwalt zu Rouen ſo eben ein Mittel gefunden, ſie zu beeinträchtigen. Die Verodnung ſagt nämlich, die Anſchlagzettel müſſen, ehe ſie angeſchlagen werden, der Polizei vorgelegt werden. In England, wo man ſich an den buchſtäblichen Ausdruck der Geſetze hält, würden ſie ſicher den Prozeß gewinnen; denn ſie würden ſagen: ſobald wir etwas anzuſchlagen haben, wollen wir nicht ermangeln, es der Polizei vorzulegen. Aber in Frankreich klügelt ein königlicher Anwalt auch den Geiſt heraus, und ſomit könnten die Unternehmer leicht unterliegen und eine Geldbuße für die Tauſende nicht genehmigter Ankündigungen zahlen müſſen. Wäre die Sache ſo fortgegangen, ſo hätte man zulezt ganze Journale an den Mauern zu leſen bekommen; es wäre eine gemalte Literatur neben der gedruckten entſtanden, und nach einigen tauſend Jahren hätte man vielleicht die Ueberbleibſel der Malereien an den Wänden von Paris ſo eifrig ſtudirt, wie die auf den Mauern von Pompeji.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 289.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 3. December 1845.

> I will buy with you, sell with you, talk with you, walk with you, and so following; but I will not eat with you, drink with you, nor pray with you.
>
> Shakespeare.

## Das Judenviertel in London.

Von früh bis Abend ſchallt durch die Londoner Straßen der Ruf „old clo.“ Es ſind Juden, die, einen Sack über'm Arme, alte Kleider kaufen, und wahrſcheinlich gibt es keinen von der Straße zugänglichen Hof, in welchem nicht täglich mehreremale ein kleiner pfiffiger Iſaak erſcheint, deſſen feines Stimmchen alle guten Hausfrauen an Thüren und Fenſter lockt, ihnen einen Tauſchhandel anzubieten, einen Suppenteller für ein abgetragenes Halstuch, ein Waſchbecken für ein Paar alte Schuhe. Aber weder die Trödeljuden, noch der kleine Iſaak geben von Juden und Judenthum in London ein vollſtändiges Bild. Sich dieſes zur Anſchauung zu bringen, muß man, wenn man im Weſtende wohnt, in ein 'bus oder cab ſteigen oder weit gehen, um in's *Judenviertel* zu kommen. Da tritt es lebendig aus dem Rahmen.

Was ich das Judenviertel nenne, iſt nicht ein Theil Londons, wo *alle*, ſondern nur der, wo *ausſchließend* Juden wohnen, und zwar die ärmere, neben den gewöhnlichen Hanthierungen vorzugsweiſe mit Kleinhandel beſchäftigte Fraktion der Londoner Judenſchaft. Kein Rothſchild, kein Moſes Montefiore, kein David Salomons ſind hier zu finden, obgleich mehrere derſelben von hier ſtammen. Doch auch ohne ſie iſt das Judenviertel groß genug. Nach Norden grenzt es an die Highſtraße in Spitalfields, nach Oſten an die Middleſexſtraße (bekannter als Petticoat-lane, Unterrocksgaſſe), nach Süden an die Leadenhallſtraße in Aldgate und das ſüdliche Ende von Whitechapel, nach Weſten an die Biſhopsgateſtraße. In dieſem Bezirke liegt das Londoner Jeruſalem. Hier fühlt ſich der Chriſt als Ausländer, als Fremdling in einem fremden Lande. Ueber der erſten Thüre, die er erblickt, ſtehen Krakelbeine und Punkte. Sie belehren jeden, der ihre Bedeutung kennt, daß Moſes Abrahams mit Abgängen handelt für inländiſchen und ausländiſchen Verbrauch, und wer ihre Bedeutung nicht kennt, folgert aus den hinter den Fenſtern zur Schau gelegten Gegenſtänden, was ſie bedeuten müſſen. Die ganze Umgebung gleicht vollkommen der Judengaſſe in Frankfurt oder der Judenſtadt Warſchau. Wie dort hat hier jedes Geſicht die Form, faſt auch die Farbe eines Truthühnereies, ſind alle Augenbrauen elliptiſch gezeichnet, ähneln faſt alle Naſen dem Schnabel des Pfefferfraß, wallen ſchwarze Locken und bauſchen ſich Patriarchenbärte. Hier wie dort ſchlachtet Iſaak Rinder und Schafe nach altteſtamentariſcher Vorſchrift und empfängt Jakob ſilberne Löffel und goldene Uhrgehäuſe, die früher gefunden als verloren worden ſind, und welche in Jakobs kleinem, finſtern Keller der Schmelztiegel erwartet, ohne daß Jakob gefragt hat, von wannen ſie kommen.

Digitized by Google

Keine Straßenecke, wo nicht eine Rebekka gebratene Leber und Kartoffeln feil hat, dampfend heiß. Die Leckerei liegt auf kleinen, blank polirten kupfernen Tellern, und jeder aus allen Stämmen Iſraels darf ſie genießen, dem das Geſetz es nicht verbietet, und das Geſetz verbietet es nur dem, der keinen Penny hat, ſie zu kaufen. Dort handelt ein Salomo mit Lumpen jeglicher Gattung; hier treibt eine Eſther ein flottes Geſchäft mit in Oel geſottenen Plattfiſchen, eine Speiſe, in deren Zubereitung die Juden unübertrefflich ſind. Dort iſt der Allerhandverkauf von Moſes und Aaron; ſie kaufen und verkaufen, was hienieden an irdiſchen Gütern heimlich zu erlangen iſt, ob ein Schiffstau oder eine Weinflaſche. In jenem Laden tränkt eine Wittwe Rachel die durſtigen Stämme mit Dünnbier, Porter und Ale. Eine Ruth handelt en gros, nicht unter zwei Stück, mit Orangen, Datteln, und andern Südfrüchten. Daneben hat Melchizedek ſeinen Schacher mit hebräiſchen Büchern und religiöſen Traktätchen. Abſalon verkauft Opium und türkiſche Rhabarber, und Mardocai, der Kuppler, iſt der Geier der Matroſen. Oben, unten, ringsum nichts als jüdiſche Geſichter, jüdiſche Häuſer, jüdiſches Treiben, überall Gewinnſucht. Und am Ende iſt es auch nicht zu verwundern, daß dieſes in gewiſſer Beziehung primitive Volk nur nach Gewinn trachtet, da bis in die neueſte Zeit die unaufhörliche Verfolgung von Seiten der Chriſten ihm etwas Anderes zu erſtreben nicht übrig gelaſſen hat. Golddurſt im ganzen Volke. Wie er die Seele war in jenem Pfeiler der Londoner Börſe, dem wohl erinnerlichen Rothſchild, ſo beſeelt er den kleinſten Judenjungen, der ſeinem bärtigen Erzeuger auf den Kleiderſchacher folgt. Geld will und muß der Jude haben — rem habere vult, quocunque modo rem — und an die Erreichung dieſes Ziels ihres Daſeyns ſetzen Viele die äußerſte Büberei und die ſchmählichſte Erpreſſung; aber keiner mehr als der Kuppler, der dem argloſen Seemann, wenn er kaum das heimathliche Ufer betreten, den ſauer erworbenen Lohn abſtiehlt und ihn dann bloß und nackt auf die Straße ſtößt; keine mehr als die Kupplerin, die durch weit geöffnete Pforten zum ewigen Tode führt und zu Zwecken, ſchlimmer als die ſchlimmſte Sklaverei, mit Chriſtenfleiſch handelt.

(Schluß folgt.)

---

## Im Teutoburger Walde.

(Fortſetzung.)

Ich erinnerte mich, ſelbſt einen Beitrag zum Denkmal gegeben zu haben, aus Gewiſſenhaftigkeit; auch hatte ich wohl einmal, wenn ein Zeitungsblatt mir in die Hand gekommen war, einen Nothruf um neue Beiträge geleſen, oder einen Bericht von der Grundſteinlegung, oder endlich ſchlechte Witze und das traurige Gerücht, daß der Hermann in Verſatz ſey. Indeß war das Alles mir ziemlich gleichgültig geweſen, da mich das Kunſtwerk wohl hätte intereſſiren können, aber nicht das bloße Faktum. Nur eins ärgerte mich um der deutſchen Einheit willen: die Leute ſchienen gar nicht klar zu ſeyn, ob ihr Retter Arminius oder Hermann heißen ſollte. Indeß, obwohl das bei unſern überrheiniſchen Nachbarn ſchwerlich vorkommen könnte, muß doch bei uns um der deutſchen Freiheit willen jeder ſagen können, wie er Luſt hat; und am Ende, wenn Deutſchland frei wird (wovon ich noch gar keinen rechten Begriff habe), wird's wohl ziemlich einerlei ſeyn, ob wir uns der deutſchen oder der teutſchen Freiheit freuen und das Denkmal des Armin oder des Hermann unſer Nationalheiligthum iſt.

Unter ſolchen Gedanken führten die Poſtklepper mich dieſem Walde, meinem Freunde und dem unvollendeten Nationalheiligthum immer näher. Die Nacht kam herab, friſch und klar, und mit ihr Dämmerung des Geiſtes und friedliche ſchöne Träume. Mitten in den ſchönſten hielt der Wagen an. Die Nachbarn gähnten und ſagten: „Hier iſt die lippiſche Grenze.“ Eine lange Geſtalt trat an den Wagen und ſagte: „Sie müſſen ausſteigen, hier wird viſitirt!“ — „Sind Träume zollfrei?“ fragte ich in dem gemüthlichen Bewußtſeyn, nichts den Staat Intereſſirendes mit mir zu führen. Der Lange verſtand das aber unrecht und ſagte ſehr kurz angebunden: „Was Sie denken, iſt mir einerlei, hier müſſen Sie aber ausſteigen und Ihre Sachen auspacken.“ — So genoß ich denn die deutſche Einheit und ließ meine Unverdächtigkeit conſtatiren, und ſuchte mir den Nutzen dieſer unangenehmen Einrichtung klar zu machen. Es iſt offenbar ein Inſtitut der politiſchen Propaganda, denn es reizt jeden Deutſchen, wenn er auch noch ſo loyal und bequem iſt, einige oppoſitionelle Redensarten über die Einheit ſeines Vaterlandes zu machen, was ohne dieſes perſönliche Moleſtirtwerden gewiß unendlich weniger geſchehen würde.

Aber nach kurzer Zeit, als das Horn wieder mit ſeinen grellen Tönen von: „Schier dreißig Jahre biſt du alt“ die Fahrt eingeleitet hatte und in der gleichmäßigen Bewegung alle lebenden Weſen des engen Raums in ſüßen Schlaf verſunken, trat der Mond mit vollem Lichte über einem Bergrücken hervor, und alle Schlagbäume und Schranken verſchwanden in ſeiner ungewiſſen Helle. Das iſt die Stunde, wo Natur zur Poeſie ſpricht: „Jezt hebe an zu ſingen und laß deine Töne voll aushallen und leiſe verwehen; auch der zarteſte ſoll nicht verloren ſeyn. Der Tag mit den ſcharfen

Umriſſen und Ecken zerreißt dir jeden Augenblick die Einheit der Stimmung, die dein wahres Element iſt. Mit dem Geiſt über alles Natürliche ſiegen, mag euch recht erhaben dünken, und ihr mögt in das, was ihr Poeſie zu nennen beliebt, euren Zwieſpalt und eure Reflexion, eure originellen und tiefen Gedanken hinein bringen. Aber wißt, die Poeſie, welche mir eigen iſt, kann euren Zwieſpalt und alles Gebrochene, Halbe, Vermittelte nicht brauchen, ſie lebt nur in der Einheit und Fülle. Eure entſteht klar beim Tagesſchein, meine wird in der Nacht geboren und iſt ein Räthſel und Geheimniß. Eure kann mit Kunſt und Menſchenwitz, mit Verſtand und Fleiß erjagt werden; die meine iſt ein Wiegengeſchenk für meine Lieblinge, ihre Sänger haben geweihte Augen und ſingen wie der Vogel ſingt. Die eure iſt wohl auch ſehr ſchön, aber ſie iſt beſchränkt und endlich und ohne Muſik. Aber die, welche ich meine, ſingt und muſizirt und füllt die ganze Bruſt und rafft den ganzen Menſchen in eine Einheit der Stimmung zuſammen, daß er mit ihren Tönen bebt und zittert. Du lachſt dieſer Offenbarungen? So will ich dir ein Kennzeichen geben, woran du ſehen magſt, daß ich Alles zwiſchen Himmel und Erde kenne, und das Menſchenherz auch. Höre auf die Lieder eurer Dichter, die von vielen gefeiert werden. Du findeſt in ihnen, ſo ſchön ſie ſind, ein Etwas nicht, das nur meinen Lieblingen verliehen iſt. Nun geh zu jenen und ſprich mit ihnen. Die Zufriedenen und Selbſtgefälligen laß bei Seite; aber wenn du einen unter ihnen findeſt, der ernſt und edel und geiſtvoll iſt, ſo frage ihn und er wird dir mit tiefem Schmerze ſagen: „Lieber Freund, die Poeſie der Muſik und des Vogelgeſangs und der Natur iſt kein Schemen, ſie iſt gerade das, was mir fehlt."

Mir wurde ganz wohl zu Muth und meine Bruſt athmete freier, als ich dieſe Natur, die ſich nicht unter das Mikroſkop bringen, nicht zählen, nicht meſſen, nicht wägen läßt, durch den Mondſchein und die ſtille Nacht in mir reden hörte. — Ich lehnte mich aus dem Wagen. Berge traten rechts und links näher an den Weg; dann wieder fuhren wir im ſchweigenden Thal zwiſchen Feldern hin. Zuweilen ein Gehöft mit ſeinen weißen Mauern, zuweilen eine Gruppe prächtiger Eichen, oder ein Ausläufer der Buchenwaldung mit ſchlankeren Stämmen. Nichts Schroffes, Wildes, Romantiſches; der ganze Charakter war ernſt, mild, getragen, es lag etwas norddeutſches Ruhiges in der Landſchaft. Der Weg machte eine Biegung, und zur Linken lag eine mächtigere Bergkette vor dem Auge. Auf dem nächſten und bedeutendſten Berge glaubte ich im Mondſchein etwas Weißes wie ein Gebäude zu erkennen. Ach, das Nationalheiligthum! Eine kleine Wolke zog darüber hin, der Poſtillon trieb ſeine Thiere lebhaft an, und nach wenigen Minuten raſſelte der Wagen auf dem Pflaſter des Städtchens, in dem der Freund wohnte.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, November.

(Schluß.)

Theater. — Der ärztliche Congreß.

Alexander Dumas'ſche Romane und die Eiſenbahnen ſind die Angelpunkte, um welche ſich die Aufmerkſamkeit des Publikums beſtändig dreht, und wer nicht die Börſe beſucht und auf Eiſenbahnaktien ſpekulirt, lieſt ſicher Feuilletons in den Tageblättern, welche ſo glücklich geweſen ſind, ein Alexander Dumas'ſches Mannſcript zu bekommen. Man hat in einigen Jonrnalen bedauert, daß die Romankontrakte den Dichter vom Theater, wo er auch manchen Lorbeer errungen, abwendig gemacht haben; man vergaß aber, daß dieſer unerſchöpfliche Kopf auch in hohem Maaße die Kunſt verſteht, aus ſeinen eigenen Romanen Theaterſtücke zu verfertigen. Dieß hat er ſo eben wieder gethan, und zwar zur großen Befriedigung des Publikums. Einer ſeiner beliebteſten Feuilletonsromane der lezten Zeit ſind ſeine trois Mousquetaires. Aus dieſen hat er ein Schauſpiel gemacht, das 4 bis 5 Stunden dauert und ein wahrer geſpielter Roman iſt, wobei das Publikum, das den Roman ſo aufmerkſam geleſen hat, der großen Bequemlichkeit genießt, daß es ohne alle geiſtige Anſtrengung dem Gang des langen Dramas folgen kann; denn der Roman wird leibhaftig dargeſtellt, die Fabel wird zur Wirklichkeit; und wenn die Zuſchauer dann zulezt die prächtige Dekoration erblicken, wo das wogende Meer erſcheint, wie es den ränkevollen Engländer Mordaunt verſchlingt, wogegen die drei Mousquetäre ſiegreich nach Frankreich zurückſchiffen, ſo ſind ſie ganz entzückt und können das ſchöne Schauſpiel nicht genug rühmen. Wie mancher Dichter würde ſich mit der Hälfte des Glückes begnügen, welches Dumas im Feuilleton wie auf dem Theater macht! Da iſt z. B. ein Hippolite Bis, der bereits einen Attila hat aufführen laſſen, mit welchem das Publikum ziemlich zufrieden war. Das Théâtre français nahm daher auch keinen Anſtand, eine „Johanna von Flandern" von demſelben Verfaſſer aufzuführen. Aber da iſt es ſchön angekommen; das Publikum, ſtatt ſich durch die ſchreckliche Johanna rühren oder erſchüttern zu laſſen, lachte ſie und ihr Gefolge aus, ſpielte mit dem Stücke wie die Katze mit der Maus und opferte es zulezt ſeinem Mißfallen. Dlle. Rachel hatte eine feine Naſe, als ſie ſich weigerte, die Hauptrolle zu übernehmen. In den Journalen werfen Einige die Schuld auf das Stück, Andere auf die Schauſpieler, noch Andere auf das Publikum, je nachdem ſie Freunde oder Nichtfreunde des Dichters ſind.

Seit einigen Jahren nimmt das Congreßweſen in Frankreich bedeutend überhand; man hat jezt hiſtoriſche, archäologiſche, geologiſche Congreſſe, ferner Congreſſe für den Ackerund für den Weinbau, und jezt kommt ein ärztlicher Congreß dazu. Er hat in dieſen Tagen ſeine Sitzungen gehalten; er bezweckt, eine Reihe von Beſchlüſſen zu faſſen, welche die Regierung in Stand ſetzen ſollen, einen Geſetzesentwurf zur Verbeſſerung des Medizinalweſens den geſetzgebenden Kammern vorzulegen. In Paris wimmelt es von Aerzten, nicht ſo

ſehr in der Provinz, beſonders in abgelegenen Diſtrikten, wo man ſich häufig mit einem ſogenannten Officier de santé, einer Art von Halbarzt, behelfen muß. Auf dieſe Officiers de santé ſind die eigentlichen Aerzte ſchlimm zu ſprechen; ſie ſchlagen vor, dieſelben nicht mehr zu dulden, ſondern Diſtrikts- oder Kantonsärzte zu beſolden, damit jede Gegend ihren Arzt habe. Noch manche andere Wünſche kommen zum Vorſchein. So verlangen Aerzte, welche wenig Praxis haben, man ſolle den Profeſſoren der medizinischen Fakultät das Praktiziren verbieten, damit ſie, wie es heißt, deſto beſſer ihrem Berufe als Profeſſoren nachkommen können. Freilich haben mehrere berühmte Profeſſoren hier eine ſo ausgebreitete Praxis, daß mehr als ein Arzt davon leben könnte. Allein wenn das Publikum Zutrauen zu ihnen hat, ſo kann man es nicht verhindern, ſie zu Rathe zu ziehen. Eben ſo verhält es ſich mit den Hoſpitalärzten. Dieſe ſind ſehr ſchlecht beſoldet, und dennoch werden dieſe Stellen von den bedeutendſten Aerzten geſucht, eben weil die Stellung als Hoſpitalarzt eine große Praxis in der Stadt verſchafft. Der ärztliche Congreß möchte auch gern Mittel finden, um der medizinischen Charlatanerie ein Ende zu machen, welche beſonders in großen Städten ihr Unweſen treibt; dieß wird aber ſchwer halten. Wenn es der Congreß nur dahin brächte, daß es keine eigentlichen Aerzte mehr gäbe, welche dem Stande Unehre machen! Vorige Woche hat man hier einen Arzt mit ſeiner Frau vor's Criminalgericht ziehen ſehen, unter der Beſchuldigung, daß die Frau Abends an einſamen Orten die Vorübergehenden unter einem Vorwande aufgehalten habe, und daß der Mann dazu gekommen ſey, um ihnen durch Drohungen Geld abzupreſſen. Aus Schaam hat ſich Niemand als Kläger ſtellen wollen, und das Gericht hat die beiden Eheleute freigeſprochen; aber die That ſchien dem königlichen Anwalt völlig erwieſen. Dg.

## Mainz, November.

(Schluß.)

Die heſſiſche Ludwigsbahn. — Theurung.

In Bezug auf die Koſten der heſſiſchen Ludwigsbahn bemerkt der Redner: „Um in unſern vorläufigen Berechnungen ſicher zu gehen und nicht in den Fall zu kommen, Nachzahlungen zu verlangen, haben wir die Koſten auf 5 Millionen Gulden angeſchlagen. Dieſe Summe wird nicht bloß vollkommen hinreichen, ſondern es iſt gegründete Hoffnung vorhanden, daß ſie nicht ganz erforderlich ſeyn werde. Da nun nach unſern Statuten das an dieſer Summe Erübrigte zum Reſervefonds verwendet werden ſoll, ſo könnte der glückliche Fall eintreten, daß gleich beim Beginne des Dienſtes ſchon ein anſehnlicher Reſervefonds vorhanden wäre, was auf den finanziellen Stand des Unternehmens äußerſt vortheilhaft einwirken müßte.“ — In Betreff der Anhaltspunkte, der Bevölkerung und des Handels der Gegend, durch welche unſere Eiſenbahn laufen wird, bemerkt der Präſident Folgendes: „Mainz iſt gewiß für jede Eiſenbahn ein ſehr vortheilhafter Anhaltspunkt. Weiter aber haben wir Worms, Ludwigshafen, Speier, Straßburg und Baſel einerſeits, andererſeits Saarbrücken, Metz und Paris, lauter Städte, von denen man ſich gewiß die größte Alimentation unſerer Bahn verſprechen darf. Die Bevölkerung anlangend, ſo dürfen wir wohl fragen, ob im ganzen deutſchen Vaterlande eine Gegend zu finden iſt, die auf gleicher Fläche eine größere Bevölkerung als Rheinheſſen, Rheinbayern und das Elſaß beſitzt? ob thätigere, gewerbfleißigere und wohlhabendere Bewohner? Wir dürfen fragen, ob dieſe Länder an Fruchtbarkeit des Bodens, an Vielſeitigkeit ihrer Erzeugniſſe von andern übertroffen werden? Wie groß iſt nur der Verkehr in Getreide, Oel, Wein, Tabak und andern Produkten! Und welche Belebung der Eiſenbahn kann man nicht von ſolchem Reichthum des Bodens erwarten! Vergeſſen wir dabei eines Artikels nicht, der allein ſchon geeignet iſt, eine ſehr bedeutende Alimentation der Bahn herbeizuführen, nämlich die Steinkohlen. Nur allein in Mainz und der Umgegend werden 500,000 Centner verbraucht, was täglich eine Ladung von 30—40 Waggons ausmacht. Dabei iſt die Wichtigkeit des Mainzer Eigen- und Tranſithandels der Art, daß auch er die Bahn ſehr beleben muß, zumal wenn man bedenkt, was ihr durch Dampf- und Schleppſchifffahrt zugeführt wird.“ — In Bezug auf die Frequenz der Reiſenden wird endlich noch bemerkt, daß dieſe der Bahn, die durch eine ſo ſehr belebte, reiche und ſchöne Gegend läuft, unmöglich fehlen könne. Wenn aber noch die Erfahrung beweist, daß alle Berechnungen über die zu hoffende Anzahl der Reiſenden unter der Wirklichkeit bleiben, ja daß die Frequenz ſelbſt die kühnſten Erwartungen übertroffen hat, wie viel dürfen wir nicht da für unſere Bahn hoffen, hier, wo der Strom von Reiſenden oft in's Unglaubliche geht und dieſer durch eine erleichterte Verbindung mit allen Gegenden Frankreichs gewiß noch vermehrt werden wird.

Die Theurung aller Nahrungsmittel beſchäftigt jezt unſere Philanthropen ſehr; andererſeits aber treiben unſere Fruchtſpekulanten ihr wucheriſches Weſen fort. Welch ein Contraſt! Auf der einen Seite das unbegrenzte Streben, die Noth der armen Claſſen zu mildern, auf der andern das ewige Bemühen, die zum Lebensunterhalt ſo nothwendigen Gegenſtände künſtlich und gewaltſam in die Höhe zu treiben und zu vertheuern! Wenn man unſere Fruchtmärkte beobachtet, und ſieht, wie durch maſſenhafte Ankäufe und durch ungeheure Lieferungsverträge die Getreidearten unnatürlich im Preiſe geſteigert werden, ſo erſchrickt man über dieſes in vielfacher Beziehung gewagte Spiel, dem leider die Regierung, die den freien Handel nicht ſtören will, nicht entgegentritt. Unſere Fruchterndte war zwar nicht gut, aber auch nicht ſchlecht, wenigſtens nicht der Art, daß an Mangel zu denken wäre. Die Kartoffeln faulten zwar auch bei uns auf eine ſchreckbare Weiſe, aber die Erndte war ſtark und es bleibt noch ein hinreichender Ertrag über. Unſere Fruchtverſendungen ſind zwar enorm, aber die Zufuhren haben noch immer den Verſendungen die Wage gehalten. Wo man hinſieht, iſt alſo kein triftiger Grund zu einer ungewöhnlichen Theurung. Allein die Spekulation macht die Leute ängſtlich, und der Bauer benuzt dieſe Aengſtlichkeit und hält ſeine Frucht vom Markte fern oder ſtellt übertriebene Forderungen, und der Conſument wird das Opfer. Um nun die ärmere conſumirende Claſſe vor dem Wucher zu ſchützen, hat ſich hier ein Comite gebildet, das die wohlhabenden Menſchenfreunde veranlaßt, ihm unverzinsliche Geldvorſchüſſe zu geben, um für die laufenden Preiſe Getreide anzukaufen, daſſelbe verbacken zu laſſen und das Brod den Unbemittelten den ganzen Winter hindurch zu einem erträglichen Preiſe zu verabreichen. Man ſah ſich nicht in der Erwartung getäuſcht, daß unſere Begüterten in einer bedenklichen Zeit der ſtädtiſchen Verwaltung mit ihrem Ueberfluſſe zu Hülfe kommen würden, um der zunehmenden Brodtheurung Einhalt zu thun. Schon iſt eine große Summe dem genannten Comité zur Verfügung geſtellt, und noch melden ſich jeden Tag Freunde der allgemeinen Wohlfahrt, um ſich an dieſem frommen Unternehmen zu betheiligen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 4. December 1845.

Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Goethe.

Mittelglück iſt das goldne Glück des Lebens.
Breite nicht das Gefieder über's Neſt aus!
Herder.

## Im Teutoburger Walde.

(Fortſetzung.)

### II.

### Detmold.

Von dieſem Städtchen, Detmold genannt, wußte ich nur aus der Geographie, daß es die Reſidenz eines ſouveränen deutſchen Fürſten iſt, und aus perſönlicher ſehr verſchwommener Erinnerung, daß es klein iſt. Aber die erſte Straße präſentirte ſich zu meiner Verwunderung ſehr großſtädtiſch breit, freilich mit einer Ausſicht in's Freie, wo die Herrlichkeit aufhörte. Mir that das leid. Wenn ich ſolche breite Straßen mit den regelmäßigen langweiligen Häuſern ſehe, frage ich mich immer, was für eine ſchlechte Meinung von unſerem Leben die Enkel haben müſſen, wenn ſie ſo eins wie das andere ſehen, Alles ohne Eigenthümlichkeit und Schönheit. In einer großen Stadt mag's angehen, wenn aber die kleinen anfangen wollen, es den großen darin gleich zu thun, ſo ernten ſie davon bloß die Langeweile und den komiſchen Contraſt, der durch den unangemeſſenen Charakter hervorgebracht werden muß. Sie ſollten ſich auf das Freundliche, Heitere, Zierliche beſchränken, keinen kleinen Krieg gegen unregelmäßige Linien, alte vorſpringende Häuſer, Ecken und Winkel führen. Aber unſere Sorgen wegen der langweiligen, charakterloſen Häuſer ſind gottlob unnütz. Sie werden ja aller Orten ſo unſolid gebaut, daß das nächſte Geſchlecht die beſte Gelegenheit hat, die Schönheit wieder in neuen Bauten zu Ehren zu bringen.

Mein Freund empfing mich auf's herzlichſte. Er freute ſich über meinen Fleiß, bewunderte, ſo viel fein in Sachen der Natur ungebildeter Sinn es vermochte, meine große phyſikaliſche Entdeckung, und lobte mehr als das alles meinen Entſchluß, in den Wald und zu ihm zu kommen. „Was mich anlangt," ſagte er, „ſo ſteht meine ganze Zeit dir jetzt zu Gebote, und der Wald ſieht aller Orten in unſere Straßen herein und wird dich mit den heiligſten vaterländiſchen Schauern gleich vor den Thoren aufnehmen. Hoffentlich beträgſt du dich nicht ſo cyniſch und ſkeptiſch in ihm, wie der große Dichter Heine, ſondern du zeigſt eine reelle Begeiſterung. Heine hat obendrein, wie gewiſſenhafte Leute verſichern, gelogen. Denn er ſagt in ſeinem Wintermährchen, er habe ſelbſt auf unſer Monument ſubſcribirt; da hat ſich nun ein vielbeſchäftigter Wohlthäter unſerer Stadt von ſeiner koſtbaren Zeit ſo viel abgebrochen, um in dem großen Fremdenbuche oben auf dem Berge und in allen Nummern unſerer vaterländiſchen Blätter, worin die Beiträge namentlich aufgeführt ſind, nachzuſehen; aber Heinrich Heine iſt nirgends zu finden, falls er nicht

Digitized by Google

unter den Ungenannten ſteht. Wenn dieſe Möglichkeit nicht wäre, ſo würde längſt in den Zeitungen ein offizieller Widerſpruch erſchienen ſeyn. Denn du mußt wiſſen, daß wir nicht nur ſelbſt hier im Fürſtenthume eine Zeitſchrift haben, die wöchentlich einmal erſcheint, ſondern über einige unſerer einheimiſchen Geiſter iſt ein gewiſſer literariſcher und correſpondirender Hauch gekommen. Ueberhaupt ſind wir hier glückliche Leute. Wir haben ein leidliches Theater und eine vortreffliche Kapelle und den Wald und die Berge und eine ſehr liberal zum Gebrauch gegebene Bibliothek. Unſere Bau- und Verſchönerungscommiſſion kann zwar nicht hindern, daß die neuen Straßen ſchief gebaut werden, aber du findeſt vortrefflich erhaltene Spaziergänge. Wir haben zwar keinen Corſo wie in Berlin, aber wenn du Luſt haſt, reiten zu lernen, ſo ſtehen dir die Pferde des fürſtlichen Marſtalls und die fürſtliche Reitbahn zu einem höchſt civilen Preiſe zu Dienſten. Ich liebe die kleinen Reſidenzen, wenn ſie in dieſer Art etwas Menſchenfreundliches und Patriarchaliſches an und in ſich haben. Wir haben zwar keine Preßfreiheit, aber wir fühlen auch kein Bedürfniß darnach, wenigſtens unſere Stände nicht; wir haben zwar keine Bürgerverſammlungen, aber auch keine Polizei, die ſie auseinander ſprengt; es lebt hier zwar kein großer Dichter, aber einer iſt hier doch untergegangen, und wenn wir auch nicht viel Geiſt haben, ſo haben wir doch viel Vergnügungen. Unſer Schulweſen könnte noch ein wenig beſſer organiſirt ſeyn, aber in keinem deutſchen Staat iſt ſo viel dafür geſchehen, wie hier; die Bevölkerung könnte noch ein wenig intelligenter ſeyn, aber gut Ding will Weile haben. In Summa, wir ſind die glücklichſten Menſchen, die es in ganz Deutſchland gibt, nur ein's fehlt uns."

„Ah," rief ich und lehnte mich in die Sophaecke, „jezt kommſt du auf Geiſt, Freiheit und ſo weiter; nun, laß die Philippika beginnen." — „Du irrſt," ſagte der Freund, „es iſt etwas viel Ernſteres. Wir haben nun ſo Manches erreicht, aber eins haben wir troz aller Anſtrengungen nicht erlangen können: man nennt unſer Land immer noch Lippe-Detmold, während es doch entſchieden und ausgemacht nur Lippe heißt, ohne allen Zuſaz. Ich erinnere mich dieſes traurigen Umſtands und des allgemeinen Unwillens, der darüber in uns herrſcht, ſogar noch aus meinen Schuljahren, denn das Verderben war aus den geographiſchen Lehrbüchern zum Theil unter die Jugend gekommen, und der ſelige Rath Falkmann, unſere pädagogiſche Celebrität, der allezeit auf Ordnung hielt, hat manchesmal dieſen argen Uebelſtand gerügt. Aber wir wollen hoffen, daß bei einer einſtigen Wiedergeburt Deutſchlands auch unſer gutes altes Recht hergeſtellt werden wird. Einſtweilen iſt es deine Pflicht, überall als unparteiiſcher Patriot dazu mitzuwirken und jeden, den du Lippe-Detmold ſagen hörſt, auf der Stelle ohne Anſehen der Perſon zu corrigiren. Denn du weißt aus unſern politiſchen Dichtern, daß wir jezt durchaus Ernſt mit der That machen müſſen und uns nicht mehr in thatloſen Hoffnungen verzehren dürfen. Nimm dir das feſt vor, und jezt erzähle mir ein wenig, wie es dir ergangen iſt."

(Fortſezung folgt.)

## Das Judenviertel in London.

(Schluß.)

Ich zähle mich nicht zu den Vertheidigern der engliſchen Eduarde und Heinriche, die für den Zahn eines Juden ſich tauſend Pfund ächte Landesmünze zahlen ließen. Sehe ich aber — was nicht ſelten iſt — ein junges Chriſtenmädchen durch die Straßen ziehen, angethan und behangen mit dem Flitter und Trödelſtaate eines jüdiſchen ſchlechten Hauſes, hinter ihr des Teufels Großmutter in Geſtalt einer häßlichen Jüdin, deren Hand krampfhaft nach dem Preiſe für die Schande des Mädchens zuckt, ſo will mich's bedünken, daß eine chriſtliche Regierung keinem Fluch verfallen würde, wenn ſie hier mit Härte durchgriffe. Doch iſt es vielleicht beſſer wie es iſt. Soll und muß der abſcheuliche Handel beſtehen, ſo mag er das Monopol derer bleiben, die mit Andern ihres Geſchlechts nichts weiter gemein haben, als was das Wieſel mit der Taube gemein hat.

Bekanntlich gibt es mancherlei Arten Induſtrie; ſo die Induſtrie des Unternehmens, des Sparens und der Arbeit. Die Bewohner des Judenviertels in London üben die Induſtrie des Betrügens. Dieß ſtellt ſich ganz beſonders an der Kleiderbörſe in der Cutlerſtraße, Houndsditch, auf dem ſogenannten Lumpenmarkte heraus, und ſo iſt dieſer Lumpenmarkt — Rag Fair — für jeden, welchen das Studium der menſchlichen Natur intereſſirt, eine der größten Sehenswürdigkeiten Londons. Er iſt der Schauplatz ausgedehnteſter Spekulation, ein gerütteltes Maaß menſchlichen Witzes, ein vollendetes Bild irdiſcher Wechſel und Vergänglichkeiten. Der philoſophiſche Geſchichtſchreiber erblickt hier den allmähligen Verfall eines von Stultz gefertigten Rocks, die Veränderungen einer militäriſchen Uniform, die Anarchie eines Kattunkleides und die Umſtürze eines Beinkleids. Es wäre leicht, hier eine Modenſammlung auszuwählen von den früheſten Zeiten jusqu'à l'heure qu'il est. Der Staatsökonom findet hier greifbare Belege für ſeine Theorie verjährter Rechte und der Sittenlehrer hinreichenden Stoff zu einer Abhandlung über ſchlechte Gewohnheiten. Der Vorrath von gewendeten Röcken wäre groß genug für

Digitized by Google

alle Mitglieder des Ober- und Unterhauſes, der franzöſiſchen Kammern und manches andern Landtags. Alles vereinigt ſich hier, was werthlos geworden, abgetragen und abgeſchabt iſt. Die Löcher des feinen Rocks dort verrathen den bankerotten Pair und den gedemüthigten Stutzer. Den Beutelſchneider bezeichnet der ſchmutzige Newmarketer Reitrock, den Literaten der ſchwarze fadenſcheinige Frack, den Lieutenant die verſtoßene Interimsuniform, den prozeßloſen Advokaten das vergilbte Amtskleid und den fortgeſchickten Bedienten die ſchäbige Livree. Mit einem Worte, wahrer und vollſtändiger, freier von Schminke und Maske als hier iſt der äußere ſichtbare Menſch, der Menſch, wie ihn der Schneider geſchaffen, nirgends anzutreffen.

Alle Metamorphoſen im Gefolge ſteigender und ſinkender Glücksumſtände zeigen ſich im Mikrokosmus des Lumpenmarktes, denn in einer oder der andern ihrer Uebergangsperioden kommt hierher wohl die große Hälfte aller in England abgelegten Kleidungsſtücke. Jene ſeidene chokolatefarbene Robe hat geſtern Morgen eine Marquiſe ihrer Lieblingszofe geſchenkt; ſchon am Abend war ſie im Beſitze Eines vom Stamme Benjamin und jezt feilſcht eine gefallene Schöne darum. Die karmoſinen Plüſchbeinkleider dort trug vor einem Monate ein herzoglicher Lakai; jezt hält ein ehrwürdiger Patriarch ſie zwiſchen ſich und das Licht und erwirbt ſie von Bruder Sholomonſh für einen Schilling. Vielleicht ehe der Tag ſich geneigt, prangen ſie für zwei und einen halben Schilling an den kräftigen Schenkeln eines Kohlenkärrners in der Gravelgaſſe.

Die Wärterin eines Kindes ſagt zu deſſen Mutter: „Die Leibwäſche und das lezte Röckchen des Kindes ſind völlig abgenuzt." Die Gattin ſagt zu ihrem Manne: „Mein Kleid, lieber Mann, geht wirklich nicht länger, und mein alter Hut fordert ſchlechterdings einen neuen." Die Dienerſchaft ſagt zu ihrem Gebieter: „Unſere Livree iſt rein durchgetragen," und der Kutſcher ſezt hinzu: „das Pferdegeſchirr auch." Lauter heilloſe Lügen. Von früh neun Uhr bis Abends ſechs wird auf dem Lumpenmarkte in ſtrömender Beredtſamkeit bewieſen, daß es Thorheit, daß es Wahnſinn iſt, zu glauben, irgend ein Kleidungsſtück für ein menſchliches Weſen könne völlig abgenuzt ſeyn, nicht länger gehen, ſchlechterdings etwas Neues fordern. Und die That ſpricht für die Wahrheit der Behauptung. Hüte, Röcke, Kleider, Hauben und Shawls, die, weil gänzlich unbrauchbar, großmüthig verſchenkt oder für eine Lumperei veräußert worden ſind, haben auf dem Lumpenmarkte ihren Werth. Dort wird ein Sack voll alter Stiefeln ausgeſchüttet; ſie koſten den Eigenthümer anderthalb Schilling — zwölf gute Groſchen. Viel Geld für einen Haufen ausgedientes Leder; aber eine Woche ſpäter, wenn die Stiefeln geflickt, gereinigt und ſpiegelblank ſind, wird manches Paar im Fieldgäßchen oder ſonſtwo gern mit zwei und drei Thalern bezahlt.

Was kann jener Jude mit dem fragmentariſchen Rocke beabſichtigen, an welchem er vergebens die rechte Seite ſucht und durch deſſen ungebührliche Oeffnungen, wie er ihn hin und her wendet, die Tageshelle ſichtbar wird? Daß er ihn kaufen will, iſt klar. Zwiſchen Daumen und Zeigefinger hält er zum Angebot einen ſilbernen Sixpence; ſtatt der Antwort ſtreckt der Verkäufer drei Finger aus. Der Andere ſchüttelt lächelnd das Haupt; darauf zupft ſich der Verkäufer am Bart, dreht ſich auf dem Abſatze um und murmelt unverdeutſchbare Worte. Solches Pathos rührt den Kaufluſtigen. Zu dem ſilbernen Sixpence legt er zwei kupferne; der Handel iſt geſchloſſen, das Geld wird bezahlt, der fragmentariſche Rock in das Geſchäftslokal eine Treppe hoch getragen — zur Exportation nach Irland.

Ein abenteuernder Reiſender, der alles das und vieles mehr mit eigenen Augen zu ſehen wünſcht, beſuche nur das Judenviertel nicht Sonnabends. Dieſer in jedem andern Stadttheile geſchäftigſte, betriebſamſte Tag der ganzen Woche iſt im Judenviertel der Tag der Ruhe, der Erholung und der Gottesfurcht. Freitag Nachmittags hört aller Handel auf. Zum erſtenmal ſeit leztem Freitag waſchen ſich die Männer, und ſobald die Frauen ihr Hausweſen beſchickt haben, kleiden ſie ſich in Scharlach oder Hellgelb, ſchmücken ſich mit Ohrgehängen, Hals- und Armbändern, wo möglich von ächtem Gold und ächtem Silber, ſetzen Stühle vor die Thüren und ſich darauf, in wahrhaft orientaliſcher Weiſe. Dann erſcheinen die Knaben Iſrael in ihrem beſten Staate und tauſchen Liebesworte und Artigkeiten mit Rachel und Rebekka. Tiſche mit überraſchend weißen Tüchern und mit Lichtern, die den ganzen Abend brennen, werden an die Fenſter gerückt, und darf der Geruch ein Urtheil fällen über den Inhalt der aufgetragenen Schüſſeln, ſo erklärt ſich der meinige ſtark zu ihren Gunſten.

---

## Einſamkeit.

Zwei Vögel, die ſich wiegen
In leichter Azurfluth:
Zu Zweien fliegen, fliegen
In ſelgem Uebermuth!

Zu Zweien weltvergeſſen
Im Himmel frei und rein,
Zu Zweien unermeſſen
In's Aethermeer hinein!

Doch bald will Eines weilen
Auf Wipfeln zum Geſang;
Das Andre ſtürmiſch eilen
Im unbekannten Drang.

Voran in duft'ge Weiten:
Ein Jeder fliegt allein
In die Unendlichkeiten,
In's blaue All hinein!

Emma Niendorf.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Leipzig, November.**

Nachwehen der Auguſttage. — Preßverhältniſſe.

Die Nachwehen der Auguſttage ſind noch immer bei uns fühlbar und machen ihren Einfluß bei allen öffentlichen Angelegenheiten geltend. Das Tröſtende dabei iſt nur, daß jener Einfluß ſich mehr und mehr als ein heilſamer bewährt, und wenn die Gemüther auch noch immer aufgeregt ſind, ſo ſind ſie es doch in einer Weiſe, welche nur Gutes erwarten läßt. Ich kann meinen Bericht mit jedem beliebigen der vorliegenden Gegenſtände beginnen: immer wird der 12. Auguſt den mehr oder minder deutlichen Hintergrund bilden. — Bei unſerer Univerſität haben, beſonders was das amtliche Perſonal betrifft, in lezter Zeit einige weſentliche Veränderungen ſtattgefunden. Am 30. Oktober hielt der theologiſche Profeſſor Harleß ſeine erſte Vorleſung (Dogmatik) vor einem eben ſo zahlreichen als durch den Vortrag des neuen Lehrers begeiſterten Auditorium. Der 31. Oktober, das Reformationsfeſt, iſt der Tag, an welchem ſtets nach althergebrachter Weiſe der feierliche Amtsantritt des für das neue Univerſitätsjahr gewählten Rectors ſtattfindet. Die Studirenden hatten beabſichtigt, wie es bei dieſer Gelegenheit meiſt üblich, dem abgehenden ſowohl als dem neuen Rector (Prof. von der Pfordten) einen Fackelzug zu bringen. Die Herren, denen dieſe Ehre zugedacht war, lehnten dieſelbe jedoch aus guten Gründen dießmal ab, und ſo erreichte man den Zweck, daß die Feierlichkeit unterblieb, ohne eigentlich verboten zu ſeyn. Man fürchtete, wie verſchiedene Umſtände andeuteten, eine derartige Feſtlichkeit könnte neuen Anlaß zu Demonſtrationen in Betreff der viel beſprochenen Auguſtereigniſſe und deren Folgen geben, und dergleichen ſuchte man um ſo mehr zu vermeiden, als, wenigſtens unter den niedern Schichten der Bevölkerung, ſeit einiger Zeit eine Prophezeiung umlief, welche auf jenen Tag (das Reformationsfeſt) neue Unruhen verkündigte. Deßhalb hatte man dießmal auch die ſonſt an Zahl ſehr ſchwache Communalgardenwache um mehr als hundert Mann verſtärkt. Der Tag verlief jedoch ganz ruhig.

Auch auf unſere Preßverhältniſſe, welche ohnehin längſt gedrückt genug waren, haben die Folgen der Auguſtereigniſſe ihren Einfluß geltend gemacht. Wie jüngſt über die Ausweiſung zahlreicher Schriftſteller, ſo hat man jezt über Cenſurdruck und Bücherverbote zu klagen. Die Cenſur iſt mehr und mehr verſchärft worden, und beſonders die Tagespreſſe hat darunter mehr denn je zu leiden. In einzelnen Organen befindet ſich dieſelbe freilich ſchon von ſelbſt in einem nicht erfreulichen Zuſtande. Wenn auch das noch immer umlaufende Gerücht, daß die (ältere) Leipziger Zeitung nächſtens eingehen und an deren Stelle eine (dann in Dresden erſcheinende) „ſächſiſche Staatszeitung“ treten ſolle, ſich nicht als gegründet erweist, ſo machen die ſonderbaren Artikel, welche jene Zeitung beſonders in jüngſter Zeit ſehr häufig brachte, das Entſtehen eines ſolchen Gerüchtes wenigſtens ſehr natürlich. Vorzüglich auffallend war zu Anfang dieſes Monats ein Bericht aus Dresden, den man in der Leipziger Zeitung über das Jahresfeſt der dortigen Bogenſchützengeſellſchaft las. Derſelbe enthielt eben ſo fade als plumpe Lobhudeleien hochgeſtellter Perſonen, woran die leztern unmöglich Wohlgefallen finden konnten. Wie die Cenſur und die Preßpolizei dermalen hier gehandhabt werden, läßt ſich nun freilich von der angeblich projektirten „ſächſiſchen Staatszeitung“ auch nicht viel erwarten. Die harmloſeſten Ausſprüche finden die Cenſoren unſtatthaft und an Beſchlagnahmen von Büchern fehlt es auch keineswegs. So wurde das (die neuen politiſchen Verhältniſſe allerdings ſcharf behandelnde) ſatiriſche Gedicht Glaßbrenners, Reinecke Fuchs, welches in der Buchhandlung von Lorck hier (cenſurfrei, weil über zwanzig Bogen ſtark) erſchienen war, confiscirt. Dergleichen kommt nun freilich öfters vor, nur nicht unter ſo auffallenden Nebenumſtänden, wie in dieſem Falle. Man begnügte ſich nicht, offen vorliegende Exemplare in den Buchhandlungen wegzunehmen, man öffnete auch auf's Gerathewohl geſchloſſene Pakete, die an auswärtige Buchhandlungen adreſſirt waren, man erlaubte ſich ſomit Eingriffe in Privateigenthum, obgleich die betreffenden Commiſſionäre fremder Buchhändler ausdrücklich gegen dieſes vor dem Geſez nicht zu rechtfertigende Verfahren proteſtirten. Ein gleiches Schickſal wie den Reinecke Fuchs traf unter andern auch noch den neueſten Band von Wigands Vierteljahrsſchrift, und zwar wegen eines Aufſazes des Dr. W. Jordan „über die religiöſen Bewegungen,“ woran man Anſtoß genommen hatte. Auf unſerem Muſeum liegt der fragliche Band auf, jedoch ohne den Jordanſchen Aufſaz, welcher herausgeſchnitten iſt. Es ſcheint übrigens faſt, als gelinge es der Cenſur, bereits entmuthigend auf unſere liberale Tagespreſſe einzuwirken, während andererſeits, dadurch begünſtigt, Erſcheinungen auftauchen, wie wir ſie hier ſonſt nicht gewohnt waren. Es gehört darunter z. B. ein Blättchen, welches in dem benachbarten Grimma unter dem Titel „Sächſiſches Volksblatt“ erſcheint und das ſich, freilich auf ganz verfehlte Weiſe, zum Parteigänger der Regierung aufwirft, indem es ſich zum Grundſaz gemacht zu haben ſcheint, deren Maßregeln durchweg zu vertheidigen, mögen dieſelben populär ſeyn oder nicht. Der Regierung ſelbſt kann natürlich an einem ſo ungeſchickten Parteigänger, vorausgeſezt, daß ſie überhaupt dergleichen gutheißen und wünſchen möchte, wenig gelegen ſeyn; denn ein Blatt dieſer Art erreicht immer das Gegentheil ſeiner Abſicht. Wie hinſichtlich manches andern Verhältniſſes, ſo hatte man auch in Betreff der Preſſe große Hoffnungen an den dermaligen Landtag geknüpft. Obwohl man nun den landſtändiſchen Verhandlungen hier im Allgemeinen immer mit großer Aufmerkſamkeit folgt, ſo ſcheint das Intereſſe daran dennoch bereits im Erkalten. Von Seiten des Schriftſtellervereins wird eine den Ständen zu übergebende Beſchwerdeſchrift wegen der drückenden Cenſur vorbereitet und man ſammelt Belege, welche dieſer Schrift beigefügt werden ſollen. Dieſe Belege werden weniger geſtrichene Räſonnements anführen, als vielmehr Thatſachen, deren Erwähnung von der Cenſur nicht geſtattet worden war. Uebrigens bereitet der Literatenverein auch bereits wieder eine allgemeine Verſammlung deutſcher Schriftſteller für nächſtes Jahr vor, welche man — vorausgeſezt, daß ſich dort keine Hinderniſſe entgegenſtellen — in Stuttgart zu halten beabſichtigt.

(Fortſezung folgt.)

---

**Beilage: Kunſtblatt Nr. 97.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

# Morgenblatt
für
# gebildete Leſer.

Freitag, den 5. December 1845.

Im Grenzenloſen ſich zu finden,
Wird gern der Einzelne verſchwinden,
Da löſ't ſich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſt'gem Fordern, ſtrengem Sollen
Sich aufzugeben iſt Genuß.

Goethe.

## Drei Sonette.

### I.

### Kampf.

Oft ſpricht's zu mir — und meine Glieder ſchauern —:
„O! magſt du dich in alle Tiefen wagen,
Und magſt du, Thor, in alle Fernen jagen,
Dein Feld umgrenzen doch die Kirchhofmauern!

Du ringſt, und ringſt! wie lange wird es dauern?
Dann werden ſie dich ſtill von dannen tragen.
Und was dann weiter? — Magſt die Todten fragen!" —
Und meines Lebens beſte Kräfte trauern.

Soll ich mit treuem Künſtlermuth vergebens
An meiner eignen Seele liebend bilden,
Und nicht mein Werk mit höhrer Kraft vollenden?

Da möcht' ich oft vom Ufer alles Strebens
In des Genuſſes Wogen, in die wilden,
Mich häuptlings ſtürzen, ſtille zu verenden!

### II.

### An die Philoſophen.

Ein Räthſel bleibt uns doch das Menſchenleben,
So oft wir eure Worte auch vernommen,
Wir fragen ſtaunend, wo wir hergekommen,
Und ſchaudernd fragen wir, wohin wir ſtreben.

Und wenn der Himmel erſt beginnt zu leben,
Und Stern um Stern kommt durch die Nacht geſchwommen,
Iſt all die Weisheit wie hinweggenommen,
Verſchwunden vor der Welten ew'gem Weben.

Wer will zum Urquell alles Lebens dringen?
Stets bleibt noch tief ein Reſtchen Glauben liegen,
Wie auch das Wiſſen ſtolz mag mit ihm ringen.

Was bleibt uns endlich, wenn beim hohen Fliegen
Zu ſchmelzen ſchon beginnt das Wachs der Schwingen,
Als an das Herz der Welt uns fromm zu ſchmiegen?

### III.

### Zuverſicht.

Ja, weite Welt, du heileſt meine Mühen,
Wie ſchwer mein Herz auch mit ſich ſelber ringet.
Ich weiß ja, daß dein Geiſt auch mich durchdringet,
Der all das Leben dir im Schooß läßt glühen.

Digitized by Google

Kein Stäubchen Licht läßt du umſonſt verſprühen,
Kein Ton iſt, der umſonſt die Flügel ſchwinget;
Drum, was auch deine ew'ge Ordnung bringet,
Still will ich dir wie eine Blume blühen.

Froh blick' ich ſchon und frei von allem Harme
Zu deinem Himmel auf, zum wunderblauen;
Lind weht um mich dein Hauch, der liebewarme.

Dir leg' ich mich mit kindlichem Vertrauen,
O Welt, du große Mutter, in die Arme,
Auf deine Weisheit kann ich ſicher bauen!

Ludwig Pfau.

---

## Im Teutoburger Walde.

(Fortſetzung.)

Ich entwarf ihm ein etwas romantiſches, das heißt übertriebenes Bild von meiner Einſamkeit und Verlaſſenheit. Da fing er an Pläne zu machen, wie ich geſunden ſollte. — „Du mußt unter Menſchen kommen," ſagte er, „du mußt unſere liebenswürdige norddeutſche Gemüthlichkeit ſehen, und du wirſt aufthauen wie die Sonne am Eis. Entſchuldige, ich wollte das Gegentheil ſagen, aber du ſcheinſt mir weder das Eis zu ſeyn, noch die Norddeutſchen die Sonne. Wohin führe ich dich? Auf unſere Reſſource? Aber du ſpielſt weder Billard noch Karten und lieſeſt auch keine Zeitungen. Theater und Concerte ſind leider jezt nicht im Gange. Ich könnte dich in unſern literariſchen Club führen, wenn er nicht gerade jezt in ſo großer Thätigkeit wäre." — „Sollte das ein Hinderniß ſeyn?" ſagte ich; „oder werden Fremde nicht zu den Verhandlungen, ſondern bloß zu den Schlußſoupers zugelaſſen?" — „Das nun eben nicht," erwiderte der Freund mit bedenklichem Geſicht. „Die Statuten verweigern das Hoſpitiren keineswegs. Aber die Thätigkeit ſelbſt macht dein Einführen nicht wohl thunlich. Beſagter literariſcher Club bemüht ſich nämlich ſeit einem Jahre etwa mit ſehr erfolgreicher Anſtrengung, aufzuhören und gar nicht mehr zu ſeyn. Ich vertraue dir unter dem Siege der Verſchwiegenheit als Mitglied dieß Geheimniß an. Aber bis gegen Winters Anfang wird unſer Beſtreben wohl gelungen ſeyn. Dann wird aller Geiſt, der in dieſe engen Grenzen geſperrt war, der ganzen Geſellſchaft zu gute kommen, und du ſollſt ſehen, was das für ein Leben gibt, wenn du ſo lange bei mir bleibſt."

Wir brachen auf und waren in ein paar Schritten bei den Reſten des alten Stadtthors, auf deſſen einem Pfeiler eine junge Eſche aus einer Spalte hervor wuchs. Dicht hinter dem Thor fängt eine lange und breite Allee von ſchönen alten Linden an. An der einen Seite ein Kanal und jenſeits eine gleichlaufende Häuſerreihe, an der andern in bequemen Zwiſchenräumen, von Gärten unterbrochen, eine in kurzer Zeit aufgebaute Vorſtadt. Und wo die Häuſer aufhören, tritt gleich von beiden Seiten der Wald dicht an die Landſtraße und den Spazierweg. Bei den lezten Bäumen der Allee hob ſich das Terrain etwas und eine ſchöne, von Wald umſchloſſene Ausſicht öffnete ſich; friſche ebene Wieſen mit einem Bach, dann höher hinauf Kornfelder, bis zum Waldſaum, und dann die aufſteigende Bergkette, von deren höchſtem Gipfel die Spitze des Nationalheiligthums über Tannen und Buchen zu ſehen war.

---

### III.

### Die claſſiſchen Wälder.

„Hier haben wir alſo den alten Teut vor uns!" rief ich. „Ich muß geſtehen, es iſt doch ſchön, daß dieſer Name dem Berge von den älteſten Zeiten bis jezt geblieben iſt. Euer Cheruskerland ſcheint alſo wirklich durch jene große Schlacht gleichſam der Mittelpunkt Deutſchlands geworden zu ſeyn, oder wenigſtens hat unſer alter Gott Teut ſeinen hauptſächlichen Sitz und Tempel auf dieſem Berge gehabt."

Meine Unwiſſenheit lockte meinem Begleiter ein Lachen ab. — „Frage doch das erſte beſte Kind auf der Straße, oder den erſten Bauern im Dorfe drüben, wo der Teut iſt," ſagte er, „und ſie werden die Augen aufreißen und glauben, du wolleſt ſie vexiren. Der Teut als Berg iſt ein Geſchöpf des edlen nationalen Patriotismus, der es ſehr natürlich fand, daß im Teutoburger Walde der höchſte Berg der Teut geheißen habe; und außerdem klingt es in den Ankündigungen und über den Subſcriptionsbogen ſo gut: „Auf der höchſten Spitze des Teut erhebt ſich u. ſ. w." Aber der Berg mit dem Denkmal, den du hier ſiehſt, heißt die Grotenburg, und es weiß kein Menſch warum, ſintemal zwar viel Steine darauf ſind, aber keine Spur von einer Burg, obwohl aus all den Blöcken gewiß eine recht große Burg hätte erbaut werden können. Und dann, was ſagſt du von Tempeln? Weißt du nicht, daß die alten Deutſchen ihre Götter nicht in Tempel einſchloſſen? Sie waren Pantheiſten und nichts anderes."

Mir leuchtete das nicht ſogleich ein, zumal ich die ganze ſkandinaviſche Mythologie im Kopfe trug und bisher mit der deutſchen Götterlehre ſo ziemlich identificirt

Digitized by Google

hatte. So gingen wir denn unter Grübeleien über den urgermaniſchen Pantheismus und über den wunderbaren Kreislauf der Entwicklungen in Volk und Menſchheit die Landſtraße weiter hinauf. Der Herbſtmorgen war ſonnig und friſch; der Weg zog ſich zwiſchen Stoppelfeldern und Gebüſchen in weitem Bogen um die Grotenburg, an der die verſtreuten Häuſer und Höfe eines Dorfes ſich bis in den Wald hinauf lagerten; Buchen, Tannen, und zwiſchen den beiden Waldungen eine weite mit röthlicher Heide bewachſene Halde gaben dem Berge einen eigenthümlichen Charakter. So auch das Dorf. Wie merkwürdig iſt nicht dieſe Verſchiedenheit zwiſchen der ſächſiſchen und weſtphäliſchen Bauart! Dort meiſtentheils eine Straße, die ſich durch das Dorf hinzieht, und nur wenige abgelegene Wohnungen; hier oft kaum ein Mittelpunkt zu entdecken, wenn ihn die Kirche nicht bezeichnet, Alles vereinzelt, ganz nach Willkühr hier und dort angeſiedelt; eine halbe Stunde Durchmeſſer iſt gar nichts Ungewöhnliches.

An der Kapelle des Dorfes wandte ſich der Weg ſcharf zur Linken nach der Tannenſeite zu, und Ausläufer der Bergkette ſprangen rechts näher heran. Eine Ziegelbrennerei lag im engen Thale, ein luſtiger Bach wand ſich unter vereinzelten mächtigen Eichen raſch uns entgegen, und ſeinem Lauf folgend, drängte ſich die Straße dicht am Fuße der Grotenburg her, um bald nach der rechten Seite abzuweichen. Das Thal ſchloß ſich ſchmaler und tiefer zwiſchen kahlen Wänden und bewaldeten Bergen. Wir ſtanden ſtill und ſchauten rückwärts. In überraſchender Nähe ſtieg der Hauptgipfel im Hintergrunde empor, nach links ein Saum von Tannen, nach der Rechten bot er den einfachen kahlen Umriß, während dichte buſchige Heide, aus der einzelne knorrige Eichen ſtarrten, ihn in der Mitte kleidete. Von der Spitze hob ſich der faſt vollendete Unterbau des Denkmals mit ſeinem gelblich weißen Sandſtein in die blaue Morgenluft. Wir hörten das Schallen der Hämmer und Meißel, vom Wind herüber getragen, und an dem mächtigen Gerüſt regten ſich einige Arbeiter, die einen Block heraufwanden. Die ganze Ausſicht war geſchloſſen, überall um uns Berg und Wald, keine Ferne; die Straße weithin ruhig, und kein Ton als das Pochen dort oben, wo am deutſchen Ruhm gearbeitet wurde. Der Vergleich lag zu nah, um ihn nicht anzuwenden, um nicht an den deutſchen Geiſt zu denken, der in ſeiner Abgeſchiedenheit und Bücherwaldeinſamkeit meißelt und baut an ſeinem Tempel. Wir gingen in der Schlucht weiter.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Stuttgart, November.

**Neubauten.**

Städte haben wie Menſchen ihre eigenen kritiſchen Zeiten, Perioden des Uebergangs, der Entwickelung, des beſchleunigten Wachsthums, eben ſo gut als ſolche des Stillſtands, des Verfalls, des ſichtlichen Alterns und Schwindens. Ein Fremder, welcher Stuttgart ſeit einem Jahrzehent oder wenig darüber nicht beſuchte, würde, käme er nun dieſe Zeit etwa wieder einmal zu uns, die Bemerkung machen müſſen, welche den Einheimiſchen der Natur der Sache nach minder nahe liegt, daß unſere Stadt in einer ſolchen kritiſchen Epoche begriffen iſt und vielleicht einen guten Theil derſelben ſchon ſiegreich überwunden hat. Stuttgart häutet ſich, aus einer kleinen, höchſtens mittelmäßigen Stadt in die allmählig ausgedehnte aufgepuzte Hülle einer großen Stadt übergehend. Ein ſolcher Prozeß bedarf begreiflicher Weiſe längerer Zeit und vielfältigerer Mittel als der an und für ſich gewaltſamere und deßwegen raſchere Fortſchritt, den ein Land in politiſcher Hinſicht macht. Durch einige Federzüge, im höchſten Fall ein paar Schwertſtreiche wird aus einem Herzogthum ein Königreich, wie früher aus der Grafſchaft ein Herzogthum. Glückliche Erfolge, kühne Thaten, weiſe Verbindungen in Krieg und Frieden ſchieben die Grenzen und Farben eines Staates nach dieſer und jener Seite um viele oder wenige Meilen hinaus, ohne daß augenblickliche und ſichtliche Veränderungen aus ſolchem Wechſel hervorgingen. Organiſcher aber und darum langſamer iſt die geſellſchaftliche Wandlung, nach innen und nach außen gehend, welche dem politiſchen Wechſel zu folgen pflegt. Sie macht ſich in Reſidenzſtädten namentlich nach dem von oben herab gegebenen Muſter, von der Peripherie aus dem Mittelpunkt zu. Auf die öffentlichen Neubauten, wie ſteinerne Samenkörner und Blumenzwiebeln hie und da ausgeſtreut, Paläſte, Muſeen, Archive, Kaſernen, Kanzleien, Schulen, Gefängniſſe, folgen zunächſt gewöhnlich die Setzlinge der Induſtrie, Fabriken in größerem Style, Speicher, Gewölbe, Auslagen. Dann erſt kommen die Privatwohnungen, nach modernem Zuſchnitt in weiteren Dimenſionen, in beſtechenderen Farben gemacht. Von den neuen Straßen und Vierteln, welche um den alten, zähen Kern nach allen Richtungen, in allen Ecken ſich anlegen, ſchleicht der Geiſt der Verwandlung nach und nach, Schritt vor Schritt auch in die engen und dunkeln Gaſſen, wo das Geſpenſt des Vergangenen noch feſtſizt, ſchlägt hier einen finſtern Giebel, dort eine baufällige Wand ein, zertrümmert die niedrigen, ſchmalen Thürlein und die beſcheidenen Fenſterſcheiben in Duodez, löſcht die feinbürgerliche Inſchrift, grau in grau gemalt und mit verſchoſſenen, kleinen, krummen, lateiniſchen Lettern, von dem ſchmalen Schild über der Pforte erröthend aus, ſezt dem behutſam am Boden klebenden Geniſt ein luftiges Stockwerk auf, und ſiehe da, eines ſchönen Morgens, nach vieler ſchmutziger, ſtaubiger Tage Qual und Aerger, ſteht der Neubau da, vier Etagen hoch, mit ſchimmernden Spiegelſenſtern, zwanzig in der Reihe, keck hervortretenden Balkonen, langen und breiten Tafeln, worauf große goldene gothiſche Lettern, mit bunt gemalten und geſchnizten Thüren, prunkenden Gardinen, Blumen dahinter und Lithophanien und hängende Porzellanvaſen und ſchwebende Vogelkäfige.

Wer den lebendigen Commentar haben will zu unſerer todten Beſchreibung, der wandle mit uns durch Stuttgart, aber vorſichtig, denn noch ſtolpert er über die Bauſteine zu

der neuen Herrlichkeit links, und rechts über die kläglich ausgeſtreuten Trümmer der abſichtlich zerſtörten Vergangenheit. Königsſtraße und Königsplaz, ſie wachſen eben in den ſtolzen Namen hineln; da und da zunächſt ſuchen wir das neue Stuttgart und finden unſer altes — warum nicht mit einem behaglichen, der Erinnerung geltenden Lächeln? — in der alten Hauptſtätterſtraße und ihren Umgebungen. Neubauten überall, Neubauten fern und nah, Neubauten jezt und lange noch: Land- und Luſthäuſer auf den Höhen ringsum, des Königs mauriſches Bad und die italieniſche Villa des Kronprinzen; in der Stadt ſelbſt ein Palaſt für dieſen, ein Theater, ein Bahnhof, eine Feſtſäule, unweit den kaum vollendeten Kunſt- und Münzgebäuden; dicht vor den Thoren eine ungeheure Reiterkaſerne und ein Gefängniß; verſteckt in allen Straßen und über alle Pläze die Regungen des Triebes zu verſchönern, zu erweitern, hervorzubringen, zu gewinnen, zu glänzen. Die wichtigſte aber aller neuen Unternehmungen, der öffentlichen wie der privaten, und die folgenreichſte iſt der rüſtig fortſchreitende Eiſenbahnbau. Eine Strecke deſſelben, von Kannſtadt nach Eßlingen, ward am 20. Nov. bereits dem allgemeinen Betried überantwortet. Die Welt jenſeits der ſchwäbiſchen Alp wird lächeln über dieſes „bereits," das wir nichts weniger als ironiſch verſtanden wiſſen wollen. Ward nach einer gewiſſenhaften Berechnung ſchon ſo viel-über, für und wider Eiſenbahnen in Würtemberg geſchrieben, daß allein mit dem auf amtlichem Wege conſumirten Papier die ganze Oberfläche des Landes, obendrein mit bedeutenden freundnachbarlichen Einfällen in Bayern und Baden, bedeckt werden könnte, ſo freuen wir uns um ſo mehr des endlichen Sieges der grünen Praxis über die graue Theorie, welcher auch hier in ſeinen Reſultaten als ein goldner ſich bewähren wird.

(Fortſezung folgt.)

## Leipzig, November.

(Fortſezung.)

Schillerfeſt. — Turnverein.

Am 10. und 11. November fand, wie ſeit 1840 alljährlich, alſo bereits zum ſechstenmale, die Feier unſeres Schillerfeſtes ſtatt. Zur Vorfeier wurde am 10. im Theater Wilhelm Tell aufgeführt, welchem ein von Pruz gedichteter Prolog vorausging. Leider waren dieſem Prolog von der Cenſur die kühnen Flügel bedeutend verſchnitten worden. Pruz verglich darin die Zeit der Entſtehung des Schillerſchen Schauſpiels mit der unſrigen: — damals, zur Zeit des Untergangs des deutſchen Reichs, fand ein großer Kampf ſtatt, heute desgleichen; aber es iſt heute ein Kampf der Geiſter u. ſ. f. Im Allgemeinen wurde übrigens das Feſt ganz in der Weiſe gefeiert, wie früher. Nachdem nämlich am Vormittag des 11. im nahen Dorfe Gohlis, dem ehemaligen Wohnorte Schillers, einige Feierlichkeiten (Bekränzung von Schillers Denktafel, Vertheilung geeigneter Bücher an die Schuljugend des Dorfes u. ſ. w.) ſtattgefunden, folgte am Abend in den geräumigen Sälen des Hotel de Pologne die Hauptfeier, deren Schluß das Feſtmahl bildete, woran 180 Perſonen Theil nahmen und wobei es an entſprechenden Reden und Toaſten nicht fehlte. Vorher ging der äſthetiſche Haupttheil des Feſtes, wo Vorträge — Poeſie und Proſa — mit geeigneten Geſangſtücken wechſelten. Mendelsſohn-Bartholdi hatte eigens zu dem Feſte die „vier Weltalter" als Quartett componirt. Ein längerer Vortrag (von Heller) ſchilderte Schillers Aufenthalt in Gohlis, und ein zweiter, von Rob. Blum, beſprach das „Verhältniß Schillers zu den religiöſen Bewegungen der Gegenwart." Es ward dem Redner etwas ſchwer, hier beſonders hervorſtechende Anknüpfungspunkte zu finden, und die Einleitung des Vortrags fiel daher zum Nachtheil des angekündigten Themas etwas zu lang aus. Gleichwohl ſchenkte man dem im Uebrigen tüchtigen und ſtets gern gehörten Redner die geſpannteſte Aufmerkſamkeit. Ueberhaupt war bei dem Feſte auch dießmal für große Mannigfaltigkeit geſorgt und Alles mit dem lobenswertheſten Geſchmack und Takt angeordnet; kein Wunder, daß von Jahr zu Jahr die Theilnahme an dieſem eigenthümlichen Feſte geſtiegen iſt. Es mag überhaupt charakteriſtiſch für Leipzig ſeyn, daß hier dergleichen troz der düſtern Zeitverhältniſſe und unbeſchadet anderer ernſtern Angelegenheiten gedeihen kann. — In einer am 16. November gehaltenen Verſammlung konſtituirte ſich der hier ſeit leztem Sommer beſtehende Turnverein förmlich, indem an die Stelle des ſeitherigen proviſoriſchen Turnrathes ein beſtändiger gewählt und die Statuten berathen wurden. Leipzig hatte, was die Gründung eines Turnvereins betrifft, lange gezögert, bevor es dem Beiſpiele der meiſten andern Städte folgte; deſto größere Theilnahme hat die Angelegenheit nun während der lezten Monate gefunden. Noch fehlt es jedoch an einem beſtändigen Lokale, und der Verein hat, um dieſem Mangel für die Zukunft abzuhelfen, ein Geſuch an den Stadtrath gerichtet. Während der Wintermonate, wo das Turnen nicht unterbrochen wird, hat Buchhändler Reimer mit rühmenswerther Liberalität ein geeignetes Lokal auf dem ihm gehörigen Grundſtück eingeräumt. Eine ſchon vorbereitete Petition an die Stände, für welche der hieſige Verein den Beitritt der ſämmtlichen ſächſiſchen Turnvereine (deren in den meiſten, ſelbſt in den kleinſten Städten ſchon beſtehen) zu gewinnen ſuchen wird, ſoll hauptſächlich auf die Nothwendigkeit hinweiſen, daß das Turnen bei allen öffentlichen Schulen und ähnlichen Anſtalten mehr als bisher begünſtigt und förmlich zu einem Unterrichtsgegenſtand erhoben werde. Der bekannte Herr von Florencourt hat neuerdings in einem Aufſaze, wo auch der gute alte Jahn übel wegkommt, mancherlei gegen das eigentlich ſogenannte Turnen eingewendet, und an dem, was man überhaupt hie und da dagegen vorbringt, mag wohl einiges Richtige und Beherzigenswerthe ſeyn. Kein Unbefangener aber wird verkennen, daß die Vortheile bei weitem überwiegend ſind, nicht bloß in rein phyſiſcher, ſondern auch in moraliſcher Hinſicht. Wäre an unſern Schulen das Turnen allgemein eingeführt und (ſtatt mancherlei Spielereien, z. B. des ſoldatiſchen Exercirens) mit Eifer betrieben, ſo würde die Jugend dadurch ſicherlich von mancher Verirrung, wozu ſie jezt Zeit und Neigung behält, fern gehalten werden. Zu dieſer Bemerkung veranlaßt mich eine ſehr unerfreuliche Erſcheinung, welche kürzlich hier zu Tage gekommen iſt. Man hat nämlich eine aus Schulknaben beſtehende, ziemlich zahlreiche Gaunerbande entdeckt, die es ſich zum Geſchäft gemacht hatte, überall, wo es möglich war, zu ſtehlen. Der Werth der geſtohlenen Sachen ſoll ſich binnen kurzer Zeit auf mehrere hundert Thaler belaufen haben, was um ſo bedeutender erſcheint, wenn man erwägt, daß die kleinen Diebe ſämmtlich noch nicht vierzehn Jahre zählten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 292.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 6. December 1845.

— Peace, peace!
Thou talk'st of nothing.
— True, I talk of dreams,
Which are the children of a idle brain,
Begot of nothing but vain fantasy.
Shakespeare.

## Die Schöne im verzauberten Walde.

Ein Mährchen von A. v. Sternberg.

„Und Sie, mein lieber Prinz, haben Sie uns nichts zu erzählen?“

Dieſe Frage wurde an einen nicht mehr ganz jungen Mann gerichtet, der in der Ecke am Kamin ſaß und mit behaglicher Miene ſeine Cigarre ſchmauchte und ſein Glas leerte. Wir befinden uns in einer Jagdgeſellſchaft, die nach beendigtem Vergnügen auf einem alten Schloſſe ſich verſammelt hatte und ſich nun nach der Weiſe aller Jagdgeſellſchaften darin gefiel, Geſchichten zu erzählen, die den Charakter des Unwahrſcheinlichen an ſich trugen.

„Ich habe allerdings ein Abenteuer erlebt,“ erwiderte der Gefragte; „es fällt in die Tage meiner blüthenvollen und anſpruchsloſen Jugend. Es fragt ſich aber, ob man mir glauben wird; ich verſichere bei der Ehre eines Jagdgeſchichtenerzählers, daß Alles ſich wirklich ſo verhalten hat, wie ich's erzählen will.“ — „Man glaubt Ihnen.“

So will ich erzählen. Sie wiſſen, ich ſtamme aus einem Staate, deſſen Geſetze allen ſeinen Kindern vorſchreiben, ein oder mehrere Jahre unter die Waffen zu treten. Auch an mich kam die Reihe, mein Dienſtjahr in der Reſidenz auszuhalten. Ich ſtand eines Tages als gemeiner Soldat auf meinem Wachpoſten und dachte lächelnd daran, daß meine Vorfahren einſt ſouveraine Fürſten geweſen waren, und daß ſie, wenn ſie auf die Erde hernieder ſähen, wohl nichts weniger zu erblicken vermuthen würden, als ihren glorreichen Enkel, wie er im groben Kittel eines Soldaten in einer ſchönen Sommernacht vor einem Pulvermagazin auf und ab marſchirt. Mein Poſten war einer der einſamſten, ich hatte in weiter Runde umher kein menſchliches Geſchöpf zum Geſellſchafter. Der Pulverthurm ſtand abgeſondert von allen Wohnungen; nichts als eine ſtundenlange Haide, ein Kornfeld und in neblicher Ferne die dunkeln Häuſermaſſen der Stadt, aus denen einzelne Lichtſterne aufblizten. Ich blieb ſtehen, ich blickte herum; die Einſamkeit wurde mir plötzlich wie etwas, was mich beängſtigte und niederdrückte, und um mich zu zerſtreuen, trällerte ich eine Arie aus Norma.

Der Himmel weiß, ich bin nie ein guter Sänger geweſen, deſto mehr überraſchte es mich, als ich meine Arie beendet hatte und eben aus muſikaliſchem Uebermuth eine Schlußcadenz daran ſezte, ein deutliches Beifallsklatſchen dicht in meiner Nähe zu hören. Ich ſah mich um, es war Niemand zu erblicken. Ich lauſchte, es rührte ſich nichts; ich unterſuchte einen Nußbaumbuſch, der ſich ſeitwärts am Graben befand; ich entdeckte nichts. Jezt fing ich meine Arie nochmals an und hatte ſie dieſmal, mit etwas zitternder Stimme, noch nicht zu

Digitized by Google

Ende geſungen, als wieder das Klatſchen anhob und eine Stimme „bravo! bravo!" rief. „Das iſt einer meiner Kameraden!" rief ich; „einer jener luſtigen, aufgeweckten Taugenichtſe, die ich bei der Punſchbowle zurückgelaſſen habe, und der ſich jezt ein Vergnügen daraus macht, mich an dieſem einſamen Orte in Schrecken zu ſetzen; doch ich will ihm Gleiches mit Gleichem vergelten."

Mit dieſen Worten nahm ich mein Gewehr, legte an und rief: „Ich gebe Feuer, wenn man mir nicht Antwort gibt! Wer da?" — Jezt rauſchte es im Gebüſch und — eine junge Dame, in einen leichten Seidenmantel gehüllt, in einem weißen Hütchen, mit einer langen, im Winde flatternden roſenrothen Feder geſchmückt, trat hervor und ſagte lächelnd: „Schießen Sie, mein Herr! Ich bin es geweſen, ich, eine Bewunderin Ihres Talents. Tödten Sie immerhin Ihre guten Freunde." — Ich ſezte erröthend mein Gewehr zur Ruhe. Ich hatte in der jungen Dame eine Operntänzerin erkannt, der ich den Hof machte. Das gute Geſchöpf war mir bis hieher nachgegangen, gewiß in der menſchenfreundlichen Abſicht, mir die zwei grenzenlos langweiligen Stunden durch ihre Geſellſchaft zu verſüßen.

Voll Dankbarkeit wollte ich ihre Hand ergreifen, aber ſie zog ſie zurück und rief: „Still, hier keine Liebe! der Ort iſt zu gefährlich. Folgen Sie mir, dort iſt der Garten meines Onkels, ich habe den Schlüſſel zum Pavillon; wir ſind in jenem Schlupfwinkel völlig einſam." — „Ach, Thereſe! welche Thorheit! Wiſſen Sie nicht, daß ich auf der Wache ſtehe!" — „Poſſen! Man wird dieſen alten Thurm nicht forttragen, während wir mit einander plaudern." — „Aber die militäriſchen Geſetze." — „Sind wie alle andern Geſetze. Wenn Niemand ihre Uebertretung bemerkt, ſo ſind ſie ſo gut wie gar nicht vorhanden." — „Gut, Thereſe, ich folge. Ich begehe ein Verbrechen, ich ſetze meine Freiheit, vielleicht mein Leben auf's Spiel, aber ich folge. Geben Sie mir aber Ihr Wort, daß Sie mich nicht länger als eine halbe Stunde zurückhalten. Bis dahin erwarte ich den recognoscirenden Offizier." — „Sie ſollen in einer Viertelſtunde wieder zurück ſeyn, ich gebe Ihnen mein Wort."

Ich legte meine Flinte leiſe in's Gebüſch nieder und folgte dem verführeriſchen Mädchen, das leicht wie eine Feder, die der Nachtwind wegbläst, über die Heide dahin flog. Ich ſah den Mond aufgehen und ſeine ſentimentale Scheibe ſandte ihr Licht zu meiner nächtlichen Frevelthat. Mir war nicht wohl zu Muthe. Die Flinte im Gebüſch ſchien ſich gegen mich aufzurichten, ohne daß mein Arm ſie hielt, der Thurm wackelte im Mondſchein und machte ſchwerfällige Anſtalten, mir zu folgen. Ich ſtürzte athemlos dem Mädchen nach, das über die dunkle Fläche dahin wirbelte, als wenn ſie ihre Sprünge auf den Theaterbrettern gemacht hätte, immer toller, immer wilder. Zulezt ſchien ſie ſich in eine einzige roſenrothe Feder aufzulöſen. „Thereſe!" rief ich, „Thereſe! ein wenig langſamer, wenn ich bitten darf! Wo iſt denn der verteufelte Garten Ihres Onkels? Wir laufen ja wie ſinnlos in die Oede hinein!"

Ich erhielt auf mein Fragen und Rufen keine Antwort und ſtürzte nun immer wilder der gottloſen Kleinen nach. Endlich blieb ſie am Eingang eines Wäldchens ſtehen. Ich holte ſie ein, aber wie erſtaunte ich, als ich ſie nicht fand! Was ich für die weiße Geſtalt des Mädchens gehalten, war der im Mondſchein flimmernde Stamm einer Hängebirke. Weder mein Thurm, noch irgend ſonſt ein bekannter Gegenſtand war zu ſehen, ich befand mich tief in einem unbekannten Walde, deſſen Rieſenbäume über meinem Haupte zuſammenrauſchten und in deſſen dunkle, verwirrte Schatten der Mond einzelne räthſelhafte Strahlen gleiten ließ. Wie ward mir! Der verlaſſene Poſten, die ſpuckhafte Erſcheinung, der Pulverthurm, der ſich ſelbſt überlaſſen war, der recognoscirende Offizier — alle dieſe Dinge fingen an ſich in meinem Schädel herumzudrehen, und zum erſtenmal ſeit meinen Kinderjahren kamen Thränen in meine Augen. Ja, ich lehnte mich an den Stamm einer Eiche und weinte bitterlich. Dieß war keine Schande; ich war nicht mehr Soldat, ich war ein armes, verlaſſenes Geſchöpf, das, der Himmel weiß, welch ein boshafter Dämon verzaubert hatte.

Doch dieſe Augenblicke der Entmuthigung gingen ſchnell vorüber. Ich ſuchte jezt angelegentlichſt den Ausgang des Waldes; aber der war nicht zu finden. Je mehr ich nach meinem Sinn dem Ausgang zuſtrebte, deſto tiefer gerieth ich in's Innere des verwünſchten Gehölzes. Es war nur ein Glück, daß der Mond ſo hell ſchien, ſo hell, wie ich ihn nie in meinem Leben hatte ſcheinen ſehen. Ich konnte auf einem kleinen freien Plaze, wo ich jezt anlangte, jeden Zweig am Baum unterſcheiden, und da ſah ich denn, daß dieſe Zweige ein ſehr ſeltſames Anſehen hatten. Sie waren alle von einem dichten Spinnengewebe umzogen und es lag fingerdicker Staub auf den Blättern. Es rührte ſich kein Lüftchen, das dieſen Staub hätte abwehen können. Ich zog mein Taſchentuch heraus und wiſchte ihn hie und da ab; da ich aber unmöglich einen ganzen in Unordnung gekommenen Wald abſtäuben konnte, ſo viel Sinn ich auch ſonſt wohl für Reinlichkeit hatte, ſo ließ ich die Dinge wie ſie waren und bahnte mir einen Weg weiter, wobei Staub und Spinnengewebe an meinen Kleidern haften blieben. Die Spinnengewebe wurden aber immer zahlreicher und zulezt bildeten ſie über dem Walde eine dichte graue Decke, durch die der Mond nur mühſam dringen konnte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Im Teutoburger Walde.

(Fortſetzung.)

Ich habe manche ſchöne Wälder geſehen auf meinen Wegen kreuz und quer in Deutſchland; ich habe auch den Malern zuweilen in's Handwerk gepfuſcht, und Studien gemacht an einzelnen Bäumen und Baumarten, um ihren Charakter, ihr Leben, ihren beſondern Ausdruck, den ſie für ſich haben und einer Landſchaft geben, etwas genauer als durch das bloße Gefühl kennen zu lernen. Aber was ein Buchenwald eigentlich iſt und ſeyn kann, ſah ich erſt hier, wo er überall von den Gipfeln in's Thal hinab ſich ſenkte. Schlanke weißgraue Stämme, friſches Laub, zarte Zweige, ein im Hochwalde oft faſt ſäulenartiges, von keinen Aeſten geſtörtes Aufſtreben hatte mich ſchon früher erfreut; aber die einzelne Buche mußte doch an Kraft des Ausdrucks und ſelbſt an Grazie der Form hinter der Eiche zurückſtehen; ſie ſchien mir zu hoch und ihr mangelte die weite Ausbreitung der Zweige in mäßiger Höhe über der Erde, welche der Eiche einen ſo eigenthümlichen Reiz verleiht. Hier aber waren die ſchlankeren Stämme nur im dichteren Wald der Berggipfel; von der Mitte ab traten ſie mehr auseinander, bis zuletzt unten im Thal, zu unſern Füßen, oder, wie der Weg ſich ſchlang, über unſern Köpfen, die Buchen vereinzelt ſtanden. Je weiter nach unten aber, deſto mehr wuchſen die einzelnen an Breite und Fülle, bis die lezten mit unendlich weichen Linien in weitem geſenkten Bogen ihre Zweige ausſtreckten und mit den niedrigſten in einem faſt trauerweidenähnlichen Schwunge die Erde berührten; die ſchönſte und ſanfteſte Vermittelung des Berges und Waldes mit dem Thale, die ich jemals ſah. Selten ſchien ein Stamm durch das Laub, ſo wölbten die weitreichenden Aeſte ſich darüber; und wenn die einzelnen durch dieſe Verbindung von Anmuth, Melancholie und Kraft entzückten, ſo war es in den ferneren Windungen des Thals faſt anzuſehen, als wenn der Wald in den Raien hinabgrünte. Immer dichter traten ſie heran, bis zuletzt das Thal ganz zur Schlucht wurde, die kaum dem Wege Raum ließ und ſich ſteil aufwärts zog. Hier, wo kein Raum war, hatten ſich die Stämme mächtig zu einer bewundernswürdigen Höhe erhoben, und die Kronen ſchloſſen ſich, da die Bäume von dem abſchüſſigen Erdreich etwas von beiden Seiten gegen die Schlucht geneigt waren, über uns zu einer wahren Finſterniß von Grün zuſammen; auch war es feucht und kühl und der Weg, troz des vorhergegangenen anhaltend ſchönen Wetters, ſchmutzig, denn kein Sonnenſtrahl dringt durch dieſes Laubdach. Das Kalkgeſchiebe war von der herabgeglittenen Erde hier und da an den Wänden der beiden Berge bloßgelegt, und eine ſchlanke Buche war ihrer Erde halb gefolgt; ſie lag ſchräg über dem Weg, aber aufgehalten im Sturz von den ſtarken Zweigen der andern, liegt ſie da, wie der Freund mir ſagte, ſchon manche Jahre und grünt jeden Frühling neu, wie ihre Schweſtern.

Am Ende der Schlucht, wo der Weg die Höhe erreicht hatte, hörte die Waldung auf. Wir traten wieder in die Sonne, und eine ſchmale, zur Rechten ſchroff abfallende Hochebene lag vor uns, eine kahle Haide, von dunkeln Tannenſäumen eingefaßt. Da, wo ſie ſich ſteil abſenkte, winkte unter einigen alten Buchen das wohlbekannte Jägerhaus, in dem wir vor Jahren einmal einen ſchönen Tag verlebt hatten. Drinnen angekommen, ſahen wir uns einen Augenblick um; nur eine Magd ſtand am Herde, außer ihr und der Katze war kein menſchliches Weſen zu Hauſe; aber die Schlüſſel zur Speiſekammer und zum Keller waren nicht mit der Hausfrau abweſend. Wir nahmen vorlieb mit dem, was ſich fand, und ſezten uns dann ſeitab auf die alte Bank unter den drei Buchen. Da ſahen wir in das Waldthal hinunter und dachten vergangener Zeiten.

Eine tiefe Ruhe iſt über dieſen Punkt ausgegoſſen. Eine kleine Erhöhung im Rücken des Hauſes verdeckt den Blick auf die Hochebene und ſchließt den kleinen Platz mit ein paar Gartenhecken, Tannenbüſchen und Planken vollſtändig von der Welt ab. Aber gleich zur Seite, wo wir ſaßen, ſenkt das Erdreich ſich in ein waldiges Thal, und über dem nächſten Berg breitet ſich blau, duftig und unabſehlich die Senne aus; der Kranz der viele Meilen entfernten Gebirge iſt kaum an ihrem Rande ſichtbar. Einzelne Häuſer tauchen auf, weiterhin ſpiegelt ſich hie und da ein Teich mit blendendem Licht in der Sonne. Neben uns am Hange weidete ein Pferd, ganz ledig nach ſeinem Belieben — eine hier ſehr gewöhnliche Erſcheinung, — ein paar Bienen ſchwärmten, und zuweilen der Schlag eines verſpäteten Vogels unterbrach die Stille. Wir dachten des alten Verſes:

Von Buchen umweht ein Jagdhaus ſteht
Einſam im waldigen Düſter,
Wo man hört am Tag nur der Vögel Schlag
Und Nachts der Bäume Geflüſter.

Seitab vom Haus da blickſt du hinaus
Weithin in die ebenen Lande,
Vom Gebirg umkränzt, und ein Teich erglänzt
An der Senne duftigem Rande.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Schluß.)

Muſik. — Theater.

Die rauhere Jahreszeit iſt dießmal mit einem ſehr gelinden Anfang aufgetreten, und man wünſcht um ſo mehr

Digitized by Google

auch für die kommenden Monate eine gelinde Winterzeit, als die Theurung hinſichtlich aller Lebensmittel mehr und mehr überhand nimmt und für die ärmeren Klaſſen immer drückender wird, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß hier und in der nächſten Umgebung ſich bis jezt noch verhältnißmäßig am wenigſten Grund zu Klagen der Art fand. Die geſelligen und künſtleriſchen Unterhaltungen und Genüſſe Leipzigs werden durch dergleichen nie unterbrochen. Neben dem „großen Conzert" im Gewandhauſe haben nun auch die Abonnementsconzerte der Euterpe begonnen und Leipzig iſt von ſeiner bekannten muſikaliſchen Manie ergriffen, wie gewöhnlich um dieſe Zeit. In den lezten Tagen ſtattete uns der Wiener (alte) Strauß einen Beſuch ab und gab dem entzückten „muſikverſtändigen" Leipzig eine Ballmuſik zum Beſten, wobei jedoch, des furchtbaren Andrangs wegen, mehr ſtehend als tanzend geſchwizt werden konnte. Dergleichen mag ſeiner Zeit recht gut ſeyn, und es wäre Thorheit, gegen eine am Ende unſchuldige Luſt predigen zu wollen. Ein Aber iſt jedoch beizufügen. Das „gebildete" Leipzig fragt gar zu ſehr nach Dingen der Art und berückſichtigt andere, die denn doch auch einige Aufmerkſamkeit verdienten, weit weniger. So hält z. B. der hieſige Profeſſor Marbach einen Cyclus phyſikaliſcher Vorleſungen, welche, ſelbſt abgeſehen vom Gegenſtande, ſchon durch den anziehenden Vortrag Beachtung verdienten. Allein das hieſige Publikum geht kalt bei Dingen der Art vorüber; das intereſſanteſte phyſikaliſche Experiment iſt doch kein Strauß'ſcher Walzer. — Von dieſer Bemerkung über das muſikaliſche Treiben könnte ich bequem auf unſer Theater übergehen. Allein da ergreife ich gern die nächſte Entſchuldigung, nämlich daß mein Brief gerade lang genug geworden iſt. Es ſind auf unſerer Bühne wohl einige Neuigkeiten in lezter Zeit vorgekommen, ſie waren aber meiſt von der Art, daß ihr ſchnelles Verſchwinden nur zu ſehr gerechtfertigt erſchien. Eine ausführliche Beſprechung des ganzen Inſtituts will ich einem künftigen Briefe vorbehalten. Hier nur noch die Bemerkung, daß man der Direktion durch die vielfachen Anfeindungen, denen ſie ſeit Jahr und Tag ausgeſezt war, wohl zu nahe getreten iſt, obwohl man auch nicht läugnen kann, daß dieſe Direktion den Erwartungen, welche man Anfangs von ihr zu hegen berechtigt war, keineswegs ganz entſprochen hat. Das Schauſpiel war während des vorigen Winters ungleich beſſer beſtellt als gegenwärtig.

## **Stuttgart**, November.

(Fortſetzung.)

Eiſenbahn. — Gaslicht. — Die Geſellſchaft.

Schon jezt iſt in Vielen des Volkes jene merkwürdige Abneigung gegen das allmächtige Bindemittel des neunzehnten Jahrhunderts dergeſtalt beſiegt, daß der ſchwäbiſche Bauer im dreieckigen Hütlein und im langen Rock aus ſeiner Auerbach'ſchen Dorfnovelle Sonntags ſtundenweit herbeikommt, um an den Fahrten, dem Epos der neuen Welt, Theil zu nehmen. Omnibus zur Eiſenbahn, beſondere und privilegirte, fliegen viermal im Tage durch die Stadt, eine Erſcheinung, an die mancher Thomas nicht eher glauben wollte, bis ſie wirklich ward. Das unfruchtbare, weil zu ſpäte, Gezänk über den Bahnhof erreicht denn auch ſeine Endſchaft, und Stuttgart freut ſich, ihn ſo bequem in ſeiner Nähe und Mitte zu haben, wie bislang kaum eine andere Stadt in Deutſchland. Das fait accompli erweist ſeine verſöhnende, ſeine gebietende Kraft: man fährt und ſieht, „daß es gut iſt." Die Dämme der Bahn ſind dicht mit Schauluſtigen bedeckt und der Bahnhof mit ſolchen, die nicht ſehr luſtig ſind, daß ſie bloß ſchauen können, anſtatt mitzufahren; denn ſo groß iſt, an Sonntagen namentlich, der Andrang, daß die bis jezt gelieferten Wagen nicht genügen. Am 26. d. M. fuhren der König und die königliche Familie in feſtlichem Zuge, der luſtig durch das Neckarthal und an dem alten Stammſiz des württembergiſchen Hauſes vorüberbrauste, auf der Bahn nach Eßlingen, wo ſie mit Ehrenpforten und Glückwünſchen empfangen wurden. Zu gleicher Zeit mit dieſem neuen Dienſte der Eiſenbahn ſehen wir, und wiederum nach langem Kampf und harter Vorbereitung, eine zweite Ader der modernen Bewegung unter uns ſich erſchießen: das **Gaslicht**. Probe ward an einzelnen Stellen der Stadt ſchon gemacht, ſchon ſtehen und ſchweben überall die eiſernen Gerüſte, unter unſern Füßen hin ſchlängeln ſich die Röhren, nur das allgemeine „fiat lux," deſſen unſere Winternächte ſehr benöthigt ſind, läßt ſich noch immer, aber wohl wenige Tage mehr erwarten. Erwähnen wir daneben einer dritten, ebenfalls verſuchsweiſe an uns vorüber gefahrenen Neuigkeit, der **Droſchkenanſtalt**, ſo hoffen wir den unumſtößlichen Beweis geliefert zu haben, daß Stuttgart nunmehr eine große Stadt geworden iſt. Schlagender noch als Eiſenbahn, Gaslicht und Droſchken ſpricht dafür ein Etabliſſement, welches ſich in der Königsſtraße aufthut, und das als höchſter Gipfel der Großſtädterei zulezt hier angeführt werden muß, ein magazin de deuil. Haben wir denn ſchon einen deutſchen Namen für dieſe Pariſer Erfindung? „Trauerladen." Nein, das geht nicht. „Schwarzes Waarenlager" ſchließt die Halbtrauer aus, die auch in allen Nüancen befriedigt werden kann. Die deutſche Sprache hat keinen Kunſtausdruck für dieſe Unternehmung; alſo ſind wir ſtracks auf dem Wege nach Paris, ſind eine große Stadt geworden.

Es wird uns kaum verſtattet ſeyn, unſer „ergo" von der Straße in das Innere der Häuſer zu führen. So groß, das geſtehen wir, ſind wir noch nicht. Das Gewand iſt einſtweilen weiter, ſchöner, modiſcher gemacht: möge nun der Leib fein nachfolgen. Wir haben in Stuttgart mancherlei ehrenwerthe, bedeutſame, erfolgreiche Regung des öffentlichen und allgemeinen Geiſtes, wie auch der einzelnen Männer und Menſchen, allein es fehlt doch noch an einem großſtädtiſchen, freien, friſchen Geſellſchaftstreiben im weiteſten Sinne. Politiſches Leben iſt da, in tüchtigen Pulſen klopfend, in ſtarken Gegenſätzen gerieben, aber doch auch mehr in Individuen, als im Geſammtbewußtſeyn repräſentirt und zur politiſchen Bildung geſteigert. Auch wiſſenſchaftliches Treiben, kommerzielles, induſtrielles, macht ſich geltend; unſere einige und dreißig Buchhandlungen mit ihrem regen Verkehr und die durch ſie hieher gezogene Buchhändlermeſſe, das Entſtehen und Emporkommen ſo mancher Fabriken, ſo vielzweigiger Geſchäfte möge dafür beweiſen. Die Kunſt endlich beſizt hier dieſelben Pflanz- und Wohnſtätten wie anderwärts: Akademie, Conzertſaal, Theater; und Namen, auf welche die deutſche Literatur ſtolz iſt, führt der hieſige Adreßkalender unſcheinbar in ſeinem alphabetiſchen Regiſter auf. So fehlt es wohl in keinem beſondern Kreis an Elementen, wohl aber gebricht allen zuſammen jene lezte vollkommene äußere wie innere Miſchung, jene geiſtige Durchdringung und Verſchlingung, jene freie, humane Weihe, welche denn doch nur durch ein Geſellſchaftsleben im höchſten und beſten Style erzielt und dargeſtellt wird. Stuttgart hat einen Landtag, deſſen Thätigkeit und Bedeutung Ausland und Inland gleich hoch ſtellen; einen politiſchen Salon hat Stuttgart nicht.

(Fortſetzung folgt.)

**Beilage: Intelligenzblatt Nr. 48.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 48.

Sonnabend, 6. December 1845.

[431] Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig iſt ſo eben erſchienen:

## Die Kritik des gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Weidig.

Ein Beitrag zur Charakteriſtik der politiſchen Parteien und der Rechtszuſtände Deutſchlands, nebſt aktenmäßigen Belegen, von Dr. Friedrich Noellner. gr. 8. Fein Velinpap. geh. Preis 16 gGr.

Der Prozeß Weidig's hat die allgemeinſte Aufmerkſamkeit in Deutſchland erregt; die politiſchen Parteien, die Anſichten über das deutſche Kriminalverfahren, treten bei der Beurtheilung jenes Prozeſſes ſchroff einander entgegen. Die vorliegende Schrift enthält nun eine freimüthige und entſchiedene Kritik aller jener Anſichten von Seite eines Mannes, welchem die Akten über Weidig vorlagen, welcher lange Zeit in politiſchen Unterſuchungen thätig und dadurch, ſowie durch ſeine wiſſenſchaftlichen Studien, vorzugsweiſe zu einer ſolchen Kritik und zu deren Nutzanwendung für die Reform unſerer deutſchen Rechtszuſtände berufen war.

---

[424] **Als Weihnachtsgeſchenk.**

Bei F. Rubach in Berlin iſt erſchienen:

Neue

## Jugend-Erholungen.

Beiträge zu nützlichen und angenehmen Beſchäftigungen in den Freiſtunden.

Deutſchlands Söhnen und Töchtern gewidmet.

Im Verein mit mehreren Schriftſtellern, Erziehern und Jugendfreunden herausgegeben.

**Erſter Band in 3 Heften. Mit 4 Tafeln Abbildungen.**

18 Bogen in groß Medianformat auf Velinpapier. Preis 1 Thlr.

---

[413] **Schönwiſſenſchaftliche Werke.**

Billigſte Ausgaben.

**E. L. Bulwer's** ſämmtliche Romane, überſ. von Fr. Notter und G. Pfizer. Neue Kabinetsausgabe mit 15 vorzügl. Titelbildern in Stahlſtich. 1—69. Bdchn. 16. geh. à 2 Sgr. oder 6 kr. das Bdchn.

Alle 2 bis 3 Wochen folgen 3 bis 4 Bdchn., ſo daß im Januar 1846 dieſe Ausgabe vollſtändig geliefert ſeyn wird.

**G. P. R. James'** Romane, in deutſchen Uebertragungen herausgeg. von Fr. Notter und G. Pfizer. 1—142. Bdchn. 16. geh. à 3¾ Sgr. oder 12 kr. das Bändchen.

Monatlich erſcheinen etwa 3 Bdchn. Bis künftigen Sommer werden die noch übrigen vorhandenen Romane ausgegeben ſeyn, ſo daß dann dieſe Ausgabe die einzige vollſtändige und die billigſte Sammlung der James'ſchen Romane bilden wird.

**Shakſpere's** Schauſpiele. Neu überſ., mit Einleitungen und Erläuterungen von Adelb. Keller und Mor. Rapp. 1—30. Bdchn. 16. geh. à 3¾ Sgr. od. 12 kr. das Bdchn.

In dieſer neuen Uebertragung, über welche die geachtetſten Zeitſchriften übereinſtimmend höchſt günſtig ſich ausgeſprochen, werden die 37 anerkannten Schauſpiele in 37 Bdchn. in Schillerformat gegeben. Bis künftige Oſtern wird dieſelbe vollſtändig vorliegen.

**Walter Scott's** ſämmtliche Romane. Aus d. Engl. Neue Kabinetsausgabe. 1—59. Bändchen. 16. geh. à 2 Sgr. oder 6 kr. das Bdchn.

Monatlich folgen 4 bis 6 Bdchn., ſo daß im nächſten Jahre die Scott'ſchen Romane vollſtändig ausgegeben ſeyn werden.

☛ Jeder Roman und jedes Schauspiel aus vorstehenden Sammlungen wird zum gleichen Preise auch einzeln abgegeben.

Zu erhalten in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der öſterreichiſchen Monarchie, der Schweiz und des übrigen Auslands.

---

[416] So eben ſind erſchienen:

## The dramatic Works of William Shakspere.

With a Life and Glossary. Complete in 8 Volumes. 16.

Leipzig. Gebr. Schumann.

geh. 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 42 kr.

Da noch niemals eine ſo billige Ausgabe der Shakſpere'ſchen Dramen in engliſchem Texte vorhanden geweſen, ſo bedarf dieſe neue Ausgabe keiner weitern Empfehlung. — Jedes der 37 Schauſpiele iſt auch einzeln zu haben für 3 Sgr. oder 12 kr. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der öſterreichiſchen Monarchie, der Schweiz und des übrigen Auslands.

---

[401] **Weihnachtsgeschenk.**

So eben erschien und ist in allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

Die billigste grosse und eleganteste Ausgabe von

## Mozart's Don Juan.

Vollständiger Klavierauszug mit deutschem und italienischem Texte, in grossem Musikalien-Formate. Subscriptionspreis nur 1 Rthlr.

**H. Hartung** in **Leipzig.**

---

[381] Durch alle Buchhandlungen iſt gratis zu beziehen:

**Verzeichniß von Büchern in fremden Sprachen,**

beſonders engliſcher, italieniſcher, ſpaniſcher, nebſt vielen ſchönen Prachtwerken und illuſtrirten Ausgaben, welche zu ſehr herabgeſetzten Preiſen zu beziehen ſind von Friedrich Fleiſcher, Buchhändler in Leipzig.

Digitized by Google

[354] So eben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

# Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der intereſſanteſten Kriminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

**Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis.)**

Achter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Caglioſtro. — Die Halsbandgeſchichte. — Der Sohn des Herrn von Caille. — John Sheppard. — Louis Mandrin. — Antoine Mingrat.

Der erſte Theil koſtet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis ſiebente Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Okt. 1845.

**F. A. Brockhaus.**

---

[420] In allen Buchhandlungen iſt auf Beſtellung zu erhalten:

Das einzige jetzt vollſtändige
und bis auf die neueſte Zeit fortgeführte
zugleich billigſte
Allgemeine deutſche

# Converſations-Lexicon

für

**die Gebildeten eines jeden Standes.**

Herausgegeben
von einem Vereine Gelehrter.
Zwölf Bände.
Gegen 700 Bogen in Lexicon-Octav.
Leipzig 1840 — 1844.
Früher Neunzehn Thaler, jetzt
($10\frac{4}{5}$ fl. rhein.) für Sechs Thaler. (9 fl. C.-M.)

Der elfte und zwölfte Band auch unter dem Titel:

Encyklopädiſche Darſtellung

**des letzten Jahrzehents**

in ſeinen welt- und kulturgeſchichtlichen Hauptmomenten. Ein ſelbſtſtändiges Werk und zugleich eine Ergänzung zu jedem Converſations-Lexicon. Zwei Bände. Gegen 130 Bogen in Lexicon-Octav. 1842 — 1844.

Früher Vier Thaler, jetzt
($3\frac{3}{5}$ fl. rhein.) für zwei Thaler. (3 fl. C.-M.)

Ausführliche Ankündigungen dieſer Werke ſind ebenfalls in allen Buchhandlungen zu erhalten.

---

[427] **Für alle gebildeten Stände, für Lehrer und Lernende.**

Preis-Ermäßigung. In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

J. A. L. Richter's Handbuch der

# populären Aſtronomie

für die gebildeten Stände, insbeſondere für denkende, wenn auch der Mathematik nur wenig oder gar nicht kundige Leſer. 2 Bde. (72 Druckbogen enthaltend). Mit einem Atlas Abbildungen. 8. Wohlfeile Ausgabe. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Die Kenntniß des geſtirnten Himmels iſt jetzt Bedürfniß für jeden Gebildeten, namentlich für den Lehrſtand. Große Klarheit, verbunden mit eben ſo geiſtreichem Vortrage, als klaſſiſchem Style, ſo wie eine hinreichende Anzahl korrekter Abbildungen der Himmelskörper, ihrer Bahnen ꝛc., ſind die eigenthümlichen Vorzüge dieſes Werkes, welches insbeſondere Jünglingen, die ſich den gelehrten Studien widmen, Schulmännern und allen gebildeten Familienkreiſen mit Recht zu empfehlen iſt. Um daſſelbe Jedem zugänglich zu machen, haben wir den obigen billigen Preis noch für einige Zeit beibehalten, wofür daſſelbe durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen iſt.

**Baſſe'ſche Buchhandlung.**

---

[410] In der Literar. artiſt. Anſtalt in München iſt erſchienen und durch alle Buch- und Kunſthandlungen zu beziehen:

# Sammlung
## der Entwürfe ausgeführter Gebäude

von

**F. v. Gaertner,**

Direktor der k. bayer. Akademie der bildenden Künſte und Oberbaurath im Miniſterium des Innern ꝛc.

Quer-Folio. Erſte Lieferung, enth. 10 Blatt. Preis 8 fl. rhein. oder 4 Rthlr. 16 gGr.
Zweite Lieferung. 10 Blatt, worunter 2 bunte. Preis 10 fl. rhein. oder 6 Rthlr. 12 gGr.

Dieſe beiden Lieferungen enthalten das Bibliothek- und Archivgebäude in München.

# ORNAMENTE
aus den vorzüglichſten Bauwerken
## Münchens.

In Farbendruck.

Herausgegeben von Leopold Rottmann.

Groß-Folio. Erſte Lieferung. Pinakothek. 4 Blatt.
Zweite Lieferung. Bibliothek. 4 Blatt.
Preis jeder Lieferung 5 fl. 20 kr. rhein. od. 3 Rthlr. 8 gGr.

---

[417] Bei Hinrichs in Leipzig iſt erſchienen:

**Weihnachtsgeſchenk:**

## Ad. Boucher's Erzählungen der Kindheit und Jugend.

Das Gewiſſen. Der kleine Brandſtifter. Aus dem Franzöſiſchen. Mit 4 Abbildungen. 139 S. 8. 1846. gebd. 25 Ngr.

Der franzöſiſche Humor leuchtet auf jeder Seite dieſes witzigen Büchleins vor.

---

[419] In unserm Verlag sind erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu haben:

**Pianoforte-Compositionen von Henri Litolff.**

Premier Divertissement, Rondo élégant, Variations sur un thême favori, Rêverie à la Valse, Marche fantastique, Anna- Sofia- et Antolka-Mazourka, Chant du Gondolier, Tarantelle du diable. Preis à $12\frac{1}{2}$ — 20 Sgr. Unter der Presse: 2e Concerte-Sinfonie p. Piano avec Orchestre ou Piano.

Der vollständige Musikalien-Verlags-Catalog gratis!

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- und Musikhandlung.

Digitized by Google

[399] Im Verlage von **Robert Kittler in Hamburg** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Horatio, der Mulatte,** Romantiſches Drama in fünf Aufzügen von H. C. Anderſen. Aus dem Däniſchen von Dr. Le Petit. 8. Velinp. geh. 16 gGr.

Dieſes neueſte Werk des beliebten däniſchen Dichters kommt an Fülle und Schönheit der Gedanken den Halm'ſchen Schriften gleich, und wird durch die ſpannende und befriedigende Handlung, ſowie durch originelle bilderreiche Sprache eine Geiſt und Gemüth angenehm beſchäftigende Lektüre ſeyn.

---

[415] Bei uns ſind erſchienen:

**Reinbeck, G. v.,** Situationen, ein Novellenkranz. 8. geh. 2 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

— — Catharina, Königin von Württemberg, ein Muſterbild für gekrönte Frauen. 8. geh. 1 fl. oder 16 gGr.

— — Leben und Wirken des Dr. theol. Johann Guſtav Reinbeck, nach Urkunden und Familiennachrichten 100 Jahre nach ſeinem Tode mitgetheilt von ſeinem Enkel. Ein Beitrag zur Lebens- und Charaktergeſchichte der Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen. 8. geh. 1 fl. 12 kr. oder 18 gGr.

Stuttgart, 18. Nov. 1845.

**Beck und Fränkel.**

---

[429] Bei **J. Hölſcher in Coblenz** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Magazin für Kinder**

oder Unterhaltungen einer Erzieherin mit ihren Zöglingen.

**4 Bändchen.**

Aus dem Franzöſiſchen der Frau von **Beaumont** neu überſetzt. 12. geh. Preis 16 Sgr.

Dieſes Werkchen, ſo ſehr geeignet, die Sitten der Jugend zu bilden und ihren Geiſt zu entwickeln, ſollte in keinem Hauſe fehlen und habe ich daher zur Erleichterung der Anſchaffung den Preis ſo ungewöhnlich billig geſetzt.

---

[430] In der Verlagsbuchhandlung von **H. R. Sauerländer in Aarau** ſind folgende

für Weihgeſchenke empfehlenswerthe

Werke erſchienen, und um beigeſetzte Preiſe in allen Buchhandlungen zu haben:

**Stunden der Andacht,** 23. Auflage in Einem Bande im niedrigſten Preiſe. gr. 4. 3 fl. 44 kr. — 2 Thlr. 15 Ngr.

**Stunden der Andacht** in ſechs Bänden. 24. Auflage, in gleichem Preis, Format, Druck und Papier wie die 22. Auflage. gr. 12. 7 fl. — 4 Thlr. 20 Ngr.

Dieſelbe 24ſte Auflage in 6 Bänden auf weißem Maſchinenpapier à 9 fl. — 6 Thlr.

**Stunden der Andacht,** Taſchenformat in 12 Theilen, geh. 12. 9 fl. — 6 Thlr.

**Zſchokke's Novellen und Dichtungen.** Zehn Theile in Taſchenformat, mit der Abbildung von deſſen Landhaus, die Blumenhalde genannt. Siebente Auflage. geh. à 8 fl. — 5 Thlr. 10 Ngr.

**Zſchokke, H.,** Meiſter Jordan, oder Handwerk hat goldenen Boden. Ein Feierabend-Büchlein für Lehrlinge, verſtändige Geſellen und Meiſter. 12. geh. 1 fl. 20 Ngr.

**Genfer Novellen.** Nach dem Franzöſiſchen von R. Töpffer. Herausgegeben von Heinrich Zſchokke. Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage in Taſchenformat. geh. à 2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe Werke, längſt als klaſſiſch anerkannt, bedürfen keiner weitern Anpreiſung; es genügt, Literaturfreunde, die bei ihren Feſtgaben gerne Gediegenheit des Inhaltes im Auge haben, auf obige neue Auflagen aufmerkſam zu machen.

---

[411] Im Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Correſpondenzblatt**

des

**königl. württemb. landwirthſchaftl. Vereins.**

Neue Folge. Band XXVII. Jahrgang 1845.

Erſter Band. Zweites Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

Bericht über eine landwirthſchaftliche Excurſion von Lehrern und Zöglingen der Hohenheimer Lehranſtalt im Auguſt 1845. Hohenheim. Böblingen. Herrenberg. Nagold. — Horb. Sulz. Geroldseck. Roſenfeld. — Dotternhauſen. Plettenberg. Schömberg. Rottweil. — Rottweil. Rottenmünſter. Rothenſtein. Schwenningen. Donaueſchingen. — Donaueſchingen. Hoher Randen. Rheinfall. Schaffhauſen. — Schaffhauſen. Paradies und St. Katharinenthal. Steckborn und Reichenau. Conſtanz. — Caſtell. Conſtanz. Mörsburg. Mannzell. Friedrichshafen. Tettnang. — Schäferhof. Ravensburg. Altshauſen mit Lichtenfeld. Saulgau. Riedlingen. — Zwiefalten. Havingen. Indelhauſen. Buttenhauſen. Marsbach. Münſingen. — Aglishardt. Urach. Güterſtein. St. Johann. Achalm und Reutlingen. — Reutlingen. Einſiedel. Hohenheim. — Techniſche und adminiſtrative Bemerkungen über die Eiſenbahnen des weſt- und nordweſtlichen Deutſchlands, Belgiens und des Elſaßes. (Fortſ.) II. Erdarbeiten. I. Konſtruktion der Eiſenbahnen. — Ertheilung der Flachspreiſe für das Jahr 1844. — Bericht über die Ereigniſſe im Gebiete der Seidenzucht vom 1. Januar bis letzten März 1845. — Perſonalveränderungen in Hohenheim. — Patentertheilungen. — Landwirthſchaftliche Preisangelegenheit der k. k. mähriſch-ſchleſiſchen Geſellſchaft zu Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. — Literatur: Die äußern Zeichen der Milchergiebigkeit bei den Kühen, an welchen ſich nicht nur der Ertrag an Milch nach Menge und Güte, ſondern auch die Dauer des Milchertrags während der neuen Trächtigkeit erkennen läßt, von François Guénon. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von F. S. Kurtz. Mit 72 Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

Ueber

**das Weſen der Gletſcher**

und

**Winterreiſe in das Eismeer.**

Von

**F. J. Hugi.**

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Dieſe Schrift, ſo ſchroff ſie andern Arbeiten über die Gletſcher entgegenſteht, hat ſicher ihr Gutes, wenn es auch nur in dieſem Widerſpruch und in vielen früher noch nicht beobachteten Thatſachen beſtünde. Ueber das Weſen der Gletſcher iſt bis jetzt nur noch ſo wenig bekannt, daß die hier mitgetheilten ſchwierigen Unterſuchungen der Wiſſenſchaft in vielfacher Beziehung förderlich ſeyn werden und als ein nicht unbedeutender Gewinn für dieſelbe betrachtet werden dürfen.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

[412] In Unterzeichneter ſind ſo eben erſchienen:

# Monatblätter

zur Ergänzung der

# Allgemeinen Zeitung.

**1845. November.**

Inhalt.

Die Quellen zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges und die neueſten Bearbeitungen deſſelben. (Erſter Artikel.) — Zehn Jahre in der Theologie. (Dritter Artikel.) — Reiſeſkizzen aus Spanien. (Zweite Folge.) — Erinnerungen an Benzel-Sternau. Von Heinrich König. — Die naturwiſſenſchaftlichen Anſtalten Frankreichs. (I. Die Akademie der Wiſſenſchaften.)

Dieſe Monatblätter ſtellen ſich die Aufgabe: Gegenſtände der Politik, Litteratur und Wiſſenſchaft auf eine erſchöpfendere Weiſe, als es der Raum eines Tagblattes geſtattet, zu beſprechen. Sie bieten den mannigfachen Strebniſſen des geiſtigen Lebens, ſowie den materiellen Intereſſen im Vaterlande ein förderliches Organ und ergänzen ſomit nicht allein die Augsburger Allgemeine Zeitung, ſondern werden auch als ſelbſtſtändiges Ganze jedem Gebildeten vom größten Intereſſe ſeyn.

Jedes Heft umfaßt nach Maßgabe des Stoffes 6—8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung und der Jahrgang von 12 Heften koſtet im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gGr.

Auch durch die Poſt können dieſelben bezogen werden, in welchem Falle der Preis ſich von uns nicht für jeden Verkaufsort, ſondern nur durch die betreffenden Poſtämter beſtimmen läßt; jedoch darf er im Bereiche des Königreichs Bayern und des Königreichs Württemberg 8 fl. nirgends überſchreiten.

Stuttgart, im Nov. 1845.

**J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.**

---

# Fabeln

und

## poetiſche Erzählungen

von

**Gottl. Conr. Pfeffel,**

in Auswahl herausgegeben von

**H. Hauff,**

Redakteur des Morgenblattes.

2 Theile. Taſchen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlſtich.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pfeffel behauptet unter den deutſchen Dichtern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ſehr ehrenvolle Stelle. Er genießt eines bedeutenden Rufs, und ſeine Werke werden überall geleſen und hochgeachtet. Sein Geiſt ergoß ſich vorzugsweiſe in die Form der Fabel und der derſelben durch moraliſche oder ſatiriſche Pointe zunächſt ſtehenden poetiſchen Erzählung. In dieſen Gattungen, denen er auch vorzüglich ſeinen Ruhm verdankte, ſpricht ſich ſein lebendiger, liebenswürdiger Geiſt bei weitem am eigenthümlichſten aus, und nur auf ſie konnte Rückſicht genommen werden, wenn es ſich davon handelte, eine Auswahl von Pfeffels Werken zu treffen.

Viele der Pfeffel'ſchen Fabeln und poetiſchen Erzählungen ſind, nicht ſelten mit großer Freiheit, immer mit Glück, fremden, namentlich franzöſiſchen Muſtern nachgebildet; wohl noch mehr gehören dem Dichter ganz an. Die Stoffe ſind meiſt den Erfahrungen des täglichen Lebens oder den öffentlichen Ereigniſſen entnommen; beſonders bot ihm die franzöſiſche Revolution reiche Gelegenheit, ſein ſchönes Talent zu üben und die Wechſel der großen Zeitgeſchichte in heitern, launigten Bildern zu parodiren. — Viele ſeiner Schöpfungen in dieſem Fache ſind den beſten gleichartigen in allen Literaturen an die Seite zu ſetzen, und werden noch lange Genuß und Nutzen gewähren.

In gegenwärtiger Ausgabe ſind faſt alle Fabeln und ein großer Theil der poetiſchen Erzählungen vereinigt. Beigegeben iſt aus den proſaiſchen Werken die Biographie eines Pudels, in der ſich Pfeffels munterer Geiſt ſo rein ausſpricht.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# Die fünfzig Tage

oder die Geſchichte der Gründung

## der chriſtlichen Kirche.

Eine Feſtgabe

für Chriſten aller Confeſſionen

von

**G. C. J. Hoffmann,**

Lehrer an der wiſſenſchaftl. Bildungsanſtalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Inhalt: 1) Die frohe Botſchaft. 2) Das Wiederſehen. 3) Der erſte Sonntag. 4) Das Amt der Apoſtel. 5) Das Reich Gottes oder die Kirche. 6) Der Abſchied. 7) Die Vollendung. — Schlußwort.

Möge dieſer intereſſante Beitrag zur Eröffnung der heiligen Geſchichte für das größere Publikum, den Sinn für die Einheit und Wahrheit unſerer chriſtlichen Kirche mit erwecken helfen!

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

№ 293.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 8. December 1845.

> Ductum agmen ad ultimos Bructerorum, quantumque Amisiam et Luppiam amnes inter, vastatum, haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiæ Vari legionumque insepultæ dicebantur.
>
> Tacitus.

## Im Teutoburger Walde.

(Fortſezung.)

„Ich denke, wir haben nun genug geträumt,“ ſagte der Freund und ſtand auf. „Jezt ſollſt du aus den Hainen der Erinnerung auf ein Schlachtfeld treten.“ — Wir gingen ſeitwärts in den Wald hinein, der bald lichter, bald gedrängter ſich hügelig hinzog, zuweilen von einer Heidefläche unterbrochen. — „Was hilft es mir und dir,“ ſagte mein Begleiter, „wenn ich dir alle gelehrten Gründe Cloſtermeiers aus ſeinem Buche: „Wo Hermann den Varus ſchlug,“ auseinander ſetze?“ Begnüge dich damit, daß ihn keiner widerlegt hat. Du mußt glauben, ſonſt hilft alles nichts. Aber ich will dich doch ein wenig orientiren. — Varus zieht mit den drei Legionen auf das falſche Gericht vom Aufſtand der Angrivarier nach der Weſer zu. Andere Botſchaften rufen ihn zurück, die Deutſchen, die Cherusker ſind zum Theil in ſeinem Heere. Hermann begleitet ihn, bis in den Wäldern deutſches Regenwetter, unwegſame Straßen den geſchloſſenen Marſch der Legionen lockern. Da bleiben die Deutſchen zurück und brechen dann mit dem Ungeſtüm ihrer rieſigen Leiber, von dem ſelbſt Römer ſtaunend reden, aus den Wäldern hervor in die Seite der Legionen ein. Dieſe ziehen ſich fechtend weiter, ſie müſſen durch die Wälder dem Rheine zu, in die Ebene, ſich Bahn brechen. Der erſte Abend kommt und ſie ſchlagen das Lager auf. Der zweite Morgen bringt neuen Sturm, feindlichen Himmel und verſtärkte Angriffswuth der Barbaren. Die Legionen halten ſich noch einmal bis zum Abend. Am dritten Morgen, wie die Deutſchen in die gelichteten Reihen einbrechen, ſtürzt ſich Varus in ſein Schwert, alle Ordnung löst ſich und die Legionen werden vernichtet. Sieh, auf dieſem Flecke ſtehſt du. Hier iſt das Winnfeld, das Siegsfeld.“

In dieſem Augenblicke traten wir aus dem Wald auf eine Hochebene, nur nach einer Seite frei von den dichten Tannenwaldungen. Die Ebene weithin liegt vor uns, die lezte Rettungshoffnung der Römer; noch eine Kraftanſtrengung und ſie brachen nach dem Rheine durch, da wurden ſie im Angeſicht der Ebene zuſammengehauen. — „Laß dir einmal vom Tacitus die Gefühle ſchildern,“ ſagte mein Begleiter, „mit denen Jahre nachher Germanicus und ſeine Legionen, die doch niemals wieder das Joch feſt auf den deutſchen Nacken legen konnten, hier geſtanden haben. Ein glückliches Treffen hat ſie vorwärts gebracht, ſie verheeren alles Land zwiſchen Ems und Lippe, nicht weit, ſagt der Geſchichtſchreiber, vom Teutoburger Wald, in dem die Gebeine der drei Legionen unbegraben liegen ſollten. Wenn du aber zwiſchen Ems

Digitized by Google

und Lippe aufwärts gehſt, ſo findeſt du dieſes Waldgebirg, an deſſen Fuß ſie entſpringen. Zuerſt das erſte Lager des Varus, mit abgemeſſenen, mächtigen, regelmäßigen Verhältniſſen, zeigt ihnen die ungebrochene Kraft; dann das zweite, mit niedrigem Wall, halb verſchüttetem Graben, endlich mitten im Feld die bleichenden Gebeine, zerſtreut hier und da, wie ſie geflohen waren oder widerſtanden hatten. Laß alle Gelehrten ſich zanken, ob es hier geweſen iſt oder nicht. Die Haine, in denen ſie die Gefangenen geſchlachtet haben, fehlen nicht, rechts und links. Es kann's keiner demonſtriren, daß der lezte Kampf auf dieſem Platz geweſen iſt, aber den Teutoburger Wald haben wir ſicher, und das Feld hier heißt Winnfeld ſeit alten undenklichen Zeiten; das genügt uns, und wo dieß zuſammentrifft, laß dir von keiner Kritik und Krittelei das Bewußtſeyn verkümmern, daß du hier auf hiſtoriſchem Boden ſtehſt, der mit Römerblut für deutſche Freiheit gedüngt iſt. Und mit dem Hermann iſt's auch keine Einbildung, denn der lezte alte Römer, der den Fluch über uns geſprochen hat, als er die Götter um ewige Dauer unſerer innern Zwietracht anflehte, hat wohl gewußt, was er ſagte, als er es ausſprach: „Arminius ſey unbeſtritten der Befreier Germaniens."

Ein friſcher Wind hauchte über die alte Wahlſtatt. Einige aufgeſcheuchte Raben flogen krächzend dem Walde zu. Die Sonne trat hinter einer weißen Wolke hervor und die Ebene ward heller. „Sieh hin! dort liegt der Dom von Paderborn. Achthundert Jahre ſpäter, und Karl der Große, der die Krypte in ihm gebaut hat, ſchlug bei Detmold die Sachſen und trieb ſie mit Schwert und Beil zur Taufe. Das war aber eine andere Sache. Da kämpfte und ſiegte eine junge verwandte Volkskraft, die gewaltig nach einer Einheit drängte und das Widerſtrebende mit ſich riß. Und doch, wie lang, blutig und ſchwer ſind die Kämpfe mit den Sachſen geweſen! Dann wider die Huſſiten, die bis hierher, vielleicht noch weiter gedrungen ſind; dann der Bauernkrieg, dann, vom dreißigjährigen Elend an, wie viele andere Kriege, alle auf deutſchem Boden mit deutſchem Blut, mit Brandſchatzung, Verwüſtung, Erpreſſung! Es iſt kein Volk der Welt mißhandelt wie wir. Aber es iſt etwas Unverwüſtliches in uns!"

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die Schöne im verzauberten Walde.

(Schluß.)

Endlich zeigte ſich die Ecke eines Gebäudes. Es war ein Palaſt mit Säulen. Ich hatte nie von der Exiſtenz eines ſo grandioſen und in ſo fremdartigem Styl gebauten Hauſes an dieſem Orte gehört. Unmöglich konnte dieß der Gartenpavillon von Thereſens Onkel ſeyn; überhaupt hatte ich bereits Thereſe und ihren Onkel völlig vergeſſen. Wie ich dem Palaſt zuſchritt, bemerkte ich, daß die fatalen Spinnengewebe auch ihn ganz umſponnen hatten und daß der Staub auch hier fingerdick auf allen Gegenſtänden lag. Eine Schwalbe hatte ihr Neſt gerade auf das Thürſchloß gebaut, ein Zeichen, daß ſeit undenklichen Zeiten Niemand hier weder hinein noch hinaus gegangen war. Ich wußte nicht, was ich von dieſem Hauſe denken ſollte; ich beſchloß, in die Fenſter des Souterrains zu blicken, allein dieſe ſchillerten wie altes, verſtäubtes Glas in allen Regenbogenfarben, und man konnte nicht ſehen, ob drinnen im Hauſe Nacht oder Tag war.

Ich rief mit der ganzen Stärke meiner Stimme, aber der Ruf hatte keine andere Wirkung, als daß durch die Erſchütterung der Luft ein paar Stücke vom Ueberwurf des obern Frieſes niederfielen, und dieſe winzigen Steinchen machten in der tiefen Einſamkeit einen ſolchen Lärm, daß man hätte glauben ſollen, das Gebälk ſtürze zuſammen. Ich faßte mir ein Herz, und nachdem ich das ganze ſonderbare Haus rund umgangen, entdeckte ich endlich eine Thüre, die ſich öffnen ließ und durch die ich eintrat. Jezt ſah ich, daß innen die Gänge und Gemächer erleuchtet waren, aber von einem Licht, deſſen Urſprung und Ausgangspunkt ich nicht erforſchen konnte. Es kümmerte mich dieß auch wenig. Lebhaft von Neugier getrieben, lief ich mehr als ich ging durch die langen Gänge, um endlich einmal ein menſchliches Weſen anzutreffen, das mir ſagen könnte wo ich ſey.

Auch im Innern dieſer Gemächer, die mit fürſtlichem Prunke geziert waren, hatte ich mit dem fatalen Staub zu kämpfen; auf den Bildern, den Vaſen, den Tiſchen, den Conſolen — überall Staub. Aber er fand ſich auch auf einer Stelle, wo ich ihn wahrlich nicht erwartete, nämlich auf der Naſe eines Portiers, der im Vorzimmer eingeſchlafen war. Ich kann nicht beſchreiben, wie mich dieſer Staub entſezte. Wie lange und wie feſt mußte dieſer Mann geſchlafen haben! Es wurde mir unheimlich zu Muth, und faſt wäre ich umgekehrt, wenn meine Neugier nicht eben ſo groß wie meine Muthloſigkeit geweſen wäre. Ich öffnete die hohe goldverzierte Thür eines Zimmers und erblickte hier — ſicherlich, ihr könnt mir's glauben, es überraſchte mich gewaltig — eine große Verſammlung von Herrn und Damen um einen Vorleſer herum gruppirt; der Vorleſer und die Zuhörer, Alle ſchliefen, auf allen Geſichtern lag Staub. Dieſelbe unheimliche Helle erleuchtete auch dieſes Gemach. Ich fürchtete, mein Eintritt könnte dieſe ſo ſanft ruhende Verſammlung aufſchrecken, allein ſie ſchlummerte fort, es rührte ſich Niemand.

Ich ging mitten durch den Kreis auf eine Thüre im Hintergrunde des Zimmers zu, die in ein Kabinet führte.

Digitized by Google

Hier wurde mir nun der Anblick der größten Koſtbarkeit, die dieſer verzauberte Palaſt einſchloß, zu Theil. Ich ſah eine junge Dame von wunderbarer Schönheit auf die Polſter eines Sophas hingeſtreckt, in einer Stellung, wie die berühmte Venus von Titian. Auch ſie war mit Staub bedeckt und ich ließ mir angelegen ſeyn, dieſen ſo leiſe und zart wegzuwiſchen, als meinen zitternden Händen nur möglich war. Das Entzücken der gelehrten Sammler, die in Pompeji graben laſſen, kann nicht größer ſeyn, wenn ſie aus der Aſche einen ſchönen Tempel emporſteigen ſehen, als mein wonnevoller Rauſch, als ich vom prächtigſten Schulterpaar den grauen Staubſchleier hinwegwehte. Von ihren Lippen — den ſchönſten, die man je ſehen konnte — küßte ich den Staub hinweg. Doch kaum hatte dieſe magiſche Berührung ſtattgefunden, als die Schläferin erwachte und zugleich ein langer klingender Laut, wie vom Zerſpringen einer Harfenſaite, durch den ganzen Palaſt zitterte.

Ich erſchrack und wollte entfliehen, aber ein gebieteriſcher Ruf hielt mich zurück. Die Schöne ſaß aufgerichtet auf ihrem Lager, hatte ihre Draperien enger um den Leib gezogen und ſah mich mit großen, neugierigen Augen an. „Sie haben mich geküßt, mein Herr?" — Ich ſtammelte ja. — „Sie haben dadurch den Zauber gebrochen. Es ſteht geſchrieben: wenn ein Mann ſich hierher findet, der niemals, ſelbſt nicht im Traum den Gedanken zu einer großen oder muthvollen That gefaßt hat, der noch jung iſt und doch nicht den kleinſten Antrieb gefühlt hat, ſich auszuzeichnen, wenn ein ſolcher Mann mich küßt, ſo werde ich erwachen. Und ich bin erwacht."

Ich war beſchämt über die demüthigenden Eigenſchaften, die mich zum Erretter geſtempelt hatten, dennoch fühlte ich eine lebhafte Freude, das geheimnißvolle Werk auf ſo leichte Weiſe vollbracht zu haben. Ich ſezte mich am Lager nieder, völlig entſchloſſen, von dieſem wundervoll ſchönen Poſten nicht ſo zu weichen, wie ich vom Poſten am Pulverthurm gewichen war. Meine Schöne machte eine kleine Toilette und ließ ſich von einer ebenfalls erwachten Dienerin eine Taſſe Chokolate reichen. Jezt begann unſere Unterhaltung, und ſie war ſehr lebhaft; man merkte meiner Schönen an, daß ſie lange hatte ſchweigen müſſen. Wovon wir ſprachen — ja, meine Herrn, das ſage ich Ihnen nicht. Sie ſind neugierig zu wiſſen, was man mit einer Dame zu ſprechen hat, die aus einem hundertjährigen, vielleicht gar tauſendjährigen Schlaf erwacht; aber ich plaudere nicht aus. Die Schöne im verzauberten Walde hat keine Indiscretion von mir zu fürchten.

„O nein, Prinz!" riefen hier ſämmtliche Theilnehmer der Jagdgeſellſchaft, „das iſt gegen die Abrede. Wenn man ein Abenteuer erzählt, muß man es vollſtändig erzählen, ſonſt ſetzen wir erhebliche Zweifel in die Wahrheit des ganzen Berichts. Alſo was ſprachen Sie mit der Dame im Wald? welche Mittheilungen machte ſie Ihnen? Ohne Zweifel wird ſie Ihnen von den frühern Verhältniſſen und Schickſalen ihrer Familie erzählt haben, Sie haben ihr dagegen etwas von unſerer Zeit und unſerem Leben berichtet."

„Ich bleibe ſtumm," erwiderte der Erzähler. „Nehmen Sie das Abenteuer, ſo wie ich's Ihnen gebe, und verlangen Sie keine weitern Aufſchlüſſe. Nur ſo viel will ich Ihnen ſagen, daß ich drei Tage bei der geheimnißvollen Schönen blieb und daß ſie mir die Befürchtung mittheilte, daß ſie noch lange im verzauberten Palaſt werde bleiben müſſen, denn — aber hier gerathe ich doch in's Plaudern." — „Denn? —" riefen die Zuhörer. „Gab ſie eine Bedingung an, unter welcher ſie erlöst zu werden hoffte?" — „Es iſt beſchämend für mich," entgegnete der Gefragte, „dieſe Bedingung zu nennen; doch Sie wünſchen es, und es ſey. Sie ſagte: „Der geiſtig kleinſte und der geiſtig größte Mann, beide ſind ganz gleich befähigt, mich aus dem Schlummer zu wecken, aber nur der leztere gibt mich und meinen ganzen Palaſt dem Leben wieder, er führt mich als ſchöne und reiche Beute heim. Sie — hier ſah ſie mich mit einem unnachahmlich zärtlichen Blicke an, der die Impertinenz wieder gut machte, die in ihren Worten lag — Sie waren geeignet, mich aus dem Schlummer zu wecken, in den ich, wenn Sie den Palaſt verlaſſen, wieder zurückfalle, mich zu befreien, das liegt nicht in Ihrer Macht, und ich warte nun auf Ihren Gehülfen, den geiſtig größten Mann des Jahrhunderts. An ſeiner Hand trete ich aus dieſem Walde heraus, und mein Hochzeitmorgen wird zugleich die Aurora eines neuen Völkerglücks ſeyn. Mit dem Siegesruf, der ſich aus meiner Bruſt drängt, wird ſich der Siegesruf der aus vielen drückenden Banden befreiten Menſchheit vereinen. O wenn dieſer große Mann doch ſchon an der Pforte dieſes Palaſtes klopfte!" — Sie ſank mit ſchmerzlichem Lächeln in die Polſter zurück und ich nahm mit einem zärtlichen Kuſſe von ihr Abſchied.

Ich irrte durch den Wald, und dießmal fand ich ſogleich den früher ſo ängſtlich und vergeblich geſuchten Ausgang. Es war wieder Nacht, wieder Mondſchein. „Himmel!" rief ich und mein Herz klopft ängſtlich, „was wird der recognoscirende Offizier geſagt haben, als er mich nicht fand! Was werden meine Freunde von mir denken, daß ich drei Tage und drei Nächte nicht nach Hauſe gekommen!" Schüchtern nahte ich dem alten wohlbekannten Pulverthurme; ich ſchlich wie zur Gerichtſtätte. Ich glaubte meinen Stellvertreter im Mondlichte gravitätiſch hin und her wandeln zu ſehen, die Flinte, die ich ſo treulos hingelegt, im Arm. Aber wie ich näher kam, fand ich zu meinem Schrecken den Wachpoſten nicht beſezt. „Entſetzlich!" rief ich; „alle Ordnung, alle militariſche Zucht ſcheint

Digitized by Google

aufgehört zu haben; den gefährlichſten, wichtigſten Poſten läßt man unbeſezt!“ Im Gefühl gerechten Zorns ging ich nun ungeſcheut näher und unterſuchte das Gebüſch, in das ich meine Flinte niedergelegt. O Wunder! ſie lag noch da. Wie ich ſie eben erſtaunt und erfreut beſichtigte, hörte ich die Uhr in der Entfernung Dreiviertel auf Eins ſchlagen und zu gleicher Zeit vernahm ich den Ruf der herannahenden Wachen und ſah den Offizier, wie er eben um den Vorſprung der Thurmmauer bog und mich von weitem ſchon freundſchaftlich begrüßte. Ich erkannte nun, daß die geſpenſtiſche Thereſe, denn die wirkliche wußte in der That nichts von meinem Abenteuer, mich nicht getäuſcht hatte und daß die drei Tage, die ich glaubte im Zauberpalaſt zugebracht zu haben, nur den Zeitraum einer kurzen Viertelſtunde ausgemacht hatten. Hiemit, meine Herrn, iſt mein Abenteuer zu Ende.

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Stuttgart, November.

(Fortſezung.)

Die Geſellſchaft. — Muſik. — Theater.

Stuttgart beſizt eine Menge Gelehrte und Dichter, einheimiſche wie fremde; einen äſthetiſchen Salon, öffentliche Vorleſungen, in denen ſich die Wiſſenſchaft mit dem Leben vereinigt, literariſche Kränzchen kennt Stuttgart nicht, wiefern ein paar Verſuche und Ausnahmen, die über einen beſtimmten Kreis nicht hinausreichen, hier kaum zu zählen vermögen. Eben ſo wenig haben wir, in unſerer Kunſtſchule verkörpert und aus ihr hervorgehend, auch nur den Embryo, nur den Schatten eines wahrhaftigen, von Geiſt und Humor durchdrungenen Künſtlerlebens, eben ſo wenig, troz Conzert und Theater, ein allgemeines Urtheil, einen lebendigen Sinn, ein geſteigertes, in Hervorbringung und Empfängniß ausgebildetes Geſammtgefühl für Muſik und dramatiſche Kunſt, eben ſo wenig, zu allerlezt geſagt, Stimmung, Luſt oder Kraft zu einem ordentlichen, lauten, froh bewegten Volksfeſt, zu Tanz und Spiel im Freien, zu einem herzhaften Mummenſchanz zur Faſtnachtszeit. Alle deutſchen Städte, größere wie kleinere, ſind uns, jegliche in ihrer Spezialität und alle in ihrem äußern Geſammtleben dem Totaleindruck nach, in dieſem Punkte weit voraus; eine Erſcheinung, für welche kaum ein anderer Grund zu finden ſeyn dürfte als der, daß dem ſchwäbiſchen Geiſte eingeſtandenermaßen das leicht bewegliche, raſch auffaſſende und geſtaltende, zu Demonſtration und Repräſentation drängende geſellſchaftliche Talent im engern wie im weiteſten Sinne abgeht. Was daher in unſerer Hauptſtadt nach ſolcher Seite hin geſchieht, immer geſchieht es nur auf Trieb und Anregung von außen, nach fremder Veranlaſſung, für irgend welchen gegebenen Zweck. Unſer ſociales Leben hat nichts Freies, Freiwilliges, Produktives; es iſt vielmehr wie ein Geſchäft durch Pflicht und Zwang geregelt und in ſtets wiederholte Kreiſe gebannt. Ein Bekannter ladet uns ein; wir eſſen, trinken, ſpielen, tanzen. Ein Virtuos tritt auf: wir gehen in's Conzert. Der Tag des Schillerfeſtes oder des landwirthſchaftlichen Feſtes erſcheint, je nachdem es nun Frühling oder Herbſt iſt: wir wandern auf die Silberburg oder gen Kannſtadt, und alle Jahre geſchieht hier wie dort das Nämliche, und wir ſehen, wir hören, wir thun, wir leiden, wir leiſten, wir genießen alle Jahre das Nämliche. Iſt es unbillig, wenn wir ausſprechen, daß nach unſern Begriffen wie nach unſern Erfahrungen dieß Leben von dem Ideale der Geſelligkeit immerhin noch um einige Grade entfernt bleibt? Um ſo dankbarer wollen wir deßwegen jede Näherung an daſſelbe aufſuchen und anerkennen, und wenigſtens in der Erinnerung noch einige Augenblicke bei den einzelnen Punkten verweilen, die wie freundliche Sterne den Abenden unſerer nächſten Vergangenheit aufgegangen ſind.

Von Conzerten anzufangen, ſo hatten wir denn im Laufe des Jahres neben den regelmäßigen der hieſigen Hofkapelle auch einige außerordentliche, unter denen uns die Namen Bazzini, Liszt, Vieuxtemps als ein ſchöner Dreiklang in Ohr und Gedächtniß nachhallen. Für Freunde klaſſiſcher Tondichtung war die wiederholte Aufführung von Bach's Paſſionsmuſik in der Stiftskirche von großer und nachhaltiger Bedeutung. Die weltliche Muſik ward auf dem Theater mit anerkennenswerthem Fleiße angebaut. Es iſt ſogar einzugeſtehen, daß die Oper durch Piſchek, deſſen Londoner Triumphe ihn auch hier im Anſehen bedeutend ſteigen machten, dem Schauſpiel den Rang abgelaufen hat. So ziemlich alles Neue ging an uns mit größerem und geringerem Erfolge vorüber: Flotow's Stradella, Balfe's Haimonskinder, Halevy's Zilberſchläger (für uns neu). Der Mangel einer erſten Sängerin ſchadete wohl dem Repertoire, namentlich ſeit wir auch Dlle. Walther, die als ſolche diente, an Wien abgetreten haben, und die Erwerbung einer Dlle. Waldhauſer auf die Dauer nicht als Entſchädigung ausreichend erſcheinen wollte. Für das Ballet trat Hr. Fenzl, früher im Theater der Leopoldſtadt zu Wien angeſtellt, in den Plaz des abgehenden Balletmeiſters Thoms und verſchaffte uns, mehr noch als durch ſeine neuen Tänze, durch ſeine Kinder, die er vortheilhaft und gewinnend vorzuführen wußte, ein bisher unbekanntes Vergnügen. Von Gäſten hörten wir Dlle. Marx, einſt Mitglied unſerer Bühne, und Madame del Carmen Montenegro, deren alter ſpaniſcher Name eine nicht mehr junge Stimme anſtändigſt verhüllt. Eine franzöſiſche Truppe ſpielte, ohne ſonderlich zu gefallen, zweimal. Das einheimiſche Schauſpiel erhielt ſich in der bekannten Weiſe. Erfreulich war im Allgemeinen die Wahrnehmung, daß das Theater, bekanntlich während des Neubaus des öffentlichen Schauſpielhauſes in dem weißen Saale des königlichen Schloſſes aufgeſchlagen und durch ſehr liberale Einladungen und Zuläſſe ſo gut wie allgemein zugänglich, an Frequenz keineswegs verlor. Sonſt und anderwärts wird wohl die Erfahrung gemacht, daß, was der Menſch nicht erkaufen und bezahlen muß, von geringem Werth für ihn zu ſeyn pflegt, während im Gegentheil hier bei freiem Eintritt ein vermehrter Zudrang an „die Pforten Thalias“ ſelbſt bei ſolchen Aufführungen, die dem Publikum früher nicht eben anziehend erſchienen waren, den Beweis für deſſen dankbare Genügſamkeit liefert. Im Ganzen aber iſt die baldige Vollendung und Eröffnung des neuen Hauſes als etwas für die Kunſt und ihre Pflege Heilſames nun doch wünſchenswerth. Das Theater im Schloſſe war und blieb nur ein Auskunftsmittel, ein interimiſtiſcher Zuſtand, welcher mit ſeinen natürlichen Beſchränkungen und Unbequemlichkeiten weniger von den Zuſchauern als von den Künſtlern empfunden werden mochte und auf die Leiſtungen Lezterer wohl unwillkürlich einwirkte, wie er auch die Wärme und Empfänglichkeit der Erſteren zu ſteigern nicht geeignet ſchien.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 294.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 9. December 1845.

— O love,
In measure rain thy joy, scant this excess!
I feel to much they blessing, make it less,
For fear I surfeit

Shakespeare.

## Der Lord von Burgleyh.

Aus dem Engliſchen des A. Tennyſon.

In ihr Ohr er flüſtert fröhlich:
„Täuſcht nicht meine Seele ſich,
„Du, die ich belauſcht ſo lange,
„Liebliche, ſo liebſt du mich.“

Sie erwidert leiſe, leiſe:
„Bin dir treu und hold geſinnt!“
Er iſt nur ein Landſchaftsmaler,
Sie ein ſchlichtes Bauernkind.

Schüchtern beut die friſchen Lippen
Zärtlich ſie zum Kuß ihm gern;
Folgt ihm willig zum Altare,
Und dann ziehn ſie in die Fern.

„Keine reiche Hochzeitgabe
„Kann ich meinem Weibe geben,
„Möge Liebe dir's vergüten,
„Denn dich lieb' ich wie mein Leben.“

Und ſie ziehn vorbei an Gärten,
Wo die ſtolzen Schlöſſer ſtehn,
Hohe ſommergrüne Wälder
Flüſternd in die Lande wehn.

Und er fährt aus tiefem Sinnen,
Sagt zu dem geliebten Kind:
„Laß uns ſehn die ſchönen Häuſer,
„Wo die reichen Edeln ſind.“

So im traulichen Geſpräche
Gehn die Beiden Hand in Hand,
Sehen, was auf ihrem Wege,
Prächtiges und Schönes ſtand;

Eichen und Kaſtanienhaine,
Duft'ge Gärten, friſch und kühl;
Hoher Herren alte Heimath,
Ausgebaut für Pracht und Spiel.

Und er wird ihr immer theurer,
Immer ſcheint ſie auszublicken
Nach der nahen ſtillen Hütte,
Wo ſie Liebe ſoll beglücken.

O, ſie will ihn treulich lieben,
Freundlich ſchmücken ſein Gemach;
Alles will ſie zierlich ordnen
Unter ihrem eignen Dach.

Digitized by Google

So ſie hofft in ſtiller Freude,
Bis ſie einen Weg erblickt,
Deſſen Thor mit reichen Wappen
Stolz und ritterlich geſchmückt.

Und ein prächtig Schloß ſich hebet,
Schöner denn ſie ſah zuvor,
Stattliche, gepuzte Diener
Neigen tief ſich an dem Thor.

Und von fern, mit ſcheuer Ehrfurcht
Folgen ſie den Beiden nach,
Und er führt mit feſtem Schritte
Von Gemach ſie zu Gemach.

Als ſie noch in ſtillem Raume
Sinnet, was es möchte ſeyn,
Sagt er ihr mit ſtolzer Liebe:
„Alles dieß iſt mein und dein!“

Ja er herrſcht als Lord von Burgleyh
Reich an Glanz, an Pracht und Ehr’;
Nicht ein Herr in all dem Lande
Iſt ſo reich und groß wie er.

Und ein plözliches Erröthen
Auf ihr ſüßes Antliz kam,
Als ob alle dieſe Würde
Niederdrückte ſie mit Schaam;

Wieder bleich, wie eine Leiche,
Ward das ſüße Angeſicht; —
Er umfaßt ſie warm in Liebe,
Zärtlich tröſtend zu ihr ſpricht.

Da bekämpft ſie ihre Schwäche,
Strebte, bis ſie Kräfte fand,
Um ſich würdig zu bereiten
Für den neuen hohen Stand.

Warm und treu blieb ſeine Liebe,
Sanft und edel war ihr Muth,
Daß ſie ward des Standes Zierde;
Wer ſie kannte, war ihr gut.

Doch ihr demuthvoll Gemüthe
Nie den rechten Frieden fand,
Und es drückte ſie als Bürde
Dieſer fremde hohe Stand.

Und ſie wurde bleich und bleicher,
Und ſie ſprach in ſtillem Schmerz:
„Wär’ er noch der arme Maler,
„Welcher einſt gewann mein Herz!“

Und ſie welkt’ an ſeiner Seite
Leiſe und allmählig ab,
Schenkt’ ihm noch drei holde Kinder,
Schlief dann ein zum frühen Grab.

Schmerzlich, ſchmerzlich war das Weinen,
Tief und endlos war das Leid,
Das der ſtolze Lord von Burgleyh
Seinem ſüßen Weib geweiht.

Und er kam zum leztenmale,
Sah ſie an mit tiefer Klage,
Sprach: „Legt ihr noch an die Kleider,
„Die ſie trug am Hochzeittage.“

Und ſie tragen ſtill zu Grabe,
Die ſo früh dahin geſchieden,
Wieder in dem ſchlichten Kleide,
Daß ſie ruhen mög’ in Frieden.

---

## Im Teutoburger Walde.

(Fortſezung.)

Wir verließen das Winnfeld in eifrigem Geſpräch. Mir wurde eigen zu Muthe, als ich mich wieder einmal in die Geſchichte mit ihren ewigen verſteinerten Wellen eintauchte, da ſie vor der Natur ſo lange Zeit in mir zurückgetreten war. Manchen iſt die Natur, wenn auch Himmel und Sonne ihr Herz erfreut, doch etwas Fernes, Verſchloſſenes, keine Macht in ihrem Leben, und ſie haben ſich dafür in der Geſchichte ein Daſeyn geſchaffen; ſie ſind unwiderruflich politiſch. Und allerdings, kein Faden, der einmal roth in Liebe oder in Blut durch deren Wirren hingezogen iſt, wird abgeriſſen. Wir finden ihn überraſchend wieder, wir faſſen ſie alle zuſammen in der Menſchenbruſt, im Menſchengeiſt. Ja, die Geſchichte iſt faſt ein lebendiges All, wie die Natur, die rothen Fäden, die Prinzipe, die geiſtigen Ströme ſind die Nerven dieſes gewaltigen Körpers.

„Die Schlange,“ ſagte der Freund, „iſt das Symbol der Ewigkeit auch hier, die Geſchichte ſelbſt iſt die Schlange. Schlage ihr das Haupt ab, und ein neues wächst aus dem Rumpf. Perſer, Griechen, Römer, Franken, Germanen — aber für uns iſt der Herkules noch nicht geboren. Mich freut nur, daß du ihren Hauch wieder einmal ſpürſt. Er hat eine verjüngende Macht und fegt allerlei Erbärmlichkeiten und kleine Sachen aus der Seele weg. Auch das iſt gelungen, daß du, was hier zu finden iſt, friſch und in Wahrheit genießſt. Unſer eins, der von Kindesbeinen an in dieſen Wäldern herumgelaufen iſt, hat vielleicht niemals einen ſolchen

Digitized by Google

hiſtoriſchen Genuß recht empfunden. Was eine halbe Stunde Wegs abliegt, wo man jeden Sonntag Nachmittag bloß des Spaziergangs halber geweſen iſt, worüber man hat langweilig ſprechen hören und an das man ſich gewöhnt hat — es übt nicht mehr ſeine urſprüngliche Macht. An ſolchen Orten muß man fremd ſeyn; ich will Rom ausnehmen, aber ſelbſt in Rom möchte ich nicht wohnen und Familie haben, oder ein anſtändiges bürgerliches Amt bekleiden. Ich würde vielleicht über das Forum zu meinem Schneider oder in die Schule gehen müſſen, und das ſtört und ſtumpft ab. Damals, als Bandel hierher kam und ſeinen Plan in Anregung brachte, war Alles voll davon. Jezt, nun ſie oben ſchon Jahre lang am Denkmal bauen, ſpricht keine Seele mehr darüber, und Niemand zankt ſich mehr mit dem früheren Eifer darum, ob auch wirklich das Winnfeld die lezte Wahlſtatt geweſen iſt. So iſt's mir denn auch faſt neu geworden, als ich dir die Sachen erzählte."

„Ich habe ſo ziemlich eine Vorſtellung davon bekommen," ſagte ich, „und wenn du den Tacitus und Conſorten zu Hauſe haſt, wollen wir es doch heut Abend einmal nachleſen. Aber ich möchte doch wohl ſehen, wie ſich die Reſte von der Sage im Volke erhalten haben. Wir ſollten auf dem Rückwege einen beliebigen Bauern anreden; das Plattdeutſch verſtehe ich auch ſo ziemlich. Was lachſt du?" — „Daß es nichts Neues unter der Sonne gibt," rief er. „Du kommſt auf die Sprünge des Herrn von Hammerſtein. Vor manchen Jahren war eine ganz lebhafte literariſche Fehde über dieſe Sachen und Ortsbeſtimmungen, da gerieth der Herr von Hammerſtein auf den glücklichen Einfall, ſich im Volke darüber zu belehren. Er findet zu ſeinem höchſten Entzücken in einem Dorfe, ein paar Stunden von hier, einen Bauern, der alles darüber wiſſen ſoll. Der Bauer iſt alt, hat weiße Haare und ſieht wie ein Patriarch aus — das Entzücken iſt vollſtändig. Er verſichert dem Herrn, alle dieſe Geſchichten wiſſe man noch ganz genau, und fängt an, ſie ihm haarklein und anſchaulich zu erzählen. Herr von Hammerſtein hat nichts Eiligeres zu thun, als alles wörtlich zu notiren, ſich die Lokalitäten zeigen zu laſſen und flugs ein Buch darüber zu ſchreiben, in dem dieſe neueſten, unfehlbaren, ururſprünglichen Aufſchlüſſe, die er aus dem Munde des Volks erhalten hat, aller Welt verkündigt werden. Leider dauerte die Freude nur kurze Zeit, denn die Sache hing einfach ſo zuſammen. Der Paſtor des Dorfs, der ſich auch mit Auffindung der wahren Schlachtfelder beſchäftigte, hatte den Bauern des Abends im Kruge ſeine ſcharfſinnigen Combinationen ſo oft und mit ſo feſter Ueberzeugung von ihrer Wahrheit erzählt, daß ſie gar nicht daran gezweifelt und die Sachen ziemlich richtig behalten hatten. So hatte denn auch der Patriarch nach beſtem Wiſſen und Erinnern dieſe Paſtorsweisheit aufgetiſcht. Tacitus ſagt ſeiner Zeit von Arminius: er werde noch bei den barbariſchen Völkern beſungen. Wenn dir daran gelegen iſt, den lezten Reſt dieſer Poeſie zu hören, ſo exiſtiert hier allerdings noch ein Volkslied, deſſen Alter aber ſchwerlich ſehr grau iſt. Der Anfang heißt: „O Hermann, ſchla Lärm an!" Hierauf iſt vom Kaiſer die Rede, und am Schluß wird erzählt, wie Hermann mit Pfeifen und Trummen wirklich den Lärm angeſchlagen habe, und Varus von ihm und den Fürſten — aufgehängt ſey. Du ſiehſt hierin den tiefen Sinn unſeres Volks, welches es natürlich fand, daß ein Unterdrücker ſeiner Freiheit wie ein gemeiner Verbrecher beſtraft ſey. Aber wahrhaftig, ein großer Haufe von denen, die ſich mit aller gegenwärtigen Loyalität für Urgermaniſches enthuſiasmirten, oder urdeutſches Weſen jezt noch fördern wollen, ſcheinen davon, was urdeutſch iſt, nicht mehr gewußt zu haben und zu wiſſen, als die Bauern, die Varus aufhängen ließen. Der alte Görres hat es gewußt, als er über ſeinen rheiniſchen Merkur das Motto des Tacitus ſezte: „Ueber die geringeren Sachen befragen ſie die Fürſten, über die größeren Alle." Und wir können noch näher gehen, zum Hermann ſelbſt, von dem doch jedes Kind in der Schule erzählen hört. Sie bewundern ihn, ſie nennen ihn Deutſchlands Befreier, ſie bauen ihm ein Denkmal; aber denkt wohl Einer daran, wie Hermann geſtorben iſt? Er war doch ein Fürſt; aber er iſt gefallen durch die Hand ſeines Volkes, weil er ſich die Herrſchaft, das imperium anmaßen wollte. So behandelten die Urdeutſchen ihre Befreier."

„Weißt du noch aus unſerer burſchenſchaftlichen Zeit," fragte ich, „die Spottverſe auf die Urdeutſchen, die Arminen?" — „Ja wohl," ſagte er, „ſie ſind unſterblich; es wäre ewig ſchade, wenn der alte Demelius in Jena, der alle dieſe Lieder hat, ſie nicht drucken ließe. Sie würden ein unbezahlbares Dokument für die Geſchichte der Burſchenſchaft ſeyn. Und wer davon nichts verſteht, kennt die neuere Geſchichte des deutſchen Geiſtes nur halb."

Die Landſtraße zeigte ſich uns im Thale, und wie wir den Buchenabhang hinunterliefen, ſangen wir wie einſt im Chor:

Fuchsthum ſchaut mit trübem Blicke
Auf die ſchöne Zeit zurücke,
Wo im Wald man Eicheln fraß
Und auf Bärenfellen ſaß.

Wie ein Laubkegel ſtieg ein einzelner Berg, bis hoch oben bewaldet, in dem Thale vor der größeren Kette empor. Mir wäre nicht eingefallen, ihn für einen alten Schloßberg zu halten, wenn mein Cicerone mir nicht geſagt hätte, dort habe die Falkenburg geſtanden und ein alter Thurm ſey noch zur Hälfte da. Die ganze Ruine und alle Ausſicht, die man oben haben könnte, iſt aber von den Buchen überwachſen und verſchloſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Stuttgart,** November.

(Fortſetzung.)

Theater. — Kunſt. — Ronge und der Guſtav-Adolph-Verein. — Kunſtreiter. — Hoffeſte.

Wenn die Baumeiſter Wort zu halten im Stande ſind, ſo wird das neue Theater im nächſten Frühjahr der öffentlichen Benützung übergeben werden. Hr. v. Lindpaintner ſchreibt zur Einweihung deſſelben eine große vaterländiſche Feſtoper in fünf Aufzügen, deren Buch, „Lichtenſtein.“ getreu nach W. Hauffs beliebtem Roman bearbeitet worden iſt. Daß der König die Erlaubniß gab, den Herzog Ulrich, ſeinen Ahnherrn, auch außer den Couliſſen ſichtbar und hörbar darſtellen zu laſſen, perſönlich durch Hrn. Piſchek, machte zum Voraus einen günſtigen Eindruck und räumte ein Hinderniß weg, an welchem bei ähnlicher Aufgabe und Veranlaſſung Meyerbeer und Rellſtab in Berlin natürlich anſtoßen mußten. Ueberhaupt wird Zeit, Schauplatz, Inhalt, Vorwurf, Umgebung, Held und Fabel — alle im ganzen Lande und im ächteſten Sinne volksthümlich — dem Buch wie der Oper ſo günſtig vorarbeiten, daß in dieſem Falle weder dem Componiſteur, noch dem Verfaſſer des Textes eine äußere Entſchuldigung oder Verwahrung gegen ein etwaiges Fehlſchlagen ihres Erzeugniſſes übrig bleibt. Herzog Ulrich, Lichtenſtein, die Nebelhöhle ſind für Würtemberg beinahe ſchon ein fertiges Gedicht, eine volle Muſik. Rechnen wir dazu die deutungsreiche Frühlingszeit und das neue Haus, worin die Oper erſcheinen ſoll, ſo wollen wir zum Voraus eingeſtehen, daß ſelten unter glücklicheren Sternen ein Kunſtwerk in die Welt getreten iſt. Möge daſſelbe, ſo wie ſeine nächſten Nachfolger, nur einer minder voreiligen Kritik begegnen, als ſich einſtweilen ſchon an dem im Werden und Wachſen begriffenen Gebäude erſchöpft hat. Schließlich ſey erwähnt, daß gleichzeitig mit der königlichen Bühne im Schloſſe ſogar noch zwei, ſage und ſchreibe zwei theatraliſche Privatunternehmungen, eine in einem Reithaus zu Stuttgart und die andere im Hotel Herrmann zu Kannſtadt, auf die Schauluſt Stuttgarts und ſeines ſommerlichen Nachbars ſpekuliren, mit welchem Erfolge wiſſen wir nicht zu melden.

Kürzer als über Muſik und Theater können wir über Skulptur und Malerei in unſerer Ueberſicht hingleiten. Unſer talentvoller Landsmann Hofer verweilt mit ſeinem Marmor und mit den fertigen Modellen zu den zwei koloſſalen Pferdebändigern noch auf dem klaſſiſchen Boden der Kunſt, in Italien, wo er, wie uns die Zeitungen berichteten, Schwierigkeiten eigenthümlicher Art im Transport der ungeheuern Steinmaſſen zu bewältigen fand. In die Malerſchule brachte Heinrich Ruſtige, unlängſt berufen, neue Bewegung. Karl Müller war, mit Aufträgen vom Kronprinzen beehrt, in Rom und machte daſelbſt Studien für zwei große Oelgemälde, welche die Villa auf dem Höll'ſchen Bühl zieren werden. Inzwiſchen erſezte ihn mit Geſchick und Glück als Porträtmaler Solome, deſſen Kreidezeichnungen ungewöhnlichen Beifall finden.

Aeußerlich und geſellig waren in ungewöhnlichem Grade die drei lezten Monate bewegt. Die ſogenannte Saiſon hat in Stuttgart alljährlich einen ſehr paſſenden Anfangspunkt in des Königs Geburtstag und dem damit verbundenen landwirthſchaftlichen Feſte auf den Kannſtadter Wieſen. Heuer gab es noch vor dieſem Termine zwei Ereigniſſe oder Erſcheinungen in Stuttgart, welche, obwohl eigentlich nur für einen beſtimmten Kreis oder feſt ausgeſprochene Richtungen exiſtirend, dennoch durch größere Vereinigungen, Zweckeſſen, Serenaden und dergleichen mehr das allgemeine Intereſſe heftig anregten. So namentlich und zuerſt der Beſuch Ronge's, der mit Dowiat und von vielen andern Fremden begleitet einige Tage und wiederholt hier verweilte; in ähnlicher, wenn ſchon geringerer Weiſe auch die Verſammlung des Guſtav-Adolph-Vereins, dieſes Jahr hier abgehalten. Es wird Niemanden die Ausſtellung einfallen, daß wir frivol über eines von dieſen zwei Momenten im Stuttgarter Leben oder über beide urtheilen, wenn wir ſie unter die Reihe öffentlicher Unterhaltungen ſtellen. Sie gehören dahin, beſonders das erſtere, wiefern ſie die glatte alltägliche Oberfläche auf das Entſchiedenſte überragt, ſtürmiſch ſogar in die gewöhnliche Landſeeſtille zwiſchen unſern Hügeln eingegriffen haben. Kurz darauf kam die Weinleſe, regelmäßig eine ſehr laute und bunte Epiſode bei uns. Hernach trafen verſchriebene und erſehnte Gäſte, die Reiter Cuzent und Lejars mit ihrer vortrefflichen Geſellſchaft ein und gaben eine anſehnliche Folge von Vorſtellungen, die ſo ſtark beſucht, ſo enthuſiaſtiſch gefeiert wurden, daß Stuttgart an ſich ſelbſt zulezt irre ſeyn mochte. Die Perle der Truppe, unſtreitig eine ganz ungewöhnliche Erſcheinung, war Dlle. Pauline Cuzent, die moderne Amazone par excellence; ein wunderbares Weib fürwahr, wie ſie, ganz und gar Ein Weſen mit ihrem Rappen, über die donnernde Schranke flog, in dem ſtäubenden Sand hinſchoß, kerzengerade empor gerichtet Thier und Reiterin, und dann mit einem Schlag der Gerte, einem Ruck des Zügels aus dieſem feſſelloſen Orkan der Bewegung eine eherne Ruhe zauberte. Dergleichen war hier, war auch in Wien, von wo ſie kam, wohl nie geſehen worden, und ſomit jede Uebertreibung des Beifalls, geſprochene wie gedruckte, nicht verzeihlich bloß, ſondern einfach natürlich. Nach dem Abſchied der Reiter begann dir regelmäßige Folge von Bällen und Soiréen bei Hof und unter der ſchönen Welt. Auch der Kronprinz eröffnete ſeinen Salon wieder, um gleichwie im vorigen Winter von Zeit zu Zeit Herrngeſellſchaften um ſich zu verſammeln und das artige kleine Liebhabertheater, welches er ſich geſchaffen, in neuen Gang zu bringen. Gleichzeitig wurden auch ſchon die Zurüſtungen zu der Vermählung des Prinzen Friedrich von Württemberg mit der Tochter des Königs, Prinzeſſin Katharina, begonnen. Ein großes Carrouſſel, unter des Barons von Taubenheim Leitung aufgeführt im königlichen Reithauſe, vereinigte zu einzelnen Uebungen und glänzenden Hauptproben die jungen Edelleute, an deren Spitze der Kronprinz ſtand. Fremde und hohe Gäſte kamen an, die Gaſthöfe füllten ſich, ſchimmernde Wagen belebten Platz und Straße. Am 20. Nov. Nachmittags 4 Uhr ward unter Kanonendonner und Glockengeläute die hohe Vermählung im großen Marmorſaale des neuen Schloſſes vollzogen. Gegenwarts der geſammten königlichen Familie, ihrer Gäſte, des diplomatiſchen Corps, vieler Standesherren und verſchiedener Abgeordneten. Großes Galadiner und Polonaiſenball folgten, während gleichzeitig im Muſeum, im Bürgerverein und in mehreren andern Geſellſchaften theilnehmende Feſte gefeiert wurden. Am nächſten Abend war die Vorſtellung des Carrouſſels; andere Feſtlichkeiten bei Hofe, im Theater und von Privaten veranſtaltet, ſezten wohl noch eine Woche lang die raſchere Schwingung und Bewegung des geſelligen Lebens durch alle Kreiſe fort.

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 295.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 10. December 1845.

— 'Ne Larve für 'ne Larve!
Erröthen wird für mich dieß Wachsgeſicht.
Shakespeare.

## Die Schickſalsmaske.

### Eine Paſtoralnovelle.

Der Erzähler muthet der gutwilligen Imagination ſeiner Leſer zu, mit ihm in das abgelegene Pfarrhaus in W. einzutreten und den würdigen geiſtlichen Herrn unſichtbar zu beobachten. Es iſt der Tag vor Aſchermittwoch, der Himmel wolkigt, das Dorf eingeſchneit. Der Knecht, Michel, der die Pfarräcker beſorgt, das Ochſengeſpann und den zum Reiten, Fahren und Mitpflügen tauglichen Holſteiner füttert und ſtriegelt, hat auf einige Tage Urlaub in ſeine Heimath erhalten und einen Erſatzmann geſtellt. Es iſt um die Dämmerung; die Magd iſt bei den Melkkühen im Stall, die Frau Pfarrerin hat einen Fluß in der Schulter und will bald zu Bette. Der Herr Pfarrer iſt, wie er ſagt, vorhin auf der Wieſe, wo er nach friſch aufgeworfenen Maulwurfshaufen ſah, durch einen vom Filial herübergelaufenen Knaben hinüber zu einem Kranken gerufen worden. Er will nach dem Nachteſſen, das zeitiger bereitet worden, ſelbſt einſpannen.

Wir folgen ihm hinauf in den zweiten Stock. Er holt aus ſeiner Studirſtube den blauen Mantel, geht aber damit zu der Kammer des Knechts, öffnet deſſen Kleiderſchrank, nimmt den ganzen Sonntagsanzug deſſelben, den dieſer der ſtürmiſchen Witterung wegen nicht mitgenommen, Stück vor Stück nebſt der Pudelmütze heraus, wickelt Alles in den Mantel und ſchleicht damit in ſeine Studirſtube zurück, welche er verriegelt.

Hier entkleidet ſich Seine Hochwürden, zieht — der wunderliche, ſchon etwas betagte Herr — den Habit des Knechts an, ſezt die Mütze auf und beſieht ſich im Spiegel. Er lacht nicht; er macht ein ernſtes, faſt beſorgliches Geſicht. — Ein Stück fehlt noch. Aus einer Kommode holt er eine ſtark zerknillte Männermaske, die ſchon, wer weiß wie lange, darin lag, und die er als ein Emblem des zügelloſen Weltlebens, als ein grinſendes Fratzengeſicht der wüſten Sinnlichkeit, gefliſſentlich aufbewahrt hatte, und bindet ſie vor ſein ehrwürdiges Antlitz. In Anwandlungen von Jovialität, die ihm zuweilen kamen, hatte er ſie auch dem und jenem Pfarrkinde gezeigt und daran ſeine rigoroſen Ermahnungen, ſeine Warnungen vor dem ſündhaften Stadtleben geknüpft.

Heute war es anders. Er packte Alles zuſammen wieder in ſeinen Mantel, trieb dann zum Nachteſſen, wünſchte ſeiner Frau eine gute Nacht und hieß ſie außer Sorge ſeyn, wenn er etwa erſt nach Mitternacht vom Kranken abkomme. Dann ſpannte er den Holſteiner vor den Schlitten, holte den Mantel, legte ihn hinein, ſezte ſich daneben und fuhr dem Filial zu. Den Patienten

Digitized by Google

einen betagten Söldner, fand er in leidlichen Umſtänden, erquickte ihn und die Seinigen mit geiſtlichem Zuſpruch und ſezte ſich, als er ſeiner Pflicht genügt zu haben glaubte, wieder in den Schlitten; aber vor dem Dorf lenkte er auf die zur Stadt führende Vicinalſtraße ein.

---

Wir müſſen, um uns dieſes Wunderliche zu erklären, um mehrere Tage zurückgehen und einer kleinen Societät anwohnen, zu welcher auch unſer Herr Pfarrer gehörte.

In dem Kränzchen, das bei einer Geſellſchaft von Geiſtlichen der Stadt X. und mehrerer benachbarter Pfarrdörfer wöchentlich wechſelte, waren ſo ziemlich alle neuern Anſichten und Ueberzeugungen in theologiſchen, in kirchlich-ſittlichen Dingen überhaupt repräſentirt. Darum fehlte es nie an Debatten, angeregt durch Zeitereigniſſe, literariſche Erſcheinungen, Anordnungen des Conſiſtoriums u. ſ. w. — Wenn es ſich traf, daß ein Gegenſtand von problematiſcher Natur, ein Ereigniß, das nicht alsbald zu berechnende Folgen hatte, eine Maßregel, deren Zweckmäßigkeit nicht auf flacher Hand lag, recht laut, heftig, hitzig durchgeſprochen worden und am Ende, wie natürlich, keine Partei Concedo! rief, ſondern jeder der ehrwürdigen Herrn bei ſeiner Meinung blieb, ja troz allen Widerſprüchen der Andern ſeine Anſichten, für die er alle erſinnlichen Gründe in ſich erweckt und vorgebracht, nur um ſo kräftiger feſthielt, da entſtand bei Manchem wohl auch die Reflexion, wie denn doch ein Gebildeter zu ſeiner individuellen Ueberzeugung komme, ſich allen hievon abweichenden entgegenſetze und im Verlaufe des Lebens alles Gedachte, Geleſene, Gehörte und Erlebte auf ſie beziehe, ſo daß ſie mit ſeinem intellektuellen und ſittlichen Weſen verwachſe und ihm nun mit Einwürfen, Widerlegungen, Bekehrungsverſuchen nicht mehr beizukommen, wie ein ſolcher wohl von andern Standpunkten aus anzugreifen, zu bekämpfen, aber nicht zu überwinden ſey.

Nachdem am heutigen Abend ſehr Verſchiedenartiges über dieſe allerdings wichtige Frage vorgebracht worden, nahm endlich der freiſinnige Paſtor R., eine ſtämmige Geſtalt mit reichlich ſchwarzumlocktem Haupte, das Wort.

„Ich habe immer gefunden,“ ſprach er in ſonorem Baßton, der der Eindringlichkeit ſeiner Behauptungen nicht wenig Vorſchub that, „daß ſich die Welt- und Lebensanſicht des Menſchen — denn eine ſolche hat doch wohl auch der Beſchränkteſte — nach dem Element, in dem er geboren worden, nach dem Stand und Lebensverhältniß ſeiner Eltern, nach ihren Ueberzeugungen, nach dem friedlichen oder unfriedlichen, wohlhäbigen oder ärmlichen, ſittlich frommen oder gottvergeſſenen Zuſtand ſeines Familienkreiſes, nach der Behandlung, die ihm widerfährt, nach dem harmoniſchen oder feindlichen Verhältniß zu Vater und Mutter, nach den einfachſten menſchlichen Bezügen ſeines Daſeyns richtet. — Was der Menſch von den Menſchen, vom Leben erwartet, was er aus ſich machen will, das beſtimmt ſeine Anſicht; wie er das Leben und die Menſchen haben möchte, darnach bemißt er den Stand der Welt und iſt im Ganzen entweder mit den beſtehenden Einrichtungen zufrieden, ordnet ſich ihnen unter, oder widerſtrebt, widerſezt ſich ihnen in Gedanken, in Anſichten, in der That. — Wir werden nie erleben, daß der hellſte, der reſignirteſte Menſch aus Ueberzeugung der Welt einen Beſtand oder einen Umſchwung wünſcht, der ihn ſelbſt in ſeinem bürgerlichen Beſtand ſtören oder gar zu Grunde richten würde.“

(Fortſezung folgt.)

---

# Im Teutoburger Walde.

(Fortſezung.)

Von der Falkenburg erinnerte ich mich in Uhlands Volksliedern eine Ballade geleſen zu haben in drei verſchiedenen Mundarten, und auch die Verſe in jeder etwas anders. Der Inhalt iſt, daß ein Herr von Falkenſtein ſeinen Feind im Kampf gefangen genommen und in den tiefen Thurm geworfen hat, wo er verfaulen ſoll. Die Geliebte des Gefangenen kommt zum Grafen, wie er die Burg hinaufreitet, und bittet ihn, den Liebſten loszulaſſen. Der Graf ſchlägt es ihr ab, da wird der Haß und Muth der Liebe in ihr lebendig:

Ei ſo wollt' ich daß ich 'nen Zelter hätt
Und all meine Jungfrau'n ritten,
Daß wir mit dem Herrn von Falkenſtein
Um mein feines Liebchen ſtritten.

Der Graf iſt gerührt, und da ſeine Höflichkeit vor dieſer Ausſicht erſchrickt, ſchenkt er ihr den Liebſten. Das Intereſſante bei dieſem friſchen kecken Liedchen iſt, daß es ſich auf eine hiſtoriſche Thatſache ganz treulich gründet; der Graf iſt ein Graf zur Lippe, ſein Gefangener ein Herzog von Braunſchweig geweſen; wenn ich nicht irre, war es im vierzehnten Jahrhundert, und das Lied iſt noch oft im Munde des Volks zu hören.

Drei muntere Quellen ſprangen an einem Hang unter Buchen aus der Erde und vereinigten ſich bald zu einem Bach, an deſſen Ufern wir thalab gingen, bis die Straße ſich ein wenig auf die Höhe zog und die Grotenburg, um die wir einen Kreis gemacht hatten, mit ihrer breiten Maſſe wieder auf den Feldern vor uns ruhte. Unten im Thale lagen Wieſen und ein Dörfchen, das von Karl dem Großen erbaut ſeyn ſoll. An der Kirche ſoll auch eine lateiniſche Inſchrift ſeyn, die Niemand leſen kann; aber ſehr leſerlich ſtand etwas

Digitized by Google

am Thurm geſchrieben, das ich auch aus der Ferne bequem leſen konnte. Die Kirche war in völlig ſchmuckloſem gothiſchem Styl und gewiß nicht aus Karls Zeiten, eben ſo wenig wie der obere Theil des Thurms. An dem untern Theile deſſelben war aber eine deutliche Spur der Verwandtſchaft mit dem Thurme des Doms zu Paderborn, der bekanntlich auch viel älter iſt als die Kirche. Dieſelbe ſchmuckloſe viereckige Bauart, und in den engen Schalllöchern ein ganz dünner byzantiniſcher Pfeiler mit zwei Bogen, gerade wie man ſie am Paderborner Thurm in ſo merkwürdigem Contraſte mit der gothiſchen Kirche ſieht.

Während wir auf der Chauſſee bergauf, bergab weiter gingen, wurde mir die lippiſche Kultur etwas problematiſch. Unten im Thale lief eine ebener Fußweg, und menſchlichem Verſtande nach hätte die Chauſſee vortrefflich an dem ſanften Abhange, der ſich zu dem Bache zieht, angelegt werden können; ſtatt deſſen erklomm ſie mit Umwegen und äußerſter Mühe die Spitze jedes Hügels, der nur einigermaßen in der Richtung nach Detmold lag; es kommen ganz halsbrechende Paſſagen vor. — „Du mußt uns das nicht zur Laſt legen," ſagte mein Freund; „unſere Vorfahren haben dieſe Wege gemacht in weiſen und menſchenfreundlichen Abſichten. Leute, die den alten Herrn Baurath noch gekannt haben, haben mir die drei Gründe erzählt, aus welchen er dieſe auf den erſten Blick unvernünftige Lage der Straße gewählt hat. Denn erſtens iſt das Land im Thale ſchon viel werth, und man muß darum den Preis deſſen, das oben am Berge liegt, durch die Chauſſee ſteigern. Zweitens hat man oben mehr Steine als unten, wie du ja auch hier die Steinbrüche ſiehſt. Und drittens muß man dafür ſorgen, daß die Reiſenden die Schönheiten des lippiſchen Landes genießen, was allerdings hier oben beſſer geſchieht als im Thale. Du wirſt die gute Abſicht nicht verkennen. Aber jezt komm mit durch die Wieſen, denn mir iſt eingefallen, dir noch einen claſſiſchen, urdeutſchen Genuß zu verſchaffen, der einzig in ſeiner Art iſt."

Durch die Wieſen gingen wir auf einen Bauernhof zu, und die Claſſicität des Genuſſes wurde mir erklärt. Dieſer Bauernhof heißt nämlich urkundlich ſeit undenklichen Zeiten der Teutehof und ſein Beſitzer der Teutemeier. Offenbar deutet dieß darauf hin, daß hier entweder das erſte germaniſche Wirthshaus zum deutſchen Hof geſtanden hat, oder daß dieſer Hof wenigſtens eine ganz beſondere Beziehung zu dem Gotte Teut, dem deutſchen Volke oder ſonſtigen Majeſtäten gehabt. Eben ſo geſchieht es ſeit undenklichen Zeiten, daß man auf dieſen Teutehof geht und im Garten am ſteinernen Tiſch um einen ſehr einfachen Preis das urdeutſche Gericht, ſaure Milch mit Schwarzbrod, genießt. Ausländiſche Zuthaten, undeutſcher Zucker und Zimmt, ſind gänzlich verpönt. — Einzelne Steine halfen uns über einen Moraſt, der der Hermannsſchlacht würdig war, in den Garten zu gelangen. Eine ſtämmige blonde Thusnelde kredenzte uns die Milch in einer irdenen Schale, einer Tochter der rothen Erde, um den geheimnißvollen Ausdruck der Vehmgerichte zu gebrauchen. Der Garten war ſo regellos und wild, wie es den Erinnerungen zukam. Einzelne Eichen ſtanden zwiſchen den Häuſern des Hofes, in der Mitte war ein alter Ziehbrunnen. Hinter uns machte ein Füllen ſeine Capriolen und ſteckte auf einen Augenblick neugierig ſeinen Kopf über die niedrige Gartenmauer zu uns hin, dann ſprang es auf den Raſen und weidete. Als wir gegeſſen hatten, riefen wir Thusnelde und vergalten ihre Gaſtfreundlichkeit auf moderne Art, da man heutzutage auf die antike nicht mehr eingerichtet iſt. — Auf dieſe patriarchaliſche Weiſe ſchloß der urgermaniſche Tag, wie er begonnen war, und ein kurzer Weg führte uns durch die Allee in die Reſidenz zurück. Die edle Trias: deutſcher Geiſt, deutſches Gemüth und deutſcher Wein übte auf uns Beide noch bis in die ſpäte Nacht ihre altbewährte Zauberkraft.

(Schluß des dritten Abſchnitts.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Stuttgart, November.

(Schluß.)

#### Carrouſſel.

Neu in ſeiner Art war vorzüglich das Carrouſſel, und darum wohl einer genaueren Beſchreibung würdig ſelbſt in einer Zeit, welche nicht mehr, wie die frühere, durch Farbe und Wort ein fürſtliches Beilager mit ſeinen Aufzügen und Feſtlichkeiten anſchaulich und unſterblich macht. Das Reithaus, ein ſehr ſchönes und großes Gebäude, von dem Könige für ſeinen weit und breit berühmten Marſtall aufgeführt, ward für die hohe und frohe Feier außen wie innen prachtvoll ausgeſchmückt. Weit in die Nacht hinein leuchtete die lange Reihe der rundbogigen Fenſter, flackerten die Pechkränze vor den Thüren, funkelten die Lämpchen an den Pyramiden. Kränze, Fahnen und Banner begrüßten beim Eintritt; in das Lichtmeer, das von vielen hundert Kerzen und Kugeln durch die weiten Räume floß, fielen wie bunte Tropfen einzelne farbige Laternen, ſchwebend über den Tribünen. Glanz und Schimmer, wohin das Auge fiel, auch in dem frühzeitig und zahlreich verſammelten Zuſchauerkreis. Unten in der Bahn waren bei den zwei gegenüberliegenden Eingängen die Lager der beiden Abtheilungen aufgeſchlagen, das chriſtlich ritterliche mit Kreuz und Wappen bezeichnend aufgeputzt, das ſarazeniſch heidniſche unter Halbmond und Palmen ſinnig verſteckt. Die Aufgabe war: Ein Graf von Württemberg, auf einer ſpäten Pilgerfahrt ins gelobte Land begriffen (im 15ten Jahrhundert nämlich), begegnet ſich dort zu Feſt und Spiel in Waffenſtillſtandszeit mit ſeinem Gegner; Umzüge und Turniere werden abgehalten. Der Kronprinz erſchien in der Perſon ſeines erlauchten Ahnen, um

ihn die Blüthe ſchwäbiſcher Ritterſchaft in ihres Hauſes Farbe und Schildzeichen. Die Söhne der Wüſte führte Herzog Paul von Württemberg an. Von der ſorgſamen Treue und der überreichen Pracht des Coſtüms könnte nur ein Bild, kein Wort dem Leſer einen Begriff geben. Schimmernde Rüſtungen und wallende Burnus, Helme mit Federn und Turbane mit Büſchen, Sammt und Seide flogen bunt durcheinander. Schönere Pferde haben niemals den Sand der wirklichen Wüſte mit leichtem Hufe aufgewühlt, als hier, aus des Königs herrlichen Ställen entnommen, von ſeinen beſten Reitern umhergetummelt, mit dem reizendſten Zeug und Putz behangen, bald in wildeſtem, unordentlichſtem Galopp, bald in zierlich gemeſſenem Tänzerſchritt an unſern entzückten Augen vorübergezogen. Zwei Stunden lang, in drei Abtheilungen, Einritt, Quadrille und Turnier, währte das herrliche Spiel, bei deſſen Anblick die Seele unwillkührlich halb in ein orientaliſches Mährchen und halb in eine ritterliche Sage aufging. Wir können der ſchönen Leſerin das Gedicht nicht ſchenken, oder vielmehr wir wollen es ihr ſchenken zu endlichem Beſchluſſe unſeres Berichts, welches weder ein Mährchen der Scheherezada, noch eine Sage von Meiſter Wolfram iſt, ſondern einfach ein illuſtrirendes Programm zu dem in Württemberg ſeiner Bedeutung und ſeiner Feier nach unvergeßlichen Feſte. Als ſolches ward daſſelbe hier in engerem Kreiſe wohlwollend beurtheilt und freundlich aufgenommen; möge ihm draußen gleiche Nachſicht und wenigſtens ähnliche Deutung zu Theil werden.

## Abendland und Morgenland.

„Dir entbietet, Fürſt der Wüſte, ſeinen Gruß der fremde Graf,
Der vom Württemberger Lande, der Dich oft im Kampfe traf.
Alſo lautet ſeine Botſchaft: Ruhen laß für kurze Zeit
Zwiſchen uns und unſern Mannen den entbrannten Glaubensſtreit!

Geſtern kam die frohe Kunde mir vom grünen Neckar weit,
Daß daheim meine holde Schweſter meines Vetters Liebden freit;
Feſt an Feſt, ſo heißt es, leuchtet hell durch meiner Ahnen Haus,
Und die treuen Schwaben ſchmücken Stadt und Land glückwünſchend aus.

Schließen wir denn mit einander kurzen Waffenſtillſtands Friſt,
Eine Feier auszurüſten, wo auch du geladen biſt;
Tritt mit deines Stammes Beſten ungeſcheut in unſre Mitte
Zu Turnier und Ritterſpielen ganz nach guter deutſcher Sitte.“

So vom Württemberger Grafen war ein Eilender gekommen,
Den der große Fürſt der Wüſte grüßend, dankend aufgenommen.
Bringe dem Herrn aus Weſten, ſpricht er, dieſen Ring von meiner Hand,
Und das Morgenland wird freundlich kommen zu dem Abendland.

Eine Fläche, die ſich offen zwiſchen beiden Heeren dehnt,
An das Meer und an des Libans Hügelketten angelehnt,
Wird erkoren zur Begegnung: drüber ſpannt als Baldachin
Paläſtinas blauer Himmel ſonnenhell und hoch ſich hin.

In verwitterndem Gemäuer, — Reſte wohl aus jener Zeit,
Da die erſten Pilgerzüge des Erlöſers Grab befreit, —
Schlägt der junge Graf aus Schwaben und ſein auserleſner Hauf,
Bunt geſchmückt mit Fahn' und Wappen, leichte Friedenszelte auf.

Gegenüber hat der Heide ſeine Lager abgeſteckt
Unter hohen Palmenbäumen, von Bananen halb verſteckt;
Ottomane harrt und Teppich auf der Wüſte ſtolzen Herrn,
Kämpft er auch nicht mit im Spiele, ſieht er Spiel und Kampf doch gern.

Horch, da ſchmettern die Trompeten! Sieh, das Abendland zieht ein!
Langſam, abgemeßnen Schrittes, in geſchloßnen, ebenen Reihn,
Bannerherr voran und Marſchall, dann des Kampfes kund'ge Richter,
Herold, Reiſige, Ritter, Knappen, — immer dichter, immer dichter!

Mitten drin der Graf, begleitet von der Edelknaben vier,
Auf dem Helm das Horn von Urach und die wallende Federzier.
Reich von Steinen und Metallen ſchimmert Dolch und Wehrgehänge,
Selbſt das Roß, ein edler Rappe, prunkt mit fürſtlichem Gepränge.

Hinter ihm, wer überzählt ſie, Herrn und Diener, Banner, Wappen,
Pferde für das Ringelſtechen an der Hand getreuer Knappen,
Rüſtungen von Stahl und Eiſen, Mäntel auch von Sammt und Seide,
Helme, Schilde, Lanzen, Schwerter, Waffenlaſt und Luſtgeſchmeide!

Nur noch Einen nennt beſonders, auf dem Fuchs, in Stahl gerüſtet,
Ueber deſſen Haupt ein weißes Adlerſchwingen-Paar ſich brüſtet,
Weit die Menge überragend, wer mag dieſer Ritter ſein?
Kaum dem Fluge jener Schwingen, — das iſt Der vom Lichtenſtein! —

Einem Königsadler ähnlich, majeſtätiſch ſtill und ſchwer,
Schwinget ſich der Zug der Ritter in den Schranken rund umher,
Ohne Laut, in ſtrenger Ordnung, bis er vor des Führers Zelt
Hält und, Mann an Mann geſchloſſen, in ein ehernes Glied ſich ſtellt.

Wieder ſchmettern die Trompeten, Staub wallt auf und gelber Sand,
Dumpfe Paukenſchläge raſſeln, ſieh! es naht das Morgenland;
Wie die bunte Rieſenſchlange wilden Sprungs aus Buſch und Rohr,
Alſo ſchießt die Schaar der Wüſte raſch aus ihrem Lager vor.

Mähnen fliegen, Hufe ſtampfen, bunte Shawls und Tücher flattern,
Krumme Säbelklingen blitzen, züngelnd gleich gewundnen Nattern,
Dunkle Stirnen, Nachtgeſtalten tauchen auf und tauchen nieder
Innerhalb der weiten Schranken, kaum geſehn verſchwunden wieder.

In dem Mittelpunkt des Knäuels endig thront auf weißem Roß
Seines Stamms betagter Häuptling, rings umſchwärmt von wildem Troß;
Wie der Umritt iſt vollendet, ſtreckt er ſich auf weichem Pfühl
Hin und blickt mit klugem Lächeln in das wogende Gewühl.

Fertig ſtehn ſich gegenüber Abendland und Morgenland,
Wohl wie ſonſt zum Kampf gerüſtet, aber nur in Spiel und Tand;
Grüßend ſprengen alle einzeln, grüßend dann die ganze Reihe
Vor einander, ſo beginnend des erhabnen Feſtes Weihe.

Dann zu kunſtgerechtem Reigen einen ſich die beiden Glieder,
Die geſchickten Thiere ziehen Tanzfiguren auf und nieder;
Sinnig, wie verſchiedner Blumen Flor ſich ſchlingt zu einem Kranze,
Schlingt auch hier ſich durcheinander Helm und Turban, Säbel und Lanze.

Zum Beſchluß im Waffenſpiele fechten Ritter gegen Ritter,
Degen kreuzt ſich hier mit Degen, Lanzen brechen dort in Splitter,
Sarazenen, ſchnell zu Roſſe, haſchen ſich gewandt und wild:
Ueberall zum Feſt des Friedens zeigt der Krieg ſein buntes Bild.

Endlich in der Ihren Mitte, rings umbraust vom Scheingefechte,
Reichen ſich die beiden Führer hoch vom Roſſe ihre Rechte;
Auf zum Himmel ſteigt der Jubel der Triumph- und Siegsmuſik:
Abendländer, Morgenländer Hand in Hand und Blick in Blick.

Dieſes iſt, ſo ſchallt es freudig, wohl ein würdiges Liebesfeſt,
Wo Geſchied'nes ſich begegnet, ſich vereinigt Oſt und Weſt:
Die Oaſe iſt die Liebe, alle labend in der Wüſte,
Iſt der Kahn, der leichtbeſchwingte, zwiſchen Oſt' und Weſtens Küſte.

Wahrlich, Wunder wirkt die Liebe, wenn ſie Feindliches vereint,
Wenn als ew'ge Morgenröthe auf des Haſſes Nacht ſie ſcheint;
Aber doppelt herrlich iſt ſie, doppelt hoch- und gottgeſandt,
Wenn ſie ineinander ſchlinget, was Natur ſchon früh verband!

---

**Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 49.

Mittwoch, 10. December 1845.

[377] So eben iſt bei den Unterzeichneten erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Ulrich von Hutten.

### Ein Gedicht in ſiebenzehn Geſängen.

Von A. E. Fröhlich.

12. Preis ſchön broch. 1 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Es iſt wohl unnöthig dieſes ausgezeichnet ſchöne neue Werk des berühmten Dichters ausführlicher zu empfehlen.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[438] In C. G. Lieſching's Verlagshandlung in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Roſtem und Suhrab.

Eine Heldengeſchichte

in zwölf Büchern.

Von

Friedrich Rückert.

Zweite Auflage.

15 Bogen feinſtes Velin. Preis geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr. — 2 fl. 6 kr. rhein.

In elegantem Einband mit Goldſchnitt und Verzierungen $1\frac{3}{4}$ Thlr. — 3 fl. rhein.

Auf die Ausſtattung der vorliegenden zweiten Auflage iſt von dem Verleger beſondere Sorgfalt verwendet worden: möchte ſich in dieſer Geſtalt eines der edelſten und ſchönſten Erzeugniſſe des großen Dichters zahlreiche neue Freunde erwerben.

---

[418] Belehrende musikalische Weihnachtsgeschenke!

In unserm Verlag sind erschienen und durch alle solide Musik- und Buchhandlungen zu haben:

Lyser, Musikalisches Bilder-ABC, zum Lesenlernen der Noten, Vorzeichen und Schlüssel. Mit vielen Bildern. Fol. eleg. cart. schwarz 15 Sgr., illuminirt 25 Sgr.

Cramer, Der beste Rathgeber am Klavier. Neue vollständige Pianoforteschule. Op. 98 in 4 Abthl. Subscriptionspreis $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Moscheles u. Fétis, Die vollständigste Schule des Pianofortespiels. 3 Abthl. compl. Subscriptionspreis $6\frac{1}{3}$ Thlr. Einzeln: Theorie $3\frac{1}{3}$ Thlr., Anfangsübungen und fortschreitende Etüden von Moscheles, Czerny, Cramer, Bach etc. 1 Thlr., Etüden für Spieler höherer Ausbildung von Chopin, Döhler, Heller, Henselt, Liszt, Mendelssohn, Moscheles, Taubert, Thalberg. 3 Thlr.

Moscheles, Fétis, Kullak, Praktischer Theil der Methode des Pianofortespiels. Systematisch vom Leichtesten zum Schwersten fortschreitender Cursus mit genauer Bezeichnung des Fingersatzes. 10 Lief. Subscriptionspreis à $\frac{1}{2}$ — $\frac{2}{3}$ Thlr.

Anhang zu allen Klavierschulen: Leichte und zum Schweren fortschreitende vierhändige Pianofortestücke. Für den Unterricht mit genauem Fingersatz componirt von Cramer, Czerny, Hünten, Kalkbrenner, Döhler, Heller, Kullak, Moscheles, Liszt, Thalberg. 8 Lief. à $\frac{1}{3}$ Thlr. — Vierhändige Fugen f. Piano von Bach, Händel, Scarlatti. 2 Lief. à $\frac{1}{2}$ Thlr.

Czerny, Der gute Klavierspieler. Vollständiger Cursus von systematisch vom Leichten zum Schweren fortschreitenden Uebungen mit genau bez. Fingersatz. 6 Werke. Op. 748. 749. 751—755. 10 Lief. à $\frac{2}{3}$ Thlr.

Panseron, Musikalisches ABC, den Familienmüttern zum Unterricht der Kinder gewidmet. 5 Lief. Subscriptionspreis à $\frac{2}{3}$ Thlr.

— 75 leichte und fortschreitende Solfeggien mit Begl. des Piano. 5 Lief. Subscriptionspreis à $\frac{2}{3}$ Thlr.

— 50 Solfeggien für 2 Sopranstimmen. 4 Lief. Subscriptionspreis à $26\frac{1}{2}$ Sgr.

— 25 Exercicies et 25 Vocalises pour Mezzo-Soprano. Praktische Methode für Mezzo-Sopran. 4 Lief. Subscriptionspreis à $\frac{3}{4}$ Thlr. — Diese 4 Werke sind auch im Pariser und Brüssler Conservatorium etc. zum Unterricht eingeführt worden.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- und Musikhandlung.

---

[434] **Weihnachtsgeſchenke.**

Hannover, im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Gedichte

von

Adolf Stöber.

Miniaturausgabe.

12. Eleg. gebunden, mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 8 gGr.

Die Gedichte des rühmlichſt bekannten Dichters, deſſen Bemühungen um die Erhaltung und feſtere Begründung echt deutſchen Geiſtes im Elſaß die verdienteſte Anerkennung in ganz Deutſchland gefunden haben, erſcheinen hier zum erſten Male in ſtrenger Auswahl geſammelt. Die Verlagshandlung hat es ſich zur Pflicht gemacht, ſie auf das Sauberſte auszuſtatten, und darf dieſelben zu Feſtgeſchenken auf das Angelegentlichſte empfehlen, da die Sammlung ſich nach Gehalt und Form neben die beſten lyriſchen Gedichte der neueren Zeit ſtellt.

Gleichzeitig erſchienen in derſelben Ausſtattung:

## Gedichte

von

F. von Arentsſchildt.

Miniaturausgabe.

12. Eleg. gebunden, mit Goldſchnitt. 1 Thlr. 8 gGr.

Auch dieſe Sammlung tiefgemüthlicher Dichtungen, die in engeren Kreiſen bereits die lebhafteſte Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, darf den Freunden der Poeſie auf das Begründeteſte empfohlen werden.

Digitized by Google

[440] In S. G. Lieſching's Verlagsbuchhandlung in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Geſchichte
## Alexander's des Großen
### für die Jugend
von
**Guſtav Pfizer.**

Mit zwei Kupfern nach Thorwaldſen, einer Vignette und einer Charte der Heerzüge Alexanders. 8. 25 Bogen Velin. Eleg. cart. Preis 1½ Thlr. — 2 fl. 30 kr. rhein.

## Die ſchönſten Sagen
des
## klaſſiſchen Alterthums.
Nach ſeinen Dichtern und Erzählern
von
**Guſtav Schwab.**

Zweite durchgeſehene Auflage in drei Theilen.
Mit ſechs ſorgfältig ausgeführten Kupfern nach berühmten Meiſtern.
90 Bogen auf Velin. Preis geh. 3 Thlr. — 5 fl. 24 kr. — In drei Bände gebunden 3½ Thlr. 6 fl. 18 kr. rhein.

---

[435] Im Verlage von **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in Berlin, ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**F. W. Barthold,**
Profeſſor in Greifswald.

## Die geſchichtlichen Perſönlichkeiten
in
### Jakob Caſanova's Memoiren.
Beiträge zur Geſchichte des 18ten Jahrhunderts.
2 Bde. 8. geh. 3 Thlr.

Selten nur dürfte man einem Buche mit ſolcher Sicherheit einen weit ausgedehnten Leſerkreis verſprechen, als dieſer trefflichen hiſtoriſchen Darſtellung, die uns eine Fülle der bedeutendſten Perſonen und Begebenheiten aus einer der wichtigſten Zeitperioden zur Anſchauung bringt. Der eigenthümlich feſſelnde Reiz dieſer höchſt gelungenen Schilderung iſt ſchwer zu beſchreiben. An die wechſelvollen Lebensereigniſſe eines der merkwürdigſten Abenteurer ſich knüpfend, gibt ſie uns ein vollſtändiges Bild des vorigen Jahrhunderts; ſie läßt uns mit ſolcher Klarheit in das Treiben der höchſten und niedrigſten Geſellſchaftskreiſe blicken, bietet ſo pikante Details in Betreff des damaligen Sittenzuſtandes und wirft ein ſo helles Licht auf ſo manche dunkle Stellen jener intriguenreichen Zeit, daß man ſich nur ungern von dem lebensvollen Gemälde trennt, und ſich immer wieder angeregt fühlt, den Blick auf daſſelbe zurückzuwenden.

**C. G. Carus,**
Leibarzt Sr. Majeſtät des Königs von Sachſen und Geh. Medicinalrath.

## England und Schottland
### im Jahre 1844.
2 Thle. 8. geh. 3⅓ Thlr.

Die genannten Länder, welche der als geiſtreicher und ſcharfſichtiger Beobachter anerkannte Verfaſſer in vorſtehendem Werke ſchildert, hat derſelbe in den günſtigſten Verhältniſſen, im Gefolge eines Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden Monarchen durchreiſt, und es erſchloſſen ſich ihm unter dieſen Umſtänden Schätze der Anſchauung, die nicht jedem Reiſenden zugänglich ſind. Mit dem ihm eignen in die Tiefe gehenden Blicke betrachtet er was in Natur, Kunſt und Induſtrie Schönes und Großartiges ſeiner Beobachtung ſich darbietet, und zeichnet mit treffender Schärfe die charakteriſtiſche Phyſiognomie des merkwürdigen Inſelreichs, deſſen eigenſtes Weſen er überall ſich klar zu machen geſtrebt hat.

### Die fünfte Auflage
von
## Geibel's Gedichten.
8. ſehr elegant geh. 2 Thlr., in Engl. Einband mit Goldſchnitt 2½ Thlr.

---

[414] **Schönwiſſenſchaftliches Werk.**

Bei Metzler in Stuttgart erſcheinen:

### Geſammelte Werke
von
## Charles Sealsfield,
Verfaſſer des „Legitimen", des „Viren", der „Lebensbilder aus der weſtlichen Hemiſphäre" ꝛc.
In 13 Bänden oder 52 Lieferungen.

Nachdem ſeit Jahren unſere beſten kritiſchen Blätter und die ausgezeichnetſten Kunſtrichter über die Werke des unter dem Namen des „großen Unbekannten" in der deutſchen Literatur längſt berühmten Verfaſſers des „Legitimen" ꝛc. die höchſte Anerkennung und Bewunderung einſtimmig ausgeſprochen, nachdem dieſe Schriften, neuerlich in England und in Nordamerika wiederholt ins Engliſche überſetzt, auch dort die allerglänzendſte Aufnahme gefunden, beſchenkt uns dieſer Verfaſſer hier zum erſtenmal mit einer Sammlung ſeiner Werke, welcher er, die lange beibehaltene Anonymität ablegend, ſeinen Namen Charles Sealsfield vorzuſetzen erlaubt hat.

Was uns in Sealsfields Schriften ſo mächtig entgegentritt, uns zwingt ihn nur zu lieben und zu bewundern, iſt die Bedeutung der modernen Nationalität, die Tiefe der politiſchen Bildung und der Reichthum der Charakteriſtik. Und welche Naturſchilderung ſteht dieſen lebensfriſchen Bildern aus einer großartigen Nationalität zur Seite! Wie gibt das Alles unſer Dichter in einer ſo gewählten und neuen, als einfachen und Alles vermögenden Sprache! Wie iſt ferner die Religion, wo ſie hervortritt, ſtets in einer wahrhaft grandioſen, Alles durchdringenden Welt-Glorie gehalten! Um aller dieſer Eigenthümlichkeiten willen ſind denn auch dieſe, von Fülle ſchaffender Phantaſie durchdrungene Werke, die zunächſt auf dem Boden von Nord-Amerika ſich hervorbilden, gleich wichtig für den Fürſten,

den Staatsmann, den Gelehrten, wie für den gebildeten Mittelſtand, die kräftigendſte und bildendſte Lectüre für **Männer**, die innerlich bildendſte und hinreißendſte für **Frauen**, und wir rechnen uns zur Ehre, dieß echt nationale Werk dem Publikum vorlegen zu dürfen.

In Druck und Papier ſchön ausgeſtattet und in größerem Taſchenformat, wird dieſe Sammlung folgende Schriften Sealsfields in dritter, neuerdings durchgeſehener Auflage umfaſſen:

**Der Legitime und die Republikaner.** 3 Bde.
**Der Virey und die Ariſtokraten.** 3 Bde.
**Morton oder die große Tour.** 2 Bde.
**Lebensbilder aus der weſtlichen Hemiſphäre.** 5 Bde., enthaltend: Howard's Brautfahrt; Doughby's Brautfahrt; Pflanzerleben; die Farbigen; Nathan der Squatter-Regulator.

Dieſe 13 Bände, die nicht getrennt abgegeben werden, erſcheinen in 52 gehefteten Lieferungen und der Subſcriptionspreis der Lieferung iſt nur

**15 kr. rhein. oder 5 Sgr.**

Wenn trotz des theuern Preiſes der beiden früheren Ausgaben, in welchen dieſe vier Schriften in 13 Bdn. auf 32 fl. 12 kr. oder 21 Thlr. zu ſtehen kamen, ihre Trefflichkeit ihnen ſchon bisher einen großen Leſerkreis verſchafft hat, ſo dürfen wir um ſo zuverſichtlicher hoffen, daß nun bei dem ſehr billigen Preiſe dieſer neuen Ausgabe Sealsfields Schriften erſt recht in den Kern der Nation eindringen und die verdiente ausgedehnteſte Verbreitung finden werden in allen Ländern deutſcher Zunge.

Die 1ſte bis 12te Lieferung ſind ſo eben erſchienen und, ſo wie ausführliche Proſpekte über dieſes Werk, vorräthig, und die Subſcription iſt eröffnet in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der öſterreichiſchen Monarchie, der Schweiz und des übrigen Auslands.

---

[361] So eben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Bibliothèque choisie

de la

## littérature française.

**Collection des meilleurs ouvrages anciens et modernes.**

Format in-8,. Papier vélin.

Établir pour les hommes de goût une bibliothèque vraiment choisie, et qui contienne les productions les plus remarquables de la littérature française ancienne et moderne, tel est le but que nous nous proposons d'atteindre en publiant cette collection.

Ouvrages publiés:

**Sand,** Indiana. Edition autorisée par l'auteur. 20 Ngr.

**Molière,** Oeuvres choisies. En 2 vols. Tome I. 20 Ngr.

Ferner verſandten wir:

**Dumas** (Alexandre), **La Dame de Monsoreau.** Roman en 4 vols. In-8. Preis des Bändchens 15 Ngr.

Dieſe elegante Ausgabe des neueſten Romans des berühmten Verfaſſers wird allen Freunden der neuern franzöſiſchen Literatur willkommen ſeyn; ſie iſt bei weitem billiger als die Brüſſeler Ausgaben es zu ſeyn pflegen, und durch ihre ſaubere Ausſtattung und Korrektheit ſteht ſie dieſen wie den Pariſer Ausgaben in keiner Weiſe nach.

Leipzig, im Oktober 1845.

**Brockhaus & Avenarius.**

---

[422] **Empfehlende Weihnachtsgeſchenke**
im Verlage von F. Rubach in Berlin:

**Fornet, W.,** Allgemeine Weltgeſchichte für Töchter gebildeter Stände. Ein Leitfaden zum Gebrauch in Schulen und zum Selbſtunterrichte. Mit Kupfer $1\frac{1}{3}$ Thlr. Schulausgabe ohne Kupfer $\frac{2}{3}$ Thlr.

**Satori, J.,** (Neumann), Buch für Töchter gebildeter Stände. Mit drei Stahlſtichen. geb. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

---

[439] In S. G. Lieſching's Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Kinderheimath

in Liedern von Friedrich Güll

und

**Bildern von Franz Pocci.**

Mit einem Vorwort

von

**Guſtav Schwab.**

Breit 8. Mit 60 Holzſchnitten. Elegant cartonirt 1 Thlr. — 1 fl. 36 kr. rhein.

Vorliegendes Büchlein iſt die zweite vermehrte Auflage der „Kinderheimath in Bildern und Liedern von F. Güll“, die eine neue Zierde in den lieblichen, geiſt- und gemüthvollen Bildern des Herrn Grafen Pocci erhalten hat — eine Zierde, welche den großen Kreis der Freunde und Leſer der „Kinderheimath“ ſicher noch um Vieles erweitern wird.

---

[382] So eben iſt neu erſchienen:

## Geſchichte der Kreutzzüge

**v. Michaud und Poujolat.**

Für die reifere Jugend und die Gebildeten im Volke

bearbeitet von

**G. Hertel,**

Rektor in Zwickau.

Mit einer ſchönen Charte

elegant gebunden. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

**Leipzig, Verlag von Friedrich Fleiſcher.**

Ein Buch, welches ſowohl durch ſeinen Inhalt ſelbſt, als durch deſſen geſchmackvolle Darſtellung jedem Gebildeten großen Genuß gewähren und ſich beſonders auch zu einem werthvollen Feſtgeſchenk an gebildete Jünglinge eignen wird.

---

[397] Im Verlage von **Robert Kittler** in **Hamburg** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Henriette Hanck's** Schriften, 1r Band enth.: „Tante Anna.“ Eingeleitet von H. C. Anderſen. 8. Velinp. geh. 1 Rthlr.

Der Dichter Anderſen ſtellte zuerſt die Schriften dieſer jungen Dame, deren Sinn und Gemüth ſo echt deutſch ſind, wie ſie auch ihre Schriften im Originale

Digitized by Google

deutſch geſchrieben hat, den Schriften von Fredrike Bremer und Flygare-Carléen zur Seite. Ein Rezenſent im „Telegraphen Nr. 150" ſagt: „Dieſe Novelle bewegt ſich im häuslichen Kreiſe, doch erfaßt die Verfaſſerin die Charaktere tiefer und ſchildert ergreifender als Fredr. Bremer."

---

[432] So eben iſt erſchienen:

# Spaniſches Theater.

Herausgegeben
von
**A. W. von Schlegel.**
**Zweite Ausgabe,**
beſorgt von
**Eduard Böcking.**
**2 Bände.**

Auch mit dem Titel:

## Schauſpiele

von
**Don Pedro Calderon de la Barca.**

Taſchenformat. Geh. Preis $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Leipzig, 20. Nov. 1845.

**Weidmann'ſche Buchhandlung.**

---

[433] Bei Gebhardt & Reisland in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

**Leonore und Mathilde**
oder

# Moderne Bildung.

Frei nach dem Engliſchen der
**Miß Sinclaire**
von
**Louiſe Marezoll.**

3 Bände, geh. Preis $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Dieß Werk — kein gewöhnlicher Roman — von dem in England in kurzer Zeit

**acht tauſend Exemplare**

verkauft wurden, wird den Leſer nicht bloß in hohem Grade unterhalten, ſondern auch in vielfachen Beziehungen geiſtig anregen und einen nachhaltigen, wohlthätigen Eindruck hinterlaſſen.

---

[428] **Geographisches Lexikon für Geschäfts- und Kaufleute, Beamte etc.**

**Preis-Ermäßigung.** In allen Buchhandlungen iſt noch, ſo weit unſer Vorrath ausreicht, zum nachſtehenden herabgeſetzten Preiſe zu haben:

**Dr. Friedr. Alb. Niemann's**

## Geographiſch-ſtatiſtiſches
## Comtoir- u. Zeitungs-Lexikon
für alle Stände.

Enthaltend die geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung aller Länder, Meere, Seen, Flüſſe, Inſeln, Gebirge, Reiche, Provinzen, Städte, wichtigſten Flecken und Dörfer, Fabrikörter, Bäder ꝛc. in Hinſicht der Lage, Größe, Produkte, Merkwürdigkeiten, Staatseinrichtungen, Hauptbeſchäftigungen, Fabrikate, des Handels, der Anzahl der Bewohner und Häuſer. In alphabetiſcher Ordnung. Für Geſchäftsmänner, öffentliche Büreaux, Comtoirs, Kaufleute, Fabrikanten, Manufakturiſten, Zeitungsleſer, Reiſende, überhaupt für gebildete Stände und Jeden, der über Gegenſtände der Geographie ſchnell belehrt ſeyn will. Zweite Auflage. gr. 8.

Herabgeſetzter Preis: $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Baſſe'ſche Buchhandlung.

---

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Handbuch und Wegweiſer**
für

# Auswanderer

**nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.**
Mit einem ſtatiſtiſchen Anhang und einer illuminirten Karte.
Von
**Francis J. Grund.**

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Dieſes Buch gibt den Auswanderern die ausführlichſte Belehrung über alle jene Dinge und Verhältniſſe von Amerika, welche ſie vor Allem zu wiſſen nöthig haben, und wird ſie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluſte aus Unkenntniß der Geſetze, Sitten und Gebräuche ſicher ſtellen, welchen unſere Landsleute in jenem Welttheile ſo vielfach ausgeſetzt ſind.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# Walachische Mährchen,

herausgegeben von
**Arthur** und **Albert Schott.**

**Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen.**

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Dieſe Mährchen ſind hier ſo mitgetheilt, wie ſie unter den Walachen des Banats in mündlicher Ueberlieferung leben: anſpruchslos und doch überaus reich, ein neugehobener Schatz echter Dichtung. Wenn ſie auf der einen Seite vielfältig an die Mährchenwelt des deutſchen Volkes erinnern, welches mit den Walachen durch die große Donauſtraße unmittelbar in Verbindung ſteht; ſo ſtreifen ſie nach der andern in die romaniſche, ſlaviſche, griechiſche hinein. Manches iſt ſogar unmittelbar mit den Göttерſagen der alten Welt verwandt; anderes mag noch ſpät mit Cumanen und Madjaren aus dem fernen Aſien eingewandert ſeyn. Da bei jedem Volk das geiſtige Leben, zu dem wir auch die Mährchen zählen dürfen, ein Abbild ſeines äußeren Entwicklungsganges iſt, ſo ſchien es zweckmäßig in einer Einleitung über die äußeren Schickſale des walachiſchen Stammes, über ſein Verhalten zu Chriſtenthum und Bildung, über die Herkunft und Entwicklung ſeiner Sprache das Wichtigſte zuſammenzuſtellen. Der Leſer findet alſo hier den erſten Verſuch einer Geſchichte der Walachen, dieſes merkwürdigen Vorpoſtens romaniſcher Zunge gegen Oſten. Der Anhang hat ſich die Aufgabe geſtellt, darzuthun, daß Mährchen überhaupt nur Ueberreſte heidniſcher Götterſage ſind, und dieß für jede der mitgetheilten Erzählungen im Einzelnen zu beweiſen.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

Digitized by Google

№ 296.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 11. December 1845.

> — Seville, a pleasant city,
> Famous for oranges and women — he
> Who has not seen it will be much to pity,
> So says the proverb.
>
> Byron.

## Reiſebilder aus Spanien.

### Ein Weihnachtsabend in Sevilla.

Am 7. December 1844 langte ich in Sevilla an, im ſchlechteſten Humor von der Welt in Folge des ſcheußlichen Regenwetters, welches bereits hinter Utreva begonnen hatte, ſo daß ich, wie die Spanier bezeichnend ſagen, „hecho una sopa“ (in eine Suppe verwandelt), in die berühmte Stadt kam. Die engen, krummen, ſchmutzigen Gaſſen waren ganz vom Waſſer überſchwemmt, das in gewaltigen Strömen von den Dächern herabſtürzte; die Wolken lagen dicht über den Häuſern und die Giralda ſchimmerte wie ein Nebelgeſpenſt durch die dichte Regenatmoſphäre. Dieß war das Bild, welches mir das geprieſene Sevilla bei meiner Ankunft bot. Durch den erſten Eindruck, welchen ein Ort macht, wird ja das Urtheil des Reiſenden über denſelben ſtark gefärbt, und ſo mag es gekommen ſeyn, daß ich mich troß eines monatlangen Aufenthalts in Sevilla mit dieſer ſo berühmten Stadt nicht befreunden, nicht in den bekannten Refrain der Andaluſier einſtimmen konnte: „Quien no ha visto à Sevilla, no ha visto maravilla“ (wer Sevilla nicht ſah, hat kein Wunder geſehen).

Ich war am Vorabend eines großen Kirchenfeſtes angekommen; es war die visper de la santisima concepcion (Mariä Empfängniß), und der Jungfrau zu Ehren wurde Abends die Stadt beleuchtet. Schade, daß es in Strömen goß und der ſcharfe Nordwind die Lampen alle Augenblicke auslöſchte, weßhalb die Erleuchtung der Giralda unterbleiben mußte. In der Cathedrale war feierliches Hochamt, der Andrang der Menſchen aber ſo groß, daß es unmöglich war, hinein zu kommen, und ſo zog ich es vor, begleitet von einem mir befreundeten Landsmann, in die Campana, das zweite Theater von Sevilla, zu gehen. Hier geht es ſehr zwanglos zu; man raucht, ſpricht mit den Schauſpielern und macht laut ſeine Bemerkungen über das Stück. Nirgends aber ſieht man beſſer das „sainete,“ das ſpaniſche Vaudeville, das indeſſen vom franzöſiſchen ſehr verſchieden iſt, indem es immer nur Scenen ans dem Volksleben und gewöhnliche Ereigniſſe des Tages darſtellt. Deßhalb iſt die Campana das beſuchteſte Theater von Sevilla. Das große, in mauriſchem Styl dekorirte Hauptheater, deſſen in den glänzendſten Farben ſchillernde Decke eine Nachahmung der prachtvollen Holzmoſaik eines der Säle des Alcázar iſt, wird wenig beſucht, theils weil in Sevilla, als einer Handelsſtadt, der Sinn für höhere Schauſpielkunſt wenig entwickelt ſcheint, theils weil die dermaligen Schauſpieler großentheils erbärmliche Stümper ſind.

Wegen des faſt ununterbrochen anhaltenden Regenwetters, in deſſen Folge der Guadalquivir meilenweit

Digitized by Google

aus ſeinen Ufern trat, konnte ich weder Ausflüge in die Umgegend machen — der intereſſanteſte Punkt ſind die benachbarten Ruinen der alten Italica — noch ſelbſt die Sehenswürdigkeiten der Stadt in guter Laune in Augenſchein nehmen. Erſt gegen Weihnachten ſchien das Wetter ſich aufhellen zu wollen, und der heilige Abend war der erſte wirklich ſchöne Tag ſeit meiner Ankunft.

Selten im Jahre bietet Sevilla einen ſo buntbelebten Anblick, wie am Tage der noche buena und am heiligen Weihnachtsabend. Schon eine Woche vor dem Feſte machte ſich ein ungewöhnlich lebhaftes Treiben vor der Puerta de Triane, welche nach der Schiffbrücke führt, bemerkbar, obwohl daſelbſt wegen der Nähe des ſchiffbaren Stroms ſtets reges Leben herrſcht. Längs des Quais ſah man eine Menge Buden errichten, in welchen allerhand Spielzeug, muſikaliſche Inſtrumente, namentlich Tambourins, Confekt und andere Lebensmittel verkauft wurden. Alles dieß erinnerte mich lebhaft an den Chriſtmarkt in den Städten meines Vaterlandes, und dennoch konnte ich mich kaum überzeugen, daß es Weihnachten ſey, wenn mein Blick auf die grünen Fluren, die dicht belaubten, mit goldenen Früchten reich beladenen Orangen und die blühenden Roſenhecken der Promenade fiel. Mächtige Haufen friſcher Orangen, Citronen, Kaſtanien, Nüſſe, Bataten, Chirimoyas, ſo wie die Baumfrüchte des Nordens lagen auf Eſpartomatten längs des Ufers von der Brücke an bis zur Torre del Oro ausgebreitet, jenem mächtigen achteckigen Thurme, deſſen Erbauung man gewöhnlich Julius Cäſar zuſchreibt und welcher gegenwärtig als Signalhaus für den Hafen dient. Eine Menge Mädchen und Frauen von broncefarbenem Teint, das kleine, den Sevillanerinnen eigenthümliche ſchwarzſeidene Tuch loſe um die Schultern geſchlagen, unterhandelten lebhaft geſtikulirend mit den Verkäufern, oder zankten ſich mit untergeſtemmten Armen mit den muthwilligen Söhnen des Meeres. Hier boten Blinde, geleitet nach ſpaniſcher Sitte von kleinen Hunden, welche eine Glocke am Halſe tragen, Lotterielooſe oder auf Löſchpapier gedruckte Romanzen, Volkslieder, Wunder- und Mordgeſchichten aus, dort prieſen pfiffige Zigeuner mit lautem Geſchrei die Vorzüglichkeit ihrer Truthühner, welche ſie an dieſem Tage in großen Heerden nach Sevilla bringen, indem es am Weihnachtsfeſt Sitte iſt, Truthühner zu eſſen. Dann und wann durchbricht ein Majo in eleganter phantaſtiſcher Tracht auf prachtvoll geſatteltem Pferde mit ſtolzer und herausfordernder Geberde das dichte Menſchengewühl und muthwillige Buben machen mit Klappern und andern disharmoniſchen Inſtrumenten überall einen furchtbaren Lärm und necken die vorübergehenden Spaziergänger.

Das ächte Feſtleben entwickelt ſich aber erſt nach Sonnenuntergang. Banden von Mädchen, die ſchwarzen Haare mit bunten Bändern durchflochten und begleitet von jungen Leuten in andaluſiſcher Tracht, an deren erhitzten Geſichtern man ſieht, daß ſie dem Bacchus bereits bedeutende Opfer gebracht haben, durchziehen die Straßen geräuſchvoll und ein eigenthümliches eintöniges Lied ſingend, welches ſie mit Guitarrenſpiel, Tambourins und Caſtagnetten begleiten, necken alle Vorübergehenden und halten hier und da auf öffentlichen Plätzen, um Nationaltänze aufzuführen. Aguadores und Andere, ein eigenthümliches, aus Mandeln, Honig, Zucker und Mehl bereitetes ſteinhartes Gebäck herumtragend, zeigen ſich in allen Gaſſen; die Kaufläden und namentlich die Conditoreien ſind mit bunten Lampen beleuchtet und Alles verläßt die Häuſer, um auf den öffentlichen Plätzen zu luſtwandeln. So dauert das bunte Treiben, das häufig genug in blutige Händel ausartet, bis gegen eilf Uhr, wo ſich allmählig die Menge verläuft, und um Mitternacht iſt an die Stelle des lärmenden Gewühls feierliche Stille getreten, und nur dann und wann hallen die einſamen Tritte eines Verſpäteten in den menſchenleeren Gaſſen wieder.

(Schluß folgt.)

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſetzung.)

Hiegegen wurde von der Geſellſchaft manches Gegneriſche oder doch Einſchränkende von politiſchen und religiöſen Märtyrern, von ſtillen Duldern, von ſich dem gemeinen Beſten Opfernden vorgebracht, welches der kategoriſch Aufgetretene dadurch zu beſeitigen ſuchte, daß er ſagte, er denke an den Menſchen überhaupt, nicht an einzelne ſeltene große Charaktere, die nicht nur über den konventionellen Verhältniſſen, ſondern ſogar über ihrem eigenen bürgerlich häuslichen Daſeyn ſtehen, die im Stande ſeyen, der Wahrheit und dem Recht ihre langgehegten Anſichten und Ueberzeugungen zum Opfer zu bringen. Doch wolle er darauf aufmerkſam machen, daß die geheiminnerſten Motive der ſogenannten edeln, großſinnigen Handlungen nie an's Licht kommen, auch nicht davor gehören, daß man aber bei den in Gedanken ausgetheilten Bürger- oder Märtyrerkronen nicht zu warmblütig verfahren ſoll, weil auch der Tugendheld ein Menſch ſey und oft ſelbſt ſeiner verborgenſten Motive nicht ganz klar ſich bewußt werde.

Dieſe Aeußerung wurde ohne Widerſpruch gut aufgenommen und leitete ungeſucht dahin, daß mehrere Amtsbrüder dem Paſtor R. das Verbindliche ſagten, wie er als Kanzelredner ſo aus dem menſchlichen Leben zu ſprechen, wie er gleich durch ſeine Eingänge die Zuhörer zu feſſeln, zu greifen wiſſe, daß Jeder auch an

Digitized by Google

ſich denken müſſe und nicht verſucht ſeyn könne, weil die Farben zu ſtark aufgetragen ſeyen, auf den lieben Nächſten abzuladen und ſich ſelbſt bei allen Ermahnungen und Gewiſſensrührungen auszunehmen.

„Wenn ich," äußerte in Beſcheidenheit, doch nicht ohne Selbſtbewußtſeyn, der Gelobte, „einiges Talent bei meinen Vorträgen eben in der von Ihnen gütigſt berührten Richtung beſitze, ſo danke ich es meiner angeborenen Gewohnheit, die Menſchen zu beobachten, Menſchliches überall wahrzunehmen, auch meinem Bildungsgang, indem ich nicht in alten, abgeſchloſſenen Kloſterſchulen ſtudirt habe, nicht auf abgelegenen Dorfvikariaten verbauert bin, ſondern als Hofmeiſter eines Grafen die Welt geſehen, die verſchiedenartigſten Lebensverhältniſſe, Charaktere und Motive kennen gelernt habe."

Dieſe Aeußerung nahm beſonders einer der Anweſenden, eben unſer Eingangs erwähnter würdiger, aber rigoroſer Pfarrer in W. nicht ohne Regungen des Unmuths hin; denn gerade er hatte einen ganz andern Weg genommen. Von Kindheit auf in die Bücher vergraben, allen Knabenſpielen abhold, war er als fleißiger Zögling durch die Seminarien gewandelt, hatte ſich oft mit übergroßer Anſtrengung akademiſche Preiſe erworben, war dann von der Hochſchule weg Gehülfe ſeines betagten, kränklichen, zum Pietismus geneigten Vaters geworden und hatte nach deſſen Tod den größten Theil der Zeit bis zu ſeiner Anſtellung in ein paar entlegenen Gebirgsdörfern als Vikar zugebracht, und dieß weder mit der Natur, noch mit den Bewohnern verkehrend und in beinahe gänzlicher Unkenntniß von Beiden, ja in einer Art Oppoſition gegen ſie.

Auch jezt, obwohl ſein Pfarrdorf nur ein paar Stunden von der Stadt entfernt war, kam er ſelten herein. Nur amtliche Geſchäfte, Familienangelegenheiten, die Stadtbibliothek vermochten ihn ſeiner Studirſtube zu entziehen. Hatte er von der Bibliothek ein Buch in der Taſche oder unterm Arm, ſo ſah und hörte er nichts von dem, was in den Straßen vorging, begann auch, wenn nicht ſchon in dieſen, doch ſogleich vor'm Stadtthor in ſeinem Schatze zu leſen. Das Pfarrkränzchen beſuchte er nur, wenn keiner von ſeinen vielen Abhaltungsgründen eintrat. — Er hatte eine Frau, die er auf Empfehlung ſeiner Angehörigen geheirathet und aus Chriſtenpflicht liebte. Kinder hatte ſie ihm nicht geboren; ſie war um einige Jahre älter als er.

Das Geſpräch im Kränzchen hatte ſeinen nicht unintereſſanten Fortgang. Die Faſchingszeit lieferte manche Bemerkung über Volksbeluſtigung und Lebensgenuß, über Erlaubtes, Bedenkliches, Unſittliches. Es kam zur Sprache, wie der anweſende Stadtpfarrer N. am lezten Sonntag es als höchſt unpaſſend gerügt, wenn ein Maskenball am Sonnabend abgehalten werde — er zielte auf die Harmonie, in der es geſchehen — um, wie die Leute ſagen, am Sonntage recht ausſchlafen zu können. Die Strengern wollten den ganzen, unſerer ernſten Zeit nicht mehr recht anſtehenden Mummenſchanz abgeſchafft wiſſen und goßen über das bekannte Volkswort: „wer nicht des Jahres Einmal recht toll ſeyn und austoben dürfe, der ſey das ganze Jahr nicht vor Ausbrüchen der Narrheit ſicher," die ſchärfſte Lauge aus, indem es einem Glaubigen nicht gezieme, die Beſonnenheit, die ihn ja ſtets auf Schritt und Tritt begleiten ſolle, durch ſolche Exceſſe als einen darauf folgenden, meiſt nur kurzen moraliſchen Katzenjammer zu erkaufen. Als aber der Pfarrer L. im Sinne der Ascetik, die er der Mehrzahl ſeiner Beichtkinder eingepflanzt, vollends allen Beſuch der öffentlichen Vergnügungsorte, des Wirthshauſes für verführeriſch, jedenfalls für bedenklich, das Tanzen aber für eine unerlaubte ſinnliche Luſt gehalten wiſſen wollte, erhoben ſich mehrere Stimmen gegen dieſe zu große Strenge in Weltdingen.

„Was Brüderſchaften, Vereine, Sekten in dieſer Beziehung über ſich vermögen" — äußerte der ſonore Paſtor N. — „dazu werden wir das Volk im Ganzen nie bringen. Es iſt auch wohl im Weltgange nicht ſo gemeint. Wir predigen z. B. immer gegen den Luxus. Hielte ſich aber Jeder im Volk nur an das Nothwendige, das wahrhaft Nützliche, ſo entſtünde eine Revolution in der ganzen induſtriellen und kommerziellen Welt. Die Aeltern ſind hierin Regenten in ihrem Hauſe; ſie können bei ſich und den Ihrigen dem Strom der Mode, dem Unmaß des Luxus, dem Unſinn der Oſtentation widerſtehen und mitten im Element dieſer verderblichen, Herz und Sinn gefangen nehmenden Albernheiten Maß und Vernunft halten, ohne den Anſtand zu verletzen. So iſt es nun mit allen Vergnügungen, allen ſinnlichen und Kunſtgenüſſen, welche namentlich in den Städten dem Publikum in ſo reichem Maße geboten werden, ſo daß in unſern Tagen die öffentlichen Blätter mit derlei Ankündigungen erfüllt ſind, als lebten wir im Schlaraffenland, worüber die armen Leute auf dem Dorfe mit Recht ſtutzig werden, weil ſie glauben, die ganze Bevölkerung der Stadt lebe Tag für Tag herrlich und in Freuden, während doch jeder ſparſame Hausvater ſeiner wohlerzogenen Familie nur hie und da einen ſolchen meiſt belehrend bildenden Genuß zur wohlverdienten Erholung vergönnt."

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Prag**, November.

Spinnſchulen im böhmiſchen Gebirge. — Theater.

Eine eben ſo erfreuliche als merkwürdige und in ihren wohlthätigen Folgen für die Bewohner der böhmiſchen

Digitized by Google

Gebirge unberechenbare Anſtalt iſt die Spinnſchule zu Adersbach, welche der Beſitzer dieſer Herrſchaft, Louis v. Nadherny, im laufenden Jahre in's Leben rief. Er ließ einen Spinnmeiſter, Heinrich Wiesbrock, aus Weſtphalen kommen und begründete in Adersbach die erſte Spinnſchule, die durch ein ſchnelles und treffliches Gedeihen den Abſichten ihres Stifters auf's Erfreulichſte entſpricht. Der Spinnlehrer lehrt ſeine Schüler nicht allein techniſche Vortheile im Handſpinnen ſelbſt, ſondern er führte zugleich wichtige und umfaſſende Reformen im Flachsbau und in der Flachsröſte ein, welche es erleichtern, ein feines und gleiches Geſpinnſt zu erzeugen. Statt flach zu ackern und zu ſäen, wird nach der neuen Methode, wo es der Boden erlaubt, einen Schuh tief geackert, eben ſo tief geſäet, dann geeggt und darauf feſt gewalzt. Die Saat geht natürlich ſpäter auf, kommt aber nach dem erſten Regen ſehr dicht und ſchön, und der Flachs iſt lang und von vortrefflicher Qualität. Nach dem Raufen wird er geriffelt und dann in kleinen Bündeln von $\frac{1}{2}$ Schuh Durchmeſſer in ſtehendem weichen Waſſer, mit Stroh bedeckt und mit Steinen belegt, geröſtet. Je nach Umſtänden iſt die Röſtung in 4 bis 10 Tagen beendet, was man daran erkennt, wenn der einzelne Stängel ſich abbrechen läßt, ohne Faſern zu ziehen, und daß er im Waſſer unterſinkt. Nun wird er herausgenommen und ausgebreitet, wobei er, beſonders bei günſtigem Wetter, ſchon in 24 bis 36 Stunden weiß zu werden anfängt, in 8 bis 10 Tagen längſtens ganz gebleicht iſt. Durch die eingeführte Methode dürfte der Verdienſt des Spinners auf das Vierfache geſteigert werden. Von Herrn v. Nadherny aufgefordert, ſandte auch die Nachbarſchaft Schüler (die Herrſchaft Nachod zuerſt acht Individuen) in die Spinnſchule nach Adersbach, von welchen zwei, bereits abſolvirt, neue Spinnſchulen auf Nachod und in Schleſien begründen werden. Unter den zahlreich angemeldeten Schülern der leztern Zeit befindet ſich auch einer aus Laibach, welchen der innerösterreichiſche Gewerbeverein dahin ſandte, um die verbeſſerte Flachsbereitung und Spinnkunſt auch nach Illyrien zu verpflanzen. Für das nächſte Jahr ſoll der weſtphäliſche Spinnmeiſter von dem Grafen von Harrach zur Errichtung von Spinnſchulen auf ſeinen Herrſchaften gewonnen ſeyn. Der Verein zur Beförderung des Gewerbsgeiſtes in Böhmen hat eine Deputation nach Adersbach geſandt, deren Erwartungen troz der bereits verbreiteten Nachrichten noch weit übertroffen wurden, und Herr Rauſch hat in der Sizung des Vereins einen lichtvollen, trefflichen Bericht über dieſe wohlthätige Einrichtung mitgetheilt.

Unſere Bühne hat in den lezten Wochen nicht weniger als vier Neuigkeiten gebracht, die aber insgeſammt nur ein für allemal gegeben worden ſind: „der alte Magiſter," Schauſpiel in vier Akten von Roderich Benedix; „Ritter und Zitherſchlägerin," romantiſches Schauſpiel mit Geſang und Tanz in fünf Akten, nach dem Franzöſiſchen von Dr. G. N. Bärmann; „die unſichtbare Beſchüzerin," Luſtſpiel in vier Akten, nach dem Franzöſiſchen des Alexander Dumas von Heinrich Börnſtein; „der Millionär und ſein Schwiegerſohn," Schauſpiel in fünf Akten, nach Leonce und Moleri von Lembert. — Der Name Roderich Benedix hat keinen übeln Klang in der Luſtſpielwelt; hier brachte er uns ein Schauſpiel, „der alte Magiſter," welches jenen guten Klang kaum erhöhen wird. Benedix iſt gewöhnlich ziemlich glücklich in der Wahl ſeiner Stoffe, die er mit Geſchick behandelt, nur aber gewöhnlich etwas zu ſehr in die Länge und Breite dehnt. Hier hat er gar keinen glücklichen Griff gethan. Die Freiheitskämpfe von 1813 intereſſiren nicht mehr, noch weniger die alten Schelme, die ihre Töchter im Ecarté verlieren; die Duelle und die langweilig tugendhaften Liebenden ſind aus der Mode, und das Verwechſeln der Kinder, welches das Hinderniß ihrer Verbindung auflöst, iſt vollends Rococo. Das Stück hat übrigens manche hübſche Momente und eine trefflich gezeichnete Geſtalt, die alte Haushälterin. — „Ritter und Zitherſchlägerin" hat ſich leider um einige Jahrzehende verſpätet. „Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann," und dergleichen Schönheiten à la Precioſa, Laſarilla u. ſ. w., von verliebten großen Herrn und ganz ordinären Komödienſpizbuben umgeben, noch einiges Glück machten. — Hinter dem Titel „die unſichtbare Beſchüzerin" hat Börnſtein A. Dumas' bekanntes Luſtſpiel: „Les demoiselles de St. Cyr" ſo wohl maskirt, daß man es in der That nicht leicht wieder erkennen kann. Aber à quoi bon? Madame de Maintenon und das von ihr begründete Erziehungsinſtitut ſind ja ſchon öfter über die deutſche Bühne gewandert; warum muß es dießmal eine geheimnißvolle Tante ſeyn, und warum darf man gar nicht wiſſen, wo man ſich im erſten Akte befindet? Freilich macht die Erziehung der Fräulein Charlotte und Louiſe der Anſtalt nicht viel Ehre, denn die erſte iſt, troz mancher Tugendtiraden, doch ſehr leicht zur Entführung disponirt, und die zweite weiß Intriguen zu ſchmieden, als wäre ſie Jahre lang die Soubrette der liſtigſten aller königlichen Mätreſſen von Frankreich geweſen. Es iſt nicht zu läugnen, daß der Ueberſezer dem Stück gewaltig weh gethan hat, doch blieben, zumal in den beiden erſten Akten, noch manche ſehr intereſſante Momente und Situationen übrig; vorzüglich iſt das Schickſal des Herkule Dubonloy höchſt drolligt, und die obligate Geſtalt des Etourdi, die in keinem franzöſiſchen Stücke fehlen darf, in dieſem Luſtſpiel auf die ergözlichſte Weiſe durchgeführt; nur wurde ſie hier zu ſehr al fresco dargeſtellt, was dem Ganzen beträchtlich ſchadete. Ueberhaupt verlangt das Stück in ſeiner Produktion mehr feinen Ton, als bei unſern Schauſpielern zu Hauſe iſt. — Auch der „Millionär und ſein Schwiegerſohn" iſt von der Seine zu uns eingewandert, aber wir können weder den Herrn Leonce und Moleri, noch Herrn Lembert für dieſe Gabe große Dankſagungen ſpenden. Weder die Handlung noch die Charaktere ſind neu — das verlangen wir gar nicht mehr — oder intereſſant, ja ein paar der lezteren fallen im lezten Akt auf eine gar zu ungeſchickte Art aus den vier erſten heraus. Auch hier, wie in der „unſichtbaren Beſchüzerin," iſt der obligate Vitais noch die leidlichſte Geſtalt. Leider wurde auch dieſe Rolle gewaltig übertrieben, fand aber allein noch einigen Beifall im Publikum. So äußert ſich die unheilvolle Wechſelwirkung von Schauſpieler und Publikum, wie Einer das Andere immer tiefer herabzieht. — „Unverhofft," nach Bayards „Boquillon" bearbeitet, war eine Frucht der lezten Gaſtrollen des Hrn. Neſtroy, welchen Guzkow in ſeinen „Wiener Eindrücken" ſcharf und treffend bezeichnet hat. Ein trefflicher Charakterdarſteller — nicht ein gewöhnlicher Spaßmacher — iſt er als komiſcher Dichter doch ſehr auf dem Rückwege begriffen. Ueberdieß gehört es wohl unter die ſchwerſten und gefährlichſten Aufgaben, die frivolen Pariſer Vaudevilles mit unſerer Cenſur zu verſöhnen und auszugleichen. Da muß z. B. das Daſeyn jedes Kindes der Liebe durch eine heimliche Ehe motivirt werden, und ſo erſcheint manche Situation, die dort drolligt oder komiſch iſt, im Deutſchen nur lächerlich und abgeſchmackt, wenn z. B. der Ehefeind nicht mehr recht weiß, ob er nicht auch ein Bischen heimlich verheirathet war.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Freitag, den 12. December 1845.

Quam temere in nosmet legem sancimus iniquam!
Horat.

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſetzung.)

„Daß mit dieſer Erſcheinung, einer Folge der langen Friedensjahre, mit der Kultur der erheiternden Künſte und eines relativen Wohlſtandes die Noth und Klage mancher von verhängnißvollen Naturereigniſſen oder herabgedrückten Induſtrieverhältniſſen heimgeſuchten Diſtrikte eine wehthuende Diſſonanz macht, wollen wir nicht leugnen. — Man muß den Weltgang im Ganzen begreifen, muß warnen, rathen, hemmen, helfen, wo man ſich dazu berufen fühlt. Was aber von den Guten und Weiſen mit dem beſten Wiſſen und Willen nicht zu ändern iſt, das iſt eine Schickung Gottes, über die Menſchheit zur Uebung ihrer Kräfte, zum Ringen und Streiten, zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung verhängt."

Ein jüngerer gebildeter Geiſtlicher, ein großer Muſikfreund, Enthuſiaſt für ältere Tonwerke, Verehrer von Händel, Bach, Gluck, Graun, aber auch von Mozart und ſeinen Zeit- und Kunſtgenoſſen, beklagte die Sitte, die ſeines Gleichen den Beſuch des Theaters ganz verwehre, und wie er nicht einſehe, daß der Genuß einer unſterblichen Oper, eines großartigen Dramas ſeiner Seele ſchaden könnte.

„Es iſt nicht eben darum," wandte der ascetiſche Pfarrer L. ein, „obwohl ſolche weltliche Muſik und Poeſie immerhin eine Lockung zum ganzen Welt- und Fleiſchesweſen iſt und unſere Geſinnung moderniſirt; aber keineswegs verträgt es ſich mit unſerer Weihe, daß man uns an ſolchen Orten ſieht, wo die ſinnliche Liebe und Leidenſchaft ihre Siege feiert, wo die Täuſchung mit jubelndem Beifall belohnt wird, wo nicht ſelten die albernſte Thorheit, der Aberwitz und frevelhafter Leichtſinn ihr Spiel treiben, wo Tänzer und Tänzerinnen ſich in lüſternen, ja in zügelloſen Stellungen zeigen, wo zuweilen Gaukler und Hunde ihre Künſte produziren."

„Dem ſtimme ich ganz bei," unterſtützte den Asceten ein Gleichgeſtimmter, „und mein würdiger Herr Amtsbruder wird auch mir beitreten, wenn ich ſage, daß wir Geiſtliche mit unſern Familien an öffentliche Vergnügungsorte eben ſo wenig paſſen. Wir ſind nie verſichert, daß wir nicht durch Unanſtändigkeiten überſatter Gäſte compromittirt werden. Jedenfalls läßt es nicht gut, wenn ſich der Seelſorger ſo recht ex professo an einen Wirthstiſch pflanzt, um Gaumen und Kehle zu letzen."

Es traf ſich, daß zwiſchen dieſen Redewechſel hinein die Frau Stadtpfarrerin eine Platte mit köſtlich duftenden Fleiſchpaſtetchen auf den Tiſch ſtellte, aus welchen der Redende, als ſeiner Lieblingsſpeiſe, ſogleich Eines herausſtach und anbiß. Mit Luſt kauend, fuhr er fort:

Digitized by Google

„Es iſt auch insbeſondere um die Schwachen, Verletzbaren unter den Glaubensgenoſſen zu thun, die uns in ihrer beſchränkten Einbildungskraft immer im Theater oder an Beluſtigungsorten ſehen dürften, wo wir doch nur einigemal des Jahrs zum erlaubten, erhebenden Genuß, zur unverfänglichen Erholung hingeben würden."

Der jüngere Geiſtliche ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Die Sitte," entgegnete er, „iſt zuweilen tyranniſch. Wie viel ungebundener ſind hierin die Prieſter der andern Confeſſion! Sie beſuchen das Theater, manche am liebſten das burleske, ſie gehen an öffentliche Orte, frequentiren regelmäßig Gaſthöfe, und keines ihrer Beichtkinder nimmt ein Aergerniß daran."

„Das kommt daher," wandte mit Eifer der Ascet ein, „weil der Geiſtliche jener Confeſſion, wenn er das Meßgewand abgelegt hat, ſeinen Glaubensgenoſſen kein Prieſter mehr iſt, ſondern im geſelligen Leben wie ein anderer Mann gilt. Selbſt der Mönch in der Kutte iſt in ſtrengkatholiſchen Ländern im Weltleben ganz ungenirt; er ißt, trinkt, ſchwazt, macht Spaß, ſchäkert mit den Dirnen, und Niemand ſtoßt ſich daran. Wir nicht alſo! Wir ſind im Leben unſerer Gemeinde Beiſpiel, Vorbild, und ſollen ausüben, was wir predigen. Wir ſind vermöge unſerer äußern und innern Freiheit an Strenge gegen uns ſelbſt, an Selbſtbeherrſchung gewieſen. Jenen Clerikern hat ihr Gelübde Gehorſam, Armuth, Eheloſigkeit aufgelegt. Gegen dieſe ſtrenge Regel der Kirche, einen idealen Zuſtand, ertheilt ihnen nun die Welt im realen Leben aus mildem Sinn im einzelnen Lebensfall als Ausnahme Diſpens, indem ſie den Menſchen von dem Prieſter trennt und durch eine ſtillſchweigende Caſuiſtik das bedingte Leben mit dem unbedingten vermittelt."

„Ich kann das wohl gelten laſſen," ſagte der jüngere Geiſtliche; „aber eben dieſe relativ freiere Bewegung jener Cleriker im Leben verſchafft ihnen auch Gelegenheit, dieſes von manchen Seiten beſſer kennen zu lernen, als dieß den Meiſten von uns Sitte, Verhältniſſe und Ueberzeugung geſtatten. Darum bemerken wir an Jenen auch im Durchſchnitt mehr weltmänniſches Benehmen, mehr ſocialen Takt, mehr geſellige Heiterkeit, einen feinern Anſtand, mehr Jovialität. — Wer freilich," wandte er ſich dann mit einer heitern Verbeugung gegen einen ältern Amtsgenoſſen von noch blühendem, hellem Ausſehen, der eher den Habitus eines Staatsbeamten als eines Kirchendieners hatte: „wer in ſeine geiſtliche Wirkſamkeit, wie Ew. Hochwürden, eine Erholungsreiſe nach Paris und in's ſüdliche Frankreich verweben kann, wer früher ſchon Deutſchland, die Schweiz und Italien durchreiſt hat, der kann nicht über verkümmerte Lebensumſchau und Erfahrung klagen. Man könnte Sie um dieſe Schickſalsgunſt wahrhaft beneiden."

Der Angeredete war der reichſte und angeſehenſte Stadtgeiſtliche, der beſte Kanzelredner, ein Gelehrter, der ein Haus machte, ein geachteter Schriftſteller, an den ſich alle wiſſenſchaftlichen Reiſenden vom Fach und Dilettanten adreſſiren ließen. — „Es war nicht eben nur eine Erholungsreiſe," äußerte er. „Wie Sie wiſſen, ſtudirt mein älteſter Sohn in Paris Medizin. Den beſuchte ich und brachte zugleich die Zeit, die mir die Merkwürdigkeiten dieſer Weltſtadt übrig ließen, mit Forſchungen in den Bibliotheken zu. Den Abſtecher nach Marſeille machten wir gemeinſchaftlich, wieder zum Theil Jeder von uns in ſeiner Sphäre, in wiſſenſchaftlicher Beziehung."

„Ein ſo reicher Schatz von Erfahrung," ſagte verbindlich der Jüngere, „von Menſchenbeobachtung, von Befreundung mit den Größen und Schönheiten der Natur, getragen vom ſolideſten Wiſſen, verbirgt ſich nicht in Ihren trefflichen Vorträgen. Wer möchte ſich nicht auch eine ſolche unerſchöpfliche Fundgrube für ſeine Predigten wünſchen?"

„Damit iſt es nicht immer gethan," erwiderte der Hochgeſtellte. „So wie nicht Jeder, der das Leben durchſchaut, durchdenkt, durchfühlt hat, ein Poet wird, ſo machen auch nicht immer Wiſſenſchaftlichkeit und Lebenserfahrung verbunden den Kanzelredner. Ich kannte einen gerühmten Geſchichtſchreiber und im Leben gewandten Mann, der ein ſehr mittelmäßiger Prediger war. Seine Reden zeigten ſo gut als Nichts von dem, was er als Hiſtoriker, als Menſchenbeobachter erwarten ließ. Ihm ſtellte ſich das Leben nicht, wenn er an heiliger Stätte ſprach; ihm fehlte die ſo nothwendige Gabe, die Anliegen und Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde, was ſich im Sinn und Geiſt ſeiner Hörer bewegte, ihre Geſinnungen und Empfindungen kräftig anzuſprechen, ihre Schwächen, Nachläßigkeiten und Sünden leibhaftig, markigt zu zeichnen, die regen Intereſſen ihrer nächſten Gegenwart, die Bewegungen der Zeit und Mitwelt recht lebendig in die Scene zu ſetzen."

Der geiſtliche Kranzherr hatte trefflichen Vier-und-dreißiger aufgetiſcht. Die Gäſte waren heiterer geworden; es fehlte nicht an Scherz und Witz, in ſo anſtändiger Form jedoch, daß ſelbſt die ſich zu den Stillen im Lande haltenden Geiſtlichen ziemlich laut lachten, ja ſogar einige luſtige Schnaken und Schnurren aus ihrem Leben dazu ſpendeten. Der Stadtgeiſtliche wurde von mehreren Seiten angegangen, etwas von ſeinem Pariſer Aufenthalt preiszugeben. Ein Mann, der der Darſtellung mächtig, ſprachgewandt, ſich ſelbſt mit Wohlgefallen vernimmt, läßt ſich in ſolchen Fällen nicht eben lange bitten. „Wo man da hineingreift," ſagte er, „iſt's intereſſant." Und ſo ſkizzirte er denn aus ſeinen Erlebniſſen Einiges mit flüchtigen, geiſtreichen Strichen. Die gegenwärtige Faſchingszeit gab ihm, der gerade über eine ſolche

Digitized by Google

in der Weltſtadt geweſen, Veranlaſſung, einige Züge aus derſelben zum Beſten zu geben.

(Fortſetzung folgt.)

## Reiſebilder aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Da auf einmal unterbricht die Stille der heiligen Nacht das feierliche Geläute aller Glocken der Giralda, welches die Geburt des Welterlöſers verkündet und die gläubige Chriſtenheit auffordert, in der Cathedrale dem Hochamte oder der missa del gallo beizuwohnen. Es war eine ſo prachtvolle helle Mondnacht, wie ich ſie kaum je erblickt habe. Der ſeit Wochen zum erſtenmal völlig wolkenloſe Himmel prangte im dunkelſten Azurblau und die ſilbernen Strahlen des in ſüdlicher Helle glänzenden Vollmonds umfloſſen wie Lichtguirlanden die gothiſchen Glieder der majeſtätiſchen Cathedrale. Durch ein hohes mauriſches Thor, in deſſen Innern ſich ein Altar der Jungfrau befindet, trat ich in den Hof der Orangen, welcher von den mauriſchen Gebäuden, die zur ehemaligen Moſchee gehörten, umgeben iſt. Der Schatten der gigantiſchen Giralda, welche ſich dicht an der Cathedrale und dem Thore befindet, durch welches man aus dem Orangenhof in das Innere des Doms gelangt, fiel gerade mitten durch den Hof und bildete einen grellen Kontraſt mit den blendend hell vom Mondſchein beleuchteten Gebäuden. Einzelne verliebte Paare flüſterten unter dem Schatten der Orangen, und nur das Geläute der Glocken und das Plätſchern der Fontänen belebten den einſamen Ort.

Auch im Innern der Cathedrale herrſchte Todtenſtille. Alles lag in ſtummer Andacht regungslos auf den Knien in den weiten Räumen des impoſanten Doms, und nur die Stimme des am Hochaltar fungirenden Prieſters, ſo wie von Zeit zu Zeit die Klänge der prachtvollen Orgel, von Meiſterhand geſpielt, unterbrachen die Stille der nächtlichen Feier. Trotz der Tauſende von Kerzen, welche um die zahlreichen Altäre und namentlich am Hochaltar brannten, von welchem dicke Weihrauchwolken zu dem hohen gothiſchen Gewölbe langſam emporwirbelten, war die Kirche nur ſchwach erleuchtet, und das Auge ſuchte vergeblich das Gewölbe in der düſtern Höhe. Geſpenſtiſch ſtreckten die mächtigen Pfeiler, theilweis von den flammenden Kerzen grell beleuchtet, ihre Arme in die dunkle Nacht, die in der ungeheuern Höhe des Doms herrſchte. Hie und da fiel ein Strahl des Mondes durch die bunten Glasgemälde der hohen Bogenfenſter und übergoß eine ſchwarzverſchleierte Frauengeſtalt mit den bizarrſten Farben.

Gegen 1 Uhr endete die Meſſe, die Kerzen erloſchen und geräuſchlos entleerte ſich der Dom. In Gedanken verſunken hatte ich den Weg verfehlt und ſah mich plötzlich am Ufer des ſtark angeſchwollenen Guadalquivir, deſſen Wogen im Scheine des Vollmonds wie flüſſiges Silber glitzerten. Eine franzöſiſche Brigg ſchaukelte ſich graziös mitten im Strom auf ihren Ankern, während die kleinern Fahrzeuge ſich an die Ufer zurückgezogen hatten. Eine mächtige ſchwarze Rauchſäule ſtieg aus dem Schlot eines Dampfſchiffes empor, welches ſich zur Abreiſe nach Cadiz rüſtete, und warf einen ungewiſſen Schatten über die Orangenalleen der Delicias, deren Blätter eine leiſe laue Zugluft bisweilen in flüſternde Bewegung ſetzte. Wo wenige Stunden zuvor ein ſo reges und lautes Leben geherrſcht hatte, war jezt Alles ſtill, nur von Zeit zu Zeit tönten die Klänge von Guitarren und Tambourinen, vermiſcht mit dem bacchantiſchen Geſchrei Betrunkener, aus der berüchtigten Triana über den majeſtätiſchen Strom herüber, deſſen ſchwerfällige Schiffbrücke unheimlich auf- und niederwogte. Vor mir lag die ſchlummernde Stadt mit ihren zahlloſen Thürmen, aus deren Mitte ſich die zauberiſch im Mondſchein ſchimmernde Giralda ſtolz emporhob, links die torre del Oro und zur Rechten glänzten die mauriſchen Zinnen des Alcazar mit ſeinen immergrünen Gärten.

Einige Tage ſpäter wandelte ich an den Geſtaden des wogenſchlagenden Meeres. M. W.

## Meine Jugend.

Die Kelche blühten wunderſam
Als ich mit flücht'gem Schritte kam.
Ich wollte ſie ſo gerne pflücken,
Mir Bruſt und Haar damit zu ſchmücken.

Ich dachte mir's ſo ſchön, ſo leicht —
Und hab' die Blume nie erreicht!
Geathmet hab' ich nur ihr Düften —
Sie wuchs empor zu goldnen Lüften.

Die Blüthe, die ich nannte mein,
Wuchs in den Himmel hoch hinein,
Schwingt ihre tauſend Frühlingsglocken,
Mein Sehnen ewig nachzulocken.

In blauer Heimath ſonnenklar
Da treiben Knospen immerdar,
Mir unverwelkliches Entzücken —
Weil ich nicht wagte ſie zu pflücken.

Emma Niendorf.

Digitized by Google

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, November.**

### Theater.

Das ſchon ſo oft geſchloſſene und wieder geöffnete Odeontheater hat vor einigen Tagen unter der Leitung des Schauſpielers Bocage ſeine Vorſtellungen wieder begonnen, nachdem es vier Monate geſchloſſen geweſen. In einem geiſtreichen Prolog von Theophile Gauthier, dem Theaterrecenſenten im Journal la Preſſe, welches ein Geſpräch zwiſchen dem Direktor und einem Murrkopfe enthält, wird dem Publikum alles verheißen, was jede Direktion dem Publikum verſpricht, gute Schauſpieler, intereſſante Stücke, beſondere Aufmerkſamkeit auf die Wünſche und den Geſchmack des Publikums. Ich habe früher berichtet, welch arge Beſchuldigungen gegen den lezten, bankerott gewordenen Direktor laut geworden ſind: er ſoll ſich für die Aufführung neuer Stücke haben bezahlen laſſen, ſtatt Honorar dafür zu geben, den Schleichhandel nicht zu erwähnen, der mit den Eintrittsbillets getrieben wurde. Bei einem kleinen unabhängigen Theater wären dieß ſchon arge Beſchuldigungen; noch viel ernſter ſind ſie, wenn es ſich von einem großen Theater handelt, das auf den Titel second théâtre français, alſo zweite Nationalbühne, Anſpruch macht und dem die Kammern eine Unterſtützung von 60,000 Franken bewilligen. Es läßt ſich freilich auch manches zur Entſchuldigung des lezten Direktors ſagen. Die 60,000 Fr. Zulage und die tägliche Einnahme reichten zur Beſtreitung der Koſten nicht hin, und ſo konnte der Direktor das Anerbieten einiger begüterten Dichter, zu den Koſten der Darſtellung ihrer Stücke beizutragen, ſo lange das Publikum ſie zu ſehen verlangte, wohl annehmen. Den Herrn v. Larochefoucault ſoll das Vergnügen, ſein Trauerſpiel Agrippina auf der Odeonbühne zu ſehen, über 10,000 Fr. gekoſtet haben. Das unglückliche Odeon, welches von dem Mittelpunkt der Stadt weit entfernt liegt, hat bisher unter keiner Direktion gedeihen wollen. Das Publikum iſt nun einmal ſo, es holt ſein Vergnügen nicht gern in ſo weiter Ferne. Auf den Boulevards und in den volkreichſten Theilen der Stadt ſtehen die Theater dicht neben einander und doch ſind ſie, im Winter beſonders, alle ſtark beſucht. Im Südtheile von Paris ſteht ganz allein das Odeon, einige kleine, nur vom Pöbel beſuchte Bühnen abgerechnet, und doch bleibt es meiſtens leer. Die Bewohner dieſes Reviers gehen lieber eine lange Strecke, um andere Theater zu beſuchen, und laſſen das ihrige ſtehen. Der neue Direktor Bocage wird dieſen Fluch nicht löſen; indeſſen hat er vor ſeinen Vorgängern Manches voraus: er iſt ein guter tragiſcher Schauſpieler, er erſpart alſo dem Theater die Gage eines erſten Tragikers, und weiß wohl auch mit Schauſpielern und Publikum beſſer umzugehen als andere Unternehmer. Bocage hat gleich zu Anfang einen guten Griff gethan; er hat ſeine Vorſtellungen mit einem alten Trauerſpiele von Rotrou, dem Zeitgenoſſen Corneille's, eröffnet, mit einem Stück, das Niemand mehr kannte, das aber, da es in dem Corneille'ſchen Geiſte und wahrſcheinlich nach altſpaniſchen Muſtern gedichtet iſt, allgemeines Aufſehen erregte und mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Es iſt die Legende des heiligen Genelius, welcher als römiſcher Schauſpieler mit ſeiner Truppe am Hofe Kaiſer Diocletians die Andacht der Chriſten lächerlich machen will, aber plötzlich von oben erleuchtet wird, ſich bekehrt und den Märtyrertod ſucht. Die Franzoſen wundern ſich, wie dieſes ausgezeichnete Trauerſpiel ſo gänzlich in Vergeſſenheit gerathen konnte, daß Niemand unter den Zuſchauern es kannte, obgleich andere Trauerſpiele, beſonders der Wenzeslaus, deſſelben Dichters ſich auf der Bühne erhalten haben und zuweilen noch geſpielt und abgedruckt werden. Man hat Bocage hoch geprieſen, daß er dieſes alte Stück wieder hervorgezogen, und es dagegen dem ſo reichlich unterſtüzten Théâtre français zum Vorwurf gemacht, daß es nicht längſt dem Publikum alte Meiſterſtücke wieder vorführt, wie es der erſten Nationalbühne Frankreichs ziemte. Noch etwas Neues hat Bocage verſucht, um das Publikum anzuziehen. Im Foyer hat er Gemälde berühmter jezt lebender franzöſiſcher Künſtler bei glänzender Beleuchtung aufgeſtellt. Dieß hat zwar mit der Dramatik nichts zu thun, er meint aber, dem Publikum werde es intereſſant ſeyn, in den Zwiſchenakten Kunſtprodukte, die man ſonſt nur bei hellem Tage ſieht, bei künſtlicher Beleuchtung zu beurtheilen. Einige Literaturnotabeln, welche Kunſtdilettanten ſind, z. B. Eugen Sue und Theophile Gauthier, haben ſich bereden laſſen, ihre Verſuche in Zeichnung und Malerei auch zu dieſer Ausſtellung zu geben. Da ſind ſie aber ſchön angekommen; man hat ſich über ihre Sudeleien nicht wenig luſtig gemacht, und Jules Janin nennt E. Sue's Landſchaft eine Schüſſel mit Spinat nebſt einigen weißlichen Kruſten. Aber alles dieſes macht, daß man ſich mit dem Odeon beſchäftigt und daß das Publikum Luſt bekommt, dieſes Theater zu beſuchen. — Scribe iſt natürlich dieſen Herbſt nicht müßig geblieben; mit ſeinem Gehülfen Melesville hat er den Text einer großen Operette: „die Kohlenhändlerin“ geliefert, welche von einem noch wenig oder gar nicht bekannten Tonſetzer, Montfort, in Muſik geſezt worden iſt. Der Inhalt des Stücks iſt ein abenteuerlicher Roman, in welchem eine wohlthätige Kohlenhändlerin aus der Vendee, welche ſteinreich geworden iſt, von einem kleinen deutſchen Fürſten (ein deutſcher und italieniſcher Fürſt dienen bei Scribe oft als deus ex machina) zur Gräfin gemacht wird, damit ihr Sohn nach vielen Abenteuern ein vornehmes Mädchen heirathen kann. Das Stück iſt ſo ungereimt wie nur irgend ein Scribe'ſcher Operntext. Seine Manier iſt aber einmal beliebt, und man läßt ſich durch den Unſinn nicht ſtören. Scribe hat ſich ſein Publikum ſelbſt gezogen und es läßt ſich von ihm Alles zumuthen. In ſeinen Luſtſpielen erlaubt ſich Scribe niemals ſolche Luftſprünge, aber bei den Opern- und Operettentexten, ſo wie bei den Vaudevilles nimmt er es nicht ſo genau; er erfindet ins Blaue hinein und verläßt ſich dabei auf ſeine gewandte Darſtellung, auf die Muſik und auf ſeine Popularität, um das Unglaublichſte durchgehen zu laſſen. Das Publikum erwartet auch nichts anderes von ihm als was er gibt. Andere Dichter liefern zuweilen vernünftigere Operntexte, allein ſie ſind bei weitem nicht ſo amüſant als die Scribe'ſchen. — Die große Oper wollte die Winterſaiſon mit einem bedeutenden neuen Produkte, einem „König David,“ Muſik von Mermet, eröffnen. Wie ſie dazu kommt, eine große Oper von einem noch unbekannten Tonſetzer zu geben, und ſo ſich der Gefahr auszuſetzen, die großen Koſten vergebens aufgewendet zu haben, wenn das Stück durchfällt, da ſie ſonſt ſo ſchwer dazu zu bewegen iſt, einem ſchon bekannten Tonſetzer einen Operntext anzuvertrauen, das iſt dem Publikum nicht bekannt geworden. Wahrſcheinlich hat dieſer Mermet gewichtige Fürſprecher. Bei der Probe hat ſich jedoch ergeben, daß der Mermet'ſche David noch mancher Verbeſſerung bedarf, ehe er vor dem Publikum erſcheinen kann, und er iſt daher einſtweilen zurückgelegt worden.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 298.

# Morgenblatt

## für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 13. December 1845.

— Thou knew'st,
My heart is to thy *rudder* tied by the strings;
— o'er my spirit
Thy full supremacy thou knew'st.

Shakespeare.

## Briefe von Novalis.

Unerwartet ſind kürzlich verſchiedene hinterlaſſene Schriften und viele Briefe von Novalis aufgefunden worden. L. Tieck und E. von Bülow haben dieſelben geſammelt und werden ſie als dritten Band der Werke des Dichters erſcheinen laſſen. Durch die Gefälligkeit der Herausgeber ſind wir in Stand geſezt, den Leſern mehrere Briefe aus der Periode von Hardenbergs erſter Liebe vorzulegen.

---

Beſte gnädige Frau!

Endlich ergreife ich eine der ſüßeſten Erlaubniſſe meines Lebens. Es würde langweilig ſeyn, Ihnen die Hinderniſſe vorzurechnen, die bisher einem meiner liebſten Wünſche entgegen traten. Lieber verweile ich bei dem frohen Hinblick auf eine Zukunft, wo ein regelmäßiger Briefwechſel Leiden und Freuden zwiſchen uns theilt und eine Freundſchaft ſchon hier unterhält, die längern Athem haben dürfte, als für die Erdgebirge. Das Bedürfniß einer Mittheilung an eine feingebildete weibliche Seele iſt für mich ſo dringend, ſo wohlthätig, ſo natürlich, daß ich es als einen ſehr beſtimmten Zug meines Lebens anſehe, daß ich Liebe und Freundſchaft zugleich fand, und ſo beide durch dieſe Vereinigung gewannen. In der Freundſchaft muß ein Funken Liebe, in der Liebe eine Ader von Freundſchaft ſeyn. In Miſchungen ſolcher Art wohnt die Seele des Genuſſes. Ich fordere Sie zu der wohlthätigſten Beſtimmung auf. Ihr Geſchlecht empfing von der Natur die unauslöſchliche Sehnſucht, wohlzuthun. Seyn Sie meine Bildnerin, meine Rathgeberin, meine Freundin, und erlauben Sie mir denn, alle Bürgerkränze Ihnen zu Füßen zu legen, die ich verdienen muß. Ruhe, verſtändigen Sinn, Geſchmack und Aufheiterung — das hoffe ich in Ihrer Schule zu lernen. — Mehr aber noch als dieß, ich hoffe dabei von Ihnen zu lernen, wohlthätig zu ſeyn, ohne Dank zu verlangen, ohne Erwiderung vorausſehen zu können.

Bisher haben Sie mich nur von der muntern Seite kennen gelernt — verzeihen Sie mir die Unbeſcheidenheit; es wäre mir nicht lieb, wenn ich nicht beſſere Seiten hätte, und hätte ich auch nur die Eine, daß ich den ernſthafteſten Wunſch von der Welt hege, einſt der Achtung aller Menſchen, die Ihnen gleichen, werth zu ſeyn. Ich ſehe viele Unannehmlichkeiten auf meinem Gange voraus; mein Anfang wird klein, die Hinderniſſe groß und meine Kraft ungeübt ſeyn; aber Muth und Zuverſicht laſſen nicht ſtecken, und können die mir fehlen, wenn Ihre Freundſchaft, Ihre Wünſche mich begleiten? Ich werde vielleicht unglücklich ſeyn, denn die

Digitized by Google

Natur ſchuf mich reizbar; aber die Achtung der beſſern Menſchen, die mich genauer kennen, hoffe ich nie zu verlieren. Ein ſeltener, ſchöner Zufall hat mich in den Kreis einer Familie geführt, wo ich gefunden habe, was ich ſuchte, wo ich finden werde, was ich faſt nicht zu hoffen wagte. Was die Geburt mir verſagte, hat das Glück mir gegeben. Ich vermiſſe in meinem Geburtskreiſe, was ich in einer fremden Mitte beiſammen ſehe. Ich fühle, daß es nähere Verwandtſchaften gibt, als die das Blut knüpft, ich finde, daß der Zufall in eine ſehr mütterliche Laune für mich gerathen iſt, indeß der gewöhnliche Schlendrian der Dinge mir ſo viel als möglich die übelſten Dinge von der Welt leiſtet. — Ein fremdes Auge beurtheilt ein Spiel am richtigſten. Stellen Sie ſich hinter meinen Stuhl; Ihrer Erfahrung, Ihrem unwiderſtehlichen Troſt bei Unfällen vertraue ich mich ganz an. Aber ich darf die Rechnung nicht ohne den Wirth machen, darum bis zu dieſer Gewißheit

Ihr
unterthäniger Diener
F. v. Hardenberg.

---

Weißenfels, den 1. April 1796.

Eine Reflexion über den heutigen Tag ließ mich ſchnell die Feder ergreifen, um an Sie zu ſchreiben. Sie wiſſen, in welchem Kredit dieſer Tag ſteht; faſt ſcheint es, als hätte er ſeinen Ruf dem weiblichen Geſchlecht zu danken; wenigſtens könnte Jemand, der viel mit demſelben zu kramen hätte, in Verſuchung gerathen, den erſten April für den Tonangeber des ganzen Jahres zu halten. Sie verzeihen dieſe Digreſſion, ohne die Sie ſchwerlich heute um einen Brief reicher von mir geworden wären, und wenn beſagter Brief leſerlich wird, ſo hat der erſte April daran ſeinen guten Theil; denn wo käme mir ſonſt die gute Laune her, Ihren ſchönen ſchwarzen Augen gegenüber ſo ruhig zu philoſophiren, als blätterte ich auf meinem Sopha in dem großen Buche der Natur und holte mir Erläuterungen aus den vieldeutigen Gypsbärten um mich her? Wie würden Sie ſich wundern, wenn Sie das berühmte Buch der Natur ſich ſo behend zwiſchen meinen Fingern drehen ſähen, wenn Sie in einigen Bogen in Quart alle die Wunder gedrängt erblickten, die die Natur ſeit Jahrtauſenden thut und täglich unter unſern Augen wiederholt! Sie würden es ohne Zweifel für den genievollſten Extract halten, der ſich je habe ſchwarz auf weiß ſehen laſſen, und ſo begierig darnach greifen, als ein Schiffbrüchiger nach dem lezten Brette; ja wenn ich Bedingungen machen ſollte, Sie würden ſich jede Kapitulation gefallen laſſen; denn würde nicht jede Aufopferung dadurch reichlichſt erſezt? Wenn Sie mich ruhig anshören wollen, ſo werden Sie, ohne etwas zu wagen, eine Entdeckung machen, die Sie den Tag des Empfangs von dieſem Briefe vielleicht immer ſegnen lehrt, und die in genauer Beziehung auf vorgedachtes Buch ſteht. Sie ſollen erfahren, daß Sie bereits im Beſitze eines gewiſſen Etwas ſind, ohne es zu wiſſen, deſſen gehörige Kenntniß und Gebrauch Sie zu dem Range jener fabelhaften Weſen erhebt, die man Feen nennt und von denen keine Spur mehr exiſtirt, als die Laune, wodurch ſich dieſe höheren Geſchöpfe ſehr kenntlich machten und die ſie, bei ihrer Flucht in ein beſſeres Klima, wahrſcheinlich als Masken von ſich warfen, mit denen ſich nachher ein Geſchlecht geſchmückt hat, das nie feenhafter iſt als in ſeinen Launen. Obiges Etwas wird Sie in Stand ſetzen, 1) die Zukunft auf's Genaueſte vorher zu ſehen, 2) vorher zu beſtimmen, was jeder Tag für ein Geſchäft am meiſten begünſtigt; 3) lehrt es Sie den Einfluß der Geſtirne kennen; 4) gibt es Ihnen alle Gelegenheit, um ſteinreich, altklug und allmächtig zu werden; 5) dient es Ihnen zum Fauſt'ſchen Mantel, wenn Sie ſich nach den Mitteln bequemen, die es enthält, um überall hinzukommen; 6) macht es Sie mit einer großen Anzahl unbekannter Wohlthäter und Wohlthäterinnen der Menſchheit bekannt; 7) können Sie ſich nach ſeiner Vorſchrift bis zum jüngſten Tage finden. — Ueberdem enthält es noch eine Fülle von Menſchenkenntniß, einen Schatz ſchätzbarer wiſſenſchaftlicher Bemerkungen — Stoff, um eine Lebenszeit zu ſtudiren; endlich iſt jedes Blatt voll von unſichtbaren Freunden, die Sie nie verlaſſen und die ſich unabläßig beſtreben, Ihnen das Leben ſo leicht, die Zeit ſo kurz, Genuß und Arbeit ſo angenehm zu machen, als Sie verdienen. Von allem dieſem enthält es auch das Entgegengeſezte, und ich ſehe Ihre Verwunderung und Neugier auf's Höchſte ſteigen, wenn ich noch hinzufüge, daß es überall verfertigt wird und ſo gut das Werk des dümmſten Teufels, als des klügſten Mannes iſt, daß ich mich ſehr irren müßte, wenn es nicht hinter Ihrem Spiegel oder dem Spiegelein von dero Zofe ſteckt. Sie errathen, daß ich — den Kalender meine. — Es hieße ein ſchlechtes Zutrauen zu Ihrem Witze verrathen, wenn Sie nicht auf's Buchſtäblichſte jedes meiner Worte über ihn wahr fänden, und zu Ihrem Herzen, wenn Sie mir nicht ewig für dieſe Enthüllung verbunden wären und im Mangel einer perſönlichen Dankbarkeit mir wenigſtens alle andern Ehrenbezeugungen erwieſen, die in Ihren Kräften ſtänden, z. B. aus dem Stegreif ein Denkmal taliter qualiter ohne Subſcription errichteten, mir Ihr Herz in Taſchenformat dedicirten, mich bei Gelegenheit in Kupfer ſtächen — die Art überlaſſe ich Ihrer Erfindungskraft — meinen Namen an einen Galgen ſchlügen, an dem ich ſelbſt originaliter, nicht bloß titulative gern ewig zappeln möchte — allenfalls en médaillon.

Digitized by Google

Denken Sie über die Sache nach. Ich kenne Ihr Herz, und man braucht nicht vor dem „zu Wenig" bange zu ſeyn. Das müſſen Sie mir aber geſtehen, daß mit dieſem Tage eine ganz neue Periode Ihres Lebens beginnt; denn Sie wiſſen nun, was Sie an einem Kalender haben, und überzeugen ſich von dem, was ich daran habe, am beſten aus dieſem Briefe, der ganz ein Produkt des Kalenders iſt. O wenn Sie wüßten, welche Dienſte dieſer Freund mir täglich erweist, wie ich bei ihm nie nach Troſt und Muth vergebens ſuche, wie er meine einzige Lectüre gewöhnlich iſt, wie lehrreich, Zeit verkürzend er mir wird, Sie würden den Enthuſiasmus noch kühl finden, mit dem ich von ihm rede. Laſſen Sie ihn gut bei ſich accreditirt ſeyn; Sie vergeſſen mir's nie, daß ich Ihnen dieſe Bekanntſchaft verſchafft habe, und könnte ich mit einer glücklicheren Ausſicht einen Brief ſchließen, der glücklicher iſt, als ſein Verfaſſer,

Ihr

Freund Hardenberg.

---

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſetzung.)

„Ich entblödete mich nicht," ſagte der vornehme Geiſtliche, „ganz allein — ich ging gefliſſentlich ohne meinen Sohn, ja ohne ſein Wiſſen — ein paar Maskenbälle in Sälen der Vorſtädte zu beſuchen. Hier kam ich freilich in ein Wogen, Toben, Brauſen, Ueberſchäumen wildeſter Sinnlichkeit, vor dem mir die Haut ſchauderte, die Haare zu Berge ſtanden. Es waren Orgien, die an Beſtialität ſtreiften. Was meine Augen ſahen, war zügellos genug; aber was Abgelegenheit und Dunkel verhüllen mochten, an das durfte ich nicht denken. Von Aufregung, von bedenklicher Anregung meiner Phantaſie war keine Rede. Scenen von ſolcher Brutalität und Entmenſchung ſind mir ein bloßes Phänomen, ſobald ich nur den erſten Schauder meiner ſittlichen Natur überwunden habe. Ja, mitten in dieſem wüſten Lärm wie von fünfhundert Narren und Raſenden konnte ich durch den unwillkührlich aufgerufenen Gegenſatz mich fragen, wie nur ſo ſchreckliche Verirrung und Verwilderung der Menſchheit möglich ſey. Ich konnte mir wohl denken, daß dieſe Volksklaſſe nicht eben oft ſolche Feſte der Tollheit feiere, bei welchen ſie an die äußerſten Grenzen des unſeren Augen noch Erträglichen ausſchweift."

„Ein Bild aus der Natur genommen, faßlich und paſſend, das mir ungeſucht kam, half mir, die mannigfachen Erſcheinungen und Geſtalten des ſittlich-religiöſen Volkslebens auf einen kurzen Ausdruck bringen. — Es gibt reine, lichtfrohe, fromme Weſen, die ſich in einem nahen, regelmäßigen Kreis und Lauf um die Sonne des Lebens bewegen. Ich denke an Weſen, wie die „ſchöne Seele," deren anziehende Bekenntniſſe wir in Wilhelm Meiſters Lehrjahren von Goethe leſen.

„Ei, ei, Hochwürden!" unterbrach den Sprechenden eine etwas weinerlich ſingende Stimme, „warum citiren Sie bei dieſer Gelegenheit, wo Sie ſo erbaulich vom gottſeligen Leben und Wandel ſprechen, den zweideutigen, daß ich nicht ſage, frivolen Dichter Goethe und eine ſeiner kecken Fiktionen, wo er nach ſeiner poetiſch weltlichen Weiſe mit dem Heiligen ſein Spiel treibt? Haben wir nicht würdigere Beiſpiele aus dem wahren und wirklichen Leben, die zu Ihrem Gleichniſſe paſſen?"

„Entſchuldigen Sie, Ehr'n Pankratius!" erwiderte der Stadtgeiſtliche; „die Verfaſſerin der „Bekenntniſſe" war keine poetiſche, fingirte Geſtaltung von dem Poeten Goethe; ſie hat wirklich ſo gut und leibhaft gelebt, wie wir, und war ein vielbekanntes gottesfürchtiges Fräulein, und ihre Bekenntniſſe ſind ſo authentiſch, als wenn ſie der Graf von Zinzendorf ſelbſt geſchrieben hätte. Könnte ich nur, könnten ſich die Meinigen eines ſo nach Reinheit, nach Durchleuchtung ſtrebenden Sinnes getröſten, wie dieſes holde Weſen! Wie, und mit uns Viele, bewegen uns auch wohl um die ewige Lichtquelle; aber unſere Bahn iſt doch keine ſo vollkommene Kreislinie, ſie iſt eine Ellipſe, in deren einem Brennpunkt Gott, in dem andern aber die Welt ſteht und zieht. Wir haben eine Sonnennähe und Sonnenferne, und unſer Lauf wird oft durch die Einwirkung der Planeten geſtört. — Nun gibt es aber eine Menſchenklaſſe — ſie zählt Millionen — die in Beziehung auf ſittlich religiöſe Dinge den Irrſternen gleicht. Sie bewegen ſich wohl auch um die Sonne des Lebens, aber kaum von ihrer Anziehungskraft entlaſſen, ſtreben ſie mit immer mehr verwildernden Weſen den nächtlichen Räumen der Sinnlichkeit zu, umkreiſen den ziehenden Focus der rohen Luſt, oder, in einem andern nicht unbeliebten Bilde zu reden, den verführeriſch ſtrahlenden Thron des Fürſten dieſer Welt, und erſt wenn ſie ausgetobt, ausgeſchwelgt, richten ſie ihren Kometenlauf wieder der Sonne zu."

Mehrere der geiſtlichen Herren machten dem Stadtgeiſtlichen Elogen über das Treffende ſeines Gleichniſſes und verbreiteten ſich noch weiter darüber, wie allerdings in der Chriſtenheit die Richtung des Sinnes und Gemüths auf das Höhere und Ewige ſo ſehr verſchieden ausgetheilt ſey, und wie bei vielen Millionen ihr Glaube eher einer Flucht vor dem Heiligen, als einem Zuge zu dieſem gleiche, ja daß ſie wohl ganz und gar davon abirren und ſich zu den Fabeln kehren würden, übte nicht der Kreislauf des chriſtlichen Lebens im Staat eine ſie

nie ganz loslaſſende Anziehungsgewalt über ſie aus. Eine ſolche beſtehe offenbar, wenn auch Vielen unbewußt, ſo daß ſie in dieſer ihnen unaustilgbar eingebornen Heilsordnung denken, empfinden, handeln, genießen, entbehren, ohne ſich davon Rechenſchaft zu geben. Sie würden dieſelbe auch vermiſſen, oft freilich erſt dann, dann aber gewiß, wenn ſie, etwa in den Urwäldern Amerikas, oder ſonſt außer die religiös gebildete Menſchheit in einen Naturzuſtand verſezt, dieſer Ordnung des Lebens fern wären. Ohne Zweifel würde ſolche Menſchen vor dem Uebergang zu gänzlicher Verwilderung eine Sehnſucht nach jenen Eindrücken frommer Kindheit anwandeln, ein Heimweh nach dem Cultus des Heiligen. Die Beſſern von ihnen würden wohl ihre Gottverlaſſenheit nicht aushalten können und ſich ſelbſt eine zeitweiſe Erbauung ſtiften.

(Fortſezung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, November.**

(Fortſezung.)

Oper. — Der Muſiker Urban. — Die Lotterie für Petitbourg.

Es ſoll jezt eine neue Oper, oder vielmehr die erſte Oper von Balfe vorgenommen werden; ſein früherer Verſuch war nur eine Operette. Balfe iſt bekanntlich ein Engländer, welcher ſich aber meiſt in Frankreich aufhält und, wie es ſcheint, ſich auch in Frankreich zum Tonkünſtler ausgebildet hat. Er iſt der erſte ſeiner Nation, welcher ſich hier in der Muſik auszeichnet und dem es gelungen iſt, ſich als Componiſt einen Namen zu machen. Die hieſigen großen Tonkünſtler haben viele engliſche Schüler, aber keiner tritt in ihre Fußſtapfen; Balfe iſt eine ehrenvolle Ausnahme von der Regel. In Erwartung der Balfe'ſchen Oper und eines Sängers erſten Ranges, woran es ihr fehlt, da Duprés Geſtirn erbleicht, hilft ſich die Oper mit ihren Balleten, an denen ſie noch immer Ueberfluß hat und in denen ſie die allerliebſte Carlotta Griſi auftreten laſſen kann, welcher es keine der jezt lebenden Tänzerinnen zuvorthut. — Die Zeitungen haben neulich den Tod eines deutſchen Tonkünſtlers in Paris, Chriſtian Urbans, gemeldet, der lange bei der Oper als Violſpieler angeſtellt war und ſich nicht allein durch ſein gutes Spiel, ſondern auch durch manche Sonderbarkeiten auszeichnete. Er war aus Köln; Napoleon, dem der Knabe wegen ſeines muſikaliſchen Talents empfohlen worden war, hatte ihn in Paris erziehen laſſen. Nach dem Sturze ſeines Wohlthäters, der einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben ſcheint, ward er tiefſinnig und fromm. Er führte von nun an ein asketiſches Leben und glaubte an muſikaliſche Offenbarungen, welche ihm zu Theil würden. Einige ſeiner vorzüglichſten Compoſitionen hat er daher auch „Auditions“ genannt, weil er wähnte, das von ihm Niedergeſchriebene ſey ihm von oben eingegeben worden. Die heilige Cäcilia war natürlich die Patronin des andächtigen Tonkünſtlers; am Tage dieſer Heiligen verſäumte er daher auch nie, bei einer muſikaliſchen Meſſe mitzuwirken. Er war im Orcheſter der großen Oper angeſtellt worden; aber dem andächtigen Tonkünſtler ſtieg der Zweifel auf, ob er auch mit gutem Gewiſſen zur Verherrlichung eines Schauſpiels beitragen könne, in dem es ſo weltlich hergeht und wo ſo viele weibliche Kobolde mit kurzen Röcken vor den Augen des Orcheſters vorüber gaukeln. Er theilte ſeine Scrupel ſeinem Beichtiger mit, und dieſer, dem wohl bekannt war, daß Urban von ſeiner Stelle leben mußte, meinte, er könne immerhin ſein Amt im Orcheſter verſehen, nur müſſe er ſtets ſeine Blicke auf ſein Notenblatt richten und von dem, was auf der Bühne vorgehe, nicht die geringſte Notiz nehmen. Ob dieß wirklich wahr iſt, weiß ich nicht; aber ſo viel iſt gewiß, daß Urban ſtets mit niedergeſchlagenen Augen im Orcheſter ſaß und daß weder die Taglioni, noch die Elsler, noch Carlotta Griſi, noch irgend eine andere der reizenden Tänzerinnen im Stande geweſen iſt, den andächtigen Deutſchen von ſeinem Notenblatte abzuziehen.

Eine großartige Lotterie mit einem originellen Plane beſchäftigt gegenwärtig die reiche Welt. Petitbourg hieß das ſchöne Landgut des ſpaniſchen in Paris anſäßigen Banquiers Aguado, der daſſelbe einige Jahre vor ſeinem Tode aus Aerger, weil man ihm einen Theil ſeines Luſtgartens zur Anlegung der Eiſenbahn genommen hatte, verkauft hatte. Einigen Menſchenfreunden kam nun der Gedanke, an dieſem wenige Meilen von Paris liegenden angenehmen Orte eine Erziehungsanſtalt für verwahrloste Kinder zu gründen. Es wurde ſogleich Hand angelegt und die Kolonie kam in Gang. Aber das Gut war deßhalb noch nicht Eigenthum der Stifter; dazu war ein Kapital von einer halben Million erforderlich, und was die Menſchenfreunde zuſammengeſchoſſen hatten, ging für die Unterhaltung der Anſtalt auf. So iſt man denn auf den Gedanken gekommen, das zum Ankauf von Petitbourg erforderliche Kapital durch eine große Lotterie zuſammen zu bringen. Seitdem Frankreich die Staatslotterien als ein verderbliches Hazardſpiel aufgehoben hat, werden von Zeit zu Zeit Lotterien zu wohlthätigen Zwecken erlaubt, die auch meiſt guten Erfolg haben, beſonders da man ſie ſo lockend als möglich zu machen ſucht. So verſpricht denn auch die Lotterie zum Beſten von Petitbourg koſtbare Sachen, als Möbeln, Gemälde berühmter Meiſter, Seidenſtoffe, Silberzeug, Geſchmeide, Edelſteine, Weine, Bücher, vergoldete und Broncevaſen, und manches Andere; aber das Originelle bei derſelben ſind zwanzig Looſe, womit man das Recht gewinnt, eine wohlthätige Handlung auszuüben. Zehn dieſer Looſe geben das Recht, eben ſo viel Waiſenkinder zu Petitbourg bis zu ihrem 20ſten Jahre erziehen und unterrichten zu laſſen; mit einem kann man einen oder mehrere Neger von der Sklaverei loskaufen, mit einem andern verſchafft man zwölf ehrlichen, von ihrer Handarbeit lebenden Familienvätern eine Einlage in der Sparkaſſe, ein anderes befreit einen Schuldner aus der Schuldnerhaft u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 50.

Sonnabend, 13. December 1845.

[452] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Gedichte von Chr. Fr. Scheerenberg.**

Taſchenformat, broſchirt 20 Sgr.

---

[398] Im Verlage von Robert Kittler in Hamburg iſt ſo eben erſchienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

**Tams**, Dr. med. H., Die Portugieſiſchen Beſitzungen in Süd-Weſt-Afrika. Mit einem Vorworte von Profeſſor Dr. Carl Ritter in Berlin. gr. 8. geh. 1 Thlr. 16 gGr.

Ueber dieſe weite Küſtenſtrecke fehlten uns bis jetzt alle genaueren Nachrichten und wird daher dieſe ſo getreue, auf perſönlicher Anſchauung beruhende Darſtellung jener tropiſchen Natur und ihrer Produkte, der verſchiedenen Negerſtämme, deren Lebensweiſe, Sitten und Gebräuche, der Negerkarawanen und der großen Sklavenmärkte und Depots, ihrer wiſſenſchaftlich gründlichen Auffaſſung wegen ſowohl für Geographen und Naturforſcher, als auch wegen der klaren und lebendigen Schilderung jenes wichtigen Küſtenlandes für jeden andern Leſer von großem Intereſſe ſeyn, wie ſich dieß ſchon durch die Mittheilung eines Kapitels in der Berliner geographiſchen Geſellſchaft lebhaft ausgeſprochen und bewährt hat.

---

[449] In der Weidmann'ſchen Buchhandlung in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**A. W. von Schlegel's**

**ſämmtliche Werke.**

Herausgegeben

von

**Eduard Böcking.**

1ſter Band, enthaltend

den 1ſten Theil der Poetiſchen Werke.

Das Ganze wird in 11 bis 12 Bänden erſcheinen, von denen jeder geheftet 1 Thlr. koſtet.

---

[448] So eben iſt bei C. A. Eyraud in Neuhaldensleben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Das Brevier

der

## heiligen Roſalia.

Blätter aus dem Leben eines Phantaſten.

**Herausgegeben von einem Einſiedler.**

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Elegant brochirt. 8. $13\frac{1}{2}$ Bogen. Preis 25 Sgr.

Abgeſehen davon, daß allein das Erſcheinen dieſes Werkchens in zweiter Auflage genugſam für dasſelbe ſpricht, und die bisherige Anerkennung der Leſewelt bekundet, hat die Verlagshandlung auch bei dieſer neuen „verbeſſerten und vermehrten" Auflage, ſich eifrigſt bemüht, das Aeußere dem inneren Gehalte würdig anzupaſſen und lebt ſie der Ueberzeugung, daß auch dieſer Abdruck ſich einer allgemeinen Anerkennung erfreuen wird.

---

[410] In der Literar. artiſt. Anſtalt in München iſt erſchienen und durch alle Buch- und Kunſthandlungen zu beziehen:

## Sammlung

## der Entwürfe ausgeführter Gebäude

von

**F. v. Gaertner,**

Director der k. bayer. Akademie der bildenden Künſte und Oberbaurath im Miniſterium des Innern ꝛc.

Quer-Folio. Erſte Lieferung, enth. 10 Blatt. Preis 8 fl. rhein. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

Zweite Lieferung. 10 Blatt, worunter 2 bunte. Preis 10 fl. rhein. oder 6 Rthlr. 12 gGr.

Dieſe beiden Lieferungen enthalten das Bibliothek- und Archivgebaude in München.

---

## ORNAMENTE

aus den vorzüglichſten Bauwerken

## Münchens.

In Farbendruck.

Herausgegeben von Leopold Rottmann.

Groß-Folio. Erſte Lieferung. Pinakothek. 4 Blatt.
Zweite Lieferung. Bibliothek. 4 Blatt.
Preis jeder Lieferung 5 fl. 20 kr. rhein. od. 3 Rthlr. 8 gGr.

---

[456] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen

aus der

## Geſchichte der Menſchen.

Ein

Leſebuch für Kinder beiderlei Geſchlechts, als Vorbereitung auf den ausführlichern Geſchichtsunterricht, zum Schul- und Privatgebrauch

von

**Tinette Homberg.**

Sauber broſchirt. 15 Sgr.

Ueber Zweck und Inhalt dieſer kleinen Schrift ſagt die Verfaſſerin ſelbſt im Vorworte derſelben ungefähr Folgendes: Da ſie kein Leſebuch geſchichtlichen Inhaltes finden konnte, das ihr für ihre kleinen Schülerinnen geeignet ſchien, ſo entſchloß ſie ſich, ihnen ſelbſt eins zu ſchreiben. Der Zweck deſſelben iſt weniger, die Kinder ſchon überhaupt Geſchichte zu lehren, ihr Gedächtniß mit geſchichtlichen Thatſachen zu bereichern, als vielmehr ihnen

Digitized by Google

eine erſte Idee von dem, was Geſchichte iſt, beizubringen, und ihnen wo möglich zugleich Wohlgefallen an der Beſchäftigung mit derſelben einzuflößen. In dieſem Sinne iſt auch der Inhalt ausgewählt, und dabei eben ſowohl auf kleine Knaben, wie auf Mädchen Rückſicht genommen; und die Darſtellung iſt ſo eingerichtet, daß dieſelben das Büchlein auch außer der Schule für ſich leſen und verſtehen können, wenn gleich der erklärende Lehrer fehlt.

Da die Verfaſſerin ihre Anſichten über Unterricht und Pädagogik aus zwanzigjähriger Praxis geſchöpft hat (in welcher Beziehung wir auch an ihre „Gedanken über Erziehung und Unterricht, mit einem Vorworte von Dieſterweg, ebenfalls bei Enslin in Berlin, 1 Thlr. 10 Sgr., erinnern), ſo glauben wir, die kleine ſo billige Schrift unbedingt für Schule und Haus empfehlen zu können.

---

[447] Bei **Trautwein u. Comp. in Berlin** iſt ſo eben erſchienen:

## Kritik der Broſchüre:

Ueber die Exiſtenz des Luft- und Waſſerdruckes. In Beziehung zu den dagegen gemachten Einwürfen des Herrn Baron von Drieberg. Ein Beitrag zur neueren Phyſik. Von S. Sachs, königl. Regierungs-Bauinſpektor zu Berlin.

Oder:

Sind die Einwürfe des Herrn von Drieberg gegen die Exiſtenz des Luft- und Waſſerdruckes durch Herrn S. Sachs wirklich „beſeitigt“? Von Dr. Neumann. Preis broch. 5 Sgr.

---

[421] So eben iſt bei **F. Rubach in Berlin** erſchienen:

# Der Conſervator

oder

praktiſche Anleitung, Naturalien aller Reiche zu ſammeln, zu conſerviren und für wiſſenſchaftliche Zwecke, wie auch zum Vergnügen aufzuſtellen. Ein Hülfsbuch zum Selbſtunterricht für Lehrer an Schulen, Landprediger, Hauslehrer und alle Diejenigen, welche Naturalienſammlungen zweckmäßig, ohne unnöthigen Zeit- und Koſtenaufwand, anlegen wollen. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet und mit Tabellen zur leichteren Beſtimmung der Mineralien und Pflanzen ꝛc. verſehen

von

**A. v. Streubel.**

In 5 geſonderten Abtheilungen.

25 compreß gedruckte Bogen in groß Lexikonoctav. Fein Velinpapier.

Preis 1½ Thlr.

Inhalt: Erſte Abth. Allgemeine Regeln. — Die Anlegung von Foſſilienſammlungen. — Chemiſche Prüfung der Mineralien. — Tabelle zur leichtern Beſtimmung derſelben. — Mineralogiſche Literatur.

Zweite Abth. Das Einſammeln der Gewächſe. — Das Einlegen und Trocknen der verſchiedenen Pflanzenformen. — Präſervativ- oder Palliativmittel gegen Inſekten. — Aeußere und innere Einrichtung der Herbarien. — Sammlungen zur Ergänzung der Herbarien.

Dritte Abth. Tabellen zum ſichern, nie in Zweifel laſſenden, Beſtimmen und zur genauern Kenntniß ſämmtlicher deutſchen Gewächſe, mit Berückſichtigung des natürlichen und künſtlichen Syſtems u. ſ. w. — Blüthenkalender. — Botaniſche Literatur.

Vierte Abth. Einige Angaben für angehende anatomiſche Präparateure. — Anfertigung von Skeletten, Injectionsmaſſen u. dgl. m. — Die Behandlung und Aufſtellung der Naturalien und Präparate in Weingeiſt, Terpentin und dergl. flüſſigen Subſtanzen.

Fünfte Abth. Anlegung trockener zoologiſcher Sammlungen, als: Behandlung der Infuſorien, Konchylien, Krebſe, Spinnen, Inſekten, Fiſche, Amphibien, Vögel und Säuger. — Innere und äußere Einrichtung der zoologiſchen und öffentlichen Privatſammlungen.

---

[457] So eben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Hymnen für Kinder.

Nach dem Engliſchen

von

**Thekla von Gumpert.**

Illuſtrirt

von

**Ludwig Richter.**

8. geh. ⅔ Thlr.

Die Hymnen, die den Kindern hier geboten werden, bewegen ſich in dem kindlichen Anſchauungskreiſe und führen den empfänglichen Sinn zur Erkenntniß und Verehrung des Göttlichen im Leben und in der Natur. Eltern und Erzieher werden dem Frl. von Gumpert, welche dieſe Hymnen nach der **13ten Auflage** des engliſchen Originals in ſinniger Sprache bearbeitet, ſo wie dem Profeſſor Richter, der das Büchlein mit den ſchönſten Bildern geziert hat, ihren Dank nicht verſagen. Der Verleger aber freut ſich, der Kinderwelt

**ein ſo wahrhaft treffliches und ſegenbringendes Büchlein**

übergeben zu können.

Berlin, den 1. December 1845.

**Alexander Duncker,**
königl. Hofbuchhändler.

---

[450] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Heinrich Peſtalozzi.

Ein Wort über ihn und ſeine unſterblichen Verdienſte, für die Kinder und deren Eltern zu dem erſten Säcularfeſte ſeiner Geburt.

Von **A. Dieſterweg.**

Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage.

(Zum Beſten einer zu Peſtalozzi's Gedächtniß nach ſeinen Grundſätzen und Abſichten zu errichtenden, landwirthſchaftlichen Armenerziehungsanſtalt, — eines Neuhofs — als Muſteranſtalt für Waiſenerziehung.

Preis geheftet 7½ Sgr.

---

[446] Im Verlage der **Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

**Göttling, C. W.**, Fünfzehn römische Urkunden auf Erz und Stein, nach den Originalen neu verglichen und herausgegeben. gr. 4. 2 Thlr.

**Huch, J. G.**, Auslegung des Evangelii vom ungerechten Haushalter, Luca 16, 1—9, nebſt einer Predigt und Andeutungen zur weitern homiletiſchen Benutzung dieſer Perikope. gr. 8. broch. 7½ Sgr.

Digitized by Google

**Schulz, O.**, Anthologia latina, sive poetarum latinorum eclogae. In usum scholarum. Editionem alterum curav. Dr. J. **Richter**. 8. 15 Sgr.

**Wiegand, A.**, Meine Methode die Sätze der Addition, Subtraction, Multiplication und Diviſion durch Beiſpiele zu veranſchanlichen. Den Lehrern der Mathematik und des praktiſchen Rechnens vorgelegt. gr. 8. broch. 6 Sgr.

---

[442] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Correſpondenzblatt

des

## königl. württemb. landwirthſchaftl. Vereins.

### Neue Folge. Band XXVII. Jahrgang 1845.

### Erſter Band. Drittes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

**Inhalt:**

Techniſche und adminiſtrative Bemerkungen über die Eiſenbahnen des weſt- und nordweſtlichen Deutſchlands, Belgiens und des Elſaßes. I. Konſtruktion der Eiſenbahnen. K. Das Kyaniſiren des Holzes. 1. Miſchungsverhältniß der Auflöſung oder Gehalt der Lauge. 2. Konſtruktion des Apparats. 3. Einlegen der Hölzer in den Einlaugtrog. 4. Bedarf an Sublimat für die erſte und die nachfolgenden Einlaugungen. 5. Prüfung des Sublimats. 6. Bereitung der Lauge. 7. Einlaugung der Hölzer. 8. Trocknen der Hölzer. 9. Verſchiedene Vorſichtsmaßregeln. 10. Allgemeine Anordnungen. Bemerkungen über das Kyaniſiren des Holzes. — Centralſtelle: Perſonalveränderungen. Ernennung neuer Mitglieder des landwirthſchaftlichen Vereins. — Patentertheilungen. — Hohenheim: Perſonalveränderungen. — Rechenſchaftsbericht des Vorſtehers der Ackerbauſchule zu Ellwangen. Oekonomierath Walz. vom 1. November 1843 bis 31. Oktober 1844. — Landwirthſchaftliche Berichte von Gailsdorf. Hall. Mergentheim und Schönthal. — Bemerkungen über den Anbau des Tabaks in Württemberg. — Notiz über den Baumweißling. — Literatur: Das Obſtbüchlein. Ein Leſebuch für die deutſchen Bürger- und Landſchulen. Herausgegeben von dem Vereine zur Beförderung des Obſtbaues in der Oberlauſitz. Mit 6 lithographirten Blättern und einer Muſikbeilage.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[443] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

# Dingler's Polytechniſches Journal.

### Sechsundzwanzigſter Jahrgang.

### Erſtes Novemberheft 1845.

**Inhalt.** Newtons Vorrichtungen. um die heftigen Erſchütterungen beim Abfahren und Anhalten der Wagenzüge auf Eiſenbahnen zu verhüten und die gefährlichen Folgen des Zuſammenſtoßens zweier Züge zu vermindern. Mit Abbildungen. — Ueber ein Verfahren. Schrauben ohne Hülfe der Drehbank zu machen. von D. Schmidt. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Ch. Combes über die Verbeſſerungen des Hrn. C. G. Kind an den neuen Berg- oder Erdbohrern. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung des Pulvers zum Felſenſprengen in Schachten, welche mit comprimirter Luft gefüllt ſind, von Triger. — Carillions Maſchine zum Satiniren der Papiertapeten. Mit Abbild. — Smiths und Jolly's Fabrikation thönerner Abzugsrinnen und Röhrenleitungen. Mit Abbild. — Arnotts Stubenofen zum Heizen der Werkſtätten abgeändert. von Foreſter. Mit Abbild. — Ueber die Mittel. wodurch den Nachtheilen abgeholfen werden kann, welche durch den Rauch der mit Steinkohlen geheizten Fabriköfen entſtehen. von Ch. Combes. — Clay's Verbeſſerungen an rauchverzehrenden Oefen. Mit Abbild. — Ueber Größe und Feuerungseinrichtung der Salzſiedepfannen. von Mühlmann. — Apparat zum Abdampfen des Zuckerſyrups. von Gadesden. Mit Abbild. — Beſchreibung einer einfachen Methode zum Reinigen des Oels. von C. D. Schmidt. Mit Abbild. — Ueber die offene Gährung des Weinmoſtes nach Angabe des Hrn. Profeſſors Dr. Liebig. Ein Beitrag zur Weinkultur von M. Oppmann, k. Kellermeiſter in Würzburg. — Verbeſſerte Methode, metallene Abgüſſe für die Galvanoplaſtik zu machen, von C. J. Jordan. — Ueber das ſchmiedbare Gußeiſen, von Goldenberg. — Ueber Metallfedern. von Dr. Schubert in Würzburg. — Ueber italieniſche Glanzvergoldung. von Friedrich Froelich. — Ueber die Bereitung einiger Mineralfarben. von Friedr. Froelich. — Ueber das Cyaneiſenkalium. von F. F. Runge. — Ueber die Wirkſamkeit der Davy'ſchen Sicherheitslampe in Gemiſchen von Luft mit brennbaren Dämpfen. eine Methode ſolche Lampen zu probiren. und über die Anwendung des galvaniſchen Lichts in detonirenden Atmoſphären. von Bouſſingault. — Notiz über den Farbſtoff der Cochenille, von Arppe. — Ueber das Lackiren des Leders und die Bereitung der hiezu nöthigen Lackfirniſſe und Beizen. von C. D. Schmidt. — **Miscellen.** Ueber die Ausdehnung der Eiſenfabrikation und den Bau eiſerner Dampfboote in Großbritannien. — Ueber rinnenförmige Zinkdachung, von Lemoine. — Ueber Fenſterläden, von Crelle. — Ueber Hachette's Methode der Straßenpflaſterung. — Zur Abhülfe des fühlbaren Mangels an Zeichnern für gewerbliche Zwecke. — Verfahren. die Selbſtentzündung der Steinkohlen auf Schiffen zu verhüten. — Verbeſſerte Methode. poſitive Talbotype (Kalotype) hervorzubringen. von D. Brewſter. — Kohlencylinder für galvaniſche Batterien. — Ueber die Erzeugung von Runkelrüben- und Kartoffelzucker in England und Irland. — Wirkungsloſigkeit der Ammoniakſalze auf die Kartoffelernte. — Mittel zur Verhütung des übeln Geruchs der Abtrittsgruben.

### Zweites Novemberheft.

Neue Berg-Lokomotive. von Profeſſor Dr. Schoklizh. — Bericht des Hrn. Durand über eine Drehbank von Hamann und Hempel. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Saulnier über eine von Geneſte verbeſſerte Blechſcheere. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Theodor Olivier über einen von Decoſter konſtruirten Krahn zum Heben und Wiegen von Laſten. Mit Abbild. — Gollop's Verbeſſerungen an Federſcharnieren, Thürangeln und Federjalouſien. ſo wie in der Anwendung von Federn bei Lehnſeſſeln und Wagen. Mit Abbild. — Ueber die Conſtruktion eines Bohreiſens zum Bohren von Löchern. welche verſchiedene Durchmeſſer haben, von C. Schmidt. Mit Abbild. — Beſchreibung eines Waſſerrades. von Riel. Mit Abbild. — Carters Maſchine zum Zuſchneiden der Dachſchieferplatten. Mit Abbild. — Holme's Maſchinen zur Verfertigung von Ziegeln ꝛc. Mit Abbild. — Ainslie's Maſchinen zur Verfertigung von Ziegeln ꝛc. Mit Abb. — Ueber das Einlegen der Adern. des Moſaik, der Blumen. Blumenblätter u. ſ. w. in Holz. von C. D. Schmidt und H. Hartung. — Dray's Inſtrument zum Brechen des Obſtes. Mit Abbild. — Ueber Graduirung eines ſenkrechten Manometers an Dampfmaſchinen. von Dr. Mohr. — Ueber einige Erſcheinungen bei der Cupellation der Gold- und Silberlegirungen, von A. Levol. — Ueber das Verſilbern des Glaſes behufs der Spiegelfabrikation. — Ueber Herrn Duquesne's Verfahren zur Fabrikation des Runkelrübenzuckers. — Ueber Seifenbereitung und Seifenprüfung, von Profeſſor Dr. Stöckhardt. — Ueber die Kartoffelkrankheit. von Payen. — Ueber die Kartoffelſeuche, von Stas. — Ueber die Kartoffelkrankheit von Bonjean. — Ueber den Brand der Gewächſe und die gegenwärtige Krankheit der Kartoffeln. von Decerfz. — Ueber die Milben, Ringelwürmer. Kryptoga-

Digitized by Google

men und die ſchwarze Färbung, welche die epidemiſche Krankheit der Kartoffeln ausmachen, von B. Gruby. — Vorſchläge engliſcher Chemiker zur Verwendung der erkrankten Kartoffeln. — Miscellen. Verzeichniß der vom 12. Julius bis 25. September 1845 in England ertheilten Patente. — Kompoſitionen zur Verhinderung der Steinbildung in Dampfkeſſeln. — Orleands Verfahren, Chlor zu bereiten. — Analyſe eines Leuchtgaſes. — Unterſuchung der franzöſiſchen künſtlichen Diamante. — Künſtliches Brennmaterial, aus Torfkohle bereitet. — Bereitung von Holzgeiſt und Holzſäure aus Torf. — Salzſaurer Kalk als Feuerlöſchmittel. — Ueber Gutta-Percha, ein Surrogat des Kautſchuks. — Ueber ſchwarzen Seidengrund und Neu-Catechu. — Nahrhaftigkeit der Geſamtkörner. — Neues Mittel zur Desinfection und Aufbewahrung des Harns.

* * *

Von dieſem alle Zweige der Technik umfaſſenden Journale erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

**Die Verlagshandlung kann vom**

**Polytechniſchen Journal**

**noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1—25ſter Jahrgang oder Band 1 bis 94 zu 233 Rthlr. 8 gGr. oder 400 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge ſind fortwährend zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.**

# Real-Index
## zu Dr. Dingler's polytechniſchem Journal.
Von Band 1 bis LXXVIII.

Von

**Dr. Michael Stecker,**

k. k. Univerſitäts-Profeſſor und Sekretär der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

## Die Krankheiten und Störungen der
# menſchlichen Seele
(ein Nachtrag zu des Verfaſſers „Geſchichte der Seele“)

von

**Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.**

gr. 8. Velinpapier, brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Hauptabſchnitte des Inhalts.

I. Aeußere wie innere Bedingungen des Seelenlebens. 1) Das Licht. — 2) Das Kommen und Vergehen des wachen Lebens. — 3) Abſterben und neues Aufleben. — 4) Geſetz und Freiheit. — 5) Der Vorgang des Athmens. — 6) Die innere Welt des Werdens. — 7) Von der Iſolation der einzelnen Regionen des Seelenlebens. — 8) Das verborgene Leben des Geiſtes. — 9) Vernunft und Sprache. — 10) Die Macht des Menſchenwillens. — 11) Die urſachlichen Momente der Seelenſtörungen. — 12) Behandlung der Seelenkrankheiten im Allgemeinen. — 13) Die Zurechnungsfähigkeit des Wahnlebens. — II. Die Nervenkrankheiten. 14) Abgränzung des Gebietes. — 15) Der Fiebertraum oder das Delirium. — 16) Die Epilepſie und einige andere ihr verwandte Nervenkrankheiten. — 17) Die Katalepſie und das Nachtwandeln. — 18) Die Zuſtände der abſoluten Unterdrückung des Nervenlebens. — 19) Hypochondrie und Hyſterie. — III. Die Seelenhemmungen. 20) Entwicklungskrankheiten der Menſchenſeele. — 21) Der Cretinismus. — 22) Veranlaſſende Urſachen und ärztliche Behandlung des Cretinismus. — 23) Die Albinos oder Kakerlaken. — 24) Die Cagots. — 25) Der Idiotismus des tiefſten Grades oder die Sinnloſigkeit. — 26) Der Blödſinn. — 27) Die Verwirrtheit. — IV. Die Seelenſtörungen. 28) Unterſchied zwiſchen Seelenhemmung und Seelenſtörung. — 29) Seelenſtörung im engern Sinne. — 30) Die Tobſucht. — V. Die Geiſteskrankheiten. 31) Abgränzung der Geiſteskrankheiten von den Seelenſtörungen. — 32) Die Melancholie. — 33) Der unentſchiedene Irrwahn. — 34) Der Wahnſinn in engerer Bedeutung. — 35) Schlußbetrachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

**Boehmer, Joh. Friedr.**

(Stadtbibliothekar zu Frankfurt)

# Fontes rerum Germanicarum.
## Geschichtsquellen Deutschlands.
**Zweiter Band.**

Auch unter dem Titel:

**Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 13ten Jahrhundert.**

gr. 8. broch. LVI u. 572 Seiten. Auf ſatinirtem Schreibp. mit einer Lithographie. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 4 gGr.

Dieſer Band, welcher auch einzeln zu haben iſt, bildet die Fortſetzung der vor zwei Jahren begonnenen Handausgabe klaſſiſcher Geſchichtſchreiber des deutſchen Mittelalters. Sein Inhalt zerfällt in drei Hauptgruppen: 1) Rheiniſche Geſchichtsquellen ſtromabwärtsgehend aus Colmar, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Köln. 2) Quellen zur Geſchichte der deutſchen Könige Philipp, Otto, Heinrich, Wilhelm, Richard und Rudolf, namentlich was Gottfried von Cöln, Reiner von Lüttich, Melis Stoke, Johannes Beka, Thomas Wikes und Martinus Polonus mit der Aldersbacher Fortſetzung für dieſelben gewähren, nebſt der Erfurter Chronik, den Annalen von Sindelfingen, den geſchichtlichen Noten aus Wimpfen und dem Gedichte Hirzelins über die Schlacht bei Göllheim. 3) Bayriſche Geſchichtsquellen, nämlich die Annalen Hermanns und Eberhards von Nieder-Altaich nebſt deren Fortſetzung in der Chronik von Oſterhoven. Dieſer Band enthält ſomit für die Geſchichte Deutſchlands im betreffenden Jahrhundert mehr als irgend eine andere bisher erſchienene Scriptorenſammlung. Manche der hier mitgetheilten Stücke waren, obgleich ſchon gedruckt, doch ſo ſelten wie Handſchriften, z. B. die Geſchichte der Thaten Rudolfs des Habsburgers durch Gottfried von Ensmingen aus Straßburg, oder faſt ganz unbekannt wie des Cäſarius von Heiſterbach treffliche Lebensbeſchreibung des Erzbiſchofs Engelbert von Cöln, andere ſind hier aus Handſchriften weſentlich berichtigt, wie die Colmarer und die bayriſchen Geſchichtsquellen, noch andere erſcheinen hier zum erſtenmal gedruckt wie unter mehrerem die gehaltreichen Wormſer Annalen, aus denen man die innern Zuſtände jener Stadt kennen lernt, die einſt werth war, Schauplatz des Nibelungenliedes zu ſeyn, deſſen muthiger Geiſt in den Thaten der Bürger wiedererkannt wird. Die Vorrede enthält umfaſſende Erörterungen über Verfaſſer, Gehalt, Handſchriften und Drucke der mitgetheilten Stücke.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 299.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 15. December 1845.

Jezt fliegt man nicht zum Zwecke,
Der Wahlſpruch iſt: Gott geb's!
Das Wappen iſt die Schnecke,
Schildhalter iſt der Krebs.

Uhland.

## Im Teutoburger Walde.

(ſ. Nr. 288 – 293.)

### IV.

### Kunſt und Denkmal.

Der nächſte Morgen ſah uns mit friſcher Luſt auf dem Fußwege nach dem Hermannsdenkmal. Die Grotenburg iſt von keiner Seite ſchroff zu nennen und auch ihr Gipfel iſt nicht eng und ſpitz, ſondern eine breite, ruhige Linie, die in der Mitte eine kleine Senkung zeigt. Es ſcheint von manchen Standpunkten aus, als wenn das Denkmal nicht auf dem höchſten Punkt läge, die Urſache iſt aber, daß bis auf etwa hundert Schritte der Buchenwald ſich demſelben von einer Seite nähert, während der Berg nach der andern zu kahl iſt. Seine Höhe wird auf 1200 Fuß angegeben, und er iſt auch bei weitem der anſehnlichſte der ganzen ſtattlichen Kette, in deren Mitte er liegt. Seine Form nähert ſich etwas mehr den ſanften Linien der Weſergebirge, während die übrigen meiſtentheils eine beſtimmte Form — die des langgezogenen Rückens — darbieten; in der lezteren liegt Unruhe, während der Charakter der erſteren Ruhe iſt. Man würde im Hinblick auf die ganze Bergkette nicht leicht einen andern Berg finden, der ſich ſo gut wie der erkorene zu einem Denkmal eignete.

Die Buchenſchatten nahmen uns bald auf. Den Boden bedeckte allenthalben das Kraut der Haide und der ſchwarzblauen Waldbeeren, die wuchernd um die unzähligen moosbewachſenen Sandſteinblöcke ſich drängten, welche bald frei und loſe zerſtreut lagen, bald nur zum Theil aus dem ſchwarzen, wurzeldurchzogenen Erdreich hervorragten. Vielleicht auf der Mitte des Berges trat unſerem Blick plötzlich ein grüner Wall entgegen. Wir ſprangen in den halbverſchütteten Graben, kletterten mit leichter Mühe hinauf und ich ſah jezt eine runde Umwallung, wie ein Lager mit zwei Eingängen, vor mir. Sie mußte alt genug ſeyn, denn auf dem Wall ſelbſt und im Graben ſtanden ſtarke Buchen. Der Umfang war nicht gering; ich dachte, ein paar Legionen in gedrängter Stellung könnten immerhin darin Platz gehabt haben. — „Man weiß gar nicht, was es geweſen iſt," ſagte mein Freund; „man nennt es ſchlechthin den Hünenring. So heißen auch die Grabhügel in der Senne, in denen Aſchenkrüge und Urnen in Menge gefunden werden, Hünengräber. Ich denke mir, unſere Alten müſſen ſo gewaltige Körper gehabt haben, daß die erſten Helden, die vielleicht wie Saul um einen Kopf alles Volk überragten, in der Erinnerung zu Rieſengeſtalten anwuchſen."

Digitized by Google

Wir ſtiegen weiter aufwärts. Lebhaftes Hämmern und Meißeln ſchallte durch den Forſt, und bald, als der Himmel ſchon zwiſchen den Baumſtämmen hervortrat, ſtanden wir am Rande eines Steinbruchs, aus dem in unmittelbarer Nähe — eine große Erleichterung — die Steine zum Bau gebrochen werden. Wahrſcheinlich beſteht der ganze Berg aus Sandſtein. Wenigſtens als man oben die Fundamente gelegt hat, iſt man ſchon nach zehn Fuß etwa auf Felſengrund geſtoßen, was ein gutes Omen ſeyn mag. Vom Steinbruch führt ein Fahrweg auf den Gipfel, und nach einer kleinen Biegung ſahen wir am Ende der mählig aufſteigenden Straße den Bau vor uns liegen, weißgelblich, rein und neu. Ich blieb in bequemer Nähe ſtehen und betrachtete mir das Werk mit Muße.

Gleich vom erſten Eindrucke kann ich nicht ſagen, daß er ein angenehmer war. Einzelne Abbildungen, die mir noch erinnerlich waren und meine Vorſtellung beherrſcht hatten, zeigten die Steine dunkler, mächtiger und alterthümlicher. Wenn es nun auch natürlich war, daß ein neuer Bau nicht in ein paar Jahren mit Moos und Flechten an den Ritzen überzogen ſeyn und ein verwittertes Anſehen haben konnte, ſo ſtörte mich doch dieſe Glätte, dieſe eben und ſcharf geſchnittene Kreislinie der Baſis, die ohne alle Verzierung, Ausdruck und Kraft iſt. Die Pfeiler in der Runde ſtehen ſo nah am Kern, daß er davon gedrängt ſcheint, die Eichenkränze ſtatt der ausgeführten Spitze der Bogen ſchienen mir zwar eine originelle Idee, die man wohl einmal verſuchen durfte; aber dieß freiere Element harmonirt ſehr wenig mit der ſteifen Kuppel, welche in einer keineswegs anmuthigen Linie ſich da über dem Bau erhebt, wo auf jenen Abbildungen ein Felsblock gelegen hatte, um das Standbild zu tragen. Zulezt gewann das Ganze wegen der Baſis eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit einem Zuckertempelchen; der Raum, der zum Durchgang zwiſchen den Pfeilern gelaſſen iſt, genügt kaum für eine mäßige Geſtalt, und endlich, trotz dem, daß die Höhe des Baues vielleicht über hundert Fuß beträgt, erſchien er doch für ein deutſches Nationaldenkmal nicht großartig und würdevoll genug.

„Wenn du den Künſtler in dieſem Opus kritiſirt haben willſt," rief mein Begleiter mir zu, „ſo biſt du ihm noch nicht ganz gerecht geweſen. Er hat über wenig Mittel zu verfügen gehabt und mußte ſeine Plane nach der deutſchen Freigebigkeit zuſchneiden, wo ſie denn klein genug ausgefallen ſind. Stände das Ding hier auf preußiſchem Grund und Boden, wäre Bandel ein Preuße und wäre er Anno vierzig zugleich mit der neuentdeckten Einheit mit ſeiner Anregung aufgetreten, dann ſollteſt du ſehen, was für einen andern Tempel er dir gebaut hätte. Ich muß dir zugeben, wie es jezt iſt, iſt es nicht nur nicht großartig durch die Maſſe, ſondern es hat auch in der Compoſition nichts Starkes, Männliches, an die erſte Kraft deutſcher Freiheit Erinnerndes. Aber da baue einer etwas Großartiges, wenn die deutſchen Philiſter und Nichtphiliſter kein Geld geben wollen! Mit Ausnahme einiger Stämme, die gänzlich in Finſterniß und Todesſchatten zu ſitzen ſcheinen, haben die kleineren deutſchen Staaten, namentlich Bayern, Hannover, Mecklenburg und unſer Ländchen, genug gethan; aber weil in Preußen für ein außerpreußiſches Monument entweder im Volke keine Sympathie war, oder, wenn ſie darin ſchlummerte, nicht von oben kommandirt wurde, deßhalb hat ſich die Sache ſo in die Länge gezogen, und der kupferne Hermann liegt zwar als disjecta membra drüben im Arbeitsſchoppen, aber es fehlt an Geld, ihn zuſammenzuſchmieden und ihn oben hinauf zu bringen."

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſetzung.)

„Allerdings!" ſagte der junge Geiſtliche. „Gott, der Unerforſchliche, iſt uns Sterblichen ein ewiges Suchen und Finden Gottes. Man kann ihn nicht beharrlich fliehen und läugnen. Es iſt keine Kunſt, ſich mit Atheismus groß zu machen, wenn man, von lauter Gottesverehrern umgeben, an ihren Einrichtungen Theil nimmt, ihres ſittlichen Benehmens und Wandels, des Alles durchgreifenden Rhythmus ihrer ganzen Lebensweiſe, von den erhabenen Höhen der Feſtepochen bis zum Chriſtbaum und den Faſtenbretzeln, der herzerfreuenden Wiederkehr der geiſtlichen, weltlichen und häuslichen Dinge froh wird und im Element allgemeinen Vertrauens mit ſeinen eigenen Sachen aſſekurirt iſt."

Die frommen Herrn hatten gegen dieſe Gedanken nichts einzuwenden, aber die Form war ihnen gegen die Hand. Sie hätten ſich ganz anders ausgedrückt.

„Was ſo Viele der Gemeinde, der Kirche, dem Glauben entfremdet," nahm der ſonore Pfarrer R. das kräftig tönende Wort, „das iſt meines Erachtens das, was ſie das ſtarre Dogma nennen. Dagegen ſträubt ſich ihr aufgeklärter Weltſinn, und es mag allerdings räthlich ſeyn, in unſerer hellſehenden Zeit für die von materiellen Intereſſen durchdrungenen Gemüther und ihre nach dem Erwerbswühlen an ſinnlicher Luſt ſich erholenden Sinne das Dogma mit dem Leben mehr zu vermitteln. Für das Myſterium ſind dieſe Weltkinder zu

Digitized by Google

zerſtreut, zu oberflächlich, zu ſehr in den Intereſſen des Tages befangen."

„Dem ſtimme ich ganz bei," äußerte der Stadtgeiſtliche. „Man muß dieſe Claſſe ganz bei ihrem eigenen Leben und Weſen greifen, ihnen zeigen, wie mit den heiligen Ausſprüchen ſie gemeint ſind. Man muß in die Beziehungen des praktiſchen Lebens, in die ſchlaue Caſuiſtik der Weltklugheit, in die jeſuitiſchen Vorbehalte des Eigennutzes, in die Relativitaten des Menſchenverkehrs eingehen. Der Vernunft, der Weisheit kann Niemand widerſtehen. — Wie trefflich unterſtützen den Volkslehrer, den Redner die heiligen Bücher! Sie ſind ganz örtlich, zeitlich, perſönlich, gegenwärtig, und eben darum allgemein gültig, ewig, wie Homer und alles auf dem Kern des Reinmenſchlichen, des Nationellen wurzelnde, was wir das Claſſiſche nennen. Unſere ſcholaſtiſche Dogmatik hat jene Weisheit der Gegenwart, jene Reinigung des Bedürfniſſes und Anliegens, jene Hinweiſung des Sinnes auf höhere Macht, höhere Schickung, auf liebenden Glauben, glaubige Hoffnung, zu ſehr ſchematiſirt, ihnen ihren Lebensnerv gelähmt, ſie auf allgemeine Verſtandesbegriffe abgezogen. Dieſe deklamatoriſchen „heiten" und „keiten," „ſchaften" und „ungen," die uns ſo geläufig über die Zunge fließen, müſſen nothwendig wieder durch Mark und Bein aufgerichtet, von Saft und Blut durchdrungen werden, wenn ſich nicht ein wachſend größerer Theil der Nation von uns und der Kirchengemeinde abwenden ſoll."

Ueber dieſe Aeußerungen formaliſirten ſich die Frommen. Sie fanden ſich im Gebrauch ihrer ſtereotypen Redensarten und Wendungen gefährdet. Leiſe flüſterte einer ſeinem Nachbar zu: „Der Neolog mag in humanioribus beſchlagen ſeyn, aber die Theologie hat er nicht approfundirt. Das Brodſtudium hat er über galantem Wiſſen vernachläßigt, weil er, reicher Leute Sohn, kein Brod zu verdienen nöthig hat. Wiſſen Sie, daß er einſt ein ziemlich ſchwaches Examen gemacht hat und im Hebräiſchen ganz durchgefallen iſt?"

Die Unterhaltung hatte ihren Fortgang, und man ſchonte des trefflichen Weines nicht. Der junge Geiſtliche, an ſich ſehr mäßig, ſpürte dennoch den Stachel jovialer Laune. Der Stadtgeiſtliche hatte die Anſicht aufgeſtellt, daß die Tendenz vieler Kanzelredner, durch die ſchroffſten Gegenſätze, wie manche Maler durch das ſtärkſte Helldunkel, wirken zu wollen, dennoch unwirkſamer ſey, als die guten Männer in ihrem Eifer glauben, weil bei der Scheidung von Frommen und Sündern, Tugend- und Laſterhaften, Buß- und Unbußfertigen u. ſ. w. die wirklich Verirrten in ihrer Verblendung ſich durch die Collektivnamen der Nachtſeite nicht getroffen fühlen, die Fehlenden und Schwachen aber ſich nicht in ſolchem Grade ſtrafbar finden, um ſo hart angelaſſen zu werden. Da regte ſich im jungen Geiſtlichen eine unwiderſtehliche Neigung, die Weiſe eines rigoroſen Redners dieſer Art darzuſtellen.

Er beſaß die Gabe der Nachahmung in einem hohen Grade, und hatte auf der Hochſchule und wohl auch ſpäter, wo er keinen Anſtoß zu geben fürchten durfte, manchen geſelligen Kreis damit erheitert. Noch aber, ſo lange ein paar Amtsgenoſſen, die an einer ſolchen Darſtellung ohne Zweifel ein ſtarkes Aergerniß genommen hätten, anweſend waren, hielt er damit zurück. — Kaum hatten ſich dieſelben beabſchiedet, als er die Bleibenden um Erlaubniß bat, eine kurze Rede in dem vorhin bezeichneten Geiſte halten zu dürfen. Er nahm wieder Bezug auf die größere Freiheit, die hierin bei einer andern Confeſſion, namentlich früher, geherrſcht, wo die liebe Jugend unter den Augen ſtrenger und ehrwürdiger Geiſtlichen Komödie geſpielt, und hiebei bibliſche Stoffe nicht nur in ernſtem Styl, ſondern auch in Traveſtien und mit den ergötzlichſten Späßen dargeſtellt habe, und wie auch noch jezt die da und dort zur Aufführung kommenden Paſſionshiſtorien nothwendig und unabwendbar neben der ernſten auch eine volksthümlich komiſche Seite darbieten. Am Schluſſe ſeiner kurzen Apologie erinnerte er an des Geiſtlichen Sebaſtian Sailer unſchädlichen Humor und anderes dergleichen.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Hamburg, November.**

Geldklemme. — Kartoffelkrankheit. — Sturmfluth.

Zahlreiche Ereigniſſe haben ſeit meinem lezten Briefe die öffentliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen: die Geldkriſe, die Kartoffelepidemie, die Sturmfluth, die Gasverfinſterung, der Beſuch des Königs von Dänemark und die Demiſſion der Direktoren des Stadttheaters. Die Geldklemme und die Kartoffelkrankheit theilen wir mit dem Norden von Europa, die übrigen Uebel haben wir für uns. Uebrigens iſt der Geldmangel, obwohl er mehrere Wochen hindurch an der Börſe wie im Kleingeſchäfte recht fühlbar war und den Disconto auf 8 Procent, ja ſelbſt auf 10 — 11 Procent (in einigen Fällen nur) emporſchrob, durch ſtarke Coulenten von England beſeitigt und wir arbeiten jezt wieder mit unſern Millionen Caſſa; der Geldmangel wird die gute Folge haben, daß der Nutzen unſerer Bank durch beſchleunigten Umlauf ihrer Mittel erhöht und außerdem einige zeitgemäße Verbeſſerungen bei dieſem berühmten, ſoliden Inſtitute eingeführt werden dürften. — Von der Kartoffelkrankheit iſt, mindeſtens ſo weit ſie bei uns in Sicht ſteht, viel zu viel Geſchrei gemacht; wir haben eine Maſſe Kartoffeln ſo gut wie in andern Durchſchnittsjahren, und eben nicht theurer, als ſie auch

früher ſchon bezahlt worden ſind. Die Marſchgegenden haben allerdings kaum die Hälfte der gewöhnlichen Ernte erzeugt, in der Geeſt dagegen iſt dieſe Frucht ſehr wohl gerathen. — Die Sturmfluth kam mit reißender Schnelle in der Nacht vom 20—21. Oktober. Vom wildeſten Weſtwind gepeitſcht, ſtieg das Waſſer faſt bis auf 20 Fuß; zwiſchen 40 und 50 Straßen wurden unter Waſſer geſezt, die Kellerbewohner konnten vor den mit dumpfem Gebrauſe anrollenden Gewäſſern kaum flüchten, von ihren Mobilien und Vorräthen konnten Manche kaum das Beſſere retten, ja Einige mußten faſt nackt hinaus in die ſtürmiſche Oktobernacht. Der Schaden, den eine ſolche Sturmfluth anrichtet, iſt nicht leicht zu berechnen, aber er wird auf eine Million geſchäzt. Dennoch, man ſollte es kaum glauben, nimmt man hier ein ſolches Ereigniß nicht ſo ernſt, als es iſt, und die Laune des Hamburgers wird dadurch nicht geſtört. Seit 1825 hatten wir keine ſo hohe Fluth, wenn gleich öfters das Waſſer ſo hoch war, daß die Straßenpaſſage in den niedrigen Stadttheilen durch Kähne und Wagen beſorgt werden mußte. Meiſt trifft es ſich, daß die Springfluth gegen Morgen kommt; dann hört man zuerſt durch das Heulen des Windes die dumpfen Signalſchüſſe, die von Fuß zu Fuß dreimal wiederholt werden; die Wächter, ſofern ſie noch auf den Straßen ſind, pochen dann mit ihrer Lanze die Kellerbewohner auf und erregen ſie mit dem Alles ſagenden Worte: „Water!" (Waſſer.) Alsbald wird es lebendig auf den Gaſſen, denn man ſucht dem kommenden Elemente das zu entreißen, was ſeiner Gewalt erliegen müßte. Wie ein vieltauſendſtimmiges fernes Gemurmel hört ſich das Rauſchen der Fluth an, die nun Mauern, Beiſchläge und Treppen beſpült und ſich von der Gaſſe in die Keller ergießt. Unterdeß bricht der Tag an, und das Publikum, welches an ſeine Geſchäfte muß, ſteht an den Ufern der über Nacht gewordenen Ströme, mit dem Wunſche, hinüber zu kommen. Der Mittel dazu ſind dreierlei. Stämmige Männer mit Waſſerſtiefeln tragen für einen Schilling die Perſon durch die ſeichteren Stellen von einem trockenen Platze zum andern. Oft ſind ſie aber Schelme; hat ſo ein Kerl ein ſchmuckes Dienſtmädchen auf ſeinen gewaltigen Schultern, ſo mag ſich die Schöne nur dazu verſtehen, ſeinem Begehren nach einem Kuſſe ſofort Folge zu leiſten, widrigenfalls er ſie mitten im Waſſer troz ihrer weißen baumwollenen Strümpfe niederſezt; vertraut ſich ein Jude oder ein handlich ausſehender Mann dem Rücken eines Bewaſſerſtiefelten an, ſo wird er mitten auf der Reiſe die Paſſagiertaxe verdoppeln müſſen, um trocken aufs Trockene zu gelangen. Sicherer geht es mit den Wagen aller Art, deren Inhaber ſpekulirend nach den überſchwemmten Stellen eilen, um ſo viele Perſonen zu 1 Schilling einzuladen, als das Fuhrwerk tragen kann, und an den Straßen, die für Wagen zu tief ſind, haben ſich alsbald Kähne eingefunden, um luſtig durch die Ueberſchwemmung hin den Verkehr zu vermitteln. Das Waſſer hat bald ſeinen höchſten Standpunkt erreicht; der Wind gibt ſich gewöhnlich, wenn die Ebbe eintritt, und ſo läuft der Strom ſchneller zurück als er gekommen iſt; das Waſſer wird aus den Kellern geſchöpft oder gepumpt und die Flüchtigen ziehen von den Dielen ihrer höher wohnenden Nachbarn wieder hinab in ihre feuchten Untergeſchoſſe; ſie heizen tüchtig, damit die Wände trocknen, und bald iſt die überſtandene Gefahr und Mühſeligkeit vergeſſen, ſofern nicht etwa die Geſundheit der feuchten Wohnung zum Opfer wird.

(Fortſetzung folgt.)

## Paris, November.

(Schluß.)

Der Orkan bei Rouen. — Der ärztliche Congreß.

Da ſich eine Menge angeſehener Beamten der Lotterie für Petitbourg eifrig annimmt und das Publikum den Plan gutheißt, ſo wird ſie wahrſcheinlich bald zu Stande kommen, obgleich es beinahe einer Million bedarf und zu gleicher Zeit auch andere Lotterien zu wohlthätigen Zwecken im Gange ſind, unter andern eine zur Unterſtützung der vielen, durch den unerklärlichen Umſturz mehrerer Fabriken in der Gegend von Rouen brodlos gewordenen Arbeiterfamilien. Mit dieſem Unglück hat es eine ſonderbare Bewandtniß. Die großen, durch ein furchtbares Meteor zerſtörten Fabrikanſtalten waren bei Feueraſſekuranzen verſichert, und nach der Kataſtrophe ſuchten die Eigenthümer zu beweiſen, daß das Unglück in die Kategorie der Wirkungen des Blitzes gehöre, wie denn auch manche Spuren vom Niederfallen des Blitzes und von der Gewalt der Elektricität ſich zeigten. Die Aſſekuranzkompagnien behaupteten dagegen, die Fabriken ſeyen nur durch einen Orkan zerſtört worden, und das Unglück gehe ſomit ſie nichts an. Die verunglückten Fabrikanten verlangten nun ein Gutachten von Sachverſtändigen. Bereits haben ſich zwei gelehrte Commiſſionen mit der Sache beſchäftigt; da aber die Mitglieder nicht an Ort und Stelle waren, als das Unglück vorfiel, konnten ſie nichts thun als die Augenzeugen vernehmen und die Trümmer der Fabriken unterſuchen. So ſind ſie zu der Anſicht gekommen, das Hauptmoment bei der Zerſtörung der Fabriken ſey allerdings ein außerordentlicher Orkan geweſen, aber auch die Elektricität müſſe eine Rolle dabei geſpielt haben, da ſich die Spuren derſelben nicht läugnen laſſen. An dieſe Entſcheidung wird man ſich halten müſſen, und die Verunglückten werden demnach von Seiten der Feuerаſſekuranzen wenig zu erwarten haben. Jedenfalls war dieſer Orkan eine ſehr merkwürdige Naturerſcheinung, und es iſt zu bedauern, daß er von den Phyſikern nicht an Ort und Stelle genau beobachtet werden konnte. — Der ärztliche Congreß iſt nach vierzehntägigen Berathungen geſchloſſen worden. Anfangs ging es etwas ſtürmiſch darin her, und man ſah einmal einen Arzt einen Apotheker beim Kragen faſſen. Nach und nach kam mehr Ruhe in die Gemüther der Aerzte und Apotheker. Die ausgeſprochenen Wünſche ſind in einem Berichte zuſammengefaßt und dem in der vorlezten Sitzung anweſenden Miniſter des öffentlichen Unterrichts vorgelegt worden, und dieſer hat ſogleich die Zuſage gegeben, daß er mancher Beſchwerde der Aerzte abhelfen, mehrere ihrer Wünſche erfüllen und die übrigen Punkte einer beſondern Unterſuchung unterwerfen wolle. Der Congreß klagte namentlich auch, daß ſich ſo viele fremde Aerzte in die Praxis drängen. Es iſt wahr, die Zahl fremder Aerzte, beſonders deutſcher, nimmt in Paris ſtark zu. Die geſetzlichen Beſtimmungen hinſichtlich der Ausübung der Arzneikunde ſcheinen von den Fremden häufig umgangen zu werden, und leider treiben fremde Charlatans ihr Unweſen ſo ſtark als franzöſiſche. Kann der Congreß und der Miniſter ein Mittel dagegen auffinden, ſo iſt es gut; aber das Volk liebt nun einmal die vielverſprechenden Charlatane und traut ihnen oft mehr zu als den gelehrteſten Aerzten. Dy.

---

**Beilagen:**
Literatublatt Nr. 127 und Novitäten-Anzeiger Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 16. December 1845.

O Redner, dein Geſicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich ſpricht.
Eh du mir ſollſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig lieber ſterb' ich nicht.

Leſſing.

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſetzung.)

Es iſt hier nicht der Ort, die Rede des jungen Geiſtlichen ſelbſt zu geben. Wir begnügen uns mit der Andeutung, daß er ſich darin wirklich künſtleriſch erwieſen, daß er nicht etwa ein bekanntes Original ſprechend copirte, welche Enthaltſamkeit Lob verdiente, ſondern daß er Ton und Manier einer ganzen Claſſe zu treffen wußte. Er erging ſich rhetoriſch in den ſtärkſten Gegenſätzen von Licht und Finſterniß, Geiſt und Fleiſch, Kindern der Gnade und Verdammniß, Schafen und Böcken, und erwies ſich in Compoſition, Beleuchtung und Colorit als ein wahrer Höllenbreugbel. Seine Rede war ein kleines Meiſterſtück. — Ob er es gleich an ſtarkem Farbenauftrag, an pikanten Schlaglichtern und Schatten, an geiſtreichen, dem Leben entnommenen Druckern nicht fehlen ließ, ſo lachte doch keiner der Anweſenden, eben weil den Meiſten über dem Treffenden, Naturwahren das Herz lachte. — Er erntete lauten Beifall.

„Sie haben," ſagte der offene und energiſche Paſtor R., „diejenigen unſeres Standes richtig gezeichnet, die, im Leben recht verſtändige, in eigenen Sachen praktiſche Männer, an heiliger Stätte ganz vergeſſen, daß eben dieſes praktiſche Leben mit ſeinen Mühen, Sorgen, Verwicklungen, Leiden und Freuden der Stoff ihrer Vorträge ſeyn ſoll, daß zunächſt das handgreifliche, ſinnliche Daſeyn der Gemeindegenoſſen gereinigt, durchleuchtet, geheiligt werden muß, ehe die höhern Geheimniſſe des Glaubens darin einziehen und wohnen können. — Ihr Ton bezeichnete auch die Eiferer unter dieſen, die von den Bewegungen des Weltlebens abgewendet, in demſelben lauter ſchreckende Popanze ſehen, mit denen ſie nun, durch rigoröſe Begriffsnamen ſie ſignaliſirend, die Beichtkinder ſich fürchten machen wollen. Leider iſt aber hiebei ihre Zeichnung und Färbung ſo graß und phantaſtiſch, daß jene entweder gar nicht die verführeriſch lockenden Feinde darin erkennen oder wirklich unſchädliche, freundliche Geſtalten des Lebens ſcheu und verdächtigend anblicken."

„Was ſollen wir aber von denjenigen Amtsgenoſſen ſagen, die erzogen und geſchult ohne Intereſſe für Natur und Menſchheit, aufgewachſen in ärmlichen leiblichen und geiſtigen Verhältniſſen, ſich dann an ihr Brodſtudium angeklammert, endlich ein ſpärlich nährendes Amt errungen, ein Weib genommen und Kinder gezeugt haben, und die nun ohne Umgang mit der gebildeten Welt, ohne Berührung mit der Literatur, ohne Natur- und Kunſtfreude auf einem abgelegenen Neſt verſauern und verbauern, im engſten Lebenskreiſe wühlend und

Digitized by Google

ſcharrend, nur von den dürftigſten Empfindungen und Anſchauungen bewegt, ſich als Kanzelredner und Seelſorger nur an den Buchſtaben und dürren Begriff ihres Compendiums halten und dieſe in ihren Vorträgen unter Waſſer ſetzen? — Was kann doch auch aus einer ſolchen Geiſtesdürre und Gemüthsleerheit, die Nichts ſchaut, erlebt, durchdenkt, durchfühlt, für eine Salbung fließen? Fürwahr! da iſt im Klang der Kirchenglocken in der Sabbathsfrühe, in den Tönen der Orgel mehr ahnungsvoll Religiöſes, als in ſolchem aufgewärmtem Sauerteig. Würde ſich nicht die Gemeinde durch ihren Vollgeſang ſelbſt erheben, der Gottesdienſt würde troſtlos vorübergehen."

„Ich denke an die Kanzelredner der Vorzeit," ſagte der Stadtgeiſtliche; „welche Kraft des Worts, welches Zielen und Treffen der Gedanken iſt nicht in Taulerus, in Luther! welcher Reichthum des Lebens und der Erfahrung in Abraham a Sancta Clara! Welche Fülle concreter Anſchauungen haben die ältern Volksdichter bearbeitet! Wie verſtandesmäßig, begriffſüchtig und abſtrakt iſt nicht unſere Zeit dagegen! Wie beſchwichtigen wir einander mit hohlen Worten, mit oberflächlichen Zuſammenfaſſungen, mit abgegriffener Münze der Rede, des Gedankens!"

Während ſie ſo ſprachen, ertönte eben an der Straßenecke Knallen und Schellenklang; Fackelſchein erhellte die Nacht, ein Schlittenzug bewegte ſich heran. Die Herren liefen den Fenſtern zu; es war eine maskirte Schlittenfahrt. Sie durchzog die Stadt und hielt zuletzt vor einem Gaſthofe, um hier durch einen Ball die Karnevalsluſt zu verlängern. — Das Volk lief, begleitete den energiſch beleuchteten Zug, ergözte ſich höchlich an den meiſt komiſchen Masken, errieth die burleske Symbolik, wollte manches ſatiriſch copirte Original erkennen; die Straßen hallten wieder von Lachen und Scherzrufen, welche das fortwährende Schellengeklingel durchwebten. — Endlich legte ſich das Getön; die Nacht ward ſtill.

„Was ſagen wir dazu?" nahm der Stadtgeiſtliche das Wort, als man ſich wieder geſezt hatte. „Wollen wir die Geſellſchaft beneiden um ihre Sinnen- und Herzensluſt? Wollen wir ihr dieſe verargen? oder wollen, dürfen wir ſie ihr gönnen? — Es geht durch die Geſchichte der kultivirten Völker ein Zug der Selbſtbeherrſchung, der Entſagung, der ſittlichen Strenge, der ſich in Kaſten methodiſch und geregelt ausbildet, ſich dann meiſt ſelbſtquäleriſch zu Kaſteiungen ſteigert, der ſich hinwieder in einzelnen charakterſtarken Naturen zum Heroismus, zur Aufopferung erhöht. Aber die Völker im Ganzen ſind ſelbſtſüchtig, ſinnlich, hab- und genußgierig, nur mehr oder weniger durch Sitte und Verſtand in Schranken gehalten. Eine große Zahl ſchweift hinaus in das Gebiet der feineren oder gröberen Sinnlichkeit; Viele gehen darin unter. Auch ganze Nationen geben ſich, wenn Thatkraft und ſittlich religiöſer Ernſt ſie verläßt, einer wachſenden Verweichlichung oder Verwilderung hin. — Auf dieſe Skala geſtellt, iſt mir die Menſchheit in allen Aeußerungen des Lebens immer das intereſſanteſte Phänomen; jede einzelne Erſcheinung reihe ich dem Ganzen ihrer Sphäre ein, und eben deßhalb laſſe ich nicht gern irgend einen Kreis des Lebens vor mir verſchließen, noch mich in dem meinigen zu enge einpferchen. — So will ich denn hier das Bekenntniß ablegen, daß ich, wüßte ich eine geeignete Hülle und wäre ich meines Inkognito verſichert, mich als Beobachter gern unter die Zuſchauer auf dem heutigen Maskenball ſtellen würde. Jedoch ich kann es nicht und würde es um keinen Preis thun, wie man Manches unterläßt, was man bei ſich wohl verantworten würde, weil man ſeinen Namen unter keinerlei Umſtänden auf's Spiel ſetzen will und darf."

(Fortſetzung folgt.)

# Im Teutoburger Walde.

(Fortſetzung.)

Einſtweilen ſtiegen wir ſelbſt auf einer von keinem Strahl erhellten Wendeltreppe, an den Wänden tappend, auf den Bau. Eine weite Ausſicht öffnete ſich nach allen Seiten, aber weniger landkartenmäßig, als manche der berühmten Rundſichten. Nach Weſten zog ſich freilich unabſehbar die Ebene hin, und Münſters Thürme ließen ſich durch einen guten Dollond entdecken, aber weiter nach Süden zu traten die Berge nahe heran, und nur ein ſchmaler blauer Streifen Ferne ſchwebte über ihren Gipfeln. Man fühlte ſich nicht auf dem Standpunkte eines abſoluten Monarchen, ſondern — ja, etwa auf dem eines Stammfürſten wie Hermann war. Hügel, Berge und Wälder und Dörfer waren mehr in der Nähe. Ueberwältigen kann dieſe Ausſicht nicht im geringſten, aber man kann ſie recht lieb gewinnen.

Unten wieder angelangt, gingen wir, an der romantiſchen, nach Art eines amerikaniſchen Blockhauſes erbauten Schmiede vorbei, in ein großes, flüchtig aufgeſchlagenes Bretterhaus, wo Modelle des ganzen Denkmals und der einzelnen Theile, wie ſie noch beim Bau der Kuppel gebraucht wurden, aus Gips und Holz aufgeſtellt waren. An den Wänden aber lehnten in maleriſcher Unordnung die kupfernen Glieder des Helden, ſeine gewaltigen mannshohen Halbſtiefeln — ſie ſtanden einwärts, nach Barbarenart — hier über einen Balken hingelehnt, ein muskulöſer Oberarm, dort unter dem Fenſter ein

Digitized by Google

Stück von dem Mantel und die mächtigen Adlerflügel, die ſeinen Helm zieren. Schon draußen hatte ich neben den Eiſengeräthen und Hebebäumen mitunter eine einſtmals bunt angeſtrichene Stange bemerkt; auch hier ſah ich wieder in den Füßen einer Bank Rudera von ſolchen Farben, und ganz hinten in einer Ecke lagen rothweiße, ſchwarz weiß grüne und ähnliche Stangen in maleriſcher Unordnung. Mir wurde das bald erklärt. Bei dem Feſte der Grundſteinlegung waren an dieſen Stangen die Fahnen aller deutſchen Bundesſtaaten befeſtigt geweſen, nachher aber, als eben dieſe Bundesſtaaten ſo wenig mehr beitrugen, hatte man wohl gedacht, bis zu dem Feſte der Einweihung würden ſich die Stangen doch nicht mehr konſerviren. So waren ſie denn zum großen Theil, ihrer idealen Beſtimmung entkleidet, recht nützlich angewandt worden. Wenn eine Werkſtatt, in deren Nähe man luſtig arbeiten hört, nicht immer etwas Anziehendes hätte, ſo wären all dieſe dunkeln Stücke und das finſtere Kupfergeſicht, das in einer Ecke lehnte, ſehr trübſelig anzuſchauen geweſen. Aber das Blaſen in der Schmiede und das Hämmern im Steinbruch klangen doch noch wie Hoffnung und unverzagter Muth.

Während wir die Grotenburg auf einem andern Wege herabſtiegen, fragte ich, wie viel denn an der Fabel Wahres ſey, daß der Hermann in Verſatz gehalten würde. Ich hörte, das ſey bloß eine Möglichkeit geweſen; die fürſtliche Kammer hatte nämlich einmal in der Zeit der Noth einiges Geld vorgeſchoſſen, und hätte ſich allerdings, im Fall kein Beitrag mehr eingelaufen und kein Löſegeld von einer patriotiſchen Seele beſchafft worden wäre, zunächſt an den idealen Hermann und ſeinen reellen Kupferwerth halten müſſen. „Aber es iſt weder ſo weit gekommen, noch wird eine ſolche Schmach jemals über uns ergehen. In der Stadt veranſtalten ſie jezt von Haus zu Haus Pfennigſammlungen, und wenn dieſe ihren Fortgang haben, kann in zwanzig bis dreißig Jahren das große Werk vollendet ſeyn.“ — „Aber ich begreife nicht,“ warf ich ein, „daß überhaupt ſo große Summen noch erforderlich ſeyn ſollen. Am Unterbau iſt ja faſt nichts mehr zu thun, die Figur muß nur noch etwas ausgearbeitet, zuſammengeſetzt und oben drauf geſtellt werden; das müßte doch bald zu beſchaffen ſeyn.“ — „Ich ſchäme mich im Namen Deutſchlands faſt, es dir zu ſagen,“ erwiederte er: „zwanzigtauſend Thaler würden jezt zur Herſtellung genügen. Aber zu Bandels Unglück gehört auch, daß er in einer unglücklichen Zeit, und nicht einige Jahre ſpäter kam. Jezt, da der Moment des Enthuſiasmus verſäumt iſt, da in Deutſchland Niemand mehr an die Sache denkt, als um die Achſeln darüber zu zucken, oder einen ſchlechten Witz darüber zu machen, iſt dem ganzen Denkmal der Fluch aufgedrückt, daß man nicht weiß, wer es nun eigentlich geſezt hat, ob es ein allgemein deutſches oder ein fürſtlich lippiſches Privatwerk iſt. Man braucht nur die öffentliche Stimme zu fragen, um das erſtere verneint zu hören; das zweite in Gegenwart Bandels zu ſagen, würde ich dir nicht rathen. Es iſt an beiden Auffaſſungen etwas Wahres, am meiſten aber wohl an der dritten; ich behaupte nämlich, daß das Denkmal vom Künſtler nicht nur entworfen, ſondern auch wirklich im eminenten Sinne geſezt iſt. Ohne ihn wäre es jezt ſchon eine Ruine. Jedenfalls, wie früh oder ſpät, oder ob gar nicht vollendet, es bleibt mit ſeiner Entſtehungsgeſchichte ein redendes Denkmal, charakteriſirend in den meiſten Beziehungen die deutſche Geſchichte und Art zu ſeiner Zeit. Indeſſen, die Noth iſt noch nicht ſo groß. Erſt neulich iſt wieder ein ſehr origineller Succurs gekommen. Unſere Brüder in Schleswig-Holſtein, welche deutſch und nicht däniſch ſeyn wollen, ſingen nicht bloß:

Wir wollen dich nicht haben,
Verfluchtes Dänengeld!

ſondern ſie haben eine anſehnliche Maſſe der in ihrem Lande curſirenden däniſchen Kupfermünze eingekauft und hierher geſchickt, um als Kupfer zu dem Bilde verwendet zu werden. Wie Napoleon aus den eroberten Kanonen ſeine Triumphſäule, ſo bauen wir aus dem Gelde unſerer Feinde das Nationaldenkmal. Ich geſtehe, die That ſelbſt und die Geſinnung iſt mir für dießmal mehr werth als die Säcke voll Kupfer, die unten in der Stadt ſtehen, ich glaube bei Bandel ſelbſt. Den ſollſt du aber als einen ächten Künſtler kennen lernen. Erſt ſehen wir ſeine Thusnelde und dann ihn ſelbſt.“

Die Thusnelde war, wie ich hörte, etwa vor einem Jahr vollendet und vom Fürſten angekauft. Wir gingen alſo, in der Stadt wieder angelangt, auf das Reſidenzſchloß, wo ſie aufgeſtellt iſt. Ein edles, geiſtvolles Marmorbild, voll Leben und ächt hiſtoriſchen Charakters, der überall ſo mächtig ergreift. Während ihr Gemahl die Legionen vernichtet und ſein Volk befreit hat, iſt ſie, ſeine mit Gewalt geraubte Gattin, gefangen genommen und im Triumphzuge durch Roms Straßen geführt. Offenbar hat ein ſolcher Moment und eine ſolche Umgebung dem Künſtler vorgeſchwebt. Sie ſchreitet langſam, ſie hat nur Verachtung für die Feinde ihres Vaterlands um die Lippen zuckend. Ihre Arme ſind mit Ketten belaſtet, ſie hält ſie gefaltet über dem ſchwangern Leib, ihre Augen ſind auf dieſen niedergeſchlagen, ſie würdigt die Römer keines Blicks. Aber auf ihrer Stirn und in ihrer Haltung thront das Bewußtſeyn des Siegs, den Hermann erfochten hat, ihr Haupt iſt nicht geſenkt, ſie iſt die Königin im ganzen Zuge. Ihre Locken wallen frei und voll bis auf die Schultern und weit in den Nacken herab.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Hamburg**, November.

(Fortſetzung.)

Siehlbau. — Gasbeleuchtung. — Der König von Dänemark. — Das Stadttheater.

Dießmal hat die Sturmfluth noch das Amt eines Kritikers verſehen. Der große Siehlbau, von welchem ich wiederholt berichtet, ſollte neben andern nützlichen Zwecken auch noch den höchſten haben, die Stadt vor großen Ueberſchwemmungen zu ſchützen. Männer von Fach, denen man freilich Parteinahme gegen den Siehlbau zuſchreibt, erklärten ſofort, dieß werde nicht geſchehen, im Gegentheil, durch ſo gewaltige Leitungen, wie die Siehle (man kann aufrecht in dieſen gemauerten Röhren ſpazieren), werde das andringende Waſſer in Straßen gebracht, in welchen früher eine Ueberſchwemmung zu den Unmöglichkeiten gehörte, und dieß leztere iſt leider auf eine zum Theil eckelhafte Weiſe eingetreten. So, ſagen nun die Gegner des Siehlbaues, ſind die Millionen, welche das Siehlſyſtem gekoſtet, für den Hauptzweck nutzlos weggeworfen, und ein halb offizielles Blatt beſchuldigt die Behörde geradezu, daß ſie die Prüfung dieſes gigantiſchen Projekts beharrlich verweigert habe, nur um die Perſon des Projektmachers, des engliſchen Ingenieurs Lindley, nicht fallen zu laſſen; ja man gehe noch weiter, man wolle wiederum Millionen für ein neues Projekt deſſelben (die Entwäſſerung des Hammerbrooks, einer neu entſtehenden Vorſtadt) ohne ernſte Prüfung ausgeben. Ich berichte natürlich nur und enthalte mich jedes Urtheils in einer Sache, in welcher ſelbſt die Urtheile der Sachverſtändigen von einander abweichen. Indeſſen war die öffentliche Stimmung gegen Lindley ſehr eingenommen. — Materiell verderblicher ward die Fluth der Gasanſtalt, und es iſt trübſelig, daß ich, bevor ich noch den Eintritt der Gasbeleuchtung melden konnte, ſchon von ihrem einſtweiligen Aufhören berichten muß. Die Gasanſtalt befindet ſich auf dem Grasbrook, einem hart an der Elbe gelegenen ſumpfigen Flachlande, das ſchon gewöhnlichen Hochfluthen ausgeſezt iſt. Wie es heißt, haben die Unternehmer, troz erhaltener Warnung, das Gebäude auf nicht gehörig befeſtigtem Grund aufgeführt; die Folge davon war, daß die am 4. Okt. verſuchsweiſe begonnene Gasbeleuchtung ſchon durch die Fluth eine Unterbrechung erlitt. Es gelang zwar, die Schäden vorläufig zu repariren; indeß verſank der Gaſometer mehr und mehr, und am 7. Nov. Abends 9 Uhr verwandelte ſich die glänzende Helle der mit Gas beleuchteten Straßen und Häuſer plötzlich in ſtockfinſtere Nacht. Andern Tags erhielten die Betheiligten die Nachricht, daß innerhalb ſechs Wochen an eine Wiederherſtellung des Gaslichts nicht wohl zu denken ſey, und die Stadt muß wohl noch länger darauf verzichten. In den Theatern ſollte eben das Gaslicht eingeführt werden; der prachtvolle Bazar prangte bereits im feenhaften Glanze der neuen Beleuchtung; jezt hat man die alten Lampen und Laternen wieder zu Ehren gebracht. Auf höher gelegenen Stellen baut man bereits an zwei Reſervegaſometern, die nun wohl die Hauptſtütze der Anſtalt werden müſſen. — Der Beſuch des Königs von Dänemark hätte eigentlich zuerſt erwähnt werden ſollen, weil er ſchon im September ſtattfand. Man erwartete denſelben ſchon zu der großen Alſterregatta, welche, begünſtigt vom herrlichſten Wetter, unter dem Zulauf von vielen Tauſenden geſchmückter und heiterer Zuſchauer am 7. Septbr. auf der Auſſenalſter gleich wie im vorigen Jahre gehalten wurde. Der König war aber am 7. in Glückſtadt und kam erſt am 8. nach Altona und beſuchte am 10. das Stadttheater in Hamburg, wo Aleſſandro Stradella auf ſeinen Wunſch gegeben wurde. Sein Empfang in der Republik war ein überaus glänzender; jede politiſche Demonſtration blieb fern. Freiwillige Illuminationen fanden ſtatt, die Behörden hatten ſeinen Weg durch Pechfackeln erleuchten laſſen, und die Hurrah's für den lieben Nachbar nahmen faſt kein Ende. Der Hamburger Senator Jeniſch, der ſeinen Landſitz auf Flottbeck (holſteiniſch) hat, ſah den König hier als Mittagsgaſt und gab der Nachwelt das Zeugniß, daß ein Hamburger Bürger reich genug iſt, um Könige fürſtlich zu bewirthen. Der König beſuchte incognito in Geſellſchaft des gedachten Senators und des Ingenieurs Lindley Hamburgs Neubau, ward aber leicht erkannt und abermals mit Hurrah begrüßt. In ſeinen eigenen Staaten iſt er nicht ſo herzlich empfangen worden. — Ich komme jezt zum ſechsten Ereigniß, der Abdankung der Direktoren des Stadttheaters, Cornet und Mühling. Schon ſeit längerer Zeit walteten Differenzen zwiſchen ihnen und dem Comité der Aktionäre des Schauſpielhauſes ob; der Hauptgrund der Niederlegung der Direktion war aber die Weigerung des Comité's, das Inventar zu garantiren. Die Direktoren zeigten ihren Entſchluß den hauptſächlichſten Mitgliedern des Inſtituts in einer Verſammlung an, und das Comité erläßt ſo eben mit zweimonatlicher Friſt eine Aufforderung zur Concurrenz für den erledigten Pacht. Das Stadttheater hat hier einen ſehr harten Stand; es ſoll das Vorzüglichſte liefern, die größten Künſtler halten, die koſtſpieligſten Werke aufführen, während das Thaliatheater die Gunſt derer hat, die im Theater eben nur den Genuß ſuchen. Doch wäre das auszuhalten. Nun aber finden faſt jeden Abend große und ſehr billige Concerte in eleganten Wirthshäuſern, und eine Menge ſogenannter Abendunterhaltungen ſehr zweideutiger Natur in Kellerwirthſchaften ſtatt, der ſonſtigen zahlreichen Schauſtellungen, Beluſtigungen, Vereine und Vorleſungen nicht zu gedenken. Da kann das Stadttheater, wenn es Claſſiſches vorführt, gewiß ſeyn, leer zu bleiben; nur die Oper hat noch eine größere Zugkraft und etwa bei berühmten Gäſten das Ballet. Es gibt indeß Viele, welche glauben und wünſchen, daß Cornet und Mühling die Direktion auch nach Oſtern k. J. noch fortführen werden.

In der Oper ſind ſeit meinem lezten Brief „die vier Haimonskinder“ von Balfe und „Nebucodonoſor“ von Verdi neu aufgeführt worden. Beide gehören der leichten gefälligen Muſik an, welcher von Kennern zwar der tiefere Werth abgeſprochen, aber geniale, anmuthige Behandlung und Kenntniß des Publikums zugeſtanden wird. Beide Opern gefielen außerordentlich und beide haben einen ſehr albernen Text. Madame Palm-Spatzer aus Berlin gab in einem Gaſtrollencyclus Veranlaſſung zur Aufführung Meyerbeer'ſcher Opern, der Norma u. ſ. w. Die Dame hat nicht durchweg die Stimme der Kritik für ſich. — Im höhern Schauſpiel hatten wir zwei berühmte Gäſte, Madame Sophie Schröder und Mad. Crelinger. Erſtere gab zuerſt im Stadttheater Deklamationen. Das Feuer und die Kraft ihres Vortrags ließen den Wunſch laut werden, ſie einmal in einem Drama auftreten zu ſehen; ſie gab die Iſabella in der „Braut von Meſſina“ und ſchaffte damit den Kunſtfreunden eine wahre Erbauung. Das einſtimmige Urtheil der Kritik und des Publikums gab zu, daß dieſe 65jährige Frau in Innigkeit, Reinheit des Vortrags und Tiefe des Spiels weit Alles hinter ſich läßt, was die neueſte Zeit in ihrem Kreiſe bietet.

(Fortſetzung folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 17. December 1845.

Eure gute Meinung beſchämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt,
Als wenn euch je mein Werk gefällt.

Goethe.

## Im Teutoburger Walde.

(Fortſetzung.)

„Mit dieſen Locken,“ ſagte mein Freund, „iſt es auch noch etwas Eigenes. Nicht nur, daß ich neulich auf einem Dorfe ein kleines Madchen ſah, das die wunderſchönſten goldblonden Locken gerade ſo frei und voll trug, ſondern auch dieſe marmornen hier, deren Ringeln und Windungen ſo fein und leicht ausgearbeitet ſind, ſind wirklich blond. Ich war einmal in Bandels Atelier, als die Statue noch nicht ganz fertig war. Wir ſprachen über die großen Vorzüge des Marmors vor dem Gips, wie lebendig jener in Farben und Schatten ſey, braun, geld, blau, grün, während der Gips nur grau iſt. „Da ſehen Sie einmal!“ rief er. Er zog einen Vorhang zu, ſchob die Thusnelda auf dem Poſtament herum und ſtellte mich hinter ſie. Die Locken auf Hals und Schultern waren vom ſchönſten warmen Blond gefärbt. Und nun laß uns den Künſtler ſelbſt ſehen.“

„Wie iſt mir denn?“ ſagte ich, als wir das Schloß verließen; „ich erinnere mich doch, irgendwo geleſen zu haben, daß der Fürſt mehrere Räume ſeines Schloſſes Bandeln zum Atelier und zur Wohnung überwieſen habe. Es klang gewaltig mäcenatiſch.“ — „Die Sache iſt richtig,“ ſagte der Freund, „aber man macht hier vom Mäcenenthum nicht viel Pomp und Aufhebens; es wird einfach fürſtlich gehandelt, was beſſer iſt. Das Schloß, in dem Bandel ſeinen Sitz hat, iſt die ſogenannte Burg, wo früher die verwittwete Fürſtin gewohnt hat.“ — Wir gingen durch die Promenade dahin; es iſt kein bedeutendes, aber doch ein geräumiges Gebäude, das mit ſeinen ſchwarzgrauen verwitterten Sandſteinmauern angenehm gegen die hellen Linden der Allee und die neuen Häuſer gegenüber abſticht. Weitläuftige Anmeldungen ſind hier nicht Mode. Wir traten über den Flur in einen großen hohen Saal mit zwei Kaminen und verdunkelten Ahnenbildern an den Wänden; die Fenſter und eine Glasthür gehen auf den weiten Burggarten. Wir wandten uns rechts, klopften an der hohen Thür an und traten in ein mittelgroßes, mit alten gewirkten Tapeten behangenes Zimmer. Es war Bandels Atelier, er trat uns entgegen und hieß uns in ſeinem raſchen ſüddeutſchen Dialekt willkommen.

Er iſt ziemlich groß und ſchlank gewachſen; in ſeinem Geſichte iſt ein Zug der Aehnlichkeit mit ſeinem Hermann, die allgemein behauptet wird, nicht ganz zu verkennen, wenn es auch bloß die Energie und Männlichkeit ſeyn ſollte, deren Ausdruck noch erhöht wird durch den prächtigen Barbaroſſa, den er um Lippen und Kinn trägt. Aber die Spannung und der Verdruß und

Digitized by Google

das bittere Gefühl der Vernachläſſigung, die dem Hauptwerke ſeines Lebens zu Theil wird, haben ihre Furchen auf dieſem Geſichte eingegraben; ſie ſind die Spuren des Wegs, auf dem die Idee, der eine Gedanke, den er ſchon in ſeinen Jünglingsjahren gefaßt und nun ſo lang mit ſich herumgetragen und ihm manche ſeiner beſten Lebensjahre geopfert hat, immer wiedergekehrt und gewandelt iſt. Er iſt mager und ſeine Augen liegen tief; aber in der Unterhaltung iſt er ganz Leben. Was er ſagt, kommt alles raſch heraus und er hat in hohem Grade die Gegenwärtigkeit und Fülle deſſen, was er weiß.

„Es iſt jezt gerade nicht viel da," ſagte er. „Die Caritas und der Chriſtus ſind ſchon lange fort, und die Venus hab' ich nach Köln geſchickt. Da ſteht der Herkules." — Wir traten zu der Gruppe. In einer Art Wiege oder vielmehr einer flachen Schale, wie ſie vielleicht auf antiken Bildwerken oder im Muſeo Borbonico ſich finden mag, liegt der kleine Iphikles, den die Schlangen überfallen haben. Das untergebreitete Tuch iſt während des Auftritts halb über den Rand geglitten; das iſt lebendiger und verhindert den ſonſt leicht entſtehenden Eindruck, als wenn das Ganze auf einem Präſentirteller ſtände. Herkules iſt ſchnell herzugeeilt, mit einem Fuße tritt er in das Lager, während der andere nach außen ſteht. Er iſt ganz Bewegung, er iſt gerade zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen. Mit jeder Hand hat er eine Schlange nicht weit unterhalb des Kopfes gefaßt und hält ſie mit ausgeſtreckten Armen weit auseinander, indem er ſie mit kräftigem Griffe würgt. Indem ſo die Köpfe der Schlangen von ihm ſelbſt und von dem Kleinen, der unten liegt, ſo weit als möglich entfernt ſind, wird in dem Zuſchauer gleich die Gewißheit hervorgebracht, daß die Gefahr überwunden iſt und die Schlangen den Beiden nichts mehr anhaben können. Vollendet wird dieſer Eindruck durch das Geſicht des jungen Heros. Er ſieht uns ganz friſch und luſtig, faſt lächelnd an, der Uebermuth der Kraft lebt in der ganzen Geſtalt, in den derben Gliedern, der breiten Stirn. Ich äußerte das gegen Bandel. — „Ja gewiß," ſagte er, „es ſoll auch ſo ausſehen, als ob's ihm eben nur ein Spiel wär', die Beſtien zu würgen. Es iſt noch nicht ganz fertig, hier am Oberarm und da an den Haaren. Die Schlangen, das iſt eine verzweifelte Arbeit, es ſind weit über tauſend Schuppen dran zu machen."

Seitwärts in der Ecke ſtand ein etwas über lebensgroßes Modell vom Hermann. Mir war die Figur aus Lithographien und von dem Modell auf der Grotenburg ſchon bekannt, aber ſo wenig ſie mir früher gefallen hatte, ſo wenig war ich jezt im Stande, Geſchmack daran zu finden. Dieſer Hermann, mit dem maſſigen Leibe, dem weiten Mantel, auf den hohen Schild ganz geſtüzt und das Knie ein wenig eingeknickt, ſah etwa aus wie ein ſtarker Mann in ſeinen beſten Jahren, der wohlgerüſtet und ſeiner Kraft bewußt, dem Feinde drohend zum Kampfe entgegen tritt, aber nicht wie ein jugendlicher fünf-und-zwanzigjähriger Held, der ſiegreich aus dem Kampfe kommt; kein Vollgefühl des Siegs, keine Andeutung des vollendeten Kampfes in ſeiner Geſtalt, Kleidung und Miene.

(Schluß folgt.)

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſezung.)

„Ew. Hochwürden haben Recht!" rief ihm der ſonore Pfarrer R. zu. „So habe auch ich Vielem den Abſchied gegeben, an was ich in jungen Jahren Freude und Intereſſe gehabt, und komme immer mehr dahin, die Gemüther zu mißkennen, die ſich ſolche Vergnügungen erlauben. Ein Ereigniß dieſer Art geht mir aber aus meinen Studentenjahren nach und iſt ſchon in meine ſpätern Träume unter mancherlei phantaſtiſchen Metamorphoſen eingedrungen. Lange habe ich nicht mehr daran gedacht; aber der Anblick unſeres ſchweigſamen Herrn Kollegen hier" — er deutete auf den Landpfarrer W., den wir Eingangs dieſer Schilderung auf ſeiner wunderlichen nächtlichen Fahrt verlaſſen haben — „hat mir in Verbindung mit dem Mummenſchanz von vorhin die Erinnerung daran erweckt. Wir waren mit noch mehreren Studiengenoſſen auf der Hochſchule zu Halle bei einem Maskenball und trieben das Weſen zuerſt vergnügt, dann luſtig, dann jovial, endlich derb burſchikos ſo lange mit, bis der helle Tag in unſern Jubel hinein ſchien. Aber noch konnten wir kein Ende finden, wie denn der fidele Burſche die Luſt gern bis zum Unſinn ſteigert und forcirt. Endlich brachen wir auf. Wenn Schiller ſagt: „dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde," ſo muß man die Ueberlebten vollends zu den Zeitloſen zählen. Die Kirchenglocken läuteten bereits zum Frühgottesdienſt. Wir zogen in unſern Maskenanzügen nicht eben auf's Abgemeſſenſte aus dem Gaſthof, und uns entgegen bewegten ſich die Kirchgänger mit Mienen und Geberden, welche das große Aergerniß andeuteten, das ſie an uns nahmen. — Als ich ausgeſchlafen hatte und mit ganz andern Sinnen erwachte, als mit denen ich mich gelegt, da trat mir erſt das höchſt Unſchickliche unſeres geſtrigen, in den heutigen Tag hinein verlängerten Treibens recht vor die Seele. Ich machte mir bittere Vorwürfe, und dieſes Gefühl der Reue verfolgte mich lange, wie wir uns denn im Rückblick auf das von uns in Zuſtänden der frohen wie der leidenſchaftlichen Aufregung Gethane

Digitized by Google

oft nicht begreiſen und uns um ſo mehr mit Selbſtanklage zuſetzen, als uns der allmählige Verlauf und die uns etwa entſchuldigenden Umſtände nicht mehr gegenwärtig ſind. — Sie erinnern ſich doch noch an jenen in unſerem jugendlichen Uebermuth veranlaßten Skandal?" wandte ſich der Pfarrer R. an ſeinen Amtsbruder, „und wie derſelbe zum Stadtgeſpräch geworden, was die Andern, ich weiß nicht, ob auch Sie, unter die köſtlichſten von ihren geriſſenen Schwieten zählten, was ich aber gern aus meinem Burſchenleben geſtrichen hätte."

Unſer ſchweigſamer Pfarrer von W., am heutigen Abend beſonders wortarm, bekannte verduzt ſeine Genoſſenſchaft bei jenem Exzeß und wie auch er dieſen noch jezt bereue. Er hatte deſſen weniger vergeſſen als ſein College. Eine Reliquie von jener Nacht hatte er zum leidigen Andenken noch in Verwahrung, die Geſichtsmaske, deren wir ſchon Erwähnung gethan. — Wie ihn die ganze Converſation des heutigen Abends berührt haben möge, können wir uns erſt dann denken, wenn wir ihn vollends über die Faſchingszeit hinüber begleiten.

Die Unterhaltung im geiſtlichen Kranzchen, die heute einen mehr ernſten als heitern Verlauf gehabt, war jezt abgeſponnen. Kein neuer Stoff ſollte bearbeitet werden. Der Stadtgeiſtliche erhob ſich. — „Daß wir es," ſagte er wohlgelaunt, „nicht auch den jungen Leuten nachthun, welche durch ihr raſtloſes Trinken immer mehr Klebſtoff in ſich aufzunehmen ſcheinen! Den Herrn Landgeiſtlichen iſt noch ein Penſum Wegs aufgegeben. Es iſt eine recht heitere, friſche Nacht."

Ihr Weg führte die Meiſten bei dem erwähnten Gaſthofe vorbei. Luſt und Leben erfüllte ihn und dröhnte aus den glänzend beleuchteten Räumen herab. Ein ſchellenklingendes Gefährt brachte noch Ballgäſte; ſchön verhüllte Herren und Damen entſtiegen ihm. Einige Charaktermasken ſchoben ſich durch die das helle Portal gedrängt umſtehenden Neugierigen. „Da oben hängt jezt der Himmel voller Baßgeigen," ſagte der junge Geiſtliche. Der Pfarrer von W. wünſchte den Uebrigen am Scheidewege gute Nacht und kam, den Kopf voll Bilder, Töne und Gedanken, das Herz von einer ſonderbaren Anwandlung erfüllt, er wußte nicht wie, in ſein einſames Dorf.

Um nun zu begreifen, was den Seelenhirten wenige Tage darauf, am Faſchingsdienſtag, mit dem Sonntagshabit ſeines Knechts, der ihm wahrſcheinlich als Maske dienen ſollte, nächtlicherweile wieder zur Stadt zu fahren bewegen mochte, welche auffallende Expedition er vor der Frau Pfarrerin, wie wir geſehen, durch den Krankenbeſuch zu maskiren ſuchte, müſſen wir ein wenig in ſein Weſen und Naturell hineinſchauen, wo wir dann den Erklärungsgrund für die nächſten Begegniſſe auffinden werden.

Ehr'n Servatius — wie wir ihn nennen wollen — war ein wackerer Mann, von angeborenen guten Gaben, wohlmeinend, verträglich und frei von allen Anſtoß gebenden Eigenſchaften, welche die öffentliche Stimme ſogleich ausſpricht, wenn von einer damit behafteten Individualität die Rede iſt. In der kinderloſen Ehe mit einer an chroniſchen Uebeln leidenden Frau gab es nur hie und da, wie ja in den beſten, kurze Kartoffelkriege. Den Dienſtboten war er ein guter Hausherr. Zuweilen konnte er etwas ſauertöpfiſch werden, ging's aber nach Wunſch, ſo ward er heiter, luſtig, manchmal ſpaßhaft bis zu einiger Albernheit, wie viele einſam Lebende, deren Humor nicht durch Geſelligkeit abgeſchliffen wird. Fordert ſchon das ſittliche Gefühl ein ſociales Element zu ſeiner Ausbildung, ſo iſt ein ſolches bei allem Poetiſchen und Künſtleriſchen in unſerer Natur vollends ganz unerläßlich.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin**, December.

**Wach.**

Einer jener Männer, welche in der Kunſt eine neue Epoche herbeiführen halfen, ward ſo eben, nachdem wir ihn noch vor wenig Tagen in ſeiner reifen, ſchönen Manneskraft unter uns geſehen, hinausgetragen nach dem Gottesacker vor dem Halleſchen Thore, wo ſchon ſo viele unſerer ausgezeichneten Geiſter auf der freundlichen Höhe über Berlin ruhen. Der Maler Wach, Wilhelm Schadows Alters- und Zeitgenoſſe, ſtarb plötzlich an einem gaſtriſch nervöſen Fieber. Man würde Unrecht haben, wenn man ſagte, daß die Kunſt in ihrer Zukunft einen unerſetzlichen Verluſt durch dieſen Tod erlitten habe. Wach hatte ſeine Aufgabe erfüllt, große Entwürfe gingen mit ihm nicht unter. Aber deſto ehrenwerther und dauernder Anerkennung würdig iſt ſeine Vergangenheit. Er gehörte zu den Männern, welche nach dem Befreiungskriege, den er mitgemacht, in Rom für die deutſche Kunſt eine neue Aera begannen. Ein weites Feld der ältern Vergangenheit lag dort vor ihnen ausgebreitet, um für die Zukunft zu ſchaffen und der deutſchen Malerei wieder einen eigenen, nationalen Wirkungskreis zu eröffnen. Das todt zu machen oder zurückzudrängen, was ſeit dem lezten halben Jahrhundert im nördlichen Deutſchland als Kunſt gegolten, war nicht ſchwer. Der Zopf hatte ſich in alles hineingedrängt, in die Porträts, in die Landſchaftmalerei und in die Hiſtorie. Jener, ſeiner Zeit berühmte, Berliner Hiſtorienmaler, Bernhard Rhode — wer kann jezt noch ſeine friſirten Römer und ſeine romaniſirten Brandenburger mit Vergnügen anſehen? und doch läßt ſich ihm eine geniale Compoſitionskraft nicht abſprechen. Die Mattigkeit der Anſchauung hatte ſich der Technik mitgetheilt; wie matt, geleckt ſind auch die Farben aus jener langen Periode, ſeit die Kunſt wieder bei uns ſich zu erheben anfing! Jene aus Rom zurückkehrenden Männer, Schadow, Wach und ſpäter Begas, auch Henſel gehörte ſchon zu ihnen, hatten daher keinen zu ſchwierigen Kampf, wenn ſie das abgelebte Alte durch Neues verdrängen wollten. Schon ein kräftigerer Pinſel, eine dunklere

Digitized by Google

Färbung, andere, markigere Gegenſtände mußten das Auge feſſeln, die Aufmerkſamkeit anſprechen. Die Wege, die ſie einſchlugen, waren verſchiedenartig und bewieſen den Reichthum des Gegenſtandes. Jene wollten die altdeutſche Kunſt, wie ſie zu Dürers Zeiten und beſſer noch vor ihm gegolten, oder die alten Florentiner als den Typus aufſtellen. Dieſe Richtung war ganz in der Zeit und korreſpondirte mit unſern altdeutſchen Tendenzen anderwärts; die Talente, die ſich ganz dieſer Manier hingaben, ſind verloren gegangen. Unter den ältern Italienern ſuchten die Andern ihre Vorbilder, den Weg zum allein Wahren; wenn ſie nicht geradezu verirrten, wie irrten ſie doch von dem Wege ab, der zu einer nationalen Kunſt leiten konnte, wenn ſie nur in der Heiligengeſchichte Gegenſtände der höchſten Kunſt würdig ſuchten! Dieſer katholiſirenden Richtung gab Wach ſich nur bedingt hin. Er blieb auch in ſeinen bibliſchen Darſtellungen Proteſtant, und die Heiligen und Märtyrer Andern überlaſſend, wählte er nur ſolche Gegenſtände der heiligen Geſchichte, welche, wie die Grundzüge gewiſſer Mythen alle Völker durchdringen, zu allen Zeiten und unter allen Völkern, die ſich Chriſten nennen, Geltung und Bedeutung haben werden. Aber alle jene Männer erreichten auch das nicht, was ſie wollten. Sie hatten zu viel zu kämpfen mit den ältern Anſchauungen und mit ſich ſelbſt, um die völlige Schöpfungsfreiheit zu erreichen. Nachdem ſie gegen die Zöpfe geſiegt, fühlten ſie, daß in dem langen Kampfe ihr eigenes Haar nicht mehr in friſchen braunen Locken von den Schläfen wallte. Im Schaffen ging ihnen der freie, geniale Schwung ab, und ſie ſahen und ſehen ſich von ihren Schülern oft überflügelt. Das iſt das Schickſal aller geiſtigen Entwickelungsprozeſſe, ein unvermeidliches Naturgeſetz, in das die Kraft ſich fügen muß. Der Troſt jener Meiſter bleibt, daß ſie in ihren Schülern fortleben, welche ohne ihren Vorgang das nie geworden wären, was ſie ſind. Wach's größeren Compoſitionen haftet überall die Kampfangſt an, die unſägliche Mühe, die er ſich gegeben, die Anſchauung in ihm äußerlich zur freien Wahrheit werden zu laſſen. Es iſt der Kampf einer nordiſchen Natur, die ſinnliche, ſüdliche Freiheit zu gewinnen, wie wir in einem Titian umgekehrt den Künſtler erblicken, der ohne Mühe und viele Reflexion auf die Leinwand die Geſtalten hinzuwerfen ſcheint, welche in glühender Lebendigkeit vor ihm dageſtanden. Titian ſah ſie, weil es ihm etwas Alltägliches war, Klima, Religion, Tradition, der Menſchenſchlag, den er um ſich ſah, wenn er das Auge aufſchlug, gaben dieſe Geſtalten ihm von ſelbſt ein. Iſt das nicht eine Weiſung, daß unſere Maler andere Aufgaben ſuchen müſſen? Nur ſollen ſie nicht zurückgehen zu den mythologiſch antiken, welche vor der romantiſchen Schule hier galten und noch jezt in den Preisaufgaben unſerer Akademie bisweilen fratzenhaft genug ſpuken. Es liegt uns anderes nahe, und Andere fanden ſchon den Weg. Wach war ein ſtrenger Kritiker gegen ſich ſelbſt. Er konnte nicht ganz abgehen von dem einmal eingeſchlagenen Wege; aber wenn er erkannte, daß er verirrt war, daß ſeine Kraft nicht ausgereicht hatte, das darzuſtellen, was er gewollt, änderte er an den Motiven und gab die Heiligenbilder als Profancompoſitionen. Seine Meiſterſchaft in der Technik iſt unbeſtritten; er war ein vortrefflicher Portraitiſt, Herr über Pinſel und Farbe wie Wenige, und demnach ein vortrefflicher Lehrer. Von gediegenen Kenntniſſen, war er im geſelligen Umgange von der höchſten Liebenswürdigkeit und von Charakter durchaus geachtet. Er war unverheirathet; ſeine Schweſter iſt die berühmte Verfaſſerin von Godwie-Caſtle.

(Fortſetzung folgt.)

## Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

### Stadttheater.

Madame Crelinger, welche mehrere Schillerſche Poeſien vorführte, hat viel weniger gefallen als Mad. Schröder, und nach dem, was ich von ihr geſehen, begreife ich nicht, wodurch dieſe Dame ihren großen Ruf erwerben konnte. — Als Neuigkeit im Gebiete des Drama's wurde vorgeführt: „der Sohn des Fürſten," hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen von Jul. Moſen. Dieſer Dichter war für Hamburg noch neu; eine ſeltſame Verkettung von Zufälligkeiten verhinderte die Aufführung ſeiner Stücke, ſelbſt als ſie ſchon einſtudirt waren. Man hatte indeſſen eine gute Vormeinung, die durch die erſte Hälfte des gedachten Stücks geſteigert ward. Später verfällt der Plan in nachtheiliges Schwanken. Lieutenant Katte, ein vom Dichter offenbar nicht völlig durchgedachter Charakter, oder eigentlich kein Charakter, wird die Hauptperſon des Dramas, gerade wie Marquis Poſa den Don Carlos im Schillerſchen Stücke verdrängt. Sehr wohl gethan hat die Zeichnung von Friedrich Wilhelm I., von welchem ſich ſeit Gutzkows „Zopf und Schwert" ein unwürdiges Bild feſtgeſezt hatte. Das Schauſpiel (darf es ſo genannt werden?) ward beifällig aufgenommen, ſeine Schwächen wurden aber von der Kritik keineswegs verſchwiegen. — Am 8. Nov. ward aufgeführt: „der Ruf," Luſtſpiel in vier Aufzügen von Roderich Benedix. Die Idee, daß der Ruf (Schein?) eines Menſchen oft mehr zu ſeinem äußern Glücke beitrage, als die Wirklichkeit, iſt der Anlage des Luſtſpiels zum Grunde gelegt, in den erſten Akten auch ziemlich glücklich durchgeführt, verſchwindet aber im vierten Akt in einer völligen Confuſion, die den gemeinſten Theatereffekten zu Liebe eingeriſſen iſt. Das Stück hat eine recht dankbare Rolle, den Bonvivant Schlinger, der von unſerem für ſolche Charaktere ausgezeichneten Brüning vortrefflich gegeben ward. Die häufigen Zeitbezüge thaten freilich auch das Ihrige. — Am 17. Nov. gelangte zur Aufführung: „Graf Waltron oder die Subordination," militäriſches Drama in vier Aufzügen, nach einem ältern Stücke von Charlotte Birch-Pfeiffer. Das Vorbild dieſer Soldatenkomödie ſoll bereits ſeit 70 Jahren vergeſſen ſeyn; es hätte immer im Frieden ruhen mögen, da die Subordinationsconflicte dieſer Art für unſere Zeit nicht mehr paſſen. Das auf die Thränendrüſen berechnete Schauſpiel ward übrigens ſehr beifällig aufgenommen und macht jedenfalls mehr volle Häuſer als alle neuern Dramen anderer Autoren. — Zu Schillers Geburtstagsfeier ward deſſen „Fiesko" gegeben; die Gallerie füllte ſich, das Parterre hatte noch Platz, Parquet und Ränge blieben leer. So ehrt die vornehme Welt den edelſten deutſchen Dichter; und doch ſchreit man immer nach klaſſiſchen Stücken, die, wenn ſie aufgeführt werden, nur leere Häuſer laſſen, und das ſelbſt bei Mitwirkung berühmter Mimen.

(Fortſetzung folgt.)

---

### Beilagen:

Literaturblatt Nr. 128 und Proſpectus des Werks: „Der Führer des Maſchiniſten." Von E. F. Scholl. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 18. December 1845.

I am a fellow o' the strangest mind i' the world; I delight in masques and revels sometimes altogether.

Shakespeare.

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſetzung.)

Unſer Pfarrer las viel, meiſt Fachmäßiges. Aber die Welt der Literatur iſt ſo unermeßlich groß, unergründlich reichhaltig, dabei in ihrer unabſehbaren Breite in weiten Strecken ſo abſtrus, daß Millionen Leſer in ihr einander nie begegnen, nie berühren, ſich nie mittheilen, daß viele Tauſende ihr Leben mit lauter Leſen zubringen, ohne daß die Welt darnach fragt oder den geringſten Erfolg davon empfindet, ohne daß der Leſende irgend eine Sache auch nur um Einen Schritt weiter bringt. Ehr'n Servatius las addirend; das ſchwindende Gedächtniß und Intereſſe ſubtrahirte davon. So ſummirte ſich nichts, geſchweige daß er es multiplizirend, potenzirend zu einer geometriſchen Progreſſion, zu dem pyramidaliſchen Aufbau von etwas Wiſſenſchaftlichem oder einer Vervollkommnung ſeines Rednerberufs gebracht hätte.

Er war eine wagerechte, proſaiſche Natur. Nur in einem einzigen Fache ſeiner Seele ſteckte etwas Poeſie. Er beſuchte wöchentlich einmal das Wirthshaus ſeines Dorfs, wo ſich dann auch deſſen übrige Honoratioren, Schultheiß, Richter, Krämer, Schulmeiſter ꝛc. einfanden. So hielt er es auch, wenn er auf ein benachbartes Dorf ſpazierte. Hier richtete er ſein Augenmerk auf die Eigenthümlichkeiten, Manieren, die Redeweiſe, die Sprüchwörter, die Zank- und Schimpfworte der Leute. Er legte ſich dann gewöhnlich kurz und trocken in ihre kleinen Kämpfe. — Seine Beobachtung ſchwebte nicht ſo beſchaulich frei über den Erſcheinungen, wie etwa bei Grübel oder Hebel; ſie lieferte kein lyriſches, epiſches oder dramatiſches Ergebniß. Seine Produktivität wurde nur ſo weit gereizt, als er ſelbſt betheiligte oder freiwillig theilnehmende Perſon war. Hier hatte Ehr'n Servatius wirklich zuweilen Witz, Laune, Satire, Humor, obwohl in ſeinem Antlitz phyſiognomiſch kaum Etwas davon zu leſen war, und ſeine Ironie immer wie Ernſt ausſah.

Der Abend im Kränzchen, zu deſſen Zeugen wir die Leſer gemacht, hatte einen ganz beſondern Eindruck bei Servatius zurückgelaſſen, und dieß in doppelter Beziehung. Sein Weſen, ſeine Wirkſamkeit als Prediger und Seelſorger trat ihm in einem neuen Lichte vor's Bewußtſeyn. Durch Reflexion und Vergleichung ſtellte er ſich außer ſich, ſah auf ſeine beſchränkte Eigenthümlichkeit her und fühlte wohl, daß er lebendiger, energiſcher ſeyn könnte und ſollte. Aber wie enge war auch ſein Leben! Wie hielt die Unbeweglichkeit ſeiner kränklichen Frau ihn an ſo kurzem Leitband! Wie machte ihm der in einer Spirallinie ſich immer verengende Verlauf ſeiner Tage oft ſo knurrig!

Digitized by Google

Er fühlte nach langer Zeit einmal wieder ein Bedürfniß nach Erweiterung ſeines Weſens. Er wollte eine Reiſe machen, wollte ſeine Geſchwiſter wieder ſehen, einige Jugendfreunde, ein paar Univerſitätsgenoſſen beſuchen. Er beſtieg einen nahe gelegenen Hügel; der Himmel war ſo azurblau, die Ferne ſo hell aufgethan; Sehnſucht zog ihn in dieſe Region ſeiner Heimath, ſeiner Jugend. Die Natur ſprach ihn ganz anders an; aber auch die Menſchen kamen ihm anders vor, ihr Thun, ihre Aeußerungen gaben ihm zu denken. Wie erſt, wenn er es über ſich gewann, aus dem Alltäglichen in ein ungewohntes, neues, ſein Weſen auflockerndes, auffriſchendes Element hinaus zu treten? Aber irgendwo und wie und wann mußte er beginnen. Und nun ergriff es ihn gewaltig; er fühlte ſich entzündet, leidenſchaftlich. Ein junger Bauer und eine ſchmucke Dirne in der wohlkleidenden Landestracht hatten ſich bei der maskirten Schlittenfahrt ausgezeichnet; die geiſtlichen Herren hatten das Pärchen im vorüberrauſchenden Zuge wohl unterſchieden; die Abendgenoſſen des Servatius ſprachen im Herrenſtübchen des Dorfhotels davon, wie es auf dem Maskenball Wohlgefallen erregt habe. — Die liberalen Aeußerungen des Stadtgeiſtlichen, das Hinneigen des Jüngern zu Licenzen hatten ſein Gewiſſen erweitert. Oft iſt ein Wort, das unſerer Neigung zu Hülfe kommt, der Tiſchtitel für einen bedenklichen Genuß, der Ablaßbrief für einen Exceß. — Menſchenkunde fehlte ihm; ja, Lebensanſchauung ſollte er ſuchen, Erfahrungen ſammeln.

Wer ſich mit Gemeinplätzen etwas weiß macht, der denkt bei „Menſchenkenntniß ſammeln" ſogleich an Volksfeſte, Jahrmärkte, öffentliche Akte, Bälle, Kirchweihen, beſonders auch an Reiſen. Nun lernt man aber die Menſchen am eheſten und beſten kennen, wenn man den Menſchen, wenn man zunächſt ſich ſelbſt erkennen lernt. Aus ſich heraus verſteht man die Andern. Aber nur im nahen und nächſten Kreiſe ſchaut man in das Weben und Walten der Gedanken, der Empfindungen hinein, ſieht ihr Entſtehen, ihr Wachsthum, ihr Ueberſchwellen in Leid und Freud, in Affekten und Leidenſchaften, erkennt ihre phyſiognomiſchen Zeichen, ihre leiſeſten Bezüge, wogegen die Bilder, die jene Sammelplätze gewähren, oft ſehr monoton, oberflächlich, gleichgültig oder verworren und verwirrend ſind, ſo daß die Ausbeute für Menſchenkunde nicht größer iſt, als wenn man an einem rollenden Heuwagen Botanik ſtudiren wollte. — Doch das geſtand ſich Servatius nicht. Er hatte zu wenig Kenntniß des Menſchen, um zu wiſſen, wo man Menſchenkenntniß holen kann.

Er wollte einen Maskenball ſehen. Dieſer Gedanke erfüllte ihn jählings und bis zur Peinigung leidenſchaftlich, wie es Menſchen zu gehen pflegt, denen ſelten Einfälle, Phantaſtereien durch den Kopf gehen, welche ſie dann auch nicht zu würdigen, zu bekämpfen wiſſen. Er dachte ſich in ſeines Michels Sonntagsſtaat hinein; dieſer ſollte ihn unkenntlich machen. Kein Wunder, daß ihn, hätte er es auch haben können, kein Coſtüm eines Türken, Polen, Griechen, daß ihn keine Auszeichnung von Macht, Reichthum, Pracht reizte. Im Bauernhabit glaubte er ungezwungen, natürlich ſeyn zu können. Er fühlte ein kitzelndes Verlangen, diejenige Geſtalt einmal ſelbſt zu ſeyn, die ſo oft der Gegenſtand ſeiner trockenen Sarkasmen geweſen war. Durch ſeinen Umgang mit Landleuten hatte er das Ideal eines ächten Bauern in ſich gebildet, und als ein ſolcher wollte er ſich einmal im Spiegel ſchauen und geberden.

(Fortſetzung folgt.)

## Im Teutoburger Walde.

(Schluß.)

In dieſes, wie ich glaube, ziemlich allgemeine Verwerfungsurtheil mußte ich innerlich noch mehr einſtimmen, als ich die Statue von allen Seiten betrachtet hatte. Für den Anblick kann wohl nichts ungünſtiger gewählt ſeyn, als dieſe Stellung und Kleidung. Es iſt dabei nicht im geringſten Rückſicht darauf genommen, daß es ein mächtiges hohes Bild ſeyn ſoll, von allen Seiten zu ſchauen. Nur gegenüber und etwa von rechts her gewinnt man einigermaßen einen ſchönen Blick. Von der linken Seite verdeckt der große breite Schild alles und läßt nur die Schulter und das Haupt ſehen; im Rücken zeigt ſich nur der weite bauſchige Mantel, und die eigentliche Geſtalt tritt nirgends in plaſtiſchen Umriſſen hervor, in Linien, die doch, am Himmel ſich abzeichnend, das erſte und am ſtärkſten Wirkende ſind. Vielmehr ſind die Conturen, der Schattenriß, ganz unförmlich. Und doch ſind bei einem plaſtiſchen Werke von dunkler, gleichmäßiger Farbe ganz andere Rückſichten auf die Umriſſe der Geſtalt, des Ganzen zu nehmen, als bei einem Bilde, wo die Farben das Auge unwillkührlich auf die Punkte ziehen, welche hervortreten ſollen. Hier, wo nicht Farbenwechſel und Unterſchied, ſondern nur Schatten ſeyn wird, ziehen die äußern Linien zuerſt das Auge an, und es muß einen Umweg machen, um die Geſtalt aus Mantel und Schild zu ſondern; es iſt erſt ein vermittelter Genuß, während die Linie mächtig und unmittelbar das Schönheitsgefühl erregt.

„Das iſt der alte Hermann," ſagte Bandel plötzlich; „wollen Sie nun einmal den neuen anſehen?" — Wir

Digitized by Google

ſahen ihn Beide überraſcht an. Er führte uns zu einem kleinen, vielleicht einen Fuß hohen Gipsmodell, das am Fenſter ſtand. — „Der alte gefiel mir nicht mehr," ſagte er; „man konnte vor dem Mantel gar nichts davon ſehen; da hab' ich ihn mir anders ausgeſonnen und ihn gleich an einem Tage fertig gemacht. Sie können aber ſehen, es iſt bloß erſt die Anlage und noch gar nicht ausgeführt." — Und damit fing er an, uns höchſt anſchaulich die Vorzüge des neuen Modells auseinander zu ſetzen.

Dieſe waren freilich in die Augen ſpringend, und das Eine, was jenem andern fehlte, der mächtige Eindruck des Moments, das Hinreißende, erfaßte mich in dieſer Figur gleich beim erſten Anblick. Die Geſtalt iſt aufgerichtet, geſtreckt; der Fuß, der auf den Adler tritt, hebt ſich lebendiger vor, der rechte Arm mit dem Schwert iſt höher geſchwungen, kurz der ganze Menſch iſt zwanzig Jahre jünger, ein Held, ein Sieger. Und vor allem, der unbequeme Mantel iſt über den Schild zurückgeworfen, daß der Körper frei und ungehindert in ſeinen Umriſſen ſich zeigt. Der Schild iſt etwas niedriger und verdeckt nicht wie bei der andern Figur die ganze linke Seite, als ob ein Kampf noch zu erwarten wäre, ſondern er iſt etwas mehr nach hinten gebracht, aber geblieben iſt er, als das nothwendige Moment der Ruhe in dieſer bewegten Geſtalt. So iſt hier Ruhe und Bewegung im ſchönſten Einklang, während im ältern Modell die Ruhe allzuſehr vorherrſcht. In Beziehung auf die oben von einem plaſtiſchen Kunſtwerk geforderten Rückſichten ſind die Vorzüge auf gleiche Weiſe offenbar. Von allen Seiten, ſelbſt von der Schildſeite aus, ſo viel es da möglich iſt, erſcheint die Geſtalt, der Umriß des Körpers dem Auge als das Erſte und Hauptſächlichſte, frei und leicht ſich abzeichnend. Auch die Bedenklichkeiten hinſichtlich der Befeſtigung der Geſtalt auf dem Bau, welche ſich gegen die frühere Bildung derſelben erhoben haben, ſind hier beſeitigt. Das urſprüngliche Modell bietet in den weiten Falten des Mantels dem die Berge umſauſenden Winde eine ſehr große Fläche, und wenn gleich drei Stützpunkte — die beiden Füße und der Schild — vorhanden ſind, liegen ſie doch ziemlich in einer Linie, was die Widerſtandsfähigkeit der innern Gerüſte natürlich ſehr verringert. Dagegen die neue Figur faßt nicht nur den Wind bei weitem weniger, ſondern durch den etwas mehr in den Rücken gebrachten Schild und den ungezwungen bis auf die Erde darüber ſinkenden Mantel ſind ſo viele Stützpunkte gewonnen, daß der Hermann feſter ſtehen wird als der Herkules bei Caſſel, der nur drei Punkte der Befeſtigung darbietet.

Zum Theil drängten dieſe Bemerkungen ſich uns von ſelbſt auf, zum Theil exponirte Bandel ſie uns mit allem Feuer des Künſtlers, der ſich eines Fortſchritts und eines neu geſchaffenen Werkes freut. — „Ich will es nun noch weiter ausführen, wenn ich nur ein gutes Modell dazu bekomme, und dann will ich's ſelbſt in Kupfer ſtechen. All die andern Bilder ſind verpfuſcht." — Von den Modellen kam er auf die ſchöne alte Zeit in München zu reden, wo das ganze erſte Garderegiment, die ſchönſten und kräftigſten Leute aus der Monarchie, ihnen in Reih und Glied vorgeführt und zur Dispoſition geſtellt waren. Dann brachte er die originellſten Anſichten über den Unterſchied der verſchiedenen deutſchen Stämme vor, der in der Haut- und Muskelbildung ganz markirt zu ſehen ſey, und karrikirte die moderne Grazie der Taillen und Bewegungen, die dem Künſtler ein Greuel ſeyn müſſen, aufs köſtlichſte. Wir empfahlen uns erſt, als wir ſo lange bei ihm geblieben waren, daß wir ſeine Liebenswürdigkeit nicht länger in Anſpruch nehmen zu dürfen glaubten. Ich wurde nicht müde, es mit meinem Freund zu bewundern, wie dieſer Mann, der vielleicht zehn oder fünfzehn Jahre lang den einen Typus ſeines Helden, die eine Auffaſſung, die in tauſenden von Modellen und Abdrücken verbreitete, mit ſich herum getragen hat, ſo wenig von der Gewohnheit ſeine innerliche Freiheit beherrſchen läßt, daß er eines ſchönen Morgens eine ganz neue Figur ſchafft, und eine vortreffliche obendrein. Mit dieſer wohlthuenden Erinnerung will ich den Leſer denn auch lieber verlaſſen, als mit der Schilderung der Regentage, die ein ferneres Herumſtreifen im Teutoburger Walde unmöglich machten und meine Rückkehr in die alte Heimath beſchleunigten.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Hamburg**, November.

(Fortſetzung.)

Thaliatheater. — Mnemotechnik.

Auf der Thaliabühne herrſchte noch mehr Leben. Mindeſtens ein Dutzend neuer Stücke, meiſt Vaudevilles und Luſtſpiele, dem Franzöſiſchen nachgebildet, wurden ſeit meinem lezten Briefe gegeben. Von denſelben mag nur „der ewige Jude," weil er en vogue iſt, hier genannt werden. Derſelbe ging als „dramatiſches Gemälde in 5 Abtheilungen, nach dem Roman des Eugen Sue für die deutſche Bühne bearbeitet von Carlſchmidt," über die Bretter und machte bis jezt ſechsmal ein volles Haus. Der pſeudonyme Carlſchmidt hat aus dem Roman einige Stellen wörtlich abgeſchrieben (und zwar nach der Weſche'ſchen Bearbeitung), dieſe Scenen, um ſie bühnenfähig zu machen, gehörig verwäſſert und nur ſo loſe aneinander geknüpft, daß man ohne Kenntniß des Romans ſchwerlich den Zuſammenhang findet. Er hat ſeine fünfte Abtheilung da geſchloſſen, wo die erſte Teſtamentseröffnung mit dem Codicill, das die Renneportſchen Erben rettet, ſchließt. Dieß ſcheint uns ganz richtig, denn

der Roman bildet bis dahin auch ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze. Die Direktion des Thaliatheaters hat indeß außer einem Prolog ein Nachſpiel dazu machen laſſen, in welchem das lezte Bändchen der gedachten Ausgabe abgeſchrieben iſt. Doch genug davon. Die Vorſtellung war ſehr gut und die Ausſtattung eines beſſern Werkes würdig. — Gegenwärtig gaſtirt auf dem Thaliatheater Signora Alboni, eine Sängerin aus Mailand, die in Deutſchland unerhört ſchnell berühmt wurde, was ſie indeß mehr ihrer paradoxen Natürlichkeit, als ihrem Künſtlerwerth zuſchreiben mag. Dieſes junge Mädchen iſt ein wahres Mannweib, deſſen Erſcheinung die Recenſenten zu den gewaltthätigſten Bildern verleitet hat, z. B. vom „Stiernacken" dieſer Sängerin zu ſprechen, ſie einen „Adler im Lerchenkäfig" zu nennen u. ſ. w. Ihre Stimme hat einen ſeltenen Umfang und eine große Reinheit im Klange; namentlich ihre tiefen Alttöne ſind gewaltig, wie „Stierbrüllen." Sie iſt ſchön und mehr als üppig gebaut. Wie es heißt, ſpielt ſie auch gern den Mann: ſie trägt ihr Haar wie ein geſchniegelter Comptoirjüngling, raucht gern eine ſtarke Cigarre und ſpaziert in Männerkleidern. Wäre das Thaliatheater nur groß genug, um Alle zu faſſen, die ſie zu ſehen und zu hören ſich drängen! — Gleichzeitig ſpielt auf der Thaliabühne eine Künſtlerfamilie Lehmann, welche Ballete und Pantomimen produzirt und einen für das niedrige Genre ausgezeichneten Komiker beſizt; dieſer Künſtler hat eine Gliedergelenkigkeit à la Kliſchnigg, und ſchwerlich ſieht man ihn ohne Erſchütterung des Zwerchfells. Auch dieſe Vorſtellungen füllen die Räume des Thaliatheaters. — Von den Vorleſungen, die gehalten worden und werden, ſind wohl die merkwürdigſten die mnemotechniſchen des Gedächtnißkünſtlers H. Rothe, welcher in denſelben praktiſche Regeln vorführt, durch deren Anwendung ſelbſt Gedächtnißſchwache in kürzeſter Friſt das gute natürliche Gedächtniß weit überflügeln. Zahlenreihen, die man kaum ausſprechen kann, lehrt der Künſtler aus dem Kopfe herſagen; er lehrt, wie man geſchichtliche Perioden, Regentenreihen, Einwohnerzahlen von Städten und Ländern, lange Citate u. ſ. w. auswendig behält, ja ſogar das Buchhalten lehrt er durch das Gedächtniß, ebenſo das Diktiren von ſechs, ſieben und mehr Briefen zu gleicher Zeit, die Wiedererkennung einmal geſehener Perſonen u. ſ. w. Seine Kunſt iſt bewunderungswürdig, und was mehr gilt, ſie iſt praktiſch. Der Curſus von acht Vorleſungen koſtet 1 Louisd'or.

(Fortſezung folgt.)

## Berlin, December.

(Fortſezung.)

### Kunſt. — Commiſſionsrath Cerf.

Mit der Kunſt hat es ſich hier wie anderwärts nicht gebeſſert, ich meine mit dem Markte, der für die Maler geöffnet wäre. Es ſieht vielmehr ſehr trüb aus, ſelbſt Künſtler von anerkanntem Rufe, deren Stücke ſonſt geſucht waren, blieben Jahre lang ohne Beſtellung und Abnehmer. Die erſten Meiſter haben allerdings hier wie in Düſſeldorf Beſtellungen, daß ſie ihnen nicht genügen können; ſo zeigt ſich alſo auch in dieſem Gebiete die Macht, gegen die bis jezt alle ſocialen Kämpfe vergebens waren. Die mannigfachen Produktionen des Buchhandels mit Illuſtrationen zeigen auch deutlich, wie die Kunſt nach Brod gehen muß. Sehen wir doch in manchen der neueſten illuſtrirten Werke Beiträge von Künſtlern, welche es ehedem verſchmäht haben würden, ihre Kunſt zur Ausſchmückung von literariſchen Werken geringerer Bedeutung, und ſogar von Kinderbüchern herzuleihen. So muß auch die höher ſtrebende Kunſt dem Bedürfniß der Zeit die Hand reichen. Tritt ja auch ein Maler, Hübner, ſchon mit ganz ſocialen Bildern auf. Unſere Maler bereiten auch für dieſe Weihnachten eine Kunſtausſtellung von Transparents nach alten Meiſterbildern vor; man verſpricht ſich dießmal von der Wahl, bei einer gelungenen Ausführung, viel. Der Ertrag iſt, wie voriges Jahr, für die unbemittelten Maler, namentlich diejenigen, welche im vergangenen Jahre keine Bilder verkauft haben, beſtimmt. Es iſt doch ſchon ein Fortſchritt, wenn die Kunſt Mittel findet, ſich zu helfen.

Eine andere Kunſt hat auch einen Mann verloren, der zwar nichts weniger als Künſtler war, aber doch von Bedeutung für dieſelbe. Der Direktor des königsſtädtiſchen Theaters, der Commiſſionsrath Cerf, ſtarb an einem Schlaganfall plözlich auf einem Spaziergange im Thiergarten. Man hatte dieſem rüſtigen Manne ſein Alter von 73 Jahren nicht angeſehen. Sein Lebenslauf war ein ſehr merkwürdiger, und wenn er Memoiren hätte hinterlaſſen wollen und können, würden ſie einen intereſſanten Beitrag zur Geſchichte unſerer ſocialen Zuſtände liefern. So weit man von ſeiner Vorgeſchichte weiß, war er zuerſt als Pferdehändler in Deſſau bekannt geworden. Mit ſeiner Familie nach Berlin überſiedelt, hatte er ſich hier die Gunſt damals einflußreicher Männer zu verſchaffen gewußt. Als das allgemeine Verlangen nach einem nationalen oder Volkstheater zum Modegeſchrei wurde (wobei die durch die Schlegelſche Schule erweckten dunkeln Vorſtellungen von der Trefflichkeit der alten Puppenkomödie ebenſo mitſpielten als die Kunde aus Wien von der Luſtigkeit und dem Humor im Leopoldſtädter Theater), verſchaffte er ſich, wie man ſagt, durch den damaligen Geheimen Kämmerer des vorigen Königs die Conceſſion zu einem ſolchen Theater. Cerf, der nicht leſen und ſchreiben konnte, war nicht der Mann, die Sache ins Werk zu ſezen. Er überließ die Conceſſion gegen eine anſehnliche Rente und gewiſſe Rechte an eine Aktiengeſellſchaft, die ihre Direktion aus unſern erſten, reichſten und gebildetſten Banquiers erwählte. Die Geſchichte des Theaters iſt bekannt. Auch dieſe Direktion, obgleich geniale Männer unter ihr waren und das Glück in mancher Beziehung dem neuen Unternehmen lächelte, vermochte eben ſo wenig als Cerf das zu vollbringen, was das Publikum erwartete. Es ward kein Volkstheater weder unter der erſten, noch unter der zweiten Direktion. Auch dieſe ward nach einer pekuniären Kriſis geſtürzt, die Aktiengeſellſchaft löste ſich nach einem Bankerott, in welchem jedoch noch anſehnliche Prozente bezahlt wurden, auf, und Cerf übernahm als Käufer und Conceſſionär wieder ſein Eigenthum. Woher er das Geld zur Auszahlung erhalten und in wie fern und wie weit er auch nachher aus königlichen Kaſſen unterſtüzt wurde, darüber waltet noch heut ein Geheimniß. Friedrich Wilhelm III. liebte das Theater, es war ihm eine nach ſeinen ernſten Arbeiten nothwendig gewordene Erholung, und ſo mag von ſeiner Seite viel für die Erhaltung deſſelben geſchehen ſeyn, wenn auch nicht ſo viel als das Publikum meinte, welches die Schauſpieler der Königsſtadt im Gegenſaz zu denen des Hoftheaters: königliche geheime Schauſpieler titulirte. Daß das Theater dadurch zur Blüthe, oder ſeiner urſprünglichen Beſtimmung näher gekommen wäre, fällt Niemand ein zu behaupten.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 19. December 1845.

— Solche Flamme brennt doch immer,
Braucht nicht Nahrung ihrer Gluth,
Und doch löſcht ihr Feuer nimmer.
Zedlitz.

## Verſe von Juſtinus Kerner.

### 1.

### An mich.

Steht der Himmel ſchwarz umzogen,
Daß man ihn muß traurig wähnen,
Wandeln ſich zum farb'gen Bogen
Schnell oft alle ſeine Thränen.

Mitten unter Donnerwettern
Hört' ich ſchon aus voller Kehle
Freudig eine Lerche ſchmettern,
Flöten eine Philomele.

Wird dir Erd' und Himmel trübe,
Beugt dich Gram und Alter nieder,
Laß nicht Jugend, laß nicht Liebe,
Laß nicht den Geſang der Lieder!

Treu im immerwarmen Buſen,
Eine innre Farbenquelle,
Wahr' den Born, mit dem die Muſen
Dir erſetzen Tageshelle!

### 2.

### In der Morizkapelle zu Nürnberg, dem Bilderſaale.

(Nr. 140. Bildniß einer unbekannten Frau in ſchwarzer Kleidung von Hans Grimmer.)

Mein heiliger Mauritius!
So oft in deiner Kirche Mauern
Von einem Bild ich ſcheiden muß,
Faßt mich ein ſehnſuchtsvolles Trauern.

Gib, Heil'ger! daß in dieſer Stund'
Doch endlich ich zum Sprechen wecke
Dieß Frauenbild mit ſtummem Mund,
Dort hängend in mittäg'ger Ecke.

O du mit Augen ſanft und licht,
Altdeutſches, liebes Frauenweſen,
Lang lauſchend ob dein Mund nicht ſpricht,
Bin ich ſchon oft allhier geweſen.

Dein weißes Häubchen, ach wie traut!
Dein ſchwarz Gewand, wie fromm und ſittig!
Dein Mund, als ſpräch' er; doch kein Laut, —
Nur um ein einz'ges Wörtchen bitt' ich!

Digitized by Google

Biſt Leben ganz, blickſt an mich ja,
Als wollteſt du mir etwas ſagen,
Wohl ein Gebet, ein Lied etwa
Aus alter Zeiten frommen Tagen.

Sprech' nur! ich knie, ich bet' dir nach! —
Mauritius! jezt laſſ' es ſprechen! —
Ich bet'! bet' mit! — Kein Wörtchen ach!
Stumm! ſtumm! — Es möcht' das Herz mir brechen.

Und abermals muß ich von hier,
Erfuhr nicht, was es mir wollt' ſagen.
Mauritius! das muß ich dir
Schutzheil'gem dieſer Kirche klagen.

3.

## An eine Dulderin.

Du legteſt einſt in deines Herzens Schrein
(Indeſſen Dornen dir das Haupt umſchlangen,
Die du vom Engel deiner Wieg' empfangen)
Kleinodien gar viele ſtill hinein.
Du mochteſt ſie den Menſchen niemals nennen,
Sie hätten ſie ja doch nicht faſſen können;
Sie hießen: lieben, glauben, ſtille ſeyn.
Doch Gott, als er dich rief zur Sternenreiſe,
Nahm die Kleinodien und legte leiſe
Sie in die Dornen deines Kranzes ein.
Aufſchweben ſah ich dich im Morgenroth,
Erkannte dich an deinem Dornenkranze
Und wurde irre nicht, daß er an Glanze
Den Glanz des jungen Morgens überbot.

4.

## Die Schwere des Lebens.

Was in ſtiller Mitternacht,
Wenn die Erde ringsum ſchlief,
Oft aus meinem Herzen tief
Lieder hat hervorgebracht —
War des Lebens Schwere nur,
Die mir oft am Herzen zieht,
Wie's Gewicht zieht an der Uhr,
Bis ſie flötet laut ein Lied.

---

# Die Schickſalsmaske.

(Fortſetzung.)

Auf der nächtlichen Fahrt, auf der ihm zufällig und erwünſcht Niemand begegnete, der ihn erkennen konnte, und wo ſein Holſteiner, dem er das Geſchell abgenommen hatte, ein dunkle, am Schnee ſich abhebende Geſtalt, faſt lautlos forttrabte, machte er ſeinen Operationsplan. Er wollte ſich ganz in der Defenſive halten, das tolle Maskenleben an ſich, den Beſchaulichen, kommen laſſen. Der Exceß ſollte dadurch geſühnt, die Scharte in der Amtswürde dadurch ausgewezt werden, daß er als unerkannter Zeuge durch ſittliche Betrachtung die beſte Frucht der Lehre und Erfahrung aus dieſer ſinnlich lauten Luſt ziehen wollte.

In einem etwas abgelegenen Wirthshauſe der Stadt ſtellte er ein, machte wenig Worte, gab einen nothwendigen Beſuch vor und verhandelte wegen der wahrſcheinlich ſich verzögernden Wiederabfahrt mit dem Hausknecht, dem er ein gutes Trinkgeld verſprach. In einem verſchloſſenen Zimmerchen hüllte er ſich in Michels Sonntagshabit, nahm die Pelzmütze unter den Arm, zog ſeinen Reiſemantel über Alles an und ging durch die ſtillen Straßen dem lauten Gaſthofe zu, deſſen Inneres in allen Räumen von Luſt und Leben, deſſen großer Saal, vom bunteſten Geſtaltengewühl erfüllt, für ihn eine Fundgrube von Erlebniſſen werden ſollte.

Vor dem hellbeleuchteten Eingange drängte ſich eine Schaar von Neugierigen, wie vor dem Flugloche der ſogenannte Bart eines Bienenſtocks. Gegen das Dunkel gekehrt, band er ſich nicht ohne Herzklopfen die Maske um, und jezt begann ſeine Rolle. Er ſchloß ſich an einige männliche Ballgäſte an, und als er nun in der Garderobe Mantel und Hut abgelegt, die Pelzmütze aufgeſezt hatte und ſich im großen Spiegel erblickte, da ward es ihm faſt ſchwindlicht. Er nahm ſich jedoch gewaltſam zuſammen und ließ ſich durch die innere Unruhe, die ſeine Sinne umnebeln wollte, nicht zur Haſt treiben. Die Oertlichkeit, den Zug der Ankommenden beobachtend, ſchritt er gemeſſen zu und fand bald in einem großen Zimmer voll Zuſchauern eine Ecke, wo er das Gewimmel des Tanzſaals gut überſehen konnte.

Der Muſikſturm auf der Tribüne über ihm, das Toſen der bunten Maskenmenge draußen, die durchdringenden Sopran- und Tenorſtimmen, das taktmäßige Streifen der in der Mitte gedrängt Tanzenden waren unſerem Servatins neue Eindrücke, deren etwas wilde Verworrenheit er nicht alsbald aufzulöſen vermochte. Ein Mühlrad ging ihm im Kopf herum. Aber, um bei dem Gleichniſſe zu bleiben, wie man das ſchwindelerregende Bild eines ſolchen ſauſend ſchäumenden Rades ſich zu einem faßlichen machen kann, wenn man das Auge einer einzelnen Waſſerſchaufel folgen laßt, ſo wurde auch Servatius durch Fixirung des Einzelnen nach und nach Herr über das ganze Gewühl.

Es war noch ziemlich früh an der Zeit, neue Masken traten in den Saal und hielten ihren Umgang. Erde

Digitized by Google

und Himmel — der griechiſche — ſchickten ihre Notabilitäten; die zwei Hauptmaſſen des Schaubaren bildeten ein Wachsfigurenkabinet, verſchiedene Gruppen nach bekannten Gemälden und Geſchichten, durch Masken nach künſtleriſcher Anordnung dargeſtellt, wobei der Entrepreneur für die Armen ſammeln ließ, und ein Zug olympiſcher Götter und Halbgötter, in deſſen Mitte vier Satyrn den Jocus im Triumph herumtrugen. — Die Neugierde vergnügte ſich daran. Unſern claſſiſch geſchulten Servatius, der ein Bild von der antiken Welt in ſeiner Imagination trug, wollte es bedünken, daß ſich dieſe Geſtalten einer Juno, Pallas u. ſ. w. gegen die höheren Gebilde ſeines Innern erſtaunlich klein, dürftig und flitterhaft aufgeſtuzt ausnahmen.

Er merkte auf die Bewegungen im Saal, horchte auf die Aeußerungen, die oft treffenden, mitunter komiſchen Bemerkungen der Zuſchauer, die ihn umdrängten. — Er hatte ſich im Verlaufe der Zeit bis an die Brüſtung der Saalfenſter vorgeſchoben. Die Geſellſchaft wälzte ſich langſam in ſich ſelbſt um; Alles kam ſeiner geſunden Wahrnehmungsgabe vor den Sehwinkel. Die Tanzluſtigen waren mit ihren ſchnellern Umwälzungen in einen kleinen Kreis eingeengt, ein Anklang an aſtronomiſche Bewegungen.

Man wird aber des Schauens am Ende doch ſatt. Goethe ſagt: wenn ein Regenbogen eine Viertelſtunde am Himmel ſteht, ſieht ihn kein Menſch mehr an. Es entging aber unſerem Servatius nicht, daß, nachdem das Intereſſe des Neuen abgeſponnen war, die Verſammlung ſich wie in unruhigem Ungenügen nach etwas mehr Innerlichem umſah. Dem Karnevaldrama fehlte es an Handlung; der Jocus figurirte bloß, er übernahm keine Rolle. Es ſollte Etwas geſchehen; der Bienenſchwarm wollte ſchwärmen und hatte keinen Weiſel.

Es trieben ſich mehrere Bauern, Tiroler in Glanzleinwand, im Saal um, die ohne weitern Spaß Citronen, Johannisbrod, Damenhandſchuhe an begünſtigte Schönen verſchenkten. Aber auf den Landmann vom ächten, kernhaften Schlag, der aus den Zuſchauern hereinlugte, hatten ſchon mehrere joviale Gäſte ihr Auge geworfen. Wer weiß, ob er nicht angebohrt werden will? fragten ſie ſich. Er konnte ihr Comus werden. Sie machten ſich an ihn; er antwortete kurz, beſtimmt, im beſten Dorfdeutſch. Sie winkten ihm in den Saal herab. Er ſchüttelte verneinend: das ſey zu vornehm für ihn. Ehe er ſich's verſah, ſtanden die Domino's hinter ihm, nannten ihn „Michel" und gaben ihm die beſten Worte, um ihn zu vermögen, ihnen in den Saal zu folgen. Der Name „Michel," den ſie wohl nur zufällig oder als einen ſprüchwörtlichen gewählt, warf einen Feuerbrand in ſeine Seele. Ja, ſeinen Michel lebendig darzuſtellen, das reizte ihn mit erſtaunlichem innerem Drang; aber die Beſorgniß, erkannt zu werden, ſeine Amtswürde fürchterlich bloßzuſtellen, im möglichen ſchlimmſten Fall mit Schmach abgeſezt zu werden, hieß ihn gegen die Verſuchung ſich ſträuben. Da er dieß aber unwillkührlich ganz ſeinem Coſtüm, ſeiner Rolle gemäß that, ſo ſpornte dieß nur noch mehr das Andringen der jungen Männer. Sie glaubten den rechten Mann gefunden zu haben, ein Todesſpaß ſchien in dieſem Dorfmichel aufzublühen. Sie wollten das Verdienſt haben, ihn dem nach einem Capital- und Centraljux dürſtenden Saale zuzuführen. Die Einen zogen, die Andern ſchoben ihn. Er ſchien ſich gefliſſentlich, nur zum Schein zu ſperren. Sie ſuchten die eindringlichſten, ſüßeſten Worte der Ueberredungskunſt hervor. Nur ein Viertelſtündchen ſollte er ihnen widmen.

(Fortſezung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, December.**

(Fortſezung.)

Commiſſionsrath Cerf.

Cerf, als ein kaufmänniſcher Impreſſario, bewirthſchaftete das Theater eben wie ein Kaufmann. Was wirkte, was im Augenblick zog, war ihm willkommen, ob Pferde, Seiltänzer, italieniſche Opern, berühmte Tragödienhelden oder Taſchenſpieler, war ihm gleichgültig. Das Schauſpiel, das Luſtſpiel, früher durch junge Talente viel verſprechend, verfiel dermaßen, daß es von dem gebildeten Publikum kaum mehr beſucht wird. Während früher von hier einzelne Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu höchſtem Ruhm in der Bühnenwelt gelangten und Lieblinge des Publikums wurden, kennt daſſelbe jezt kaum mehr die Namen der auf den Brettern agirenden, aber ſtets wechſelnden Debutanten. Nichts deſto weniger behält der Mann den Ruhm, daß ihm möglich geworden, was hochgebildete und bemittelte Männer, mit der Unterſtüzung eines ihnen geneigten Publikums und allem Talente, nicht vermochten, nämlich pekuniär das Theater bis zulezt zu halten, wo allerdings eine Kriſis hereinzubrechen ſchien. Die Cerf'ſche Familie wird das Theater fortführen; über das Wie verlautet nichts. Es iſt jezt ausgemacht, daß Berlin, beſonders durch die ungeheure Zahl täglich zuſtrömender Fremden, noch eines dritten Theaters bedarf, zu dem auch ſchon (der Familie Taglioni) die Conceſſion ertheilt iſt; es wäre alſo auch für dieſes zweite Theater wieder eine günſtige Zeit, wenn man ſich entſchlöße, etwas für die geiſtige Hebung deſſelben zu thun. Da der lezte Beſitzer es aber verſtanden, mit faſt allen geiſtigen Capacitäten in Berlin ſich zu überwerfen, ſo iſt die Aufgabe eine ſchwierige. Cerf hatte übrigens etwas für ſich, eine Perſönlichkeit, die keinen ernſten Zorn erregen konnte. Weil er nicht die Rückſichten zu nehmen brauchte, welche gebildete Männer an Erreichung ihres Zweckes hindern, gelang ihm Vieles, was Andern ganz unmöglich wäre. Wir übergehen die mancherlei Gerüchte von ſeiner anderweitigen Thätigkeit und den beſondern Dienſten, die er gewiſſen damals hochgeſtellten Männern geleiſtet haben ſoll und die jedem Andern die Abgunſt

Digitized by Google

des Publikums zugezogen hätten. Ihm vergab man es und lächelte nur. Es ſchmeichelte ſogar Vielen, daß ein Mann, der nicht ſchreiben und leſen konnte, und von Kunſt, Literatur und Theater gar nichts verſtand, es doch ſo weit in der Welt hatte bringen können; man erblickte in ihm den Sieg der praktiſchen Klugheit über die Gelehrtheit. Er hatte Zutritt zu den Höchſten, er ſezte durch, woran die Pfiffigſten verzweifelten, er gebot über Künſtler und Künſtlerinnen, war der Mäcen von Schriftſtellern, er ſprach Kunſturtheile aus und war gewohnt, daß man ſie belobte, er urtheilte über Staat und Politik und man hörte ihm zu, ohne zu widerſprechen, er gab ſeinen Schauſpielern Anweiſungen, wie ſie ſpielen ſollten, und was ſie dem beſten Regiſſeur, dem geachtetſten Dramaturgen verweigern, ihm gehorchten ſie. Mit vielem Selbſtgefühl und innerer Befriedigung pflegte er von ſeinem Wirken zu erzählen. Als er einſt vom Kammergericht wegen einer Widerſezlichkeit zur Haft in die Hausvogtei geſchickt war, erſchien ſein Gönner, ein damals mächtiger Miniſter, im Gefängniß, verbürgte ſich für ihn, und Cerf ward in Freiheit geſezt. Nur einmal hatte er durch eine Anmaßung den aufbrauſenden Zorn des ganzen Publikums erregt. Es forderte ihn vor ſeine Schranken, d. h. auf die Bretter; er ſollte Abbitte leiſten. Es kam ſelbſt bis zu einigen Thätlichkeiten, und der damalige Polizeipräſident mußte einſchreiten und dem Publikum ſein Wort geben, daß die Sache unterſucht und der Mann beſtraft werden ſolle. Daß dieß geſchehen wäre, weiß man bis heute nicht. Der Mann iſt vor dem Geſetze unverletzlich, hieß es. Mehr indeß als der Polizeipräſident wirkte an jenem Abend der Berliner Witz zur Beruhigung. Als das Publikum ſich ſelbſt durch ſeine geſteigerten Forderungen erhizte und das Abbitte thun nicht mehr genügte, ſondern Einige forderten: Abbitte auf den Knieen! erhob ſich eine Stimme: Nein, er ſoll ſchriftlich Abbitte thun! und im nächſten Augenblicke war die allgemeine Heiterkeit zurückgekehrt.

(Fortſetzung folgt.)

## Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Vorleſungen. — Literatur. — Buchhandel.

Profeſſor Wurm lieſt öffentlich und unentgeldlich über Communismus, Handelsgeſchichte und hamburgiſche Chronik; er hat immer zahlreiche Zuhörer, viele Bewunderer, aber auch Kritiker, die tiefer blicken, als auf die pikante Form. Die übrigen Profeſſoren leſen ebenfalls gratis über Gegenſtände ihres Fachs, mit Ausnahme Lehmanns, des Profeſſors der Naturgeſchichte, welcher in Folge ſehr gravirender Unterſuchungen ſeit längerer Zeit von ſeinem Amte ſuſpendirt iſt, und der in der öffentlichen Meinung ſeit ſeinen Streitigkeiten mit dem Botaniker Booth und dem Pächter Standinger nicht wieder zu Gnaden gelangen konnte. — Dr. Plath lieſt über einige morgenländiſche Reiche gegen Honorar, Dr. med. C. Krüger über Homöopathie und Hydriatik, und endlich hat der Literat Chriſtern gegen 1 Louisd'or Honorar Vorleſungen über das Theater angekündigt, zu welchen ſich bis jezt ein rückſichtsvoller Zuhörer gemeldet hat. Dieſer Chriſtern iſt eine Art Univerſalgenie; er weiß in Allem Rath. Soll eine neue Kirche gebaut werden, Chriſtern ſchreibt lange Abhandlungen über die verſchiedenen Kirchenſtyle; iſt eine ſtaatsrechtliche Frage zu entſcheiden, Chriſtern ſchreibt Broſchüren über Staatswiſſenſchaft; ſteht eine Rechtsfrage zu beantworten, Chriſtern läßt an Raſchheit des Urtheils die flinkſten Advokaten hinter ſich; bei theologiſchen Streitigkeiten läßt er ſeine Stimme laut erſchallen; über den Siehlbau entſchied er, glaube ich, bevor noch ein Techniker ihn begriff; über Literatur hat Keiner ein Urtheil, als er; philoſophiſche Scrupel ſind vor ſeinem Blicke vollkommen klar; das Geſchichtſchreiben iſt ſein Fach; Gemälde und Kunſtwerke kennt er wie Muſik, und er componirt ſelbſt die Lieder, die er dichtet. Was nun das Theater anlangt, da müßte ihm Einer kommen, der das beſſer beurtheilen wollte, als er. Hat er doch ſelbſt ſchon mehrere Dramen geſchrieben, auch als Manuſcript drucken laſſen und verſandt. Er ſchreibt für die „Hamburger Neue Zeitung" das Feuilleton und hilft weidlich mit an dem Untergange dieſes immer mehr abnehmenden Blattes; er hat darin den „ewigen Juden" überſezt und dieſen auch dramatiſirt, ohne daß eine Bühne davon Notiz nehmen will. Er redigirt ferner ein „Blatt für Arbeiter," das er, wie ſchon einige andere Blätter, bald in die Grube arbeiten wird. Er wollte auch eine Volksbibliothek anlegen und forderte Geld und Bücher dazu vom Publikum; es iſt wieder ſtille davon. Dieſer Mann alſo will jezt über das Theater leſen. — Uebrigens haben wir nicht viele allzeitfertige Literaten; unſere Literatur beſchränkt ſich vielmehr faſt auf die Journale, zu welchen jezt, um die Zahl 40 voll zu machen, noch eins und das andere neue kommt. Unſer Lokalcenſor iſt wohl der beleſenſte Mann in der ganzen Welt, denn wer anders als er könnte Beruf, Fähigkeit und Kraft haben, 40 Wochen- und Tageblätter aufmerkſam zu leſen, der Predigten, Kalender, Broſchüren, Kataloge und eigenen kritiſchen Arbeiten des unermüdlichen Mannes — Dr. Hoffmann iſt ein verdienter Bibliograph — nicht zu gedenken. Und dabei macht es ihm Spaß, wenn etwas Freiſinniges durchgeht, ja er riskirt ſelbſt wohl einmal eine Naſe für einen ſcharfen Gedanken in einem Journale. — Zur Volkskalenderliteratur hat Hamburg den „Wandsbecker Boten" von Asmus junior beigeſteuert, ein in freiſinnigem Ton gehaltenes Volksbuch, das ſich eben ſo ſehr mit holſteiniſchen wie mit hamburgiſchen Intereſſen beſchäftigt. Einen Concurrenten und Antipoden hat es im „ſchleswigholſteiniſchen Volkskalender" von Biernatzki, welcher in der Expedition des Altonaer Merkurs erſcheint und conſervativ, mit etwas orthodoxer Färbung, gehalten iſt. Beide Bücher ſind mit Illuſtrationen verſehen, die ſich aber eben nicht auszeichnen. Von Georg Schirges, der einen Arbeiterverein gegründet, erſchien das erſte Heft einer Monatsſchrift für Handwerker, betitelt „die Werkſtatt," ein empfehlenswerthes Unternehmen, da der Inhalt zweckmäßig und geſund iſt. Das Heft iſt mit paſſenden Holzſchnitten illuſtrirt. — Mit dem Buchhandel wird es hier alle Tage bedenklicher. Nicht nur, daß ſtets neue Sortimentshandlungen erſtehen, ſondern es drängen ſich auch mittelloſe iſraelitiſche Antiquare auf eine Weiſe ins Geſchäft, die dem ſoliden, ehrliebenden Buchhändler die Concurrenz unmöglich macht. Neue Werke werden öffentlich im widerlichſten Marktſchreiertone zu Preiſen angeboten, wofür ſie der Verleger netto nicht abgibt; viele ſolcher Werke ſollen noch von dem Schwindelgeſchäft des jungen jüdiſchen Buchhändlers herrühren, der im vorigen Jahre einen berüchtigten Bankerott gemacht hat. Den Verlegern iſt wahrlich zu rathen, ſich bei neuen Firmen hier vorſichtig zu benehmen und keine Conten zu eröffnen ohne genügende Empfehlung hieſiger ſolider Häuſer. Wie können Sortimentshändler neue Werke unter dem Rabatt verkaufen? Wo das hinaus muß, iſt klar.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

# Morgenblatt
für
# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 20. December 1845.

— He's wise enough to play the fool,
And, to do that well, craves a kind of wit.
He must observe their mood, on whom he jests,
The quality of persons and the time;
And like the haggard, check at every feather
That comes before his eye.

Shakespeare.

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſezung.)

Es half kein Widerſtreben. Ohne zu heller Beſinnung zu kommen, ſaß er an ihrem Tiſche. Die loſen Vögel in ſchwarzen Dominos waren ohne Viſir; ſie hatten Halbmasken und Naſen auf den Hüten ſtecken. Er erkannte, nachdem er ſich zu freiem Auf- und Umblicken ermannt, faſt Alle. Es waren junge Adelige aus der Stadt und Umgebung, ungenirt im Betragen, und namentlich bei ſolcher Gelegenheit zu einigen unſchädlichen Narrentheidungen aufgelegt. — Um Micheln ihnen hierin ebenbürtig zu machen, ſezten ſie ihm brauſenden Champagner vor, den er mit Hülfe eines Röhrchens einziehen mußte. Deſſen ungeachtet fühlte er bald ſeine erweckende Kraft, ſeinen die Schüchternheit niederſchlagenden flüchtigen Geiſt.

Perſönliche Bezüge ſind im Scherz immer die anziehendſten. Michel-Servatius kannte ſo ziemlich die Verhältniſſe der jungen Männer. Der Junker und der Bauer ſind in einer natürlichen Oppoſition, wie Fordern und Leiſten, Nehmen und Geben. Der geſchichtliche Grund der bäuerlichen Laſten iſt längſt vergeſſen. Dem erſten mit dem Gut gegen leibliche Vergütungen belehnten Vorfahren thut kein Zahn mehr weh. Der Lebende will gar nicht begreifen, warum er Gülten, Erbzinſe, Rauchhennen, Beſthaupt ꝛc. entrichten ſoll, und ſo paßt er dem Charakter, den Eigenthümlichkeiten, den Schwächen des Gutsherrn auf und hängt ihm und ſeinem Rufe gelegentlich etwas an. Auch die Lebensweiſe der Söhne und Töchter des Herrenhauſes beobachtet er und beurtheilt ſie nach ſeiner Weiſe.

Unſer michaeliſirter Servatius kannte überdieß als Zehentgenießer und ſonſtiger Empfänger leiblicher Gaben den Sinn der Bauern, er ſah aber jezt durch das Auge eines ſolchen und gehabte ſich dem gemäß. Es zeigte ſich bald, daß ſeine Leute ihm bekannt waren, und dieß reizte ſie, ſich von ihm die Nativität ſtellen zu laſſen. Seine Aeußerungen, ſeine Repliken, wenn ſie ihn ſchraubten, waren ſo drollig, ſo erfüllt von Bauernhumor, Schalkheit und Kernwitz, daß das Lachen kein Ende nahm und immer mehr Ballgäſte gegen dieſen Kreis heran zog. — Die loſen Junker brachten einander gegenſeitig dem ſcurrilen Michel vor den Schuß. Er zielte ſcharf und traf gut; doch wog er ſeine Worte ab und wußte auf delikate Verhältniſſe ohne Anzüglichkeit dennoch ſo anzuſpielen, daß man den Schlaukopf in ſeinen Tücken bewundern mußte. — So kamen die öffentlichen Stadt- und Landgeheimniſſe der Junker, die publiken Myſterien ihrer Liebes-, Ehe- und Finanzverhältniſſe auf's Tapet,

Digitized by Google

und es erregte ungemeine Freude, daß der Michel davon wußte und ſich ſo ſchnurrig, ſo treffend und doch ſo vorſichtig, ja ſchlau darüber auszudrücken wußte.

„Wer mag wohl der verſchmitzte Kerl ſeyn?“ fragte Einer den Andern. Man rieth hin und her, aber weithin dachte Keiner an den Mann, der in dieſer Vermummung ſteckte. — Auch die Damenwelt nahm Notiz von der ruſtiken Charaktermaske, um welche ſich die Männerwelt drängte. Eine junoniſche Geſtalt nahte ſich dem Kreis, der ſich reſpektvoll erſchloß. Sie imponirte durch Ebenmaß und Fülle, getragen von der ſtolzeſten Haltung, gehoben durch einen bewundernswürdigen Teint, der ſich über die herrlichen Formen ihres Körpers wie roſiges Licht über ein wallendes Schneegefild ergoß. — Sie trat vor den Dorf-Michel hin, der ſich vor dieſer ungewohnten Verklärung zuſammennehmen mußte. „Nun, Michel,“ richtete ſie das Wort an ihn, „wie gefallen dir denn die Frauenzimmer hier auf dem Ball? Kommen ſie dir ſchöner vor als die Dorfdirnen?“ — „Ei freilich!“ erwiderte Michel, „viel ſchöner! Bei uns draußen ſind ſie auf dem Kirchweihtanze lange nicht ſo ſchön ausgezogen als hier.“ — „Angezogen, ſagt man,“ berichtigte die ſtolze Dame und entfernte ſich hocherröthend aus dem laut auflachenden Männerkreiſe.

Geſellige Scherze und Späße, komiſche Scenen haben das mit vielen andern flüchtigen Begegniſſen des Lebens gemein, daß ſie ſich nicht wohl nacherzählen laſſen. Sie ſind Erzeugniſſe des Augenblicks, Funken, welche Frohſinn, Laune, Witz, Schalkheit dem Moment entlocken. Zeit, Ort, Gelegenheit, Zuſammenſetzung der Societät, Gegenſätze der Charaktere, Geſinnungen, Schickſale ſind ihre Geburtsſtätte; Wort, Ton, Miene, Geberde ſpiegeln ſich in den verſchiedenen Perſonalitäten wieder; es iſt ein improviſirendes Drama, etwa auch eine Poſſe aus dem Stegreif. Die leiſeſten Bezüge werden gemeinſam empfunden und kitzeln den Einzelnen am Herzen. Das Lachen multiplizirt ſich in ſich ſelbſt und wird am Ende ſein eigener Stoff. — Wie fruchtlos wäre es, eine ſolche Situation umſtändlich zu ſchildern, wo das Salz des Witzes in der Dinte erſöffe, die Spitze der guten Einfälle ſich auf dem Papier abſtumpfte! — Alſo erlaſſe uns der Leſer das Preisgeben einer Anekdotenreihe.

(Fortſetzung folgt.)

## Briefe von Novalis.

(ſ. Nr. 298.)

Dürrenberg, den 18. Julius 1796.

Immer hat es ein ungünſtiger Zufall verhindert, daß ich Ihnen ſchrieb. In Grüningen hoffte ich Sie zu ſehen. Ich ging ſo froh von dort weg: meine Sophie erklärt mein, ſo gut, ſo himmliſch gegen mich, ohne Ahnung, daß ihre Krankheit noch etwas zu bedeuten habe, voll Hoffnung für die Zukunft, da meiner Eltern Genehmigung mir gewiß war, da ich nun ſo ungeſtört, ſo frei in Grüningen ſeyn konnte — und nun auf einmal die Gefahr, Alles zu verlieren! — In Jena fand ich meine Sophie heiter und gefaßt; aber Starke ſelbſt ſprach mir nicht uneingeſchränkt, unbedingt Muth zu: „Ich hoffe nicht — es iſt freilich eine bedeutende Krankheit — indeß die Jahre des Fräuleins, und da ſie anfängt, ſich zu beſſern, läßt mich noch Hoffnung faſſen.“ — So ſprach er, und denken Sie mich dabei — und nun entfernt und allein, recht in Muße, alle Qual mir langſam zumeſſen zu können! — Auf den Sonnabend gehe ich wieder hin. Gott, wenn ſie dann reiſen könnte! Es wäre unausſprechlicher Jubel. An einen ſchlimmen Ausgang darf ich nicht denken — dann leben Sie wohl auf ewig! — Indeß iſt ein guter Gott im Himmel. — Sophie iſt zu mehr beſtimmt, und ich vielleicht auch; ich glaube und bete. Behalten Sie mich lieb.

Ihr
Hardenberg.

W., den 8. Februar 1797.

Aus einem Briefe der D. erſah ich, daß Sie ſich meiner gnädigſt erinnert haben. Dieß hat mich aufgemuntert, mich ſelbſt wieder bei Ihnen in Erinnerung zu bringen und dieſe Gelegenheit zu benutzen. Ich weiß wohl, daß ich mit einer Entſchuldigung des Vergangenen anfangen ſollte; allein ſollte meine peinliche Lage mich nicht längſt bei Ihnen entſchuldigt haben? Es war mir eine gute Portion Leichtſinn nöthig, um ſeither nur noch ſo fertig zu werden, um ruhig ſchlafen, arbeiten, denken, ſprechen und gleich Andern ſeyn zu können. Rechnen Sie hierzu noch eine Menge anderer Verdrießlichkeiten und Abhaltungen, ſo wird es Sie nicht mehr befremden wenn ich, zufrieden das Nöthigſte gethan zu haben, mich ſo tief als möglich in die Fluth des menſchlichen Wiſſens verſenke, um, ſo lange ich in dieſen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schickſals zu vergeſſen. Dort blühen mir allein die Hoffnungen auf, die ich hier verliere; die hieſigen Rückſchritte ſind dortige Fortſchritte, das verwundende Schwert wird dort zum beſeelenden Zauberſtabe und die Aſche der irdiſchen Roſe iſt das Mutterland der himmliſchen. Iſt nicht unſer Abendſtern der Morgenſtern der Antipoden?

O, wenn noch Orakel vorhanden ſind, ſo reden ſie aus den Bäumen der Erkenntniß, ſo tönen ſie uns, ſo leſen wir ſie im ſybilliniſchen Buche der Natur. Meine Phantaſie wächst, wie meine Hoffnung ſinkt; wenn dieſe

Digitized by Google

ganz verſunken iſt und nichts zurückließ als einen Grenzſtein, ſo wird meine Phantaſie hoch genug ſeyn, um mich hinauf zu heben, wo ich das finde, was hier verloren ging. Frühzeitig habe ich meine prekäre Exiſtenz fühlen gelernt, und vielleicht iſt dieſes Gefühl das erſte Lebensgefühl in der künftigen Welt.

Wie ſehr wünſcht' ich einmal mit Ihnen einige Tage in Grüningen verleben zu können. Die Erfüllung des Wunſches macht gewiß Ihr Glück wie das meinige. Daß wir dann endlich aufhören mögen für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, deſſen ganzes Wohl und Weh davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in dieſe oder jene Welt fällt! Leben Sie wohl und bleiben Sie die Freundin Ihres

Freundes Hardenberg.

---

Tennſtedt, den 13. April 1797.

Von hier aus hätten Sie wohl keine Antwort auf Ihren Brief erwartet. Ein ſehr trauriges Ereigniß hat mich von Hauſe weggetrieben — der nahe Tod meines Bruders Erasmus. Seine Krankheit ward erſt ſeit vierzehn Tagen tödtlich und jezt ruht er wahrſcheinlich ſchon von den Mühſeligkeiten ſeines Lebens aus. — Sein Tod hat weniger Eindruck auf mich gemacht, als er zu jeder andern Zeit gemacht haben würde. Die Bitterkeit ſeiner lezten Stunden war ſehr groß und dieſe rührte mich am meiſten; ſeinen Tod habe ich ihm beneidet. Meine Eltern und Geſchwiſtern ſind ſehr beklagenswerth, ſie waren noch ſo weich vom Schlage, der auch Sie ſo erſchüttert hat — und nun dieſes Glied aus der feſt verſchlungenen Kette! Dieſe Zeit iſt furchtbar geweſen, ſo viele gute Menſchen unglücklich, die Hoffnungen zweier blühenden Familien zerſtört! — Das Blüthenblatt iſt nun in die andere Welt hinübergeweht. Der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem lezten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenroths, das ihn zum friſchen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängſtlicher die Träume, deſto näher die erquickende Frühe.

Gute T., bleiben Sie meine Freundin, ſo lange ich noch auf dieſer Welt bin! Ich ſehe ſie, den Engel meines Lebens, meine ewige Sophie, bald, ſehr bald wieder. Es iſt frühzeitig dunkel und einſam geworden. Verkürzen Sie dem Einſamen, Sehnſuchtsvollen noch die Stunden, die ihn von ſich ſelbſt, vom ewigen Frieden trennen. Es erquickt mich ſo ſehr, mich noch recht mit einigen guten Menſchen zu letzen, ehe ich ihr folge. Vielleicht ſehen Sie noch Einen Stein, meinem Wunſche gemäß, ihre und meine Aſche decken. Sie glauben nicht, wie abgeſtorben ich mich fühle; dennoch bin ich gewöhnlich ruhig, theilnehmend und fähig, alle meine Arbeiten zu machen. — Ich habe noch Einiges zu verrichten, dann mag die Flamme der Liebe und Sehnſucht auflodern und dem geliebten Schatten die liebende Seele nachſenden. Der Augenblick des Wiederſehens iſt der freudigſte Aufblick, den ich noch unter dieſer Sonne habe.

Sie umgibt mich unaufhörlich, Alles, was ich noch thue, thue ich in ihrem Namen. Sie war der Anfang, ſie wird das Ende meines Lebens ſeyn. Ihre Leiden ſind mir Wunden, die nur die balſamiſche Luft einer beſſern Welt heilen wird. Es iſt ein unausſprechliches Gefühl, einen Engel, wie ſie, eine Geliebte, wie ſie, in ſo ſchrecklichen Kämpfen gewußt zu haben. — Das Verlangen, ihrem Grabe näher zu ſeyn, überwog die Angſt vor den Erinnerungen dieſer Gegend. Es iſt auch mein Grab. Meine ganze Freude, meine Ausſichten, mein Leben, meine Liebe liegen hier begraben. Ihr und mein Grab werden mich gewiß, ſo lange ich noch lebe, mit unausſprechlicher Liebe und Kraft zu allem Guten erfüllen. Die Gewißheit, daß ſie um mich iſt, daß ſie mich, den ſo ganz ihr Gewidmeten, noch ein wenig liebt, beſonders da ſie jezt weiß, wie treu und ewig ich es mit ihr gemeint, dieſe Gewißheit erhebt mich zum Beſſern und macht mich ihrer werther.

Ich liebe Sie alle jezt mehr als jemals, Sie ſind meinem Herzen noch theurer geworden. Sind Sie nicht die Hinterlaſſenen meiner Sophie, die Sie ſo liebte, von denen ſie ſo geliebt ward? — Ihre Freundſchaft, Ihr allerſeitiges Zutrauen wird mir noch unendlich wohl auf dieſer Trauerwelt machen. — Mit dieſer Hoffnung, mit der innigſten Bitte darum ſchließe ich.

Zeit Lebens Ihr Freund

Hardenberg.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Schluß.)

Kirchliches. — Kirchenbauten.

Die Religionsbewegungen, welche in Deutſchland ſeit Jahr und Tag herrſchen, haben uns direkt nicht berührt. Der eine Prediger unſerer katholiſchen Gemeinde, Paſtor Wittig, iſt bekanntlich zum Deutſchkatholicismus übergetreten, hat Hamburg aber nach ſeinem Uebertritt verlaſſen und es iſt ſeitdem in dieſer Beziehung hier durchaus ruhig. — Unſere proteſtantiſchen Strenggläubigen, obwohl der Zahl nach kaum bemerkbar, ſind doch einflußreich genug, um alle Vacanzen mit Kandidaten ihrer Richtung zu beſetzen. Stärker als in Hamburg herrſcht die Orthodoxie in unſern Nachbarherzogthümern Holſtein und Lauenburg. Paſtor Claus Harms in Kiel, wegen ſeiner unbeugſamen Orthodoxie auch der Kieler Papſt genannt, ſteht an der Spitze der ihm Gleichſtrebenden und hat unter der Ueberſchrift: „Einer gegen Acht-

unbachtzig“ einen Proteſt gegen die bekannte Erklärung der Biſchöfe Dräſecke, Eylert u. ſ. w. erlaſſen. Der Styl dieſes Proteſts hat wieder mannigfach ergötzt; hätte er mehr Geiſt, ſo könnte er an Abraham a Santa Clara erinnern. In Lauenburg machte ſich der Paſt. prim. Gengken zu Mölln durch offenes Bekenntniß zum Rückſchritt bemerkbar. Im Kirchen- und Schulblatt für Schleswig, Holſtein und Lauenburg (das der Hengſtenbergſchen Kirchenzeitung nachſtrebt) erklärte er kürzlich, daß es wünſchenswerth ſey, zum alten Kirchenzwang zurückzukehren; namentlich empfiehlt er die Wiedereinführung des ſogenannten kleinen Bannes, der von Abendmahl, Gevatterſchaft und Trauführung ausſchließt, eventuell auch der excommunicatio major, des öffentlichen Bannes. Den kleinen Bann verwirkt ſchon der, der die äußern Gebräuche der Kirche verſäumt; der öffentliche Bann ſteht auf das vorſätzliche Bekennen und Ausbreiten falſcher Lehre, auf grobe Verbrechen, auf Trunkfälligkeit, Verſchwendung, Wucher, Verleumdung, beſonders Läſterung auf Gottes Wort, Predigtamt, Sacrament. Glücklicherweiſe iſt der Einfluß des genannten Geiſtlichen nicht bedeutend genug, um ſeine frommen Ideen zu verwirklichen. Den zäheſten Feind haben die Orthodoxen im Indifferentismus der großen Maſſe, die bei den Dogmenſtreitigkeiten ſo lange gleichgültig iſt, bis ihrem Gewiſſen Gewalt angethan werden ſoll.

Unſere Kirchenbauten haben ihren raſchen Fortgang; die Petrikirche erhebt ſich mit der Außenmauer bereits über die Spitzbogen ihrer gothiſchen Fenſter, und Jeden erfreut der anſcheinend ſehr ſolide Bau. Zur Nikolaikirche werden erſt die Grundarbeiten beſorgt; im Frühjahr wird der eigentliche Bau beginnen. Die milden Spenden für beide Kirchen bringen, wenn auch in der Abnahme begriffen, noch immer ſchöne Summen ein. — Von den übrigen Neubauten ſind die Börſenarkaden zu nennen. – Unſer Alſterbaſſin, das von vier prachtvollen Spaziergängen umſchloſſen iſt, hat eine lebhafte Fehde veranlaßt; man will nämlich etwa 50 Schritte landabwärts in der Mitte des alten Jungfernſtiegs ein großes Badehaus anlegen und hat die Gerüſte dazu ſchon aufgeſchlagen. Nun wird dieſe Unterbrechung des ſchönen viereckigen Alſterſpiegels als eine barbariſche Verunzierung dargeſtellt und es haben ſich viele Stimmen dagegen erhoben; indeß wohl zu ſpät, da die Contrakte ſchon abgeſchloſſen, die Arbeiten ſchon begonnen ſind. — In dem am 25. Oktober gehaltenen Raths- und Bürgerconvent wurde das Kaufgeld des Bürgerrechts für Fremde anſehnlich erhöht. Der Senat theilte eine Ueberſicht mit, nach welcher von 1835 bis 1844 11,328 Perſonen das Bürgerrecht erworben haben, darunter 5520 Fremde. Indeß erkannte man an, daß Hamburgs Wohlſtand großen Theils vom Zufluß der Fremden entſtanden ſey und daß man dieſen alſo nicht zu ſehr erſchweren dürfe.

## Berlin, December.

(Fortſetzung.)

Der Oedipus auf Kolonos. — Racine’s Athalia.

Schon war von den Gönnern Cerfs für ihn ein Titel creirt: „Commiſſionsrath!“ Er war nun königlicher Rath, aber ſein Ehrgeiz hatte nach mehr Verlangen. Doch der vorige König zeigte ſich darin auch gegen ſeinen entſchiedenen Günſtling unerbittlich; es war ſeit dem Kriege, wo kein Unterſchied gemacht wurde, gegen ſeine Grundſätze, einem Juden ein Ordenskreuz zu verleihen. Obgleich man unter der jetzigen Regierung darin von keiner Aenderung der Grundſätze weiß, gelang es jenem Miniſter doch, wenigſtens zu Cerfs Gunſten eine Ausnahme zu bewirken. Am Tage der Geneſung nach einer ſchweren Krankheit brachte der Miniſter in eigener Perſon die Auszeichnung an des Kranken Lager und heftete ſelbſt das Band an den Schlafrock des Liegenden. Von der Freude genas er. So ward denn Cerf, ſo viel bekannt der einzige Jude im preußiſchen Staat, als Ritter des rothen Adlerordens (vierter oder dritter Claſſe, das weiß ich nicht genau) zu ſeiner Ruheſtätte getragen. Jedenfalls war er ein public character, wie ſie in unſerer abgeblaßten Zeit zu den Seltenheiten gehören, und auch mancher gutmüthige Zug ward über ſeinem Grabe erzählt.

Der Oedipus auf Kolonos hat die Aufmerkſamkeit nicht in gleichem Grade wie die Antigone angezogen. Man ſcheint ihn nach einer zweimaligen Wiederholung in Berlin ruhen zu laſſen. Ihr Korreſpondent hat bei Gelegenheit jenes Stückes ſich ausgeſprochen, daß er den Gegnern dieſer Verſuche, das altgriechiſche Theater wieder bei uns erſcheinen zu laſſen, nicht beiſtimmen kann. Er hielt und hält noch den Verſuch für einen höchſt ehrenwerthen, obgleich er davon entfernt iſt, zu glauben, daß dem deutſchen Drama auf dieſem Wege zu helfen ſey. Der Tragödie, dem eigentlichen Nationaldrama, kann nicht geholfen werden, ſo lange, weniger die Cenſur, als die cenſirenden Rückſichten dem im Wege ſtehen, daß wir die Fürſten und Könige und Großthaten unſerer nächſten Geſchichte auf den Brettern ſehen. So lange wir dieſe unſere Schwäche eingeſtehen, was fordern wir vom Theater, daß es uns erheben ſolle! Das Nationale war es, daß der Grieche ſich nicht ſcheute, auch die Sünden und Verbrechen der Geſchlechter vor ihm in poetiſcher Größe auf den Brettern erſcheinen, in dem Tempel der Kunſt büßen zu ſehen, was der griechiſchen Tragödie eine ſo ungeheure Bedeutung verlieh, was ſie von Einfluß machte auf die ſittliche Bildung der Nation. Ihm war es nicht allein Mythe, die Fäden der Vergangenheit reichten bis zur Gegenwart. Welche herzerſchütternde Wirkung mußte der in Athen entſühnte Oedipus auf das atheniſche Publikum hervorbringen! Uns will man nur die Mythen gönnen oder die fernſtehende Geſchichte, deren Bezüglichkeiten auf das Leben von heute ſogar ſchon der Scheere unterliegen. Darum iſt es gut, daß uns ſolche Beiſpiele von dem, wie es ehmals war, wenigſtens dann und wann vorgeführt werden. Die Maſſe geht gleichgültig daran vorüber, ſie läßt ſich ſtören durch das Fremdartige der Einkleidung, ſie ſieht nicht die Beziehungen, dieſe ewigen Grundzüge ſittlicher Freiheit, die für alle Zeiten Gültigkeit haben. Aber es ſind doch Funken, die hie und da zünden mögen. Sophokles größtes und herrlichſtes Drama verliert darum nichts, daß es unſer Publikum nicht entzückte. Es war ihm auch nichts Neues mehr, da ja die Antigone vorangegangen. Die Darſtellung war nur theilweiſe gelungen. — Die Racine’ſche Athalia, oder neuerdings Athalja genannt, folgte dem Oedipus, dießmal auch als Hofdarſtellung im Charlottenburger Theater. Wenn das alte Claſſiſche mit ſeinen gigantiſchen Zügen auf unſer Publikum des rechten Eindrucks verfehlt, wie ſoll es das durch den franzöſiſchen Hofpathos vermittelte! Die rhetoriſche Schönheit blieb zwar auch in der Darſtellung, die Chöre von Felix Mendelsſohn ſprachen an, auch die religiöſe Weihe, die ſelbſt durch den legitimiſtiſchen Staatsactus ſich geltend macht, fand Anklang, aber das Ganze ſteht auf fremdem Boden, weiter entfernt von der Gegenwart als der große Sühnungsprozeß des großen Hellenen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta’ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

# Intelligenz-Blatt. Nro. 51.

Sonnabend, 20. December 1845.

[451]! Versuch einer Geschichte

## der Geburtshülfe

von

**Dr. E. C. J. v. Siebold.**

2. u. letzter Bd. 4 Rthlr.

Der 1. Bd. ist 1838 erschienen und kostet 2 Thlr.

Von demselben Verfasser ist im Jahre 1841 erschienen:

**Lehrbuch der Geburtshülfe,**
**zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen und zu eigenem Studium.**

Preis 3 Rthlr.

---

[445] **Neue werthvolle Musikalien,**

welche so eben im Verlag der *Schlesinger*'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und durch alle solide Musik- und Buchhandlungen zu haben sind:

Airs nationaux. Nationallieder, leicht arr. f. Piano von Wagner. 6 No. Rothe Sarafan, Ça ira, Riego's spanische Hymne, Lützow's wilde Jagd von Weber, Borussia von Spontini. à 7½ Sgr.

Bertini, 25 Caprices-Etudes p. Piano. Op. 94. 2 Livr. à 17½ Sgr.

Canthal, Marsch und Galopp f. Piano: Preussens Farben. Mein Gruss an Potsdam. Op. 101. 7½ Sgr., f. Orch. ¾ Thlr.

Damcke, 4 Mélodies p. Piano. Op. 26. 20 Sgr.

Dammas, 4 Gesänge von Rückert u. Prutz. Op. 13. 15 Sgr.

David, Félic. L'Absence p. Piano. 15 Sgr.

Döhler, 3 Valses brillantes p. Piano. Op. 58. 1 Thlr.
— Transcriptions faciles p. Piano. Op. 45. 50. 56: Brillante Polka, Hidalgo, Le Zingaro, Carlotta-Polka, Elisa-Polka, à 10 Sgr.

Ghys, Le Mouvement perpétuel p. Violon. Op. 36. av. Acc. de Quatuor 1 Thlr., av. Piano ¾ Thlr.

Gross, 4e Quatuor p. 2 Violons, Alto et Vcelle. Op. 39. 2 Thlr.

Gumbert, Das theure Vaterhaus f. Sopran od. Tenor. Op. 9. 10 Sgr. 5 Gesänge für Sopran oder Tenor. Op. 10. ¾ Thlr. 2 beliebte Lieder: Das Meer hat seine Perlen, Zephyr à 7½ Sgr.

Gung'l, Joh., Proteus-Polka 5 Sgr. Faschingsstreiche-Galopp f. Piano à 5 Sgr., zu 4 Händen 7½ Sgr., f. Orch. ⅔ Thlr.

Heller, 30 fortschreitende Etüden f. Piano. Op. 46. 3 Lief. à ⅚ Thlr.

Kullak, Compositions p. Piano: La Tristesse, Idylle. Op. 25. à ⅓ Thlr. I Lombardi, Phantasie-Paraphrase ⅚ Thlr. Elfenreigen-Galopp 5 Sgr. Elfenreigen im leichten Arrang. 12½ Sgr.

Kummer, Rondo sur la Sirène d'Auber, Romance élégiaque p. Vclle. av. Piano. Op. 78. 17½ Sgr.

Jenny Lind's Schwedische Gesänge, in vielen Concerten vorgetragen. 17½ Sgr.

Litolff, Rêverie à la Valse p. Piano 15 Sgr. Gr. Marche fantastique p. Piano 17½ Sgr. Tarantelle du diable p. Piano 20 Sgr.

Mozart, Das Schönste aus Don Juan für Piano zu 4 Händen. No. 3. 12½ Sgr.

Lührss, 6 Lieder von Saphir, Beck etc. f. eine Singstimme. Op. 19. 25 Sgr. Schätze der Tiefe f. Bass 17½ Sgr.

Paganini, Le Carnaval de Venise p. Violon avec Quintuor ⅔ Thlr., av. Piano 25 Sgr. (Ist die erste von M. Ghys veranstaltete authentische Ausgabe!)

Puget, 2 Romances: La Polka d'Auvergne, La fille d'orfèvre-Goldschmieds Töchterlein. à 5 Sgr.

Reissiger, 5 einfache Lieder f. eine Singstimme. Op. 182. ½ Thlr.

Ressel, Oberländler f. Piano 7½ Sgr., f. Orch. ¾ Thlr.

Schachner, Romance p. Piano. Op. 11. 17½ Sgr.

Schäffer, 2 komische Lieder: Der Doctor, Junggesellenlied. à 5 Sgr.

Schubert, Lebewohl - Adieu f. Sopran oder Tenor 5 Sgr. Ist das von Döhler transcribirte Lied!

Stern, 4 deutsche Lieder f. Alt oder Bass. Op. 24. ⅔ Thlr. Volkslieder f. Sopran, Alt, Tenor u. Bass. 17½ Sgr.

Truhn, Frühlingslied f. Sopran od. Tenor. Op. 81. Ballade: Des Knaben Tod. à 10 Sgr.

Vollweiler, Variations concertantes sur l'hymne russe p. 2 Violons, Alto et Vcelle. Op. 14. 1 Thlr.

NB. Die Prachtausgabe von Händel's Judas Maccabäus, vollst. Klavierauszug mit deutsch. Text arr. von Klage (Pränu.-Preis 2 Thlr. (Subscr.-Preis 2½ Thlr.) erscheint noch vor Neujahr.

---

[399] Im Verlage von **Robert Kittler** in **Hamburg** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Oerſted, H. C., Naturlehre des Schönen.**
Aus dem Däniſchen überſetzt von H. Zeiſe.
gr. 8. Velinpapier. geb. 10 gGr.

So manches Problem der Natur und Kunſt iſt von dem berühmten däniſchen Naturforſcher in dieſem Schriftchen der Löſung naher gebracht und iſt es für jeden denkenden Leſer von großem Intereſſe, das Räthſelhafte des ſo verſchiedenen Eindruckes der Farben, der Töne u. ſ. w. auf verſchiedene Menſchen und Thiere näher und ſo gründlich beleuchtet zu ſehen, wie dieſer Gegenſtand bisher noch nicht behandelt wurde.

---

[423] Im Verlage von **F. Aubach** in **Berlin** iſt erſchienen:

## Originalien
### aus dem Leben gegriffen.

Eine Sammlung von Aufſätzen aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, der Laune und Satyre, des Scherzes und Witzes, zur Unterhaltung für Alt und Jung.

Mit 1 Titelkupfer. Preis ½ Thlr.

Wer gern lacht, ſich erheitern, überhaupt mit dem Treiben der jetzigen Welt bekannt machen will, kaufe dieß Buch — er wird es nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Herausgeber und Verleger haben es ſich zur

Digitized by Google

Aufgabe geſtellt, nur das Gediegenſte und Pikanteſte darin zur Schau zu legen!

Inhalt: A. Allgemeines für Ernſt und Scherz ꝛc.: 1) Auszug aus dem Briefe eines pſ. Dichters an einen Buchhändler. 2) Originalſchreiben an einen Polizei-Director. 3) Geſangbuchſtreit. 4) Komiſche Handelsbriefe aus dem Jahre 1785. 5) Der auf ſeinen Debitor harrende Kleidermacher Dünnbier. 6) Feierliche Rede bei Eröffnung der Bühne zum Antritt des hieſigen zehnten Theaterjahres, verfertigt und gehalten von Döbblin. Berlin, den 17. April 1784. 7) Der Gimpel und der Pavian. 8) Schwanen-Orden. 9) Das iſt famos! 10) Das Kegelſpiel. 11) Bei Gelegenheit einer Kegelfête. 12) Jacobiohn Goldſchmidt's Gedanken an Roſaura. 13) Komiſches Original-Hochzeitsgedicht. — B. Scherzhafte Zeitungs-Annoncen, Schildereien, Atteſte ꝛc. — C. 62 Anekdoten. — D. Räthſel und Charaden. — E. Vermiſchtes: 1) Engliſche Sonderbarkeiten. 2) Brautgeſchichten. 3) Kurioſes Teſtament. 4) Rein-Deutſch. 5) Impromptu. 6) Höfliche Bitte. 7) Höflicher Brief. 8) Witzige Antwort. 9) Was kann ein Menſch Alles in einer Minute verrichten. 10) Poſt-Adreſſen. 11) Grabſchrift eines ehemaligen Poſtmeiſters zu Salzwedel. 12) Stammbuchblatter. 13) Berliner Handelsmanipulationen.

---

[458] Im Verlage von **Duncker u. Humblot** in Berlin iſt kürzlich erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

## Geſchichte
der
## dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien.

Von

**Adolph Friedrich von Schack.**

1r u. 2r Bd. gr. 8. broch. Preis 5½ Thlr. od. 9 fl. 54 kr.

In dieſem Werke wird die reichſte und glanzendſte unter den dramatiſchen Literaturen Europa's zum erſten Male in ihrem Entwickelungsgange von dee älteſten bis auf die neueſte Zeit dargeſtellt. Man findet darin nicht allein eine Charakteriſtik aller bedeutenden ſpaniſchen Dramatiker, ſondern auch eine ausführliche äſthetiſche und kritiſche Würdigung ihrer Werke und Inhaltsanzeigen von den hervorragendſten derſelben. Zugleich iſt auf den Einfluß, welchen das ſpaniſche Theater während mehr als eines Jahrhunderts auf die Bühnen des übrigen Europa geübt hat, ſowie auf die franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen und deutſchen Nachahmungen ſpaniſcher Originale beſtändige Rückſicht genommen.

---

[454] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Elemente
der
## Zahlen- und Raumgrößen-Lehre
für Militärſchulen und zum Selbſtunterricht für Offizier-Aſpiranten

von

**F. M. Roſt,**

Premier-Lieutenant in der 3. Artillerie-Brigade und Lehrer der Mathematik an der K. Oberfeuerwerker-Schule in Berlin.

In zwei Bänden.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Erſter Band: Arithmetik und ebene Geometrie; mit 3 Figurentafeln. 1 Rthlr. 20 Sgr.

Die Militar-Literaturzeitung (1845. No. 20) ſagt von dieſem Werke am Schluſſe einer längeren Recenſion:

„Es bleibt noch die Frage übrig, in wiefern der Herr Verf. der Abſicht genügt hat, welche auf dem Titel ausgeſprochen iſt. Wenn ſein Werk der „Militär-Schulen" genügen ſoll, ſo werden freilich die vielfachen niedern Anſtalten, die zur Bildung unſerer jungen Soldaten ſo wohlthätig eingerichtet ſind, hierunter nicht verſtanden, ſondern nur die Artillerieſchulen und vielleicht die Kadettenanſtalten gemeint ſeyn. Ob nun auch für dieſe weder zu viel, noch zu wenig gegeben iſt, läßt ſich nicht ohne ſpezielle Vergleichung mit den betreffenden Lehrplänen entſcheiden; jedenfalls aber iſt es außer Zweifel, daß ein junger Mann, der die Lehren dieſes Werkes inne hat und verſteht, zu jedem Examen vollſtändig befähigt iſt. Mithin iſt gewiß nicht zu wenig gegeben; über das Zuviel läßt ſich aber nicht rechten, da gerade in der Mathematik das weitere Fortſchreiten ſo oft der einzige Weg iſt, das Frühere gründlich aufzufaſſen und zu verſtehen. Daß das Werk bereits in einer zweiten Auflage erſcheint, kann nur günſtig für den Erfolg ſprechen, den die frühere Erſcheinung deſſelben gehabt hat."

---

[461] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Chriſtliches Handbuch
in
## Gebeten und Liedern
geſammelt von

**Dr. C. Grüneiſen.**

Elegante Taſchen-Ausgabe.

Velinpapier. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Dieſes chriſtliche Handbuch zerfällt in: 1) Wochengebete, zur Morgen- und Abendandacht für zwölf Wochen. 2) Feſtgebete. 3) Abendmahl. 4) Krankentroſt. 5) Anhang, für die Reiſe und bei häuslichem Verluſte. Die Gebete ſind größtentheils aus den älteren Sammlungen von Habermann, Neumann, Arnold, Storr u. A. zuſammengetragen, wiewohl auch mit Neuerem, von Reinhard, Dann und dem Herausgeber ſelbſt, verſehen. Mit den Gebeten wechſeln Lieder ab, von Gerhard bis auf Novalis, Schenkendorf, Knapp u. A. In den älteren Gebeten und Liedern iſt die edle Sprache der Entſtehungszeit erhalten. Je mehr in unſern Tagen überhaupt die erbaulichen Schriften auch früherer Perioden Anerkennung finden, deſto gewiſſer darf eine Sammlung wie die vorliegende neben den vielen Gebetbüchern der neueren Zeit auf Anklang rechnen. Die Ausſtattung iſt im Format und auf dem Papier der eleganten Taſchenausgabe des Württembergiſchen Geſangbuches.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Das Liederbuch
vom
# Cid
nach der bis jetzt vollſtändigſten, Keller'ſchen Ausgabe verdeutſcht von

**Gottlob Regis.**

8. Velinp. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Goethe Götz von Berlichingen illuſtrirte Ausgabe nunmehr vollſtändig.

[465] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Götz von Berlichingen.

Ein Schauſpiel

von

# Goethe

mit

Holzſchnitten nach Zeichnungen von Eugen Neureuther.

Dritte und letzte Lieferung.

Hat ſich beim Erſcheinen der erſten und zweiten Lieferung bereits eine allgemeine Theilnahme für dieſes ſchöne Werk ausgeſprochen, ſo hoffen wir, daß dieſe ſich zur vollſten Anerkennung ſteigern wird, nachdem das Ganze jetzt fertig vorliegt.

Eugen Neureuther's Zeichnungen beurkunden das wahre Verſtändniß des herrlichen Gedichtes; Holzſchnitt und typographiſche Ausſtattung reihen ſich dem Beſten, was die neueſte Zeit hervorgebracht hat, aufs Würdigſte an, und ſo glauben wir die Literatur mit einem Prachtwerke bereichert zu haben, welches eine wahre Zierde jeder Bibliothek bilden wird.

Der Preis dieſer dritten Lieferung iſt 2 fl. 20 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr., der Preis des vollſtändigen Werkes 8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

Dieſe Pracht-Ausgabe reiht ſich an die in gleicher oder ähnlicher Ausſtattung früher erſchienenen Editionen von Herders Cid, Nibelungen-Noth, Homers, Schillers, Herders, Platens, Pyrkers, Klopſtocks und Leſſings Werken in Einem Bande.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[463] In unterzeichnetem Verlage ſind erſchienen und durch alle guten Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu haben:

# Geiſtliche Gedichte

des

## Grafen N. L. von Zinzendorf,

geſammelt von

## Albert Knapp.

Mit einer Lebensſkizze, und des Verfaſſers Bildniß, geſt. von Schwerdgeburth. 50 Bogen Druckvelin, Hochquart (Schillerformat), in Umſchl. geh. 3 fl. 36 kr. rhein. oder 2 Thlr. 6 gGr.

Zum erſten Mal erſcheinen hier die bisher großentheils noch unbekannten, theils anonymen und in vielen alten, oft ſeltenen Büchern zerſtreuten, theils noch ungedruckten, erſt jetzt aus Archivalquellen hervorgezogenen geiſtlichen Gedichte dieſes frommen, berühmten Mannes in einer dem Bedürfniß unſerer Zeit angemeſſenen Auswahl, und doch immer noch in der anſehnlichen Zahl von etwa 770 Nummern. Sie zerfallen in drei Abtheilungen: 1) Allgemeine Lieder, 444 Nrn. 2) Gemein- und Chorlieder, 273 Nrn. 3) Gelegenheitsgedichte, 50 Nrn., ſämmtliche Rubriken vom 12ten bis zum 60ſten Lebensjahr des vollendeten Dichters chronologiſch geordnet, und bieten dadurch einen getreuen Spiegel ſeines gottgeheiligten Lebens auf deſſen ſämmtlichen Altersſtufen dar. Zinzendorf bewährt ſich in dieſen Liedern, wie eine nähere Prüfung es beweiſen wird, als einer der edelſten Sänger der Chriſtenheit in einem Grade, in welchem man ihn bisher lange nicht genugſam gekannt hat, und des Trefflichen, das er gibt, iſt eine ſolche Fülle, daß ſeine mißlungenen Produkte dabei füglich übergangen werden konnten. Die gegenwärtige Sammlung wird ſich als ein wahres Erbauungsbuch für evangeliſche Chriſten empfehlen, indem ſie für die meiſten Lagen und Bedürfniſſe des Lebens eben ſo geiſtvolle als innige Lieder enthält, welchen größtentheils eine ſo wohlthuende Friſche, Klarheit und Lebendigkeit inwohnt, wie man ſie ſelbſt bei tauſend neuern Liedern vergeblich ſucht.

Was die Form der vorliegenden Gedichte betrifft, ſo ſind die Originalien ungleich mehr, als in den bisherigen neuern Liederſammlungen, in ihrer lebenskräftigen, vollen Geſtalt gegeben, und nur da, wo es dem Herausgeber und der Unitätsdirektion der evangeliſchen Brüdergemeinde ſelbſt durchaus rathſam erſchien, theils abgekürzt, theils anderweitig von ſtörenden Auswüchſen, Nachläſſigkeiten und Fremdwörtern befreit worden, ſo daß für ein chriſtliches, Erbauung ſuchendes Gemüth, das ſich in die Verhältniſſe der früheren Zeit, wie in die Eigenthümlichkeit jenes außerordentlichen Mannes zu verſetzen weiß, weder befremdliche Härten, noch unbillige Auslaſſungen ſich ergeben dürften.

Der Preis des umfangreichen Buches iſt bei dem ſchönen Papier und ſcharfen, ſehr korrekten Druck ungemein billig geſtellt, um auch Unbemittelteren den Ankauf möglichſt zu erleichtern. Der ſchöne, meiſterhafte, von Hofkupferſtecher Schwerdgeburth in Weimar gefertigte Kupferſtich, der ſich zum Zimmerſchmuck vorzüglich eignet, kann auch einzeln à 48 kr. oder 12 gGr. bezogen werden. In der Einleitung, wie in der nach den beſten Quellen entworfenen Lebensſkizze findet ſich der Schlüſſel zum Verſtändniß der Gedichte, über deren jeglichem die Quellen des Originals ſorgſam verzeichnet ſind, und ein doppeltes Regiſter erleichtert den Gebrauch des Buches ſelbſt.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

**Der Menſch und die elementariſche Natur.** Erſter Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 4 gGr.

**De fragmento Vegoiae,** cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

**Erlinde.** Der Menſch und die elementariſche Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

In der philoſophiſchen Abhandlung, welche das erſte Heft bildet, erörtert der Verfaſſer mit ſeinem Geiſte die Beziehung des Menſchen zur Natur.

Die lateiniſche Diſſertation beſchäftigt ſich mit ältern Rechtsgrundgeſetzen und Rechtsgebräuchen, die eine gewiſſe Heiligkeit der Natur anerkannten.

Der Haupttheil dieſer ſehr eigenthümlich kombinirten Trilogie iſt das dramatiſche Gedicht Erlinde, dem Stoff nach eine der vielen Undinenſagen, der Behandlung nach aber durchaus originell. Eine poetiſche Erſcheinung, wie dieſe, in unſern unpoetiſchen Tagen, hat etwas Fremdartiges, Erfreuliches und Schmerzliches zugleich. Die Entfernung alles Poetiſchen aus unſrer Zeit wird uns dann am meiſten fühlbar, wenn wieder einmal ein Hauch echter Poeſie uns, wie aus einer andern Welt anweht.

Wir halten den edeln Dichter, unſres unſterblichen Goethe's Enkelſohn, dem es im geiſtreichen Spiele der Dichtkunſt heiliger Ernſt zu ſeyn ſcheint, vor vielen Andern für fähig und berufen für ſeinen Antheil mitzuwirken, daß die ſo vielfach in's Gemeine verirrte Poeſie zum Hohen und Heiligen zurückgeführt werde.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[460] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

# Das Ausland.

## Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

### Monat November 1845.

**Größere Aufſätze.**

Skizzen aus Braſilien. 1) Rio-Janeiro; alte und neue Geſchichte. 2) Schilderung der Stadt; öffentliche Gebäude. Spitäler. Kirchen. Wirthshäuſer. 3) Die Umgebungen von Rio; Ausflüge. — Die Burgen der Tempelherren in Siebenbürgen. — Die Eiſenbahnwuth in Frankreich. — Nordamerikaniſche Skizzen: Wandernde Krämer. Sanlen in den Backwoods. — Bruchſtücke aus einer Reiſe nach Thellemarken. 3) Veſtfjorddalen; 4) Rjukan. — Die amhariſche Schrift. — Briefe aus Mittelamerika. Von G. v. G. — Die Bruxas in Portugal. — Neucaledonien. — Engliſche Kolonien: Neuſeeland. — Die Guaranao-Indianer. — Der Portwein. — Madagaskar. — Anſicht von Sal und Boavista, Inſeln des grünen Vorgebirgs. — Der Kreis Meſen und ſeine Bewohner. — Die Eiſenbahnwuth in England. — Die Paläontologie des ſüdweſtlichen Frankreichs. — Der ſiebente italieniſche Gelehrtenkongreß und ſeine wiſſenſchaftliche Bedeutung. — Bemerkungen auf einer Reiſe durch mehrere weſtruſſiſche Gouvernements: Grodno. — Das engliſche Athenäum über E. Sue's ewigen Juden. — Die katholiſche Miſſion auf Mangareva in Oſtoceanien. — Cleveland am Erie-See. — Ueber den Urſprung der walachiſchen Sprache. — Krankheiten und Heilmethoden bei den Birmanen. — Ueber die Manufakturbetriebſamkeit Rußlands in Bezug auf die allgemeine Produktivität und auf das häusliche Leben der niedern Volksklaſſen. — Ueberſchwemmung und Auswanderung in China. — Völkerverkehr an der Oſtküſte von Afrika.

**Chronik der Reiſen.**

Arnauds Reiſe nach Mareb im ſüdlichen Arabien. Erſter Abſchnitt. Zweiter Abſchnitt. — Livingſtons Reiſe im ſüdlichen Afrika. — Rochet de Héricourts Reiſe nach Schoa: das Land Adel. — Lt. Ruxtons Wanderung im ſüdweſtlichen Afrika.

**Kleinere Mittheilungen.**

Goldgewinnung im ſüdlichen Theil des Gouvernements Jeniſeisk. — Die Chriſten in der Provinz Fokien. — Eiſenbahndiebſtahl. — Geſchäftseinſtellung unter den Schreibern in London. — Ein rotatoriſcher Sturm in der Nordſee. — Arbeitsanſtalt für Frauen in Paris. — Maronitenauswanderung nach Algier. — Eine eigene Art von Seelenwanderung. — Katholiſche Kathedrale in Liverpol. — Der Reiſende Richardſon. — Ein merkwürdiges Nordlicht. — Eine Zawiah bei den Arabern in Nordafrika. — Heuſchrecken zur See. — Außerordentliches Ausſehen des Planeten Mars. — Ausbruch des Hekla. — Mangel an Vögeln im nördlichen Frankreich. — Durchſchiffung des ſüdamerikaniſchen Continents. — Vermehrung der Dampfboote im indiſchen Archipel. — Herſtellung der alten Ciſternen in Ceylon. — Oeffentliche Arbeiten in Egypten. — Temperatur zu Niſhne Taglisk. — Eine hermaphroditiſche Biene. — Uebertritte zur katholiſchen Kirche in England. — Das Kloſter der Verklärung auf dem Berge Sinai. — Hagelſturm im November. Eiſenbahnbibliothek in England. — Koalition der Minenbeſitzer im Loiregebiet. — Der Niagara-Wirbel. — Nordiſche Volksmuſik. — Handelsbewegung in Algerien. — Muſikliebe der Tahitier. — Ein Rieſenpferd. — Die Kropfgegend in Algier. — Ungeheure Vermehrung der Korreſpondenz in England. — Nachricht von dem Reiſenden Leichardt. — Ende des Mormonenkriegs.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche reſp. Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf dieſe Zeitſchrift an. Erſtere liefern ſie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunſche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

# Das Turnen.

## Ein deutſch nationales Entwicklungsmoment.

Von

**Dr. W. F. Klumpp,**

Prof. am K. Obergymnaſium in Stuttgart.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Geſchichtliche Entwicklung. — Helleniſche Gymnaſtik. — Leibes-Uebungen bei den Deutſchen: a) Aeltere Zeit. b) Die Gymnaſtik der Philanthropine. c) Das Turnen durch Jahn. — Deutſch-nationaler Charakter des Turnens. — Eigene Erfahrungen des Verfaſſers. — Statiſtik des Turnens. — Preußen, Sachſen, Anhalt, Kurheſſen, Schwarzburg-Sondershauſen, Bayern, Baden, Darmſtadt, Schweiz, Dänemark, Würtemberg. — Begriffliche Entwicklung. — Der phyſiſche Geſichtspunkt, der ethiſche, der nationale. — Die fernere Geſtaltung der Sache. — Das Turnen, als Sache der Schule, mit allgemeiner Verpflichtung. — Als nationales Inſtitut. — Als Vorſchule der allgemeinen Wehrhaftigkeit. — Turnfeſte. — Turnplätze, Zeit, Lehrer, Koſten. — Turnübungen für das weibliche Geſchlecht. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

№ 305.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Montag, den 22. December 1845.

— Subsuta talos tegat instita veste.
Horat:

— Non te pigeat laudare capillos,
Et teretes digitos, exiguumque pedem.
Delectant etiam castas praeconia formae.
Ovid:

## Die menſchliche Kleidung.

Striche zu Sittengemälden.

(ſ. Nr. 205—208.)

### II.

### Der Schuh.

Daß im Naturzuſtande der menſchliche Fuß auf das Nacktgehen berechnet iſt, ſcheint die ſich allmählig anſetzende und einen naturwüchſigen Schuh bildende Schwielenhaut zu beweiſen; auch iſt für uns das Diskrepanteſte der antiken Bekleidung jederzeit der Schuh, aus der einfachen Urſache, daß keine Strümpfe vorhanden waren. In Beinkleidern, in Strümpfen, und nackt ohne Schuhe zu gehen, kann man in der Ordnung finden: Schuhe zu tragen ohne Beinkleider, ohne Strümpfe, ſcheint etwas Widerſprechendes zu enthalten. Am ſeltſamſten müßte uns die griechiſche und römiſche Damenwelt erſcheinen, wenn wir daran denken, daß dieſe junoniſchen, minerviſchen und aphroditiſchen Geſtalten Schuhe, ganz wie unſere Damen, aber keine Strümpfe getragen haben; denn dieſes Kleidungsſtück kommt ein für allemal im geſammten Alterthum ſelbſt nicht in irgend einem Surrogate vor.

Um aber jede lächerliche Vorſtellung von dieſer Beſonderheit der antiken Damentracht fern zu halten, muß man ſich darauf beſinnen, daß es für geſittete Frauenzimmer, d. h. wenigſtens jederzeit für Freigeborene, durchaus Herkommen des Anſtandes war, das eigentliche Kleid bis auf die Füße dermaßen niedergehen zu laſſen, daß immer, ſo im Gehen wie im Stehen und Sitzen, lediglich die Spitze des Fußes zum Vorſchein kam. Wenn Horaz in ſeinen Satiren auf ſchöne oder unſchöne Beine und auf zu große Füße an einer Dame anſpielt, und Ovid in ſeiner Kunſt zu lieben den Rath gibt, ungeſtalte Füße mit dem Schuh zu verhüllen, ſo muß man bei beiden Dichtern daran denken, daß ſie nicht von ſogenannten Matronen, d. h. ehrbaren verheiratheten Frauen, ſondern von leichtfertigen Perſonen reden, die ein Intereſſe hatten, ihre Reize zu zeigen. Horaz kennt freilich auch eine vornehme römiſche Dame, die ihr Kleid im Gehen auf der Straße dermaßen aufhebt, daß die Kenner weiblicher Schönheiten mehr zu ſehen bekommen mußten, als allenfalls die Fußſpitzen; gerade aber, daß eine ſolche Zurſchauſtellung von einem bei ſchönen Frauengeſtalten ſonſt lebhaft erglühenden Dichtergeiſte an den ſatiriſchen Pranger geſtellt wird, beweist, mit welchem Opfer des guten Rufs dergleichen gegen die Sitte verſtoßende Freiheit gebüßt wurde.

Den antiken Damen entging freilich mit dieſer das

Digitized by Google

Kleid ſo tief herabſenkenden Sitte der Vortheil, für einen der edelſten und zierlichſten Theile weiblicher Schönheit, welcher überdieß das Angenehme gewährt, daß er auch dem Alter nicht geraubt werden kann, Bewunderung zu ernten und die Augen der Kenner auf ſich zu ziehen. Allein das Republikanerthum brachte an und für ſich einen ſolchen Ernſt in das geſammte öffentlich erſcheinende Daſeyn, daß die Männer weder Zeit noch Stimmung haben konnten, auf Liebeleien zu ſinnen, die aufwartenden Ritter der Damenwelt zu ſpielen und, wie es unſere Jugend zu halten pflegt, über die Grazien ihrer Aera und ihrer kleinen und großen Vaterſtädte Buch zu führen. Anderntheils waren die Gelegenheiten für anſtändige Damen, ſich öffentlich ſehen zu laſſen, zu ſelten und dann zu feierlich, als daß es ihnen gerade da hätte einfallen können, mit der Ausſtattung ihrer ſinnlichen Erſcheinung Koketterie zu treiben. Sie fühlten ſich in ſolchen Augenblicken gewiß zu einem viel edlern Stolze bewegt, zu dem Stolze, die Mütter, die Gattinnen, die Schweſtern, die Töchter von Helden, oder wenigſtens von tugendhaften, ihr Vaterland über Alles liebenden Bürgern zu ſeyn. Das war der Geiſt der Frauenwürde in den ſchönen Tagen jener einzigen Welt, in Griechenland bis zu Alexanders Herrſchaft, ja man darf wohl annehmen, bis auf die freilich ſiegloſen Kämpfe mit Rom; denn das Griechenthum war eine Volksart von ſeltener Kerngeſundheit und zäher Naturdauerhaftigkeit. Noch in den Tagen politiſcher Ausartung und Zerfallenheit hielt ſich vieles Altherkömmliche im Privatleben und in den Familien, was beſſerer öffentlicher Schickſale würdig geweſen wäre.

In dieſer Unzerſtörbarkeit ſittlicher Privatgewöhnungen und altem Brauche treu bleibender Familientugend ſuchen wir wenigſtens unſererſeits zum Theil die Auflöſung des Räthſels, wie ſich das urſprüngliche und altgriechiſche Weſen an Ort und Stelle nun in das vierte Jahrtauſend hinein ſo hat bewahren können, daß wir doch auch jezt noch von einem griechiſchen Volke alles Ernſtes zu reden haben. Denn wollen wir auch das Eindringen fremdartiger, namentlich ſcythiſcher und ſlaviſcher Elemente bis zu einem gewiſſen Grade zugeben, ſo werden doch alle Zweifel laut übertönt durch manchen tiefen Zug uralter Lebenseinzelheiten und unverkennbarer ſpezieller Lokalgewöhnungen, welche einem fremden Einfluſſe in ſolch einer Ausdehnung, wie dieſelbe ein gänzliches Ausſterben des ächten Volkskernes und eine Aufpfropfung abſolut entgegengeſezter Nationalitäten vorausſetzen müßte, nothwendig längſt und ſpurlos gewichen wären. Dieſe Uebereinſtimmung lokaler Urſitte mit modernen Fortübungen dieſer nämlichen Sitte ſpricht ſo nachdrücklich für das unverwelkt bewahrte urgriechiſche Element, daß wir uns vollkommen beruhigt darüber halten dürfen, ob wir mit unſern Sympathien für das in verjüngter Geſtalt erſtandene claſſiſche Griechenthum nicht allenfalls einen Faſtnachtstraum träumen möchten, wie den, als wir uns für Mackphersons berüchtigten Oſſian berauſcht hatten, aus welchem nunfaſt hundertjährigen Rauſche uns die ſpitzige Feder einer gelehrten Dame ſo unſanft geweckt hat.

Bei den Römern, als einem Volke, das durch den Uebermuth eines unwiderſtehlichen Eroberungstrotzes zu egoiſtiſchem Genuſſe ſeiner glänzenden Siegesprämien alsbald hingeriſſen wurde, ſeit es keine Gefahr mehr hatte, daß es im eigenen Hauſe durch irgend einen äußern Feind hätte heimgeſucht werden können, hat ſich jene einfache Hoheit der Sitten allerdings minder dauernd behauptet; aber deſto herrlicher ſtrahlt ſie in der wahrhaft großen Zeit zwiſchen der Vertreibung der Könige und dem zweiten puniſchen Kriege. Unter abgehärteten Landleuten, die vom Pfluge auf das Forum, aus der Volksverſammlung in die Schlacht eilten, konnten die Tändeleien weiblicher Koketterie wenig am Platze ſeyn. Die älteſten Römerinnen waren noch mehr als die älteſten Griechinnen in den Zwang eines finſtern, das Recht des Hausvaters bis zur unbedingteſten Gewalt über Leben und Tod ſteigernden Herkommens, ja ſelbſt entſchiedener, bis in das Detail des harmloſeſten Putzes eingehender Geſetze eingeengt. Ein altrömiſcher Hausvater hätte ſchwerlich einen Spiegel in den Händen ſeiner Frau geduldet. Wollen wir aber damit die unvergängliche Natur des Weiblichen in dieſer vorzeitlichen Frauenwelt nicht in Abrede ſtellen, hat ſicherlich ſo gut jede ſchöne Griechin und Römerin, wie jede Schöne des ärmſten deutſchen oder franzöſiſchen Dörfchens, wenn ihr auch nur der klare Spiegel eines Baches das Bild ihrer ſterblichen Hülle zeigte, ſich eine leiſe Zufriedenheit mit dieſem Bilde zugeflüſtert, ſo iſt doch das zarte weibliche Bewußtſeyn, daß uns Gott mit erfreulichen Gaben des Liebreizes ausgeſtattet habe, noch unendlich entfernt von dem Entſchuſſe und der Abſicht, dieſen Liebreiz eigennützig geltend zu machen, um damit Männeraugen zu feſſeln.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſetzung.)

Michel überbot ſich ſelbſt in der Schlagfertigkeit eines ironiſchen Humors und ſatiriſcher Schalkheit. Dieſes Talent war in ihm aus vieljährigem Schlummer durch die prägnanteſte Gelegenheit geweckt worden. Wie eine Blume, durch Sonnenlicht gereizt, plötzlich aufbricht und

Düfte verbreitet, wie ein Granatapfel durch innere Reife gedrungen bei der geringſten Berührung plazt und ſeine Samen in reicher Fülle umherſtreut, ſo erfüllte der Dorfmichel den Maskenball mit der Gabe unerſchöpflicher Laune. Wir können uns nicht verſagen, ihn um ſolcher Gabe willen mit Minerva zu vergleichen, die gewappnet aus dem Gehirn Jupiters ſprang.

Michel wurde im Saale Mode; man ſtritt ſich um ihn, man drängte ſich zu ihm; ſeine Späße und Drolligkeiten fanden, obgleich kein Setzer ihm nachſezte, ein größeres Publikum, als die nationellen Dichtungen manches ſogenannten beliebten Autors, deſſen jüngſte Kinder ſeiner poetiſchen Laune kaum ſo viel einbringen, daß er die ſeiner ehelichen davon nähren kann, eben weil er nicht das Glück hat, Mode zu werden.

Die jungen Adeligen führten ihn an die lange Seite des Saales, wo ſich das Wachsfigurenkabinet auf allgemeines Verlangen noch einmal produzirte. Es war, wie wenn unſerm Michel zu lieb alles Einzelne zum zweitenmal vorgezeigt würde. Er ſpielte den erſtaunten Neuling, den unkundigen Bauer. Aber durch ſeine drolligen Fragen, ſeine burlesken Bemerkungen blickten wie verſtohlen Kenntniſſe der Mythologie und Geſchichte hervor, die ungemein ergötzlich wirkten. — So viel Freude die naiven Aeußerungen eines wirklichen Bauern von offenem Kopfe in gleichem Falle gemacht haben würden, ſo gewährte doch die künſtleriſch zu nennende Darſtellung, wie jede dramatiſche Illuſion, einen noch höhern, einen wirklichen Kunſtgenuß.

Wie nun aber dafür geſorgt iſt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, ſo wußte das Verhängniß auch jezt Etwas zu ſchicken, was die zur Wonne ſich ſteigernde Freude unſeres Pſeudomichels, ſich im Flug als Meiſter ſeiner Rolle, ja als Centralſonne des Ballfeſtes, als Löwe des Abends zu empfinden, nicht nur niederdrückte, ſondern ſogar in verzweiflungsvolle Angſt umſezte. — Wir müſſen zum rechten Verſtändniß des Caſus eines tragikomiſchen Vorfalls aus dem Jagdleben der Junker Erwähnung thun, das ihnen ſeiner Zeit viel Spaß gemacht und zu fortgeſezten Sticheleien Veranlaſſung gegeben hatte.

Einer unter ihnen, den wir Graf Günther nennen wollen, that ſich ungemein viel auf ſein waidmänniſches Geſchick und Glück zu gut. Hieran ließ er um ſo weniger markten, als ſeine ſonſtige Bildung eben nicht in die Tiefe ging. Wald und Wild war ſein Favoritthema und ſein Großthun ging vor ſolchen, die es nicht beſſer wußten, bis zur Gasconade. Wenn er eines ſeiner Forceſtücke dreimal erzählt hatte, ſo glaubte er es ſelbſt. Seine Aufſchneidereien wurden vielfach nacherzählt, nicht wenige von gleichem Schlage dazu erfunden und das ganze Genre hieß ſprüchwörtlich à la Günther.

Nun geſchah es, daß einſtmals in dem Waldrevier ſeines Stammſchloſſes die Fährte eines Wolfs gefunden wurde. Um dieſelbe Zeit fehlte dem Schäfer in ſeinem Pferch ein Lamm. Das hatte Niemand anders als der Wolf verſchleppt. Unſer Nimrod fühlte ein größeres Entzücken über dieſen Raub, als je ein Seelenhirt über die Errettung eines verirrten Schafs aus dem Rachen des Böſen empfinden mag. Ein großes Treibjagen wurde angeſagt, ſeine Bekannten und ſonſtigen Jagdfreunde dazu geladen. Es ging hoch her im alterthümlichen Stammſchloſſe. Eine große Schaar von Waidmännern zog aus, eine noch größere von Treibern war vor der Burg gelagert und ſchloß ſich an. Die ganze Maſſe vertheilte ſich nach Vorſchrift durch den Forſt. Die Jagd war bald im Gange. Man erlegte nebenbei, was vor den Schuß kam. Nicht lange aber, ſo zielte der Jagdherr, Günther, der glücklichſte aller Schützen, drückte los, und das Ungethüm ſtürzte zuſammen. Ein Halloh ertönte und verbreitete ſich durch den nachhallenden Forſt.

Graf Günther hatte den Wolf erlegt. Man lief herzu, man umſtand den gefallenen Feind. Aber einer der geladenen Jagdfreunde, auch herzugetreten und auf das lang hingeſtreckte Raubthier hinſtarrend, ſtieß einen jämmerlichen Fluch aus. — Es war der Wolf, ja, ja, ſein Wolf, ſein beſter Rüde, ſein unſchätzbarer Liebling, der, vom Grafen Günther erlegt, todt dalag.

Man male ſich die Scene ſelbſt aus. Die entſetzlichen Verwünſchungen des Genoſſen ſekundirte Günther mit noch greulicheren Flüchen über ſeinen Unſchick. Dann ſuchte er Einiges zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen, vornehmlich die ungemeine Aehnlichkeit des Wolfshundes mit einem wirklichen Wolf, die er bei der Menge der zur Jagd gebrachten Kuppeln nicht bemerkt hatte. Aber Entſchuldigungen ſind im Leben überhaupt eine mißliche Sache. Der Beſchädigte richtet nach dem Erfolg, nicht nach der Rechtfertigung; das Ungeſchick gilt für Ungeſchicklichkeit. Günther ſuchte den Skandal daheim auf dem Schloſſe durch eine grenzenloſe Opulenz in Wein zu erſäufen; aber von nun an hatte er den Nachnamen „Wolfenſchießen“ zu tragen.

Wir verließen ihn auf dem Maskenballe. Hier hatte er an der Micheliade nach ſeiner etwas maſſiven Weiſe Theil genommen. Nun mußte ihm aber Etwas begegnen. Seine Flamme, eine reizende Baroneſſe, hatte ihm einen Korb gegeben und den Cotillon mit dem beſten Tänzer des Saales getanzt. Das wurmte ihm im Kopfe; er goß Champagner hinein; das war Oel in's Feuer. Er trank im Zorn einen Zopf und, wie es geht, im Zopf einen Rauſch. Er hatte aber, wie man ſagt, böſe Räuſche; er konnte unleidlich werden.

(Fortſetzung folgt.)

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Berlin, December.**

(Fortſetzung.)

Theaternoth. — Oeffentliche Noth. — Bewäſſerung.

Die Lind iſt wieder hier, und ihre Zauberkraft hat ſich nicht vermindert. Beim Theaterbilletverkauf ſoll es nicht fern ſeyn von Mord und Todtſchlag. Die Intendantur weiß ſich kaum mehr zu helfen. Die Abonnements haben auf das dringende Begehren des Publikums aufhören müſſen, alſo gilt das altdeutſche Recht: wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt. Aber das iſt nun Vielen auch wieder nicht recht. Das Recht des Stärkern, das Fauſtrecht ſey dadurch ſanktionirt. Die Thüren ſind umſtürmt, der Schwächere wird zurückgeſtoßen, der Aermere ſteht vor dem Reichern zurück, welcher ſtarke Diener hinſenden kann; endlich ſey dem Wucher das Geſchäft in die Hand gegeben, da Viele ganz einträglich davon lebten, ſich ſtundenlang vor der Oeffnung an die Thür zu ſtellen und für den Verluſt ihrer Zeit durch den Wiederverkauf mit mehreren hundert Prozenten ſich bezahlt zu machen. Eine Nebenthüre, die einmal begünſtigten Bewerbern geöffnet wurde, macht vollends viel dem Publikum zu ſchaffen. Als die legitime Thür für die ſtundenlang geduldig Wartenden aufging, fanden ſie das Bureau beſezt, die Billets faſt ſämmtlich verkauft. Wer hat Troja verrathen? Das Publikum wüthet in den Zeitungen. Die Intendantur läßt einen Stoßſeufzer zur Antwort einrücken, ſie wenigſtens ſey es nicht geweſen, die den Schlüſſel zur Nebenthür hergegeben. Von einer Unterſuchung iſt aber nicht die Rede. Warum nicht? ruft das Publikum. Die Antwort bleibt aus. — Die Sache wird elegiſch. Viele geben die Hoffnung auf, die Lind jemals zu hören; Einige mit Stolz: ſie wollen ihr natürliches Recht nicht durch Bezahlung der Wucherer erkaufen. Die Sache bekommt einen reaktionär politiſchen Charakter: warum die Noth, rufen Einige, als weil man der falſchen Stimme des Publikums Folge leiſtete? Ehemals wurden allerdings Einige begünſtigt, die alten ehrenwerthen Abonnenten des Theaters, welche durch langjährige Theilnahme ſich ein gewiſſes Recht erworben hatten. Nun hat man: gleiches Recht für Alle! geſchrien, und Niemand hat etwas davon. Es iſt Anarchie eingetreten, wo der Frechſte und Reichſte die Allgemeinheit beherrſcht. — Ich bin ein Anhänger der Handelsfreiheit, alſo ein Feind der Monopole. Meine Anſicht mag wieder veraltet ſeyn, aber ich bin zu alt, ſie zu ändern. Den Nothſtand räume ich ein, aber ich weiß nicht, wie ihm zu helfen iſt, vielleicht durch ein neues Theater; dann findet ſich auch eine neue Lind, oder doch gewiß etwas anderes.

Würde es doch mit den Aktien wie mit den Theaterbillets! aber es iſt der umgekehrte Fall. Sie ſteigen nur, um wieder zu ſinken. Die Calamität iſt groß und ernſt. Es fehlt nicht das Vertrauen, es fehlt nur das Geld. Man will abſolut Geld machen, aber Hypothekenbanken, Privatbanken, alle Vorſchläge deßhalb ſind bis jezt an einem unerſchütterlichen Willen geſcheitert. Viele Verſtändige theilen ihn. Daß dieſer Wille aus einer ernſten, aufrichtigen Erwägung der Umſtände hervorgegangen iſt, daß er ſich ſtüzt auf bittere Erfahrungen aus Orten, wo das Bankenweſen zum Unheil von Millionen gewirthſchaftet hat, iſt außer Zweifel, aber die Noth, das Bedürfniß bricht auch durch eiſerne Thore und wirft auch die hohen Mauern des himmliſchen Reiches um. Wenn nicht bald eine Kriſis zum Beſſern eintritt, kann man einer Conceſſion gegen jenes Verlangen mit Wahrſcheinlichkeit entgegenſehen. — Ein milder Winter ſchüzt einſtweilen gegen die Wirkungen einer andern Noth. Alle Lebensbedürfniſſe ſind im Preiſe bedeutend geſtiegen, und die Nachrichten von Einbrüchen und gefährlichen Betrügereien fangen wieder an unſere Einwohner zu erſchrecken. Es kommt hinzu, daß mit den Verbrechen auch die Schlauheit der Verbrecher, ſich vor den Nachſtellungen der Polizei zu verbergen, im Wachſen ſcheint. Die Eiſenbahnen ſind ein Mittel, um Raub und Räuber ſchnell aus dem Bereich der Nachforſchung zu bringen, und zur Zeit iſt noch kein Gegenmittel entdeckt. In dieſem Augenblicke hofft man endlich den wahrſcheinlichen Mörder des Rentier Reith ergriffen zu haben, einen losgebrochenen Sträfling, der mit den verwegenſten Dingen umging und, hier ein noch nicht erhörter Fall, bewaffnet mit zwei Piſtolen und einem zweiſchneidigen Meſſer gefangen ward. Selbſt beim Transport nach der Stadtvogtei gelang es ihm im Fuhrwerk, im Beiſeyn zweier Gensdarmen, ohne daß dieſe es bemerkten, die Stricke, mit denen ſeine Hände gebunden waren, zu zerſchneiden.

Noch immer iſt das **ob** in der Bewäſſerungsangelegenheit unſerer Stadt nicht entſchieden, und doch wird über das **wie** mit einer Heftigkeit geſtritten, als ſollte morgen damit angefangen werden. Der Obriſtlieutenant Bayer will bekanntlich durch Dampfmaſchinen das Spreewaſſer in zwei große Thurmreſervoirs dieſſeits und jenſeits des Fluſſes pumpen, und von dieſer Höhe aus die Straßen begießen und Waſſer bis in die dritten Stockwerke treiben. Der Architekt Schremke aber will aus den Seen, welche nördlich von Berlin, höher als dieſes, liegen, durch einen Aquädukt das Waſſer bis nach den Höhen über Berlin leiten, und dann damit dieſelbe Operation beginnen. Hiegegen wird die größere Koſtſpieligkeit dieſes Unternehmens, daß das Waſſer der Seen nicht vorzüglich, und daß die Höhe des Waſſerſpiegels der Seen nicht beträchtlich genug wäre, um den hydrauliſchen Druck zu bewirken, eingewendet. Schremke und ſeine Anhänger beſtreiten alle dieſe Angaben. In den Zeitungen wird die Fehde lebhaft geführt, ſogar ſchon mit Heftigkeit. Das Publikum hat ſich aber noch nicht in Parteien getheilt; ja es wird behauptet, daß ein großer Theil deſſelben die Sache mit Gleichgültigkeit betrachte, da es die dringende Nothwendigkeit der Waſſerſpeiſung noch nicht völlig erkenne, ja daß viele der minder bemittelten Hausbeſitzer mit Schrecken der jährlichen Ausgabe entgegen ſehen, welche für ſie dadurch erwachſe, und die als Zwangsabgabe allerdings Manche in der erſten Zeit drücken würde. Gut Ding will Weile, aber es iſt nicht zu zweifeln, daß die Sache, wenn auch erſt ſpät, zur Ausführung kommt. Weit entſchiedener nimmt unſer Publikum in einer andern ſtädtiſchen Angelegenheit Partei, und mit vollem Rechte. Man will durchaus die zu Anfang dieſes Jahrhunderts abgebrannte Petrikirche wieder auf ihrem alten Platze aufbauen, welcher inzwiſchen, mit Bäumen bewachſen, ein Marktplatz und ein Erholungsplatz für die dort eng zuſammengedrängte ſtädtiſche Bevölkerung geworden iſt. Es iſt ſo viel in lezter Zeit bei der Vergrößerung Berlins vor ſeine Thore hinaus verſehen worden, indem man daſelbſt nirgends für freie Plätze und Erhaltung des Baum- und Wieſengrüns geſorgt hat, wo man es, ohne irgend ein Recht zu verletzen, hätte thun können, daß jezt aller Grund zum Fürchten iſt, es könne auch hier geſchehen, wo die Vertreter der Petrigemeinde auf alte Rechte pochen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 306.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 23. December 1845.

— As I am a christian faithful man,
I would not spend another such a night!
Shakespeare.

## Die Schickſalsmaske.

(Fortſetzung.)

Den Herrn fing es an zu ärgern, daß man ſich ſo viel mit dem Bauernmichel abgab, daß der ganze Saal angelegentlich fragte, wer denn wohl dieſer Schalk ſeyn möge, daß Jedermann auf ſeine Demaskirung begierig war, daß man ſich in Vermuthungen überbot, wovon aber zu Michels Glück keine das Wahre traf. — Günther begann ihn auf eine ſehr unzarte Weiſe zu necken. Das verdroß unſern Michel endlich doch und ihm entfuhr in ſeinen Repliken der Nachname: „Wolfenſchießen.“

Das machte Günthern tollköpfig. Seine Standesgenoſſen wagten ihn nie ſo zu nennen, wenn er angetrunken war. Er griff Micheln thätlich an, um ihn zu ſchütteln. Als ihm ſeine Freunde Einhalt thaten, verlangte er von Micheln Genugthuung; zunächſt beſtand er auf deſſen Demaskirung. Dieſe wollte er mit Gewalt erzwingen.

Man denke ſich Servatius-Michels Lage. Ein Zucken des Erbosten nach ſeinem Viſir, ein Riß an der Schleife hätte ihn zum unglücklichſten Mann gemacht. Die Genoſſen wehrten zwar das Unziemliche noch ab; aber ihre eigene Neugierde hätte es doch vielleicht am Ende geſchehen laſſen. — Servatius ſchwebte in Seelenangſt. Er bat den Ergrimmten, das ihm erfahrene, nicht bös gemeinte Wort zu verzeihen, um ſo mehr, als er ihn ja auch nicht geſchont. Das beſchwichtigte jedoch Günthern nicht. Der Jähzorn wühlte ſein Inneres immer wieder auf. Er fuhr krampfhaft nach des Verhüllten Viſir, um es ihm abzureißen.

Da trat im entſcheidenden Augenblick eine Maske dem Kreiſe näher, die ſchon einige Zeit unfern deſſelben geſtanden hatte. Es war ein Diogenes mit der Laterne. Er machte ſich Raum, faßte Micheln bei der Hand und zeichnete ihm mit dem Finger die Schlangenfigur des S hinein. Michel faſt bewußt- und willenlos ſtierte ihm durch's Viſir in die Augen. Er wußte nicht, wie er die Geſtalt nehmen ſollte, meinte ſie es wohl oder übel mit ihm. — Sie winkte ihm, ihr zu folgen. Er erhob ſich vom Stuhle; Günther hielt ihn mit ſtarker Hand zurück. „Im Namen der Maskenfreiheit!“ rief ihm Diogenes zu. — „Die Maske hat mich beleidigt!“ verſezte barſch der Junker. „Sie ſoll ſich demaskiren! Ich kann es fordern!“

Diogenes ſah ſich um. Ein Polizeibeamter — ſie hat bekanntlich überall ihr Auge — war ſchon herangetreten. Der Caſus wurde kurz erörtert. — „Ich finde,“ äußerte der Commiſſär gegen den ſich für beleidigt Haltenden, „in dem Ausdruck, den ſich dieſe Maske gegen Sie erlaubte, nichts Ehrenrühriges. Enthält er einen Spott, ſo iſt dieſer wahrſcheinlich durch Scherzreden von

Ihrer Seite provocirt, jedenfalls von der Maske Ihnen abgebeten worden. Ich beſtehe alſo nach der Ballordnung, die ich aus Auftrag der Behörde zu überwachen habe, darauf, daß Sie die Maske unangefochten laſſen."

Unſerem Servatius kehrten die Lebensgeiſter wieder; er ſchickte einen Stoßſeufzer des Dankes zum Himmel, der noch eben ſein Wageſtück fürchterlich ahnen zu wollen ſchien. — Er folgte der leitenden Hand des Diogenes aus dem Saal, dem Schauplatz ſeiner höchſten Luſt und tiefſten Seelenangſt. — „Ich bin gerettet!" rief er unter einem tiefgeholten Athemzuge, als er ſich mit ſeinem Begleiter unter freiem Himmel ſah. „Dank nächſt dem Himmel Ihnen, würdiger Unbekannter! Sollte es möglich ſeyn, daß Sie mich erkannten?"

„Ich werde mich nicht irren," erwiderte der Andere. „Ihr Name beginnt und endet mit demſelben Buchſtaben, den ich Ihnen bezeichnete. Iſt dem nicht alſo?" — „Nun ſagen Sie mir," forſchte der betroffene Servatius weiter, „an was wollen Sie mich erkannt haben?" — „Am Schnitt Ihrer Haare," war die Antwort. „Ihr Erſcheinen, die meiſterliche Art, mit welcher Sie Ihre Rolle duechführten, zog mich lebendig an. Ich war immer in Ihrer Nähe. Ihre Stimme beſtätigte mir meine Vermuthung; freilich war ich auf's Höchſte erſtaunt über Ihre Anweſenheit auf einem Maskenball, und gar mit dieſer aktioen, wahehaft dramatiſchen Theilnahme, die die ganze, in Carnevalsluſt gahrende und ſchaumende Verſammlung zu Ihrem, zu dem Publikum eines ſchlichten Bauern machte. Und — dennoch fand ich in mir ſelbſt einen Erklarungsgrund Ihres Hierſeyns." — „Wie ſo das?" fragte neugierig Seroatius. — „Das kann ich Ihnen nicht ſagen," verſezte Diogenes. — „Sie nehmen alſo Ihr Viſir auch jezt nicht ab? auch nicht, wenn ich es thue?" fragte Servatius. — „Nein, auch dann nicht," erwiderte der Unbekannte.

Obwohl die Stimme deſſelben gefliſſentlich tiefer gehalten ſchien, als ihre natürliche Lage, dabei durch die Maske hindurch dumpfer klang, ſo erinnerte ſie unſern Servatius doch an eine ſchon vernommene, an welche, darauf kam er nicht.

„Wenn Sie mich," äußerte er, „erkannten, ſo kann ich mir Ihre Ueberraſchung denken, eben wie ich mir dann Ihre Aufmerkſamkeit auf mich und Ihre dankenswerthe Theilnahme an meiner ſchrecklichen Verlegenheit erklaren kann. Weniger werden Sie ſich mein Benehmen, den Ballbeſuch, die Rolle, die ich geſpielt, erklären können. Mein Entſchluß muß Ihnen freoelhaft kühn, ja ſündhaft erſcheinen. Wenn ich Ihnen aber betheure, daß ich nicht im Allergeringſten an etwas mehr als an Zuſchauen gedacht —" — „Ich war," unterbrach ihn der Gefährte „zufällig Zeuge der Nöthigung von Seiten der junge Manner. Doch die Durchführung Ihrer Rollen, erklärt rückwärts Ihre Verſuchung zum Ballbeſuch, wie Ihr endliches Nachgeben mit ſeinen Erfolgen. Jedes Talent ſtrebt zur Darſtellung. Sie thaten, was Sie, einmal in das Element eingetreten, nicht mehr laſſen konnten. Ich werfe keinen Stein auf Sie."

„Da Sie ſich meiner ſo theilnehmend angenommen," ſagte Servatius, „ſo darf ich wohl nun auch Ihrer Verſchwiegenheit verſichert ſeyn." — „Rechnen Sie auf meine ganze Diskretion," erwiderte der Andere. — Auf die weitere Frage, ob ſich der Schutzgeiſt dem Schützlinge nicht zu erkennen geben wolle, entgegnete er: „Es iſt beſſer für Sie und mich, wenn ich mein Inkognito beibehalte." — Hiemit wünſchte er ihm eine glückliche Heimkehr, reichte ihm die Hand und wandte ſich in ein enges, dunkles Seitengäßchen.

Mitternacht war vorüber. Servatius rief mit leiſem Pochen am Laden des Gaſtzimmers den Hausknecht wach, belebte ſeinen Eifer durch ein reichliches Trinkgeld und floh wie gejagt mit ſeinem Einſpänner durch die Straßen und aus dem Thor. — Hehres Schweigen umfing ihn unter dem dunkeln Himmelsgewölbe mit ſeinen flimmernden Sternen. Nur der unter ſeinem Schlitten knarrende Schnee zog einen durchgehenden Ton durch die nächtliche Stille. Aber das toſende Gewühl dieſer lezten Stunden tönte in ihm nach; die Luſt- und Schreckensſcenen rückten ihm der Reihe nach mit den Farben lebendiger Gegenwart vor die Seele.

(Schluß folgt.)

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

Das Spiel der Schönheit mit ſich ſelbſt, dieſe Beſpiegelung der jungfräulichen Liebesgöttin in der klaren Tiefe des mütterlichen Elementes, dieſe ſtille, heilige, unſchuldige Dankbarkeit der Schönheit gegen die Götterkraft, deeen Finger ſie in's Leben gewinkt hat, den leiſen Seelenhauch und Seelenzug des Wohlgefallens an der Ebenbildſchaft mit dem Höchſten und Göttlichen — dieſes edle, keuſche, großartig zügelnde und dennoch auch mit geoßartiger Freudigkeit erfüllende Gefühl, den Talisman des jungfräulichen Stolzes, den Zauber, der im Bewußtſeyn des Weibes die Erde mit dem Himmel verbindet, wollen wir mit dem ominöſen, wenn auch an ſich ſelbſt und auf ſeinen erſten Stufen keineswegs präjudicielichen Ausdeuck Kokette rie nicht beflecken. Dieſes zarte, ſtille, lächelnde Selbſtbewußtſeyn der weiblichen Schönheit war vielmehr der Anreiz und Keim, aus dem ſich geheimnißvoll die Doppelſeitigkeit weiblicher Natur zu Eefüllung ihrer zugleich phyſiſchen und ſittlichen

Digitized by Google

Beſtimmung entfaltete. Denn wenn das Weib ſeine erhabene Beſtimmung, der ſich aus ſich ſelbſt raſtlos fortzeugenden Menſchheit Träger zu ſeyn, nicht bloß in einem mechaniſchen und animaliſchen Sinne erfüllen ſollte, ſo durfte ſeiner Seele der Trieb zu einer inſtinktmäßigen, maß- und würdevollen Geltendmachung der äußern Reize nicht gebrechen.

Wie ernſthaft und weitläufig unſere Alterthumsforſchung früher auch die geringfügigſten Gegenſtände der menſchlichen Wißbegier unterſucht hat, indem man zu dem Wichtigen wie zum Unwichtigen eine gleich pathetiſche Miene machte, iſt im Allgemeinen bekannt. Heutzutage begehren wir Ueberblicke, Geſichtspunkte, Reſultate. Wir haben gelernt raſch zu leben, und darum wollen wir über Einzelheiten nicht langſam ſtudiren. Was würden unſere Leſer von uns ſagen, wenn wir eine ſittengeſchichtliche Erörterung über die menſchliche Fußbekleidung einleiten wollten wie ein alter franzöſiſcher Philolog, Benedikt Balduin, der in ſeinen jungen Jahren ſelbſt als Schuhmacher gearbeitet zu haben und gerade deßhalb zu dem Entſchluſſe, „über den antiken Schuh" zu ſchreiben, gebracht worden zu ſeyn, eigens bekennt? „Erſtes Kapitel. Der Schuhe Urſprung; Adam der erſte Schuſter — nein, vielmehr Gott ſelber!" worauf er herausbringt, daß die Schuhe in den Röcken von Pelz, welche Gott den erſten Eltern machte, inbegriffen geweſen ſeyen und dem Adam vermuthlich gedient haben möchten, durch die Diſteln und Dornen hindurch zu kommen, die ihm der ob des Sündenfalls verfluchte Acker tragen mußte. Auch vermuthet er ſtark, der in die Thierfelle und in die Pelz- oder Lederſchuhe eingehülste Adam habe durch dieſe Haute todter Thiere ein Vorbild deſſen ſeyn ſollen, der der Welt Sünden trug: denn dieſe Pelze todter Thiere ſeyen ja deutlich die Sünden der Welt. Was hatte die Theologie eine gute Zeit, als man nicht einmal eine Abhandlung über Schuhe ſchreiben konnte, ohne durch Einmiſchung ihrer ſein Chriſtenthum zu bethätigen! Wir geben natürlich dem guten Manne mit dieſer myſtiſchen Schuhmacherei vor unſern Leſern den Abſchied, wollen uns aber eine aus dieſer Sündlichkeit des Thierleders von ihm abgeleitete Bemerkung doch noch zu Nutze machen, nämlich die, daß die antiken Völker den Umgang mit todtem Viehe für verunreinigend gehalten haben, daher namentlich Gerber und Scharfrichter außerhalb der Städte wohnen mußten, wie denn deßhalb die Stelle der Apoſtelgeſchichte, wo es heißt, Simon, der Gerber zu Joppe, habe ſein Haus am Meere gehabt, auf die Sitte zu beziehen ſey, daß dergleichen Gewerbe nicht innerhalb der Mauern geduldet worden.

Man muß indeß hiebei die Sache der Scharfrichter von der der Gerber und der Schuſter trennen. Leztere verarbeiten bekanntlich zwar das Leder von todtem Vieh, allein dieſes Vieh muß geſchlachtet ſeyn, denn das Leder gefallenen Viehes iſt unbrauchbar, oder vielmehr, aus ſolchen Viehes Häuten darf von Rechtswegen kein Leder bereitet werden, weil es nicht dauerhaft iſt, ſondern berſtet und bricht. Die Schlächterkunſt aber, ſo ein blutiges und wenig appetitliches Geſchäft ſie iſt, ſtand in hohem Anſehen, weil urſprünglich nur zum Behufe der Opfer Vieh geſchlachtet wurde; daher die Geſchicklichkeit, ein Vieh regelrichtig zu ſchlachten, abzuhäuten und deſſen Eingeweide zu prophetiſcher Opferſchau aus einander zu nehmen, ſelbſt zur prieſterlichen Weihe gehörte, ja bei Euripides ſich königliche Prinzen dieſer Kunde rühmen; ungefähr wie auch in neuern Tagen ſich ſelbſt mancher fürſtliche Jäger etwas darauf zu Gute thut, einem Hirſch den Genickfang zu geben, oder des erlegten Thiers Aufbrechen und Abſtreifen kunſtmäßig anzuordnen. Der Scharfrichter und Abdecker war ein öffentlicher Sklave; auf ſeinem Geſchäfte ruhte eine bürgerliche und geſetzliche Infamie, welche ſich bekanntlich ſogar in's chriſtliche Mittelalter, ja, wenigſtens in Bezug auf die Knechte, noch in unſere Epoche hineingezogen hat. Jene bürgerlichen Gewerke dagegen, die Fleiſcher-, Gerber- und Schuhmacherprofeſſion, waren als ſolche zwar bei Griechen und Römern der hiſtoriſchen Zeit ſo wenig angeſehen, als überhaupt alle zünftigen und handwerksmäßigen Beſchäftigungen; ſie ſchienen freigebornen Menſchen, am Staate betheiligten Bürgern unanſtändig zu ſeyn und blieben den Sklaven, Freigelaſſenen und eines Schutzrechtes genießenden Fremden überlaſſen. Allein aus der Stadt an ſich war bloß die Gerberei verwieſen, weil ihr Betrieb viel Umfang einnimmt, nahes Waſſer bedarf und auf die Atmoſphäre durch einen ſtarken und penetranten Geruch einwirkt.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, December.**

Theurung. — Gasbeleuchtung.

Die noch immer herrſchende Theurung und die Furcht vor der nächſten Zukunft ſind in Aller Munde. „Arg ſteht es heute ſchon um uns, und wie wird es morgen werden?" Dieſe Frage durchläuft bang das Publikum und ein Aengſtlicher reißt zehn andere fort. Da leſen wir ſo eben ſchwarz auf weiß mit ſtatiſtiſchen Ziffern dargethan, daß durchaus kein Getreidemangel im Lande vorhanden ſey, daß die Ernte im Durchſchnitt nicht ſo übel ausgefallen, als Gerüchte behaupten, daß ſomit an eine Hungersnoth nicht im entfernteſten zu denken ſey, ja daß ſogar von einer Nothwendigkeit, die Getreideausfuhr zu beſchränken, gar nicht die Rede ſeyn könne. Alles wohl und recht; allein was frommen die Argumente, wenn das Gewicht des Brodes täglich kleiner wird und die Preiſe der übrigen Lebensmittel im ſelben Maße ſteigen? Daß die gegenwärtige Theurung und der daraus hervorgehende Noth-

Digitized by Google

ſtand ein künſtliches Produkt wucheriſcher Spekulation und Berechnung ſey, darüber iſt man im Reinen; allein wie dem Uebel ſteuern und wie des Ungethüms Meiſter werden, das der Lernäiſchen Schlange gleicht? Wirklicher Nothſtand iſt eigentlich nur in Galizien und einigen Gegenden Ungarns vorhanden; im leztern Lande ſind es vorzüglich die Municipien, die den Kampf mit dem neunköpfigen Ungeheuer wagen; überdieß hat die Regierung die Anlegung von Getreidemagazinen angeordnet. Im Banat war die Ernte ſo ausgiebig, daß man von dorther eine erkleckliche Getreidezufuhr erwartet, auch ſollen bereits mit dortigen Getreidehändlern Verträge geſchloſſen worden ſeyn. Aus Beſſarabien dürften friſche Schlachtviehtransporte kommen, auch iſt der Fleiſchpreis der einzige, der einigermaßen zurückgegangen. Die Frage, ob es nicht gut gethan wäre, das Fleiſchmonopol aufzuheben, iſt neuerdings in Anregung gekommen; andererſeits ſpricht man von der Errichtung einer großen Fleiſchbankhalle in der Vorſtadt Roſſau, wodurch eine leichtere polizeiliche Ueberwachung als jezt bei ſo vielen zerſtreuten Schlachtſtätten möglich würde. Reformen ſind allerdings nöthig, und man verſpricht ſich auch von einem ſo umſichtigen und energiſchen Stadtoberhaupt, wie Bürgermeiſter Ritter v. Czapka, zweckmäßige Vorkehrungen, wenigſtens Abſtellung des Schlendrians, womit immer Bevortheilung des Publikums verbunden iſt. Einen Augenblick ſchmeichelte man ſich mit einer interimiſtiſchen Herabſetzung der Verzehrungsſteuer, allein dieſe Erwartung iſt nicht in Erfüllung gegangen; dagegen hat die Häuſer- und Gewerbeſteuer einen Zuſchlag erhalten, um daraus einen Hülfsfonds für vorkommende Fälle zu gründen. — Die Kartoffelfäulniß iſt auch in Oeſterreich an gar vielen Orten, namentlich in Wien ſelbſt, zum Vorſchein gekommen; indeſſen hört man zur Zeit noch nicht viel von ihren verderblichen Folgen, und das von dergleichen Erſcheinungen ſo leicht eingeſchüchterte Publikum ſcheint ſich bis auf Weiteres zufrieden zu geben. Jedenfalls haben wir aber einem etwas bänglichen Winter entgegen zu ſehen, und der Zuſtand der Dinge fängt bereits an auf die öffentliche Sicherheit zurückzuwirken. Das Gerücht weiß allerlei von Diebſtählen und Mordthaten zu erzählen. — Eines erfreulichen Fortſchrittes hat ſich in dieſem Augenblick die Gasbeleuchtung zu rühmen. Nach dem Plane verbreitet ſich dieſelbe nun allmählig auch in den Seitenſtraßen der Stadt, nachdem ſie bereits in den Hauptſtraßen die alte Oelbeleuchtung verdrängt hat. Wird ſo ſyſtematiſch und conſequent fortgefahren, ſo ſtrahlt bis zum Oktober 1846 die innere Stadt im Gaslichte, und ſo iſt es auch im Entwurfe vorgeſehen. Mit den Vorſtädten und dem Glacis iſt es aber freilich noch anders. Hoffen wir indeſſen, daß auch dort der Geiſt der neuen Zeit ſein helles Panier entfalten werde, ſollten auch noch Jahre darüber hingehen, wie es denn der Natur der Dinge nach nicht wohl anders ſeyn kann. — Bekanntlich wird aus Schwanthalers Atelier ein koſtbarer Kunſtſchmuck für das neue Baſſin auf der Freiung hervorgehen; bereits werden Anſtalten zur Aufſtellung des leztern gemacht und ſchon ſind einzelne Beſtandtheile deſſelben zur Stelle geſchafft. Ein hoher Breterbau erhebt ſich über der Stätte, die nicht nur eine Zierde des Platzes, ſondern der Stadt überhaupt zu werden beſtimmt iſt. Mit der wohl noch nicht ſo nahen Enthüllungsfeier ſteht aber der Stadt wieder ein Feſt bevor, wie ſie hier zu den ſeltenern gehören. Die Schönheit des Werkes wird hoffentlich die Vorwürfe, welche gegen die Stadtbehörde wegen der Bevorzugung eines fremden Künſtlers laut geworden, einigermaßen beſchwichtigen.

(Schluß folgt.)

## Berlin, December.

(Schluß.)

Petrikirche. — Proteſtangelegenheit. — Die literariſche Geſellſchaft.

Es iſt nicht zu verwundern, daß proteſtirende Stimmen ſich von allen Seiten gegen den Bau der Petrikirche auf dem alten Platze erheben, um den unvermeidlichen Schaden bei Zeiten abzuwenden. Luft thut gewiſſen Theilen von Berlin noch mehr Noth als Waſſer, und nicht Luft allein, auch Sicherheit vor Feuersgefahr. Zweimal iſt die Petrikirche ſeit Menſchengedenken ſchon abgebrannt, und nur mit äußerſter Anſtrengung wurden die umliegenden Stadttheile damals vor einer entſetzlichen Feuersbrunſt bewahrt. An Raum zur Kirche fehlt es durchaus nicht in den neuen Theilen Berlins. Ja es wäre kein ſo großes Unglück, wenn auch die ſchon zerſtreute Gemeinde andern Gemeinden einverleibt würde. — Das jährliche Feſtmahl zur Erinnerung an die Verleihung der Städteordnung hat in gewohnter Weiſe auch in dieſem Jahre ſtattgefunden, doch mit Beimiſchung einiger ernſten Reminiscenzen, die nach einem ſo ernſten Jahre kaum zu vermeiden waren. Berlin hat ſich in dieſer Beziehung ſeit einem Jahre merkwürdig verändert. Daß auch in die Stadtverordnetenverſammlung mehr Leben kommt, iſt nicht zu bezweifeln. Uebrigens trug das Feſt auch dieſesmal den Charakter von Anſtand und Würde, der es immer auszeichnete.

Seit die Synode der Deutſchkatholiken hier beendet iſt, ſpricht man wieder von einem Kirchenbau für die hieſige Gemeinde, wozu Beiträge, wenn auch noch nicht ſehr bedeutend, ſchon eingegangen ſind. In der Proteſtangelegenheit erwartet man die neue periodiſche Schrift, welche von den Notabilitäten der Proteſtirenden vom 15. Auguſt angekündigt iſt, in welcher dieſelben nicht ſowohl proteſtirend als ponirend auftreten wollen. Die neue Poſition aber muß nach zwei Seiten Front machen, und man behauptet, daß die Verbundenen zuerſt die Stirne gegen die Halle'ſchen Lichtfreunde kehren wollen, welche durch eine jüngſte Erklärung ihrerſeits einen Beitritt zur Erklärung der Proteſtirenden ausſprechen. Dieß ſoll einigen Zwieſpalt unter den 87 Proteſtirenden ins Leben gerufen haben, von denen Einige beſorgen, daß eine ſolche Erklärung jezt gerade als durch Menſchenfurcht hervorgerufen ausgelegt werden könne. Es iſt wenigſtens gewiß, daß alle die Mitunterzeichner, welche Staatsämter bekleiden, eine Zurechtweiſung und Verwarnung erhielten, ſich künftig jeder derartigen Erklärung in kirchlichen Angelegenheiten zu enthalten.

Die hieſige literariſche Geſellſchaft (ehemals als Mittwochsgeſellſchaft bekannt) beging neulich ganz in der Stille den Erinnerungstag ihrer Stiftung vor ein-und-zwanzig Jahren. Sie beſteht jezt nur noch als eine Verſammlung von Freunden ihres Stifters Hitzig und gibt nach außen keine Lebensäußerungen mehr, nachdem der Tod unter ihren Mitgliedern ſehr grauſam aufgeräumt hat. Erſt im lezten Jahre ward ihr das eine Haupt in Streckfuß geraubt. Die Liſte der Todten umfaßt eine Reihe von Namen, welche dem literariſchen Deutſchland, dazu einige, welche, wenn nicht der Unſterblichkeit, doch der Literargeſchichte für alle Zeiten angehören. Ein ſolcher Erinnerungstag konnte daher nur mit wehmüthigen Gefühlen begangen werden. Auch der Stifter, Julius Eduard Hitzig, erkrankte bald nach dem Tage gefährlich, befindet ſich aber in dieſem Augenblicke glücklicherweiſe wieder in der Geneſung.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 24. December 1845.

— Nobilis et generosus
Appositam nigrae lunam subtexit alutae.
Juvenal.

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

Zu Athen wohnten die Gerber im Piräus, weil ſie da das Meer hatten, zu Rom in Trastevere, längs des Stromufers, was allerdings ein berüchtigter und mit Anzüglichkeit genannter Aufenthalt war, weil überhaupt gentile Leute ſich in der Mitte der Stadt anſiedelten, wo ſie die Tempel, das Rathhaus, die Volksverſammlungsplätze nahe hatten; wogegen der zerlumpte Haufen, die bloß von der Hand in den Mund lebende, den Andern lediglich die Aufwarterdienſte des Daſeyns leiſtende Maſſe, mit Einem Worte, das Proletariat, in den Vorſtädten und abgelegenen Winkeln Platz nehmen mochte.

Das Schuhmacherhandwerk wurde im Alterthum weſentlich als Fabrikgeſchäft betrieben: es gab für alle Theile des Schuhwerks beſondere Arbeiter, die lediglich dieſen einzigen Theil maſſenweis in Vollkommenheit lieferten, ſo daß jeder Schuh durch die verſchiedenſten Hände ging, wie allenfalls bei uns eine Näh- oder Stecknadel, bis ihn die lezte aus allen Einzelheiten zuſammenſezte, ſo daß natürlich dieſes Fabrikat in ausgezeichneter Güte zu haben war. Aber mit keinerlei Kleidungsſtück iſt auch wohl gerade in Griechenland ein ſolcher Luxus getrieben worden, und zwar eben ſo ſehr von den Männern als von den Frauen. Ja wenn man auf die Vielartigkeit der Benennungen, ſo wie der Gattungen geben darf, ſo ſcheint es faſt, als haben die Männer mit dem Schuhwerke noch mehr Staat gemacht, als die Frauen. Es gab Schuhe à la Alcibiades, à la Iphikrates, à la Smyndyrides (ein aus Herodot bekannter ſybaritiſcher Stutzer), während unter dem durch Perſonen illuſtrirten Schuhwerke kein Frauenzimmername vorkommt, ſo gewiß auch die Damenſchuhe ſehr mannigfaltiger Art waren.

In Griechenland und in Rom beruhten die Standesabzeichen der Magiſtrate und der Prieſterſchaft weſentlich auf den Schuhen; und wenn heutzutage, mit Ausnahme etwa des Orients und der ſlaviſchen Völker, in welchen wir doch eben auch lediglich ein morgenländiſches Element und leider faſt mehr ein barbariſches denn ein civiliſirtes anzuſprechen haben, der gebildete und feine Geſchlechtswürde empfindende Mann nicht leicht in anderer als in ſchwarzer und lederner Fußbekleidung erſcheinen möchte, ſo verehrte das Alterthum in den Purpurſchuhen ſeiner Staatswürdenträger und in den weißen ſeiner Prieſter die Sinnbilder der Regierungsgewalt und der geiſtlichen Unſträflichkeit. Den römiſchen Senat zeichnete ein ſchwarzer, mit vier Riemen an den Fuß

Digitized by Google

heraufgebundener, am Knorren aber mit einem mondförmigen Schnällchen aus Elfenbein oder Silber geſchmückter Schuh aus.

In Griechenland mögen noch jezt die vielerlei Arten männlicher und weiblicher Fußbekleidungen den antiken Charakter darſtellen. Denn gerade das Coſtüm in ſeinen maleriſchen Mannigfaltigkeiten iſt dort als ein Merkzeichen authentiſcher Volksabkunft zu betrachten; nicht zwar, daß wir daran den einfach großartigen Styl der claſſiſchen Zeit zu gewahren hätten, wohl aber, inſofern wenigſtens die byzantiniſche Miſchkleidung, wie ſie ſich in den beginnenden Zeiten des bas empire aus altgriechiſchem und abwechſelnd aus perſiſch-parthiſchem, römiſchem und gothiſchem Coſtüme geſtaltet hatte, ſich erhalten haben mag. Byzanz, von allem Anfang her zweien Erdtheilen angehörig, hatte auch von jeher eine Neigung zum Orientalismus und zu mehr bunter und reicher als geſchmackvoller Volkstracht. Man wird dieſen Unterſchied auf eine leichte Weiſe verſinnlichen können, wenn man ſich etwa ſo ausdrückt: der weſentliche Charakter der orientaliſchen Trachten iſt maleriſch, der der claſſiſch griechiſchen und römiſchen dagegen plaſtiſch.

Im Schuhwerk geht der Geſchmack des Alterthums weſentlich vom unſern ab, inſofern es die Beſtrebung der Neuzeit iſt, dem Fuße durch deſſen Bekleidung eine elegante, in das länglich Schmale auslaufende, wo möglich verkleinernde Form zu geben und, inſofern dazu die Geſchicklichkeit des Schuhmachers beitragen kann, eine ſchön geſchwungene, elaſtiſche, eher hohe als platte Fußbiege zu zeigen. Die antike Welt dagegen ließ dem Fuß, namentlich nach vornhin, auch im Schuhe ſeine ganze Breite, ſie rundete leztern vielmehr ab, als daß ſie ihn zuſpizte (obgleich ſelbſt Schnabelſchuhe bei den Alten vorkommen), ſie ging überhaupt bei der Behandlung des Fußes von der natürlichen Vorausſetzung aus, daß derſelbe dem geſammten Leibe eine kraftvolle und ausreichende Baſis gewähren ſoll, und wich zu Gunſten eines zierlichen Ausſehens hievon in keiner Weiſe ab. Daher Goethe im zweiten Theil ſeines Fauſt geradezu als das Charakteriſtiſche der antiken Geſtaltung den kleinen Kopf und großen Fuß hervorhebt. So viel dürfte mindeſtens zu vermuthen ſeyn, daß die Menſchen des claſſiſchen Alterthums von Leichdornen und andern Plagen, die uns heutzutage durch enge Schuhe zugezogen werden, ungleich weniger als wir heimgeſucht waren, obwohl es an übelgeformten und fehlerhaft entſtellten Füßen ebenfalls nicht mangelte. Dergleichen räth Ovid ſeinen Schönen mit einem weißen Schuhe zu bedecken, nämlich im Gegenſatz zu den bei den Frauenzimmern, welche mehr ein hübſches Ausſehen als ſtrenge Sitte ambitionirten, beliebten Schnürſohlen oder Sandalen. Daß man das Verkleinern des Fußes durch den Schuh kaum bezweckte, geht aus der Empfehlung der weißen Farbe hervor; denn nicht weiße oder bunte, ſondern ſchwarze Schuhe zeigen den Fuß kleiner als er iſt, weil die ſchwarze Farbe die Augenſtrahlen mehr concentrirt als zerſtreut, was am meiſten die weiße thut, daher ein weißer Schuh den Fuß vielmehr vergrößert.

Daß es bei allen Völkern eine Zeit gegeben, wo der Fuß nackt, wie er war, getragen worden, iſt ſchwerlich in Abrede zu ſtellen, und erhabene Sonderlinge, wie Sokrates und Cato von Utika, haben dieſe Einfachheit der Natur, wofür ſie es hielten, mitten in die geſitteten Zuſtände zurückgerufen, ohne damit die Unſchuld alter Zeiten zurückzuführen, oder durch ihr Beiſpiel etwas anderes, als das Achſelzucken der Einſichtsvollen und das Gelächter der Unverſtändigen zu bewirken. Arme und geringe Leute beiderlei Geſchlechts, Arbeiter, Sklaven, werden freilich zu allen Zeiten Jahr aus Jahr ein barfuß gegangen ſeyn; daß aber bereits die wahren Heroen, d. h. der kriegeriſche Heldenadel Griechenlands Schuhe getragen habe und keineswegs barfuß gegangen ſey, iſt aus Homer genugſam zu erſehen.

(Fortſetzung folgt.)

## Die Schickſalsmaske.

(Schluß.)

Auf dem Pfarrhofe ging Alles über Erwarten erwünſcht. Niemand bemerkte ſeine Ankunft. Er konnte den Holſteiner unbeſchrieen in den Stall, das Ballcoſtüm unbemerkt in Michels Kammer bringen. Die fataliſtiſche Geſichtsmaske, an deren Band ſein Geſchick wie an einem Faden gehangen, verſchloß er ſorgfältig als ein ominöſes Wahrzeichen des Geſchehenen. Seine Ehehälfte hatte gegen ihre ſonſtige Gewohnheit ſo ruhig und feſt geſchlafen, als wenn die andere Hälfte nicht von ihrer Seite gekommen wäre. Nach einigen gleichgültigen Fragen entſchlummerte ſie wieder. Auch Servatius fand bald den Schlaf. Seine Imagination hatte ſich unterwegs an dem Treibjagen der Bilder abgemattet.

So ſchien nun Alles wieder im alten Gleiſe zu ſeyn; und doch war Vieles in dieſer unvergeßlichen Nacht anders mit ihm geworden. — Er hatte dem Himmel und im Stillen ſeiner Gemeinde Etwas abzubitten. Er hatte ſeine perſönliche Ehre, die Achtung der Welt, die Würde ſeines Standes und Amtes auf's Spiel geſezt. — Er fühlte ſich von nun an als eine getheilte Natur. Er hatte ſich in das Element der ſinnlichen Luſt, der Welt-

freude eingetaucht. Verwegener Entſchluß, Lockung und Hingebung, Zufall, Talent und Glück hatten ihn zu Durchführung einer Täuſchung vermocht, durch die er, mit Hiſtrionen wetteifernd, ſie überbietend, bei den Weltkindern einen bedeutenderen Erfolg errungen, als er je bisher durch Erfüllung ſeines heiligen Berufs bei ſeinen Beichtkindern mochte erzielt haben.

Aber wie nun ein angeſtammt gutes Naturell, von einer Verirrung wieder zum Rechten einlenkend oder nach einem Unglück ſich faſſend, immer eine Ausgleichung findet, ſo geſchah es auch bei unſerem geiſtlichen Herrn. — Die Begegniſſe dieſer Nacht, wie er hineingerathen und ſich wieder losgemacht, das Zuſammenwirken von Freiheit und Nöthigung, von Beſonnenheit und Jovialität, von Reſignation und Libertinage, von Zufall, Heil und Unſtern, das gereizte Wahrnehmen, das ſchnelle Auffaſſen der mannigfaltigſten Andeutungen, der Anblick des verſchiedenartigſten Kultus phantaſtiſcher Freude und ſinnlicher Luſt hatten ſein intellektuelles und ſittliches Weſen im Tiefſten aufgeregt, aufgewühlt. Kurz, der gute, fromme, ſchweigſame Servatius ſtand jezt in einer ganz andern Beziehung zu der Welt, als zuvor. Er konnte auch ſeinen Reden ganz andere Bilder unterſtellen, ſeinen Ermahnungen wirkſamere Motive unterlegen, als bisher. War er keine unſchuldig reine Chriſtenſeele, ſo konnte er für einen dem Irrſaal Enthobenen, einen Bekehrten gelten, auf den ſogar heilige Ausſprüche unſeres Glaubens eine ſehr beruhigende Anwendung finden.

Schon ſein nächſter Kanzelvortrag, deſſen Text Anklänge an die von uns geſchilderte Kataſtrophe darbot, ging aus einem viel wärmeren, eindringlicheren Ton als ſeine frühern; das Feuer, die Lebendigkeit, die Anſchaulichkeit der Darſtellung ward von ſeinen Zuhörern recht gut bemerkt und wohl aufgenommen, ſo wie ſich bei ihm auch von nun an eine angelegentlichere Theilnahme des Seelſorgers an dem Familienleben und Geſchick ſeiner Pfarrkinder kund gab.

Mit ſonderbaren Augen und Gedanken blickte er auf ſeinen Knecht Michel im Sonntagsſtaat. — War er bei ſeinem Exceß auf Menſchenkenntniß ausgegangen, ſo hatte er dabei jedenfalls noch mehr Sachkenntniß gewonnen. Doch auch ſeine Beobachtungsgabe zog jezt ihre Grenzen weiter als zuvor.

Das Pfarrkränzchen vermied er nicht, auf die Gefahr hin, daß das Ereigniß des Maskenballs zur Sprache kommen konnte. Die Stille der Faſtenzeit an den Geſellſchafts- und Vergnügungsorten der lebensluſtigen, den heitern Künſten zugeneigten Stadt rief ungeſucht als Gegenſatz die Rückerinnerung an das Treiben des kaum verfloſſenen Faſchings hervor. Servatius ſah es kommen, daß die Begegniſſe des lezten, glänzendſten, heiterſten Maskenballs auch ein Gegenſtand des Geſprächs werden würden. Er waffnete ſich mit möglichſter Faſſung. Daß es doch ſo ſchwer, ja, wenn man etwa gar beobachtet, beargwohnt wird, faſt unmöglich iſt, indifferent zu ſcheinen, wenn man es nicht iſt! Freilich, warum ſollte die Schuld nicht errӧthen, da die Unſchuld roth wird, ſobald ſie ſich in Frage geſtellt ſieht?

Die Geſellſchaft unterhielt ſich einige Zeit über den jungen Bauer, der ſich mit täuſchend verſtellter Schüchternheit gegen die aktive Theilnahme an der Ballfreude geſträubt, dann aber ſeine Rolle als gewandter Schalk mit einem ungemeinen Talent zum allgemeinen Ergötzen durchgeſpielt habe. Auch der Störung der harmloſen Luſt durch einen adelichen Brauſekopf geſchah Erwähnung. Man fragte, ob das Original nicht bekannt ſey. Es wurden einige Namen, jedoch keiner als paſſend und wahrſcheinlich genannt. Unſerem Servatius pochte bei dieſer ſchwebenden Frage die Bruſt. Er wagte nur heimlich umzublicken: kein Auge richtete ſich auf ihn. Wenn er Ein Wörtchen ausgeſprochen hätte, eine gefüllte, mitten in die Geſellſchaft fallende Granate hätte kaum ein größeres Entſetzen hervorbringen können. Und doch, wie nahe lag die Möglichkeit einer ſolchen Beſtürzung! Wir wollen aber der Geſchichte nicht vorgreifen.

Der junge Geiſtliche, den wir im früheren Kränzchen kennen gelernt, fehlte auch dießmal nicht. Seine friſchen, immer belebenden Bemerkungen wurden mit Liebe hingenommen, und weil ein ſittlich garantirter Charakter unbeſchadet der guten Meinung derer, die ihn kennen, ſich manche Freiſinnigkeit und Paradoxie erlauben darf, ſo fanden auch ſeine Anſichten über Erweiterung der Grenzen ſeines Standes wenigſtens keine zu rigoroſen Gegner. Ueber das Maskenballkapitel hatte er dießmal ein gänzliches Stillſchweigen beobachtet; aber als er ſich ſpäter in das Geſpräch miſchte, ſo fiel unſerem Servatius dieſer Ton, dieſer Accent, dieſes Schleppen des R und Ziſchen des S auf. Die Geſtalt des Diogenes trat ihm vor die Seele. Daß er über den Ball geſchwiegen, beſtätigte ihm ſeine Vermuthung. Ein Entſchluß des Ballbeſuchs im ſtrengſten Incognito lag auch viel mehr im Charakter des lebensluſtigen jungen Mannes, als in ſeinem eigenen. Was ſollte er thun? Er glaubte ſeiner Sache ganz gewiß zu ſeyn. Es ließ ſich ein Mittel finden, ihn zu ſondiren, ohne ſich zu verrathen.

Als die Geſellſchaft aufbrach, folgte er dem Fraglichen, bis er ihn allein hatte. Sie wechſelten noch einige Reden, Nachklänge der geſellſchaftlichen Unterhaltung. Wie nun die Freimaurer geſchickt ein Wort in ihre Rede verflechten, z. B. Sonne, woran ſie ſich erkennen, ſo wußte Servatius ungeſucht den Geiſtlichen mit „Diogenes“ zu vergleichen. Dieſer ſchwieg.

So kamen ſie an die Ecke einer Straße. Hier faßte der Aeltere den Jüngern bei der Hand, wie zum

Digitized by Google

Abſchiede. „Gute Nacht, mein Schutzgeiſt!“ ſagte er halblaut. Der junge Geiſtliche ſtellte ſich, ſah dem ältern in's Antlitz und äußerte in ruhig beſonnener Faſſung: „Sie benennen mich mit einem Namen, der mir räthſelhaft klingen könnte. Ich antworte Ihnen mit einem Sprüchlein, das Ihnen eben ſo erſcheinen mag: Es gibt im Menſchenleben Dinge, die ſelbſt unter den Betheiligten, den Vertrauten nicht beſprochen werden dürfen, die Jeder nur allein mit ſich ſelbſt abmachen kann.“

F. L. Bührlen.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Wien, December.**

(Schluß.)

Stephansthurm. — Koburgſches und Liechtenſteinſches Palais. — Muſik. — Theater.

Der Stephansthurm iſt noch immer Patient und ſcheint es noch lange bleiben zu ſollen, denn die Zahl der ihn umgürtenden Gerüſte iſt keineswegs in der Abnahme begriffen. So iſt uns denn der reine Anblick dieſes ehrwürdigen Baues ſchon ſeit Jahren verkümmert. — Man hört von einem neu zu gründenden Krankenhauſe mit 600 Betten. Die Bevölkerung nimmt zu und mit ihr das Heer von Leiden und Uebeln, die mit einem ſo engen und gedrängten Zuſammenleben vergeſellſchaftet ſind. — Das Gerücht, der neue, im Innern noch lange nicht vollendete und, wie es ſcheint, ſeinem Erbauer durch irgend etwas verleidete herzoglich koburgſche Palaſt nächſt der Karolinenthorbaſtei ſey durch Kauf an den Frhrn. v. Rothſchild übergegangen, iſt allgemein verbreitet und findet Glauben. Aeußerlich iſt dieſes Palais ein Prachtbau; weniger entſprechend ſollen die innern Räume ſeyn. — Die nun auch ſchon jahrelang währende innere Reſtauration des fürſtlich Liechtenſteinſchen Palais auf dem Minoritenplatze naht ſich ihrer Vollendung; der Aufwand dabei ſoll wahrlich fürſtlich ſeyn. Wie man hört, wird die Beſichtigung dieſer Herrlichkeiten gegen ein etwas preiſes Eintrittsgeld geſtattet ſeyn, lezteres aber einem wohlthätigen Zwecke gewidmet werden. — Kaum daß die muſikaliſche Saiſon begonnen, ſo ſind wir auch ſchon tief im Ueberfluſſe verſunken; was ſteht uns noch Alles bevor, bis der Winter vorüber iſt! Ja, wir haben hier in Wien einen ſolchen Ueberſchwang, eine ſo unerſchöpfliche Fülle von Muſik, daß, lebten und webten wir ausſchließlich von ihr, äßen und tränken wir ſie und bekleideten wir uns auch noch obendrein mit ihr, der reiche Vorrath noch immer nicht aufgezehrt und verbraucht wäre. Rechnen Sie nur einmal: zuerſt Thalberg, dann das Concert monſtre von tauſend Sängern und Muſikern in der kaiſerlichen Winterreitſchule, dann Abſchiedsconzert des großen Harfenvirtuoſen Pariſh Alvars, der London mit Wien zu vertauſchen gedenkt, ferner muſikaliſche Produktion der Frau v. Eichthal-Krings, gleichfalls Harfenvirtuoſin; weiter Hektor Berlioz's große Conzerte im Theater an der Wien, das Auftreten des jungen Pianiſten Oskar Pfeiffer und der noch kindlichen Pianiſtin Amalie Mauthner; zudem muſikaliſch deklamatoriſche Akademien und Soiréen ꝛc. Fügen Sie nun noch hinzu, daß ſo eben Molique und Dreiſchock ihre Conzerte ankündigen, daß Felicien David mit ſeiner Wüſtenſymphonie vor der Thür ſteht, daß ferner demnächſt das erſte philharmoniſche Conzert des Orcheſters vom Kärnthnerthortheater in Ausſicht geſtellt iſt, überdieß die beiden Kapellmeiſter E. Nikolai und H. Proch große muſikaliſche Akademien veranſtalten; endlich, daß uns nunmehr zwei Operntheater mit ihren Genüſſen überſchwemmen, ſchließlich, daß ich hier nur das Auffallendſte von dem theils im Zug Befindlichen, theils demnächſt Bevorſtehenden angeführt, ſo können Sie ungefähr die Summe der muſikaliſchen Freuden Wiens ermeſſen. — Der Opernwettkampf zwiſchen dem Kärnthnerthortheater und dem an der Wien iſt noch beſtändig in vollem Gange. Auf erſterem kamen in der neueſten Zeit Mozarts „Zauberflöte“ und „Don Juan,“ dann Beethovens „Fidelio“ zur Aufführung. Im Ballet glänzt Mad. Maywood, ich glaube eine Amerikanerin. Auf der Bühne an der Wien ſpielen Balfe's Opern die Hauptrolle, aber auch im recitirenden Fache macht dieſes der vollen Gunſt des Publikums genießende Theater glänzende Geſchäfte. Ein Zug- und Kaſſenſtück iſt Friedr. Kaiſers neueſtes Charaktergemälde: „Sie iſt verheirathet.“ So eben fand die zwanzigſte Wiederholung ſtatt. Ueber kurz oder lang ſoll Webers Freiſchütz auf pompöſe Weiſe gegeben werden. — Auf dem Joſephſtädter Theater wurde das Ritterdrama, deſſen ſtarke Stütze der bekannte Schauſpieler Kunſt iſt, von Döbler abgelöst, der dort mit ſeinen bekannten dissolving views Triumphe feiert. Unter Anderem zeigt der bewunderte Profeſſor auch aſtronomiſche Nebelbilder. — Das Leopoldſtädter Theater iſt, o Wunder! troz ſeines glänzenden Renaiſſanceſtyls beim Publikum in Ungnade gefallen. Und warum? Weil das Alte nicht mehr zieht, und das Neue, das ziehen ſoll, unter aller Kritik ſchlecht iſt. Was iſt aus jener Kunſtſtätte geworden, wo einſt Raimund geglänzt hat! — Ueber das Burgtheater nächſtens. Es gibt darüber allerlei zu berichten.

---

## Räthſel.

Ich, oft gegeben, doch nie geſchenkt,
Und wohl verſtanden von dem, der denkt,
Und wohl empfunden von dem, der fühlt,
Hab' heiße Gluthen gar oft gekühlt.

Ein Finger gibt mich, und wenn er muß,
Ein Ellenbogen, und auch ein Fuß,
Ein ſenkrecht Ja und ein wagrecht Nein,
Die mögen beide mir Brüder ſeyn.

In Augenwinkeln entſteh' ich viel,
Von dort aus treib' ich mein heimlich Spiel,
Oft iſt ein Spiegel mein Mittelsmann,
Wenn ſonſt ein Paar ſich nicht anſchau'n kann.

Auch über Feld hat mich ſchon geſchickt,
Wer fernen Freundes Gefahr erblickt;
Verlockt auch hab' ich oft in Gefahr,
Wo mir genüber ein Herz ſchwach war.

Wem ich nur leiſe gewidmet bin,
Dem iſt vonnöthen geſchärfter Sinn;
Oft Leben ſchenkt' ich verlornem Mann,
Oft Mordbefehl war ich dir, Tyrann.

J. G. Moſer.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Digitized by Google

№ 308.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 25. December 1845.

Coelum, non animum mutant qui trans mare currunt.
Horat.

## Stoſsſeufzer auf einer Schweizerreiſe.

Von H. Stieglitz.

### I.

### Berner Oberland und Altengland.

Die Jungfrau ſchwebt in ſchweren Nöthen,
Altengland hat's ihr angethan,
Durch Langeweile ſie zu tödten,
Stellt ſie viel tauſend Freier an.

Die ziehen nun heran alljährlich
Zu Legion mit ihrem Spleen.
Schon ſtockt der Gießbach und fließt ſpärlich,
Es bleicht der Alpenhäupter Glühn.

Denn gaffend, girrend, lauernd, lugend
Steht hier und dort die bleiche Miß,
Angelnd, geſteift auf prüde Tugend,
Nach einem magern Schattenriß.

Nicht weit davon mit der Lorgnette
Ein lebensüberdrüßger Lord,
Erwartend von der Alpenkette
Sprit für des Lebens lecken Bord.

„Garçon!“ — Der Kellner kommt im Trabe —
Das Beefſteak dampft, Thee wird ſervirt —
Im Reiſehandbuch wird zur Labe
Dazu die nächſte Tour ſtudirt.

Dumpf donnernd ſchleudert die Lawine
Vom Firne die gewalt'ge Laſt,
Indeß bei ſeiner Theemaſchine
Altengland ihren Sturz verpaßt.

### II.

### Die Modernen.

Das iſt ein eifrig Grübeln
So emſig her und hin,
Ein Feilſchen, Mäkeln und Bübeln
Mit unermüdlichem Sinn.

Sie ſchaufeln und ſie ſchütteln
Und taſten fort und fort,
Sie unterwühlen und rütteln
Auch am entlegenſten Ort.

Schad nur, daß eure Berge,
Ihr Schweizer, ſo feſte ſtehn,
Sonſt möchten die rührigen Zwerge
Zum Spaß ſie herum 'mal drehn.

Digitized by Google

Schon haben ſie umnächtigt
Mit Wolken euren Tell —
Sie hätten gern verdächtigt
Den Strutbahn eben ſo ſchnell.

Pikant charmant Regiren,
Das iſt ihr Steuer und Bord,
Schulmeiſterndes Dociren
Ziehn ſie am Schlepptau fort.

Doch ſäß' auch ſchnaubend beiſammen
Die ganze blaſirte Brut,
Vor ihres Zornes Flammen
Zög' Tell doch nimmer den Hut.

### III.

### Eidgenoſſen.

Die neue Weisheit will raſiren,
Statt aufzubau'n und zu erbaun,
Durch Deuteln und durch Demonſtriren, —
Auf, Dichter, laßt uns opponiren,
Ein Häuflein ſtark durch Gottvertraun!

Stark durch Vertraun zu jenem Gotte,
Der waltet über Meer und Land,
Der, unzugänglich ſchnödem Spotte,
Tief in des Herzens tiefſter Grotte
Den unentweihbarn Tempel fand;

Der aus des Sternenheeres Bahnen
Leuchtet wie aus des Geiſtes Strahl. —
Iſt alles Wollen nicht ein Mahnen,
Iſt alles Denken nicht ein Ahnen
Von ſeines Urlichts reichem Mahl?

Das Leben frevelnd zu entgöttern,
Blieb Vorrecht jener fränkſchen Schaar
Von weiland ſuperklugen Spöttern —
Wir bleiben treu in Sturm und Wettern
Dem anerkannten Weihaltar.

Und wollen Pſeudophiloſophen
Uns dieſes Heiligthum entweihn,
Dann werden Blitze unſre Strophen,
Des Aftergeiſtes Kammerzofen
Sammt ihren Buhlen zu zerſtreun!

---

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

Da dieſe Schuhe mit der ſtändigen Bezeichnung eingeführt werden, daß es heißt, er oder ſie „band ſie ſich unter die Füße," ſo hat man mit Recht gefolgert, daß es keine den Fuß vollſtändig deckenden Schuhe, ſondern mehr eine Art Sandalen geweſen ſeyen. Gleichwohl ſind ſie nicht mit leztern für identiſch zu halten. Denn dieſe ſind eigentliche Schnürſohlen, Sohlen mit Riemen, die den Fuß an ſich bloß laſſen und ihm nur eine Unterlage geben; jene Schuhe der homeriſchen Helden dagegen waren gewiſſermaßen Halbſchuhe, nämlich hinten über den Hacken ganz wie die unſern heraufgehende Schuhe, deren Seitenquartiere jedoch ſich nach vorne zu immer mehr verſchmälern, ſo daß, wie bei den Sandalen, des Fußes vorderer Theil bloß liegt und lediglich auf der Sohle ruht. Dieſe Schuhe wurden von beiden Seiten und auch von hinten mittelſt einer Umſchlingung des dünnen Beins über dem Oberleder, durch Riemen aufgebunden und über der Fußbiege feſtgehalten, über welche oben von den Zehen her, und zwar zwiſchen der großen und den übrigen hindurch ein breiterer Riemen die Reihe bezeichnete; wie ein ſolcher auch jezt an den Damenſtiefeln, je nachdem ſie in der Mitte oder an den Seiten zugeſchnürt werden, emporgeht, um zu verhüten, daß nicht das Weiße des Strumpfs hindurchſcheine. So viel wir wiſſen, nennen die Schuhmacher dieſes Mittelſtück, welches ſich unter und zwiſchen den Schnürlöchern hindurchzieht, eine Zunge, und dieſer Ausdruck war ſchon der griechiſche; die Lateiner nannten es amentum, Wurfſpießriemen.

Die ganze Geſtalt jenes Heroenſchuhs, deßgleichen die Manipulation ſeines Anſchnürens wird uns durch eine antike Statue verſinnlicht, welche ehedem als Cincinnatus, ſeit Winkelmann aber als ein Jaſon bezeichnet wird. Sie iſt eine ſpätere Kopie eines wahrſcheinlich der beſten Kunſtzeit angehörigen Werkes und ſtellt einen herrlich geſtalteten nackten Jüngling dar, welcher ſich, den rechten Fuß auf ein Felsſtück erhebend, dieſen Schuh anlegt. Der für den linken Fuß beſtimmte ſteht daneben; er hat eine herzförmige Vorderſeite, ſo daß ohne Zweifel das Verhältniß der großen Zehe zu den übrigen die urſprüngliche Form des Schuhes überhaupt beſtimmt hat. Auch hatte im Alterthum ſchlechthin jeder Fuß ſeinen beſondern Schuh und jedes Paar Schuhe ward über zweierlei Leiſten, einen rechten und linken, getragen. Eine Ausnahme von dieſer Regel machte lediglich der dramatiſche Kothurn, d. h. der erhöhte Schnürſchuh der tragiſchen Schauſpieler, als welcher ohne Unterſchied

Digitized by Google

an beiden Füßen getragen werden konnte, ohne Zweifel, weil dieſe Theatertracht nicht ſowohl zum Gehen diente (denn die Staatsperſonen der alterthümlichen Bühne waren in ihren Bewegungen ſehr gehalten und ſtationär), als eine erhöhte Stellung gewährte, wo es auf die Bequemlichkeit für den einzelnen Fuß minder ankam. Dieſe Eigenthümlichkeit des tragiſchen Kothurns bewirkte bekanntlich, daß man den berühmten Theramenes, einen der ſogenannten dreißig Tyrannen zu Athen, als einen Mann, der in ſeinem politiſchen Leben keine feſten Grundſätze befolgte, ſondern zwiſchen Ariſtokratismus und Demagogie hin und her ſchwankte, einen Kothurn nannte.

Jener Winkelmannſche Jaſon iſt übrigens als ſolcher nicht über allen Zweifel erhaben, da das Danebenſtehen des zweiten Schuhes jedenfalls die Abſicht anzeigt, auch dieſen anzuziehen, nicht wohl aber auf einen Helden gedeutet werden kann, der aus Eile, der Einladung zu einem Feſte zu folgen, den zweiten Schuh anzulegen vergißt oder denſelben beim Durchſchwimmen eines Fluſſes verloren hat, wodurch der junge Held zu jenem „einſchuhigen" Schickſalsmann ward, vor welchem ein Orakel den König Pelias gewarnt hatte. Wir enthalten uns aber billig hier archäologiſcher Nebenſachen. Intereſſant iſt uns aber, daß von den Aetoliern, einem griechiſchen und kriegeriſch rauhen Bergvolke, berichtet wird, ſie hätten urſprünglich überhaupt bloß den Einen Fuß beſchuht. Euripides hatte ätoliſche Helden geſchildert, die den linken Fuß bloß, den rechten beſchuht getragen, worin ihn jedoch Ariſtoteles tadelte, indem vielmehr den Fuß, welcher zum Ausſchreiten gebraucht werde, leichter zu halten und unbedeckt zu laſſen gezieme, nicht aber den, auf welchem man feſtſtehe. In dieſem Sinne bedeckten auch die alten Sabiner und Samniten das linke Bein mit einem Beinharniſch, während das rechte ohne ſolchen blieb; wogegen Virgil die Herniker aus Aeagina es mit den Aetoliern des Euripides halten und den rechten Fuß in einen Schuh oder Stiefel hüllen, den linken unbedeckt tragen läßt. Dieſe Verſchiedenheiten einer einſeitigen Fußbedeckung ſcheinen auf Verſchiedenheit des Kriegsexercitiums bei allen dieſen Völkern zu deuten, ſind aber natürlich im Laufe der Zeit einer gleichmäßigeren und zugleich angemeſſeneren Fußtracht gewichen.

Jener Heroenſchuh des Homeriſchen Zeitalters war ohne Zweifel für beide Geſchlechter von derſelben Geſtalt. Aus ihm hat ſich eben ſo wohl der eigentliche, den ganzen Fuß gleichmäßig und zwar bis über die Fußbiege herauf bedeckende Schuh, die allgemeine Tracht ehrenhafter Männer und ehrbarer Frauen, als die leichtere und leichtfertigere Sandale, die bloße Sohle, welche mit Riemen über den Fuß geſchnallt wird, entwickelt. Beide Formen ſind durch die Mode, durch das jedesmal gegebene Material, durch die Beſtimmung je für das eine oder das andere Geſchlecht ins Unendliche modificirt worden, ſo wie je nachdem das Fabrikat für elegante und verwöhnte, oder für abgehärtete und arbeitſame Leute beſtimmt war. Es kommt bereits im Alterthum Schuhwerk aus Rauhleder, mit und ohne den Pelz, aus gegerbtem Leder, aus Kalb-, Rinds-, Büffel-, Hirſch-, Pferde-, Schaf- und Ziegenleder, aus Leinwand, aus Hanf, aus Filz, aus Haaren, aus Binſen, aus Holz, ſogar aus Blei und Erz, und zulezt aus Seide vor.

Das gewöhnlichſte Material war natürlich, wie bei uns, das Leder; aber wenn der Jäger und Ackersmann, der Soldat, deßgleichen der Knecht, die Vieh- oder Hausmagd ſtarke und plumpe Schuhe aus grobem Rind- und Büffelleder, und der Bauer, Jäger, Krieger auch wohl daneben aus demſelben Stoffe Kamaſchen trug, ſo war der Purpur- und der Staatsſchuh der Herrſcher, Magiſtrate, Prieſter und der vornehmen Dame, ſelbſt der ſchwarze Amtsſchuh des römiſchen Senators, wenigſtens in den verfeinerten Zeiten, aus ſchön geglänztem, mit Alaun geſchmeidig gemachtem Ziegenleder, aus wirklichem Saffian oder Maroquin, für welche feine Lederarten bekanntlich noch jezt Kleinaſien die Hauptbereitungsgegend iſt. Die Purpurſchuhe Julius Cäſars, welche er als ein hoher Magiſtrat beſtändig trug, waren aus Saffian, und es blieb dieß die Staatstracht der Cäſaren, allmählig mit Goldſtickerei und zulezt, in Byzanz, aus Seide. In dieſer Geſtalt waren ſie in den Krönungsornat der römiſch deutſchen Kaiſer übergegangen.

Außer den purpurnen, weißen und ſchwarzen Saffianſchuhen hatte man noch gelbe, in feſtlich ſtrahlender Saffranfarbe, welche Dionyſos und Aphrodite liebten, deßgleichen wachsfarbene und epheugrüne. Dieſe bunten Schuhe verbot, ſammt den weißen, Kaiſer Aurelianus für die männliche Bevölkerung Roms; lediglich dem weiblichen Geſchlecht ſollten ſie verſtattet bleiben. Sie waren folglich unter den Männern mit anderem Luxus griechiſcher Kleidertracht Mode geworden; denn in der frühern Kaiſerzeit war unſtreitig die aus der Republik her ererbte Kleiderordnung, welche wenigſtens für ein öffentliches und feierliches Erſcheinen die altrömiſche Toga und den dazu gehörigen ſchwarzen Schuh feſtſezte, im Allgemeinen feſtgehalten worden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Frankfurt a. M., December.

Oeffentliches Leben. — Der Reformverein. — Die polytechniſche Geſellſchaft.

Man macht Frankfurt den Vorwurf, daß hier kein wahres öffentliches Leben ſey. Der Vorwurf iſt nicht ungegründet. Die Urſache iſt theils politiſcher, theils geſelliger Natur: politiſcher, weil unſere Freiſtadt keine eigentliche Communalbehörde hat und der Impuls zum Ausdruck eines öffentlichen Lebens von dieſer Seite fehlt. Der Senat iſt allerdings an die Stelle des frühern Magiſtrats getreten, allein, obgleich nur, wie die Verfaſſung ſagt, der Vollſtrecker des Willens der Bürgerſchaft, iſt er doch nicht mehr der eigentliche Repräſentant des Bürgerthums, ſondern das Staatsoberhaupt und als ſolches in die Reihe der ſouveränen Regierungen getreten. Zur Wahrung der finanziellen Intereſſen der Stadt ſind allen Aemtern bürgerliche Controleure beigegeben, welche die ſtändige Bürgerrepräſentation, die ſich lediglich nur mit den finanziellen Angelegenheiten zu befaſſen hat, wählt. Die Bürgermeiſter Frankfurts ſind Regierungschefs und keine Magiſtratsperſonen, und als ſolche verkehren ſie mit dem diplomatiſchen Corps. Aber auch die Bundesverſammlung hemmt in Frankfurt ein ſelbſtſtändiges Leben, da wir auf jedem Schritte in demſelben auf die Wahrung von Rückſichten ſtoßen. In geſelliger Beziehung dagegen wird das Weſen der geſchloſſenen Geſellſchaften dem Geſammtausdruck eines öffentlichen Lebens hinderlich. Frankfurts Geſelligkeit beſteht aus geſchloſſenen Geſellſchaften und ſogenannten Collegen, und es iſt ſehr bezeichnend, daß der Reformverein, der ſich hier in dieſem Augenblick gebildet, unter dem Namen eines Collegs zuſammentreten iſt und ſeine Statuten von der Polizeibehörde genehmigen laſſen wollte. Ich muß hier einen Augenblick verweilen. Man hatte, um dem religiöſen Indifferentismus der Proteſtanten und den Beſtrebungen der Pietiſten zu begegnen, den Plan gefaßt, das Inſtitut der proteſtantiſchen Lichtfreunde auch in unſere Stadt zu verpflanzen, und eine ſehr beachtenswerthe, in der J. G. Hermanniſchen Buchhandlung erſchienene Schrift von Prof. Herting, „Prüfungen oder Wegweiſer durch die kirchlichen und religiöſen Zeitfragen für gebildete Laien,“ ſchien den Weg dafür bahnen zu wollen. Bei der erſten vorbereitenden Verſammlung machte ſich aber der Einwurf geltend, daß der Proteſtantismus hier eigentlich der Tendenz der Lichtfreunde huldige, der Pietismus untergeordneter Natur ſey und keine Gewalt übe. Die große Unterſtützung, welche hier allgemein der Deutſchkatholicismus gefunden, ſpreche dafür. Dagegen wurde das Bedürfniß der Bildung eines Reformvereins in unſerer Stadt als ſehr fühlbar dargeſtellt. Es ſolle dieſer Verein ohne konfeſſionelle Ausſchließung alle gebildeten Bürger in ſich faſſen, welche für die Reform auf geſetzlichem Wege in allen Verhältniſſen des Staates ſeyen. — Dieſer Antrag fand Anklang und man ſchritt alsbald zur Ernennung einer Commiſſion, welche die Statuten entwerfen ſollte. Lezteres iſt bereits geſchehen, auch wurden ſie von der Verſammlung angenommen, allein es ſteht noch dahin, ob die Polizeibehörde nicht Anſtand nimmt, bei der Geburt dieſer patriotiſchen Geſellſchaft zu Gevatter zu ſtehen. Sie wird namentlich die möglichen Einwürfe der Diplomatie bei der Beſtätigung der Statuten dieſes „Collegs“ in Berückſichtigung ziehen müſſen, und deßhalb iſt es wahrſcheinlich, daß dieſes „Colleg“ gar keine Beſtätigung der Statuten nachſucht, ſondern ſich auf die Verordnung von 1832 ſtüzt, wonach ein geſelliger Verein keiner polizeilichen Erlaubniß bedarf. Das Projekt der Bildung des Reformvereins ſpricht aber dafür, daß man dem Mangel an öffentlichem Leben, ohne welches ſich keine wahre öffentliche Meinung geſtalten kann, abzuhelfen bemüht iſt. — Wir haben allerdings noch eine andere Geſellſchaft, welche eine patriotiſche genannt werden dürfte, hätte ſie ſich nicht des politiſchen Einfluſſes begeben, oder vielmehr einen ſolchen nie geübt. Es iſt dieß die „Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften,“ gemeinhin die „polytechniſche Geſellſchaft“ genannt. Dieſe hat es namentlich mit der Verbeſſerung der ſittlichen Zuſtände der untern Stände zu thun, wiewohl ihr Gartenbauverein, der Gewerbeverein, die Gewerbſchule, die Sparkaſſe und Erſparnißanſtalt u. ſ. w., welche Sektionen der Geſellſchaft ſind, ihrer Thätigkeit einen höchſt wichtigen Einfluß auf das geſammte Gemeinweſen unſerer Stadt ſichern. Dadurch, daß dieſe Geſellſchaft alle Klaſſen unſerer Bürgerſchaft in ſich vereinigt, könnte ſie in politiſcher Beziehung eine bedeutende Rolle ſpielen, wenn ſie dem Rufe unſerer Zeit ein willigeres Ohr leihen wollte. Es machen ſich aber in ihrer Mitte noch viele dem wahren Begriffe des Fortſchritts widerſtrebende Elemente geltend, und ſo konnte der in einer der lezten Generalverſammlungen geſtellte und lebhaft vertheidigte Antrag zur Gründung eines Schiedsgerichtes nicht die Majorität erlangen. Es naht ſich aber nun ein Moment für die Geſellſchaft, der für ihre zeitgemäße Reform vielleicht entſcheidend werden kann. Anfangs Januar ſind es nämlich 25 Jahre, daß Stallmeiſter Wöhler — von dem der verſtorbene Kirchner ſagte: „er glänzte unter den Stallmeiſtern als Gelehrter und unter den Gelehrten als Stallmeiſter“ — Präſident der polytechniſchen Geſellſchaft iſt. An dieſem Jubiläumstage will Wöhler, ſeines Alters wegen, nur noch den Ehrenplaz eines Alterspräſidenten behalten und die Leitung der Geſellſchaft einem zweiten Präſidenten übergeben. Von Seiten der Reformfreunde im Verein iſt man nun bemüht, die Wahl auf einen Mann zu lenken, der die nöthigen Reformen der Geſellſchaft, für deren Blüthe ſich Wöhler große Verdienſte erworben, anzuregen und durchzuſezen vermag, der mit der nöthigen Intelligenz volle Hingebung für die Intereſſen der Geſellſchaft, eine unabhängige Stellung und moraliſche Kraft verbindet. Es wird allerdings ſchwer halten, einen ſolchen Mann zu finden, es wird ſchwer halten, Allen den Glauben an die Unfehlbarkeit der Geſellſchaft zu rauben, allein unmöglich iſt beides doch nicht. Der polytechniſchen Geſellſchaft muß man es aber nachrühmen, daß ſie ſtets bereit iſt, das Gute und Schöne zu fördern und ſchon große Wohlthaten unſerer Stadt geſpendet hat. In manchen induſtriellen Beſtrebungen hat ſie allerdings ihre Fittige geſenkt, ſo z. B. in Bezug auf die hieſigen Gewerbausſtellungen, die überall jezt als ein kräftiges Moment des materiellen Fortſchritts eifrig gepflegt werden, hier aber ſeit einer Reihe von Jahren unterblieben ſind. Ich will heute nicht auf die Urſachen zurückkommen, da ich ſie ſchon öfters angedeutet. — Wenn Frankfurt erſt von den vielen Eiſenbahnen berührt wird, dann wird auch in unſerer Stadt ein neues gewerbliches Leben erwachen und die Klagen über den Nothſtand der Handwerker werden endlich verſtummen.

(Fortſezung folgt.)

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 26. December 1845.

Aux broches tournent
Veau, boeuf et mouton.
La table est mise,
La chère exquise.
Béranger.

## Die Stadt in England.

(ſ. Nr. 248 – 251.)

### X.

Je größer die Bevölkerung einer Stadt, deſto größer iſt die Zahl der vorzugsweiſe männlichen Individuen, die im Laufe des Tags unter fremdem Dache ſuchen müſſen, was Leib und Seele zuſammenhält, dinnerless homeless people, Menſchen, die im Raume ihrer eigenen vier Pfähle keine Mittagsmahlzeit finden. Wie viele deren London hat, dürfte ſchwer zu ermitteln ſeyn. Jedenfalls ſind ihrer ſehr viele unter den zwei Millionen ſeiner Bewohner. Jünglinge und Männer jeden Standes, jeden Charakters, jeder Schattirung. In geringerer Zahl ſtehen neben ihnen diejenigen, die zwar eine Häuslichkeit haben, manche ſogar eine mit allen erdenklichen Comforts, die aber den Tag über durch Geſchäft und Beruf ferne davon gehalten ſind. Für beide Claſſen wie für die Geſammtheit der, ob freiwillig oder gezwungen, außer dem Hauſe Speiſenden gibt es Anſtalten nach dem Maaße ihrer Bedürfniſſe und ihrer Mittel. Auch in dieſer Beziehung bietet London ganz eigenthümliche und das hieſige Leben charakteriſirende Merkmale.

Unter allen Speiſeanſtalten weiſe ich der reſpektablen Taverne den oberſten Platz an. Niemand ſuche ſie in einer breiten Straße, auf einem hellen Square, in vornehmer Gegend. Sie birgt ſich in einem einſamen Hofe oder in einem ſtillen Gäßchen, gleich als wollte ſie die in buntem Gemiſch auf den Straßen Gehenden eher vermeiden als anlocken. In einer ſolchen Taverne mit alter Kundſchaft iſt Alles gut, die Speiſen, die Weine und die Gäſte. Der Wirth iſt ein reſpektabler Mann, die Kellner ſind reſpektable Leute, und inſonderheit reſpektabel ſind die Preiſe. Es kann außer der eigenen Häuslichkeit kaum etwas Comfortableres geben als hier mit einem bewährten Freunde zu Mittag zu ſpeiſen. Die ganze Einrichtung hat einen gemüthlich häuslichen Anſtrich. Der große, frei gewölbte Kamin mit niedrigem Roſte und einer Bank zu beiden Seiten erinnert an die claſſiſchen Tage Shakespeares und Ben Jonſons und hat das Gepräge einer gewiſſen Gaſtfreundlichkeit. Das von Rauch ſchwarz gebeizte Getäfel, ächte Rococoſpiegel und rings an den Wänden die gebräunten, lächelnden Geſichter ehemaliger, längſt zur lezten Rechenſchaft abgerufener Wirthe bezeugen das Alterthum der Stube. Die Fenſter des kleinen Vorzimmers, wo der Schenktiſch ſteht, ſind mit Punſchbowlen vom feinſten Porzellan garnirt, die nicht mehr gebraucht werden, weil ſie geſprungen ſind, und das einzige Neue iſt die junge, nett gekleidete Tochter des Wirthes, die hinterm Schenktiſche waltet, die Hebe und Venus der Taverne. Der Speiſetiſch

Digitized by Google

iſt ſo blank wie der Spiegel an der Wand, das alte Getäfel bis zur Politur des Ebenholzes abgerieben. Den Boden deckt ein türkiſcher Teppich und die alten eichenen Stühle, auf welchen man ſitzt, haben elaſtiſche Polſter und Lederrücken.

Nichts hindert die Phantaſie zu glauben, daß aus einer jener geſprungenen Bowlen Shakespeare und Ben Jonſon ihren Punſch geſchöpft, daß bei einem „Magnum" Sekt und Zucker Beaumont und Fletcher hier ihre Theaterſtücke berathen, Jack Falſtaff und Prinz Hall hier mächtig ſchwadronirt, der Richter Shallow hier geſchwitzt, bis das Mitternachtsgeläute ihn nach Hauſe beordert, Buckingham nach dem Theater ſoupirt, Addiſon und Steele einen Aufſatz für den Spectator entworfen, Swift und Bolingbroke in jener Ecke das Wohl und Wehe der Nation beſprochen und Thomſon ſanft geſchlummert in Erwartung der Landkutſche, die ihn nach Richmond bringen ſollte. Nichts hindert ſolche Phantaſiegebilde als die dampfenden Schüſſeln, die kaum beſtellt ſchon aufgetragen ſind. Und wenn ſie leichter wieder fortgetragen worden, verſchwindet das Tiſchtuch und kommt der Wein. Man kann ihn ungekoſtet annehmen, denn eher als ſchlechten Wein geben, möchte der Wirth ſein Schankrecht verlieren. Auch der Tabak zu den thönernen Pfeifen iſt vom beſten, und wer eine Cigarre fordert, kann einer ächten Havannah gewiß ſeyn. Mit einem Worte, wen der Freund und die Flaſche hier nicht comfortabel machen, bei dem muß der Grund wo anders liegen.

Auf die gaſtfreundliche Taverne aus der alten Zeit folgt eine Menge verſchiedenartiger Speiſehäuſer — chop-houses — von welchen viele ſich einen verbreiteten Ruf erworben haben und als einträgliche Beſitzthümer vom Vater auf den Sohn vererben. Gleich der Taverne liegen ſie ebenfalls meiſt Citywärts und bereiten eine gute alte engliſche Koſt. Das Fleiſch iſt ſtets das beſte, das für Geld zu haben iſt, wird nach den Lehren vieljähriger Erfahrung zerſchnitten und erhält erſt unmittelbar vor dem Auftragen das lezte Colorit. Alle Beikoſt — eingemachte welſche Nüſſe, Senft, Brod, Kartoffeln — iſt von entſprechender Güte. Der Wein hat keinen Anſpruch auf erſte Qualität, wohl aber das Bier, und der einzige Fehler ſolcher Anſtalten iſt das beſtändige Drängen und Treiben, das Kommen und Gehen der Gäſte, das Hin- und Herrennen der Kellner.

Eine Art dieſer Spielhäuſer dürfte vielleicht nur in London zu treffen ſeyn; ich meine diejenigen, wo Jeder ein Stück Fleiſch mitbringen kann, das vor ſeinen Augen geröſtet, auf einen zinnernen Teller gelegt und nebſt heißen Kartoffeln und ſonſtigem Zubehör aufgetragen wird. Als eines der vorzüglichſten Häuſer dieſer Gattung, wenn nicht das vorzüglichſte von allen, empfehle ich dem wißbegierigen Fremden „Sun and Flence" in der Threadneedleſtraße, einer der belebteſten Straßen der City, unweit der Bank. Nebenan wohnt der Hoffleiſchlieferant — the Queen's purveyor — in deſſen Laden aber männiglich für ſein Geld ein Rippenſtück, eine Cotelette oder ein Steak haben kann und zum Einwickeln ein Blatt reines Papier, nie Makulatur. Damit geht man in Sun and Flence, legt ſein Paket auf eine Bank in der Nähe des gewaltigen Feuerherds, nimmt Platz, wo einer leer iſt, und obgleich zwanzig und dreißig ähnliche Pakete auf der Bank und eben ſo viele auf dem Bratroſte lagen, kann man verſichert ſeyn, in gebührender, keineswegs ſehr langer Zeit ſein eigenes Fleiſchſtück, Dank der aufmerkſamen, behenden Betſy, trefflich zugerichtet und auf das Reinlichſte ſervirt zu erhalten. Für die Zubereitung kommt ein Penny, acht Pfennige, in Rechnung. Wer das unbegreiflich wohlfeil findet, werfe einen Blick auf den Bratroſt und er entdeckt einen Mechanismus, welcher das abtropfende Fett auffangt, ſo daß es nicht in's Feuer fällt, eine Erſparniß, wodurch Feuerung und Mühwaltung vollſtändig bezahlt werden. Dieſer Bratapparat iſt von ein bis vier Uhr in unausgeſezter Thätigkeit. Dann verwandelt ſich das Speiſehaus in ein Bierhaus, und wenn Ale und Porter immer ſo gut ſind, wie ich beides mehr als einmal zu meinem Beefſteak getrunken habe, ſo erklärt das ſchon allein den zahlreichen Zuſpruch. Aber die Geſellſchaft? — Dieſer, glaube ich, braucht kein gebildeter Menſch ſich zu ſchämen. Ich habe hier gleichzeitig mit dem Gouverneur der Bank, mit Direktoren der oſtindiſchen Compagnie, mit einigen der erſten Kaufleute an der Börſe „geluncht," die dieſem ihrem zweiten Frühſtücke am Schenktiſche ein Glas Sherry folgen ließen, ſich wieder an ihr Geſchäft begaben und einige Stunden ſpäter in ihren herrlichen Equipagen auf ihre Villas nach Hampſtead oder Camberwell fuhren.

(Fortſetzung folgt.)

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

Die gewöhnlichen Lederſchuhe zum Strapaziren wurden mit Oelhefe geſchmiert, da man den Fiſchthran bei den Alten noch nicht kannte. Der heilige Klemens von Alexandria geſtattet den chriſtlichen Frauen weiße Schuhe zum Putz; aber zum Reiſen ſollen ſie ſich geſchmierter Schuhe bedienen, auch mit Nägeln beſchlagener Sandalen, während es im Uebrigen dem Weibe nicht zieme, den bloßen Fuß (in Sandalen) zu zeigen. Für Podagriſten hielt

man gut, Schuhe oder Stiefeln aus Biber- oder Seehundsfell zu tragen.

Der Gebrauch der Schnallen zum Feſtbringen der Schuhe, ſo weit nicht jene mondförmige elfenbeinerne oder ſilberne Spange der römiſchen Senatorenſchuhe bereits eine ſolche war, iſt verhältnißmäßig ſpät aufgekommen. Das Zubinden geſchah durch Riemen. Zwar iſt bei dem griechiſchen Frauenzimmerputz von Schnallen und Spangen eben ſo häufig die Rede, als bei uns von Agraffen und Broschen, aber lediglich für die obern Theile der Kleidung. Dagegen trugen die Griechinnen ſchon frühzeitig Goldſtickerei an ihren Schuhen, dergleichen im Oriente noch jezt geliebt wird.

Die Sohlen der ganzen Schuhe waren meiſt einfach; es wurden aber auch Abſätze aus übereinandergelegten Stücken Sohlleder, wie bei uns, untergelegt, und kleine Frauenzimmer ſuchten ſich mit Hülfe dieſer Abſatzſchuhe eine höhere Figur zu geben, ſo wie diejenigen, welche ſich von zu großer Statur dünkten, Sorge trugen, daß der Schuſter zu ihren Schuhen bloß dünne Sohlen nahm. Der Urſprung der Abſätze muß natürlich in den mit ſtarken und dicken Sohlen von vorn herein verſehenen Kothurnen, dem Urtypus unſerer Halbſtiefeln, geſucht werden. Dieſe Fußtracht entwickelte ſich ohne Zweifel aus jener in Italien unter Landleuten, Hirten und Räubern noch jezt gebräuchlichen Fußverwahrung, da man ein bloßes Stück Leder, ſey es zubereitet oder noch roh und behaart, um den Fuß wickelt und mit Bindfaden durch eingeſchnittene Löcher an denſelben herumbindet. Der Kothurn war urſprünglich ein Jagdſchuh und als ſolchen führt ihn darum auch Diana, die Göttin der Jäger, natürlich in zierlicher und verfeinerter Geſtalt, aus purpurnem Glanzleder und mit purpurnen Riemen, wie derſelbe an ihren Statuen und auf Gemälden gefärbt wurde. Daß derſelbe ſtarke Sohlen erhielt, verſtand ſich von ſelbſt, da er für die Jagd beſtimmt war.

Zeitig lernte man den Nutzen des Korkholzes zu Abhaltung der Näſſe kennen und legte unter den Jagdkothurn und allmählig auch unter die gewöhnlichen Schuhe Korkſohlen, die mit Leder überzogen wurden. Sowohl die Leder- als die Korkſohlen wurden bald in mehreren, bald in wenigeren Lagen angebracht, je nachdem ſie dicker oder dünner ſeyn ſollten. Bei der berühmten Pallas der Villa Albani beſtehen die Sohlen ihrer Schuhe aus fünf Lagen, aber die Geſammtdicke iſt gleichwohl nur zwei Finger. Dieſe Lagen der Sohlen ſind an den Statuen durch Einſchnitte angedeutet; in der Wirklichkeit war der Unterſchied damit bezeichnet, daß das Leder an dieſen Einſchnitten geſteppt wurde. Die Pallas der Villa Ludoviſi hat drei Finger hohe Sohlen mit drei verſchiedenen Reihen geſteppter Zierrathen. Der tyrrheniſche Sandalenſchuh hatte eine vier Finger dicke hölzerne Sohle und vergoldete Riemen. In dieſem Fußcoſtüme hatte Phidias die Pallas in der Burg zu Athen gebildet.

Die Korkſohlen wurden ſogar bis zur Breite einer Hand und darüber geſteigert, und zwar nicht bloß an Schuhen, mit welchen man über die Straße ging, wo beim herkömmlichen Koth im Orient dergleichen hohe Beſchuhung eine Nothwendigkeit war und iſt; dergleichen dicke Sohlen gingen theilweiſe auch in die Sitte des häuslichen Lebens über. Die Babuſchen der Orientalinnen ſind bekanntlich noch jezt hochſohlige, einen unſäglich unbehülflichen, watſchelnden, gänſehaften Gang vermittelnde Geräthe, die gleichwohl für etwas vom Anſtande Gefordertes und darum auch Zierliches gelten, gerade wie die ſcheußlich verunſtaltenden Mißformen der zwerghaften Schuhe der Chineſinnen. Wir haben aber alle Urſache, jene ſtelzenhaften Fußunterlagen des Orients theilweiſe bereits für altgriechiſch zu halten.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris**, December.

### Preßprozeſſe.

Der Prozeß zwiſchen Granier de Caſſagnac und dem Schneider und Dichter Conſtant Hiblev hat das Ende genommen, das vorauszuſehen war. Der Beklagte hat nicht beweiſen können, daß ſein Gegner für einen lobenden Artikel in der „Preſſe" ſich einen ſilbernen Theetopf oder ein ſilbernes Beſteck habe ſchenken laſſen, und er iſt als Verleumder zu 14tägiger Haft und in die Prozeßkoſten verurtheilt worden, und Granier de Caſſagnac hat ſich noch obendrein den Ruf der Großmuth erworben, indem er auf die Entſchädigung von 1500 Francs, die er Anfangs gefordert, freiwillig Verzicht geleiſtet hat. Es iſt möglich, daß ihm das Gericht dieſe 1500 Fr. nicht zuerkannt hätte; irgend eine Entſchädigung in Geld würde es ihm jedoch wahrſcheinlich zugeſprochen haben. Er aber hat keine mehr verlangt, als ſey es ihm bloß darum zu thun geweſen, ſeinen Verleumder zu beſchämen. Hiblev, ſtatt einen Sachwalter zu nehmen, vertheidigte ſich ſelbſt vor Gericht. Dieſe Gelegenheit war ihm äußerſt erwünſcht, um die Käuflichkeit der Journale an den Pranger zu ſtellen. Auch ermangelte er nicht, die in ſeinem Libell angeführten Thatſachen wieder vorzubringen. Allein die Richter mochten denken: was du uns da erzählſt, wiſſen wir Alle ſo gut als du. Jedermann weiß in Paris, daß man für Geld in den hieſigen Blättern ſich und ſeine Werke herausſtreichen laſſen kann, ſo viel man will, daß ein großer Theil des Lobes, das man in denſelben lieſt, mit klingender Münze gekauft worden iſt. Wenn man aber einen Journaliſten namhaft macht und ihn beſchuldigt, er habe ſich für Geld oder Geldeswerth anheiſchig gemacht, Jemanden zu loben, ſo muß man die Beweiſe in Händen haben, ſonſt läuft man Gefahr, als Verleumder beſtraft zu werden. So

iſt es denn auch dem Schneider gegangen, und er hat nicht einmal das Vergnügen gehabt, ſeine Selbſtvertheidigung in den Journalen zu leſen. Die Journaliſten haben ſich wohl gehütet, auch nur eine Zeile davon einzurücken, da ſie doch ſonſt umſtändliche Berichte über unwichtigere Gerichtsverhandlungen geben. Sie haben bloß die Thatſache erwähnt, daß Hibley ſein eigener Sachwalter vor Gericht geweſen ſey, und das Urtheil ganz genau abgedruckt. Hibley iſt noch dazu angehalten, dieſes Urtheil in vier Tageblättern, welche Granier de Caſſagnac ſelbſt wählen kann, abdrucken zu laſſen. Iſt dem Schneider die Luſt noch nicht vergangen, durch ſeine Dichtungen berühmt zu werden, ſo wird er hinfort auch für Geld ſein Lob ſchwerlich in die Tageblätter einſchmuggeln können; Hibley iſt für ſie ein verrufener Name und ſie werden ſich nicht mehr der Unannehmlichkeit ausſetzen, daß ein Schneidergeſelle der Leſewelt ſagen kann: Seht, ihr lieben Leute, all das Lob, das mir in dieſem oder jenem Journale geſpendet worden, habe ich mir mit baarem Gelde erkauft und die Journaliſten N. N. haben ſo und ſo viel dafür bekommen. – Der Tadel wird natürlich unentgeldlich in den Journalen ertheilt, aber auch dieß iſt nicht ohne Unannehmlichkeit für ſie, wie man eben aus dem Prozeſſe geſehen hat, den ein wenig bekannter Theaterdichter, Loyau de Lacy, gegen den Conſtitutionnel geführt und den er in der oberſten Inſtanz gewonnen, nachdem er ihn in unterer Inſtanz verloren hatte. Ein Theaterrecenſent Namens Rolle, welcher die Theaterkritiken im Conſtitutionnel zu ſchreiben pflegt, hatte ſich über das erſte Drama jenes Provinzialdichters, le lys d'Evreux, wozu der Stoff aus der Geſchichte der Normandie genommen iſt, ein wenig luſtig gemacht und den Verfaſſer ziemlich oder unziemlich perſiflirt. Dieſer, gegen Journalkritik noch nicht abgehärtet, ſezte eine lange Selbſtvertheidigung auf und ſandte ſie dem Conſtitutionnel als Widerlegung der Rolle'ſchen Kritik. Dieſer verweigerte die Aufnahme des Artikels, und demnach verſuchte Loyau de Lacy, das Journal gerichtlich dazu zu zwingen, indem ein Geſez den Journalen die Pflicht auferlegt, Widerlegungen von Beſchuldigungen unentgeldlich einzurücken.

(Fortſezung folgt.)

## Frankfurt a. M., December.

(Fortſezung.)

Eiſenbahnen. — Die kirchliche Bewegung.

Mit dem Nahen der für uns ſo viel verheißenden Zeit der Vollendung der Eiſenbahnen wird vielleicht ein ganz anderes Frankfurt erſtehen, das nicht mehr ſo ängſtlich der Vergrößerung durch fremden Menſchenzufluß entgegenſtrebt, ſondern die Anſiedelung Fremder als Bürger dahier erleichtert und ſeine Thore weit hinausſchiebt, um ſie eine mächtige Stadt umſchließen zu laſſen. Es iſt ein wahres Wort eines der tüchtigſten Männer Frankfurts, daß unſere Stadt an Mangel der Bevölkerung leidet. — Mit dem Bau der Eiſenbahnen wird in der Nähe der Stadt und des Stadtgebiets troz der vorgerückten Jahreszeit noch emſig fortgefahren und es wird, wenn der Winter gelinde bleibt, auch wenig Unterbrechung eintreten. Sehr weit vorgeſchritten iſt der Bau der Main-Neckareiſenbahn, und da ſie, bis nach Vollendung der Mainbrücke, von welcher bereits mehrere Pfeiler ſtehen, mit der Frankfurt-Offenbacher Eiſenbahn vor Sachſenhauſen proviſoriſch einen gemeinſchaftlichen Bahnhof erhalten ſoll, ſo wird auch der Bau der leztern Bahn ſehr beſchleunigt. Der Bau der Frankfurt-Hanauer Bahn iſt in Angriff genommen, wiewohl vorerſt auf kurheſſiſchem Gebiet, auf naſſauiſchem der der Höchſt-Sodener Eiſenbahn. Der Anfang des Baus der Main-Weſer Eiſenbahn wird erſt in dieſem Winter vorbereitet. — In lezter Zeit iſt aber auch dem hier ſeit ſeiner Entfernung aus Baden wohnenden Moriz von Haber die Conceſſion zum Bau einer Eiſenbahn von hier nach Homburg, dem waſſerberühmten und ſpielberüchtigten Bade, verliehen worden, und obgleich dieſe Bahn nur drei Stunden lang wird, ſo berührt ſie doch die Länder von vier Herren. Obgleich Haber für dieſen Bahnbau conceſſionirt iſt, ſo ſollen doch eigentlich Pariſer Bankiers an der Spitze des Unternehmens ſtehen und auch die Spielpächter Leblanc betheiligt ſeyn. Das leztere wird zwar geläugnet, allein da dieſe Eiſenbahn der Homburger Spielbank die Schlachtopfer in noch größerer Zahl zuführen wird als ſeither, ſo iſt es einleuchtend, daß die Spielpächter auch hier ihre Hand mit im Spiele haben. — Es iſt ein trauriges Zeichen der moraliſchen Schwäche, daß Deutſchland die Spielhöhlen in ſeinen Gauen nicht ſchließen kann. Daß es faſt lauter Franzoſen ſind, welche dieſe in Pacht haben, kann der Sache für Deutſchland keine Lichtſeite abgewinnen. Wer duldet, daß in ſeinem Hauſe Unfug getrieben wird, iſt der Mitſchuldige. Einmal wird und muß auch dieſe uns vor Frankreich beugende moraliſche Schmach aufhören! — Deutſchland liegt freilich jezt in einer andern, die Gemüther in einem hohen Grad aufregenden Kriſis, deren Entſcheidung minder lang auf ſich warten laſſen mag als die Spielbankkriſis. Ich meine die kirchliche Bewegung. Seit meinem lezten Schreiben war Ronge auf der Rückreiſe nach Breslau wieder hier. Man mag Ronge von manchem Vorwurf, den ihm ſeine Gegner machen, nicht freiſprechen können, man kann ihn keinen gewaltigen Geiſt nennen, aber er iſt ſo durchdrungen von ſeiner Sache, es concentrirt ſich Alles bei ihm ſo ſehr auf dieſen einen Punkt, daß man an der Lauterkeit ſeiner Geſinnung nicht zweifeln darf. Die deutſchkatholiſche Gemeinde in unſerer Stadt vergrößert ſich noch immer; ſo fanden am neulichen Buß- und Bettag vierzig Unterzeichnungen auf einmal ſtatt. Man will beſtimmt wiſſen, daß der Senat der geſezgebenden Verſammlung, die acht Deutſchkatholiken in ihrer Mitte zählt, einen Geſezentwurf zur vorläufigen Feſtſtellung der ſtaatlichen Verhältniſſe der Deutſchkatholiken vorlegen wird. Der Senat wird darin allerdings nicht weiter gehen, als die andern Regierungen, namentlich die großherzoglich heſſiſche und herzoglich braunſchweigiſche bereits gegangen ſind. Die Deutſchkatholiken werden ſich damit beſcheiden, da einmal der Senat die politiſchen Rückſichten nicht außer Auge ſezen darf. Der Plan zur Herausgabe einer deutſchkatholiſchen Kirchenzeitung mußte begreiflicherweiſe verſchoben werden. — Der Schriftſteller Heribert Rau iſt durch den Erfolg ſeiner kirchengeſchichtlichen Vorträge auf den Gedanken gekommen, ſich zum Kanzelredner zu bilden; er will, obgleich verheirathet, im nächſten Frühjahr die Univerſität Heidelberg beziehen und Theologie ſtudiren. Rau läßt eben ſeine Reden und ſeine kirchengeſchichtlichen Vorträge im Druck erſcheinen. — Große Beachtung fand hier die Schrift von Gervinus, „die Miſſion des Deutſchkatholicismus,“ und ſie wurde auch von den Katholiken mit Aufmerkſamkeit geleſen. Dieſe Schrift veranlaßte einen Freund von Gervinus, den Profeſſor Heſſemer am Städelſchen Kunſtinſtitut, fünf- und zwanzig „deutſch-chriſtliche Sonette“ zu veröffentlichen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Digitized by Google

№ 310.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Sonnabend, den 27. December 1845.

Nil non permittit mulier sibi, turpe putat nil.
Intolerabilius nihil est quam femina dives.

Juvenal.

## Die menſchliche Kleidung.

(Fortſetzung.)

Zu allen Zeiten ward von den griechiſchen Frauen eine gewiſſe Eingezogenheit gefordert. Zwar wurde ihnen hiedurch keineswegs die Gelegenheit entzogen, an den Intereſſen des Vaterlandes Theil zu nehmen, noch auch die Freiheit, ſich eine edler Frauen würdige Geiſtesbildung zu geben. Gegen dergleichen über das Griechenthum gehegte Vorurtheile hat beſonders der eben ſo tiefgelehrte als liebenswürdige Humaniſt Friedrich Jacobs alle Streitkräfte einer ſiegreichen Sachkunde mit wahrhaft heiliger Begeiſterung in das Feld geführt. Gleichwohl trug jene Eingezogenheit bereits die Keime jenes müßiggängeriſchen und beſchaulichen Harems- und Seraillebens in ſich, in welches wir die heutigen Türkinnen und mitunter auch die Griechinnen verſunken ſehen. Einem ſolchen müßiggängeriſchen, weichlichen, nicht aus dem Zimmer kommenden, den ganzen Tag im Bade zubringenden (dieſe Unſitte verdirbt bekanntlich Jugend und Schönheit der Neugriechinnen), und lediglich mit Sklavinnen und Gevatterinnen die Zeit verklatſchenden Daſeyn ſind dergleichen kindiſch geſchmackloſe, monſtröſe, ja den Zweck der Bewegung ganz eigentlich vereitelnde Lokomotiven, wie jene Babuichen, ganz angemeſſen. Der Orientale will nicht, daß ſeine Frau ſich dem Publikum zeige; er benimmt ihr die Luſt, ſolchen Hang zu befriedigen, durch eine Fußbekleidung, die jeden Schritt eben ſo lächerlich als gefährlich macht. In ihrer Langeweile aber, weil ihr jede Sorge um das Hausweſen durch männliche Hände (ſo war es auch im alten Griechenland) abgenommen iſt, ſucht ſie zum Zeitvertreib ihren körperlichen Putz vermeintlich zu verſchönern. Sie beſſert immer von Neuem daran, weil die Langeweile tagtäglich wiederkehrt, aber ſie findet keine Gelegenheit, das Unpraktiſche ihrer Verbeſſerungen oder Veränderungen zu erproben, und ſo wird ſie mit denſelben geſchmacklos, inſipid. Denn der Anfang des Geſchmackloſen iſt das Unpaſſende.

Mit den auf hohe Korkſohlen aufgerichteten Frauenſchuhen iſt es ſo ergangen. Dieſe Korkſohlen ſelbſt haben den Vortheil der Leichtigkeit bei aller Dicke. Die einzelnen Lagen wurden mit Stickereien, mit goldenen und ſilbernen Buckeln, ja mit Edelſteinen beſezt, und ſelbſt die Sohlen zum Auftreten mit goldenen Nägeln beſchlagen. Aus dieſem geiſtlos zierlichen Schuhwerke ſind die lächerlichſten Monſtroſitäten hervorgegangen. Im Mittelalter trugen die Venetianerinnen, ohne Zweifel als Wahrzeichen der Siegesthaten ihrer tapfern Landsleute in der Levante, fußhohe Abſatzſchuhe oder eigentlich

Digitized by Google

geſtickte und prächtig verzierte Pantoffeln, welche völlig die Geſtalt eines von unten nach oben aufgehenden Blumenkelchs haben. Die Ahnung, daß in dieſes geheimnißvolle Gefaß ein weiblicher Fuß hinein gehört, muß man zu der Abbildung aus dem Zuſammenhange hinzubringen; zu gehen war darin unmöglich, denn die ſchmale Hälfte des närriſchen Dinges war unten, die breite oben. Dieſe Damen wurden von ihren Dienerinnen aufgehockt und fortgeſchleppt. Mit Recht hat daher der ehrwürdige, in ſeinem Fanatismus oft geiſtreich ſarkaſtiſche Kirchenvater Tertullianus die Bemerkung gemacht, daß Niemand anders als der Teufel die Kothurne erfunden und die tragiſchen Schauſpieler (er hätte noch treffendee ſagen können, die Weiblein) darauf geſezt habe, um in ſeinem Uebeemuthe jenen heiligen Ausſpruch zu nichte zu machen, daß Niemand ſeiner Höhe eine Elle zuſetzen könne.

Dem Gebrauche des Korks in der Schuhmacherkunſt veedankt unſer berühmter und bekanntlich eine ſociale Miſſion erfüllender Ausdruck Pantoffel ſeinen Urſprung: derſelbe bedeutet einen ganz aus Kork (Phellos) gemachten Fußanzug. Möglich, daß man bei dem großen Ueberfluſſe dieſes Materials in Griechenland gerade ſo Holz- und Hausſchuhe aus bloßem Kork ſchnizte, wie dergleichen in den deutſchen und franzöſiſchen Marſchlanden aus Ahoen- und Lindenholz geſchnizt und maſſenweiſe auf den Märkten zum Verkauf geboten werden. Eigentlicher Holzſohlen, wahrſcheinlich aus Feigenholz, bedienten ſich die Flötenbläſer, um mittelſt derſelben bei ihrem Spiele den Takt zu ſtoßen. Die römiſchen Damen trugen Kork in iheen Sohlen bloß Winters.

Zu Hauſe pflegte man im Alteethume, wie bei uns, eine leichtere Fußbekleidung zu tragen, die im Namen Socke ſich noch gegenwärtig charakteeiſirt. Denn dieſer Name iſt von den Lateinern einer gewöhnlichen, weit ausgeſchnittenen, im Hauſe und beim Ausſchlendern in die Nachbarſchaft üblichen Art von Schuhen griechiſcher Männer und Frauen gegeben worden, im Gegenſatze zu ihrem eigenthümlichen, den ganzen Fuß deckenden und gravitätiſchen Staatsſchuh. Sie bezeichneten mit demſelben auch das leichte, familienhafte griechiſche Luſtſpiel der Menandriſchen Zeit, wo man ſich, im Gegenſatze des tragiſchen Kothurns, dieſes Soccus bediente. Sie ſelbſt nahmen dieſe bequeme griechiſche Fußtracht als Hausſchuh an; zum Ausgehen wäre dieſelbe des altrömiſch Denkenden unwürdig geweſen. Dieſer Soccus findet ſich nachgehends auch in der eigentlichen Halbgeſtalt unſerer Pantoffeln. Die Sandalen waren immerdar eine Tracht leichtfertiger Römeeinnen; dieſe wußten ſie aber durch elegantes und mit Edelſteinen verziertes Riemenwerk ſo verführeriſch anzulegen, daß ſie um eine ſo beſtechende Tracht natürlich ſelbſt von ehrbar Denkenden beneidet wurden und zulezt dieſe ſich durch das Beiſpiel fortreißen ließen.

Die ehernen Schuhe des Philoſophen Empedokles können wir auf ihrer Sprüchwörtlichkeit beruhen laſſen; freiwillige Nachahmer hat er ſchwerlich gefunden. Dagegen iſt gewiß, daß eiſeener und bleierner Schuhe unter dem Martergeräthe unglücklicher Verurtheilten in ſpäteren Heidenzeiten und im Mittelalten gedacht wird.

Im nächſten Abſchnitt betrachten wir das Hauptſtück der Bekleidung, den Rock und den Mantel.

---

## Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

In die dritte Claſſe ſind zu ſetzen die Tables d'hôte. An Zahl können ſich dieſe mit denen in Paris nicht meſſen und hinſichtlich der Küche nur inſofern, als man an den Londoner Wirthstafeln weiß, was man ißt und von einem ragoût de chat garni aux cornichons oder einem filet de cheval à la jardinière hier nicht die Rede ſeyn kann. Meines Wiſſens gibt es der Wirthstafeln in London nicht wohl über ein Dutzend, zwei oder drei im Weſtende, die andern in der City. Erſteee werden hauptſächlich von Offizieren auf halbem Sold, lezteee von Kaufleuten beſucht. Obgleich aber Speiſen und Getranke jeden billigen Wunſch befeiedigen und der Preis mindeſtens um fünfzig Procent geringer iſt als in der von mir obenan geſtellten Taverne, ſo kann ich doch mit gutem Gewiſſen Niemand rathen, daran Theil zu nehmen. Vielleicht ahnet man den Grund. Es iſt einer, über deſſen Richtigkeit ich bei meiner Vorliebe für England mich gewiß um ſo weniger täuſche, je lauter er gegen die Engländee ſpricht. Die Tages- oder Stammgäſte an jenen Tafeln bilden eine Coterie, die ihre beſtimmten Geſpeächsgegenſtände, ihre ſtereotypen Späße, ihre eigenthümlichen politiſchen Anſichten hat. Ein Fremder erſcheint als Eindringling, als Dampfer dee Unterhaltung. Die deekömmlichen Geſprächsgegenſtände weeden kaum flüchtig berührt, die üblichen Späße unterbleiben, die Politik ſchweigt. Alles vereinigt ſich in dem Beſtreben, den Fremden aus der Geſellſchaft fort zu fröſteln. Die Artigkeit der Gäſte gegen ihn iſt eine gezwungene, die Aufmerkſamkeit der Kellner ſteif und kalt, beides verletzender als offene, ehrliche Grobheit. Ein Offizier vom Generalſtabe, der deßhalb General titulirt wird und hier, nach dem engliſchen Sprüchwort, die große Kanone iſt, ſpricht mit ſeinem Nachbar in Hieeoglyphen, während ein von der Tiſchgeſellſchaft zum Hauptmann beförderter Lieutenant, indem er dem Fremden auf deſſen

Digitized by Google

dreimaliges Begehren eine Schüſſel reicht, ſeinem andern Nachbar bemerkt, daß ſich jezt mehr als je eine Unmaſſe verdächtiger Menſchen in London umhertreiben und es bald unmöglich ſeyn dürfte, aus dem Aeußern zu erkennen, ob ein Gentleman wirklich ein Gentleman oder ein Beutelſchneider ſey. Der Fremde erlaubt ſich eine Frage nach den Tagesneuigkeiten; die Geſellſchaft ſieht ſich wechſelſeitig an und nicht Einer hat bereits eine Zeitung geleſen. Der Fremde wagt die Behauptung, daß es morgen regnen werde. „Vielleicht,“ antwortet der Eine, „muthmaßlich,“ ein Zweiter, „das iſt ſchwer vorherzuſagen,“ ein Dritter. Kurz, das Benehmen der Geſellſchaft kommt darauf hinaus, daß es ſie herzlich freuen ſoll, den Fremden nicht wieder unter ſich zu ſehen.

Es wäre hier nicht am Orte, ſelbſt wenn ich es vermöchte, die auffallende Thatſache zu erklären, daß Engländer, denen man im Allgemeinen weder Erziehung, noch Gelegenheit zu Verkehr mit Fremden abſprechen kann, in europäiſchem, wohlverdientem Rufe halsſtarrigſter Unartigkeit gegen ſolche ſtehen, die ſie nicht kennen, daß ſie in keiner Weiſe ſich herbeilaſſen, ihnen jene wohlfeile Höflichkeit zu erzeigen, die ſich in einem Blicke, in einem Worte, in einem Lacheln, in einer Handbewegung darthut und ſo weſentlich beiträgt, die Menſchen einander lieber zu machen. Von alledem ſcheinen die Engländer, beſonders aus höhern Ständen, mit ſeltenen Ausnahmen, nichts zu wiſſen oder nichts wiſſen zu wollen. Nach dem Vorgange des römiſchen Rechts erkennt ihr Kriminalcoder Jeden für unſchuldig, wider den nicht der Beweis ſeiner Schuld vorliegt; aber ihr geſellſchaftlicher Coder ſieht in Jedem einen Schuft, bis er das Gegentheil erweist. Nicht die Fähigkeit, höflich zu ſeyn, fehlt ſolchen Engländern, nur der Wille. Die Meiſten ſind ſich bewußt, daß Höflichkeit die kleine Münze im geſellſchaftlichen Verkehr und eben ſo unentbehrlich iſt wie Sixpence und Schillinge. Keiner leugnet das Schöne und Richtige in Sterne's Worten: „All hail, you small sweet courtesies of life, for pleasant do you make the way of it. Like grace and beauty, that attract us at first sight, 'tis you that open the door and let the stranger in!“ Aber die wenigſten thun darnach.

Meine vierte und lezte Klaſſe umfaßt diejenigen Speiſehäuſer, die in London dead meat shops heißen, vermuthlich wegen des ihren Fleiſchſpeiſen beiwohnenden eigenthümlichen Geruchs friſch geſchlachteten Fleiſches. Troz dieſes nicht eben lockenden Umſtandes haben ſie die meiſten „homeless dinnerless“ zu ihren Kunden. Vor Allem, weil ſie wohlfeil ſind. Ein Teller Fleiſch koſtet acht oder neun Pence; Gemüſe, Brod, Käſe u. ſ. w. im Verhältniß. Siebzehn oder achtzehn Pence genügen wohl, den Hungrigſten zu ſättigen, und wer es gerade trifft oder als alter Kunde einzurichten weiß, daß er von einem der mächtigen, gar nicht durchzubratenden Fleiſchkoloſſe einen der erſten und beſten Anſchnitte bekommt, der kann damit für den bezahlten Preis ſehr zufrieden ſeyn. Für das Dreifache erhielte er an andern Ortrn nichts Beſſeres. Ferner ſind dieſe Häuſer „genteel,“ anſtändig, mindeſtens gelten ſie dafür. Auch in London wüthet das Anſtändigkeitsfieber in dem neu geprägten Worte gentility-mongering. Alle ehemaligen Lehrlinge und Ladendiener — 'prentices und shopmen — jezt Gehülfen und junge Herren genannt — assistants und young gentlemen — wollen anſtändig zu Mittag ſpeiſen, und obſchon ſie nicht „mit ſilbernen Löffeln im Munde zur Welt gekommen“ ſind, wenigſtens einmal täglich einen im Munde haben. Und die fraglichen Speiſehäuſer bieten nicht allein ſilberne Löffel, ſondern ſogar ſilberne Gabeln. Daher der gewaltige Zudrang von Mittags ein Uhr bis Abends acht, wo die Anſtalten geſchloſſen, Töpfe, Schüſſeln und Teller gereinigt und die Abgange an arme, in Haufen vor den Thüren harrende Leute theils verkauft, theils verſchenkt werden.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Frankfurt a. M.**, December.

(Schluß.)

Kirchliches. — Literatur. — Theater.

Wie man hört, will der bekannte August Boden, der Vertheidiger Jordans, auch eine Broſchüre über die deutſchkatholiſche Bewegung erſcheinen laſſen und darin einen ganz ſelbſtſtändigen Standpunkt behaupten. — Der Proteſtantismus nimmt hier an dem Deutſchkatholicismus ein lebhaftes Intereſſe in Zuneigung und Abneigung. Ob aber die Rationaliſten in ihrer Zuneigung nicht zu weit gehen, ſteht dahin. Die Pietiſten haben es dagegen noch vermieden, ſich an geheiligter Stelle über den Gegenſtand auszuſprechen. Indeſſen that es in dem nahen Hanau der Pfarrer Carl an der Johanniskirche und ſeine Predigt gelangte im Druck auch hierher, konnte aber in ihrer Unklarheit keinen beſondern Eindruck machen. — Obgleich die Nikolaikirche völlig reſtaurirt iſt, ſo wird ſie doch erſt mit dem neuen Jahre dem proteſtantiſchen Gottesdienſt übergeben werden können. Sie tritt an die Stelle der abgebrochenen Kirche zum heiligen Geiſt und vermehrt ſomit nicht die Zahl der hieſigen proteſtantiſchen Kirchen. Die Nikolaikirche erhielt ein großes Altargemälde von Reihel, die Auferſtehung Chriſti darſtellend, das in den einzelnen Figuren alles Lob verdient, aber bedauern läßt, daß der Raum für die koloſſalen Geſtalten zu klein iſt. — Der Kaiſerſaal, obgleich in ſeiner Reſtauration vollendet, iſt noch nicht dem Zutritt des Publikums geöffnet und es harrt ſehnſüchtig darauf. — Eine ſehr angenehme Ueberraſchung bereitete Karl Jügel Frankfurt durch das bei ihm ſo eben erſchienene „Frankfurter Album,“ das in dreißig Darſtellungen die intereſſanteſten Anſichten aus alter und neuer Zeit wiedergibt, die nach Dielmann'ſchen Zeichnungen mit ſeltenem Fleiße auf Stahl ausgeführt ſind. Unſere freie

Digitized by Google

Stadt, die ſo reich an alten Erinnerungen und neuen Monumenten iſt, hat ſchon öfters den Stoff zu dergleichen Sammlungen gegeben, doch iſt uns keine bekannt, welche den Gegenſtand ſo eigenthümlich und national aufgefaßt hätte, wie die eben berührte. Es iſt Frankfurt, wie es leibt und lebt, und man durchwandert bei Beſchauung dieſer Blätter die Stadt wie an einem heitern Sommertage, wo man gern bei dieſem oder jenem Punkte ſtehen bleibt, um ſich bei neuer Beleuchtung daran zu erfreuen. Wenige deutſche Städte werden eine ähnliche Illuſtration ihrer Sehenswürdigkeiten aufzuweiſen haben. — In der lezten Zeit entwickelte ſich hier große Verlagsthätigkeit. Die „literariſche Anſtalt“ gab von Gutzkows geſammelten Werken weitere drei Bände heraus, und es iſt nun der Druck bis auf den achten Band gediehen. Der ſechste Band iſt dießmal der intereſſanteſte. Er enthält das Leben Börne's, das aus dem Nachlaſſe des verſtorbenen Schriftſtellers ſehr vermehrt und in Manchem weſentlich berichtigt werden konnte. Dieſer Band bringt auch ein ſtark Geſchoß, das auf den k. k. Hofrath und Hiſtoriographen Dr. Hurter von Gutzkow ausgelegt iſt. Es hatte deßhalb geheißen, es werde dieſer ſechste Band verboten werden, allein das Gerücht hat ſich nicht beſtätigt. — Eine günſtige Aufnahme fand das bei J. D. Sauerländer erſchienene Buch: „Goethe's Werke. Erläuterungen von Konrad Schwenk.“ — Der erſte Band der „Geſchichte der Rechtsverfaſſung Frankreichs von Wilhelm Schaeffner,“ ein Werk, das von der juridiſchen Welt als ſehr gediegen gerühmt wird, und ein beſonderer, verbeſſerter Abdruck der früher in den Geſammtwerken Victor Hugo's erſchienenen Ueberſetzungen der lyriſchen Gedichte des franzöſiſchen Dichters von Ferdinand Freiligrath (welche der deutſche Dichter mit einer kurzen Vorrede begleitet) ſind auch von Sauerländer ausgegeben worden. — Die Schloſſer-Kriegkſche „Weltgeſchichte fürs deutſche Volk“ iſt bis zum achten Heft geblieben. — Ueber das in der Varrentrappſchen Sortimentshandlung (bei Keſſler) erſchienene Goethealbum werde ich das nächſtemal mich ausſprechen. — Heute will ich nur noch bemerken, daß unſere Bühne den lobenswerthen Vorſatz gefaßt hat, das klaſſiſche Drama vor den dramatiſchen Eintagsfliegen mehr zu begünſtigen, und es ſollen nach und nach alle klaſſiſchen Stücke wieder gegeben werden. Mit Egmont, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans wurde begonnen, Othello, Richard III. u. a. ſollen nachfolgen. Die Direktion wird dabei nichts verlieren, denn unſer Publikum kann als ein gebildetes gerühmt werden, das nicht in der Opernluſt verſunken iſt. Gutzkow wird ſein neueſtes Stück, das fünfaktige Luſtſpiel „Anonym,“ das die Myſterien der öffentlichen Meinung enthüllt, in den nächſten Tagen der Bühne übergeben, und wahrſcheinlich wird unſer Theater das neue Jahr mit dieſem Stücke beginnen. An dramatiſchen Neuigkeiten iſt ſonſt großer Mangel, d. h. an ſolchen, welche wahre Repertoireſtücke werden können. Auch an guten neuen Opern fehlt es und es werden deßhalb die beſſern ältern einſtudirt. — Den Genuß der klaſſiſchen Muſik, beſonders der Beethovenſchen Symphonien, bieten uns auch in dieſem Winter die Soiréen des Muſeums. In literariſcher Beziehung ſind aber ihre Gaben dürftig.

## Paris, December.

(Fortſetzung.)

Preßprozeſſe. — L'Epoque.

Man hatte bisher das Geſetz, daß die Journale Widerlegungen einrücken müſſen, ſo verſtanden, Jeder könne verlangen, daß ein Journal, das ſeine Ehre oder ſeinen guten Ruf angetaſtet, auch ſeine Erwiderung aufnehme. So haben die königlichen Gerichtshöfe das Geſetz bisher ausgelegt, und da in obigem Falle von keinem perſönlichen Handel, ſondern von einem Geiſtesprodukt die Rede war, ſo hatte der königliche Gerichtshof den Dichter Lacy mit ſeiner Klage abgewieſen. Der Caſſationshof behauptet nun aber, das Geſetz beziehe ſich auf Beſchuldigungen aller und jeder Art, und wer irgendwie in einem Journalartikel angegriffen werde, habe das Recht, ſich in demſelben Journal dagegen zu vertheidigen. Die Herren Richter wiſſen wahrſcheinlich nicht, was ſie thun, und urtheilen ins Blaue hinein. Das Journal des Débats bemerkt mit Recht, wenn ihr Spruch nicht bald durch ein neues Geſetz aufgehoben werde, müßte die größte Verwirrung in der Journaliſtik einreißen. „Wir nennen, ſagt es, täglich eine Menge Perſonen, Staatsmänner, Beamte, Schriftſteller, Künſtler, Gewerbtreibende, Handelsleute, Militärperſonen u. ſ. w. Geſezt nun, unſer über dieſelben gefälltes Urtheil oder unſere bloße Erwähnung mißfalle ihnen, und jeder ſende einen Artikel ein, um ſich zu rechtfertigen, oder um ſein Betragen in das ihm beliebende Licht zu ſtellen, was ſollte aus unſerem Blatte werden, wenn wir alles dieß einrücken müßten? was würden die Leſer ſagen, wenn man ihnen alle dieſe Artikel auftiſchen wollte? Autoren und Künſtler würden, wenn ihre Werke auch noch ſo glimpflich getadelt, ja ſelbſt wenn ſie nur nicht gelobt worden, dem Publikum die Vortrefflichkeit ihrer Leiſtungen handgreiflich beweiſen wollen.“ — Damit erwüchſe den Journalen eine unerträgliche Laſt; und ſie haben ohnehin ſchon mit Nöthen aller Art zu kämpfen. Davon kann die „Epoque“ viel erzählen, welche ſeit zwei Monaten im allergrößten Format aufgetreten iſt und in dieſer kurzen Friſt ſchon ein Dutzend Prozeſſe gehabt hat, worunter einige mit der Regierung. Vielleicht hat noch kein in die Welt tretendes Journal mit ſo viel Trübſal zu kämpfen gehabt. Die Unternehmer dieſes großen, mithin koſtſpieligen Blattes wiſſen, daß man heutzutage viel Lärm machen muß, um ſich unter den vielen Bewerbern um die Gunſt des Publikums bemerklich zu machen. Daher haben ſie auch nichts unverſucht gelaſſen, um mit Gepränge und Lärm aufzutreten. Sie haben in den beliebteſten und geleſenſten Tageblättern von Paris ihre neue Unternehmung ankündigen laſſen, aber nicht mit kleinen Lettern und in drei oder vier Zeilen, wie man zu vermiethende Zimmer ankündigt. Nein, ſie haben eine ganze Seite der ungeheuern Blätter in Beſchlag genommen. Was dieß aber koſtet, erſah man aus der dem Gericht vorgelegten Rechnung der „Preſſe,“ welche einmal eine ganze Seite ihres Blattes zu dieſer Ankündigung vergeben, nämlich die Summe von 2250 Francs. Die andern Tageblätter ſind wahrſcheinlich nicht wohlfeiler geweſen, und wenn die Epoche auch nur in vier Blättern angekündigt worden iſt, hat dieß allein 9000 Francs gekoſtet. Damit haben ſich aber die Unternehmer nicht begnügt, und ein Ankündigungsmäkler (ein neuer Stand in der heutigen Geſellſchaft) hat ebenfalls dem Gericht eine Rechnung von 50.000 Franken vorgelegt für Ankündigungen, die er in den Journalen von ganz Frankreich beſorgt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 52 und Proſpektus der „Oeſterreichiſchen Blätter für Literatur und Kunſt ꝛc.“ von Dr. Adolph Schmidt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

# Intelligenz-Blatt. Nro. 52.

Sonnabend, 27. December 1845.

[455] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Gedanken**
über
**Erziehung und Unterricht**
beſonders des weiblichen Geſchlechts
und
**über weibliche Erziehungsanſtalten.**
Nebſt drei Anhängen.
Mitgetheilt
und ihren ehemaligen Schülerinnen zugeeignet
von
**Tinette Homberg.**
Mit einem Vorwort von Dr. F. A. W. Dieſterweg.
Broſchirt 1 Rthlr. 10 Sgr.

---

[400] Im Verlage von **Robert Kittler** in **Hamburg** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Neue Mährchen** von H. C. Anderſen. 2r Band. Aus dem Däniſchen von H. Zeiſe. Mit 6 Bildern von Otto Speckter. 8. eleg. geb. Preis 1 Thlr. 8 gGr.

Die geiſtvolle, poetiſche Darſtellungsweiſe des ſo beliebten däniſchen Dichters, ſeine gemüthliche Kindlichkeit wird auch dieſe neue Mährchenſammlung zu einer intereſſanten Lektüre für jedes Alter machen. Wer Anderſens „Jugendleben und Träume eines italieniſchen Dichters“ kennt, wird finden, daß auch dieſe Mährchen jener ausgezeichneten Dichtung würdig zur Seite ſtehen und jedes reine, kindliche Herz, jung oder alt, wird ſich durch ſie lebhaft intereſſirt fühlen. Die genial aufgefaßten Bilder O. Speckter's gewähren dem Buche noch einen erhöhten Reiz.

---

[453] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Englands Mustergefängniss**
in Pentonville,
in seiner Bauart, Einrichtnng und Verwaltung abgebildet und beschrieben. — Aus den Berichten des Majors **Jebb**, Ober-Bauaufsehers der britischen Gefängnisse und des Pentonville'schen Verwaltungsrathes,
von
**Dr. N. H. Julius.**
Mit 8 grossen Tafeln Abbildungen.
Gross-Octav, cartonirt, 3 Rthlr. 10 Sgr.

Ein für alle Verwaltungs-, Polizei- und Justizbehörden, so wie für Baumeister höchst interessantes Werk.

Das seit dem Frühlinge 1844 im Bau begriffene Strafhaus in Berlin wird genau wie das im oben gedachten Werke gebildete Mustergefängniss Englands und die zu erbauenden in Münster, Ratibor und Königsberg, wie auch der neue Vereinzelungs-Flügel des Justiz- und Arresthauses in Köln demselben mit geringen Abweichungen ähnlich.

---

[461] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Chriſtliches Handbuch
in
**Gebeten und Liedern**
geſammelt von
**Dr. C. Grüneiſen.**
Elegante Taſchen-Ausgabe.
Velinpapier. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Dieſes chriſtliche Handbuch zerfällt in: 1) Wochengebete, zur Morgen- und Abendandacht für zwölf Wochen. 2) Feſtgebete. 3) Abendmahl. 4) Krankentroſt. 5) Anhang, für die Reiſe und bei häuslichem Verluſte. Die Gebete ſind größtentheils aus den älteren Sammlungen von Habermann, Neumann, Arnold, Storr u. A. zuſammengetragen, wiewohl auch mit Neuerem, von Reinhard, Dann und dem Herausgeber ſelbſt, verſehen. Mit den Gebeten wechſeln Lieder ab, von Gerhard bis auf Novalis, Schenkendorf, Knapp u. A. In den älteren Gebeten und Liedern iſt die edle Sprache der Entſtehungszeit erhalten. Je mehr in unſern Tagen überhaupt die erbaulichen Schriften auch früherer Perioden Anerkennung finden, deſto gewiſſer darf eine Sammlung wie die vorliegende neben den vielen Gebetbüchern der neueren Zeit auf Anklang rechnen. Die Ausſtattung iſt im Format und auf dem Papier der eleganten Taſchenausgabe des Württembergiſchen Geſangbuches.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

[464] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

## Vademecum des Mechanikers
oder
**praktiſches Handbuch**
für Mechaniker, Mühlbauer, Ingenieurs, Techniker und Gewerbsleute.
Von
**Joh. Guſtav Bernoulli,**
Maſchinenfabrikant zu Immendingen.
Fünfte Auflage.
8. Velinp. Cart. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

1. Angabe und Vergleichung der gebräuchlichſten Maaße und Gewichte. Numerotirſyſteme für Baumwoll- und Leingarne. — 2. Berechnungen von Flächen mit geradliniger Begrenzung. — 3. Berechnung von Kreisflächen. — 4. Berechnung von Flächen, welche von krummen Linien eingeſchloſſen ſind. Tragbarkeit der Schiffe. Straßenverebnung. — 5. Berechnung der Oberfläche und des Inhaltes von Körpern. Diverſe Verhältniſſe. — 6. Inhalt und Gewicht des Waſſers in cylindriſchen Röhren. Inhalt von Fäſſern. — 7. Von der Reibung. — 8. Ueber die Steifigkeit der Seile. — 9. Von dem dynamiſchen Effekte der Kräfte. Meſſung des Nutzeffektes vermittelſt des Dynamometers von Prony. — 10. Von den mechaniſchen Potenzen.

Digitized by Google

Vom Hebel. Vom Rad an der Welle. Von der Rolle. Von der ſchiefen Fläche. Vom Keile. Von der Schraube. — 11. Auffindung des Schwerpunktes. Schwerpunkt bei Schiffen. — 12. Berechnung fallender Körper. Tabelle über die Geſchwindigkeiten bei verſchiedenen Fallhöhen. Regeln für geworfene Körper. — 13. Berechnung der Rammmaſchinen. — 14. Berechnung der Pendelbewegungen. — 15. Vom ſpezifiſchen Gewichte. — 16. Berechnung des Gewichtes eines Körpers. Gewicht von Eiſenblech, von Metallplatten, von Eiſenſtangen, von Blei- und Zinnröhren. — 17. Zur Berechnung des Luftballons. — 18. Von der Stärke der Materialien. — 19. Von dem ſenkrechten Widerſtande der Körper. — 20. Longitudinaler Widerſtand. Stärke der Seile. Patentketten von Brunton. — 21. Transverſalſtärke der Körper. — 22. Reſultate verſchiedener Verſuche über die Transverſalfeſtigkeit. — 23. Dicke der Wellzapfen. Tabelle für die Wellzapfen zu Waſſerrädern. Tabelle für die Wellzapfen zu Schwungrädern. — 24. Von Räderwerken. Tabelle über die Raddurchmeſſer. — 25. Dimenſionen der verſchiedenen Theile an Rädern. — 26. Transmiſſion vermittelſt endloſer Riemen. — 27. Berechnung des Waſſerdrucks. Dicke von Waſſermauern. — 28. Ueber einige andere Geſetze der Hydroſtatik. Druck der atmoſphäriſchen Luft. — 29. Berechnung der hydrauliſchen Preſſen. — 30. Waſſermenge, die aus Oeffnungen fließt bei conſtanter Druckhöhe. Waſſermenge bei nicht vollſtändiger Contraction. Waſſermenge bei Ueberfällen. — 31. Ausfluß des Waſſers aus Behältern, die keinen Zufluß erhalten. — 32. Von der Geſchwindigkeit des Waſſers in Flüſſen und Kanälen. — 33. Bewegung des Waſſers in Kanälen und Röhren und Beſtimmung der Neigung derſelben. Beſtimmung der Dicke der Röhren. — 34. Von der Benützung der Waſſerkräfte. 35. Von den Waſſerrädern. Von dem Nutzeffekte der verſchiedenen Arten Waſſerräder. Tabelle zur Beſtimmung der Anzahl Umgänge. — 36. Von den verſchiedenen Theilen der Waſſerräder. — 37. Beiſpiele zur Berechnung der Waſſerräder. — 38. Berechnung der Turbinen. — 39. Berechnungen über Mahlmühlen. Kunſtmühle zu Neuſtadt. — — 40. Windmühlen. — 41. Berechnung von Waſſerpumpen. Von der Kolbenreibung. Nutzeffekt bei einer Handpumpe. Berechnung größerer Pumpen. Druckpumpwerk zu Mahlſtetten. — 42. Von den Feuerſpritzen. — 43. Von den Schwungrädern. Schwungrad für das großh. badiſche Walzwerk zu Tiefenſtein bei Waldshut. Id. für das Walzwerk des Hrn. Carl Scheel zu Kleinzell bei Wien. — 44. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. — 45. Von den Schornſteinen. — 46. Von der ſpezifiſchen Wärme der Körper. — 47. Heizkraft verſchiedener Brennmaterialien. — 48. Uebergang der Körper vom feſten Zuſtand in den flüſſigen. Schmelzgrade verſchiedener Körper. Andere bemerkenswerthe Hitzgrade. — 49. Data zur Berechnung von Dampfmaſchinen. Tabelle über den Dampfdruck. Wärmegehalt des Dampfes. — 50. Berechnung der verſchiedenen Theile des Dampferzeugungsapparates. Heizfläche. Tabelle der Keſſeldicken. Id. über Dimenſionen und Gewicht von Keſſeln. — 51. Beſtimmung der Dimenſionen der hauptſächlichſten Theile der Dampfmaſchinen. Beſtimmung der erforderlichen Quantität von Brennmaterial. Beſtimmung des Nutzeffektes von Dampfmaſchinen ohne Expanſion. — 52. Berechnung des Nutzeffektes bei Expanſions-Maſchinen. Von den Cornwaller Maſchinen. — 53. Tabellen über Dampfmaſchinen. — 54. Dampfſchiffe. — 55. Von den Dampfwägen. Berechnung der Locomotive Jackſon. Dimenſionen einiger Locomotiven. — 56. Cylindergebläſe. Tabelle über Druck und Geſchwindigkeit des Windes. Dampfmaſchinengebläſe auf dem fürſtlich fürſtenberg'ſchen Eiſenwerke zu Amalienhütte bei Donaueſchingen. — 57. Von den Ventilatoren. — Anhang. Von der praktiſchen Anwendung des Dampfes zum Fortreiben der Projectile. Geſchwindigkeit abgeſchoſſener Kugeln. Id. des Schalles. Regeln für das Bohren und Abdrehen. Geſchwindigkeiten der Hülfsmaſchinen in den mechaniſchen Werkſtätten zu Immendingen.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1845.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

# Vitalis' Grundriß
## der Färberei und des Zeugdrucks.

Zweite Auflage;
gänzlich umgearbeitet von

**Dr. Emil Max. Dingler.**

Mit einer Tafel Abbildungen.
gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Bekanntlich erſchien zuerſt im Jahr 1824 in unſerem Verlage eine deutſche Ueberſetzung von Vitalis' Grundriß der Färberei und des Zeugdrucks, mit Anmerkungen von Dingler und Kurrer; die fortwährende Nachfrage nach dieſem populären Werke veranlaßte den Herausgeber, daſſelbe mit Berückſichtigung der geſammten neueren Literatur und beſonders mit Benutzung des geſchätzten Manuel du fabricant d'indiennes von Thüllaye gänzlich umzuarbeiten, um es ſowohl in wiſſenſchaftlicher als techniſcher Hinſicht den Anforderungen unſerer Zeit möglichſt anzupaſſen.

Da der Herausgeber, Dr. Emil Max. Dingler, praktiſcher Fabrikant und Chemiker iſt, dem als Mitherausgeber des „Polytechniſchen Journals" die neueſten Fortſchritte in der Färberei in Frankreich und England, ſo wie in Deutſchland wohlbekannt ſind, ſo wird hier keine Ueberſetzung eines bekannten Werkes, ſondern eine eigenthümliche Arbeit, worin die neueſten Entdeckungen in der Färberei und im Zeugdruck aufgenommen ſind, geboten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

# Gedichte
von
## Franz Dingelſtedt.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Eine dichteriſche Perſönlichkeit der neueſten Zeit, durch Schickſal und Talent gleich hervorragend und innerlich wie äußerlich reichbewegt, erſcheint vor dem deutſchen Publikum zum erſten Mal in einer vollſtändigen, kritiſch geordneten und künſtleriſch geſtalteten lyriſchen Sammlung, welche ſich in drei Abtheilungen (Heimath — Wanderſchaft — Rückkehr) naturgemäß gliedert. Es ſind darin weder bloße individuelle Eindrücke noch bloße politiſche Gelegenheitsgedichte loſe an einander gereiht; vielmehr zeigt ein poetiſches Geſammtbild den ganzen Frühling eines deutſchen Dichterlebens in ſeinem Fortſchritt und Kampf, mit allen Verirrungen und Widerſprüchen in warmen, treuen und offenen Zügen. Neben der Idylle vom Weſerufer ſteht das Nachtſtück aus Paris und London, mit heißen und grellen Farben gemalt; gleich nach dem Liebesliede klingt das Kriegsgeſchrei der Zeit empor; Ironie und Elegie wechſeln, auf und ab fluthend, wie das ſtürmiſche Meer der eigenen Stimmung oder der fremden Umgebung. Nur aus der erſten Abtheilung wurden einzelne Blätter fliegend gekannt, und wir brauchen nur an das beredte Fürwort vor Jordans Kerker, an die begeiſterte Feier Uhlands und der Brüder Grimm, an die zürnende Todtenklage für Chamiſſo oder Schomburg zu mahnen, um aufs Neue für ſie zu intereſſiren; „Wanderſchaft" und „Heimkehr" erſcheinen dagegen hier zum erſten Male. Durch die ganze Sammlung geht, charakteriſtiſch für deren reichen und mannigfachen Inhalt, eine düſtere, zur Verneinung neigende, mit ſich ſelbſt unzufriedene Weltanſchauung, während die Form überall eine ſeltene Leichtigkeit und Glätte mit ſtrenger Correktheit vereinigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

# Belgien
## in ſeinen Verhältniſſen
zu
## Frankreich und Deutſchland
mit Bezug auf die Frage
der Unterſcheidungszölle für den Zollverein
von
**Guſtav Höfken.**

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 45 kr. od. 2 Rthlr. 6 gGr.

Der Herr Verfaſſer ſetzt in dieſem Buche, welches eine der wichtigſten der neueren deutſchen National-Angelegenheiten behandelt, die außerordentlichen Vortheile auseinander, welche der neue Handels- und Schifffahrtsvertrag vom 1. September 1844 für Belgien hat, und vergleicht damit die geringen Vortheile und überwiegenden Nachtheile des frühern Vertrags mit Frankreich. Er beweist durch tabellariſche Ueberſichten, daß die Bilanz in der Fabrikatenausfuhr zwiſchen Frankreich und Belgien zu Gunſten des erſteren ſteht und zwar wie 30 zu 16 Millionen; zwiſchen Deutſchland und Belgien dagegen zu Gunſten des letzteren und zwar wie 20 zu 17 Mill. Wie aber der Vertrag mit Belgien erſt eigentlich fruchtbar gemacht werden könnte- wird ſchließlich noch, unter Berückſichtigung der Sonderintereſſen Hollands und der Hanſeſtädte mit größter Klarheit erörtert.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Die Mündlichkeit,
## das Anklageprinzip,
die
## Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht
in
## ihrer Durchführung in den verſchiedenen Geſetzgebungen
dargeſtellt
und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit
**mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder**
geprüft von
**Dr. C. J. Mittermaier,**
Geheimerrath und Profeſſor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Anſichten in Bezug auf die Umgeſtaltung des deutſchen Strafprozeſſes. Verhältniſſe, welche Einfluß auf dieſe Anſichten haben. §. 2. Ueber den neueſten Stand der Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Verbeſſerung des Strafprozeſſes. §. 3. Engliſcher Strafprozeß in ſeiner praktiſchen Bedeutung und in ſeiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des ſchottiſchen und des iriſchen Strafprozeſſes. § 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Franzöſiſcher Strafprozeß. Entwickelung und Anwendung deſſelben. Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Frankreich. §. 6. Entwickelung des franzöſiſchen Strafprozeſſes in Belgien. §. 7. Strafprozeßgeſetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgeſetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Braſilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geſchwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergiſche Strafprozeßordnung, preußiſcher Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachſen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortſchritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgeſetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgeſetzgebung in der Schweiz. Statiſtiſche Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgeſtaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holſtein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Anſichten über Umgeſtaltung des Strafprozeſſes. Verhältniß des engliſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Hinderniſſe und Schwierigkeiten bei Abfaſſung neuer Strafprozeßgeſetzbücher. §. 22. Zuſammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozeſſes mit der Gerichtsverfaſſung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieſes Grundſatzes und Beſchränkungen deſſelben nach den verſchiedenen Geſetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Unterſuchungsprinzips. § 25. Staatsanwaltſchaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geſchwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angeſtellte Richter.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkes bezweckte die Hauptgrundſätze, von deren Annahme die Umgeſtaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Weſen und Einfluſſe, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange unter ſich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verſchiedenen Länder vergleichend darzuſtellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche ſtatiſtiſche Nachweiſungen Materialien der Prüfung ebenſo den mit Geſetzgebungsarbeiten Beſchäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

# Vorſchule der Geometrie
von
**M. G. Wunderlich.**
Ephorus des Seminars in Schönthal.
**Mit vier lithographirten Tafeln.**

gr. 8. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Gegenwärtige Schrift enthält den vorbereitenden Curſus zur Geometrie. Es iſt für denſelben der praktiſch heuriſtiſche Weg gewählt; aus den Anſchauungen und Verzeichnungen werden die Begriffe und die wichtigſten elementariſchen Sätze abgeleitet; wie bei der Sprache durch mehrfällige Uebung Richtigkeit und Fertigkeit zu erhalten geſucht wird, ſo wird auch hier durch vielfache Uebung an immer neuem, der Faſſungskraft der Schüler angemeſſenem Stoffe eine vertraute Bekanntſchaft mit den abſtrahirten Lehrſätzen, beſonders mit denen über die Congruenz der Dreiecke, erzielt. In den erſten Aufgaben, wo es ſich zunächſt um Anleitung zur genauen Ausführung der am häufigſten vorkommenden Konſtruktionen handelt, wird Einiges ohne weitern Beweis aufgeſtellt, im Verfolge aber derſelbe meiſt ſo einfach als möglich gegeben, oder kurz angedeutet, um allmälig an die Führung deſſelben zu gewöhnen. Die Aufgaben ſelbſt ſind ſo weit fortgeführt, daß ſie zuſammen ein Ganzes bilden, das der Anfänger leicht überſchauen, und durch deſſen Anwendung bei Gegenſtänden des gemeinen Lebens er ſich von dem Nutzen des Gelernten überzeugen und zur weitern Beſchäftigung mit der Geometrie aufgemuntert finden kann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geſammelte Werke

des Grafen

## Auguſt von Platen.

Taſchen-Ausgabe in fünf Bänden.
**Mit des Verfaſſers Bildniß in Stahlſtich.**
Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

**Erſter Band.** Platen's Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermiſchte und Gelegenheitsgedichte.
**Zweiter Band.** Gaſelen. Sonette. Oden. Eklogen und Idyllen. Feſtgeſänge. Epigramme. Ueberſetzungen.
**Dritter Band.** Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläſerne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampſinit. Der Thurm mit ſieben Pforten. Treue um Treue.
**Vierter Band.** Die verhängnißvolle Gabel. Der romantiſche Oedipus. Die Liga von Cambrai. Parabaſe. Der grundloſe Brunnen. Die großen Kaiſer. Die Abaſſiden. Roſenſohn.
**Fünfter Band.** Das Theater als ein Nationalinſtitut. Ueber verſchiedene Gegenſtände der Dichtkunſt und Sprache. Geſchichten des Königreichs Neapel. Lebensregeln.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# Schillers Leben.

Ein Nachtrag zur neuen Octav-Ausgabe der Werke in 10 Bänden.

Das im Formate der letzten Octav-Ausgabe erſchienene

# Leben Schillers.

Verfaßt aus den

## Erinnerungen der Familie,

ſeinen eigenen Briefen

und

**den Nachrichten ſeines Freundes Körner.**

gr. 8. Velinp. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

empfiehlt ſich durch treuſte Darſtellung des Lebens unſres unſterblichen Dichters vor allen anderen Compilationen neuerer Zeit. Verfaßt nach authentiſchen Quellen, aus dem Nachlaß ſeiner Gattin, aus ſeinen eigenen Briefen, aus den Mittheilungen ſeiner Schweſter und ſeines innigſten Freundes Körner kann der Leſer verſichert ſeyn in dieſem Buche das treuſte Bild eines Mannes zu finden, der ganz Deutſchland, ja der ganzen gebildeten Welt lieb und theuer geworden iſt und es wohl immer bleiben wird.

Da ſich dieſes Buch in Format und Ausſtattung ganz der neuen Octav-Ausgabe von Schillers Werken in 10 Bänden anſchließt, ſo dürfte es auch beſonders den Beſitzern derſelben als würdiges Supplement willkommen ſeyn.

Stuttgart und Tübingen.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

---

# Gedichte von Nicolaus Lenau.

Zwei Theile in engliſchem Einband mit Goldſchnitt.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.

Der erſte Theil erſcheint hier in der ſiebenten Auflage, der zweite bildet die fünfte und ſehr vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Neueren Gedichte."

In gleichem Format und gleicher Ausſtattung ſind ferner zu haben: Goethe's Hermann und Dorothea, Egmont; Schiller's Tell, Wallenſtein; Tegnér's Frithiofsſage, Simrock Nibelungenlied, und die Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland, Freiligrath, Hölderlin, Platen, Oehlenſchläger und Zedlitz.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1845.

**J. G. Cotta'ſcher Verlag.**

# Oeſterreichiſche Blätter

für

# Literatur und Kunſt, Geografie, Geſchichte, Statiſtik

und

# Naturkunde,

herausgegeben und redigirt durch Mitwirkung der Herren

Prof. Dr. M. v. **Canaval**, k. k. Rath und Staatsarchivar Joſ. **Chmel**, Dr. E. Freih. v. **Feuchtersleben**, Hofrath Joſ. Freih. v. **Hammer-Purgſtall**, Prof. Dr. Mor. **Heßler**, Prof. Dr. Frz. **Leydolt**, Dr. Frz. **Mikloſich**, Prof. Dr. Guſt. **Schreiner**, Prof. Ant. **Schrötter**, Prof. Joh. **Troſt**, Prof. Dr. Guſt. **Wenzel**,

von

## Dr. A. Adolph Schmidl.

Dieſe Zeitſchrift beginnt 1846 den dritten Jahrgang, und erſcheint wöchentlich (Dienſtag, Donnerſtag, Samſtag) in 3 ganzen Bogen, Groß-Quart, Wien, gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe und Sommer.

Pränumerationsbedingungen: In Wien im Komptoir der Buchdruckerei, Dorotheergaſſe Nr. 1108, 18 fl. C. M. ganz-, 9 fl. halb-, 4 fl. 30 kr. vierteljährig, ſo wie in allen Buchhandlungen der Monarchie. Wöchentlich zweimal durch die k. k. Briefpoſt verſendet: 20 fl. ganz-, 10 fl. halbjährig, und nimmt ſowohl das Komptoir als alle k. k. Poſtämter Beſtellungen an. Für das Ausland debitirt die Buchhandlung der Herren Schaumburg und Comp.

Neu eintretende Pränumeranten, welche auch die früheren Jahrgänge wünſchen, erhalten folgende Erleichterungen, wenn ſie die Beträge direkt an das Komptoir franco ſenden, oder durch eine Buchhandlung daſelbſt bar erlegen laſſen: für 36 fl. C. M. (ſtatt 50 fl.) erhalten ſie alle 3 Jahrgänge 1846, 1845, 1844; für 28 fl. (ſtatt 36 fl.) die Jahrgänge 1846 und 1845; für 25 fl. (ſtatt 32 fl.) 1846 und 1844. Dieſe Beträge können auch in halbjährigen Raten entrichtet werden, und man erhält dann bei jeder Pränumerationsrate einen Semeſter der gewünſchten Jahrgänge.

Die „öſterreichiſchen Blätter für Literatur und Kunſt" geben Kunde von Oeſterreich und berichten für Oeſterreich über die wichtigſten Erſcheinungen in der Literatur und Kunſt. Sie ſind nicht blos „Literaturzeitung," ſondern enthalten auch ſelbſtſtändige Abhandlungen über allgemein-wiſſenſchaftliche und artiſtiſche Gegenſtände, insbeſondere aber ein reiches Material zur näheren Kenntniß von Oeſterreich nach Geografie, Geſchichte, Statiſtik und Naturkunde.

Jährlich erſcheinen 4 Kunſtbeilagen, Abbildungen öſterreichiſcher Monumente und Kunſtdenkmäler, nicht im Style flüchtiger Illuſtrationen, ſondern von anerkannten Künſtlern nach der Natur neu gezeichnet und in Herrn Frz. Theyer's galvano-plaſtiſcher Anſtalt auf Kupfer übertragen.

---

## Inhalt der bis Ende Oktober erſchienenen Nummern.

**Literatur.** Auguſtin, Marokko. Streifzüge durch die noriſchen Alpen. Andenken an die dritte Verſammlung deutſcher Architekten in Prag. Bandella, die Bukowina. Bernhardi, Sprachkarte von Deutſchland. Bildung, zur klaſſiſchen, außerhalb der Schule (Schriften von Vorberg, Frenzel und Marbach). Binzer, Venedig im Jahre 1844. Blazevicz, Grammatik der dakoromaniſchen Sprache. Bohtz, über das Komiſche und die Komödie (Angezeigt durch Ficker). Braubach,

Fundamentallehre und Pädagogik (A. d. Pöſchl). Brunner, Marienliteratur (Kaltenbäck, Wirth, Görres, Orſini). Buſch, Jahebuch für Iſraeliten (A. d. Schumacher und Steinſchneider). Casti, die redenden Thiere. de Casteo, Zuſtand der Geſchichtsforſchung in Italien. Czászár's, neue Werke. Diebl, mähriſche Volkszeitſchrift. Doppler's wiſſenſchaftliche Leiſtungen (A. d. Krell). Drobiſch, empiriſche Pſychologie. Ehrlich, kritiſche Aforiemen übee die neueſten Vorſchläge zur Reform der Filoſofie-Ethik (Gioberti. Hartenſtein). Erben, Volkslieder der Cechen. Fejer, Genus Joan. Corvini (A. d. Geaf Mnilàth). Feuchtersleben, über anthropologiſche und naturfiloſofiſche Werke. Göth, das Herzogthum Steiermark (A. d. Puff). Gyurikovics, de situ et ambitu Croatiae. Hammer-Purgſtall, Ueberſicht des in den Druckereien von Konſtantinopel und Kairo ſeit iheer Gründung bis Ende 1843 erſchienenen halben Tauſend von Werken nach ihren Fächern. Hotho, Geſchichte der deutſchen und niederländiſchen Malerei. Jäger, über Irrenanſtalten (Schr. v. Popp und Viszánek). Kaltenbäck, Oeſterreich. Rechtsbücher des Mittelalters (A. d. Heyßler und Meiller). Kraszewsky's Werke. Koch, Mineralquellen Oeſterreichs (A. d. Melion). Koliſch, Dichterromane (Kurz, Voigts). Hiſtoeiſche Romane (Heller, Herloßſon). Kopatſch, Erledigung des römiſchen Stuhles (A. d. Richter). Krempl, Geſchichte der Steiermark in windiſcher Sprache. Kugler und Schnaaſe, Kunſtgeſchichte (A. d. Ficker). Kurz, Magazin für die Geſchichte von Siebenbürgen (A. d. Chmel). Leoni, Opere storiche (A. d. Krone). Literatur, zur neueren, über die Donauländer. Literatur, die neueſte, böhmiſche, polniſche, ſüdſlaviſche. Löſchner, über Heilquellen und Bäder (Schr. v. Küttenbach und Reuß). Lyrik, öſterreichiſche (B. Paoli, Caſtelli, Ebert, Vogl). Maimonides, mediziniſche Schriften (A. d. Steinſchneider). Matzka, die Chronologie. Melly, vaterländiſchr Städtegeſchichte (Sche. v. Hofrichter und Sontag). Montenegro, Schriften über, von Fedorovich u. Müller (A. d. Petranovich). Muchar, Geſchichte der Steiermark (A. d. Seidl). Museo Beesciano illustrato (A. d. Gallin). Muzik, geſchichtlicher Ueberblick des Sorbenwendenthums und ſeiner Literatur. Mythologie, Schriften von Schwenk und Burkhard, Prechtler, Revue dramatiſchee Dichtungen. Rakonicky, über böhmiſche Novelliſten. Richter, über Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalten in Europa, mit beſonderer Rückſicht auf Oeſterreich (Schr. von Bache, Kröger, Tengeborsky, Henßlmann ꝛc.). Rizzardo, la presa di Negroponte. v. Sava, Maria Thereſia und ihre Zeit (Schr. v. Duller und Schimmer). Safuiik, Urgeſchichte der Slawen (A. d. Hanuſch). Schelling und die Theologie. Schilling, Beiträge zur Geſchichte des Johanniter-Ordens (A. d. Sava). Schienagl, ausführliche lateiniſche Grammatik (A. d. Ficker). Schmidl, Schriften über Wien (Chownitz, Gräffer, de la Garde, Koch). Siegwart, Geſchichtr der Filoſofie. Schönhut, Geſchichte Rudolfs von Habsburg (A. d. Sava). Stifter's Studien. Sickel, Pädagogiſche Literaturzeitung (A. d. Pöſchl). Spirk, Monumenta hist. Universit. Pragens. Steinhauſer, Bemerkung über die vom Generalquaetieemeiſterſtabe herausgegebenen Karten. Strümpell, Vorſchule der Ethik (A. d. Exner). Taſchenbücher, die öſterreichiſchen. Thierſch, helleniſche bemalte Vaſen. Vietz, das Studium der allgemeinen Geſchichte. Wenrich, de poëseos hebr. atque arab. oeigine (A. d. Steinſchneider). Wenzel, die neuere ungariſche lyriſche Poeſie. Die neuere deutſche Reiſeliteratur über Ungaen. Wocel, Grundzüge der böhmiſchen Alteethumskunde. Würth, gegenwärtiger Standpunkt der Verhandlungen über die Reform der Gefängniſſe (Schr. v. Tellkampf, Julius, Moreau-Cheistophe). Zwanziger, Handbuch der Schmetterlingskunde.

**Kunſt.** v. Eitelberger, Fr. Gauermann. Heuſzelmann, Albrecht Dürer als Zeichner ꝛc. Gebäude altdeutſchen Styles zu Bartfeld. Die ungariſche Bühne. Kunſtausſtellung zu Mailand. Loewe, der Kunſtverein zu Salzburg. Meſſenhauſer, Danhauſer und dir Genremalerei. Nüll, van der, Andeutung über die kunſtgemäße Beziehung des Ornamentes zur rohen Foem. Paſſy, über Kirchengeſang und Kirchenmuſik. Preleuthner, Danhauſer's Gemälde. Wiener Kunſtausſtellung. Die dritte öſterreichiſche Gewerbs-Produktenausſtellung vom Standpunkte der Kunſt. Schumacher, Wiener dramaturgiſche Berichte. Schwind, Almanach von Radirungen (A. d. Schmidl). Stehlin, muſikaliſch-literariſche Notizen aus dem Mittelaltee, gegenübergeſtellt den ſogenannten griechiſchen Tonarten.

**Kunſtbeilagen.** 1. Das Grabmal Kaiſer Friedrichs III. im Wiener St. Stefansdome. 2. Bilderaltar zu Bartfeld in Ungarn. (Beide gezeichnet von Joſ. Buchee.) 3. Das Biſchofhaus zu Kuttenberg in Böhmen. (Gezeichnet von Hellich.) 4. Die Zdecad-Säule bei Brünn. (Gezeichnet von A. v. Wolfskron.)

**Geografie, Geſchichte, Staeiſtik, Naturkunde, Allgemein Wiſſenſchafrliches.** Benigni, der Verein für ſiebenbürgiſche Landeskunde. Bergenſtamm, die öffentlichen Bibliotheken des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Statiſtiſches über Wien vor 120 Jahren. Budik, zur Literaturgeſchichte von Kärnten. Handſchriften der Bibliothek zu Klagenfurt. Zur Geſchichte der Buchdeuckerkunſt in Mähren. Buſch, die Bedeutung der jüdiſchen Feſte. Canaval, über das Studium der Klaſſiker. Chirnich, die Quellen der Weichſel und Oder. Corda, über techniſche Volkserziehung. Chmel, was thut der öſterreichiſchen Geſchichte Noth? Dahm, das Atheuäum von Bergamo. Dir ſtädtiſche Bibliothek von Bergamo. Dalmatien, über. Dudik, die letzten Tage des Pandureuoberſten Fr. Freiherrn von Trenk. Huldigung des Erzherzogs Mathias in Brünn 1608. Feuchtersleben, Ueberſicht des Ganzen der äeztlichen Seelenheilkunde. Ein Wort über realiſtiſche und humaniſtiſche Studien. Feil, Grabdenkmal Kaiſer Friedeichs III. im St. Stefansdome zu Wien. Originalbeiteäge zur Geſchichte der Aufhebung mehrerer Klöſter in Nieder-Oeſterreich. Ficker, über die Nothwendigkeit eines filologiſchen Seminars. Frequenz der öſterreichiſchen Studien-Anſtalten und Gymnaſien. Hanuſch, Entwicklungs-Peozeß des Mythus an ſich und in ſeinem Uebergange in die Filoſofie. Hingenau, Archiv des Schloſſes Neuhaus. Hofrichter, die Wirkſamkeit des Erzherzogs Johann in Steiermark. Kapper, Bilder aus Bosnien. Klein, über Blindenanſtalten. Koch, Handſchrift der Münchner Hofbibliothek zur Geſchichtr von Oeſterreich. Manuſcripte der Lyzealbibliothek in Preßburg. Martin, die dritte öſterreichiſche Gewerbs-Produktenausſtellung vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt. Matice ceska. Mayerhofer, Lazar Schwendi. Melion, die Temperatur der Heilquellen im Winter. Ueber die Darſtellung der Heilquellen Oeſterreichs. Melly, über alte Prager Siegel. Pöſchl, Tſchulik's Setzmaſchine. Reuß, geognoſtiſche Schriften über Oeſterreich. Roſſi, das ſtädtiſche Muſeum der Naturgeſchichte zu Mailand. Bilder aus Italien. Schilling, die römiſche Grabesſtätte am Birgelſtein. Schmid, über den wahren Geburtsort Gluck's. Der berühmte Tonſetzer Ant. Lotti. Senn, Syſtem der Wegkunde. Schmidl, dir dritte öſterreichiſche Gewerbs-Produktenausſtellung in Leiſtungen der Typografie. (Dje kaiſerliche Staatsdruckerei.) Schumacher, allgemeine Tantième. Steinhauſer, über Schulkarten. Steinſchneider, die Mnemotechnik des Rabbi Jehuda Arjeh. Sturm, Archiv und Bibliothek des Hochſtiftes Olmütz. Valentinelli, die ſtädtiſche Bibliothek zu Treviſo. Die Quirin.-Bibliothek zu Brescia. Die Bibliothek des Seminars zu Padua. Das Muſeum Piazza in Padua. Vogel, Rückblick auf die Geſchichte der Bäder. Widter, die Bibliothek von Mantua. Die Bevölkerung von Ungarn. Sparkaſſen in Italien. Wien und die aſiatiſche Geſellſchaft. Wilhelm, über das Fremde in der deutſchen Sprache. Behandlung des griechiſchen Zeitwortes. Wocel, das Biſchofhaus in Kuttenberg. Zanper, zur Chronik des Pilſner Gymnaſiums.

**Perſonalnachrichten.**

Digitized by Google

№ 311.

# Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 29. December 1845.

> — Mein Hochland, leb' wohl, ich muß ziehn!
> Du Wiege von Allem, was ſtark und was kühn!
> Doch wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
> Nach den Hügeln des Hochlands ſteht allzeit mein Sinn!
>
> Freiligrath
> nach Burns.

## Poetiſche Reiſebriefe.

(Aus Tirol nach Schwaben und zurück.)

### I.

Vom Etſchlande hatte ich Abſchied genommen. Bei Komtſch ſtanden die lezten Kaſtanien an der Straße, ſie erſchienen mir wie liebe Freunde, die mir das Geleit gegeben, und nun zurückbleibend ſich unter Grüßen noch umſehen nach dem Fortziehenden. Die rauhen Lüfte von der Heide herab ſchnitten mir tief in's Herz. Das iſt nicht die friſche Strenge einer rauhgearteten Natur, eine rohe Gewalt wirft ſich auf uns und verſtimmt, wo jene kräftiget. Unwirthlich erſcheint darum auch das Vintſchgau, die Wohnſitze der Menſchen haben das Anſehen unſicherer Flüchtigkeit, abgetrozten Beſitzes. Wer dieſen Landſtrich durchwandert, lernt auch ſeine Geſchichte kennen: ein mühſelig bebauter Boden, unfertiges, armes Hüttenwerk, verkümmertes Volk, meiſt romaniſchen Blutes; daneben etliche Burgen, mauerfeſt von den kahlen Höhen niedertrotzend: hier gab es nur erdrückte Frohnleute und gewaltthätige Zwingherrn. Die deutſchen Eroberer waren hieher nicht in Maſſen gekommen, unter deren gleichmäßiger Freiheit der alte Einwohner ſelbſt zu Recht und Schutz kam; hier knechteten ſie die verzagten Römlinge und legten ſich nach altem Brauch in herriſcher Behaglichkeit auf die Bärenhaut. Im Walchenlande — dazu zählte Vintſchgau — wollten ſie nur mit der Hand am Schwert Wache halten und Herrſchaft üben. Auch bei Landeck draußen am wilden Inn iſt die Landſchaft ſtreng und ernſt, aber es iſt ein anderes Anſehen; freiheitsluſtig weht es herab aus den Tannenforſten, lebensfriſch lacht es nieder von den Bergwieſen und das Volk iſt ſtark, keck und vor allem frei geſinnt, wie nicht leicht in einem andern Theile von Tirol.

Mein Weg ging hier weſtwärts den Arlberg hinan — das Tirolerland ſollte hinter mir bleiben. Ich wußte, daß ich's nicht für immer, nur für kurze Wochen verlaſſen ſollte; aber im Augenblicke hatte ich keinen Maßſtab für die Zeit, ich fühlte nur das Schmerzliche des Scheidens, ich dachte nur an das Entbehren. Noch liegt ja, und wohl für immer, mein Herz im Banne jenes Zaubers, mit dem der alte rhätiſche Name Tirol uns anklingt.

Mich hielt darum Alles feſt, was mir dieß Land in ſeiner eigenen Art noch einmal vor's Auge rückte. Die wohnlichen Dörfer im Stanzer Thal mocht' ich ungern durchwandern, ohne Halt zu machen, und zögernd ging's den Gränzberg hinan. Je höher wir kamen und der Weg mit jedem Schritte öder, rauher ward, deſto ſchwerer ließ ich ihn hinter mir. Die Gegend wird zur Hochalpe: weite Wieſenſtrecken, karg an Buſch und Baum,

Digitized by Google

durchwetterte Wälder tiefer unten, nach oben bröckelndes Geſtein, Schnee in den Ritzen. Neben dem Heerwege wachſen die Blumen, die wir in der Einſamkeit der Alpen ſonſt zu ſuchen gewohnt ſind, den Dörflein ſehen wir's an, daß ſie vor Jahren nur Hütten und Ställe wandernder Hirten geweſen. Gerade dieſe eigentliche Bergwelt drängte ſich nun an mein Herz, in mir läuteten jene Glocken den Reigen, deſſen Gedächtniß uns krank macht in der Fremde, und die Hände bot ich hin, damit unſichtbare andere, verwandte ſie faſſen möchten zum lezten Gruße.

Da ſtand ſeitwärts in einer gelbenden Matte ein Kirchlein, niedrig wie eine Sennhütte, die kleinen Fenſter überhängt von dem demüthigen, ſteinbeſchwerten Schindeldache, auf welchem ein Aufbau aus Brettern, kaum ein Thurm zu nennen, die Glocken barg. Sein Kreuz leuchtete nicht in Gold, aus rohem Eiſen war's geſchmiedet, aber es war aufrecht geblieben in den Stürmen und unter den Lawinen, die über das Bethäuslein hingegangen. Wie dieſe Kirche ſteht der Glaube auf dem unwirthlichen Lebensgrunde dieſes Volkes, rührend in ſeiner Einfalt, aber gemacht, alle Wetter zu überdauern. In den Bergen erſchien mir von je das Kreuz am tröſtlichſten, tief hinunter greifen ſeine Wurzeln in den Kern von Erde und Herz, und nicht umſonſt erkannte das Volk in manchem wunderbar geſtalteten Aſte, in mancher Baumwurzel das Bildniß des Gekreuzigten, wie man in Amras den Fremden unter den Wunderdingen eines weist. Alſo gibt ſich in bedeutender Form faſt überall der chriſtliche Sinn kund, oftmals zur Ueberfülle aufwuchernd im ſüdlichen Triebe nach Bild und Prunk, ergreifender, inniger aber in ſolch ſtrenger Armuth und frommem Kraftbewußtſeyn.

Ich habe mich immer der vorwiegend chriſtlichen Richtung im tiroliſchen Charakter gefreut; was man da und dort als ausſchließlichen Katholicismus bezeichnet und als ſolchen wohl auch finden mag, von dem weiß das Volk nichts. Die Tiroler ſind katholiſch durch und durch, aber der gemeine Mann kennt dieß theure Wort nicht als Feldgeſchrei, ihm wehen die luſtigen Kirchenfahnen als liebe Wegweiſer auf ſeinem ſteilen Erden- und Himmelspfade, er weiß nichts davon, daß ſie auch in unchriſtlichen Streiten vorgetragen werden. Daher iſt ihm Chriſt und Katholik gleichbedeutend. Hat man auch nicht ohne Grund viel romaniſches Aufgedrungenes beſonders in den Gauen, welche dem welſchen Krummſtab von Trient unterſtehen, dem Katholicismus zugeſchrieben, ſo ſind das keine ſo ſchwarzen Flecke, als Manche ſie ſehen. Der ſüdliche Himmelsſtrich gab auch dem deutſchen Weſen ein formbegehrlicheres, bilderhaſchendes Auge, ein bequemlicheres Aufnehmen und Verbrauchen geiſtiger und gemüthlicher Bedürfniſſe, und bei aller Bereitwilligkeit für die aſcetiſchen Anforderungen romaniſcher Kirchlichkeit die hinreichende Laune, für den Faſttag am Fleiſchtage das Verſäumte nachzuholen. Troß dem wird die angeborene Art ſich nie und nimmer verlieren. Auch unter den Rebenlauben und Kaſtaniendächern iſt dieſen Menſchen das Sinniren und Nachempfinden geblieben, wie ihre Väter es mitgebracht aus den Tannenwäldern, und je näher ſie dieſen wieder kommen in ihren Hinterthälern und in den nördlichen Marken, deſto entſchiedener tritt es zu Tage. Das Chriſtenthum ward und wird in Tirol ſtets in deutſcher Auffaſſung genommen werden. Wo aus den Bäumen die Wunderbilder wachſen und an den Quellen die Heiligen am liebſten wohnen, ſollte da der Chriſtenglaube nicht in germaniſchem Grunde wurzeln?

Mit dieſen und ähnlichen Gedanken hatte ich mir über den Berg hinabgeholfen, als ob beſorgte Brüder von Sankt Chriſtophs Geſellſchaft, die hier des Wanderers in alten Tagen pflegten, mich geleitet hätten durch die Oede meiner Betrübniß. Stuben lag vor mir am Bergfuße angeſchmiegt, ein Häuflein flüchtiger Hütten, die aus der überſchwemmten Ebene die wilde Höhe gaſtlich aufnahm. Allmahlig im Kloſterthale wallen lichtere Wiesgründe zu Thale, Buchengruppen, einzelne reinliche Häuſer ordnen ſich zu lieblichen Bildern. Leicht erkennt man die alemanniſche Art, alles wird ſorgſam bebaut und benützt, Garten und Zaun iſt gepflegt, Obſtbäume umringen die blanken Häuſer mit ihren Lauben und Schopfen, die vielfach den zierlichen Schindelpanzer tragen. Es heimelte mich das Alles an, denn meine Jugend mit ihrem ganzen Entwicklungsgang gehört dem Schwabenlande an; die Abendſonne, wie ſie eben meinen Weg erfreute, leuchtete in manchem Traume, der ſeinen Schauplatz hatte an den Ufern des Lechs — aber „mein Herz blieb im Hochland", ich ſchied noch immer von Tirol.

(Fortſetzung folgt.)

# Die Stadt in England.

(Fortſetzung.)

Mehrere dieſer dead meat shops haben Räume, deren jeder 100 bis 120 Perſonen aufnimmt. Es kann deßhalb nicht überraſchen, daß in einem ſolchen Hauſe täglich an tauſend Perſonen und darüber ſpeiſen. Rechnet man nun auf den Kopf achtzehn Pence, mit Einſchluß des dem Kellner gebührenden Penny — dergleichen Kellnerpoſten müſſen gekauft werden — ſo gewährt das einen täglichen Bruttoertrag von eintauſend Schillingen und eintauſend Sixpencen oder fünf-und-ſiebzig Pfund Sterling, in einem Jahre 27,375 Pfund. Der Nettogewinn beläuft ſich anerkanntermaßen auf 25 Procent.

Das gibt im Jahre 6843 Pfund, 15 Schillinge, ungefähr 42,000 Thaler. Folglich wird ſich Niemand wundern, daß einige Beſitzer ſolcher Anſtalten ihre Landhäuſer, ihre Häuſer in der Stadt, ſchmucke Livreebediente und ſtattliche Equipagen haben. Bei ihren Reiſen auf dem Continente nennen ſie ſich in den Fremdenliſten „Edelleute," in London ſind und bleiben ſie Speiſewirthe, deal meat men.

Außer den beſchriebenen Speiſeanſtalten gibt es noch eine untergeordnete Gattung, die faſt ausſchließend von unbeweibten Handwerkern benuzt wird, wo aber Jeder, was er an Fleiſch genießen will, nicht etwa wie im Sun and Fleece, beliebig mitbringen kann, ſondern mitbringen muß. Je nach der Hausordnung wird es ihm entweder zubereitet oder er hat das ſelbſt zu beſorgen. Für erſteres zahlt er gewöhnlich einen ganzen, leztern Falles einen halben Penny. Brod und Kartoffeln liefert das Haus auf's Billigſte, denn der Hauptgewinn beſteht in Verabreichung des Getränks, Ale, Porter und Dünnbier.

Einen Anhang zu den Speiſeanſtalten, ſofern ſie noch dieſen Namen verdienen, bilden die bald ſtationären, bald mobilen Oefen, baked 'tater apparatus, in welchen auf offener Straße Kartoffeln gebraten und mit Butter und Salz verkauft werden; dann die ambulirenden Vorräthe von Butterbroden mit eingelegtem Fleiſch (sandwiches); endlich die ebenfalls wandernden Körbe mit kleinem runden Backwerk von Brodteig mit einer ſehr geringen Füllung von Schafs- oder Kalbfüßen, meiſt im Beſitze alter, merkwürdig häßlicher Weiber, die man sheeps' trotter women nennt. Die Geſammtzahl dieſer peripatetiſchen Speiſeſpender muß ausnehmend groß ſeyn.

Wie die angeführten Claſſen ſich weſentlich von einander unterſcheiden, ſo hat auch jedes einzelne Speiſehaus, zumal wenn es eines der Mehrzahl iſt, die ſich Abends in eine Trinkanſtalt verwandeln, ſeinen beſondern Charakter, ſeine eigenthümliche Geſellſchaft und dieſe ihre eigenthümliche Unterhaltung. Einige machen höhere, andere niedrigere Anſprüche; in dem einen verſammeln ſich nur Gentlemen, Männer von Erziehung und unabhängigem Vermögen, in dem andern nur Berufsleute. Kurz, ſo viele Stufen das Londoner Leben kennt, ſo viele Tavernen im weiteſten Sinne dieſes Wortes hat der Londoner Spekulationsgeiſt für ſie eingerichtet.

Wer ſeine Abende in Tavernen zubringt und ihre Eigenthümlichkeiten beobachtet, kann ſich bald ſeine Tavernenunterhaltung wählen, wie er ſich ein Stück in einem Theater wählen würde. Iſt er tragiſch geſtimmt, ſo geht er vielleicht in den „Star and Garter," wo er Freunden der Tragödie begegnet, Bewunderern von Macready und Charles Kean. Im „Bell and Crown" herrſcht das Luſtſpiel; hier wird auf das Wohl der Veſtris, der Nisbett und der Rainsforth getrunken. Im „King's Head" treffen ſich die Verehrer des Melodrams; da werden die Verdienſte des neueſten Stücks: „der bluttriefende Bandit, oder wie befindet ſich Ihre Frau Mutter?" genau erörtert, bisweilen auch die Handlung dem Worte und das Wort der Handlung angepaßt. Wer von den ſchönen Künſten, namentlich von Malerei ſprechen hören will, bemühe ſich in eine Taverne auf oder in der Nähe der Charlottenſtraße, Fitzroy Square. Die meiſten Gäſte ſind hier zuverläſſig Maler, Kunſtkenner und Dilettanten. Sie reden von Correggio's, von Raphaels und von elendem Zeuge, ſind einſtimmig der Meinung, daß die Gemälde auf der lezten Ausſtellung um Vieles beſſer geweſen ſeyn würden, wenn die Ausſteller mehr Mühe und Zeit darauf verwendet hätten, können ſich aber darüber nicht einigen, ob Turner, nachdem er früher die höchſten Kräfte der Phantaſie und Kunſt entfaltet, ſeine Farben zur reinſten Harmonie verſchmolzen, allen herkömmlichen Kunſtanſprüchen an einen engliſchen Maler meiſterhaft genügt, jezt das Recht habe oder nicht, Gemälde auf die Ausſtellung zu ſchicken mit Bäumen, Waſſer und Himmel, wie es auf Erden keine Bäume, kein Waſſer und keinen Himmel gibt, tours de force eines berühmten, toll gewordenen Farbenmiſchers. In ſolchen artiſtiſchen Tavernen werden auch dunkle, geheimnißvolle Geſchichten erzählt von übermäßig bezahlten, unbezweifelten Originalwerken alter Meiſter, die bei näherer Prüfung für Originalkopien von nichts weniger als Meiſterhänden erkannt worden ſind. Oder Verſatzſcheine werden herumgezeigt, die im Nachlaſſe eines armen Malers ſich gefunden, der halb vor Hunger und halb an Herzeleid geſtorben iſt, weil die Noth ihn gezwungen, ſeine Bilder naß von der Staffelei zum Pfandverleiher zu ſchicken.

In der Nähe der großen Hoſpitäler ſind die Tavernen hauptſächlich mit Studenten der Medizin und Chirurgie gefüllt, die hier eſſen, trinken und plaudern, während ihre rechtſchaffenen Eltern in der Provinz ſie in Vorleſungen, im Sektionszimmer oder hinter den Büchern vermuthen. Ohne Kenntniſſe ſind dieſe jungen Herren in der Regel nicht. Die Meiſten ſind mit der chemiſchen Miſchung und den medicamentoſen Eigenſchaften des Branntweins, des Biers und des Grogs vollkommen vertraut, in der Anatomie und Phyſiologie der Auſtern, der Hummer, der Kaninchen, der Schöpskoteletten und Beefſteaks iſt ihnen nichts dunkel, und ihre Geſpräche verbreiten ſich faſt immer über die Theorie und Praxis ihres Berufs. Nachdem vielleicht ein junger Mediziner mancherlei von einem hübſchen Mädchen zum Beſten gegeben, das heute Morgen als Fieberpatientin eingebracht worden, erzählt ein angehender Wundarzt, wie der Tagschirurg ſeine Handlanger angefahren, weil ſie aus Verſehen einem alten Mann, der auch daran

Digitized by Google

geſtorben, zur Ader gelaſſen, wie dann die Handlanger die Krankenwärter und hierauf die Krankenwärter die Patienten angefahren, wie der Gouverneur Wind davon bekommen und im Intereſſe des Hoſpitals Alles vertuſcht worden ſey.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

**Paris, December.**

(Fortſetzung.)

L'Epoque. — Théâtre français.

Von den an den Mauern von Paris angemalten Ankündigungen habe ich in frühern Berichten geſprochen. Man kann dreiſt annehmen, daß in und um Paris mehr als tauſend Quadratſchuh Oberfläche mit Anzeigen der Epoche bepinſelt worden ſind. Auch damit waren die Unternehmer noch nicht zufrieden. Sie ſtellten 50 Träger an, um das Journal auf Gaſſen und Plätzen abzuſetzen; dieſen Trägern gaben Sie eine Livree, wozu große tuchene Kamaſchen gehören, wie ſie die Bedienten in vornehmen Häuſern tragen. Auch der Kamaſchenmacher, den man gleich den Uebrigen zu befriedigen vergeſſen, hat ſeine Rechnung dem Gericht eingereicht. Die Unternehmer ſchickten dieſe Träger einmal Abends in die Theater mit dem Auftrag, von oben herab einen Schauer von Ankündigungen auf das Publikum herabregnen zu laſſen, was auch, zum großen Erſtaunen der Zuſchauer, ins Werk geſezt wurde. Das Parterre wurde mit Ankündigungen bedeckt, aber glücklicherweiſe nicht darunter erſtickt, wie die Gäſte des römiſchen Kaiſers unter dem von ihm veranſtalteten Blumenregen. Dieſe Burſche mußten aber vor der Polizei erſcheinen, weil ſie ohne Erlaubniß gedruckte Sachen öffentlich ausgetheilt hatten und weil ihre Ankündigungen nicht geſtempelt waren. Der Verfertiger der Preſſe, welche zum Drucke des Rieſenblattes dient, hätte eine Belohnung von den Unternehmern verdient, er konnte aber nicht einmal ſeine Zahlung bekommen und mußte ebenfalls Klage wider ſie führen. Somit iſt die Epoche mit Prozeſſen überhäuft; aber bei jedem neuen Prozeſſe, der ihr angehängt wird, erwähnen die andern Journale dieſes Blattes, mithin wird häufig davon geſprochen und es wird allmählig bekannt. Dieſes Mittel iſt freilich theuer und beſchwerlich, aber die Hauptſache iſt, Lärm in die Welt zu machen, und dieß iſt der Epoche ſo ziemlich gelungen. Ihr Advokat hat vor Gericht geäußert, Neid und Eiferſucht ſeyen die Haupttriebfedern der vielen Klagen wider das neue Blatt, denn es habe bereits 15,000 Abonnenten. Das wäre ein erſtaunlicher Erfolg in einer Zeit, wo ſo viele Blätter einander den Rang abzulaufen ſuchen; wer mag aber daran glauben? Durch die Jagd auf Abonnenten kommen überhaupt gegenwärtig die ſonderbarſten Spekulationen zu Tag. Da iſt z. B. ein Blatt, l'Eſtafette, welches einige Stunden ſpäter als die andern erſcheint und aus dieſen Nachrichten und politiſche Aufſätze entlehnt. Dieſes Blatt war bisher eines der theuerſten, weil es ſehr viel gab. Es hat jezt ſeinen Preis herabgeſezt, und da nun einmal Romane ein nothwendiges Ingredienz der Tageblätter geworden ſind, ſo verſpricht es auch Romane, aber keine neuen, ſondern alte, welche den Unternehmern nichts koſten. Es will mit Clariſſa Harlowe den Anfang machen! So wird denn das Publikum mit dem Abdrucke hundertjähriger Romane bedroht, wodurch ihm zulezt die Sucht nach Romanen doch wohl verleidet werden muß. Das Mäkeln mit Romanen iſt übrigens ein förmlicher Gewerbszweig geworden. Ein Spekulant der Art, Bethune, wird jezt von der „Preſſe“ vor Gericht belangt, weil er 5 Bände von Lamartine nicht geliefert habe, welche er ſich anheiſchig gemacht, für 12,000 Fr. zu liefern. Man kann unmöglich von Romanen ſprechen, ohne auf A. Dumas zu kommen. Nach einem Journal braucht er jährlich 100,000 Franken, um leben zu können. Auch haben die kleinen Tageblätter allerlei von ſeiner Lebensart, ſeinem Prunke, ſeinem Aeußern zu erzählen. Seine Bruſt, ſagen ſie, iſt ganz mit Ordensbändern behangen und er hat deren kaum weniger als Fr. Liszt; er macht ſich ſelbſt über dieſe Auszeichnungen luſtig und erzählt auf drollige Weiſe, wie er zu denſelben gekommen iſt, beſonders zu denen kleiner Fürſten, welche mit dergleichen Gaben ſehr freigebig zu ſeyn pflegen. Daß er mit einem Gehülfen einen ſeiner Romane in ein ungeheuer langes Theaterſtück umgewandelt, habe ich bereits gemeldet. Dieſes Stück wird noch immer faſt täglich gegeben. Das Publikum geht um 6 Uhr ins Schauſpielhaus und kommt um 1 Uhr Morgens wieder heraus. Wer weit wohnt, iſt gegen 2 Uhr wieder zu Hauſe. So etwas ſchreckt aber die Pariſer nicht ab. Eben weil heute der Schauſpielſaal voll war, füllt er ſich morgen wieder, und weil ſo viele Leute das lange, ſonderbare Stück, worin die Hinrichtung König Karls I. von England vorkommt, geſehen haben, wollen Andere es auch ſehen.

Das Théâtre français hat in wenigen Wochen drei große neue Stücke gegeben, und zwar ein Trauerſpiel und zwei Luſtſpiele: „Johanna von Flandern,“ „wechſelſeitiger Unterricht“ und „der redliche Mann.“ Keines von den dreien hat gefallen und das Théâtre français muß ſich nach etwas Anderem umſehen. Dlle. Rachel iſt die einzige tragiſche Schauſpielerin, welche das Theater füllt, und wenn ſie nicht ſpielt, wagt die erſte Bühne Frankreichs es ſelten, ein Trauerſpiel zu geben. So bleibt ſie großentheils auf das Luſtſpiel beſchränkt; aber auch hier gehen ihr die Talente aus und Dlle. Mars hat noch immer keine Nachfolgerin. So oft die Rachel auftritt, iſt das Theater zum Erdrücken voll und ſchon geraume Zeit vor Oeffnung der Thüren ſind keine Eintrittsbillete mehr zu bekommen. Dieß ſind die goldenen Tage des Théâtre français; aber zwiſchen denſelben liegen manche bleierne oder eiſerne. Das lezte der genannten neuen Luſtſpiele hätte immerhin Glück machen können, denn der darin geſchilderte Charakter, der des anſcheinend oder vorgeblich redlichen Mannes, welcher aber nichts deſto weniger überall ſeinem Privatvortheile nachgeht und kein Mittel ſcheut, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, iſt aus der Natur gegriffen und der Schilderung werth. Solche redliche Leute trifft man im geſellſchaftlichen Leben gar häufig. Dem Verfaſſer, Namens Augier, hat dabei Molière's Tartuffe vorgeſchwebt, und er hat ſich nicht allein das Molièresche Luſtſpiel, ſondern auch die Molière'ſche Sprache zum Muſter genommen, woraus denn ein Stück entſtanden iſt, welches halb alt und halb jung ſcheint, dem aber gerade das fehlt, was Molière ſo groß gemacht hat, die geniale Entwickelung des darzuſtellenden Charakters. Der Verſuch iſt lobenswerth; leider aber iſt mit Verſuchen dem Théâtre français nicht gedient.

(Schluß folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Digitized by Google

№ 312.

# Morgenblatt

## für

# gebildete Leſer.

Dienſtag, den 30. December 1845.

Inspicere tanquam in speculum in vitas omnium
Jubeo. —

Terentius.

## Die Stadt in England.

(Schluß.)

Aehnliches geſchieht unter den Rechtskandidaten in den Tavernen unweit der Gerichtshöfe. Man erſtaunt, mit welcher Beredtſamkeit, wie gewandt und freimüthig dargethan wird, daß Denman ein großer Narr, wie der Lord Oberkanzler in der und der Sache gänzlich fehlgeſchoſſen, daß Coleridge einem Advokaten eine unerträgliche Grobheit geſagt und in einer gewiſſen nahe bevorſtehenden Unterſuchung wegen crim. con. anſehnlicher Skandal zu erwarten ſey. — Zwei Lieblingsorte der Sachwalter ſind das Grecian und das Temple Kaffeehaus, und ſo intereſſant es iſt, Männer mit theilweis ſehr berühmten Namen von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, ſo fand ich doch eines Abends Alles ſo ſtill und gemeſſen, daß ich mit dem einen Beſuche mich um ſo mehr begnügte, da mir jenes ruhige Verhalten der Herren Barriſters als eine Eigenthümlichkeit ihrer Zuſammenkünfte bezeichnet wurde.

Oft dagegen habe ich eine Taverne in Pimlico beſucht, wohin zuerſt ein Zufall, dann der Umſtand mich führte, daß Verſchiedenes aus der lauten und lebhaften Unterhaltung in meinen — mich deutſch auszudrücken — damaligen Kram paßte. — Die Taverne heißt the Queen's head, zum Kopf der Königin, ein in England ſehr übliches Schild. Die Gäſte waren faſt ſämmtlich hübſche, junge, gutgekleidete Männer mit Glacéhandſchuhen, ſchwarzſeidenen Halsbinden und glanzledernen Stiefeln. Bloß die Ringe an ihren Händen, die Nadeln auf der Bruſt und die goldenen Uhrketten über der Weſte widerſprachen ihrem Anſpruch auf fashionableness of the first water. Es thut in einer Londoner Taverne wie in engliſcher Geſellſchaft überhaupt nicht gut, namentlich wenn man Ausländer iſt, nach Verhältniſſen Anweſender ſich zu erkundigen. Der ohnedieß zum Argwohn geneigte Engländer ſchöpft Verdacht, muthmaßt mißgünſtige Abſicht und gibt entweder gar keine oder eine ſchwankende Antwort. So blieb ich wochenlang in Unwiſſenheit, wer die jungen Männer ſeyen. Das minderte aber nicht meine Theilnahme an ihrem Geſpräch, noch meine gute Meinung von ihrer geſellſchaftlichen Stellung. Ihr Geſpräch bewegte ſich ſtets um Gegenſtände des faſhionablen Lebens, und wenigſtens in einer Taverne hatte ich dieſe noch nie ſo im Detail und mit ſo viel Sachkenntniß erörtern hören. Die Herren waren lebendige peerages und baronetages, offene Auskunftsbücher in Betreff des engliſchen Adels; ſie wußten auf den Penny, was der Herzog Soundſo monatlich einnehme und der jüngſte Sohn der verwittweten Gräfin Dieunddie von ſeiner Mutter als

Digitized by Google

Jahrgeld empfange, ſie wußten die Viertelſtunde, in welcher die Trauung der Lady Cecilia mit Lord John ſtattfinden ſollte, ſie deuteten an, daß die Urſache der Trennung des Oberſten M. von ſeiner Gemahlin zu delikater Art ſey, um ſich darüber auszulaſſen, ſie hatten aber kein Bedenken, die Summe zu nennen, welche Lord N. vor wenigen Tagen bei Crockfords im Spiel verloren. Sie erzählten frank und frei, warum die junge Gemahlin des ſiebzigjährigen Marquis von O. am Tage nach der Hochzeit ihren Gemahl verlaſſen, wollten jedoch nicht behaupten, daß ihr Verhältniß zu dem polniſchen Grafen P. ſo genau ſey als die Welt glaube. Am häufigſten und mit einer ausnahmsweiſe beinahe verletzenden Rückſichtsloſigkeit ſprachen ſie von der Königin und dem Prinzen Albert, was die Königin und was der Prinz gefrühſtückt, warum Beide heute an dem köſtlichen Morgen eine halbe Stunde früher von dem gewohnten Spaziergange zurückgekehrt als geſtern bei dem abſcheulichen Wetter, wie ſchön Prinz Albert in großer Uniform ausſehe und wie im Gegentheil nur das feine Negligé die Königin gut kleide u. ſ. w. Endlich, gleichviel wodurch, enthüllte ſich das Geheimniß: die hübſchen, jungen, gutgekleideten Männer waren insgeſammt — Hoflakaien.

Soll ich zum Schluß meinen Tavernengeſchmack aufrichtig geſtehen, ſo bekenne ich, daß mir diejenigen die liebſten ſind, wo ich vorzugsweiſe Männer aus der achtbaren Claſſe der Gewerbtreibenden treffe. Nichts öffnet einen klarern Blick in das Leben des Londoner Mittelſtandes, nichts zeigt deutlicher, wie hoch die Londoner Gewerbsleute ihres Gleichen in der Provinz, und vielleicht nicht dieſe allein überragen, nichts ſtellt die Gediegenheit des wahren engliſchen Nationalcharakters in ein helleres Licht und verſöhnt mehr mit mancher ſchroff hervorſpringenden Seite, als die Geſpräche, wie ſie in ſolchen Tavernen Cours haben. Auch werden beſcheidene Fragen ſtets freundlich beantwortet, und ſtatt mich als Ausländer vernachläßigt zu ſehen, habe ich manche Auszeichnung genoſſen. Das bewog mich eines Abends, einen mir empfohlenen Landsmann, der des Engliſchen mächtig genug war, um einem Geſpräche folgen zu können, und der mich gebeten hatte, ihm wo möglich Einiges von den Londoner „Löwen" zu zeigen, mit mir in eine ſolche Taverne zu nehmen. Statt ihm zu ſagen, wer die Anweſenden ſeyen, erſuchte ich ihn, es aus ihrer Unterhaltung herauszufühlen. Nach einer halben Stunde geſpannter Aufmerkſamkeit verſicherte er, daß ihm das nicht ſchwer geworden, die Anweſenden ſeyen vermuthlich, wenn nicht Alle, doch meiſt gebildete Männer, die unabhängig von ihrem Vermögen lebten. Es waren aber Schneider, Schuhmacher, Zimmerleute und Maurer, aber allerdings Meiſter und von der beſſern Sorte. Der Landsmann wunderte ſich und knüpfte daran die Frage, ob ich etwa dieſe merkwürdigen Männer zu den Londoner Löwen zähle? — „Ich zähle ſie nicht bloß dazu," antwortete ich, „ſie ſind es auch. Dieſe klugen, umſichtigen Männer mit ihrer allgemeinen Bildung, ihrer ſcharfen und richtigen Beobachtung des Lebens, ihrem ehrlichen Fleiße, worauf ſie ſtolz ſind, und ihrem rechtſchaffenen Streben nach Vorwärts, wodurch ſie ihre jetzige Stellung ſich erworben haben, ſie ſind die wahren Repräſentanten und Träger der politiſchen Größe und der innern Wohlfahrt Englands. Als ſolche ſind ſie nicht allein ſelbſt Londoner Löwen, ſondern ſie ſchaffen auch hieſige Löwen, erhalten ſie und ſchützen ſie vor dem Untergange." — „Ich glaube zu errathen, was Sie damit ſagen wollen," äußerte der Landsmann. „Sie meinen, dieſe achtungswerthen Männer repräſentiren die aufgehäuften Erſparniſſe der engliſchen Nation, mittelſt welcher England geworden iſt, was es iſt." — „Zum Theil haben Sie richtig gerathen," verſetzte ich, „und erzählen Sie bei Ihrer Heimkunft, daß Sie die hieſigen Merkwürdigkeiten, die ſogenannten Löwen, St. Pauls Cathedrale, den Tower, die Weſtminſterabtei und ähnliches geſehen haben, ſo vergeſſen Sie nicht, in jenem Sinne hinzuzufügen, daß Sie auch die Männer geſehen, welche dieſe Merkwürdigkeiten gebaut haben und erhalten."

## Poetiſche Reiſebriefe.

(Fortſetzung.)

Als ich in Bregenz zu Schiffe ging, war der Himmel und der See recht trübe und dumpf. Rings hingen die Regenwolken nieder bis auf die Wellen, flaches und gebirgiges Ufer ward von ihnen dicht verhüllt. Ich liebe ſonſt den Bodenſee, er gab mir mit ſeinem weitgeſtreckten Bette und ſeinen heitern Ufern jederzeit das Gefühl frohſamer Freiheit; dießmal flüchtete ich mich gerne in die Kajüte und ſuchte ihren ſtillſten Winkel. Um meine zögernd folgenden Gedanken nachzuſpinnen, nahm ich ein Buch zur Hand, ich fand aber eines, das ihre Schlingungen nur um ſo feſter um dieſelbe Spindel wand. „Frühlingslieder aus Tirol," hatte es ſein Pathe, Adolf Pichler, getauft; kein anderes chriſtliches Werk hat er an dieſem Kindlein ausgeübt, nicht einmal einen vorredlichen Laufzettel ihm in die Taſche geſchoben, nicht einen Pfennig aus ſeinem eigenen Beutel ihm in die Hand gedrückt. Ich denke mir darum den Mann mit etwas Goetheſcher Genüglichkeit, die Poeſien des Kleinvolks ſichtend und richtend, die er, wohl möglich mit einigem Schweiße, colportirte und durch die heimiſchen Preßengwege an's Licht der Oeffentlichkeit beförderte. Es iſt ihm gelungen und

Digitized by Google

darum mag es Beſcheidenheit heißen, daß er auf dem Titelblatt mit einer Zeile ſich begnügt, wo er Andern viele Seiten im Buche ſelbſt vergönnt.

Das Buch erſcheint mir als ein Käfig, in dem einige Vögel ſitzen und ſingen, die einen kecken Waldgeſang, der freilich anders lautet im Bauer als im freien Forſt, die andern wohlanſtändige Weiſen, wie ſie ihnen im Schulton vorgeorgelt worden. Achtzehn junge Tiroler, meiſt Schüler aus allen Fakultäten, bringen ihre Lieder herbei; ſie wollen es nicht länger tragen, daß es in Tirol keine Poeten gebe, wie „draußen der Hohn ziſchle." Es iſt eine eigene Sache um dieien Liederdrang, um dieſe Dichtereiferſucht, es iſt aber auch etwas Eigenes um dieſe tiroliſche Poeſie überhaupt.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Tirol trotz ſeiner bilderreichen Natur niemals bedeutende Landſchaftmaler beſaß. — Koch, den man hier zum Einwurfe brauchen möchte, malte Kochiſche Landſchaften, ihm hat bei ſeinem Style eher Frau Italia als die rhätiſche Jungfrau die Hand geführt. Dieſelbe Wahrnehmung dürfte auf die Dichtkunſt zu übertragen ſeyn, ſo geneigt auch wohl Jeder iſt, eine Fülle von Poeſie in Land und Volk ſelbſt zu erkennen. Lezteres beſonders, bei dem es im Stammgeblüte liegt, hatte auch und hat noch ſeine erbeigenen Lieder und Sänger, auch ſeine Mährlein hat es nicht alle vergeſſen; doch das iſt wildwüchſiges Laub und Kraut, und die Dorfzither hat nicht mitzuklingen, wenn von Kunſt die Rede geht. Als das Leben noch ſelbſt in phantaſtiſcheren Formen auftrat, als die ideelle Anſchauung nicht ſo hart im Raume zuſammenſtieß mit den wirklichen Geſtaltungen, mag in Tirol auch das Geſchick für veredelte Dichtung allverbreitet geweſen ſeyn. Aus den zahlloſen Burgen tönten ſicherlich viel ritterliche Harfen, wir kennen manchen Herrn mit Namen, der da mit den Schwaben um die Wette ſang, und dieſe Liederluſt hielt mit gebirgiſcher Zähigkeit noch bis in die ſpäteſten Herbſttage des Mittelalters. Dann aber kam die Zeit des Streitens, des Betens, das warme Blut begann zu ſtocken, und war es draußen ſchlimm beſtellt um die heitere Kunſt, ſo ſtand es um ſo ſchlimmer in dem Lande, wo Alles, auch das Ueble und Schlechte, gerne zu einer hartbrüchigen Danerbarkeit verwächst.

Jenſeits der Berge war die Auferſtehung der deutſchen Poeſie längſt geſchehen, da horchte man hier noch mit halbem Ohr und ſchwieg manchmal nicht ohne kritiſche Behaglichkeit. Heutzutage hat man für dieſes etwa gerügte Schweigen die gewichtige Gegenrede angewendet, daß die Tiroler etwas gethan hätten, während Andere nur zu ſchwatzen wußten, eine achtbare Entgegnung der Söhne, von der aber die Väter ſchwerlich Gebrauch gemacht hätten, weil ihnen der Zuſammenhang ihrer Inſurrektion mit der deutſchen Poeſie weniger klar ſeyn mochte, als er vielleicht heute ſich ausſpricht. Die Epigonen waren es zuerſt, die ſich mit zu betheiligen anſchickten in Sachen der neuern Muſen, beſonders der chriſtlich getauften, der germaniſch erzogenen.

In den zwanziger Jahren ergab ſich aus dem Zuſammentreffen begabter Angeregter zu Innsbruck eine Art Dichterbund, der den Göttinger in tiroliſcher Verſpätung erueute und Almanachsfrüchte trug, die zu den beſten dieſer Sorte gehören. Die Bande lockerten und lösten ſich bald, aber die Luſt verblieb und der Trieb eines Jeden ſchoß auf, wie er's nach Boden und Klima und inwohnender Art und Kraft vermochte. So wurden die tiroliſchen Dichter, die man in unſern Tagen ausreiten ſah in den Roſengartenſtreit, Kränze und Küſſe ſich zu holen von der holden Frau Kritika und ihrem Gefolge. Es waren die Streiter auch wohl geübt zu Schwertesſchlag und Heroldsruf, wie wir erſehen haben, dennoch wollte kein nachhaltiges Echo wach werden im Ringe der Zuhörer.

Es iſt dieſen Dichtern eigen, einen Nachdruck auf ihre vaterländiſche Deviſe zu legen, ſie haben alle den rothen Adler auf ihren Rock genäht und laſſen die Trutzfedern am Hute ahnen, wenn auch nicht ſehen. Das iſt recht gut, eines jeden Landes Sohn trage mit Stolz deſſen Farbèn und gebe ſich als ein Kind ſeiner Mutter, ſelbſt wenn ſich etwas provinzielle Sonderungsluſt darin verhüllen ſollte, wie man bei den in Rede Stehenden vermuthen darf, da nicht alle von ihnen deutſche Dichter zu heißen wünſchen, ſo lang man Schiller und Goethe zu dieſen zählt. Seltſamer Weiſe wird man aber, wenn man Tirol kennt, gerade dieſes mit ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit am wenigſten wieder erkennen in den Liedern und Leierklängen beſagter Poeten. Die allbekannten Schlagwörter finden ſich freilich in allen dieſen Büchern, vom Oswald Wolkenſtein, dem Barden, bis zu Andreas Hofer, vom Schlachtgeſang der Brennen bis zum bäuriſchen Schwögelmarſch, Adler und Edelrauten horſten und wachſen auf den Kulmen dieſer Gedichte, Pulverdampf und Weihrauchwolken verhüllen manche Strophe, es heißt Tirol das Land der Treue und der Freiheit, und auch von friedlicheren Dingen, Alpenroſen, Heerdenglocken, Silbergletſchern und Kryſtallſeen iſt allſeitig die Rede.

(Schluß folgt.)

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Aus der Niederlauſitz, December.

Verhältniß des Landes zum übrigen Deutſchland.

Nach vieljährigen Vorbereitungen, mehrfachen Vermeſſungen und Streitigkeiten, welche durch Anſprüche von ent-

gegengeſezten Seiten hervorgerufen, endlich aber zur Befriedigung der Niederlauſitzer durch einen Ausſpruch der königlich preußiſchen Regierung beigelegt wurden, ſchreitet jezt der vor zwei Jahren begonnene Bau der niederſchleſiſch-märkiſchen Eiſenbahn ſeiner Vollendung entgegen, ſo daß dieſe Bahn in ihrer ganzen Ausdehnung von Berlin bis Breslau um die Mitte des Oktobers 1846 befahren werden kann. Sie berührt zwiſchen den Hauptſtädten Berlin und Breslau die namhaften Städte Frankfurt an der Oder, Guben, Sorau, Sagan, Bunzlau, wo in ſie die Bahn von Dresden nach Breslau einmündet, und Liegnitz, durchſchneidet alſo den öſtlichen Theil der Niederlauſitz von Norden nach Süden. Gerade für dieſe Landſchaft hat ſie die höchſte Wichtigkeit, weil ſie dieſelbe dem öffentlichen Verkehr zurückgibt, nachdem die Niederlauſitz mit dem übrigen Deutſchland, ja ſelbſt mit dem ihr früher eng verbundenen Sachſen und dem nachbarlichen Brandenburg ſeit beinahe einem Jahrhunderte faſt ganz außer Verbindung geweſen war. Denn ſo lange die Landſtraßen Deutſchlands überall in jämmerlichem Zuſtande ſich befanden, ſcheuete der Handel auch die tiefen Sandwege der Niederlauſitz nicht, deren Städte, vor allen übrigen Guben, während des Mittelalters namentlich mit den Handelsorten an den Küſten der Oſt- und Nordſee bedeutende Geſchäfte machten. Die Fortſchaffung der Waaren wurde damals, wie noch jezt zum Theil, durch die (von den Gubenern bereits um 1200 eifrig betriebene) Flußſchifffahrt auf der Neiße, der Oder und der Spree erleichtert. Seit aber Kunſtſtraßen, welche in Norden und Süden, Oſten und Weſten an der Niederlauſitz, ohne daß eine ſie durchſchnitt, nur vorbeiſtrichen, in den benachbarten Ländern gebaut wurden, ſanken auch raſch in jener Landſchaft Handel und gewerbliche Betriebſamkeit, welche indeß ſeit einem Vierteljahrhundert zu ihrer mittelalterlichen Bedeutſamkeit ſich wieder zu erheben angefangen haben. Um beide noch mehr zu unterſtützen, beabſichtigen die Stände den Bau einer Zweigbahn von Guben nach Rieſa an der Elbe, welche dann die Niederlauſitz von Nordoſten nach Südweſten durchſchneiden und die weſtlichen Landestheile die den öſtlichen gegenwärtig gewährten Vortheile mit genießen laſſen würde.

Unter dieſen Vorbereitungen auf eine nahe Zukunft ſcheint es mir an der Zeit, meine Landsleute im übrigen Deutſchland mit einem vaterländiſchen Gaue bekannt zu machen, von welchem Viele wohl kaum jemals haben reden hören. Ich ſpreche hier meine eigene Erfahrung aus. Faſt überall, wohin ich in unſerem ſonſt gut unterrichteten Deutſchland gekommen bin, bedurfte es erſt weitläufiger Erklärungen mit Beziehungen auf Berlin, Breslau, Dresden und Leipzig, um ſelbſt gebildeten Leuten ſo recht deutlich zu machen, wo eigentlich die Lauſitz liege. Fürſt Pückler, ein geborener Lauſitzer, ſcheint daſſelbe erfahren zu haben; denn in einem ſeiner Werke ſcherzt er nach ſeiner beißenden Weiſe über die Verſchollenheit ſeines Vaterlandes, welchem er als Gartenkünſtler noch mehr denn als Schriftſteller zu hoher Zierde gereicht. Leopold Schefer, Ernſt Freiherr von Houwald, Süßmilch und viele andere Namen älterer und neuerer Zeit haben im deutſchen Schriftthume einen guten Klang; aber des Gaues, in welchem dieſe Männer geboren ſind und den größeren Theil ihres reichen Lebens zugebracht haben, gedenkt man nicht. Ein preußiſcher Offizier behauptete einmal ſcherzweiſe, die Lauſitz ſey erſt 1816 von einer auf Irrfahrten begriffenen Abtheilung Brandenburger Truppen wirklich entdeckt worden. Der König von Preußen ſoll auf ſeiner Reiſe durch die Lauſitz während der lezten Tage des Mais und der erſten des Junis 1844 wiederholt geäußert haben, ſo viel Annehmlichkeit und Wohlſtand habe er in dieſem Landestheile zu finden nicht erwartet.

(Schluß folgt.)

## Paris, December.

(Schluß.)

Theater. — Taſchendiebe. — Taſchenſpieler.

Noch weniger Glück als das Théâtre français macht das wieder eröffnete Odeon, trotz der ſchönen Verheißungen des Prologs. Das arme Theater will nicht voll werden; das Publikum läuft zu der Marie Jeanne im Theater der Porte St. Martin und läßt das Odeon ſeine Luſt- und Trauerſpiele in der Wüſte des Saals aufführen. Beutelſchneider ſollen vortreffliche Geſchäfte im Theater der Porte St. Martin machen, da beim großen Gedränge leicht zu ſtehlen iſt. Erſt geſtern Abend ſind zwei derſelben ertappt worden, von denen einer, Namens Noiret, ein Künſtler und zwar ein Bildhauer, dem Beethovenfeſte zu Bonn beigewohnt, das ſelbſt fleißig geſtohlen hat und der preußiſchen Polizei glücklich entgangen iſt. Er ſoll ſeinen Bruder, der angeblich derſelben Kunſt ſich widmet, eigentlich aber nur jenem im Stehlen half, nach Bonn mitgenommen haben; dieſer aber ſoll zu Brüſſel ertappt worden ſeyn und daſelbſt feſtſitzen. Man erzählt ferner von dieſem Taſchendiebe, er habe nie Geld oder Geſchmeide geſtohlen, ſondern bloß auf Brieftaſchen Jagd gemacht, in der Hoffnung, Banknoten oder ſonſtiges Papiergeld zu erbeuten. Er war ein Gauner der vornehmen Klaſſe. Wenn er vor den Aſſiſen erſcheint, darf ſich das Publikum intereſſante Verhandlungen verſprechen. — Im Cirque olympique beluſtigen zwei gut abgerichtete Elephanten das Publikum, und ein Taſchenſpieler Namens Oudin bringt etwas ganz Beſonderes und, wie ich glaube, bisher Unerhörtes. Man weiß, mit welchem Gepränge man ſeit mehreren Jahren magnetiſche Seher und Seherinnen dem Publikum vorführt, die durch Binden, Bretter und Mauern ſehen. In Frankreich haben ſolche Hellſeher zwar nicht ſo viel Glück gemacht als in Deutſchland, indeß haben ſie doch auch ihre Anhänger, und ein hieſiger Arzt Namens Teſte hat ſchon ſeit mehreren Jahren eine Somnambule in ſeinem Solde, mit der er die ihn zu Rathe ziehenden Kranken heilt oder wenigſtens behandelt, indem er, wie er vorgibt, bloß das von der Nachtwandlerin Vorgeſchriebene auf's Papier bringt, ohne etwas vom Seinigen beizufügen. Jener Taſchenſpieler Oudin nun ſtellt dem Publikum einen Knaben vor, der keineswegs ſomnambul, ſondern völlig wach und munter iſt. Dieſem werden die Augen mit dicken Tüchern verbunden, durch welche man dem Anſchein nach nicht das Geringſte ſehen kann, und dennoch unterſcheidet dieſer Knabe alle ihm vorgelegten Gegenſtände, gibt Stunde, Minuten und Sekunden auf jeder ihm vorgehaltenen Uhr an u. ſ. w. Dieſe Kunſt ſcheint den Zuſchauern ein gewaltiges Argument wider das magnetiſche Hellſehen. Es wäre aber intereſſant zu erfahren, wie das Ding zugeht, denn Hexerei iſt es gewiß nicht. Dg.

---

Beilage: Kunſtblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Digitized by Google

№ 313.

# Morgenblatt

für

# gebildete Leſer.

Mittwoch, den 31. December 1845.

Die vom Urſprung aus
Einer Mutter entſtammen,
Als ein großes Haus
Sollen ſie wohnen zuſammen.
Rückert.

## Ein Lied von der Aar.

Ich ſtand an deinem Wiegenbette,
Du wunderlieblich Schweizerkind,
Wo aus ſmaragdner Gletſcherkette
Hervor dein junges Leben rinnt.

Ich ſah dich durch die wilden Klüfte
Hintanzen freud'gen Jugenddrangs,
Beim Wiederhall der Bergeslüfte
Vom Brauſen deines Wellenklangs.

Ich ſah dich nahn der ſtarren Klippe,
Die jählings abſtürzt in die Schlucht —
Wird nicht die dräu'nde Doppelrippe
Rückdämmen deine raſche Flucht?

Im Schmuck des Scepters und der Krone
Sprengſt du mit blinkendem Geſchoß
Hinab, thatkühne Amazone,
Auf ſchäumend weißem Wellenroß.

Das war ein Meiſterſprung! Nicht viele
So kühn gibt's ſelbſt im Schweizerland,
Wo doch der Wellenroſſe viele
Ich herrlich niederbrauſen fand.

Und weiter, weiter vor im Tanze
Durch felsumragte Wieſenflur,
Und überall vom Bergeskranze
Ziehn, angelockt von deiner Spur,

Zuthale muntre Schweizerknaben,
Ein ſilberbandgeſchmückter Troß,
Ihr junges Leben zu begraben
In deinen jungfräulichen Schooß.

Nun ſtrömſt du mächtiger und milder
Vorüber Thalen ſchon und Höhn,
Begrüßend ſtolze Wappenſchilder,
Dich badend in kryſtallnen Seen.

Manch alte Stadt auf deinen Wegen,
Und manch ein Dorf voll Kraft und Muth,
Und überall der Fülle Segen,
Und überall der Freiheit Gut.

Digitized by Google

So durch Helvetiens Auen windeſt
Du fort dich, dürſtend des Vereins,
Bis du den Arm des Gatten findeſt,
Des Alpenſohns, des deutſchen Rheins.

O daß zu dieſem ſchönen Bunde
Ich ſingen dürft' ein deutend Lied,
Das künft'ger Tage frohe Kunde
Bedrängter Gegenwart verrieth!

Dann ſäng' ich von des Tages Leben,
Der Schweizerland und Niederland
Der deutſchen Mutter heimgegeben
Durch ihrer Ströme heilig Band.

Ich ſänge von des Volkes Wonne
Aus Nord und Süd, aus Oſt und Weſt,
Das leuchten ſieht die goldne Sonne
Zum dreigekrönten Einheitsfeſt.

Das wär' ein Rheinbund! Deutſche Brüder
In Oſt und Weſt, in Süd und Nord,
Schlagt Eiferſucht und Hader nieder
Vor ſolchen Bundes Freudenport!

Lernt euch als Eines Stamms erkennen,
Wie Eine Sprach' euch eigen iſt,
Und laßt euch nimmer wieder trennen
Der Mächt'gen und der Pfaffen Liſt!

Dann, deutſches Volk, dann wirſt du fliegen
Ein Königsadler frei und hehr,
Geſchmückt mit immer neuen Siegen,
Vom Quell der Aar bis in das Meer.

Heinrich Stieglitz.

---

## Poetiſche Reiſebriefe.

(Schluß.)

Von allem dem ſoll und muß geredet werden; ich habe aber nie finden können, daß es auf gut tiroliſch geſchehen iſt. Es iſt nicht zu verkennen, daß die gegebenen Richtungen der deutſchen Poeſie ſich Kanäle gruben bis in dieſe Thäler, ohne daß ihre Fluthen von heimathlichen Bergquellen aufgefriſcht worden wären. Wie man vielfach beobachten kann, daß ältere Männer, wenn ſie in ihrer Kleidung eine gewiſſe Zierlichkeit beibehalten, es bei der Mode bewenden laſſen, die als die lezte galt in ihren Stutzertagen, ſo haben die tiroliſchen Dichter jene Deutſchen nachgeahmt, denen ſie in ihrer Jugendzeit ſich hingegeben hatten. Darum findet man Glypsabgüſſe Goethe'ſcher Proſa in ihren Novellen neben dem muntern Reimtrab Bürger'ſcher Balladen, Schiller'ſche Reflexionstrochäen und epigrammatiſche Diſtichen, „mondbeglänzte Zaubernächte" Tieck'ſcher Romantik ſteigen herauf in ihren Goldſchnittbüchlein, Klopſtock'ſche eichenbekränzte Skalden harfen von Hermanns Söhnen, und ſchon wagt es der Witz jüngerer Singvögelein, Mathiſſon und Salis auferſtehen zu laſſen, die ihre „Dämmerungsſchleier" und „zirpenden Heimchen" von den Naturmalern der erwähnten Schule reklamiren. Damit ſoll nun nicht geſagt ſeyn, daß ihre Dichtungen Kopien ſeyen, nur der ſogenannte Stich läßt ſich ſelten überſehen.

Ein paar, bei denen Originelles überwiegt, ſind nicht viel glücklicher im Erfolge geweſen. Das Beſte, was der Eine von ihnen ſchrieb, verkam in der Grabbe'ſchen Wirthſchaft des Dichters, weil es doch nicht an's Tageslicht herausgeben durfte, weil die ſichern Schüſſe ſeiner Satire in die Luft geſchoſſen, ſein Kampfſchwert zu Don-Quixotes Streichen verdammt worden. Wenn wir an den Liedern des Andern Feſſelſpuren zu erkennen meinen, die er ſtolz und ſich ſelber täuſchend umwindet mit Blumen, Prieſterſtolen und Kokardenbändern, ſo iſt damit wohl kein Blatt gebrochen aus dem Dichterlorbeer des Mannes, der ſich ſolche Ehrenzweige brechen wollte, unbekümmert, ob der Baum auf gutem Grunde aufwuchs, oder auf dem Acker, „der genannt iſt der Blutacker." Außer den Grenzen hat den Leztgemeinten das billigſte Wohlwollen gelten laſſen in ſeiner unerklärbaren Eigenheit, und ſeine Berge wie ſeine Zelle hielt man eben für das Treibhaus ſolcher „Mandel- und Oſterblüthen;" anders nahmen ſeine Landsleute dieſes Verſenken in Blüthenkelche und Wundmale und ſprachen von Pantheismus ſo laut wie von aſcetiſcher Verhimmelung; die meiſten aber meinten, „das verſtänden ſie nicht."

Wo iſt nun die tiroliſche Ader, deren Pulsſchlag alle dieſe Dichter gefühlt wiſſen wollen von ihren Leſern? — Mir wär' es die liebſte Freude geweſen, hätt' ich das Wehen der Bergluft gefühlt, Laute vernommen, wie ich der Natur ſie abgelernt; nur ſelten zog ein ſolcher Athemzug durch meine Bruſt, klang ſolch theurer Ton in mir an, als ich die Lieder dieſer Tirolerſänger las, deren Namen ich nicht wiederhole, weil es mir deucht, es ſey ſchon öfters geſchehen, als es nöthig war, um ſie im Gedächtniß zu behalten.

Was ich hier von ihnen ſagte, iſt eigentlich das ſtille Bekenntniß, das mein Kopf und mein Herz ausgetauſcht in ernſten wie in froheren Stunden, und es hat nichts gemein mit dem, was man Kritik nennt. Nun ich mich von der Einſamkeit zu einem geſchriebenen Selbſtgeſpräch verleiten laſſen, dem dieß bekannte Thema zu Grunde

Digitized by Google

liegt, ſo mag ich's auch nicht ſtreichen. Für den Fall, daß man mich „mißhörte," müßt' ich's denn wiederholen, daß auf den Blättern meines innern Gedenkbüchleins keine Kritiken Platz haben.

Doch — da drängen ſich andere an mich heran, die auch Tiroler Dichter — werden wollen. Ihrer Lieder Frühgeläute weckt mich aus dem ſchweren Sinnen, in das mich ihre ältern Vorgänger gekettet. Ich hatte mein Ohr gelegt an den Klangboden ihrer Leiern, und es ſeufzte etwas heraus, das mir tief in die Seele ſchnitt, und ich hörte manches Lied, jezt verbrannt als Fidibus, verfault unter einem Kamelienſtrauch, oder verborgen in einem Breviere. Und dennoch — geht! — Ich kann euch ſo nicht nehmen, wie ihr euch gebt, und ihr könnt euch nimmer geben, wie ihr einmal genommen ſeyn wolltet. Dieſe jungen Geſellen haben ächte Farben auf den Wangen, das tappt geradezu in die Welt hinein und wird zweifelsohne auf die Naſe fallen, aber etliche werden auch wieder aufſtehen und weiter gehen. Das ſchüttelt aller Welt die Hände, im offenen Kragen ſingt das ſeine grünen Freuden und Leiden in alle Lüfte und ſchreibt ſeine Träume mit Roſenwaſſer und Rebenſaft, die es im ſchönen Wahne manchmal für ſein Herzblut hält. Auch ihr ſchwingt das alte Banner, das grüne und weiße? Den Adler darauf — färbt ihn euer Morgenroth ſo purpurn? — Seyd ruhig auf einige Minuten, ihr könnt euch wohl noch heiſer ſingen, ehe ihr gehört werdet, wo ihr's ſeyn möchtet.

Man hat euch „Jung-Tirol" getauft; es iſt aber ein Beweis, daß ihr nicht das ſeyd, wozu man euch machen möchte, weil nicht ihr, weil eure Gegner euch dieſen Namen gegeben haben. Noch hat euch ſein vornehmer Klang nicht verlockt, ſelbſt nach dem Narrenſeile zu greifen, mit welchem dieſes hohle Erz gezogen wird, damit es durch ſein eitles Geklingel die Vernünftigen ermüde und die Thoren aufwecke, ſich nach den gefährlichen Glöcknern umzuſehen. Ich mochte dieſes „Jung" niemals leiden vor Völkernamen; es hat mich nicht aufgefriſcht, wie Dinge, denen man auch das Wörtlein jung beiſezt — wie junges Grün und junge Roſen. Es hatte für mich immer die abwürdigende Nebenbedeutung des engliſchen young. Es iſt ein ſchönes Wort „jung;" ein ganzer Roſenhag ſprengt darin mit einemmale alle ſeine Knoſpen, eine Brut jauchzender Lerchen wirbelt gen Himmel. Es war ſo recht jugendlich frei und trotzig gemeint, als man es zuerſt vor den Namen eines Volkes ſtellte; ſo ſteht der zarte, hoffnungsgrüne Anflug neben dem welken, morſchenden Walde. Wer aber nahm das Wort ſo, in ſeiner unüberlegten Heiterkeit? — Weil die Jungen nicht darüber hinweg gekommen ohne jugendliche Sünden und Irrthümer, ſo wußten es die Alten ſchnell mit dem verächtlichen, ſtrafenden Accente zu belegen. Nun iſt es ein leidiges Wort, wenn es ſich hinſtellt vor irgend einen Ländernamen, es iſt feucht hinter den Ohren und pipſet ſo vorlaut. Es liegt für die Feinde aller Jugend eine gewiſſe Berechtigung darin, als Bubengelüſte ſchnöde abzuweiſen, was gereifte Männer begehren; die Völker werden nicht mündig geſprochen, weil ſie ſich ſelbſt für jung erklären. Das „junge Deutſchland" hat ſich ein Denkmal geſezt in den Aktenſtößen der Bundestagskanzlei. Es ſelbſt iſt zu ſeinen Jahren gekommen, hat ſich Weiber und Geſinnungen beigelegt, kultivirt die nobeln Paſſionen, und hat alle Anrechte auf anſtändige Beleibtheit und hofräthliche Zukunft. Es hat beinahe vergeſſen, daß es einmal wie ein ſchönes Gewitter am deutſchen Horizonte ſtund und ſo kühn blaue Blitze in das ſchläfrige Grau ſchrieb, ſo rückſichtsloſe Donner ſprach in der bänglichen Stille, daß die ungläubigſten Hände Kreuze ſchlagen lernten und man wetterläutete in allen Hofkapellen. Dafür erinnern ſich die Geängſtigten noch recht gut jener böſen Stunden, und wenn ſie hören von „jungen" Völkern, ſtellen ſie ihre Netze und Kafige zurecht, brechen ihnen die Flügel oder drücken ihnen die Köpfe ein. In den Wörterbüchern der Polizei lieſt man ſeitdem neben dem ſonſt unſchuldsvollen „jung" vom Umſturz der Altäre und der Throne, der Moral und der Polizei ſelbſt. Es iſt das Gefährlichſte, als „jung" denuncirt zu werden. Und euch iſt es geſchehen. Darüber ein andermal mehr.

---

## Korreſpondenz-Nachrichten.

### Aus der Niederlauſitz, December.

(Schluß.)

Oekonomiſche Zuſtände der Provinz.

Allerdings hat ſich der Wohlſtand der Niederlauſitzer Landwirthe erſt dann bedeutend gehoben, nachdem die Frohndienſte abgelöst, die Gemeinheiten getheilt und die früher ſchwer gedrückten und faſt rechtloſen Bauern freie Herren eines ländlichen Eigenthums geworden ſind. Er macht ſeit etwa fünfzehn Jahren wahrhafte Rieſenſchritte. Auf den Feldern und Wieſen bemerkt man überall mit Vergnügen Verbeſſerungen. An die Stelle erbärmlicher, ſchmutziger und ungeſunder hölzerner Blockhäuſer treten in den Dörfern immer mehr ſtattliche, reinliche, gemächliche Wohnungen und anſehnliche Wirthſchaftsgebäude aus Backſteinen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dieſe erfreulichen Erſcheinungen zum großen Theil als ein Verdienſt der weiſen und billigen Beſtimmungen der Feuerverſicherungsgeſellſchaften betrachten. Obſchon es in der Niederlauſitz noch große Sandſchollen gibt, ſo iſt doch der Boden im Ganzen recht fruchtbar und belohnt den auf ihn gewandten Fleiß. Allein den Bauern mangelt der rechte Sinn für Kultur und landwirthſchaftliche Verbeſſerungen. Ihn zu beleben, laſſen ſich die vor einigen Jahren

geſtifteten Kreisvereine der Landwirthe, welche in ihren Bezirken jährlich eine Thierſchau veranſtalten, ſehr angelegen ſeyn. Anpflanzungen von Obſtbäumen, welche im Niederlauſitzer Boden trefflich gedeihen und von Gutsherrn längs der Dorfwege verſucht worden ſind, erliegen leider häufig der Zerſtörung durch die rohe Hand muthwilliger Buben. Verſtänden die Bauern ihren Vortheil, ſo könnten ſie ſich in dieſer Beziehung nach Maßgabe deſſen, was die Gubener an Obſt hervorbringen und bis Kopenhagen, Stockholm und Petersburg ausführen, leicht einen jährlichen Ertrag von mehreren Millionen Thalern ſichern. Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer und Kartoffeln werden über den Bedarf der Einwohner erzeugt, Gartenfrüchte, beſonders eingelegte Gurken, Rüböl, Branntwein, Flachs, Hanf und andere landwirthſchaftliche Erzeugniſſe nach Sachſen, Brandenburg und Schleſien verhandelt. Jahre allgemeinen Mißwachſes in der Niederlauſitz kennt die Geſchichte nicht, weil die Feldfrüchte bei großer Trockenheit in den ſtets feuchten Niederungen, bei großer Feuchtigkeit der Luft auf den Anhöhen um ſo beſſer gerathen. Theurung und Hungersnoth ſind nur durch die Verheerungen der Kriege, welche das Land zuweilen betroffen haben, herbeigeführt worden. Wein wurde früher an vielen Orten der Niederlauſitz, z. B. um Luckau und Lübben, in Menge gewonnen; allein gegenwärtig baut man ihn im Großen und mit Sorgfalt nur noch um Guben, von wo er ſtark verſendet und in Brandenburg, Pommern und Schleſien unter fremden, meiſt franzöſiſchen Namen getrunken wird. Ich bin ſelbſt Zeuge geweſen, daß er durch ſeinen Wohlgeſchmack feine Weinkenner getäuſcht hat. Freilich kommt dabei viel auf zweckmäßige Behandlung, welche nicht jeder Winzer verſteht, und vornehmlich auf den Jahrgang an.

Der Wildſtand hat ſich gegen früher ſehr verringert; den anſehnlichſten hegt Graf Brühl in ſeinem umzäunten Thiergarten bei Pförten. Indeß findet der Jagdliebhaber überall noch ſeine Rechnung an Hirſchen, Rehen, Schweinen, Haſen, Füchſen, Hühnern u. ſ. w. Die meilenlangen Wälder, welche hauptſächlich aus Kiefern beſtehen, liefern zwar noch hinreichend Holz für den gegenwärtigen Bedarf, jedoch iſt es hohe Zeit, auf eine vorſichtigere Forſtwirthſchaft zu denken. Denn der Preis der preußiſchen Klafter Brennholz iſt ſeit 25 Jahren von 1 und 1½ Thaler bis auf 4½ und 5 Thaler geſtiegen, wozu theils der mit der gewerblichen Betriebſamkeit zunehmende Verbrauch, theils die mehr als früher benützte Ausfuhr nach Brandenburg das Ihrige beitragen. Spekulanten kaufen hier bisweilen Güter lediglich der Waldungen wegen, welche ſie niederſchlagen, und gewinnen ſo raſch und leicht den verhältnißmäßig niedern Kaufpreis wieder. Weil hiedurch Mangel an Brennholz fühlbar geworden iſt, ſo hat man ſeit einigen Jahren an mehreren Orten die bis dahin nicht beachteten Braunkohlenflöze und die ſtellenweis wohl an neunzig Fuße mächtigen Torflager mit Glück zu bearbeiten angefangen.

Die Einwohner der Niederlauſitz ſind vorherrſchend deutſcher Abkunft, theils (wie es ſehr wahrſcheinlich iſt) Ueberreſte der Semnonen, theils ſeit dem 12. Jahrhundert Einwanderer aus Franken und den Rheingegenden, theils ſpäter eingezogene Meißner und Thüringer. Die Mundart hat wenig Eigenthümliches, ſondern zeigt ſich als ein Gemiſch aus der meißniſchen und der brandenburgiſchen. Wenden wohnen ausſchließlich auf Dörfern, vornehmlich um Kotbus, Kalau und Lübben. Sie ſind jedoch faſt alle auch der deutſchen Sprache mächtig. Auf einer Reiſe durch den ſogenannten Spreewald, den eigentlichen Sitz der wendiſchen Bevölkerung, traf ich bloß einige alte Frauen, welche ſich im Deutſchen nicht ſicher und verſtändlich genug auszudrücken wußten, jedoch die deutſch an ſie gerichteten Fragen wohl verſtanden. Unter den jüngern Leuten habe ich keine Perſon gefunden, welche, wenn ſie ſich auch mit Vorliebe des Wendiſchen bediente, nicht fertig deutſch geſprochen hätte. Obgleich die preußiſche Regierung den Wenden keinerlei Zwang anthut, ſo ſcheint doch die wendiſche Sprache durch die Bedingungen des Verkehrs mit den Deutſchen immer mehr auszuſterben.

Kottbus, begünſtigt durch eine Kunſtſtraße, treibt einen anſehnlichen Speditionshandel. Unter den gewerbfleißigen Städten, wie Forſt, Spremberg, Finſterwalde u. a., behauptet Guben mit nahe an 12,000 Einwohnern, welche die Bereitung wollener Tücher vorzugsweiſe beſchäftigt, unbeſtritten den erſten Rang. Die eigenthümlichen Verhältniſſe dieſer alten deutſchen, von den ehemaligen Landesherrn, namentlich den thüringiſchen Landgrafen und den meißniſchen Markgrafen, mit wichtigen und einflußreichen Sach- und Ehrenrechten begabten Stadt erleichtern den Fabrikarbeitern die Erwerbung kleiner Grundſtücke, und die meiſten ſind bereits zu einem Beſitze der Art gelangt, welcher ſicherlich als ein treffliches Gegenmittel gegen das dem Fabrikweſen ſonſt inwohnende Gift betrachtet werden darf. Eines der ſächlichen Vorrechte Gubens war bisher die Bannmeile, innerhalb deren — ſie gleicht zwei preußiſchen Meilen — auf dem Lande ein zunftmäßiges Gewerbe nicht getrieben, auch Bier nicht gebraut werden durfte. Der lezte Landtag der Provinz Brandenburg hat dieſes Vorrecht aufgehoben, wodurch der Stadt ein Verluſt von einigen hunderttauſend Thalern Kapital erwächst. Hoffentlich wird ſie denſelben zu verſchmerzen wiſſen. Aus eigenen Mitteln hat ſie ſeit 1830 auf ſtädtiſche Gemeindebauten über 100,000 Thaler verwandt.

---

Auflöſung des Räthſels in Nr. 307:

Der Wink.

---

## Charade.

(2 homonymiſch.)

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen.
Goethe.

Dem Phöbus 1, dem Bachus 2 geweiht,
Von Dichtern 1 und 2 oft froh verſchlungen,
Und 1. 2. oft mit vielem Glück bezwungen
Und 1. auf 1. begeiſtert angereiht.

Wenn volles 2. der Gaben Bachus leiht
Und Amorn weckt — es iſt ihm leicht gelungen,
Ob den die Zeit auch ſchon in Schlaf geſungen,
Und ſich der dritte Gott zum Bunde reiht.

In Dithyramben ſtrömt ſich aus die Glut
Des Himmelsfeuers, das ſie angezündet,
Womit ſie roth geglüht ein warmes Blut;

Und 1. 2. hat der Himmelsmelodie,
Die dann ertönt, den rechten Takt verbündet,
Es regelt als Muſikdirektor ſie.

J. G. Moſer.

---

Beilage: Monatsregiſter December.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google